

Illustrirte Zeitung

Erscheint seit 1843

Nachrichten

über alle wesentlichen

Zeitereignisse, Zustände und Persönlichkeiten der Gegenwart, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Wissenschaft und Kunst

158. Band

Januar bis Juni 1922

Leipzig

Druck und Verlag von J. J. Weber

Illustrirte Zeitung.

158. Band. Januar bis Juni 1922.

Abkürzungen: B. = Beitrag. B.-B. = Beitrag mit Bildern. G.-B. = Gruppenbild. S.-B. = Szenen- oder Bühnenbild. T. = Titel. Abb. = Abbildung. Algr. = Algraphie. Aqu. = Aquarell. Erz. = Erzählung. Gem. = Gemälde. Lith. = Lithographie. Nov. = Novelle. Phot. = Photographie. Rad. = Radierung. Zeichn. = Zeichnung.

Allgemeines.

Länder, Städte und Völker.

Porträte, Biographien.

ILLUSTRIRTE ★ ZEITUNG



VERLAG VON J. J. WEBER ★ LEIPZIG

158. Band

Einzelpreis Mk. 7.— (für das Ausland Mk. 13.50)
Vierteljährlich Mk. 40.— (für das Ausland Mk. 75.—)

Nr. 4065







 Nummer 4065. 158. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4065. 158. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 40 M (Ausland 75 M). Preis dieser Nummer 7 M (Ausland 13 M 50 ₰). Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 6 M; bei Platzvorschriften werden tarifmäßige Aufschläge erhoben. 12. Januar 1922.



Adriatische Riviera
ABBAZIA GRAND HOTEL

Deutsches Haus. Restaurant, Pension, Dependance, **Strand-Hotel,** direkt am Meer. Zentralheizung. Warme Seebäder. **L. Zehentner.**

Schwarzwaldhotel „Waldlust" Freudenstadt
Herrlicher Winteraufenthalt für Sport und Erholung
Beste Verpflegung * Skilauf * Schlittschuh- und Rodelbahn * Tanz



BERLIN W Kurfürstendamm 33 a. a. Untergr.-Bahnhof Uhlandstr.
Pension Kurfürsten-Eck
40 gedieg. einger. Zimmer, Fahrstuhl, elektr. Licht, fließ. Warm- u. Kaltwasser u. Telefon in allen Zimmern. **Gute Verpflegung.** Höchste Referenzen. Mäßige Preise. Prospekt frei durch die Direktion. **Fernspr.: Steinplatz 9142.**

Dr. Petersons Sanatorium
Brambach i. V. Höhenluftkurort, ca. 600 Meter. Radiumkuren, Radium-Schrothkuren. Sog. zentrifugale Kuren. Prospekte.



Tannenhof
S.-R. Dr. Bieling Heilanstalt Friedrichroda in Thüringen.

Dr. Warda-Villa Emilia
Heilanstalt für Nervenkranke
Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

Gegen Gicht, Rheuma,
Kaiser Friedrich Quelle
Offenbach (Main)
Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden

Bad Blankenburg, Thüringerwald.
Dr. Karl Schulze's
Sanatorium Am Goldberg
Das ganze Jahr geöffnet. Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.

Bad Blankenburg Thür. Wald.
Waldsanatorium **„Schwarzeck"** für nervöse und innere Kranke. Leitende Ärzte: S.-R. Dr. Wiedeburg, S.-R. Dr. Poensgen, Dr. Weiss-Reval.

Bei
Korpulenz Fettleibigkeit
verlangen Sie ausführliche Broschüre über bisherige Erfolge über
Dr. Hoffbauer's Tabletten
Keine Schilddrüsenkur
Kein Abführmittel
Elefanten-Apotheke, Berlin SW. 212, Leipziger Str. 74 (Dönhoffplatz.)

Sanatorium Lindenbrunn bei Coppenbrügge
in Hann., Kreis Hameln, in herrl. Wald- u. Gebirgslage, 4 natürl. Schwefelquellen. Prosp. frei. **Dr. Netter.**

KURGARTEN-HOTEL
→ **Friedrichshafen a. B.** ←
Haus ersten Ranges. Mit allen Einrichtungen der modernen Hoteltechnik. Direkt am See gelegen. Erstklassiges Restaurant. Pensionsvereinbarung. Das ganze Jahr geöffnet.

Sachsens Wintersportplätze.

Oberwiesenthal (Sa.) mit Fichtelberg und Keilberg. 900—1200 m	
Altenberg-Geising mit Kahleberg. 600—900 m	**Johanngeorgenstadt** mit Auersberg. 700-1000 m
Annaberg (Sa.) mit Pöhlberg. 650—830 m	**Klingenthal (Sa.)** mit Aschberg. 550-930 m
Zittau Ausgangspunkt z. d. Zittauer Bergen (Oybin-Hochwald) 500-750 m	**Chemnitz** Ausgangspunkt zu allen Wintersportplätzen des Erzgebirges.
Bad Brambach im Vogtl. Radium-Mineralbad. Während des Winters geöffnet.	Dienstag, Freitag, Sonnabend Draht-Wetterberichte v. selben Tag; neuer Winterführer m. Angabe von Hotels u. Preisen i. allen **Verkehrsbüros.**



Wund- und Kinderpuder, Körperpuder, Fußstreupuder u. Pasta
LANULA
Chemische Fabrik
Langbein & Lange, Plauen i. V.
Inh.: Dr. R. Bauer.

Angenehmer Atem
Fluolin-Mundtabletten
desinfizier. u. beseitig. unangenehmen Geschmack — für **Raucher** unentbehrlich. Per Glas M. 5.—. Wo nicht erhältlich durch **Novopinfabrik, Berlin SW. 29 W.**

COLUMBIA OVERSEAS CORPORATION

IMPORT — 50 PINE STREET — EXPORT

NEW YORK U.S.A.

ÜBERNEHMEN EINKAUF DEUTSCHER FABRIKATE FÜR EIGENE RECHNUNG SOWIE AUCH DEN VERTRIEB ALS ALLEINVERTRETER UNTER BEVORSCHUSSUNG VON KONSIGNATIONEN.

UNTERHALTEN AUSSTELLUNGSRÄUME.

WIR INTERESSIEREN UNS BESONDERS FÜR SPEZIALMASCHINEN DER PAPIERBRANCHE, TEXTIL- UND LEDERINDUSTRIE, FÜR ANDERE KLEINMASCHINEN UND MOTORE SOWIE SPEZIALWERKZEUGE.

REFERENZEN ERWÜNSCHT UND ZUGESAGT.

KABEL-ADRESSE: „COLOVCO NEWYORK."



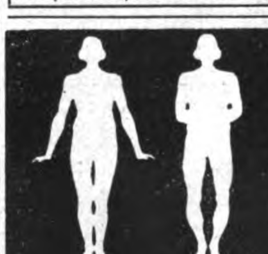
Invalidenräder
Krankenselbstfahrer, *auch mit Motorantrieb.* Krankenfahrstühle, solide Fabrikate. Katalog gratis.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 2.



Zucht u. Handlung edler Rassehunde
Richter & Co., Eisenberg S.A. 26
Lieferung sämtlicher reiner Rassehunde.
Jagd- u. Polizeihunde,
Schosshunde. Prachtalbum mit Illustr. u. Preisverzeichnis 5 Mark.
Illustrierte Preisliste 3 Mark.

Schierke
Bedeutendster Winterkurort und Sportplatz Mitteldeutschlands. Prospekte durch die **Kurverwaltung,** Telephon 50

Hotels:	Pensionen:
Fürstenhöh u. Kurhaus	Haus Wedel
Waldfrieden	Kurpension Oberschierke
Barenberger Hof	Haus Assmann
Hoppe	Haus Waldesruh
König	
Burghotel	
Goethehaus	Sanatorium



OuXBeine heilt
auch bei älteren Personen der **Beinkorrektions-Apparat**
Ärztlich im Gebrauch! Verlangen Sie gegen Einsendung v. 1. Mk. (Betrag wird bei Bestellung d. Apparats gutgeschrieben) unsere physiologisch anatomische Broschüre!
Wissenschaftl. orthop. Spezialhaus
„OSSALE"
Arno Hildner, Chemnitz 26b

Unter ständiger Kontrolle des Geheimrat Prof. Dr. Arnold.

Lysol SCHUTZ-MARKE.



Die antiseptische RASIER-SEIFE

Bon für 1 Gratistube

beugt Ansteckungen vor, desinfizierend, milde, gut schäumend. Lysolgeruch durch Parfüm verdeckt.

Sanatorium Schierke im Harz
Das ganze Jahr geöffnet.
Ärztliche Leitung: **San.-R. Dr. Kratzenstein.** Wirtschaftl. Leitung: **Th. Johannsen.** — Näheres durch Prospekt.

BARENBERGER HOF
Kurhotel ersten Ranges.
Villenkolonie Barenberg bei Schierke im Harz.
Näheres durch Prospekt. **Die Direktion.**

Allgemeine Notizen.

Eine deutsche Buchausstellung in Holland. Eine repräsentative Ausstellung „Das Deutsche Buch“, die einen Überblick über die moderne deutsche Buchkunst in sorgfältiger Auswahl geben soll, ist Anfang Januar in den schönen Räumen des Kunsthauses Kleykamp im Haag eröffnet worden. Die Ausstellung ist ein Werk der Deutschen Gesellschaft für Auslandsbuchhandel, die im Vorjahr die große Bücherschau „Das Deutsche Buch“ in Frankfurt a. M. mit ausgezeichnetem Erfolg veranstaltet hat. Die künstlerische Regie führt Professor Walter Tiemann, der bekannte Buchkünstler und Direktor der Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig. Über hundert große deutsche Verlagsbuchhandlungen und hervorragende Privatpressen haben sich mit ihren kostbarsten und gediegensten Schöpfungen an der Ausstellung beteiligt.

Kongreß der Deutschen Gesellschaft für innere Medizin. Der diesjährige Kongreß der Deutschen Gesellschaft für innere Medizin soll vom 24. bis zum 27. April in Wiesbaden stattfinden. Prof. Dr. Brauer-Hamburg-Eppendorf hat an Stelle des verstorbenen Prof. Dr. Gerhardt den Vorsitz übernommen.

Die dritte Bundestagung des Deutschen Schutzbundes findet zu Pfingsten d. J. in Ost- und Westpreußen statt. Sie ist so vorbereitet, daß die Teilnehmer aus allen deutschen Gauen und aus dem Ausland Gelegenheit haben, Ost- und Westpreußen genau kennen zu lernen. Das Programm sieht einen dreitägigen Aufenthalt in Königsberg mit Ausflügen nach dem nördlichen und östlichen Ostpreußen vor. Die Mitgliederversammlung und die sachlichen Beratungen finden in Allenstein statt; Hauptgegenstand der Verhandlungen sind Fragen der Aufklärungs- und Werbearbeit. Am Pfingstsonntag findet auf dem Jakobsberg bei Allenstein in Form einer großen volkstümlichen Feier, verbunden mit einem Trachtenfest, eine Begrüßung zwischen den deutschen Ostpreußen und den Vertretern der andern deutschen Gaue statt. Am Pfingstmontag geht es nach Marienburg; Quartier für die Tagungsteilnehmer wird in den nahen Bauerndörfern gemacht. Für Dienstag, 6. Juni, ist die ursprünglich auf den 11. Juli angesetzte Einweihung des Volksabstimmungsdenkmals in Aussicht genommen. Ein Empfang durch den Regierungspräsidenten im großen Remter der Marienburg bildet den offiziellen Abschluß der Bundestagung.

Danach wollen die Deutschen Danzigs die Teilnehmer zu einem Besuch der Stadt und des Freistaates einladen.

Deutsche Radiumtherapie an der Universität Granada. Eine neue Etappe auf dem Wege zur Wiederherstellung der internationalen wissenschaftlichen Beziehungen bedeutet der deutsche Röntgenkurs, der vor kurzem an der Universität in Granada stattgefunden hat und über den in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ berichtet wird. Bei der Eröffnungsfeier wurden die deutschen Professoren, die die Vorlesungen hielten, von Vertretern der Universitäten von Madrid und Granada herzlich begrüßt. Die Beteiligung an dem Kurs war sehr groß. Viele bekannte Ärzte aus ganz Spanien hatten sich eingefunden, um die neuesten deutschen Forschungen auf dem Gebiet der Radiumtherapie kennen zu lernen. Der Verlauf des Kursus war außerordentlich befriedigend, und dieser allgemeine Eindruck wurde bei dem Schlußbankett im Alhambra-Palast von allen Seiten hervorgehoben.

„Continental“-Neuerscheinungen. Im Anschluß an das kürzlich erschienene Continental-Tennisbuch hat die „Continental“ in Hannover nun auch ein Fußballbuch herausgebracht und damit einen neuen Beweis ihres Verständnisses für den Sport gegeben. Das vornehm ausgestattete und mit gutem Geschmack zusammengestellte Buch bietet sowohl dem Sportsmann als auch dem Laien viel Anregendes. Der Inhalt ist in drei Abschnitte gegliedert, die vom Fußball, Rugby und Hockey handeln. — Des weitern hat die „Continental“ eine neue verbesserte Auflage ihres Landstraßen-Atlasses herausgegeben; ein hervorragendes, durchaus zuverlässiges Kartenwerk für Kraftfahrer. Das mit Ganzleinen überzogene Buch kostet postfrei 40 Mk. und ist zu beziehen vom Verlag der Continental-Caoutchouc- und Gutta-Percha-Compagnie, Hannover.

Zur Pflege der Stickerei- und Spitzenkunst, zur Förderung der künstlerischen Frauen-Handarbeit überhaupt, wird von der Verlagsanstalt Alexander Koch in Darmstadt W. 73 schon im 22. Jahrgang die vortreffliche „Stickerei- und Spitzen-Rundschau“ herausgegeben, die wir unsern Leserinnen aufs wärmste empfehlen. Alle sechs Wochen erscheint ein reichillustriertes, reizvolles Heft mit farbigen Kunstbeilagen, und Mustern in Originalgröße. — Der Vierteljahrspreis ist 8 Mark zuzüglich der Kosten für Porto und Verpackung.

Die Daten der nächsten Frankfurter Messen. Wie uns das Meßamt Frankfurt a. M. mitteilt, wird die nächste Frankfurter Herbstmesse nicht in der Woche vom 24. bis

30. September, sondern vom 8. bis 14. Oktober 1922 stattfinden. Der Zeitpunkt der Frühjahrsmesse, 2. bis 8. April, ist unverändert geblieben.

„Kognak" und „Weinbrand". Entgegen der vielfach bestehenden Auffassung, daß jetzt schon die Vorschriften des Artikels 275 des sogenannten Friedensvertrages in Bezug auf die Bezeichnung „Kognak" zur Anwendung gebracht werden müßten, wird von der Landesstelle für öffentliche Gesundheitspflege darauf hingewiesen, daß zur Zeit der Paragraph 18 des Weingesetzes noch zu Recht besteht. Die Bezeichnung „Weinbrand" muß erst nach Erlaß der in Aussicht genommenen Novelle zur Abänderung des Weingesetzes für die deutschen Kognaksorten eingeführt werden. Zur Zeit ist also die Bezeichnung „Deutscher Kognak" noch zulässig. Das Wort Weinbrand des nicht zu überbietenden deutschen Kognaks hat nun aber bereits so fest Wurzel gefaßt, daß wir es ruhig bei Weinbrand statt Kognak belassen können. Zur Zeit kommen aus dem Westen große Mengen von sogenanntem Eau-de-vie, Mischungen von Weinbrand verschiedener Herkunft, die als „Kognak" in Deutschland in den Verkehr gebracht werden, obwohl sie den Anforderungen, die an Kognak gestellt werden, nicht entsprechen. Deutscher Weinbrand, das ist das Wahre!

Amerikanische Kleiderpakete. Auf Anregung und Wunsch des Central Relief Committee hat das Deutsche Rote Kreuz die Einrichtung von Kleiderpaketen neben den schon bestehenden Lebensmittelpaketen übernommen. Bestellungen auf diese Pakete können nur von amerikanischer Seite aus erfolgen, in derselben Form wie auf die Lebensmittelpakete. In Deutschland kommen die Pakete nur als Liebesgaben zur Verteilung und können hier nicht käuflich erworben werden. Sie werden in Deutschland selbst hergestellt und verwendet, ihre Bezahlung erfolgt aber durch ausländische Mittel. Überschüsse, die aus ihnen in Amerika und Deutschland erzielt werden, dienen zur Linderung der deutschen Notstände. Es ist dringend zu empfehlen, daß jeder, der in den Vereinigten Staaten Verwandte oder Freunde hat, diese auf die Möglichkeit, Kleiderpakete durch das Central Relief Committee, 247 East Street, New York zu bestellen, verweise. Bestellungen werden auf sechs verschiedene Pakete entgegengenommen, auf solche mit Erstlingsausstattung, mit Knabenausstattung, mit Mädchenausstattung, mit Haushaltungswaren, mit Männerausstattung und schließlich mit Frauenausstattung.

Eiserne Nerven verlangt unsere Zeit; werden doch heutzutage an die Leistungsfähigkeit der Nerven ungeheure Anforderungen gestellt. Täglich wird durch das rastlos tätige Gehirn ein Strom von Energie verbraucht. Soll der Organismus sich seine körperliche und geistige Leistungsfähigkeit bewahren, so muß für eine Kräftigung der Nerven und des ganzen Körpers Sorge getragen werden. Ein Nährpräparat, das wegen seiner unübertrefflichen Zusammensetzung, wegen seiner reinen Beschaffenheit, seiner prompten, stets gleichmäßigen Wirkung und nicht zuletzt wegen seines angenehmen Geschmackes sich die Gunst der Ärzte und des Publikums im Fluge erobert hat, ist das in weitesten Kreisen bekannte Nerven-Nähr- und Kräftigungsmittel Biocitin. Biocitin ist in der alten, bewährten Güte in Apotheken und Drogerien wieder erhältlich. Die Biocitin-Fabrik G. m. b. H., Berlin S 61/J, stellt Interessenten auf Verlangen gern ein Geschmacksmuster und eine Broschüre über „Rationelle Nervenpflege“ kostenlos zur Verfügung.

Freudenstadt im Schwarzwald. Niemand versäume, dem heimatlichen Schwarzwald auch im Winter seinen Besuch abzustatten, besonders Freudenstadt mit seinem gastfreundlichen Schwarzwaldhotel „Waldluft“, dem Glanzpunkt in Lage und Ausstattung. Auch der Kurverein bietet den Winterkurgästen durch Theater und Konzertaufführungen in dem neuhergerichteten Kurtheater, Schneelaufkurse und Eislauf auf dem herrlich gelegenen Waldsee anregende Unterhaltung.

Nordische Winterspiele und Kunstlaufmeisterschaften. Die Nordischen Spiele, die als internationale Wettbewerbe ausgeschrieben werden und von jeher auch in Deutschland großes Interesse hervorriefen, finden wieder im Februar in Stockholm statt. Im Rahmen der Spiele soll eine der drei Weltmeisterschaften im Kunstlaufen für Damen, Herren oder Paare zur Entscheidung gelangen. Die Nordischen Kunstlaufmeisterschaften für Damen- und Herren-Einzellaufen sowie Paarlaufen, offen für Norwegen, Finnland, Schweden und Dänemark, die abwechselnd in Christiania, Stockholm oder Helsingfors zur Entscheidung gelangen, werden in diesem Winter im Februar in Christiania ausgelaufen. Während die Sieger der Einzelmeisterschaften in den letzten Jahren gewechselt haben, ist die Paarlaufmeisterschaft in den letzten drei Jahren von dem auch in Deutschland bekannten deutsch-finnischen Ehepaar Jakobsohn gewonnen worden.





Preisgekrönter Entwurf von Robert Höhne, Oppach Sa.

Illustrirte Zeitung



Großmutter. Nach einem Gemälde von Thomas Baumgartner.



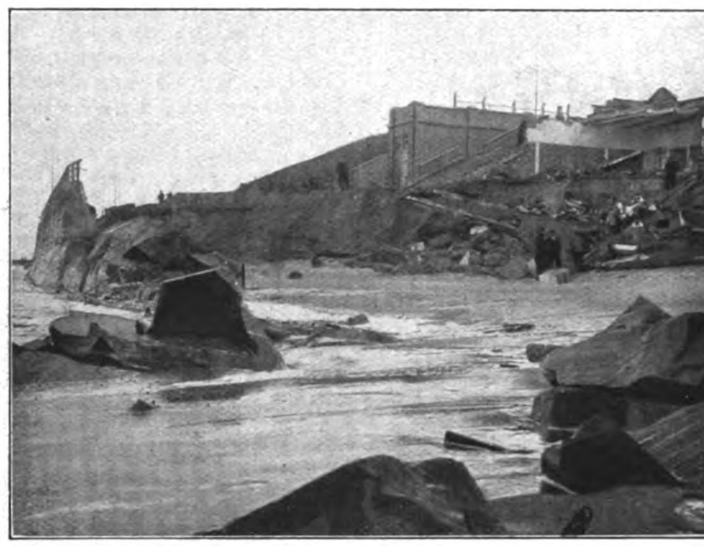
Vereiste Dampfspritze bei einem Brand im Neuyorker Geschäftsviertel.



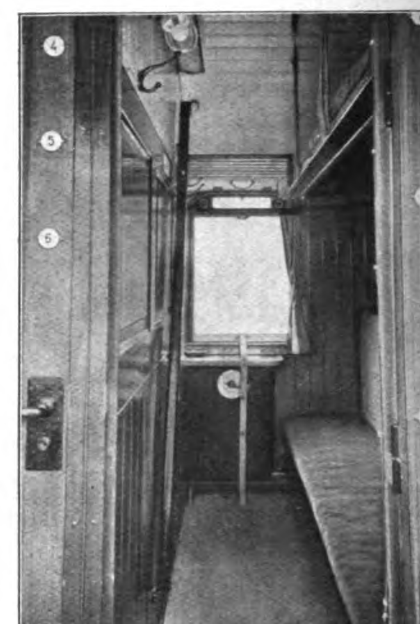
Zum Konflikt zwischen Italien und Südslawien: Blick auf Sebenico in Dalmatien vom Adriatischen Meer aus.

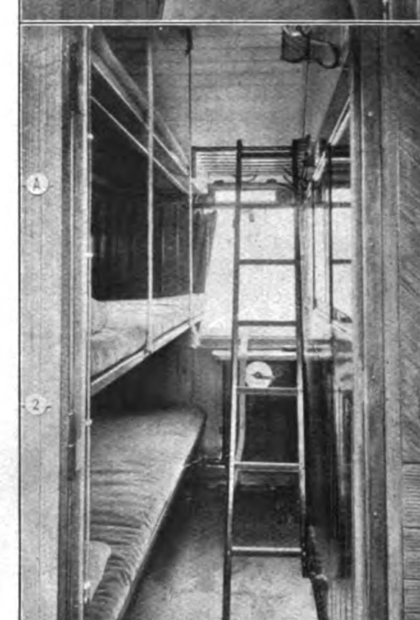


Der neue Pferdetränkbrunnen in Dresden. Das von dem Dresdner Bildhauer Paul Polte geschaffene Werk ist vom Alten Tierschutzverein zu Dresden der Stadt gestiftet worden.



Die Zerstörungen an den Strandanlagen auf Westerland-Sylt während der Sturmflut vom 21. bis zum 31. Dezember 1921.
(Phot. Heinrich Herold, Westerland-Sylt.)





Die neuen Schlafwagen 3. Klasse.
Oben: Bei Tage. Unten: Bei Nacht.





Zu den Unruhen in Ägypten: Straße im Araberviertel von Kairo, wo Barrikadenkämpfe der ägyptischen Nationalisten gegen die englischen Besatzungstruppen stattfanden.



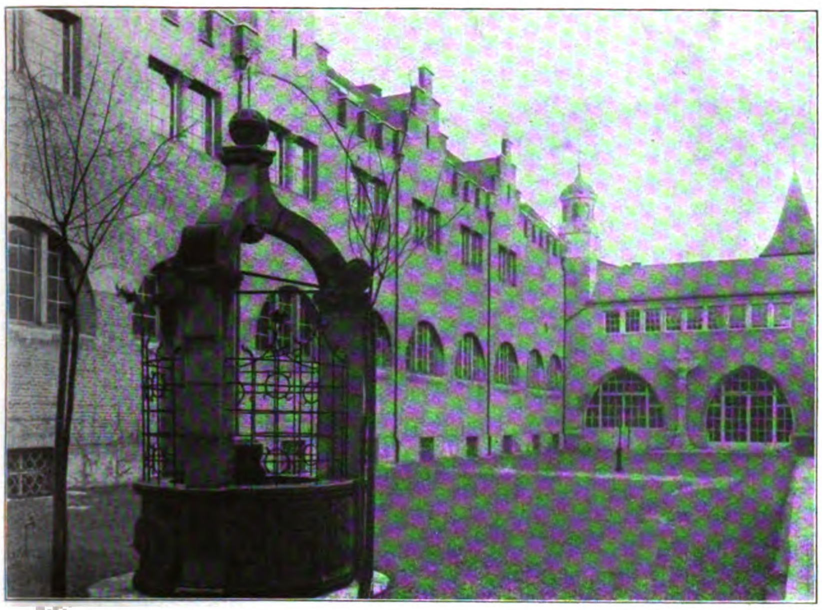
Von der Beisetzung des Generalobersten v. Beseler. Unter dem Trauergefolge links: Prinz August Wilhelm von Preußen als Vertreter des Kaisers. Oben: Generaloberst v. Beseler, der Eroberer von Antwerpen und Nowo-Georgiewsk, später Generalgouverneur von Polen, † am 20. Dezember im 72. Lebensjahre.

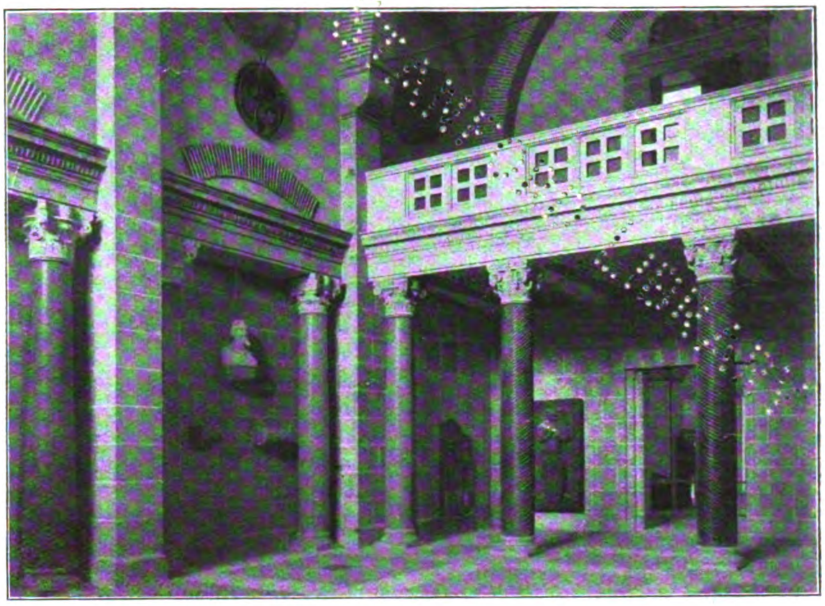


Prof. Dr. Friedrich v. Thiersch,
der bekannte Erbauer des Münchner Justizpalastes und des neuen Kurhauses in Wiesbaden, † am 23. Dezember infolge Herzschlags im 69. Lebensjahre.



Dr. Hans Huber,
geschätzter Schweizer Komponist, langjähriger Dirigent der Baseler Anrechtskonzerte, † in Locarno, 69 Jahre alt.
(Phot. A. Teichmann, Basel.)





Vom Erweiterungsbau des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Entworfen und ausgeführt von Prof. Dr. German Bestelmeyer. (Siehe hierzu den Aufsatz auf der nächsten Seite.)
Links: Die Südseite mit einem aus alten Architekturresten aufgebauten Brunnen und dem als Friedhof anzulegenden Garten. Rechts: Blick in die Ehrenhalle.

Die Unabhängigkeitsbewegung in Indien. / Von Privatdozent Dr. Ernst Schultze.

Der Name Mahatma (der „Heilige“) Gandhi weckt in England Unbehagen. Man hört ihn ebenso ungern wie den de Valeras. Denn Gandhi bedeutet für Indien dasselbe wie de Valera für Irland: er ist der Führer der Unabhängigkeitsbewegung. Diesen Freiheitshelden jubeln ihre Völker inbrünstig zu. Jedem Wink ihrer Augen folgen sie, jedes Wort von ihren Lippen setzt sie in Flammen.

Hinter jeder Aufstandsbewegung in Indien wittern die Engländer den Einfluß Gandhis. Der Aufruhr der Moplahs in Südindien, der sich über eine Fläche von rund 3000 englischen Geviertmeilen verbreitet hat, und in dem bereits Tausende von Menschen umgekommen sind, wird ihm zugeschrieben. Wenn in Lahore, wie Reuter gemeldet, in einer Massenversammlung unter freiem Himmel eine Entschließung gegen den Besuch des Prinzen von Wales angenommen wurde, so soll Gandhi daran schuld sein. In der Entschließung heißt es: das Volk von Lahore werde den Prinzen nicht willkommen heißen, „solange die Wunden, die die Erklärung des Standrechts geschlagen habe, nicht geheilt seien, solange die Versprechungen bezüglich des Kalifats nicht erfüllt seien, und solange im ganzen Lande der Hunger herrsche.“ Diese Entschließung ist, wie man sieht, von Moslems gefaßt. Gandhi aber ist Brahmane. Moslems und Brahmanen in Indien standen sich bis vor wenigen Jahren feindlich gegenüber. Wenn sie sich inzwischen einander genähert haben und nun gemeinschaftlich die Forderung der Freiheit erheben, so mag allerdings der Einfluß Gandhis viel dazu beigetragen haben.

Heute lodert in ganz Indien die verhüllte oder offene Empörung: von Assam bis Madras, von dem Pendschab, von wo eine Wiederholung der Verschwörung von Ghadr unter den widerspenstigen Sikhs soeben gemeldet wird, bis nach Malabar, wo die Kalifatsfrage, geschürt durch die Brüder Ali, die unwissenden Moplahs in den Aufstand getrieben hat. Es wäre zu viel gesagt, wollte man behaupten, daß Gandhi an allen diesen Empörungen in Indien schuld sei. Dazu haben die Engländer viel zu gründlich vorgearbeitet, um einen Rassenhaß gegen sich großzuziehen. Daß aber Gandhi ungeheuren Einfluß auf die heutige Unabhängigkeitsbewegung in Indien hat, ist nicht zu leugnen.

Wer ist Gandhi? Wollte man dem Urteil von Engländern glauben, so wäre er nicht viel mehr als ein Gaukler. Andere sehen in ihm wenigstens den geriebenen Demagogen. Aber sie haben beide unrecht. Denn sonst könnte dieser Mann nicht in ganz Indien wie ein Heiliger verehrt werden. Es gibt kaum einen Ausdruck, der stark genug wäre, um die Verehrung zu kennzeichnen, die ihm entgegengebracht wird. Deshalb wagt keine englische Behörde und kein Polizist, Hand an ihn zu legen. Auch vor Beseitigung durch politische Mordbuben, die ihn sonst vermutlich längst zur Strecke gebracht hätten, ist er sicher, weil die Gärung zur alles verzehrenden Flamme aufschlagen würde, würde dem indischen Volke sein Abgott geraubt. Nicht einmal vergiften kann man ihn, da er lebt wie ein Bettler und sich nährt wie ein Bettler.

Es läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken als der zwischen Rabindranath Tagore und Mahatma Gandhi. Ersterer ein Philosoph, der die ästhetische Schönheit der Welt von allen Schlacken, mit denen das Leben sie umgibt, zu reinigen trachtet. Letzterer ein Asket, der keinen Genuß für sich beansprucht, auch keinen künstlerischen. Tagore schreitet in seidener Gewandung einher, mit gepflegtem Kopfhaar und Bart; man würde ihn aus Tausenden heraus erkennen. Gandhi trägt das Kleid des Bettlers, nichts unterscheidet ihn von den elendesten seiner Volksgenossen. Während Tagore auf der Eisenbahn nur I. Klasse fährt, auf dem Schiff I. Kajüte, wenn nicht Luxuskabine nimmt, wandert Gandhi mit dem Stecken in der Hand durch Städte und Dörfer, und wenn er reist, so fährt er in der billigsten Wagenklasse, an Bord im Zwischendeck.

Die seltene Macht, die Gandhi über Hindus und Mohammedaner ausübt, sein rednerisches Geschick, seine politische Klugheit machen ihn zu einem gefürchteten Gegner. Im Dezember 1920 erschien er vor dem Allindischen Kongreß, der in Nagpur tagte, um ihn zur Annahme eines Programms zu bewegen, das den unblutigen Widerstand empfahl. Das ist etwas anderes als die passive Resistenz. Denn die letztere kann nur in Betrieben zur Geltung kommen, in denen Arbeitnehmer irgendwelcher Art beschäftigt sind, nicht aber bei politischen Demonstrationen. Gandhi aber wollte sowohl das erstere als auch Demonstrationsumzüge und andere politische Kundgebungen, die jedoch von den Indern ohne jede Gewalt durchgeführt werden sollen. — Die Entschließung, die er dem Allindischen Kongreß in Nagpur vorlegte, begann mit den Worten: „Das Ziel des indischen Nationalkongresses ist die Errichtung der Swaraj (Selbstregierung) durch das indische Volk durch alle friedlichen und gesetzlichen Mittel.“ Es erhob sich eine lange Debatte, manche Abänderungsanträge wurden gestellt — aber die Entschließung wurde bei der Abstimmung, die nach Provinzen erfolgte, von jeder einzelnen ohne Ausnahme angenommen. Von 30 000 Stimmberechtigten gaben nur zwei ihre Stimme dagegen ab!

Irren wir nicht, so war dies das erstemal in der Weltgeschichte, daß die Vertreter eines ganzen Volkes sich das Ziel der Erringung der nationalen Unabhängigkeit nicht durch Gewalt, sondern durch Gewaltlosigkeit setzten. Und wenn auch die Massen des indischen Volkes, z. B. wenn sie durch Gewalttaten der englischen Soldateska gereizt werden, dieser Mahnung nicht immer folgen, sondern zuweilen voller Empörung über das, was man ihnen antut, blutigen Widerstand versuchen, so hat Gandhi doch eine solche Gewalt über seine Anhänger, daß sich derartiges nicht ereignen kann, sobald er zugegen ist. Dann genügen wenige Worte aus dem Munde dieses bleichen, verhärmten, fast bis zum Skelett abgemagerten Mannes, um eine Volksmasse zu zerstreuen, die die Hinmordung ihrer Genossen durch blutigen Widerstand rächen wollte.

Welch ein Kontrast zwischen den Männern, die heute an der Spitze der indischen Unabhängigkeitsbewegung stehen! Denn neben Gandhi, der infolge häufigen Fastens und kümmerlicher Ernährung einen recht schwächlichen Eindruck macht, und in dessen sanfter Stimme nichts von aufreizendem Klange zu hören ist, stehen zwei Mohammedaner, strotzend von Kraft, die dennoch das Programm Gandhis, den unblutigen Widerstand, mit derselben Begeisterung vertreten. Mohammed Ali und sein Bruder Saukat helfen dem Hindu Gandhi, wie sie nur können.

Über die Politik des unblutigen Widerstandes schreibt Gandhi selbst in der Einleitung zu seinem kleinen Buche „Hind Swaraj“ (Indische Selbstregierung): „Sie predigt die Lehre der Liebe an Stelle der des Hasses. Sie ersetzt die Gewalt durch die Selbstopferung. Sie stellt Seelenkraft gegen tierische Kraft. . . . Mein Büchlein ist eine strenge Verurteilung der modernen Zivilisation. Es wurde 1908 geschrieben. Heute ist meine Überzeugung tiefer als jemals. Ich fühle, daß Indien, wollte es die moderne Zivilisation aufgeben, damit nur gewinnen würde.“

Der Kern der Lehre Gandhis ist in seinen eigenen Worten: „Wir dürfen kein Blut vergießen. Wenn aber Blut fließen muß, so laßt es das unsere sein. Wir wollen unseren Unterdrückern nichts Übles tun, wir wollen sie nicht einmal hassen.“



Ein neuentdecktes Bildnis des Kaisers Barbarossa in der Schloßkirche zu Quedlinburg. (Hierzu die Erläuterung auf Seite 16.)

Mit feierlichem Nachdruck betont er, daß er die Politik des unblutigen Widerstandes für Indien nicht predigt, weil es schwach sei, sondern weil sein Land eine Mission für die Welt zu erfüllen habe. Es müsse die Menschheit die Kraft des unblutigen Widerstandes lehren, „die Kraft, sich für das Recht einzusetzen, ohne ein Schwert oder ein Bajonett in Händen zu haben“.

„Der unblutige Widerstand (Nonviolence) bedeutet ... bewußtes Leiden. Es bedeutet nicht Unterwerfung unter den Willen des Übeltäters, sondern es bedeutet, daß man seine ganze Seele gegen den Willen des Tyrannen einsetzt.“

Welche Schritte sollen nun nach Ansicht Gandhis getan werden? Er gibt auch darauf eine klare Antwort. Für englische Ohren klingt sie besorgniserregend — falls sie durchgeführt wird; und sie wird durchgeführt! „Weigert euch,“ so predigt Gandhi, „mit den Engländern Geschäfte zu machen! Weigert euch, englische Kleider zu tragen! Geht nicht an die englischen Gerichtshöfe! Nehmt eure Kinder aus den englischen Schulen! Gebt alle Titel und Ehren auf, die euch von der englischen Regierung verliehen worden sind! Zahlt keine Steuern!“

Es ist ein für England höchst unbequemes Programm, das so gepredigt wird. Und die Briten haben es sich selbst zuzuschreiben, daß es dahin gekommen ist. Denn was Gandhi zu dieser scharfen Stellungnahme gegen England veranlaßt, ist vor allem die Tatsache, daß er im Frühling 1919 durch die Art, wie die englische Regierung die Unruhen im Pendschab niederschlug, jeden Glauben an britische Gerechtigkeit und Ehre verloren hat. Seither erwartet er alles nur von einer klaren Trennung der Inder von den Engländern. Die letzteren müssen zur Räumung des Landes gebracht werden. Aber nicht mit Waffengewalt, sondern allein durch die Mittel des friedlichen Widerstandes. Gandhi weiß, daß das trotzdem Tausenden von Indern das Leben kosten wird. Aber er weiß wohl auch, daß blutiger Widerstand hundertmal mehr von seinen Volksgenossen zugrunde gehen ließe.

Man mag zweifeln, ob es ihm gelingt, die Unabhängigkeitswünsche seines Volkes in so ruhigen Bahnen

zu halten; manche Anzeichen lassen erkennen, daß eine schärfere Richtung Einfluß gewinnt. Auf alle Fälle hat die Boykottbewegung, in der sein Programm in wirtschaftlicher Beziehung zum Ausdruck kommt, in manchen Teilen Indiens den Engländern das Leben bereits äußerst unbehaglich gemacht. Es gibt Städte, in denen kein Engländer einen Barbier mehr findet, der bereit wäre, ihn zu rasieren. Es gibt Landesteile, in denen sich kein Inder mehr für die Stelle eines Dieners bei einem Engländer gewinnen läßt. Es fällt dabei kein scharfes Wort. Aber die bisherigen Herren des Landes stehen vor einer unerschütterlichen Mauer, die sie nicht durchbrechen können. Siegt Gandhi, so ist die britische Herrschaft über Indien in ihren Grundfesten unterwühlt.

Ein neuentdecktes Bildnis des Kaisers Barbarossa.

Einige Zeit vor dem Krieg wurde an den Gewölben der Krypta der Schloßkirche zu Quedlinburg, der sogenannten Heinrichskirche, ein umfangreicher Zyklus von romanischen Wandmalereien freigelegt, über dessen große Schönheit und wissenschaftliche Bedeutung sich die Forscher einig waren. Aber es ist erst nach dem Kriege einem jungen Gelehrten gelungen, den Sinn und die Bedeutung dieser Bilder aufzuzeigen und eine einigermaßen genaue Datierung um 1185—1190 vorzuschlagen. Unter den zahlreichen, in einem sinnvollen Zusammenhang stehenden Darstellungen, die auf den mehr als fünfzig zählenden Gewölbefeldern gemalt sind — welche an dieser Stelle aufzuzählen, des Platzmangels halber nicht möglich ist — fesseln besonders zwei Bilder unsere Aufmerksamkeit. Auf dem einen, weniger gut erhaltenen, sehen wir eine kniende weibliche Gestalt, nach der Tracht offenbar eine Äbtissin des Stifts; auf dem entsprechenden gegenüberliegenden Felde sitzt auf einem prächtig ausgestatteten Sessel eine männliche Figur, die auf dem mächtigen Haupte eine große Krone und in der Rechten ein Zepter trägt, während die Linke ein Spruchband hält, dessen Inhalt heute leider verblichen ist. Auf Grund dieser Attribute haben wir es offenbar mit dem lebensgroßen Bildnis eines deutschen Kaisers zu tun. Da nun die zeitliche Ansetzung der Bilder in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts im Ernst nicht bezweifelt werden kann, kommt nur der Hohenstaufe Friedrich II. Barbarossa in Frage, der in der Tat auch das Stift Quedlinburg mehrmals während seiner Regierungszeit mit seinem Besuche beehrt hat. **Wie weit in unserem Bilde die Porträtähnlichkeit geht, ist natürlich schwer zu sagen. Auffallend ist der rund geschnittene Bart, der freilich nicht die sagenhafte Länge aufweist, mit der ihm die Volkstradition ausgestattet hat. Dann erscheint mir sehr charakteristisch das auffallend breite Untergesicht, ein Zug, der sich heute noch bei vielen blonden Schwaben findet. Leider ist aber im Laufe der Jahrhunderte die feinere farbige Modellierung der Gesichtszüge und Gewandfalten verlorengegangen, so daß das zweifellos sehr energische, willensstarke und ausgesprochen männliche Antlitz des alten Kaisers — das Bild stellt ihn sicherlich im vorgerückten Alter dar — manchen lebensvollen Zug eingebüßt haben wird.**

Dr. Georg Troescher.

Der Neubau des Germanischen Museums.

In einer Zeit, deren Signatur die Notwendigkeit des geistigen Wiederaufbaues unseres Volkes ist, haben unsere der Kunst und Kultur gewidmeten Sammlungen und Museen eine vorher nicht geahnte Bedeutung gewonnen. In besonderer Weise gilt dies vom Germanischen Museum in Nürnberg, das in den letzten Monaten die allgemeine Aufmerksamkeit wieder stärker auf sich gelenkt hat. Veranlassung hierzu war die Vollendung des während des Krieges begonnenen Teiles des projektierten großen Neubaues auf dem vor einigen Jahren erworbenen Areal der Beckhschen Fabrik am Kornmarkt und seine sehr bald danach durch den neuen Ersten Direktor Dr. E. Heinrich Zimmermann erfolgte innere Einrichtung. Der Neubau ist eine Schöpfung vom Geheimen Rat Dr. German Bestelmeyer, dem Architekten des Auditoriengebäudes der Münchner Universität. Ein Blick in die Ehrenhalle und auf seine Südansicht zeigt, von welchen Gesichtspunkten Bestelmeyer bei der Planung und Durchführung ausgegangen ist. Sein Bauwerk ist als Gehäuse für die Kunstwerke gedacht, die es aufzunehmen bestimmt ist. Es soll diese und diese sollen jenes nicht stören und beeinträchtigen. Diese vom musealen Standpunkt aus grundsätzlich allein richtige Auffassung der Beschaffenheit eines Museumsneubaues legt dem Architekten schwere Fesseln an. Er kann sich nur in beschränktem Maße frei entfalten. Um so mehr verdient das Werk in seiner Vollendung unsere Bewunderung. Wuchtig und ernst, feierlich und stimmungsschwer ist der Eindruck der Ehrenhalle, in die man vom Kornmarkt aus gelangt. Sie bildet ein würdiges Vorspiel für die gehaltvolle abwechslungsreiche Musik der Innenräume. Schlichte Doppelsäulen tragen die Bogen, in welche die Doppelfenster des Erdgeschosses einschneiden, während sich darüber die einfachen Fronten des Obergeschosses aufbauen. Auf der Südseite aber wurde ein engerer Anschluß an die Mönchszellen des **alten Kartäuserklosters durch Wahl einer luftigen Backsteingotik gefunden. Mehr als bisher kommen im Neubau am Kornmarkt in reizvoll eigenartiger Aufstellung die Denkmäler der hohen Kunst und die bedeutsameren Schöpfungen des alten Kunstgewerbes und Kunsthandwerks zur Geltung.**

Morgens und beim Fünfuhrtee zu Hause.



Kurzes Chinakrepp-Kleid für Hausempfang zum Fünfuhrtee. Modell: D. Rosenfeld. Getragen von der Balletttänzerin der Wiener Oper Hedy Pfundmeyer.





Fünfuhrtee-Kleid aus zartrosa Chinakrepp mit Spitzen und dunkler Hofschleppe in Samt. Modell: D. Rosenfeld. Getragen von der Wiener Balletttänzerin Hedy Pfundmeyer.

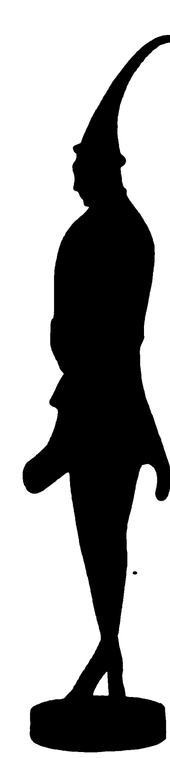


Samtmorgenkleid mit Häubchen. Modell: D. Rosenfeld. Trägerin: Elisabeth Markus vom Deutschen Volkstheater in Wien.
Oben Mitte: Lachsfarbenes Seidenmorgenkleid. Modell: D. Rosenfeld. Trägerin: Elisabeth Markus vom Deutschen Volkstheater in Wien.

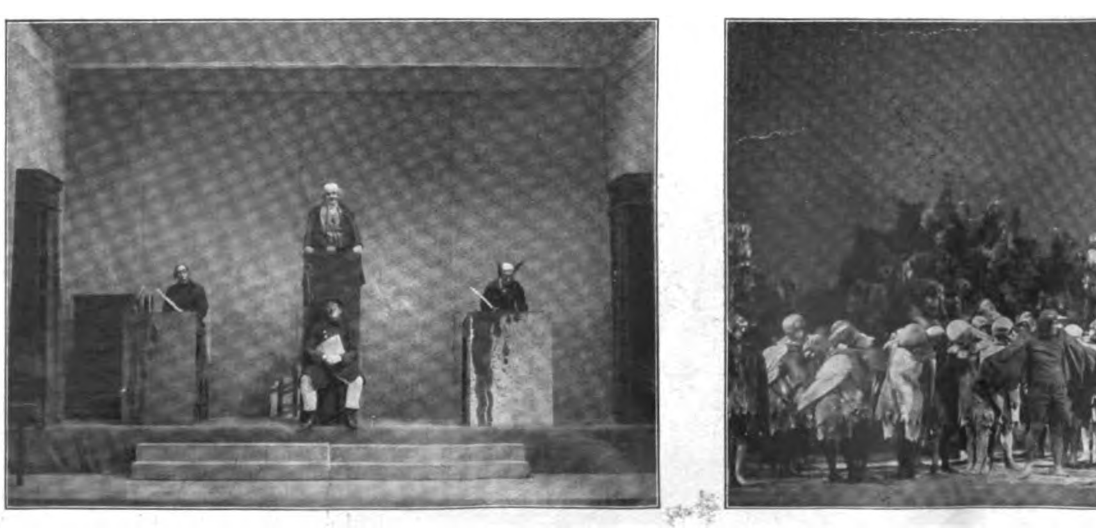
Modesonderaufnahmen Claire Patek durch Franz Löwy, Wien.



Bajazzo. Bronze. Modelliert von Hedwig Hamspohn in Frankfurt a. M.



Pierrot. Bronze. Modelliert von Hedwig Hamspohn in Frankfurt a. M.



Von der Uraufführung der Posse „Die lustigen Vagabunden" („Robert und Bertram", II. Teil) von Toni Impekoven und Carl Mathern, Musik von Hanns April, am Schauspielhaus in Frankfurt a. M. Regie: Richard Weichert; Bühnenbilder: Ludwig Sievert. (Phot. R. & C. Heß, Frankfurt a. M.)



Hauptszene des II. Aktes der Oper „Die Vögel" des Dichterkomponisten Walter Braunfels (nach Aristophanes), die in der Berliner Staatsoper ihre erfolgreiche Erstaufführung erlebte: Im Vogelreich. Bühnenbilder: Emil Pirchan. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)

Süddeutsches Land.

Radierungen von Walter Waentig.

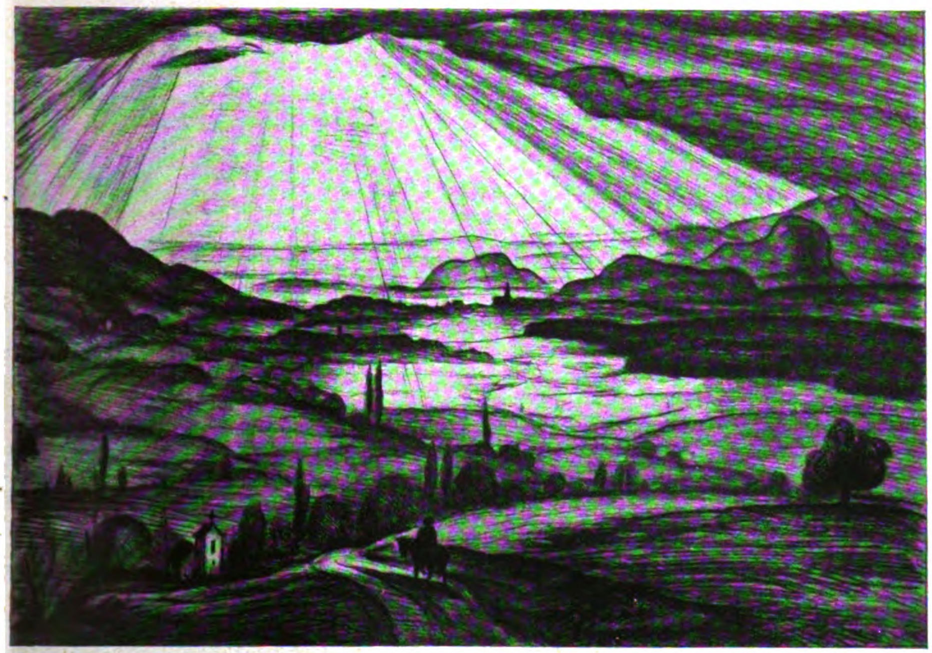
(Hierzu die Würdigung des Künstlers auf Seite 34.)



Walter Waentig. (Selbstporträt.)



Kahle Allee im Bodenseegebiet.



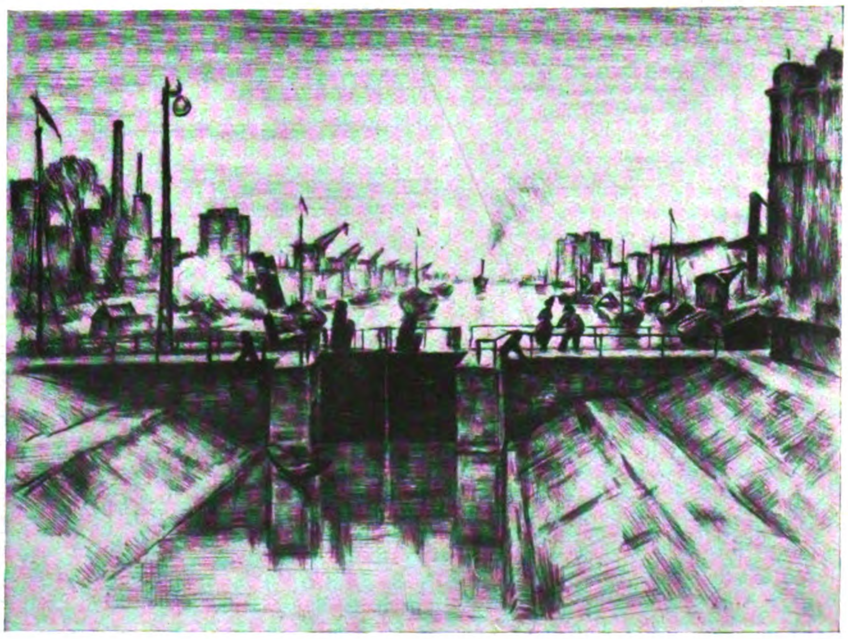
Hegaulandschaft.



Landschaft bei Stein a. Rh.



Buchenwald im Bodenseegebiet.



Hafenschleuse in Mannheim.



Vom internationalen Wintersport: Skikjöring-Konkurrenz auf dem gefrorenen

Die in St. Moritz zuerst zur Ausführung gelangten Pferderennen auf dem Eise finden in diesem Jahre zum elften Male statt. An Preisen sind 40 000 Schweizer Fra



Moritzer See im Engadin. Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt.

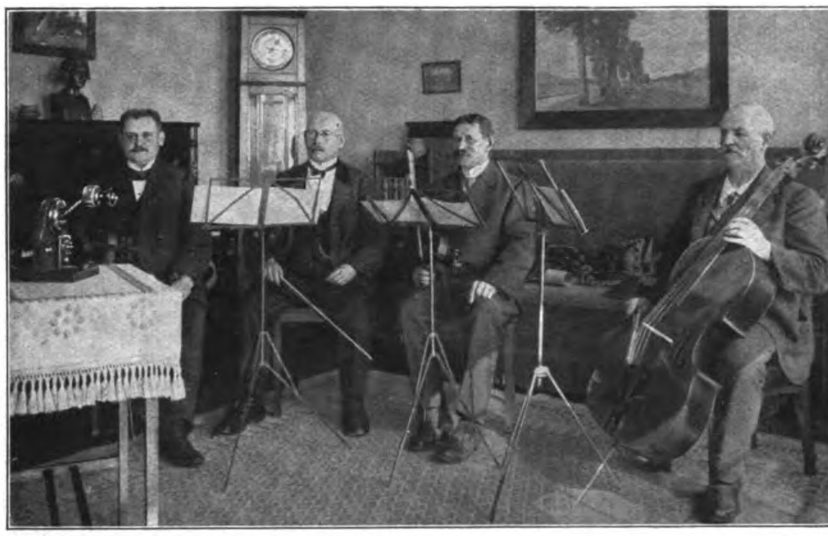
gesehen. Die Konkurrenzen werden am 29. Januar, 2. und 5. Februar abgehalten und bringen außer Flach-Trabrennen und Skikjöring als Neuheit noch Hürdenspringen.

Drahtlose Musik. / Von Otto Nairz.

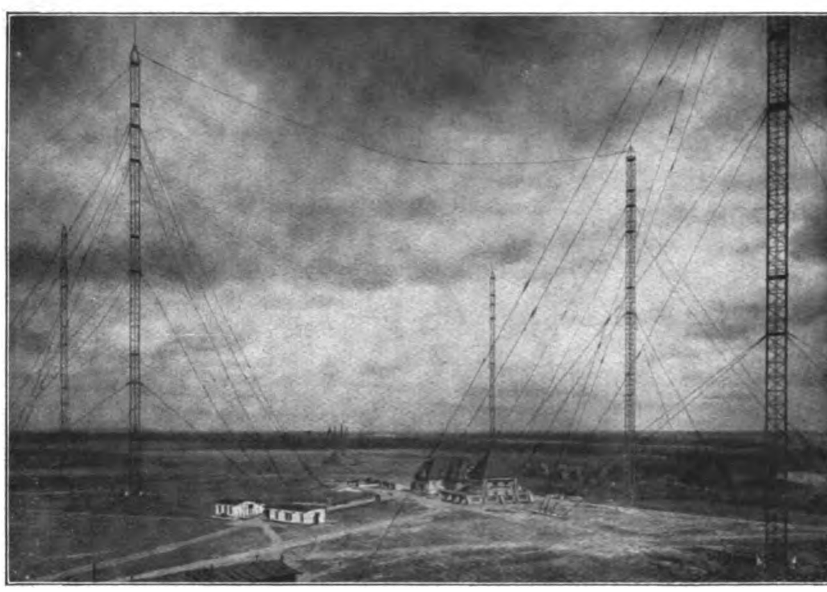
Vor etwa 25 Jahren hat die drahtlose Telegraphie das Laboratorium verlassen, um, wenn auch zunächst auf bescheidene Entfernung, zum ersten Male eine Verbindung zwischen einer Insel und der englischen Küste am Bristolkanal herzustellen. Heute sind bekanntlich die Abmessungen des Erdballs für die Reichweite der ganz großen Stationen zu klein, denn von den 40000 km des Erdumfangs braucht ja nur die Hälfte drahtlos überbrückt zu werden, eine Entfernung, die Nauen schon im Jahre 1918 erreicht hat.

Mit der Entwicklung der Reichweiten der drahtlosen Telegraphie hat die Telephonie nicht ganz Schritt zu halten vermocht. Man muß dieser allerdings zubilligen, daß sie auch um einige Jahre jünger ist. Ihre Geburtsstunde schlug erst in dem Augenblick, da es der Technik möglich wurde, ungedämpfte, d. h. kontinuierliche Schwingungen zu erzeugen.

Im Jahre 1906 war bereits drahtlose Telephonie zwischen Berlin und Nauen auf 30 km möglich. Mitgerissen von den Erfolgen der drahtlosen Telegraphie, hat es die drahtlose Telephonie auf mehr als 4000 km gebracht, und zwar nicht nur, weil die Methode der Erzeugung ungedämpfter Schwingungen vollkommener geworden ist, sondern auch, weil die Empfangsmittel eine weitgehende Verbesserung durchgemacht haben. An diesen letzten Erfolgen der drahtlosen Telephonie ist sowohl der in der Transradio-Großstation Nauen aufgestellte Telefunken-Hochfrequenzmaschinensender als auch der Telefunken-Röhrensender in Königswusterhausen beteiligt.



Streichquartett, in der Wohnung eines Beamten der Hauptfunkstelle Königswusterhausen vor dem Telephon zur drahtlosen Weitergabe spielend.



Die Funkenstation Königswusterhausen, durch die das drahtlose Konzert vermittelt wurde.

Wohl durch diese gewaltigen drahtlostelephonischen Erfolge beeinflußt, regte der Chef der Radiotelegraphie in der Ukraine den Gedanken an, ein drahtloses Wohltätigkeitskonzert zugunsten der hungernden Russen des Wolgagebietes zu veranstalten. Während dort von den Zuhörern in den verschiedenen Empfangsstellen Eintrittsgeld genommen werden sollte, waren die deutschen und ausländischen Empfangsstationen als Zaungäste geladen. Das Reichspostministerium stellte seine Hauptfunkstelle Königswusterhausen als Sendestation zur Verfügung, während die Gesellschaft für drahtlose Telegraphie die technische und künstlerische Leitung übernahm. Das Programm bestand aus einer Anrede in deutscher und russischer Sprache, einem Violinsolo, mehreren Streichquartetten sowie Liedern, von einem Tenor und einer Mezzosopranstimme gesungen. Den Beschluß bildete eine Ansprache des Direktors der Hauptfunkstelle, mit der Bitte, über das Ergebnis des drahtlosen Empfanges berichten zu wollen. Die Künstler und das Aufnahmemikrophon befanden sich in der Wohnung eines Beamten der Station in der Stadt Königswusterhausen. Die Schwankungen des Telephonstromes wurden durch die gewöhnliche Postleitung nach dem Senderaum der Hauptfunkstelle übertragen, um dem Telefunken-Röhrensender für 10 Kilowatt Antennenleistung zugeführt zu werden. Die Antenne strahlte die Wellen in den Raum hinaus, ähnlich wie die Wasserwellen sich kreisförmig fortpflanzen, wenn ein Stein auf eine ruhende Wasserfläche geworfen wird.

Alle Empfangsstellen waren mit der technischen Leistung sehr zufrieden. In ihren Äußerungen weichen sie naturgemäß voneinander ab. So findet Basel die Klaviertöne schlecht, lobt dagegen die Güte der Geigentöne und deren charakteristische Klangfarbe, während Kuttenberg in Böhmen mit dem Damensolo und der Klavierbegleitung ganz besonders zufrieden ist, ja sogar aus dem Orchester die Klangfarbe der einzelnen Instrumente feststellen kann. Rostock empfindet die Klaviertöne lauter als den Gesang, Stettin den Damengesang mit Musikbegleitung am deutlichsten. Uithuizen in Holland freut sich, daß im Telephon reine Musik ohne jedes Summen und Tönen vernehmbar ist, und bezeichnet das drahtlose Telefunkenkonzert als das weitaus beste, das je gehört worden sei. Es meint Schlüsse auf die riesige Leistung des Senders ziehen zu müssen, da er auf 1100 km so laut vernehmbar war. Stettin muß wohl geglaubt haben, daß das Konzert von einem Grammophon veranstaltet wurde, denn es will das Kratzen der Platte gehört haben. Bremen fand die Lautstärke zu groß, und wie auch viele andere Empfänger, brauchte es das Telephon nicht ans Ohr zu halten, sondern konnte es neben sich auf den Tisch legen. Kolberg behauptet, die Lautstärke wäre so groß gewesen, als wenn das Konzert im Nebenzimmer, Gelsenkirchen sogar, als wenn es im Zimmer selbst stattgefunden hätte. Ein Empfänger in Amsterdam, der offenbar öfters Telephongespräche über die Postleitung mit Berlin zu führen hat, erklärt die drahtlosen Gespräche als besser verständlich, und Schiedam in Holland rühmt, daß der Unterschied zwischen Pianissimo und Fortissimo sehr zur Geltung kam. Sandhamn in Finnland hörte zufällig die Musik und machte Moskau, das gerade mit ihm in Verkehr treten wollte, auf sie aufmerksam, worauf sich auch das Herz Sowjet-Rußlands ihrer erfreute. Gute Resultate liegen außerdem aus Kristiania, Kopenhagen und Budapest vor, während Madrid nur „leise" mithören konnte. Sehr befriedigt äußerte sich die tschechische Presse, die von einer gewaltigen Wirkung auf die Zuhörer in Prag spricht. Weniger glücklich war der Empfang auf den Schiffen; an diesem Tage herrschte auf der Ostsee Nordweststurm mit starkem Seegang, so daß die Bordstationen nur Bruchteile des Konzertes genießen konnten.

Die feuerlose Schmiede. / Von Dr. Albert Neuburger.

Die Schmiede entspricht in ihrer heutigen Gestalt nicht mehr den Anforderungen unserer Zeit. Sie hat sich, von einigen nebensächlichen Dingen, wie z. B. dem Ersatz des Blasebalgs durch einen elektrischen Ventilator u. dgl., abgesehen, seit Jahrhunderten, ja sogar seit den Zeiten der alten Römer und Griechen in ihren Hauptzügen kaum verändert; finden wir doch bereits auf den schwarzfigurigen griechischen Vasen aus dem fünften Jahrhundert v. Chr., ebenso wie auf römischen Sarkophagen Schmiedewerkstätten dargestellt, die genau so eingerichtet sind wie die der Gegenwart. Vor allem ist es das Feuer des Herdes, das in jeder Hinsicht allen Bestrebungen unserer Energiewirtschaft widerspricht. Genaue Untersuchungen haben gezeigt, daß auf derartigen offenen Herden nur etwa 9 Proz. der in den Brennstoffen enthaltenen Wärmewerte wirklich in nutzbare Wärme umgesetzt werden. Aber auch diese 9 Proz. werden nur sehr schlecht ausgenützt. Das in der Glut liegende Eisen erwärmt sich auf eine viel größere Länge als nötig, es leitet gleichfalls Wärme ab. Das Feuer muß länger unterhalten werden, als dies zum Erhitzen der Schmiedestücke tatsächlich notwendig ist, usw. Alles in allem ergibt sich eben die betrübliche Tatsache, daß von der gesamten auf Schmiedeherden zur Verfügung stehenden Energie nur etwa 3 Proz. für die wirkliche Schmiedearbeit nutzbar gemacht werden.



Links: Bodennahtschweißmaschine. Rechts: Elektrische Schmiede, eingestellt zum Erwärmen von Faßreifen.

Aus diesen Gründen geht man gegenwärtig in immer weiterem Umfange dazu über, bei Schmiedearbeiten die Erhitzung auf elektrischem Wege vorzunehmen. Vor allem kommt hier die sogenannte „Widerstandserhitzung" in Betracht, bei der das zu erhitzende Werkstück als Widerstand in eine elektrische Leitung eingeschaltet wird. In gleicher Weise wie der gleichermaßen eingeschaltete Glühdraht einer elektrischen Glühlampe erhitzt es sich sofort, worauf es ohne weiteres auf dem Amboß verarbeitet werden kann. Dabei läßt sich die Erhitzung genau auf den Umfang begrenzen, der unbedingt nötig ist. Es wird kein Millimeter mehr in Glut versetzt als erforderlich. Auch zeitlich fällt jede unnütze Erwärmung weg; das stundenlang unnötig brennende Schmiedefeuer ist hier durch Einrichtungen ersetzt, bei denen der Strom erst in dem Augenblick eingeschaltet wird, da man Hitze braucht, und durch die er sofort wieder ausgeschaltet wird, wenn die Erhitzung beendet ist. In bezug auf die Ausbildung der elektrischen Schmiedemaschinen, oder wie sie immer noch nicht ganz richtig genannt werden, der „elektrischen Schweißmaschinen", hat man gerade in neuerer Zeit sehr beachtenswerte Fortschritte gemacht. Man hat Maschinen gebaut, die jede Art der Arbeit und der Erhitzung ermöglichen, des weiteren aber auch solche, die ohne jede Aufsicht selbsttätig arbeiten, Ketten schweißen, verschweißte Rohre herstellen.



Der Winter in den Bergen: Morgensonne. Nach einem Temperagemälde von S. Neumann.

Das Experiment des kleinen Herrn Kiffe

Von Karl Escher



Was?!“ sagte der kleine Herr Kiffe zu seinem Kollegen Viebrands, den er zufällig in der Straßenbahn getroffen hatte, „was, Sie glauben nicht an Gedankenübertragung? Haben Sie nie was von Telepathie gehört, von dieser wunderbaren Kraft, mit der man seinen Willen in das Hirn des anderen überpflanzen kann? Aber, Herr Kollege!“

Herr Viebrands schüttelte nur mißbilligend den Schädel.

„Lassen Sie mich mit dem Unsinn in Ruhe“, murmelte er.

Der kleine Herr Kiffe bekam einen roten Kopf.

„Unsinn, sagen Sie? Lesen Sie Flammarion, lesen Sie, wen Sie wollen! Man kann doch Dinge, die man nicht begreift, nicht gleich als Unsinn bezeichnen. Ich könnte Ihnen wunderbare Fälle erzählen —“

Aber der ungläubige Herr Viebrands hatte anscheinend keine Lust, sich Wunder von Herrn Kiffe erzählen zu lassen, er holte vielmehr eine Zeitung aus der Manteltasche und entfaltete sie mit Sorgfalt.

Der kleine Herr Kiffe rückte verärgert seine Brille zurecht und legte eine Hand lose auf Herrn Viebrands Arm.

„Hä?“ sagte Herr Viebrands und krauste die Stirn.

„Lieber Kollege,“ flüsterte Herr Kiffe und machte sich noch kleiner, als er von Natur schon war, „ich werde Sie gleich überzeugen. Sehen Sie dort den Schaffner? Passen Sie genau auf, was er tut! Ich werde ihn unter meinen Willen zwingen!“

Dabei beugte er sich vor und sah den Schaffner, der friedlich auf der hinteren Plattform der elektrischen Bahn stand, mit hochgezogenen Augenbrauen an. Der Schaffner hob plötzlich den rechten Arm, zog den Lederriemen der Glocke: die Bahn stand still.

„Was sagen Sie nun, Herr Kollege?“ rief der kleine Herr Kiffe triumphierend aus.

„Wozu?“ fragte verständnislos Kollege Viebrands.

„Aber, verstellen Sie sich doch nicht,“ sagte Herr Kiffe überlegen lächelnd, „ich habe dem Schaffner draußen den Gedanken aufgezwungen, das Haltesignal zu geben.“

„Du kriegst die Motten! Kollege Kiffe, ich glaube, Sie wollen sich über mich lustig machen! Sie haben — da könnte ich eine geschlagene Stunde darüber lachen! — dem Schaffner sozusagen suggeriert haben Sie, die Glocke zu ziehen, wo drei Mann hoch aufgestanden sind, um hier am Wittenbergplatz auszusteigen?“

Der kleine Herr Kiffe warf mit einem Ruck den Kopf zurück und schob die Unterlippe vor.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Kollege Viebrands, aber für wissenschaftliche Dinge haben Sie anscheinend wenig Verständnis.“

„So?“ murmelte Herr Viebrands, und das war eine geniale Zusammenziehung des Satzes: Rutschen Sie mir doch den Buckel herunter . . . eine Zusammenziehung in eine einzige Silbe.

„Ja, aber ich werde Sie doch noch überzeugen,“ sagte Herr Kiffe, ergeben und voll Eifer, „und zwar sofort. Drüben, uns gegenüber der Dienstmann, . . . ich sehe ihn jetzt scharf an, — ich will, daß er aufsteht und aussteigt. Passen Sie auf, er fühlt schon meinen Willen!“

Der Mann mit der Mütze mit dem Messingschild daran mußte tatsächlich die willensstarken Blicke fühlen, die ihm Herr Kiffe hinter seinen Brillengläsern herüberblitzte. Er sah erst über Herrn Kiffe hinweg auf die belebte Straße und dann den kleinen Herrn Kiffe groß an. Auf einmal sagte er:

„Sie, was gucken Sie mich denn immer so dämlich an? Haben Sie noch keinen Menschen gesehen?“

Der kleine Herr Kiffe zuckte zusammen und wurde rot, Herr Viebrands aber verbarg sein schüttelndes Lachen hinter der breit entfalteten Zeitung. Er beugte sich zu Herrn Kiffe und flüsterte ihm ins Ohr:

„Der Mann scheint kein telepathisches Objekt zu sein!“

„Meinem Willen muß er sich beugen!“

Der Schaffner steckte den Kopf in den Wagen.

„Bahnhof Zoologischer Garten!“ rief er.

Und siehe da! Wunschgemäß stand nun der Dienstmann auf und verließ den Wagen. Voll Stolz sah Herr Kiffe den Herrn Viebrands an, als sie beide langsam dem Dienstmann folgten. Nun waren sie auf der Straße.

„Ein Triumph der Wissenschaft!“ krähte der kleine Herr Kiffe mit ganz hoher Stimme.

„Blech,“ warf der gar nicht erschütterte Herr Viebrands hin, „wo sollte ein Dienstmann denn wohl anders aussteigen als am Bahnhof, wo er seinem Beruf nachzugehen pflegt!“

Der kleine Herr Kiffe zog die Schultern hoch: „Ihre Einwendungen sind wirklich ärgerlich! Die gelungensten wissenschaftlichen Experimente wollen Sie mit alltäglichen Vermutungen erledigen. Ich muß sagen, daß ich das — Verzeihung! — banausisch finde. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, Sie doch noch zu überzeugen! Wir wollen in den Zoologischen Garten hineingehen — dann werde ich mich telepathisch mit einem Tier in Verbindung setzen, und wenn das gelingt — was wollen Sie mir dann zur Strafe für Ihre Ungläubigkeit geben, Kollege Viebrands?“

„Einen Kuß werden Sie doch nicht verlangen?“

„Nee, — aber eine gute Zigarre!“

„Abgemacht.“

Nach kaum zehn Minuten standen die beiden Herren vor dem großen Käfig der Menschenaffen aus Teneriffa und beobachteten mit noch sechs, acht Besuchern das beschauliche Schimpansendasein der großen, gescheiten Tiere. Ein Affe hockte ganz vorn hinter dem Gitter, machte ein philosophisches Gesicht und tat genau so, als ob er in Freiheit wäre und die Beobachter gefangene Menschenaffen hinter den Stäben seien.

„Also, dem Affen, dem werde ich jetzt mal ins Gehirn fallen!“ sagte der kleine Herr Kiffe leise zu seinem Kollegen Viebrands. Dann machte er sich so groß, wie es ihm bei seiner kleinen Gestalt möglich war, und richtete seinen suggestiven Blick fest auf den philosophischen Affen. Der Affe rührte sich nicht, sah den kleinen Herrn Kiffe ebenso fest an.

Herr Kiffe runzelte die Stirn; seine Augen starrten wie Messerspitzen.

Der Affe öffnete gleichfalls seine braunen, klugen Augen, stierte Herrn Kiffe unerschrocken ins Gesicht.

Herr Kiffe trat einen Schritt näher, ganz dicht ans Gitter.

Der Affe rührte sich nicht vom Fleck, starrte den kleinen Mann mit der Brille voll unerschütterlichster Ruhe an. Schob den schweren Tierkopf ein ganz klein bißchen vor, zuckte mit seinem runden Maurerbart und hielt die weit offenen glitzernden Augen ruhig auf Herrn Kiffe gerichtet.

Da — da packte der kleine Herr Kiffe mit beiden Händen die Gitterstäbe des Affenzwingers und kletterte wunderbar schnell, kletterte mit Händen und Füßen, kletterte zum lärmenden Erstaunen des Herrn Viebrands, der sechs, acht anderen Besucher und des Wärters an den Gitterstäben hinauf, geschickt und vollkommen wie ein Affe, und setzte sich — klein, geduckt und erschrocken — oben auf das Dach des Käfigs.

„Nanu!“ schrie der Wärter, „wollen Sie da mal runter, Männeken!“

Ein außergewöhnlich dicker Herr rief: „Bravo!“ und schwenkte seinen Hut.

Herr Viebrands schlich sich etwas abseits und schämte sich, daß er mit dem Mann, der da oben hockte, hergekommen war.

Die Menschenaffen im Käfig drehten den Besuchern den Rücken zu, ganz so, als wären sie über das alberne Getue der Leute da vor dem Gitter völlig erhaben. Es langweilte sie einfach.

Der Wärter aber holte eine Leiter, stellte sie vor dem Käfig hin und rief Herrn Kiffe zu: „Nu aber runter!“

Und ganz langsam und vorsichtig, Stufe für Stufe, kam Herr Kiffe ängstlich vom Dach herab.

„Was ist Ihnen denn bloß in die Krone gefahren?“ rief der Wärter aus. „So was können Sie doch hier nicht machen. Das ist streng verboten!“

„Ja, ja“, stammelte der kleine Herr.

„Kollege,“ sagte Herr Viebrands mit fester Stimme, „kommen Sie! Ist Ihnen vielleicht nicht ganz wohl?“

„Doch, doch,“ antwortete Herr Kiffe und wischte sich den Schweiß von der Stirn, „aber der Affe, der große Affe da — sein Wille war stärker als meiner!“

Der sehr dicke Herr drängte sich an Herrn Kiffe: „Wie meinen Sie das?“ fragte er ganz erregt.

„Ich habe dem Affen auf telepathischem Wege befehlen wollen, daß er sich umdreht und auf den Hinterhänden fortgeht — und er hat mir suggeriert, daß ich an den Gitterstäben hochklettern soll. Sein Wille war stärker als meiner . . .“

Herr Kiffe seufzte und wurde noch kleiner, als er schon sowieso war.

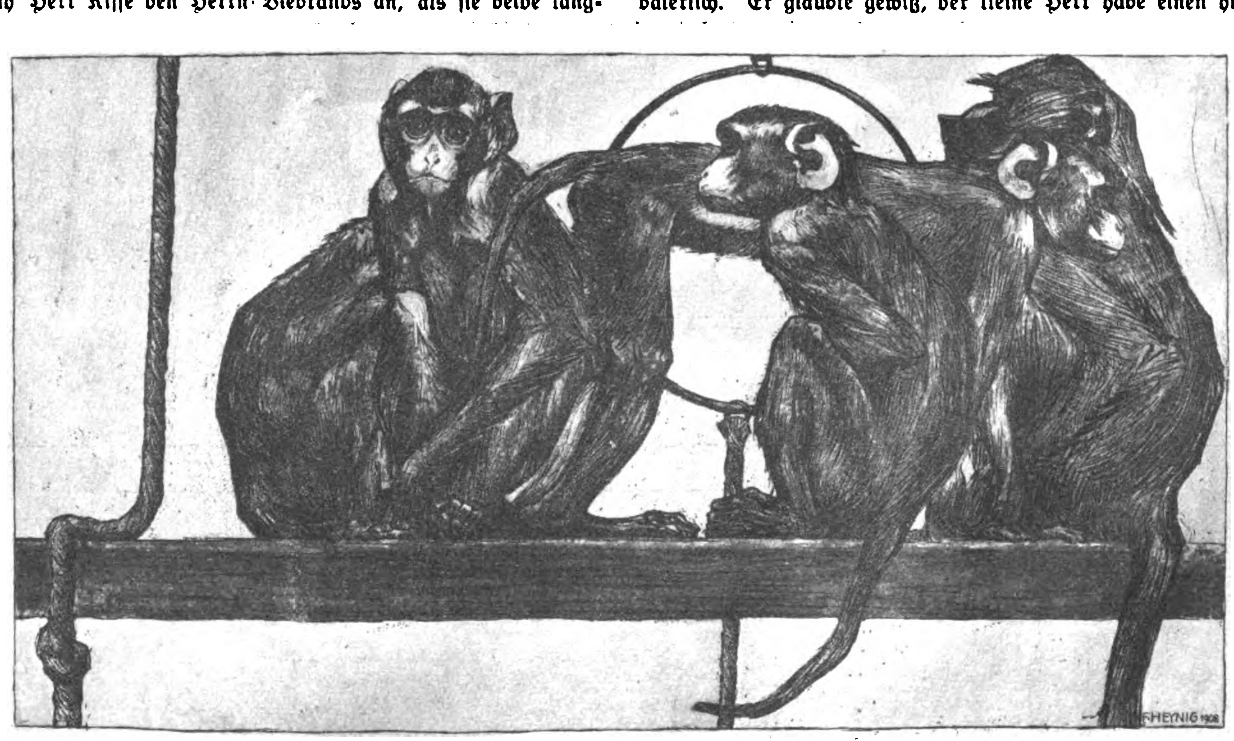
„Gehen Sie man nach Hause, und schlafen Sie sich aus“, sagte der Wärter väterlich. Er glaubte gewiß, der kleine Herr habe einen hübschen Schwips.

Herr Viebrands nahm den blassen Herrn Kiffe am Arm und zog ihn fort.

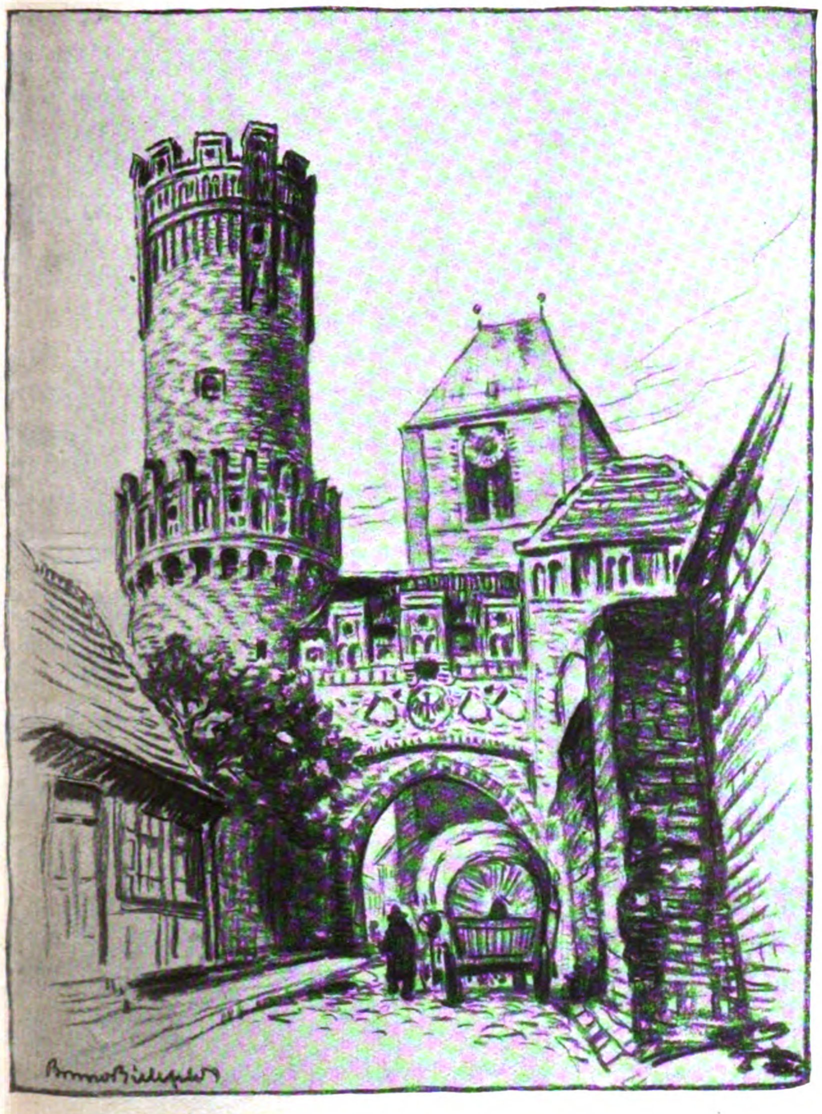
„Was sagen Sie nun, Kollege?“ murmelte Herr Kiffe. „Was halten Sie jetzt von Gedankenübertragung?“

„Das muß ich mir erst noch überlegen. Jedenfalls gehe ich mit Ihnen nicht mehr in den Zoologischen Garten, das steht fest. Das wäre mir doch zu peinlich, wenn Sie sich etwa von dem Löwen suggerieren ließen, Sie wären sein Gabelfrühstück oder so. Aber Ihre Zigarre haben Sie verdient! Da, stecken Sie sich eine an.“

„Kollege Viebrands,“ sagte der kleine Herr Kiffe leise und mit trauriger Stimme, „die Wissenschaft des Übersinnlichen ist doch nichts für Sie!“



Im Zoologischen Garten: Rhesusaffen und Pavian. Nach einer Radierung von F. Heynig.



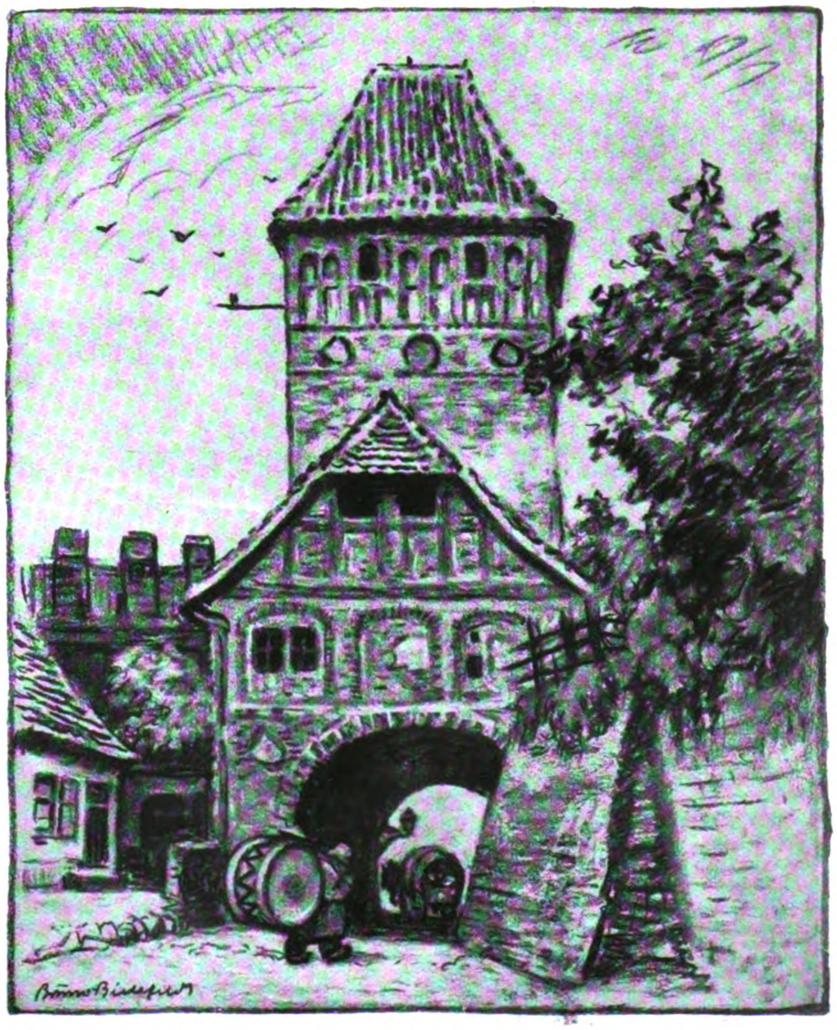
Südtor.



Aus der Fischerstraße.



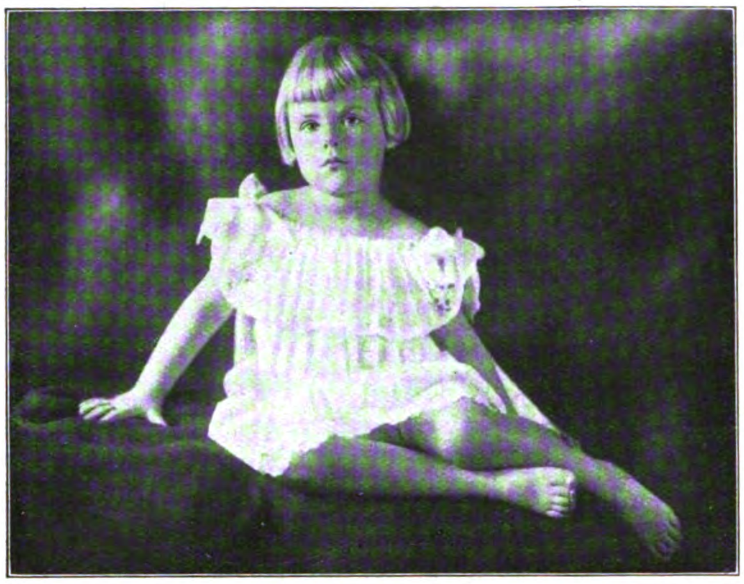
Rathaus und Markt.



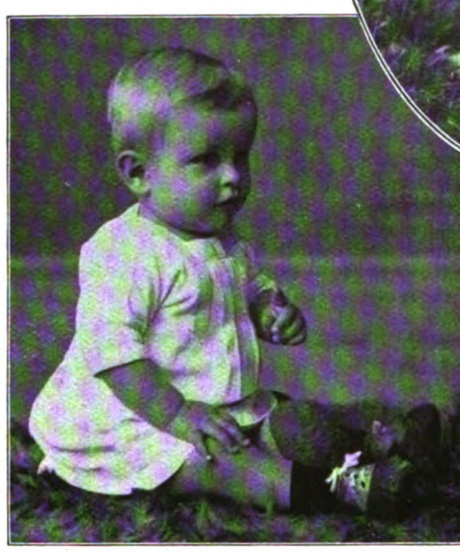
Roßfurt.

Schöne alte deutsche Städte: Tangermünde an der Elbe.

Nach Zeichnungen von Bruno Bielefeld.





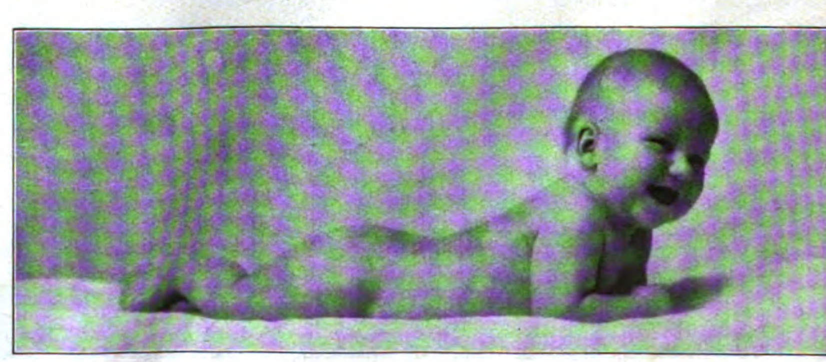






Des Hauses Sonnenschein

(Aus den Einsendungen für unser Preisausschreiben „Das schöne Kind“ für die Weihnachtsnummer 1921)



Herrn Felix Spielmanns Hausdamen

Roman von Helene v. Mühlau.

(2. Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

„Du, Häuslein," sagte Spielmann an einem der nächsten Tage — und seine Stimme hatte einen gewollt rauhen Klang — „im tiefsten Grunde ist dies doch mein Haus, und die Trude ist mein Mädchen, und die Hausdame ist meine Hausdame. Du aber tust, als sei ich nur so nebenbei und ganz aus Zufall der Besitzer all dieser Dinge — du . . ." Aber da stockte er, denn es war ein böser und kalter Ausdruck in das sanfte, gutartige Gesicht Häusleins gekommen, und dieser böse und kalte Ausdruck, das empfand Spielmann mit einem Schauder, dieser böse und kalte Ausdruck, das war das wahre Antlitz des Freundes Häuslein, der seit bald zwei Jahren fast ganz auf seine Kosten lebte.

„Hm," sagte Häuslein schneidend, „werde mir's merken. Es ist ja wohl in der Weltgeschichte überhaupt noch nicht vorgekommen, daß einer, dem es gut geht, sich schlechter Zeiten erinnert und darüber nachdenkt, wem er denn eigentlich seinen Aufstieg zu verdanken hat!"

Eine Blutwelle schlug in Spielmanns Gesicht; er schämte sich. Häuslein hatte recht — er war ein undankbarer Geselle, und Häuslein hatte allen Grund, ihm die Freundschaft zu kündigen. Aber, gottlob! tat er das nicht, sondern lenkte sofort wieder ein.

„Ist schon gut, Spielmann, ich weiß ja den Grund deiner Mißstimmung gegen mich. Weil Fräulein Margot mich vorzieht — deshalb ist es — also, wenn wir es beim richtigen Namen nennen: Eifersucht — nichts als pure Eifersucht! Aber Eifersucht ist eine böse Krankheit, die schon das Blut manches Menschen vergiftet und gute Freundschaften in Feindschaft gewandelt hat. Darum rate ich: Geh tapfer dagegen an, Spielmann! An der Tatsache, daß Fräulein Margot mich vorzieht, kannst du nun einmal nichts ändern. Ich finde es begreiflich von ihr; sie hat den hohen Schwung der Gedanken, den auch ich mein Leben lang gehabt habe. In dir sieht sie mehr den Geschäftsmann. Aber ich dächte, auch du kannst zufrieden sein, denn sie ist doch wirklich sehr liebenswürdig und gefällig dir gegenüber!"

Spielmann ließ betrübt den Kopf sinken. Es tat alles sehr weh, was der Freund ihm da sagte. Aus zweierlei Gründen — nein, eigentlich aus dreierlei Gründen tat das sehr weh. Denn erstlich ist es nicht schön und erfreulich, daran erinnert werden zu müssen, daß man jemandem Dank schuldig ist. Zum zweiten aber war doch Häuslein ihm auch in gewissem Sinn zu Dank verpflichtet. Seit dem Zeitpunkt, da es ihm, Spielmann, finanziell so über Erwarten gut ging, ließ er den Freund vollkommen aus seiner Tasche leben und gab ihm alle möglichen Tips, wie er sein zusammengeschmolzenes Vermögen wieder vergrößern konnte. Häuslein befolgte diese Ratschläge auch — das wußte Spielmann ganz genau — aber er war ein Heimlichtuer in allen Sachen des Erfolgs. Nur über das, was ihm einmal mißlang, äußerte er sich sehr wortreich und machte, meist zwar „durch die Blume", solange bittere Vorwürfe und setzte eine eisigkalte Miene auf, bis man den Schaden in bar repariert hatte. —

Aber all das wog nichts gegen das, was Häuslein ihm jetzt antat. Seit die reizende Hausdame angekommen war, maßte Häuslein sich solche Rechte im Spielmannschen Besitz an, daß die junge Dame wirklich glauben mußte, er selbst, der rechtmäßige Besitzer, sei eine einfältige Nebenperson, die man in den Kauf nehmen müsse, während Häuslein das eigentliche Oberhaupt des Ganzen vorstelle.

Es war ganz unbegreiflich, wie ein Mensch es fertigbringen konnte, sich solche Anmaßungen zu erlauben. Da war keine Minute, in der man ohne ihn war. Wenn Spielmann um 5 Uhr aus der Fabrik nach Hause kam, saß Häuslein schon in seinem Eßzimmer bei der Hausdame und troff von überschwenglicher Herzlichkeit. Er zog sich an wie ein Stutzer und klemmte sich neuerdings ein Monokel ins Auge. Trat Spielmann ins Zimmer, so sah Häuslein nur flüchtig und sehr kühl zu ihm auf, und immer war er es, der die Pläne für den Abend schmiedete.

Es war sehr niederdrückend, denn Spielmann hätte, wer weiß, was, darum gegeben, wenn er ein einzigesmal mit der Hausdame eine behagliche Plauderstunde ohne den Freund gehabt hätte. Er trug so vieles auf dem Herzen, was er ihr gern gesagt hätte. Irgend etwas an ihr wirkte — ganz abgesehen von ihrer Jugend und ihrer großen Schönheit — so ungemein wohltuend und erwärmend auf einen, daß man das Gefühl hatte, bei ihr einmal vom tiefsten Grund aus seine oft so belastete Seele befreien zu können. Aber Häuslein behauptete ja, daß sie nicht viel von ihm, dem halbgebildeten Spielmann, wissen wolle, und daß er gut daran täte, sich ein wenig in der Reserve zu halten — und in der Tat schien es so zu sein, daß das junge, reizende Geschöpf sich lieber mit dem Freunde als mit ihm unterhielt.

„Also sei kein Frosch und nimm die Dinge, wie sie sind!" hatte Häuslein jene unangenehme kleine Zwiesprache beendet. „Sei froh, daß du so ein Glückspilz bist, und sorge, daß sie sich weiter wohl fühlt. Apropos, wenn sie sich weigert, etwas von den Kleidern deiner seligen Frau zu nehmen, dann versetze sie doch bald in die Lage, daß sie sich was nettes Helles kaufen kann. Gib ihr doch ihr Gehalt im voraus — Geld für ihre Leistungen wird sie doch natürlich annehmen!"

Spielmann überlegte. „Wir hatten das Gehalt auf 200 Mark im Monat festgesetzt!" sagte er. „Davon kann sie sich heutzutage nichts Elegantes kaufen, und außerdem wird sie nicht Lust haben, gleich ihr erstes Geld in hellen Kleidern anzulegen!"

„Na also, Spielmann, laß mich nur mal machen; ich bringe ihr so was schon bei. Ich werde ihr sagen, daß ihr zwar 200 vereinbart hättet, daß damit aber natürlich Goldmark gemeint gewesen seien, und wir bieten ihr 1000 Mark im Monat. Dir kann das ja völlig gleichgültig sein, ob du einer reizenden Frau 200 oder 1000 Mark gibst. Ich taxiere, deine Millionen mehren sich wie Sand am Meere, und was du nicht freiwillig fortgibst, das nimmt dir die Steuer weg!"

Spielmann seufzte auf. „Meinethalben sag' 2000, Häuslein, wenn sie nur bleibt und froh ist!"

„Das ist nun wieder übertrieben, Spielmann. Aber immerhin, gib mir zwei von den braunen Lappen, die ja doch keinen Wert mehr haben, und ich werde sehen, was ich ausrichte!"

Spielmann zog sogleich seine Brieftasche und händigte dem Freund das Gewünschte aus, aber das Herz tat ihm weh dabei. Er war der Zahlmeister von der ganzen Geschichte hier im Hause, und Häuslein war der Genießende. Es war bitter, aber im Augenblick sah er keinen Weg, um eine Änderung herbeizuführen.

Eine Woche seit dieser Unterredung war vergangen. Margot Ulriki saß oben in ihrem reizenden Boudoir, das noch allerlei Verschönerungen erhalten hatte, und auf dessen Schreibtisch immer kostbare, duftende Blumen standen, die zu dieser Jahreszeit ein kleines Vermögen repräsentierten. Aber dieser gute Herr Spielmann kam an keinem Nachmittag zurück, ohne nicht aus feuchtem Seidenpapier diese herrlichen Kunstwerke der Natur herauszuwickeln. Aber nicht nur die lieblichen Kinder der Flora trug er mit der Miene eines Weihnachtsmannes in sein Haus, das ihm plötzlich so reizvoll geworden war — nein, die ganzen Taschen waren immer voll von größeren und kleineren Überraschungen.

Besonders in Schokoladen kannte seine Üppigkeit keine Grenzen. Er war mit einem Sarottiherrn eng befreundet, und von dem ließ er sich entzückende Attrappen und die köstlichsten Pralinés, die zu dieser Zeit wieder hergestellt werden konnten, besorgen. Außerdem feinduftende Seifen, Hautcremes, Parfüms, die er von bedeutenden Seifenfirmen zum Austausch erhielt. Alles drückte er mit strahlender Miene der jungen Hausdame in die Hand, und wenn die sich weigerte, all diese Geschenke anzunehmen, schickte er es ihr durch Trude in ihr Zimmer hinauf, und die räumte es gleich in die Fächer eines Schrankes und war tief beleidigt, als das gnädige Fräulein sich ernstlich dagegen verwahrte.

Ja, also Margot Ulriki saß an ihrem schönen, mit hellila Leder überzogenen Diplomatenschreibtisch und schrieb an ihre Mutter.

„Liebes, liebes Mütterchen, wenn ich versuchen wollte, dir die Wirklichkeit, in die ich hier hereingetreten bin, zu schildern, dann würdest du denken: Meine Margot ist eine Phantastin geworden, denn sie erzählt mir Märchen! Und in der Tat, liebe Mutter, an manchem Abend, wenn ich mich in mein wunderschönes Bett in meinem wunderschönen Zimmer lege, dann muß ich mich fragen: »Ist alles nur ein Traum — oder ist es Wahrheit!«

Aber am Morgen, wenn ich erwache und die Dinge mit etwas nüchterneren Augen ansehe, dann weiß ich ganz genau, daß alles Wahrheit ist, und finde auch den richtigen Ausdruck für all das, was ich hier sehe, höre und erlebe.

Du und ich, Mutter — wir haben zwar im Brennpunkt alles modernen Geschehens — wir haben mittendrin in der Hauptstadt unseres armen Vaterlandes gelebt — und doch scheint es mir jetzt, als hätten wir uns auf einer öden Insel des weiten Weltenmeeres befunden. Wir haben wohl oft reden hören von jenen, die durch den Krieg, durch die Revolution und alles, was folgte, zu ungeheuren Reichtümern gelangt sind — aber niemals ist uns eines jener Fabelwesen unter die Augen gekommen. Wir lächelten nur immer, wenn wir von solchen Menschen berichten hörten, und dachten bei uns: Wie doch alles übertrieben wird!

Aber nein, nein, liebe Mutter — es ist nichts übertrieben worden — im Gegenteil, ich glaube, alles, was wir gehört haben, bleibt hinter der Wirklichkeit noch ein beträchtliches Stück zurück.

Erschrick nicht, liebste Mutter, über das, was ich dir erzähle — aber ich befinde mich hier im Hause eines solchen vom Glück verfolgten Mannes, solch eines Menschen, der vor etwa fünf Jahren noch mit des Lebens kleinlichen Nöten zu kämpfen hatte, und der heute nicht weiß, was er mit seinem Gelde beginnen soll.

Ich wollte dir nicht voreilig schreiben, liebe Mutter, denn während der allerersten Tage meines Hierseins hatte ich unablässig mit einem Gefühl des Widerwillens zu kämpfen. Es war etwas von Empörung und zugleich etwas von Mitleid in mir. Die Empörung kam immer dann, wenn ich an all die arm Gewordenen in unseren Ständen dachte, auf deren Tischen nur knapp noch das Allernötigste zum Sattwerden steht, während man hier in auserlesenen Leckerbissen schwelgt. Das Mitleid kam mir immer in solchen Augenblicken, wenn ich fühlte und begriff, daß diese durch eine Laune des Schicksals reich Gewordenen wie arme verirrte Vögel in ihrem eigenen glänzenden Heim dahergehen, immer mit der ihnen vielleicht selbst unbewußten Sehnsucht im Herzen, daß alles wieder anders kommen möge.

Und gerade dieser Kriegsgewinnler, in dessen Hause ich lebe, scheint mir zu jener rührenden Klasse zu gehören, von der ich eben sprach.

Gestern, das muß ich dir noch erzählen, ist mir das Schönste, was bisher gewesen, in diesem Hause geschehen. Zum erstenmal habe ich eine Stunde mit Herrn Spielmann allein zusammengesessen, denn sonst, das schrieb ich dir schon, ist sein Freund Häuslein unentwegt der Dritte im Bunde. Dieser Häuslein ist ein Mann, der aus Gummi gemacht zu sein scheint — gar nichts Festes, Gerades, Bestimmtes ist an ihm. Jedem einzelnen gegenüber ist er so, wie der ihn gerade haben möchte, und weil er so ein Tartüff ist, muß man ungeheuer vorsichtig ihm gegenüber sein. Er hat auch schon versucht, mir das Bild des armen Spielmann etwas anzuschwärzen, aber das ist ihm nur halb gelungen. Ich bin aus Klugheit freundlich zu ihm, denn ich ahne, daß Menschen, wie er einer ist, bös und gehässig werden, wenn sie sich enttäuscht fühlen.

Also, ich saß mit Herrn Spielmann allein zusammen, und ich glaube, um das möglich zu machen, ist er zu einer ungewohnten Stunde aus der Fabrik nach Hause gekommen. Er brachte herrliche Blumen und ganze Stöße von feiner Schokolade, Marzipan, Seife und Parfüms mit.

Ich sagte ihm, wie unendlich peinlich es mir sei, all seine Geschenke anzunehmen — aber da kam eine ganz echte Traurigkeit in sein Gesicht. »Gnädiges Fräulein,« sagte er, »fühlen Sie denn nicht, daß es ein Glück bedeutet, wenn ich geben darf! Ich weiß ja sonst nicht, wie ich es ertragen soll, daß sich all diese äußeren Glücksgüter über mich ergießen. Nehmen Sie doch — ich bitte Sie — und wenn ich Ihnen helfen kann — Ihnen oder den Ihren — so sagen Sie es nur!« Mutter — er hatte fast Tränen in den Augen, als er so zu mir sprach.

Das Gehalt von 200 Mark, das er mit mir ausgemacht hat, das verstände sich in Gold gezahlt zu werden — zum wenigsten aber soll ich 1000 Mark im Monat haben und dann noch Kleidergeld.

Mutter, ich weiß nicht, ob ich in einem kolossalen Irrtum lebe, ob es schon ein Herabsteigen bedeutet, daß ich von dem Überfluß des großmütigen Herrn Spielmann etwas nehme, oder ob ich es nur ein »Sichanpassen an die Zeitverhältnisse« nennen darf. Du weißt, ich habe ein feines Gefühl und viel Sinn für Rechtlichkeit — aber ich weiß auch, daß die gegenwärtige Zeit grausam' für uns Nichtbesitzenden ist, und daß der, der eigensinnig an alten Gebräuchen haftenbleibt, einfach aus dem Leben herausgeschleudert werden muß — — —"

Der Brief war gerade zu Ende geschrieben, als der lustige Klang der Autohupe zu Fräulein Margot hinaufschallte, und im selben Augenblick erschien auch Trude auf der Schwelle und bestellte, daß die Herren im Begriff seien, in die Stadt zu fahren, und herzlich bitten ließen, mit dabei zu sein. Häuslein kam die halbe Treppe hinangesprungen:

„Ach, gnädiges Fräulein, wenn Sie die Güte haben wollten, sich für ein feines Restaurant anzukleiden!", und ehe sie noch eine Antwort geben konnte, war auch schon Spielmann an ihrer Seite:

„Der Anzug ist völlig gleichgültig, gnädiges Fräulein. Sie sehen, was Sie auch immer tragen, schön und vornehm aus. Wir haben noch ein paar Gäste geladen; ach, bitte, machen Sie kein ernstes Gesicht! Sagen Sie um Gottes willen nicht nein!"

Es lag ein solches Flehen in seiner Stimme, daß Margot es nicht übers Herz gebracht hätte, ihm eine Enttäuschung zu bereiten.

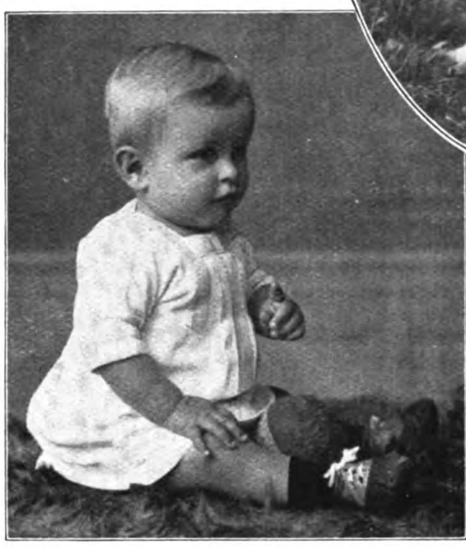
„Ich habe allerdings nur ein dunkles Kleid!" sagte sie zögernd, aber Spielmann versicherte noch einmal: „Das Kleid ist völlig Nebensache — wenn Sie nur mitkommen. Wann können Sie fertig sein? Der Wagen steht schon vor der Tür!"















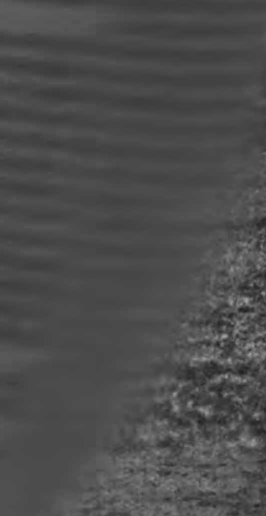




Streitende Tiere.



Zärtliche Brüder.





Ein seltener Moment: Dreikampf von Damschauflern.

Schaufler, einen Graben überfallend.

Aus dem Leben des Damwildes.

(Hierzu der Artikel auf Seite 33.)

Nach photographischen Aufnahmen von Otto Pfaff, Leipzig.



Schaufler, schlagend.



…hälender Damhirsch.

„Ich werde mich beeilen“, versprach Margot. Häuslein sprang nun vollends die Treppe hinan und überreichte ihr mit einer tiefen Verbeugung zwei köstliche Orchideen, die er von Spielmanns Geld gekauft hatte.

Eine Viertelstunde später trat Margot zu den beiden Freunden, die wartend, in ihre Pelze gehüllt, in der Diele saßen.

„Es ist kalt, gnädiges Fräulein!“ sagte Spielmann, „und Sie tragen nur einen dünnen Tuchmantel. Ich habe Trude gesagt, sie solle einen von den Pelzmänteln meiner verstorbenen Frau bringen. Ich weiß ja leider im voraus, daß Sie mir mit einem Nein antworten würden, wenn ich Sie bäte, einen von den Mänteln, die ja doch nur ungebraucht im Schranke hängen, anzunehmen; aber daß Sie sich zum wenigsten erweichen lassen, ihn hin und wieder zu tragen, um sich vor Erkältung zu schützen, das hoffe ich doch sicher!“

Häuslein hielt den Mantel bereits ausgebreitet zum Hineinschlüpfen hin, und Margot tat, halb widerstrebend, was man von ihr erbat.

„Ich sehe, Sie haben einen Brief in der Hand, gnädiges Fräulein. Ich laufe ganz schnell um die Ecke und stecke ihn in den Kasten! Bitte, setzen Sie sich inzwischen schon in den Wagen! Häuslein wird Sie gut einmummeln, denn es ist wirklich kalt im offenen Wagen.“

Häuslein ließ seine Blicke bewundernd über Margot hingleiten. Wie herrlich sah die in dem üppigen Pelz aus! Wie eine Fürstin. Und dieses Mädchen war ihm gewogen, war von geradezu gewinnender Herzlichkeit zu ihm. Er benutzte gleich die kurze Gelegenheit, während Spielmanns Abwesenheit, um ihr zuzuraunen: „Es ist mir immer peinlich mit Spielmann in ein vornehmes Restaurant zu gehen, weil ihm die feinen Manieren beim Essen so völlig fehlen. Gnädiges Fräulein werden das schon bemerkt haben. Man muß bei ihm eben immer ein Auge zudrücken, sonst — —“ Aber da kam Spielmann schon wieder mit seinem vor Freude leuchtenden Gesicht zurück und half nun seinerseits der Hausdame in den Wagen hinein.

Der neue Chauffeur war inzwischen eingetroffen. Spielmann ließ den Freund neben dem Fräulein sitzen, und er selbst setzte sich bescheidenerweise auf den Sitz neben dem Chauffeur.

Eine leichte Schneeschicht lag auf dem Weg; der Wald, der sonst schwarz und ein wenig unheimlich dastand, leuchtete jetzt in seinem weißen Kleid, und der abendliche Himmel wölbte sich hoch und glasklar über der stillen Erde. Aber nur eine kurze Weile lang war die Erde still und feierlich; sobald man am Flußufer vorgesaust und in die graue Stadt hineingekommen war, war alles in flutender, wirbelnder Bewegung. Die Schaufenster erstrahlten noch im Licht ihrer wieder zahlreicher gewordenen Lampen. Menschen strömten auf den engen Verkehrswegen hin — Fuhrwerke polterten übers Pflaster. Die elektrischen Bahnen surrten und klingelten. Zeitungsverkäufer schrien ihre Blätter aus, und ein ganzes Heer von Straßenhändlern pries mit lauter Stimme seine Waren an.

„Wir haben das Programm ein wenig zeitig angesetzt,“ erzählte Häuslein, „weil wir uns das Vergnügen machen wollten, Ihnen nach dem Souper ein wenig das Nachtleben dieser Stadt vorzuführen, gnädiges Fräulein. Sie haben uns gesagt, daß Sie in Berlin noch niemals in einem Nachtkaffee gewesen seien. Nun, ich glaube, das, was wir Ihnen hier zeigen können, wird nicht erheblich gegen Berlin zurückstehen. Sie werden staunen, und ich bin sicher, Sie werden begeistert sein. Ich möchte die junge Dame sehen, die nicht in Begeisterung gerät, wenn sie zum erstenmal so etwas zu Gesicht bekommt!“

Margot war um einen Schatten bleicher geworden; sie wollte antworten, aber da hielt der Wagen auch schon vor einem großen Haus. Es war das erste Hotel der Stadt. Durch die weit offen stehenden Flügeltüren trat man in eine breite, von rotem Plüschläufer bedeckte Vorhalle — von da durch drehbare Glastüren in die eigentliche Halle, die blendend hell erleuchtet war, und in deren Wände breite geschliffene Spiegel eingelassen waren.

Prächtige türkische Teppiche machten die Schritte unhörbar. Um kleine Tische gruppierten sich kostbare Klubsessel mit Leder- und Plüschbezügen. Auf den Tischen lagen feine weiße Decken; schmale schlanke Kristalvasen standen darauf, und jede von diesen Vasen trug eine einzige Blume, die in ihrer Farbe zur Seide des Schirms der elektrischen Lampe, die neben der Vase stand, paßte. Spielmann lief sogleich auf einen schwarzbefrackten Herrn zu, der sich tief vor ihm verneigte; es war der Oberkellner dieses Riesenhotels.

„Haben Sie uns das kleine Zimmer reserviert?“, und als der Schwarzbefrakte nickte — weiter: „Sind die Herren schon gekommen? Haben sie Damen mitgebracht?“

„Nur der Herr Assessor hat eine Dame mitgebracht, Herr Bilnastein hat abgesagt, und der Doktor Bleicher kommt ja immer allein!“

„Gut“, sagte Spielmann. „Nun, und das Souper haben Sie ja nach meinen Angaben richten lassen, mit Austern als Vorspeise, nicht wahr? Den Sekt, bitte, schon beim Geflügel. Zur Suppe am besten ein Glas Madeira. Sind für die Damen Blumen und Pralinés besorgt?“

„Jawohl, Herr Spielmann — Wann wünschen Sie zu beginnen?“

„Spätestens in einer Viertelstunde!“ rief Spielmann ihm noch zu, dann war er wieder an Margots Seite, auf die Häuslein leise und eifrig einsprach.

„So, ich bitte — gnädiges Fräulein. Wir haben in diesem Hause unser Privatgemach — da sind wir völlig unbelästigt vor fremden Blicken.“

Zu Häusleins Ärger reichte er ihr den Arm und führte sie durch die große Halle in einen weißgoldenen Speisesaal und durch diesen durch in einen Seitenraum, dessen Flügeltür von einem dicken, bunten Vorhang verdeckt war. Er stieß die Tür auf, und man befand sich in einem reizenden Zimmer, das den Charakter eines eleganten Festraumes im Familienstil trug. Ein Tisch mit blitzendem Silber und Kristall — mit Blumen, Früchten und feinen Konfektkörben stand in der Mitte.

„Guten Abend — guten Abend!“ sagte Spielmann und trat zuerst auf eine sehr elegant gekleidete Dame mit hochblondem, kunstvoll frisiertem Haar zu.

„Schön, daß Sie mitgekommen sind, gnädiges Fräulein. Guten Abend, Assessor! Apropos — ich danke für die Steuerauseinandersetzung; ich glaube, auf diese Weise wird es gehen. Nun, Doktor, und Sie sind solo wie immer! An Ihnen ist eben nichts zu ändern!“ Aber dann wandte er sich hastig nach Fräulein Margot um.

„Gnädiges Fräulein, Sie gestatten doch? Hier ist mein guter Freund, der Assessor Breuning mit seiner — ja, mit seiner Fräulein Braut. Wie war doch der werte Name — ich habe ein so schwaches Gedächtnis für Namen. Entschuldigen Sie doch, bitte. Ja, und hier der Doktor Bleicher. Brillanter Chirurg; hat mir mal den Arm zersägt und richtig wieder zusammengestückelt. Fräulein Ulriki — die liebenswürdige junge Dame, die meinem Hauswesen vorsteht!“

Die Vorstellung war beendet, und Spielmann sah triumphierend zu Häuslein hin. Er war stolz darauf, daß er sich vom gewandten Freunde nicht zur Seite hatte drücken lassen, und daß ihm alles so wohl gelungen war. Häuslein aber hatte einen spöttischen Zug im Gesicht, und Spielmann verlor sogleich etwas von seiner Sicherheit.

Das Fräulein mit dem hochblonden Haar sah halb mitleidig und halb mißtrauisch zu Margot hin. Ein schwarzes Tuchkleid trug die, mit hellen Aufschlägen und einem kleinen Spitzenkräglein geziert. Puritanisch sah das aus, und man mußte staunen, daß das Fräulein dennoch nicht unelegant wirkte. Die Haare, die von Natur kraus sein mußten, trug sie zu einem schlichten Knoten im Nacken geschlungen, keinen Schmuck um den Hals und keinen Ring am Finger. Wie merkwürdig das war! Gab es denn noch Damen, die so gekleidet gingen — und ganz besonders, wenn sie zu einem Mann, wie Herr Spielmann einer war, gehörten?

Es entstand für wenige Minuten eine etwas unbehagliche Stimmung.

Der Assessor war sichtlich verlegen, und die Blicke des Dr. Bleicher hingen unverwandt, wie wenn er die Macht über sich verloren hätte, an der Erscheinung dieser fremden jungen Dame.

Aber dann kam schon der Kellner, von einem kleinen, rot livrierten Jungen begleitet, ins Zimmer, und die Herrschaften nahmen Platz.

Häuslein hatte Fräulein Margot den Arm geboten, und er brachte es zustande, daß Spielmann durch zwei Personen von ihr getrennt zu sitzen kam. Zur Linken der jungen Hausdame saß Dr. Bleicher, der jetzt so weit zu sich selbst gekommen war, daß er wieder die Gewalt über seine Blicke hatte.

Der Assessor hatte die hellgekleidete hochblonde Dame, deren Name niemand kannte, zur Seite, und Spielmann, der Gastgeber dieses Abends, war eigentlich etwas vereinsamt. Er sah ganz betrübt aus und wußte nicht recht, ob er einem aufsteigenden Unmut nachgeben oder ob er sich zur Lustigkeit aufraffen sollte. Er stand hart auf der Grenze dieser beiden Möglichkeiten, aber da traf ihn ein lieber, etwas hilfloser Blick aus Fräulein Margots Augen, und sofort war in seinem Herzen die Entscheidung zum Guten gefallen.

Der Kellner schob vor jeden der Gäste eine kleine Schüssel mit Austern; zwischen den Schalen klirrten kleine Eisstückchen und Zitronenscheiben lagen auf einer besonderen Ausbuchtung der Schüsseln.

Es waren die ersten Austern, die Margot Ulriki in ihrem Leben vorgesetzt erhielt. Ein wenig ängstlich sah sie zu, wie man die Schalen handhabte, und ein ganz kleiner Schauder war in ihr. Spielmann fiel etwas plötzlich über dieses feine Gericht her; er schluckte und schmatzte hörbar, und Häuslein sagte halblaut und höhnisch zu seiner Nachbarin: „Ich habe ihm immer noch nicht beibringen können, daß Austern geschluckt und nicht gekaut werden; es ist schrecklich!“

Er selbst faßte die Schalen mit zierlichen Fingern, träufelte den Saft der Zitronen darüber und schluckte sie lautlos herunter.

„Nee, Fritze“, sagte das blonde Fräulein jetzt und schlug dem Assessor auf die Finger.

„So haben wir nicht gewettet; ich bin jetzt selbst auf den Geschmack gekommen und weiß genau, wie gut Austern schmecken. Is also nicht, daß du mein Teil noch mitkriegst. Aber befreunde dich mal ein bißchen mit Herrn Spielmanns Dame — ich habe den Namen vergessen — die scheint noch nicht heraus zu haben, daß Austernessen ein Genuß ist!“

Der Assessor lachte etwas verlegen auf, und Margot Ulriki war tief errötet. Es war da plötzlich wieder das große Angstgefühl, das sie am ersten Tage, als sie ins Spielmannsche Haus gekommen war, empfunden hatte.

Herr Spielmann aber sagte jetzt freundlich, fast väterlich: „Probieren Sie einmal, gnädiges Fräulein — sie schmecken wirklich gut. Wenn man noch keine gegessen hat, muß man sich zuerst etwas überwinden; das ist mir auch so gegangen, und jetzt bin ich leidenschaftlicher Austernesser!“

Sie aß nun wirklich zwei der kostbaren Tiere, aber es war alles so seltsam beengt in ihr; sie hatte nicht den geringsten Appetit, und sie war froh, als Spielmann gutmütig sagte: „Nun, wenn Sie sich denn wirklich nicht überwinden können, etwas, was vor einer Viertelstunde noch lebendig war, herunterzuschlucken, dann geben Sie mir die Dinger her! Zum Stehenlassen sind sie zu kostbar.“

Häuslein sah mit einem ärgerlichen und mißgünstigen Blick zu Spielmann hin, und dessen Schlürfen und Schmatzen, während die andern ihm zuschauten, fiel jetzt allerdings nicht gerade angenehm auf. Häuslein macht wieder eine flüsternde ironische Bemerkung zu Margot hin — sie aber schwieg und sah ein wenig traurig zu Spielmann hinüber.

Der Kellner, vom kleinen, rot livrierten Gnom begleitet, nahm nun mit großer Eleganz und Geschwindigkeit die Austernschüsseln vom Tisch fort und stellte kleine breite Tassen mit kalter Fleischbrühe auf — dazu feine Toasts, mit Gänseleber belegt.

Der Assessor heftete seine Blicke forschend und zweifelnd auf die ernste fremde junge Dame, die dieser originelle Kunde Spielmann mitgebracht hatte. Er wußte nicht, was er aus ihr machen sollte. Spielmann, der ihm doch sonst von allem, was sein privates Leben anging, genauen Bericht zu erstatten pflegte, hatte ihm noch nichts von seiner Bekanntschaft mit einer ganz auffallend schönen und, wie es schien, auch ernst zu nehmenden jungen Dame erzählt. Allerdings hatte er ihn seit dem Tod seiner Frau gestern zum erstenmal flüchtig gesehen, und da hatte Spielmann ihm nur in aller Eile seine Einladung für den heutigen Abend übermitteln können. Es war sehr merkwürdig — aber wenn diese junge Dame ernst zu nehmen war, warum hatte dann dieser komische Kauz erlaubt, „in Begleitung“ zu kommen? Sowas tat man doch nicht, wenn man eine Dame der Gesellschaft bei sich hatte. Freilich, woher sollte der arme Spielmann das wissen?

Der bis dahin schweigsam gewesene Doktor wandte sich jetzt an Fräulein Margot.

„Wir leben in Zeiten,“ sagte er ernst „in denen wir viele von unseren früheren Anschauungen opfern müssen; am glücklichsten sind diejenigen daran, die sich ohne Murren und heftige Auflehnung in die gegebenen Tatsachen schicken. Ich achte und bewundere einen jeden, der es verstanden hat, mit alten Traditionen zu brechen und dem Umsturz gerecht zu werden. Wie gefällt es Ihnen in unserer Stadt, gnädiges Fräulein?“

Ach, wußte er, was er mit diesen Worten tat, dieser feine kluge Mensch? Ahnte er, daß er da noch gerade im letzten rechten Augenblick den Ausbruch einer Katastrophe verhindert hatte?

„Ich habe noch nicht viel von der Stadt gesehen!“ antwortete sie leise, und der Doktor fühlte sogleich, daß sie die geistige Hand, die er ihr gereicht, ergriffen hatte und sich von ihr führen ließ.

Das Geflügel wurde gebracht; feiner Bratenduft stieg auf. Der gewandte „Ober“ legte vor, und der kleine, rote Gnom goß mit bemerkenswerter Sicherheit den Sekt in die Gläser. In feingeschliffenen Kristallschalen schwamm das köstliche Obst — Aprikosen und Erdbeeren — Sellerie in Mayonnaise fand eifrige Abnehmer — die Sektgläser klangen aneinander.

„Verehrte Anwesende“ — Häuslein, der mit dem Messerrücken an sein Glas geklopft und sich erhoben hatte, stand in Rednerpositur da — „verehrte Anwesende, ich möchte diesen schönen Abend nicht vorübergehen lassen, ohne ein Wort geredet zu haben. Die Gunst des Himmels — vielleicht könnte man es auch eine gütige Laune des Schicksals nennen — eine, auf jeden Fall, irgendeine unsichtbare Macht, die über uns waltet, hat unsern guten Spielmann dazu ausersehen, für eine Weile alles Glück der Welt in breiten Zügen in sich hinein schlürfen zu dürfen. Nicht allein, daß er aus der Nüchternheit des grauen, sorgenbeschwerten Alltags auf die Höhen der Großkapitalisten geschleudert wurde — nein — nicht nur das hat das Schicksal in seinem reichen Füllhorn für ihn geborgen gehabt — — es konnte sich auch in anderer Richtung nicht genug tun — ihn blindwaltend mit Gütern zu überschütten — — —“

(Fortsetzung folgt.)



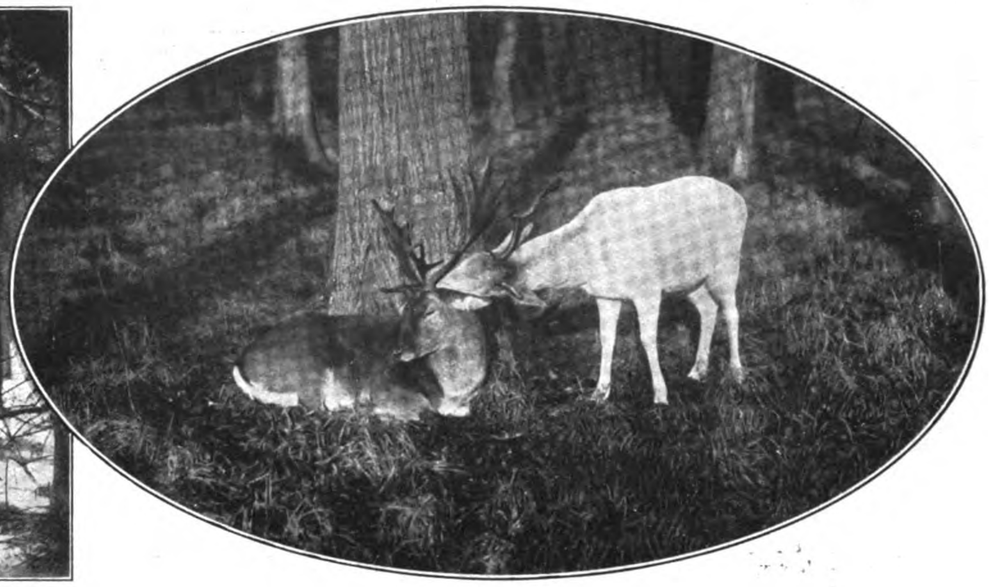
Schlafender Damhirsch.



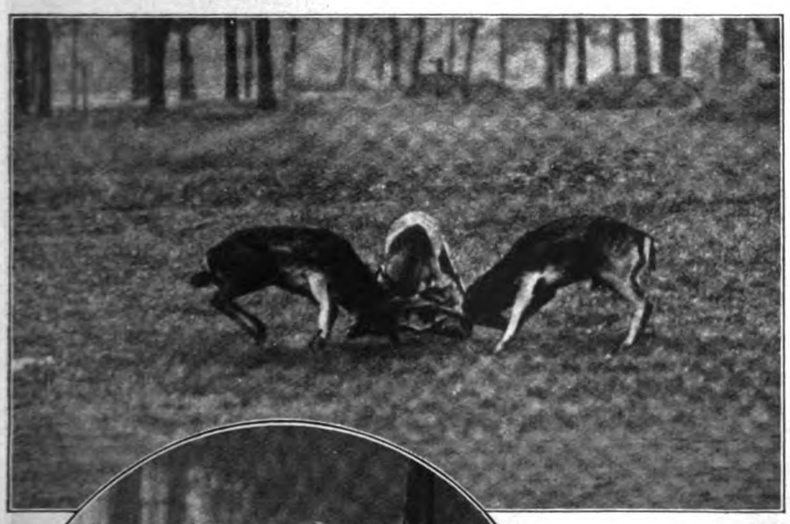
Streitende Tiere.



Damschaufler.



Zärtliche Brüder.



Ein seltener Moment: Dreikampf von Damschauflern.



Schaufler, einen Graben überfallend.

Aus dem Leben des Damwildes.

(Hierzu der Artikel auf Seite 33.)



Schälender Damhirsch.



Schaufler, schlagend.

Nach photographischen Aufnahmen von Otto Pfaff, Leipzig.

Mongolische Frauen

Von Hermann Consten

Mit 5 Abbildungen nach photogr. Aufnahmen des Verfassers



Mädchen aus Uljasutai.

Im Jahre 1905 näherte sich meine Karawane, das erstemal aus der großen Gobi auftauchend, der jetzigen Hauptstadt der äußeren Mongolei, Urga. Langsam, majestätisch durchzogen meine Kamele die Wege der Vorstadt, und als wir uns dem großen Platz vor dem Maibari, dem höchsten Heiligtum in Urga, näherten, umrasselte uns plötzlich das Knattern von Feuerwerkskörpern, als wäre ein halbes Dutzend Maschinengewehre auf die dort versammelte Menge in Tätigkeit. Unsere ausgehungerten Wüstenpferde versuchten erschrocken zu scheuen, während die fettgepolsterten Kamele nur, ärgerlich aufschreiend, nach der Richtung der Knallerei kräftig hinspuckten. Hunderte und abermals Hunderte von Menschen waren dort versammelt, aber alles saß stolz zu Roß, Männlein, Weiblein und Kinder beiderlei Geschlechts. Die klugen mongolischen Pferde schoben und drängelten in dem Durcheinander genau so rücksichtslos nach vorne, wo etwas Besonderes los war, wie in Berlin oder Leipzig die Menge, wenn ihre Neugierde gereizt wird. Die Mongolen feierten ihr Neujahr. Eine besondere Note erhielt das Bild für mich durch die Mongolinnen, die hier in ihrem kostbarsten Staat, Schenkel an Schenkel mit den Männern, sich durch das dichteste Gewühl von ihren Pferden tragen ließen. Hierhin und dorthin flog ein Scherzwort, und ihr Lachen klang herzlich, wenn sie unter der schiebenden, drängenden Menge einen Freund, Liebhaber, Bekannten oder Verwandten sahen. Ihre Gesichter waren ausnahmsweise gewaschen, die Wangen und die Stirn durch je einen pfenniggroßen, rotgeschminkten Schönheitsfleck verschönt. Hart trafen die schweren Stiefel der Frauen die kleinen Pferde, um sie durch die Menge zu zwängen. Eisern umklammern die Frauenschenkel die Pferde, damit sie nicht von deren Rücken gestreift werden. Die Festtagskleidung der Frau ist wirklich prächtig. Zu Pferd und zu Fuß trägt sie bei solcher Gelegenheit über der Tageskleidung im Winter einen losen, herabfallenden Seidenmantel mit Puffärmeln, der aufs kostbarste über und über bestickt ist, je nachdem der Ehegatte, Liebhaber oder Freund oder alle zusammen zum Neujahrsfeste freigebig waren. Unter diesem Mantel wird sehr oft noch eine ärmellose Weste und darunter ein längeres, mantelartiges Jackenkleid getragen, das durch einen Gürtel aus schwerer Seide in der Taille Form erhält. Auf dem Körper dagegen trägt die Mongolin weiter nichts als eine blaue, weite, leinene, geschlossene Hose, die durch irgendeinen Riemen auf den Hüften festgehalten wird. Körperliche Reinlichkeit kennt die echte Mongolin kaum, und daher schimmert ihre Haut nicht etwa in dem köstlichen Pfirsichgelb der Chinesin und Japanerin, sondern der Körper dieser Kentaurin hat im Laufe der Jahre eine graubraune Farbe angenommen, die für europäische Augen nicht gerade verlockend wirkt. Und doch beherrscht die Mongolin die Situation dem Manne gegenüber fast restlos. Will der Mann ernstlich heiraten, so wird er von seiner Braut und den zukünftigen Schwiegereltern als ein Erpressungsobjekt betrachtet, aus dem je nach der Schönheit der recht oft nicht mehr jungfräulichen Braut möglichst viel an Brautgaben herausgeholt wird. Das Hetärenwesen ist unter den Mongolinnen bis zu den letzten Folgerungen ausgebildet. Der Erlös fließt in die Familienkasse, oder ist die Hetäre eine berühmte, kluge Schönheit, so trennt sie sich wohl von ihrer Familie, um sich selbständig zu machen oder wie ihre anderen Schwestern, eine Ehe auf Zeit mit einem Chinesen, Mongolen oder Europäer einzugehen. Dem Hetärentum sowohl wie der Zeitehe haftet keinerlei Schande an, im Gegenteil, die junge Dame nimmt für diese Zeit in der sogenannten Gesellschaft dieselbe Stellung ein wie ihr Mann auf Zeit. Das Mutterrecht gilt infolgedessen noch in uneingeschränkter Form, und manche Matrone oder Nonne unterhält mit Hilfe ihrer der freien Liebe huldigenden Töchter die ganze Familie.



Frauen und Mädchen aus der Umgebung Kobdos.



Reitende Mongolin.

Übrigens wird, wenn der Familie schon ein Sohn geboren ist, die Geburt von Mädchen aus den oben angegebenen Gründen stets mehr gewünscht als die eines Knaben. Mädchen und Frauen sind auf den ersten Blick durch ihre Haartracht zu unterscheiden. Die Mädchen haben die Haare ganz glatt, aber sehr kunstvoll fest um den Kopf gelegt, wie die Spanierinnen; der Zopf, ob echt oder falsch, ist gleichgültig, hängt, durch ein buntes Seidenband geschmückt, über den Rücken. Die Frau hat mit ihrer Haartracht, wenigstens einmal im Monat, bedeutend mehr Arbeit. Die Haare werden nämlich, um die Reste der vorhergehenden Frisur und allen Schmutz zu entfernen, in heißem Wasser gewaschen, dann getrocknet, zwischen Holzstäben fächerförmig an jeder Seite des Kopfes ausgebreitet, mit Leim bestrichen und trocknen gelassen. Hierauf werden die Holzbrettchen entfernt und an ihrer Stelle der kostbare Silberschmuck befestigt. Die Haare stehen nun an jeder Seite flügelartig um den Kopf; dazwischen trägt die wohlhabende Mongolin eine durchbrochene Silberkrone, von der zu beiden Seiten lange Silberketten, in denen große Korallen und Halbedelsteine befestigt sind, herunterhängen. Auf dieser Krone balanciert ein eigentümlicher Zobelhut. Die mehr oder minder echten Zöpfe stecken in silberbeschlagenen Seidenfutteralen; auch hier ist die durchbrochene Silberarbeit recht oft mit großen Halbedelsteinen geschmückt. Der Silberschmuck einer Gruppe reitender oder gehender Mongolinnen klappert wie die Panzer anreitender Kürassiere. Aus dem Stande des Mädchens gelangt die Mongolin durch Brautgeschenke unter großer Festlichkeit in den Stand der Ehefrau, die, besonders wenn kein Kindersegen sich später einstellt, recht oft mit Einwilligung des Ehemanns dem Fremden sich hingibt, um mindestens einen Sohn zu erhalten. Sonst ist die Mongolin eine sorgende, tüchtige Frau, die die Herden ihres Mannes versorgt und betreut und innerhalb und außerhalb der Jurte ganz energisch den Pantoffel oder vielmehr den mongolischen Stiefel schwingt. Wenn ihre körperlichen Reize verblüht sind, gleitet sie aus dem Stand der Frau in den der Großmütter oder Nonnen. Sie legt ihren Silberschmuck ab und widmet sich ganz ihren Enkeln oder sucht in einem benachbarten Kloster durch ewiges Beten „Om mani padme hum" als dienende Nonne das ewige Heil Buddhas und eine glückliche Wiedergeburt, wenn möglich als Mann, zu erhalten.



Frauen und chinesischer Mischling (Knabe) im Festschmuck und Zobelhut aus Uljasutai.

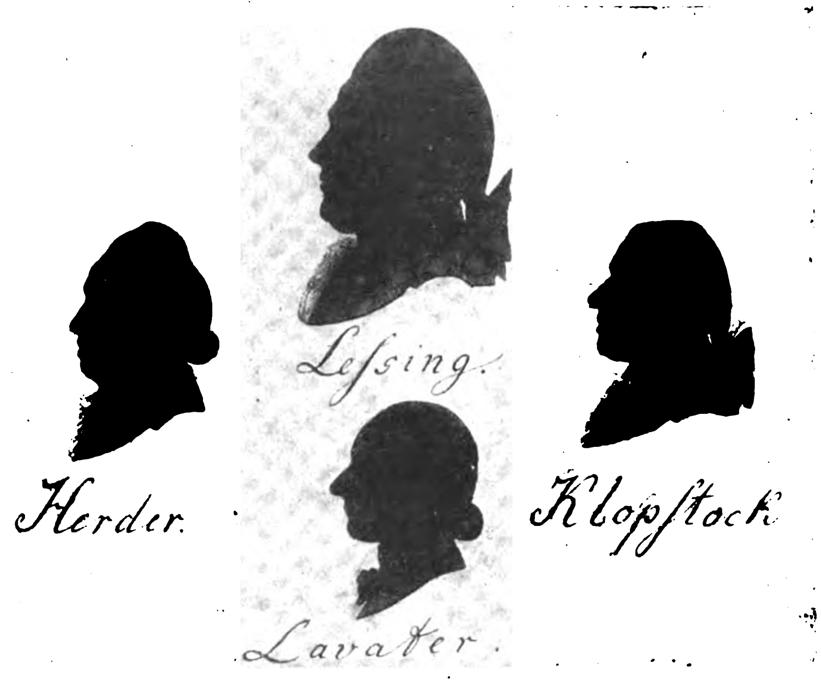


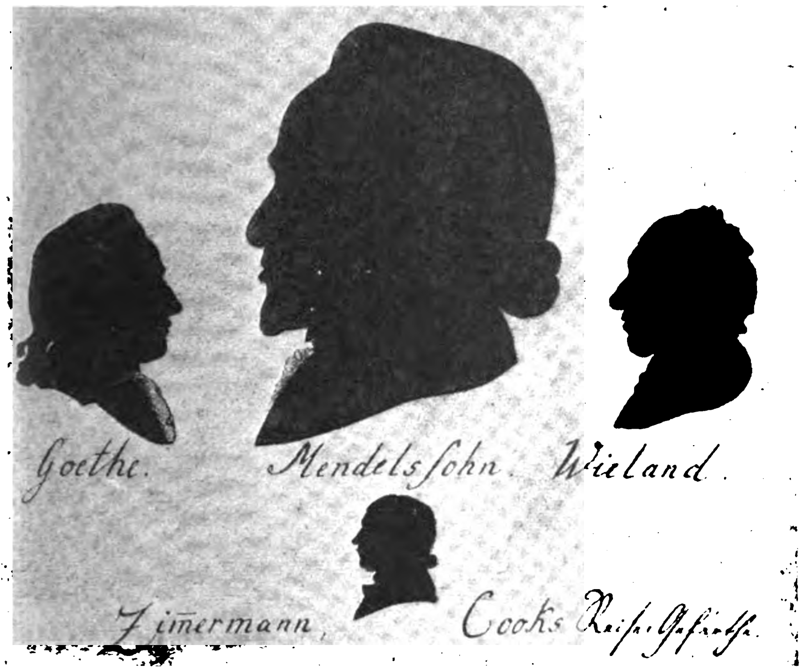
Festlich gekleidete Frau im Haarschmuck mit Krone ohne Zobelhut.

Eine Goethe-Silhouette und sieben andere Schattenrisse aus der klassischen Zeit.

Von Hans Vaihinger, Halle a. d. S.

Es sind gerade 101 Jahre her, daß die hier veröffentlichten acht Schattenbilder im Besitze meiner Familie sind. Mein Großvater mütterlicherseits, Pfarrer „Magister“ Eugen Haug, Enkel des Professors an der Hohen Karlsschule Balthasar Haug, des bekannten Lehrers Schillers, sowie Neffe des mit Schiller befreundeten Epigrammendichters Friedrich Haug, feierte am 14. Oktober 1820 Hochzeit mit der Jungfer Charlotte Auguste Stierlin zu Maulbronn. Diese war Tochter des damals als Original weitbekannten Revierförsters Wilhelm Stierlin daselbst, der von seinem Freunde Iffland als „Oberförster Warberger“ in dem 1785 erschienenen Schauspiel „Die Jäger“ verewigt worden ist. Mit Iffland war Stierlin bekannt geworden durch seine Schwester Christiane, die mit dem Schauspieler und Regisseur Wilhelm Christian Dietrich Meyer verheiratet war, der zu der Mannheimer Truppe Ifflands gehörte. „Madame Meyer“, die bei der Flucht Schillers von Stuttgart nach Mannheim eine bedeutende Rolle spielte, wie aus Streichers, des Begleiters Schillers, vielgelesener Beschreibung jener gemeinsamen Flucht bekannt geworden ist, war nach der Sitte der damaligen Zeit eine eifrige Silhouettensammlerin. Ihr Silhouettenalbum gelangte nach ihrem Tode 1804 in den Besitz ihres Bruders. Als nun dessen Tochter Charlotte 1820 heiratete, bekam das junge Ehepaar als Hochzeitsgeschenk acht Silhouetten der berühmtesten klassischen Schriftsteller aus jenem





Album. Jene acht Silhouetten wurden dann in zwei Bildtafeln angeordnet und von dem jungen Ehemann mit Unterschriften versehen. Diese beiden Bildtafeln hingen nun hinter Glas und Rahmen über fünfzig Jahre lang in dem Studierzimmer meines Großvaters, wo ich sie oft angeschaut habe. Nach dem Tode meines Großvaters 1874 kamen sie als dessen Legat in meinen Besitz. Seit 15 Jahren hängen sie als eine „Leihgabe“ von mir im Schillermuseum in Marbach, mit Vorbehalt des Besitzrechtes und des Vervielfältigungsrechtes.

Es ist natürlich vom heutigen Standpunkte aus sehr zu bedauern, daß das schöne Silhouettenalbum der „Madame Meyer“ so verstümmelt worden ist. Aber das Album erlitt auch noch andere ähnliche Eingriffe. Eine genaue Schilderung des Albums gab Dr. Hans Knudsen in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ im Oktober 1913. Das Album, das ursprünglich etwa 180 Bilder umfaßte und jetzt noch 143 hat, ist aus dem Besitz der Familie Stierlin vor einigen Jahren in den Besitz des Museums für Hamburger Geschichte gekommen. Über den Ursprung der Silhouetten ist nichts bekannt. Es handelt sich wohl kaum um Originalschnitte, sondern es sind höchstwahrscheinlich Nachschnitte, die sich die eifrige Sammlerin nach der Sitte der Zeit irgendwie verschafft hat. Von wem die Originale stammen, wann sie hergestellt sind, und wohin sie gekommen sind, und ob diese oder Nachschnitte nach denselben schon irgendwo oder irgendwann veröffentlicht worden sind, ist nicht festzustellen.

Was die Goethe-Silhouette anlangt, so konnte nur so viel festgestellt werden, daß sie in der Sammlung der Goethe-Bilder von Schulze-Strathaus nicht enthalten ist. Ob sie aber an irgendeiner entlegenen Stelle, die der Wissenschaft bisher entgangen ist, nicht doch schon veröffentlicht wurde, läßt sich nicht sagen.



Vom internationalen Wintersport: Skikjöring-Konkurrenz auf dem gefrorenen

Die in St. Moritz zuerst zur Ausführung gelangten Pferderennen auf dem Eise finden in diesem Jahre zum elften Male statt. An Preisen sind 40 000 Schweizer Frank



Moritzer See im Engadin. Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt.

gesehen. Die Konkurrenzen werden am 29. Januar, 2. und 5. Februar abgehalten und bringen außer Flach-Trabrennen und Skikjöring als Neuheit noch Hürdenspringen.

Drahtlose Musik. / Von Otto Nairz.

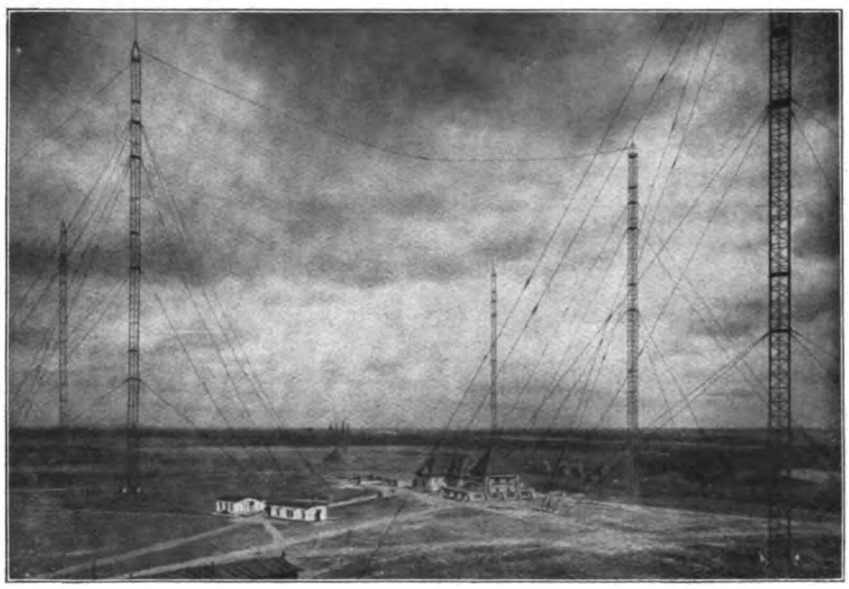
Vor etwa 25 Jahren hat die drahtlose Telegraphie das Laboratorium verlassen, um, wenn auch zunächst auf bescheidene Entfernung, zum ersten Male eine Verbindung zwischen einer Insel und der englischen Küste am Bristolkanal herzustellen. Heute sind bekanntlich die Abmessungen des Erdballs für die Reichweite der ganz großen Stationen zu klein, denn von den 40000 km des Erdumfangs braucht ja nur die Hälfte drahtlos überbrückt zu werden, eine Entfernung, die Nauen schon im Jahre 1918 erreicht hat.

Mit der Entwicklung der Reichweiten der drahtlosen Telegraphie hat die Telephonie nicht ganz Schritt zu halten vermocht. Man muß dieser allerdings zubilligen, daß sie auch um einige Jahre jünger ist. Ihre Geburtsstunde schlug erst in dem Augenblick, da es der Technik möglich wurde, ungedämpfte, d. h. kontinuierliche Schwingungen zu erzeugen. Im Jahre 1906 war bereits drahtlose Telephonie zwischen Berlin und Nauen auf 30 km möglich. Mitgerissen von den Erfolgen der drahtlosen Telegraphie, hat es die drahtlose Telephonie auf mehr als 4000 km gebracht, und zwar nicht nur, weil die Methode der Erzeugung ungedämpfter Schwingungen vollkommener geworden ist, sondern auch, weil die Empfangsmittel eine weitgehende Verbesserung durchgemacht haben. An diesen letzten Erfolgen der drahtlosen Telephonie ist sowohl der in der Transradio-Großstation Nauen aufgestellte Telefunken-Hochfrequenzmaschinensender als auch der Telefunken-Röhrensender in Königswusterhausen beteiligt.

Wohl durch diese gewaltigen drahtlostelephonischen Erfolge beeinflußt, regte der Chef der Radiotelegraphie in der Ukraine den Gedanken an, ein drahtloses Wohltätigkeitskonzert zugunsten der hungernden Russen des Wolgagebietes zu veranstalten. Während dort von den Zuhörern in den verschiedenen Empfangsstellen Eintrittsgeld genommen werden sollte, waren die deutschen und ausländischen Empfangsstationen als Zaungäste geladen. Das Reichspostministerium stellte seine Hauptfunkstelle Königswusterhausen als Sendestation zur Verfügung, während die Gesellschaft für drahtlose Telegraphie die technische und künstlerische Leitung übernahm. Das Programm bestand aus einer Anrede in deutscher und russischer Sprache, einem Violinsolo, mehreren Streichquartetten sowie Liedern, von einem Tenor und einer Mezzosopranstimme gesungen. Den Beschluß bildete eine Ansprache des Direktors der Hauptfunkstelle, mit der Bitte, über das Ergebnis des drahtlosen Empfanges berichten zu wollen. Die Künstler und das Aufnahmemikrophon befanden sich in der Wohnung eines Beamten der Station in der Stadt Königswusterhausen. Die Schwankungen des Telephonstromes wurden durch die gewöhnliche Postleitung nach dem Senderaum der Hauptfunkstelle übertragen, um dem Telefunken-Röhrensender für 10 Kilowatt Antennenleistung zugeführt zu werden. Die Antenne strahlte die Wellen in den Raum hinaus, ähnlich wie die Wasserwellen sich kreisförmig fortpflanzen, wenn ein Stein auf eine ruhende Wasserfläche geworfen wird.



Streichquartett, in der Wohnung eines Beamten der Hauptfunkstelle Königswusterhausen vor dem Telephon zur drahtlosen Weitergabe spielend.



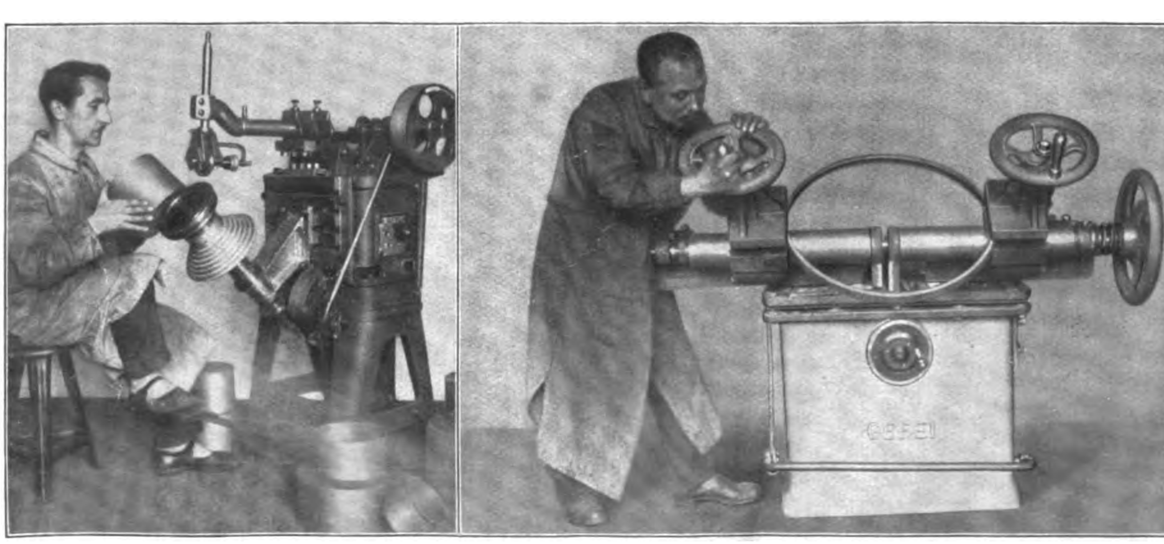
Die Funkenstation Königswusterhausen, durch die das drahtlose Konzert vermittelt wurde.

Alle Empfangsstellen waren mit der technischen Leistung sehr zufrieden. In ihren Äußerungen weichen sie naturgemäß voneinander ab. So findet Basel die Klaviertöne schlecht, lobt dagegen die Güte der Geigentöne und deren charakteristische Klangfarbe, während Kuttenberg in Böhmen mit dem Damensolo und der Klavierbegleitung ganz besonders zufrieden ist, ja sogar aus dem Orchester die Klangfarbe der einzelnen Instrumente feststellen kann. Rostock empfindet die Klaviertöne lauter als den Gesang, Stettin den Damengesang mit Musikbegleitung am deutlichsten. Uithuizen in Holland freut sich, daß im Telephon reine Musik ohne jedes Summen und Tönen vernehmbar ist, und bezeichnet das drahtlose Telefunkenkonzert als das weitaus beste, das je gehört worden sei. Es meint Schlüsse auf die riesige Leistung des Senders ziehen zu müssen, da er auf 1100 km so laut vernehmbar war. Stettin muß wohl geglaubt haben, daß das Konzert von einem Grammophon veranstaltet wurde, denn es will das Kratzen der Platte gehört haben. Bremen fand die Lautstärke zu groß, und wie auch viele andere Empfänger, brauchte es das Telephon nicht ans Ohr zu halten, sondern konnte es neben sich auf den Tisch legen. Kolberg behauptet, die Lautstärke wäre so groß gewesen, als wenn das Konzert im Nebenzimmer, Gelsenkirchen sogar, als wenn es im Zimmer selbst stattgefunden hätte. Ein Empfänger in Amsterdam, der offenbar öfters Telephongespräche über die Postleitung mit Berlin zu führen hat, erklärt die drahtlosen Gespräche als besser verständlich, und Schiedam in Holland rühmt, daß der Unterschied zwischen Pianissimo und Fortissimo sehr zur Geltung kam. Sandhamn in Finnland hörte zufällig die Musik und machte Moskau, das gerade mit ihm in Verkehr treten wollte, auf sie aufmerksam, worauf sich auch das Herz Sowjet-Rußlands ihrer erfreute. Gute Resultate liegen außerdem aus Kristiania, Kopenhagen und Budapest vor, während Madrid nur „leise" mithören konnte. Sehr befriedigt äußerte sich die tschechische Presse, die von einer gewaltigen Wirkung auf die Zuhörer in Prag spricht. Weniger glücklich war der Empfang auf den Schiffen; an diesem Tage herrschte auf der Ostsee Nordweststurm mit starkem Seegang, so daß die Bordstationen nur Bruchteile des Konzertes genießen konnten.

Die feuerlose Schmiede. / Von Dr. Albert Neuburger.

Die Schmiede entspricht in ihrer heutigen Gestalt nicht mehr den Anforderungen unserer Zeit. Sie hat sich, von einigen nebensächlichen Dingen, wie z. B. dem Ersatz des Blasebalgs durch einen elektrischen Ventilator u. dgl., abgesehen, seit Jahrhunderten, ja sogar seit den Zeiten der alten Römer und Griechen in ihren Hauptzügen kaum verändert; finden wir doch bereits auf den schwarzfigurigen griechischen Vasen aus dem fünften Jahrhundert v. Chr., ebenso wie auf römischen Sarkophagen Schmiedewerkstätten dargestellt, die genau so eingerichtet sind wie die der Gegenwart. Vor allem ist es das Feuer des Herdes, das in jeder Hinsicht allen Bestrebungen unserer Energiewirtschaft widerspricht. Genaue Untersuchungen haben gezeigt, daß auf derartigen offenen Herden nur etwa 9 Proz. der in den Brennstoffen enthaltenen Wärmewerte wirklich in nutzbare Wärme umgesetzt werden. Aber auch diese 9 Proz. werden nur sehr schlecht ausgenützt. Das in der Glut liegende Eisen erwärmt sich auf eine viel größere Länge als nötig, es leitet gleichfalls Wärme ab. Das Feuer muß länger unterhalten werden, als bis zum Erhitzen der Schmiedestücke tatsächlich notwendig ist, usw. Alles in allem ergibt sich eben die betrübliche Tatsache, daß von der gesamten auf Schmiedeherden zur Verfügung stehenden Energie nur etwa 3 Proz. für die wirkliche Schmiedearbeit nutzbar gemacht werden.

Aus diesen Gründen geht man gegenwärtig in immer weiterem Umfange dazu über, bei Schmiedearbeiten die Erhitzung auf elektrischem Wege vorzunehmen. Vor allem kommt hier die sogenannte „Widerstandserhitzung" in Betracht, bei der das zu erhitzende Werkstück als Widerstand in eine elektrische Leitung eingeschaltet wird. In gleicher Weise wie der gleichermaßen eingeschaltete Glühdraht einer elektrischen Glühlampe erhitzt es sich sofort, worauf es ohne weiteres auf dem Amboß verarbeitet werden kann. Dabei läßt sich die Erhitzung genau auf den Umfang begrenzen, der unbedingt nötig ist. Es wird kein Millimeter mehr in Glut versetzt als erforderlich. Auch zeitlich fällt jede unnütze Erwärmung weg; das stundenlang unnötig brennende Schmiedefeuer ist hier durch Einrichtungen ersetzt, bei denen der Strom erst in dem Augenblick eingeschaltet wird, da man Hitze braucht, und durch die er sofort wieder ausgeschaltet wird, wenn die Erhitzung beendet ist. In bezug auf die Ausbildung der elektrischen Schmiedemaschinen, oder wie sie immer noch nicht ganz richtig genannt werden, der „elektrischen Schweißmaschinen", hat man gerade in neuerer Zeit sehr beachtenswerte Fortschritte gemacht. Man hat Maschinen gebaut, die jede Art der Arbeit und der Erhitzung ermöglichen, des weiteren aber auch solche, die ohne jede Aufsicht selbsttätig arbeiten, Ketten schweißen, verschweißte Rohre herstellen.



Links: Bodennahtschweißmaschine. Rechts: Elektrische Schmiede, eingestellt zum Erwärmen von Faßreifen.



Der Winter in den Bergen: Morgensonne. Nach einem Temperagemälde von S. Neumann.

Das Experiment des kleinen Herrn Kiffe

Von Karl Escher



„Was?!" sagte der kleine Herr Kiffe zu seinem Kollegen Viebrands, den er zufällig in der Straßenbahn getroffen hatte, „was, Sie glauben nicht an Gedankenübertragung? Haben Sie nie was von Telepathie gehört, von dieser wunderbaren Kraft, mit der man seinen Willen in das Hirn des anderen überpflanzen kann? Aber, Herr Kollege!"

Herr Viebrands schüttelte nur mißbilligend den Schädel.

„Lassen Sie mich mit dem Unsinn in Ruhe", murmelte er.

Der kleine Herr Kiffe bekam einen roten Kopf.

„Unsinn, sagen Sie? Lesen Sie Flammarion, lesen Sie, wen Sie wollen! Man kann doch Dinge, die man nicht begreift, nicht gleich als Unsinn bezeichnen. Ich könnte Ihnen wunderbare Fälle erzählen —"

Aber der ungläubige Herr Viebrands hatte anscheinend keine Lust, sich Wunder von Herrn Kiffe erzählen zu lassen, er holte vielmehr eine Zeitung aus der Manteltasche und entfaltete sie mit Sorgfalt.

Der kleine Herr Kiffe rückte verärgert seine Brille zurecht und legte eine Hand lose auf Herrn Viebrands Arm.

„Hä?" sagte Herr Viebrands und krauste die Stirn.

„Lieber Kollege," flüsterte Herr Kiffe und machte sich noch kleiner, als er von Natur schon war, „ich werde Sie gleich überzeugen. Sehen Sie dort den Schaffner? Passen Sie genau auf, was er tut! Ich werde ihn unter meinen Willen zwingen!"

Dabei beugte er sich vor und sah den Schaffner, der friedlich auf der hinteren Plattform der elektrischen Bahn stand, mit hochgezogenen Augenbrauen an. Der Schaffner hob plötzlich den rechten Arm, zog den Lederriemen der Glocke: die Bahn stand still.

„Was sagen Sie nun, Herr Kollege?" rief der kleine Herr Kiffe triumphierend aus.

„Wozu?" fragte verständnislos Kollege Viebrands.

„Aber, verstellen Sie sich doch nicht," sagte Herr Kiffe überlegen lächelnd, „ich habe dem Schaffner draußen den Gedanken aufgezwungen, das Haltesignal zu geben."

„Du kriegst die Motten! Kollege Kiffe, ich glaube, Sie wollen sich über mich lustig machen! Sie haben — da könnte ich eine geschlagene Stunde darüber lachen! — dem Schaffner sozusagen suggeriert haben Sie, die Glocke zu ziehen, wo drei Mann hoch aufgestanden sind, um hier am Wittenbergplatz auszusteigen?"

Der kleine Herr Kiffe warf mit einem Ruck den Kopf zurück und schob die Unterlippe vor.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Kollege Viebrands, aber für wissenschaftliche Dinge haben Sie anscheinend wenig Verständnis."

„So?" murmelte Herr Viebrands, und das war eine geniale Zusammenziehung des Satzes: Rutschen Sie mir doch den Buckel herunter ... eine Zusammenziehung in eine einzige Silbe.

„Ja, aber ich werde Sie doch noch überzeugen," sagte Herr Kiffe, ergeben und voll Eifer, „und zwar sofort. Drüben, uns gegenüber der Dienstmann, ... ich sehe ihn jetzt scharf an, — ich will, daß er aufsteht und aussteigt. Passen Sie auf, er fühlt schon meinen Willen!"

Der Mann mit der Mütze mit dem Messingschild daran mußte tatsächlich die willensstarken Blicke fühlen, die ihm Herr Kiffe hinter seinen Brillengläsern herüberblitzte. Er sah erst über Herrn Kiffe hinweg auf die belebte Straße und dann den kleinen Herrn Kiffe groß an. Auf einmal sagte er:

„Sie, was gucken Sie mich denn immer so dämlich an? Haben Sie noch keinen Menschen gesehen?"

Der kleine Herr Kiffe zuckte zusammen und wurde rot, Herr Viebrands aber verbarg sein schüttelndes Lachen hinter der breit entfalteten Zeitung. Er beugte sich zu Herrn Kiffe und flüsterte ihm ins Ohr:

„Der Mann scheint kein telepathisches Objekt zu sein!"

„Meinem Willen muß er sich beugen!"

Der Schaffner steckte den Kopf in den Wagen.

„Bahnhof Zoologischer Garten!" rief er.

Und siehe da! Wunschgemäß stand nun der Dienstmann auf und verließ den Wagen. Voll Stolz sah Herr Kiffe den Herrn Viebrands an, als sie beide langsam dem Dienstmann folgten. Nun waren sie auf der Straße.

„Ein Triumph der Wissenschaft!" krähte der kleine Herr Kiffe mit ganz hoher Stimme.

„Blech," warf der gar nicht erschütterte Herr Viebrands hin, „wo sollte ein Dienstmann denn wohl anders aussteigen als am Bahnhof, wo er seinem Beruf nachzugehen pflegt!"

Der kleine Herr Kiffe zog die Schultern hoch: „Ihre Einwendungen sind wirklich ärgerlich! Die gelungensten wissenschaftlichen Experimente wollen Sie mit alltäglichen Vermutungen erledigen. Ich muß sagen, daß ich das — Verzeihung! — banausisch finde. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, Sie doch noch zu überzeugen! Wir wollen in den Zoologischen Garten hineingehen — dann werde ich mich telepathisch mit einem Tier in Verbindung setzen, und wenn das gelingt — was wollen Sie mir dann zur Strafe für Ihre Ungläubigkeit geben, Kollege Viebrands?"

„Einen Kuß werden Sie doch nicht verlangen?"

„Nee, — aber eine gute Zigarre!"

„Abgemacht."

Nach kaum zehn Minuten standen die beiden Herren vor dem großen Käfig der Menschenaffen aus Teneriffa und beobachteten mit noch sechs, acht Besuchern das beschauliche Schimpansendasein der großen, gescheiten Tiere. Ein Affe hockte ganz vorn hinter dem Gitter, machte ein philosophisches Gesicht und tat genau so, als ob er in Freiheit wäre und die Beobachter gefangene Menschenaffen hinter den Stäben seien.

„Also, dem Affen, dem werde ich jetzt mal ins Gehirn fallen!" sagte der kleine Herr Kiffe leise zu seinem Kollegen Viebrands. Dann machte er sich so groß, wie es ihm bei seiner kleinen Gestalt möglich war, und richtete seinen suggestiven Blick fest auf den philosophischen Affen. Der Affe rührte sich nicht, sah den kleinen Herrn Kiffe ebenso fest an.

Herr Kiffe runzelte die Stirn; seine Augen starrten wie Messerspitzen.

Der Affe öffnete gleichfalls seine braunen, klugen Augen, stierte Herrn Kiffe unerschrocken ins Gesicht.

Herr Kiffe trat einen Schritt näher, ganz dicht ans Gitter.

Der Affe rührte sich nicht vom Fleck, starrte den kleinen Mann mit der Brille voll unerschütterlichster Ruhe an. Schob den schweren Tierkopf ein ganz klein bißchen vor, zuckte mit seinem runden Maurerbart und hielt die weit offenen glitzernden Augen ruhig auf Herrn Kiffe gerichtet.

Da — da packte der kleine Herr Kiffe mit beiden Händen die Gitterstäbe des Affenzwingers und kletterte wunderbar schnell, kletterte mit Händen und Füßen, kletterte zum lärmenden Erstaunen des Herrn Viebrands, der sechs, acht anderen Besucher und des Wärters an den Gitterstäben hinauf, geschickt und vollkommen wie ein Affe, und setzte sich — klein, geduckt und erschrocken — oben auf das Dach des Käfigs.

„Nanu!" schrie der Wärter, „wollen Sie da mal runter, Männeken!"

Ein außergewöhnlich dicker Herr rief: „Bravo!" und schwenkte seinen Hut.

Herr Viebrands schlich sich etwas abseits und schämte sich, daß er mit dem Mann, der da oben hockte, hergekommen war.

Die Menschenaffen im Käfig drehten den Besuchern den Rücken zu, ganz so, als wären sie über das alberne Getue der Leute da vor dem Gitter völlig erhaben. Es langweilte sie einfach.

Der Wärter aber holte eine Leiter, stellte sie vor dem Käfig hin und rief Herrn Kiffe zu: „Nu aber runter!"

Und ganz langsam und vorsichtig, Stufe für Stufe, kam Herr Kiffe ängstlich vom Dach herab.

„Was ist Ihnen denn bloß in die Krone gefahren?" rief der Wärter aus. „So was können Sie doch hier nicht machen. Das ist streng verboten!"

„Ja, ja", stammelte der kleine Herr.

„Kollege," sagte Herr Viebrands mit fester Stimme, „kommen Sie! Ist Ihnen vielleicht nicht ganz wohl?"

„Doch, doch," antwortete Herr Kiffe und wischte sich den Schweiß von der Stirn, „aber der Affe, der große Affe da — sein Wille war stärker als meiner!"

Der sehr dicke Herr drängte sich an Herrn Kiffe: „Wie meinen Sie das?" fragte er ganz erregt.

„Ich habe dem Affen auf telepathischem Wege befehlen wollen, daß er sich umdreht und auf den Hinterhänden fortgeht — und er hat mir suggeriert, daß ich an den Gitterstäben hochklettern soll. Sein Wille war stärker als meiner . . ."

Herr Kiffe seufzte und wurde noch kleiner, als er schon sowieso war.

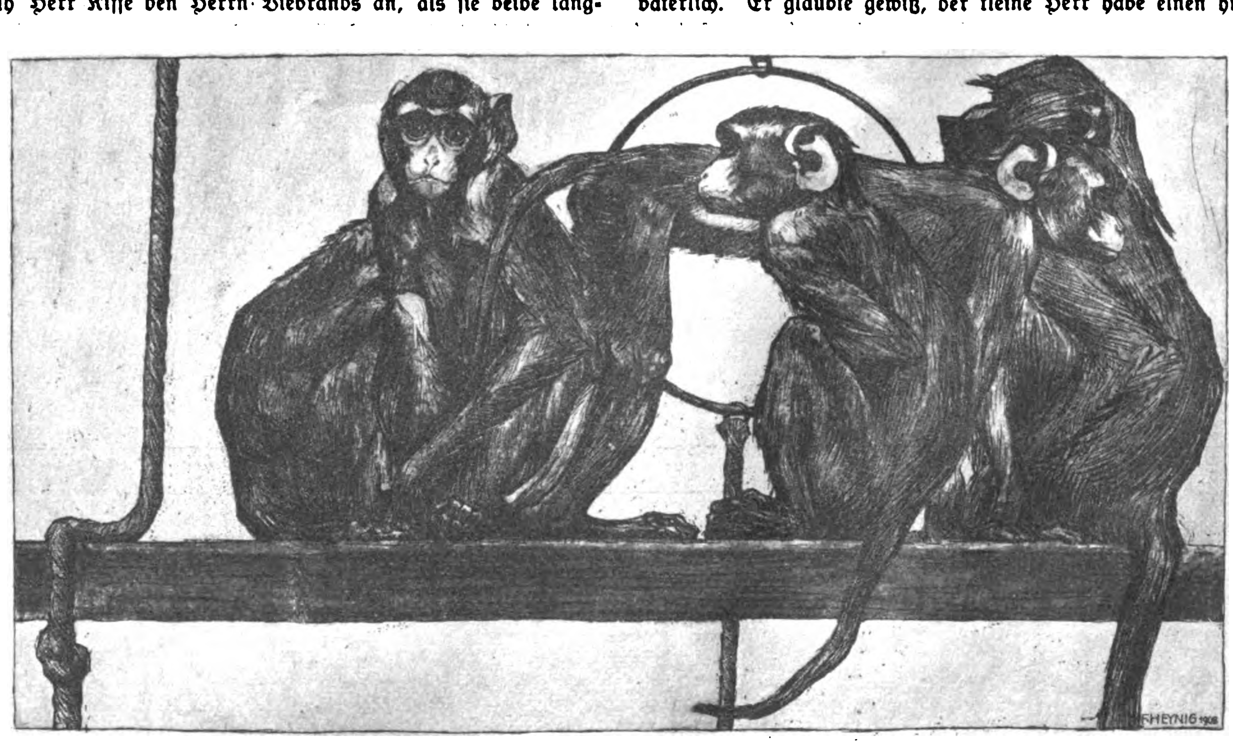
„Gehen Sie man nach Hause, und schlafen Sie sich aus", sagte der Wärter väterlich. Er glaubte gewiß, der kleine Herr habe einen hübschen Schwips.

Herr Viebrands nahm den blassen Herrn Kiffe am Arm und zog ihn fort.

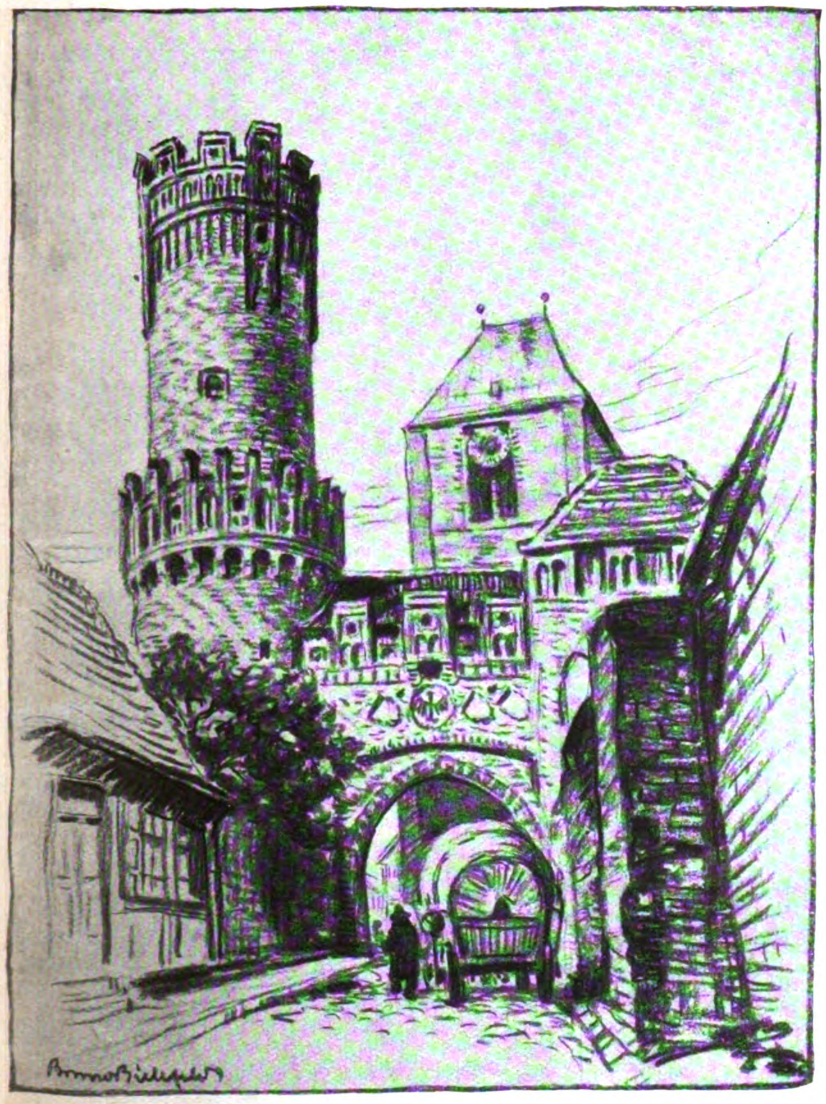
„Was sagen Sie nun, Kollege?" murmelte Herr Kiffe. „Was halten Sie jetzt von Gedankenübertragung?"

„Das muß ich mir erst noch überlegen. Jedenfalls gehe ich mit Ihnen nicht mehr in den Zoologischen Garten, das steht fest. Das wäre mir doch zu peinlich, wenn Sie sich etwa von dem Löwen suggerieren ließen, Sie wären sein Gabelfrühstück oder so. Aber Ihre Zigarre haben Sie verdient! Da, stecken Sie sich eine an."

„Kollege Viebrands," sagte der kleine Herr Kiffe leise und mit trauriger Stimme, „die Wissenschaft des Übersinnlichen ist doch nichts für Sie!"



Im Zoologischen Garten: Rhesusaffen und Pavian. Nach einer Radierung von F. Heynig.



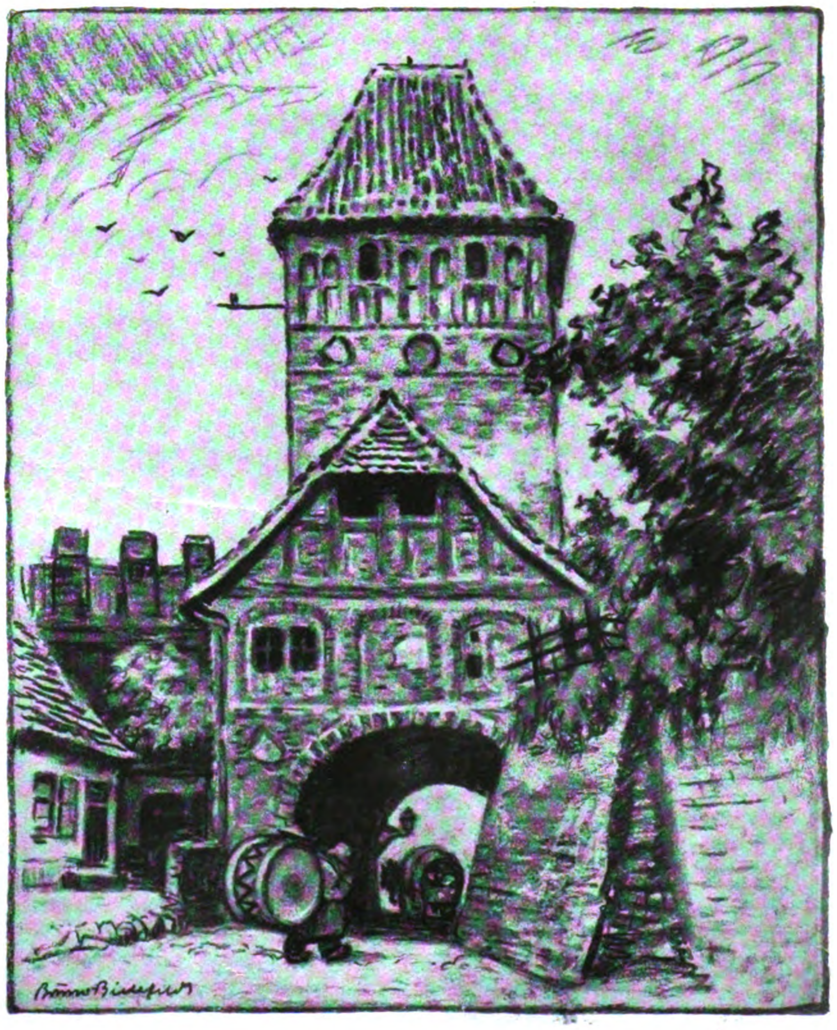
Südtor.



Aus der Fischerstraße.



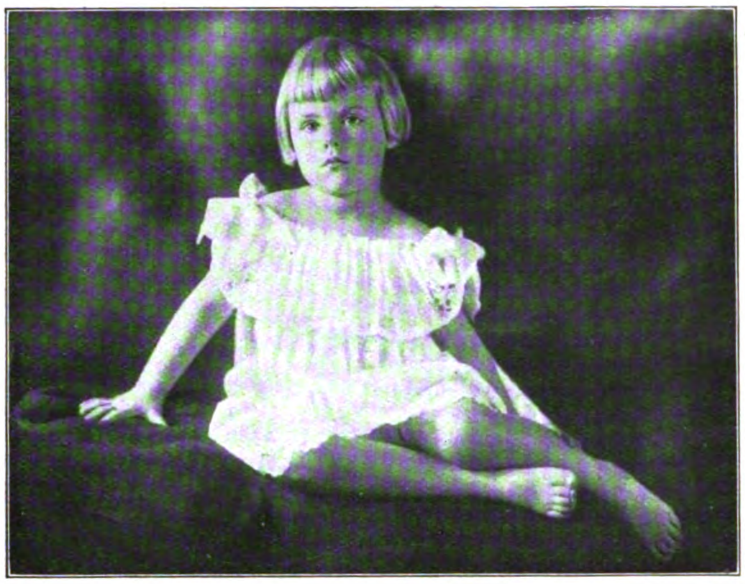
Rathaus und Markt.



Roßfurt.

Schöne alte deutsche Städte: Tangermünde an der Elbe.

Nach Zeichnungen von Bruno Bielefeld.



















Des Hauses Sonnenschein

(Aus den Einsendungen für unser Preisausschreiben „Das schöne Kind" für die Weihnachtsnummer 1921)



Herrn Felix Spielmanns Hausdamen

Roman von Helene v. Mühlau.

(2. Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

„Du, Häuslein," sagte Spielmann an einem der nächsten Tage — und seine Stimme hatte einen gewollt rauhen Klang — „im tiefsten Grunde ist dies doch mein Haus, und die Trude ist mein Mädchen, und die Hausdame ist meine Hausdame. Du aber tust, als sei ich nur so nebenbei und ganz aus Zufall der Besitzer all dieser Dinge — du . . ." Aber da stockte er, denn es war ein böser und kalter Ausdruck in das sanfte, gutartige Gesicht Häusleins gekommen, und dieser böse und kalte Ausdruck, das empfand Spielmann mit einem Schauder, dieser böse und kalte Ausdruck, das war das wahre Antlitz des Freundes Häuslein, der seit bald zwei Jahren fast ganz auf seine Kosten lebte.

„Hm," sagte Häuslein schneidend, „werde mir's merken. Es ist ja wohl in der Weltgeschichte überhaupt noch nicht vorgekommen, daß einer, dem es gut geht, sich schlechter Zeiten erinnert und darüber nachdenkt, wem er denn eigentlich seinen Aufstieg zu verdanken hat!"

Eine Blutwelle schlug in Spielmanns Gesicht; er schämte sich. Häuslein hatte recht — er war ein undankbarer Geselle, und Häuslein hatte allen Grund, ihm die Freundschaft zu kündigen. Aber, gottlob! tat er das nicht, sondern lenkte sofort wieder ein.

„Ist schon gut, Spielmann, ich weiß ja den Grund deiner Mißstimmung gegen mich. Weil Fräulein Margot mich vorzieht — deshalb ist es — also, wenn wir es beim richtigen Namen nennen: Eifersucht — nichts als pure Eifersucht! Aber Eifersucht ist eine böse Krankheit, die schon das Blut manches Menschen vergiftet und gute Freundschaften in Feindschaft gewandelt hat. Darum rate ich: Geh tapfer dagegen an, Spielmann! An der Tatsache, daß Fräulein Margot mich vorzieht, kannst du nun einmal nichts ändern. Ich finde es begreiflich von ihr; sie hat den hohen Schwung der Gedanken, den auch ich mein Leben lang gehabt habe. In dir sieht sie mehr den Geschäftsmann. Aber ich dächte, auch du kannst zufrieden sein, denn sie ist doch wirklich sehr liebenswürdig und gefällig dir gegenüber!"

Spielmann ließ betrübt den Kopf sinken. Es tat alles sehr weh, was der Freund ihm da sagte. Aus zweierlei Gründen — nein, eigentlich aus dreierlei Gründen tat das sehr weh. Denn erstlich ist es nicht schön und erfreulich, daran erinnert werden zu müssen, daß man jemandem Dank schuldig ist. Zum zweiten aber war doch Häuslein ihm auch in gewissem Sinn zu Dank verpflichtet. Seit dem Zeitpunkt, da es ihm, Spielmann, finanziell so über Erwarten gut ging, ließ er den Freund vollkommen aus seiner Tasche leben und gab ihm alle möglichen Tips, wie er sein zusammengeschmolzenes Vermögen wieder vergrößern konnte. Häuslein befolgte diese Ratschläge auch — das wußte Spielmann ganz genau — aber er war ein Heimlichtuer in allen Sachen des Erfolgs. Nur über das, was ihm einmal mißlang, äußerte er sich sehr wortreich und machte, meist zwar „durch die Blume", solange bittere Vorwürfe und setzte eine eisigkalte Miene auf, bis man den Schaden in bar repariert hatte. —

Aber all das wog nichts gegen das, was Häuslein ihm jetzt antat. Seit die reizende Hausdame angekommen war, maßte Häuslein sich solche Rechte im Spielmannschen Besitz an, daß die junge Dame wirklich glauben mußte, er selbst, der rechtmäßige Besitzer, sei eine einfältige Nebenperson, die man in den Kauf nehmen müsse, während Häuslein das eigentliche Oberhaupt des Ganzen vorstelle.

Es war ganz unbegreiflich, wie ein Mensch es fertigbringen konnte, sich solche Anmaßungen zu erlauben. Da war keine Minute, in der man ohne ihn war. Wenn Spielmann um 5 Uhr aus der Fabrik nach Hause kam, saß Häuslein schon in seinem Eßzimmer bei der Hausdame und troff von überschwenglicher Herzlichkeit. Er zog sich an wie ein Stutzer und klemmte sich neuerdings ein Monokel ins Auge. Trat Spielmann ins Zimmer, so sah Häuslein nur flüchtig und sehr kühl zu ihm auf, und immer war er es, der die Pläne für den Abend schmiedete.

Es war sehr niederdrückend, denn Spielmann hätte, wer weiß, was, darum gegeben, wenn er ein einzigesmal mit der Hausdame eine behagliche Plauderstunde ohne den Freund gehabt hätte. Er trug so vieles auf dem Herzen, was er ihr gern gesagt hätte. Irgend etwas an ihr wirkte — ganz abgesehen von ihrer Jugend und ihrer großen Schönheit — so ungemein wohltuend und erwärmend auf einen, daß man das Gefühl hatte, bei ihr einmal vom tiefsten Grund aus seine oft so belastete Seele befreien zu können. Aber Häuslein behauptete ja, daß sie nicht viel von ihm, dem halbgebildeten Spielmann, wissen wolle, und daß er gut daran täte, sich ein wenig in der Reserve zu halten — und in der Tat schien es so zu sein, daß das junge, reizende Geschöpf sich lieber mit dem Freunde als mit ihm unterhielt.

„Also sei kein Frosch und nimm die Dinge, wie sie sind!" hatte Häuslein jene unangenehme kleine Zwiesprache beendet. „Sei froh, daß du so ein Glückspilz bist, und sorge, daß sie sich weiter wohl fühlt. Apropos, wenn sie sich weigert, etwas von den Kleidern deiner seligen Frau zu nehmen, dann versetze sie doch bald in die Lage, daß sie sich was nettes Helles kaufen kann. Gib ihr doch ihr Gehalt im voraus — Geld für ihre Leistungen wird sie doch natürlich annehmen!"

Spielmann überlegte. „Wir hatten das Gehalt auf 200 Mark im Monat festgesetzt!" sagte er. „Davon kann sie sich heutzutage nichts Elegantes kaufen, und außerdem wird sie nicht Lust haben, gleich ihr erstes Geld in hellen Kleidern anzulegen!"

„Na also, Spielmann, laß mich nur mal machen; ich bringe ihr so was schon bei. Ich werde ihr sagen, daß ihr zwar 200 vereinbart hättet, daß damit aber natürlich Goldmark gemeint gewesen seien, und wir bieten ihr 1000 Mark im Monat. Dir kann das ja völlig gleichgültig sein, ob du einer reizenden Frau 200 oder 1000 Mark gibst. Ich taxiere, deine Millionen mehren sich wie Sand am Meere, und was du nicht freiwillig fortgibst, das nimmt dir die Steuer weg!"

Spielmann seufzte auf. „Meinethalben sag' 2000, Häuslein, wenn sie nur bleibt und froh ist!"

„Das ist nun wieder übertrieben, Spielmann. Aber immerhin, gib mir zwei von den braunen Lappen, die ja doch keinen Wert mehr haben, und ich werde sehen, was ich ausrichte!"

Spielmann zog sogleich seine Brieftasche und händigte dem Freund das Gewünschte aus, aber das Herz tat ihm weh dabei. Er war der Zahlmeister von der ganzen Geschichte hier im Hause, und Häuslein war der Genießende. Es war bitter, aber im Augenblick sah er keinen Weg, um eine Änderung herbeizuführen.

Eine Woche seit dieser Unterredung war vergangen. Margot Ulriti saß oben in ihrem reizenden Boudoir, das noch allerlei Verschönerungen erhalten hatte, und auf dessen Schreibtisch immer kostbare, duftende Blumen standen, die zu dieser Jahreszeit ein kleines Vermögen repräsentierten. Aber dieser gute Herr Spielmann kam an keinem Nachmittag zurück, ohne nicht aus feuchtem Seidenpapier diese herrlichen Kunstwerke der Natur herauszuwickeln. Aber nicht nur die lieblichen Kinder der Flora trug er mit der Miene eines Weihnachtsmannes in sein Haus, das ihm plötzlich so reizvoll geworden war — nein, die ganzen Taschen waren immer voll von größeren und kleineren Überraschungen.

Besonders in Schokoladen kannte seine Üppigkeit keine Grenzen. Er war mit einem Sarottiherrn eng befreundet, und von dem ließ er sich entzückende Attrappen und die köstlichsten Pralinés, die zu dieser Zeit wieder hergestellt werden konnten, besorgen. Außerdem feinduftende Seifen, Hautcremes, Parfüms, die er von bedeutenden Seifenfirmen zum Austausch erhielt. Alles drückte er mit strahlender Miene der jungen Hausdame in die Hand, und wenn die sich weigerte, all diese Geschenke anzunehmen, schickte er es ihr durch Trude in ihr Zimmer hinauf, und die räumte es gleich in die Fächer eines Schrankes und war tief beleidigt, als das gnädige Fräulein sich ernstlich dagegen verwahrte.

Ja, also Margot Ulriti saß an ihrem schönen, mit hellila Leder überzogenen Diplomatenschreibtisch und schrieb an ihre Mutter.

„Liebes, liebes Mütterchen, wenn ich versuchen wollte, dir die Wirklichkeit, in die ich hier hereingetreten bin, zu schildern, dann würdest du denken: Meine Margot ist eine Phantastin geworden, denn sie erzählt mir Märchen! Und in der Tat, liebe Mutter, an manchem Abend, wenn ich mich in mein wunderschönes Bett in meinem wunderschönen Zimmer lege, dann muß ich mich fragen: »Ist alles nur ein Traum — oder ist es Wahrheit!«

Aber am Morgen, wenn ich erwache und die Dinge mit etwas nüchterneren Augen ansehe, dann weiß ich ganz genau, daß alles Wahrheit ist, und finde auch den richtigen Ausdruck für all das, was ich hier sehe, höre und erlebe.

Du und ich, Mutter — wir haben zwar im Brennpunkt alles modernen Geschehens — wir haben mittendrin in der Hauptstadt unseres armen Vaterlandes gelebt — und doch scheint es mir jetzt, als hätten wir uns auf einer öden Insel des weiten Weltenmeeres befunden. Wir haben wohl oft reden hören von jenen, die durch den Krieg, durch die Revolution und alles, was folgte, zu ungeheuren Reichtümern gelangt sind — aber niemals ist uns eines jener Fabelwesen unter die Augen gekommen. Wir lächelten nur immer, wenn wir von solchen Menschen berichten hörten, und dachten bei uns: Wie doch alles übertrieben wird!

Aber nein, nein, liebe Mutter — es ist nichts übertrieben worden — im Gegenteil, ich glaube, alles, was wir gehört haben, bleibt hinter der Wirklichkeit noch ein beträchtliches Stück zurück.

Erschrick nicht, liebste Mutter, über das, was ich dir erzähle — aber ich befinde mich hier im Hause eines solchen vom Glück verfolgten Mannes, solch eines Menschen, der vor etwa fünf Jahren noch mit des Lebens kleinlichen Nöten zu kämpfen hatte, und der heute nicht weiß, was er mit seinem Gelde beginnen soll.

Ich wollte dir nicht voreilig schreiben, liebe Mutter, denn während der allerersten Tage meines Hierseins hatte ich unablässig mit einem Gefühl des Widerwillens zu kämpfen. Es war etwas von Empörung und zugleich etwas von Mitleid in mir. Die Empörung kam immer dann, wenn ich an all die arm Gewordenen in unseren Ständen dachte, auf deren Tischen nur knapp noch das Allernötigste zum Sattwerden steht, während man hier in auserlesenen Leckerbissen schwelgt. Das Mitleid kam mir immer in solchen Augenblicken, wenn ich fühlte und begriff, daß diese durch eine Laune des Schicksals reich Gewordenen wie arme verirrte Vögel in ihrem eigenen glänzenden Heim dahergehen, immer mit der ihnen vielleicht selbst unbewußten Sehnsucht im Herzen, daß alles wieder anders kommen möge.

Und gerade dieser Kriegsgewinnler, in dessen Hause ich lebe, scheint mir zu jener rührenden Klasse zu gehören, von der ich eben sprach.

Gestern, das muß ich dir noch erzählen, ist mir das Schönste, was bisher gewesen, in diesem Hause geschehen. Zum erstenmal habe ich eine Stunde mit Herrn Spielmann allein zusammengesessen, denn sonst, das schrieb ich dir schon, ist sein Freund Häuslein unentwegt der Dritte im Bunde. Dieser Häuslein ist ein Mann, der aus Gummi gemacht zu sein scheint — gar nichts Festes, Gerades, Bestimmtes ist an ihm. Jedem einzelnen gegenüber ist er so, wie der ihn gerade haben möchte, und weil er so ein Tartüff ist, muß man ungeheuer vorsichtig ihm gegenüber sein. Er hat auch schon versucht, mir das Bild des armen Spielmann etwas anzuschwärzen, aber das ist ihm nur halb gelungen. Ich bin aus Klugheit freundlich zu ihm, denn ich ahne, daß Menschen, wie er einer ist, bös und gehässig werden, wenn sie sich enttäuscht fühlen.

Also, ich saß mit Herrn Spielmann allein zusammen, und ich glaube, um das möglich zu machen, ist er zu einer ungewohnten Stunde aus der Fabrik nach Hause gekommen. Er brachte herrliche Blumen und ganze Stöße von feiner Schokolade, Marzipan, Seife und Parfüms mit.

Ich sagte ihm, wie unendlich peinlich es mir sei, all seine Geschenke anzunehmen — aber da kam eine ganz echte Traurigkeit in sein Gesicht. »Gnädiges Fräulein,« sagte er, »fühlen Sie denn nicht, daß es ein Glück bedeutet, wenn ich geben darf! Ich weiß ja sonst nicht, wie ich es ertragen soll, daß sich all diese äußeren Glücksgüter über mich ergießen. Nehmen Sie doch — ich bitte Sie — und wenn ich Ihnen helfen kann — Ihnen oder den Ihren — so sagen Sie es nur!« Mutter — er hatte fast Tränen in den Augen, als er so zu mir sprach.

Das Gehalt von 200 Mark, das er mit mir ausgemacht hat, das verstände sich in Gold gezahlt zu werden — zum wenigsten aber soll ich 1000 Mark im Monat haben und dann noch Kleidergeld.

Mutter, ich weiß nicht, ob ich in einem kolossalen Irrtum lebe, ob es schon ein Herabsteigen bedeutet, daß ich von dem Überfluß des großmütigen Herrn Spielmann etwas nehme, oder ob ich es nur ein »Sichanpassen an die Zeitverhältnisse« nennen darf. Du weißt, ich habe ein feines Gefühl und viel Sinn für Rechtlichkeit — aber ich weiß auch, daß die gegenwärtige Zeit grausam' für uns Nichtbesitzenden ist, und daß der, der eigensinnig an alten Gebräuchen haftenbleibt, einfach aus dem Leben herausgeschleudert werden muß — — —"

Der Brief war gerade zu Ende geschrieben, als der lustige Klang der Autohupe zu Fräulein Margot hinaufschallte, und im selben Augenblick erschien auch Trude auf der Schwelle und bestellte, daß die Herren im Begriff seien, in die Stadt zu fahren, und herzlich bitten ließen, mit dabei zu sein. Häuslein kam die halbe Treppe hinangesprungen:

„Ach, gnädiges Fräulein, wenn Sie die Güte haben wollten, sich für ein feines Restaurant anzukleiden!", und ehe sie noch eine Antwort geben konnte, war auch schon Spielmann an ihrer Seite: „Der Anzug ist völlig gleichgültig, gnädiges Fräulein. Sie sehen, was Sie auch immer tragen, schön und vornehm aus. Wir haben noch ein paar Gäste geladen; ach, bitte, machen Sie kein ernstes Gesicht! Sagen Sie um Gottes willen nicht nein!"

Es lag ein solches Flehen in seiner Stimme, daß Margot es nicht übers Herz gebracht hätte, ihm eine Enttäuschung zu bereiten.

„Ich habe allerdings nur ein dunkles Kleid!" sagte sie zögernd, aber Spielmann versicherte noch einmal: „Das Kleid ist völlig Nebensache — wenn Sie nur mitkommen. Wann können Sie fertig sein? Der Wagen steht schon vor der Tür!"

„Ich werde mich beeilen“, versprach Margot. Häuslein sprang nun vollends die Treppe hinan und überreichte ihr mit einer tiefen Verbeugung zwei köstliche Orchideen, die er von Spielmanns Geld gekauft hatte.

Eine Viertelstunde später trat Margot zu den beiden Freunden, die wartend, in ihre Pelze gehüllt, in der Diele saßen.

„Es ist kalt, gnädiges Fräulein!“ sagte Spielmann, „und Sie tragen nur einen dünnen Tuchmantel. Ich habe Trude gesagt, sie solle einen von den Pelzmänteln meiner verstorbenen Frau bringen. Ich weiß ja leider im voraus, daß Sie mir mit einem Nein antworten würden, wenn ich Sie bäte, einen von den Mänteln, die ja doch nur ungebraucht im Schranke hängen, anzunehmen; aber daß Sie sich zum wenigsten erweichen lassen, ihn hin und wieder zu tragen, um sich vor Erkältung zu schützen, das hoffe ich doch sicher!“

Häuslein hielt den Mantel bereits ausgebreitet zum Hineinschlüpfen hin, und Margot tat, halb widerstrebend, was man von ihr erbat.

„Ich sehe, Sie haben einen Brief in der Hand, gnädiges Fräulein. Ich laufe ganz schnell um die Ecke und stecke ihn in den Kasten! Bitte, setzen Sie sich inzwischen schon in den Wagen! Häuslein wird Sie gut einmummeln, denn es ist wirklich kalt im offenen Wagen.“

Häuslein ließ seine Blicke bewundernd über Margot hingleiten. Wie herrlich sah die in dem üppigen Pelz aus! Wie eine Fürstin. Und dieses Mädchen war ihm gewogen, war von geradezu gewinnender Herzlichkeit zu ihm. Er benutzte gleich die kurze Gelegenheit, während Spielmanns Abwesenheit, um ihr zuzuraunen: „Es ist mir immer peinlich mit Spielmann in ein vornehmes Restaurant zu gehen, weil ihm die feinen Manieren beim Essen so völlig fehlen. Gnädiges Fräulein werden das schon bemerkt haben. Man muß bei ihm eben immer ein Auge zudrücken, sonst — —“ Aber da kam Spielmann schon wieder mit seinem vor Freude leuchtenden Gesicht zurück und half nun seinerseits der Hausdame in den Wagen hinein.

Der neue Chauffeur war inzwischen eingetroffen. Spielmann ließ den Freund neben dem Fräulein sitzen, und er selbst setzte sich bescheidenerweise auf den Sitz neben dem Chauffeur.

Eine leichte Schneeschicht lag auf dem Weg; der Wald, der sonst schwarz und ein wenig unheimlich dastand, leuchtete jetzt in seinem weißen Kleid, und der abendliche Himmel wölbte sich hoch und glasklar über der stillen Erde. Aber nur eine kurze Weile lang war die Erde still und feierlich; sobald man am Flußufer vorgesaust und in die graue Stadt hineingekommen war, war alles in flutender, wirbelnder Bewegung. Die Schaufenster erstrahlten noch im Licht ihrer wieder zahlreicher gewordenen Lampen. Menschen strömten auf den engen Verkehrswegen hin — Fuhrwerke polterten übers Pflaster. Die elektrischen Bahnen surrten und klingelten. Zeitungsverkäufer schrien ihre Blätter aus, und ein ganzes Heer von Straßenhändlern pries mit lauter Stimme seine Waren an.

„Wir haben das Programm ein wenig zeitig angesetzt,“ erzählte Häuslein, „weil wir uns das Vergnügen machen wollten, Ihnen nach dem Souper ein wenig das Nachtleben dieser Stadt vorzuführen, gnädiges Fräulein. Sie haben uns gesagt, daß Sie in Berlin noch niemals in einem Nachtkaffee gewesen seien. Nun, ich glaube, das, was wir Ihnen hier zeigen können, wird nicht erheblich gegen Berlin zurückstehen. Sie werden staunen, und ich bin sicher, Sie werden begeistert sein. Ich möchte die junge Dame sehen, die nicht in Begeisterung gerät, wenn sie zum erstenmal so etwas zu Gesicht bekommt!“

Margot war um einen Schatten bleicher geworden; sie wollte antworten, aber da hielt der Wagen auch schon vor einem großen Haus. Es war das erste Hotel der Stadt. Durch die weit offen stehenden Flügeltüren trat man in eine breite, von rotem Plüschläufer bedeckte Vorhalle — von da durch drehbare Glastüren in die eigentliche Halle, die blendend hell erleuchtet war, und in deren Wände breite geschliffene Spiegel eingelassen waren.

Prächtige türkische Teppiche machten die Schritte unhörbar. Um kleine Tische gruppierten sich kostbare Klubsessel mit Leder- und Plüschbezügen. Auf den Tischen lagen feine weiße Decken; schmale schlanke Kristalvasen standen darauf, und jede von diesen Vasen trug eine einzige Blume, die in ihrer Farbe zur Seide des Schirms der elektrischen Lampe, die neben der Vase stand, paßte. Spielmann lief sogleich auf einen schwarzbefrakten Herrn zu, der sich tief vor ihm verneigte; es war der Oberkellner dieses Riesenhotels.

„Haben Sie uns das kleine Zimmer reserviert?“, und als der Schwarzbefrakte nickte — weiter: „Sind die Herren schon gekommen? Haben sie Damen mitgebracht?“

„Nur der Herr Assessor hat eine Dame mitgebracht, Herr Bilnastein hat abgesagt, und der Doktor Bleicher kommt ja immer allein!“

„Gut“, sagte Spielmann. „Nun, und das Souper haben Sie ja nach meinen Angaben richten lassen, mit Austern als Vorspeise, nicht wahr? Den Sekt, bitte, schon beim Geflügel. Zur Suppe am besten ein Glas Madeira. Sind für die Damen Blumen und Pralinés besorgt?“

„Jawohl, Herr Spielmann — Wann wünschen Sie zu beginnen?“

„Spätestens in einer Viertelstunde!“ rief Spielmann ihm noch zu, dann war er wieder an Margots Seite, auf die Häuslein leise und eifrig einsprach.

„So, ich bitte — gnädiges Fräulein. Wir haben in diesem Hause unser Privatgemach — da sind wir völlig unbelästigt vor fremden Blicken.“

Zu Häusleins Ärger reichte er ihr den Arm und führte sie durch die große Halle in einen weißgoldenen Speisesaal und durch diesen durch in einen Seitenraum, dessen Flügeltür von einem dicken, bunten Vorhang verdeckt war. Er stieß die Tür auf, und man befand sich in einem reizenden Zimmer, das den Charakter eines eleganten Festraumes im Familienstil trug. Ein Tisch mit blitzendem Silber und Kristall — mit Blumen, Früchten und feinen Konfektkörben stand in der Mitte.

„Guten Abend — guten Abend!“ sagte Spielmann und trat zuerst auf eine sehr elegant gekleidete Dame mit hochblondem, kunstvoll frisiertem Haar zu.

„Schön, daß Sie mitgekommen sind, gnädiges Fräulein. Guten Abend, Assessor! Apropos — ich danke für die Steuerauseinandersetzung; ich glaube, auf diese Weise wird es gehen. Nun, Doktor, und Sie sind solo wie immer! An Ihnen ist eben nichts zu ändern!“ Aber dann wandte er sich hastig nach Fräulein Margot um.

„Gnädiges Fräulein, Sie gestatten doch? Hier ist mein guter Freund, der Assessor Breuning mit seiner — ja, mit seiner Fräulein Braut. Wie war doch der werte Name — ich habe ein so schwaches Gedächtnis für Namen. Entschuldigen Sie doch, bitte. Ja, und hier der Doktor Bleicher. Brillanter Chirurg; hat mir mal den Arm zersägt und richtig wieder zusammengestückelt. Fräulein Ulriki — die liebenswürdige junge Dame, die meinem Hauswesen vorsteht!“

Die Vorstellung war beendet, und Spielmann sah triumphierend zu Häuslein hin. Er war stolz darauf, daß er sich vom gewandten Freunde nicht zur Seite hatte drücken lassen, und daß ihm alles so wohl gelungen war. Häuslein aber hatte einen spöttischen Zug im Gesicht, und Spielmann verlor sogleich etwas von seiner Sicherheit.

Das Fräulein mit dem hochblonden Haar sah halb mitleidig und halb mißtrauisch zu Margot hin. Ein schwarzes Tuchkleid trug die, mit hellen Aufschlägen und einem kleinen Spitzenkräglein geziert. Puritanisch sah das aus, und man mußte staunen, daß das Fräulein dennoch nicht unelegant wirkte. Die Haare, die von Natur kraus sein mußten, trug sie zu einem schlichten Knoten im Nacken geschlungen, keinen Schmuck um den Hals und keinen Ring am Finger. Wie merkwürdig das war! Gab es denn noch Damen, die so gekleidet gingen — und ganz besonders, wenn sie zu einem Mann; wie Herr Spielmann einer war, gehörten?

Es entstand für wenige Minuten eine etwas unbehagliche Stimmung.

Der Assessor war sichtlich verlegen, und die Blicke des Dr. Bleicher hingen unverwandt, wie wenn er die Macht über sich verloren hätte, an der Erscheinung dieser fremden jungen Dame.

Aber dann kam schon der Kellner, von einem kleinen, rot livrierten Jungen begleitet, ins Zimmer, und die Herrschaften nahmen Platz.

Häuslein hatte Fräulein Margot den Arm geboten, und er brachte es zustande, daß Spielmann durch zwei Personen von ihr getrennt zu sitzen kam. Zur Linken der jungen Hausdame saß Dr. Bleicher, der jetzt so weit zu sich selbst gekommen war, daß er wieder die Gewalt über seine Blicke hatte.

Der Assessor hatte die hellgekleidete hochblonde Dame, deren Name niemand kannte, zur Seite, und Spielmann, der Gastgeber dieses Abends, war eigentlich etwas vereinsamt. Er sah ganz betrübt aus und wußte nicht recht, ob er einem aufsteigenden Unmut nachgeben oder ob er sich zur Lustigkeit aufraffen sollte. Er stand hart auf der Grenze dieser beiden Möglichkeiten, aber da traf ihn ein lieber, etwas hilfloser Blick aus Fräulein Margots Augen, und sofort war in seinem Herzen die Entscheidung zum Guten gefallen.

Der Kellner schob vor jeden der Gäste eine kleine Schüssel mit Austern; zwischen den Schalen klirrten kleine Eisstückchen und Zitronenscheiben lagen auf einer besonderen Ausbuchtung der Schüsseln.

Es waren die ersten Austern, die Margot Ulriki in ihrem Leben vorgesetzt erhielt. Ein wenig ängstlich sah sie zu, wie man die Schalen handhabte, und ein ganz kleiner Schauder war in ihr. Spielmann fiel etwas plötzlich über dieses feine Gericht her; er schluckte und schmatzte hörbar, und Häuslein sagte halblaut und höhnisch zu seiner Nachbarin: „Ich habe ihm immer noch nicht beibringen können, daß Austern geschluckt und nicht gekaut werden; es ist schrecklich!“

Er selbst faßte die Schalen mit zierlichen Fingern, träufelte den Saft der Zitronen darüber und schluckte sie lautlos herunter.

„Nee, Fritze“, sagte das blonde Fräulein jetzt und schlug dem Assessor auf die Finger.

„So haben wir nicht gewettet; ich bin jetzt selbst auf den Geschmack gekommen und weiß genau, wie gut Austern schmecken. Is also nicht, daß du mein Teil noch mitkriegst. Aber befreunde dich mal ein bißchen mit Herrn Spielmanns Dame — ich habe den Namen vergessen — die scheint noch nicht heraus zu haben, daß Austernessen ein Genuß ist!“

Der Assessor lachte etwas verlegen auf, und Margot Ulriki war tief errötet. Es war da plötzlich wieder das große Angstgefühl, das sie am ersten Tage, als sie ins Spielmannsche Haus gekommen war, empfunden hatte.

Herr Spielmann aber sagte jetzt freundlich, fast väterlich: „Probieren Sie einmal, gnädiges Fräulein — sie schmecken wirklich gut. Wenn man noch keine gegessen hat, muß man sich zuerst etwas überwinden; das ist mir auch so gegangen, und jetzt bin ich leidenschaftlicher Austernesser!“

Sie aß nun wirklich zwei der kostbaren Tiere, aber es war alles so seltsam beengt in ihr; sie hatte nicht den geringsten Appetit, und sie war froh, als Spielmann gutmütig sagte: „Nun, wenn Sie sich denn wirklich nicht überwinden können, etwas, was vor einer Viertelstunde noch lebendig war, herunterzuschlucken, dann geben Sie mir die Dinger her! Zum Stehenlassen sind sie zu kostbar.“

Häuslein sah mit einem ärgerlichen und mißgünstigen Blick zu Spielmann hin, und dessen Schlürfen und Schmatzen, während die andern ihm zuschauten, fiel jetzt allerdings nicht gerade angenehm auf. Häuslein macht wieder eine flüsternde ironische Bemerkung zu Margot hin — sie aber schwieg und sah ein wenig traurig zu Spielmann hinüber.

Der Kellner, vom kleinen, rot livrierten Gnom begleitet, nahm nun mit großer Eleganz und Geschwindigkeit die Austernschüsseln vom Tisch fort und stellte kleine breite Tassen mit kalter Fleischbrühe auf — dazu feine Toasts, mit Gänseleber belegt.

Der Assessor heftete seine Blicke forschend und zweifelnd auf die ernste fremde junge Dame, die dieser originelle Kunde Spielmann mitgebracht hatte. Er wußte nicht, was er aus ihr machen sollte. Spielmann, der ihm doch sonst von allem, was sein privates Leben anging, genauen Bericht zu erstatten pflegte, hatte ihm noch nichts von seiner Bekanntschaft mit einer ganz auffallend schönen und, wie es schien, auch ernst zu nehmenden jungen Dame erzählt. Allerdings hatte er ihn seit dem Tod seiner Frau gestern zum erstenmal flüchtig gesehen, und da hatte Spielmann ihm nur in aller Eile seine Einladung für den heutigen Abend übermitteln können. Es war sehr merkwürdig — aber wenn diese junge Dame ernst zu nehmen war, warum hatte dann dieser komische Kauz erlaubt, „in Begleitung“ zu kommen? Sowas tat man doch nicht, wenn man eine Dame der Gesellschaft bei sich hatte. Freilich, woher sollte der arme Spielmann das wissen?

Der bis dahin schweigsam gewesene Doktor wandte sich jetzt an Fräulein Margot.

„Wir leben in Zeiten,“ sagte er ernst „in denen wir viele von unseren früheren Anschauungen opfern müssen; am glücklichsten sind diejenigen daran, die sich ohne Murren und heftige Auflehnung in die gegebenen Tatsachen schicken. Ich achte und bewundere einen jeden, der es verstanden hat, mit alten Traditionen zu brechen und dem Umsturz gerecht zu werden. Wie gefällt es Ihnen in unserer Stadt, gnädiges Fräulein?“

Ach, wußte er, was er mit diesen Worten tat, dieser feine kluge Mensch? Ahnte er, daß er da noch gerade im letzten rechten Augenblick den Ausbruch einer Katastrophe verhindert hatte?

„Ich habe noch nicht viel von der Stadt gesehen!“ antwortete sie leise, und der Doktor fühlte sogleich, daß sie die geistige Hand, die er ihr gereicht, ergriffen hatte und sich von ihr führen ließ.

Das Geflügel wurde gebracht; feiner Bratenduft stieg auf. Der gewandte „Ober“ legte vor, und der kleine, rote Gnom goß mit bemerkenswerter Sicherheit den Sekt in die Gläser. In feingeschliffenen Kristallschalen schwamm das köstliche Obst — Aprikosen und Erdbeeren — Sellerie in Mayonnaise fand eifrige Abnehmer — die Sektgläser klangen aneinander.

„Verehrte Anwesende“ — Häuslein, der mit dem Messerrücken an sein Glas geklopft und sich erhoben hatte, stand in Rednerpositur da — „verehrte Anwesende, ich möchte diesen schönen Abend nicht vorübergehen lassen, ohne ein Wort geredet zu haben. Die Gunst des Himmels — vielleicht könnte man es auch eine gütige Laune des Schicksals nennen — eine, auf jeden Fall, irgendeine unsichtbare Macht, die über uns waltet, hat unsern guten Spielmann dazu ausersehen, für eine Weile alles Glück der Welt in breiten Zügen in sich hinein schlürfen zu dürfen. Nicht allein, daß er aus der Nüchternheit des grauen, sorgenbeschwerten Alltags auf die Höhen der Großkapitalisten geschleudert wurde — nein — nicht nur das hat das Schicksal in seinem reichen Füllhorn für ihn geborgen gehabt — — es konnte sich auch in anderer Richtung nicht genug tun — ihn blindwaltend mit Gütern zu überschütten — — —“

(Fortsetzung folgt.)



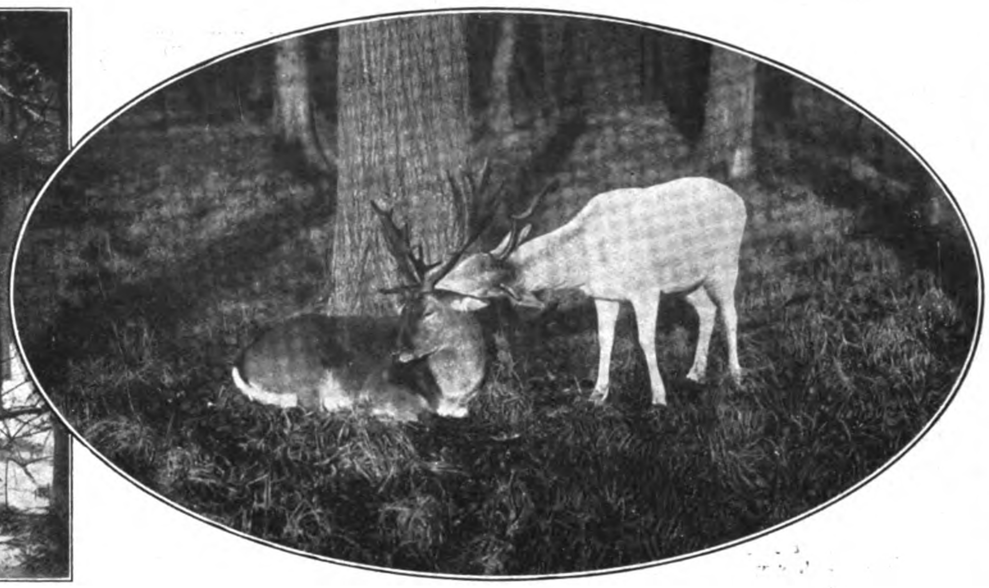
Schlafender Damhirsch.



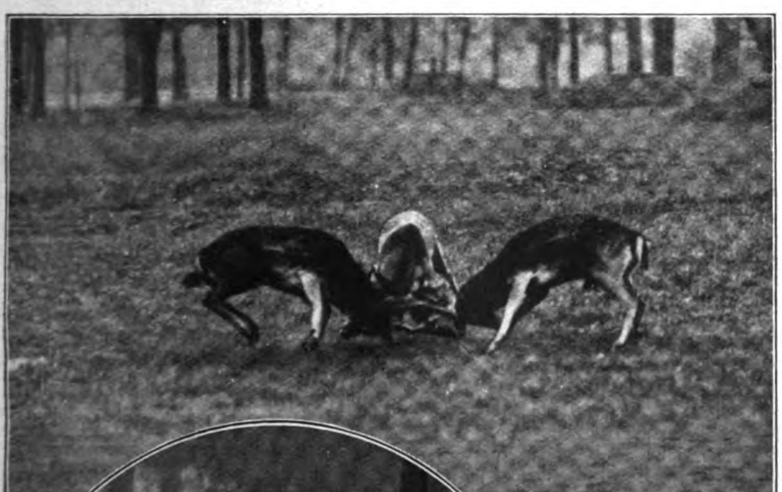
Streitende Tiere.



Damschaufler.



Zärtliche Brüder.



Ein seltener Moment: Dreikampf von Damschauflern.



Schaufler, einen Graben überfallend.

Aus dem Leben des Damwildes.

(Hierzu der Artikel auf Seite 33.)

Nach photographischen Aufnahmen von Otto Pfaff, Leipzig.



Schälender Damhirsch.



Schaufler, schlagend.

Mongolische Frauen

Von Hermann Consten

Mit 5 Abbildungen nach photogr. Aufnahmen des Verfassers



Mädchen aus Uljasutai.

Im Jahre 1905 näherte sich meine Karawane, das erstemal aus der großen Gobi auftauchend, der jetzigen Hauptstadt der äußeren Mongolei, Urga. Langsam, majestätisch durchzogen meine Kamele die Wege der Vorstadt, und als wir uns dem großen Platz vor dem Maibari, dem höchsten Heiligtum in Urga, näherten, umrasselte uns plötzlich das Knattern von Feuerwerkskörpern, als wäre ein halbes Dutzend Maschinengewehre auf die dort versammelte Menge in Tätigkeit. Unsere ausgehungerten Wüstenpferde versuchten erschrocken zu scheuen, während die fettgepolsterten Kamele nur, ärgerlich aufschreiend, nach der Richtung der Knallerei kräftig hinspuckten. Hunderte und abermals Hunderte von Menschen waren dort versammelt, aber alles saß stolz zu Roß, Männlein, Weiblein und Kinder beiderlei Geschlechts. Die klugen mongolischen Pferde schoben und drängelten in dem Durcheinander genau so rücksichtslos nach vorne, wo etwas Besonderes los war, wie in Berlin oder Leipzig die Menge, wenn ihre Neugierde gereizt wird. Die Mongolen feierten ihr Neujahr. Eine besondere Note erhielt das Bild für mich durch die Mongolinnen, die hier in ihrem kostbarsten Staat, Schenkel an Schenkel mit den Männern, sich durch das dichteste Gewühl von ihren Pferden tragen ließen. Hierhin und dorthin flog ein Scherzwort, und ihr Lachen klang herzlich, wenn sie unter der schiebenden, drängenden Menge einen Freund, Liebhaber, Bekannten oder Verwandten sahen. Ihre Gesichter waren ausnahmsweise gewaschen, die Wangen und die Stirn durch je einen pfenniggroßen, rotgeschminkten Schönheitsfleck verschönt. Hart trafen die schweren Stiefel der Frauen die kleinen Pferde, um sie durch die Menge zu zwängen. Eisern umklammern die Frauenschenkel die Pferde, damit sie nicht von deren Rücken gestreift werden. Die Festtagskleidung der Frau ist wirklich prächtig. Zu Pferd und zu Fuß trägt sie bei solcher Gelegenheit über der Tageskleidung im Winter einen losen, herabfallenden Seidenmantel mit Puffärmeln, der aufs kostbarste über und über bestickt ist, je nachdem der Ehegatte, Liebhaber oder Freund oder alle zusammen zum Neujahrsfeste freigebig waren. Unter diesem Mantel wird sehr oft noch eine ärmellose Weste und darunter ein längeres, mantelartiges Jackenkleid getragen, das durch einen Gürtel aus schwerer Seide in der Taille Form erhält. Auf dem Körper dagegen trägt die Mongolin weiter nichts als eine blaue, weite, leinene, geschlossene Hose, die durch irgendeinen Riemen auf den Hüften festgehalten wird. Körperliche Reinlichkeit kennt die echte Mongolin kaum, und daher schimmert ihre Haut nicht etwa in dem köstlichen Pfirsichgelb der Chinesin und Japanerin, sondern der Körper dieser Kentaurin hat im Laufe der Jahre eine graubraune Farbe angenommen, die für europäische Augen nicht gerade verlockend wirkt. Und doch beherrscht die Mongolin die Situation dem Manne gegenüber fast restlos. Will der Mann ernstlich heiraten, so wird er von seiner Braut und den zukünftigen Schwiegereltern als ein Erpressungsobjekt betrachtet, aus dem je nach der Schönheit der recht oft nicht mehr jungfräulichen Braut möglichst viel an Brautgaben herausgeholt wird. Das Hetärenwesen ist unter den Mongolinnen bis zu den letzten Folgerungen ausgebildet. Der Erlös fließt in die Familienkasse, oder ist die Hetäre eine berühmte, kluge Schönheit, so trennt sie sich wohl von ihrer Familie, um sich selbständig zu machen oder wie ihre anderen Schwestern, eine Ehe auf Zeit mit einem Chinesen, Mongolen oder Europäer einzugehen. Dem Hetärentum sowohl wie der Zeitehe haftet keinerlei Schande an, im Gegenteil, die junge Dame nimmt für diese Zeit in der sogenannten Gesellschaft dieselbe Stellung ein wie ihr Mann auf Zeit. Das Mutterrecht gilt infolgedessen noch in uneingeschränkter Form, und manche Matrone oder Nonne unterhält mit Hilfe ihrer der freien Liebe huldigenden Töchter die ganze Familie.



Frauen und Mädchen aus der Umgebung Kobbos.



Reitende Mongolin.

Übrigens wird, wenn der Familie schon ein Sohn geboren ist, die Geburt von Mädchen aus den oben angegebenen Gründen stets mehr gewünscht als die eines Knaben. Mädchen und Frauen sind auf den ersten Blick durch ihre Haartracht zu unterscheiden. Die Mädchen haben die Haare ganz glatt, aber sehr kunstvoll fest um den Kopf gelegt, wie die Spanierinnen; der Zopf, ob echt oder falsch, ist gleichgültig, hängt, durch ein buntes Seidenband geschmückt, über den Rücken. Die Frau hat mit ihrer Haartracht, wenigstens einmal im Monat, bedeutend mehr Arbeit. Die Haare werden nämlich, um die Reste der vorhergehenden Frisur und allen Schmutz zu entfernen, in heißem Wasser gewaschen, dann getrocknet, zwischen Holzstäben fächerförmig an jeder Seite des Kopfes ausgebreitet, mit Leim bestrichen und trocknen gelassen. Hierauf werden die Holzbrettchen entfernt und an ihrer Stelle der kostbare Silberschmuck befestigt. Die Haare stehen nun an jeder Seite flügelartig um den Kopf; dazwischen trägt die wohlhabende Mongolin eine durchbrochene Silberkrone, von der zu beiden Seiten lange Silberketten, in denen große Korallen und Halbedelsteine befestigt sind, herunterhängen. Auf dieser Krone balanciert ein eigentümlicher Zobelhut. Die mehr oder minder echten Zöpfe stecken in silberbeschlagenen Seidenfutteralen; auch hier ist die durchbrochene Silberarbeit recht oft mit großen Halbedelsteinen geschmückt. Der Silberschmuck einer Gruppe reitender oder gehender Mongolinnen klappert wie die Panzer anreitender Kürassiere. Aus dem Stande des Mädchens gelangt die Mongolin durch Brautgeschenke unter großer Festlichkeit in den Stand der Ehefrau, die, besonders wenn kein Kindersegen sich später einstellt, recht oft mit Einwilligung des Ehemanns dem Fremden sich hingibt, um mindestens einen Sohn zu erhalten. Sonst ist die Mongolin eine sorgende, tüchtige Frau, die die Herden ihres Mannes versorgt und betreut und innerhalb und außerhalb der Jurte ganz energisch den Pantoffel oder vielmehr den mongolischen Stiefel schwingt. Wenn ihre körperlichen Reize verblüht sind, gleitet sie aus dem Stand der Frau in den der Großmütter oder Nonnen. Sie legt ihren Silberschmuck ab und widmet sich ganz ihren Enkeln oder sucht in einem benachbarten Kloster durch ewiges Beten „Om mani padme hum“ als dienende Nonne das ewige Heil Buddhas und eine glückliche Wiedergeburt, wenn möglich als Mann, zu erhalten.



Frauen und chinesischer Mischling (Knabe) im Festschmuck und Zobelhut aus Uljasutai.



Festlich gekleidete Frau im Haarschmuck mit Krone ohne Zobelhut.

Eine Goethe-Silhouette und sieben andere Schattenrisse aus der klassischen Zeit.

Von Hans Vaihinger, Halle a. d. S.

Es sind gerade 101 Jahre her, daß die hier veröffentlichten acht Schattenbilder im Besitze meiner Familie sind. Mein Großvater mütterlicherseits, Pfarrer „Magister“ Eugen Haug, Enkel des Professors an der Hohen Karlsschule Balthasar Haug, des bekannten Lehrers Schillers, sowie Neffe des mit Schiller befreundeten Epigrammendichters Friedrich Haug, feierte am 14. Oktober 1820 Hochzeit mit der Jungfer Charlotte Auguste Stierlin zu Maulbronn. Diese war Tochter des damals als Original weitbekannten Revierförsters Wilhelm Stierlin daselbst, der von seinem Freunde Iffland als „Oberförster Warberger“ in dem 1785 erschienenen Schauspiel „Die Jäger“ verewigt worden ist. Mit Iffland war Stierlin bekannt geworden durch seine Schwester Christiane, die mit dem Schauspieler und Regisseur Wilhelm Christian Dietrich Meyer verheiratet war, der zu der Mannheimer Truppe Ifflands gehörte. „Madame Meyer“, die bei der Flucht Schillers von Stuttgart nach Mannheim eine bedeutende Rolle spielte, wie aus Streichers, des Begleiters Schillers, vielgelesener Beschreibung jener gemeinsamen Flucht bekannt geworden ist, war nach der Sitte der damaligen Zeit eine eifrige Silhouettensammlerin. Ihr Silhouettenalbum gelangte nach ihrem Tode 1804 in den Besitz ihres Bruders. Als nun dessen Tochter Charlotte 1820 heiratete, bekam das junge Ehepaar als Hochzeitsgeschenk acht Silhouetten der berühmtesten klassischen Schriftsteller aus jenem





Album. Jene acht Silhouetten wurden dann in zwei Bildtafeln angeordnet und von dem jungen Ehemann mit Unterschriften versehen. Diese beiden Bildtafeln hingen nun hinter Glas und Rahmen über fünfzig Jahre lang in dem Studierzimmer meines Großvaters, wo ich sie oft angeschaut habe. Nach dem Tode meines Großvaters 1874 kamen sie als dessen Legat in meinen Besitz. Seit 15 Jahren hängen sie als eine „Leihgabe“ von mir im Schillermuseum in Marbach, mit Vorbehalt des Besitzrechtes und des Vervielfältigungsrechtes.

Es ist natürlich vom heutigen Standpunkte aus sehr zu bedauern, daß das schöne Silhouettenalbum der „Madame Meyer“ so verstümmelt worden ist. Aber das Album erlitt auch noch andere ähnliche Eingriffe. Eine genaue Schilderung des Albums gab Dr. Hans Knudsen in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ im Oktober 1913. Das Album, das ursprünglich etwa 180 Bilder umfaßte und jetzt noch 143 hat, ist aus dem Besitz der Familie Stierlin vor einigen Jahren in den Besitz des Museums für Hamburger Geschichte gekommen. Über den Ursprung der Silhouetten ist nichts bekannt. Es handelt sich wohl kaum um Originalschnitte, sondern es sind höchstwahrscheinlich Nachschnitte, die sich die eifrige Sammlerin nach der Sitte der Zeit irgendwie verschafft hat. Von wem die Originale stammen, wann sie hergestellt sind, und wohin sie gekommen sind, und ob diese oder Nachschnitte nach denselben schon irgendwo oder irgendwann veröffentlicht worden sind, ist nicht festzustellen.

Was die Goethe-Silhouette anlangt, so konnte nur so viel festgestellt werden, daß sie in der Sammlung der Goethe-Bilder von Schulze-Strathaus nicht enthalten ist. Ob sie aber an irgendeiner entlegenen Stelle, die der Wissenschaft bisher entgangen ist, nicht doch schon veröffentlicht wurde, läßt sich nicht sagen.

Die Nacht. / Skizze von J. Winkel.

Meine treueste Freundin ist die Nacht. Was dem glanzvollen Tag zu gestehen ich nicht wage, das vertraue ich gerne der Nacht an, denn sie ist gütig und verstehend. Dämmerung sendet ihre Schatten über die Erde, des Tages Geschäftigkeit erstirbt, und das Dunkel ruft und lockt die suchende Seele. — Und ich verlasse das Zimmer, wo Licht mich blendet, und folge den Stimmen der Allmutter Nacht. Zu ihren Füßen setze ich mich, und leise flüstern wir miteinander, ganz leise. Sie aber, die Gute, legt mir ihre weichen Hände aufs Haupt, und zart-innig, wie nur eine Mutter reden kann, spricht sie zu mir unvergängliche Worte. — Um mich ist Schweigen; Natur und Leben ruhen. Nur das Herz hört seine eigenen Klänge als Abglanz jener überirdisch prächtigen Weisen, die den Raum erfüllen. Es ist die Urmelodie des Seins, unergründlich, nie zu verstehen, nur zu fühlen. — Da öffnet sich das Herz weit, ganz weit, um die Fülle des Schönen zu fassen in heiligem Genießen. Und die Gedanken erheben sich; sie steigen über den Alltag empor und werden gut, denn sie suchen Vollkommenheit. Das Unreine des Tagtreibens fällt ab, frisch und natürlich wird wieder das Empfinden. Die Seele aber sammelt Ewigkeitswerte, und die Süßigkeit der Gottesnähe ist in ihr. —

Am Firmamente raunen die Sterne geheimnisvoll von der Vorzeit und dem Werden der Dinge, denn sie durften schauen, da sie selbst erschaffen waren. Menschenaugen aber werden klar und scharf, wenn sie in die Sterne blicken, und sie sehen das Verborgene, wo harmonisches Wirken geheimer Kräfte höchste Vollendung schafft. — Gedämpft klingt des Weltstroms Rauschen wie ein Unterton zum Lebensliede, vielstimmig, vielsagend. — Und staunende Bewunderung faßt mich vor der Größe der Schöpfung, und eine Ahnung des Unendlichen läßt mich erschauern. — Gar wunderreich ist der Segen, den die Nacht auslöst und spendet, sinnvoll ihr Schweigen, verwirrend ihr Zauber. Oh, wer sich versenken könnte in ihre Tiefen, wer ergründen könnte all ihre Herrlichkeit! —

Leiser und verhaltener werden die Stimmen der Nacht, bis sie verklingen in jenen anmutig dahinplätschernden Tönen, die in herrlich aufgebautem Crescendo überleiten zu den vollen, brausenden Akkorden des Tages. — In meiner Seele aber beben die Verheißungen der Nacht nach, und im Wachen träume ich den schönsten Traum, ehe die Sonne mich aus dem Banne löst, den unsichtbare Hände um mich gewebt. Nur die Sehnsucht bleibt in mir. —

Die Karosse des Glücks. Fabel von Max Hayek.

Herr Ungeduldig saß in der Karosse des Glücks.

„Die fährt mir viel zu langsam!“ rief er zappelnd. „Ich muß schneller vorwärtskommen!“

Rief 's, sprang aus und begann zu laufen. Lief, was er laufen konnte, und keuchte sich ab, bis er hinfiel. Als endlich die Karosse gemächlich hinter ihm herkam, fand der Kutscher einen Sterbenden am Wege liegen.

„Ich hätte nicht ausspringen sollen,“ stöhnte der, „ich wäre ja doch auch so zurechtgekommen!“ ...

Es waren seine letzten Worte. Jawohl, er wäre auch so zurechtgekommen! Die Karosse des Glücks wurde zum Leichenwagen...

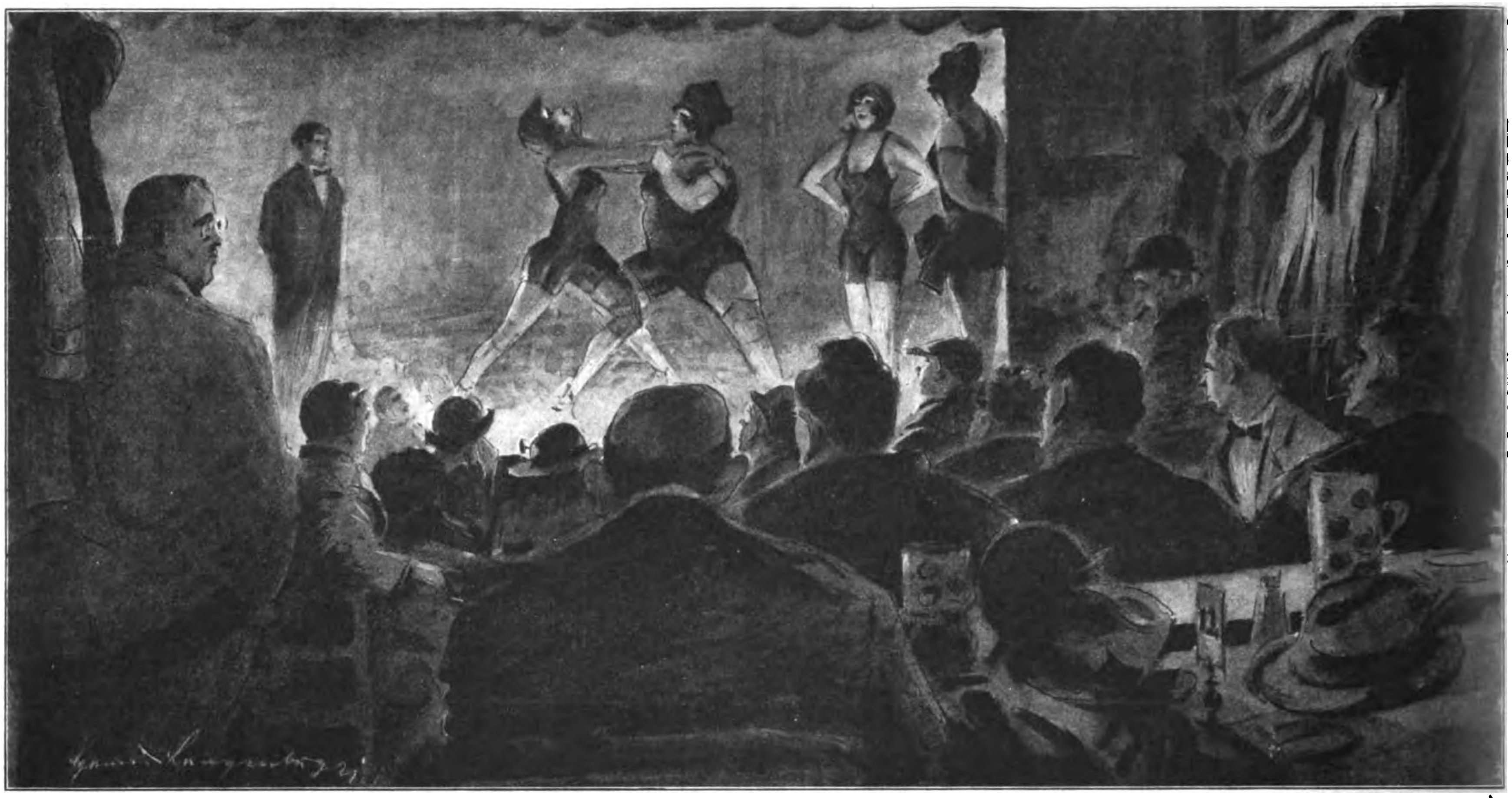
Für die Frauenwelt.

Kind und Sonnenschein. Wie die Blumen ohne Licht und Sonne nur ein verkümmertes Scheindasein führen, so bedeutet die Sonne auch für das Kind in körperlicher und seelischer Beziehung eine Lebensnotwendigkeit. Man kennt die blassen, abgehärmten, verfallenen, frühzeitig gealterten und sozusagen ergrauten Gesichter jener Kinder, die keine Gelegenheit haben, aus dunklen großstädtischen Kellerwohnungen regelmäßig wenigstens ans Licht der Straße zu kommen. Die Sonne wirkt vermöge der Wirkung ihrer Strahlen, von denen den ultravioletten wohl mit Recht eine besondere Wirksamkeit nachgerühmt wird, anregend und belebend auf alle Organe. Namentlich der Kreislauf des Blutes in der Haut erfährt bedeutsame Förderung, die in erhöhtem Wohlgefühl und Wohlbefinden zum Ausdruck kommt. Ein äußeres Zeichen der dabei sich abspielenden Vorgänge ist das Braunwerden der Haut, d. h. die Einlagerung von Farbstoffen (kleinen Pigmentkörnern); es ist dabei aber zu beachten, daß namentlich blonde Kinder oft gar nicht zum Braunwerden geneigt sind, und daß aus der mehr oder minder starken Hautfärbung unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen allein noch nicht auf höheren oder geringeren Grad der Gesundheit geschlossen werden kann. Ein Kind kann vollkommen gesund sein und doch auch bei starker Sonnenbelichtung nicht braun werden. Wo viel Sonne hingelangt, da gibt es keine Krankheitskeime, denn genügend lange Sonneneinwirkung ist das beste aller

Desinfektionsmittel; ihr halten Bakterien und andere Krankheitserreger nicht stand. In den Vorkriegsjahren trachtete man danach, in richtiger Erkenntnis der gesundheitlichen Bedeutung der Sonnenstrahlen, eine Wohnung mit möglichst viel Sonne, also eine Südwohnung, zu wählen und wenigstens das Kinderzimmer nach Süden zu verlegen. Heute sind derartige Ansprüche an die Wohnung nicht mehr zu stellen, da die Not auch solche Wohnungen schätzen lehrt, die von gesundheitlichem Standpunkt aus in früheren Jahren zu verwerfen gewesen wären. Da muß man run wenigstens jede Gelegenheit benutzen, um die Kinder an sonnige Plätze zu schicken, die kleinen im Wagen, die größeren zu Fuß. Die Mutter, deren Zeit es nicht gestattet, das kleine Kind auszufahren, wird es an Fenster oder Balkon den himmelgeschenkten Sonnenschein genießen lassen. Ins Kinderzimmer gehören keine großen Vorhänge, die nur das Licht abhalten, sondern kleine oder gar keine. Auch die seelische Wirkung des Sonnenscheins auf das Kindergemüt ist nicht gering zu veranschlagen. Keiner Betonung bedarf es, daß man im heißen Sommer die Kinder nicht schutzlos den brennenden Sonnenstrahlen aussetzen darf, da durch die dünnen Schädeldecken sonst leicht ein Sonnenstich erfolgen kann. Eigentliche Liege-„Sonnenbäder" sind, außer kurz dauernd, für Kinder nicht sonderlich zu empfehlen. Es ist dies eine anstrengende Kur; sie wird besser durch eine Vereinigung von Sonne, Wasser und Bewegung ersetzt. Bei kranken (skrofulösen, tuberkulösen usw.) Kindern wird die Sonne direkt als Heilmittel benützt, und namentlich an hochgelegenen Orten, wo die Einwirkung der Sonnenstrahlen noch intensiver ist, wurden und werden dabei ganz erstaunliche Erfolge erzielt. Dr. W. Schweisheimer.

Warum soll man schön sein? Weil Schönheit eine Quelle ist, die Wärme und Freude ins Blut gießt, und so soll man schön sein, um sich und anderen diese Quelle zu erschließen. Gibt es nun wohl Frauen, die fragen, wie man schön sein kann, die denken, daß schön zu sein, ein Reservatrecht ganz weniger ist, und die sich unter Schönheit goldblonde Locken, himmelblaue Augen und rosenrote Wänglein vorstellen? Anstatt lange zu prüfen und zu zweifeln, sollte jede Frau ohne weiteres von sich annehmen, daß sie schön sei, denn es ist schon so, daß man das ist, was man zu sein glaubt. Der Gedanke, ungünstig auszusehen, legt das Gesicht in mißmutige Falten, zieht einen verdrießlichen nervösen Zug um die Lippen und macht eine nachlässige Haltung. Schaut man dagegen in einem günstigen Augenblick in den Spiegel und findet sich selbst angenehm aussehend, so ist man in der nächsten Minute gleich noch um hundert Prozent hübscher geworden, denn der soeben gehabte freundliche Eindruck entspannt die Züge zu einem erfreuten Lächeln, streicht die kleinen Falten und Fältchen der Gleichgültigkeit von Stirn und Wangen und strafft unwillkürlich die ganze Haltung. Dieses nun gilt es festzuhalten. Man sage sich, daß man ja ebensogut mit einem freundlichen Antlitz, mit heiteren Blicken und in frischer Haltung einhergehen kann wie umgekehrt, und schon hat man der Schönheit einen großen Schritt entgegengetan. Und diesem einen Schritt werden dann noch viele andere folgen, denn nun wird man versuchen, der Schönheit und ihren Gesetzen ein wenig nachzustellen, und bald wird man herausgefunden haben, daß Ordnung und Harmonie mit zu den Pfeilern der Schönheit gehören. Ein makellos schöner Mensch kann es sich vielleicht leisten, dieser beiden nicht zu achten, wer aber sein Schönsein wie ein zartes Pflänzchen hüten und pflegen muß — und das müssen die meisten — der muß darauf bedacht sein, an sich und um sich peinlichste Ordnung zu haben und sein Gefühlsleben in harmonische Wege zu lenken. Von einem solchen Menschen werden dann aber auch für jeden fein empfindenden Menschen solche Ströme von wohltuender Helle und Wärme ausgehen und verdoppelt in den Geber selbst wieder zurückfluten, daß er schöner ist und schöner wirkt als andere, die grober Sinn und alte Überlieferung als „schön" bezeichnen. Oda-Marie.

Schmuckkämme. Die einfachen, schlichten Frisuren, die jetzt von der Mode bevorzugt werden, verlangen bei festlichen Gelegenheiten eine schmückende Ergänzung, für die in erster Linie ein edler Kamm herangezogen wird, zumal durch ihn der spanische Einschlag in der Tagesmode, der sich auch durch die starke Verwendung von Fransen, spanischen Spitzen und Fransentüchern ausspricht, unterstrichen wird. Dadurch ist der Schmuckkamm wieder von besonderem Interesse für die Frauenwelt geworden. Er wird in allen Größen und Formen angeboten, auch in Riesenexemplaren, die jedoch nur für besonders elegante und pikante Frauen in Betracht kommen. Für den allgemeinen Gebrauch werden mittelgroße Kämme bevorzugt. Der verfeinerte Geschmack wird bei ihrer Anschaffung jedoch die Dutzendware vermeiden und einen Kamm wählen, der als kunstgewerbliches Einzelstück Dauerwert besitzt und, wenn die derzeitige Modeströmung verebbt ist, auch als Vitrinenschmuck noch Freude bereiten und Bewunderer finden kann, bis einmal wieder der wechselnde Zeitgeschmack den Schmuckkamm zu praktischer Verwendung bringt. Unser Kunstgewerbe liefert jetzt solche Kämme in ganz vorzüglicher Formengebung, sowohl in Elfenbein als auch in Schildpatt oder Horn, zum Teil mit Silber, Gold oder Edelsteinen besetzt. Diese kleinen Wunderwerke modischer Kleinkunst dürften in späteren Jahrzehnten noch der Stolz ihrer Besitzer sein, ebenso wie ja auch heute die „alten" Kämme, an die sich Familienerinnerungen knüpfen, neidvolle Blicke auf sich lenken. Emma Stropp.



Moderne Großstadtbilder: „Damen“-Ringkampf in einem Volksvarieté.
Nach einer Zeichnung von Hanns Langenberg.

Aus Wissenschaft und Technik.

Das Damwild. Die Zeit liegt noch gar nicht so weit hinter uns, wo viele Weidmänner und Naturfreunde mit einiger Geringschätzung auf den Damhirsch, diesen geschniegelten Salontiroler unter dem Schalenwilde, herabsahen und ihn seiner Ziegenmanieren halber wacker schmähten. Heute ist er in der Wertschätzung entschieden gestiegen. Vergleiche mit dem Rot- oder Edelhirsch, diesem eigentlichen Könige des deutschen Waldes, darf man beim Damhirsch freilich nicht anstellen. Sie würden ganz und gar nicht zu dessen Gunsten ausfallen. Denn das Damwild hat, ganz abgesehen von seiner geringen Größe, in seiner ganzen Erscheinung nichts Majestätisches. Ihm fehlt vor allem das wundervolle Ebenmaß seiner edleren Verwandten; die pralle Rundlichkeit seines Leibes, der hinten merklich überbaut ist, die verhältnismäßig kurzen Läufe und der kurze Hals, der beim Hirsch auch nie eine Mähne trägt, geben dem Äußeren des Damwildes etwas Behäbiges, das in seltsamem Gegensatz zu seiner Ruhelosigkeit und dem fast immer in Bewegung befindlichen Wedel steht. Dazu kommt das auffallende Variieren der Färbung vom reinsten Weiß über Cremegelb, Grau, Rötlich, Nußbraun und Rotbraun bis zum tiefsten Schwarz, offenbar eine Folgeerscheinung der Inzucht bei dem vielenorts seit Jahrhunderten in halbzahmem Zustande gehegten Wilde. Besonders merkwürdig ist die bei vielen Stücken vorkommende Fleckenzeichnung, die sich in der Winterdecke jedoch verliert, eine Erinnerung an die Frühzeit der Cerviden, die ursprünglich, wie heute noch die Kälber der meisten Hirscharten, wohl ohne Ausnahme gefleckt waren. Auch das Geweih des Damhirsches weicht von dem des Rothirsches wesentlich ab. Die charakteristische Schaufelbildung beginnt gewöhnlich mit dem vierten Jahre und tritt dann meist nach jedem Abwurf in vollkommenerer Weise auf, wobei die von den Schaufeln ausgehenden Enden nach hinten gerichtet sind. Der Weidmann spricht den Damhirsch nicht nach der Zahl der Enden an, sondern bezeichnet ihn je nach Entwicklung seines Kopfschmuckes als Damspießer, geringen Damhirsch, angehenden Schaufler (Löffler), guten Schaufler oder Haupt- (Kapital-)Schaufler. Der Geweihabwurf erfolgt meist im Mai, und so kommt der September heran, bevor das neue Geweih „geschlagen" wird. Dementsprechend tritt die Brunstzeit wesentlich später als beim Rotwild ein. Die Hirsche sind dann sehr erregt und kämpfen mitunter schon am Nachmittag, wobei sie ihren Brunstschrei, ein heiseres „Rülpsen", hören lassen. Nach etwa acht Monaten setzt das beschlagene Tier ein oder zwei gefleckte Kälber. Die Heimat des Damwildes sind Europa und Westasien. In Mitteleuropa ist es jedoch mit Beginn der Eiszeit ausgestorben und erst im 4. Jahrhundert n. Chr. durch die Römer wieder eingebürgert worden. In freier Wildbahn ist es sehr heimlich und schwer zu beschleichen, desto vertrauter aber im Gehege. J. R. H.

Forschungsreisen in der Sahara. In den letzten Jahren hat die Entschleierung der weiten Wüstenstrecken Nordafrikas sowohl im Westen als auch im Osten bedeutsame Fortschritte gemacht. Im Osten gelang es der englisch-ägyptischen Weltreisenden Rosita Forbes, unter geschickter Benutzung einer teils durch die Wirkungen des Weltkrieges, teils durch Habsucht und Genußgier herbeigeführten Änderung der Anschauungen der Häupter der Senussisekte im englandfreundlichen Sinne, von Benghasi aus den Hauptsitz der früher durch ihren Fanatismus berüchtigten Senussi, die Oasen von Kufra, zu erreichen. Dank ihrer großen Energie und geistigen Elastizität überwand sie auf der Hin- und Rückwanderung den breiten Wüstengürtel, der Kufra rings umgibt. Das Machtwort der Senussi-Oberen befreite sie aus der Gefangenschaft fanatischer Araber, und in Kufra selbst öffneten sich ihr die bis dahin jedem Fremdling verschlossenen Häuser der Senussifürsten. Seit der epochemachenden Reise unseres Landsmannes Gerhard Rohlfs im Jahre 1879 war sie die erste europäische Reisende, die wieder nach Kufra kam. Die Reise der Frau Forbes wurde zwar wahrscheinlich im stillen von der angloägyptischen Regierung unterstützt, gab sich aber äußerlich ganz als bescheidenes Privatunternehmen. Ganz anderer Art war die Expedition, die der französische Kapitän Augiéras in dem gleichen Winter von 1920 auf 1921 in der westlichen Sahara durchführte. Diese trennt Algerien und Marokko von dem gleichfalls französischen Mauretanien, und es kommt den Franzosen darauf an, durch dieses noch sehr wenig bekannte und von fast unabhängigen Araberstämmen durchschweifte Gebiet allmählich eine Reihe von Etappenstraßen zu legen. Augiéras eröffnete mit einer kleinen Kamelreitertruppe eine solche längs des Hank, des Steilrandes des westlichsten Plateaus der Sahara gegen die Sanddünenwüste Igidi, und knüpfte damit eine neue Masche in das feste Netz, mit dem die Franzosen ganz Nordwestafrika allmählich überziehen. Diese Tatsache wurde auch äußerlich dadurch betont, daß eine andere französische Truppe der algerisch-marokkanischen Abteilung vom Sudan her entgegenkam und sich mit ihr mitten in der Wüste vereinigte. Dr. W. Gerbing.

Über Wadenkrämpfe. So bekannt sie auch sind, so unklar waren sie bisher in ihrem Zustandekommen. Das Volk hat sie von jeher mit den an den Beinen vorkommenden Erweiterungen der Blutadern zusammengebracht, worauf der Name „Krampfadern" deutet. Es ist aber mehr als fraglich, ob diese Auffassung richtig ist. Jedenfalls gehören die Wadenkrämpfe zu den tonischen Krämpfen, die gerade in dem Bereich dieser Muskeln auftreten. Es gibt wenige Körperstellen, hat Kollmann einmal gesagt, an denen der Gegensatz von Ruhe und Kontraktionszustand im Muskel auf den ersten Blick so deutlich in die Erscheinung tritt: denn in der Ruhe ist die Wade gerundet, in der Bewegung treten Flächen, Kanten und Winkel von einer außerordentlichen Schärfe der Linien hervor, die sich namentlich beim Zehenstand an jeder Wade erkennen lassen. Es ist erfahrungsgemäß bekannt, daß nach stärkeren Muskelanstrengungen, wie z. B. nach größeren Bergtouren und nach Tanzereien, derartige Krampfzustände in dem beschriebenen Muskelgebiet auftreten. Auch pflegen die Krämpfe sich bei gewissen Bewegungen, wie z. B. beim Anziehen der Stiefeln, einzustellen. Manche Personen, ja ganz robuste, haben eine große Neigung dazu und können sie willkürlich auslösen. So sind die plötzlich bei Schwimmern auftretenden, besonders nach den ersten starken Stoßbewegungen eines Beines, gefürchtet. Andererseits hat die Erfahrung gelehrt, daß sie unter krankhaften Bedingungen, z. B. bei Gichtikern, bei Zuckerkranken und bei solchen, die einem starken Alkohol- und Tabakmißbrauch frönen, auftreten können. Ja, bei einer Harfenistin sah man sogar infolge ihres Berufes Wadenkrämpfe auftreten. Selbst bei wadenlosen Tieren, den Fohlen, hat man den Wadenkrämpfen analoge Erscheinungen gesehen, die unter dem Namen „Fohlenlähme" gehen. Wodurch der heftige Schmerz in den vom Krampf befallenen Muskeln gerade beim Menschen zustande kommt, ist ungewiß, vielleicht, wie Strümpell vermutet, durch Zerrung sensibler Apparate an den Ansatzflächen der sich kontrahierenden Muskeln. Auszugehen scheinen sie von Erregungszuständen in den Muskeln selbst. Nach Marwedels

jüngst an sich selbst gemachten Erfahrungen werden zur Nachtzeit auftretende Wadenkrämpfe in der Regel ausgelöst durch Reckbewegungen, die der Ruhende im Halbschlaf ausführt. Daraus leitet sich auch ab, auf welche Weise es gelingen kann, den Krampf zu verhüten: man muß rechtzeitig die begonnene Reckbewegung unterbrechen oder nicht zu Ende führen. Bei Leuten mit allzu festem Schlaf erreicht man den gleichen Zweck durch geeignete Lagerung des Unterschenkels auf einer sog. Volkmannschen Schiene. Zum Schluß sei einiger Volksmittel gedacht, die den sog. „Wadenklamm" vertreiben sollen. In Zwenkau bei Leipzig hält man — nach Berichten — zwecks Beseitigung dieses unangenehmen Zustandes einen hohlen Schlüssel an die Wade und bindet einen Schwefelfaden um das Bein. Anderswo empfiehlt man Strumpfbänder von Scharlachtuch, legt Bündel von Rosmarin um die Knie, bügelt mit einem warmen Plätteisen, auch werden Einreibungen von heißem Rum bevorzugt. Bei manchen genügt es schon, bei einem drohenden Anfall aus dem Bett aufzustehen oder die Füße gegen das Fußbrett zu stemmen, um den Wadenkrampf zu verhüten. Dr. Erich Ebstein.

Kakao als Nahrungsmittel. Bei der Beratung von Zollfragen wurde der Kakao zum Teil als Genußmittel, nicht als Nahrungsmittel betrachtet. Diese für Kaffee und Tee zutreffende Auffassung ist für Kakao nicht begründet. Allerdings sind im Kakao die gleichen anregenden Stoffe enthalten wie im Kaffee und Tee, nämlich die Purinbasen Koffein und Theobromin, die die eigentliche Grundlage der Verwendung dieser exotischen Gewächse als Genußmittel bilden. Aber der Nährgehalt des Kakaos ist so beträchtlich, daß er in erster Linie als Nahrungsmittel anzusprechen ist. Die geriebene Kakaomasse enthält etwa 14 Prozent stickstoffhaltige Bestandteile (Eiweiß), 53 Prozent Fett und 22 Prozent Kohlenhydrate. Aus Kakao wird durch Zusatz von Zucker und verschiedenen Gewürzstoffen, vor allem durch Vanille und Zimt, die Schokolade gewonnen. Bittere Schokolade enthält 52 Prozent Fett und 13 Prozent Eiweißstoffe, bei der süßen Schokolade wird durch Zuckerzusatz das Verhältnis entsprechend geändert. Es kommen also hier erhebliche Nährstoffmengen in Betracht, selbst wenn man berücksichtigt, daß nach angestellten Versuchen die „Gesamtausnutzbarkeit" der Nahrung durch Kakaozusatz etwas herabgesetzt werden soll. — Besonders wichtig ist die Konzentriertheit dieses Nahrungsmittels, d. h. in kleiner Menge ist eine große Anzahl Nährstoffeinheiten enthalten. Diese Eigenschaft des Kakaos und der aus ihm gebildeten Schokolade hat sich während des Krieges überall hervorragend bewährt; sie wissen besonders Sport- und Touristenkreise besonders zu schätzen. Mehr als alle theoretische Überlegung spricht aber die praktische Verwendung des Kakaos für seine vorwiegende Bedeutung als Nahrungsmittel. In Konditoreien dient der Kakao, im Theater die Schokolade wohl als Genußmittel, aber der Sportsmann nimmt die Schokolade als Nahrungsmittel, als Ersatz für andere Nährstoffe mit sich; der Arzt verschreibt den Kranken und Rekonvaleszenten Kakao als wirksames Nährmittel; unterernährten Kindern wird, wo es sich ermöglichen läßt, Kakao statt Kaffee gereicht usw. — Mit Recht ist mit Entschiedenheit eine energische Besteuerung ausländischer Luxuswaren zu fordern, namentlich ausländischer Spirituosen, die dem Gebrauch unerschwinglich gemacht werden sollten, wenn nicht Vernunft ihre Vermeidung lehrt. Aber ausländische Nahrungsmittel, die zur Unterstützung der Volksernährung dienen, sollten nicht noch mehr verteuert werden, als es die natürliche Ursache des weiten Weges und die ausländische hohe Währung schon mit sich bringen. Sch.

Der Magnet der Zukunft. Weite Gebiete der Technik bauten sich bisher auf der Verwendung des Elektromagneten auf, den man sich gar nicht anders vorstellen konnte als einen vom elektrischen Strom umflossenen Eisenkern. Ob man sich seiner und ob man sich insbesondere des Eisens in Zukunft noch bedienen wird, wenn es sich darum handelt, mit Hilfe der Elektrizität Massen zu bewegen oder Telegraphenapparate in Betrieb zu setzen, mag nach den Versuchen zweifelhaft erscheinen, die von den beiden dänischen Physikern Alfred Johnsen und Knud Rahbek vorgenommen und die auch bereits für einzelne Zwecke der Technik in die Praxis umgesetzt wurden. Man höre! Der Magnet zieht bekanntlich Eisen an und besteht selber entweder ganz oder in wesentlichen seiner Teile aus Eisen. Man hat aber noch nie gehört, daß durch beliebige Metalle Steine angezogen werden, oder daß Steine sich gegenseitig anzuziehen vermögen. Dieses Unerwartete ist nun zur Tatsache geworden! Die genannten beiden Physiker nahmen Metallplatten einerseits, wobei sie beliebige Metalle, wie Aluminium, Kupfer, Messing usw., verwendeten, und Steine anderseits. Versieht man Metall sowohl als auch Stein mit elektrischer Ladung, so erfolgt sofortige Anziehung. Man kann aber auch zwei Steine nehmen und in gleicher Weise verfahren: wiederum findet die Anziehung statt. Dabei braucht man nur äußerst wenig Strom. Es genügt der 300. bis 500. Teil jener Energie, die nötig wäre, wenn man mit Hilfe eines Elektromagneten das gleiche Gewicht heben wollte. Gibt man den Steinen die Form von Walzen, so wird die Anziehung noch weiter vergrößert. Und nun zur Anwendung der neuen Entdeckung: Auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie ist bereits eine ganze Anzahl von Einrichtungen geschaffen worden, bei denen an die Stelle der alten Elektromagneten Vorrichtungen getreten sind, die auf der eben geschilderten elektrischen Anziehung beruhen. So baute man elektrische Schnellschreiber, die mit Strömen von unwahrscheinlich geringer Stärke arbeiten und doch in der Minute nicht weniger als 2000 Buchstaben in Gestalt von Morsezeichen niederzuschreiben vermögen. Eine andere Anwendungsform stellt das lautsprechende Telephon dar, in dem eine kleine Steinwalze an die Stelle des Elektromagneten tritt. Auch Stromverstärker hat man bereits gebaut, und vieles befindet sich im Werden. Wer weiß, bei welchen Wundern diese Entwicklung einst enden wird! Dr. W. Klöckner.

Literatur und Kunst.

Walter Waentig. Walter Waentigs Kunst ist von Anfang an von der Liebe zur deutschen Landschaft bestimmt. Diese Liebe führte ihn aus seiner sächsischen Heimat mit seinem Lehrer Carl Bantzer nach Hessen und später vom deutschen Norden, wo er eine Zeitlang in der Nähe von Bremen schöpferisch tätig war, zurück nach Hessen und weiter über München nach dem Bodensee, dessen reiche Schönheit ihn wie so viele andere Künstler festgehalten hat. Aber die Menschen und die Landschaft sind ihm, wenigstens zunächst, ebenso untrennbar wie die Vereinigung gegenständlicher und malerischer Werte in ihrer künstlerischen Wiedergabe. So sind in seinen ersten größeren Ölgemälden die hessischen Bauern beim mühevollen Tagewerk wie im Festtagsgewand stets im Zusammenhang mit ihrer Umwelt und von malerischen Gesichtspunkten aus erfaßt. Bei aller Feinheit der seelischen Charakterisierung, in der Führung der Gesichtszüge, in der Kopf- und Körperhaltung, in der streng gebundenen oder weit ausladenden Bewegung, überwiegt das psychologische Interesse doch niemals den rein künstlerischen Anteil, der vor allem das spezifisch Malerische in der Auffassung des Objekts oder des jeweiligen Vorgangs als das wesentliche künstlerische Erlebnis herausholt. Alle diese Werke, die am Anfang von Waentigs eigentlicher künstlerischer Entwicklung stehen, sind von einem warmen Leuchten erfüllt, das freudig aus samtenem Dunkel aufglänzt. Von der Malerei kam der Künstler zur Radierung, die er auch technisch mit der gleichen Hingabe und liebevollen Sorgfalt erfaßt hat. Hier lockten ihn neben dem reizvollen Spiel von Lichtern und Schatten vor allem auch die Bewältigung linearer Probleme und die Möglichkeit einer klaren Gliederung in der Komposition. Außer den Porträten, in denen die sachliche Gediegenheit, der menschliche Ernst dieser Kunst zum Ausdruck streben, ist es naturgemäß wieder die Landschaft, die ihn stets von neuem anzieht. Die sanfte Linie eines bewaldeten Hangs, die schöne Windung eines Flußlaufs in einem stillbegrenzten Tal, die zerfließende Weite der Seelandschaft im aufstrahlenden Lichte oder das abendliche Dunkel über den Hegaubergen — alle diese stimmungsmäßig gerichteten Motive beschäftigen ihn ebensosehr

(Fortsetzung siehe Seite 36.)

(Fortsetzung von „Literatur und Kunst“ auf Seite 34.)

wie etwa die perspektivische Führung in der Wiedergabe von umschatteten Alleen und lichtüberstrahlten Kanälen. Überall zeigt sich der ruhige und klare Wille einer Persönlichkeit, die ohne wesentliche Zugeständnisse an feststehende Schulmeinungen oder vorübergehende Zeitrichtungen den stetigen Gang ihrer Entwicklung organisch weiterschreitet.

Dr. Karl Bland.

Memoiren. Eine Geschichte des geistigen Lebens von München im 19. Jahrhundert muß noch geschrieben werden. Derjenige, der sich dieser dankenswerten Aufgabe annimmt, wird an den „Lebenserinnerungen eines neunzigjährigen Altmünchners“, herausgegeben von Dr. A. Dreyer (Verlag Parcus & Co., München) nicht vorübergehen können. Diese Memoiren, die der greise Professor Dr. Holland in den Kriegsjahren dem Herausgeber diktiert hat, und die die Zeitereignisse von der Regierungszeit König Maximilians bis zum Tode König Ludwigs II. behandeln und das Leben eines stillen Gelehrten schildern, der am Aufschwung Münchens zu einer Kunststadt den regsten Anteil nahm, enthalten ungemein viel Material zur Entwicklung des geistigen Lebens der bayrischen Residenz. Auch in gewissem Sinne das Memoirenwerk eines Neunzigjährigen sind die Briefe des berühmten Jenaer Kirchenhistorikers Karl v. Hase an eine jugendliche Freundin, die sein Sohn unter dem Titel „Dein Alter sei wie deine Jugend“ (K. F. Koehler Verlag, Leipzig) veröffentlicht hat. Es handelt sich um Herzensbekenntnisse eines Greises, den noch, wie den alten Goethe, an seinem Lebensabend eine tiefe, mehr als Freundschaft atmende Neigung zu einer jugendlichen hochgebildeten Dame (Jenny von der Osten) ergriffen hat, die für seine Persönlichkeit und Wissenschaft von tiefer Verehrung durchdrungen war. Während Hases Briefe an eine Freundin nur eine Etappe in seinem Gelehrtenleben schildern, umfassen Johannes Jannsens Briefe (2 Bde., Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br.), die sein Schüler Freiherr v. Pastor herausgegeben hat, das ganze Leben dieses Geschichtsforschers von seiner Gymnasialzeit bis zu seinem Tode. Sie sind also gewissermaßen eine Selbstbiographie des katholischen Geschichtsforschers, dessen Leben aufs engste mit der Entwicklung der katholischen Bewegung in Deutschland verknüpft war. Und noch eine Gelehrtenselbstbiographie, die uns über das

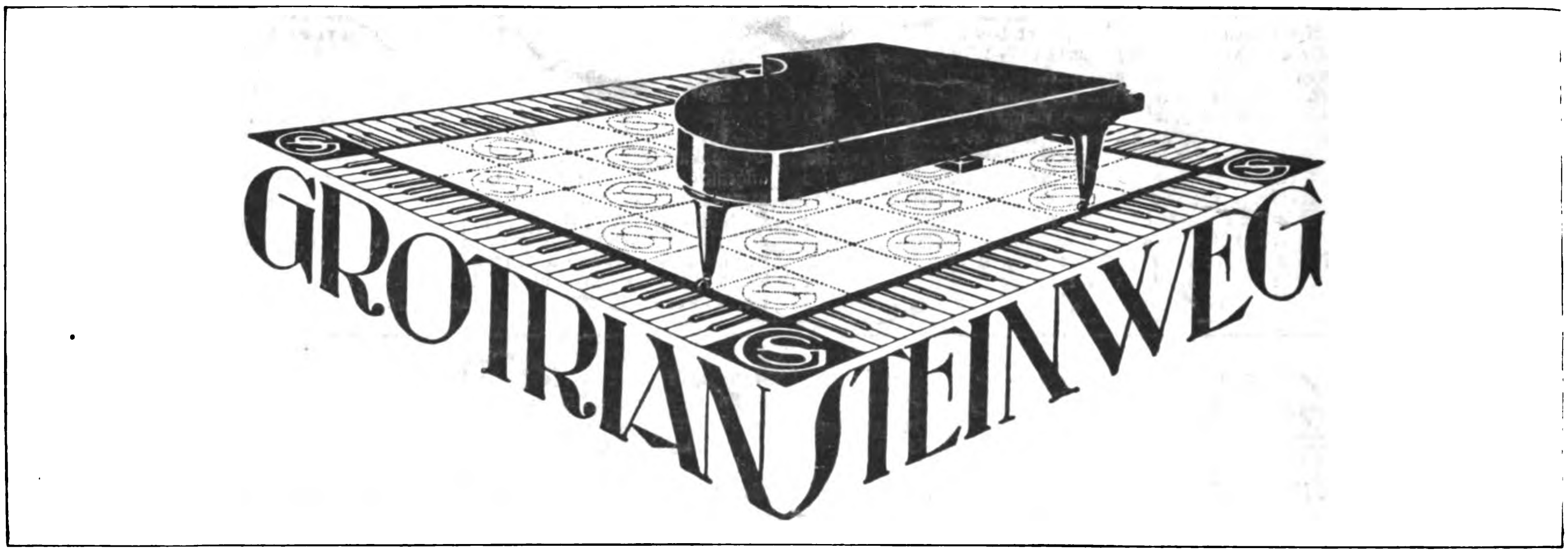
literarische Leben der letzten Jahrzehnte viel Aufschluß gibt, sei erwähnt: **Carl Ludwig Schleich**, „Besonnte Vergangenheit, Lebenserinnerungen" (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin). Der bekannte Berliner Arzt und geistvolle Schriftsteller, der mit Strindberg, Dehmel und anderen bedeutenden Dichtern innig befreundet war, berichtet hier mit der ihm eigenen blendenden Darstellungsweise über Ernstes und Anekdotenhaftes aus seiner Umgebung, die aus so mannigfaltigen Charakteren zu verschiedenen Zeiten bestand. Für den Freund der Technik bilden die Lebenserinnerungen **Hermann Meyers**: „Fünfzig Jahre bei Siemens" (E. S. Mittler & Sohn, Berlin) eine reiche Fundgrube. Der Verfasser, der ein halbes Jahrhundert im Dienste der Siemens-Schuckertwerke stand, schildert den Werdegang der Elektrotechnik von ihrer Kindheit an und gibt dem Leser einen anschaulichen Begriff von der Bedeutung des Werkes, das Werner v. Siemens schuf. Dr. V. T.

Kulturgeschichte. Die „Geschichte der Völker und Kulturen" von **Hugo Rachel** (Paul Parey, Berlin) setzt sich ein großes Ziel. Sie will die gesamte Kulturgeschichte der Menschheit umspannen und bei gedrängtester Form einen möglichst reichen Wissensgehalt bieten. Das ist dem Verfasser auch teilweise gut gelungen, aber es läßt sich nicht leugnen, daß dieses Bestreben vielfach dazu geführt hat, das Tatsächliche bloß zu erwähnen, ohne auf die Begründung näher einzugehen, was gerade der Volkstümlichkeit, die im Sinne des Buches liegt, erheblich Abbruch tut. Immerhin zeugt das Buch von gründlicher Sachkenntnis und geschickter Darstellungsweise. Über „Die Möglichkeit einer neuen deutschen Kultur" (Wiener Literarische Anstalt, Wien und Leipzig) handelt Professor Dr. **Karl Camillo Schneider**. Der Verfasser analysiert die anglo-amerikanische, ganz auf Erfahrung eingestellte Kultur, die wohl im Äußeren sich zurechtzufinden, aber keine neuen Seelenwerte hervorzubringen vermag, ebenso die romanisch-katholische Kultur, die trotz höherer Orientierung am Ende ihrer Entwicklung angelangt ist, und kommt zu dem Ergebnis, daß nur die pantheistische Erlebnisform der Deutschen die Möglichkeit einer neuen Kultur in sich birgt. Im Gegensatz zu Spengler glaubt er, daß wir am Beginn einer neuen Kulturepoche stehen. Wie diese neue Kulturepoche angebahnt werden kann, dafür weist uns **Fritz Schumacher** in seinem Buche „Kulturpolitik" (Eugen Diederichs Verlag, Jena) vernünftige Mittel und

Wege. In einer neuen Schulerziehung, Wohnungskultur und einer neuen Bodenpolitik sieht er die hauptsächlichsten Forderungen. Wenn man sich auch mit diesem und jenem nicht leicht befreundet, so muß man doch zugestehen, daß sein Buch eine Fülle von Anregungen enthält. — Von Schriften zur älteren Kulturgeschichte sei zunächst erwähnt: Georg Wilke, „Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus" (Verlag von Kurt Kabitzsch, Leipzig), eine kleine treffliche Untersuchung über die ältesten greifbaren Kulturdokumente unserer Vorfahren. Das deutsche Mittelalter, das zumeist aus Unkenntnis als das „finstere" bezeichnet wird, wird von einem ergötzlichen und zugleich vorzüglich orientierenden Quellenwerk aufs neue erschlossen, vor allem für den, der das Mittelalter nur von der Schule her kennt. Es heißt „Klosterleben im deutschen Mittelalter", herausgegeben von Johannes Bühler (Insel-Verlag, Leipzig). Ein hervorragender Sachkenner hat hier aus allen Literaturformen, Jahrbüchern, Chroniken, Klosterregeln, Legendarien und Schwänken mit feinem Spürsinn das für die Charakterisierung mittelalterlichen Klosterlebens und Mönchsschaffens Bezeichnendste zu einem leicht lesbaren, belehrenden Unterhaltungsbuch verwoben. In den „Kulturgeschichtlichen Studien", die Dr. Hausmann herausgibt, veröffentlicht Spiridion Gopcevic einige Aufsätze zur Sittengeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts, unter denen der Fall Beatrice Cenci, auf Grund neuen Quellenmaterials behandelt, besonderes Interesse erweckt. Ein ergötzliches Büchlein über „Nürnberg und die Nürnberger" legt A. Dreyer (Verlag Georg Müller, München) vor. Es sind Satiren auf die Hans-Sachs-Stadt und ihre Bewohner vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, zwischen die als Bildbeigaben eine Fülle von Karikaturen eingefügt ist. Den „Deutschen Studenten einst und jetzt" (Verlag Der Neue Merkur, München) behandeln W. Hausenstein und A. Kranold, ersterer, indem er die Welt der alten Burschenschaft in kurzem Umriß schildert, während letzterer die geistige und kulturpolitische Haltung des modernen Reformstudententums zeichnet. T.

Philosophische Literatur. Zu den interessantesten Neuerscheinungen der philosophischen Literatur gehört zweifellos „Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande" von Fritz Mauthner (2 Bände, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Gleich dem wissenschaftlichen Lebenswerk des Verfassers, der

„Kritik der Sprache“, trägt auch dieses neue tiefgründige Opus den Charakter der Monumentalität. Wohl wenige waren dazu so berufen, über das Thema Atheismus eine erschöpfende, tiefgründige Schilderung zu geben, wie Fritz Mauthner, denn die Persönlichkeit dieses Gelehrten steht in der unantastbaren Lauterkeit ihrer Lebensführung über allem Geschwätz. Mauthner beginnt mit der heidnischen Antike und geht über die frühchristliche Zeit mit den pelagianischen und manichäischen Ketzereien ins Mittelalter mit seinem Hexen- und Teufelsglauben, um dann im 2. Bande in die für die Unabhängigkeit des menschlichen Denkens so entscheidend gewordenen Jahrhunderte, das 17. und 18. Jahrhundert, mit der Schärfe seines Geistes einzubringen. Was die Lektüre dieses umfangreichen Werkes so fesselnd macht, das ist außer dem blendenden Stil, den Mauthner souverän beherrscht, die immer lebendige, persönliche Darstellung sowie die Wärme und Leidenschaftlichkeit, mit der er seinen gewaltigen Stoff immer aufs neue faßt und verarbeitet. In zweiter Linie besticht uns die außerordentliche Belesenheit, die uns auf jeder Seite entgegentritt, und die uns zeigt, daß der Verfasser an seine schwierige Aufgabe mit größter Gewissenhaftigkeit herangetreten ist. — Als ein Buch in ganz anderem Sinne, das nicht negieren und kritisieren, sondern nur Positives geben will, präsentiert sich uns Theodor Kappsteins „Religionen der Menschheit“ (Volksverband der Bücherfreunde, Schwester-Verlag, Berlin). Kappstein versucht, auf Grund einer dreißigjährigen Beschäftigung mit dem religiösen Gefühl der Menschheit, das Wesen und Werden einzelner Religionen schlicht und anschaulich zu erzählen. Er zeigt uns jede Religion nicht in ihrer Erniedrigung, sondern auf der Höhe ihres Ideals, in ihrer Kraft und Reinheit. Und er will durch das Verständnis der einzelnen Religionen eine Gemeinschaft der Völker pflegen. Die allgemeinverständliche Darstellung macht diese Schrift zu einem Lesebuch für jedermann. Dem großen Vorsokratiker Heraklit, der auf Nietzsche einen so bedeutsamen Einfluß hatte, widmet Adolf Stöhr (Verlag W. Strach, Wien, Prag, Leipzig) eine kleine erläuternde Schrift. Mit „Sokrates, Platon und dem sokratischen Kreis“ beschäftigt sich Gustav Kafka (Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen, Band 7, verlegt von Ernst Reinhardt, München). Klar und knapp sowie leicht faßlich werden hier die Elemente dieser großen philosophischen Ära von dem Verfasser erörtert.







Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Schriftleiter Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Dr. Arthur Ploch; für den Anzeigenteil Ernst Medel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3. Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Anzeigen-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



KÖLN A/RH.

VERLAG J. J. WEBER, LEIPZIG

Nr. 4066

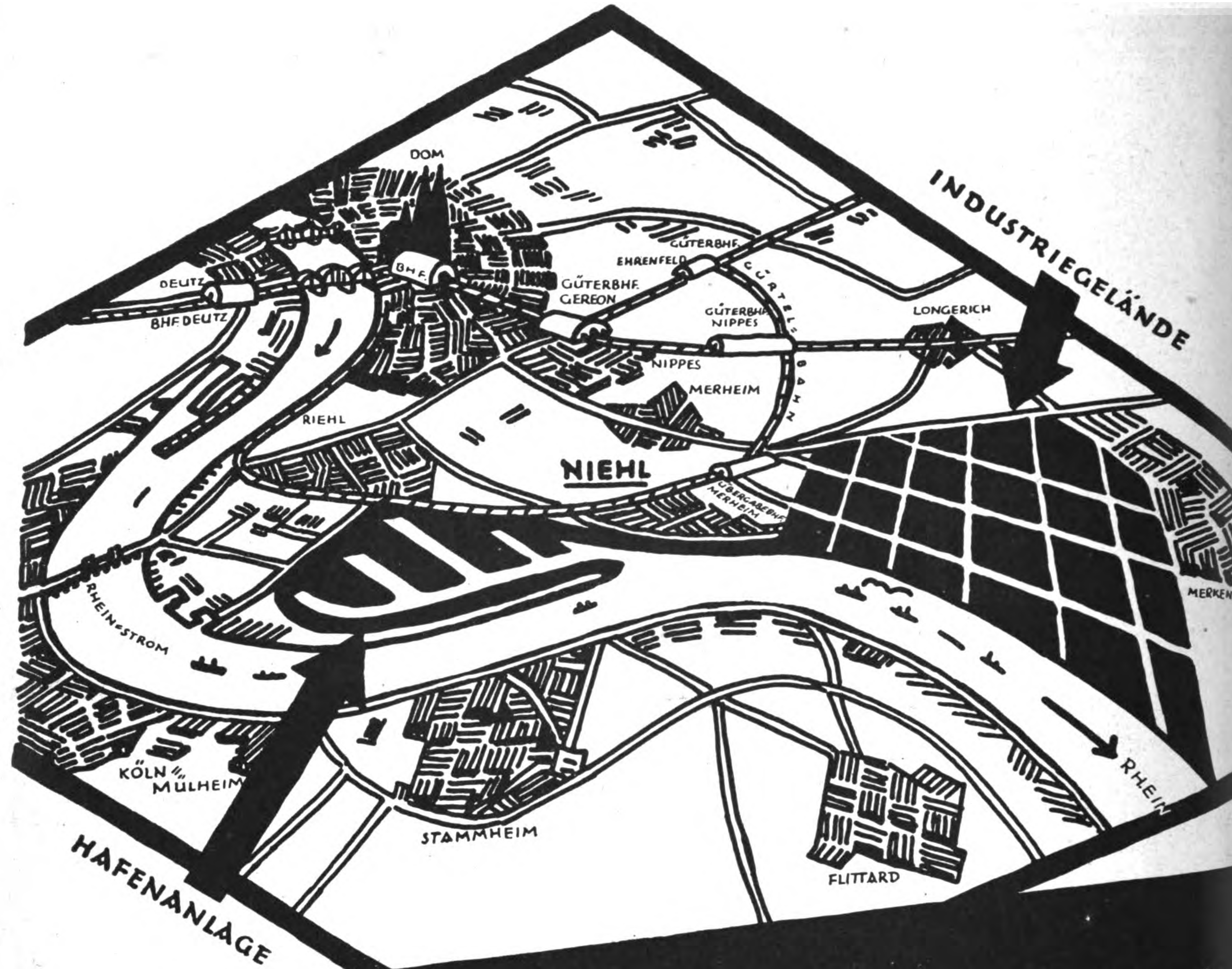
Einzelpreis Mk. 10.— (für das Ausland Mk. 20.—)
Vierteljährlich Mk. 40.— (für das Ausland Mk. 75.—)

158. Band

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

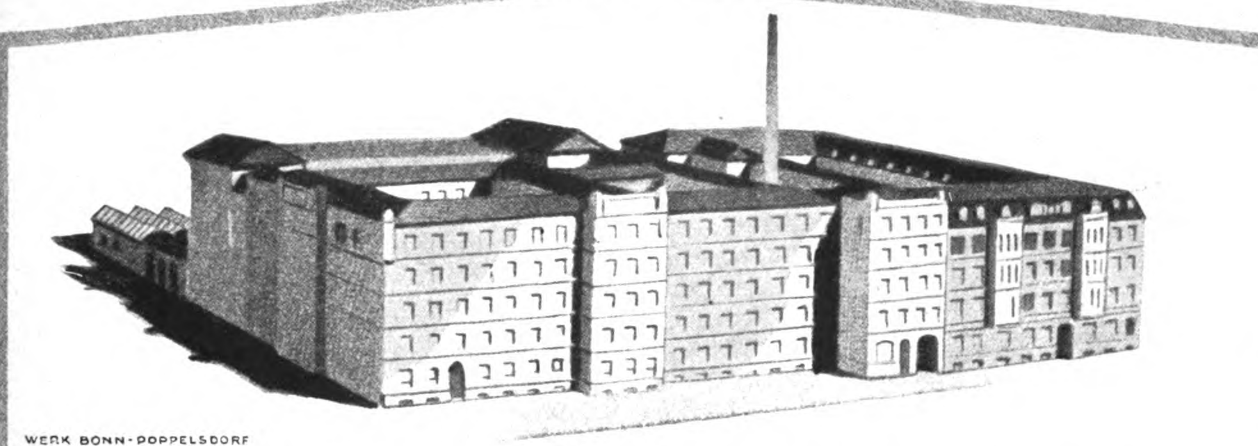
Nr. 4066. 158. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 40 ℳ (Ausland 75 ℳ). Preis dieser Nummer 10 ℳ (Ausland 20 ℳ). Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 6 ℳ; bei Platzvorschriften werden tarifmäßige Aufschläge erhoben. 26. Januar 1922.


INDUSTRIEGELÄNDE
DOM
DEUTZ
BHF DEUTZ
BHF.
GÜTERBHF.
EHRENFELD
GÜTERBHF.
GEREON
GÜTERBHF.
NIPPES
GÜRTELBAHN
LONGERICH
NIPPES
MERHEIM
RIEHL
NIEHL
ÜBERGABEBHF.
MERHEIM
MERKENICH
RHEIN-STROM
KÖLN-MÜLHEIM
STAMMHEIM
FLITTARD
RHEIN
HAFENANLAGE


KALMAG
1. Schwere Werkzeugmaschinen.
2. Hilfsmaschinen für Hütten und Walzwerke sowie Schiffswerften.
3. Stahl- und Walzwerksanlagen.
4. Hydraulische Maschinen
5. Krane und Verladevorrichtungen.
Kalker Maschinenfabrik A:G.
KÖLN-KALK


HUMBOLDT
KUHLER DÜSSELDORF
FÖRDER-ANLAGEN
FÜR WIRTSCHAFTLICHE GÜTERUMLADUNG
MASCHINENBAUANSTALT „HUMBOLDT" KÖLN-KALK

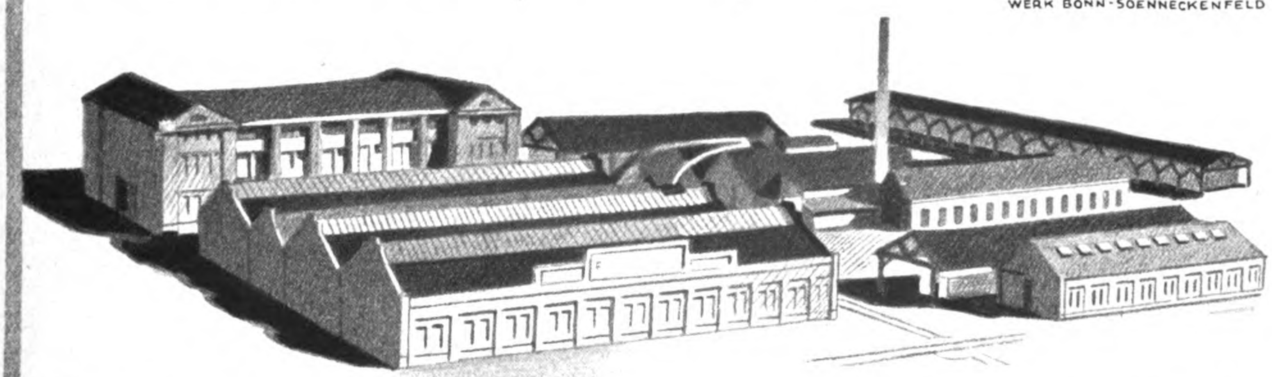
HAUPT-ERZEUGNISSE:
SCHREIBFEDERN
FÜLLHALTER
TINTENFÄSSER
LÖSCHER
KALENDER
RINGBÜCHER
DAUER-KONTEN-BÜCHER


WERK BONN-POPPELSDORF

HAUPT-ERZEUGNISSE:
BRIEFORDNER
SCHNELLHEFTER
LOCHER
KARTEN-REGISTER
KOPIER-MASCHINEN

F. SOENNECKEN ✦ BONN

SCHREIBTISCHE
STEHPULTE
SCHREIB-MASCHINEN TISCHE
BÜCHER SCHRÄNKE
BRIEFORDNER SCHRÄNKE

WERK BONN-SOENNECKENFELD


AKTENSCHRÄNKE
NOTENSCHRÄNKE
BÜCHERSTÄNDER
REGISTER SCHATULLEN
VERTIKAL-SCHRÄNKE

Elektr. Antrieb;
Elektr. Selbstausschalter;
Geräuschloser Gang;



Reiner voller Klang;
Für alle Stromarten bei geringstem Stromverbrauch.

Das Musikinstrument der guten Gesellschaft.

Alleinige Fabrikanten: Albert Ebner & Co., Stuttgart-Vaihingen a. F. 8.

Hauptverkaufsstellen:

Aachen: Hermann jr., Dahmengraben 2/4.
Augsburg: Fleiner, Pianohaus.
Baden-Baden: Electromophon, Badischer Hof.
Bamberg: Frank, Luitpoldstr. 10.
Barmen: Poyda, Neuerweg 54.
Berlin: Beil & Voss, Tauentzienstr. 5, Rosenthalerstr. 10, Badstr. 42/43, Gr. Frankfurterstr. 110, Kottbuserstr. 1, Hauptstr. 9, Nollendorfplatz 7.
Bielefeld: Festing, Bahnhofstr. 6.
Bochum: Wolters, Friedrichstr. 9.
Braunschweig: Miether, Neuestr. 20a.
Bremen: C. Hitzegrad, Herdentorsteinweg 49.
Breslau: Fr. Jeske, Friedrich-Wilhelmstr. 89.
Cassel: Musikhaus Hunold.
Chemnitz: Brader & Münch, Innere Klosterstr. 15.
Coblenz: C. Prem, Löhrstr. 76.
Cottbus: Czada, Schloßkirchplatz 7.
Crefeld: Adam, Westwall 69.
Dortmund: Schulze z. Wiesch, Krüger-Passage.
Dresden: Electromophonhaus, Viktoriastr. 19.
Duisburg: Missing, Karlsplatz.
Düsseldorf: Standke, Schadowstr. 73.
Eisenach: Weise, Johannisstr. 7.
Elberfeld: Mitsching, Poststr. 17.
Erfurt: Musikhaus Holtzhausen, Kasinostr. 8.
Essen: Roth, Huyssen-Allee.
Frankfurt a. M.: Apelt, Katharinenpforte 1.
Geestemünde: Hch. Daetz, Georgstr. 64.
Gelsenkirchen: Willeke, Bahnhofstr. 44.
Gotha: Kröger, Neumarkt.
Halle a. Saale: Manthey, Gr. Ulrichstr. 12.
Hannover: Pianohaus Gertz, Thielenplatz 3.
Karlsruhe: J. Kunz, Karl-Friedrichstr. 21.
Kiel: Krull & Bollmann, Flämischestr. 19.
Konstanz: Hug & Co.
Köln: Julius Lüdemann, Kreuzgasse 5–7.
Leipzig: Electromophon, Petersstr. 10.
Mühlhausen i. Thür.: Hey'sche Buchhdlg.
Mülheim-Ruhr: Gebr. Wellershaus.
München: Schmid Nachf., Residenzstr. 7.
Münster i. W.: Bisping Nachf., Prinzipalmarkt 12.
Nürnberg: Karl Lang, Karlstr. 19.
Pforzheim: Grießmayer & Liphardt, Westl. Karl-Friedrichstr. 9.
Plauen i. V.: Musikindustrie Katzmarek.
Siegen: Herm. Loos, G. m. b. H.
Sorau, N.-L.: Musikhaus Hasche.
Stuttgart: Barth, Alter Postplatz.
Trier: Schellenberg, Simeonstraße 51, Musikhaus Hans Kessler.
Weimar: Schaller, Schillerstr. 10.
Wesel: Gerh. Adam, Kaiserplatz 4.
Zwickau: Musikhaus Wolf, Bahnhofstr. 22.


RIQUET
MAMMUT KAKAO

Weihenstephan

Besitzer: Peter Remmlinger

Schildergasse 98-98a :: Tel.: A 486 **Köln** Brüderstrasse 9-13 :: Tel.: A 6797

*

Grösste und best-geführte Küche West-Deutschlands

*



Teilansicht des Restaurant Weihenstephan in Köln.

*

General-Vertretung und Spezial-Ausschank der Bayrischen Staats-Brauerei **Weihenstephan** und des **Simonbräu.** Deutsch-Pilsener-Bitburg

*

Malepartus

vormals Nakatenus

Austern- und Weinstuben

Besitzer Robert Blum

Köln a. Rh., Ludwigstrasse 5-7

Rheinische Diskontobank A.-G.

(Comptoir d'Escompte des Pays Rhénans)

Köln

Coblenz — Düsseldorf — Mainz — Wiesbaden

Grundkapital Mk. 50 000 000.—
Gesetzliche Rücklage Mk. 9 000 000.—

Ausführuug aller bankmässigen Geschäfte.

Rheinland-Verlag

Köln, Auf dem Berlich 33 a.

RHEINLANDBÜCHER:

ERSTES BUCH:
Max Creutz „Wilhelm Leibl". Mit 8 Tafeln . . . . . . M. 9.–

ZWEITES BUCH:
Max Creutz „Kölner Kirchen". Mit 8 Tafeln . . . . . M. 10.50

DRITTES UND VIERTES BUCH:
„Meister Gottfried Hagen, des Stadtschreibers, Buch von der Stadt Köln" . . . . gebunden M. 24.–
Ins Neuhochdeutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von Franz Wilhelm Bleugels.

FÜNFTES BUCH:
Christian Eckert „Deutsche Romfahrt". Mit 7 Abbild. geb. M. 20.–

Das Schneider-Claus-Buch . . . . gebunden M. 25.–

Paul Neubner, Köln

Hohestr. 137, am Dom u. Wallrafsplatz

Buchhandlung

Grosses u. gewähltes Lager
aus allen Wissenschaften.

Atlanten.
Schöne Literatur, Vorzugsausgaben.
Literarische Auskünfte bereitwilligst.
Versand nach allen Richtungen.

Allgemeine Notizen.

Auszeichnung eines deutschen Industriellen. Dem Direktor der weltbekannten Ballonfabrik Riedinger in Augsburg, Kommerzienrat Scherle, ist vom König von Dänemark das Ritterkreuz des Danebrogsordens verliehen worden. Scherle erhielt die Auszeichnung für seine Verdienste um die Luftschiffahrt.

Die Trabrenntermine 1922 sind noch nicht vollständig festgesetzt, da die Berliner Vereine sich über die Verteilung der Tage noch nicht einigen konnten. Beantragt haben Berlin-Mariendorf 24, Berlin-Ruhleben, Hamburg-Altona und Hamburg-Farmsen je 20, der Verein für Trab- und Fahrsport neun, und zwar je drei für Breslau, Magdeburg und Neuß, sowie der Norddeutsche Traberbesitzer- und Züchterverein und die Kavalleristen Kameradschaft je drei, die wie immer in Farmsen abgehalten werden. Die neue deutsche Rennzeit wird Anfang März in Mariendorf eingeleitet.

Automobil-Prüfungsfahrt Berlin—Amsterdam. Das holländische Fachblatt „De Auto" beabsichtigt in diesem Jahr zwei Verbrauchskonkurrenzen für Motorfahrzeuge zu veranstalten, deren eine von Paris nach Amsterdam, die andere von Berlin nach Amsterdam führen soll. Nachdem die Dänen schon vorher Berlin als Ziel ihrer Zuverlässigkeitsprüfung von Odense aus gewählt hatten, werden wir dieses Jahr also holländische Kraftfahrer auf deutschem Boden empfangen können. Wir können solche ausländischen Besuche nur mit Freuden begrüßen; werden sie doch dazu beitragen, den internationalen Sportverkehr wieder zu beleben und die Schranken, die sich ihm noch entgegenstellen, endlich niederzulegen.

Das größte automobilistische Ereignis in Europa war bisher der Grand Prix des Automobilklubs von Frankreich. Wie eine führende französische Sportzeitung zugibt, ist dieser Ruhm auf den Großen Preis von Italien übergegangen, und zwar lediglich durch die Teilnahme *deutscher* Wagen. Neben Mercedes hat, wie man in Paris weiß, auch Benz zu dem bedeutendsten europäischen Automobilrennen genannt. Auch Opel wird sich beteiligen.

Die Ausstellerzahl auf der Leipziger Messe wird auch dieses Frühjahr wieder sehr bedeutend sein. Nach dem bisherigen Ergebnis der Anmeldungen ist anzunehmen, daß die Frühjahrsmesse von der Industrie noch umfassender beschickt sein wird als die vorige Herbstmesse. Dies beruht

in erster Linie auf der Weltbedeutung und dem Ansehen der Leipziger Messe, das sie in allen Ländern der Erde von jeher genießt. Es ist aber auch darin begründet, daß es dem Leipziger Meßamt gelungen ist, die Ausstellungsbedingungen in Leipzig so günstig zu gestalten, wie es sonst nirgends der Fall ist.

Die fünf Rheinlandbücher des Rheinland-Verlags (Köln, Auf dem Berlich 33a) sind — wir heben dies in dieser der Stadt Köln gewidmeten Sondernummer besonders hervor — nicht nur für rheinische Kreise berechnet, sondern in hohem Grade für Grenz- und Auslanddeutsche geeignet. Max Creutz' „Wilhelm Leibl" (9 Mk.), desselben Verfassers „Kölner Kirchen" (10 Mk. 50 Pf.), „Meister Gottfried Hagen, des Stadtschreibers, Buch von der Stadt Köln" (24 Mk.) und Christian Eckert's „Deutsche Romfahrt" (20 Mk.) sind hochinteressante Bücher, die ein jedes mit Befriedigung lesen und gern sein eigen nennen wird.

Der Weltkurort Karlsbad verzeichnete Ende vorigen Jahres rund 40000 Besucher, annähernd 13000 mehr als im vorhergegangenen Jahr. Augenblicklich weilen etwa 800 Kurgäste in der Sprudelstadt, ein Beweis, wie sehr Karlsbad auch a's Winterkurort geschätzt wird.

Ein grelles Schlaglicht auf unser Valutaelend wirft der Bericht eines dänischen Journalisten. Das Kopenhagener Blatt „Politiken" hat sich und seinen Lesern das billige Vergnügen gemacht, durch einen Mitarbeiter erproben zu lassen, wie lange und wie weit man mit hundert dänischen Kronen — das waren vor dem Kriege 113 Mk. — gegenwärtig in Deutschland reisen kann, wenn man leidlich bescheid n lebt, das heißt Sekt und überflüssigen Luxus meidet. Der dänische Journalist begann seine Erkundungsfahrt in Warnemünde (wohin ihn die Fähre von Gedser gebracht hatte) und legte mit der Bahn einen Weg zurück, der durch folgende Haltepunkte bezeichnet wird: Potsdam, Berlin, Leipzig, Passau, Regensburg, München, Mittenwald, Innsbruck, Lindau, Konstanz, Augsburg, Frankfurt a. M., Berl n, von wo es dann wieder nach Warnemünde zurückging. Täglich berichtete der Mann seinem Blatt von seinen Eindrücken und gab jedesmal eine genaue Aufstellung über seine Ausgaben: Hotelzimmer, Mahlzeiten, Wein, Bier, Zigaretten, Vergnügungen, Eisenbahnfahrkarten usw. Er war 13 Tage (genau 11 ganze und 2 halbe Tage) unterwegs; für seine hundert Kronen — sie wurden ihm mit 4185 Mk. eingewechselt — hat er nicht nur diese 13 Tage für deutsche

Verhältnisse sehr gut gelebt, sondern auch eine Gesamtbahnstrecke von 3000 bis 4000 km Länge durchfahren! Er merkt dazu an: „Für diese Strecke, die ungefähr das Zwölffache der Strecke Kopenhagen—Aarhus ausmacht, hätte ich auf dänischen Bahnen rund 400 Kronen an bloßem Fahrgeld ausgeben müssen; die Fahrt allein hätte also in Dänemark viermal so viel Geld verschluckt, als ich für die ganze Reise innerhalb der deutschen Grenzen verbraucht habe. Für rund 335 Mk. den Tag habe ich einige von Deutschlands schönsten Gegenden besucht, habe sogar noch ein Grenzvisum bezahlt und einen Abstecher nach Österreich hinein gemacht, der mir mit einer wundervollen Tour durchs Karwendelgebirge den Glanzpunkt meiner Reise bescherte; ich habe deutsches Mittelalter in herrlichen alten Städten eingesogen, Bekanntschaft mit vorher nie gesehenen Kunstwerken in Münchner und Berliner Museen gemacht, deutsches Großstadtleben in Frankfurt a. M. und Berlin kennen gelernt. Auf kürzeren Strecken bin ich dritter Klasse, sonst nur zweiter Klasse gefahren, und in der Nacht hatte ich einen Schlafwagen oder ein gutes Bett in einem guten Hotel." — — —

Über den Unterseebootkrieg ist in der „Revue militaire", dem amtlichen Organ des französischen Marineministeriums, folgendes zu lesen: Es ist höchste Zeit, mit allen irreführenden Meinungen über den Gebrauch der Unterseebootwaffe durch Deutschland aufzuräumen. Der Unterseebootkrieg war vollkommen gerechtfertigt, und das Gegenteil zu behaupten, ist nicht nur falsch, sondern schafft auch vom militärischen Standpunkt aus ein durchaus unzutreffendes Bild. Es ist ferner an der Zeit, mit dem Glauben aufzuräumen, als sei der Gebrauch der Unterseebootwaffe durch die Deutschen mit den Gebräuchen des internationalen Kriegsrechts nicht zu vereinbaren gewesen. Diese während des Krieges irrtümlich verbreitete Ansicht könnte unsrer nationalen Verteidigung für die Zukunft großen Schaden zufügen. Unter diesem höhern Gesichtspunkt muß rückhaltlos anerkannt werden, daß die deutsche oberste Kriegsleitung ihr gutes Recht vertrat, wenn sie sich der Unterseebootwaffe als Mittel zur Erlangung des endgültigen Sieges bediente. Es muß daher mit allem Nachdruck darauf bestanden werden, daß trotz der während des Krieges lautgewordenen Einsprüche gegen den Gebrauch der Unterseebootwaffe diese selbst, vom militärischen Standpunkt aus betrachtet, unanfechtbar ist. Es ist auch vollkommen ungerechtfertigt,

wie man im Anfang des Krieges immer glaubte, daß ein feindliches Handelsschiff vor der Torpedierung gewarnt werden müsse. Hier handelt es sich um grundsätzliche Fragen des Kriegsrechts, über deren Auslegung bei denen nicht der geringste Zweifel bestehen sollte, die die Verantwortung für die Leitung eines Krieges übernommen haben. Nach allem kann aber nur anerkannt werden, daß die Verwendung der Unterseebootwaffe als entscheidender Faktor im verflossenen Weltkrieg in jeder Weise korrekt gehandhabt worden ist.

Amerikanische Spende für deutsche Kinder. Der wegen seiner hochherzigen Spenden mehrfach genannte Philanthrop Nathan Straus in New York hat von Professor Lust, dem Leiter des Kinderkrankenhauses in Karlsruhe, die Nachricht erhalten, daß die von Herrn Straus im Jahre 1907 in Karlsruhe errichtete Milchküche aus Mangel an Mitteln geschlossen werden müsse. Herr Straus hat nun an W. T. B. 200000 Mark überwiesen, die zur Hälfte für Karlsruhe, zur andern Hälfte für die ebenfalls von ihm eingerichtete Milchküche der Frau Gothein-Roemers in Eberswalde bestimmt sind.

Das Elchwild kommt in Deutschland nur noch in dem nördlichen Teil der Provinz Ostpreußen vor, und zwar nur in geringer Anzahl. Nach dem Sachverständigen-Urteil ging der Elchwildbestand in Ostpreußen in den letzten Jahren derart bedrohlich zurück, daß mit einer baldigen gänzlichen Ausrottung dieses Hochwildes zu rechnen war. Die Lage ist so, daß durchgreifende Maßnahmen unabweisbar erscheinen. Von den sachverständigen Stellen wurde als einziges wirksames Mittel das gänzliche Verbot des Abschusses von Elchwild für die nächsten Jahre bezeichnet. Daraufhin hat der Oberpräsident unter Zustimmung des Landwirtschaftsministeriums und des Kultusministeriums zur Erhaltung des Elchwildes als Naturdenkmal eine Polizeiverordnung erlassen, durch welche die Jagd auf Elche bis Ende 1923 verboten wird.

Die Stoewer-Personenkraftwagen haben sich zweier neuen glänzenden Zeugnisse zu erfreuen. Das eine kommt aus Lissabon und hebt die bewunderungswürdige Leistungsfähigkeit und Sparsamkeit der Stoewer-Wagen während jahrelangen, defektlosen Gebrauchs rühmend hervor; das andere aus Tetschen a. Elbe preist gleichfalls die überraschende Ausdauer und ökonomische Arbeit eines Stoewer-Wagens bei denkbar größter Inanspruchnahme auf pannenlosen Fahrten von insgesamt 20000 km.

Veritas



Nähmaschinen

Bei
Korpulenz Fettleibigkeit
verlangen Sie ausführliche Broschüre über bisherige Erfolge über
Dr. Hoffbauer's Tabletten
Keine Schilddrüsenkur
Kein Abführmittel
Elefanten - Apotheke,
Berlin SW. 212, Leipziger Str. 74
(Dönhoffplatz.)

Heureka
Überraschender Erfolg.

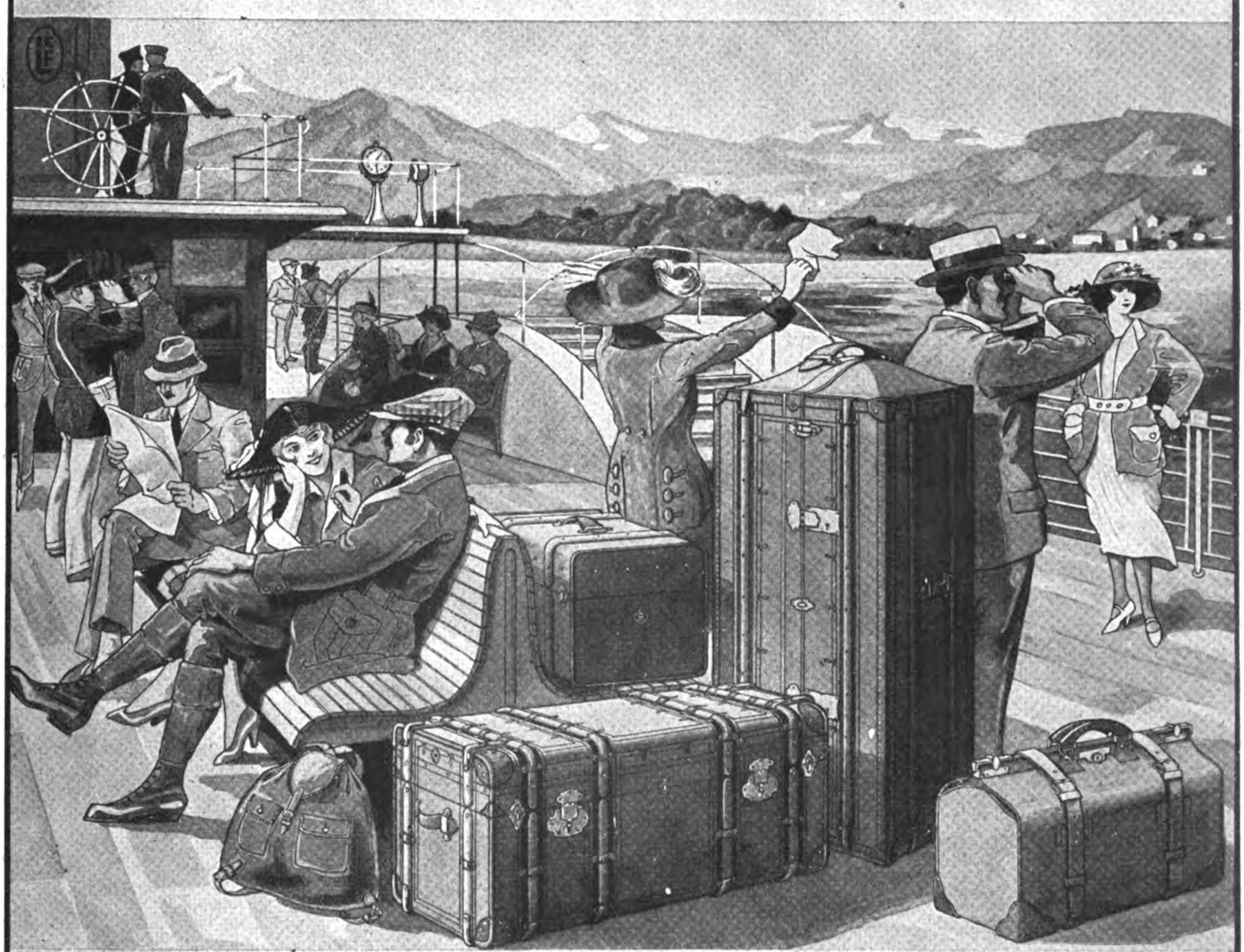
Haarfarbe—Verjüngungsmittel—gibt dem ergrauten Haar durch einfaches Überbürsten die Naturfarbe wieder.
Orig.-Flasche Mk. 12,—.
Alleiniger Hersteller
Franz Schwarzlose, Berlin,
Leipziger Straße 56 :: Friedrichstraße 183,
Joachimsthaler Str. 41, am Zoo.

Fort mit dem Korkstiefel



Bein-Verkürzung unsichtbar. Gang elastisch u. leicht. Jeder Ladenstiefel verwendb. Gratis-Broschüre senden „Extension", Frankfurt a. M.-Eschersheim Nr. 113.

MÄDLER-KOFFER



Illustr. Preisliste kostenlos

MORITZ MÄDLER LEIPZIG-LINDENAU GEGR. 1850

VERKAUFS GESCHÄFTE | LEIPZIG Peterssstr. 8 | BERLIN W. Friedr. Str. 62 | HAMBURG Jungfernstieg 6/7 | FRANKFURT/M. Kaiserstraße 29 | KÖLN/Rh. Hohestr. 129

Panflavin-Pastillen

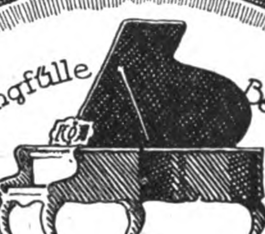
(gef. geschützt)
zur Desinfektion der Mund- und Rachenhöhle besonders bei
Grippe, Heiserkeit, Halsentzündung, Verschleimung.
Erhältlich in den Apotheken u. Drogerien.

„Eroscin"
das bekannte
Nerventonicum
gegen allgem. Neurasthenie, vorzeitige Schwäche.
50 Tabl. ℳ 35.—.
Glänzend begutachtet und bewährt.
Dr. E. Komoll
Berlin SO. 26,
Mariannenstrasse 31.



FLÜGEL ✶ PIANOS

Herrliche Klangfülle — Bestbekannte Marke



AUGUST FOERSTER
Löbau i. S. u. Georgswalde

Farbige Kunstblätter der Illustrirten Zeitung. Prächtiger Zimmerschmuck. Als Geschenk geeignet. Das Verzeichnis der etwa 250 Blätter umfassenden Sammlung wird auf Verlangen kostenlos versandt. — GESCHÄFTSSTELLE DER ILLUSTRIRTEN ZEITUNG, LEIPZIG 26, REUDNITZER STRASSE 1—7.

JDEAL - Schreibmaschinen
ERIKA - Schreibmaschinen
S u N - Additionsmaschinen
NAUMANN - Nähmaschinen
NAUMANN - GERMANIA - Fahrräder.
Aktiengesellschaft vorm.
SEIDEL & NAUMANN, DRESDEN.


ROTKÄPPCHEN
KLOSS u. FOERSTER
FREYBURG a/U.


Scharlachberg Meisterbrand
Scharlachberg
Meisterbrand
Weinbrennerei Scharlachberg G m b H
Bingen a/Rh.
Scharlachberg
Meisterbrand
SCHUTZ-MARKE
Edelster Deutscher Weinbrand

Illustrirte Zeitung



Auf dem Wallrafsplatz in Köln. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Hermann Peters.


ROTKÄPPCHEN
KLOSS u. FOERSTER
FREYBURG a/U.


Scharlachberg Meisterbrand
Scharlachberg Meisterbrand
Weinbrennerei Scharlachberg
Bingen a/Rh.
Scharlachberg
Meisterbrand
SCHUTZ-MARKE
Edelster Deutscher Weinbrand

Illustrirte Zeitung



Auf dem Wallrafplatz in Köln. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Hermann Peters.

Kölns wirtschaftliche und kulturelle Zukunftsaufgaben.

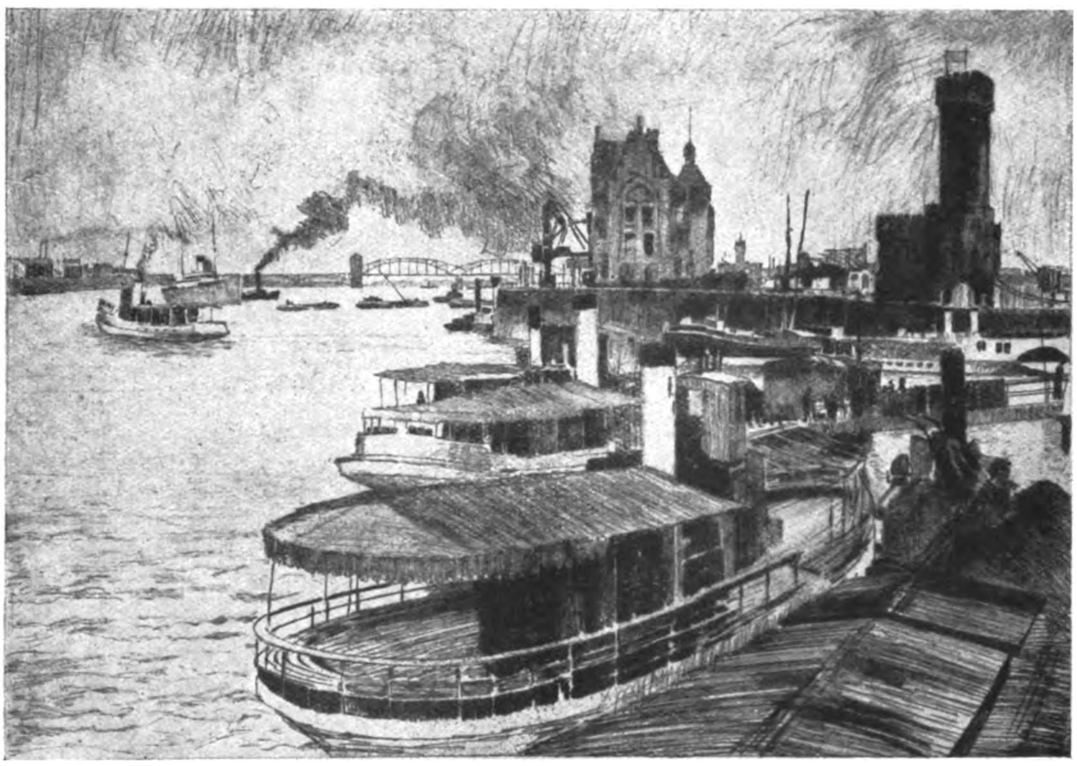
Von Oberbürgermeister Dr. Adenauer.

„So blieb von diesen Städten nur Köln, welches allein noch heute unter den rheinischen Städten in seiner aus dem Mittelalter überkommenen Urkraft dasteht. Köln ist ganz etwas für sich; auch seine Denkmäler, von denen wir später reden wollen.“

Albert v. Hofmann.
„Das deutsche Land und die deutsche Geschichte.“

Keine deutsche Stadt steht so an einer Wende ihres Geschicks wie Köln. Einzige, nie wiederkehrende Gelegenheiten tun sich ihm auf; will es sie nützen, so muß es jetzt schwere Opfer bringen. Daß diese Opfer Frucht bringen werden, ist sicher, aber es kann Zeit vergehen, bis die Früchte reifen; denn sie reifen nicht ohne Deutschlands Wiederaufstieg, und dessen Stunde liegt noch in der Zeiten Schoße verborgen. Aber andererseits: Was Köln jetzt versäumt, ist für alle Zeiten verloren!

Mancherlei Umstände haben diese Situation für Köln geschaffen. Über 100 Jahre hat es den engen Panzer der modernen Festung getragen, erst für Preußen, dann für des Reiches Macht und Herrlichkeit. Das bedeutete — nur wenige wissen es — Hemmung auf allen Gebieten! Eingeschlossen, eingeschmiedet wurde die Stadt auf ein enges Gebiet; fortifikatorische, nicht nachprüfbare, dem Nichtsoldaten oft rätselhafte Rücksichten bestimmten alles und jedes, von der Streckung der Straßenfluchtlinien angefangen bis zu der Ausgestaltung der Rheinpromenade (mit Kaponnièren und den Vorrichtungen zur Errichtung eiserner Gitter für den Ernstfall), von der Bestimmung der Höhe usw. der Grabdenkmäler auf dem städtischen Friedhof bis zur Anlage der Straßen- und Vorortbahnen und der Anschlußgleise für industrielle Werke (deren Anlage in der Regel verweigert wurde, da sie angeblich die Verteidigungsfähigkeit der Festung beeinträchtigten). Noch bis zum Jahre 1904 durfte Köln auf seinem ganzen rechten Rheinufer aus fortifikatorischen Gründen keinen Hafen anlegen! Weder Staat noch Reich haben etwas getan, um der Stadt diese Last zu erleichtern. Im Gegenteil, Köln erfuhr von ihnen gegenüber den Nachbarstädten eine Zurücksetzung nach der andern auf den verschiedensten Gebieten, bis hier endlich die neue Zeit einen Umschwung brachte. Die Folgen blieben nicht aus. Zwar nahm auch Köln teil an der ungeheuren wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten. Aber seinen vollen Anteil erhielt es infolge dieser künstlichen Hemmungen nicht; vieles entging ihm, was anderen rheinischen Städten dafür zufiel, und es soll Nachbarn gegeben haben, die noch bis vor kurzem davon geträumt haben, Köln in Bälde an Einwohnerzahl und Bedeutung überflügelt zu haben. Köln wuchs zwar, und infolge seiner nun einmal nicht aus der Welt zu schaffenden überaus günstigen Verkehrslage ziemlich stark, aber sein Wuchs war krüppelhaft, er entsprach nicht den städtebaulichen Anforderungen der Hygiene und Schönheit. Mitten im Stadtgebiet zwischen Alt- und Neustadt mit 290000 Einwohnern einerseits und den linksrheinischen Vororten mit 225000 Einwohnern andererseits blieb ein riesiges Gelände von 360 ha, ehemaliges Rayongelände, wüst und leer liegen, so die organische Verbindung zwischen Stadtkern und den längst eingemeindeten linksrheinischen Vororten verhindernd! Industrie, Schiffahrt und verwandte Gewerbe litten schwer unter dem Mangel an passendem Gelände, welchen die Beschränkung in der Ausnutzung des Rheinufers und der Gestaltung der Bahnanlagen hervorrief. Sollte man es für möglich halten, daß in Köln, einer Stadt zu beiden Seiten des Rheines, mit 675000 Einwohnern und 19700 ha Fläche buchstäblich kein Quadratmeter Land mit gleichzeitigem Wasser- und Eisenbahnanschluß zu haben ist? —



Aus dem Kölner Hafen. Nach einer Radierung von Paul Prött. (Mit Genehmigung der Kunsthandlung Wilhelm Goyert, Köln.)

Das Haupthindernis jeder Entwicklung Kölns, der Festungspanzer, ist nun gefallen; Köln ist seiner Fesseln ledig und kann seine Glieder regen! Diese Freiheit der Bewegung erhält Köln in einer Zeit, die dem Rheinstrom, einer seiner Lebensadern, eine erhöhte Bedeutung gibt, die weltwirtschaftliche Verschiebungen größten Ausmaßes bringt. Der Vertrag von Versailles hat die Internationalisierung des Rheines und damit ein ungemein starkes Interesse für diese Wasserstraße sogar bei den Ländern, die nicht Uferstaaten sind, gebracht. Gesteigert wird die Bedeutung des Rheines noch werden durch den voraussichtlichen Bau zweier im Vertrag von Versailles vorgesehenen Kanäle, des Rhein-Maas-Schelde- und des Rhein-Main-Donau-Kanals. Der Rhein-Maas-Schelde-Kanal, an den aus kanalbautechnischen Gründen Köln angeschlossen werden muß, wird eine erheblich kürzere Verbindung Köln-Antwerpen bringen. Der Rhein-Main-Donau-Kanal wird nach seiner Vollendung von der größten Bedeutung auch für das Rheingebiet werden. Dazu kommt, daß das wirtschaftliche Schwergewicht Europas infolge des Ausganges des Weltkrieges unverkennbar nach Westen zu geglitten ist. Man mag das bedauern, aber man kann es nicht ändern und muß sich wenigstens mit dem Gedanken trösten, daß es planmäßiger Arbeit gelingen kann, ein zu weites Hinübergleiten nach Westen zu verhindern und manches am Rheine festzuhalten.

Von alledem wird das nunmehr seiner Fesseln entkleidete Köln, wenn es die Zeichen der Zeit richtig versteht und gesunden Wagemut hat, in starkem Maße gewinnen. Welche wirtschaftliche Verschiebung jetzt schon im Rheinland eingetreten ist, beweist am besten folgende Tatsache. Köln zahlte bis zum Zusammenbruche $^{1}/_{10}$ der gesamten nach dem Maßstabe der staatlich veranlagten Grund- und Gewerbesteuern auf die Stadt- und Landkreise der Rheinprovinz umgelegten Provinzialabgabe; es zahlt jetzt $^{1}/_{5}$, das ist rund 129,26 % mehr als Düsseldorf und rund 229,35 % mehr als Essen. Die Zahl der Besucher seiner Waren- und Produktenbörse beträgt 1500 gegenüber 900 bei Kriegsende, davon sind über drei Viertel Nichtkölner. Seine Einwohnerzahl ist in den letzten drei Jahren ohne Eingemeindungen um 64000 gewachsen. — Welche Aufgaben entstehen Köln in dieser Lage? Ich greife die wichtigsten kulturellen und wirtschaftlichen heraus. In erster Linie muß es sorgen, seiner Bevölkerung, die hart arbeiten muß, eine hygienisch gute und schöne Wohnstätte zu schaffen; Kölns Glieder müssen sich strecken, seine Gestalt Form und Schönheit gewinnen. Eine bodenreformerische Aufgabe größten Ausmaßes muß hierzu die Grundlage schaffen. In einer Länge von 40 km und einer durchschnittlichen Breite von 1 km zieht sich rund um Köln das Rayongelände der aufgehobenen Festung, in dem jedes Bauen verboten war. Dieses ungeheuere Gelände von zusammen 4100 ha muß Köln in seinen Besitz bringen, damit es, dauernd der Bebauung entzogen, zum Teil aufgeforstet, zum Teil weiter landwirtschaftlich benutzt, der Bevölkerung ein ideales Erholungsgelände gewährt. Sport- und Spielplätze, Waldschulen und Erholungsheime, vor allem aber Pachtgärten, die auf Jahrzehnte verpachtet werden, soll das jetzt schon auf 17 Straßenbahnlinien erreichbare Gelände aufnehmen und so den Zusammenhang zwischen der Großstadtbevölkerung und der Natur, der Mutter Erde, sichern. Ein auf Betreiben Kölns erlassenes Reichsgesetz ermöglicht die Ausführung dieses Planes.

Dann gilt es, das alte oben erwähnte zwischen Alt- und Neustadt und den früheren Vororten liegende Gelände städtebaulich zu gestalten und zu formen, es richtig einzugliedern in den Gesamtorganismus der Stadt. Auch hier handelt es sich um eine einzig dastehende Aufgabe für einen Städtebauer großen Stiles, dem ein besonders ergangenes preußisches Gesetz die Möglichkeit bietet, hier etwas Großes zu schaffen. Unsere Altvordern haben uns den herrlichen Kranz kirchlicher und profaner Bauwerke geschenkt, unsere Zeit soll hier unseren Nachfahren ein Werk der Städtebaukunst, ein Stadtbild hinterlassen, das beweist, daß unsere grausame Zeit doch auch unvergängliche Kunst- und Kulturwerte zu schaffen verstand.

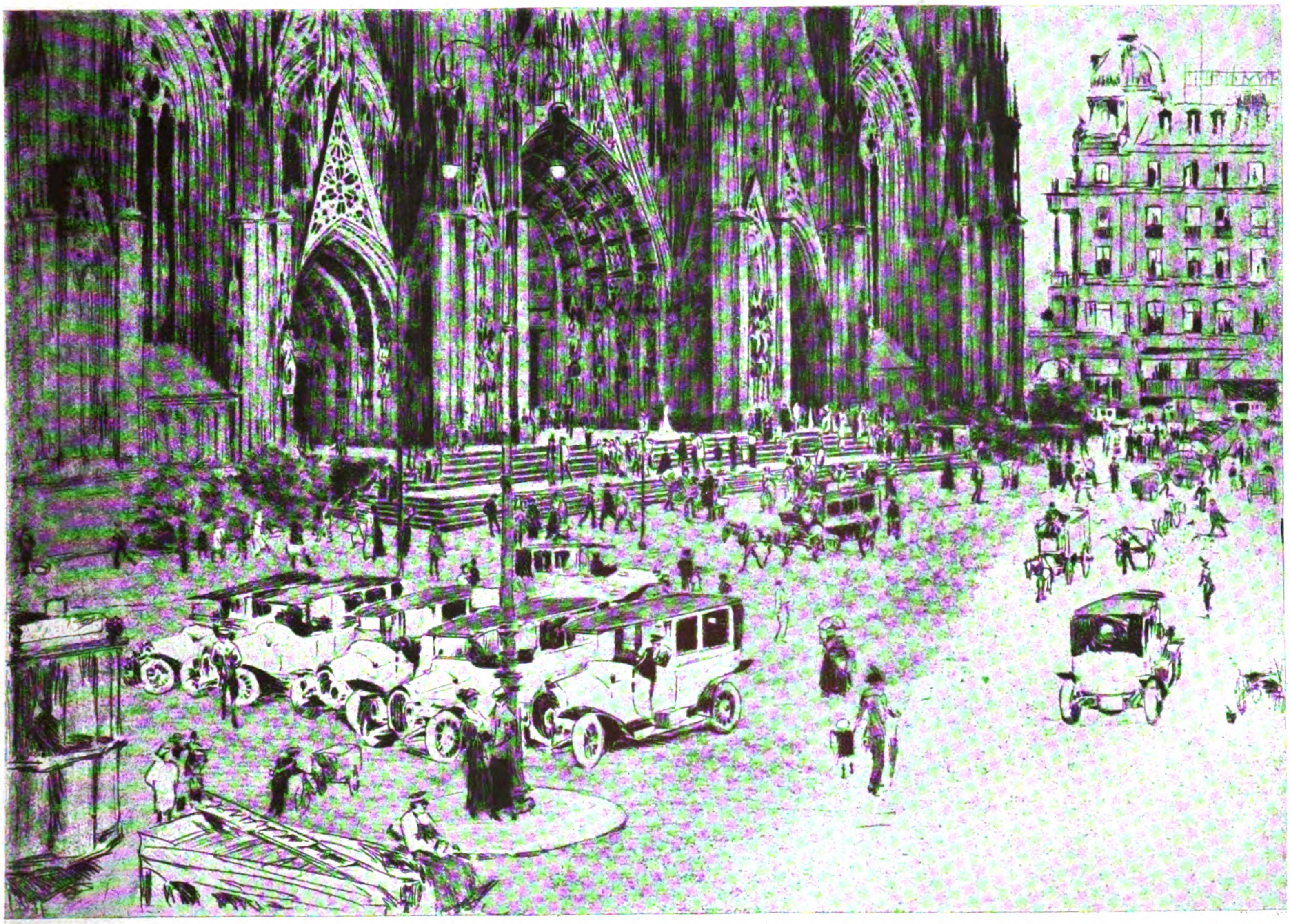
Weiter gilt es, der wirtschaftlichen Entwicklung Kölns die Wege zu ebnen, seine Lage am Strom, seine unvergleichliche, seit zwei Jahrtausenden bewährte Verkehrslage richtig auszunutzen. Die Pläne zur Schaffung eines neuen großen Handelshafens, eines Industriegeländes von seltenen Ausmaßen liegen vor; die Errichtung eines Kaufmannshauses, in dem unter anderm die Kölner Börse ein Heim finden soll, ist gesichert; der Plan der Errichtung einer Kölner Messe scheint seiner Verwirklichung nahe. Überraschend groß ist die Nachfrage nach dem hervorragend am Rheinstrome gelegenen Industriegelände, Verträge über Niederlassung bedeutender Firmen sind getätigt. 40000 Arbeiter sollen hier dereinst Arbeit finden; für sie und ihre Angehörigen, insgesamt 200000 Köpfe, eine fortgeschrittenen Ansprüchen genügende Unterkunft zu schaffen, wird, wenn's glückt, eine der nächsten großen Aufgaben sein. Sie sollen in kleineren, dorfartigen Gebilden angesiedelt werden. In diesen Siedlungen sollen die in Industrie und Handwerk, Handel und Gewerbe Tätigen in gesunder Mischung mit Landwirten wohnen, in ihren Mußestunden ihren Garten und ihr Stück Land bebauen. und so mit dem Erdboden und der Natur verbunden bleiben. Damit diese Absicht einer planvollen Auflockerung und Aufteilung einer Großstadt verwirklicht werden kann, soll die sich nördlich an das Industriegelände anschließende, 5500 ha große Gemeinde Worringen demnächst dem Kölner Stadtgebiet einverleibt werden. — Das Kölner Kaufmannshaus wird sich zwischen Rhein und Dom erheben und ein stolzes Wahrzeichen des Kölner Kaufmannes bilden. — Die Errichtung einer Kölner Messe wurde sofort nach dem Zusammenbruch ins Auge gefaßt; zweimal hat die Entwicklung der politischen Verhältnisse, zuletzt die Einführung der sogenannten wirtschaftlichen Sanktionen, die Verwirklichung des Planes zu den in Aussicht genommenen Terminen unmöglich gemacht. Aber Köln ist als Vorort des gesamten rheinischen und westfälischen Wirtschaftsgebietes und wegen seiner ausgezeichneten Verkehrslage zu den an Deutschland angrenzenden westlichen Ländern, Holland, Belgien, Frankreich, England, so vorzüglich geeignet, Sitz einer Messe von internationaler Bedeutung zu werden, daß mit der Verwirklichung des Planes, sobald die außenpolitischen Verhältnisse es nur eben zulassen, sicher gerechnet werden kann.



Dr. rer. pol. h. c. Dr. med. h. c. Adenauer,
Oberbürgermeister der Stadt Köln.
(Phot. Coubillier, Köln.)

Als letzter, aber nicht minder bedeutungsvoller Aufgabe Kölns sei hier der Errichtung und Pflege seiner Universität gedacht. In den Tagen der tiefsten Not ist sie wieder erstanden, nach hundertjährigem Schlummer hat die Kölner Universität am 12. Juni 1919 wieder ihre Pforten geöffnet. Sie soll als „die“ westdeutsche Großstadt-Universität mitarbeiten an dem Werke der Wiederaufrichtung des deutschen Volkes. Am Rhein stoßen die verschiedenen westeuropäischen Kulturen zusammen. Ein starker Hort der deutschen Kultur zu werden und gleichzeitig das Gemeinsame aller westeuropäischen Kultur Deutschland und seinen westlichen Nachbarvölkern zum Segen europäischer Kultur zum Bewußtsein und Verständnis zu bringen, ist ihre besondere Aufgabe.

Mächtige Aufgaben, die für Jahrhunderte das Geschick der Stadt bestimmen werden, sind plötzlich und zusammen auf Köln eingestürmt in einer Zeit des Zusammenbruchs, revolutionärer Unruhen und Erregungen, tiefster staatlicher Ohnmacht. Da heißt es für Kölns Bürgerschaft, hinaussehen über den gegenwärtigen Tag und seine drückende Last und glauben an die Zukunft der Vaterstadt. Und der Kölner darf an deren Zukunft glauben. 2000 Jahre sind nun über sie dahingegangen. Viel Schönes hat sie gesehen in dieser Zeit, aber auch schwere Stürme sind über sie dahingebraust. Und doch steht sie auch heute noch unerschüttert im Wechsel der Zeiten, und unerschüttert wird sie auch unsere Tage überstehen.



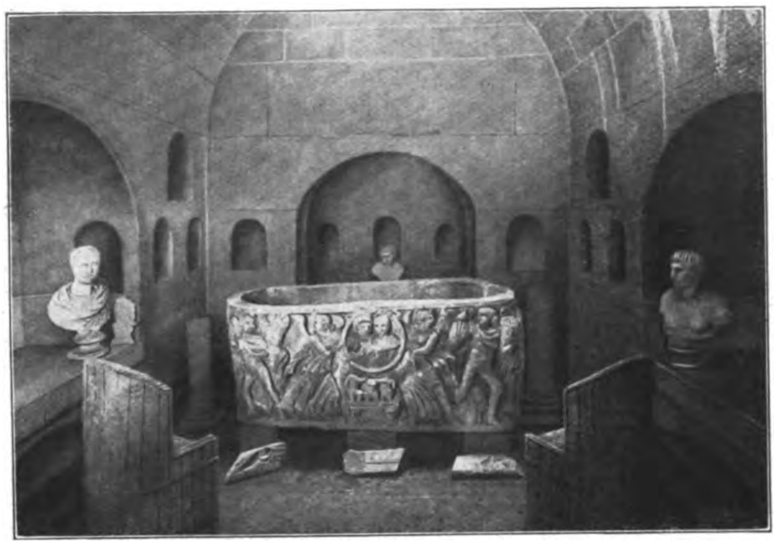
Platz vor dem Dom in Köln mit Domportal. Nach einer Radierung von Paul Prött.
(Mit Genehmigung der Kunsthandlung Wilhelm Goyert, Köln.)



Das Bahnhofsportal (rechts) und die Jesuitenkirche in Köln. Nach einer Radierung von Paul Prött.
(Mit Genehmigung der Kunsthandlung Wilhelm Goyert, Köln.)



Altkölnische Flügelgläser in venezianischer Art aus dem Besitz des Kunstgewerbe-Museums in Köln.



Das Römergrab in Weiden.



Altkölnische Steinkrüge aus dem Besitz des Kunstgewerbe-Museums in Köln.

Köln im Laufe der Jahrhunderte.

Von Prof. Dr. Franz Bender.

Mag es auch übertrieben sein, was unser verdienter Stadtarchivar Leonhard Ennen in der Vorrede zu der ersten umfassenden Gesamtgeschichte der Stadt sagt, daß nämlich nächst Rom keine Stadtgeschichte von solcher Bedeutung sei wie diejenige Kölns, so wollen wir auch das dem Kölner Nationalstolz zugute halten, unter allen Umständen aber anerkennen, daß jedenfalls im weiten deutschen Land in geschichtlicher Hinsicht keine auch nur entfernt an Köln heranreicht.

Die stolze Ringstraße, die wie ein grünes Farbband den geschichtlichen Kern des mittelalterlichen Köln umschließt, gibt uns mit ihren wechselnden Namen ein treues Bild der reichsstädtischen Vergangenheit. Sie beginnt mit dem Ubierring an der alten Trutzburg Bayenturm und erinnert so an die Ansiedlung des abtrünnigen Germanenstammes — mit Recht werden sie von ihren Stammesgenossen Ubier, d. h. die Üblen genannt — durch Marcus Vipsanius Agrippa, den großen Admiral und Freund des Kaisers Augustus. Seine Enkelin, Agrippina die Jüngere, geboren in Köln als Tochter des Germanikus, besteigt als Gemahlin des Kaisers Claudius den römischen Kaiserthron. Ihr verdankt Köln den Ruhm, die älteste deutsche Stadt zu sein; im Jahre 50 n. Chr. wird die Ubiersiedlung mit dem Legionslager verschmolzen und ein städtisches Gemeinwesen unter dem Namen „Colonia Claudia Ara Agrippinensis". Die Bezeichnung „Ara" weist hin auf die Opferstätte zu Ehren des Kaisers Augustus und kennzeichnet damit die Bedeutung der Colonie als kulturellen und militärischen Mittelpunktes der römischen Germanenpolitik.



Familie Begas. Nach einem Gemälde von Karl Begas. (Wallraf-Richartz-Museum, Köln.)

In kurzer Frist und nur allzugern waren die Ubier romanisiert, ja, zeitweilig spielen sie sogar eine bedeutsame Rolle in der Geschichte des Römischen Reichs. Hier riefen die rheinischen Legionen den Schlemmer Vitellius zum Kaiser aus. Hier weilte Trajan, als man ihm die Imperatorenwürde übertrug. Hier baute Konstantin die erste feste Rheinbrücke, aus deren Brückenkopf nachmals Deutz erwuchs. Hier wirkte zu seiner Zeit schon der heilige Maternus als hochangesehener christlicher Bischof. Hier bildete sich die älteste Judengemeinde Deutschlands.

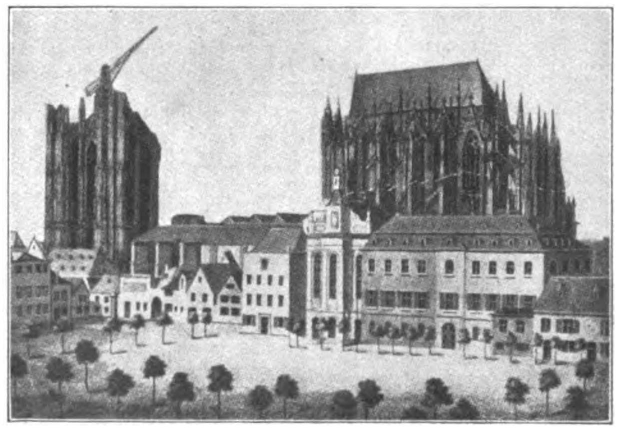
Bald erliegt die morsche Römerherrschaft dem jugendfrischen Volke der Franken. An ihrem Königshofe wie auch später am Hofe der karolingischen Hausmeier sind die kölnischen Bischöfe bevorzugte Ratgeber, wie z. B. der heilige Kunibert. Pipin der Mittlere und sein ungleich größerer Sohn Karl Martell residierten in Köln, wo des ersteren Gemahlin Plektrudis die Kirche Maria im Kapitol schuf, in der sich auch ihr Grabmal befindet. Karl der Große macht seinen Freund Hildebold zum Erzbischof. Ihm verdankt die Stadt den ersten Dom ungefähr an der Stelle des heutigen.

Von den Normannenstürmen erholte sich die Stadt bald unter der fürsorglichen Leitung hervorragender Erzbischöfe, so daß man mit Korth sagen kann, „daß die Stadt sich am Erzbischoftum heraufgerankt habe wie der Efeu an einer Mauer". Begründer von Kölns mittelalterlicher Größe ist Erzbischof Bruno, der große Bruder des großen sächsischen Otto. Er liegt neben der griechischen Kaisertochter Theophano in der von ihm gegründeten Kirche St. Pantaleon begraben. Er macht Köln zur ersten deutschen Seestadt durch die Gründung des Marktviertels am Rhein. Durch ihn wird Köln auch die erste deutsche Großstadt. Es ist charakteristisch, daß der einzige Großkaufmann der mittelalterlichen deutschen Sage, der „gute Gerhard", von Köln stammt. Und noch heute gilt in Spanien das Sprichwort: „Reich wie ein kölnischer Weber." Denn vor allem die Tuchindustrie begründete Kölns Ruhm weithin. Und eines der ersten Kölner Geschlechter, die Overstolzen, treibt besonders diesen Handel.

Mit dem steigenden Reichtum wuchs auch das Selbstbewußtsein der Bürger gegenüber den erzbischöflichen Stadtherren. Schon unter dem gewaltigen Anno II. erfolgt die erste Reaktion gegen dessen Regiment. Natürlich vergeblich; noch heute betrachtet der Kölner Spießbürger mit Grausen die sogenannten Grinköppe, die mit ihren leeren Augenhöhlen ein Kennzeichen von Annos schrecklicher Rache sein sollen. Aber damit hört der Kampf nicht auf, und die Kölner wissen geschickt Kaiser und Erzbischof gegeneinander auszuspielen. Im Jahre 1006 erhalten sie vom Kaiser das Recht, die Stadt zu befestigen, 1149 erscheint schon die erste Urkunde einer rein städtischen Behörde, und so wird Erfolg Schritt für Schritt errungen, bis der große Sieg bei Worringen 1288 die Entscheidung des mehr als 200jährigen Kampfes herbeiführt. Der Erzbischof Siegfried v. Westerburg unterliegt im Kampfe und muß seine Residenz von Köln weg verlegen; das einzige, was er von Hoheitsrechten behält, ist nur die hohe Gerichtsbarkeit, und auch diese nur in der symbolischen Form des Anstoßens an den sogenannten blauen Stein.

Hatten so Zünfte und Geschlechter in friedlicher Eintracht den Kampf gegen den Erzbischof aufgenommen, so entbrannte jetzt der Kampf zwischen ihnen selbst um das Stadtregiment, bis durch die unblutige Revolution 1396 die Herrschaft der Patrizier für immer gebrochen wurde. Als stolzes Denkmal dieses Sieges ragt noch heute der Rathausturm hervor, der aus dem eingezogenen Vermögen der vertriebenen Geschlechter erbaut wurde. Gedenken müssen wir ferner der Kölner kriegerischen Tüchtigkeit, wenn sie auch vom Nationalstolz — und an solchem waren die Kölner von jeher überreich — stark übertrieben wird. Übergehen wir den Schlachtbericht vom Tusulum, wo die Kölner, ohne einen Mann zu verlieren, Tausende und aber Tausende in die Flucht schlugen, so müssen wir doch sagen: Kölner Kreuzfahrer entrissen 1147 den Ungläubigen Lissabon, Kölner eroberten 1219 Damiette, Kölner fochten mit Ruhm in den italienischen Feldzügen Barbarossas unter ihrem Erzbischof Reinald v. Dassel, dem „Bismarck des Mittelalters". Zum Lohne hierfür erhielten sie die Gebeine der heiligen drei Könige, ein Geschenk, dem gewissermaßen die Stadt ihre mittelalterliche Blüte in erster Linie verdankt. Mit Recht nahm sie daher die drei Kronen in ihr Wappen auf, wie andererseits frommer Deutungssinn die Hermelinflocken des unteren Teiles allmählich auf 11 reduziert und mit den 11000 Jungfrauen der heiligen Ursula in Verbindung gebracht hat. Die farbenfrohe Zusammenstellung Rot-Weiß erinnert an Kölns Zugehörigkeit zur Hansa. In Köln war es, wo man in dem danach benannten Saal des Rathauses 1367 den großen Krieg gegen Waldemar beschloß, der den Glanzpunkt in der Geschichte jenes gewaltigen Städtebundes darstellt.

Das war Kölns Größe. Es möge einem Kölner vergönnt sein, den Niedergang nur kurz zu skizzieren. Er setzt ein mit der Reformation, deren stärkstes Gegenbollwerk die Kölner Universität bildete, die allerdings eben dadurch in ihrer Besucherzahl sehr zurückging. Die machtvolle Kirche Mariä Himmelfahrt, deren Grundstein im Jahre 1618 von den Jesuiten gelegt wurde, ist gewissermaßen ein Symbol dieser kölnischen Gegenreformation. Mit dem Dreißigjährigen Kriege ist Kölns Herrlichkeit dahin, und die Besetzung durch die Franzosen 1794 macht seiner Selbständigkeit ein Ende. Es wird nicht einmal Bezirkshauptstadt. Sogar der Bischofssitz wird nach Aachen verlegt. Die Universität wird aufgehoben.

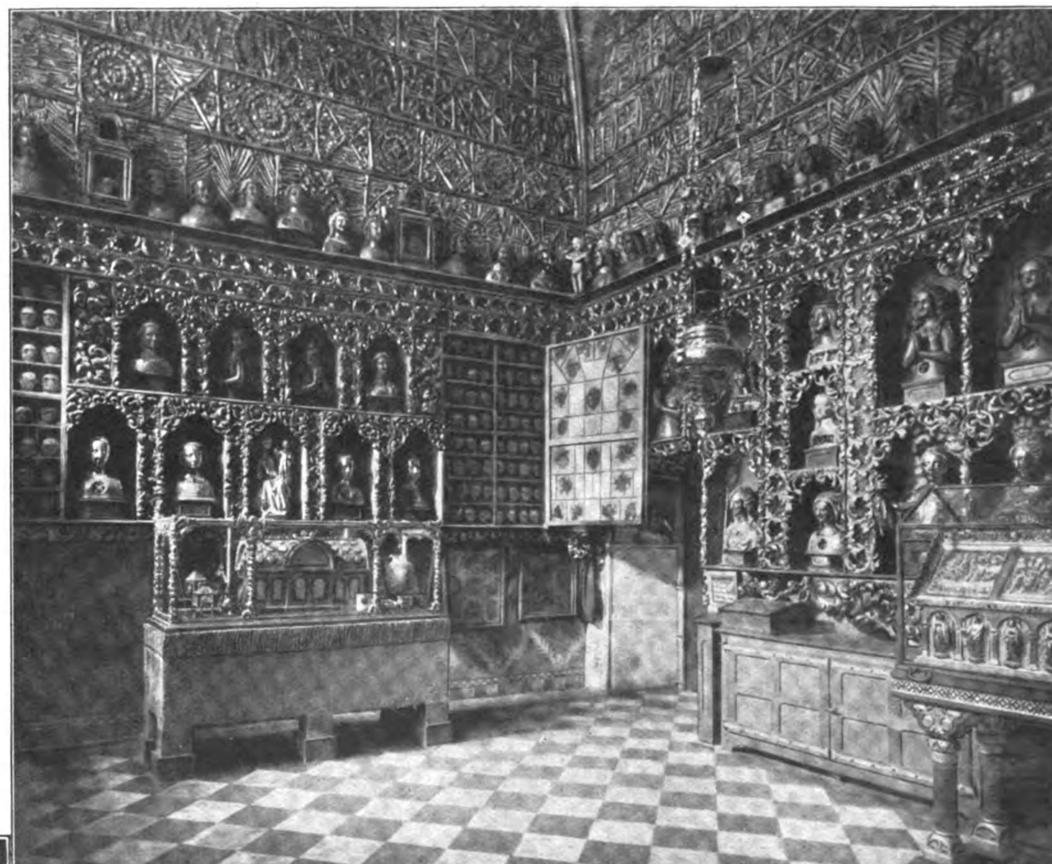


Der Kölner Dom mit Umgebung im Jahre 1824.

Erst unter preußischer Herrschaft 1815 beginnt ein neuer, allerdings durch Kölns Festungscharakter vielfach gehemmter Aufschwung, der sich am besten kennzeichnet durch den Weiterbau des schon im 13. Jahrhundert begonnenen Domes. Wohin die weitere Entwicklung noch führen wird — zur Zeit schweben ja Pläne von weitesttragender Bedeutung für die Entwicklung unseres Gemeinwesens — ist noch nicht abzusehen. Eins aber kann man wohl feststellen. Um es trivial zu sagen: „Köln ist nicht kleinzukriegen." So möge es denn auch heute wieder der Brückenbogen zwischen Ost- und Westeuropa werden und damit eine Mission erfüllen, die ihm vielleicht einmal weltgeschichtliche Bedeutung verleiht!



Stephan Lochner: Madonna mit dem Veilchen.
(Erzbischöfliches Diözesanmuseum.)



Die goldene Kammer mit den Reliquien der 11000 Jungfrauen in S. Ursula.



Stephan Lochner: Madonna im Rosenhag.
(Wallraf-Richartz-Museum.)



Madonna, um 1380.
(Schnütgen-Museum.)



St. Hieronymus, 16. Jahrh.
(Schnütgen-Museum.)



Madonna, Anfang des 13. Jahrh.
(Schnütgen-Museum.)



Reliquienkasten, 12. Jahrh.
(Schnütgen-Museum.)



Johanneskopf, um 1500.
(Schnütgen-Museum.)



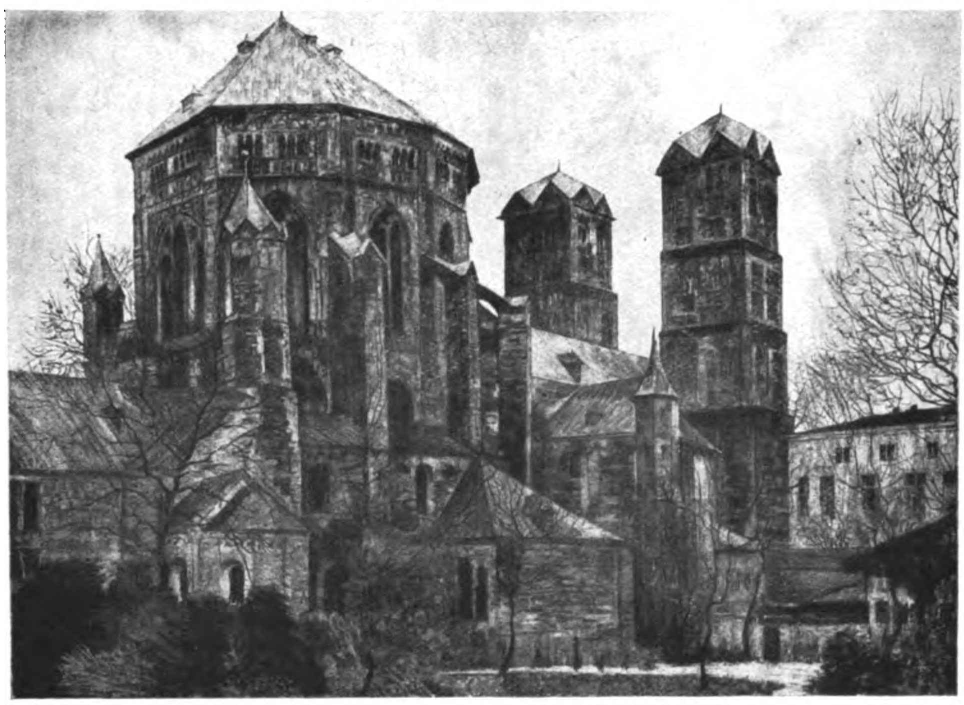
Madonna. Teil eines Abtstuhles.

Kölner Kunstschätze.

Zu den goldenen Heiligen.

Von Dr. Fritz Witte, Direktor des Schnütgen-Museums

In den Tagen vor dem Kriege. — Weihnachtsabend. — Aber den Domplatz, vor den weiten Bahnhofshallen brandet das Leben. Lärmende Straßenbahnwagen, rasende Autos, hastende Menschen. Wie ein Gespenst steigen die Steinmassen der Kathedrale empor, die beiden Türme wie pechschwarze Rauchsäulen. — Mit einem Male stockt der Verkehr, tausend Menschen halten den Atem an, alle schauen wie gebannt zum Dome hinüber. Die sonst unbeugsame Härte des Steines scheint in diesem Momente bezwungen; aus den beiden Riesentürmen werden plötzlich zwei betend zum Himmel emporgereckte Arme. Die dunkle Masse bekommt Seele, Bewegung, Leben: Wie eine aus fernen Jahrtausenden, aus dem Jenseits kommende Prophetenstimme, wie der majestätische Schlag der Schwingen eines Riesenadlers rauscht der Kaisersang der Domglocke über die Stadt weg. Des Rheines Silberwellen tanzen im Mondlichte der Dezembernacht — die ragenden Fenster der Kathedrale flimmen auf — tausend, hunderttausend Edelsteine glühen und glimmen dort. Da wird's Weihnacht dort unten auf dem weiten Platze. In solchen Momenten fühlt man's: Das Herz Kölns ist sein Dom, seiner mächtigen Glocken Klang ist dieses Herzens laut pochender Schlag. Und ringsum klingt es und singt es, von hundert Türmen, von Plätzen und aus Straßen und Gassen, dort, wo das Leben der Großstadt lärmend sich schiebt, dort, wo stille Mönche psallieren. Ad sanctos aureos, die Stadt zu den goldenen Heiligen.



St. Gereon in Köln. Nach einer Radierung von Paul Prött. (Mit Genehmigung der Kunsthandlung Wilhelm Govert, Köln.)

Reich gesegnet war das „heilige Köln" mit kostbaren Gebeinen von Heiligen; ganze Heerscharen standen seinen Kirchen zur Verfügung: die Märtyrer der Thebäischen Legion, die hl. Ursula mit ihren 11000 Begleiterinnen. Schon früh, zum mindesten im 4. Jahrhundert, hatte Köln seine christliche Kirche, an der Stelle, wo heute St. Cäcilien steht. St. Gereon und St. Ursula kamen bald hinzu, und als dann zu Ausgang des 1. Jahrtausends eine Herrschergestalt nach der andern den erzbischöflichen Stuhl von Köln zierte, von Bruno, dem Bruder Ottos I., angefangen, da schossen die stolzen Kirchenbauten zahlreich empor aus der immer weiter sich vorschiebenden Umwallung: St. Pantaleon, die Heimstätte glänzendsten Kunstbetriebes, Groß-St. Martin, Maria im Kapitol, St. Andreas, St. Georg, Maria ad gradus und eine Reihe Umbauten, wie die von Ursula, Severin usw., und schließlich der behäbige, wuchtige Dom des Hildebold.

So schlicht diese Pfeilerbasiliken Kölns gewesen sein mögen, so wuchtig waren sie in der Kraft der breit lagernden Mauermassen, so reich sicherlich auch ausgestattet im Inneren. Die Wende des 12. Jahrhunderts mit ihrer geradezu beispiellosen Hochflut kirchlicher Neubauten hat sie zumeist hinweggefegt. Glänzendere, lustigere, dem rheinischen Charakter mehr entsprechende Baugruppen erstanden, als ihre Krone die köstliche Apostelnkirche, das vielgepriesene Vorbild für eine stattliche Reihe auch außerkölnischer Kirchen. Eine neue Zeit mit völlig neuer Kunst pochte an die Türe: die Gotik, die mit ihrem Wollen bereits festverankert liegt in den scheinbar nur romanischen Spätbauten des beginnenden 13. Jahrhunderts. So mußte in den Kölnern das Verständnis für das Neue, das der Riesenplan des gotischen Domes ihnen vorführte, von vornherein vorhanden sein. Wie ein über die große Handelsstadt brausender Hymnus freudigen Glaubenslebens sollten diese aufgelösten Steinmassen emporjubeln über die dichtgedrängten Häuserreihen, ein in Stein übertragener Juwelenschrein, der Kölns kostbarsten Schatz, die Häupter der Drei Könige, barg.

Ein straffes Lebewesen, liegt die Kathedrale vor uns, vor allem im Inneren. Der Stein ist seiner Starrheit beraubt, seelenvoll sind die schlanken Säulenbündel, wie vielköpfige Familien geordnet zu Säulen und Diensten, die alle nach oben streben, den Beter nach oben reißen. Hundert Händen von Betern gleich verschlingen sich in schwindelnder Höhe im Gewölbe die hageren asketischen Rippen, als ob sie zum Gebete sich verbänden. Farbige Fenster zwingen das von draußen eindringende Sonnenlicht durch einen Filter, werfen es in tausend glühenden mystischen Färbungen auf die Pfeiler, daß ihre elastischen Aufwärtsbewegungen körperlos werden. Der Dom ist das reinste Abbild religiöser Ergriffenheit.

In das lebendige Spiel der Architektur greift alles ein: die Fenster, die Malereien auf den Chorschranken, die plastischen Figuren an den ragenden Säulen. Alles das ist durchdrungen von dem gleichen inneren Schwung, der religiösen Ekstase, dem Aufwärtsstreben zum Gottesthron.

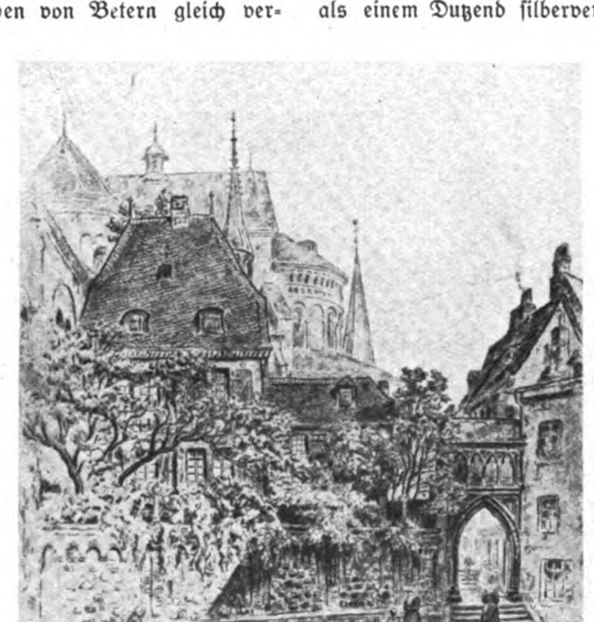
Drunten auf dem Chore, von farbigem Lichte umflossen, umwogt von Weihrauchwolken, umstanden von Priestern und Prälaten in goldschimmernden Gewändern, steht der marmorne Altar, auf dem das hl. Opfer gefeiert wird, dem die Kathedrale den Rahmen zu geben, gebaut wurde. Auf dem Altar ragen silbergetrieben, goldüberzogen, mit geheimnisvoll funkelnden Edelsteinen geschmückt, die Behältnisse für die Gebeine der Heiligen: Arme, Hände, Schreine und vor allem getriebene Kopfreliquiare; in ihrer Mitte thront golden das Kreuz, mit dessen goldenem Überzuge das Licht geheimnisvoll spielt und kost, aus dem kostbare Edelsteine den Glanz wie aus Cherubimaugen wie ein himmlisches Feuer zurückwerfen. — Zwischen den lang gereihten köstlichen Chorstühlen in samtbraunem Holz, aus dem die Drolerien übermütig hervorlugen, steht der Schatz des Domes: der Dreikönigenschrein des Nikolaus von Verdun. Eine starke Goldhaut überzieht den selbst domartigen Holzschrein. Wie Wächter des Heiligtumes sitzen um ihn gereiht die Propheten und die Heiligen. Farbige Emailplatten zwischen den weit heraustretenden getriebenen Goldfiguren heben den Glanz des Goldes, saugen den Blick des Beschauers auf in die Tiefen satten Blaues, aus dem in krausem Laubgewinde köstliche Ornamente wie goldene Fäden herausstrahlen. Auch hier liegen wie tausend Augen farbige Steine in Gold gebettet; was Kölns historischer Boden hergegeben hatte bei Ausgrabungen aus den Zeiten der Römerherrschaft, Kameen, Gemmen, alles das ist zusammengetragen, um dieses Prunkwerk eines Reliquienschreines zu schmücken, das im Innern die unscheinbaren Schädel der Drei Könige birgt. Ad sanctos aureos, zu den goldenen Heiligen! Und wie im Dome, so standen in Ursula, in St. Gereon, in Kunibert, in Lyskirchen usw. die goldgleißenden Häupter der Heiligen an den Wänden, auf den Altären.

Doch weithin auch über die Lande kündeten die Türme der Stadt dem nahenden Wanderer Stolz und Ruhm der Metropole am Rhein. Ad sanctos aureos, zu den goldenen Heiligen! Golden strahlte die wuchtige Kuppel von St. Gereon in ihren großen feierlichen Linien über das Häusermeer; in goldenen Riesenlettern zog sich eine Inschrift der Länge nach über das ragende Dach der Kathedrale; golden ragten auf den Turmspitzen die Kugeln und die Kreuze. Ad sanctos aureos, zu den goldenen Heiligen! Treten wir noch heute in die Kirchen, in den gar stolzen Kranz der Museen: überall leuchten sie uns entgegen, die goldenen Heiligen. Auf goldenem Grunde geht vor sich die Geburt des Herrn, die Passion selbst und die Auferstehung; auf Goldplatten wie auf Himmelslicht stehen die schlanken Heiligenfiguren in ihrem holdseligen Liebreiz, weltvergessen, gottversunken, ein ewig beseligendes Lächeln des inneren Glückes und Friedens auf den lieblichen Gesichtern. Ad sanctos aureos! Wer ist nicht hingerissen, wenn er vor den Bildern der Kölner Malerschule des 14. und 15. Jahrhunderts steht! Nervös erregt, leidenschaftlich bewegt, himmelstürmend stehen noch die Heiligen in den Wandgemälden von St. Gereon, Lyskirchen, Kunibert; ein Bild inneren Friedens und restloser Abgeklärtheit. Dagegen sitzt selbstzufrieden Stephan Lochners Madonna in der Rosenlaube inmitten einer in ewigen Frühlingszauber getauchten Landschaft. Rosen senden der keuschen Frau im bauschigen blauen Mantel ihre süßen Grüße, Vögel trillern jauchzend ihr das Lied, Engel schlagen mit spinnigen Händchen leise sachte Himmelsharfen, und oben schaut befriedigt lächelnd Gottvater aus den goldenen Himmelshöhen nieder auf das anmutige Bild. Wahrhaftig! Ad sanctos aureos!

Niemals sind Erdenferne und wahres Königtum stiller und zugleich deutlicher geschildert worden als hier, und in dem grandiosen Dombild, das heute den Dom ziert, ursprünglich als Stiftung frommer Kölner Ratsherren in der Ratskapelle auf das Tun und Lassen der Schutzbefohlenen niederschaute. Eine glanzvolle Huldigung der goldenen Heiligen von Köln an ihre Himmelskönigin.

Lange durfte das heilige Köln — eine Colonia sanctorum war es gewiß — von dem glanzvollen Ruhme zehren. Eine lange Reihe von Künstlern marschiert auf das ganze 15. Jahrhundert hindurch: neben Lochner die Meister des Marienlebens, des Bartholomäusaltars, der Ursulalegende, der Meister von St. Severin und wie sie alle heißen mögen.

Tief schnitt die Reformation ein in das kirchliche Leben der alten Erzdiözese und damit in die Fortentwicklung der religiösen Kunst. Der Glanz war hin. Nur einmal eigentlich noch schien das alte Feuer aufflackern zu wollen, als die Jesuiten die köstliche Mariä-Himmelfahrts-Kirche schufen und auch dort in mehr als einem Dutzend silbervergoldeter Büsten in Lebensgröße die Liebe der Kölner zu ihren Heiligen wieder zu wecken suchten. Was sonst die Spätzeit geschaffen, reicht nicht mehr heran an das, was einstmals vom 10. bis zum 16. Jahrhundert erstanden.



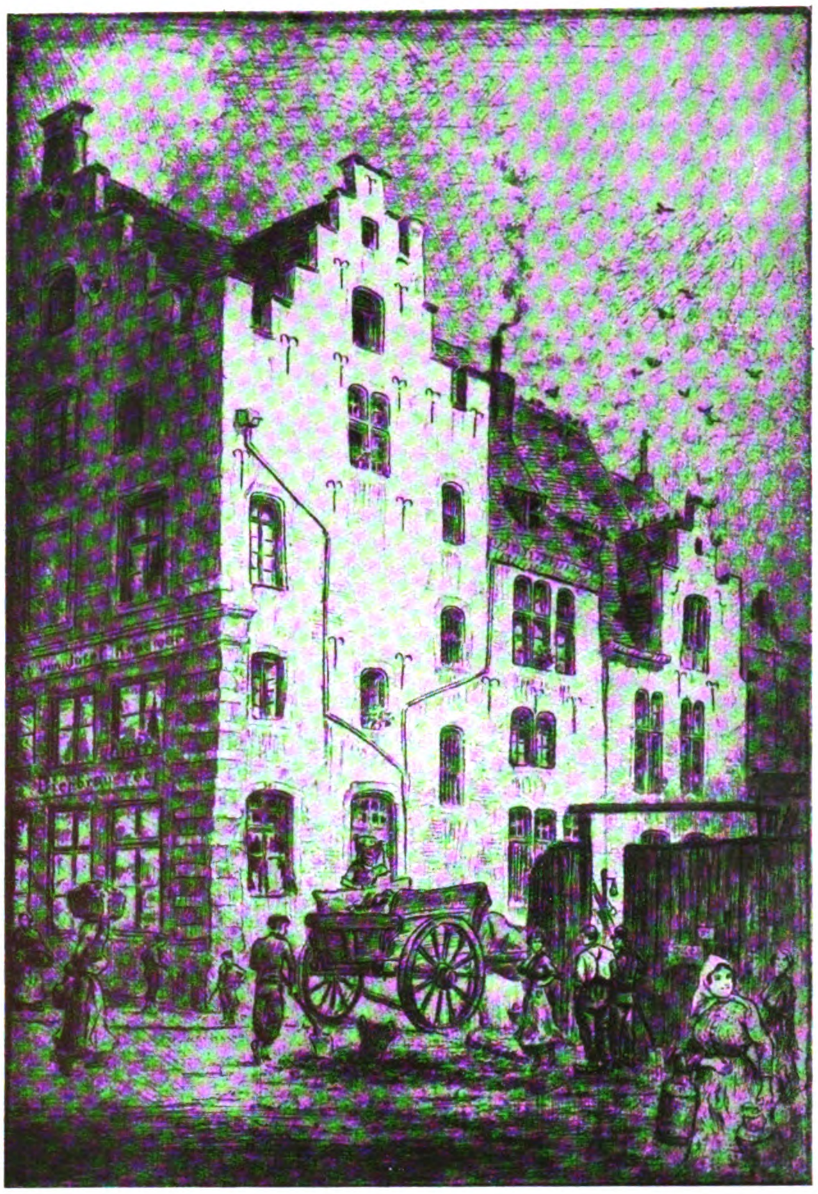
Bei St. Maria im Kapitol in Köln: Dreikönigenpförtchen. Nach einer Radierung von Roland Anheißer.

Dem verflossenen Jahrhundert war es vorbehalten, das zur Durchführung zu bringen, was mit den Religionswirren unterbrochen worden war: die Fertigstellung der Domkirche, des klarsten, konsequentesten gotischen Dombaues vielleicht, den wir überhaupt haben.

Wer Köln nicht sah, sah die Welt nicht. Sicherlich nicht, wenn es gilt, große Zeiten der Vergangenheit wieder wach werden zu lassen. Glanzvoll über alle Maßen ist die stolze Reihe seiner kirchlichen Prachtbauten. Reich noch sind die Kirchenschätze, erdrückend reich fast die Museen, in denen gefährdete Kölner Kunstschätze ein freundliches Heim und sorgsame Pflege gefunden haben. Auch dort, im Museum Wallraf-Richartz, im Schnütgen-Museum und Kunstgewerbe-Museum, könnte man noch heute sagen: Ad sanctos aureos! Dort stehen sie und hängen sie an den Wänden; nicht alt geworden, niemals alternd, ewig jung in ihrer goldigen Himmelsfreude; ewig holdselig lächelnd die Madonnen, demutsvoll huldigend die Heiligen, um Liebe und Mitleid bettelnd die Kruzifixe. Dort rücken auch die elfenbeingeschnitzten, die goldgetriebenen und in farbigem Email strahlenden Schreine und Schreinchen dem Auge nahe und erzählen von der Größe des alten Köln, von der Tiefe des Gemütslebens und Glaubenslebens seiner Bevölkerung, von ihrer Begeisterungsfähigkeit und Liebe zum Schönen, die niemals sterben, die aus Altem immer wieder Neues zur Geburt führen mögen. Ad sanctos aureos! Auf zu den goldenen Heiligen!



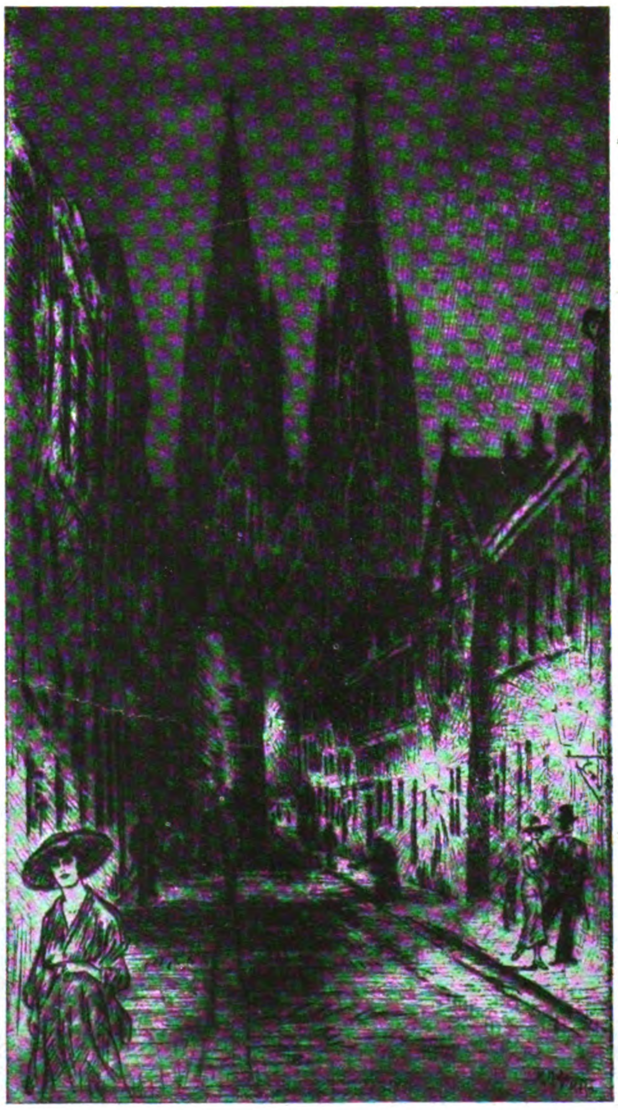
Hafengasse.



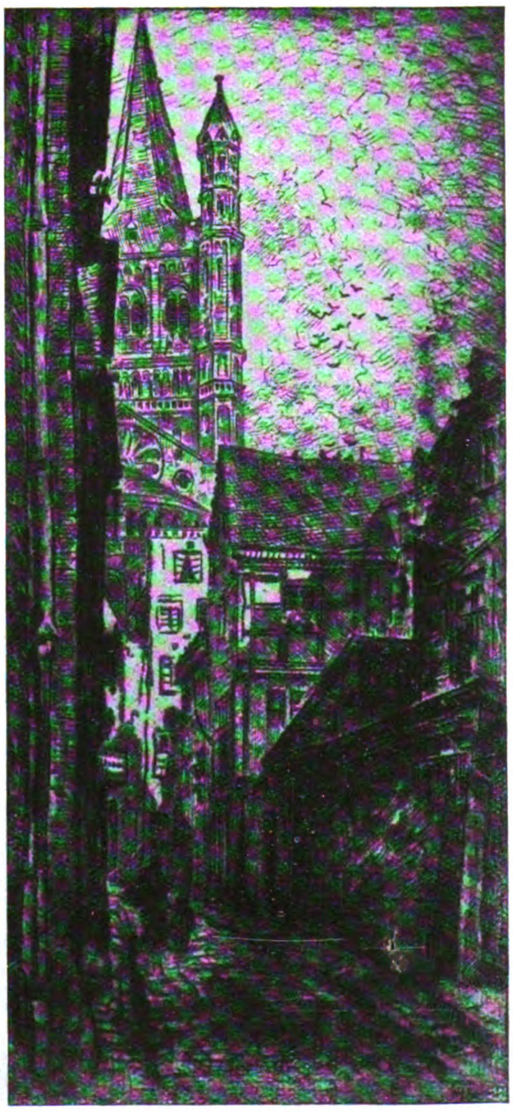
Alte Bierbrauerei an der Rheingasse.



Buttermarkt.



Burgmauer; im Hintergrund die Domtürme.



Auf dem Rothenberg mit Blick auf Groß-St. Martin.

Aus Alt-Köln. Nach Radierungen von Roland Anheißer.

In den Tagen vor dem
den weiten Bahnhofsb
rasende Autos, hastende
Kathedrale empor, die be
Male stockt der Verkehr.
gebannt zum Dome hinü
diesem Momente bezwun
betend zum Himmel emp
wegung, Leben: Wie ei
Prophetenstimme, wie
rauscht der Kaiserfang
wellen tanzen im Mond
drale flimmen auf —
hunderttausend Edelste
und glimmen dort.
Weihnacht dort unte
weiten Platze. In
menten fühlt man's
Kölns ist sein Dom,
tigen Glocken Klang
zens laut pochender
ringsum klingt es
von hundert Türme
und aus Straßen un
wo das Leben der
mend sich schiebt.
Mönche psallieren
aureos, die Stadt
Heiligen.

Reich gesegnet
Köln" mit kostba
Heiligen; ganze H
seinen Kirchen zu
Märtyrer der Th
die hl. Ursula mi
gleiterinnen. Sch
desten im 4.
Köln seine chri
der Stelle, wo
steht. St. Gere
kamen bald hin
zu Ausgang de
eine Herrscherg
dern den erzbi
Köln zierte, vo
der Ottos I., an
die stolzen Ki
empor aus de
vorschiebenden
Groß-St. Ma
und eine Rei
behäbige, wu

So schlich
in der Kr
im Inneren.
Hochflut kir
dem rheinisc
die köstliche
außerkölnisc
Türe: die
nur roman
Kölnern d
ihnen vor
stadt brau
massen en
Juwelen

Ein
Der St
wie vi
streben,
schling
hagere
sich
drau
werf
auf
gen
bild



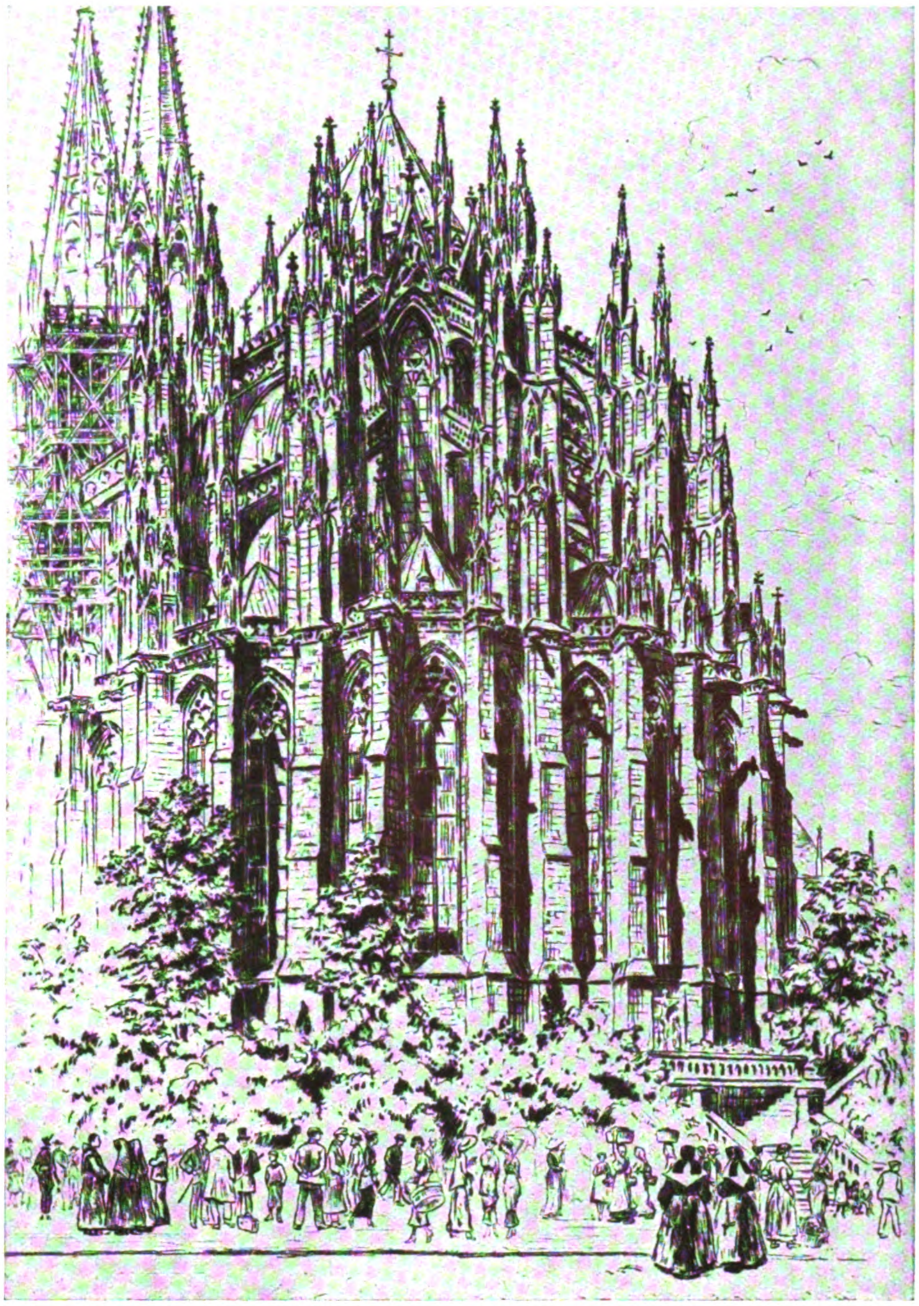




Die Pflege der Kunst in Köln.

Von Prof. Dr. Karl Schaefer.

Es hat eine Zeit gegeben, da war Köln ebenso wie an Volkszahl auch an Kunst die reichste unter den deutschen Städten; das war die große Zeit der Kölner Malerschule im 14. und 15. Jahrhundert. Von dem vielgerühmten, aber trotz aller Forschung für uns heute schwer greifbaren Meister Wilhelm bis zu Stephan Lochner und seinen Nachfolgern haben durch wenigstens fünf Menschenalter in dieser Stadt Maler in großer Zahl ihr Werk verrichtet, für Kirchen, Klöster und häusliche Andacht Heiligenbilder geschaffen, eine ununterbrochene Tradition gepflegt von starker eigener Weise, im Ausdruck voll holdseliger Demut und Gottergebenheit, in der Erfindung voll kindlicher Einfalt, im Können von süßem Glanz anmutigster Formen und Farben. Das rühmliche Vermächtnis Wallrafs hat dafür gesorgt, daß die Stadt von der eigenen großen künstlerischen Vergangenheit in ihrem Museum trotz aller Verluste in früheren Zeiten der Unachtsamkeit noch immer ein stolzes und reiches Spiegelbild geben kann. Es war ein ganz erstaunlich reiches Erbe, das er 1824 bei seinem Tode seiner Vaterstadt hinterließ. Fruchtbar geworden ist es dann im vollem Maße allerdings erst, als der Kaufmann Richartz durch seine hochherzige Schenkung den Bau des Museums möglich machte, das auf alle Zeit die Namen



Der Chor des Kölner Doms. Nach einer Radierung von Roland Anheißer.

der beiden Stifter trägt, des Sammlers Wallraf und des Stifters des Gebäudes Richartz. Im Jahre 1861 ist dieses erste bürgerliche Museum in deutschen Landen vollendet worden.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts haben, wie im politischen Leben, so auch in der Kunst Kölns Führerrolle und Vorrang vor anderen deutschen Städten langsam ein Ende genommen. Wohl sind die Stattlichkeit der bürgerlichen Wohnhausbauten, die Menge der selbstbewußten Bildnisse von Bürgern und Ratsherren, die Menge tüchtiger handwerklicher Leistungen, wie sie z. B. das Kunstgewerbe-Museum der Stadt an Möbel und Gerät enthält, noch immer bewundernswert, aber die überragenden Leistungen aus eigener Kraft fehlen. Niederländische Maler und Bildhauer erhielten Aufträge oder ließen sich, solange sie Beschäftigung fanden, innerhalb der Mauern der Stadt nieder, deren Lage immer ein starkes Ab- und Zuwandern, ein Fluktuieren der Bevölkerung mit sich gebracht hat. Besonders Vlamen waren es, die man in Köln als Künstler heranzog, und der Größte unter ihnen, P. P. Rubens, hat ja auch zweimal für Kölner Kirchen Altargemälde großen Umfangs ausgeführt, die Kreuzigung Petri, heute noch in der Kirche dieses Apostels, und die Stigmatisation des Heiligen Franziskus, aus der Franziskanerkirche in Wallrafs Besitz und durch ihn in das Museum gekommen. Unter Rubens' Schülern war auch mindestens ein Kölner, der es später in seiner Vaterstadt als Maler und Ratsherr zu Ansehen gebracht hat, Johann Wilhelm Pottgießer.

Im späten 17. und im 18. Jahrhundert haben zeitweise wohl die Hofhaltung und die glänzende Bautätigkeit der Erzbischöfe, die nun in Bonn oder auf ihren Landschlössern residierten, Künstler von großem Ruf und Können angezogen. Die Stadt und die Bürgerschaft haben aber davon nur bescheidenen Gebrauch gemacht. Es war die Zeit des Niedergangs der wirtschaftlichen und kulturellen Blüte.

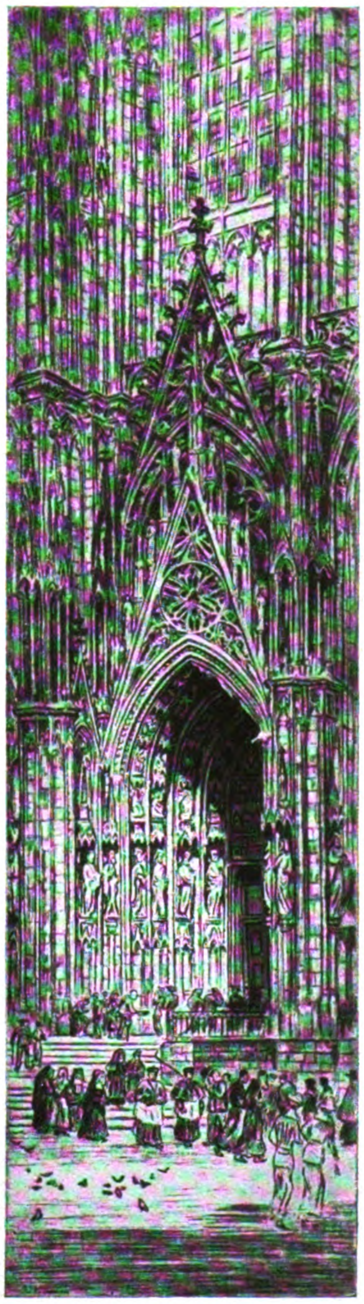
Das Erbe seiner künstlerischen Vergangenheit hat auch auf der neuzeitlichen Entwicklung Kölns gelastet. Die Wiederherstellung des Domes, die Erhaltung und Pflege der Kirchengebäude und ihrer noch immer reichen Kunstschätze aus alter Zeit, der Ausbau der Museen, die an Zahl und Wert in den letzten Jahrzehnten sich durch bedeutende Schenkungen so glücklich vermehrt haben, der Bau des Kunstgewerbe-Museums, gestiftet von Geheimem Kommerzienrat W. Andreae und 1900 vollendet, die Sammlung kirchlicher Kunst des Domkapitulars Dr. Schnütgen, das ostasiatische Museum, eine Stiftung Prof. A. Fischers, und neuerdings noch die Schenkung der an Kleinkunst und Kostbarkeiten reichen Sammlung Clemenz — das waren die Aufgaben der Kunstpflege, die für Köln im Vordergrund des Interesses standen. Daß sich eine eigene Künstlerschaft, ein Kunstleben, das Köln auch auf diesem Felde wieder zum Mittelpunkt des Rheinlandes gemacht hätte, nicht entwickeln konnte, mag an der Nachbarschaft Düsseldorfs und an der vorwiegend wirtschaftlichen Richtung der neuzeitlichen Entwicklung gelegen haben. Jedenfalls hat aber Köln an der Kunst der Gegenwart auf allen in Frage kommenden Gebieten einen bedeutenden Anteil genommen: Im großzügigen Ausbau des Stadtbildes entstanden Brücken, Straßendurchbrüche, öffentliche Gebäude und Geschäftshäuser, die sich mit dem Besten messen können, was neuere deutsche Baukunst hervorgebracht hat. Tuaillons prächtige Reiter am Kopfe der Hohenzollernbrücke und der demnächst nach langen Vorarbeiten zur Aufstellung kommende „Vater-Rhein-Brunnen" von Hildebrand beweisen, **daß in bezug auf die Pflege der Plastik an Plätzen und Straßen die Wünsche auf das höchste Ziel gerichtet sind. An dem Kampf um die Malerei der Gegenwart hat Köln mit den beiden großen Ausstellungen des Sonderbundes in den Jahren 1910 und 1912 einen ganz**

wesentlichen Anteil genommen. Und während Sammler und Kunstfreunde in nicht geringer Zahl mit Leidenschaft sich dieser jüngsten Kunst von Liebermann bis Picasso annahmen, hat zu gleicher Zeit sich die Gemäldegalerie des Wallraf-Richartz-Museums durch die großzügigen Schenkungen und Ankäufe weniger Jahre zu einer modernen Galerie von anerkanntem hohen Range entwickelt. Wilhelm Leibl, der Sohn des verdienten Kölner Domchordirigenten, fand eine geradezu verschwenderische Ehrung in seiner Vaterstadt durch den Ankauf und die Schenkung so vieler seiner Meisterwerke, daß heute 36 Gemälde seiner Hand in der Galerie vereinigt sind. Und neben ihm haben die Franzosen von Courbet bis Renoir, Gauguin und Dérain und die Deutschen von Menzel über Uhde, Liebermann bis Weißgerber und Kokoschka, Marc und Pechstein ihren Einzug in die Galerie gehalten.

Wenn vom Kunstleben Kölns die Rede ist, darf man die große Zahl angesehener erfolgreicher Privatsammler nicht vergessen, die es verstanden haben, aus dem lebhaft entwickelten und in alter Tradition blühenden Kunsthandel der Stadt seltene Schätze zusammenzubringen. Bedeutende Fachsammlungen römischer Altertümer, glänzende Bestände mittelalterlicher Malerei und Skulptur, rheinischen Steinzeugs, von Glas und Porzellan sind ebenso darunter zu finden wie die Werke der Graphik und der Malerei der letztvergangenen 30 Jahre.



Im Hohen Chor des Kölner Doms. Nach einer Radierung von Roland Anheißer.



Das Petrusportal am Kölner Dom. Nach einer Radierung von Roland Anheißer.

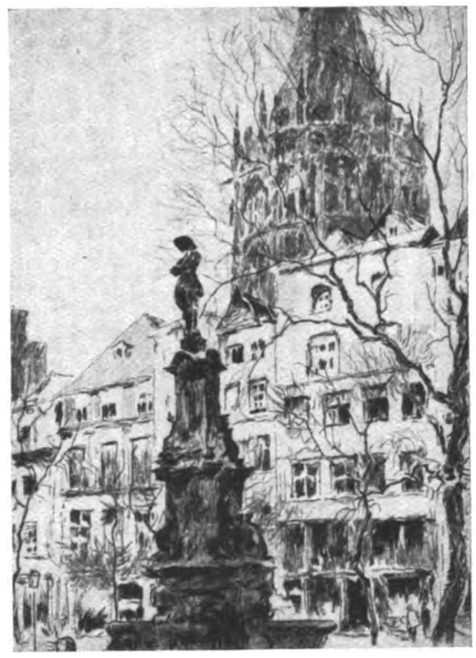
Das Kölner Stadtbild.

Von Prof. Dr.-Ing. h. c. Fritz Schumacher.

Aus dem Stadtbild des heutigen Köln spricht für den Kundigen die Geschichte von fast zwei Jahrtausenden. — Mitten zwischen neuzeitlichen Häusern tauchen die Reste alter römischer Mauern und Türme auf, und noch heute vermag man in den Straßenzügen deutlich die Grundzüge jenes alten Römerlagers zu erkennen, als das die Stadt im Jahre 50 n. Chr. von Kaiser Claudius und der Kaiserin Agrippina gegründet wurde. Diese Römersiedlung lag rechteckig auf dem hohen, dem Strom entrückten Gelände; erst in spätfränkischer Zeit schob sich die Stadt bis an die Ufer des Rheins. Im Jahre 1106 umspannte sie mit einem riesigen Befestigungsring den Kranz ihrer Vororte und legte damit die Grundform fest, in der sie bis zum Ende des 19. Jahrhunderts verharrte.

Diese Kernstadt ist das, was uns heute noch als „Köln" grüßt, wenn wir uns auf dem Strome der Stadt nähern, ein buntes Gewimmel enger Häuserzeilen, aus dem sich in mannigfaltiger Pracht und Größe die Umrisse erhabener Gotteshäuser erheben. Alles überragend der Dom, aber um ihn herum eine Fülle anderer Kirchen, die von einer unerhörten Blüte des kirchlichen und künstlerischen Lebens erzählen, das Köln im Mittelalter zu der Stadt machte, von der es hieß: „Boven allen steden schoyn."

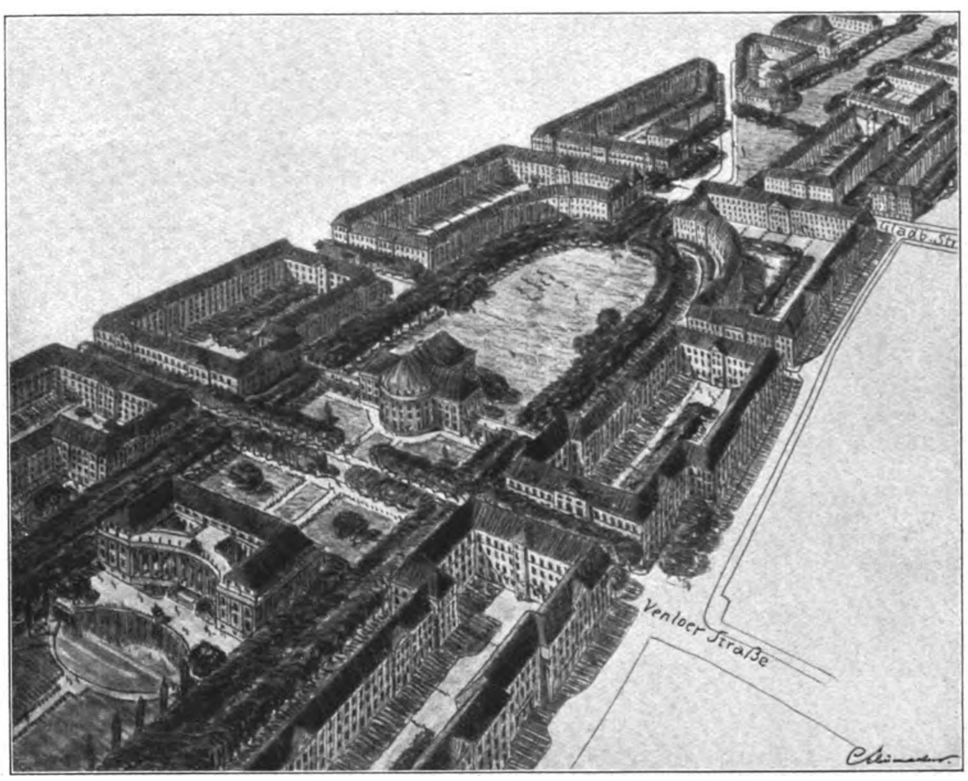
Das große mittelalterliche Festungsrund, in das ursprünglich die schönen Bauten locker eingesprengt waren, ist im Laufe der Zeit zu einer immer enger mit Häusern überladenen Steinmasse geworden, deren meist enge Straßenzüge sich nur an wenigen Stellen zu größeren Plätzen ausweiten. In den Straßen beginnen die alten Häuser immer spärlicher zu werden, aber die alten Kirchen blicken noch wie einst ehrwürdig und feierlich über die Dächer. Wer plötzlich auf St. Gereon, Maria im Kapitol oder St. Aposteln stößt, erhält bauliche Eindrücke, wie sie nur wenige Städte Deutschlands besitzen. Aber auch die weniger berühmten Kirchen, wie Maria in Lyskirchen, St. Cäcilia, St. Ursula und viele, viele andere sind von überraschender Schönheit. Zu diesem Schatz mittelalterlicher Gotteshäuser hat dann die Barockzeit in Mariä Himmelfahrt, „Maria in der Kupfergasse" und „Maria in der Schnurgasse" noch einige Perlen von ganz anderer Fassung hinzugefügt.



Das Jan-van-Werth-Denkmal in Köln. Nach einer Radierung von Paul Prött. (Mit Genehmigung der Kunsthandlung Wilhelm Govert, Köln.)

Da diese alte Kernstadt nun im Verlauf des 19. Jahrhunderts sich bis zur Unerträglichkeit übervölkerte — von 1817 bis 1860 verdoppelte sich durchschnittlich die Bewohnerzahl jedes Hauses — gelang es 1881, den beengenden Gürtel des alten Mauerrings zu sprengen. Die Befestigungslinie wurde um etwa 600 m hinausgeschoben, und in dem neuen Ring, der sich damit an den Kern der alten Stadt fügte, entstand nach Stübbens Plänen die „Neustadt". Sie schenkte der Stadt den imposanten Zug des baumbepflanzten Ringes, der sich von Rhein zu Rhein als Mittelader durch das neue Gebilde zieht. Alle Verkehrsverbindungen wurden ausgiebig verbessert, aber leider sorgte man, abgesehen von den breiten Straßen, nicht dafür, die Bebauung luftiger zu halten. Auch die neuen Grünanlagen, der Volksgarten und der Stadtgarten, zu denen sich später außerhalb der Festungswerke noch der stattliche Stadtwald gesellte, vermochten das Gleichgewicht zu den riesigen Steinmassen der Stadt nicht voll herzustellen.

Deshalb ist gegenwärtig das Augenmerk der Stadt in ganz besonderem Maße auf eine großzügige Grünpolitik gerichtet. Sie nutzt dafür eine doppelte Gelegenheit aus. Die erste liegt darin, daß jener hinausgeschobene Festungswall im Jahre 1906 ganz aufgehoben und das gesamte Befestigungssystem der Stadt in die Linie der detachierten Forts verlegt wurde, die bereits in den Jahren 1873 bis 1881 längs einer großen, die Stadt in einem Kreis von etwa 40 km Länge umziehenden Militärringstraße errichtet waren. Dadurch wurde zwischen dem Kranz der Vororte und der „Neustadt" ein ringförmiges Gelände bebauungsfähig, das sich mitten in den Leib der Großstadt legt. Es gelang 1918, für die Erschließung dieses Gebietes ein eigenes Gesetz zu erwirken, das erlaubt, bei seiner Bebauung 50 Proz. des Bodens für öffentliche Zwecke zu gebrauchen und den mannigfach zersplitterten Besitz zweckentsprechend umzulegen. Dadurch wurde es möglich, hier einen 7½ km langen zusammenhängenden Grünzug zu projektieren, der, verbunden mit Sportplätzen, Pachtgartengruppen und Spielwiesen, der Stadt die längst nötige Promenade schaffen wird. Die Grünanlagen sind im Zusammenhang mit öffentlichen Gebäuden reich gegliedert und sollen am Aachener Tor, wo ein neuer Bahnhof geplant ist, ein großes Wasserbecken umfassen, das den Mittelpunkt einer neuen Geschäftsgegend bildet. Von diesem Geschäftszentrum führt der Grünzug, radial gerichtet, bis zum Stadtwald, so daß die entscheidenden Grüneindrücke der Stadt netzartig verbunden werden.



Das neue Köln: Teilstück aus dem Umlegungsgebiet des inneren Kölner Festungsrayons nach dem Entwurf von Professor Dr.-Ing. h. c. Fritz Schumacher.

Die zweite Gelegenheit ergibt sich durch die nach dem Kriege verfügte völlige Entfestigung der Stadt. Dadurch wird auch der äußere Rayongürtel frei. Durch das Reichsrayongesetz ist der Stadt die Möglichkeit gegeben, hier das Einsetzen einer verhängnisvollen Bebauung durch Enteignung zu verhindern. Sie hat sich auf Antrag des Oberbürgermeisters Dr. Adenauer entschlossen, den ganzen Rayon als riesigen Grüngürtel für die Stadt freizuhalten. Anknüpfend an die zerstörten Forts, die zu Sportplätzen, Waldschulen, Volkswiesen u. dgl. umgewandelt werden, wird sich hier zunächst ein diese Punkte verbindender baumbesetzter Weg durch die Felder ziehen.

Aber noch eine andere für das künftige Stadtbild entscheidende neue Wendung ließ sich aus einem zielbewußten Erfassen der durch die Entfestigung gegebenen Möglichkeiten gewinnen. Man konnte die Industrie, die linksrheinisch nur noch im Rücken der Stadt eine wenig erwünschte Unterkunft zu finden vermochte, nunmehr an den Rhein schieben. Der im Norden liegende große Exerzierplatz soll ein systematisch aufgeteiltes Industriegebiet werden, an das sich mehr südlich die Anlagen eines neuen Hafens anschließen. Die Siedlungen für diese großen Arbeitsstätten machten eine Erweiterung des Stadtgebietes nach Norden bis nach Worringen nötig, wodurch die bisher völlig aufgebrauchte Rheinfront der Stadt einen beträchtlichen Zuwachs erhält.

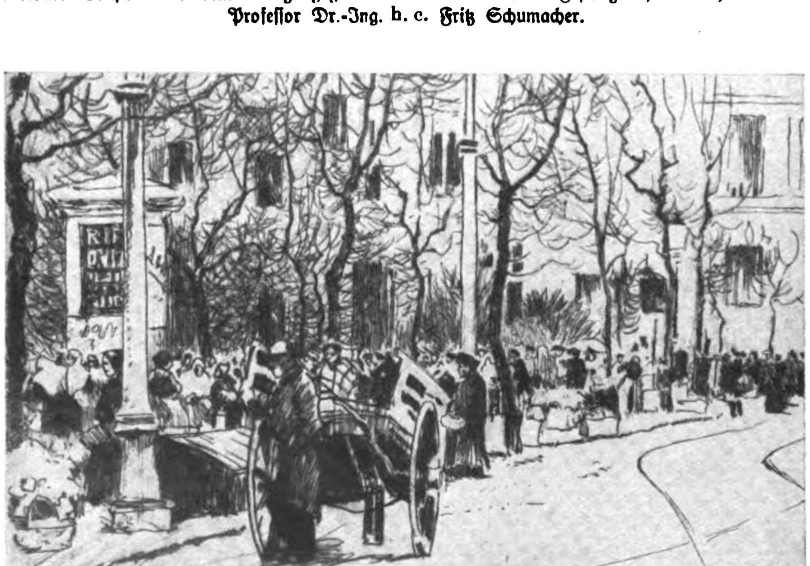
Das Widerspiel auf der rechten Rheinseite zu diesem immer mächtiger heranwachsenden linksrheinischen Stadtkörper war ursprünglich nur das kleine Deutz. Trotz zweier stattlicher Brücken, die es mit dem anderen Ufer verbinden, und trotz der großen Schönheit der Stadtansicht, die sich von hier aus dem Beschauer bietet, würde es für sich allein zur linksrheinischen Stadt nur ein schwaches Gegengewicht bilden können, wenn nicht die großen Eingemeindungen des Jahres 1910 (Kalk und Vingst) und 1913 (Mülheim und Merheim) das Bild ganz verändert hätten.

Jetzt breitet sich der größere Teil der Stadtfläche auf der rechten Rheinseite, und eine ganze Schar emsiger Städte und Ortschaften liegt in diesem Gebiet zerstreut. Da die Möglichkeiten des linken Rheinufers innerhalb des alten Festungsringes für Hafen- und Industrieanlagen bald erschöpft waren, ergab es sich als natürliche Folge, daß die gewaltigsten Industrieunternehmungen, die der Schaffensgeist von Kölner Bürgern hervorbrachte, auf der rechten Rheinseite entstanden. Riesenanlagen, wie die Karlswerke, van der Zypen & Charlier, Deutzer Gasmotorenfabrik und viele andere, geben dieser Seite der Stadt die ausschlaggebende Note. Die uneinheitliche Entwicklung der verschiedenen Orte, die jetzt zu Köln gehören, wartet nunmehr einer planvollen Zusammenfassung, und auch hier wird dabei die Möglichkeit der Enteignung des Rayongebietes eine wichtige Rolle spielen, denn es erleichtert eine Grünpolitik großen Stils.

Für diese sind die Verhältnisse auf dieser Rheinseite wesentlich andere. Während linksrheinisch der Grüngürtel des Rayons selbst den Zielpunkt der Wanderfreudigen bilden muß, da hier keine Wälder locken, bilden rechtsrheinisch Forsten von großer Schönheit den Abschluß des Weichbildes. Man wird deshalb Teile des Rayons dazu benutzen, um strahlenförmige Grünzüge zu schaffen, die zu diesem Zielpunkt führen. Gegen die Eindrücke des Industriegebietes muß dadurch ein Gegengewicht geschaffen werden.

So besteht das Kölner Stadtbild aus einem festen Kern von ehrwürdiger, klar gefügter Struktur und einer weiten Zone darum herum, die sich im Gegensatz dazu in lebhaftester Entwicklungsbewegung befindet.

Solche im Übergang des Werdens befindlichen Teile einer Stadt pflegen im allgemeinen noch keinen vorteilhaften Eindruck zu gewähren, aber das Endziel dieses Überganges ist groß gestellt. Es versucht, aus den Verzerrungen der heutigen Großstadt mehr und mehr herauszukommen durch eine weitgefaßte Grünanlagen- und Siedlungspolitik und durch eine planmäßige Vorbereitung großer architektonischer Zusammenhänge.

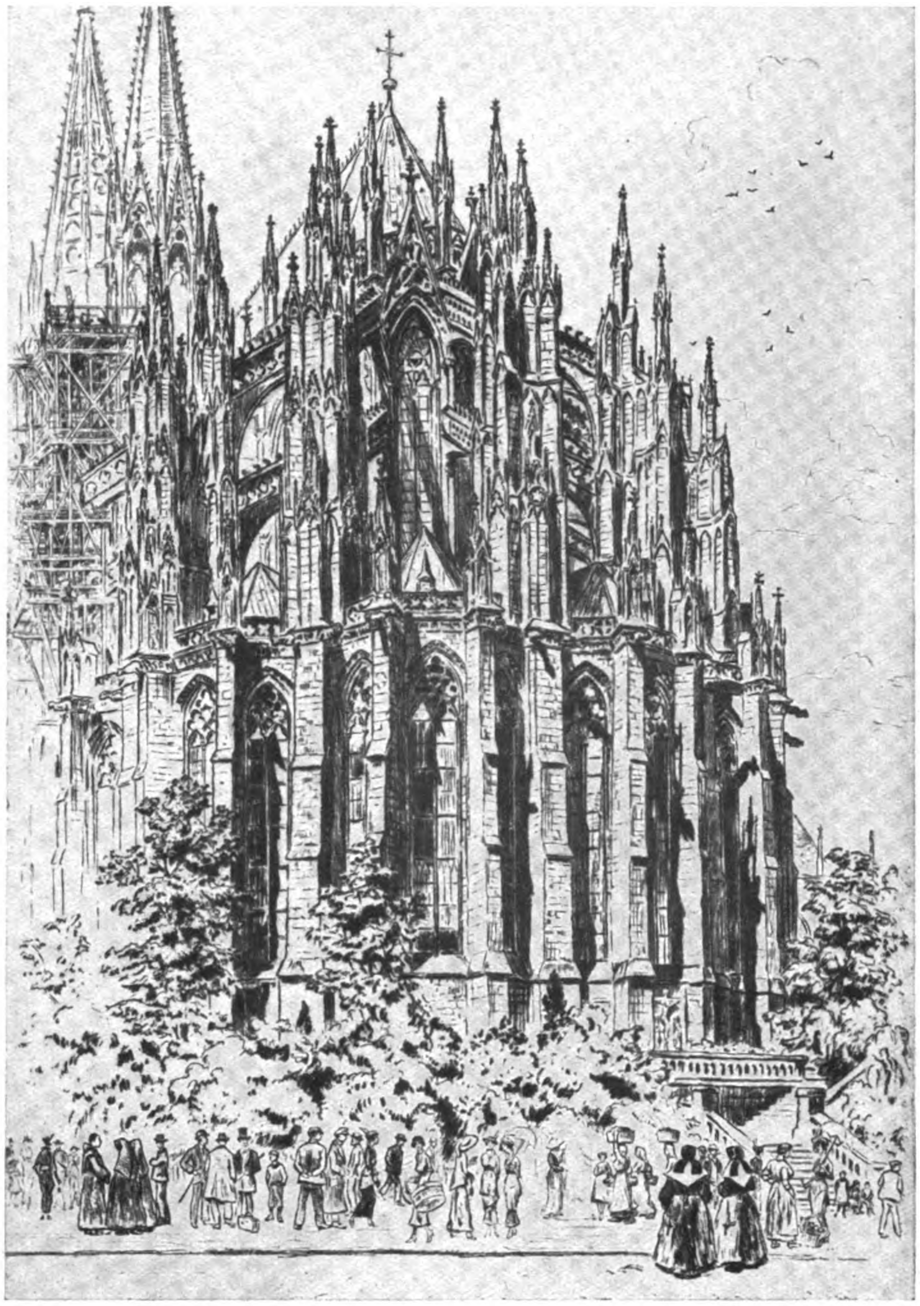


Der Apostelnmarkt in Köln. Nach einer Radierung von Paul Prött. (Mit Genehmigung der Kunsthandlung Wilhelm Govert, Köln.)

Die Pflege der Kunst in Köln.

Von Prof. Dr. Karl Schaefer.

Es hat eine Zeit gegeben, da war Köln ebenso wie an Volkszahl auch an Kunst die reichste unter den deutschen Städten; das war die große Zeit der Kölner Malerschule im 14. und 15. Jahrhundert. Von dem vielgerühmten, aber trotz aller Forschung für uns heute schwer greifbaren Meister Wilhelm bis zu Stephan Lochner und seinen Nachfolgern haben durch wenigstens fünf Menschenalter in dieser Stadt Maler in großer Zahl ihr Werk verrichtet, für Kirchen, Klöster und häusliche Andacht Heiligenbilder geschaffen, eine ununterbrochene Tradition gepflegt von starker eigener Weise, im Ausdruck voll holdseliger Demut und Gottergebenheit, in der Erfindung voll kindlicher Einfalt, im Können von süßem Glanz anmutigster Formen und Farben. Das rühmliche Vermächtnis Wallrafs hat dafür gesorgt, daß die Stadt von der eigenen großen künstlerischen Vergangenheit in ihrem Museum trotz aller Verluste in früheren Zeiten der Unachtsamkeit noch immer ein stolzes und reiches Spiegelbild geben kann. Es war ein ganz erstaunlich reiches Erbe, das er 1824 bei seinem Tode seiner Vaterstadt hinterließ. Fruchtbar geworden ist es dann im vollem Maße allerdings erst, als der Kaufmann Richartz durch seine hochherzige Schenkung den Bau des Museums möglich machte, das auf alle Zeit die Namen



Der Chor des Kölner Doms. Nach einer Radierung von Roland Anheißer.

der beiden Stifter trägt, des Sammlers Wallraf und des Stifters des Gebäudes Richartz. Im Jahre 1861 ist dieses erste bürgerliche Museum in deutschen Landen vollendet worden.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts haben, wie im politischen Leben, so auch in der Kunst Kölns Führerrolle und Vorrang vor anderen deutschen Städten langsam ein Ende genommen. Wohl sind die Stattlichkeit der bürgerlichen Wohnhausbauten, die Menge der selbstbewußten Bildnisse von Bürgern und Ratsherren, die Menge tüchtiger handwerklicher Leistungen, wie sie z. B. das Kunstgewerbe-Museum der Stadt an Möbel und Gerät enthält, noch immer bewundernswert, aber die überragenden Leistungen aus eigener Kraft fehlen. Niederländische Maler und Bildhauer erhielten Aufträge oder ließen sich, solange sie Beschäftigung fanden, innerhalb der Mauern der Stadt nieder, deren Lage immer ein starkes Ab- und Zuwandern, ein Fluktuieren der Bevölkerung mit sich gebracht hat. Besonders Vlamen waren es, die man in Köln als Künstler heranzog, und der Größte unter ihnen, P. P. Rubens, hat ja auch zweimal für Kölner Kirchen Altargemälde großen Umfangs ausgeführt, die Kreuzigung Petri, heute noch in der Kirche dieses Apostels, und die Stigmatisation des Heiligen Franziskus, aus der Franziskanerkirche in Wallrafs Besitz und durch ihn in das Museum gekommen. Unter Rubens' Schülern war auch mindestens ein Kölner, der es später in seiner Vaterstadt als Maler und Ratsherr zu Ansehen gebracht hat, Johann Wilhelm Pottgießer.

Im späten 17. und im 18. Jahrhundert haben zeitweise wohl die Hofhaltung und die glänzende Bautätigkeit der Erzbischöfe, die nun in Bonn oder auf ihren Landschlössern residierten, Künstler von großem Ruf und Können angezogen. Die Stadt und die Bürgerschaft haben aber davon nur bescheidenen Gebrauch gemacht. Es war die Zeit des Niedergangs der wirtschaftlichen und kulturellen Blüte.

Das Erbe seiner künstlerischen Vergangenheit hat auch auf der neuzeitlichen Entwicklung Kölns gelastet. Die Wiederherstellung des Domes, die Erhaltung und Pflege der Kirchengebäude und ihrer noch immer reichen Kunstschätze aus alter Zeit, der Ausbau der Museen, die an Zahl und Wert in den letzten Jahrzehnten sich durch bedeutende Schenkungen so glücklich vermehrt haben, der Bau des Kunstgewerbe-Museums, gestiftet von Geheimem Kommerzienrat W. Andreae und 1900 vollendet, die Sammlung kirchlicher Kunst des Domkapitulars Dr. Schnütgen, das ostasiatische Museum, eine Stiftung Prof. A. Fischers, und neuerdings noch die Schenkung der an Kleinkunst und Kostbarkeiten reichen Sammlung Clemenz — das waren die Aufgaben der Kunstpflege, die für Köln im Vordergrund des Interesses standen. Daß sich eine eigene Künstlerschaft, ein Kunstleben, das Köln auch auf diesem Felde wieder zum Mittelpunkt des Rheinlandes gemacht hätte, nicht entwickeln konnte, mag an der Nachbarschaft Düsseldorfs und an der vorwiegend wirtschaftlichen Richtung der neuzeitlichen Entwicklung gelegen haben. Jedenfalls hat aber Köln an der Kunst der Gegenwart auf allen in Frage kommenden Gebieten einen bedeutenden Anteil genommen: Im großzügigen Ausbau des Stadtbildes entstanden Brücken, Straßendurchbrüche, öffentliche Gebäude und Geschäftshäuser, die sich mit dem Besten messen können, was neuere deutsche Baukunst hervorgebracht hat. Tuaillons prächtige Reiter am Kopfe der Hohenzollernbrücke und der demnächst nach langen Vorarbeiten zur Aufstellung kommende „Vater-Rhein-Brunnen" von Hildebrand beweisen, daß in bezug auf die Pflege der Plastik an Plätzen und Straßen die Wünsche auf das höchste Ziel gerichtet sind. An dem Kampf um die Malerei der Gegenwart hat Köln mit den beiden großen Ausstellungen des Sonderbundes in den Jahren 1910 und 1912 einen ganz wesentlichen Anteil genommen. Und während Sammler und Kunstfreunde in nicht geringer Zahl mit Leidenschaft sich dieser jüngsten Kunst von Liebermann bis Picasso annahmen, hat zu gleicher Zeit sich die Gemäldegalerie des Wallraf-Richartz-Museums durch die großzügigen Schenkungen und Ankäufe weniger Jahre zu einer modernen Galerie von anerkanntem hohen Range entwickelt. Wilhelm Leibl, der Sohn des verdienten Kölner Domchordirigenten, fand eine geradezu verschwenderische Ehrung in seiner Vaterstadt durch den Ankauf und die Schenkung so vieler seiner Meisterwerke, daß heute 36 Gemälde seiner Hand in der Galerie vereinigt sind. Und neben ihm haben die Franzosen von Courbet bis Renoir, Gauguin und Dérain und die Deutschen von Menzel über Uhde, Liebermann bis Weißgerber und Kokoschka, Marc und Pechstein ihren Einzug in die Galerie gehalten.

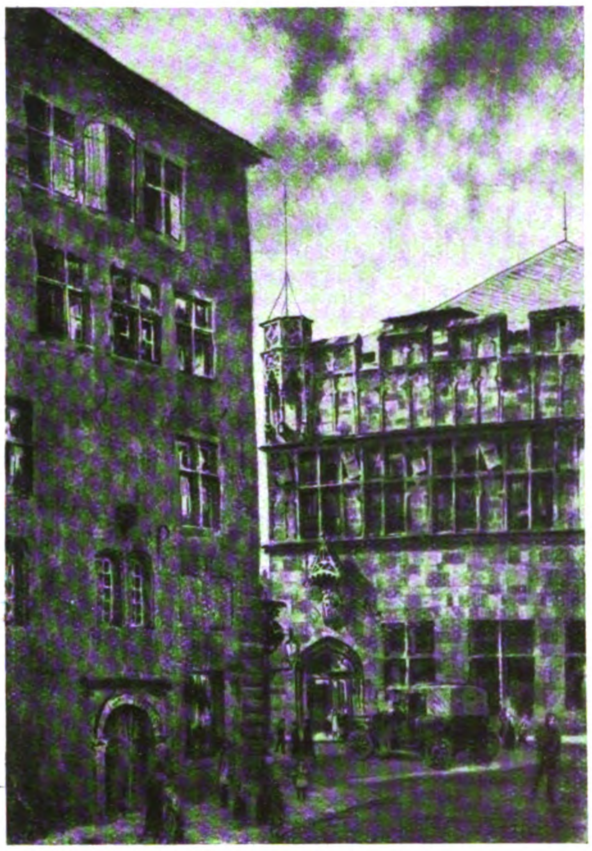
Wenn vom Kunstleben Kölns die Rede ist, darf man die große Zahl angesehener erfolgreicher Privatsammler nicht vergessen, die es verstanden haben, aus dem lebhaft entwickelten und in alter Tradition blühenden Kunsthandel der Stadt seltene Schätze zusammenzubringen. Bedeutende Fachsammlungen römischer Altertümer, glänzende Bestände mittelalterlicher Malerei und Skulptur, rheinischen Steinzeugs, von Glas und Porzellan sind ebenso darunter zu finden wie die Werke der Graphik und der Malerei der letztvergangenen 30 Jahre.



Im Hohen Chor des Kölner Doms. Nach einer Radierung von Roland Anheißer.



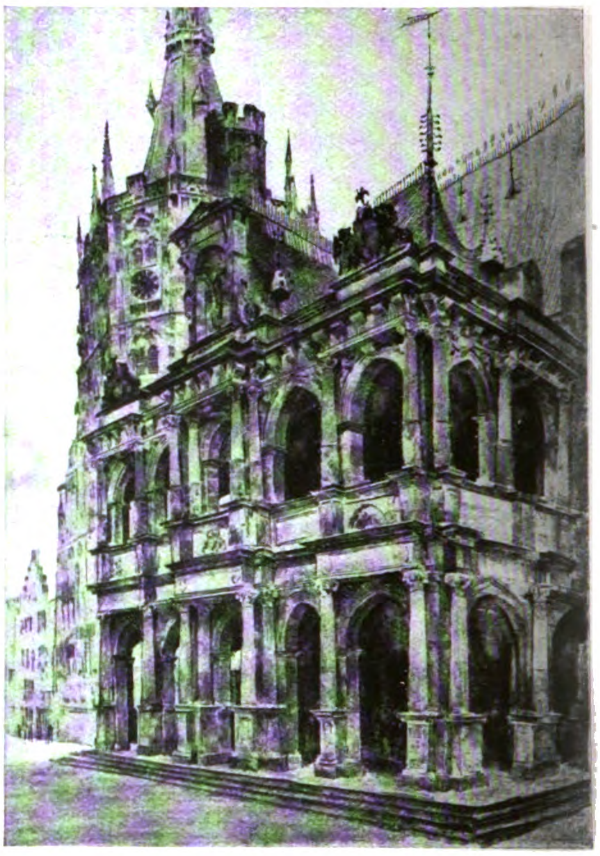
Das Petrusportal am Kölner Dom. Nach einer Radierung von Roland Anheißer.



Gürzenich und Foveaux-Haus in Köln. Nach einer Radierung von Paul Prött. (Mit Genehmigung der Kunsthandlung Wilhelm Goyert, Köln.)

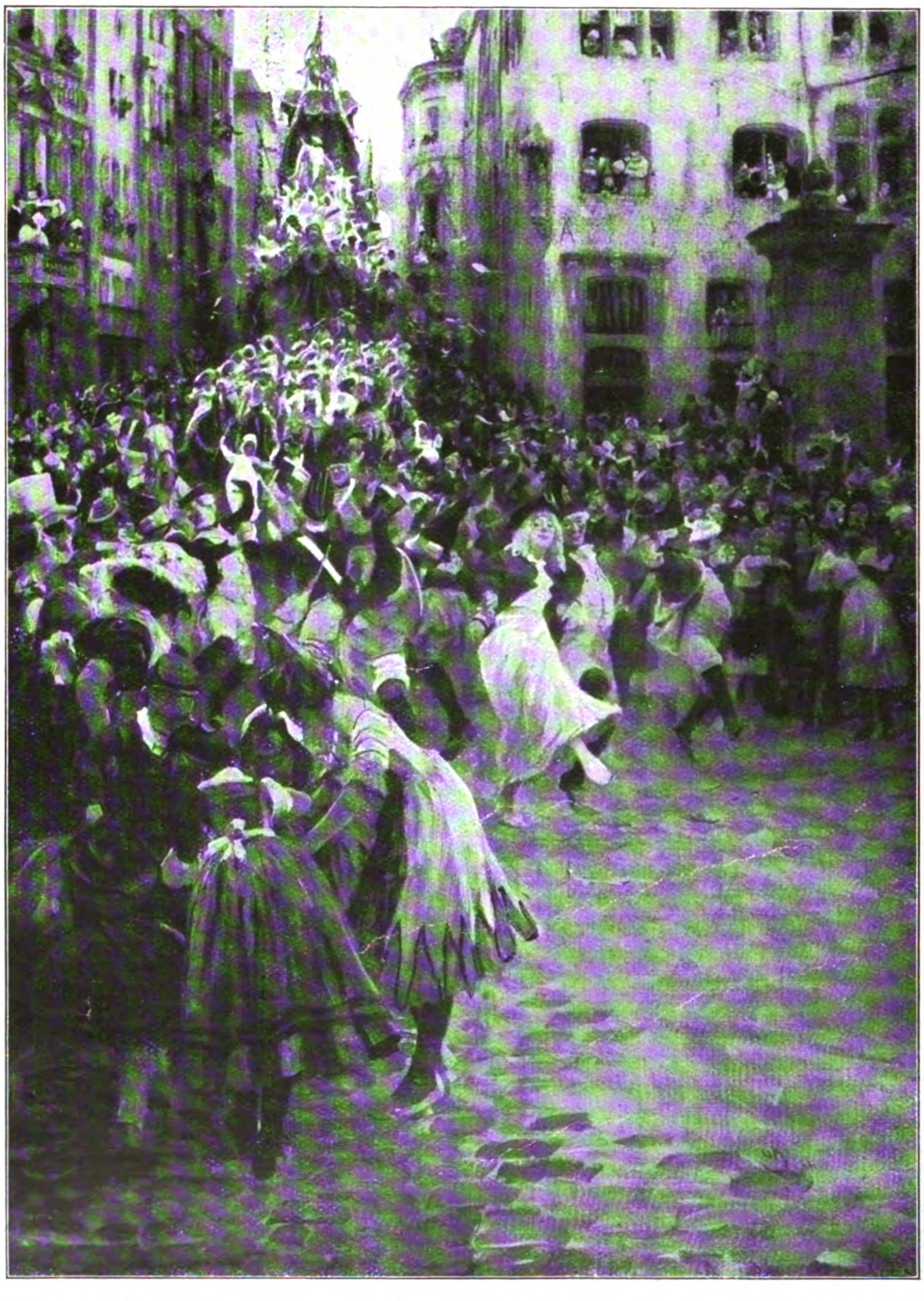
Von des Kölners Sitt' und Art.

Von Wilh. Schneider-Clauß



Das Rathaus in Köln. Nach einer Radierung von Paul Prött. (Mit Genehmigung der Kunsthandlung Wilhelm Goyert, Köln.)

Vor 60 Jahren schrieb ein gelehrter Kölner, Dr. Ernst Weyden, unter dem Titel „Köln am Rhein vor 50 Jahren“ ein ganz gutes Buch Sittenbilder aus dem Köln seiner Jugend, dem Köln, das, wie heute, unter dem Zeichen der Fremdherrschaft stand. Wehmut ergreift den Altkölner, der dieses 1913 wieder aufgelegte Buch mit der Neugier des Enkels durchstöbert, der in Urgroßvaters Akten blättert: Dahin! Dahin diese schlichte und doch so bunte, genügsame und doch innerlich so reiche bürgerliche Behaglichkeit, dahin dieser Festesglanz, der des Jahres Lauf erhebend und erheiternd durchflocht, dahin dieser breite selbstbewußte Bürgerstolz: Civis Coloniensis sum! Alles, alles dem Moloch Großstadt verfallen, verschüttet von der Lava des Weltstadtrummels, erdrückt von der Bergeslast der furchtbaren Schicksalszeit, die auf dem deutschen und besonders dem rheinischen Lande lastet.



Vom Kölner Karneval vor dem Kriege: Rosenmontag. Nach einem Gemälde von Wilhelm Schreuer im Besitz des Wallraf-Richartz-Museums in Köln.

Da muß man schon den Spaten ansetzen, von des heutigen Kölners Sitte und Art ein Bild zu schaffen. Aber wer diesen Spaten zu führen weiß und die Mühe des Grabens nicht scheut, der wird bald inne und gewahr, je tiefer er gräbt, daß trotz allem, was Zeit und Schicksal verdarben, der Kölner von heute, d. h. der wirkliche, echte Kölner, noch immer dem Ahn von 1813 ähnlich sieht. Stolz auf seine Vaterstadt ist ihm angeboren, und ist es auch heute nicht mehr die stolze Geschichte der Freien Reichsstadt, die die Brust ihm schwellt — dem modernen Kölner ist es die Entwicklung seit 1880, die im Eilzugstempo aus der Provinzstadt die Großstadt schuf und nun zur Weltstadt fördert. Das Bewußtsein, daß Köln das Herz der Rheinprovinz darstellt, ersetzt dem Bürger von heute jenes Hochgefühl, das bis zur preußischen Herrschaft ihm das Bewußtsein unbedingter Unabhängigkeit und Selbständigkeit, trotz der Beschränkung auf den engen Mauerring, gab. Wie vor 100 Jahren, ist ihm das Heimatgefühl die Grundlage seines Empfindens und Denkens; der Verlust dieses Besitzes wirkt bei ihm ein Heimweh aus, das ihn da draußen drängt und treibt, bis er wieder die Domtürme vor Augen und kölnische Art und Mundart um sich hat.

Und doch ist er da draußen ein gern gesehener Gast. „Ne kölsche Jung“, „e kölsch Weech“ sind in aller Welt gern gesehene Leute. Bringen sie doch — so meint es jedermann — Rheinluft und Weinduft mit und sonnigen Humor, der in jedem echten Kölner steckt. Kam da einmal ein lieber alter Freund, den ich seit 30 Jahren nimmer sah, zum ersten Male wieder nach Köln, wo er einst mit mir zusammen die Schulbank drückte. Auf dem Bahnhof gleich erlebten wir einen Dienstmännerkrawall, auf der Hohen Straße eine Kutscherkarambolage, in der Schildergasse einen Zank von Blumenjungfern. Da bekam ich den alten Jungen nicht mehr von der Stelle. Er hielt sich die Hüften und ächzte — vor Lachen. „Nein,“ keuchte er, „so hab' ich in all den 30 Jahren nicht mehr gelacht wie jetzt in dieser einen Viertelstunde.“ Und das ist der hervorstechendste Wesenszug des Kölners, daß er die schlimmsten Dinge im Spiegel des lachenden Philosophen auffängt, dadurch ihre Herbe mildert, ihr drückendes Schwergewicht leichtert. Humor ist die Sonne, die ihn wärmt und durchleuchtet, das Leben ihm lieb macht, auch da, wo es drückt und lastet. Nicht jeder begreift 's, nicht allen gefällt 's — aber wer nur einen Nerv hat zu hören und zu fühlen, den ergreift es mit, und nicht lange währt es, bis er „eingekölscht“ ist.

So ist es daheim und draußen, bei der Arbeit und in der Gesellschaft, bei arm und reich, bei hoch und niedrig. In keiner Fabrik, in keinem Kontor, bei Gericht nicht und nicht in der Schule, im Börsenwirrwarr und bei Stadtratsberatungen fehlt nicht der Schalk mit seinem treffenden Witz, seinem heilsam lindernden Humor. Daß deshalb die Werke des Alltags schlechter gingen, die Arbeit minder flösse, der Ratschlag weniger frommte, das wird selbst Herr Griesgram nicht zu behaupten wagen.

Wohl hat die Not des Krieges und der Nachkriegszeit auch auf den frohen Sinn des Kölners erkältend gewirkt, wohl ist sein Humor heute weniger laut — aber verstummt, gestorben ist er nicht. Aus der Öffentlichkeit freilich hat er sich ein wenig zurückgezogen, auch das Leben in den „Lokalen“, wie der Kölner das Wirtshaus aller Rangstufen nennt, wird heute vom Berliner- und Parisertum beherrscht, ist selbstgefällig, frech, flach und fade; selbst die Kölner Stammkneipe „et Bräues“ und die „Wingstuv“ hallen nicht mehr wie einst vom Knall und Schall der „Krätzchen“ (Schnurren) wider. Der Bürgersmann, dessen Sondergut eben der Humor ist, ist auch hier selten geworden; die Sorge ums liebe Brot der Seinen lastet zu schwer. Aber ausgestorben ist die Art trotz allem nicht; sie wird wiederkommen, sobald das Leben erträglicher wird.

Als Gegensatz zu dieser frohleichten Lebensauffassung mag dem Fremden und Fernstehenden die Frömmigkeit erscheinen, die von alters her dieser Stadt der Kirchen und Kapellen den Namen der „billigen“ gab. Dem Nichtrheinländer und Nichtkatholiken mag bei oberflächlicher Betrachtung die Religiosität des Kölners als etwas Widerspruchvolles erscheinen — und vielfach hängt man da draußen der Stadt Virorum obscurorum auch heute noch gern das Mäntelchen der Scheinheiligkeit um. Das ist töricht und ungerecht. Wer den Kölner kennt, weiß, daß seine Frömmigkeit echt ist, daß sie vor allem frei ist von Heuchelei und Glaubenshaß. Dem Herrn in Freuden zu dienen, ist katholische, ist insbesondere kölnische Art, und Unduldsamkeit, wirkliche Unduldsamkeit dürfte hier nur selten zu finden sein. Wie im Geschäft und bei der Arbeit, so bleibt auch der Kölner ein fröhlicher Christ, dem Nächstenliebe angeboren, einfach Gemütssache ist.

(Fortsetzung auf Seite 80.)



Dr. Alfred Mombert,
bedeutender Dichter mystischer Richtung (siehe die Würdigung auf Seite 79), begeht am 2. Februar seinen 50. Geburtstag. (Hofphot. E. Gottmann, Heidelberg.)



Minister-Zusammenkunft in München. (Phot. Oswald Heiderich, München.)
Von links nach rechts, erste Reihe: Erster Bürgermeister Schmit, württembergischer Gesandter v. Moser, württembergischer Staatspräsident Dr. Hieber, bayrischer Ministerpräsident Graf Lerchenfeld, badischer Staatspräsident Dr. Hummel, bayrischer Minister des Innern Dr. Schweyer, Bürgermeister Dr. Küfner, Unterrichtsminister Dr. Matt.



Helene Christaller,
namhafte Novellistin und Romanschriftstellerin in Jugenheim an der Bergstraße, feiert am 31. Januar ihren 50. Geburtstag. (Phot. A. Schröder.)

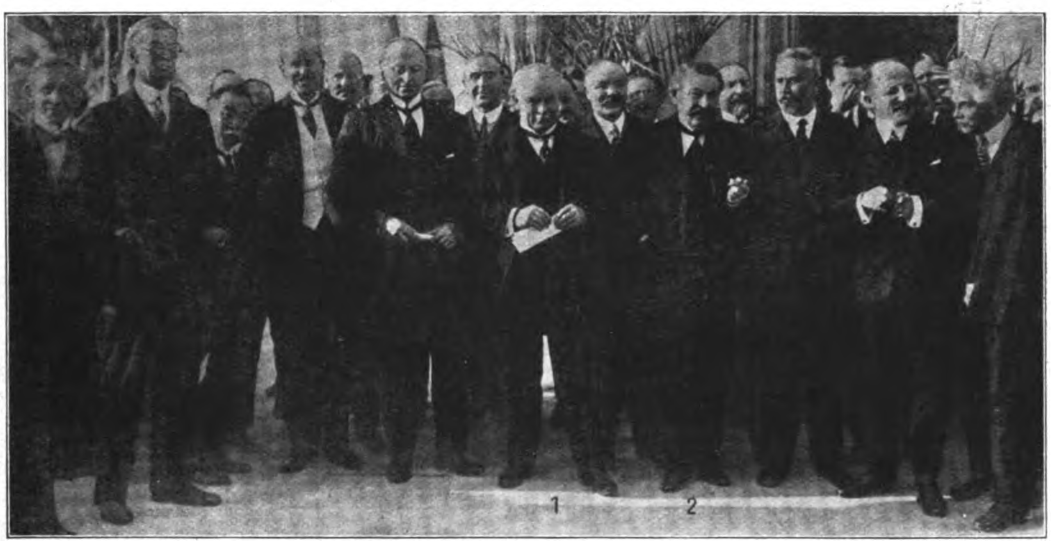


Von der Indienreise des Prinzen von Wales: Der Prinz mit einem von ihm erlegten Tiger inmitten seiner englischen und indischen Begleiter.



Von der von der Deutschen Gesellschaft für Auslandsbuchhandel in Leipzig mit großem Erfolg veranstalteten Ausstellung „Das Deutsche Buch“ im Haag (Holland): Blick in einen Ausstellungsraum.









Von der Konferenz in Cannes: Die Promenade in Cannes. (Phot. Heinr. Schmorrde, Herrnhut.) Oben links: Der deutsche Sachverständige Minister a. D. Dr. Walther Rathenau beim Verlassen des Konferenzgebäudes. Mitte: Die Delegierten der Alliierten vor dem Konferenzgebäude (1. Lloyd George, 2. Briand). Rechts: Der neue französische Ministerpräsident Poincaré, der nach dem Rücktritt Briands die Regierung übernahm.



Dr.-Ing. e. h. Robert Garbe,
Geheimer Baurat, der Schöpfer der neuzeitlichen Heißdampflokomotive, vollendete am 9. Januar sein 75. Lebensjahr. (Phot. Alfons Weghuber, Berlin.)



Alanson B. Houghton,
der neue amerikanische Botschafter in Berlin. Er steht im 59. Lebensjahre und ist ein Kenner deutschen Wesens, da er in Berlin und Göttingen studiert hat.



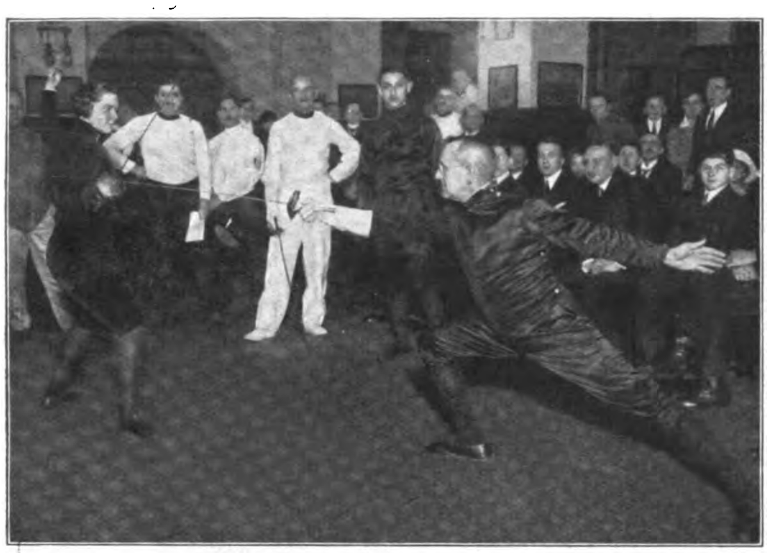
Joseph Schraffl,
von 1918 bis 1921 Landeshauptmann von Tirol, der tatkräftigste Vertreter des Anschlusses an Deutschland, † am 11. Januar in Innsbruck im Alter von 67 Jahren.



Heinrich v. Tiedemann-Seeheim,
Major a. D. und Rittergutsbesitzer, Mitbegründer des Deutschen Ostmarken-Vereins, † in Berlin im 79. Lebensjahre.



Geh. Hofrat Alfred Kröner,
einer der verdienstvollsten deutschen Verleger, von 1908 bis 1920 in Leipzig, danach in Stuttgart, † am 2. Januar in Berlin, 60 Jahre alt. (Phot. Pieperhoff, Leipzig.)



Von der 25-Jahr-Feier der Deutschen Fechterschaft von 1896 zu Berlin am 15. Januar: Frl. Kritz vom Fechtklub Offenbach, die beste deutsche Fechterin, ficht gegen Herrn Erkradt D'Bary, Vorsitzenden der Deutschen Fechterschaft von 1896.



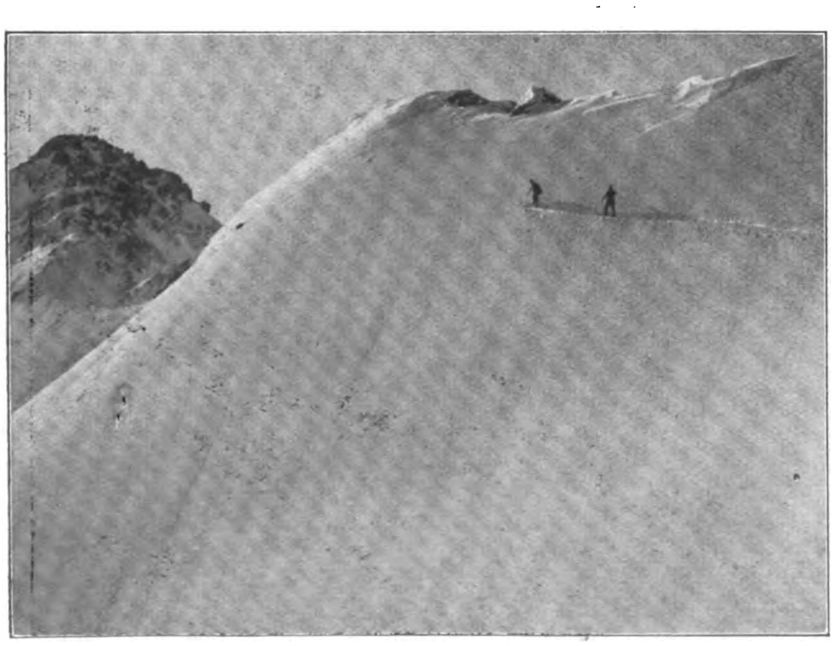
Vom Fest der Sportpresse im Sportpalast zu Berlin: Tauziehen der Jockeis.



Das erste Deutsche Reichsrodeln auf der Neuen Schlesischen Baude in Schreiberhau am 8. Januar: Frl. Helene Meergans (Krummhübel), die Siegerin im Damenwettbewerb, geht durchs Ziel (Zeit: 4,22).



Um die deutsche Skilaufmeisterschaft in Krummhübel am 15. Januar: Der neue deutsche Skimeister Vincenz Buchberger (St. Peter) bei seinem 31-m-Sprung.



Zu dem Lawinenunglück am Sulzkogel in der Stubaier Gruppe: Die Unfallstelle zwischen Sulz- und Gamskogel. (Phot. Karl Dornach, Innsbruck.)



Zum 75jährigen Jubiläum des „Großen Sprudels" in Bad Nauheim: Der Sprudelhof mit dem heilkräftigen, heißen, salz- und kohlensäurehaltigen Hauptsprudel.

Herren Felix Spielmanns Hausdamen

Roman von Helene v. Mühlau.

(8. Fortsetzung.)

Na — weißt du, Häuslein," unterbrach hier Spielmann die Rede, „das klingt ja, als ob ich einfach mit ausgestreckten Händen dagestanden wäre und hätte nichts anderes getan als einfach aufgefangen, was nur da vom blauen Himmel herunterfiel — — —"

„Ist 's denn viel anders gewesen, lieber Freund?" entgegnete Häuslein halb freundlich — halb giftig. „Hast du viel anderes getan als aufgerafft — hm? Es ist doch wirklich, als ob die famosen Papierlappen Beine oder Flügel besäßen, und als wären sie alle nur von dem **einen** Wunsche beseelt, zu Felix Spielmann hinzulaufen oder hinzufliegen."

„Na — weißt du," sagte Spielmann noch einmal, und sein Gesicht war hochrot geworden, „na, weißt du, Häuslein — schön ist das nicht von dir, daß du mich als so einen Troddel oder Gierlappen hinstellst. Erstlich mal hab' ich in all dieser Kriegszeit geschuftet, als wenn ich nicht ein einziger, sondern als wenn ich zehn Felix Spielmanns zusammen wäre, und dann —"

„Sag' mal, Spielmann," unterbrach hier Häuslein wütend, „redest du, oder rede ich? Ich glaube, ich war derjenige, der ans Glas geklopft hat. Aber das ist ja nun einmal so, wenn das Schicksal einem den Mammon gibt, dann hat es nicht gleich die Gefälligkeit, ihm auch das nötige »Benimm dich« dazu zu schenken. Aber nichts für ungut — nur das eine — und das darfst du mir nicht übelnehmen — das eine muß ich noch erwähnen, Spielmann: Ohne den Rat deines guten Freundes Häuslein hätte alles ebensogut einen völlig anderen Verlauf für dich nehmen können — — —"

Spielmann sagte nichts mehr; er hatte den Mund schon geöffnet zu irgendeinem Wort, das Schmerz oder Entrüstung ihm eingaben, aber dann schwieg er doch und ließ den Kopf sinken. In seine Augen war wieder der jungenhaft betrübte Ausdruck gekommen, der Margot mit allem, was ihr nicht an ihm gefiel, immer wieder versöhnte.

„Ja also, verehrte Anwesende, ich komme zurück auf das, was ich eben sagte: das Glück, diese ewig launische Göttin — —" Hier entstand ein Zwischenfall, denn die hochblonde Dame hatte sich heftig verschluckt, und der Assessor mußte ihr seine ganze Aufmerksamkeit schenken. In Häusleins Nase stieg der verführerische Duft des feinen Flügeltieres, von dem er noch nichts angerührt hatte, während die anderen ihre Teller bereits geleert hatten. Spielmann, aus seiner Trauer erwacht, hielt ein Entenbein in der Hand und knabberte mit sichtlichem Behagen daran herum, und nun kam auch der Assessor mit seiner Dame zurück. Keiner von der Tafelrunde schien Lust zu haben, den Ausführungen Häusleins weiter zu folgen, und da war auch schon wieder der schwarz befrackte Kellner, der einem den Teller einfach rücksichtslos fortnahm, wenn man ihn nicht gewaltsam daran hinderte. Er setzte sich also, griff schnell nach der Schale mit dem feinen Selleriesalat, ließ sich auch die Kompottschüsseln reichen und begann in großer Geschwindigkeit zu essen, denn schon erglänzte das köstliche Melbaeis in einer länglichen, geschliffenen Schüssel, und die hochblonde Dame hatte bereits mehr als das, was **einer** Person zukam, in Anspruch genommen.

Die hochblonde Dame tauchte jetzt mit ihrem Löffel in das Melbaeis ihres Assessors, und als der eine unwillige Bemerkung machte, schlang sie ihm den Arm um den Hals.

„Fritzeken, du wirst doch nicht! Wie bist du denn nur heute abend? Ich kenne dich ja nicht wieder. Mal ein bißchen aufrappeln, wie! Ein Liedchen singen! Kinder, kennt Ihr das schöne neue Lied vom Mond? Nee — kennt Ihr nicht — hört mal zu: Wenn du glaubst der Mond geht unter — der geht ja nicht unter, der scheint ja nur — Ja, wenn du glaubst der Mond geht unter — der geht — — —"

„Still, Molly — heute abend nicht!" Der Assessor sagte das in einem ganz ungewohnt harten Ton; es war ganz unbegreiflich. Sonst konnte er's doch nicht abwarten, bis sie anfing zu singen. Und heute — — — Ihre Blicke ruhten feindselig auf dem bleichen, entsetzten Gesicht des fremden Mädchens im schwarzen Kleid, das nach nichts aussah, und das die ganze Stimmung dieses Abends verdarb.

Margot Ulriki fühlte wieder die geistige Hand des Doktors Bleicher, der sie mit zartem und doch festem Druck gefaßt hielt. „Kein Ding in der Welt gibt es, das nicht irgendeine Existenzberechtigung besäße; man muß nur die richtige Einstellung dazu haben. Immer für die eigene Person einen festen, unverrückbaren Standpunkt haben, dann ist alles andere etwa wie ein Theaterstück, das an einem vorüberrauscht. Man lernt an allem, was das Leben bringt, und es schadet nichts, wenn man viel sieht und viel erlebt. Nur fest in sich selbst sein — nur die eigene Sphäre nicht durchbrechen lassen!"

Niemand hörte des Doktors Worte, denn alle übrigen waren jetzt in eine lebhafte Debatte über Devisenspekulationen hineingeraten. Spielmann ereiferte sich. „Nee, Häuslein," rief er aus, „das kannst du nicht sagen — hineingetrieben hab' ich dich in nichts. Nur ein paar Tips hab' ich dir gegeben und hab' es im übrigen deiner eigenen Schlauheit überlassen, damit anzufangen, was du willst!"

„Hast du gut sagen", höhnte Häuslein. „Rat geben, ist gut — aber für die Folgen einstehen, das ist 'ne andere Sache. Aber verlang' ich auch gar nicht — fällt mir gar nicht ein, so was zu verlangen! Meinethalben mag ich zu den Opfern der Zeit gehören; wir kleinen Rentner können uns getrost ja den Strick schon drehen, an dem wir eines Tages am Türpfosten oder am Fensterkreuz hängen. Aber nun erzählen Sie mal weiter, Herr Assessor — Sie meinen, Elektrizität sei immer gut! Glaub' ich auch. Aber wie kommt man an so was ran? Haben Sie irgend 'ne Verbindung — wie? Sie haben doch so ein paar Fühlfäden zur Großindustrie. Ihr Onkel ist Generaldirektor von irgend so 'nem Riesenraubtier und natürlich Aufsichtsrat und dergleichen. Kennt man ja — wo Tauben sind, da fliegen Tauben hin. Also legen Sie mal den Eisenpanzer, den Sie um Ihr Herz tragen, ab, und geben Sie einem armen Rentner einen Tip — er wird es Ihnen danken."

Der Assessor zwinkerte mit den Augen, er fühlte sich geschmeichelt, dachte aber gar nicht daran, mit irgend etwas herauszurücken.

„Nee, diese Kiste gefällt mir nicht!" rief Fräulein Molly aus und gähnte, ohne eine schützende Hand vor ihren rosigen Mund zu halten. „Immer nur von Geld — wo und wo man aber auch nur hinkommen mag — es brauchen nur ein paar Männer zusammenzusitzen — gleich ist diese scheußliche Geldsache auf dem Tapet. Und dann kriegen sie alle so schlaue und listige und gierige Gesichter. Pfui Teufel noch mal! Ich weiß auch, daß Geld zum Leben notwendig ist, viel Geld sogar — aber dafür ist der Tag ja lang genug, damit man sich damit abgibt. Am Abend kann man doch wahrhaftig was anderes denken und reden. Meinen Sie nicht, Fräulein?"

Sie wandte sich an Margot, und ihr Gesicht verlor etwas von dem frechen und leichtfertigen Ausdruck, als sie in Margots ernste Augen blickte.

„Vielleicht haben Sie recht!" sagte die leise, und man fühlte, daß sie sich stark überwinden mußte, um die gut gemeinte Frage des Mädchens nicht unbeantwortet zu lassen. Aber da war schon wieder diese gute unsichtbare Hand, die die ihre nahm und ihr half.

„Recht hat sie, das Fräulein Molly", rief nun Spielmann. „Mich widert's auch schon an, immer und immer nur von diesen Devisenmanövern und Steuermanipulationen zu sprechen — es hängt einem zum Halse heraus!"

„Hast du gut sagen!" rief Häuslein wieder hämisch aus. „Wer im Fettopf sitzt, fühlt es nicht, wie es denen, die auch gern ein bißchen Butter aufs Brot hätten, zumute ist."

Fräulein Molly prustete laut los. „So siehst du aus!" rief sie wieder. „Was essen Sie denn auf Ihrem Brot, Herr Häuslein? Gänseleberpastete, wie? Oder Kaviar? Aber nun bitte wirklich, die Herren — seien wir fidel. Fritze, laß mal die Pralinés rundgehen, und schäl' mir 'ne Orange. Oder soll ich eine schälen? — Ach Sie, Fräulein, da drüben, machen Sie doch nicht so 'n bitter böses Gesicht. Wir sind doch hierhergekommen, um fröhlich zu sein. Sonst sind die Herren außer Rand und Band, wenn so 'n Souper seinem Ende entgegengeht, und heute sind sie wie Pferde, die Scheuklappen anhaben — keiner wagt sich, ein Wort zu sagen — — —"

Der Assessor hatte ihr Handgelenk mit scharfem Griff umfaßt; sie stieß einen kleinen Wehlaut aus, aber sie schwieg.

„Nein, Sie sind nicht allein — es ist jemand bei Ihnen, der alles weiß, alles fühlt. Wer fest und stark in sich selbst ist, den vermag so ein bißchen Liederlichkeit nicht herabzuziehen. Kopf oben — das Beste ist schon, Sie halten stand."

Niemand außer Margot hörte es, was der Doktor so hauchleise sagte, daß es wieder nur wie ein Sprechen von Seele zu Seele war.

Der Kellner brachte den Mokka — in reizenden winzigen Tassen ward er serviert. Die Herren gossen sich einen Kognak in das exquisite Getränk; die Damen bekamen einen süßen Likör.

„Haben Sie den neuesten Jimmy schon tanzen sehen, meine Herren? Göttlich, ich sage Ihnen, göttlich! Wir gehen doch nachher in die Amorsäle? Da werden Sie die Augen aufreißen! Schade, daß Sie so dunkel angezogen sind, Fräulein! Dadurch werden Sie nur erstaunte Blicke auf sich lenken. Geben Sie mal Obacht, meine Herren!"

Sie stand auf einem Stücklein freien Raumes zwischen Tisch und Kredenz. Das helle Licht der Deckenlampen fiel auf sie herab. Sie hatte eine wundervolle Figur: eine gewisse Fülle, und war doch prächtig schlank und schmal und geschmeidig wie eine Katze. Sie tanzte und sang mit scharfer, schon stark abgesungener Stimme dazu. Spielmann, der ein Glas Sekt nach dem andern herunterstürzte, sang mit ihr. Häuslein mit glänzenden, stechenden Augen schnalzte mit der Zunge und lachte in sich hinein, und der Assessor haschte nach der Hand seiner Schönen, küßte sie und ließ sie wieder frei.

Plötzlich geschah etwas Seltsames. Fräulein Molly hatte sich auf den Boden fallen lassen; sie stieß einen merkwürdig unartikulierten Laut aus. Der Assessor hob sie auf — er benannte sie mit Scherz- und Kosenamen, aber Fräulein Molly weinte — sie schluchzte — sie weinte unbändig — maßlos, verzweifelt: „Laßt mich los — laßt mich in Ruhe — Ihr alle, alle! Ich hasse Euch, Ihr seid mir widerlich! O Ihr — Ihr — Ihr — —"

Der Assessor hielt ihr ein Glas Sekt an den Mund. „Hast du schon wieder mal deinen Koller, Mollymaus — schon mal wieder vollkommen meschugge?"

Aber sie schlug die Hand, die das Glas hielt, fort, der Sekt ergoß sich über ihr schönes Kleid — sie merkte es nicht: „Wie die da drüben will ich sein — auch so ein schwarzes Kleid tragen — und solche Haare und so still sein und — und — —" Immer lauter wurde das Weinen — der Assessor hielt sie mit beiden Armen umfaßt.

„Sollst du ja haben, Mollymaus: ein noch viel schwärzeres Kleid, und meinetwegen auch solche Haare — aber still sein, Kindchen — gut sein, Kleinchen — — —"

Der Doktor war aufgestanden; er hielt die zitternde Margot an der Hand. „Haben Sie Ihr Auto mitgebracht — oder was soll werden, Spielmann? Auf jeden Fall sorgen Sie für Fahrgelegenheit. Dem gnädigen Fräulein ist nicht wohl. Vielleicht aber wäre es am besten, wir mieten ihr ein Zimmer hier im Hotel!"

Spielmann begriff nicht sogleich, was der Doktor ihm klarzumachen versuchte, und auch der sonst so gewandte Häuslein war schwer von Begriff.

„Wir wollen doch gleich in die Amorsäle! Das gnädige Fräulein soll doch das Nachtleben unserer Stadt kennenlernen!" stotterte er dann.

„Haben Sie Ihr Auto oder nicht?" wandte sich der Doktor noch einmal an Spielmann, und der fing an zu verstehen.

„Ach, du lieber Gott — dem gnädigen Fräulein ist nicht wohl? Ja, natürlich haben wir das Auto. Aber den Chauffeur haben wir nach Hause geschickt. Häuslein muß uns fahren!"

„Das hast du gut sagen: Häuslein muß uns fahren, du Gemütsmensch, du! Häuslein will aber in die Amorsäle genau so gut wie Ihr. Ah, da ist ja unser Fräulein Molly wieder zu sich gekommen. Lacht schon wieder und futtert Pralinés. Ist ganz amüsant, so 'n Intermezzo! Nehmen Sie sich ein Beispiel an ihr, gnädiges Fräulein, und seien Sie kein Spielverderber! Ich sage Ihnen, es ist glänzend, es ist verheerend schön in den Amorsälen!"

Spielmann aber war nun Herr der Situation; die Ritterlichkeit in ihm war wiedererwacht; die guten väterlichen Gefühle für das feine Mädchen, das der Zufall in sein Haus gespielt hatte, lebten auf in ihm.

„Also, Häuslein, du wirst uns fahren — 'ne halbe Stunde Nachtluft tut dir nur wohl! Nachher kommst du zurück, und wir fahren in die Amorsäle!"

„Aber das gnädige Fräulein sollte doch unser Nachtleben kennenlernen — ihretwegen ist doch der ganze Abend in Szene gesetzt worden?"

„Wollen Sie uns fahren oder nicht?" wandte sich nun der Doktor scharf an Häuslein. „Sie sehen, dem gnädigen Fräulein ist nicht wohl. Ich begleite sie bis zu Herrn Spielmanns Haus."

Es lag Unbehagen und Unfreundlichkeit in Häusleins Gesicht, aber er sah, daß ihm nicht anderes übrigblieb, als gute Miene zu machen.

„Also bon! Du kannst dableiben, Spielmann! Kannst ja inzwischen dich mit dem Ober auseinandersetzen. Ich fahre mit 40-km-Geschwindigkeit; in 'ner knappen halben Stunde bin ich wieder da!"

Wenn je in Margot Ulrikis Leben Traum und Wirklichkeit sich ineinander so unentwirrbar vermengt hatten, daß eine Klärung unmöglich war, so war das an diesem Abend, in dieser Stunde der Fall. Immer war da ein starker, unbeeinflußbarer Wille neben ihr, war da ein Geist, der sie lenkte, eine Seele, die sie begriff — war da eine Wärme, ein Geborgensein — ein Glück. — O Gott, lieber, lieber Gott — was war das denn nur? Was sollte all das bedeuten?

Sie saß im dunklen Wagen; kalte und doch milde Nachtluft strich um ihr heißes Gesicht; tiefblau wölbte sich das Firmament über ihr. Sterne funkelten, eine Mondsichel goß silbernes Licht auf die graue Erde. Ein Streifen Milchstraße erglänzte — und der kleine Wagen flog dahin, als ob er die Erde nicht berührte.

Margots Hand lag in der des fremden Mannes, der neben ihr saß. Fremd! Was heißt denn „fremd"? Gibt es nicht Menschen, die von der ersten Sekunde ihres Zusammentreffens an zu einem „Eins" ver-

schmelzen? Ist es ein Märchen, daß sehnsüchtig suchende „Hälften“ durch die Welt schweifen, daß sie entweder zugrunde gehen an diesem Suchen oder in unsagbarer Seligkeit der andern Halbseele, die ebenso sehnsüchtig suchte wie sie selbst, zufliegen?

Margot Ulriki und der Doktor Bleicher — zwei suchende Sehnsuchtsmenschen, die sich gefunden hatten — ohne Worte noch — nur im Gefühl — nur im wilden, jauchzenden Schlag ihrer Herzen!

Hermann Häuslein ließ den Wagen in allerhöchster Geschwindigkeit rasen. Die Amorsäle lockten, warteten — winkten — hier draußen aber war es kalt und ungemütlich. Eine empfindliche Puppe — diese Hausdame! dachte er ingrimmig. Ein höchst langweiliges, temperamentloses Geschöpf — Na, ich werde dem Spielmann meine Meinung sagen. Er soll mal mit der unsinnigen Verwöhnerei aufhören. Diesen kostbaren Abend hat sie uns doch richtig verkolkt! Na, nun noch zwei Minuten, dann war man da. Hallo, nun konnte man noch etwas toller sausen lassen — und zurück im selben Tempo, dann war man in zwölf Minuten wieder in der Stadt!

Alle Teufel noch mal! In hohem Bogen flog Häuslein von seinem Sitz herunter. Hatte da ein Baum gestanden? Er griff sich an den Kopf. Er war gut davongekommen — weich gefallen! Der Wagen aber war auf die Seite geworfen; die schwarze Silhouette des Doktors war sichtbar, obgleich die Lampe nicht mehr brannte. Er beugte sich zur Erde nieder, und nun hörte Häuslein ein leises Stöhnen.

„Fassen Sie an,“ sagte der Doktor mit heiserer Stimme, „so — unter der Schulter halten Sie sie! Können Sie auftreten, gnädiges Fräulein? Nein, wenn es weh tut, dann lassen Sie sich ruhig hängen — es sind nur wenige Schritte — haben Sie keine Angst!“

„Ich kann gehen,“ sagte Margot leise, „es ist wohl nur der Schreck. Ach — und der Wagen wird beschädigt sein!“

„Sorgen Sie sich nicht um den Wagen! Stützen Sie gut, Häuslein. So, da ist schon das Haus, und oben brennt noch ein Licht. Wir werden also klingeln!“

Eine Minute später kam Trude die Treppe herabgestürzt — sie sah noch halb entrückt aus, wie jemand der sich in fieberhafte Spannung hineingelesen hat. Sie begriff gar nicht gleich, was los war.

„Eine Panne,“ erklärte der völlig nüchtern gewordene Häuslein, „und das gnädige Fräulein fühlt sich nicht wohl!“

„Doch nicht verwundet?“ schrie Trude auf und faßte das Fräulein am Arm.

„Nein, nur vom Schreck etwas benommen! Es ist gar nichts, Herr Doktor — Sie sehen, ich kann ganz gut wieder gehen. Ich danke Ihnen herzlich; Sie waren sehr gut zu mir, Herr Doktor! Wie aber werden Sie in die Stadt zurückkommen?“

Häuslein war schon in die Garage gelaufen, um den Chauffeur zu wecken. Der Doktor stand neben Margot, während Trude hinaufgeeilt war, um die Pantoffel des gnädigen Fräuleins zu holen. Der Doktor wollte den Fuß, der in den ersten Augenblicken nach dem Sturz geschmerzt hatte, untersuchen.

„Morgen komme ich — gnädiges Fräulein — — Fräulein Margot — morgen komme ich! Wir haben uns doch ganze Welten zu sagen — wir müssen beraten — wir müssen handeln — — Fräulein Margot — Fräulein Margot! Ich habe zum Januar doch meine Berufung nach Berlin — ich bin ein armer Teufel — aber ich habe Kraft und Arbeitsfreudigkeit für zehn. Vom Januar ab bin ich ein Mensch, der einen zweiten ernähren kann — vom Januar an — Sie wissen alles, nicht wahr?“

Nun kam Trude die Treppe hinab; sie war verstört — ihr bangte um das Fräulein. Der Doktor untersuchte den Fuß. Nein, es war nichts geschehen — alles in Ordnung.

„Aber Sie werden sich schonen, nicht wahr? Fräulein Trude, Sie sorgen für das gnädige Fräulein — das müssen Sie mir versprechen!“

„Wie 'ne Mutter für ihr Kind!“ versprach Trude und dankte für irgend etwas.

„Morgen komme ich nachsehen — morgen um die zwölfte Stunde! Schlafen Sie wohl! Ganz ruhig sein — nur an das Gute und Schöne denken! Gute Nacht!“

Noch ein Druck dieser fremden und doch so vertrauten Hand — ein träumerisches, abwesendes, glückseliges Lächeln — und eine Viertelstunde später im weißen Bett — im dunklen Zimmer!

„Mutter — Mutter!“ Ihre Hände waren gefaltet — ihre Augen voll Tränen. „Mutter, liebe Mutter, was ist mit deinem Sorgenkind geschehen!“

Fünftes Kapitel.

Häuslein und Spielmann saßen zusammen unten in den Klubsesseln des vor Neuheit glänzenden Arbeitszimmers und beratschlagten.

Nee — eine ganze Junge, die noch nichts von der Welt kannte — so ein Küken, das man mit Samtpfoten anfassen mußte, nahmen sie nicht wieder ins Haus. Es war ja im tiefsten Grund eine Gemeinheit von dem Doktor Bleicher gewesen, daß der sie ihnen von heut auf morgen abspenstisch gemacht hatte — aber — nun ja: Undank ist der Welt Lohn. Und wenn er sie denn wirklich heiraten wollte, war's ihm ja schließlich nicht zu verdenken.

„Du bist und bleibst ein sentimentaler Idealist, trotz deiner geschäftlichen Gerissenheit, Spielmann. Daran ist nun einmal nichts zu ändern. Aber hör' mal zu. Ich hab' da gestern eine Zeitung gekauft, und darin hab' ich zufällig folgendes gelesen: »Dame gesetzten Alters, durch den Krieg in Notlage versetzt, sucht Stellung in nur vornehmen Hause als Hausdame oder Gesellschafterin!« Gesetzten Alters — das hat mir eingeleuchtet, wiewohl der Begriff »gesetztes Alter« ja einen weiten Spielraum umfaßt. Was meinst du, Spielmann, schreiben wir ihr?“

Spielmann kaute an seinem Bart. „Du, Häuslein, ich stoße mich ein bißchen an dem Wort »vornehm«. Sie schreibt doch »in nur vornehmem Hause«!“

„Na, weißt du, Spielmann, wenn du das nicht vornehm nennst! Wo sie hinsieht, blickt ihr was Kostbares entgegen. Sie kann ihre Füße auf Perserteppiche setzen, sie fährt im eigenen Auto; der Löffel, den sie zum Munde führt, ist aus schwerstem Silber. Sie hat ein perfektes Mädchen, einen Chauffeur, den sie sich schließlich noch als Diener herausputzen kann, und sie kriegt ein Boudoir, das für eine Prinzessin genügen würde. Wenn du all das nicht »vornehm« nennst — ja, um alles in der Welt, was ist dann sonst »vornehm«? Das einzige — verzeih mir, Spielmann — ich will dir nicht weh tun — denn ich weiß, du bist empfindlich: das einzige, was noch nicht ganz in den Rahmen hineinpaßt — das bist du selbst. Nee — nun bleib nur mal ruhig — ich meine es nur gut, und du wirst es einem alten Freunde nicht verübeln, wenn er dir ein paar Ratschläge erteilt. Du mußt dir so n' paar Formen angewöhnen, die nun einmal für ein Leben, wie du es jetzt führst, erforderlich sind. Es gibt da so eine neumodische Einrichtung in der Stadt — 'ne Art Unterrichtskursus. Da kannst du ein paarmal hingehen, dann weißt du alles, wie's gemacht wird. So z. B. lernst du tadellos essen — und vorstellen und — — —“ Aber da ward Spielmann unwirsch, und eine blaue Ader erschien auf seiner Stirn — für Häuslein immer ein Zeichen, ganz schnell einzulenken, besonders dann, wenn er vorhatte, irgendeine Gefälligkeit in finanzieller Beziehung vom Freunde zu erbitten, und das hatte er heute vor.

„Also beruhige dich, Spielmann, und laß dich durch das Wörtchen »vornehm« nicht stutzig machen. Irgend jemand müssen wir haben, und Trude freut sich schon auf die neue Hausdame. Sie hat doch geweint wie ein Schloßhund, als Fräulein Margot abgereist ist.“

Spielmann war zwar nicht völlig einverstanden, aber auch er sehnte sich nach einem weiblichen Wesen, mit dem man ein vernünftiges Wort reden konnte.

„Also schreiben wir, Häuslein. Du kannst diktieren, und ich schreibe; sonst kriegen wir später wieder zu hören, daß der Brief gar nicht von mir geschrieben wäre. Das hat ja Fräulein Margot nicht gerade als Vorwurf ausgesprochen, aber sie hat es doch erwähnt!“

„Also los, Spielmann — setz' dich an deinen Diplomat und schreibe!“

Spielmann schrieb emsig, was Häuslein diktierte, er wußte aber nicht, was er schrieb.

„Wie wollen wir's denn machen, hm?“ fragte Häuslein. „Wieder erst das Bild schicken lassen — oder kann sie gleich in eigner Person antreten?“

„Ich lege keinen Wert auf ein Bild — diesmal nicht! Was hat man davon, wenn eine bildschön ist und wird einem weggeheiratet? Ein Scheusal wird sie ja — so Gott will — nicht sein, und schließlich geht es schneller, wenn sie selbst gleich kommt!“

Häuslein ging mit den Händen in den Hosentaschen im Zimmer auf und nieder, während er langsam diktierte, und Spielmann wischte sich zu wiederholten Malen den Schweiß von der Stirn — nicht so sehr wegen der Arbeit, die ihm das Schreiben verursachte, als wegen des Aufruhrs von Gefühlen, die in seiner Brust tobten.

Ach, wenn doch ein gutes, liebreiches, herzliches Wesen in sein Haus käme! Eine, die ihm gut wäre, die ihn verstand, die ihn nahm, wie er nun einmal war, so, wie seine Minna es getan hatte! Und dann noch eins: Wenn er's doch dem Häuslein beibringen könnte, daß der ein bißchen zurückhaltender würde und ihn, den eigentlichen Hausherrn, nicht immer in den Schatten drängte.

„So, bist du fertig? Laß mal durchlesen, ob keine orthographischen Fehler drin sind. Nein, hast du fein gemacht, Spielmann. Du hast eigentlich eine ganz charaktervolle Handschrift. Es steckt da was drin. Nun schreib auch gleich noch die Adresse — und dann schicken wir Trude zur Post.“

Er lief zum Flur und rief Trude herbei. „Stell' auch 'ne Flasche kalt, schönes Kind! In dem Brief, den du da zur Post tragen sollst, haben wir uns die neue Hausdame verschrieben. Sollst mal sehen, das wird 'ne feine Nummer.“

„Ich freu' mich!“ sagte Trude. „Ich kann das Fräulein Margot noch gar nicht vergessen!“ Häuslein streichelte ihr die Wange, ließ sich von Spielmann den Brief reichen und drückte ihn ihr in die Hand.

Sie saßen dann wieder in den Klubsesseln, und Häuslein rückte, vorsichtig tastend, mit seinem Anliegen heraus.

„Ich denke manchmal, du überschätzt mich finanziell ein bißchen, Häuslein!“ Spielmann sagte das langsam und mit einer fühlbaren Traurigkeit in der Stimme und im Ausdruck seines Gesichts. „Du vergißt zum wenigsten immer, daß die Steuer mir rund sechzig bis fünfundsechzig Prozent abnimmt, Häuslein, und daß mein Privatleben jetzt doch auch einen ganz ansehnlichen Stoß von diesen verfluchten Papierlappen verschlingt. Na ja — ich weiß schon — du wirst mir wieder Undankbarkeit vorwerfen, weil du mir eine Reihe annehmbarer Vorschläge gemacht hast. Das beste von allem war ja, daß wir was über die Grenze gebracht haben — aber dabei hab' ich dich doch auch nicht leer ausgehen lassen — wenn ich also heute nicht ein ganz uneingeschränktes Ja auf deine Bitte sage, so — —“

Das Gesicht Häusleins war kalt und hart geworden.

„Und deine famosen Nebengeschäfte, Spielmann? All diese kleinen und größeren Manöver, von denen die Steuer nichts zu erfahren kriegt?“

Spielmann war blaß geworden. „Das wirfst du mir immer und bei jeder Gelegenheit wieder vor, Häuslein. Es ist nicht gerade schön von dir, denn auch das hab' ich doch auf deinen Rat hin getan!“

Er war jetzt wirklich tiefbetrübt, trat ans Fenster und trommelte gegen die Scheiben. Wie einsam war er doch — und wie empfand er diesen einzigen Freund, den er besaß, oftmals geradezu als einen Feind! Keinen Menschen in der Welt hatte er, der ihm seiner selbst wegen gut war — keinen einzigen Menschen! Seit die brave, treue, so oft zur Seite geschobene Frau unter der Erde lag, war da eine Lücke, die wohl nie, niemals wieder ausgefüllt werden würde! Aber dann ging es plötzlich wie ein Leuchten über sein Gesicht; er dachte an die neue Hausdame, an die er soeben geschrieben hatte. Ach — und eine tiefe, starke Hoffnung schwellte sein Herz. Wenn die nun solch ein Wesen wäre — wenn die gut und herzlich und verständnisvoll wäre! — — Das Leuchten in seinen Augen verstärkte sich — ein Gedanke war ihm gekommen, ein wunderschöner, befreiender Gedanke. Vielleicht ging es auf diese Weise zu machen — vielleicht würde er dadurch den Häuslein dazu bringen, sein Haus zum wenigsten in der ersten Zeit nach der Ankunft der fremden Dame ein wenig mehr zu meiden!

Er wandte sich um, er gewahrte den gespannten, fast drohenden Ausdruck im Gesicht des Freundes und ging auf ihn zu.

„Häuslein,“ sagte er mit nicht ganz sicherer Stimme, „ich bin bereit, dir zu geben, um was du mich bittest, wenn es mir auch einiges Überlegen verursacht über die Art, wie es auszuführen ist. Aber ich habe dann auch eine Gegenbitte an dich, die du mir nicht verübeln darfst!“

„Ich bin außerordentlich neugierig!“ entgegnete Häuslein und blieb stehen.

„Sieh mal, Häuslein, damals, als unsere erste Hausdame kam, warst du eigentlich mehr um sie herum als ich, der ich sie doch schließlich engagiert hatte. Ich will ja damit nicht sagen, daß das unserm Fräulein Margot unangenehm gewesen wäre — nein — ganz im Gegenteil — natürlich — ganz im Gegenteil — —“

„Ah, ich verstehe,“ unterbrach Häuslein den Freund, „also doch eifersüchtig! Na, Spielmann, ich hab' dir schon einmal gesagt: Eifersucht ist eine schlechte Angewohnheit und kann zur Krankheit ausarten. Und außerdem nützt dir das ja alles nicht. Diese sehr gebildeten Damen werden sich eben immer mehr zu mir hingezogen fühlen als — — — aber lassen wir das! Deine Bitte geht dahin, daß ich in Zukunft dein Haus meide, daß ich euer Tete-a-tete nicht störe — kurz, du gibst mir, wenn ich mich präzis ausdrücken soll, den Laufpaß. Ist nicht übel, lieber Freund — ist wirklich nicht übel!“

„So war es doch nicht gemeint, Häuslein — ganz sicher nicht!“ Aber der winkte nur mit der Hand ab, und es war gut, daß Trude jetzt mit dem Sekt hereinkam. So eine behagliche Stunde beim Schaumgetränk hatte schon manche böse Disharmonie zwischen den beiden Freunden wieder geglättet.

Nicht ganz eine Woche später fuhr Spielmann in einem funkelnagelneuen Wagen zum Bahnhof. Der Chauffeur in einem neuen weiten Pelzmantel lenkte das Gefährt.

Als der Zug heranbrauste, drängten sich die Menschen; es war ein Hasten, Rufen, Schreien, Umarmen und Händeschütteln, und Spielmann stand wieder genau an derselben Säule, an der er damals gestanden, als er das Fräulein Margot abgeholt hatte. Und auch alles weitere spielte sich in genau derselben Art ab wie damals; er versank wieder in Träume, vergaß die Wirklichkeit und wachte erst auf, als eine Dame mit weißem Tuch um den rechten Arm vor ihm stand und ihn fragte, ob er Herr Felix Spielmann sei.

Die Dame war groß und hatte eine stolze Haltung; sie sah fürstlich und feierlich aus, und sie überragte Spielmann um halbe Kopfeslänge.

Er war ganz entgeistert, als er endlich zu begreifen begann; er riß den Hut vom Kopf und stotterte zweimal hintereinander: „Ja, Spielmann ist mein Name — ich heiße Spiel.nann!“

(Fortsetzung folgt.)



Das Cape: Das neue lange Kleid mit Capejacke. Modell: Zwieback.
Modesonderaufnahme Claire Patek durch Franz Löwy, Wien.
(Siehe hierzu den Artikel auf Seite 80.)

Links: Die moderne Jacke mit dem neuen langen Ärmel. Schwarzer Seidenhut mit Kielen. Kostüm: Modellexporthaus Schostal & Ladrer. Hut: Blanche. — Mitte: Kurzes blaues Jackenkleid. Schwarze Lackbändchengarnitur auf hellem Grund. Schwarzer Seidenhut: Blanche. Kostüm (Trägerin: Die Tänzerin Annie Horvath): Modellexporthaus Schostal & Ladrer. — Rechts: Die moderne Jacke mit blusigem Rücken, Metallgürtel und Fransenseitenteilen. Kostüm: Modellexporthaus Schostal & Ladrer. Hut: Blanche.

Die neuesten Frühjahrskostüme.
Modesonderaufnahmen für Claire Patek durch Trude Fleischmann, Wien.

Das Cape: Weiß-schwarzes Wollcape. Modell: Wiener Werkstätte.
Modesonderaufnahme Claire Patek durch Franz Löwy, Wien.
(Siehe hierzu den Artikel auf Seite 80.)



Frl. Herta Ruß als Venus.



Hermann Henkels als Bacchus.



Max Pallenberg als Jupiter.

Von der Aufführung der Offenbachschen Operette „Orpheus in der Unterwelt" unter der Regie von Professor Max Reinhardt im Großen Schauspielhaus zu Berlin. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Der „Urfaust" am Landestheater in Meiningen: Gretchenzimmer. Gretchen (Hildegard Warsitz), dahinter Mephistopheles (Georg Oppel).
(Phot. L. O. Weber, Meiningen.) (Siehe hierzu den Artikel auf Seite 80.)



Ein seltenes japanisches Bildwerk aus Elfenbein, darstellend eine Totenbeschwörung.
Künstler: Masatsuna.



Der „Urfaust" am Landestheater in Meiningen: Schülerszene. Links: Student (Egon Buddi), am Tisch: Mephistopheles (Georg Oppel).
(Phot. L. O. Weber, Meiningen.) (Siehe hierzu den Artikel auf Seite 80.)

Deutsche Tierbildner: Ernst Zehle.

Von Prof. Dr. L. Heck, Berlin.



Deutscher Schäferhund (Polizei- und Sanitätshund).



Flüchtende Rehe.

Still und bescheiden haust er in der Schlüterstraße zu Charlottenburg; man muß hoch hinaufsteigen zu ihm und auf dem engen Flur zwischen Hirschgeweihen und Antilopenhörnern sich ordentlich durchwinden. Aber es lohnt; denn er leistet als Bildner wie als Maler Vortreffliches und namentlich auch für diejenigen Befriedigendes, die die Sache kennen: unsere heimische Natur draußen und das Wild, das sie belebt. In ein Naturdenkmal hat er sich sogar wissenschaftlich eingehend vertieft: in die letzten Reste unseres größten deutschen Nagetieres, des Bibers, die an der Elbe und der Mulde bei Magdeburg und Dessau noch nach Möglichkeit geschont und forterhalten werden. Ein sehr bezeichnendes Biberbild von Zehle hängt im Dessauer Museum, und auf diesem wie auf anderen ist auch die landschaftliche Eigenart dieser mehr oder minder urtümlichen, forstwirtschaftlich möglichst wenig bearbeiteten Biberschutzbezirke sehr fein wiedergegeben. Märkischen Landschaften Zehles kann man dasselbe nachrühmen; insbesondere hat er so manche Nacht daran gewendet, auch die Mondscheinlandschaft künstlerisch zu meistern.

Von seinen Bildern aber soll heute nicht die Rede sein, sondern von seinen Kleinplastiken, Tiergruppen und Einzelfiguren, die von der Fähigkeit ebenso scharfer Beobachtung wie feiner Ausführung zeugen. Die Liebe zur Natur und die unbedingte Achtung und Ehrfurcht vor ihr sind auch bei Zehle Grundbedingung seines Schaffens. Ich traf ihn gerade, als er die letzte Hand an das Wachsmodell seines „Treibenden Hirsches" legte. Da lagen die Mumien von wenigstens einem halben Dutzend Hirschläufen um ihn herum, die ihm beim Modellieren als Anhalt dienen mußten. Als ich sie kopfschüttelnd betrachtete, lächelte er und sagte: „Ja, auch bei kleinen Figürchen müssen die Gelenke richtig sein!" Da hat er recht, und er hat den Erfolg davon, daß auch der Sachkenner bei ihm nicht durch sachliche Fehler im Kunstgenuß gestört wird. Man kann sich so ganz der Freude hingeben, die man empfinden muß beim Anblick der „Flüchtigen Rehe", die in hoher Flucht den breiten Findlingsblock „überfallen", wie der Jäger sagt, und der Genuß ist dabei der, sich mitreißen zu lassen in dem Gedanken, wie diese sehnigen, federnden Läufe sozusagen die Schwerkraft aufzuheben vermögen. Beim „Treibenden Hirsch" ist die Bewegung mehr innerlicher Natur: diese Gruppe führt uns in das intimste Leben des edlen Rotwildes. Köstlich ist darin das grundverschiedene Wesen der beiden Geschlechter gekennzeichnet: wie er wirbt und sie sich ziert. Ich beneide den Weidmann, Kunst- und Naturkenner, der sich diese beiden Gegenstücke, die „Flüchtigen Rehe" und den „Treibenden Hirsch", in Bronze hinstellen kann, zumal sie auch im rein Künstlerischen, in Aufbau und Linienführung, mein Auge so sehr befriedigen! Das ist übrigens auch beim „Schneidenden Biber" der Fall, und der ist natürlich erst recht „was für Kenner". Ein sehr feiner Zug in diesem Werkchen ist, wie der Künstler die platte Schwanzkelle des nagenden Tieres senkrecht stellt als Folge der letztvorhergegangenen Körperbewegung und dadurch ein ganz besonderes Leben in die Komposition hineinbringt.



Schneidender Biber.

Das meiste Leben atmet aber doch die „Sichernde Ricke", zu der ein kaukasisches Riesenreh, ehemals im Besitz des Berliner Zoologischen Gartens, Modell gestanden hat. Dieses Tier machte sich in der straff angespannten, mit dem ganzen Schwergewicht des Körpers nach vorn gelegten Haltung immer wahrhaft prachtvoll, weil es dann so „ganz Ohr" war. Im Gegensatz dazu steht der Polizei- und Sanitätshund völlig ruhig da, aber deswegen doch nicht schlapp und langweilig. Aus der Kopf- und Ohrenhaltung und der Stellung der Hinterläufe spricht das volle Leben, und die ganzen Außenlinien zeigen, welche ebenmäßige Gesamterscheinung man dem modernen Deutschen Schäferhunde anzuzüchten verstanden hat. Die Darstellung eines Hasen schließlich vervollständigt die kleine Kostprobe aus dem Schaffen Zehles im Sinne seiner feinen und scharfen Charakterisierungsgabe. Wie falsch sieht man manchmal gerade sehr bekannte Tiere wiedergegeben, auch von großen Künstlern! Wie viel zu lang sind z. B. die Löffel des berühmten Hasen von Albrecht Dürer!



Hase.

Zehle ist ein Hamburger Junge, jetzt Vierziger, selbst Bildhauerssohn und daher für seinen künstlerischen Beruf wohl schon „erblich belastet". Er war Schüler der Berliner Kunstakademie und nennt unter seinen Lehrern die bekannten Namen Paul Meyerheim und Woldemar Friedrich; aber bezeichnend für seine Wesensart, erwähnt er dankbar auch den Anatomen Hans Virchow. Unterricht hat er nur als Maler genossen; als Bildner ist er ganz und gar ein selbstgemachter Mann. Die Gabe des Bildens lag offenbar ebenso in ihm wie die Gabe des Malens und Zeichnens. Das ist und — ein Blick in die Kunstgeschichte lehrt es — war bei vielen Künstlern so. Und nicht bei den schlechtesten.



Treibender Hirsch.



Sichernde Ricke (Kaukasisches Riesenreh).



Der Geiger. Nach einem Gemälde von Professor Ferdinand Dorsch.

Königin der Stunden. / Von S. Jacoby, Berlin.

Ser lebte in Dürftigkeit.

An einem Sommerabend streifte er durch die Felder, verfolgt von allen Wünschen, die er je abgewiesen hatte.

Die Goldammer sang ihr letztes Lied.

Da sah Ser vor sich einen hellen Kreis und, als er näher trat, von Dämmer zu Dämmer, eine Kette junger Frauen, die sich die Hände reichten.

Die ihm am nächsten stand, trug eine Krone auf dem Haupt.

Sie sprach:

„Ich stille deine Wünsche.“

„Wer bist du?“ fragte Ser.

„Die Königin deiner Stunden. Die einzige, die Macht besitzt, alle deine Wünsche zu erfüllen. Was begehrst du?“

Eer sann nicht lange.

„Ein wohnliches Schloß.“

Schon stand es da, stattlich gebaut, behaglich eingerichtet.

Ser jauchzte auf.

Die Königin wollte scheiden.

Ser sprach:

„Willst du mich voll beglücken, bleibe bei mir!“

Die Königin trennte sich von ihren Gefährtinnen und trat an seine Seite.

Nun war er Prinz und wohnte mit der Königin im Schloß.

Sein liebster Trunk war Dankbarkeit. Er berauschte sich daran. Er wob immerzu holde Worte, die er seiner Wohltäterin vor den Fuß breitete, daß sie weich wandle. Sie empfing sie gnädig; blieb aber schweigsam.

„Warum verschließt du dich?“ fragte Ser.

Sie antwortete: „Ich harre deiner Tat.“

Eer dachte nicht daran. Was er auch schaffen konnte, war nichts gegen das, was ihm geschenkt war. Er sann auf mehr Glück.

Er sprach:

„Gib mir, Königin, das Beste, was du hast!“

Da war das Schloß verschwunden, und die Königin grüßte: „Lebewohl!“

Ser ward bestürzt!

„So war es nicht gemeint!“

Sie erwiderte:

„Du wünschst dein Bestes. Nun mußt du es auch annehmen“, und schied.

Ser dachte, das Spiel zu erneuern.

„Fand ich sie einmal unversehens, so ist sie mir erst recht sicher, wenn ich sie suche.“

Doch wieviel er sich auch umhertrieb, die Königin blieb unsichtbar.

Er kam an den Ort, an dem sie ihm erschienen war und das Schloß gestanden hatte.

Drei schwarzverhüllte Wesen fielen ihn an:

„Schaffe das Schloß!“ rief das eine.

„Baust du nicht bald, so werfe ich dich in Nacht!“ das zweite.

„Schnell, oder ich trinke dein Blut!“ das dritte.

Er wollte ihnen entfliehen, aber sie setzten ihm nach und drohten, ihm Gewalt anzutun.

Wollte er sich retten, so mußte er beginnen, verzweifelte er auch daran, das Werk je fertigzubringen.

Er bereitete es vor.

Er legte einen Stein: da war es, als ob viele Hände dieselbe Bewegung ausführten. Die ganze Reihe der Steine lag auf einmal da.

Beim nächsten Stein dieselbe Hilfe.

Er blickte auf: Neben ihm stand die Königin der Stunden.

Ihre Lippe war fest geschlossen, ihr Auge ernst der Arbeit zugewandt.

Er empfand, sie wollte nicht angeredet sein.

Da schaffte er schweigend, wenn auch bedrückten Sinnes.

Er tat, als sähe er die Königin nicht.
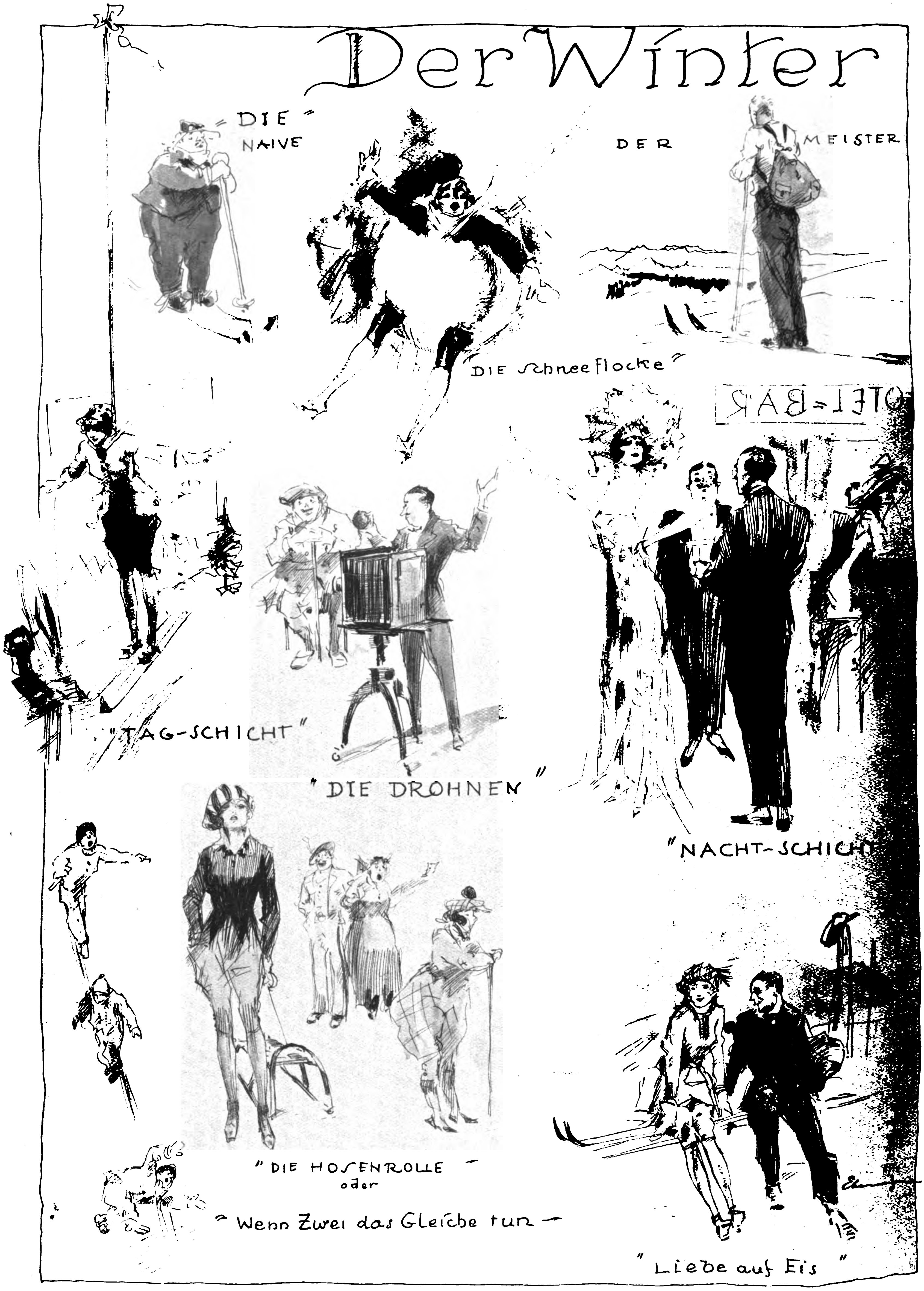
Der Bau wuchs.

Die Mauern schossen hoch, der Giebel sproß, Schmuck fügte sich zum Kleid.

Ser dachte:

„Ich bin so froh wie einst.

Das Schloß steht. Auch die Königin ist bei mir.“


Der Winter
DIE NAIVE
DER MEISTER
DIE Schneeflocke
"TAG-SCHICHT"
"DIE DROHNEN"
"NACHT-SCHICHT"
"DIE HOSENROLLE
oder
Wenn Zwei das Gleiche tun
"Liebe auf Eis"


„Stätten guter deutscher Arbeit“
Haus
Neuerburg
Zigaretten
Haus Neuerburg o.H.G. Trier, Köln, Dresden,
Größte Zigarettenfabrik im Westen Deutschlands
Über 1000 Arbeiter und Angestellte

Aus Wissenschaft und Technik.

Heuschreckenplagen in Deutschland sind heutzutage etwas Unbekanntes. Wohl aber berichtet die Geschichte von solchen. Schwere Heuschreckenjahre waren die Jahre 873, 1333 bis 1338, 1475, 1542 bis 1544, 1693, ferner 20 verschiedene Jahre innerhalb 1712 bis 1763. Die Jahre 1541, 1753 und so manches im 19. Jahrhundert bis 1889 (Westpreußen) brachten kleinere, mehr örtliche Heuschreckenplagen im Vergleich zu den älteren, die oft eine Mehrzahl von Provinzen betrafen. Bis in die Neuzeit hinein veranlaßte die „Wanderheuschrecke" zu abergläubischen Deutungen und ebenso hilflosen Abwehrmaßregeln. Man las Worte in ihrem Flügelgeäder, wie „Ira Dei" (Zorn Gottes) oder „Annona moriemini" (Ihr werdet Hungers sterben), oder „B. E. S.", was gedeutet wurde: „Babylon est scortum" (Babylon ist eine Dirne), „Beseufzet Eure Schinderei", „Bedeutet erschreckliche Schlachten", „Boshaft erstorbene Sünder" oder, bei Lästerzungen, „Bedeutet einfältige Salbaderei". Zur Abwehr verwendete man Kanonenschießen, Glockenläuten und Gebet. Man schlug Heuschreckenmünzen zum Gedächtnis, schrieb wissenschaftliche Bücher und Gedichte über die Ereignisse, mit meist schlechten Abbildungen. Man glaubte, die Heuschrecken kämen aus der „Barbarei" oder „Tartarei". Dem widersprach zum ersten Male ein Gelehrter 1801: Die Heuschreckenplagen sollten sämtlich ihren Grund in massenhafter Vermehrung von Tieren haben, die bei uns von vornherein ansässig seien. Neuerdings hat Enslin die Frage überprüft. Vereinzelte ältere Abbildungen lassen erkennen, daß die älteren, großen, breiten und oft mehr als meilenlangen, herangewanderten Schwärme solche von der südosteuropäischen Echten Wanderheuschrecke (Pachytylus migratorius *L.*) waren, welche Tierart in Südrußland und Ungarn heimisch, in Deutschland aber heute nur als seltener Irrgast bekannt ist, außer in einer kleinen ständigen Rasse in der „Wärmeinsel" Schaffhausen. Ihr ehemaliges wiederholtes Einfallen nach Deutschland aus Polen und Ungarn ist beglaubigt — heute kommt es nicht mehr vor, weil sie schon in ihren Heimatländern jetzt viel erfolgreicher bekämpft wird. Die kleineren Heuschreckenplagen jedoch beruhten auf massenhafter Vermehrung einer ebenso großen, der vorigen sehr ähnlichen, aber auch in Deutschland verbreiteten, obschon seltenen, nicht wandernden Art (Pachytylus danicus *L.*). Sie könnten, meint Enslin, auch in Zukunft noch zu gewärtigen sein — doch wird man auch von dieser Heuschreckenart nicht mehr viel zu befürchten haben, da die Fortschritte der Felderkultur ja das ursprüngliche Tierleben in vieler Hinsicht schon stark zurückgedrängt haben und die Geschichte auch den Rückgang der „Deutschen Riesenheuschrecke" deutlich genug beweist.
Prof. V. Franz.

Veränderungen der Zellen durch Hunger. Dem äußeren Anschein nach ist Nahrungsmangel die Ursache von Veränderungen im Gesamtorganismus, die schließlich dessen Absterben herbeiführen. Das wäre nun ein Endergebnis, das in dieser Darstellung wenig Interessantes bietet. Aber das Absterben ist ja nur ein Einzelfall, der häufig genug gar nicht eintreten muß. So kennen wir z. B. eine ganze Reihe niederer Organismen, die unter dem Einfluß unzureichender Nahrung in einen Dauerzustand übergehen, in dem sie solange verharren, bis wieder günstigere Verhältnisse eintreten; auch können durch Nahrungsmangel oft einfachste Fortpflanzungsvorgänge ausgelöst werden usw. Über den Zusammenhang der Hungererscheinungen mit den Veränderungen der einzelnen Zellen bestehen verschiedene Meinungen. Nach der einen soll durch Hunger Kleinerwerden der Zellen und der Keime verursacht werden. In anderen Fällen wurde Gleichbleiben der Zellgröße, aber Verminderung von deren Anzahl beobachtet. Recht aufschlußreich waren in dieser Hinsicht die seinerzeitigen Versuche von E. Schulz an kleinen Strudelwürmern, sogenannten Planarien. Diese Planarien zeigten beispielsweise nach sechs Hungermonaten ein Zwölftel ihrer normalen Größe. Die Größenabnahme des Gesamtorganismus verteilte sich auf die einzelnen Organe, doch zeigten manche Gewebe eine größere Widerstandsfähigkeit und vermehrten sich sogar auf Kosten anderer. Zuerst traten Degenerationserscheinungen am Darme auf, dann verschwand das Fett, schließlich wurde das Plasma angegriffen, und zuletzt lösten sich die Zellkerne auf. Einzelne Organe wurden energisch angegriffen, manche vollständig aufgelöst. Im vierten bis fünften Hungermonat waren die Augen gänzlich zerstört. Auch die Kopulationsorgane gehen zugrunde, die Genitalöffnung verschwindet, und schließlich entsteht an Stelle der Kopulationsorgane eine Zellanhäufung von embryonalem Charakter. Die Genitalzellen jedoch bleiben am längsten erhalten und sind noch leistungsfähig, wenn schon alle umgebenden Organe degeneriert sind. Der Hunger bewirkt also eine Rückkehr der jungen Zellen zum embryonalen Zustand bzw. vollständige Degeneration der älteren Zellen.
Ewald Schild.

Die Erfindung der Brillen. Auch die Brillen haben ihre Geschichte. Das läßt sich prächtig verfolgen an dem eben erschienenen Büchlein von Prof. R. Greef (Verlag Alexander Ehrlich in Berlin), der in kulturgeschichtlichen Darstellungen nach urkundlichen Belegen dieses Thema vor uns aufrollt. Das historisch Verbürgte mußte von den vielen Sagen und Märchen, die diesen Gegenstand umweben, erst getrennt werden. Wenn z. B. der römische Kaiser Nero den Gladiatorenkämpfen in der Arena durch einen Smaragd zusah, so war das wohl nichts anderes als eine grüne Scheibe, die zum Schutze seiner schwachen Augen gegen die Sonne dienen sollte. Die alten Ägypter, Juden, Griechen und Römer haben jedenfalls keine Kenntnis davon gehabt, daß Lichtstrahlen an gekrümmten Flächen durchsichtiger Körper abgelenkt werden. Es ist weiterhin nicht richtig, daß die Chinesen lange vor den Europäern Augengläser besessen haben. Im zehnten Jahrhundert erst fanden arabische Gelehrte zuerst Lichtbrechungsgesetze und kamen zu der Erkenntnis, daß Kugelsegmente aus Glas, über die Schrift gehalten, diese vergrößern müsse. Erst 1267 sprach der englische Franziskanermönch Robert Bacon den Satz aus, daß ein solches Instrument wohl etwas für alte Leute sei, die schwache Augen hätten. Jedenfalls waren die Brillen — 1270 bis 1280 in Italien erfunden — um 1300 dort bereits allgemein bekannt. Unweit Venedig befand sich damals die beste Glasindustrie. Das Leseglas oder das mit einem Stiel versehene Einglas hat sich offenbar zuerst entwickelt. Der Name „Brille" leitet sich aus Beryll (Halbedelstein) ab; im Deutschen sprach man von dem Spiegel, „der uns im Alter die Schrift erleuchten kann". Im Anfang des 15. Jahrhunderts wird es noch als etwas Besonderes bezeichnet, daß ein Gelehrter zugleich durch zwei Brillengläser las. Der Dichter Petrarca erzählt uns, daß er nach dem 60. Jahr, d. i. nach 1364, zu seinem Ärger zu einer Brille seine Zuflucht nehmen mußte. Sie war damals ein Kennzeichen des gelehrten und reichen Mannes. Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst stieg auch die Lust, lesen zu können. Heute vermögen wir uns, sagt Greef, das Leben ohne Brille gar nicht mehr zu denken. Wer sie nicht in der Jugend trägt, braucht sie im Alter, und viele geleitet sie durch das ganze Leben. Es ist bekannt, daß Goethe sich zu Eckermann und öfter darüber ausgesprochen hat, daß er kein Freund der Brillen war. Es kam sogleich eine Verstimmung über ihn, der er nicht Herr werden konnte, besonders seit er es hatte drucken lassen. Er deutet dabei auf sein Gedicht „Feindseliger Blick" mit dem Schluß: „Ich rede kein vernünftig Wort mit einem durch die Brille." Kam nun ein bebrillter Fremder zu ihm, so dachte Goethe gleich: Er hat deine neuesten Gedichte nicht gelesen! Der einzige Mensch, bei dem ihn die Brille nicht genierte, war Zelter.
Dr. Erich Ebstein.

Steffanssons Polarfahrt. Eine der bemerkenswertesten Polarfahrten aller Zeiten hat während des Weltkrieges der in Kanada geborene Norweger **Vilhjalmur Steffansson** vollbracht. Sie führte in die Inselwelt nördlich von Nordamerika und in die Beaufortsee und zeichnete sich dadurch aus, daß die Teilnehmer sich aus dem bisher für vollständig unwirtlich und jedes Lebens bar geltenden Gebiet durch Jagd auf Seehunde, Robben und Moschusochsen ernährten und auf die Benutzung eines Schiffes fast ganz verzichteten. Während Steffansson auf Jahre hinaus

ohne jede Verbindung mit der Kulturwelt blieb, stieß er weit ins leere Eismeer vor, wandte sich dann dem nördlichen Teil der arktischen Inselwelt Amerikas zu, entdeckte hier mehrere große neue Inseln und Inselgruppen und berichtigte unsere Kenntnis vom Küstenverlauf vieler anderer. Auf den meisten der besuchten Inseln wurden Kohlen gefunden, so daß man an Heizstoff im allgemeinen keinen Mangel litt; aber die Anstrengungen und Entbehrungen der Expeditionsteilnehmer waren doch riesengroß. Um möglichst lange auf dem festen Meereis marschieren zu können, brach man immer schon im Januar, also mitten im arktischen Winter, aus den Winterquartieren auf; und doch kam es in einem Sommer vor, daß die Forscher einen Monat lang fast ununterbrochen durch tiefes, auf dem Eise stehendes Wasser waten mußten. Tragisch mutete es unter diesen Umständen an, daß Steffansson nach all diesen Entbehrungen, die er gesund überstanden, bei der ersten Wiederberührung mit der „Zivilisation“ in der Niederlassung auf der Herschelinsel im Winter 1917/1918 von einem ansteckenden typhösen Fieber erfaßt wurde, so daß er außerstande war, den letzten Teil seines Unternehmens, einen Vorstoß quer über die Beaufortsee nach Sibirien, zu leiten, einen Versuch, der allerdings schließlich mißlang. Im Jahre 1922 hofft Steffansson, eine neue Reise antreten zu können, bei der er sein Winterquartier jedesmal an der Stelle aufschlagen will, bis zu der er bei Beginn der arktischen Winternacht gerade vorgedrungen ist, mag dies nun auf einer Insel oder auf dem Treibeise sein, und auf die er nur Leute ohne alle Nerven, ohne jede Spur von Heimweh mitnehmen will, Leute, die nur von dem eisernen Drang nach vorwärts erfüllt und jederzeit bereit sind, für die Ziele der Expedition auch ihr Leben hinzugeben. Mit solchen Leuten glaubt Steffansson, auf dem bisher als völlig lebensfeindlich betrachteten Eismeer so weit vordringen zu können, als ihm beliebt, und so dürfen wir wohl durch ihn die Entschleierung jenes großen, noch völlig unbekannten Teiles des Polarbeckens zwischen Alaska und dem Nordpol erwarten. Dr. W. Gerbing.

Neue Ausgrabungen im Sudan. In der unternubischen Provinz Dongola, zwischen dem dritten und vierten Nilkatarakt, liegen am Fuße des Heiligen Berges Dschebel Barkal die Ruinen von Napata, das unter den äthiopischen Königen der 25. Dynastie um 700 v. Chr. die Hauptstadt Ägyptens und später die Hauptstadt eines unabhängigen äthiopischen Reiches mit ägyptischer Kultur war. Napata hat schon seit 100 Jahren die Aufmerksamkeit der Archäologen, unter anderen von Lepsius, auf sich gezogen, doch sind noch bei weitem nicht alle seine Schätze gehoben, wie in jüngster Zeit wieder die Ausgrabungen der amerikanischen Harvard-Universität bewiesen haben. Sie führten unter der Leitung von G. R. Reisner zur Aufdeckung der Grabstätten vieler äthiopischer Könige und Königinnen, vor allem des bedeutendsten Herrschers des 25. Dynastie, Tirhaka oder Taharka. Da er mit den assyrischen Königen Sanherib, Asarhaddon und Assurbanipal in Konflikt kam, wird er auch im Alten Testament (2. Könige und Jesaias) erwähnt. Etwas weiter abwärts am Nil, am britten Katarakt, liegt Kerma mit einer weit älteren ägyptischen Totenstadt. Die dortigen neuen amerikanischen Ausgrabungen lassen keinen Zweifel an der schauerlichen Tatsache, daß zu der Zeit, als Kusch noch ägyptische Kolonie war, bei der Bestattung jedes ägyptischen Statthalters Hunderte von Männern und Frauen der einheimischen Negerbevölkerung lebendig mitbegraben wurden.

Literatur und Kunst.

Alfred Mombert. Wenn Alfred Mombert nun, da er am 6. Februar das 50. Jahr vollendet, nur von einer kleinen Schar erlesener Geister gekannt, verstanden und verehrt wird, so erklärt sich das aus der einsamen Größe seines Werkes, die als eine erhabene Welt für sich dasteht inmitten des literarischen Schaffens der betriebsamen Gegenwart. Im Gegensatz zu der feinnervigen Sensibilität, die für unsere Zeit charakteristisch ist, wirkt Momberts dichterisches Werk durch monumentale Elementarität. Die Urgründe der Mystik werden in seinen Büchern lebendig, die vom Geiste der Musik beseelt sind und beherrscht von der gebändigten Zucht eines souveränen Gestalters. Mit dem erstaunlich frühreifen Gedichtbuche „Tag und Nacht“ (1894) war der 22jährige stud. jur. Alfred Mombert zum erstenmal vor die literarische Öffentlichkeit getreten. Noch finden sich in diesem Erstlingswerke flüchtige Impressionen sinnlicher Erscheinungen, aber schon dämmert für Momberts Schaffen richtunggebende Ahnung, daß die großen Erlebnisse, die nicht nur empirisch wirklichen, sondern auch methaphysisch wahren, im Innenleben unserer Seele verborgen sind. Das nächste Gedichtwerk „Der Glühende“ (1896) bedeutet dann die Abkehr von der Außenwelt; „glühend in einem neuen Heimat-Urgefühle“, findet Mombert in den Geheimnissen des Innenlebens das eigentliche Reich seiner Dichtung, in das er dann in den drei Gedichtbüchern „Die Schöpfung“ (1897), „Der Denker“ (1901) und „Die Blüte des Chaos“ (1905) immer tiefer eindrang. Lange schon, ehe das Schlagwort vom Expressionismus aufgekommen war und die neue Sehweise in das Nachtretertum aller „Kunstströmungen“ entartete, war die deutsche expressionistische Lyrik in diesen Büchern begründet.

Sein Lebenswerk schuf Alfred Mombert in seiner dramatischen Trilogie „Aeon“, Dieses Werk enthüllt nicht den Kampf menschlicher Gestalten gegeneinander, sondern den Kampf innerer Gewalten innerhalb eines Menschen — eines Menschen aber, der nicht irgendeine menschliche Individualität ist, sondern Aeon, der ewige Mensch, in dem sich Bewußtsein und Streben der ganzen Menschheit verkörpern. Während der erste Teil der Trilogie, „Aeon der Weltgesuchte“ (1907), die Menschwerdung und die wechselseitige Sehnsucht zwischen Welt und Menschengeist versinnbildlicht, ihr zweiter, „Aeon zwischen den Frauen“ (1910), das ewige Schwanken des Menschen zwischen der formlosen Unendlichkeit des Chaos und der begrenzten Endlichkeit des Kosmos ergreifend zum Ausdruck bringt, schildert der dritte Teil, „Aeon vor Syrakus“ (1911), Triumph und Tod des geschichteschaffenden Geistes der Menschheit, der die Welt mit Freiheit überströmt und Zukunft in Vergangenheit verwandelt.

Momberts letztes und reifstes Werk, „Der Held der Erde“ (1919), enthält lyrische Gedichte, so wundersam-schlicht und sommerlich-reif, wie seit den Tagen Goethes und Brentanos nichts wieder in deutscher Sprache vernommen wurde. Von stillen Heimatweisen schwillt das symphonisch komponierte Werk zu kosmischen Visionen an und steigt dann wieder aus den Sphären der Geisterwelt hinab in das bitterniserfüllte Heldentum der kampfdurchtobten Erde. — In diesen Werken steht die eigentliche Geschichte des Dichters und Denkers Alfred Mombert. Von dem Bürger Mombert

wäre nur zu melden, daß er einige Jahre lang die Praxis eines Rechtsanwalts ausübte, längere Reisen in südliche Länder gemacht hat und jetzt in einem alten Klostergebäude am Fuße des Heidelberger Schlosses das Leben eines menschenscheuen Einsiedlers führt.

Das zehnbändige Gesamtwerk des Dichters legt uns soeben der Insel-Verlag in neuen, würdig ausgestatteten Ausgaben vor — die schönste Gabe zu des Dichters 50. Geburtstag. Dr. Max Fischer.

Der „Urfaust" in Meiningen. Kürzlich gelangte am Meininger Landestheater im Kammerspielzyklus Goethes „Faust" in ursprünglicher Gestalt, der sogenannte „Urfaust", zur Erstaufführung. Die Aufführung unter Leitung des Intendanten Dr. Franz Ulbrich suchte bei dieser Inszenierung sowohl darstellerisch, szenisch als auch dramaturgisch neue Wege einzuschlagen. Während Goethes Gesamtfaust menschlich-allgemeingültige, kosmische Ideen verfolgt, die Faustgestalt im ersten Teil schlechthin als „der Mensch" gilt, trägt die Figur des Urfaust durchaus individuelle Züge, identifiziert sich uns Faust mit dem jungen Goethe selbst; seine Kämpfe in Leipzig, Straßburg, Wetzlar und Frankfurt, sein Liebesirren, sein von Rousseaus Naturschrei beeinflußtes Stürmen gegen den Rationalismus des absterbenden Rokokos schuf den „Urfaust", wie er ihn als lose Szenenfolge mit nach Weimar brachte. Diesen individuellen Jung-Goetheschen Zug galt es, bei der Inszenierung festzuhalten. Und daraus erklärt sich die Besetzung der Titelrolle mit dem jugendlichen Helden, des Mephisto, der deutlich noch Rat Mercks Züge trägt, mit dem Charakterkomiker, darum das Rokokomilieu der Inszenierung. Bewußt hat die Inszenierung durchweg in Wort- und Rahmenregie für den „Urfaust" Mittel angewandt, die von der Inszenierung des ersten Teils abweichen. So hat sie vor allem die fragmentarische Szenenfolge in einen dreiteiligen Rokokorahmen gestellt, der die pausenlose Abwicklung der 21 Szenen ermöglicht. Die Bühnenbilder wurden nach Entwürfen des künstlerischen Beirats Ernst Schütte in eigener Werkstatt hergestellt.

Für die Frauenwelt.

Das Cape in der Mode. Es gibt besondere Schwärmereien der Mode, die sich lange erhalten und dadurch, daß die Mode ihre ganze Liebe und Sorgfalt darauf verwendet, in allen möglichen Ausführungen immer und immer wieder auftauchen. Das Cape ist solch ein Liebling der Frauen geworden, und man bemüht sich, allerlei Vorwände dafür zu finden, um es immer und immer wieder bevorzugen zu können. Für die Frühjahrszeit sind es vor allem zwei Pelzarten, die in Capeform für kältere Tage in Frage kommen. Maulwurf und Breitschwanz. Diese zwei weichen schmiegsamen Pelze können am schönsten zu Capes Verwendung finden, neu in der Form und sehr kleidsam für jede Figur. Gleich danach kommt das Samtcape in schwarzem Samt, mit hellgrauem Samt gefüttert, also beiderseitig zu tragen, und mit rosenverziertem Kragen. Die Rosen sind aus Seidenstoff in Rot gearbeitet, was einen sehr schönen Effekt macht. Für die Frühjahrssaison kommt dann noch das weiße, wagrecht gestreifte Wollcape in Betracht, das lang wie ein Mantel ist und mit dem Seidencape rivalisiert, das, mit schwerem weißen Seidenkrepp gemengt, sehr apart und wirkungsvoll ist. Solch schwarz-weiße Zusammenstellung sieht sehr gut aus und ist sehr modern. Was immer man versucht, andere Farben durchzubringen, Schwarz-Weiß steht stets an der Spitze, Schwarz-Weiß ist elegant und kleidet jede Frau gut. Die Capeform ist auch auf das Kostüm übergesprungen, und bei den kommenden kurzen Kostümjacken ist die Capejacke ganz bestimmt ein Modellstück, das sich behaupten wird — sofern man im Januar — Märzprophezeihungen wagen darf. Claire Patek.

Fortsetzung der Köln-Beiträge.

Von des Kölners Sitt' und Art.

(Fortsetzung des Artikels von Seite 68.)

Geselligkeit und Gastfreundschaft waren alle Zeit des Kölners Stolz. Die zahlreichen Feste des katholischen Kirchenjahres boten ihm immer wieder die beste Gelegenheit, offenes Haus zu halten und Küche und Keller — beide bester Tradition — in lebhafteste Bewegung zu setzen. Treue Nachbarschaft, Familiensinn und Freundschaft waren dem Kölner von jeher Lebensbedürfnis, „Leben und leben lassen" sein Leitspruch. Die teuren Jahre haben ja auch dieser löblichen Eigenschaft Zügel angelegt, aber erdrückt ist das Gefühl des Gemeinsinnes keineswegs. „Klopp dran, dann klingt et," sagt der Kölner, „et kölsche Hätz."

Und nicht nur bei Fest und Schmaus. Wo's Not zu lindern gilt, wo es sich um Edles und Hohes handelt, da ist der Kölner gern und stets bereit, zum Wohltun, zur Hilfe, zur Pflege des Schönen. Vor allem die Musik ist sein Schoßkind, kein verhätscheltes und dadurch verdorbenes. Der Kölner Gürzenich hat wohl so ziemlich das glatteste, kritischste Podium und das Kölner Opernhaus seine Anziehungskraft für alle, die da Meister sind oder werden wollen. Sonst freilich hat die Kunst, die redende wie die bildende, nicht allzu viele Augen und Ohren in der Kölner Bürgerschaft, wenigstens bisher nicht. Die letzten Jahre haben aber auch darin Wandel und Selbstbesinnung gebracht, und die Massen des Volkes kennen schon mehr und mehr den Weg in die Museen und zur Schaubühne.

Wie an diesen, so war auch das Interesse an den allgemeinen öffentlichen Dingen lange Zeit dem Kölner nicht sonderlich zusprechend. Wohl übte er seinen Witz an allem, was Staat und Stadt begann und tat, selbstredend schimpfte er über alles Geschehene — wie jeder andere brave deutsche Bürger. Aber tätig Anteil an Staats- und Stadtangelegenheiten zu nehmen, das lag ihm nicht. Das Phäakengefühl des alten Reichsstädters hinderte ihn, Bequemlichkeit gegen eine Unrast einzutauschen, die ihm keinen direkten Gewinn brachte. Auch das ist heute anders geworden, in Köln wie anderswo. Wenn's hilft, dann gut. Aber wird's helfen?

Doch wo sein persönliches Interesse in Frage kommt, da ist der Kölner von alters her nie zu spät aufgestanden. Arbeit, Geschäft, Werben und Streben sind altüberkommene, selbstverständliche Begriffe für jedermann. Und hier stellt der lustige kölsche Jung seinen Mann ganz und gar, von keinem übertroffen, vielen voran.

Aus dieser Wurzel heraus ist die Stadt geworden und gewachsen. Gewiß haben Glück und Geschichte ihren Weg begünstigt, aber die „Däftigkeit" des arbeitenden, strebenden „kölschen" Bürgertums, seine unverdrossene, ungebrochene Kraft, sein heißer Wille nach oben haben die Stadt zu dem gemacht, was sie ist, aus eigenstem heraus sie gestaltet: Colonia felix — ein Kroyn — boven allen Steden schoyn!

Das Kölner Wirtschaftsleben.

Von Dr. Albert Wiedemann, Syndikus der Handelskammer Köln.

Betrachtungen über das Kölner Wirtschaftsleben, seine Gegenwart und Zukunft sind richtig nur im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Lage des gesamten Deutschlands anzustellen. Zu innig sind die Rheinlande und insbesondere auch Köln mit dem übrigen Deutschland auf Gedeih und Verderb verbunden, als daß sie irgendwie frei davon ein wirtschaftliches Eigenleben führen oder ihr Schicksal von dem des Reiches lösen könnten. Das zeigte sich so recht deutlich, als nach Abschluß des Waffenstillstandes die Heere der Engländer, Franzosen, Amerikaner und Belgier das Rheinland besetzten und die Blockadelinie gegen Deutschland nach dem Rhein vor-

schoben. Sehr schnell mußten die nun zwischen dem besetzten und unbesetzten Deutschland neugezogenen Schranken gelockert und schließlich beseitigt werden, da andernfalls die Wirtschaft der linken Rheinseite völlig zusammengebrochen wäre. Die Handelskammern des besetzten Gebietes haben damals zahlenmäßig die Verflechtung der Rheinlande in Bezug und Absatz mit dem übrigen Deutschland dargetan, wonach für die linksrheinische Rheinprovinz der Verkehr mit dem Auslande im Versand mit der Eisenbahn 19 Proz., im Empfang von Gütern 14½ Proz., der Verkehr mit dem rechtsrheinischen Deutschland dagegen 81 Proz. im Versand und 85½ Proz. im Empfang ausmachte, und wonach in der Industrie dementsprechend für den Bezug von Rohstoffen, Kohlen, Betriebsmaterialien, Maschinen, im Handel für den Bezug der von ihm vertriebenen Waren und bei beiden für den Absatz der Erzeugnisse die Verbindung mit dem übrigen Deutschland unbedingt entscheidend ist, so hohe Bedeutung auch der Verbindung mit dem Auslande zukommt. Die Öffnung des Verkehrs mit den Westländern konnte daher damals trotz der großen Vorteile der früheren Lockerung der Blockade die Verbindung mit der deutschen Wirtschaft in keiner Weise ersetzen. Diese in der Zeit der Blockade gemachte Erfahrung ist dann im letzten Jahre unter dem Druck der von der Entente über Deutschland verhängten sogenannten „Sanktionen“, insbesondere der Abschließung des besetzten Gebietes vom unbesetzten Deutschland durch eine Zollinie und ein besonderes Genehmigungsverfahren in vollem Umfange bestätigt worden. So müssen alle Betrachtungen über die wirtschaftliche Lage Kölns zunächst die allgemeinen wirtschaftlichen Möglichkeiten Deutschlands ins Auge fassen. Das Friedensdiktat von Versailles mit seinen Folgen und die wirtschaftlichen und politischen Umwandlungen der Nachkriegszeit haben der deutschen Wirtschaft und ihren Führern die schwierigsten Aufgaben gestellt, und es bleibt eine offene Frage, ob und wie sie überhaupt zu lösen sein werden. Auch das Kölner Wirtschaftsleben steht unter dem Druck dieser Verhältnisse, und alle Pläne und Hoffnungen für seine Entwicklung hängen letzten Endes doch davon ab, wie sich das Schicksal unseres gesamten Vaterlandes gestalten wird. Gelingt es aber, durch Einigkeit und Geschlossenheit im Innern und durch Erleichterung des ungeheuren Druckes von außen die dunklen Wolken, die über uns hängen, zu zerstreuen und unserem hartbedrängten Vaterlande Luft und Licht zur Betätigung im Wiederaufbau der deutschen und der europäischen Wirtschaft zu verschaffen, dann hat die Stadt Köln besonders gute Aussichten, eine hervorragende Rolle in diesem Wiederaufbau zu spielen.

Schon durch ihre Lage im Westen Deutschlands, am Rande des niederrheinisch-westfälischen, des bergisch-märkischen und des Siegener Industriegebietes, im Mittelpunkt eines hochentwickelten Eisenbahnnetzes, an Deutschlands verkehrsreichstem Strom, unmittelbar an den reichen Braunkohlenlagern ist die Stadt Köln für Industrie und Handel in seltener Weise begünstigt und berufen, eine reichgegliederte Verfeinerungsindustrie und einen hochentwickelten Handel in ihren Mauern zu beherbergen. Die Gunst der Lage am Rheinstrom als Mittler zwischen Nord und Süd, Ost und West hatte schon im Mittelalter eine hohe Blüte des Kölner Handels hervorgebracht und Köln einen glänzenden Platz unter den Hansestädten gesichert. Ein internationales Leben herrschte schon damals im alten Köln, bis die Umwälzungen des Weltverkehrs die stolze Entwicklung zum Stillstand brachten. Erst im 19. Jahrhundert setzte dann wieder neues kräftiges Leben ein, als eine Reihe hervorragender Köpfe Köln auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens, der Schiffahrt, des Überseeverkehrs, des Bankwesens, des Versicherungswesens, der Industrie eine führende Rolle zuzuweisen wußte. So wuchs Köln heran zur zweitgrößten Stadt Preußens, reich an geistigem und wirtschaftlichem Leben, würdig des Ranges einer Metropole des Rheinlandes.

Den Vorteil der Lage am Rheinstrom teilt Köln allerdings mit einer Anzahl von Städten, die wie Köln bemüht waren, diesen Vorteil durch gute Hafenanlagen auch auszunutzen. Mit seinen drei Häfen, dem Rheinauhafen, dem Deutzer und dem Mülheimer Hafen, hat Köln Vorsorge getroffen, dem Rheinverkehr die notwendigen Bequemlichkeiten zu schaffen. Weitschauende Pläne für einen weiteren großen Handelshafen bei Niehl und Industriegelände mit Wasseranschluß sollen auch jeder künftigen Entwicklung Raum und Möglichkeiten sichern, jedoch erst mit eintretendem Bedürfnis in Angriff genommen werden. Inzwischen sind die Einrichtungen des Handelshafens durch Erweiterung der Niederlagen, Beschaffung elektrischer Kräne usw. weiter verbessert worden. Besondere Aufmerksamkeit wird dem Rhein-See-Verkehr gewidmet, der in Köln seinen Ausgang nimmt, und der von mehreren deutschen und ausländischen Gesellschaften betrieben wird. Für diesen Verkehr besonders geeignete Dampfer vermitteln einen direkten Verkehr von Köln insbesondere nach englischen, nordischen und Ostseehäfen und bieten damit eine namentlich für hochwertige Stückgüter geeignete Beförderungsgelegenheit, die den Umschlag vom Rheinschiff auf das Seeschiff und umgekehrt vermeidet. Bei der Wiederbelebung der Ausfuhr wird auch diesem Verkehr seine Rolle zufallen. Nachdem ferner der Friedensvertrag die deutschen Begünstigungstarife für die deutschen Seehäfen beseitigt und damit die Reichweite der holländischen und belgischen Seehäfen tiefer nach Deutschland erstreckt hat, wird Köln erfolgreich bemüht sein können, einen Teil dieses Verkehrs an sich zu ziehen und damit deutschem Einfluß zu retten. Die Niederlassung hanseatischer Firmen in Köln dürfte ähnlichen Gedankengängen gefolgt sein. Während vor dem Kriege 330 Firmen in dem Verkehrsgewerbe, der Spedition und Kommission in Köln tätig waren, ist diese Zahl im Jahre 1919 auf 849 und im Jahre 1920 auf 1301 gestiegen.

Die Lage an der Westgrenze Deutschlands, nahegerückt den Industrie- und Handelsstaaten England, Belgien, Holland und Frankreich, machte Köln von jeher zum geeigneten Vermittler für den Handel in Einfuhr und Ausfuhr mit diesen Ländern. Die Besetzung des Rheinlandes mit den Truppen der Entente hat dieser Entwicklung einen weiteren starken Anstoß gegeben. Wie der Handel im Auslande vielfach der Flagge folgt, so zogen die Besetzung des Rheinlandes und die Wiedereröffnung der Grenzen eine große Zahl von englischen, französischen, belgischen und amerikanischen Firmen herein, denen die Niederlassung einer ganzen Reihe von zum Teil recht bedeutenden ausländischen Banken folgte. Das berüchtigte „Loch im Westen" zog allerdings eine nicht geringe Zahl von zweifelhaften Firmen, Schiebern usw. an, aber diese treibhausartige ungesunde Blüte hat nach Herstellung geordneter Verhältnisse nicht angehalten und diese Parasiten bald wieder verschwinden lassen. Geblieben ist eine große Zahl von ausländischen Firmen, die sich vielfach durch Grundstückskäufe seßhaft gemacht haben und ernsthaft an der Wiederanknüpfung der durch den Krieg zerrissenen Handelsfäden tätig geblieben sind, zahlreiche altansässige und ebenso zahlreiche neubegründete oder nach Köln aus anderen Städten verlegte deutsche Firmen, die in Einfuhr und Ausfuhr den Verkehr mit dem Auslande pflegen. So hat der Kölner Handel einen starken Aufschwung erfahren, der nach Ausscheidung der zweifelhaften Elemente der Stadt Köln eine besondere Aufgabe für den Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft und ihre Einschaltung in den Weltverkehr zuweist. Am bedeutendsten ist der Handel mit Textilwaren, Nahrungsmitteln, Kolonialwaren entwickelt, dem sich der Ein- und Ausfuhrhandel, Chemikalienhandel, der Handel mit Bergwerks- und Hüttenerzeugnissen, Stahl, Eisen, Eisenwaren und Metallwaren, Leder und Häuten, Holz, Tabak und Tabakwaren, Wein usw. anreihen.

Die Begründung einer Britischen, Französischen, einer Deutschösterreichischen und einer Niederländischen Handelskammer in Köln, ebenso die große Zahl der in Köln errichteten fremdländischen Konsulate (23), unter denen eine ganze Reihe von Berufskonsuln geleitet wird, beweisen, daß man auch im Auslande gerade Köln als Vermittlungsplatz für den Außenhandel eine erhebliche Bedeutung beimißt. Während vor dem Kriege rund 5300 Firmen im Handelsgewerbe in Köln tätig waren, ist diese Zahl im Jahre 1919 auf 11552 und im Jahre 1920 auf 13640 emporgeschnellt.

Auf dem Gebiete der Industrie wird die Gunst der Lage und der Verkehrsbedingungen für den Bezug von Rohstoffen und den Absatz der Erzeugnisse, ferner das Vorhandensein einer intelligenten und geschulten Arbeiterschaft und vor allem auch die Nähe der Braunkohlenindustrie mit der dadurch gegebenen leichteren Versorgung mit Kohle und elektrischer Kraft den in der Höhe der Löhne liegenden ungünstigen Faktor auszugleichen vermögen und namentlich für Industrien der Veredelung und Verfeinerung Köln, wie bisher, so auch künftig zur Niederlassung geeignet erscheinen lassen, zumal auch manche in der bisherigen Festungseigenschaft der Stadt liegende räumliche Beschränkungen jetzt weggefallen sind. Die Entwicklung der Industrie war bislang so stark und vielseitig, daß sie zeitweilig den Handel an wirtschaftlicher Bedeutung überholt hat und erst der neuerliche große Aufschwung des Handels diesem seine frühere überwiegende Bedeutung für Köln zurückzugeben scheint. Trotzdem haben auch die gewerblichen und industriellen Betriebe in der Nachkriegszeit eine bemerkenswerte Zunahme erfahren, indem ihre Zahl von 5500 vor dem Kriege auf 8918 im Jahre 1920 gestiegen ist. Es sind nur wenige Industriezweige nicht vertreten. Am bedeutendsten sind die Braunkohlenindustrie, Maschinen- und Metallindustrie, Kabel- und elektrotechnische Industrie, chemische Industrie, Gummiindustrie, Leder- und Schuhindustrie, Parfümerieindustrie, Industrie feuerfester Produkte, Kleider- und Wäscheindustrie und Industrie der Fette und Öle; jedoch sind auch zahlreiche andere Industriezweige, z. B. die Schokoladenindustrie, durch hervorragende Betriebe vertreten. Die Eigenart der Kölner Industrie als einer überwiegend der Herstellung hochwertiger Qualitätswaren gewidmeten wird sie besonders befähigen, den großen Aufgaben der Zukunft für den Wiederaufbau und die Hebung unserer Ausfuhr, an der für uns alles hängt, gerecht zu werden.

Die Entwicklung des Handels und der Industrie in Köln wird durch ein hochentwickeltes Bank- und Versicherungswesen wesentlich gefördert. Köln ist schon von jeher ein bedeutender Bank- und Versicherungsplatz gewesen, an dem eine große Zahl von einheimischen Aktiengesellschaften und Privatfirmen sowie von Zweigniederlassungen der großen im übrigen Reich ansässigen Gesellschaften arbeiteten, aber mit der fortschreitenden Entwicklung der Industrie und des Handels in neuester Zeit haben sich auch Banken und Versicherungen noch stärker ausgedehnt. Neben der Begründung neuer Firmen haben noch weitere außer den bereits vertretenen deutschen Großbanken Zweigniederlassungen in Köln errichtet und sich, wie schon erwähnt, eine Anzahl namhafter englischer, französischer und belgischer Banken niedergelassen. Diese Entwicklung hat mit dazu beigetragen, daß Köln z. B. im Devisenhandel eine maßgebende Bedeutung erlangt hat.

So reichen sich Handel und Industrie, Banken und Verkehr die Hände, um in gemeinsamer Arbeit zu Kölns Blüte und des Vaterlandes Wiederaufbau beizutragen, alle getragen von dem Gedanken, daß Deutschlands Not auch unsere Not, Deutschlands Aufstieg auch Kölns Aufstieg bedeutet.

Die Universität Köln.

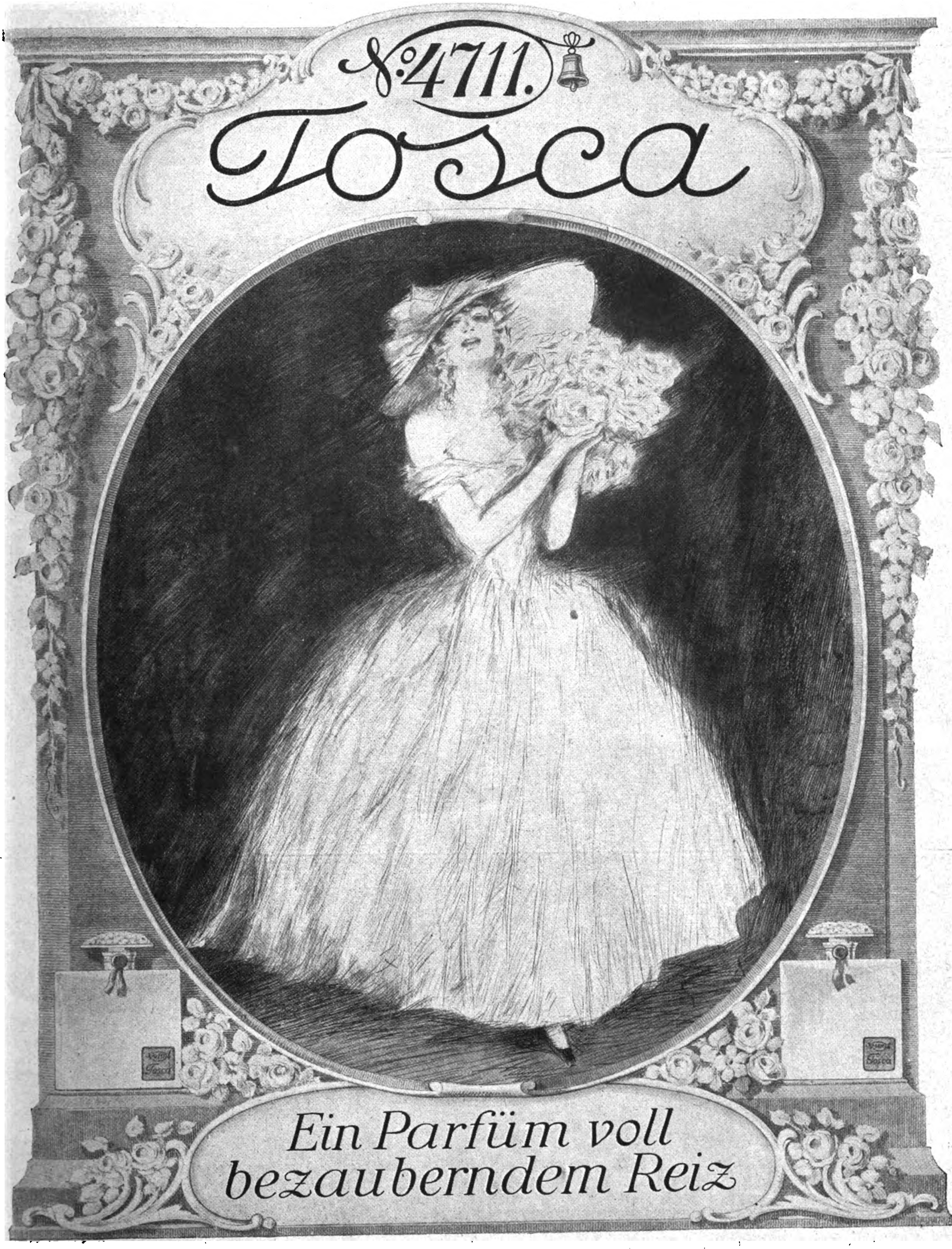
Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Chr. Eckert.

Köln ist seit alters Universitätsstadt gewesen. Anfänge deutschen Hochschulwesens, aus denen Namen von Männern wie Albertus Magnus und Duns Scotus hervorleuchten, sind hier zu finden. Nächst Paris hat im Mittelalter am Rhein die berühmteste Hochschule jener Zeit gestanden. Lange Jahrhunderte hat sie überdauert. Wenn auch Verfallserscheinungen bei ihr nicht ausblieben, so konnte sie doch ihre Pforten bis zum Beginn der Neuzeit offen halten. Erst die Besetzung des linken Rheinufers am ausgehenden 18. Säkulum durch die Franzosen hat Köln durch Schließung der Universität einen Verlust gebracht, den es im 19. Jahrhundert niemals verwunden hat. Aus eigener Kraft hat die Stadt, auf dem Testament Gustav v. Mevissens fußend, zu Beginn des 20. Jahrhunderts neuartige Hochschulen eingerichtet und fortentwickelt. Die erste selbständige Handelshochschule Deutschlands, die im Mai 1901 ihre Vorlesungen aufgenommen hat, die Akademie für praktische Medizin, die im Oktober 1904 folgte, die Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung, die im Mai 1912 sich anschloß, waren wissenschaftlich-pädagogische Neuschöpfungen, die weit über den Bannkreis von Köln hinaus Beachtung gefunden haben. Die Handelshochschule Köln war bei Ausbruch des Krieges die angesehenste und am stärksten besuchte unter den Handelshochschulen Deutschlands.

Schon vor dem Kriege fanden Bestrebungen ihren Ausdruck, die sich um Zusammengliederung des so Geschaffenen im Rahmen einer Universität bemühten. In einer Denkschrift vom Juni 1913, im Jahre höchster deutscher Blüte, erbrachte ich den durch zahlreiche Belege gestützten Nachweis, daß Köln als neuzeitliche Großstadt wieder Anspruch auf eine Universität machen müsse, daß Vergangenheit wie Anstrengungen unserer Tage diesen Anspruch unterstützten, daß ein schädlicher Wettbewerb zwischen Bonn und Köln um deswillen nicht zu fürchten sei, weil bei einer neuen Kölner Universität wesentliche Eigenarten sich herausbilden und vertiefen würden, die der Universität der rheinischen Mittelstadt fehlen.

Nach Ausbruch des Krieges erschienen die großen geistigen und materiellen Interessen, die sich für Köln mit dem Universitätsgedanken verbanden, mehr denn je im Einklang mit den allgemeinen Bedürfnissen des Universitätsunterrichts in Deutschland. Oberbürgermeister Adenauer hat nach seinem Amtsantritt diesen Fragen besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Wie er die Notwendigkeit wirtschaft-

(Fortsetzung siehe Seite 84.)



№ 4711.
Tosca
Ein Parfüm voll bezauberndem Reiz

(Fortsetzung von Seite 82.)

licher Fürsorge für Köln erfaßte, hat er auch für die Verwirklichung des Universitätsplanes sich mit großer Energie eingesetzt. Am 20. März 1919 stimmte die Stadtverordnetenversammlung dem vorbereiteten Vertrag betreffs der Überführung der Kölner Hochschulen und ihrer Eingliederung in eine Universität, die sofort ausgestaltet werden sollte, zu. Am 27./29. Mai 1919 ist der Universitätsvertrag zwischen Staat und Stadt endgültig getätigt worden. Am 12. Juni 1919 wurde im Saal des alten Gürzenich die neue Universität mit zunächst zwei Fakultäten, der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen wie der medizinischen Fakultät, eröffnet. Innerhalb der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät dozierte bereits eine Reihe von Fachvertretern der Disziplinen, die nach Durchführung der Neuberufungen in andere Fakultäten übertraten. Wie vorgesehen, wurde nach dem Herbstzwischensemester des Jahres 1919 zu Beginn des Winterlehrganges Anfang 1920 die juristische Fakultät und zu Beginn des Sommersemesters 1920 die philosophische Fakultät eröffnet.

Nach ihren Satzungen hat die Universität Köln, wie die übrigen Landesuniversitäten, die Aufgabe, die ihrer Pflege zugewiesenen Wissenschaften frei von Einseitigkeiten und unabhängig von Parteien zu lehren sowie sie durch selbständige wissenschaftliche Arbeiten und Untersuchungen zu fördern. Sie hat die allgemeine wie besondere wissenschaftliche Ausbildung der studierenden Jugend für Berufsarten, für die eine höhere wissenschaftliche Bildung erforderlich oder nützlich ist, sachgemäß weiterzuführen und sie auch zum Eintritt in die verschiedenen Zweige des höheren öffentlichen Dienstes tüchtig zu machen.

Die Berufung zu einem Lehramt ist unabhängig von der religiösen und politischen Überzeugung oder Betätigung. Auch dem lehramtlichen Wirken dürfen aus solchen Gründen Schranken nicht gesetzt werden.

Als Nachfolgerin der früheren Handelshochschule, der Akademie für praktische Medizin und der Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung hat die Universität auch die Aufgaben dieser Hochschulen zu erfüllen. Die Universität hat nach Maßgabe der Landesgesetze alle Rechte einer juristischen Person des öffentlichen Rechts. Sie führt ein eigenes Siegel und bedient sich dessen in ihren Urkunden.

Die Universität ist eine Veranstaltung des Staates. Die finanziellen Lasten trägt die Stadt Köln.

Die Universität steht unter Aufsicht des Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Der Minister bestellt einen Kommissar, der in seinem Auftrag die Aufsicht an Ort und Stelle ausübt.

Zur Verwaltung der Universität ist neben den sonstigen bei Universitäten vorhandenen Organen das Kuratorium der Universität berufen.

Die vier derzeit errichteten Fakultäten: wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Fakultät, rechtswissenschaftliche Fakultät, medizinische Fakultät, philosophische Fakultät, setzen sich zur Zeit aus 44 ordentlichen Professoren, 11 außerordentlichen Professoren, 3 Honorarprofessoren, 43 Privatdozenten, 37 Assistenten und sonstigen Lehrkräften zusammen.

Die Zahl der immatrikulierten Studierenden übertraf alle Erwartungen. Während Handels- und Verwaltungshochschule in ihren besten Semestern unmittelbar vor dem Kriege noch nicht 800 Studenten zählen konnten, während die Akademie für praktische Medizin Studenten überhaupt kaum unter ihren Hörern zählte, belief sich der Besuch der Universität im Eröffnungssemester 1919 bereits auf 12:9 eingeschriebene Studenten. Er stieg in den nächsten Semestern, wie folgt: Herbstzwischensemester 1919 1620, Wintersemester 1920 2432, Sommersemester 1920 3028, Wintersemester 1920/21 3704, Sommersemester 1921 4012, Wintersemester 1921/22 4107. Während bei fast allen deutschen Universitäten die letzten drei Semester bereits einen starken Rückgang der Universitätsstudenten aufwiesen, weil die im Krieg aufgestauten Massen ihre Ausbildung inzwischen abgeschlossen hatten, vermochte die Universität Köln ihre Studentenzahl bis zur Gegenwart noch weiter zu steigern. Mit den genannten Zahlen ist Köln in die Reihe der am stärksten besuchten deutschen Universitäten gerückt, hat mehr als die doppelte Zahl von Studierenden, die nach Straßburg in dessen Blütezeit zogen.

Die in diesen Tagen notvoller Sorge wiedereröffnete Universität Köln soll der Gegenwart und Zukunft dienen. Hier, wo die Völkerbrücke vom Westen zum Osten sich dehnt, soll eine deutsche Universität von Weltbedeutung jetzt wieder werden. Wie Goethe in jungen Jahren nach Straßburg ins Franzosenland zog, um seinen

Studien obzuliegen, wie er unvergängliche Eindrücke dort gewonnen und deutscher Art im französischen Straßburg sich besonders verbunden fühlte, so muß es künftig Ehrensache unserer studierenden Jugend werden, wenigstens das eine oder andere Semester im besetzten Gebiet zu verleben. Neben dem, was Studenten die Kölner Großstadtuniversität zur Erweiterung des Gesichtskreises bietet, können sie hier durch Beobachtung fremder Eigenart, insbesondere der politischen Methoden, deren sich England bedient, Wesentliches für ihre Lebenserfahrungen gewinnen. Sie werden durch die Berührung mit Andersgeartetem dem Deutschtum nicht entfremdet, sondern werden die Heimat und ihr Vaterland noch mehr liebgewinnen.

Die nächstabsehbare Zukunft muß entscheiden, ob der alte, in den Rheinlanden fest verwurzelte Stamm deutscher Kultur neue Blätter und Blüten seiner Art zu treiben vermag, oder ob ihm allmählich zuviel vom Saft fremden Wesens zugeführt wird. Die Kölner Universität soll zu ihrem Teil dem deutschen Volk helfen, daß es Verlorenes wiedergewinnen, Verbliebenes behalten kann. Sie soll als Führerin in einer neuen Zeit dem inneren Ausgleich und der außenpolitischen Versöhnung dienen.

Musik und Theater in Köln. Von Karl Wolff.

Nicht mit Unrecht führt Köln den Ehrentitel „Musikstadt“. Es ist nicht die heute ungeheure Summe gutbesuchter Konzerte allein, welche ihr ein Anrecht darauf verleiht, sondern vor allem auch die Vortrefflichkeit der meisten Veranstaltungen, die große Begeisterung und die dieser entsprechende Begabung der Bevölkerung für Musik. Früher als in mancher größeren Stadt sind hier der „holden Kunst“ Altäre errichtet worden; selbst die Napoleonischen Zeiten hinderten nicht daran, daß hier eine der ältesten Gesellschaften Deutschlands für Tonkunst ins Leben gerufen wurde: die „Musikalische Gesellschaft“, die 1912 ihr hundertjähriges Jubiläum feierte, und daß der intimste und vornehmste Zweig vom Baume der Musik: die Kammermusik, die an Geschmack und Verständnis der Musizierenden wie der Hörer die höchsten Anforderungen stellt, in den Häusern der besseren Bürgerschaft mit besonderer Passion gehegt und gepflegt wurde. Die sogenannten „Gürzenich-Konzerte“ sind wohl weltberühmt zu nennen; ebenso wie die „Niederrheinischen Musikfeste“; sie bedürfen kaum einer

besonderen Erwähnung. An der Spitze jener Konzerte steht seit 1914 der städtische Generalmusikdirektor Hermann Abendroth, ein Musiker und Dirigent von ganz besonderen Graden. Er leitet zugleich unser Konservatorium für Musik, das besonders bis zum Kriege Weltruf genoß, da alle Erdteile ihm Schüler sandten. Abendroth ist der unmittelbare Nachfolger Fritz Steinbachs in beiden Ämtern, wie dieser, der ehemalige Meininger Generalmusikdirektor und Verwalter des musikalischen Erbes Hans v. Bülows, Franz Wüllner gefolgt war. Unter letzterem erreichte das Kölner Konservatorium seinen künstlerischen Hochstand, wenn auch die Schülerzahl unter Steinbach noch beträchtlich wuchs, dieses Konservatorium, das als eine Schöpfung Ferdinand Hillers anzusprechen ist, der wenigstens die seinerzeit nur für die Ausbildung von Musiklehrern vom späteren Berliner Hofkapellmeister Dorn ins Leben gerufene Anstalt in großzügiger Weise ausbaute. Unter Abendroth kommt auch die unter Steinbach vernachlässigte Moderne zu ihrem Rechte, vor allem ist ihm aber eine recht große Brucknergemeinde zu danken, die sich hier früher, da Steinbach, der begeisterte Brahms-Apostel, dem freier und keineswegs formenstreng und -knapp gestaltenden Bruckner nicht freundlich gegenüberstand, nicht entwickeln konnte. Daß außerordentlich viele Konzerte in Köln neben den Gürzenich-Konzerten stattfinden, ist schon eingangs angedeutet worden. Erwähnt sein mögen besonders neben den Kammermusikabenden des Gürzenich-Streichquartetts vor allem die des ganz erlesenen Brühler Schloßquartetts Kurköln, das, seine Seele in dem Violoncellisten Lamging besitzend, im vorigen Jahre auch mit glänzendem Erfolge ein erstes Rheinisches Kammermusikfest unter Hinzuziehung berühmtester auswärtiger Quartette veranstaltete, ferner die „Meisterkonzerte“ der Westdeutschen Konzertdirektion, in der hervorragendste auswärtige Solisten auftreten, und die neuerdings eingerichteten Meisterdirigentenkonzerte der Kölner Konzertdirektion, die Köln Gelegenheit geben, auch die bedeutendsten auswärtigen Dirigenten den Taktstock schwingen zu sehen.

Ein sehr starkes Interesse hat in Köln auch immer für das Theater bestanden, wie unter den Rheinländern denn auch besondere Talente für die Bühne nichts weniger als selten sind. Hier kann natürlich kein Abriß der Geschichte des Kölner Theaterlebens geboten werden, der etwa mit dem Unternehmen von Natal Nessa im Jahre

1753 beginnen mußte, wo Köln, allerdings in einer Bretterbude auf dem Heumarkt, Singspiele und Opern, aber 1782 auch „Minna von Barnhelm" und andere Schauspiele kennenlernte. Noch früher, 1591 bis 1630, hatten die englischen Komödianten, die über die Niederlande nach Deutschland kamen, Köln mit Shakespeare bekannt gemacht. Es wurde ein wirkliches Theater zunächst 1783 in der heute noch danach benannten Komödienstraße erbaut, freilich ein recht primitives. Die Franzosen entzogen später Köln auf Jahre hinaus das Recht, ein Theater zu unterhalten. Dann erfolgten mehrmals Neubauten in der Komödienstraße, da das Unglück es wollte, daß das sogenannte Stadttheater wiederholt abbrannte, zum letztenmal, als Moritz Ernst, als Nachfolger des seinerzeit berühmten Komikers L'Arronge und Vaters des späteren Bühnenschriftstellers, die Direktion führte. Das heute als Schauspielhaus dienende, von Ed. Raschdorf in der Kreuzgasse erbaute Stadttheater wurde zunächst von Heinrich Behr geleitet, unter dem auch die „Meistersinger" erstmalig in Köln gegeben wurden, dann berief man noch einmal Moritz Ernst, der sich die Gunst des Publikums dadurch verscherzte, daß er es unternahm, früher als irgendeine andere deutsche Bühne — nach der Bayreuther Darstellung Wagners „Ring" zur Aufführung zu bringen. Ernsts Nachfolger wurde Julius Hofmann, der länger als irgendeiner seiner Vorgänger, nämlich von 1881 bis 1903, als Pächter das Stadttheater leitete und, mit feinem Instinkt für Talente ausgestattet, unter anderm auch den Tenor nach Köln brachte, der für Deutschland eine Berühmtheit erlangen sollte, wie Caruso für die internationale Bühne: Emil Götze. Sein Theater, dem auch Schauspielkräfte wie Rosa Bertens und Adele Doré angehörten, wurde freilich für ihn auch ein mehr als glänzendes Geschäft. Das änderte sich mit einem Schlage, als 1902 das neue, von Moritz erbaute glänzende Opernhaus eröffnet wurde, dem sich nun, zum Nachteil des alten Hauses, das Hauptinteresse zuwandte. Für Schauspielvorstellungen erwies sich der Prachtbau aber als zu unakustisch, zu wenig intim. Außerdem begann dem Schauspielhaus bald eine unangenehme Konkurrenz im Deutschen Theater zu erstehen, in dem besonders der heute in Wien tätige Bernauer auch eine Kunstrichtung pflegte, die im Stadttheater zu kurz kam: die neuzeitliche, problematische. Hofmanns Hilferufe um eine Subvention fanden beim damaligen Oberbürgermeister Becker kein Gehör.

Man war eben damals noch nicht gewöhnt, wie für andere Kulturanstalten, auch für die Theater Zuschüsse zu bewilligen. Hofmann ging als Intendant nach Mannheim, Otto Purschian übernahm die Direktion und brachte Leben in das verwaiste alte Haus, berief Otto Lohse als Operndirektor, starb aber schon nach einem Jahre. Nun ging die Direktion an Max Martersteig über, der, von der Stadt finanziell unterstützt, mit Lohse die Bühne leitete und, wie man sich denken kann, auch das Schauspielhaus auf ein besonderes Niveau brachte, soweit er nicht im Spielplan durch Rücksichten behindert wurde. Martersteig und Lohse, der das Opernrepertoire überaus mannigfaltig gestaltete, folgte als Direktor (heute Generalintendant) der damalige Heldentenor unserer Bühne und frühere bayrische Hofschauspieler Fritz Rémond. Er wählte Gustav Brecher als Ersten Kapellmeister, dem vor einigen Jahren der geniale Otto Klemperer folgte. Auch als Schauspielregisseur erwies sich Rémond sehr geschickt; heute widmet er sich als Inszenator nur noch der Oper, sich in dieses Amt mit Felix Dahn teilend. Das Schauspiel wird szenisch von Georg Kinsau gelenkt, dem noch ein Oberregisseur in Herm. Liebicher zur Seite steht, seit Tralow artistischer Direktor einer neuen Bühne, des Theaters des werktätigen Volks, geworden ist, das tatsächlich den Besuch weitesten Kreisen zugänglich macht und an den Abenden, die nicht seinen Vereinsmitgliedern gehören, genial gelenkt, den Spielplan des Schauspielhauses neuzeitlich ergänzt. Unsere Oper wahrt hohes Niveau, kann sich mit den ersten Deutschlands messen, im Schauspiel wird viel Gutes geboten, aber auch weniger Zulängliches, vor allem verspürt man im Spielplan erst seit kurzer Zeit den erfrischenden Hauch neuzeitlicherer dramatischer Kunst. Man darf da freilich nicht vergessen, daß ein Stadttheater immerhin auf gewisse Rücksichtnahmen angewiesen ist, die eine Privatbühne nicht zu beachten braucht. Freilich weisen die Unzufriedenen auf das Defizit von mehreren Millionen hin, das aus dem Stadtsäckel und damit vom Steuerzahler gedeckt werden muß, und verlangen auch ihre Wünsche mehr erfüllt. Ein gutes, großes Operettentheater, das Reichshallen-Theater, ist ebenfalls zu erwähnen, ferner die Volksbühnen: das Millowitsch-Theater, das, aus dem Kölner Puppenspiel hervorgegangen, auf drastische Komik eingestellt ist, und das Schneider-Clauß-Theater, nach dem volkstümlichsten und erfolgreichsten Bühnendichter in kölnischer Mundart benannt.

BAD GODESBERG am Rhein

gegenüber dem Siebengebirge

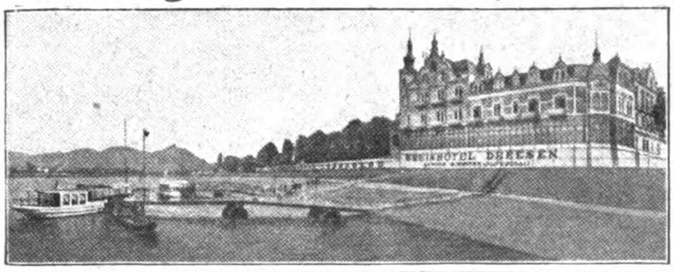
Vornehmer Winter- und Frühlings-Aufenthalt — Auserlesene Konzerte — Kammermusik — Theater — Gesellschaftsabende
Kurzeit: 1. Mai bis 30. September. — Kohlensäurereiche, alkalisch-muriatische Eisenquelle.
Prospekt frei. Kurverwaltung

Neues Kurhaus Redoute

(früher kurfürstliches Palais)

Hotel-Restaurant I. Ranges. Fr. Hasse. Fernruf 8. Fünf Minuten vom Bahnhof im alten kurfürstlichen 30 Morgen grossen Park gelegen. Prachtvolle Aussicht auf Godesberg und Siebengebirge. Vornehme Wohn- u. Gesellschaftsräume. Autogarage.

Godesberg am Rhein bei Köln, die Perle des Rheins.



Rheinhotel DREESEN

Haus I. Ranges.

In herrlicher Lage direkt am Rhein.

Das ganze Jahr geöffnet.

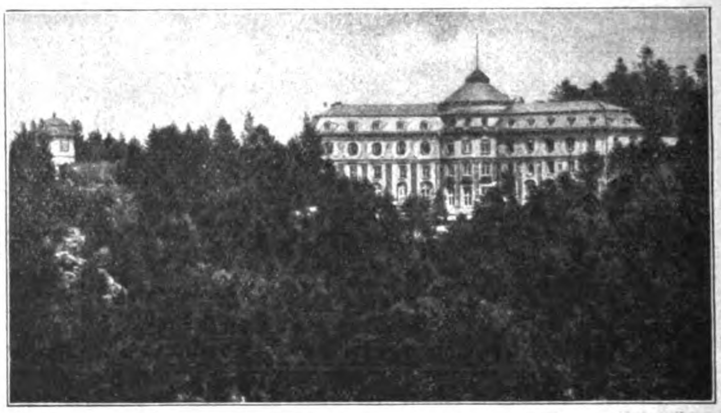
Peter Josef Thelen

Weinbau und Weingrosshandel G. m. b. H. u. Co.
Plankgasse 44 **Köln** Plankgasse 44
Neumagen ‹Mosel› · Oppenheim ‹Rhein› · Amsterdam.
Messe-Stand Leipzig: Hohmannshof 1. Stock, Petersstrasse 15

Morfium Alcohol

Schlafmittel usw. Entwöhnung ohne Zwang. Nervöse, Schlaflose, Entwöhnungskuren.
Prosp. frei. Gegr. 1899.
Kurheim Schloß Rheinblick Godesberg W. bei Bonn am Rhein
Dr. Franz H. Müller.

Nach erfolgtem inneren Ausbau hat das Kurhaus Bühlerhöhe am 20. Dezember seine Tore wieder fröhlichem Winter- und Kurbetrieb geöffnet. 800 m über dem Meeresspiegel und doch von Baden-Baden bezw. Bühl aus in 45 bezw. 30 Minuten mit Auto zu erreichen, liegt die Bühlerhöhe inmitten schönster Tannenwaldungen. Das Kurhaus ist für die Aufnahme von Gesunden und Kurbedürftigen bestimmt, also besonders für Familien, deren eines Mitglied kurbedürftig ist, oder die einen im benachbarten „Sanatorium Bühlerhöhe" untergebrachten Kranken besuchen wollen, auch für Familien mit Kindern, weil Arzt und ärztliche Einrichtungen zwar nicht in Anspruch genommen zu werden brauchen, aber im Bedarfsfalle zur Verfügung stehen. Eigene Milchwirtschaft.



Kurhaus Bühlerhöhe im Schwarzwald bei Baden-Baden.

Vereinshaus zur
Lindenwirtin
(Aennchen) M. G. V. Cäcilia
Historische Fremden- und Studentenkneipe
Godesberg a. Rhein

Sachsens Wintersportplätze.

Oberwiesenthal (Sa.)
mit Fichtelberg und Keilberg. 900—1200 m

Altenberg-Geising mit Kahleberg. 600—900 m	**Johanngeorgenstadt** mit Auersberg. 700-1000 m
Annaberg (Sa.) mit Pöhlberg. 650—830 m	**Klingenthal (Sa.)** mit Aschberg. 550-930 m
Zittau Ausgangspunkt z. d. Zittauer Bergen (Oybin-Hochwald) 500-750 m	**Chemnitz** Ausgangspunkt zu allen Wintersportplätzen des Erzgebirges.
Bad Brambach im Vogtl. Radium-Mineralbad. Während des Winters geöffnet.	Dienstag, Freitag, Sonnabend Draht-Wetterberichte v. selben Tag; neuer Winterführer m. Angabe von Hotels u. Preisen i. allen **Verkehrsbüros.**

Dr. Warda · Villa Emilia
Heilanstalt für Nervenkranke
Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Diätet. Kuren** Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. —Prospekte frei.—

Davos-Dorf (Schweiz). **Sanatorium Seehof.** Chefarzt Dr. Alexander. Preise täglich von Fr. 19.- an.

Bad Godesberg a. Rhein
Gasthof „Zur Mineralquelle"
Brunnenallee 12, unmittelbar am Stahlbrunnen. Besitzer Hermann Kuth.
Behagliche Zimmer für Sommerfrischler, Erholungsbedürftige und Passanten.
Anerkannt vorzügliche Küche. Grosse Auswahl naturreiner Weine.
Dortmunder Union-Bier · Münchener Hofbräu.
Schattiger Garten · Vornehme Weinstube.

Burgrestaurant Ruine Godesberg
Telefon 650

Bad Blankenburg, Thüringerwald.
Dr. Karl Schulze's
Sanatorium Am Goldberg
Das ganze Jahr geöffnet. Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.

Stottern beseitigt **Prof. Rud. Denhardt's Anstalt** in **Eisenach.** Prospekt ü. d. wissenschaftlich anerk. u. mehrfach staatlich ausgezeichn. Heilverfahren frei.

Chr. Tauber
Photo-Haus Wiesbaden L. 1.



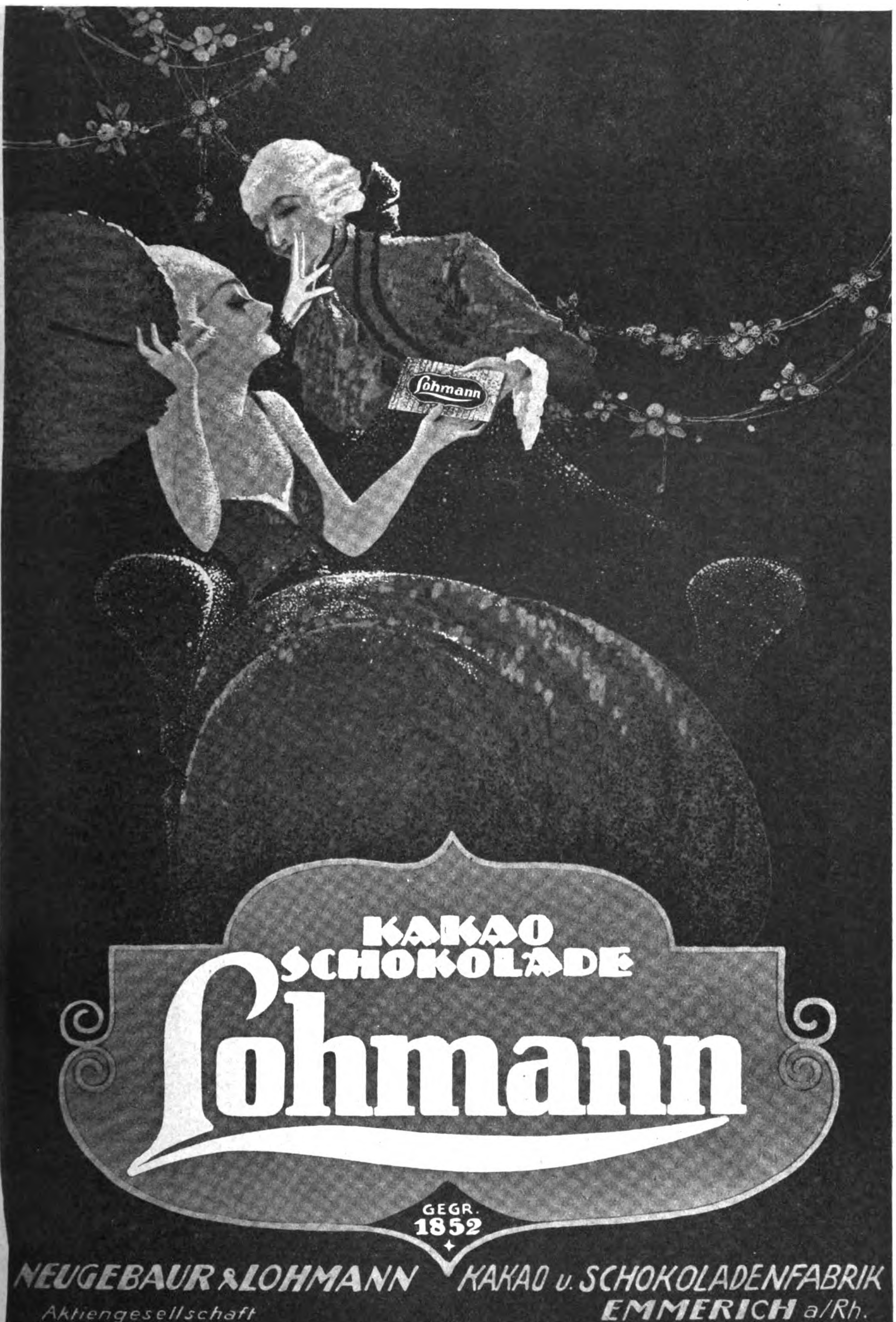
Beste und billigste Bezugsquelle für solide photographische Apparate in einfacher bis feinster Ausführung und sämtliche Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr. 1 kostenlos. Direkter Versand nach allen Weltteilen.



Tannenhof
S.-R. Dr. Bieling
Heilanstalt
Friedrichroda
in Thüringen.

Deutsches Bäderbuch
in Originalleinenband Mark 15.—
Verlagsbuchhdlg. von J. J. Weber, Leipzig 26, Reudnitzer Str. 1—7.





Lohmann
KAKAO
SCHOKOLADE
Lohmann
GEGR.
1852
NEUGEBAUR & LOHMANN KAKAO u. SCHOKOLADENFABRIK
Aktiengesellschaft
EMMERICH a/Rh.

Adriatische Riviera

ABBAZIA GRAND HOTEL

Deutsches Haus. Restaurant, Pension, Dependance, **Strand-Hotel,** direkt am Meer. Zentralheizung. Warme Seebäder. **L. Zehentner.**

GARDONE-RIVIERA

Die Perle des Gardasee. Idealster Aufenthalt für Herbst, Winter u. Frühling.

Gleichmäßig mildes Klima. Intensive Sonnenbestrahlung. Tropische Vegetation. Seebäder.
Segel-, Ruder- u. Fischereisport. Lawn-Tennis. Golf links. Lohnende Ausflüge zu Land u. See.

Kur-Kasino Saison: 1. September bis 1. Juni **Cercle privé**

Internationales Kurleben. Künstler-Konzerte. Regatten (Jachten, Motorboote). Flugmeetings (Hydroplane). Automobilrennen. Tanzreunion.

GRAND HOTEL

Direkt am See n. Landungsplatz. Das grösste u. eleganteste Hotel des Gardasees. Jeder moderne Komfort. Eigene Strandpromenade mit Seebadeanstalt. Grosser Park (30000 m²). Saison: 1. September bis 1. Juni.

HOTEL ROMA

Vornehmes deutsches Haus. Jeder moderne Komfort. Herrliche Aussicht auf den See. Grosser Garten. Volle Pension von Lire 35.— aufwärts. Ganzjährig geöffnet.



GOERZ

Largon-Brillengläser

übertreffen an Sehschärfe die bisher besten modernen Gläser. Sie liefern bei schrägem Durchblick unter 30° zur Achse etwa doppelt so scharfe Netzhautbilder, als die punktuell abbildenden Gläser.

Bezug durch die Optiker *Druckschriften kostenfrei*

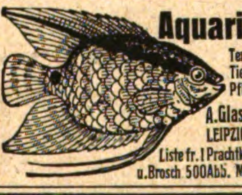
Optische Anstalt C. P. Goerz A.-G. / Berlin-Friedenau J



Lohnende
Geflügelzucht
mit
GALLUS BRUTMASCHINEN
(60 bis 20000 Eier Fassungsraum)
+
Gallus Aufzuchtanlagen
Gallus Geflügelhöfe
Gallus Geflügelställe

GALLUS AKT.-GES.
MÜNCHEN
Sophienstraße 5c

Katalog geg. Voreinsdg. von M. 5.-



Aquarien
Terrarien
Tiere und
Pflanzen
A. Glaschker
LEIPZIG J. 4.
Liste fr. 1 Prachtkatalog u. Brosch. 500 Abb. M. 5.–.

Schleussner-

Belichtungs-Ermittler „Diskus" Preis 4 Mark.

Photo-Platten

Photo-Chemikalien

Moment- Ultrarapid- und farbenempfindliche Viridin-Platten für die Landschafts- und Porträt-Photographie.

Gebrauchsfertige Chemikalien in flüssiger, Patronen- und Tablettenform.

Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. Main 97.

Schleussner-Photo-Hilfsbuch. 1. Teil: Das negative Bild. Preis Mk. 3 50
2. Teil: Das positive Bild. Preis Mk. 2.—

COLUMBIA OVERSEAS CORPORATION

IMPORT 50 PINE STREET EXPORT

NEW YORK U.S.A.

ÜBERNEHMEN EINKAUF DEUTSCHER FABRIKATE FÜR EIGENE RECHNUNG SOWIE AUCH DEN VERTRIEB ALS ALLEINVERTRETER UNTER BEVORSCHUSSUNG VON KONSIGNATIONEN.

UNTERHALTEN AUSSTELLUNGSRÄUME.

WIR INTERESSIEREN UNS BESONDERS FÜR
SPEZIALMASCHINEN DER
PAPIERBRANCHE,
TEXTIL- UND LEDERINDUSTRIE,
FÜR ANDERE KLEINMASCHINEN UND MOTORE SOWIE SPEZIALWERKZEUGE.

REFERENZEN ERWÜNSCHT UND ZUGESAGT.

KABEL-ADRESSE:
„COLOVCO NEWYORK."

DAS KIND. Seine Entwicklung und seine Pflege. Mit 39 Abbildungen. Von Dr. med. HANS RISEL. Preis gebunden Mark 14.— Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig 26, Reudnitzer Str. 1-7

✚ Magerkeit ✚

Schöne volle Körperformen durch unsere **Oriental. Kraftpillen**, ein vorzügliches Stärkungsmittel für **magere** und **schwache**, jedoch gesunde Personen. Preisgekrönt mit goldenen Medaillen und Ehrendiplom. In kurzer Zeit große Gewichtszunahme, garantiert unschädlich. Ärztlich empfohlen. Streng reell. Viele Dankschreiben. Dose 100 Stück 8 Mk. Postanweisung oder Nachnahme.

Chem. Fabrik D. Franz Steiner & Co., G. m. b. H., **Berlin** W. 30/148, Eisenacher Str. 16.

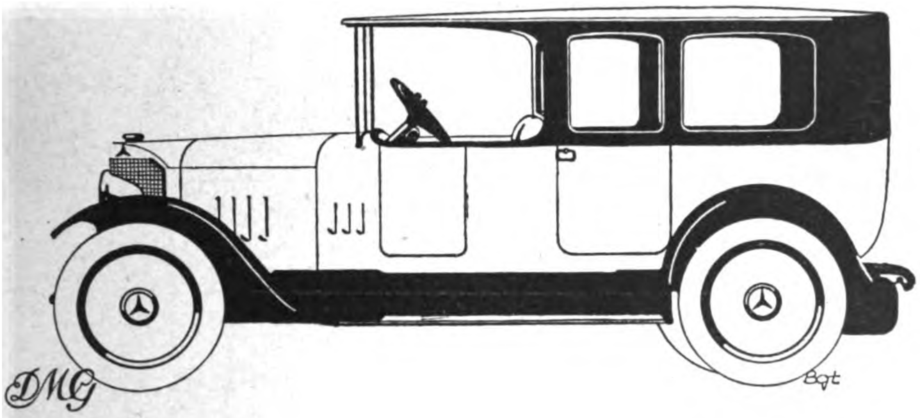
TETRA Tetra

hygien. Windeln etc.

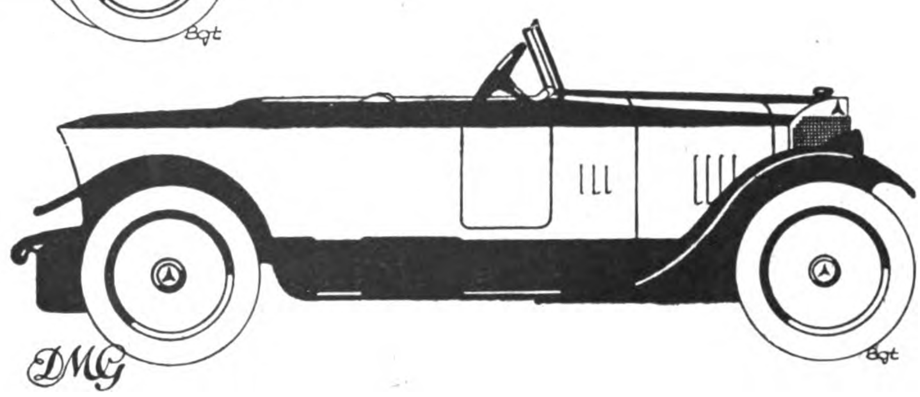
In allen besseren einschlägigen Geschäften erhältlich

Fabrik nur en gros. **Tetra A.G.** CHEMNITZ Telephon 1609

Mercedes Automobile



Stadtwagen
Tourenwagen
Krankenwagen



Lieferungswagen
Omnibusse
Zugmaschinen

Daimler-Motoren-Gesellschaft / Stuttgart-Untertürkheim



Leitungsprüfer BD6.

Dr. Th. Horn
Leipzig-Grz. 15.

Anzeigende und schreibende
Elektr. Messinstrumente
ortsfest und tragbar
für Strom, Spannung, Leistung, Widerstand, Frequenz, Temperatur, Isolation.
Klein-Elektromotoren und -Dynamos.

Das weltbekannte
„Protector-Schloß"
mit patentiertem Kreuzschnitt ist wohl das teuerste, aber gegen alle Vorkommnisse einzig wirklich sichere Kassen-Schloss.
Theodor Kromer, Freiburg (Baden)
Fabrik für Geldschrankschlösser

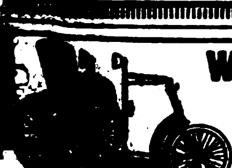


Das gute Bild gibt Jahr's **Sigurd-Platte.**
Richard Jahr, Trockenplattenfabrik, Aktien-Gesellschaft, Dresden-A. 16.

Gebrüder Fischer
Pobershau i. Sa.
Holz- und Spielwaren-Fabrik
Abtl. I: Spielwaren. Holzdrechslerwaren usw.
Abtl. II: Holzmodeknöpfe. Holzperlen.
Export nach allen Ländern. — Stets Neuheiten.
Messe Leipzig, Petersstr. 37 (Goldn. Hirsch) I. Stock, Z. 19.

Holz- und Spielwaren. ▽ Jouets d'enfant

Holz- und Spielwaren. ▽ Toys for children



Wildhirt & Eilbrecht,
Offenbach am Main 3.
Spezialfabrik von Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle.
Katalog gratis.

Photo-Moment-Apparate Mordhorst-Berlin W. 30
mit lichtstarker Optik von Goerz — Voigtländer — Zeiss — Prismen-Feldstecher — Projektions-Apparate — Megaskop- u. Globoskop-Lichtbild-Apparate. — Prospekt 111 frei.

Webers Illustrierte Handbücher.
Verzeichnis kostenl. J. J. Weber, Leipzig 26.



Flügel und **Pianinos** in **höchster Vollendung**

J. L. Duysen G. m. b. H., Berlin SW. 48 Friedrichstrasse 219.



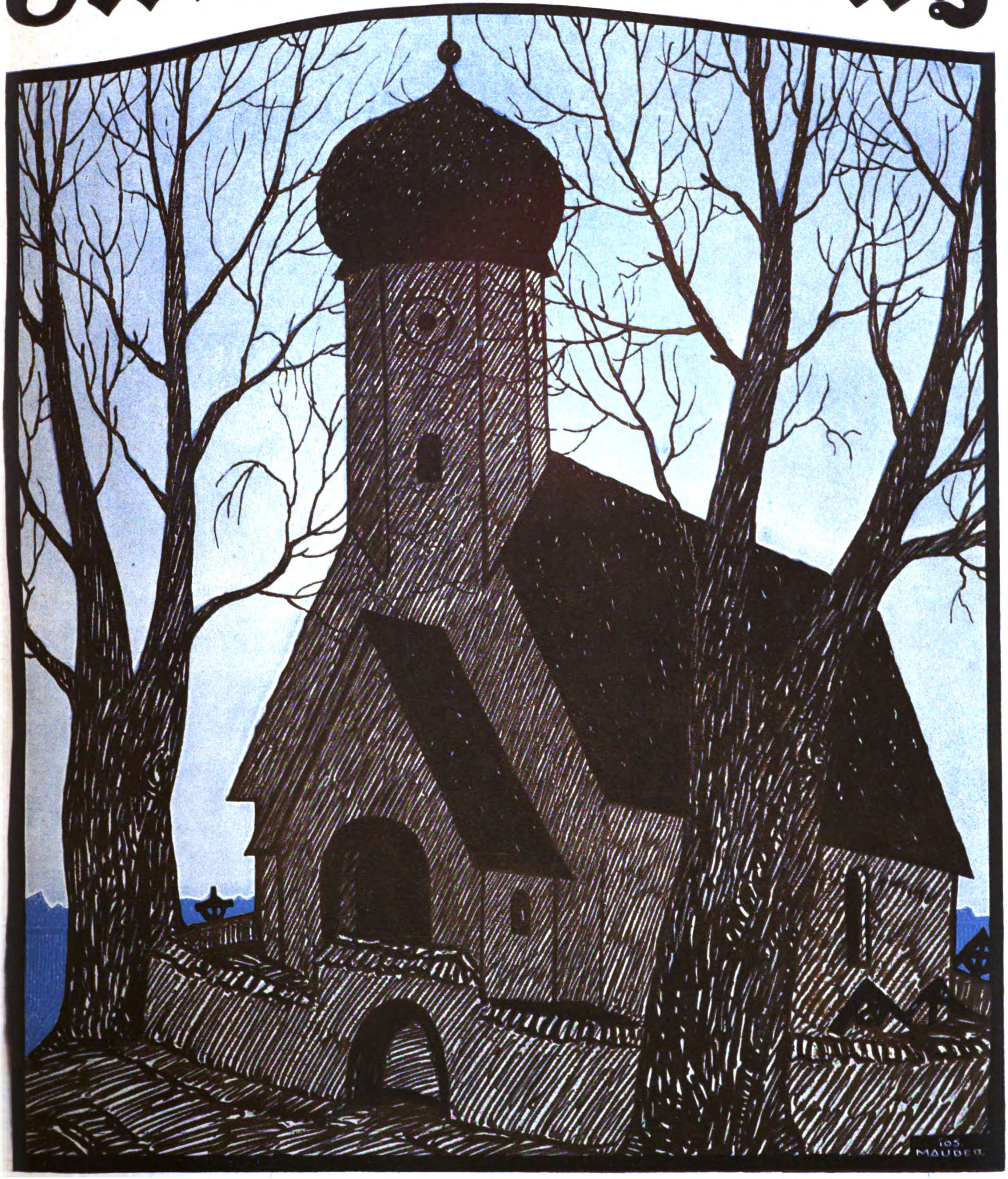
Steiners Paradiesbetten
beste Deutsche Qualitätsarbeit,
Vollständige Schlafzimmer,
Frisiertoiletten
in bester Ausführung

Paradiesbettenfabrik
M. Steiner & Sohn Akt. Ges.
Köln Schildergasse 47-49



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich Hermann Schinke, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferenc t
Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber in Leipzig

Nr. 4067

Einzelpreis Mk. 7.– (für das Ausland Mk. 15.–)
Vierteljährlich Mk. 40.– (für das Ausland Mk. 75.–)

158. Band


1821
Felsche
1921
Kakao * Schokolade * Pralinen

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4067. 158. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 40 M (Ausland 75 M). Preis dieser Nummer 7 M (Ausland 15 M). Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 8 M; bei Platzvorschriften werden tarifmäßige Aufschläge erhoben. 9. Februar 1922.



Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Allgemeine Notizen.

Eine neue Hochschule für Technik und Wirtschaft mit allen Rechten einer Universität, auch mit dem Promotionsrecht, soll in Weimar gegründet und noch in diesem Jahr eröffnet werden. Die für Jena geplante Betriebsrätehochschule soll mit der neuen Hochschule vereinigt und zum Dozentenstamm Professoren der Technischen Hochschule in Köthen übernommen werden.

Der Verband der Kriegsteilnehmer deutscher Hochschulen erläßt einen Aufruf, in dem er die Notlage der akademischen Kriegsteilnehmer darlegt und betont, daß große Mittel erforderlich sind, um die von ihm begonnene Nothilfe fortzusetzen. Er will durch Gewährung von Darlehen und Unterstützungen den bedürftigen studierenden Kriegsteilnehmern die Ablegung des Examens ermöglichen und ihnen nach dem Examen den Eintritt in das Berufsleben erleichtern. Im November 1921 wurden zum erstenmal 600000 M. an Unterstützungen ausgegeben. Einzahlungen wolle man leisten auf das Postscheckkonto München 13921 oder auf das Bankkonto 230 der Städt. Sparkasse München.

Eine kulturhistorisch-wissenschaftliche Ausstellung größten Stils wird die Stadt Königsberg i. Pr. im Jahr 1924, in dem Immanuel Kants zweihundertster Geburtstag gefeiert wird, veranstalten. In dieses Jahr fällt auch der Tag, an dem sich vor zwei Jahrhunderten die Städte Königsberg, Altstadt, Kneiphof und Löbenicht zusammengeschlossen haben. Ein Vorläufer dieser Gedächtnisschau wird eine Ausstellung „Ostpreußen“ sein, die im Anschluß an die Königsberger Herbstmesse 1922 die wirtschaftliche, geschichtliche und kulturelle Bedeutung Ostpreußens dartun wird. Das statistische Material, das graphisch und bildlich dargestellt werden wird, wird dann als „Wanderausstellung Ostpreußen“ durch die größten Städte Deutschlands geführt werden, um zu zeigen, was die „Kolonie“ Ostpreußen für Preußen-Deutschland bedeutet hat und noch bedeutet. Die treibenden Kräfte der Ausstellung Ostpreußen gehören dem Ostpreußischen Schulverein an, der sich die Erhaltung der deutschen Schulen, nicht allein in Memel und Soldau, sondern auch in Westpreußen und Polen zum Ziel gesetzt hat. Er hofft, die Ausstellung Ostpreußen in den weiteren Rahmen einer großen „Ostpreußenwoche“, die im Anschluß an die Ostmesse stattfinden soll, einzuspannen. Während dieser Ostpreußenwoche wird der Verein für das Deutschtum im

Ausland seine Jahrestagung in Königsberg abhalten. Auch andere große Verbände, wie der Bund Deutscher Frauenvereine, werden ihre nächste Tagung, um die Verbindung mit Ostpreußen zu beleben, in Königsberg abhalten.

Die Mitteldeutsche Ausstellung 1922 in Magdeburg wird unter anderm eine hochinteressante Fachgruppe des gesamten Finanzwesens Deutschlands enthalten. Alles und jedes, was mit den Finanzverhältnissen nur irgendwie im Zusammenhang steht, wird in dieser Ausstellungsgruppe zur Anschauung gebracht werden.

Der Tschechoslowakische Automobilklub plant für dieses Jahr folgende sportliche Veranstaltungen: Am 16. und 17. April soll die sechste internationale Bergfahrt in der Nähe von Prag abgehalten werden; Rennstrecke 6000 Meter, offen für alle Arten Motorfahrzeuge. Vom 22. April bis 1. Mai die 14. internationale Automobilausstellung in Prag. Vom 26. Juni bis 2. Juli zweite internationale Zuverlässigkeitsfahrt durch das Gebiet der Tschechoslowakei in einer Ausdehnung von über 2000 Kilometern. Vom 8. bis 10. September internationale Wettfahrten für Motorräder und Autos mit nicht mehr als zwei Liter Zylinderinhalt, auf einer Rennstrecke von nicht über 200 Kilometer.

Wirtschaftsstelle für die auslanddeutschen Siedlungen. Die Vereinigung für deutsche Siedlung und Wanderung und der Deutsche Schutzbund haben die Bearbeitung gewisser Aufgaben, die sie bisher getrennt verfolgt hatten, nunmehr zusammengefaßt in der Wirtschaftsstelle für die auslanddeutschen Siedlungen. Diese ist bei der genannten Vereinigung in Berlin W. 30, Motzstraße 22, II. eingerichtet worden. Die Tätigkeit der gemeinsamen öffentlichen Auskunftabteilung der Vereinigung für deutsche Siedlung und Wanderung und des Vereins für das Deutschtum im Ausland für Auswandererberatung und Stellenvermittlung nach dem Ausland, ebenfalls in Berlin W. 30, Motzstraße 22, II., wird hierdurch nicht berührt.

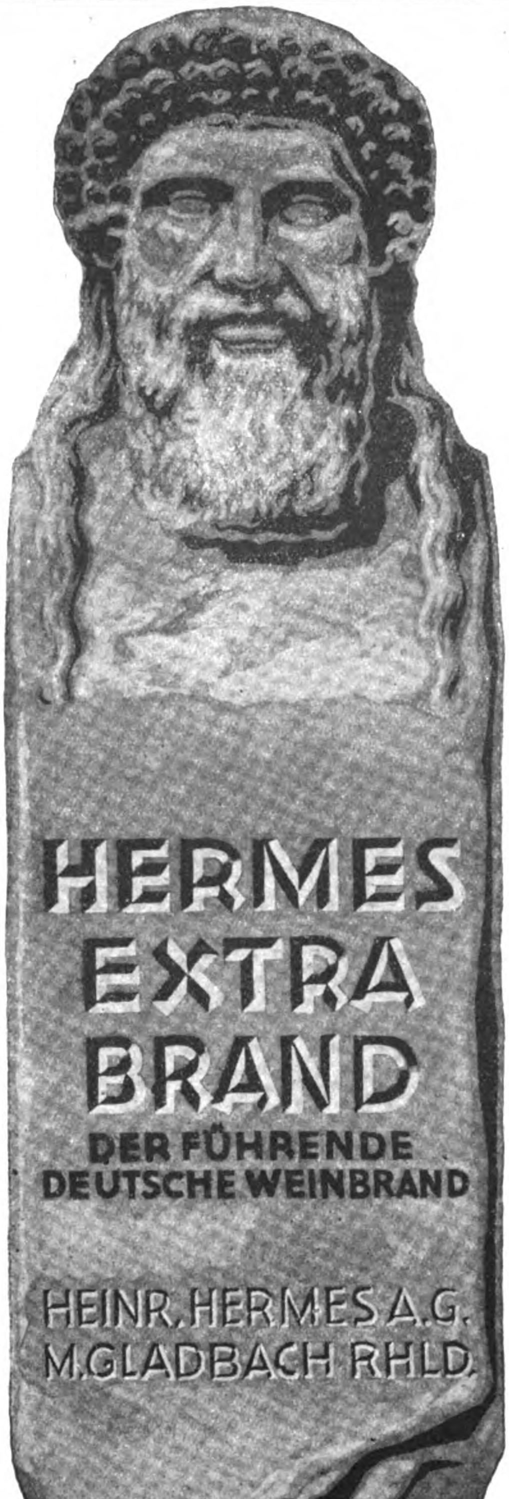
Funktelegraphie bei Massenstörungen im Drahtnetz. Die schweren Stürme der letzten Wochen haben die Telegraphenleitungen stark beschädigt und gestört. Deshalb sind in größerem Umfange die funktelegraphischen Verbindungsmöglichkeiten als Ersatz für die gestörten Drahtverbindungen erfolgreich ausgenutzt worden. Im Verkehr mit den nordischen Ländern konnte die Funktelegraphie helfend eingreifen. Unter anderm wurde der von deutscher Seite an die schwedische Funkstation Karlsborg ergehende Anruf umgehend beantwortet und der Betrieb

sofort aufgenommen; zwischen beiden Stationen wurden z. B. in einer Nacht rund 1000 Telegramme verarbeitet. In gleicher Weise ist während der Störungszeit auch der deutsch-norwegische Telegraphenverkehr auf dem Funkwege zwischen Berlin und Kristiania abgewickelt worden. Der Verkehr auf dem innerdeutschen Funknetz ist auch zu normalen Zeiten in erfreulicher Zunahme; er beläuft sich auf monatlich 240000 Telegramme, gegen 80000 im Frühjahr 1921.

Fahrpreisermäßigung zur Leipziger Frühjahrsmesse erhalten die Teilnehmer einer Reihe von Gesellschafts-Sonderzügen, die bei genügender Beteiligung auf elf Strecken (von Nürnberg, Stuttgart, Karlsruhe, Mainz, Frankfurt a. M., Düsseldorf, Köln, Duisburg, Münster, Altona und Königsberg i. Pr. nach Leipzig) eingelegt werden. Die Bekanntgabe der Verkehrszeiten erfolgt in allernächster Zeit mit den zum Versand kommenden Meßeinladungen sowie durch Inserate in der Tagespresse derjenigen Gegenden Deutschlands, von denen aus die Züge benutzt werden können. Die Fahrkarten zu diesen Sonderzügen sind nur beim Meßamt für die Mustermessen in Leipzig zu erhalten. Die Ermäßigung beträgt 20 bis 40 v. H. Da nur soviel Fahrkarten verkauft werden, wie Sitzplätze vorhanden sind, ist sofortige Bestellung nach Bekanntgabe der Züge unter Angabe der Meßzugnummern, des Verkehrstages, der Wagenklasse und Strecke zu empfehlen. Für die Rückreise von Leipzig können die Fahrkarten bis kurz vor Abgang des Zuges im Leipziger Meßamt gekauft werden.

Eine deutsche Jugendmünze, ein 15-Markstück aus Alt-Meißner Porzellan, wird vom Deutschen Reichsausschuß für Leibesübungen herausgegeben und soll demselben zu Mitteln für eine würdige Durchführung der Deutschen Kampfspiele 1922 verhelfen. Die Münzen sind bei allen deutschen Turn- und Sportvereinen erhältlich und werden auch ohne Werteinprägung als Sieger-Plaketten in vier verschiedenen Ausführungen angefertigt. Von besonders schöner Wirkung sind die Plaketten als Anhänger mit Einfassung (800 Silber), die ein eigenartiger und beliebter Schmuck für alle sportfreundlich gesinnten Damen werden dürften. Lieferungen zu Vorzugspreisen erfolgen durch den Verlag Arno Eckard, Dresden-A., Schnorrstraße 19, bei welcher Firma auch Werbematerial anzufordern ist.

Ein großes Heißluft-Lenkschiff soll in den Vereinigten Staaten nach den Plänen italienischer Ingenieure erbaut werden. Es wird dies der erste Versuch sein, ohne An-







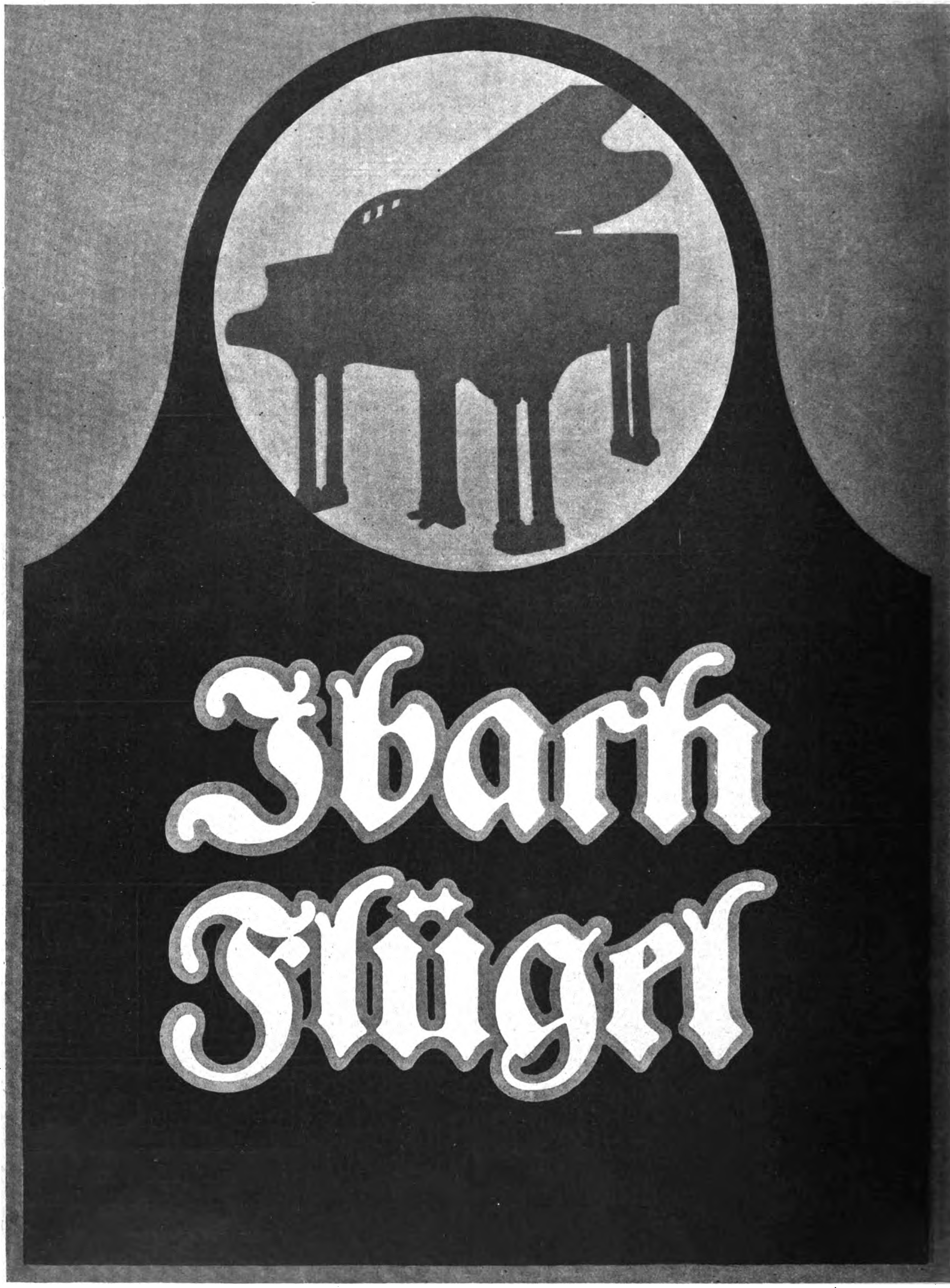


wendung brennbarer oder nicht brennbarer (Helium) Füllgase ein Lenkluftschiff zu erbauen. Die Benutzung der Tragkraft heißer Luft hat in Frankreich, dem Geburtsort dieser Erfindung, nach dem Krieg wieder an Ausdehnung gewonnen, weil sich damit die Durchführung sportlicher Freiballonfahrten ohne das Ziel, große Höhen und sehr lange Fahrtdauer zu erreichen, mit sehr geringem Kostenaufwand erreichen ließ. Immerhin mag es sehr zweifelhaft erscheinen, ob auch für große Lenkluftschiffe — der geplante Rarefied Air Dirigible soll 90 Fluggäste tragen — und längere Fahrtdauer dieser Vorteil erhalten bleibt und sich überhaupt wirtschaftlich eine genügend große Tragfähigkeit erzielen läßt.

Schwarzer Marmor gehört zu den seltensten und daher kostbarsten Marmorsorten, die es gibt. Nur Belgien hat größere Vorkommen dieses Gesteins und genoß daher bis vor kurzem eine Art Monopolstellung auf dem Marmormarkt. Nun sind in letzter Zeit auch in Deutschland, und zwar im bayrischen Franken, Bruchstätten schwarzen Marmors entdeckt worden. Sie finden sich im Frankenwalde und am Döbraer Berg in der Nähe des oberfränkischen Städtchens Naila. Mit dem Döbraer Marmor wurden bereits Polierversuche angestellt. Die Ergebnisse sind hervorragende. Der Döbraer Stein nimmt Hochglanz an und zeichnet sich durch einen rein tiefschwarzen Grundton aus, der von leuchtend weißem Geäder durchzogen wird. Damit ist ein neuer, farbenprächtiger Dekorationsstein gefunden worden, der im künftigen deutschen Kunstgewerbe und in der Innenarchitektur eine große Rolle zu spielen berufen ist.

Der Fremdenverkehr in Wiesbaden hatte im Jahr 1921 wieder eine starke Zunahme zu verzeichnen. Es wurden insgesamt 154116 Fremde gezählt. Diese Zahl bedeutet gegen das Jahr 1920 eine Zunahme von 42091 Fremden. Wenn damit auch die Frequenz des Vorkriegsjahres (1913), die 192108 Fremde betrug, noch nicht wieder erreicht wurde, so ist die Zunahme gegen 1920 erfreulicherweise doch viel größer als die von 1913.

Besuch der deutschen Ostseebäder. Die im Verband deutscher Ostseebäder vereinigten Orte haben im vergangenen Sommer einen Besuch von 347027 Badegästen zu verzeichnen gehabt. Es sind das rund 70000 mehr als im Vorjahr. In dieser Ziffer sind aber nicht eingeschlossen die Zehntausende von Passanten und Sonntagsbesuchern, die nur wenige Tage in den Badeorten der Ostsee waren.



Preisgekrönter Entwurf von Erich Wisetzki, Berlin.

Illustrirte Zeitung

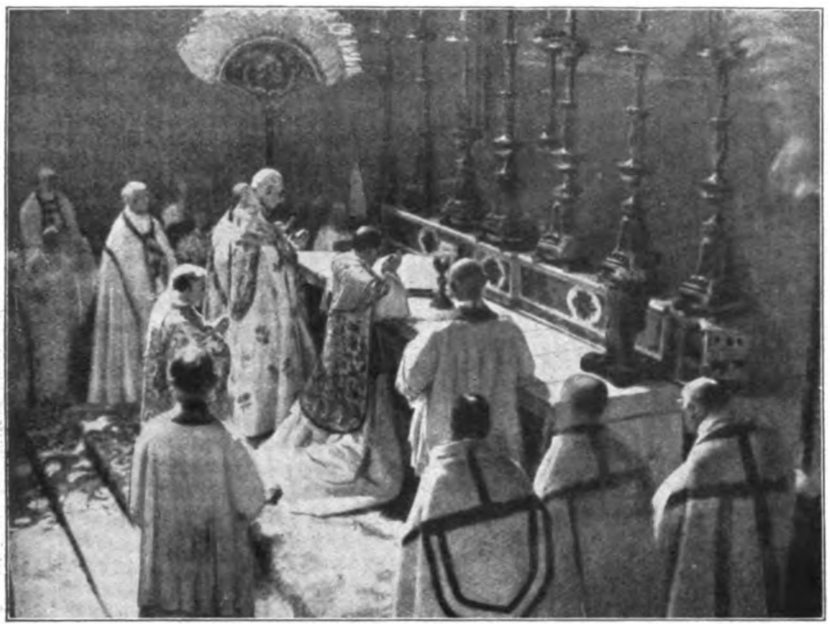


Nach einem Gemälde von Horatio A. Gaigher.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg.

Benedictus PP. XV

Zum Hinscheiden des Papstes am 22. Januar.



Die letzte von Papst Benedikt am 15. Januar 1922 in der St. Peterskirche zelebrierte Messe.



Die St. Peterskirche in Rom. Auf dem St. Petersplatz die Menschenmenge bei Empfang der Nachricht vom Tode des Papstes. Rechts ein Teil des Vatikans.



Die Aufbahrung der Leiche Papst Benedikts im Thronsaal des Vatikans.



Die Überführung der Leiche Papst Benedikts aus dem Vatikan in die St. Peterskirche.



Der Papst bei einem Spaziergang in den Gärten des Vatikans im Oktober 1921.



Die Trauerfeier in der Berliner Hedwigskirche am 28. Januar: Die Gesandten auswärtiger Staaten beim Verlassen der Kirche nach der Feier.



Der Heilige Vater an seinem Schreibtisch.

Zum Hinscheiden des Papstes Benedikt XV. am 22. Januar.



Oberst Gaelzer-Netto,

Bundeskommissar Brasiliens für Mitteleuropa mit dem Sitz in Berlin, Organisator der brasilianischen Liebesgaben für Deutschland und Österreich (siehe über ihn Seite 131.)



Prof. Dr. Vilhelm Thomsen,

Exzellenz, dänischer Sprachforscher von Weltruf, Präsident der kgl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften, wurde am 25. Januar 80 Jahre alt.



Prof. Dr. Hugo Schuchardt,

Hofrat, hervorragender Romanist und Meister der Sprachwissenschaft (siehe die Würdigung auf Seite 128), beging am 4. Februar seinen 80. Geburtstag.



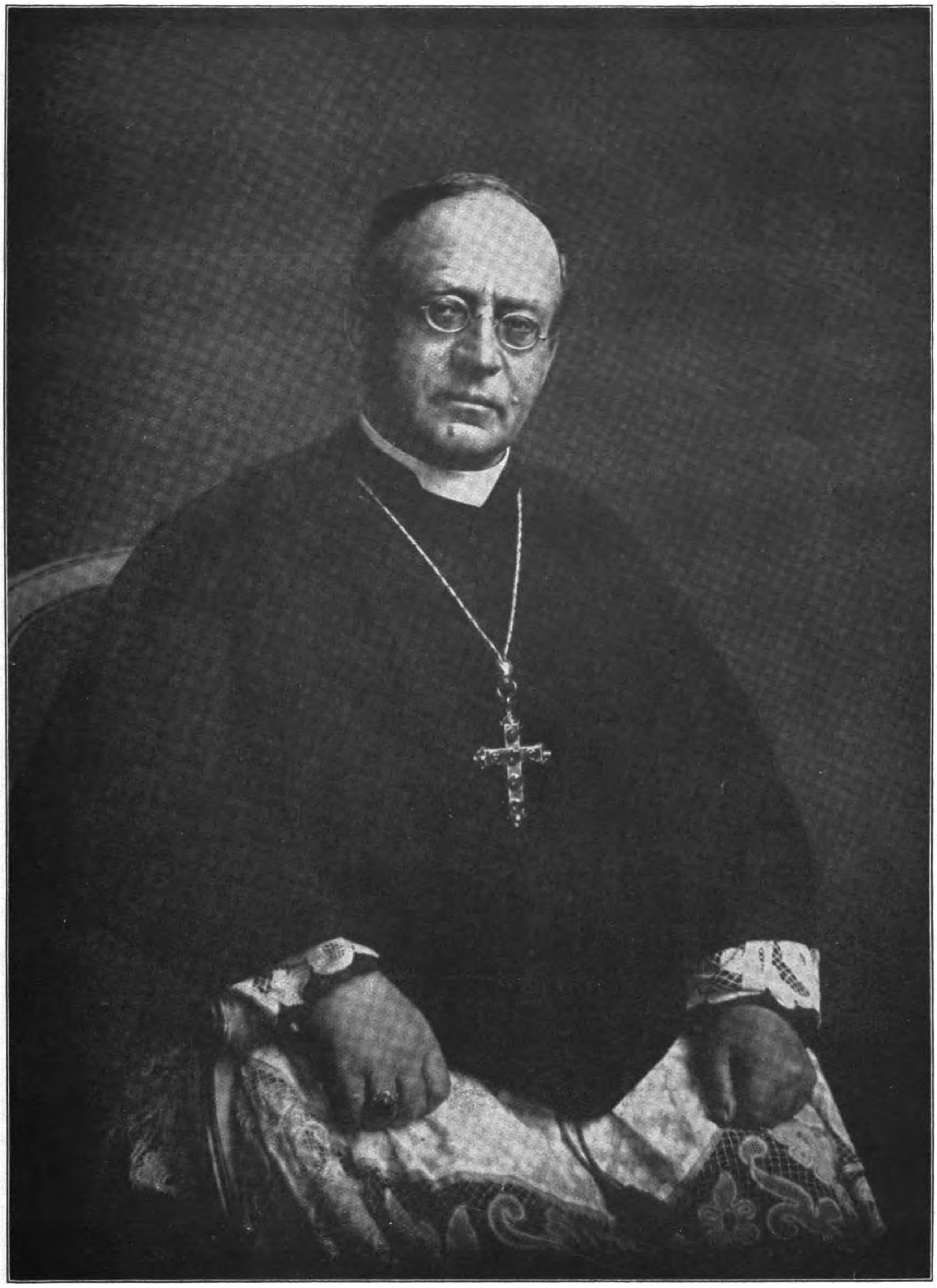
Diedrich Speckmann,

Pastor a. D., nambafter Heideschriftsteller (siehe den Aufsatz auf Seite 130), wird am 12. Februar 50 Jahre alt. Nach einem Gemälde von Wilhelm Krichelborff-Celle.



Hofrat Ludwig Barnay,

Geh. Intendanzrat, berühmter Schauspieler, Gründer und Ehrenpräsident der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, feiert am 11. Februar seinen 80. Geburtstag.

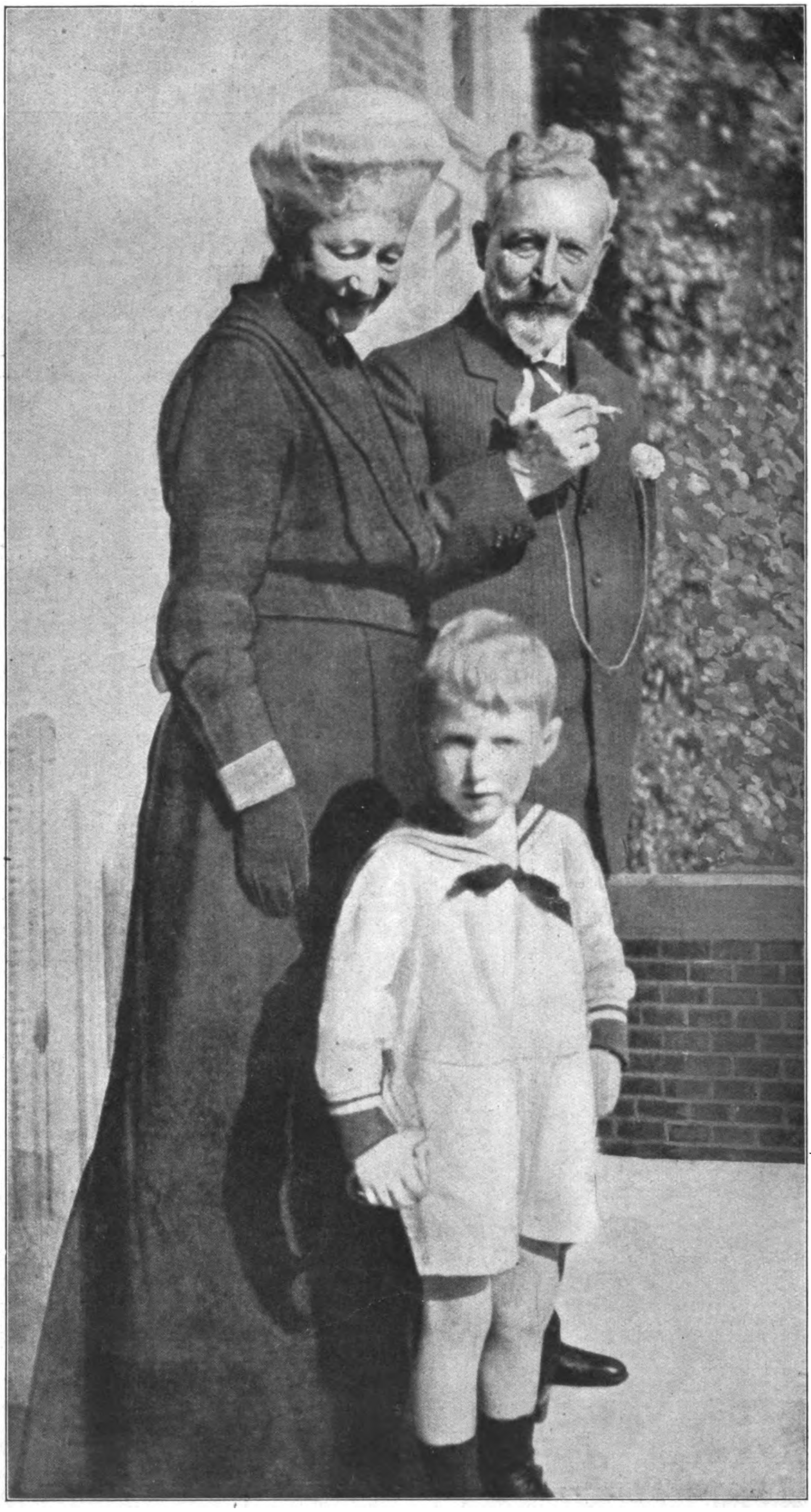


Das neue Oberhaupt der katholischen Kirche:

PAPST PIUS XI.

Nach einer Aufnahme des Servizio Fotografico Italiano in Mailand.

Aus den Wahlen des Konklave ist am 6. Februar Kardinal Dr. Achille Ratti, Erzbischof von Mailand, vorher apostolischer Nuntius in Warschau, als Papst hervorgegangen und hat den Namen Pius XI. angenommen.



Der Kaiser im Exil: Kaiser Wilhelm mit der inzwischen verstorbenen Kaiserin Auguste Viktoria und dem Sohne des Prinzen Joachim, Prinz Karl Franz Joseph von Preußen, vor dem Hause Doorn in Holland.

Nach einer jetzt in der englischen Zeitschrift „The Sphere“ veröffentlichten Aufnahme des Prinzen Oskar von Preußen vom April 1921.

Von rheinischer Not.

Von Professor Arthur Jung, Köln.

Die bange Sorge, die über dem ganzen Reiche lastet, wenn die Gedanken sich mit den Fragen beschäftigen, von denen Deutschlands Zukunftsschicksal abhängt, drückt besonders schwer die rheinischen Lande. Eine Fata Morgana ward den Rheinländern gezeigt: In London sprach man davon, daß die feindliche Besatzung völlig zurückgezogen werden könne, wenn — — Zu der Erwartung auf die Erfüllung tritt die Furcht vor neuen schwarzen Losen. Will man die politische Gestalt der westdeutschen Provinzen so gewaltsam ändern, wie man einen Saarstaat gewaltsam geschaffen hat? Wenn in diesen Tagen von Paris aus gemeldet werden konnte, daß die interalliierte Rheinlandkommission den deutschen Schulunterricht in der Westmark zukünftig überwachen wolle, so hat man wohl nicht allzuviel Anlaß, mit großem Optimismus in die Zukunft des Deutschtums am Rhein zu sehen.

Noch heute drückt, wie seit Jahren schon, den Rhein die schwere Last der feindlichen Besatzung. Wohin man schreitet, durch Städte und Dörfer, durch Fluren und Wälder, man trifft die Uniformen volksfremder Menschen und in ihnen weiße, aber auch hell- und dunkelbraune und tiefschwarze Soldaten. Gewiß ist die Dichtigkeit der Besatzung schon stark verringert worden, und zwar besonders im amerikanischen und im englischen Gebiete, aber auch dort sind immer noch soviel Truppen geblieben, daß man ihnen auf Schritt und Tritt begegnet, daß man sie nicht übersehen kann. Bei allen besonderen Gelegenheiten, im Konzert und im Theater, bei sportlichen Veranstaltungen und wo sonst immer Menschen sich in gemeinsamem Interesse zusammenfinden, ist der Rheinländer heute nicht mehr zu Hause, überall trifft er auf ungebetene Gäste. Das Eindringen in den deutschen Körper geht ja soweit, daß nicht nur größere politische Versammlungen angemeldet werden müssen und überwacht werden, sondern daß selbst Zusammenkünfte von Vorständen politischer Organisationen den Besuch eines ausländischen Agenten erhalten. Im Deutschen Reiche rechts des Rheines hat die öffentliche Meinung nicht die entfernteste Vorstellung von den Dingen, wie sie noch heute auf dem linken Ufer des Stromes sind. Ein gutes Musterbeispiel bietet das bekannte Bad Godesberg, das etwa 40 km stromaufwärts von Köln liegt und mit dem Zentrum der rheinischen Lande sowohl durch die Staatsbahn wie durch eine elektrische Bahn verbunden ist. Seiner herrlichen landschaftlichen Lage unmittelbar gegenüber dem Siebengebirge und den guten Verkehrsverbindungen verdankt Godesberg seinen alten Ruf als Ausflugsort und seinen starken Fremdenbesuch. Jetzt steht seine Existenz auf dem Spiele: die Franzosen legen zu der starken Besetzung, die das Bad heute schon hat, noch ein Artillerieregiment, und gegenwärtig baut man an einer großen Kaserne, die in eins der schönsten Villenviertel der Stadt hineingelegt wird. Der Ort, der früher außer einem Gendarmerie-Wachtmeister niemals irgendeine Militärperson dauernd beherbergt hat, geschweige denn Garnisonort war, wird jetzt zu einem starken Waffenplatz ausgebaut. In der Kurfürstenstraße, die von der herrlichen Redoute flankiert wird, einem Prachtbau, den der letzte Kurfürst von Köln der Nachwelt hinterließ, sind große Villen reihenweise für militärische Zwecke beschlagnahmt worden. Unmittelbar am Kurpark liegen die großen Landhäuser, die in Kasernen umgewandelt wurden. Der Spielplatz der Jugend, auf dem einst der Fußball regierte oder ein durchreisender Zirkus seine Zelte aufschlug, ist zum Kasernenhof gewandelt mit zahlreichen militärischen Übungsgeräten, und ihn zu betreten würde für den Deutschen bedeuten, sich schwerer Strafe ausliefern. Unweit von diesem baute man einen zweiten Platz zu demselben Zweck aus. Der herrliche Kottenforst, der die Höhen des Bades krönt, ist zu einem Schießstand geworden. An zahlreichen Stellen warnen die Tafeln vor dem Betreten der Wege wegen der Lebensgefahr. Vor dem täglichen Tack-tack der Maschinengewehre räumt Mensch und Tier das Feld. Wo früher Alt und Jung Erholung und Frische suchte im ewigen Zauber des deutschen Waldes, herrscht heute die Ruhe des Grabes.

Zu alle dem Schweren tritt nun noch der Bau der Artilleriekaserne! Alle Instanzen sind angerufen worden, sie zu verhindern. Den Oberkommandierenden der Franzosen hat man gebeten wie die Rheinlandkommission, die Lebensinteressen Godesbergs nicht zu vernichten, alles war vergeblich. Aus einem Badeplatz, der bisher alljährlich Tausenden Erholung und neues Leben gebracht hat, muß eine französische Garnison werden! Für mehr als einen Hausbesitzer wird diese Entwicklung einen wirtschaftlichen Schlag bedeuten, dem seine Kräfte nicht gewachsen sind, aber jeden Bürger der Gemeinde wird sie zu seinem Nachteil treffen. Für alle aber und für alle Rheinländer und für jeden, der Augen hat zu sehen, lehrt dieses Beispiel, wie die so viel gepriesene Abrüstung und der Kampf gegen den Militarismus in Wirklichkeit aussieht.

Das Beispiel von Godesberg wird aber vor allem einwandfrei den Beweis dafür erbringen, wie schwer die Lasten bis zum heutigen Tage sind, die die Rheinlande zu tragen haben. Denn „Godesberg" ist nicht ein einzelner Fall, sondern nur ein besonders schwerer Fall. Es ist durch die deutsche Presse wohl allgemein verbreitet worden, daß die amerikanische Besatzung recht erheblich verringert werden soll, und die Abtransporte haben begonnen und dauern noch an. Die englische Besatzung ist schon seit längerer Zeit auf einen Stand gebracht worden, der auch dem Deutschen nicht als übermäßig hoch erscheinen wird, aber daran hat sich nichts geändert, daß Kölner Hotels nach wie vor ihrer Bestimmung entzogen sind, so das große Dom-Hotel und ihm gegenüber das Exzelsior-Hotel. Auch das gewaltige Deichmannhaus gegenüber dem Hauptbahnhof dient immer noch nicht wieder seiner friedlichen wirtschaftlichen Aufgabe, sondern gehört ausschließlich der Besatzung. Weder Amerikaner noch Engländer jedoch treten entfernt so stark hervor, wie die Franzosen es auf Schritt und Tritt für richtig halten. Die Rückwirkung in der öffentlichen Stimmung konnte daher auch nicht ausbleiben, und sie ist nicht ausgeblieben.

Die Wirkung all der rheinischen Not auf das Volk der Rheinlande ist gewesen, daß der Geist einer nationalen Volksgemeinschaft immer stärker wurde. Man darf heute sagen, daß die Schranken der Trennung, die die Politik der Parteien im Volke schafft, in der „Rheinlandfrage" keine Geltung haben, denn die Gesamtheit denkt und fühlt deutsch, und sie will ihre Zugehörigkeit zum deutschen Vaterlande weder im großen noch im kleinen ändern. Man versteht deshalb am Rhein am wenigsten, daß gelegentlich in der deutschen Öffentlichkeit soviel Wesens gemacht wird von dem einen oder andern mit fremden Gelde gekauften Subjekte, das seinen Auftraggebern gegenüber von sich reden machen muß. Kein ernster Mensch am Rhein vermag zu glauben, daß hinter diesen Kreaturen jemals irgendeine Gefolgschaft stände, man verachtet sie. Was über dem Strom und dem Kranze seiner Berge mit ihren Burgen schwebt, was durch Städte und Dörfer allerorten singt und klingt, ist das tief im Herzen wurzelnde Gefühl: Unser Rhein war deutsch, trotz aller Not ist er deutsch, und immerdar wird er deutsch sein!

Möge man nun in allen deutschen Gauen einmal zu empfinden versuchen, was es bedeutet, am deutschesten Strom tagtäglich die harte Faust des Siegers zu fühlen. Wenn überall in Deutschland einmal erkannt sein wird, wie groß die Not ist, die die rheinischen Lande für das ganze Reich erdulden, dann wird wohl auch mehr und mehr aus dieser Erkenntnis die Folgerung gezogen werden, daß man der Brüder am Rhein nicht nur gedenken muß, sondern daß man ihnen auch zu zeigen verpflichtet ist, daß ganz Deutschland zu ihnen steht. Im verflossenen Jahre war der Rhein überflutet von dem Strom der Reisenden; Holländer, Dänen, Schweden, Schweizer, Amerikaner und so viele, viele andere waren da. Gar so wenig hörte man die Muttersprache aus den Karawanen herausgrüßen. Hier muß eine Besserung kommen! Der Rhein muß das Ziel der Sehnsucht und das Ziel für die Reise eines jeden Deutschen sein, der zu reisen in der Lage ist. Er sollte ein Land der Wallfahrt werden solange, bis die Last der Uniformen von uns genommen ist, bis man uns wieder erlaubt, auf unsern Rheindampfern die Lieder unserer Jugend zu singen, die auch die Lieder unserer Kinder sein werden.

Über Naturbetrachtung.

Von Professor Bastian Schmid, München.

Zweifellos ist die germanische Art der Naturbetrachtung von Goethe bis heute die tiefste und vielseitigste ihrem Ausdruck, den Persönlichkeiten und der Einstellung nach. Das innige Verhältnis der germanischen Völker zur Natur entfaltet sich darstellerisch zu einer einzigartigen Vielseitigkeit der Betrachtungsweise und der Perspektiven. Klare Sachlichkeit, Tiefe der Gedankengänge und Gefühle, farbenreiche Linien, Wille zur Totalität, Bezwingung der Form, Versenkung ins Kleinste neben dem großen Zug ins Kosmische, kindliche leidenschaftslose Naivität und Ringen mit dem Gesetz bis zu dessen Bezwingung, intuitives Schauen, Entzweiung und Einigung der Seele, gewolltes Wachsen und Entwickeln, weil einem unbezwinglichen inneren Drange gehorchend, mystische Versenkung in die Natur, die an das Ringen der großen Mystiker mit ihrem Gotte gemahnt, und Erfülltsein von den Geheimnissen einer Offenbarung der geheimen, großen, stillen Natur — das alles ist die deutsche Seele, so sie sich mit der Naturbetrachtung befaßt, sie ist das unbegrenzt Wachsende, eine Entwicklung zum Ewigen hin.

Naturschilderungen und -betrachtungen treffen wir bei den ältesten Naturvölkern, und zwar je nach deren Psyche in verschiedenen Nuancierungen der Bildhaftigkeit und des Charakters, sei es, daß dieser sich in starker Realistik, ernstfeierlich, religiös (Juden), in echt orientalischem Farbenprunk (Perser und Inder) oder wie bei den griechischen Kirchenvätern in zarter Innigkeit und mystischer Tiefe äußert. In der alten germanischen Dichtung ist manches Kraftvolle und Tiefe, was als Vorläufer der Gegenwart angesehen werden kann, und in der romanischen (Italien und Spanien) tauchen Gemälde (Dante) von starker Begeisterung für das Naturleben auf.

Einen ebenso neuen wie fruchtbaren Ansatz der Entwicklung der Naturbetrachtung und damit zugleich eine ungeahnt weite und tiefe Auffassung der irdischen und kosmischen Natur sehen wir um Rousseau herum aufkommen. Mochten die Äußerungen des Naturempfindens bei den Alten und im ursprünglichen Mittelalter noch so verschieden sein, im Vergleich zu heute, aber auch schon im Vergleich zum ausgehenden achtzehnten Jahrhundert verbindet sie ein Negatives, ein Mangel.

Tatsache ist, daß man für das Moment der Bewegung (Stürme, jagende Wolken, atmosphärische Entladungen usw.) und für das räumlich Erhabene, so für das Hochgebirge, wie die Geschichte der Alpenreisen beweist, kein poetisches Empfinden hatte. Es fehlte fast bis in das neunzehnte Jahrhundert herein nicht nur das Interesse für das Gebirge, sondern man hatte auch geradezu eine ausgesprochene Abneigung gegen dieses. Überhaupt sind im Altertum Bergbesteigungen etwas ungemein Seltenes und erschöpfen sich nach meinen Kenntnissen vielleicht mit Moses' Besteigung des Sinai und König Philipps von Mazedonien Besteigung des Hämus (181 v. Chr.). Die Römer konnten den Alpen niemals etwas abgewinnen, weder Cäsar noch seine verschiedenen Epigonen. Livius und andere Schriftsteller fanden sie scheußlich und charakterisierten sie als eine abscheuerregende Einöde. Die 66 Züge der deutschen Kaiser über die Alpen wissen nur von den ungeheuren Gefahren der Alpenübergänge zu erzählen, und erst im 16. Jahrhundert wird durch Geßner auf die Herrlichkeit der Alpen und die reinen edlen Genüsse der Bergbesteigung hingewiesen. Doch bedeutet der Ruf des deutschen Plinius nur einen vorübergehenden Lichtblick, wie denn auch die Kenntnisse des Gebirges nur ganz langsam wachsen. Wenn endlich, und zwar um die Mitte des 18. Jahrhunderts, die touristische Erforschung der Alpen einsetzte, so war das das ausschließliche Verdienst der Naturforscher, die den in den Alpen wirkenden Naturkräften ein großes Interesse entgegenbrachten; an sich merkwürdig, wenn man bedenkt, daß man um jene Zeit schon die großen Meere durchfurcht und die entlegensten Inseln entdeckt hatte.

Der Blick des Bewohners der großen, freien Ebene schweift unbegrenzt und ungehemmt ins Unermeßliche, der Mensch bewegt sich ohne Schwierigkeiten in weiten Gefilden. Daher ist es auch begreiflich, wenn der plötzlich in die damalige Unwirtlichkeit des Hochgebirges versetzte Bewohner der Ebene an der physiologischen Umstellung litt, an ihr scheiterte oder ihr zum mindesten widerwillig folgte. Sein Blick ist nicht mehr geradlinig gerichtet, sondern wird nach oben gezwungen und bricht sich an den zahllosen Konturen, Zacken und chaotisch streichenden Zügen; seine Muskulatur ist unvermittelt auf Leistung eingestellt; Beine, Herz und Lunge stehen vor neuen Aufgaben; der Boden, auf dem er wandelt, wirkt unsicher; allerlei Gefahren stürmen auf seine Nerven ein; es treten Empfindungen auf, von denen der nicht trainierte Organismus bisher keine Ahnung hatte, und das Vorstellungsleben ist durch die abenteuerlichsten Traditionen verwirrt. Glaubte man doch bis zum 18. Jahrhundert selbst in den gebildeten Kreisen noch an allerlei alpine Gespenstergeschichten, und ein Naturforscher wie Scheuchzer hielt buchstäblich an der Annahme von Drachen fest. Dazu kommen der schroffe Temperaturumschlag und der sprunghaft einsetzende Wechsel der Jahreszeiten, selbst der prangendste Sommer kann unverhofft durch eine rauhe Geste des Winters in Schnee gehüllt werden. Dort in der Ebene, wo die großen Werke der Kultur geworden, wo althistorische Erinnerungen an den Boden sich heften, auf dem die Geschicke der Völker durch schwere Waffengänge entschieden wurden, wo reiche Städte, stolze Paläste und stille Dörfer in den satten Fluren liegen, wo breite Ströme schwerbeladene Schiffe tragen, dort lebt und träumt es sich behaglicher als in den unwirtlichen, schauerlichen Bergen. Die Ebene ist still, weit und fruchtbar, ihre Einsamkeit ist eine andere als die der hohen Berge und der engen Täler, sie ist ein Sichversenken unter vielen; dort oben aber ist der Einsame einer und allein.

Gleich anderen Geistesprodukten hat auch die Naturschilderung ihre eigene Psychologie und ihre Komponenten. Einen Faktor von fundamentalster Bedeutung bildet der Gegenstand an sich, nämlich die Natur selbst, gewissermaßen als Objekt dem Subjekt, d. h. der empfindenden, reflektiernden Psyche und dem denkenden Geiste gegenüber. Dazu tritt das Milieu des Dichters, seine Volkszugehörigkeit, seine Zeitepoche, sodann, was durchaus nicht nebensächlich, seine naturwissenschaftliche Vorbildung und das Unwägbare der augenblicklichen Stimmung, die ihre Wurzeln im Betrachten oder im Objekt (wie die Gegend sich präsentiert, Beleuchtung, Wirkung von Naturgewalten wie Stürmen) oder in beiden zugleich haben kann.

Gerade die naturwissenschaftliche Einstellung gibt der Naturbetrachtung einen besonderen Einschlag. Nicht, daß das Studium der Naturwissenschaften bedingende Voraussetzung für die Naturschilderung sein müßte oder sein sollte. Denn wenn

auch die wissenschaftliche Vorbildung in sehr vielen Fällen als wertvoll sich erwiesen hat, so dürfte andererseits auch zuzugeben sein, daß sich diese dem dichterisch Schauenden hemmend in den Weg stellt und als Ballast empfunden wird. Harmonische Synthesen zwischen zwei so verschiedenen geistigen Gebieten, wie Wissenschaft und Kunst es sind, kommen sehr selten vor und finden nur in den genialsten und vielseitigsten Naturen einen befriedigenden Ausgleich. Andererseits weist die Geschichte der europäischen Kulturvölker die mehrfach bestätigte Tatsache auf, daß der intuitiv schauende Genius in den Naturdingen Prinzip wie Kausalität eher empfunden hat, als sie von der Wissenschaft erkannt wurden. Denn Kunst ging schließlich auch in der Entwicklung der Menschheitskultur der Wissenschaft voraus.

Beigefügt sei diesen Gedankengängen noch, daß genialen Wissenschaftlern Naturerkennen und Naturgenuß gleichwertige Begriffe sind und konform gehen, wie denn auch die Naturschilderungen solcher Forscher von vollendeter dichterischer Leistung sind.

Zu einem geradezu integrierenden Bestandteil der Naturbetrachtung ist das reflektierende Moment geworden, gleichviel, ob dieses wortreich oder frostig, verschnörkelt oder klar sachlich ist, ob es in die Uferlosigkeit romantischer Träume oder in das Kosmisch-Ungemessene geht, ob es sich in Sentimentalitäten von Weltschmerzlern oder in trockene Folgerichtigkeit entwicklungsgeschichtlicher Ideen auflöst. Stets zeigen die Reflexionen den Dichter und Denker als den Sammel- und Brennpunkt von Ideen der Zeit, von Gefühlswerten, wie sie durch die Welt gehen und in seiner Seele zittern. Dem einen Naturbetrachter eignen bestimmte Geistes- und Seelenstimmungen das ganze Leben hindurch, einem anderen sind solche nur Durchgangspunkte, wie Goethe, der den Dingen in ruhiger Klarheit und Abgeklärtheit gegenübersteht. — Schließlich enden alle Dinge in der menschlichen Seele, ob Wissenschaft, Kunst, Religion und Weltanschauungsfragen aller Art, sie sammelt sie und strahlt sie in dem ihr eigenen Lichte wieder zurück. Mit Recht sagt Heinrich Heine von Goethe, daß er der Natur den Spiegel vorhält, „oder besser gesagt, er ist selbst der Spiegel der Natur. Die Natur wollte wissen, wie sie aussieht, und sie erschuf Goethe."

Es ist psychologisch nicht uninteressant, wie ein Forscher von dem Range und der Universalität eines Alexander v. Humboldt über die gemütliche Einwirkung der Natur sich äußert: „Der Eindruck, welchen der Anblick der Natur in uns zurückläßt, wird minder durch die Eigentümlichkeit der Gegend als durch die Beleuchtung bestimmt, in der Berg und Flur bald bei ätherischer Himmelsbläue, bald im Schatten tiefschwebenden Gewölkes erscheinen. Auf gleiche Weise wirken Naturschilderungen stärker oder schwächer auf uns ein, je nachdem sie mit den Bedürfnissen unserer Empfindung mehr oder minder in Einklang stehen. Denn in dem innersten, empfänglichen Sinne spiegelt lebendig und wahr sich die physische Welt. Was den Charakter einer Landschaft bezeichnet: Umriß der Gebirge, die in duftiger Ferne den Horizont begrenzen; das Dunkel der Tannenwälder, der Waldstrom, der tobend zwischen überhangenden Klippen hinstürzt; alles steht in altem, geheimnisvollem Verkehr mit dem gemütlichen Leben des Menschen." („Ansichten der Natur.")

Diese Äußerung bestätigt im übrigen, wie letzten Endes die menschliche Psyche in ein und derselben Person ein und dasselbe Ding nach der intellektuellen wie nach der Gemütsseite hin zu empfangen und kombinierend zu gestalten vermag. Es zeigt sich aber auch, wie leicht dieser Denker den auf Begriffsbildung zielenden Intellekt entspannt, um die Natur auf das Gemüt wirken zu lassen, während wir nicht selten sehen, wie der Dichter sich vom Seelenhaften nach dem Intellektuellen hinwendet. Liegt hierin nicht ein ganz besonderer psychologischer Reiz? Eine von den vielen bewundernswerten Merkwürdigkeiten der menschlichen Seele?

Wann sterben wir?

Von Dr. G. Wolff.

Die Verjüngungsversuche des genialen Wiener Physiologen Eugen Steinach haben vor einiger Zeit die ganze Kulturwelt aufhorchen lassen. Ist ein solches Wunder der Biologie wirklich möglich? Die Frage ist auch heute noch nicht exakt zu beantworten, nachdem einige Zeit seit dem ersten Sturm der Begeisterung oder auch Enttäuschung vergangen ist. Die gelehrte Welt hat sich inzwischen in zwei feindliche Lager geteilt, von denen das eine bedingungslos zustimmt, das andere in übergroßem Skeptizismus verharrt. Wie aber auch immer die weitere Forschung auf dem von Steinach kühn in Angriff genommenen Problem der Verjüngung durch Neubelebung der Pubertätsdrüse entschieden wird, ein Problem, das schon 1889 den französischen Physiologen Brown-Séquard zu ähnlichen (freilich nicht ebenso kühn verwirklichten) Gedankengängen geführt hatte, das große Verdienst Steinachs auf diesem Gebiet der experimentellen Biologie kann nicht gut geleugnet werden. Es bleibt in der Wissenschaft bestehen, wenn auch die praktischen Folgerungen nicht in Erfüllung gehen; es sei nur erinnert an die dem Wiener Forscher schon lange vorher beim Meerschweinchen gelungene Umwandlung der Geschlechter durch experimentelle Vertauschung der gegenseitigen Keimdrüsen.

Neuerdings hat ein Mitarbeiter Steinachs, Paul Kammerer, in einer Streitschrift „Über Verjüngung und Verlängerung des persönlichen Lebens" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) die wissenschaftlichen Ergebnisse seines Meisters noch einmal kurz zusammengefaßt und in temperamentvoller Weise gegen ungerechtfertigte Angriffe wie gegen die Sensationsliteratur, die sich eine Zeitlang des Problems in allzu oberflächlicher Weise bemächtigt hatte, verteidigt. Der Schrift wohnt ein tiefer wissenschaftlicher Ernst inne, wie man es bei einem Biologen vom Range Paul Kammerers voraussetzen darf, und sie soll ein umfassendes Werk, in dem das ganze Verjüngungs- und Lebensverlängerungsproblem von allen seinen Seiten, nicht bloß der biologischen, beleuchtet wird, ankünden.

Wir wollen uns aber jetzt nicht weiter mit den Versuchen Steinachs beschäftigen, die auch das Problem vom Tode des organischen Lebens von einem neuen Gesichtspunkte aus in die naturwissenschaftliche Diskussion geworfen haben; es mag genügen, hier darauf hinzudeuten. Wir wollen vielmehr auf vergleichende Untersuchungen, die der verstorbene Biologe Elias Metschnikoff über die Lebensdauer des Menschen und der Tiere schon vor einigen Jahren veröffentlicht und auch erkenntniskritisch ausgewertet hat, bei unserer Darstellung des Problems zurückgreifen.

Von den zahlreichen Fragen und Rätseln, die von der Naturwissenschaft aufgeworfen und bisher nicht oder nur unvollkommen beantwortet und gelöst worden sind, bleibt stets die Frage nach der Ursache des organischen Todes, dem alles Lebende früher oder später anheimfällt, in lebhafter Diskussion. Nachdem Religion und Philosophie von Anbeginn an sich mit dieser mächtigsten und doch geheimnisvollsten Erscheinung des Lebens — geheimnisvoll und unerklärt wie dieses selbst — auseinanderzusetzen gesucht haben, hat neuerdings, etwa mit Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die exakte Naturwissenschaft sich dieses Problems bemächtigt und begonnen, mit den Mitteln, die emsige experimentelle Forscherarbeit ihr in die Hände gegeben hat, eine Lösung herbeizustreben.

Gibt es einen natürlichen Tod im Reiche des Lebendigen, und welches sind die Ursachen des natürlichen Todes? Die Fragestellung könnte fast paradox klingen; denn es weiß ein jeder, nach soundso vielen Jahren, nach 70 oder 80 in der Regel, ist die irdische Laufbahn des Menschen z. B. beendet. Was nach diesem Tode eintritt, bleibt dem exakten Wissen verschlossen.

In der Tat handelt es sich für den Naturforscher auch nicht darum, Aufschluß etwa darüber zu geben, was nach dem Tode mit der geistigen Wesenheit des Lebendigen geworden ist — das kann nicht seine Aufgabe sein — er will vielmehr mit den Mitteln seiner Wissenschaft zu erkunden suchen, aus welchen Gründen in einem konkreten Fall der lebendige Organismus dem Tode verfällt. Man wird zu antworten geneigt sein: „Sehr einfach! Weil er durch die Folgen irgendeiner Krankheit nicht mehr lebensfähig war." Das ist aber nicht die Antwort auf die Frage nach dem natürlichen Tode des Organismus; denn ein durch Krankheit zugrunde gegangenes Lebewesen hat eben den speziellen Einwirkungen der betreffenden Schädlichkeiten, der physikalischen, chemischen oder parasitären Krankheitsgifte, nicht widerstehen können. Wenn also ein Mensch durch Hitzschlag, durch Zyankali, durch Cholera oder Typhus vernichtet wird, so stirbt er in diesem Sinne keines natürlichen Todes, sondern vielmehr durch die Einwirkung fremder, in seinen Körper hineingelangter Schädlichkeiten, sehr häufig infolge einer durch Bazillen herbeigeführten Infektion. Weshalb geht nun aber der Mensch auch zugrunde, der nicht von lebensfeindlichen Bazillen angefallen wird? Warum bleibt er nicht am Leben, wenn ihn keine dieser offensichtlichen Krankheitsursachen zu belästigen droht? Daß es tatsächlich nicht der Fall ist, weiß jedermann. Daß ein solcher, nicht von einer akuten Krankheit betroffener Mensch schließlich an Altersschwäche stirbt, ist eine allgemeine Erfahrungstatsache. Daß freilich mit der Todesursache „Altersschwäche" wenig gesagt ist, daß vielmehr damit die Unfähigkeit, der letzten Ursache auf den Grund zu kommen, verborgen werden soll, bedarf kaum einer besonderen Erklärung.

Elias Metschnikoff hat sich mit der Erforschung der Ursachen des natürlichen Todes viel beschäftigt und eine geistreiche Theorie ersonnen, um das verschiedene Lebensalter in den mannigfachen Tierarten naturwissenschaftlich zu erklären. Denn es ist doch eine merkwürdige Tatsache, daß ein Pferd, natürlich von plötzlichen Todesursachen, mechanischen oder auf irgendeiner infektiösen Krankheit beruhenden, abgesehen, zwischen 25 bis 30 Jahren stirbt, Hunde fast immer zwischen 15 und 20 Jahren, der Mensch zwischen 70 und 90 Jahren, der Elefant etwa im gleichen Alter usw. Jedenfalls ist unbestreitbar den verschiedenen Tiergattungen und -arten ein ganz spezifisches Alter eigentümlich. In der Reihe der Säugetiere erreichen nur wenige Arten, etwa der Mensch, der Elefant, einige anthropoide Affen, ein beträchtliches Alter, während die große Mehrheit der Säugetiergattungen, vor allem Wiederkäuer und Pflanzenfresser, kein sehr langes Leben haben. Im Gegensatz dazu haben die niederen Wirbeltiere, namentlich Fische und Reptilien (Schildkröten, Krokodile), ferner die Vögel im Durchschnitt eine bedeutend größere Langlebigkeit. Hechte und Karpfen sollen 100 bis 150 Jahre und darüber alt geworden sein. Über die Lebensdauer der auf dem Festlande lebenden, in Zoologischen Gärten gezüchteten Reptilien hat man genauere Angaben. So sind nach historischen Aufzeichnungen im Zoologischen Garten von London 150jährige Schildkröten beobachtet worden. Auch zahlreiche Vögel können ein hohes Alter erreichen und auch darin die meisten Säugetiere „überflügeln". Daß Papageien sehr alt werden können, ist eine aus vieler Erfahrung bestätigte Tatsache; aber auch Schwäne und Gänse können mindestens so alt werden, wenn sie eines natürlichen Todes sterben. Sodann ist z. B. festgestellt worden, daß in der Menagerie des Schönbrunner Schlosses ein Geier 118 Jahre, ein Adler 104 Jahre und viele andere Vögel ebenfalls ein beträchtliches Alter erreicht haben.

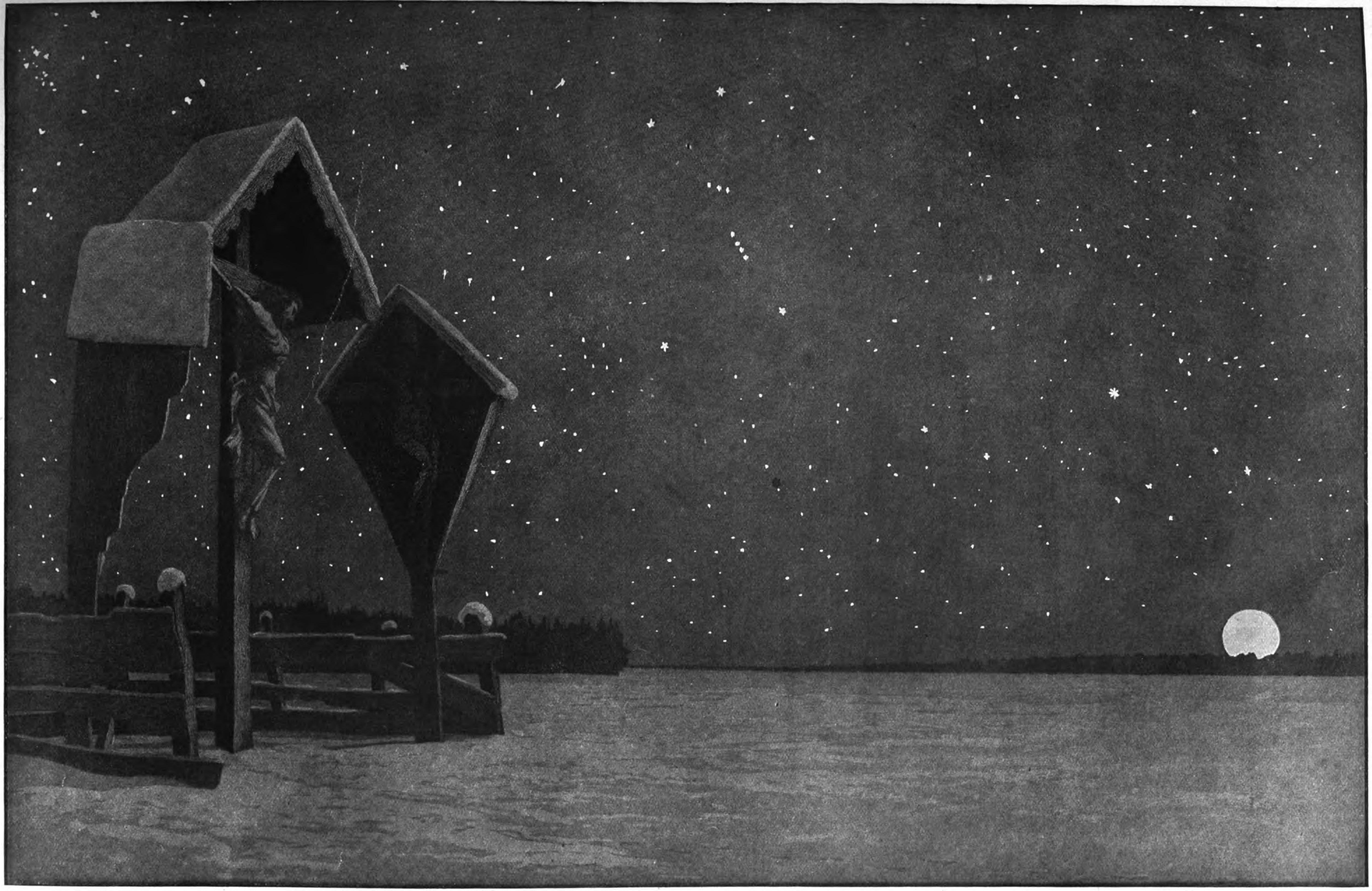
Um diese wenig geklärten Erscheinungen des verschiedenen Lebensalters in den einzelnen Tierklassen dem Verständnis näherzubringen, hat Metschnikoff schon vor Jahren eine Theorie von der Autointoxikation und Autoinfektion des Organismus durch Darmmikroben (Selbstvergiftung des Organismus vom Darm aus) aufgestellt, die auch in seinen naturphilosophischen Schriften „Beiträge zu einer optimistischen Weltauffassung" und „Studien über die Natur des Menschen" ausführlich erörtert worden ist. Metschnikoff stellt fest, daß die Säugetiere im allgemeinen eine kürzere Lebensdauer und einen längeren und entwickelteren Dickdarm haben als die übrigen Wirbeltierklassen. Dieses Zusammentreffen zweier Lebenserscheinungen dünkt ihn kein zufälliges, vielmehr scheint ihm die kürzere Lebensdauer durch die anatomisch-physiologische Umänderung des Verdauungsapparates bedingt zu sein. Es ist eine durch vielfache Versuche festgestellte Tatsache, daß der Dickdarm fast keine Verdauungsfähigkeit besitzt, die Resorption der aufgenommenen, mechanisch und chemisch verkleinerten Nahrungsstoffe vielmehr in dem ersten Abschnitt des Darmkanals, dem Zwölffingerdarm und dem eigentlichen Dünndarm, vor sich geht. Der voluminöse Dickdarm stellt nach Metschnikoffs Anschauung daher für die Säugetiere in erster Linie eine Ablagerungs- und vorübergehende Aufbewahrungsstätte der nicht verdauungsfähigen Nahrungsüberreste dar. Sie ist gerade bei den Säugetieren zu solcher Ausdehnung und Mächtigkeit gelangt, um es ihnen zu ermöglichen, eine größere Menge Fäkalien in ihrem Organismus anzusammeln und so der Notwendigkeit einer häufigeren Darmentleerung vorzubeugen. Die Vögel hingegen brauchen eine solche Ansammlungsstelle in Gestalt eines mächtigen Dickdarms nicht, da sie beim Fliegen nicht wesentlich durch ihre Darmentleerungen behindert werden, sondern jederzeit ihre Nahrungsüberreste entfernen können.

Nun greift Metschnikoff für seine Theorie der Selbstvergiftung des Organismus durch den Darm auf sein eigentliches Arbeitsgebiet zurück und registriert die wichtige Tatsache, daß der Dickdarm ein Sammelplatz aller möglichen Mikroben ist, jener niedersten Lebewesen, von denen einige durch Ausscheidung ihrer Gifte (Toxine) die oft so gefährlichen Infektionskrankheiten verursachen. Es liegt auf der Hand, daß die Darmmikroben in den Fäkalmassen der Säugetiere, die ihren Kot, wie wir vorher sahen, aus mancherlei Gründen sehr lange, zuweilen tagelang, im Darm zurückhalten, einen viel geeigneteren Nährboden haben als in dem der Vögel, welche sich stündlich und öfter davon befreien.

In der Tat konnte Metschnikoff feststellen, daß die Darmflora der Säugetiere sehr reichlich und mannigfaltig ist, während der Verdauungskanal der Vögel nur eine ärmliche Flora aufweist, sogar zuweilen fast aseptisch (keimfrei) ist. Damit hängt eine Erscheinung zusammen, die leicht durch den Versuch nachzuprüfen ist, daß die in einem Raum eingeschlossene Leiche eines Kaninchens, dessen Verdauungskanal bloßgelegt ist, einen viel intensiveren Verwesungsgeruch erzeugt als die entsprechend sezierte Leiche eines Raben oder Papageien. Darin, daß in den Gedärmen dieser Tiere die Verwesungserreger auch bei Lebzeiten fehlen oder nur in verhältnismäßig geringem Maße vorhanden sind, sieht Metschnikoff die Ursache der langen Lebensdauer, die sich bei Papageien und Raben auf 100 Jahre erstrecken kann, während das etwa ebenso große und schwere Kaninchen aus der Gruppe der Nagetiere kaum den zehnten Teil dieses Alters erreicht.

Als Bestätigung dieser Anschauung kann dienen, daß auch diejenigen Säugetiere, die die Lebensgewohnheiten der Vögel angenommen und einen wenig entwickelten Dickdarm haben, wie die Fledermäuse, auch wenig Bakterien in ihrem Darm beherbergen und eine verhältnismäßig lange Lebensdauer aufweisen, während umgekehrt die Laufvögel (Strauß, Kasuar, Nandu), die die Gewohnheiten der Landsäugetiere übernommen haben, mit ihrem starken Dickdarm eine erstaunlich reiche Darmflora besitzen und nach einwandfreien Feststellungen lange nicht so alt werden wie andere Vögel mit „aseptischem" Darm.

Diese Ausnahmen der beiden großen Wirbeltierklassen vermögen die Metschnikoffsche Hypothese am eindrucksvollsten zu unterstützen. Freilich vermag sie durchaus nicht alle Erscheinungen zu erklären, vor allem nicht die, warum der Mensch, der doch gewiß den Säugetieren zuzurechnen ist, trotz kräftig entwickelten Dickdarms die meisten seiner Mitsäugetiere an Lebensfähigkeit übertrifft. Hier müssen andere, noch nicht erkannte Ursachen mitwirken, in deren Geheimnisse wir einstweilen noch nicht eingedrungen sind.



Winternacht im Riesengebirge. Nach einer farbigen Zeichnung von Paul Aust.



Sir Ernest Shackleton, bedeutender englischer Südpolarforscher, † am 15. Januar an Bord seines Expeditionsschiffes „Quest“ an den Folgen einer Brustbräune.

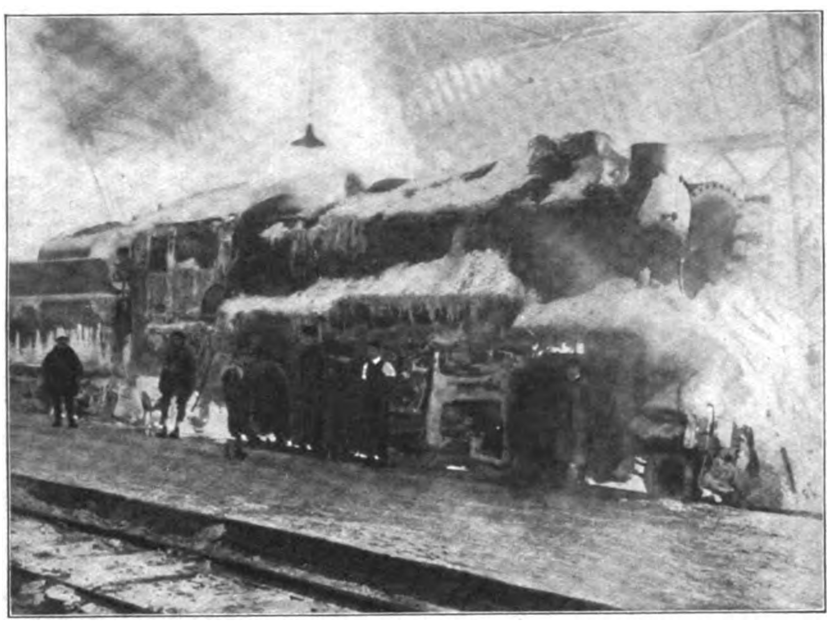


Die neue, 100 m lange Eisenbahnbrücke von Klein-Friesen bei Plauen im Vogtlande (Linie Plauen-Theuma).

(Vgl. den Artikel „Aus dem Lande der massiven Brückenbauten“ auf Seite 128.)



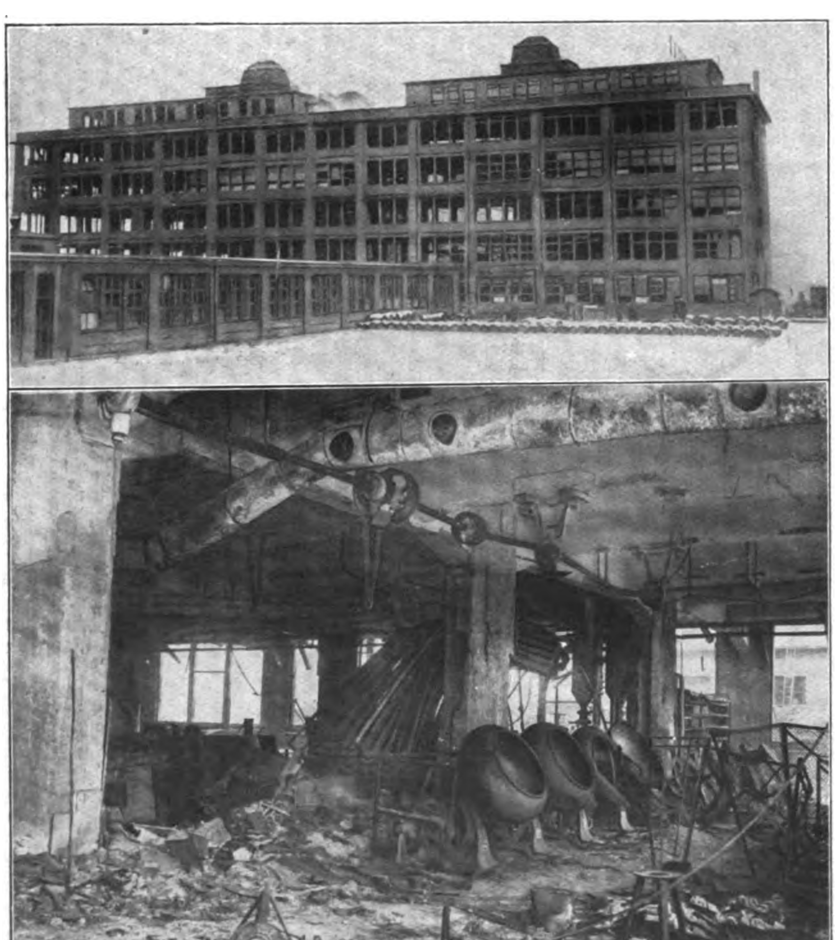
Thomas Alva Edison, berühmter amerikanischer Erfinder (siehe den Aufsatz auf Seite 128), begeht am 11. Februar seinen 75. Geburtstag.



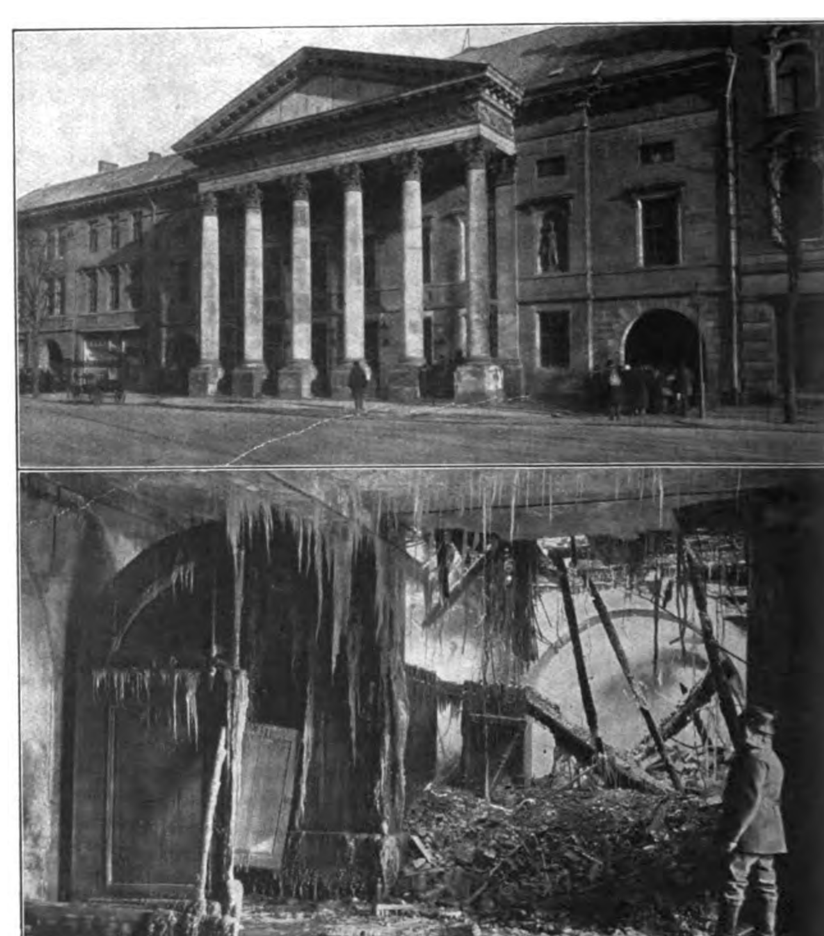
Der Winter in den Vereinigten Staaten: Eine in einen Blizzard (Schneesturm) geratene, vollständig vereiste Lokomotive bei der Ankunft im Neuyorker Zentralbahnhof.



Die Segnung der Gewässer im Piraeus bei Athen in Gegenwart der griechischen Königsfamilie am 19. Januar. Von links nach rechts König Konstantin, Prinzen Nikolaus, Andreas, Christoph und Paul.



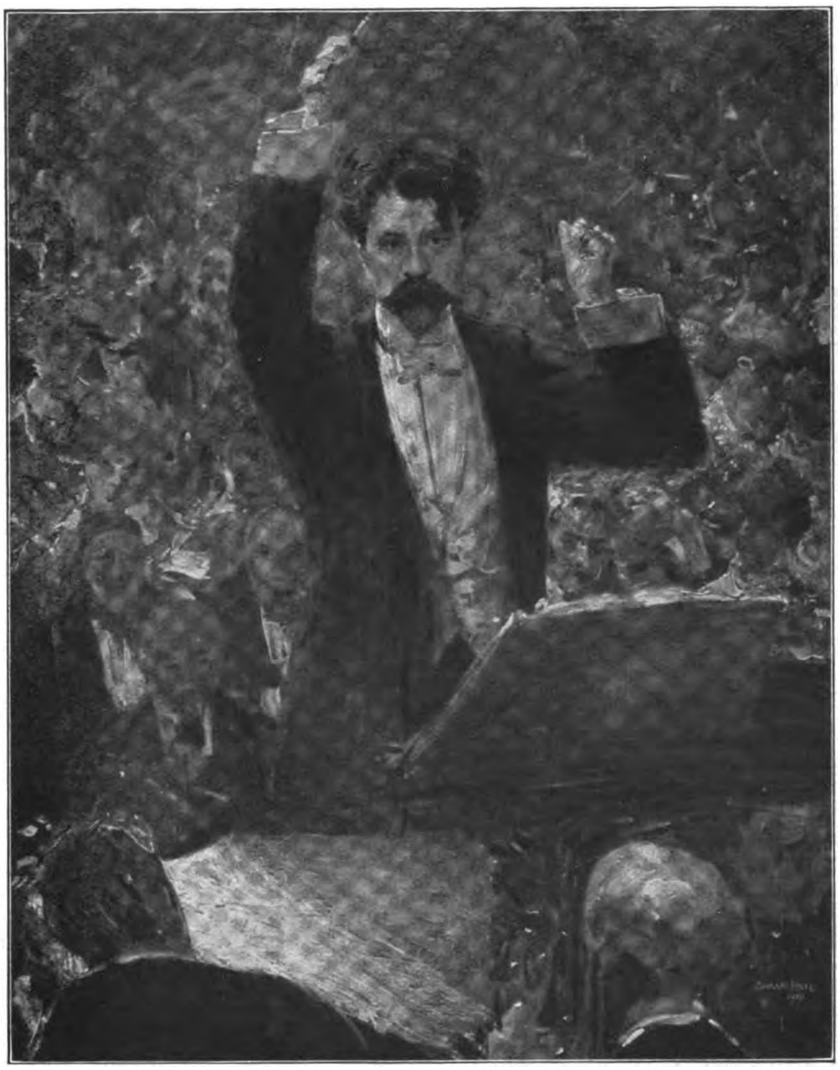
Von der Brandkatastrophe in der Schokoladenfabrik Sarotti in Berlin-Tempelhof am 20. Januar. Oben: Das vollständig ausgebrannte Fabrikgebäude. Unten: Ein Blick in die ausgebrannten Räume.



Die Vernichtung des Friedrich-Theaters in Dessau durch Feuer am 25. Januar. Oben: Das Theater, ehemals Herzogliches Hoftheater, vor dem Brande. Unten: Die ausgebrannten und inzwischen vereisten Wandelgänge.



Arthur Nikisch als Schüler des Wiener Konservatoriums für Musik (1867—1869). (Hofphot. E. Hoenisch, Leipzig.)



Nikisch, im Jahre 1910 ein Leipziger Gewandhauskonzert dirig'erend. Nach einem in der Galerie Nemmler & Co. in Leipzig ausgestellten Gemälde von Professor Robert Sterl.



Der am 23. Januar im 67. Lebensjahre an der Grippe verstorbene Meister am Flügel. (Phot. Selma Genthe, Leipzig.)

Zum Ableben des weltberühmten Leipziger Dirigenten Arthur Nikisch.



Prof. Stephan Sinding,

norwegischer Bildhauer von internationalem Ruf, † in Paris am 23. Januar im Alter von 75 Jahren. (Phot. M. Diez-Dührkoop, Berlin.)

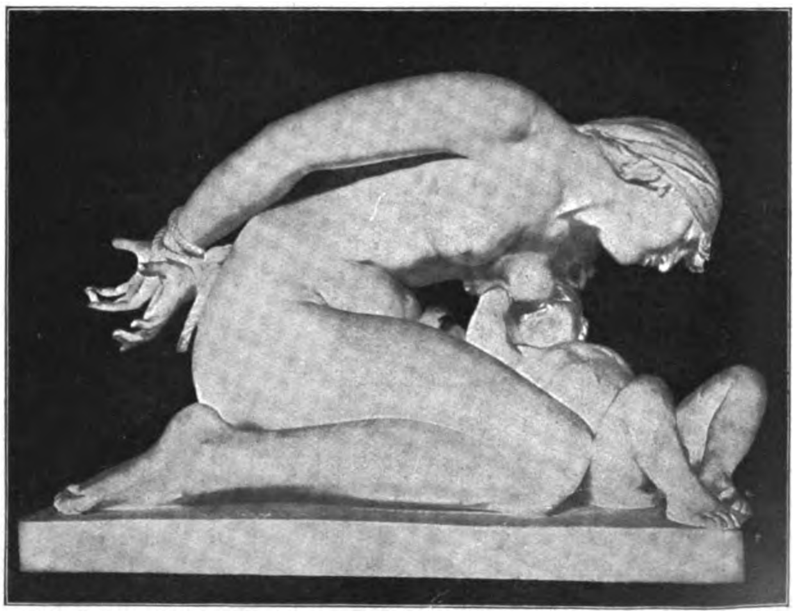




Geheimer Rat Dr. Woldemar v. Seidlitz,

bekannter Kunsthistoriker, von 1885—1919 vortrag. Rat bei der Generaldirektion der Sammlungen für Kunst und Wissenschaft in Dresden, † im 72. Lebensjahre. (Phot. James Aurig, Dresden.)





Idyll. Oben: Nacht. Die gefangene Mutter.

Zum Hinscheiden des norwegischen Bildhauers Stephan Sinding: Einige Hauptwerke des Künstlers.
(Photographieverlag der Neuen Photographischen Gesellschaft in Berlin-Steglitz.)



Sir Ernest Shackleton, bedeutender englischer Südpolarforscher, † am 15. Januar an Bord seines Expeditionsschiffes „Quest“ an den Folgen einer Brustbräune.

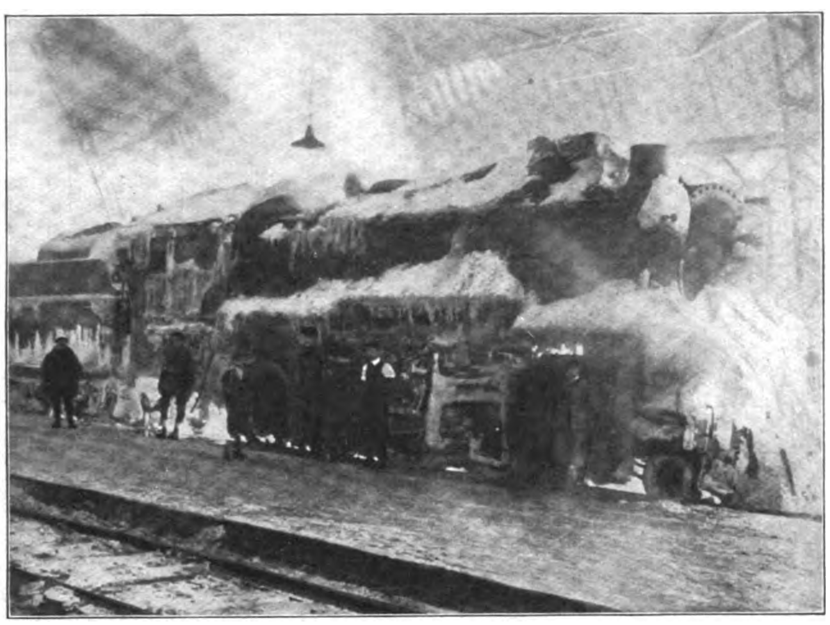


Die neue, 100 m lange Eisenbahnbrücke von Klein-Friesen bei Plauen im Vogtlande (Linie Plauen-Theuma).

(Vgl. den Artikel „Aus dem Lande der massiven Brückenbauten“ auf Seite 128.)



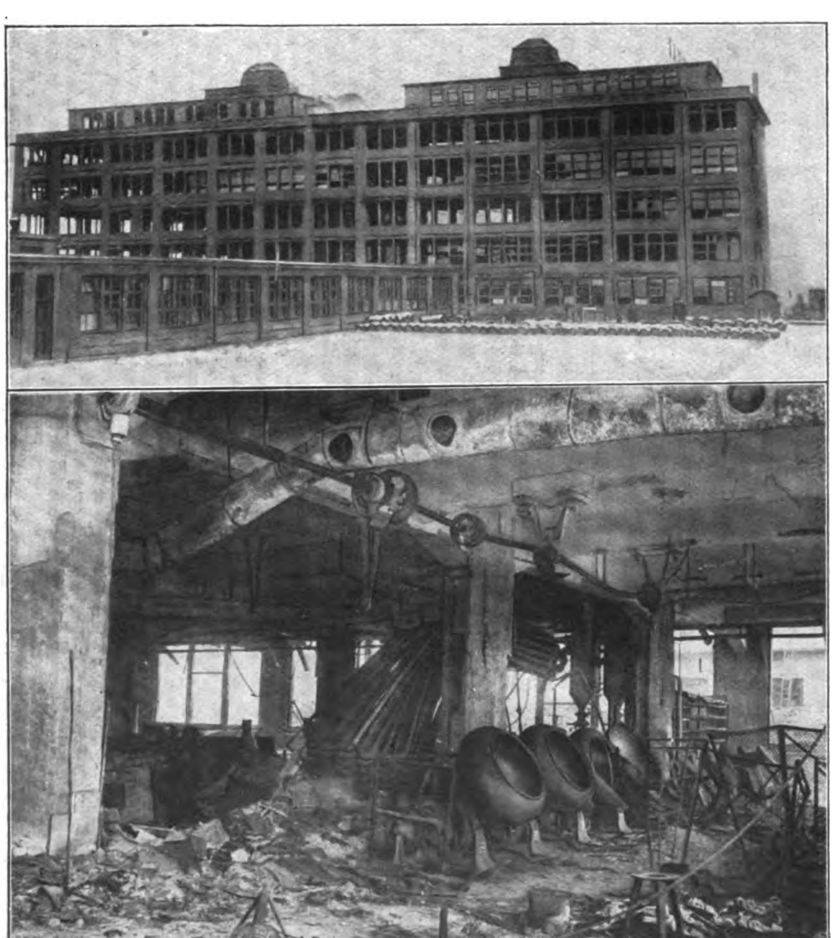
Thomas Alva Edison, berühmter amerikanischer Erfinder (siehe den Aufsatz auf Seite 128), begeht am 11. Februar seinen 75. Geburtstag.



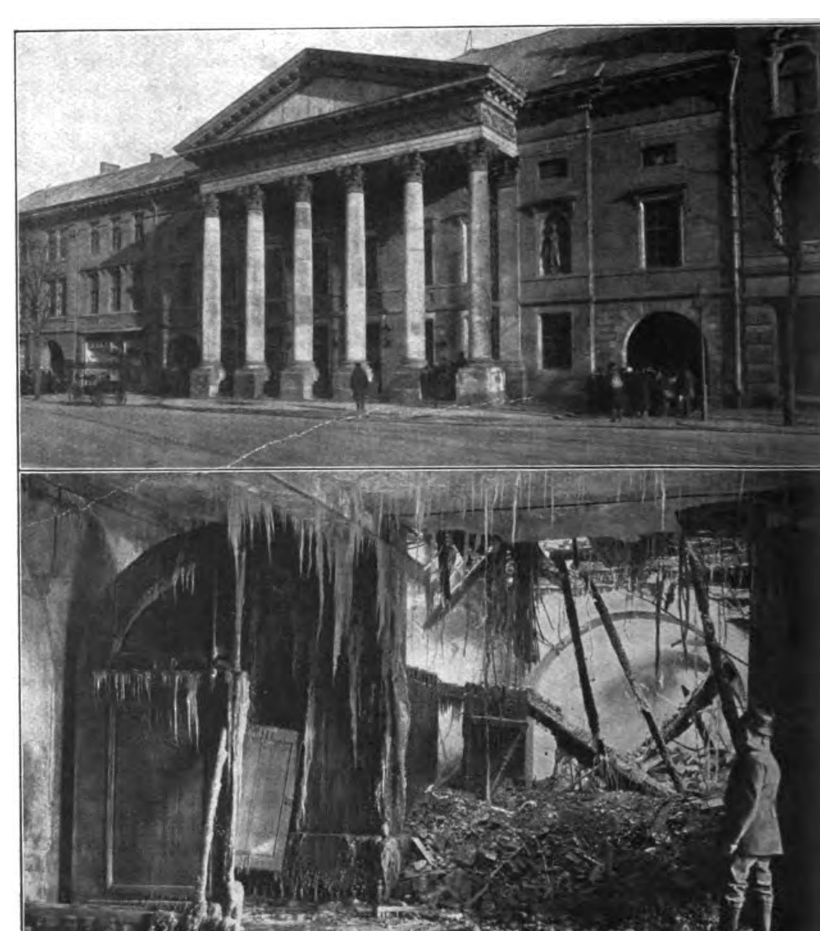
Der Winter in den Vereinigten Staaten: Eine in einen Blizzard (Schneesturm) geratene, vollständig vereiste Lokomotive bei der Ankunft im Neuyorker Zentralbahnhof.



Die Segnung der Gewässer im Piraeus bei Athen in Gegenwart der griechischen Königsfamilie am 19. Januar. Von links nach rechts König Konstantin, Prinzen Nikolaus, Andreas, Christoph und Paul.



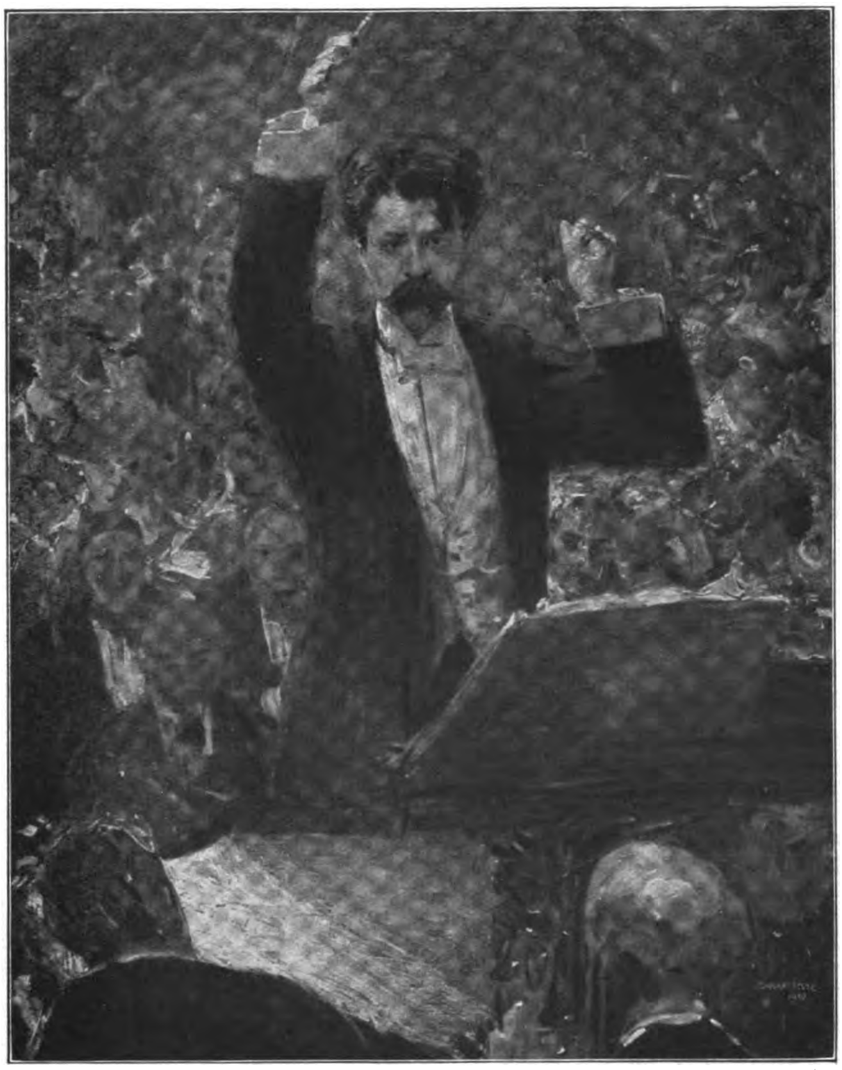
Von der Brandkatastrophe in der Schokoladenfabrik Sarotti in Berlin-Tempelhof am 20. Januar. Oben: Das vollständig ausgebrannte Fabrikgebäude. Unten: Ein Blick in die ausgebrannten Räume.



Die Vernichtung des Friedrich-Theaters in Dessau durch Feuer am 25. Januar. Oben: Das Theater, ehemals Herzogliches Hoftheater, vor dem Brande. Unten: Die ausgebrannten und inzwischen vereisten Wandelgänge.



Arthur Nikisch als Schüler des Wiener Konservatoriums für Musik (1867—1869).
(Hofphot. E. Hoenisch, Leipzig.)



Nikisch, im Jahre 1910 ein Leipziger Gewandhauskonzert dirigierend. Nach einem in der Galerie Remmler & Co. in Leipzig ausgestellten Gemälde von Professor Robert Sterl.



Der am 23. Januar im 67. Lebensjahre an der Grippe verstorbene Meister am Flügel.
(Phot. Selma Genthe, Leipzig.)

Zum Ableben des weltberühmten Leipziger Dirigenten Arthur Nikisch.



Prof. Stephan Sinding,

norwegischer Bildhauer von internationalem Ruf, † in Paris am 23. Januar im Alter von 75 Jahren.
(Phot. M. Diez-Dührkoop, Berlin.)





Geheimer Rat Dr. Woldemar v. Seidlitz,

bekannter Kunsthistoriker, von 1885—1919 vortrag. Rat bei der Generaldirektion der Sammlungen für Kunst und Wissenschaft in Dresden, † im 72. Lebensjahre.
(Phot. James Aurig, Dresden.)

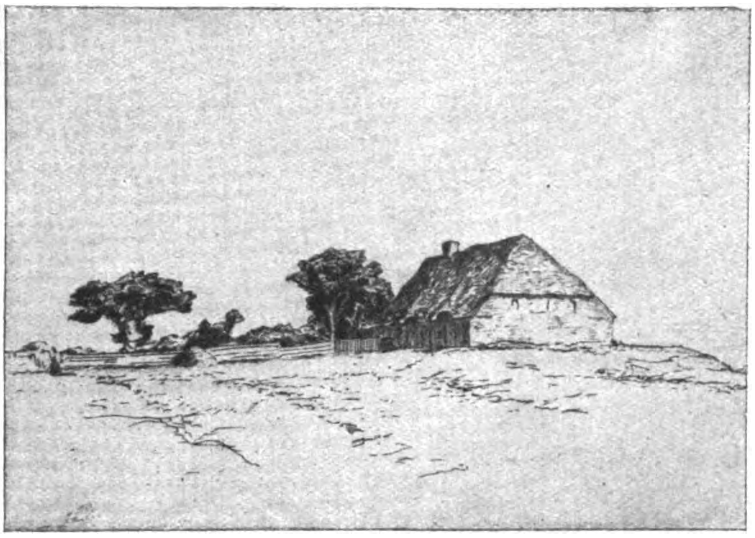


Idyll.



Zum Hinscheiden des norwegischen Bildhau ... lers.

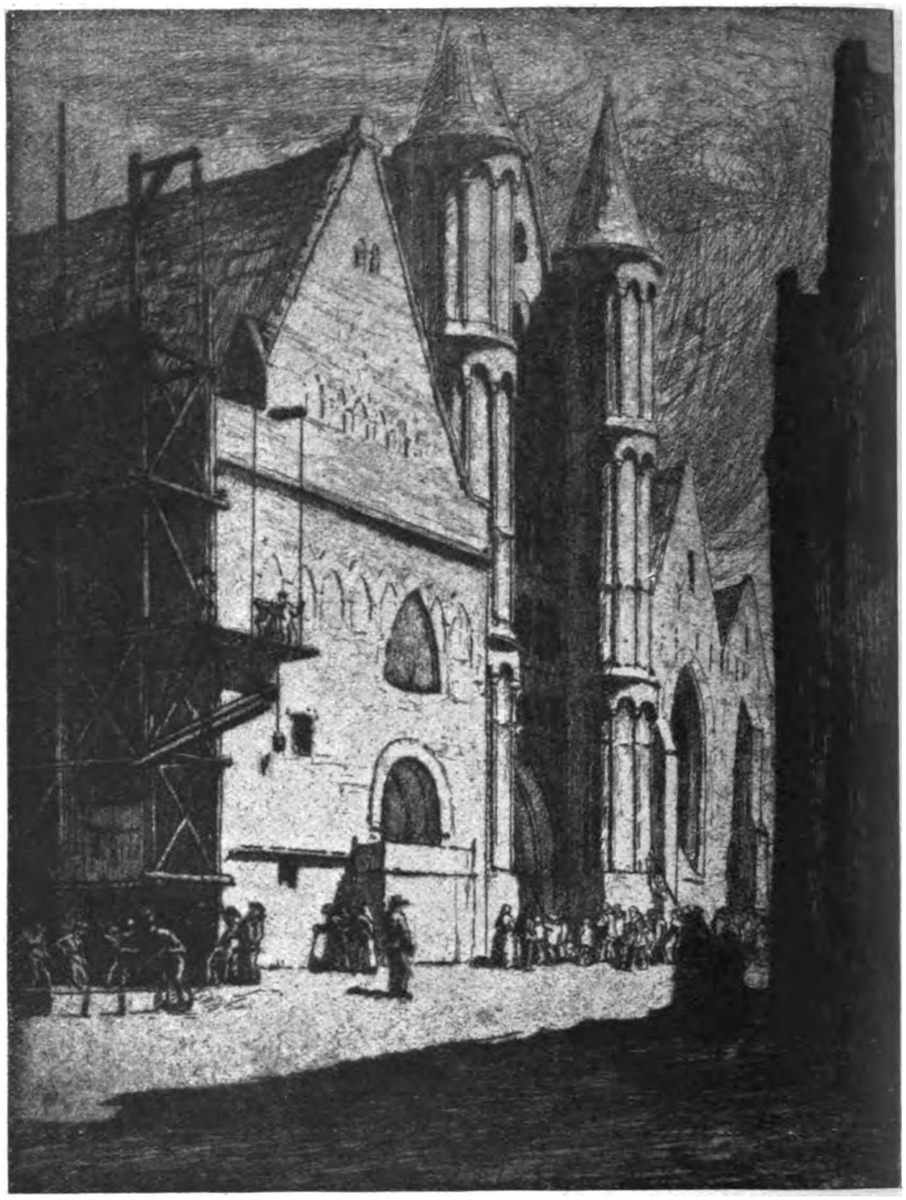
(Photographieverlag der ...



Werft.

Ingwer Paulsen.

Von Prof. Dr. Hans W. Singer.

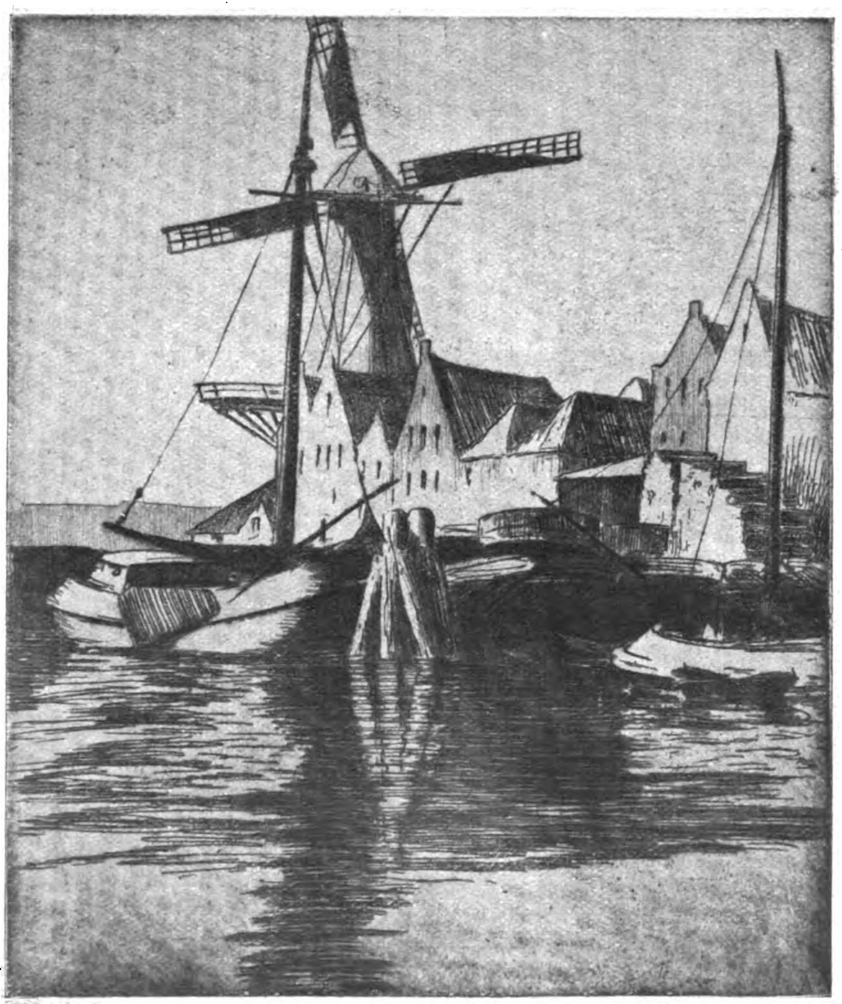


Frauenkirche in Brügge.

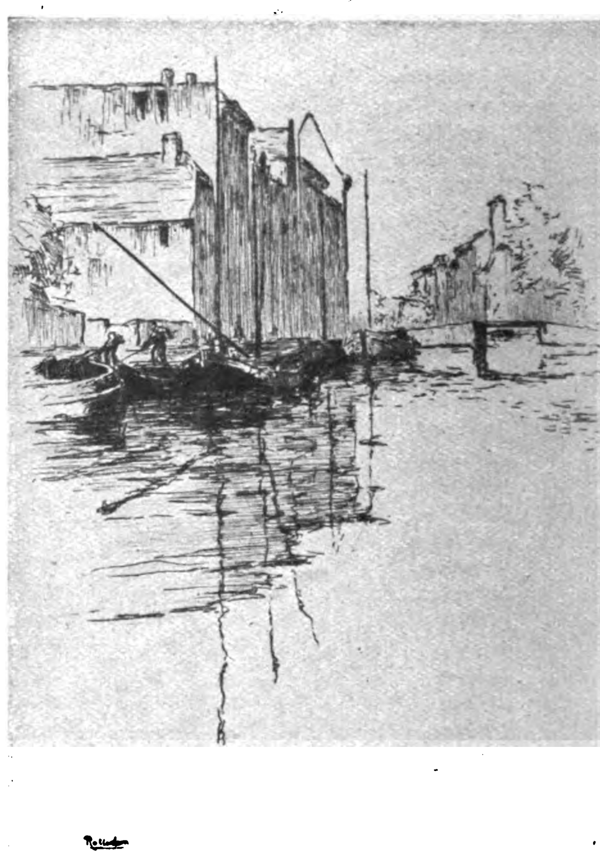
Unter den selten gewordenen Radierern Deutschlands, die noch einen Funken von Gefühl für die Schönheit des Materials, mit dem sie hantieren, haben, ist Ingwer Paulsen eine der sympathischsten und verheißungsvollsten Erscheinungen. Arbeitsscheu ist jetzt die Losung in der Kunst wie im Leben, und die Jünger, die heute mit der erbärmlichsten Hilflosigkeit und armseligsten Selbstgenügsamkeit auf dem Kupfer herumfuchteln, weil sie über ein Können nicht verfügen, wollen uns so gern weismachen, die Technik sei gar nicht gering genug zu schätzen. Es ist die berühmte Fabel von den „Sauren Trauben". Das Können, das in der vollendeten Technik liegt, ist allerdings von einer Kraftanstrengung abhängig, die jenseits der einfachen Schläue des Fuchses liegt. Tragikomisch in dieser Erneuerung der Fabel ist nur, daß es jetzt nicht der Fuchs selbst, sondern das Publikum ist, das sich durch die faule Ausrede betrügen läßt.

Wenn man die viele Kriegszeit abrechnet, die Paulsen erst am Rhein als Flieger, dann in Rußland und zuletzt als Leutnant in Italien für seine Kunst völlig verlorengegangen ist — denn er hat den Krieg nicht nur verbrämt, sondern mitgemacht — so muß man ihn noch als jungen Künstler gelten lassen. Er ist am 3. April 1883 geboren, und vielleicht das Schönste, was er geschaffen, sind doch die Blätter, die Motive aus seiner engeren holsteinschen Heimat behandeln. Insbesondere die neueren zeigen nicht nur eine solche Verfeinerung und Vereinfachung der Linie, sondern auch Veredelung des Handwerks, daß sie einem zur lauteren Freude gereichen.

In Kürze wird ein knapp gefaßtes Verzeichnis der graphischen Arbeiten unseres Künstlers erscheinen, das zwar nicht wissenschaftlichen, sondern merkantilen Zwecken dienen soll und daher auch nicht sämtliche Platten verzeichnet, deren immerhin bereits an die hundertundfünfzig aufzählt. Dieses schon recht ansehnliche „Werk" läßt sich unschwer in zwei ungleiche Hälften zerlegen, Hälften, die äußerlich entgegengesetzt erscheinen, innerlich andere Ideale verfolgen und sich sogar in der Wahl des Stoffgebiets unterscheiden. Von den umfangreichen Platten, die Paulsen geschaffen hat, bieten uns fast alle Architekturen und Stadtansichten. Mit dem Format des Kupfers ist nicht nur die Kraft des Striches gewachsen; der Linie fiel eine besondere Aufgabe zu. Die Blätter erhielten ein tektonisches Gefüge; ihr Inhalt wurde nicht nur auf einer nach Quadratzentimetern größeren Fläche vorgetragen, sondern die Auffassung ward zugleich eine viel monumentalere. So gibt es sich von selbst, daß der Künstler, als er sie schuf, wahrscheinlich ganz unbewußt, nicht mehr für die intime Mappe des Sammlers, sondern für die dekorative Schmückung der Wand arbeitete. Die Reize solcher Blätter wie „Die Frauenkirche in Brügge" und „Der Hafen von Venedig" können nicht in der Hand auf Armeslänge ausgekostet werden. Dazu gehört ein gewisser Abstand, dazu gehört die Einrahmung, die die Pathetik des Bildes erst ins rechte Licht setzt. In diesen Arbeiten, und nur in diesen, beschäftigt sich Paulsen mit dem Drama, das im Gegensatz zwischen Licht und Schatten liegt. In ihnen auch sucht er ein bestimmtes Interesse für seinen Gegenstand als solchen zu erwecken. Nicht etwa, daß er darauf ausginge, Ansichten zu bieten. Aber er erkennt in jedem Bau eine Seele, er ist ihm mehr als ein bloßes Gefüge aus Stein und Mörtel. Und die Auffassung, die Zeichnung, die Durchführung suchen den Grundton dieser Seele auch für den Beschauer erklingen zu lassen. Am meisten hat Paulsen



Delfshaven bei Rotterdam.



Kanal in Rotterdam.

bislang scheinbar das Ernste, beinahe Finstere angesprochen. Seine Darstellungen des „Kastells am Arno bei Pisa", des „Schlosses der Grafen von Flandern in Gent" lassen diese aufragen wie ein zu Stein erstarrter Herzog Alba, verleihen ihnen ein inneres Leben, das der Dichter-Künstler ihnen eingeflößt oder in sie hineingesehen hat. Das sind unter den großformatigen die schönsten Blätter, die man sich von der Hand Paulsens zulegen kann.

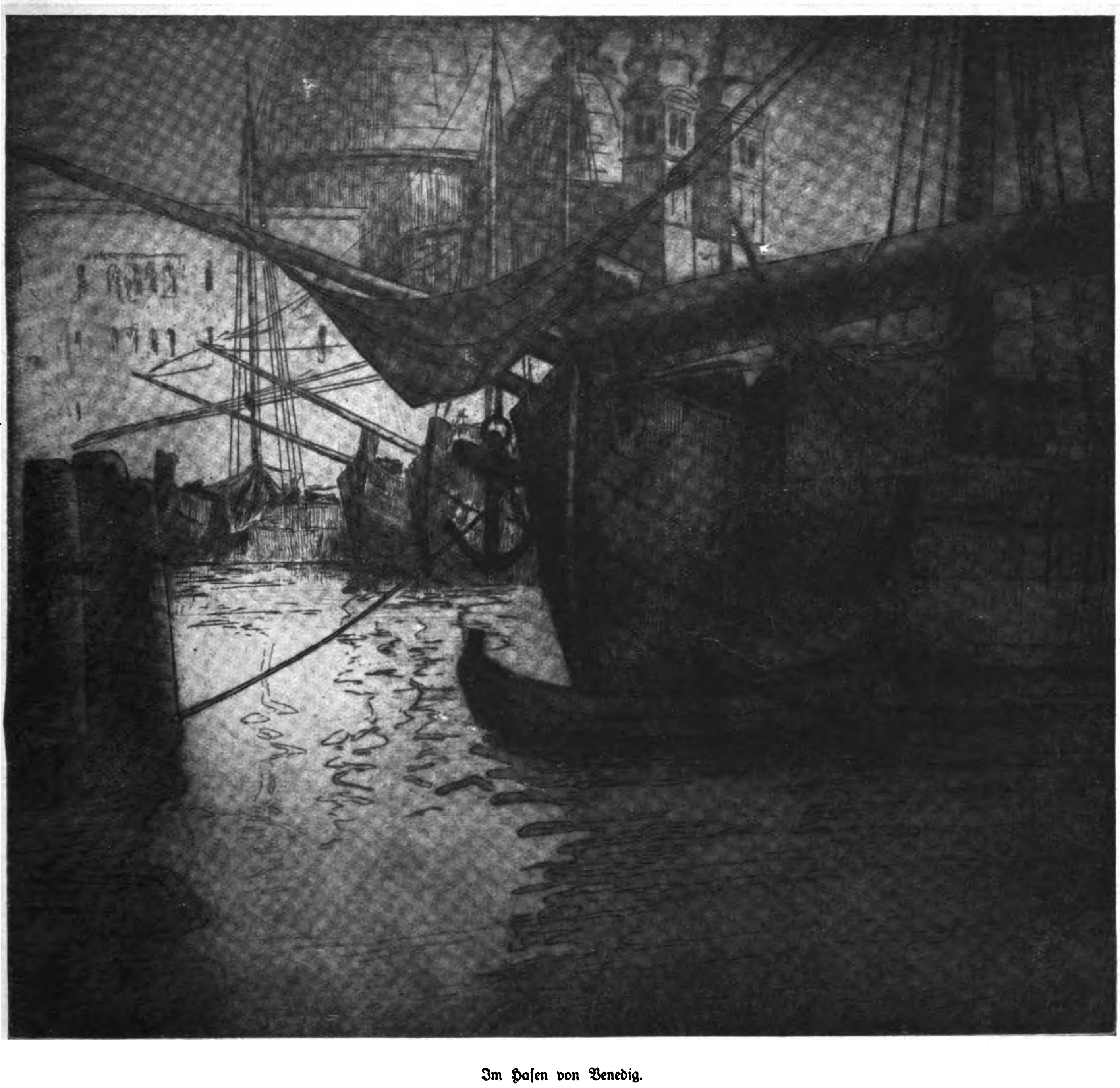
Ganz anders sieht nun die andere der beiden Hälften aus. Deren Platten sind kleiner; das Thema bilden Landschaften meist aus der niederdeutschen Heimat des Künstlers, einiges auch aus Holland und anderen Gegenden. Nicht nur durch das Format, auch durch die Haltung des Striches sind diese Blätter ganz für die Betrachtung in der Hand bestimmt. Es kommt dem Künstler hier ebensowenig darauf an, „Ansichten", rein äußerlich genommen, zu geben. Das ersieht schon der Laie aus dem einfachen Umstande, daß nirgends „interessante" oder gar berühmte Stätten als Vorwurf gewählt wurden. Aber auch dem gewählten Stück der Natur, das er abbildet, sucht Paulsen diesmal als Stoff keineswegs ein besonderes Leben einzuflößen: in diesen Blättern wird er nie dramatisch, und er ist gar nicht wegen der etwaigen Eintönigkeit seiner Motive besorgt. Hier kommt es ihm einzig und allein auf die Künstlerschaft in der Führung der Linie an. Von Blatt zu Blatt trachtet er danach, sein Können in der Beherrschung des Striches zu steigern, jeder Linie die größtmögliche Ausdrucksfähigkeit zu verleihen, nie zu viel, aber auch nicht zu wenig zu verwenden und das, was er zu sagen hat, in der feingeschliffenen, durchdachtesten Rede vorzutragen, die bei dem Zuhörer den Eindruck hinterläßt, daß auch nicht ein Wort hätte anders sein dürfen.



Dünenwald.

So etwas gelingt das eine Mal besser als das andere Mal. Gewöhnlich benutzt ein Künstler vier, zehn, zwanzig Striche, wo er besser getan hätte, alle bis auf einen zu opfern und diesen einen so zu führen, daß er das Gewollte besser ausdrückt, als es die zwanzig getan. Darin, in dem Fortlassen der überflüssigen neunzehn, liegt das große Können des Meisters, der mit dem Strich, mit der Linie zeichnet. Darauf beruht der reine Stil seiner Kunst, und darin liegt das Schwerste und zugleich das Höchste beschlossen, was er erreichen kann.

Es ist durchgeistigtste Technik, die man zwar nie ohne Intuition und künstlerisches Empfinden, aber auch ebensowenig ohne harte Arbeit erlangen kann. Freuen wir uns herzlich, in Paulsen noch einen Künstler zu besitzen, der dieses hohe Ziel erstrebt.



Im Hafen von Venedig.

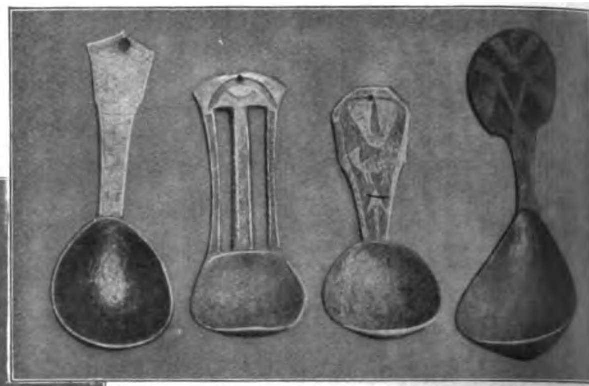
Kürbiskunst.

Von B. Haldy.

Mit Aufnahmen des Verfassers.



Kürbisgefäße der Galla.



Löffel aus Kürbisschalen.



Kürbisgefäße aus Bagirmi (Sudan).



Kürbisflasche der Somali.

Noch heute umgeistern uns die Nachwehen einer erst unlängst überstandenen Zeitperiode, in der die „häusliche Kunst“ herrschte. Vom getragenen Stiefel bis zum abgelegten Ofenrohr war nichts vor dem „Kunstsinn“ gewisser Leute sicher, die mit Goldbronze und Ölfarben bewaffnet und dem Schlachtruf „Schmücke dein Heim!“ drauf und dran waren, unsere Wohnungen zu wahrhaften Plunderkasten zu machen. Ein besonders dankbarer Verschandelungsgegenstand für diese Pseudokünstler war auch der Kürbis in seinen vielfältigen Gestalten, und wenn er nicht inzwischen in die Rumpelkammer gewandert ist, dann „schmückt“ er heute sicherlich noch manches Heim.

Diese Schmuckwut trug deshalb von vornherein den Todeskeim in sich, weil sie nicht materialgerecht arbeitete. Darum ist heute ein aus Negerhand hervorgearbeiteter Kürbis viel wertvoller, als wenn er von einer höheren Tochter dick mit Gold belegt wird. Hier ist er sozusagen nur Zierstück, dort aber ist er durch künstlerische Bearbeitung veredelter Gebrauchsgegenstand.

In der Tat kann man hier von einer wirklichen Kürbiskunst reden. Das Grundmaterial ist höchst einfach, so, wie es die Natur wachsen läßt. Erst die verschiedenartige Technik bringt es so weit, daß es einen mehr oder weniger hohen Kunstwert erhält.

Der Kürbis, wie wir ihn kennen, ist im tropischen Amerika beheimatet. Die gewerblich verwerteten Formen aber finden sich namentlich auch in den Tropen der alten Welt, und gerade Afrika hat es in der Kürbisbearbeitung zu einer verhältnismäßig hohen Vollkommenheit gebracht. Ja, man kann sagen, daß viele afrikanische Stämme dem Urzustand wesentlich näher wären, hätten sie den Kürbis nicht. Er muß ihnen das fehlende keramische Material ersetzen und nimmt stellenweise eine so wichtige Stelle ein, daß man sich einen afrikanischen Haushalt ohne sein Vorhandensein eigentlich gar nicht denken kann.

Durchweg stellt sich jede Familie den Bedarf an Kürbisgefäßen selbst her, und unter diesen gibt es, wie überall, Stümper und Künstler. Doch ist nicht zu leugnen, daß es der Neger in dieser Beziehung recht weit gebracht hat, und daß er es versteht, mit viel Geschmack zu arbeiten. Daß er überhaupt dazu übergeht, sein Gebrauchsgeschirr durch Verzierung auf eine gewisse künstlerische Höhe zu heben, zeugt von einem anerkennenswerten Schönheitssinn, und nur wenige Völker begnügen sich damit, die Früchte nach einfacher Zubereitung zu verwenden, wie sie eben sind.

In der Hauptsache verläuft die Technik der Kürbisverzierung fast überall nach den gleichen Grundsätzen. Darum sei hier das Verfahren der Haussa als Norm gegeben. Den Kürbis durchschneidet man mit einem langen breiten Messer in der gewünschten Weise, kratzt ihn mit einer kleinen Sichel aus und trocknet ihn dann ohne weitere Umstände. Um ihm besondere Dichtigkeit zu geben, gießt man ihn wohl auch mit Kautschuk aus. Ist die Schale erhärtet, so geht man an das Einbrennen der Muster. Dazu dienen Messer, die am Ende in rechtem Winkel umgebogen sind und mit einer anderthalb Zentimeter breiten Schneide enden. Ihrer vier liegen ständig in einem Kohlenfeuer vor dem Künstler, der sie rotglühend werden läßt und dann mit ihnen das gewünschte Muster in die Schale einbrennt. Die Färbung wird durch Verwendung eines roten und eines gelben Farbstoffes erreicht. Beide Stoffe werden in flüssigem Zustande verwendet. Soll nun die Färbung erfolgen, so tupft der Künstler, je nachdem, den roten oder gelben Farbstoff auf die betreffenden Stellen und drückt die so zubereitete Kalebasse in noch feuchtem Zustand auf die glühenden Kohlen. Dadurch verbrennen die nicht betupften Stellen und werden braun oder schwarz, die betupften aber erhalten die gewünschte rote oder gelbe Farbe. Auf diese höchst einfache Weise kommen jene Kürbiskunstwerke zustande, deren harmonische Farbenschönheit uns oft in Erstaunen setzt. Viele dieser Stücke haben einen prachtvoll rotbraunen oder purpurnen Ton, der dem einer polierten, edlen Holzart gleicht. Andere wieder behalten ihre derbe Naturfarbe und bleiben erdfarbig braun oder mattgelb. Es scheint, daß die Kürbisgefäße durch den Gebrauch eine Art Patina erhalten, die sich besonders in einer Verschönerung und Vertiefung der Farbe ausdrückt und dem Erzeugnis schließlich das Aussehen einer keramischen Arbeit gibt. Die Zeichnungen, die öfter auch lediglich mit glühendem Messer eingeritzt werden, beschränken sich in der Hauptsache auf geometrische Muster, verraten aber nicht selten viel Geschmack und gutes Stilgefühl. Meist sind es Stäbchenmuster in verschiedenartigster Anordnung, aber auch schachbrett- und bandartige Figuren sind sehr beliebt und werden dem Material gerecht. Europäische Vorbilder machen sich nicht immer vorteilhaft geltend, doch gibt es auch schwarze Künstler, die sie stilgerecht in die heimatliche Form zu übersetzen und dadurch den Vorlagenschatz wesentlich zu bereichern vermögen.



Geschnitzte und bemalte Kürbisschüsseln. (Oben und unten aus Kamerun.)



Wasserflasche der Owambos.

Vor den keramischen Erzeugnissen hat das Kürbisgefäß den unleugbaren Vorteil voraus, daß es unzerbrechlich ist; dabei besitzt es eine Leichtigkeit, die es namentlich auf der Reise zur großen Annehmlichkeit macht. Diese Eigenschaft wurde auch im Mittelalter von den Palästinapilgern schon weidlich ausgenutzt, und die damals verwandte Kürbisart führt heute noch den Namen Pilgerflasche. Auf der anderen Seite sind natürlich dem Kürbisgefäß hinsichtlich der Verwendungsmöglichkeit bestimmte Grenzen gesetzt, so daß es das irdene nur bis zu einem gewissen Grade zu ersetzen vermag. Wiederum voraus vor diesem aber hat es den Vorzug, daß seine Herstellung keiner mühseligen Handarbeit bedarf, daß der Afrikaner sein Küchengeschirr sozusagen ohne Umstände von der Pflanze abnehmen kann.



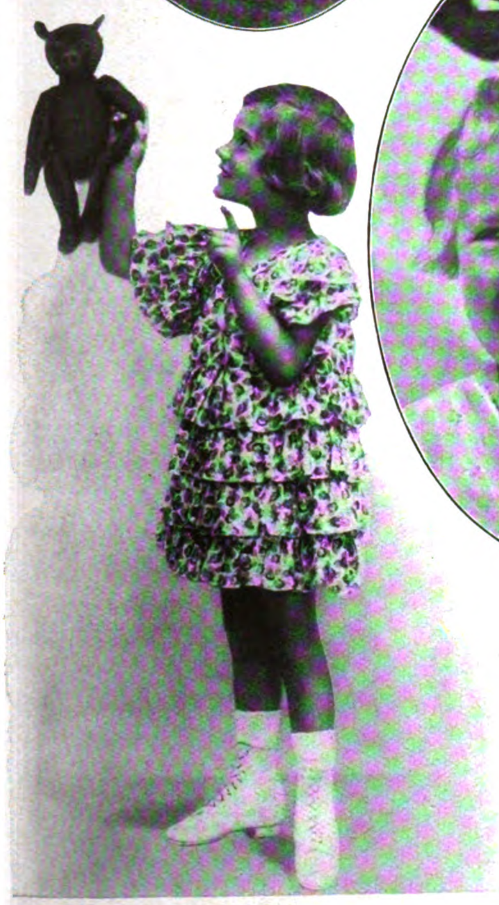
Botanische Merkwürdigkeiten: Indischer Feigenbaum mit Luftwurzeln.

Der indische Feigenbaum, Banyan genannt, ist namentlich in den Wäldern am Fuße des Himalaja und in den Mittelgebirgen des südlichen Indien heimisch. Er wächst anfangs gewöhnlich epiphytisch auf anderen Bäumen, d. h. ohne, wie die Parasiten, aus ihnen Nahrung zu entnehmen, die er aber bald durch Umschnüren zum Absterben bringt. Von den horizontal verlaufenden Ästen gehen Luftwurzeln herab, verankern sich in dem Boden und werden so zu neuen Stämmen, die eine mächtige Laubkrone tragen. Mit der Zeit entwickelt sich aus einem Exemplar eine ganze Gruppe von Bäumen, ein Wald mit einer gemeinschaftlichen Belaubung, der den Brahmanen heilig ist. Die Früchte des Banyan sind genießbar; er liefert außerdem Kautschuk Gummilack und Bastfasern.











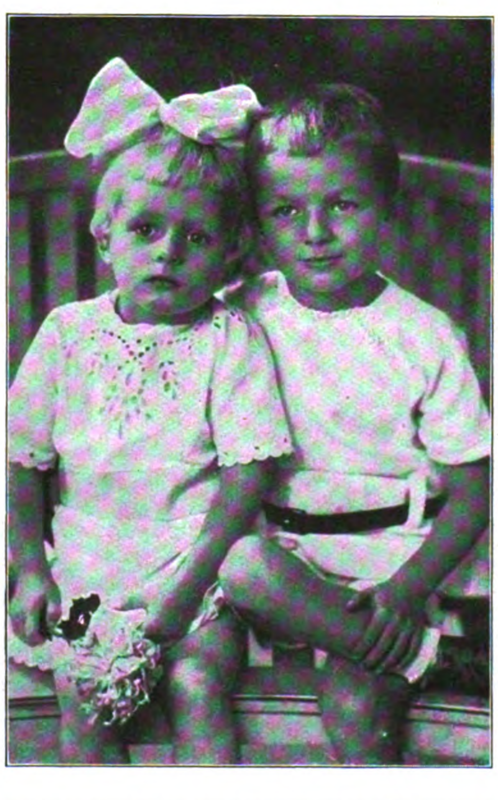




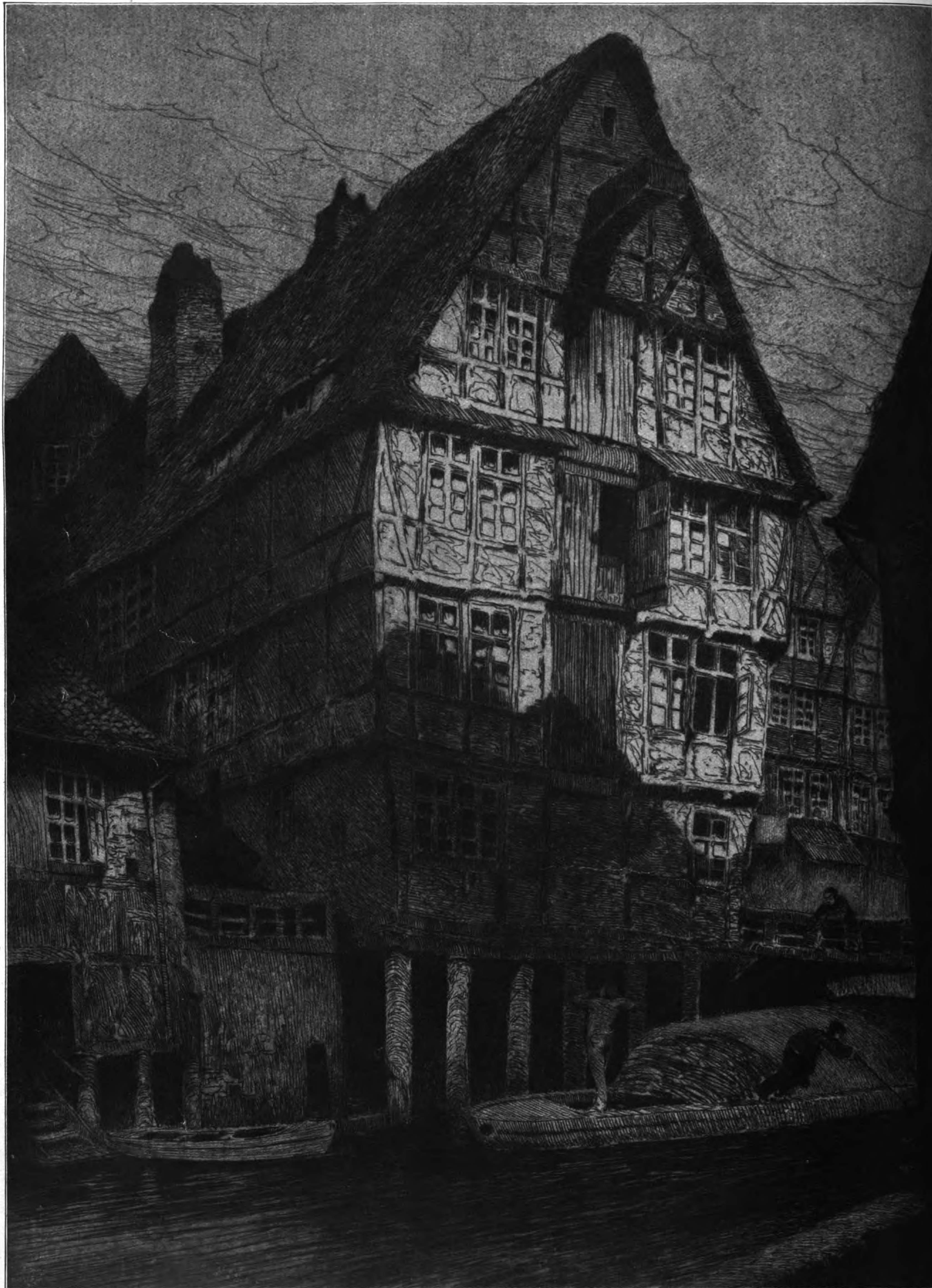
Des Hauses Sonnenschein.

(Aus den Einsendungen für unser Preisausschreiben „Das schöne Kind“ für die Weihnachtsnummer 1921.)









Der alte Speicher. Nach einer Originalradierung von Otto Hunte.

Mit Genehmigung des Verlags Walter Petersen in Harburg.

Herrn Felix Spielmanns Hausdamen

Roman von Helene v. Mühlau

(4. Fortsetzung.)

Auch sie trug eine Reisetasche in der Hand, wie weiland Fräulein Margot es getan hatte, und wieder war ein Dienstmann zur Stelle, der ihren Gepäckschein in Empfang nahm.

Spielmann wagte nicht, dieser Dame seinen Arm anzubieten, und als er etwas sagen wollte, fühlte er, daß der Hals ihm zugeschnürt war; er brachte kein Wort hervor.

Sie trug dunkle Kleider und einen kleinen, pelzbesetzten Hut. Ihr Gesicht war schmal und streng. Ob sie schön oder unschön war, konnte Spielmann nicht unterscheiden. Es gibt ja Menschen, deren Äußeres eine bestimmte Bezeichnung nicht verträgt; man kann sie nur nach dem Geistigen, was aus ihnen herausleuchtet, beurteilen. Aber das eine hatte Spielmann sofort im ersten Augenblick erfaßt: Behaglich war diese hier nicht, und ein schönes heimisches Sichgehenlassen würde es in deren Gesellschaft wahrscheinlich nicht geben!

Der Chauffeur, der aus einem herrschaftlichen Haushalt zu Spielmann gekommen war, verneigte sich respektvoll vor der fremden Dame, die den glänzenden Wagen mit Wohlgefallen zu mustern schien. Sie stieg ein, der Dienstmann kam, und Spielmann war schon im Begriff, den Platz neben ihr einzunehmen. Aber da krampfte sich sein Herz in einer ganz unsinnigen Angst zusammen — er trat zurück — schlug die Wagentür zu und schwang sich auf den Sitz neben dem Chauffeur.

Das Auto hielt vor dem Garten, dessen Bäume ihre Äste schwarz und traurig in die Luft hineinstreckten. Von dem Hause sah man nur die dunklen Umrisse und ein paar erleuchtete Fenster; die Tür öffnete sich, und die weißbeschürzte Trude sprang die Treppe, die zum Garten führte, hinab. Sie sagte ein sehr freundliches „Guten Tag" und erhielt ein Kopfnicken zur Antwort. Die Reisetasche in der Hand, kehrte sie, der Dame und Herrn Spielmann folgend, ins Haus zurück.

„Der Kaffeetisch steht bereit!" sagte Spielmann und öffnete die Tür zum Eßzimmer. Aber die Dame bat, ob sie nicht zuvor in ihr Zimmer gehen und sich ein wenig zurechtmachen dürfe.

„Ja, natürlich — natürlich!" antwortete Spielmann und stieg mit ihr in den oberen Stock. Ein leises Freudegefühl war in seinem Herzen; er hoffte auf irgendeinen Ausdruck des Beifalls, des Staunens oder zum wenigsten der Befriedigung, wenn sie das wunderschöne Zimmer, das für sie bestimmt war, erblickte. Aber keine seiner frohen Erwartungen fand Erfüllung. Sie war weder erfreut noch enttäuscht. Er blickte fassungslos in ihr unbewegliches Gesicht. Was war das für eine Frau! Züge, wie aus Stein gemeißelt. Kühl die Augen, der Mund herb, fast verkniffen. Ein Frösteln lief ihm den Rücken hinab.

„Ich danke Ihnen, Herr Spielmann; ich werde in einer Viertelstunde unten sein!"

Der Chauffeur brachte die Koffer hinauf; Trude klopfte an. Sie fragte, ob sie beim Auspacken behilflich sein dürfe — der vorigen Hausdame habe sie auch geholfen.

„Ja, Sie können die Kleider in den Schrank hängen!", und sie schloß den Koffer auf.

Auch in Trude war ein Frösteln, aber sie ließ sich so schnell nicht entmutigen.

„Leider ist ja die erste Hausdame, die wir hatten, so bald wieder fortgegangen; sie hat sich doch verlobt, mit einem Freund vom Herrn Spielmann hat sie sich verlobt. Der Herr Spielmann war sehr traurig darüber, aber er hat im Grunde selbst die Schuld gehabt. Denn er hat die Bekanntschaft ja vermittelt — und überhaupt — — —"

„Bitte, wollen Sie nur antworten, wenn ich eine Frage an Sie richte. Ich liebe es nicht, Indiskretionen zu hören!"

Groß und starr sah Trude zu der Dame auf, die mit hartem, strengem Gesicht vor ihr stand. Das Bündel Wäsche, das sie in den Händen hielt, fiel zur Erde. Sie raffte es hastig wieder auf und warf es auf die Kommode, dann war sie zur Tür hinaus. Weinend kam sie in der Küche an.

Herr Spielmann, der in unbehaglicher Stimmung unten in der Diele gestanden hatte, sah sie vorübersausen, ahnte nichts Gutes und folgte ihr in die Küche nach. Als er sie heftig weinen sah, löste er ihr die Hände vom Gesicht.

„Das ist aber eine, Herr Spielmann, die Sie da ins Haus gebracht haben — nee — um alles in der Welt nicht — der will ich nichts zu tun haben!"

„Ja, aber wieso denn? Warum denn? Was ist denn geschehen?" drang Spielmann in sie.

„Ein Drachen ist sie — eine Bösartige! Eine von denen, die zu unsereins von oben herab tun und einen zum Sklaven machen möchten. Nee, soviel sag' ich Ihnen jetzt schon, Herr Spielmann, wenn die bleibt, dann bleib' ich nicht! Da stehen Sie nur vor einem Entweder-Oder!"

Dem armen Spielmann tropfte der Schweiß von der Stirn — das Herz schlug ihm schwer gegen die Brust. Das, was das Mädchen herauspolterte, das war auch seine eigene Empfindung. Diese Fremde, die da im Begriff stand, sich in seinen Zimmern häuslich niederzulassen, die war nicht seine Freundin, sondern seine Feindin. Das hatte er so im Instinkt — in der Witterung. Dennoch versuchte er zu trösten.

„Was hat sie denn gesagt, Trude, daß Sie so außer sich sind?"

„Was sie gesagt hat? Ich soll den Mund halten, hat sie gesagt — nur reden, wenn sie was fragte — und angesehen hat sie mich dabei — nee, diesen Blick werde ich zeit meines Lebens nicht vergessen!"

„Still, da kommt sie. Trude, seien Sie gut und bringen Sie ihr den Kaffee!" Er ließ einen Zwanzigmarkschein in ihre Hand gleiten. „Ich laufe mal schnell zu Herrn Häuslein herüber, zum Abendbrot bin ich wieder da. Wahrscheinlich werd' ich ihn mit herüberbringen."

Trude trocknete ihre Augen; sie öffnete der Hausdame die Tür zum Eßzimmer und stellte die Kaffeekanne auf den Tisch.

„Der Herr ist ausgegangen!" sagte sie kurz und ging hinaus.

Die Hausdame sah sich im Zimmer um und staunte. Es war alles von einer geradezu verblüffenden Pracht und Kostbarkeit in diesem Hause. Das paßte nicht recht zu dem Manne, der der Besitzer war. Sie schüttelte den Kopf, als sie einen der schweren silbernen Kaffeelöffel in der Hand hielt. „Alles so neu, alles so verirrt — man findet den Zusammenhang nicht. Es ist die neue Zeit — dieses wilde Intermezzo — es ist . . ." Aber dann schwieg sie und stützte den Kopf auf die Hand — und wie sie so dasaß — in traurige Betrachtungen vertieft, der erst so kurz versunkenen Vergangenheit gedenkend, war auch nicht der leiseste Zug von Stolz und Hoffart mehr in ihrem Gesicht. Nur tiefe Trauer — nur völlige Hoffnungslosigkeit sprach jetzt aus ihren Mienen.

„Na ja — da haben wir ja die Kiste!" sagte Häuslein nicht ohne Schadenfreude zum ganz beklommen dastehenden Spielmann. „Erst große Töne anschlagen von unbefugter Einmischung in deine eigensten Angelegenheiten, und dann, wenn die Pleite da ist, ist der dumme, plumpe Häuslein gut genug, um herauszuhelfen! Also, eine ganz Gefährliche ist sie — eine, vor der man das Graulen kriegt. Da bin ich denn doch neugierig. So leicht ist mir noch keine vom andern Geschlecht unter die Finger gekommen, vor der ich das Hasenpanier ergriffen hätte!"

„Also, du kommst mit, Häuslein? Du willst mir den Gefallen tun?"

„Hab' ich jemals eine Bitte, die du an mich richtetest, abgeschlagen?" fragte Häuslein anzüglich. „Du mußt nur ein paar Augenblicke warten, bis ich mich standesgemäß zurechtgemacht habe."

„Eile ist ja nicht notwendig!" beschwichtigte Spielmann. „Sie sitzt einstweilen noch beim Kaffee, und es ist Zeit, wenn wir zum Abendbrot drüben sind."

Die Hausdame war inzwischen ins Nebenzimmer, in den Salon, gegangen und stand eine geraume Weile vor dem lebensgroßen Ölbild der verstorbenen Frau Minna Spielmann. Als sie Trude im Eßzimmer hantieren hörte, trat sie zu ihr hin und fragte, wen das Bild darstelle.

„Die Frau vom Herrn Spielmann!" sagte Trude kurz und setzte geräuschvoll das Kaffeegeschirr auf das schöne neue Tablett, das sie hereingebracht hatte.

„Sie ist erst vor zwei Monaten gestorben?" fragte die Dame weiter, und der ohnehin erregten Trude stürzten bei dieser Erinnerung die Tränen aus den Augen.

„Ja, vor zwei Monaten erst, und unser Herr ist zu Tode unglücklich gewesen, und das ist begreiflich. Das war eine gute Frau, unsere verstorbene Frau Spielmann, die hatte was über für solche, die für sie arbeiteten. Immer mit vollen Händen kam die nach Hause, wenn sie in der Stadt gewesen war. — Aber — aber ich soll ja nicht sprechen, wenn ich nicht gefragt bin — —" und sie stürzte laut weinend hinaus.

Die Dame blickte ihr kopfschüttelnd nach. Wie mußte die Herrschaft dieses Hauses sein, wenn ein Mädchen solche Sprache führte! — Sie gelangte dann in das große Arbeitszimmer des Herrn Spielmann, das, wie alles andere hier im Hause, in kostbarer Neuheit erglänzte. Prächtig waren die geschnitzten Möbel, die Bibliothek vor allem, die fast eine ganze Wand einnahm. Prächtige weiche Teppiche auf dem Boden und unter diesen Teppichen ein Bezug von rotfarbigem Tuch. Auf dem breiten Diplomat stand eine herrliche Bronze, einen Arbeiter mit erhobenem Hammer darstellend; von den Wänden leuchteten anscheinend künstlerische Gemälde aus dunklen, vornehmen Rahmen hervor. Woher dieser Herr Spielmann solches Verständnis für wirkliche Vornehmheit hatte? Wie ihm das nur gelungen war, all diese Dinge zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen?

Es war schön und elegant hier im Hause, das ließ sich nicht leugnen — aber irgend etwas fehlte — irgend etwas, was man sich selbst so einfach nicht klarmachen konnte. Vielleicht war es das allzustark durchdringende Gepräge der Neuheit, das störend wirkte — vielleicht hatten all diese Kostbarkeiten ein unbewußtes Leben in sich und fühlten sich nicht wohl an dem Ort, an den sie verpflanzt waren. Man soll doch nicht einfach von Dingen, die aus Holz, Metall, Stoff und irgendwelchem Material verfertigt sind, annehmen, daß sie ganz ohne Leben, ohne eigene Seele seien. Man erprobe doch nur einmal, wie ein und dasselbe Bild sich an der oder jener Wand ausnimmt!

Aber zu solchen Grübeleien hatte die Dame, die in dieses Haus gekommen war, weil das harte Leben ihr die Existenzmöglichkeit geraubt hatte, jetzt nicht die innere Ruhe. Sie hatte den Wunsch, auch die Wirtschaftsräume in Augenschein zu nehmen. Sie trat in die Küche ein und blickte sich um.

Trude, die mit einem Buch auf einem Stuhl gesessen hatte, sprang auf und warf der Eintretenden einen feindseligen Blick zu.

„Das ist mein Reich!" sagte sie dann kurz und schnippisch. „Hier hat niemand was zu suchen. Der Herr Spielmann engagiert seine Hausdamen für sein Haus und nicht für die Küche — und wenn er sie doch für die Küche engagiert, dann gehe ich eben fort. In die Küche lasse ich mir nicht hereinsprechen!"

Das Gesicht der Dame hatte sich erst gerötet und war dann schneeweiß geworden. Sie kehrte sich auf dem Absatz um und stieg die Treppe hinan. Das Herz war ihr schwer. Sie setzte sich ans Fenster ihres Zimmers und blickte in den Garten hinaus. Hoffnungslos wie da draußen die schwarzen Äste der kahlen Bäume war das ganze Leben geworden; es gehörte wohl übermenschliche Kraft dazu, es zu meistern!

Die Nacht zog nieder; unten im Hause wurden Stimmen laut, Türen klappten. Von der Küche her zog der Duft von gebratenem Fleisch bis hier oben hin. Dann waren Schritte auf der Treppe — man klopfte an.

„Sie sollen zum Essen kommen!" rief Trude ins Zimmer hinein, und die Frau mit dem schweren Herzen stieß einen leisen Seufzer aus, aber sie folgte der rauhen Aufforderung.

Unten in der Diele verbeugte sich ein nicht mehr junger, gut gekleideter Mann vor ihr. „Häuslein ist mein Name!" sagte er, und der Herr dieses Hauses, der Besitzer all der neuen Kostbarkeiten, die sie vorhin in den verschiedenen Räumen gesehen, der stand neben diesem Häuslein in der Haltung eines Menschen, der an sich ängstlich ist, der aber sofort Mut für drei hat, wenn er eine Hilfe gefunden hat. Für die lebenskluge, gewandte Frau war es unschwer zu erkennen, daß sie sich hier in einer feindlichen Atmosphäre befand. Es war keine geringe Aufgabe, hier den rechten Ton zu finden. „Gnädige Frau haben eine gute Reise gehabt?" fragte Häuslein in gemessenem Ton, nur um die Peinlichkeit des Schweigens zu unterbrechen, und sie antwortete mit kurzem Dank. Ja, sie hatte eine gute Reise gehabt! —

„Trude, ist das Essen fertig?" rief jetzt Spielmann in die Küche hinein.

„'n kleinen Augenblick noch Geduld, Herr Spielmann — bitte!" rief Trude zurück, und Spielmann pfiff leise vor sich hin.

Häusleins Blicke ruhten forschend und zweifelnd auf der Gestalt der fremden Dame. Ja, „vornehm" war die in des Wortes wahrster Bedeutung, und ein flüchtiges Mitleid stieg in ihm auf. Das mochte solchen Damen was kosten, so einfach von ihrem Piedestal herunter zu müssen und irgendwo in einem fremden Hause Dienste zu tun — besonders wenn sie nicht mehr so jung und elastisch waren wie das reizende Fräulein Margot. Die hatte natürlich in den ersten Tagen ihres Hierseins auch ihre Kämpfe zu bestehen gehabt — aber dann hatte sie doch Fuß gefaßt und wäre todsicher geblieben, wenn dieser verliebte Doktor ihr nicht in den Weg gelaufen wäre. Aber diese hier — nein, die sah nicht aus, als ob sie mit sich spaßen ließe.

„Haben gnädige Frau schon die Räume besichtigt," begann er wieder eine Unterhaltung, „und haben sie nicht dero Wohlgefallen erregt?"

Ein halb fragender, halb empörter Blick aus stahlgrauen Augen traf ihn da — so ein Blick, den er haßte, der alles Böse und Hämische in ihm entfachte.

„Wohnen Sie auch in diesem Hause?" fragte sie dagegen und erhielt die Antwort:

„Habe nicht das Vergnügen — aber ich bin täglicher Gast bei meinem Freunde Spielmann und vertrete dessen Interessen wie meine eigenen."

Das Gesicht der Dame verfärbte sich wieder, aber nun kam Trude mit dem Tablett, und Spielmann saß schon am Tisch und verzehrte Sellerieſtangen, die er für sein Leben gern mochte.

Die Dame wartete, daß ihr ein Platz angewiesen würde, und Spielmann sah zu Häuslein hinüber.



Der alte Speicher. Nach einer Originalradierung von Otto Hunte.

Mit Genehmigung des Verlags Walter Petersen in Harburg.

Herrn Felix Spielmanns Hausdamen

Roman von Helene v. Mühlau

(4. Fortsetzung.)

Auch sie trug eine Reisetasche in der Hand, wie weiland Fräulein Margot es getan hatte, und wieder war ein Dienstmann zur Stelle, der ihren Gepäckschein in Empfang nahm.

Spielmann wagte nicht, dieser Dame seinen Arm anzubieten, und als er etwas sagen wollte, fühlte er, daß der Hals ihm zugeschnürt war; er brachte kein Wort hervor.

Sie trug dunkle Kleider und einen kleinen, pelzbesetzten Hut. Ihr Gesicht war schmal und streng. Ob sie schön oder unschön war, konnte Spielmann nicht unterscheiden. Es gibt ja Menschen, deren Äußeres eine bestimmte Bezeichnung nicht verträgt; man kann sie nur nach dem Geistigen, was aus ihnen herausleuchtet, beurteilen. Aber das eine hatte Spielmann sofort im ersten Augenblick erfaßt: Behaglich war diese hier nicht, und ein schönes heimisches Sichgehenlassen würde es in deren Gesellschaft wahrscheinlich nicht geben!

Der Chauffeur, der aus einem herrschaftlichen Haushalt zu Spielmann gekommen war, verneigte sich respektvoll vor der fremden Dame, die den glänzenden Wagen mit Wohlgefallen zu mustern schien. Sie stieg ein, der Dienstmann kam, und Spielmann war schon im Begriff, den Platz neben ihr einzunehmen. Aber da krampfte sich sein Herz in einer ganz unsinnigen Angst zusammen — er trat zurück — schlug die Wagentür zu und schwang sich auf den Sitz neben dem Chauffeur.

Das Auto hielt vor dem Garten, dessen Bäume ihre Äste schwarz und traurig in die Luft hineinstreckten. Von dem Hause sah man nur die dunklen Umrisse und ein paar erleuchtete Fenster; die Tür öffnete sich, und die weißbeschürzte Trude sprang die Treppe, die zum Garten führte, hinab. Sie sagte ein sehr freundliches „Guten Tag“ und erhielt ein Kopfnicken zur Antwort. Die Reisetasche in der Hand, kehrte sie, der Dame und Herrn Spielmann folgend, ins Haus zurück.

„Der Kaffeetisch steht bereit!“ sagte Spielmann und öffnete die Tür zum Eßzimmer. Aber die Dame bat, ob sie nicht zuvor in ihr Zimmer gehen und sich ein wenig zurechtmachen dürfe.

„Ja, natürlich — natürlich!“ antwortete Spielmann und stieg mit ihr in den oberen Stock. Ein leises Freudegefühl war in seinem Herzen; er hoffte auf irgendeinen Ausdruck des Beifalls, des Staunens oder zum wenigsten der Befriedigung, wenn sie das wunderschöne Zimmer, das für sie bestimmt war, erblickte. Aber keine seiner frohen Erwartungen fand Erfüllung. Sie war weder erfreut noch enttäuscht. Er blickte fassungslos in ihr unbewegliches Gesicht. Was war das für eine Frau! Züge, wie aus Stein gemeißelt. Kühl die Augen, der Mund herb, fast verkniffen. Ein Frösteln lief ihm den Rücken hinab.

„Ich danke Ihnen, Herr Spielmann; ich werde in einer Viertelstunde unten sein!“

Der Chauffeur brachte die Koffer hinauf; Trude klopfte an. Sie fragte, ob sie beim Auspacken behilflich sein dürfe — der vorigen Hausdame habe sie auch geholfen.

„Ja, Sie können die Kleider in den Schrank hängen!“, und sie schloß den Koffer auf.

Auch in Trude war ein Frösteln, aber sie ließ sich so schnell nicht entmutigen.

„Leider ist ja die erste Hausdame, die wir hatten, so bald wieder fortgegangen; sie hat sich doch verlobt, mit einem Freund vom Herrn Spielmann hat sie sich verlobt. Der Herr Spielmann war sehr traurig darüber, aber er hat im Grunde selbst die Schuld gehabt. Denn er hat die Bekanntschaft ja vermittelt — und überhaupt — — —“

„Bitte, wollen Sie nur antworten, wenn ich eine Frage an Sie richte. Ich liebe es nicht, Indiskretionen zu hören!“

Groß und starr sah Trude zu der Dame auf, die mit hartem, strengem Gesicht vor ihr stand. Das Bündel Wäsche, das sie in den Händen hielt, fiel zur Erde. Sie raffte es hastig wieder auf und warf es auf die Kommode, dann war sie zur Tür hinaus. Weinend kam sie in der Küche an.

Herr Spielmann, der in unbehaglicher Stimmung unten in der Diele gestanden hatte, sah sie vorübersausen, ahnte nichts Gutes und folgte ihr in die Küche nach. Als er sie heftig weinen sah, löste er ihr die Hände vom Gesicht.

„Das ist aber eine, Herr Spielmann, die Sie da ins Haus gebracht haben — nee — um alles in der Welt nicht — mit der will ich nichts zu tun haben!“

„Ja, aber wieso denn? Warum denn? Was ist denn geschehen?“ drang Spielmann in sie.

„Ein Drachen ist sie — eine Bösartige! Eine von denen, die zu unsereins von oben herab tun und einen zum Sklaven machen möchten. Nee, soviel sag' ich Ihnen jetzt schon, Herr Spielmann, wenn die bleibt, dann bleib' ich nicht! Da stehen Sie nur vor einem Entweder-Oder!“

Dem armen Spielmann tropfte der Schweiß von der Stirn — das Herz schlug ihm schwer gegen die Brust. Das, was das Mädchen herauspolterte, das war auch seine eigene Empfindung. Diese Fremde, die da im Begriff stand, sich in seinen Zimmern häuslich niederzulassen, die war nicht seine Freundin, sondern seine Feindin. Das hatte er so im Instinkt — in der Witterung. Dennoch versuchte er zu trösten.

„Was hat sie denn gesagt, Trude, daß Sie so außer sich sind?“

„Was sie gesagt hat? Ich soll den Mund halten, hat sie gesagt — nur reden, wenn sie was fragte — und angesehen hat sie mich dabei — nee, diesen Blick werde ich zeit meines Lebens nicht vergessen!“

„Still, da kommt sie. Trude, seien Sie gut und bringen Sie ihr den Kaffee!“ Er ließ einen Zwanzigmarkschein in ihre Hand gleiten. „Ich laufe mal schnell zu Herrn Häuslein herüber, zum Abendbrot bin ich wieder da. Wahrscheinlich werd' ich ihn mit herüberbringen.“

Trude trocknete ihre Augen; sie öffnete der Hausdame die Tür zum Eßzimmer und stellte die Kaffeekanne auf den Tisch.

„Der Herr ist ausgegangen!“ sagte sie kurz und ging hinaus.

Die Hausdame sah sich im Zimmer um und staunte. Es war alles von einer geradezu verblüffenden Pracht und Kostbarkeit in diesem Hause. Das paßte nicht recht zu dem Manne, der der Besitzer war. Sie schüttelte den Kopf, als sie einen der schweren silbernen Kaffeelöffel in der Hand hielt. „Alles so neu, alles so verirrt — man findet den Zusammenhang nicht. Es ist die neue Zeit — dieses wilde Intermezzo — es ist ...“ Aber dann schwieg sie und stützte den Kopf auf die Hand — und wie sie so dasaß — in traurige Betrachtungen vertieft, der erst so kurz versunkenen Vergangenheit gedenkend, war auch nicht der leiseste Zug von Stolz und Hoffart mehr in ihrem Gesicht. Nur tiefe Trauer — nur völlige Hoffnungslosigkeit sprach jetzt aus ihren Mienen.

„Na ja — da haben wir ja die Kiste!“ sagte Häuslein nicht ohne Schadenfreude zum ganz beklommen dastehenden Spielmann. „Erst große Töne anschlagen von unbefugter Einmischung in deine eigensten Angelegenheiten, und dann, wenn die Pleite da ist, ist der dumme, plumpe Häuslein gut genug, um herauszuhelfen! Also, eine ganz Gefährliche ist sie — eine, vor der man das Graulen kriegt. Da bin ich denn doch neugierig. So leicht ist mir noch keine vom andern Geschlecht unter die Finger gekommen, vor der ich das Hasenpanier ergriffen hätte!“

„Also, du kommst mit, Häuslein? Du willst mir den Gefallen tun?“

„Hab' ich jemals eine Bitte, die du an mich richtetest, abgeschlagen?“ fragte Häuslein anzüglich. „Du mußt nur ein paar Augenblicke warten, bis ich mich standesgemäß zurechtgemacht habe.“

„Eile ist ja nicht notwendig!“ beschwichtigte Spielmann. „Sie sitzt einstweilen noch beim Kaffee, und es ist Zeit, wenn wir zum Abendbrot drüben sind.“

Die Hausdame war inzwischen ins Nebenzimmer, in den Salon, gegangen und stand eine geraume Weile vor dem lebensgroßen Ölbild der verstorbenen Frau Minna Spielmann. Als sie Trude im Eßzimmer hantieren hörte, trat sie zu ihr hin und fragte, wen das Bild darstelle.

„Die Frau vom Herrn Spielmann!“ sagte Trude kurz und setzte geräuschvoll das Kaffeegeschirr auf das schöne neue Tablett, das sie hereingebracht hatte.

„Sie ist erst vor zwei Monaten gestorben?“ fragte die Dame weiter, und der ohnehin erregten Trude stürzten bei dieser Erinnerung die Tränen aus den Augen.

„Ja, vor zwei Monaten erst, und unser Herr ist zu Tode unglücklich gewesen, und das ist begreiflich. Das war eine gute Frau, unsere verstorbene Frau Spielmann, die hatte was über für solche, die für sie arbeiteten. Immer mit vollen Händen kam die nach Hause, wenn sie in der Stadt gewesen war. — Aber — aber ich soll ja nicht sprechen, wenn ich nicht gefragt bin — —“ und sie stürzte laut weinend hinaus.

Die Dame blickte ihr kopfschüttelnd nach. Wie mußte die Herrschaft dieses Hauses sein, wenn ein Mädchen solche Sprache führte! — Sie gelangte dann in das große Arbeitszimmer des H[illegible]pielmann, das, wie alles andere hier im H[illegible] barer Neuheit erglänzte. Prächtig [illegible]schnitzten Möbel, die Bibliothek vor [illegible] fast eine ganze Wand einnahm[illegible]tig[illegible]che auf dem Boden und u[illegible] Bezug von rotfarbigem [illegible] Diplomat stand eine herrl[illegible]er mi[illegible] erhobenem Hamme[illegible] Wänd[illegible] leuchteten anschein[illegible]aus d[illegible]len, vornehmen [illegible] dieser Spielmann so[illegible]lich[illegible]nehmheit hat[illegible]lun[illegible] all diese Di[illegible]n vereinen? [illegible]

Es war schön und elegant hier im Hause, das ließ sich nicht leugnen — aber irgend etwas fehlte — irgend etwas, was man sich selbst so einfach nicht klarmachen konnte. Vielleicht war es das allzustark durchdringende Gepräge der Neuheit, das störend wirkte — vielleicht hatten all diese Kostbarkeiten ein unbewußtes Leben in sich und fühlten sich nicht wohl an dem Ort, an den sie verpflanzt waren. Man soll doch nicht einfach von Dingen, die aus Holz, Metall, Stoff und irgendwelchem Material verfertigt sind, annehmen, daß sie ganz ohne Leben, ohne eigene Seele seien. Man erprobe doch nur einmal, wie ein und dasselbe Bild sich an der oder jener Wand ausnimmt!

Aber zu solchen Grübeleien hatte die Dame, die in dieses Haus gekommen war, weil das harte Leben ihr die Existenzmöglichkeit geraubt hatte, jetzt nicht die innere Ruhe. Sie hatte den Wunsch, auch die Wirtschaftsräume in Augenschein zu nehmen. Sie trat in die Küche ein und blickte sich um.

Trude, die mit einem Buch auf einem Stuhl gesessen hatte, sprang auf und warf der Eintretenden einen feindseligen Blick zu.

„Das ist mein Reich!“ sagte sie dann kurz und schnippisch. „Hier hat niemand was zu suchen. Der Herr Spielmann engagiert seine Hausdamen für sein Haus und nicht für die Küche — und wenn er sie doch für die Küche engagiert, dann gehe ich eben fort. In die Küche lasse ich mir nicht hereinsprechen!“

Das Gesicht der Dame hatte sich erst gerötet und war dann schneeweiß geworden. Sie kehrte sich auf dem Absatz um und stieg die Treppe hinan. Das Herz war ihr schwer. Sie setzte sich ans Fenster ihres Zimmers und blickte in den Garten hinaus. Hoffnungslos wie da draußen die schwarzen Äste der kahlen Bäume war das ganze Leben geworden; es gehörte wohl übermenschliche Kraft dazu, es zu meistern!

Die Nacht zog nieder; unten im Hause wurden Stimmen laut, Türen klappten. Von der Küche her zog der Duft von gebratenem Fleisch bis hier oben hin. Dann waren Schritte auf der Treppe — man klopfte an.

„Sie sollen zum Essen kommen!“ rief Trude ins Zimmer hinein, und die Frau mit dem schweren Herzen stieß einen leisen Seufzer aus, aber sie folgte der rauhen Aufforderung.

Unten in der Diele verbeugte sich ein nicht mehr junger, gut gekleideter Mann vor ihr. „Häuslein ist mein Name!“ sagte er, und der Herr dieses Hauses, der Besitzer all der neuen Kostbarkeiten, die sie vorhin in den verschiedenen Räumen gesehen, der stand neben diesem Häuslein in der Haltung eines Menschen, der an sich ängstlich ist, der aber sofort Mut für drei hat, wenn er eine Hilfe gefunden hat. Für die lebenskluge, gewandte Frau war es unschwer zu erkennen, daß sie sich hier in einer feindlichen Atmosphäre befand. Es war keine geringe Aufgabe, hier den rechten Ton zu finden. „Gnädige Frau haben eine gute Reise gehabt?“ fragte Häuslein in gemessenem Ton, nur um die Peinlichkeit des Schweigens zu unterbrechen, und sie antwortete mit kurzem Dank. Ja, sie hatte eine gute Reise gehabt! —

„Trude, ist das Essen fertig?“ rief jetzt Spielmann in die Küche hinein.

„'n kleinen Augenblick noch Geduld, Herr Spielmann — bitte!“ rief Trude zurück, und Spielmann pfiff leise vor sich hin.

Häusleins Blicke ruhten forschend und zweifelnd auf der Gestalt der fremden Dame. Ja, „vornehm“ war die in des Wortes wahrster Bedeutung, und ein flüchtiges Mitleid stieg in ihm auf. Das mochte solchen Damen was kosten, so einfach von ihrem Piedestal herunter zu müssen und irgendwo in einem fremden Hause Dienste zu tun — besonders wenn sie nicht mehr so jung und elastisch waren wie das reizende Fräulein Margot. Die hatte natürlich in den ersten Tagen ihres Hierseins auch ihre Kämpfe zu bestehen gehabt — aber dann hatte sie doch Fuß gefaßt und wäre todsicher geblieben, wenn dieser verliebte Doktor ihr nicht in den Weg gelaufen wäre. Aber diese hier — nein, die sah nicht aus, als ob sie mit sich spaßen ließe.

„Haben gnädige Frau schon die Räume besichtigt,“ begann er wieder eine Unterhaltung, „und haben sie nicht dero Wohlgefallen erregt?“

Ein halb fragender, halb empörter Blick aus stahlgra[illegible]gen traf ihn da — so ein Blick, den er h[illegible] alles Böse und Hämische in ihm entfachte. [illegible]n Sie auch in diesem Hause?“ fragte sie [illegible]d erhielt die Antwort:

[illegible] nicht das Vergnügen — aber ich bin täg[illegible]st bei meinem Freunde Spielmann und [illegible] dess[illegible]ressen wie meine eigenen.“

[illegible]me verfärbte sich wieder, aber [illegible]em Tablett, und Spielmann [illegible]d verzehrte Sellériestangen, [illegible]gern mochte.

[illegible] daß ihr ein Platz angewiesen [illegible]an sah zu Häuslein hinüber.

Ausland seine Jahrestagung in Königsberg abhalten. Auch andere große Verbände, wie der Bund Deutscher Frauenvereine, werden ihre nächste Tagung, um die Verbindung mit Ostpreußen zu beleben, in Königsberg abhalten.

Die Mitteldeutsche Ausstellung 1922 in Magdeburg wird unter anderm eine hochinteressante Fachgruppe des gesamten Finanzwesens Deutschlands enthalten. Alles und jedes, was mit den Finanzverhältnissen nur irgendwie im Zusammenhang steht, wird in dieser Ausstellungsgruppe zur Anschauung gebracht werden.

Der Tschechoslowakische Automobilklub plant für dieses Jahr folgende sportliche Veranstaltungen: Am 16. und 17. April soll die sechste internationale Bergfahrt in der Nähe von Prag abgehalten werden; Rennstrecke 6000 Meter, offen für alle Arten Motorfahrzeuge. Vom 22. April bis 1. Mai die 14. internationale Automobilausstellung in Prag. Vom 26. Juni bis 2. Juli zweite internationale Zuverlässigkeitsfahrt durch das Gebiet der Tschechoslowakei in einer Ausdehnung von über 2000 Kilometern. Vom 8. bis 10. September internationale Wettfahrten für Motorräder und Autos mit nicht mehr als zwei Liter Zylinderinhalt, auf einer Rennstrecke von nicht über 200 Kilometer.

Wirtschaftsstelle für die auslanddeutschen Siedlungen. Die Vereinigung für deutsche Siedlung und Wanderung und der Deutsche Schutzbund haben die Bearbeitung gewisser Aufgaben, die sie bisher getrennt verfolgt hatten, nunmehr zusammengefaßt in der Wirtschaftsstelle für die auslanddeutschen Siedlungen. Diese ist bei der genannten Vereinigung in Berlin W. 30, Motzstraße 22, II. eingerichtet worden. Die Tätigkeit der gemeinsamen öffentlichen Auskunftabteilung der Vereinigung für deutsche Siedlung und Wanderung und des Vereins für das Deutschtum im Ausland für Auswandererberatung und Stellenvermittlung nach dem Ausland, ebenfalls in Berlin W. 30, Motzstraße 22, II., wird hierdurch nicht berührt.

Funktelegraphie bei Massenstörungen im Drahtnetz. Die schweren Stürme der letzten Wochen haben die Telegraphenleitungen stark beschädigt und gestört. Deshalb sind in größerem Umfange die funktelegraphischen Verbindungsmöglichkeiten als Ersatz für die gestörten Drahtverbindungen erfolgreich ausgenutzt worden. Im Verkehr mit den nordischen Ländern konnte die Funktelegraphie helfend eingreifen.. Unter anderm wurde der von deutscher Seite an die schwedische Funkstation Karlsborg ergebende Anruf umgebend beantwortet und der Betrieb

sofort aufgenommen; zwischen beiden Stationen wurden z. B. in einer Nacht rund 1000 Telegramme verarbeitet. In gleicher Weise ist während der Störungszeit auch der deutsch-norwegische Telegraphenverkehr auf dem Funkwege zwischen Berlin und Kristiania abgewickelt worden. Der Verkehr auf dem innerdeutschen Funknetz ist auch zu normalen Zeiten in erfreulicher Zunahme; er beläuft sich auf monatlich 240000 Telegramme, gegen 80000 im Frühjahr 1921.

Fahrpreisermäßigung zur Leipziger Frühjahrsmesse erhalten die Teilnehmer einer Reihe von Gesellschafts-Sonderzügen, die bei genügender Beteiligung auf elf Strecken (von Nürnberg, Stuttgart, Karlsruhe, Mainz, Frankfurt a. M., Düsseldorf, Köln, Duisburg, Münster, Altona und Königsberg i. Pr. nach Leipzig) eingelegt werden. Die Bekanntgabe der Verkehrszeiten erfolgt in allernächster Zeit mit den zum Versand kommenden Meßeinladungen sowie durch Inserate in der Tagespresse derjenigen Gegenden Deutschlands, von denen aus die Züge benutzt werden können. Die Fahrkarten zu diesen Sonderzügen sind nur beim Meßamt für die Mustermessen in Leipzig zu erhalten. Die Ermäßigung beträgt 20 bis 40 v. H. Da nur soviel Fahrkarten verkauft werden, wie Sitzplätze vorhanden sind, ist sofortige Bestellung nach Bekanntgabe der Züge unter Angabe der Meßzugnummern, des Verkehrstages, der Wagenklasse und Strecke zu empfehlen. Für die Rückreise von Leipzig können die Fahrkarten bis kurz vor Abgang des Zuges im Leipziger Meßamt gekauft werden.

Eine deutsche Jugendmünze, ein 15-Markstück aus Alt-Meißner Porzellan, wird vom Deutschen Reichsausschuß für Leibesübungen herausgegeben und soll demselben zu Mitteln für eine würdige Durchführung der Deutschen Kampfspiele 1922 verhelfen. Die Münzen sind bei allen deutschen Turn- und Sportvereinen erhältlich und werden auch ohne Werteinprägung als Sieger-Plaketten in vier verschiedenen Ausführungen angefertigt. Von besonders schöner Wirkung sind die Plaketten als Anhänger mit Einfassung (800 Silber), die ein eigenartiger und beliebter Schmuck für alle sportfreundlich gesinnten Damen werden dürften. Lieferungen zu Vorzugspreisen erfolgen durch den Verlag Arno Eckard, Dresden-A., Schnorrstraße 19, bei welcher Firma auch Werbematerial anzufordern ist.

Ein großes Heißluft-Lenkschiff soll in den Vereinigten Staaten nach den Plänen italienischer Ingenieure erbaut werden. Es wird dies der erste Versuch sein, ohne An-

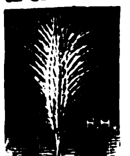
wendung brennbarer oder nicht brennbarer (Helium) Füllgase ein Lenkluftschiff zu erbauen. Die Benutzung der Tragkraft heißer Luft hat in Frankreich, dem Geburtsort dieser Erfindung, nach dem Krieg wieder an Ausdehnung gewonnen, weil sich damit die Durchführung sportlicher Freiballonfahrten ohne das Ziel, große Höhen und sehr lange Fahrtdauer zu erreichen, mit sehr geringem Kostenaufwand erreichen ließ. Immerhin mag es sehr zweifelhaft erscheinen, ob auch für große Lenkluftschiffe — der geplante Rarefied Air Dirigible soll 90 Fluggäste tragen — und längere Fahrtdauer dieser Vorteil erhalten bleibt und sich überhaupt wirtschaftlich eine genügend große Tragfähigkeit erzielen läßt.

Schwarzer Marmor gehört zu den seltensten und daher kostbarsten Marmorsorten, die es gibt. Nur Belgien hat größere Vorkommen dieses Gesteins und genoß daher bis vor kurzem eine Art Monopolstellung auf dem Marmormarkt. Nun sind in letzter Zeit auch in Deutschland, und zwar im bayrischen Franken, Bruchstätten schwarzen Marmors entdeckt worden. Sie finden sich im Frankenwalde und am Döbraer Berg in der Nähe des oberfränkischen Städtchens Naila. Mit dem Döbraer Marmor wurden bereits Polierversuche angestellt. Die Ergebnisse sind hervorragende. Der Döbraer Stein nimmt Hochglanz an und zeichnet sich durch einen rein tiefschwarzen Grundton aus, der von leuchtend weißem Geäder durchzogen wird. Damit ist ein neuer, farbenprächtiger Dekorationsstein gefunden worden, der im künftigen deutschen Kunstgewerbe und in der Innenarchitektur eine große Rolle zu spielen berufen ist.

Der Fremdenverkehr in Wiesbaden hatte im Jahr 1921 wieder eine starke Zunahme zu verzeichnen. Es wurden insgesamt 154116 Fremde gezählt. Diese Zahl bedeutet gegen das Jahr 1920 eine Zunahme von 42091 Fremden. Wenn damit auch die Frequenz des Vorkriegsjahres (1913), die 192108 Fremde betrug, noch nicht wieder erreicht wurde, so ist die Zunahme gegen 1920 erfreulicherweise doch viel größer als die von 1913.

Besuch der deutschen Ostseebäder. Die im Verband deutscher Ostseebäder vereinigten Orte haben im vergangenen Sommer einen Besuch von 347027 Badegästen zu verzeichnen gehabt. Es sind das rund 70000 mehr als im Vorjahr. In dieser Ziffer sind aber nicht eingeschlossen die Zehntausende von Passanten und Sonntagsbesuchern, die nur wenige Tage in den Badeorten der Ostsee waren.

Echte Reiher



das vorn 10fache Büschel 25,- M., 20fache 70,- „ 30 „ 150,- „ 40 „ 300,- „ 50 „ 500,- „

Echte Atama Edel-Straussenfedern

30 cm lang nur 18,— M., 35 cm lang nur 25,— M., 40 cm 45,— M., 45 cm 60,— M., 50 cm 95,— M. Echte Straußfederboas 30,— M., 60,— M., 100,— M., 300,— M. Hut-, Vasen-, Kranzblum., Laub, Beeren, Pilze, Einzelblum., Ranken, Ball- u. Ansteckblumen, wie Rosen, Chrysanthemen, Orchideen, Kamelien, Malven, Mohn etc., auch Gold- und Silberrosen per St. 30, 50 bis 100 M. Versand per Nachn. Preisl. fr.

Hesse, Dresden, Scheffelstr.



Zu haben in allen einschlägigen Geschäften. Direkt nur an Wiederverkäufer.

Schramberger Uhrfedernfabrik G. m. b. H., Schramberg (Württbg.).



Halali ist der eleg. u. vornehm. Promenad.- u. Reisehut.

Halali imponiert. d. seine fabelhafte Leichtigkeit als hygienische Kopfbedeckg.

Halali ist d. Ideal eines Sport-, Jagd- u. Touristen-Hutes.

[illegible] Bezugsquellen zu erfragen bei:

Halali-Compagnie m. b. H., Frankfurt a. M. 29, Moselstr. 4.

Nachahm. werd. gerichtl. verfolgt.



WEISSBROD FLÜGEL ★ PIANOS

Hof-Pianofortefabrik R. WEISSBROD Eisenberg-Thür.



Cirine flüssiges Bohnerwachs

Kinderleichtes Arbeiten.

Seit 1901 glänzend belobt. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell. Stahlspäne u. Terpentinöl entfallen. Fast überall erhältlich.

Fabriken: CIRINE-WERKE BÖHME & LORENZ, CHEMNITZ und EGER-Böhmen.
Verl. Sie grat. u. fr. d. Broschüre: „Wie behandle ich mein Linoleum od. Parkett sachgemäß?"

J. A. Henckels

Zwillingswerk, Solingen

Fabrik feinster Stahlwaren

mit der bekannten Zwillingsmarke — Volle Gewähr für jedes Stück

Hauptniederlage: Berlin W. 66, Leipziger Straße 117/118.

Eigene Verkaufs-Niederlagen: Cöln a. Rh., Dresden-A., Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien I.



Lavendel-Orangen

Kölnisches Wasser von besonderer Feinheit.



„Erfrischend u. nervenstärkend."
Vielfach ärztlich empfohlen. Als Geschenk sehr beliebt.

Jünger & Gebhardt • Berlin S. 14

Zu haben in allen Geschäften, die Creme „Elcaya" führen!

Wellner-Silber

Bestecke u. Tafelgeräte



SÄCHS. METALLWAREN-FABRIK

AUG. WELLNER SÖHNE A.-G., AUE i/SA.

Zu haben in allen Spezialgeschäften.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE

Gaedke

HAMBURG

KAKAO SCHOKOLADE KEKS

Bienenhonig,

gar. rein., allerfeinste Qualitätsware, gibt in Posteimern ab **Großimkerei, Ebersbach, Sa.**

Everth & Mittelmann

Bankgeschäft

Gegr. 1875. **Berlin C. 19, Petriplatz 4** Gegr. 1875.

gegenüber der Petrikirche.

Fernsprecher: Zentrum 2373, 7103 und 11541.
Geschäftszeit 9—3 Uhr.



Station. Akkumulatoren

Formierte und fertiggelötete Plattensätze.

Akkumulatorenfabrik

Alfred Luscher,

Dresden-A., Grüne Str. 18/20.

Dr R. STOCK

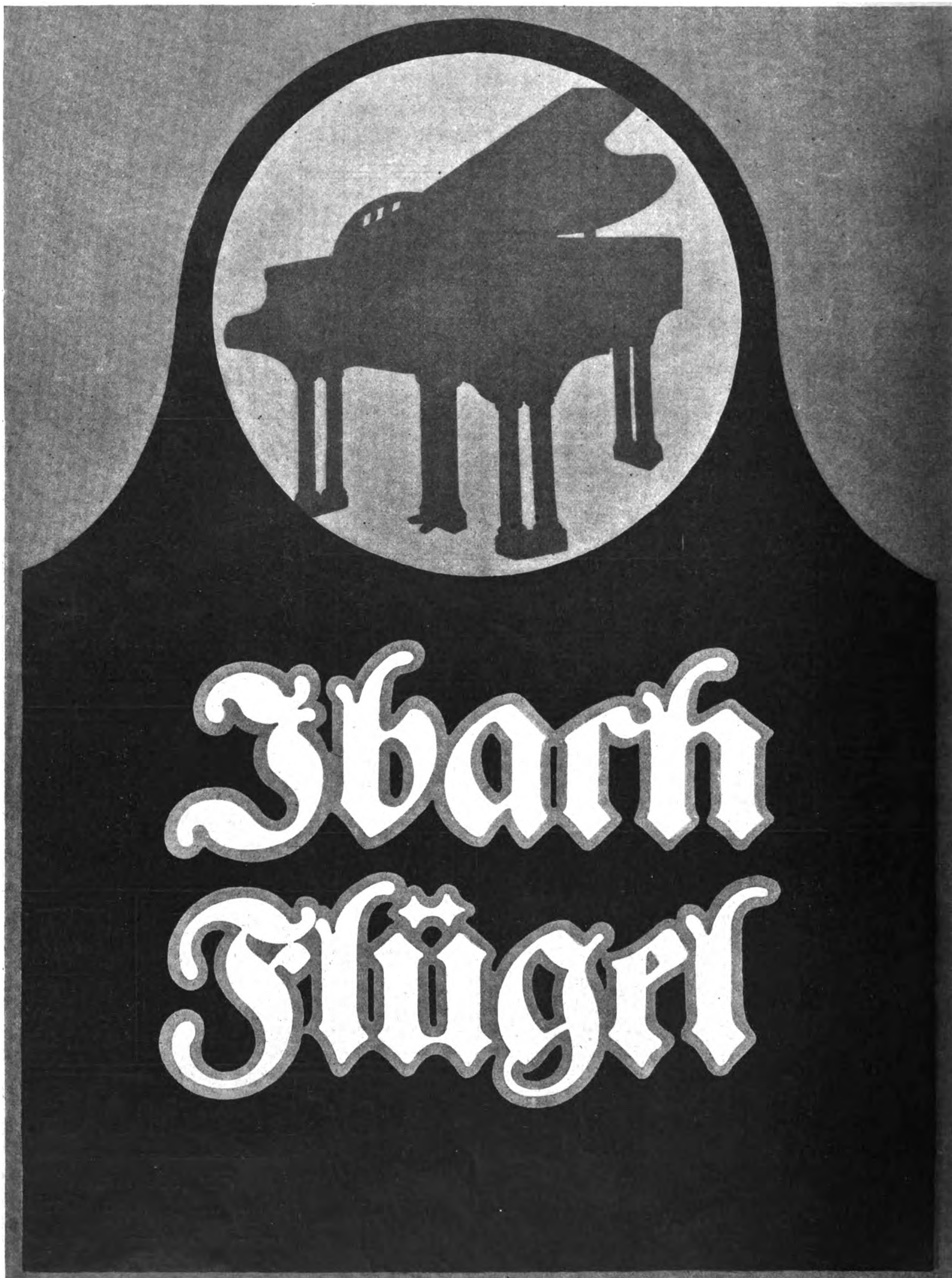


Für jede Arbeit eine ausgeprobte Sorte!

Fabrik photographischer Trockenplatten

Dr. R. Stock, Berlin NW. 21.

Platten



Preisgekrönter Entwurf von Erich Wisetzki, Berlin.

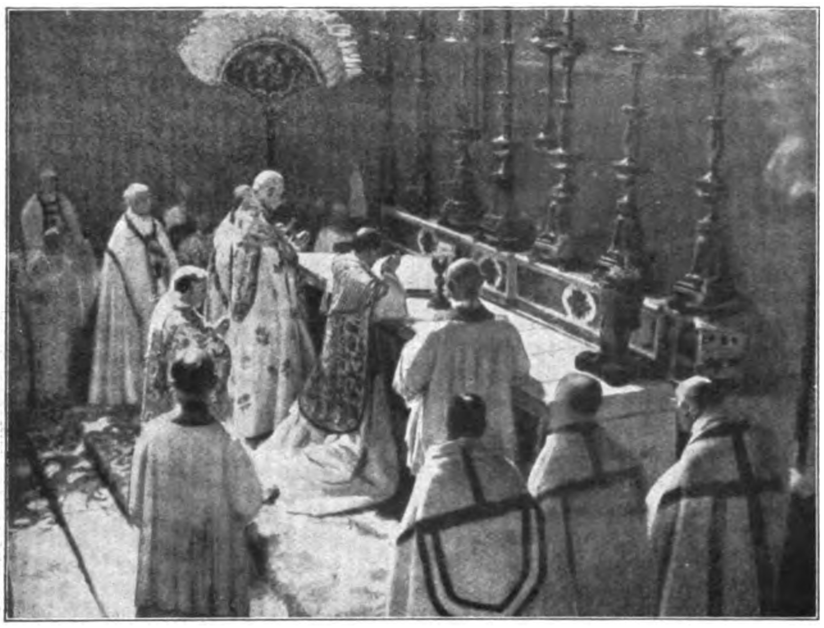
Illustrirte Zeitung



Nach einem Gemälde von Horatio A. Gaigher. — Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg.

Benedictus PP. XV

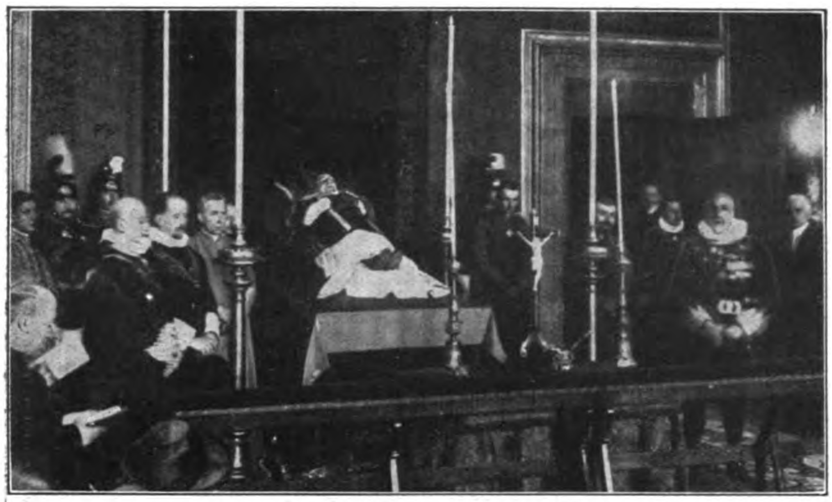
Zum Hinscheiden des Papstes am 22. Januar.



Die letzte von Papst Benedikt am 15. Januar 1922 in der St. Peterskirche zelebrierte Messe.



Die St. Peterskirche in Rom. Auf dem St. Petersplatz die Menschenmenge bei Empfang der Nachricht vom Tode des Papstes. Rechts ein Teil des Vatikans.



Die Aufbahrung der Leiche Papst Benedikts im Thronsaal des Vatikans.



Die Überführung der Leiche Papst Benedikts aus dem Vatikan in die St. Peterskirche.



Der Papst bei einem Spaziergang in den Gärten des Vatikans im Oktober 1921.



Die Trauerfeier in der Berliner Hedwigskirche am 28. Januar: Die Gesandten auswärtiger Staaten beim Verlassen der Kirche nach der Feier.



Der Heilige Vater an seinem Schreibtisch.

Zum Hinscheiden des Papstes Benedikt XV. am 22. Januar.



Oberst Gaelzer-Netto,

Bundeskommissar Brasiliens für Mitteleuropa mit dem Sitz in Berlin, Organisator der brasilianischen Liebesgaben für Deutschland und Österreich (siehe über ihn Seite 131.)



Prof. Dr. Vilhelm Thomsen,

Exzellenz, dänischer Sprachforscher von Weltruf, Präsident der kgl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften, wurde am 25. Januar 80 Jahre alt.



Prof. Dr. Hugo Schuchardt,

Hofrat, hervorragender Romanist und Meister der Sprachwissenschaft (siehe die Würdigung auf Seite 128), beging am 4. Februar seinen 80. Geburtstag.



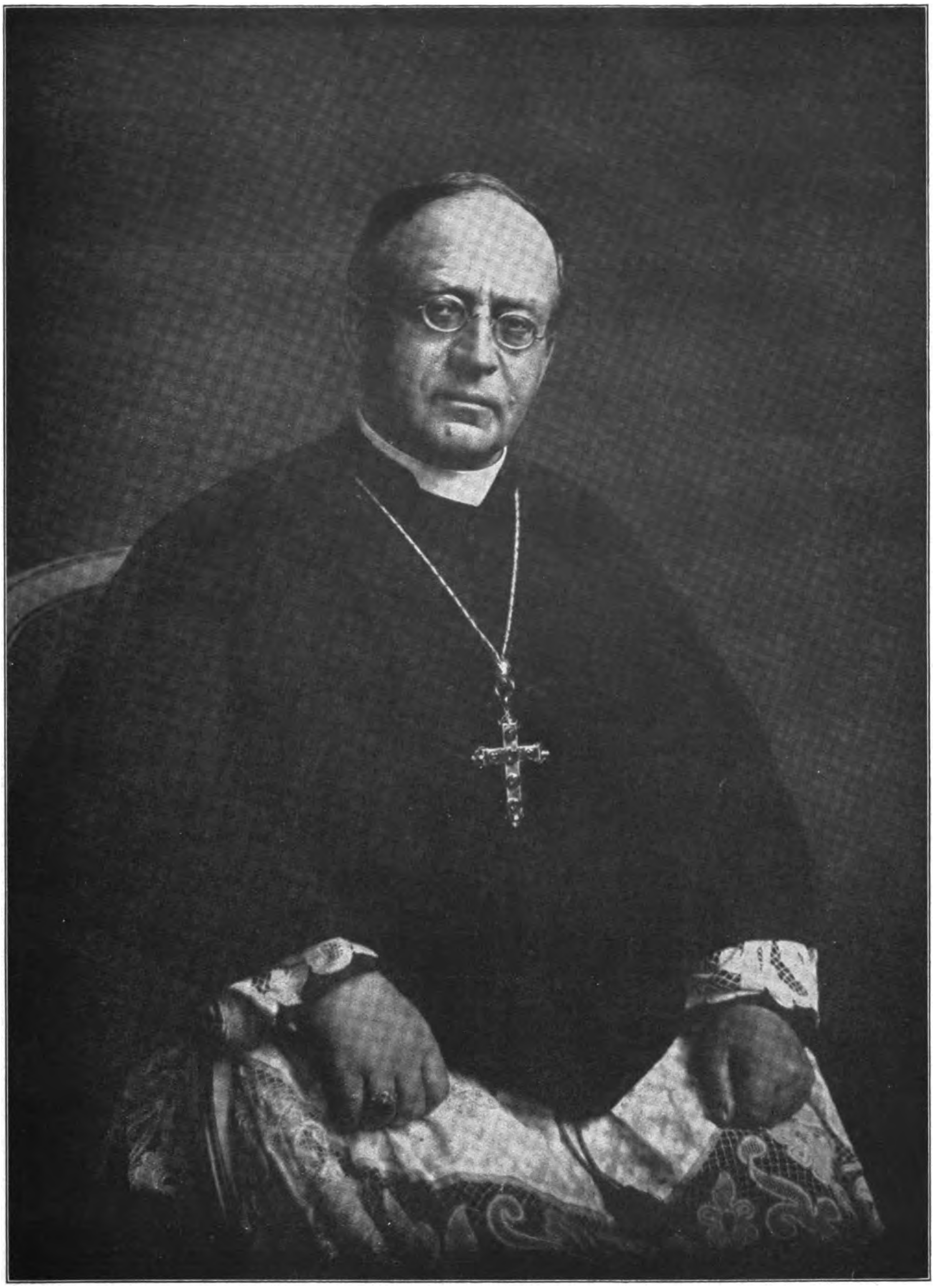
Diedrich Speckmann,

Pastor a. D., namhafter Heideschriftsteller (siehe den Aufsatz auf Seite 130), wird am 12. Februar 50 Jahre alt. Nach einem Gemälde von Wilhelm Kricheldorff-Celle.



Hofrat Ludwig Barnay,

Geh. Intendanzrat, berühmter Schauspieler, Gründer und Ehrenpräsident der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, feiert am 11. Februar seinen 80. Geburtstag.

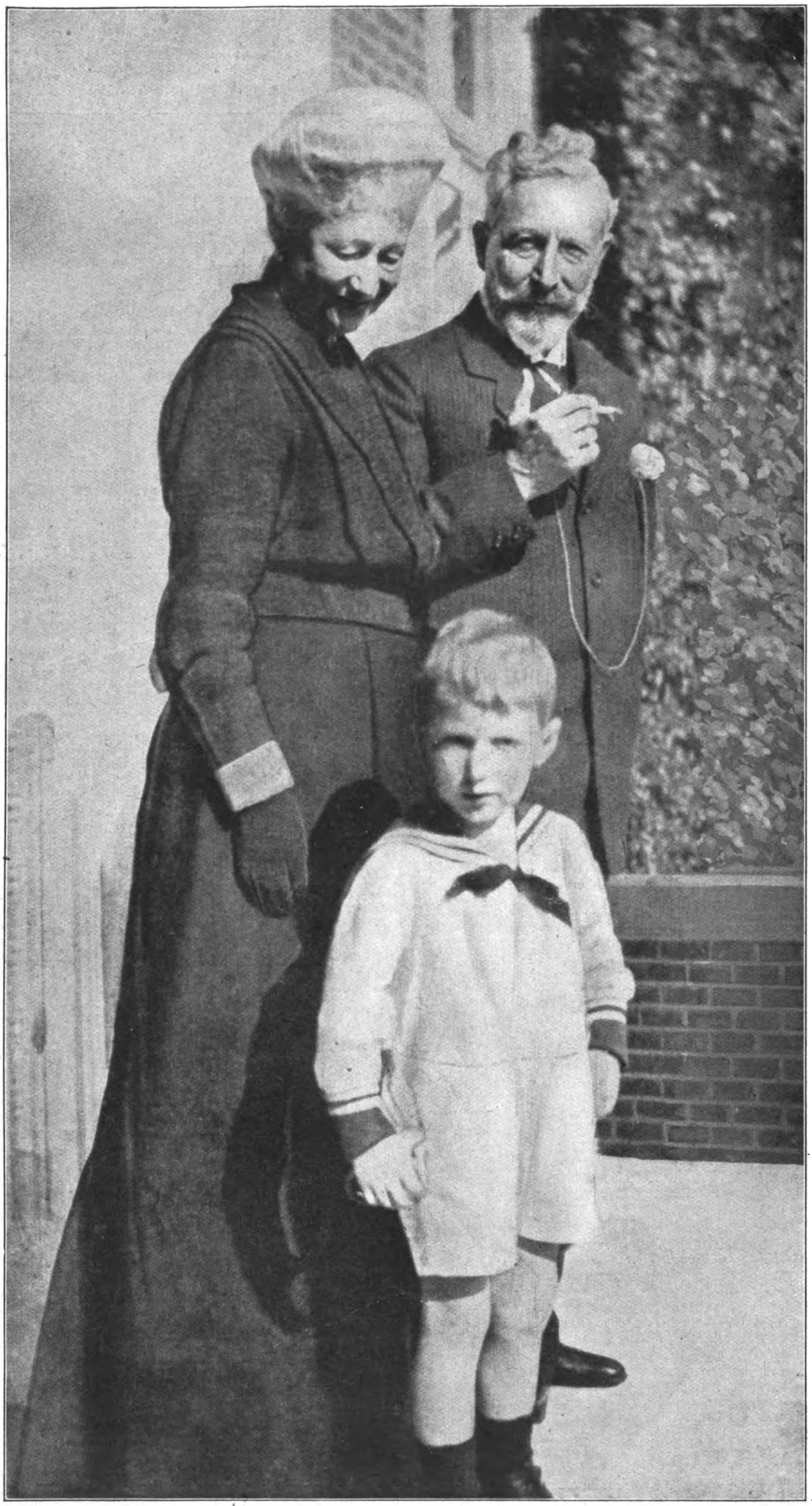


Das neue Oberhaupt der katholischen Kirche:

PAPST PIUS XI.

Nach einer Aufnahme des Servizio Fotografico Italiano in Mailand.

Aus den Wahlen des Konklave ist am 6. Februar Kardinal Dr. Achille Ratti, Erzbischof von Mailand, vorher apostolischer Nuntius in Warschau, als Papst hervorgegangen und hat den Namen Pius XI. angenommen.



Der Kaiser im Exil: Kaiser Wilhelm mit der inzwischen verstorbenen Kaiserin Auguste Viktoria und dem Sohne des Prinzen Joachim, Prinz Karl Franz Joseph von Preußen, vor dem Hause Doorn in Holland.

Nach einer jetzt in der englischen Zeitschrift „The Sphere" veröffentlichten Aufnahme des Prinzen Oskar von Preußen vom April 1921.

Von rheinischer Not.

Von Professor Arthur Jung, Köln.

Die bange Sorge, die über dem ganzen Reiche lastet, wenn die Gedanken sich mit den Fragen beschäftigen, von denen Deutschlands Zukunftsschicksal abhängt, drückt besonders schwer die rheinischen Lande. Eine Fata Morgana ward den Rheinländern gezeigt: In London sprach man davon, daß die feindliche Besatzung völlig zurückgezogen werden könne, wenn — — Zu der Erwartung auf die Erfüllung tritt die Furcht vor neuen schwarzen Losen. Will man die politische Gestalt der westdeutschen Provinzen so gewaltsam ändern, wie man einen Saarstaat gewaltsam geschaffen hat? Wenn in diesen Tagen von Paris aus gemeldet werden konnte, daß die interalliierte Rheinlandkommission den deutschen Schulunterricht in der Westmark zukünftig überwachen wolle, so hat man wohl nicht allzuviel Anlaß, mit großem Optimismus in die Zukunft des Deutschtums am Rhein zu sehen.

Noch heute drückt, wie seit Jahren schon, den Rhein die schwere Last der feindlichen Besatzung. Wohin man schreitet, durch Städte und Dörfer, durch Fluren und Wälder, man trifft die Uniformen volksfremder Menschen und in ihnen weiße, aber auch hell- und dunkelbraune und tiefschwarze Soldaten. Gewiß ist die Dichtigkeit der Besatzung schon stark verringert worden, und zwar besonders im amerikanischen und im englischen Gebiete, aber auch dort sind immer noch soviel Truppen geblieben, daß man ihnen auf Schritt und Tritt begegnet, daß man sie nicht übersehen kann. Bei allen besonderen Gelegenheiten, im Konzert und im Theater, bei sportlichen Veranstaltungen und wo sonst immer Menschen sich in gemeinsamem Interesse zusammenfinden, ist der Rheinländer heute nicht mehr zu Hause, überall trifft er auf ungebetene Gäste. Das Eindringen in den deutschen Körper geht ja soweit, daß nicht nur größere politische Versammlungen angemeldet werden müssen und überwacht werden, sondern daß selbst Zusammenkünfte von Vorständen politischer Organisationen den Besuch eines ausländischen Agenten erhalten. Im Deutschen Reiche rechts des Rheines hat die öffentliche Meinung nicht die entfernteste Vorstellung von den Dingen, wie sie noch heute auf dem linken Ufer des Stromes sind. Ein gutes Musterbeispiel bietet das bekannte Bad Godesberg, das etwa 40 km stromaufwärts von Köln liegt und mit dem Zentrum der rheinischen Lande sowohl durch die Staatsbahn wie durch eine elektrische Bahn verbunden ist. Seiner herrlichen landschaftlichen Lage unmittelbar gegenüber dem Siebengebirge und den guten Verkehrsverbindungen verdankt Godesberg seinen alten Ruf als Ausflugsort und seinen starken Fremdenbesuch. Jetzt steht seine Existenz auf dem Spiele: die Franzosen legen zu der starken Besetzung, die das Bad heute schon hat, noch ein Artillerieregiment, und gegenwärtig baut man an einer großen Kaserne, die in eins der schönsten Villenviertel der Stadt hineingelegt wird. Der Ort, der früher außer einem Gendarmerie-Wachtmeister niemals irgendeine Militärperson dauernd beherbergt hat, geschweige denn Garnisonort war, wird jetzt zu einem starken Waffenplatz ausgebaut. In der Kurfürstenstraße, die von der herrlichen Redoute flankiert wird, einem Prachtbau, den der letzte Kurfürst von Köln der Nachwelt hinterließ, sind große Villen reihenweise für militärische Zwecke beschlagnahmt worden. Unmittelbar am Kurpark liegen die großen Landhäuser, die in Kasernen umgewandelt wurden. Der Spielplatz der Jugend, auf dem einst der Fußball regierte oder ein durchreisender Zirkus seine Zelte aufschlug, ist zum Kasernenhof gewandelt mit zahlreichen militärischen Übungsgeräten, und ihn zu betreten würde für den Deutschen bedeuten, sich schwerer Strafe ausliefern. Unweit von diesem baute man einen zweiten Platz zu demselben Zweck aus. Der herrliche Kottenforst, der die Höhen des Bades krönt, ist zu einem Schießstand geworden. An zahlreichen Stellen warnen die Tafeln vor dem Betreten der Wege wegen der Lebensgefahr. Vor dem täglichen Tack-tack der Maschinengewehre räumt Mensch und Tier das Feld. Wo früher Alt und Jung Erholung und Frische suchte im ewigen Zauber des deutschen Waldes, herrscht heute die Ruhe des Grabes.

Zu alle dem Schweren tritt nun noch der Bau der Artilleriekaserne! Alle Instanzen sind angerufen worden, sie zu verhindern. Den Oberkommandierenden der Franzosen hat man gebeten wie die Rheinlandkommission, die Lebensinteressen Godesbergs nicht zu vernichten, alles war vergeblich. Aus einem Badeplatz, der bisher alljährlich Tausenden Erholung und neues Leben gebracht hat, muß eine französische Garnison werden! Für mehr als einen Hausbesitzer wird diese Entwicklung einen wirtschaftlichen Schlag bedeuten, dem seine Kräfte nicht gewachsen sind, aber jeden Bürger der Gemeinde wird sie zu seinem Nachteil treffen. Für alle aber und für alle Rheinländer und für jeden, der Augen hat zu sehen, lehrt dieses Beispiel, wie die so viel gepriesene Abrüstung und der Kampf gegen den Militarismus in Wirklichkeit aussieht.

Das Beispiel von Godesberg wird aber vor allem einwandfrei den Beweis dafür erbringen, wie schwer die Lasten bis zum heutigen Tage sind, die die Rheinlande zu tragen haben. Denn „Godesberg" ist nicht ein einzelner Fall, sondern nur ein besonders schwerer Fall. Es ist durch die deutsche Presse wohl allgemein verbreitet worden, daß die amerikanische Besatzung recht erheblich verringert werden soll, und die Abtransporte haben begonnen und dauern noch an. Die englische Besatzung ist schon seit längerer Zeit auf einen Stand gebracht worden, der auch dem Deutschen nicht als übermäßig hoch erscheinen wird, aber daran hat sich nichts geändert, daß Kölner Hotels nach wie vor ihrer Bestimmung entzogen sind, so das große Dom-Hotel und ihm gegenüber das Exzelsior-Hotel. Auch das gewaltige Deichmannhaus gegenüber dem Hauptbahnhof dient immer noch nicht wieder seiner friedlichen wirtschaftlichen Aufgabe, sondern gehört ausschließlich der Besatzung. Weder Amerikaner noch Engländer jedoch treten entfernt so stark hervor, wie die Franzosen es auf Schritt und Tritt für richtig halten. Die Rückwirkung in der öffentlichen Stimmung konnte daher auch nicht ausbleiben, und sie ist nicht ausgeblieben.

Die Wirkung all der rheinischen Not auf das Volk der Rheinlande ist gewesen, daß der Geist einer nationalen Volksgemeinschaft immer stärker wurde. Man darf heute sagen, daß die Schranken der Trennung, die die Politik der Parteien im Volke schafft, in der „Rheinlandfrage" keine Geltung haben, denn die Gesamtheit denkt und fühlt deutsch, und sie will ihre Zugehörigkeit zum deutschen Vaterlande weder im großen noch im kleinen ändern. Man versteht deshalb am Rhein am wenigsten, daß gelegentlich in der deutschen Öffentlichkeit soviel Wesens gemacht wird von dem einen oder andern mit fremden Gelde gekauften Subjekte, das seinen Auftraggebern gegenüber von sich reden machen muß. Kein ernster Mensch am Rhein vermag zu glauben, daß hinter diesen Kreaturen jemals irgendeine Gefolgschaft stände, man verachtet sie. Was über dem Strom und dem Kranze seiner Berge mit ihren Burgen schwebt, was durch Städte und Dörfer allerorten singt und klingt, ist das tief im Herzen wurzelnde Gefühl: Unser Rhein war deutsch, trotz aller Not ist er deutsch, und immerdar wird er deutsch sein!

Möge man nun in allen deutschen Gauen einmal zu empfinden versuchen, was es bedeutet, am deutschesten Strom tagtäglich die harte Faust des Siegers zu fühlen. Wenn überall in Deutschland einmal erkannt sein wird, wie groß die Not ist, die die rheinischen Lande für das ganze Reich erdulden, dann wird wohl auch mehr und mehr aus dieser Erkenntnis die Folgerung gezogen werden, daß man der Brüder am Rhein nicht nur gedenken muß, sondern daß man ihnen auch zu zeigen verpflichtet ist, daß ganz Deutschland zu ihnen steht. Im verflossenen Jahre war der Rhein überflutet von dem Strom der Reisenden; Holländer, Dänen, Schweden, Schweizer, Amerikaner und so viele, viele andere waren da. Gar so wenig hörte man die Muttersprache aus den Karawanen herausgrüßen. Hier muß eine Besserung kommen! Der Rhein muß das Ziel der Sehnsucht und das Ziel für die Reise eines jeden Deutschen sein, der zu reisen in der Lage ist. Er sollte ein Land der Wallfahrt werden solange, bis die Last der Uniformen von uns genommen ist, bis man uns wieder erlaubt, auf unsern Rheindampfern die Lieder unserer Jugend zu singen, die auch die Lieder unserer Kinder sein werden.

Über Naturbetrachtung.

Von Professor Bastian Schmid, München.

Zweifellos ist die germanische Art der Naturbetrachtung von Goethe bis heute die tiefste und vielseitigste ihrem Ausdruck, den Persönlichkeiten und der Einstellung nach. Das innige Verhältnis der germanischen Völker zur Natur entfaltet sich darstellerisch zu einer einzigartigen Vielseitigkeit der Betrachtungsweise und der Perspektiven. Klare Sachlichkeit, Tiefe der Gedankengänge und Gefühle, farbenreiche Linien, Wille zur Totalität, Bezwingung der Form, Versenkung ins Kleinste neben dem großen Zug ins Kosmische, kindliche leidenschaftslose Naivität und Ringen mit dem Gesetz bis zu dessen Bezwingung, intuitives Schauen, Entzweiung und Einigung der Seele, gewolltes Wachsen und Entwickeln, weil einem unbezwinglichen inneren Drange gehorchend, mystische Versenkung in die Natur, die an das Ringen der großen Mystiker mit ihrem Gotte gemahnt, und Erfülltsein von den Geheimnissen einer Offenbarung der geheimen, großen, stillen Natur — das alles ist die deutsche Seele, so sie sich mit der Naturbetrachtung befaßt, sie ist das unbegrenzt Wachsende, eine Entwicklung zum Ewigen hin.

Naturschilderungen und -betrachtungen treffen wir bei den ältesten Naturvölkern, und zwar je nach deren Psyche in verschiedenen Nuancierungen der Bildhaftigkeit und des Charakters, sei es, daß dieser sich in starker Realistik, ernstfeierlich, religiös (Juden), in echt orientalischem Farbenprunk (Perser und Inder) oder wie bei den griechischen Kirchenvätern in zarter Innigkeit und mystischer Tiefe äußert. In der alten germanischen Dichtung ist manches Kraftvolle und Tiefe, was als Vorläufer der Gegenwart angesehen werden kann, und in der romanischen (Italien und Spanien) tauchen Gemälde (Dante) von starker Begeisterung für das Naturleben auf.

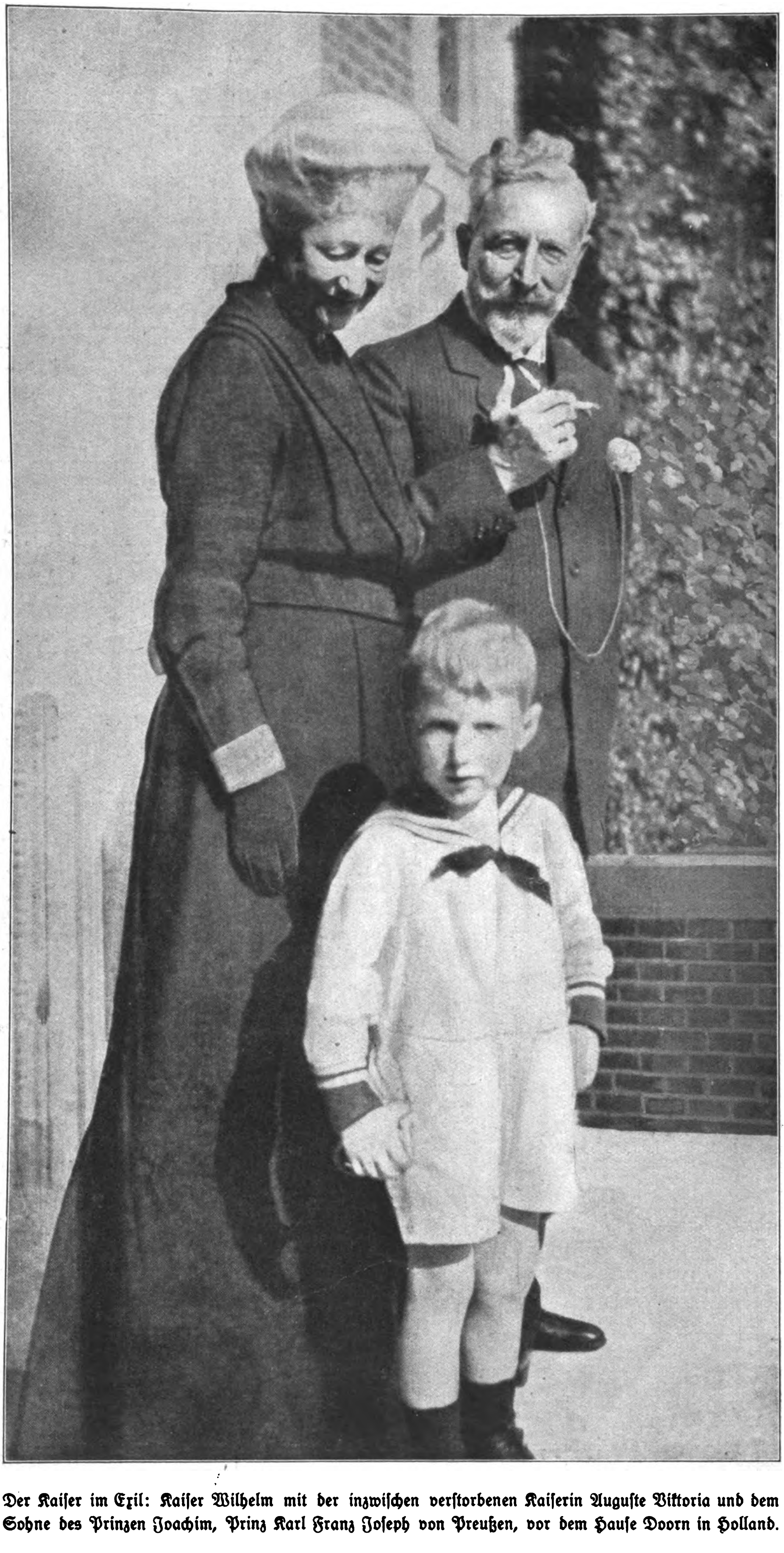
Einen ebenso neuen wie fruchtbaren Ansatz der Entwicklung der Naturbetrachtung und damit zugleich eine ungeahnt weite und tiefe Auffassung der irdischen und kosmischen Natur sehen wir um Rousseau herum aufkommen. Mochten die Äußerungen des Naturempfindens bei den Alten und im ursprünglichen Mittelalter noch so verschieden sein, im Vergleich zu heute, aber auch schon im Vergleich zum ausgehenden achtzehnten Jahrhundert verbindet sie ein Negatives, ein Mangel.

Tatsache ist, daß man für das Moment der Bewegung (Stürme, jagende Wolken, atmosphärische Entladungen usw.) und für das räumlich Erhabene, so für das Hochgebirge, wie die Geschichte der Alpenreisen beweist, kein poetisches Empfinden hatte. Es fehlte fast bis in das neunzehnte Jahrhundert herein nicht nur das Interesse für das Gebirge, sondern man hatte auch geradezu eine ausgesprochene Abneigung gegen dieses. Überhaupt sind im Altertum Bergbesteigungen etwas ungemein Seltenes und erschöpfen sich nach meinen Kenntnissen vielleicht mit Moses' Besteigung des Sinai und König Philipps von Mazedonien Besteigung des Hämus (181 v. Chr.). Die Römer konnten den Alpen niemals etwas abgewinnen, weder Cäsar noch seine verschiedenen Epigonen. Livius und andere Schriftsteller fanden sie scheußlich und charakterisierten sie als eine abscheuerregende Einöde. Die 66 Züge der deutschen Kaiser über die Alpen wissen nur von den ungeheuren Gefahren der Alpenübergänge zu erzählen, und erst im 16. Jahrhundert wird durch Geßner auf die Herrlichkeit der Alpen und die reinen edlen Genüsse der Bergbesteigung hingewiesen. Doch bedeutet der Ruf des deutschen Plinius nur einen vorübergehenden Lichtblick, wie denn auch die Kenntnisse des Gebirges nur ganz langsam wachsen. Wenn endlich, und zwar um die Mitte des 18. Jahrhunderts, die touristische Erforschung der Alpen einsetzte, so war das das ausschließliche Verdienst der Naturforscher, die den in den Alpen wirkenden Naturkräften ein großes Interesse entgegenbrachten; an sich merkwürdig, wenn man bedenkt, daß man um jene Zeit schon die großen Meere durchfurcht und die entlegensten Inseln entdeckt hatte.

Der Blick des Bewohners der großen, freien Ebene schweift unbegrenzt und ungehemmt ins Unermeßliche, der Mensch bewegt sich ohne Schwierigkeiten in weiten Gefilden. Daher ist es auch begreiflich, wenn der plötzlich in die damalige Unwirtlichkeit des Hochgebirges versetzte Bewohner der Ebene an der physiologischen Umstellung litt, an ihr scheiterte oder ihr zum mindesten widerwillig folgte. Sein Blick ist nicht mehr geradlinig gerichtet, sondern wird nach oben gezwungen und bricht sich an den zahllosen Konturen, Zacken und chaotisch streichenden Zügen; seine Muskulatur ist unvermittelt auf Leistung eingestellt; Beine, Herz und Lunge stehen vor neuen Aufgaben; der Boden, auf dem er wandelt, wirkt unsicher; allerlei Gefahren stürmen auf seine Nerven ein; es treten Empfindungen auf, von denen der nicht trainierte Organismus bisher keine Ahnung hatte, und das Vorstellungsleben ist durch die abenteuerlichsten Traditionen verwirrt. Glaubte man doch bis zum 18. Jahrhundert selbst in den gebildeten Kreisen noch an allerlei alpine Gespenstergeschichten, und ein Naturforscher wie Scheuchzer hielt buchstäblich an der Annahme von Drachen fest. Dazu kommen der schroffe Temperaturumschlag und der sprunghaft einsetzende Wechsel der Jahreszeiten, selbst der prangendste Sommer kann unverhofft durch eine rauhe Geste des Winters in Schnee gehüllt werden. Dort in der Ebene, wo die großen Werke der Kultur geworden, wo althistorische Erinnerungen an den Boden sich heften, auf dem die Geschicke der Völker durch schwere Waffengänge entschieden wurden, wo reiche Städte, stolze Paläste und stille Dörfer in den satten Fluren liegen, wo breite Ströme schwerbeladene Schiffe tragen, dort lebt und träumt es sich behaglicher als in den unwirtlichen, schauerlichen Bergen. Die Ebene ist still, weit und fruchtbar, ihre Einsamkeit ist eine andere als die der hohen Berge und der engen Täler, sie ist ein Sichversenken unter vielen; dort oben aber ist der Einsame einer und allein.

Gleich anderen Geistesprodukten hat auch die Naturschilderung ihre eigene Psychologie und ihre Komponenten. Einen Faktor von fundamentalster Bedeutung bildet der Gegenstand an sich, nämlich die Natur selbst, gewissermaßen als Objekt dem Subjekt, d. h. der empfindenden, reflektiernden Psyche und dem denkenden Geiste gegenüber. Dazu tritt das Milieu des Dichters, seine Volkszugehörigkeit, seine Zeitepoche, sodann, was durchaus nicht nebensächlich, seine naturwissenschaftliche Vorbildung und das Unwägbare der augenblicklichen Stimmung, die ihre Wurzeln im Betrachten oder im Objekt (wie die Gegend sich präsentiert, Beleuchtung, Wirkung von Naturgewalten wie Stürmen) oder in beiden zugleich haben kann.

Gerade die naturwissenschaftliche Einstellung gibt der Naturbetrachtung einen besonderen Einschlag. Nicht, daß das Studium der Naturwissenschaften bedingende Voraussetzung für die Naturschilderung sein müßte oder sein sollte. Denn wenn



Der Kaiser im Exil: Kaiser Wilhelm mit der inzwischen verstorbenen Kaiserin Auguste Viktoria und dem Sohne des Prinzen Joachim, Prinz Karl Franz Joseph von Preußen, vor dem Hause Doorn in Holland.

Nach einer jetzt in der englischen Zeitschrift „The Sphere" veröffentlichten Aufnahme des Prinzen Oskar von Preußen vom April 1921.

Von rheinischer Not.

Von Professor Arthur Jung, Köln.

Die bange Sorge, die über dem ganzen Reiche lastet, wenn die Gedanken sich mit den Fragen beschäftigen, von denen Deutschlands Zukunftsschicksal abhängt, drückt besonders schwer die rheinischen Lande. Eine Fata Morgana ward den Rheinländern gezeigt: In London sprach man davon, daß die feindliche Besatzung völlig zurückgezogen werden könne, wenn — — Zu der Erwartung auf die Erfüllung tritt die Furcht vor neuen schwarzen Losen. Will man die politische Gestalt der westdeutschen Provinzen so gewaltsam ändern, wie man einen Saarstaat gewaltsam geschaffen hat? Wenn in diesen Tagen von Paris aus gemeldet werden konnte, daß die interalliierte Rheinlandkommission den deutschen Schulunterricht in der Westmark zukünftig überwachen wolle, so hat man wohl nicht allzuviel Anlaß, mit großem Optimismus in die Zukunft des Deutschtums am Rhein zu sehen.

Noch heute drückt, wie seit Jahren schon, den Rhein die schwere Last der feindlichen Besatzung. Wohin man schreitet, durch Städte und Dörfer, durch Fluren und Wälder, man trifft die Uniformen volksfremder Menschen und in ihnen weiße, aber auch hell- und dunkelbraune und tiefschwarze Soldaten. Gewiß ist die Dichtigkeit der Besatzung schon stark verringert worden, und zwar besonders im amerikanischen und im englischen Gebiete, aber auch dort sind immer noch soviel Truppen geblieben, daß man ihnen auf Schritt und Tritt begegnet, daß man sie nicht übersehen kann. Bei allen besonderen Gelegenheiten, im Konzert und im Theater, bei sportlichen Veranstaltungen und wo sonst immer Menschen sich in gemeinsamem Interesse zusammenfinden, ist der Rheinländer heute nicht mehr zu Hause, überall trifft er auf ungebetene Gäste. Das Eindringen in den deutschen Körper geht ja soweit, daß nicht nur größere politische Versammlungen angemeldet werden müssen und überwacht werden, sondern daß selbst Zusammenkünfte von Vorständen politischer Organisationen den Besuch eines ausländischen Agenten erhalten. Im Deutschen Reiche rechts des Rheines hat die öffentliche Meinung nicht die entfernteste Vorstellung von den Dingen, wie sie noch heute auf dem linken Ufer des Stromes sind. Ein gutes Musterbeispiel bietet das bekannte Bad Godesberg, das etwa 40 km stromaufwärts von Köln liegt und mit dem Zentrum der rheinischen Lande sowohl durch die Staatsbahn wie durch eine elektrische Bahn verbunden ist. Seiner herrlichen landschaftlichen Lage unmittelbar gegenüber dem Siebengebirge und den guten Verkehrsverbindungen verdankt Godesberg seinen alten Ruf als Ausflugsort und seinen starken Fremdenbesuch. Jetzt steht seine Existenz auf dem Spiele: die Franzosen legen zu der starken Besetzung, die das Bad heute schon hat, noch ein Artillerieregiment, und gegenwärtig baut man an einer großen Kaserne, die in eins der schönsten Villenviertel der Stadt hineingelegt wird. Der Ort, der früher außer einem Gendarmerie-Wachtmeister niemals irgendeine Militärperson dauernd beherbergt hat, geschweige denn Garnisonort war, wird jetzt zu einem starken Waffenplatz ausgebaut. In der Kurfürstenstraße, die von der herrlichen Redoute flankiert wird, einem Prachtbau, den der letzte Kurfürst von Köln der Nachwelt hinterließ, sind große Villen reihenweise für militärische Zwecke beschlagnahmt worden. Unmittelbar am Kurpark liegen die großen Landhäuser, die in Kasernen umgewandelt wurden. Der Spielplatz der Jugend, auf dem einst der Fußball regierte oder ein durchreisender Zirkus seine Zelte aufschlug, ist zum Kasernenhof gewandelt mit zahlreichen militärischen Übungsgeräten, und ihn zu betreten würde für den Deutschen bedeuten, sich schwerer Strafe ausliefern. Unweit von diesem baute man einen zweiten Platz zu demselben Zweck aus. Der herrliche Kottenforst, der die Höhen des Bades krönt, ist zu einem Schießstand geworden. An zahlreichen Stellen warnen die Tafeln vor dem Betreten der Wege wegen der Lebensgefahr. Vor dem täglichen Tack-tack der Maschinengewehre räumt Mensch und Tier das Feld. Wo früher Alt und Jung Erholung und Frische suchte im ewigen Zauber des deutschen Waldes, herrscht heute die Ruhe des Grabes.

Zu alle dem Schweren tritt nun noch der Bau der Artilleriekaserne! Alle Instanzen sind angerufen worden, sie zu verhindern. Den Oberkommandierenden der Franzosen hat man gebeten wie die Rheinlandkommission, die Lebensinteressen Godesbergs nicht zu vernichten, alles war vergeblich. Aus einem Badeplatz, der bisher alljährlich Tausenden Erholung und neues Leben gebracht hat, muß eine französische Garnison werden! Für mehr als einen Hausbesitzer wird diese Entwicklung einen wirtschaftlichen Schlag bedeuten, dem seine Kräfte nicht gewachsen sind, aber jeden Bürger der Gemeinde wird sie zu seinem Nachteil treffen. Für alle aber und für alle Rheinländer und für jeden, der Augen hat zu sehen, lehrt dieses Beispiel, wie die so viel gepriesene Abrüstung und der Kampf gegen den Militarismus in Wirklichkeit aussieht.

Das Beispiel von Godesberg wird aber vor allem einwandfrei den Beweis dafür erbringen, wie schwer die Lasten bis zum heutigen Tage sind, die die Rheinlande zu tragen haben. Denn „Godesberg" ist nicht ein einzelner Fall, sondern nur ein besonders schwerer Fall. Es ist durch die deutsche Presse wohl allgemein verbreitet worden, daß die amerikanische Besatzung recht erheblich verringert werden soll, und die Abtransporte haben begonnen und dauern noch an. Die englische Besatzung ist schon seit längerer Zeit auf einen Stand gebracht worden, der dem Deutschen nicht als übermäßig hoch erscheinen wird, aber daran hat sich nichts geändert, daß Kölner Hotels nach wie vor ihrer Bestimmung entzogen sind, so das große Dom-Hotel und ihm gegenüber das Exzelsior-Hotel. Auch das [illegible] Deichmannhaus gegenüber dem Hauptbahnhof dient immer noch nicht wieder seiner friedlichen wirtschaftlichen Aufgabe, sondern gehört ausschließlich der [illegible] Weder Amerikaner noch Engländer jedoch treten entfernt so stark hervor, wie die Franzosen es auf Schritt und Tritt für richtig halten. Die Rückwirkung in der öffentlichen Stimmung konnte daher auch nicht ausbleiben, und sie ist [illegible] geblieben.

Die Wirkung all der rheinischen Not auf das Volk der Rheinlande [illegible] daß der Geist einer nationalen Volksgemeinschaft immer stärker wurde [illegible] heute sagen, daß die Schranken der Trennung, die die Politik der [illegible] Volke schafft, in der „Rheinlandfrage" keine Geltung haben [illegible] heit denkt und fühlt deutsch, und sie will ihre Zugehörigkeit zum [illegible] lande weder im großen noch im kleinen ändern. Man [illegible] am wenigsten, daß gelegentlich in der deutschen Öffentlichkeit [illegible] wird von dem einen oder andern mit fremden Gelde gekauften [illegible] Auftraggebern gegenüber von sich reden machen muß. [illegible] Rhein vermag zu glauben, daß hinter diesen Kreaturen [illegible] schaft stände, man verachtet sie. Was über dem Strom [illegible] Berge mit ihren Burgen schwebt, was durch Städte und [illegible] und klingt, ist das tief im Herzen wurzelnde Gefühl: [illegible] trotz aller Not ist er deutsch, und immerdar wird er deutsch [illegible]

Möge man nun in allen deutschen Gauen einmal [illegible] es bedeutet, am deutschesten Strom tagtäglich die [illegible] Wenn überall in Deutschland einmal erkannt sein wird, [illegible] die rheinischen Lande für das ganze Reich erdulden, [illegible] und mehr aus dieser Erkenntnis die Folgerung [illegible] Brüder am Rhein nicht nur gedenken muß, sondern [illegible] verpflichtet ist, daß ganz Deutschland zu ihnen [illegible] der Rhein überflutet von dem Strom der Reisenden [illegible] Schweizer, Amerikaner und so viele, viele andere [illegible] man die Muttersprache aus den Karawanen [illegible] rung kommen! Der Rhein muß das Ziel der [illegible] eines jeden Deutschen sein, der zu reisen [illegible] Wallfahrt werden solange, bis die Last der [illegible] man uns wieder erlaubt, auf unsern Rheinbergen [illegible] singen, die auch die Lieder unserer Kinder [illegible]

Über Naturbetrachtung

Von Professor Bastian Schmid, München.

Zweifellos ist die germanische Art der Naturbetrachtung von Goethe bis heute die tiefste und vielseitigste ihrem Ausdruck, den Persönlichkeiten und der Einstellung nach. Das innige Verhältnis der germanischen Völker zur Natur entfaltet sich darstellerisch zu einer einzigartigen Vielseitigkeit der Betrachtungsweise und der Perspektiven. Klare Sachlichkeit, Tiefe der Gedankengänge und Gefühle, farbenreiche Linien, Wille zur Totalität, Bezwingung der Form, Versenkung ins Kleinste neben dem großen Zug ins Kosmische, kindliche leidenschaftslose Naivität und Ringen mit dem Gesetz bis zu dessen Bezwingung, intuitives Schauen, Entzweiung und Einigung der Seele, gewolltes Wachsen und Entwickeln, weil einem unbezwinglichen inneren Drange gehorchend, mystische Versenkung in die Natur, die an das Ringen der großen Mystiker mit ihrem Gotte gemahnt, und Erfülltsein von den Geheimnissen einer Offenbarung der geheimen, großen, stillen Natur — das alles ist die deutsche Seele, so sie sich mit der Naturbetrachtung befaßt, sie ist das unbegrenzt Wachsende, eine Entwicklung zum Ewigen hin.

Naturschilderungen und -betrachtungen treffen wir bei den ältesten Naturvölkern, und zwar je nach deren Psyche in verschiedenen Nuancierungen der Bildhaftigkeit und des Charakters, sei es, daß dieser sich in starker Realistik, ernstfeierlich, religiös (Juden), in echt orientalischem Farbenprunk (Perser und Inder) oder wie bei den griechischen Kirchenvätern in zarter Innigkeit und mystischer Tiefe äußert. In der alten germanischen Dichtung ist manches Kraftvolle und Tiefe, was als Vorläufer der Gegenwart angesehen werden kann, und in der romanischen (Italien und Spanien) tauchen Gemälde (Dante) von starker Begeisterung für das Naturleben auf.

Einen ebenso neuen wie fruchtbaren Ansatz der Entwicklung der Naturbetrachtung und damit zugleich eine ungeahnt weite und tiefe Auffassung der irdischen und kosmischen Natur sehen wir um Rousseau herum aufkommen. Mochten die Äußerungen des Naturempfindens bei den Alten und im ursprünglichen Mittelalter noch so verschieden sein, im Vergleich zu heute, aber auch schon im Vergleich zum ausgehenden achtzehnten Jahrhundert verbindet sie ein Negatives, ein Mangel.

Tatsache ist, daß man für das Moment der Bewegung (Stürme, jagende Wolken, atmosphärische Entladungen usw.) und für das räumlich Erhabene, so für das Hochgebirge, wie die Geschichte der Alpenreisen beweist, kein poetisches Empfinden hatte. Es fehlte fast bis in das neunzehnte Jahrhundert herein nicht nur das Interesse für das Gebirge, sondern man hatte auch geradezu eine ausgesprochene Abneigung gegen dieses. Überhaupt sind im Altertum Bergbesteigungen etwas ungemein Seltenes und erschöpfen sich nach meinen Kenntnissen vielleicht mit Moses' Besteigung des Sinai und König Philipps von Mazedonien Besteigung des Hämus (181 v. Chr.). Die Römer konnten den Alpen niemals etwas abgewinnen, weder Cäsar noch seine verschiedenen Epigonen. Livius und andere Schriftsteller fanden sie [illegible] charakterisierten sie als eine abscheuerregende Einöde. Die 66 Züge der [illegible] Kaiser über die Alpen wissen nur von den ungeheuren Gefahren der [illegible] gänge zu erzählen, und erst im 16. Jahrhundert wird durch Geßner [illegible] keit der Alpen und die reinen edlen Genüsse der Bergbesteigung [illegible] bedeutet der Ruf des deutschen Plinius nur einen vor[illegible]

denn auch die Kenntnisse des Gebirges [illegible] und zwar um die Mitte des 18. Jahrhunderts [illegible] einsetzte, so war das das [illegible] Alpen wirkenden Naturkräften [illegible] würdig, wenn man bedenkt, daß [illegible] furcht und die entlegensten [illegible]

Der Blick des [illegible] ungehemmt ins Unermeßliche [illegible] Gefilden. Daher ist es [illegible] lichkeit des Hochgebirges [illegible] stellung litt, an [illegible] ist nicht mehr [illegible] sich an den zahllosen [illegible] kulatur ist [illegible] neuen Aufgaben [illegible] stürmen auf [illegible] trainierte Organismus [illegible] durch die [illegible] hundert [illegible] und ein [illegible] Drachen [illegible]



Winternacht im Riesengebirge. Nach einer [illegible]

auch die wissenschaftliche Vorbildung in sehr vielen Fällen als wertvoll sich erwiesen hat, so dürfte andererseits auch zuzugeben sein, daß sich diese dem dichterisch Schauenden hemmend in den Weg stellt und als Ballast empfunden wird. Harmonische Synthesen zwischen zwei so verschiedenen geistigen Gebieten, wie Wissenschaft und Kunst es sind, kommen sehr selten vor und finden nur in den genialsten und vielseitigsten Naturen einen befriedigenden Ausgleich. Andererseits weist die Geschichte der europäischen Kulturvölker die mehrfach bestätigte Tatsache auf, daß der intuitiv schauende Genius in den Naturdingen Prinzip wie Kausalität eher empfunden hat, als sie von der Wissenschaft erkannt wurden. Denn Kunst ging schließlich auch in der Entwicklung der Menschheitskultur der Wissenschaft voraus.

Beigefügt sei diesen Gedankengängen noch, daß genialen Wissenschaftlern Naturerkennen und Naturgenuß gleichwertige Begriffe sind und konform gehen, wie denn auch die Naturschilderungen solcher Forscher von vollendeter dichterischer Leistung sind.

Zu einem geradezu integrierenden Bestandteil der Naturbetrachtung ist das reflektierende Moment geworden, gleichviel, ob dieses wortreich oder frostig, verschnörkelt oder klar sachlich ist, ob es in die Uferlosigkeit romantischer Träume oder in das Kosmisch-Ungemessene geht, ob es sich in Sentimentalitäten von Weltschmerzlern oder in trockene Folgerichtigkeit entwicklungsgeschichtlicher Ideen auflöst. Stets zeigen die Reflexionen den Dichter und Denker als den Sammel- und Brennpunkt von Ideen der Zeit, von Gefühlswerten, wie sie durch die Welt gehen und in seiner Seele zittern. Dem einen Naturbetrachter eignen bestimmte Geistes- und Seelenstimmungen das ganze Leben hindurch, einem anderen sind solche nur Durchgangspunkte, wie Goethe, der den Dingen in ruhiger Klarheit und Abgeklärtheit gegenübersteht. — Schließlich enden alle Dinge in der menschlichen Seele, ob Wissenschaft, Kunst, Religion und Weltanschauungsfragen aller Art, sie sammelt sie und strahlt sie in dem ihr eigenen Lichte wieder zurück. Mit Recht sagt Heinrich Heine von Goethe, daß er der Natur den Spiegel vorhält, „oder besser gesagt, er ist selbst der Spiegel der Natur. Die Natur wollte wissen, wie sie aussieht, und sie erschuf Goethe."

Es ist psychologisch nicht uninteressant, wie ein Forscher von dem Range und der Universalität eines Alexander v. Humboldt über die gemütliche Einwirkung der Natur sich äußert: „Der Eindruck, welchen der Anblick der Natur in uns zurückläßt, wird minder durch die Eigentümlichkeit der Gegend als durch die Beleuchtung bestimmt, in der Berg und Flur bald bei ätherischer Himmelsbläue, bald im Schatten tiefschwebenden Gewölkes erscheinen. Auf gleiche Weise wirken Naturschilderungen stärker oder schwächer auf uns ein, je nachdem sie mit den Bedürfnissen unserer Empfindung mehr oder minder in Einklang stehen. Denn in dem innersten, empfänglichen Sinne spiegelt lebendig und wahr sich die physische Welt. Was den Charakter einer Landschaft bezeichnet: Umriß der Gebirge, die in duftiger Ferne den Horizont begrenzen; das Dunkel der Tannenwälder, der Waldstrom, der tobend zwischen überhangenden Klippen hinstürzt; alles steht in altem, geheimnisvollem Verkehr mit dem gemütlichen Leben des Menschen." („Ansichten der Natur.")

Diese Äußerung bestätigt im übrigen, wie letzten Endes die menschliche Psyche in ein und derselben Person ein und dasselbe Ding nach der intellektuellen wie nach der Gemütsseite hin zu empfangen und kombinierend zu gestalten vermag. Es zeigt sich aber auch, wie leicht dieser Denker den auf Begriffsbildung zielenden Intellekt entspannt, um die Natur auf das Gemüt wirken zu lassen, während wir nicht selten sehen, wie der Dichter sich vom Seelenhaften nach dem Intellektuellen hinwendet. Liegt hierin nicht ein ganz besonderer psychologischer Reiz? Eine von den vielen bewundernswerten Merkwürdigkeiten der menschlichen Seele?

Wann sterben wir?

Von Dr. G. Wolff.

Die Verjüngungsversuche des genialen Wiener Physiologen Eugen Steinach haben vor einiger Zeit die ganze Kulturwelt aufhorchen lassen. Ist ein solches Wunder der Biologie wirklich möglich? Die Frage ist auch heute noch nicht exakt zu beantworten, nachdem einige Zeit seit dem ersten Sturm der Begeisterung oder auch Enttäuschung vergangen ist. Die gelehrte Welt hat sich inzwischen in zwei feindliche Lager geteilt, von denen das eine bedingungslos zustimmt, das andere in übergroßem Skeptizismus verharrt. Wie aber auch immer die weitere Forschung auf dem von Steinach kühn in Angriff genommenen Problem der Verjüngung durch Neubelebung der Pubertätsdrüse entschieden wird, ein Problem, das schon 1889 den französischen Physiologen Brown-Séquard zu ähnlichen (freilich nicht ebenso kühn verwirklichten) Gedankengängen geführt hatte, das große Verdienst Steinachs auf diesem Gebiet der experimentellen Biologie kann nicht gut geleugnet werden. Es bleibt in der Wissenschaft bestehen, wenn auch die praktischen Folgerungen nicht in Erfüllung gehen; es sei nur erinnert an die dem Wiener Forscher schon lange vorher beim Meerschweinchen gelungene Umwandlung der Geschlechter durch experimentelle Vertauschung der gegenseitigen Keimdrüsen.

Neuerdings hat ein Mitarbeiter Steinachs, Paul Kammerer, in einer Streitschrift „Über Verjüngung und Verlängerung des persönlichen Lebens" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) die wissenschaftlichen Ergebnisse seines Meisters noch einmal kurz zusammengefaßt und in temperamentvoller Weise gegen ungerechtfertigte Angriffe wie gegen die Sensationsliteratur, die sich eine Zeitlang des Problems in allzu oberflächlicher Weise bemächtigt hatte, verteidigt. Der Schrift wohnt ein tiefer wissenschaftlicher Ernst inne, wie man es bei einem Biologen vom Range Paul Kammerers voraussetzen darf, und sie soll ein umfassendes Werk, in dem das ganze Verjüngungs- und Lebensverlängerungsproblem von allen seinen Seiten, nicht bloß der biologischen, beleuchtet wird, ankünden.

Wir wollen uns aber jetzt nicht weiter mit den Versuchen Steinachs beschäftigen, die auch das Problem vom Tode des organischen Lebens von einem neuen Gesichtspunkte aus in die naturwissenschaftliche Diskussion geworfen haben; es mag genügen, hier darauf hinzudeuten. Wir wollen vielmehr auf vergleichende Untersuchungen, die der verstorbene Biologe Elias Metschnikoff über die Lebensdauer des Menschen und der Tiere schon vor einigen Jahren veröffentlicht und auch erkenntniskritisch ausgewertet hat, bei unserer Darstellung des Problems zurückgreifen.

Von den zahlreichen Fragen und Rätseln, die von der Naturwissenschaft aufgeworfen und bisher nicht oder nur unvollkommen beantwortet und gelöst worden sind, bleibt stets die Frage nach der Ursache des organischen Todes, dem alles Lebende früher oder später anheimfällt, in lebhafter Diskussion. Nachdem Religion und Philosophie von Anbeginn an sich mit dieser mächtigsten und doch geheimnisvollsten Erscheinung des Lebens — geheimnisvoll und unerklärt wie dieses selbst — auseinanderzusetzen gesucht haben, hat neuerdings, etwa mit Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die exakte Naturwissenschaft sich dieses Problems bemächtigt und begonnen, mit den Mitteln, die emsige experimentelle Forscherarbeit ihr in die Hände gegeben hat, eine Lösung herbeizustreben.

Gibt es einen natürlichen Tod im Reiche des Lebendigen, und welches sind die Ursachen des natürlichen Todes? Die Fragestellung könnte fast paradox klingen; denn es weiß ein jeder, nach soundso vielen Jahren, nach 70 oder 80 in der Regel, ist die irdische Laufbahn des Menschen z. B. beendet. Was nach diesem Tode eintritt, bleibt dem exakten Wissen verschlossen.

In der Tat handelt es sich für den Naturforscher auch nicht darum, Aufschluß etwa darüber zu geben, was nach dem Tode mit der geistigen Wesenheit des Lebendigen geworden ist — das kann nicht seine Aufgabe sein — er will vielmehr mit den Mitteln seiner Wissenschaft zu erkunden suchen, aus welchen Gründen in einem konkreten Fall der lebendige Organismus dem Tode verfällt. Man wird zu antworten geneigt sein: „Sehr einfach! Weil er durch die Folgen irgendeiner Krankheit nicht mehr lebensfähig war." Das ist aber nicht die Antwort auf die Frage nach dem natürlichen Tode des Organismus; denn ein durch Krankheit zugrunde gegangenes Lebewesen hat eben den speziellen Einwirkungen der betreffenden Schädlichkeiten, der physikalischen, chemischen oder parasitären Krankheitsgifte, nicht widerstehen können. Wenn also ein Mensch durch Hitzschlag, durch Zyankali, durch Cholera oder Typhus vernichtet wird, so stirbt er in diesem Sinne keines natürlichen Todes, sondern vielmehr durch die Einwirkung fremder, in seinen Körper hineingelangter Schädlichkeiten, sehr häufig infolge einer durch Bazillen herbeigeführten Infektion. Weshalb geht nun aber der Mensch auch zugrunde, der nicht von lebensfeindlichen Bazillen angefallen wird? Warum bleibt er nicht am Leben, wenn ihn keine dieser offensichtlichen Krankheitsursachen zu belästigen droht? Daß es tatsächlich nicht der Fall ist, weiß jedermann. Daß ein solcher, nicht von einer akuten Krankheit betroffener Mensch schließlich an Altersschwäche stirbt, ist eine allgemeine Erfahrungstatsache. Daß freilich mit der Todesursache „Altersschwäche" wenig gesagt ist, daß vielmehr damit die Unfähigkeit, der letzten Ursache auf den Grund zu kommen, verborgen werden soll, bedarf kaum einer besonderen Erklärung.

Elias Metschnikoff hat sich mit der Erforschung der Ursachen des natürlichen Todes viel beschäftigt und eine geistreiche Theorie ersonnen, um das verschiedene Lebensalter in den mannigfachen Tierarten naturwissenschaftlich zu erklären. Denn es ist doch eine merkwürdige Tatsache, daß ein Pferd, natürlich von plötzlichen Todesursachen, mechanischen oder auf irgendeiner infektiösen Krankheit beruhenden, abgesehen, zwischen 25 bis 30 Jahren stirbt, Hunde fast immer zwischen 15 und 20 Jahren, der Mensch zwischen 70 und 90 Jahren, der Elefant etwa im gleichen Alter usw. Jedenfalls ist unbestreitbar den verschiedenen Tiergattungen und -arten ein ganz spezifisches Alter eigentümlich. In der Reihe der Säugetiere erreichen nur wenige Arten, etwa der Mensch, der Elefant, einige anthropoide Affen, ein beträchtliches Alter, während die große Mehrheit der Säugetiergattungen, vor allem Wiederkäuer und Pflanzenfresser, kein sehr langes Leben haben. Im Gegensatz dazu haben die niederen Wirbeltiere, namentlich Fische und Reptilien (Schildkröten, Krokodile), ferner die Vögel im Durchschnitt eine bedeutend größere Langlebigkeit. Hechte und Karpfen sollen 100 bis 150 Jahre und darüber alt geworden sein. Über die Lebensdauer der auf dem Festlande lebenden, in Zoologischen Gärten gezüchteten Reptilien hat man genauere Angaben. So sind nach historischen Aufzeichnungen im Zoologischen Garten von London 150jährige Schildkröten beobachtet worden. Auch zahlreiche Vögel können ein hohes Alter erreichen und auch darin die meisten Säugetiere „überflügeln". Daß Papageien sehr alt werden können, ist eine aus vieler Erfahrung bestätigte Tatsache; aber auch Schwäne und Gänse können mindestens so alt werden, wenn sie eines natürlichen Todes sterben. Sodann ist z. B. festgestellt worden, daß in der Menagerie des Schönbrunner Schlosses ein Geier 118 Jahre, ein Adler 104 Jahre und viele andere Vögel ebenfalls ein beträchtliches Alter erreicht haben.

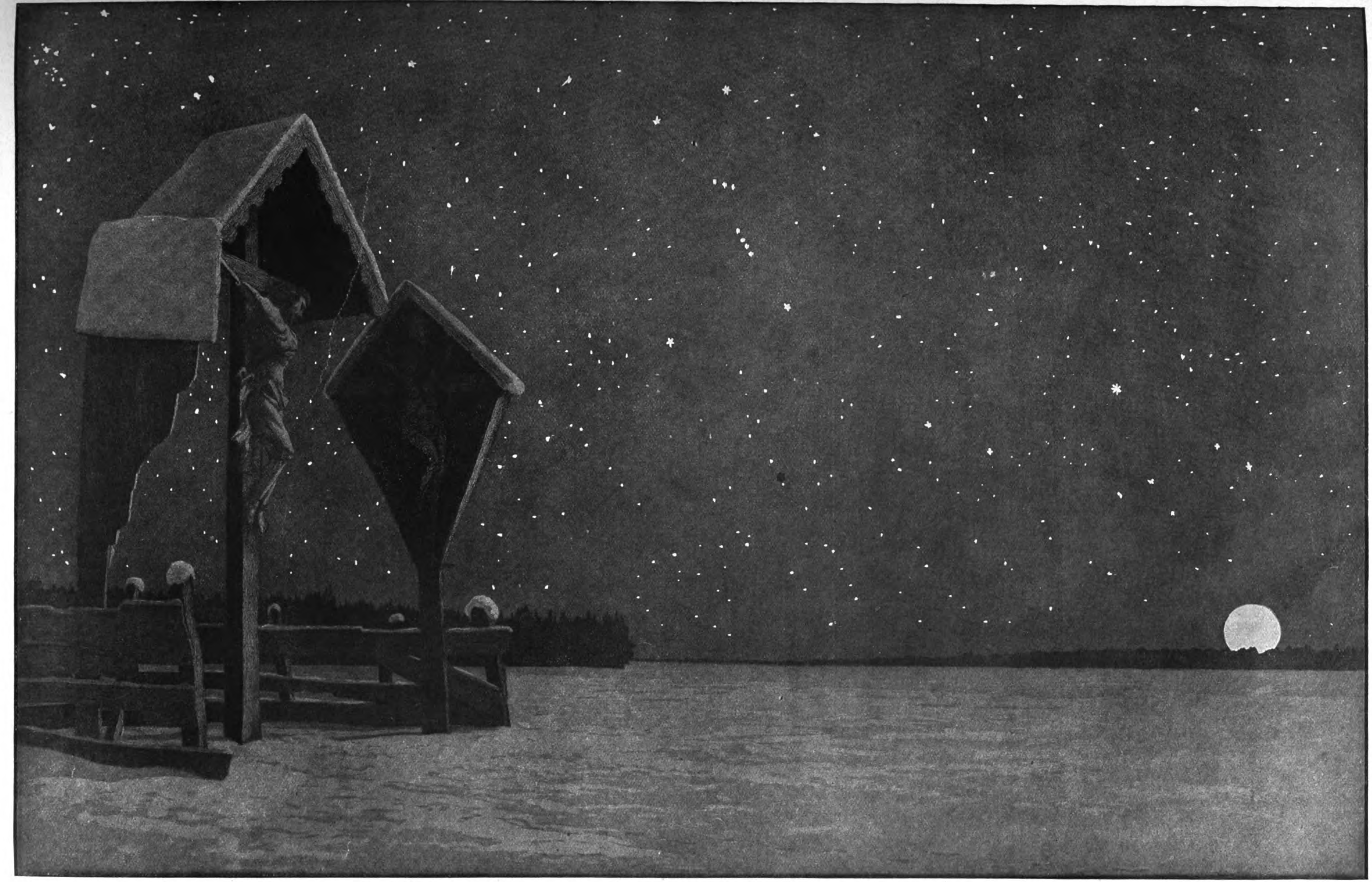
Um diese wenig geklärten Erscheinungen des verschiedenen Lebensalters in den einzelnen Tierklassen dem Verständnis näherzubringen, hat Metschnikoff schon vor Jahren eine Theorie von der Autointoxikation und Autoinfektion des Organismus durch Darmmikroben (Selbstvergiftung des Organismus vom Darm aus) aufgestellt, die auch in seinen naturphilosophischen Schriften „Beiträge zu einer optimistischen Weltauffassung" und „Studien über die Natur des Menschen" ausführlich erörtert worden ist. Metschnikoff stellt fest, daß die Säugetiere im allgemeinen eine kürzere Lebensdauer und einen längeren und entwickelteren Dickdarm haben als die übrigen Wirbeltierklassen. Dieses Zusammentreffen zweier Lebenserscheinungen dünkt ihn kein zufälliges, vielmehr scheint ihm die kürzere Lebensdauer durch die anatomisch-physiologische Umänderung des Verdauungsapparates bedingt zu sein. Es ist eine durch vielfache Versuche festgestellte Tatsache, daß der Dickdarm fast keine Verdauungsfähigkeit besitzt, die Resorption der aufgenommenen, mechanisch und chemisch verkleinerten Nahrungsstoffe vielmehr in dem ersten Abschnitt des Darmkanals, dem Zwölffingerdarm und dem eigentlichen Dünndarm, vor sich geht. Der voluminöse Dickdarm stellt nach Metschnikoffs Anschauung daher für die Säugetiere in erster Linie eine Ablagerungs- und vorübergehende Aufbewahrungsstätte der nicht verdauungsfähigen Nahrungsüberreste dar. Sie ist gerade bei den Säugetieren zu solcher Ausdehnung und Mächtigkeit gelangt, um es ihnen zu ermöglichen, eine größere Menge Fäkalien in ihrem Organismus anzusammeln und so der Notwendigkeit einer häufigeren Darmentleerung vorzubeugen. Die Vögel hingegen brauchen eine solche Ansammlungsstelle in Gestalt eines mächtigen Dickdarms nicht, da sie beim Fliegen nicht wesentlich durch ihre Darmentleerungen behindert werden, sondern jederzeit ihre Nahrungsüberreste entfernen können.

Nun greift Metschnikoff für seine Theorie der Selbstvergiftung des Organismus durch den Darm auf sein eigentliches Arbeitsgebiet zurück und registriert die wichtige Tatsache, daß der Dickdarm ein Sammelplatz aller möglichen Mikroben ist, jener niedersten Lebewesen, von denen einige durch Ausscheidung ihrer Gifte (Toxine) die oft so gefährlichen Infektionskrankheiten verursachen. Es liegt auf der Hand, daß die Darmmikroben in den Fäkalmassen der Säugetiere, die ihren Kot, wie wir vorher sahen, aus mancherlei Gründen sehr lange, zuweilen tagelang, im Darm zurückhalten, einen viel geeigneteren Nährboden haben als in dem der Vögel, welche sich stündlich und öfter davon befreien.

In der Tat konnte Metschnikoff feststellen, daß die Darmflora der Säugetiere sehr reichlich und mannigfaltig ist, während der Verdauungskanal der Vögel nur eine ärmliche Flora aufweist, sogar zuweilen fast aseptisch (keimfrei) ist. Damit hängt eine Erscheinung zusammen, die leicht durch den Versuch nachzuprüfen ist, daß die in einem Raum eingeschlossene Leiche eines Kaninchens, dessen Verdauungskanal bloßgelegt ist, einen viel intensiveren Verwesungsgeruch erzeugt als die entsprechend sezierte Leiche eines Raben oder Papageien. Darin, daß in den Gedärmen dieser Tiere die Verwesungserreger auch bei Lebzeiten fehlen oder nur in verhältnismäßig geringem Maße vorhanden sind, sieht Metschnikoff die Ursache der langen Lebensdauer, die sich bei Papageien und Raben auf 100 Jahre erstrecken kann, während das etwa ebenso große und schwere Kaninchen aus der Gruppe der Nagetiere kaum den zehnten Teil dieses Alters erreicht.

Als Bestätigung dieser Anschauung kann dienen, daß auch diejenigen Säugetiere, die die Lebensgewohnheiten der Vögel angenommen und einen wenig entwickelten Dickdarm haben, wie die Fledermäuse, auch wenig Bakterien in ihrem Darm beherbergen und eine verhältnismäßig lange Lebensdauer aufweisen, während umgekehrt die Laufvögel (Strauß, Kasuar, Nandu), die die Gewohnheiten der Landsäugetiere übernommen haben, mit ihrem starken Dickdarm eine erstaunlich reiche Darmflora besitzen und nach einwandfreien Feststellungen lange nicht so alt werden wie andere Vögel mit „aseptischem" Darm.

Diese Ausnahmen der beiden großen Wirbeltierklassen vermögen die Metschnikoffsche Hypothese am eindrucksvollsten zu unterstützen. Freilich vermag sie durchaus nicht alle Erscheinungen zu erklären, vor allem nicht die, warum der Mensch, der doch gewiß den Säugetieren zuzurechnen ist, trotz kräftig entwickelten Dickdarms die meisten seiner Mitsäugetiere an Lebensfähigkeit übertrifft. Hier müssen andere, noch nicht erkannte Ursachen mitwirken, in deren Geheimnisse wir einstweilen noch nicht eingedrungen sind.



Winternacht im Riesengebirge. Nach einer farbigen Zeichnung von Paul Aust.



Sir Ernest Shackleton, bedeutender englischer Südpolarforscher, † am 15. Januar an Bord seines Expeditionsschiffes „Quest" an den Folgen einer Brustbräune.

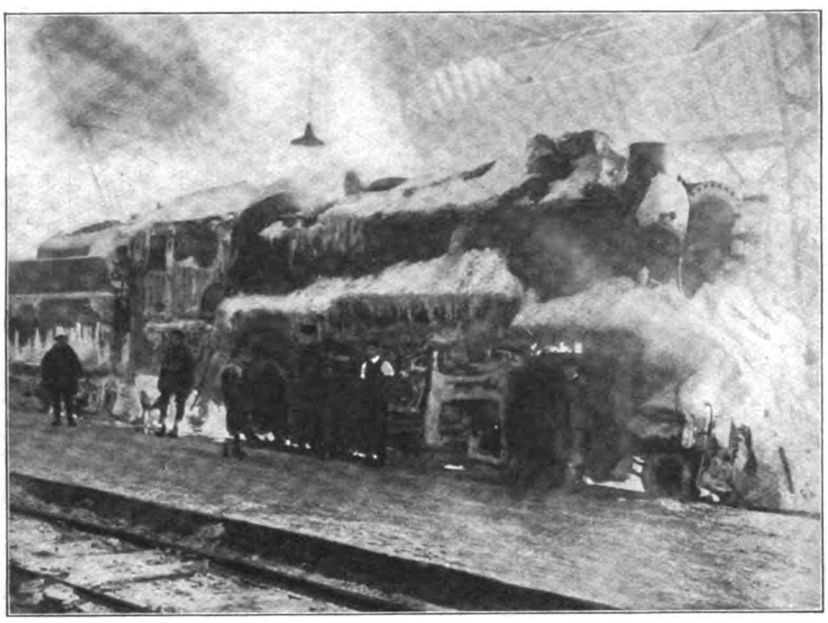


Die neue, 100 m lange Eisenbahnbrücke von Klein-Friesen bei Plauen im Vogtlande (Linie Plauen-Theuma).

(Vgl. den Artikel „Aus dem Lande der massiven Brückenbauten" auf Seite 128.)



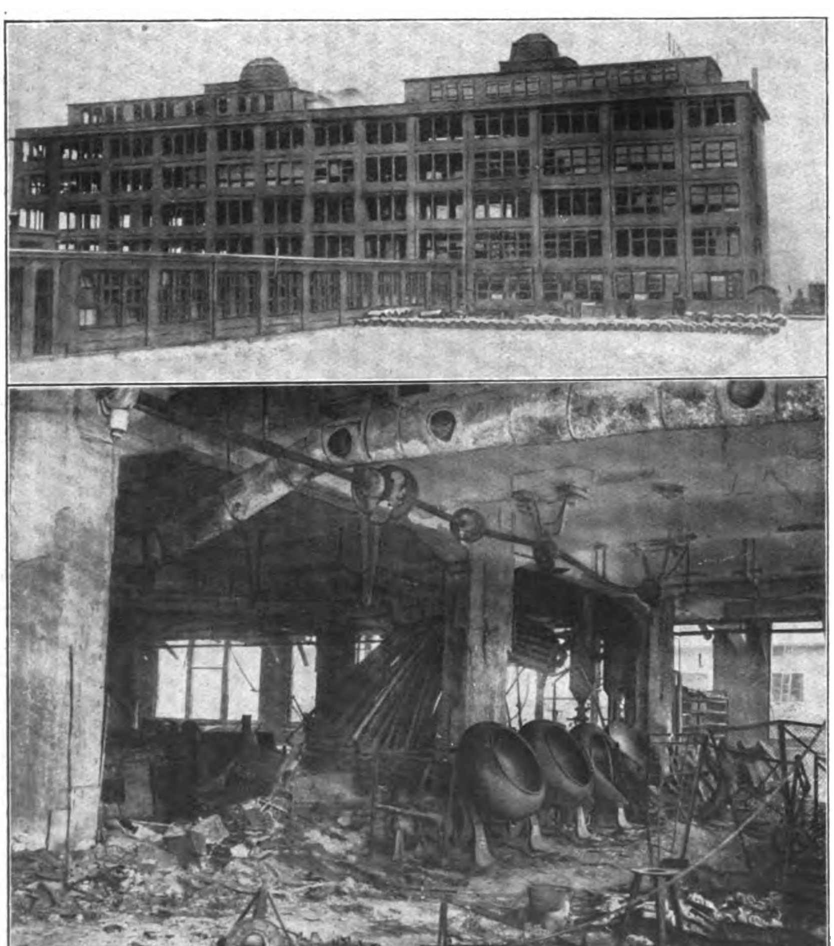
Thomas Alva Edison, berühmter amerikanischer Erfinder (siehe den Aufsatz auf Seite 128), begeht am 11. Februar seinen 75. Geburtstag.



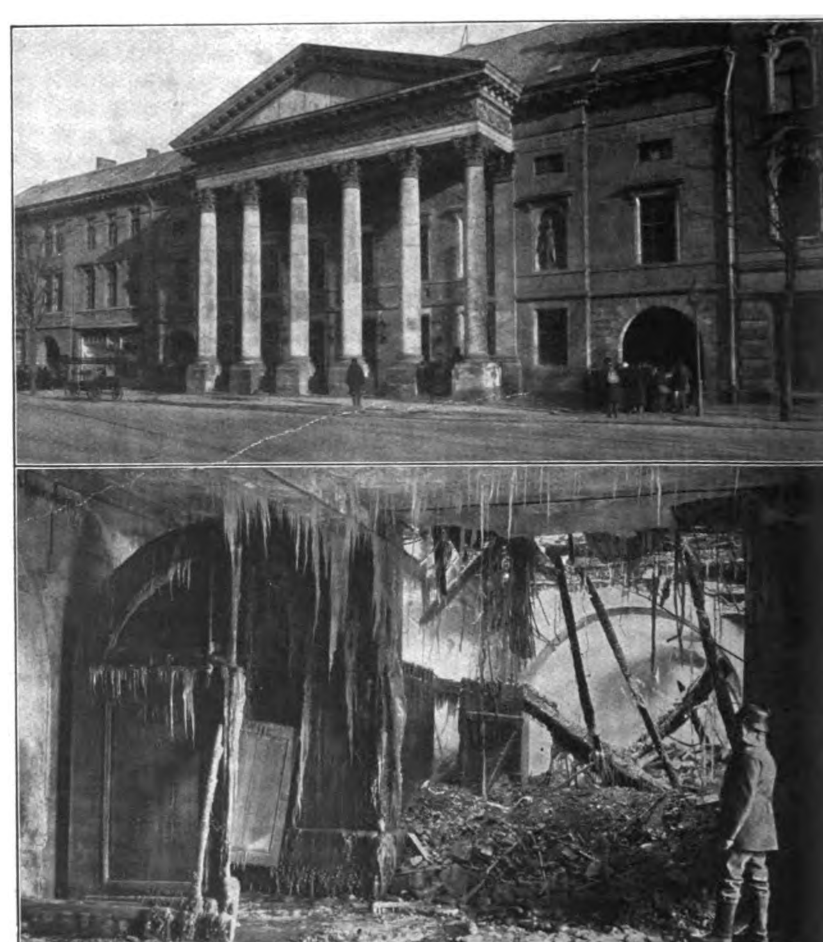
Der Winter in den Vereinigten Staaten: Eine in einen Blizzard (Schneesturm) geratene, vollständig vereiste Lokomotive bei der Ankunft im Neuyorker Zentralbahnhof.



Die Segnung der Gewässer im Piraeus bei Athen in Gegenwart der griechischen Königsfamilie am 19. Januar. Von links nach rechts König Konstantin, Prinzen Nikolaus, Andreas, Christoph und Paul.



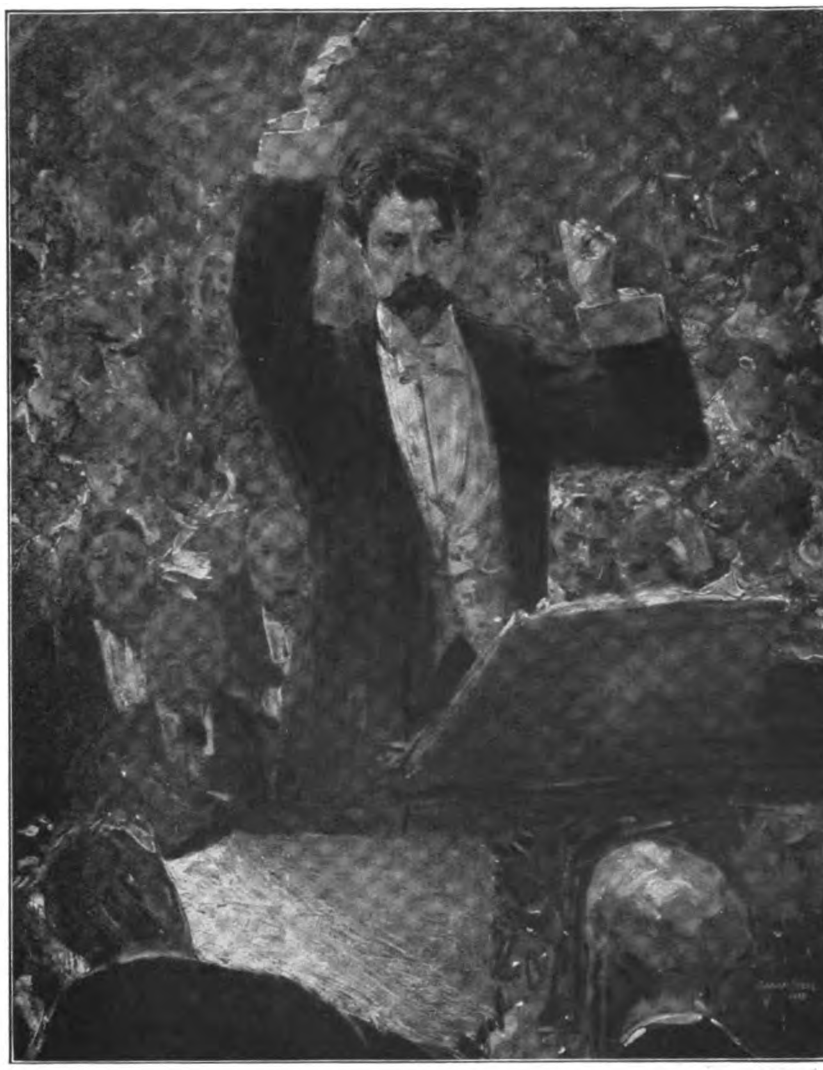
Von der Brandkatastrophe in der Schokoladenfabrik Sarotti in Berlin-Tempelhof am 20. Januar. Oben: Das vollständig ausgebrannte Fabrikgebäude. Unten: Ein Blick in die ausgebrannten Räume.



Die Vernichtung des Friedrich-Theaters in Dessau durch Feuer am 25. Januar. Oben: Das Theater, ehemals Herzogliches Hoftheater, vor dem Brande. Unten: Die ausgebrannten und inzwischen vereisten Wandelgänge.



Arthur Nikisch als Schüler des Wiener Konservatoriums für Musik (1867—1869). (Hofphot. E. Hoenisch, Leipzig.)



Nikisch, im Jahre 1910 ein Leipziger Gewandhauskonzert dirigierend. Nach einem in der Galerie Nemmler & Co. in Leipzig ausgestellten Gemälde von Professor Robert Sterl.

Zum Ableben des weltberühmten Leipziger Dirigenten Arthur Nikisch.



Der am 23. Januar im 67. Lebensjahre an der Grippe verstorbene Meister am Flügel. (Phot. Selma Genthe, Leipzig.)



Prof. Stephan Sinding,

norwegischer Bildhauer von internationalem Ruf, † in Paris am 23. Januar im Alter von 75 Jahren. (Phot. M. Diez-Dührkoop, Berlin.)

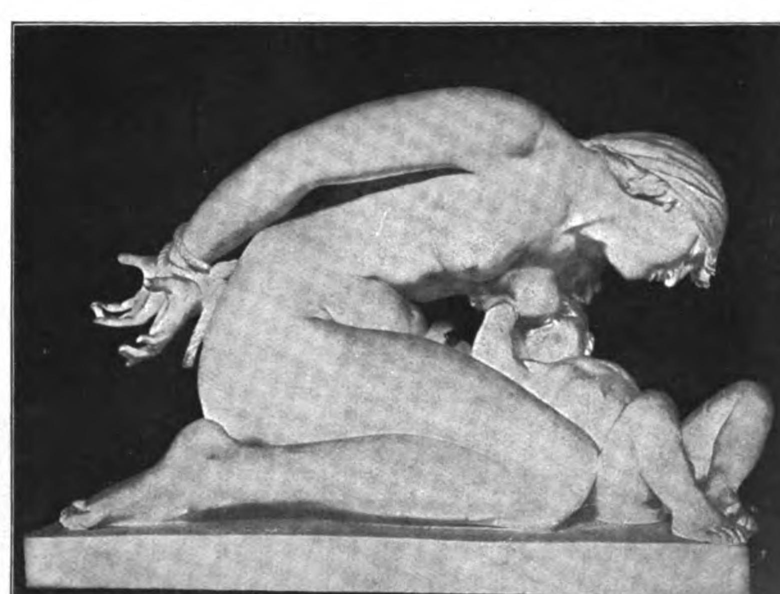




Geheimer Rat Dr. Woldemar v. Seidlitz,

bekannter Kunsthistoriker, von 1885—1919 vortrag. Rat bei der Generaldirektion der Sammlungen für Kunst und Wissenschaft in Dresden, † im 72. Lebensjahre. (Phot. James Aurig, Dresden.)

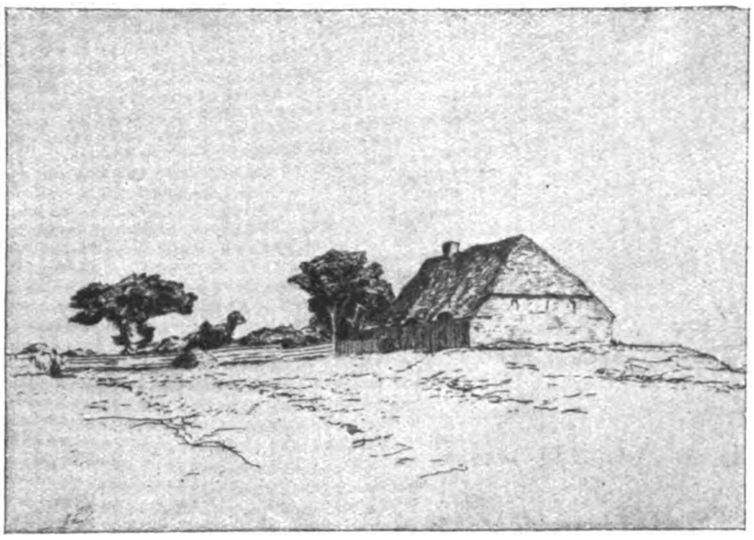




Idyll. Oben: Nacht. Die gefangene Mutter.

Zum Hinscheiden des norwegischen Bildhauers Stephan Sinding: Einige Hauptwerke des Künstlers.

(Photographieverlag der Neuen Photographischen Gesellschaft in Berlin-Steglitz.)



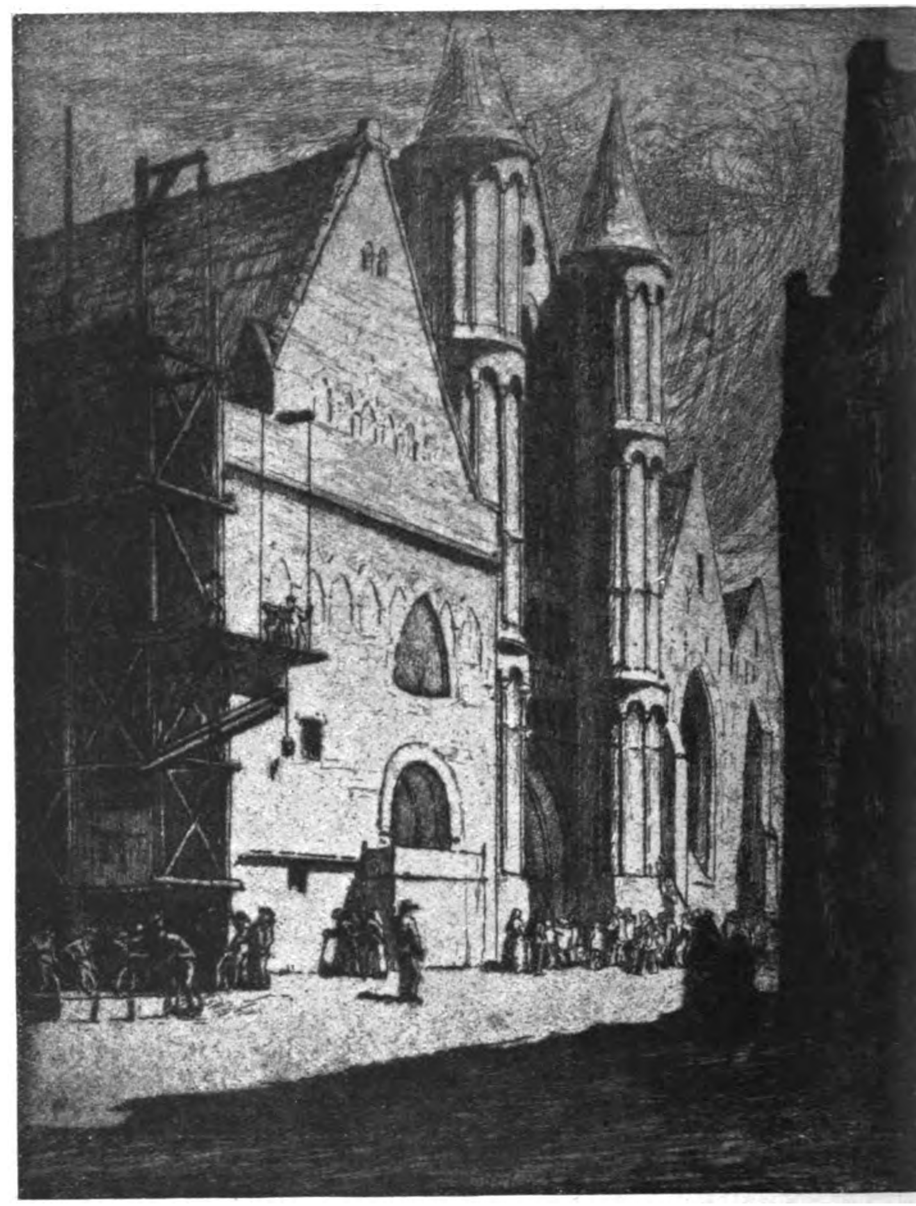
Werft.

Ingwer Paulsen.

Von Prof. Dr. Hans W. Singer.

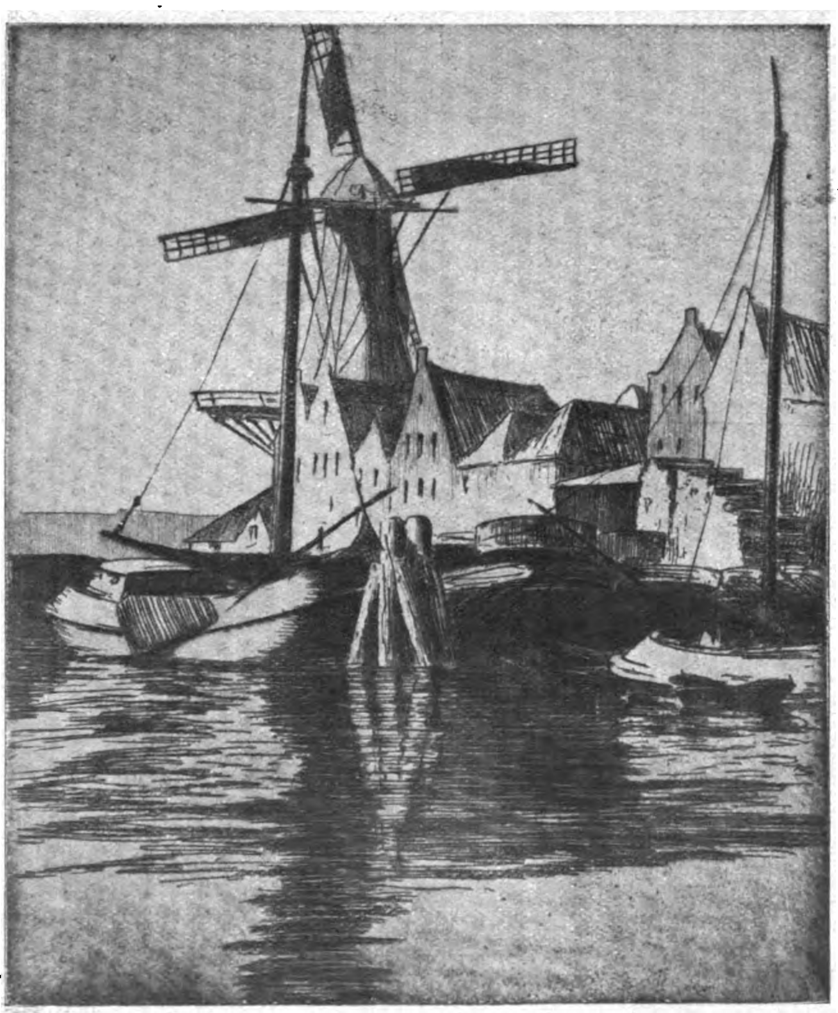
Unter den selten gewordenen Radierern Deutschlands, die noch einen Funken von Gefühl für die Schönheit des Materials, mit dem sie hantieren, haben, ist Ingwer Paulsen eine der sympathischsten und verheißungsvollsten Erscheinungen. Arbeitsscheu ist jetzt die Losung in der Kunst wie im Leben, und die Jünger, die heute mit der erbärmlichsten Hilflosigkeit und armseligsten Selbstgenügsamkeit auf dem Kupfer herumfuchteln, weil sie über ein Können nicht verfügen, wollen uns so gern weismachen, die Technik sei gar nicht gering genug zu schätzen. Es ist die berühmte Fabel von den „Sauren Trauben“. Das Können, das in der vollendeten Technik liegt, ist allerdings von einer Kraftanstrengung abhängig, die jenseits der einfachen Schläue des Fuchses liegt. Tragikomisch in dieser Erneuerung der Fabel ist nur, daß es jetzt nicht der Fuchs selbst, sondern das Publikum ist, das sich durch die faule Ausrede betrügen läßt.

Wenn man die viele Kriegszeit abrechnet, die Paulsen erst am Rhein als Flieger, dann in Rußland und zuletzt als Leutnant in Italien für seine Kunst völlig verlorengegangen ist — denn er hat den Krieg nicht nur verbrämt, sondern mitgemacht — so muß man ihn noch als jungen Künstler gelten lassen. Er ist am 3. April 1883 geboren, und vielleicht das Schönste, was er geschaffen, sind doch die Blätter, die Motive aus seiner engeren holsteinschen Heimat behandeln. Insbesondere die neueren zeigen nicht nur eine solche Verfeinerung und Vereinfachung der Linie, sondern auch Veredelung des Handwerks, daß sie einem zur lauteren Freude gereichen.

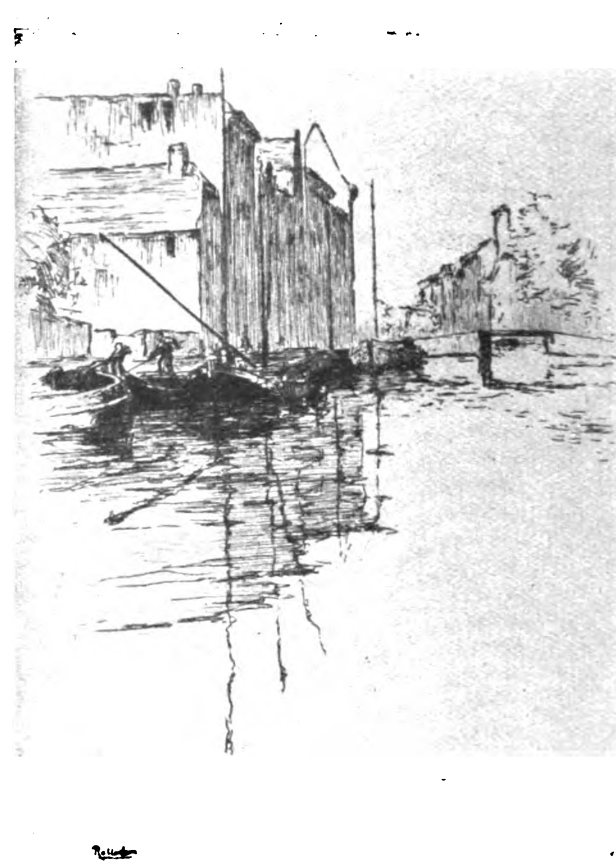


Frauenkirche in Brügge.

In Kürze wird ein knapp gefaßtes Verzeichnis der graphischen Arbeiten unseres Künstlers erscheinen, das zwar nicht wissenschaftlichen, sondern merkantilen Zwecken dienen soll und daher auch nicht sämtliche Platten verzeichnet, deren immerhin bereits an die hundertundfünfzig aufzählt. Dieses schon recht ansehnliche „Werk“ läßt sich unschwer in zwei ungleiche Hälften zerlegen, Hälften, die äußerlich entgegengesetzt erscheinen, innerlich andere Ideale verfolgen und sich sogar in der Wahl des Stoffgebiets unterscheiden. Von den umfangreichen Platten, die Paulsen geschaffen hat, bieten uns fast alle Architekturen und Stadtansichten. Mit dem Format des Kupfers ist nicht nur die Kraft des Striches gewachsen; der Linie fiel eine besondere Aufgabe zu. Die Blätter erhielten ein tektonisches Gefüge; ihr Inhalt wurde nicht nur auf einer nach Quadratzentimetern größeren Fläche vorgetragen, sondern die Auffassung ward zugleich eine viel monumentalere. So gibt es sich von selbst, daß der Künstler, als er sie schuf, wahrscheinlich ganz unbewußt, nicht mehr für die intime Mappe des Sammlers, sondern für die dekorative Schmückung der Wand arbeitete. Die Reize solcher Blätter wie „Die Frauenkirche in Brügge“ und „Der Hafen von Venedig“ können nicht in der Hand auf Armeslänge ausgekostet werden. Dazu gehört ein gewisser Abstand, dazu gehört die Einrahmung, die die Pathetik des Bildes erst ins rechte Licht setzt. In diesen Arbeiten, und nur in diesen, beschäftigt sich Paulsen mit dem Drama, das im Gegensatz zwischen Licht und Schatten liegt. In ihnen auch sucht er ein bestimmtes Interesse für seinen Gegenstand als solchen zu erwecken. Nicht etwa, daß er darauf ausginge, Ansichten zu bieten. Aber er erkennt in jedem Bau eine Seele, er ist ihm mehr als ein bloßes Gefüge aus Stein und Mörtel. Und die Auffassung, die Zeichnung, die Durchführung suchen den Grundton dieser Seele auch für den Beschauer erklingen zu lassen. Am meisten hat Paulsen



Delfshaven bei Rotterdam.



Kanal in Rotterdam.

bislang scheinbar das Ernste, beinahe Finstere angesprochen. Seine Darstellungen des „Kastells am Arno bei Pisa“, des „Schlosses der Grafen von Flandern in Gent“ lassen diese aufragen wie ein zu Stein erstarrter Herzog Alba, verleihen ihnen ein inneres Leben, das der Dichter-Künstler ihnen eingeflößt oder in sie hineingesehen hat. Das sind unter den großformatigen die schönsten Blätter, die man sich von der Hand Paulsens zulegen kann.

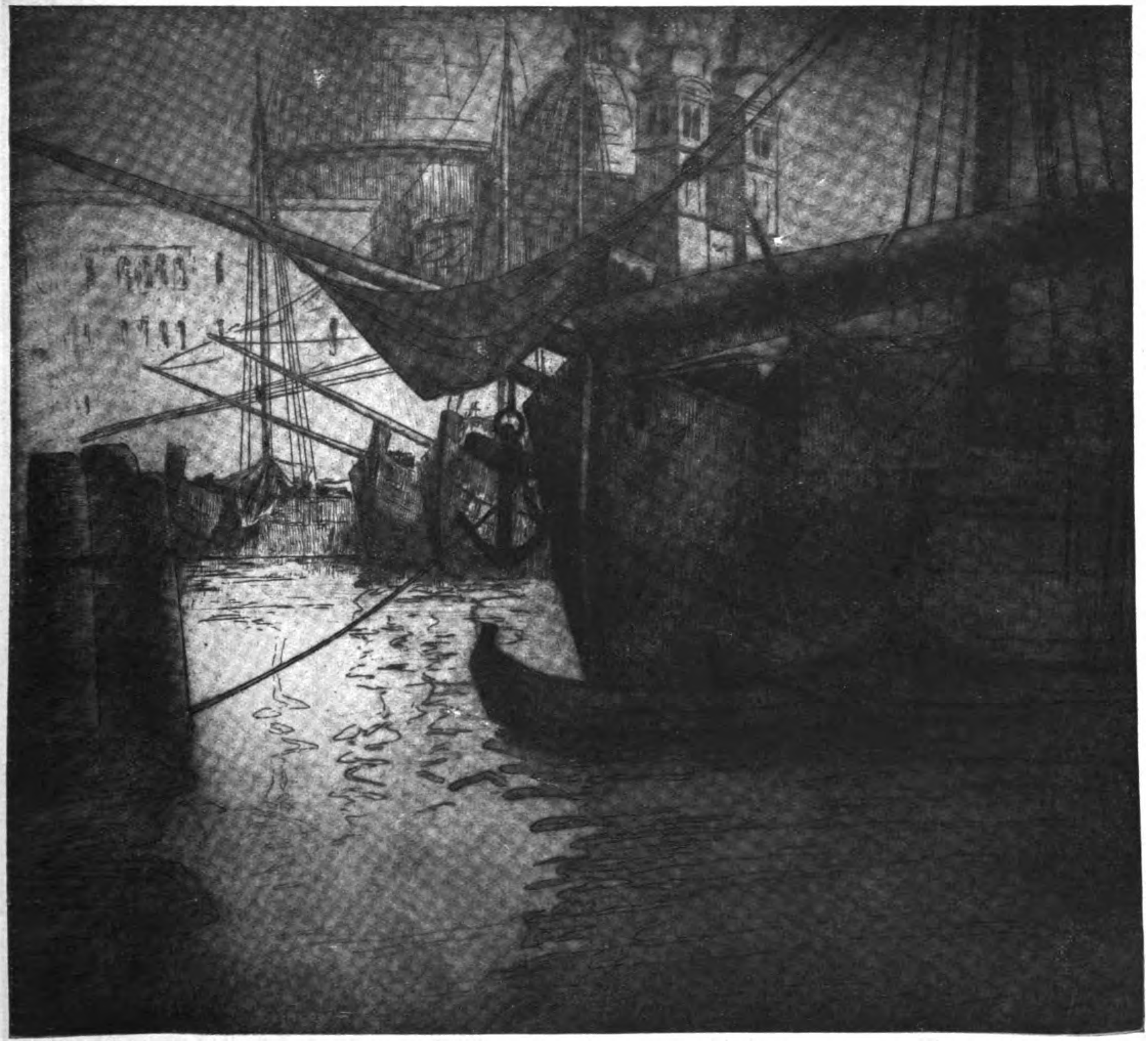
Ganz anders sieht nun die andere der beiden Hälften aus. Deren Platten sind kleiner; das Thema bilden Landschaften meist aus der niederdeutschen Heimat des Künstlers, einiges auch aus Holland und anderen Gegenden. Nicht nur durch das Format, auch durch die Haltung des Striches sind diese Blätter ganz für die Betrachtung in der Hand bestimmt. Es kommt dem Künstler hier ebensowenig darauf an, „Ansichten“, rein äußerlich genommen, zu geben. Das ersieht schon der Laie aus dem einfachen Umstande, daß nirgends „interessante“ oder gar berühmte Stätten als Vorwurf gewählt wurden. Aber auch dem gewählten Stück der Natur, das er abbildet, sucht Paulsen diesmal als Stoff keineswegs ein besonderes Leben einzuflößen: in diesen Blättern wird er nie dramatisch, und er ist gar nicht wegen der etwaigen Eintönigkeit seiner Motive besorgt. Hier kommt es ihm einzig und allein auf die Künstlerschaft in der Führung der Linie an. Von Blatt zu Blatt trachtet er danach, sein Können in der Beherrschung des Striches zu steigern, jeder Linie die größtmögliche Ausdrucksfähigkeit zu verleihen, nie zu viel, aber auch nicht zu wenig zu verwenden und das, was er zu sagen hat, in der feingeschliffenen, durchdachtesten Rede vorzutragen, die bei dem Zuhörer den Eindruck hinterläßt, daß auch nicht ein Wort hätte anders sein dürfen.



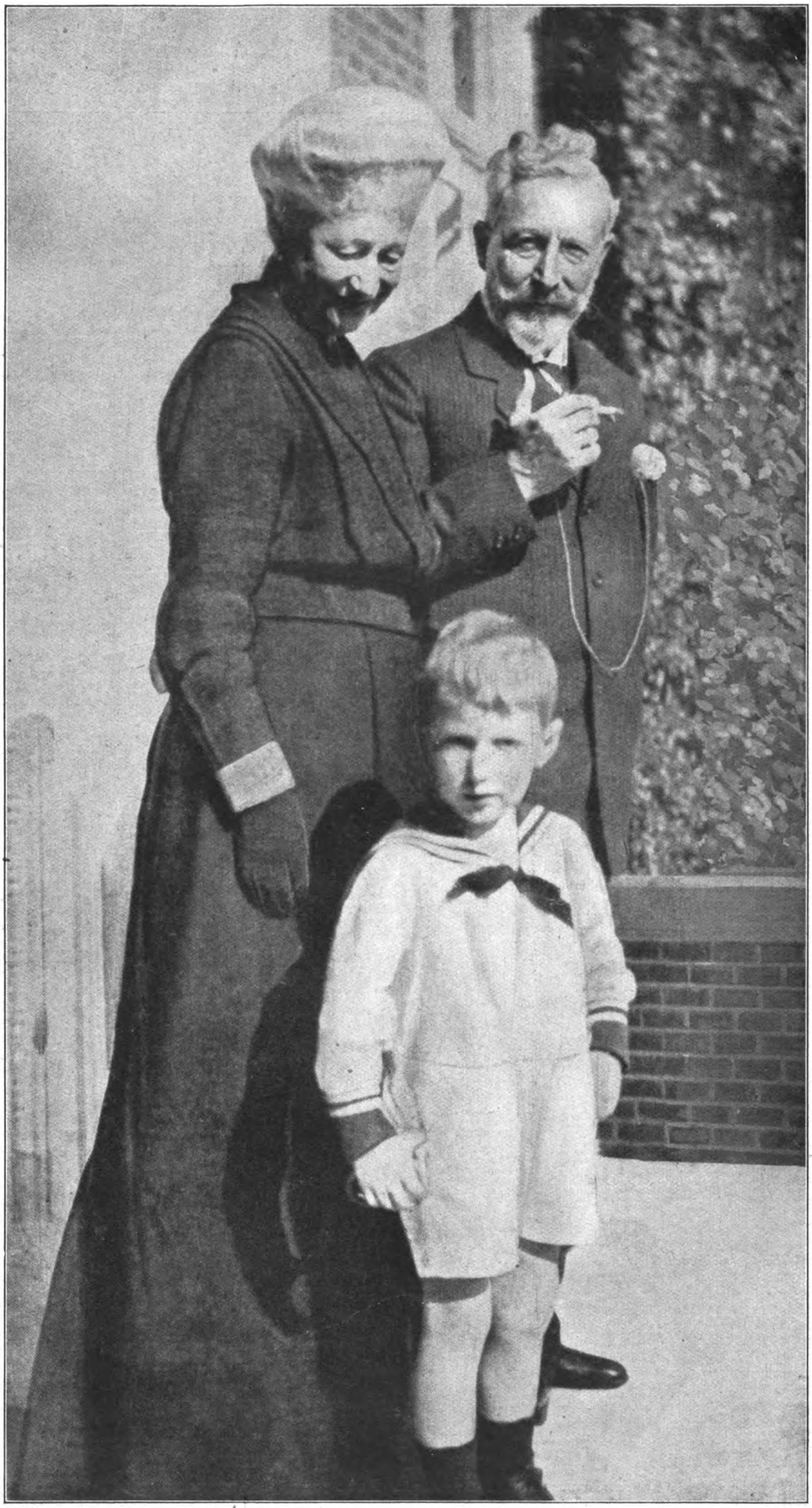
Dünenwald.

So etwas gelingt das eine Mal besser als das andere Mal. Gewöhnlich benutzt ein Künstler vier, zehn, zwanzig Striche, wo er besser getan hätte, alle bis auf einen zu opfern und diesen einen so zu führen, daß er das Gewollte besser ausdrückt, als es die zwanzig getan. Darin, in dem Fortlassen der überflüssigen neunzehn, liegt das große Können des Meisters, der mit dem Strich, mit der Linie zeichnet. Darauf beruht der reine Stil seiner Kunst, und darin liegt das Schwerste und zugleich das Höchste beschlossen, was er erreichen kann.

Es ist durchgeistigtste Technik, die man zwar nie ohne Intuition und künstlerisches Empfinden, aber auch ebensowenig ohne harte Arbeit erlangen kann. Freuen wir uns herzlich, in Paulsen noch einen Künstler zu besitzen, der dieses hohe Ziel erstrebt.



Im Hafen von Venedig.



Der Kaiser im Exil: Kaiser Wilhelm mit der inzwischen verstorbenen Kaiserin Auguste Viktoria und dem Sohne des Prinzen Joachim, Prinz Karl Franz Joseph von Preußen, vor dem Hause Doorn in Holland.

Nach einer jetzt in der englischen Zeitschrift „The Sphere" veröffentlichten Aufnahme des Prinzen Oskar von Preußen vom April 1921.

Von rheinischer Not.

Von Professor Arthur Jung, Köln.

Die bange Sorge, die über dem ganzen Reiche lastet, wenn die Gedanken sich mit den Fragen beschäftigen, von denen Deutschlands Zukunftsschicksal abhängt, drückt besonders schwer die rheinischen Lande. Eine Fata Morgana ward den Rheinländern gezeigt: In London sprach man davon, daß die feindliche Besatzung völlig zurückgezogen werden könne, wenn — — Zu der Erwartung auf die Erfüllung tritt die Furcht vor neuen schwarzen Losen. Will man die politische Gestalt der westdeutschen Provinzen so gewaltsam ändern, wie man einen Saarstaat gewaltsam geschaffen hat? Wenn in diesen Tagen von Paris aus gemeldet werden konnte, daß die interalliierte Rheinlandkommission den deutschen Schulunterricht in der Westmark zukünftig überwachen wolle, so hat man wohl nicht allzuviel Anlaß, mit großem Optimismus in die Zukunft des Deutschtums am Rhein zu sehen.

Noch heute drückt, wie seit Jahren schon, den Rhein die schwere Last der feindlichen Besatzung. Wohin man schreitet, durch Städte und Dörfer, durch Fluren und Wälder, man trifft die Uniformen volksfremder Menschen und in ihnen weiße, aber auch hell- und dunkelbraune und tiefschwarze Soldaten. Gewiß ist die Dichtigkeit der Besatzung schon stark verringert worden, und zwar besonders im amerikanischen und im englischen Gebiete, aber auch dort sind immer noch soviel Truppen geblieben, daß man ihnen auf Schritt und Tritt begegnet, daß man sie nicht übersehen kann. Bei allen besonderen Gelegenheiten, im Konzert und im Theater, bei sportlichen Veranstaltungen und wo sonst immer Menschen sich in gemeinsamem Interesse zusammenfinden, ist der Rheinländer heute nicht mehr zu Hause, überall trifft er auf ungebetene Gäste. Das Eindringen in den deutschen Körper geht so soweit, daß nicht nur größere politische Versammlungen angemeldet werden müssen und überwacht werden, sondern daß selbst Zusammenkünfte von Vorständen politischer Organisationen den Besuch eines ausländischen Agenten erhalten. Im Deutschen Reiche rechts des Rheines hat die öffentliche Meinung nicht die entfernteste Vorstellung von den Dingen, wie sie noch heute auf dem linken Ufer des Stromes sind. Ein gutes Musterbeispiel bietet das bekannte Bad Godesberg, das etwa 40 km stromaufwärts von Köln liegt und mit dem Zentrum der rheinischen Lande sowohl durch die Staatsbahn wie durch eine elektrische Bahn verbunden ist. Seiner herrlichen landschaftlichen Lage unmittelbar gegenüber dem Siebengebirge und den guten Verkehrsverbindungen verdankt Godesberg seinen alten Ruf als Ausflugsort und seinen starken Fremdenbesuch. Jetzt steht seine Existenz auf dem Spiele: die Franzosen legen zu der starken Besetzung, die das Bad heute schon hat, noch ein Artillerieregiment, und gegenwärtig baut man an einer großen Kaserne, die in eins der schönsten Villenviertel der Stadt hineingelegt wird. Der Ort, der früher außer einem Gendarmerie-Wachtmeister niemals irgendeine Militärperson dauernd beherbergt hat, geschweige denn Garnisonort war, wird jetzt zu einem starken Waffenplatz ausgebaut. In der Kurfürstenstraße, die von der herrlichen Redoute flankiert wird, einem Prachtbau, den der letzte Kurfürst von Köln der Nachwelt hinterließ, sind große Villen reihenweise für militärische Zwecke beschlagnahmt worden. Unmittelbar am Kurpark liegen die großen Landhäuser, die in Kasernen umgewandelt wurden. Der Spielplatz der Jugend, auf dem einst der Fußball regierte oder ein durchreisender Zirkus seine Zelte aufschlug, ist zum Kasernenhof gewandelt mit zahlreichen militärischen Übungsgeräten, und ihn zu betreten würde für den Deutschen bedeuten, sich schwerer Strafe ausliefern. Unweit von diesem baute man einen zweiten Platz zu demselben Zweck aus. Der herrliche Kottenforst, der die Höhen des Bades krönt, ist zu einem Schießstand geworden. An zahlreichen Stellen warnen die Tafeln vor dem Betreten der Wege wegen der Lebensgefahr. Vor dem täglichen Tack-tack der Maschinengewehre räumt Mensch und Tier das Feld. Wo früher Alt und Jung Erholung und Frische suchte im ewigen Zauber des deutschen Waldes, herrscht heute die Ruhe des Grabes.

Zu alle dem Schweren tritt nun noch der Bau der Artilleriekaserne! Alle Instanzen sind angerufen worden, sie zu verhindern. Den Oberkommandierenden der Franzosen hat man gebeten wie die Rheinlandkommission, die Lebensinteressen Godesbergs nicht zu vernichten, alles war vergeblich. Aus einem Badeplatz, der bisher alljährlich Tausenden Erholung und neues Leben gebracht hat, muß eine französische Garnison werden! Für mehr als einen Hausbesitzer wird diese Entwidlung einen wirtschaftlichen Schlag bedeuten, dem seine Kräfte nicht gewachsen sind, aber jeden Bürger der Gemeinde wird sie zu seinem Nachteil treffen. Für alle aber und für alle Rheinländer und für jeden, der Augen hat zu sehen, lehrt dieses Beispiel, wie die so viel gepriesene Abrüstung und der Kampf gegen den Militarismus in Wirklichkeit aussieht.

Das Beispiel von Godesberg wird aber vor allem einwandfrei den Beweis dafür erbringen, wie schwer die Lasten bis zum heutigen Tage sind, die die Rheinlande zu tragen haben. Denn „Godesberg" ist nicht ein einzelner Fall, sondern nur ein besonders schwerer Fall. Es ist durch die deutsche Presse wohl allgemein verbreitet worden, daß die amerikanische Besatzung recht erheblich verringert werden soll, und die Abtransporte haben begonnen und dauern noch an. Die englische Besatzung ist schon seit längerer Zeit auf einen Stand gebracht worden, der auch dem Deutschen nicht als übermäßig hoch erscheinen wird, aber daran hat sich nichts geändert, daß Kölner Hotels nach wie vor ihrer Bestimmung entzogen sind, so das große Dom-Hotel und ihm gegenüber das Exzelsior-Hotel. Auch das gewaltige Deichmannhaus gegenüber dem Hauptbahnhof dient immer noch nicht wieder seiner friedlichen wirtschaftlichen Aufgabe, sondern gehört ausschließlich der Besatzung. Weder Amerikaner noch Engländer jedoch treten entfernt so stark hervor, wie die Franzosen es auf Schritt und Tritt für richtig halten. Die Rückwirkung in der öffentlichen Stimmung konnte daher auch nicht ausbleiben, und sie ist nicht ausgeblieben.

Die Wirkung all der rheinischen Not auf das Volk der Rheinlande ist gewesen, daß der Geist einer nationalen Volksgemeinschaft immer stärker wurde. Man darf heute sagen, daß die Schranken der Trennung, die die Politik der Parteien im Volke schafft, in der „Rheinlandfrage" keine Geltung haben, denn die Gesamtheit denkt und fühlt deutsch, und sie will ihre Zugehörigkeit zum deutschen Vaterlande weder im großen noch im kleinen ändern. Man versteht deshalb am Rhein am wenigsten, daß gelegentlich in der deutschen Öffentlichkeit soviel Wesens gemacht wird von dem einen oder andern mit fremdem Gelde gekauften Subjekte, das seinen Auftraggebern gegenüber von sich reden machen muß. Kein ernster Mensch am Rhein vermag zu glauben, daß hinter diesen Kreaturen jemals irgendeine Gefolgschaft stände, man verachtet sie. Was über dem Strom und dem Kranze seiner Berge mit ihren Burgen schwebt, was durch Städte und Dörfer allerorten singt und klingt, ist das tief im Herzen wurzelnde Gefühl: Unser Rhein war deutsch, trotz aller Not ist er deutsch, und immerdar wird er deutsch sein!

Möge man nun in allen deutschen Gauen einmal zu empfinden versuchen, was es bedeutet, am deutschesten Strom tagtäglich die harte Faust des Siegers zu fühlen. Wenn überall in Deutschland einmal erkannt sein wird, wie groß die Not ist, die die rheinischen Lande für das ganze Reich erdulden, dann wird wohl auch mehr und mehr aus dieser Erkenntnis die Folgerung gezogen werden, daß man der Brüder am Rhein nicht nur gedenken muß, sondern daß man ihnen auch zu zeigen verpflichtet ist, daß ganz Deutschland zu ihnen steht. Im verflossenen Jahre war der Rhein überflutet von dem Strom der Reisenden; Holländer, Dänen, Schweden, Schweizer, Amerikaner und so viele, viele andere waren da. Gar so wenig hörte man die Muttersprache aus den Karawanen herausgrüßen. Hier muß eine Besserung kommen! Der Rhein muß das Ziel der Sehnsucht und das Ziel für die Reise eines jeden Deutschen sein, der zu reisen in der Lage ist. Er sollte ein Land der Wallfahrt werden solange, bis die Last der Uniformen von uns genommen ist, bis man uns wieder erlaubt, auf unsern Rheindampfern die Lieder unserer Jugend zu singen, die auch die Lieder unserer Kinder sein werden.

Über Naturbetrachtung.

Von Professor Bastian Schmid, München.

Zweifellos ist die germanische Art der Naturbetrachtung von Goethe bis heute die tiefste und vielseitigste ihrem Ausdruck, den Persönlichkeiten und der Einstellung nach. Das innige Verhältnis der germanischen Völker zur Natur entfaltet sich darstellerisch zu einer einzigartigen Vielseitigkeit der Betrachtungsweise und der Perspektiven. Klare Sachlichkeit, Tiefe der Gedankengänge und Gefühle, farbenreiche Linien, Wille zur Totalität, Bezwingung der Form, Versenkung ins Kleinste neben dem großen Zug ins Kosmische, kindliche leidenschaftslose Naivität und Ringen mit dem Gesetz bis zu dessen Bezwingung, intuitives Schauen, Entzweiung und Einigung der Seele, gewolltes Wachsen und Entwickeln, weil einem unbezwinglichen inneren Drange gehorchend, mystische Versenkung in die Natur, die an das Ringen der großen Mystiker mit ihrem Gotte gemahnt, und Erfülltsein von den Geheimnissen einer Offenbarung der geheimen, großen, stillen Natur — das alles ist die deutsche Seele, so sie sich mit der Naturbetrachtung befaßt, sie ist das unbegrenzt Wachsende, eine Entwicklung zum Ewigen hin.

Naturschilderungen und -betrachtungen treffen wir bei den ältesten Naturvölkern, und zwar je nach deren Psyche in verschiedenen Nuancierungen der Bildhaftigkeit und des Charakters, sei es, daß dieser sich in starker Realistik, ernstfeierlich, religiös (Juden), in echt orientalischem Farbenprunk (Perser und Inder) oder wie bei den griechischen Kirchenvätern in zarter Innigkeit und mystischer Tiefe äußert. In der alten germanischen Dichtung ist manches Kraftvolle und Tiefe, was als Vorläufer der Gegenwart angesehen werden kann, und in der romanischen (Italien und Spanien) tauchen Gemälde (Dante) von starker Begeisterung für das Naturleben auf.

Einen ebenso neuen wie fruchtbaren Ansatz der Entwicklung der Naturbetrachtung und damit zugleich eine ungeahnt weite und tiefe Auffassung der irdischen und kosmischen Natur sehen wir um Rousseau herum aufkommen. Mochten die Äußerungen des Naturempfindens bei den Alten und im ursprünglichen Mittelalter noch so verschieden sein, im Vergleich zu heute, aber auch schon im Vergleich zum ausgehenden achtzehnten Jahrhundert verbindet sie ein Negatives, ein Mangel.

Tatsache ist, daß man für das Moment der Bewegung (Stürme, jagende Wolken, atmosphärische Entladungen usw.) und für das räumlich Erhabene, so für das Hochgebirge, wie die Geschichte der Alpenreisen beweist, kein poetisches Empfinden hatte. Es fehlte fast bis in das neunzehnte Jahrhundert herein nicht nur das Interesse für das Gebirge, sondern man hatte auch geradezu eine ausgesprochene Abneigung gegen dieses. Überhaupt sind im Altertum Bergbesteigungen etwas ungemein Seltenes und erschöpfen sich nach meinen Kenntnissen vielleicht mit Moses' Besteigung des Sinai und König Philipps von Mazedonien Besteigung des Hämus (181 v. Chr.). Die Römer konnten den Alpen niemals etwas abgewinnen, weder Cäsar noch seine verschiedenen Epigonen. Livius und andere Schriftsteller fanden sie scheußlich und charakterisierten sie als eine abscheuerregende Einöde. Die 66 Züge der deutschen Kaiser über die Alpen wissen nur von den ungeheuren Gefahren der Alpenübergänge zu erzählen, und erst im 16. Jahrhundert wird durch Geßner auf die Herrlichkeit der Alpen und die reinen edlen Genüsse der Bergbesteigung hingewiesen. Doch bedeutet der Ruf des deutschen Plinius nur einen vorübergehenden Lichtblick, wie denn auch die Kenntnisse des Gebirges nur ganz langsam wachsen. Wenn endlich, und zwar um die Mitte des 18. Jahrhunderts, die touristische Erforschung der Alpen einsetzte, so war das das ausschließliche Verdienst der Naturforscher, die den in den Alpen wirkenden Naturkräften ein großes Interesse entgegenbrachten; an sich merkwürdig, wenn man bedenkt, daß man um jene Zeit schon die großen Meere durchfurcht und die entlegensten Inseln entdeckt hatte.

Der Blick des Bewohners der großen, freien Ebene schweift unbegrenzt und ungehemmt ins Unermeßliche, der Mensch bewegt sich ohne Schwierigkeiten in weiten Gefilden. Daher ist es auch begreiflich, wenn der plötzlich in die damalige Unwirtlichkeit des Hochgebirges versetzte Bewohner der Ebene an der physiologischen Umstellung litt, an ihr scheiterte oder ihr zum mindesten widerwillig folgte. Sein Blick ist nicht mehr geradlinig gerichtet, sondern wird nach oben gezwungen und bricht sich an den zahllosen Konturen, Zacken und chaotisch streichenden Zügen; seine Muskulatur ist unvermittelt auf Leistung eingestellt; Beine, Herz und Lunge stehen vor neuen Aufgaben; der Boden, auf dem er wandelt, wirkt unsicher; allerlei Gefahren stürmen auf seine Nerven ein; es treten Empfindungen auf, von denen der nicht trainierte Organismus bisher keine Ahnung hatte, und das Vorstellungsleben ist durch die abenteuerlichsten Traditionen verwirrt. Glaubte man doch bis zum 18. Jahrhundert selbst in den gebildeten Kreisen noch an allerlei alpine Gespenstergeschichten, und ein Naturforscher wie Scheuchzer hielt buchstäblich an der Annahme von Drachen fest. Dazu kommen der schroffe Temperaturumschlag und der sprunghaft einsetzende Wechsel der Jahreszeiten, selbst der prangendste Sommer kann unverhofft durch eine rauhe Geste des Winters in Schnee gehüllt werden. Dort in der Ebene, wo die großen Werke der Kultur geworden, wo althistorische Erinnerungen an den Boden sich heften, auf dem die Geschicke der Völker durch schwere Waffengänge entschieden wurden, wo reiche Städte, stolze Paläste und stille Dörfer in den satten Fluren liegen, wo breite Ströme schwerbeladene Schiffe tragen, dort lebt und träumt es sich behaglicher als in den unwirtlichen, schauerlichen Bergen. Die Ebene ist still, weit und fruchtbar, ihre Einsamkeit ist eine andere als die der hohen Berge und der engen Täler, sie ist ein Sichversenken unter vielen; dort oben aber ist der Einsame einer und allein.

Gleich anderen Geistesprodukten hat auch die Naturschilderung ihre eigene Psychologie und ihre Komponenten. Einen Faktor von fundamentalster Bedeutung bildet der Gegenstand an sich, nämlich die Natur selbst, gewissermaßen als Objekt dem Subjekt, d. h. der empfindenden, reflektiernden Psyche und dem denkenden Geiste gegenüber. Dazu tritt das Milieu des Dichters, seine Volkszugehörigkeit, seine Zeitepoche, sodann, was durchaus nicht nebensächlich, seine naturwissenschaftliche Vorbildung und das Unwägbare der augenblicklichen Stimmung, die ihre Wurzeln im Betrachter oder im Objekt (wie die Gegend sich präsentiert, Beleuchtung, Wirkung von Naturgewalten wie Stürmen) oder in beiden zugleich haben kann.

Gerade die naturwissenschaftliche Einstellung gibt der Naturbetrachtung einen besonderen Einschlag. Nicht, daß das Studium der Naturwissenschaften bedingende Voraussetzung für die Naturschilderung sein müßte oder sein sollte. Denn wenn

auch die wissenschaftliche Vorbildung in sehr vielen Fällen als wertvoll sich erwiesen hat, so dürfte andererseits auch zuzugeben sein, daß sich diese dem dichterisch Schauenden hemmend in den Weg stellt und als Ballast empfunden wird. Harmonische Synthesen zwischen zwei so verschiedenen geistigen Gebieten, wie Wissenschaft und Kunst es sind, kommen sehr selten vor und finden nur in den genialsten und vielseitigsten Naturen einen befriedigenden Ausgleich. Andererseits weist die Geschichte der europäischen Kulturvölker die mehrfach bestätigte Tatsache auf, daß der intuitiv schauende Genius in den Naturdingen Prinzip wie Kausalität eher empfunden hat, als sie von der Wissenschaft erkannt wurden. Denn Kunst ging schließlich auch in der Entwicklung der Menschheitskultur der Wissenschaft voraus.

Beigefügt sei diesen Gedankengängen noch, daß genialen Wissenschaftlern Naturerkennen und Naturgenuß gleichwertige Begriffe sind und konform gehen, wie denn auch die Naturschilderungen solcher Forscher von vollendeter dichterischer Leistung sind.

Zu einem geradezu integrierenden Bestandteil der Naturbetrachtung ist das reflektierende Moment geworden, gleichviel, ob dieses wortreich oder frostig, verschnörkelt oder klar sachlich ist, ob es in die Uferlosigkeit romantischer Träume oder in das Kosmisch-Ungemessene geht, ob es sich in Sentimentalitäten von Weltschmerzlern oder in trockene Folgerichtigkeit entwicklungsgeschichtlicher Ideen auflöst. Stets zeigen die Reflexionen den Dichter und Denker als den Sammel- und Brennpunkt von Ideen der Zeit, von Gefühlswerten, wie sie durch die Welt gehen und in seiner Seele zittern. Dem einen Naturbetrachter eignen bestimmte Geistes- und Seelenstimmungen das ganze Leben hindurch, einem anderen sind solche nur Durchgangspunkte, wie Goethe, der den Dingen in ruhiger Klarheit und Abgeklärtheit gegenübersteht. — Schließlich enden alle Dinge in der menschlichen Seele, ob Wissenschaft, Kunst, Religion und Weltanschauungsfragen aller Art, sie sammelt sie und strahlt sie in dem ihr eigenen Lichte wieder zurück. Mit Recht sagt Heinrich Heine von Goethe, daß er der Natur den Spiegel vorhält, „oder besser gesagt, er ist selbst der Spiegel der Natur. Die Natur wollte wissen, wie sie aussieht, und sie erschuf Goethe."

Es ist psychologisch nicht uninteressant, wie ein Forscher von dem Range und der Universalität eines Alexander v. Humboldt über die gemütliche Einwirkung der Natur sich äußert: „Der Eindruck, welchen der Anblick der Natur in uns zurückläßt, wird minder durch die Eigentümlichkeit der Gegend als durch die Beleuchtung bestimmt, in der Berg und Flur bald bei ätherischer Himmelsbläue, bald im Schatten tiefschwebenden Gewölkes erscheinen. Auf gleiche Weise wirken Naturschilderungen stärker oder schwächer auf uns ein, je nachdem sie mit den Bedürfnissen unserer Empfindung mehr oder minder in Einklang stehen. Denn in dem innersten, empfänglichen Sinne spiegelt lebendig und wahr sich die physische Welt. Was den Charakter einer Landschaft bezeichnet: Umriß der Gebirge, die in duftiger Ferne den Horizont begrenzen; das Dunkel der Tannenwälder, der Waldstrom, der tobend zwischen überhangenden Klippen hinstürzt; alles steht in altem, geheimnisvollem Verkehr mit dem gemütlichen Leben des Menschen." („Ansichten der Natur.")

Diese Äußerung bestätigt im übrigen, wie letzten Endes die menschliche Psyche in ein und derselben Person ein und dasselbe Ding nach der intellektuellen wie nach der Gemütsseite hin zu empfangen und kombinierend zu gestalten vermag. Es zeigt sich aber auch, wie leicht dieser Denker den auf Begriffsbildung zielenden Intellekt entspannt, um die Natur auf das Gemüt wirken zu lassen, während wir nicht selten sehen, wie der Dichter sich vom Seelenhaften nach dem Intellektuellen hinwendet. Liegt hierin nicht ein ganz besonderer psychologischer Reiz? Eine von den vielen bewundernswerten Merkwürdigkeiten der menschlichen Seele?

Wann sterben wir?

Von Dr. G. Wolff.

Die Verjüngungsversuche des genialen Wiener Physiologen Eugen Steinach haben vor einiger Zeit die ganze Kulturwelt aufhorchen lassen. Ist ein solches Wunder der Biologie wirklich möglich? Die Frage ist auch heute noch nicht exakt zu beantworten, nachdem einige Zeit seit dem ersten Sturm der Begeisterung oder auch Enttäuschung vergangen ist. Die gelehrte Welt hat sich inzwischen in zwei feindliche Lager geteilt, von denen das eine bedingungslos zustimmt, das andere in übergroßem Skeptizismus verharrt. Wie aber auch immer die weitere Forschung auf dem von Steinach kühn in Angriff genommenen Problem der Verjüngung durch Neubelebung der Pubertätsdrüse entschieden wird, ein Problem, das schon 1889 den französischen Physiologen Brown-Séquard zu ähnlichen (freilich nicht ebenso kühn verwirklichten) Gedankengängen geführt hatte, das große Verdienst Steinachs auf diesem Gebiet der experimentellen Biologie kann nicht gut geleugnet werden. Es bleibt in der Wissenschaft bestehen, wenn auch die praktischen Folgerungen nicht in Erfüllung gehen; es sei nur erinnert an die dem Wiener Forscher schon lange vorher beim Meerschweinchen gelungene Umwandlung der Geschlechter durch experimentelle Vertauschung der gegenseitigen Keimdrüsen.

Neuerdings hat ein Mitarbeiter Steinachs, Paul Kammerer, in einer Streitschrift „Über Verjüngung und Verlängerung des persönlichen Lebens" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) die wissenschaftlichen Ergebnisse seines Meisters noch einmal kurz zusammengefaßt und in temperamentvoller Weise gegen ungerechtfertigte Angriffe wie gegen die Sensationsliteratur, die sich eine Zeitlang des Problems in allzu oberflächlicher Weise bemächtigt hatte, verteidigt. Der Schrift wohnt ein tiefer wissenschaftlicher Ernst inne, wie man es bei einem Biologen vom Range Paul Kammerers voraussetzen darf, und sie soll ein umfassendes Werk, in dem das ganze Verjüngungs- und Lebensverlängerungsproblem von allen seinen Seiten, nicht bloß der biologischen, beleuchtet wird, ankünden.

Wir wollen uns aber jetzt nicht weiter mit den Versuchen Steinachs beschäftigen, die auch das Problem vom Tode des organischen Lebens von einem neuen Gesichtspunkte aus in die naturwissenschaftliche Diskussion geworfen haben; es mag genügen, hier darauf hinzudeuten. Wir wollen vielmehr auf vergleichende Untersuchungen, die der verstorbene Biologe Elias Metschnikoff über die Lebensdauer des Menschen und der Tiere schon vor einigen Jahren veröffentlicht und auch erkenntniskritisch ausgewertet hat, bei unserer Darstellung des Problems zurückgreifen.

Von den zahlreichen Fragen und Rätseln, die von der Naturwissenschaft aufgeworfen und bisher nicht oder nur unvollkommen beantwortet und gelöst worden sind, bleibt stets die Frage nach der Ursache des organischen Todes, dem alles Lebende früher oder später anheimfällt, in lebhafter Diskussion. Nachdem Religion und Philosophie von Anbeginn an sich mit dieser mächtigsten und doch geheimnisvollsten Erscheinung des Lebens — geheimnisvoll und unerklärt wie dieses selbst — auseinanderzusetzen gesucht haben, hat neuerdings, etwa mit Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die exakte Naturwissenschaft sich dieses Problems bemächtigt und begonnen, mit den Mitteln, die emsige experimentelle Forscherarbeit ihr in die Hände gegeben hat, eine Lösung herbeizustreben.

Gibt es einen natürlichen Tod im Reiche des Lebendigen, und welches sind die Ursachen des natürlichen Todes? Die Fragestellung könnte fast paradox klingen; denn es weiß ein jeder, nach soundso vielen Jahren, nach 70 oder 80 in der Regel, ist die irdische Laufbahn des Menschen z. B. beendet. Was nach diesem Tode eintritt, bleibt dem exakten Wissen verschlossen.

In der Tat handelt es sich für den Naturforscher auch nicht darum, Aufschluß etwa darüber zu geben, was nach dem Tode mit der geistigen Wesenheit des Lebendigen geworden ist — das kann nicht seine Aufgabe sein — er will vielmehr mit den Mitteln seiner Wissenschaft zu erkunden suchen, aus welchen Gründen in einem konkreten Fall der lebendige Organismus dem Tode verfällt. Man wird zu antworten geneigt sein: „Sehr einfach! Weil er durch die Folgen irgendeiner Krankheit nicht mehr lebensfähig war." Das ist aber nicht die Antwort auf die Frage nach dem natürlichen Tode des Organismus; denn ein durch Krankheit zugrunde gegangenes Lebewesen hat eben den speziellen Einwirkungen der betreffenden Schädlichkeiten, der physikalischen, chemischen oder parasitären Krankheitsgifte, nicht widerstehen können. Wenn also ein Mensch durch Hitzschlag, durch Zyankali, durch Cholera oder Typhus vernichtet wird, so stirbt er in diesem Sinne keines natürlichen Todes, sondern vielmehr durch die Einwirkung fremder, in seinen Körper hineingelangter Schädlichkeiten, sehr häufig infolge einer durch Bazillen herbeigeführten Infektion. Weshalb geht nun aber der Mensch auch zugrunde, der nicht von lebensfeindlichen Bazillen angefallen wird? Warum bleibt er nicht am Leben, wenn ihn keine dieser offensichtlichen Krankheitsursachen zu belästigen droht? Daß es tatsächlich nicht der Fall ist, weiß jedermann. Daß ein solcher, nicht von einer akuten Krankheit betroffener Mensch schließlich an Altersschwäche stirbt, ist eine allgemeine Erfahrungstatsache. Daß freilich mit der Todesursache „Altersschwäche" wenig gesagt ist, daß vielmehr damit die Unfähigkeit, der letzten Ursache auf den Grund zu kommen, verborgen werden soll, bedarf kaum einer besonderen Erklärung.

Elias Metschnikoff hat sich mit der Erforschung der Ursachen des natürlichen Todes viel beschäftigt und eine geistreiche Theorie ersonnen, um das verschiedene Lebensalter in den mannigfachen Tierarten naturwissenschaftlich zu erklären. Denn es ist doch eine merkwürdige Tatsache, daß ein Pferd, natürlich von plötzlichen Todesursachen, mechanischen oder auf irgendeiner infektiösen Krankheit beruhenden, abgesehen, zwischen 25 bis 30 Jahren stirbt, Hunde fast immer zwischen 15 und 20 Jahren, der Mensch zwischen 70 und 90 Jahren, der Elefant etwa im gleichen Alter usw. Jedenfalls ist unbestreitbar den verschiedenen Tiergattungen und -arten ein ganz spezifisches Alter eigentümlich. In der Reihe der Säugetiere erreichen nur wenige Arten, etwa der Mensch, der Elefant, einige anthropoide Affen, ein beträchtliches Alter, während die große Mehrheit der Säugetiergattungen, vor allem Wiederkäuer und Pflanzenfresser, kein sehr langes Leben haben. Im Gegensatz dazu haben die niederen Wirbeltiere, namentlich Fische und Reptilien (Schildkröten, Krokodile), ferner die Vögel im Durchschnitt eine bedeutend größere Langlebigkeit. Hechte und Karpfen sollen 100 bis 150 Jahre und darüber alt geworden sein. Über die Lebensdauer der auf dem Festlande lebenden, in Zoologischen Gärten gezüchteten Reptilien hat man genauere Angaben. So sind nach historischen Aufzeichnungen im Zoologischen Garten von London 150jährige Schildkröten beobachtet worden. Auch zahlreiche Vögel können ein hohes Alter erreichen und auch darin die meisten Säugetiere „überflügeln". Daß Papageien sehr alt werden können, ist eine aus vieler Erfahrung bestätigte Tatsache; aber auch Schwäne und Gänse können mindestens so alt werden, wenn sie eines natürlichen Todes sterben. Sodann ist z. B. festgestellt worden, daß in der Menagerie des Schönbrunner Schlosses ein Geier 118 Jahre, ein Adler 104 Jahre und viele andere Vögel ebenfalls ein beträchtliches Alter erreicht haben.

Um diese wenig geklärten Erscheinungen des verschiedenen Lebensalters in den einzelnen Tierklassen dem Verständnis näherzubringen, hat Metschnikoff schon vor Jahren eine Theorie von der Autointoxikation und Autoinfektion des Organismus durch Darmmikroben (Selbstvergiftung des Organismus vom Darm aus) aufgestellt, die auch in seinen naturphilosophischen Schriften „Beiträge zu einer optimistischen Weltauffassung" und „Studien über die Natur des Menschen" ausführlich erörtert worden ist. Metschnikoff stellt fest, daß die Säugetiere im allgemeinen eine kürzere Lebensdauer und einen längeren und entwickelteren Dickdarm haben als die übrigen Wirbeltierklassen. Dieses Zusammentreffen zweier Lebenserscheinungen dünkt ihn kein zufälliges, vielmehr scheint ihm die kürzere Lebensdauer durch die anatomisch-physiologische Umänderung des Verdauungsapparates bedingt zu sein. Es ist eine durch vielfache Versuche festgestellte Tatsache, daß der Dickdarm fast keine Verdauungsfähigkeit besitzt, die Resorption der aufgenommenen, mechanisch und chemisch verkleinerten Nahrungsstoffe vielmehr in dem ersten Abschnitt des Darmkanals, dem Zwölffingerdarm und dem eigentlichen Dünndarm, vor sich geht. Der voluminöse Dickdarm stellt nach Metschnikoffs Anschauung daher für die Säugetiere in erster Linie eine Ablagerungs- und vorübergehende Aufbewahrungsstätte der nicht verdauungsfähigen Nahrungsüberreste dar. Sie ist gerade bei den Säugetieren zu solcher Ausdehnung und Mächtigkeit gelangt, um es ihnen zu ermöglichen, eine größere Menge Fäkalien in ihrem Organismus anzusammeln und so der Notwendigkeit einer häufigeren Darmentleerung vorzubeugen. Die Vögel hingegen brauchen eine solche Ansammlungsstelle in Gestalt eines mächtigen Dickdarms nicht, da sie beim Fliegen nicht wesentlich durch ihre Darmentleerungen behindert werden, sondern jederzeit ihre Nahrungsüberreste entfernen können.

Nun greift Metschnikoff für seine Theorie der Selbstvergiftung des Organismus durch den Darm auf sein eigentliches Arbeitsgebiet zurück und registriert die wichtige Tatsache, daß der Dickdarm ein Sammelplatz aller möglichen Mikroben ist, jener niedersten Lebewesen, von denen einige durch Ausscheidung ihrer Gifte (Toxine) die oft so gefährlichen Infektionskrankheiten verursachen. Es liegt auf der Hand, daß die Darmmikroben in den Fäkalmassen der Säugetiere, die ihren Kot, wie wir vorher sahen, aus mancherlei Gründen sehr lange, zuweilen tagelang, im Darm zurückhalten, einen viel geeigneteren Nährboden haben als in dem der Vögel, welche sich stündlich und öfter davon befreien.

In der Tat konnte Metschnikoff feststellen, daß die Darmflora der Säugetiere sehr reichlich und mannigfaltig ist, während der Verdauungskanal der Vögel nur eine ärmliche Flora aufweist, sogar zuweilen fast aseptisch (keimfrei) ist. Damit hängt eine Erscheinung zusammen, die leicht durch den Versuch nachzuprüfen ist, daß die in einem Raum eingeschlossene Leiche eines Kaninchens, dessen Verdauungskanal bloßgelegt ist, einen viel intensiveren Verwesungsgeruch erzeugt als die entsprechend sezierte Leiche eines Raben oder Papageien. Darin, daß in den Gedärmen dieser Tiere die Verwesungserreger auch bei Lebzeiten fehlen oder nur in verhältnismäßig geringem Maße vorhanden sind, sieht Metschnikoff die Ursache der langen Lebensdauer, die sich bei Papageien und Raben auf 100 Jahre erstrecken kann, während das etwa ebenso große und schwere Kaninchen aus der Gruppe der Nagetiere kaum den zehnten Teil dieses Alters erreicht.

Als Bestätigung dieser Anschauung kann dienen, daß auch diejenigen Säugetiere, die die Lebensgewohnheiten der Vögel angenommen und einen wenig entwickelten Dickdarm haben, wie die Fledermäuse, auch wenig Bakterien in ihrem Darm beherbergen und eine verhältnismäßig lange Lebensdauer aufweisen, während umgekehrt die Laufvögel (Strauß, Kasuar, Nandu), die die Gewohnheiten der Landsäugetiere übernommen haben, mit ihrem starken Dickdarm eine erstaunlich reiche Darmflora besitzen und nach einwandfreien Feststellungen lange nicht so alt werden wie andere Vögel mit „aseptischem" Darm.

Diese Ausnahmen der beiden großen Wirbeltierklassen vermögen die Metschnikoffsche Hypothese am eindrucksvollsten zu unterstützen. Freilich vermag sie durchaus nicht alle Erscheinungen zu erklären, vor allem nicht die, warum der Mensch, der doch gewiß den Säugetieren zuzurechnen ist, trotz kräftig entwickelten Dickdarms die meisten seiner Mitsäugetiere an Lebensfähigkeit übertrifft. Hier müssen andere, noch nicht erkannte Ursachen mitwirken, in deren Geheimnisse wir einstweilen noch nicht eingedrungen sind.



Winternacht im Riesengebirge. Nach einer farbigen Zeichnung von Paul Aust.



Sir Ernest Shackleton, bedeutender englischer Südpolarforscher, † am 15. Januar an Bord seines Expeditionsschiffes „Quest“ an den Folgen einer Brustbräune.

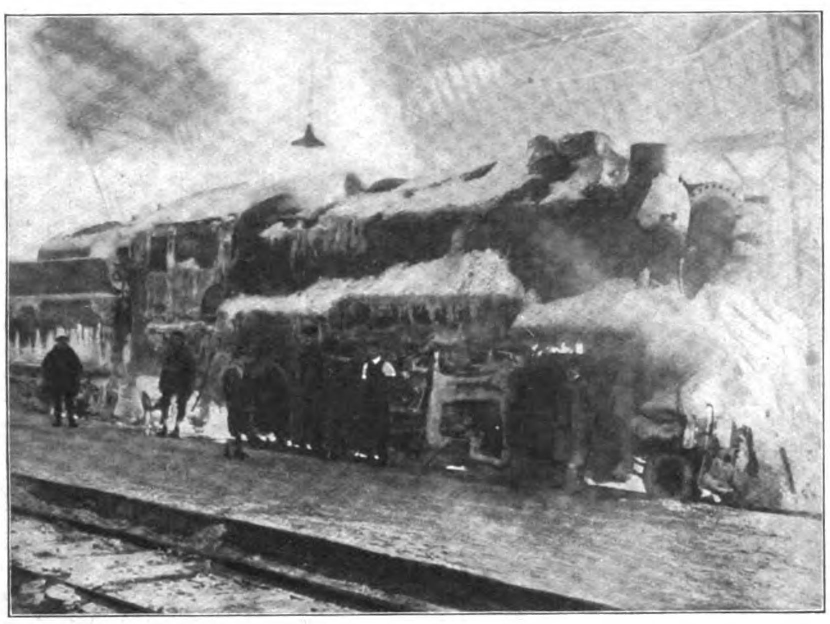


Die neue, 100 m lange Eisenbahnbrücke von Klein-Friesen bei Plauen im Vogtlande (Linie Plauen-Theuma).

(Vgl. den Artikel „Aus dem Lande der massiven Brückenbauten“ auf Seite 128.)



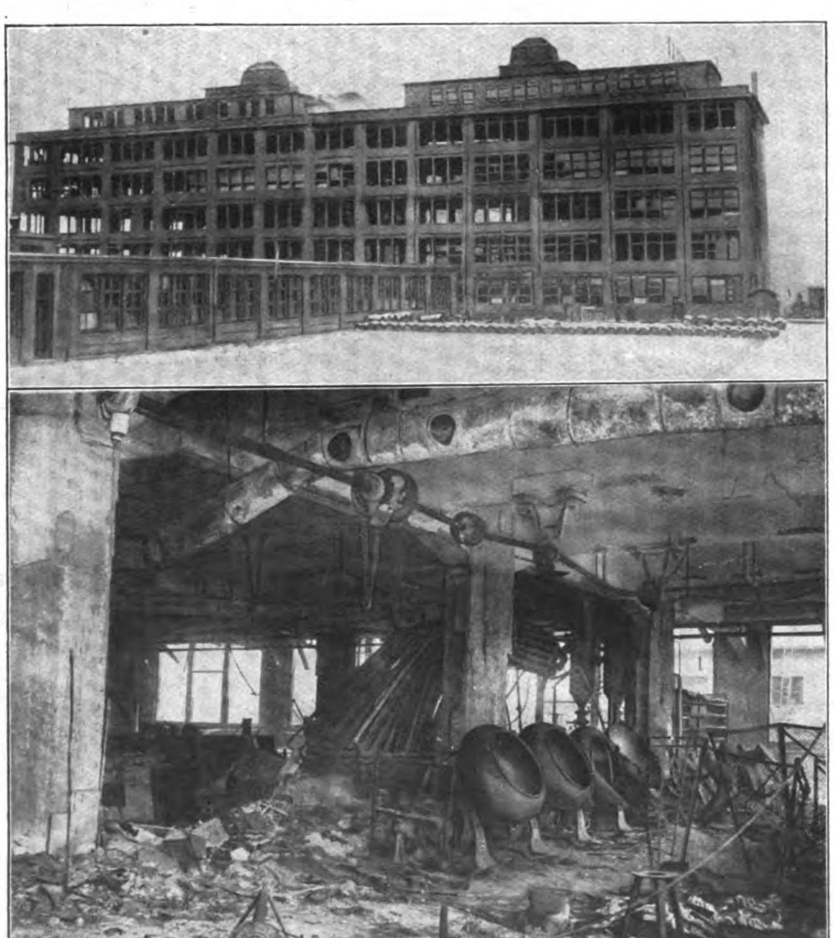
Thomas Alva Edison, berühmter amerikanischer Erfinder (siehe den Aufsatz auf Seite 128), begeht am 11. Februar seinen 75. Geburtstag.



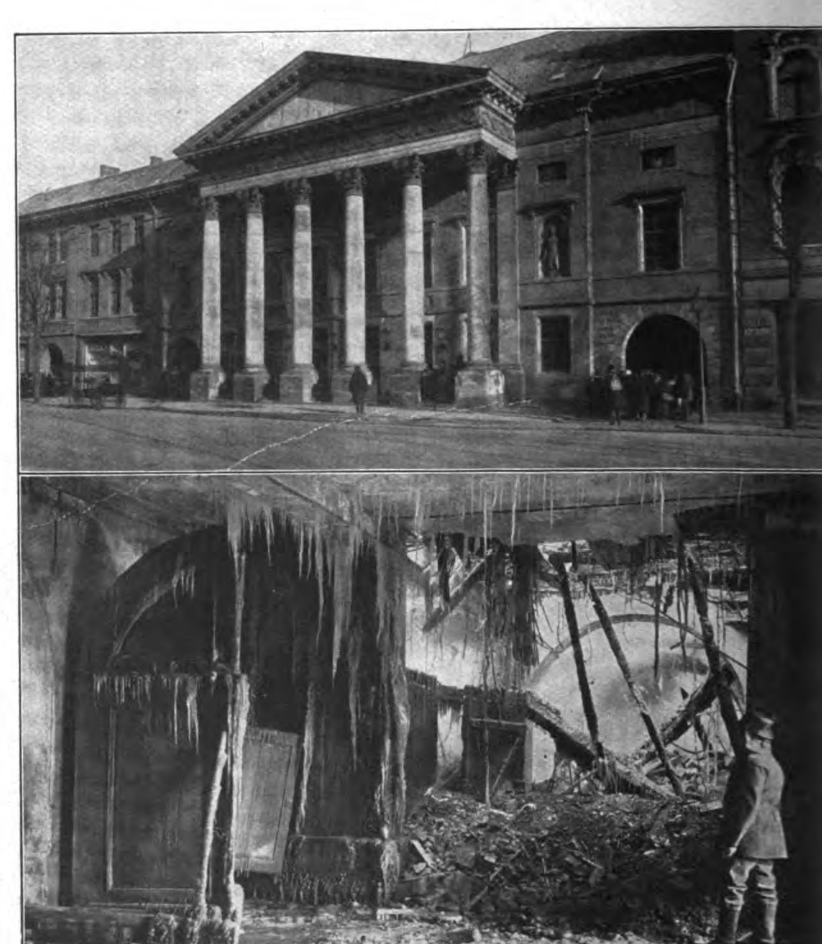
Der Winter in den Vereinigten Staaten: Eine in einen Blizzard (Schneesturm) geratene, vollständig vereiste Lokomotive bei der Ankunft im Neuyorker Zentralbahnhof.



Die Segnung der Gewässer im Piraeus bei Athen in Gegenwart der griechischen Königsfamilie am 19. Januar. Von links nach rechts König Konstantin, Prinzen Nikolaus, Andreas, Christoph und Paul.



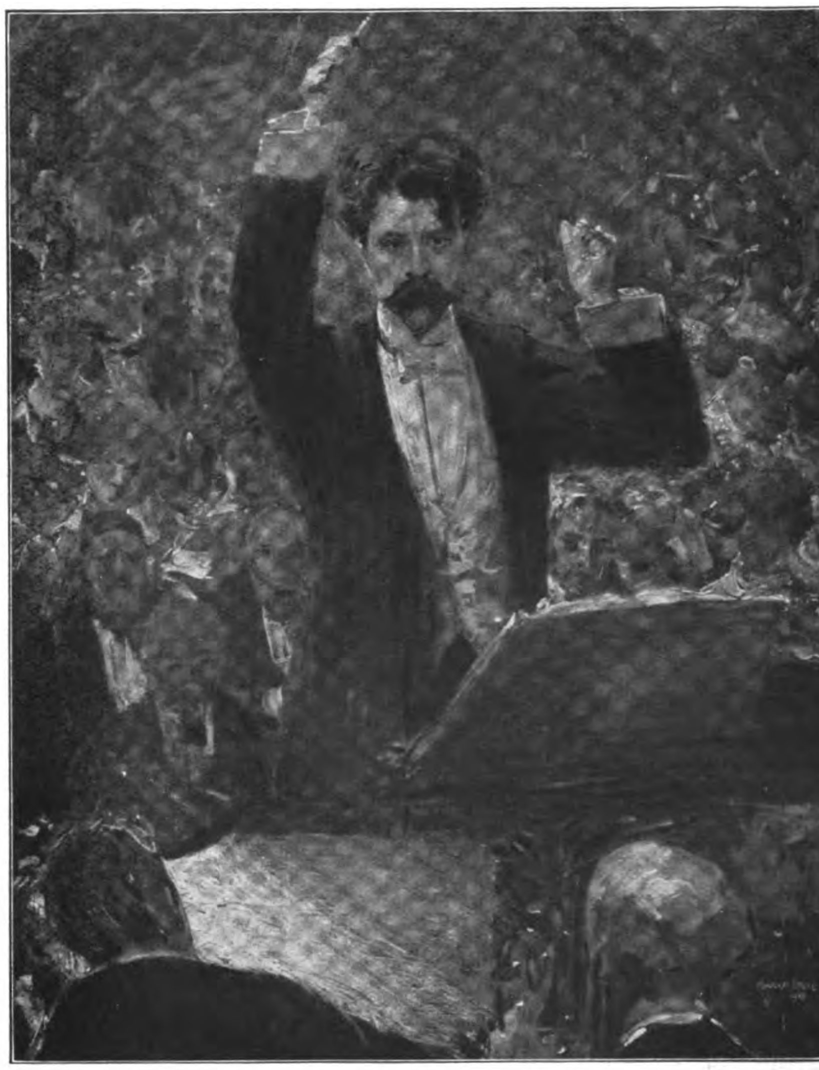
Von der Brandkatastrophe in der Schokoladenfabrik Sarotti in Berlin-Tempelhof am 20. Januar. Oben: Das vollständig ausgebrannte Fabrikgebäude. Unten: Ein Blick in die ausgebrannten Räume.



Die Vernichtung des Friedrich-Theaters in Dessau durch Feuer am 25. Januar. Oben: Das Theater, ehemals Herzogliches Hoftheater, vor dem Brande. Unten: Die ausgebrannten und inzwischen vereisten Wandelgänge.



Arthur Nikisch als Schüler des Wiener Konservatoriums für Musik (1867—1869). (Hofphot. E. Hoenisch, Leipzig.)



Nikisch, im Jahre 1910 ein Leipziger Gewandhauskonzert dirigierend. Nach einem in der Galerie Remmler & Co. in Leipzig ausgestellten Gemälde von Professor Robert Sterl.

Zum Ableben des weltberühmten Leipziger Dirigenten Arthur Nikisch.



Der am 23. Januar im 67. Lebensjahre an der Grippe verstorbene Meister am Flügel. (Phot. Selma Genthe, Leipzig.)



Prof. Stephan Sinding,

norwegischer Bildhauer von internationalem Ruf, † in Paris am 23. Januar im Alter von 75 Jahren. (Phot. M. Diez-Dührkoop, Berlin.)

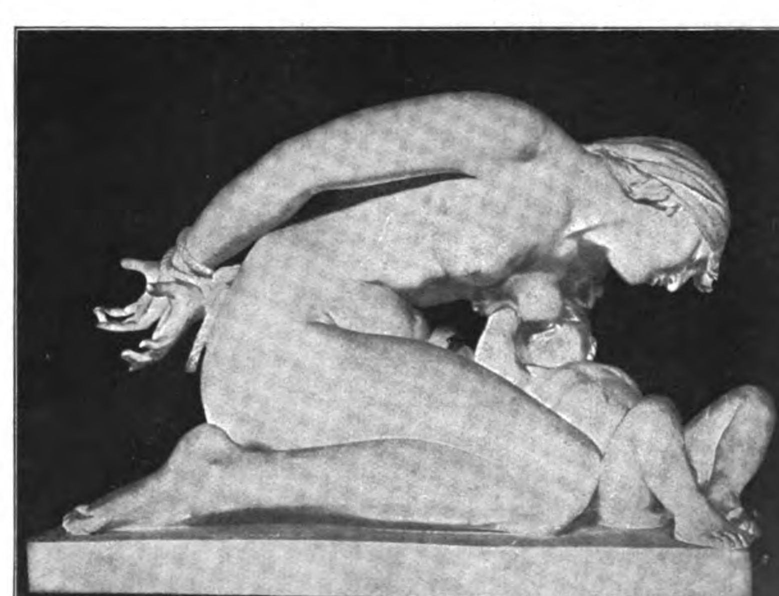




Geheimer Rat Dr. Woldemar v. Seidlitz,

bekannter Kunsthistoriker, von 1885—1919 vortrag. Rat bei der Generaldirektion der Sammlungen für Kunst und Wissenschaft in Dresden, † im 72. Lebensjahre. (Phot. James Aurig, Dresden.)

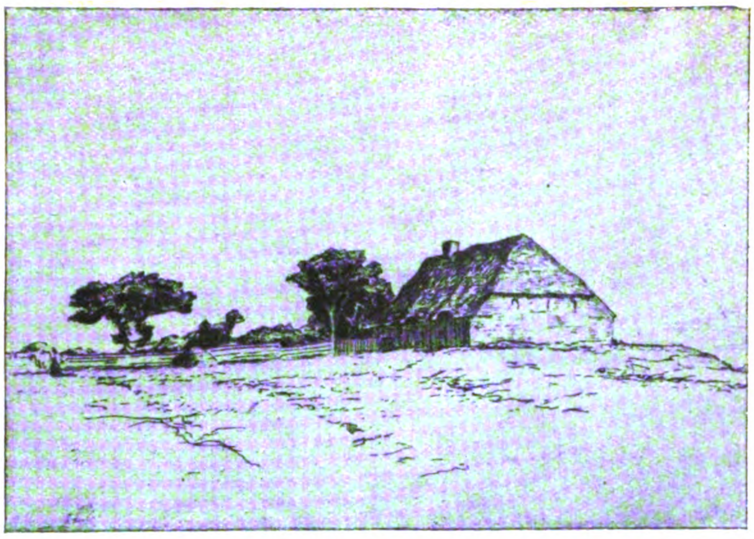




Idyll. Oben: Nacht. Die gefangene Mutter.

Zum Hinscheiden des norwegischen Bildhauers Stephan Sinding: Einige Hauptwerke des Künstlers.

(Photographieverlag der Neuen Photographischen Gesellschaft in Berlin-Steglitz.)

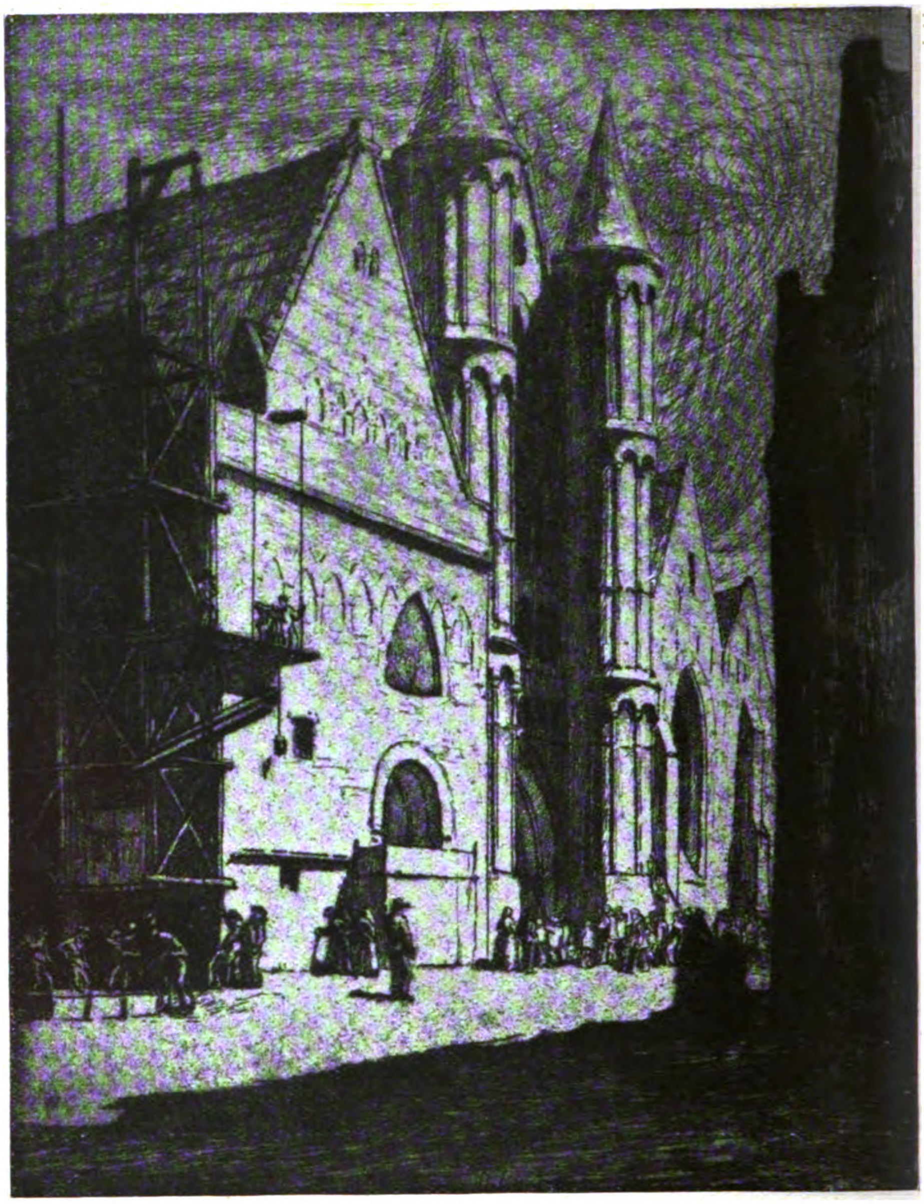


Werft.

Ingwer Paulsen.

Von Prof. Dr. Hans W. Singer.

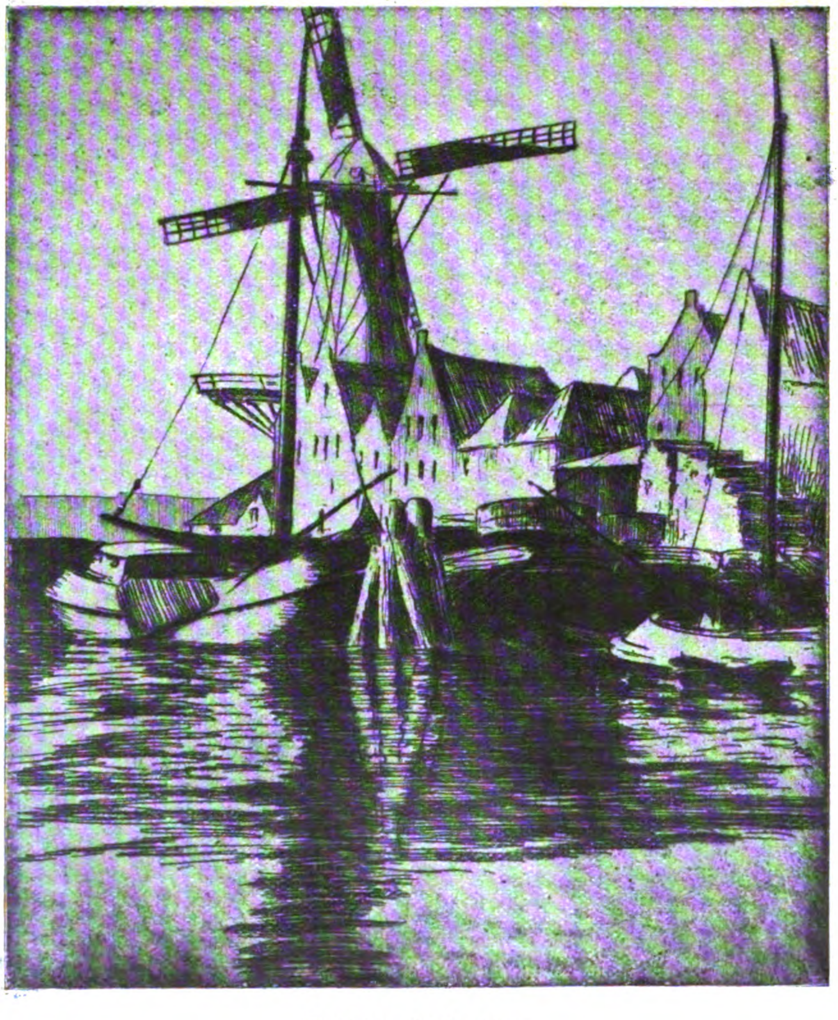
Unter den selten gewordenen Radierern Deutschlands, die noch einen Funken von Gefühl für die Schönheit des Materials, mit dem sie hantieren, haben, ist Ingwer Paulsen eine der sympathischsten und verheißungsvollsten Erscheinungen. Arbeitsscheu ist jetzt die Losung in der Kunst wie im Leben, und die Jünger, die heute mit der erbärmlichsten Hilflosigkeit und armseligsten Selbstgenügsamkeit auf dem Kupfer herumfuchteln, weil sie über ein Können nicht verfügen, wollen uns so gern weismachen, die Technik sei gar nicht gering genug zu schätzen. Es ist die berühmte Fabel von den „Sauren Trauben". Das Können, das in der vollendeten Technik liegt, ist allerdings von einer Kraftanstrengung abhängig, die jenseits der einfachen Schläue des Fuchses liegt. Tragikomisch in dieser Erneuerung der Fabel ist nur, daß es jetzt nicht der Fuchs selbst, sondern das Publikum ist, das sich durch die faule Ausrede betrügen läßt.



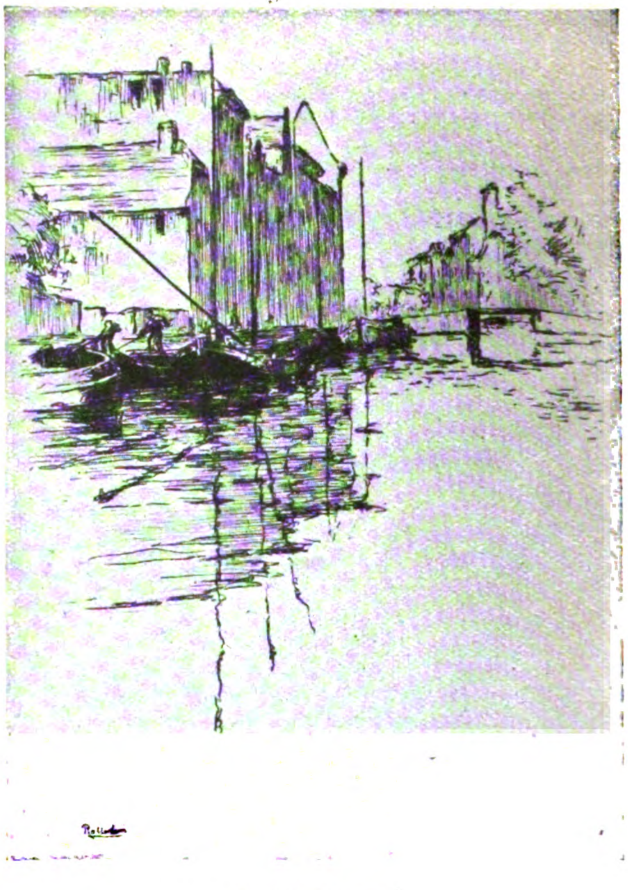
Frauenkirche in Brügge.

Wenn man die viele Kriegszeit abrechnet, die Paulsen erst am Rhein als Flieger, dann in Rußland und zuletzt als Leutnant in Italien für seine Kunst völlig verlorengegangen ist — denn er hat den Krieg nicht nur verbrämt, sondern mitgemacht — so muß man ihn noch als jungen Künstler gelten lassen. Er ist am 3. April 1883 geboren, und vielleicht das Schönste, was er geschaffen, sind doch die Blätter, die Motive aus seiner engeren holsteinschen Heimat behandeln. Insbesondere die neueren zeigen nicht nur eine solche Verfeinerung und Vereinfachung der Linie, sondern auch Veredelung des Handwerks, daß sie einem zur lauteren Freude gereichen.

[1] In Kürze wird ein knapp gefaßtes Verzeichnis der graphischen Arbeiten unseres Künstlers erscheinen, das zwar nicht wissenschaftlichen, sondern merkantilen Zwecken dienen soll und daher auch nicht sämtliche Platten verzeichnet, deren immerhin bereits an die hundertundfünfzig aufzählt. Dieses schon recht ansehnliche „Werk" läßt sich unschwer in zwei ungleiche Hälften zerlegen, Hälften, die äußerlich entgegengesetzt erscheinen, innerlich andere Ideale verfolgen und sich sogar in der Wahl des Stoffgebiets unterscheiden. Von den umfangreichen Platten, die Paulsen geschaffen hat, bieten uns fast alle Architekturen und Stadtansichten. Mit dem Format des Kupfers ist nicht nur die Kraft des Striches gewachsen; der Linie fiel eine besondere Aufgabe zu. Die Blätter erhielten ein tektonisches Gefüge; ihr Inhalt wurde nicht nur auf einer nach Quadratzentimetern größeren Fläche vorgetragen, sondern die Auffassung ward zugleich eine viel monumentalere. So gibt es sich von selbst, daß der Künstler, als er sie schuf, wahrscheinlich ganz unbewußt, nicht mehr für die intime Mappe des Sammlers, sondern für die dekorative Schmückung der Wand arbeitete. Die Reize solcher Blätter wie „Die Frauenkirche in Brügge" und „Der Hafen von Venedig" können nicht in der Hand auf Armeslänge ausgekostet werden. Dazu gehört ein gewisser Abstand, dazu gehört die Einrahmung, die die Pathetik des Bildes erst ins rechte Licht setzt. In diesen Arbeiten, und nur in diesen, beschäftigt sich Paulsen mit dem Drama, das im Gegensatz zwischen Licht und Schatten liegt. In ihnen auch sucht er ein bestimmtes Interesse für seinen Gegenstand als solchen zu erwecken. Nicht etwa, daß er darauf ausginge, Ansichten zu bieten. Aber er erkennt in jedem Bau eine Seele, er ist ihm mehr als ein bloßes Gefüge aus Stein und Mörtel. Und die Auffassung, die Zeichnung, die Durchführung suchen den Grundton dieser Seele auch für den Beschauer erklingen zu lassen. Am meisten hat Paulsen



Delfshaven bei Rotterdam.



Kanal in Rotterdam.

bislang scheinbar das Ernste, beinahe Finstere angesprochen. Seine Darstellungen des „Kastells am Arno bei Pisa", des „Schlosses der Grafen von Flandern in Gent" lassen diese aufragen wie ein zu Stein erstarrter Herzog Alba, verleihen ihnen ein inneres Leben, das der Dichter-Künstler ihnen eingeflößt oder in sie hineingesehen hat. Das sind unter den großformatigen die schönsten Blätter, die man sich von der Hand Paulsens zulegen kann.

Ganz anders sieht nun die andere der beiden Hälften aus. Deren Platten sind kleiner; das Thema bilden Landschaften meist aus der niederdeutschen Heimat des Künstlers, einiges auch aus Holland und anderen Gegenden. Nicht nur durch das Format, auch durch die Haltung des Striches sind diese Blätter ganz für die Betrachtung in der Hand bestimmt. Es kommt dem Künstler hier ebensowenig darauf an, „Ansichten", rein äußerlich genommen, zu geben. Das ersieht schon der Laie aus dem einfachen Umstande, daß nirgends „interessante" oder gar berühmte Stätten als Vorwurf gewählt wurden. Aber auch dem gewählten Stück der Natur, das er abbildet, sucht Paulsen diesmal als Stoff keineswegs ein besonderes Leben einzuflößen: in diesen Blättern wird er nie dramatisch, und er ist gar nicht wegen der etwaigen Eintönigkeit seiner Motive besorgt. Hier

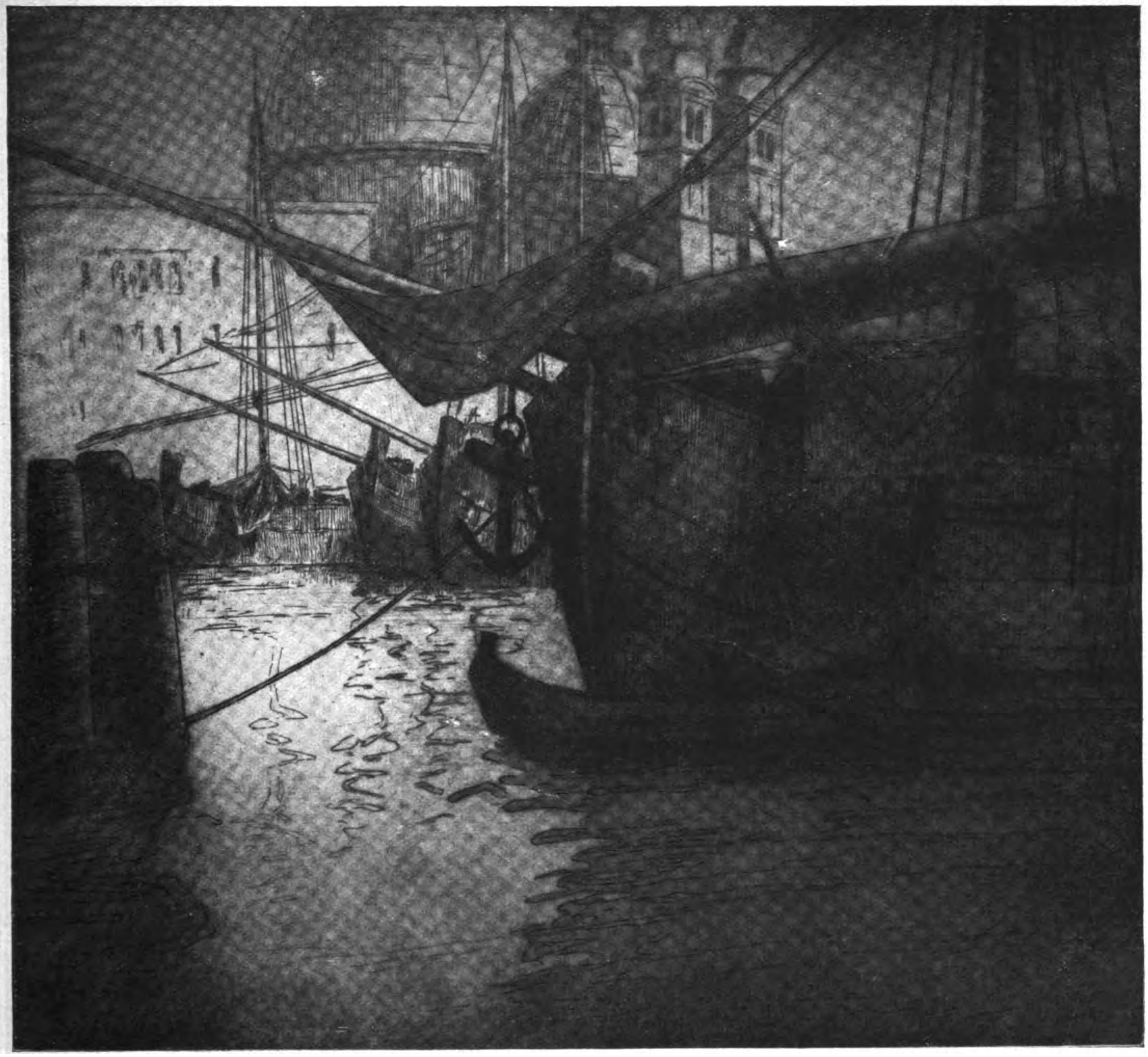


Dünenwald.

kommt es ihm einzig und allein auf die Künstlerschaft in der Führung der Linie an. Von Blatt zu Blatt trachtet er danach, sein Können in der Beherrschung des Striches zu steigern, jeder Linie die größtmögliche Ausdrucksfähigkeit zu verleihen, nie zu viel, aber auch nicht zu wenig zu verwenden und das, was er zu sagen hat, in der feingeschliffenen, durchdachtesten Rede vorzutragen, die bei dem Zuhörer den Eindruck hinterläßt, daß auch nicht ein Wort hätte anders sein dürfen.

So etwas gelingt das eine Mal besser als das andere Mal. Gewöhnlich benutzt ein Künstler vier, zehn, zwanzig Striche, wo er besser getan hätte, alle bis auf einen zu opfern und diesen einen so zu führen, daß er das Gewollte besser ausdrückt, als es die zwanzig getan. Darin, in dem Fortlassen der überflüssigen neunzehn, liegt das große Können des Meisters, der mit dem Strich, mit der Linie zeichnet. Darauf beruht der reine Stil seiner Kunst, und darin liegt das Schwerste und zugleich das Höchste beschlossen, was er erreichen kann.

Es ist durchgeistigtste Technik, die man zwar nie ohne Intuition und künstlerisches Empfinden, aber auch ebensowenig ohne harte Arbeit erlangen kann. Freuen wir uns herzlich, in Paulsen noch einen Künstler zu besitzen, der dieses hohe Ziel erstrebt.



Im Hafen von Venedig.

Kürbiskunst.

Von B. Haldy.

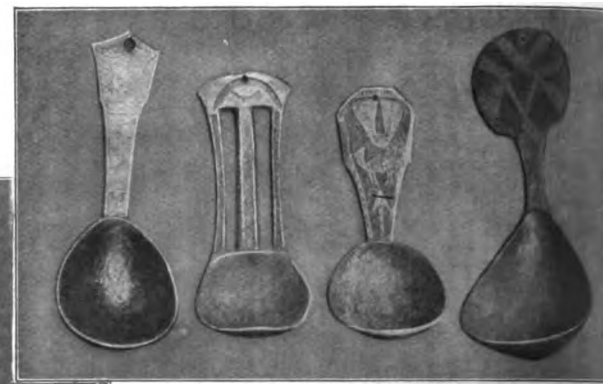
Mit Aufnahmen des Verfassers.



Kürbisgefäße der Galla.



Kürbisgefäße aus Bagirmi (Sudan).



Löffel aus Kürbisschalen.



Kürbisflasche der Somali.



Geschnitzte und bemalte Kürbisschüsseln. (Oben und unten aus Kamerun.)

Noch heute umgeistern uns die Nachwehen einer erst unlängst überstandenen Zeitperiode, in der die „häusliche Kunst" herrschte. Vom getragenen Stiefel bis zum abgelegten Ofenrohr war nichts vor dem „Kunstsinn" gewisser Leute sicher, die mit Goldbronze und Ölfarben bewaffnet und dem Schlachtruf „Schmücke dein Heim!" drauf und dran waren, unsere Wohnungen zu wahrhaften Plunderkasten zu machen. Ein besonders dankbarer Verschandelungsgegenstand für diese Pseudokünstler war auch der Kürbis in seinen vielfältigen Gestalten, und wenn er nicht inzwischen in die Rumpelkammer gewandert ist, dann „schmückt" er heute sicherlich noch manches Heim.

Diese Schmuckwut trug deshalb von vornherein den Todeskeim in sich, weil sie nicht materialgerecht arbeitete. Darum ist heute ein aus Negerhand hervorgearbeiteter Kürbis viel wertvoller, als wenn er von einer höheren Tochter dick mit Gold belegt wird. Hier ist er sozusagen nur Zierstück, dort aber ist er durch künstlerische Bearbeitung veredelter Gebrauchsgegenstand.

In der Tat kann man hier von einer wirklichen Kürbiskunst reden. Das Grundmaterial ist höchst einfach, so, wie es die Natur wachsen läßt. Erst die verschiedenartige Technik bringt es so weit, daß es einen mehr oder weniger hohen Kunstwert erhält.



Wasserflasche der Ovambos.

Der Kürbis, wie wir ihn kennen, ist im tropischen Amerika beheimatet. Die gewerblich verwerteten Formen aber finden sich namentlich auch in den Tropen der alten Welt, und gerade Afrika hat es in der Kürbisbearbeitung zu einer verhältnismäßig hohen Vollkommenheit gebracht. Ja, man kann sagen, daß viele afrikanische Stämme dem Urzustand wesentlich näher wären, hätten sie den Kürbis nicht. Er muß ihnen das fehlende keramische Material ersetzen und nimmt stellenweise eine so wichtige Stelle ein, daß man sich einen afrikanischen Haushalt ohne sein Vorhandensein eigentlich gar nicht denken kann.

Durchweg stellt sich jede Familie den Bedarf an Kürbisgefäßen selbst her, und unter diesen gibt es, wie überall, Stümper und Künstler. Doch ist nicht zu leugnen, daß es der Neger in dieser Beziehung recht weit gebracht hat, und daß er es versteht, mit viel Geschmack zu arbeiten. Daß er überhaupt dazu übergeht, sein Gebrauchsgeschirr durch Verzierung auf eine gewisse künstlerische Höhe zu heben, zeugt von einem anerkennenswerten Schönheitssinn, und nur wenige Völker begnügen sich damit, die Früchte nach einfacher Zubereitung zu verwenden, wie sie eben sind.

In der Hauptsache verläuft die Technik der Kürbisverzierung fast überall nach den gleichen Grundsätzen. Darum sei hier das Verfahren der Haussa als Norm gegeben. Den Kürbis durchschneidet man mit einem langen breiten Messer in der gewünschten Weise, kratzt ihn mit einer kleinen Sichel aus und trocknet ihn dann ohne weitere Umstände. Um ihm besondere Dichtigkeit zu geben, gießt man ihn wohl auch mit Kautschuk aus. Ist die Schale erhärtet, so geht man an das Einbrennen der Muster. Dazu dienen Messer, die am Ende in rechtem Winkel umgebogen sind und mit einer anderthalb Zentimeter breiten Schneide enden. Ihrer vier liegen ständig in einem Kohlenfeuer vor dem Künstler, der sie rotglühend werden läßt und dann mit ihnen das gewünschte Muster in die Schale einbrennt. Die Färbung wird durch Verwendung eines roten und eines gelben Farbstoffes erreicht. Beide Stoffe werden in flüssigem Zustande verwendet. Soll nun die Färbung erfolgen, so tupft der Künstler, je nachdem, den roten oder gelben Farbstoff auf die betreffenden Stellen und drückt die so zubereitete Kalebasse in noch feuchtem Zustand auf die glühenden Kohlen. Dadurch verbrennen die nicht betupften Stellen und werden braun oder schwarz, die betupften aber erhalten die gewünschte rote oder gelbe Farbe. Auf diese höchst einfache Weise kommen jene Kürbiskunstwerke zustande, deren harmonische Farbenschönheit uns oft in Erstaunen setzt. Viele dieser Stücke haben einen prachtvoll rotbraunen oder purpurnen Ton, der dem einer polierten, edlen Holzart gleicht. Andere wieder behalten ihre derbe Naturfarbe und bleiben erdfarbig braun oder mattgelb. Es scheint, daß die Kürbisgefäße durch den Gebrauch eine Art Patina erhalten, die sich besonders in einer Verschönerung und Vertiefung der Farbe ausdrückt und dem Erzeugnis schließlich das Aussehen einer keramischen Arbeit gibt. Die Zeichnungen, die öfter auch lediglich mit glühendem Messer eingeritzt werden, beschränken sich in der Hauptsache auf geometrische Muster, verraten aber nicht selten viel Geschmack und gutes Stilgefühl. Meist sind es Stäbchenmuster in verschiedenartigster Anordnung, aber auch schachbrett- und bandartige Figuren sind sehr beliebt und werden dem Material gerecht. Europäische Vorbilder machen sich nicht immer vorteilhaft geltend, doch gibt es auch schwarze Künstler, die sie stilgerecht in die heimatliche Form zu übersetzen und dadurch den Vorlagenschatz wesentlich zu bereichern vermögen.



Botanische Merkwürdigkeiten: Indischer Feigenbaum mit Luftwurzeln.

Der indische Feigenbaum, Banyan genannt, ist namentlich in den Wäldern am Fuße des Himalaja und in den Mittelgebirgen des südlichen Indien heimisch. Er wächst anfangs gewöhnlich epiphytisch auf anderen Bäumen, d. h. ohne, wie die Parasiten, aus ihnen Nahrung zu entnehmen, die er aber bald durch Umschnüren zum Absterben bringt. Von den horizontal verlaufenden Ästen gehen Luftwurzeln herab, verankern sich in dem Boden und werden so zu neuen Stämmen, die eine mächtige Laubkrone tragen. Mit der Zeit entwickelt sich aus einem Exemplar eine ganze Gruppe von Bäumen, ein Wald mit einer gemeinschaftlichen Belaubung, der den Brahmanen heilig ist. Die Früchte des Banyan sind genießbar; er liefert außerdem Kautschuk Gummilack und Bastfasern.

Vor den keramischen Erzeugnissen hat das Kürbisgefäß den unleugbaren Vorteil voraus, daß es unzerbrechlich ist; dabei besitzt es eine Leichtigkeit, die es namentlich auf der Reise zur großen Annehmlichkeit macht. Diese Eigenschaft wurde auch im Mittelalter von den Palästinapilgern schon weidlich ausgenutzt, und die damals verwandte Kürbisart führt heute noch den Namen Pilgerflasche. Auf der anderen Seite sind natürlich dem Kürbisgefäß hinsichtlich der Verwendungsmöglichkeit bestimmte Grenzen gesetzt, so daß es das irdene nur bis zu einem gewissen Grade zu ersetzen vermag. Wiederum voraus vor diesem aber hat es den Vorzug, daß seine Herstellung keiner mühseligen Handarbeit bedarf, daß der Afrikaner sein Küchengeschirr sozusagen ohne Umstände von der Pflanze abnehmen kann.



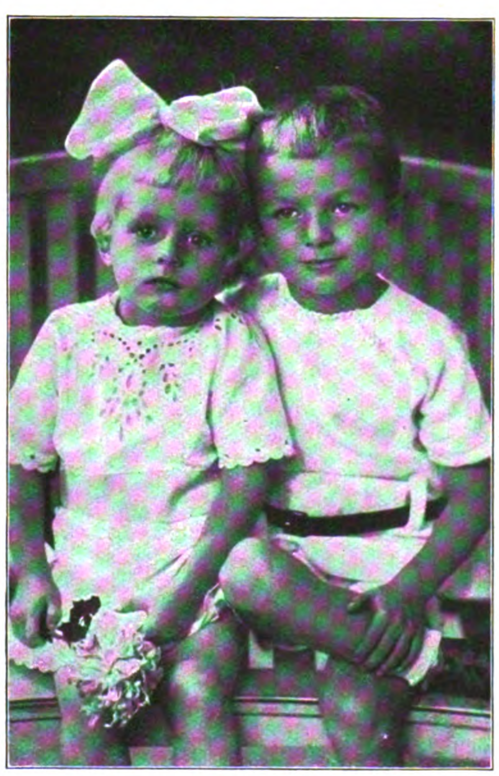


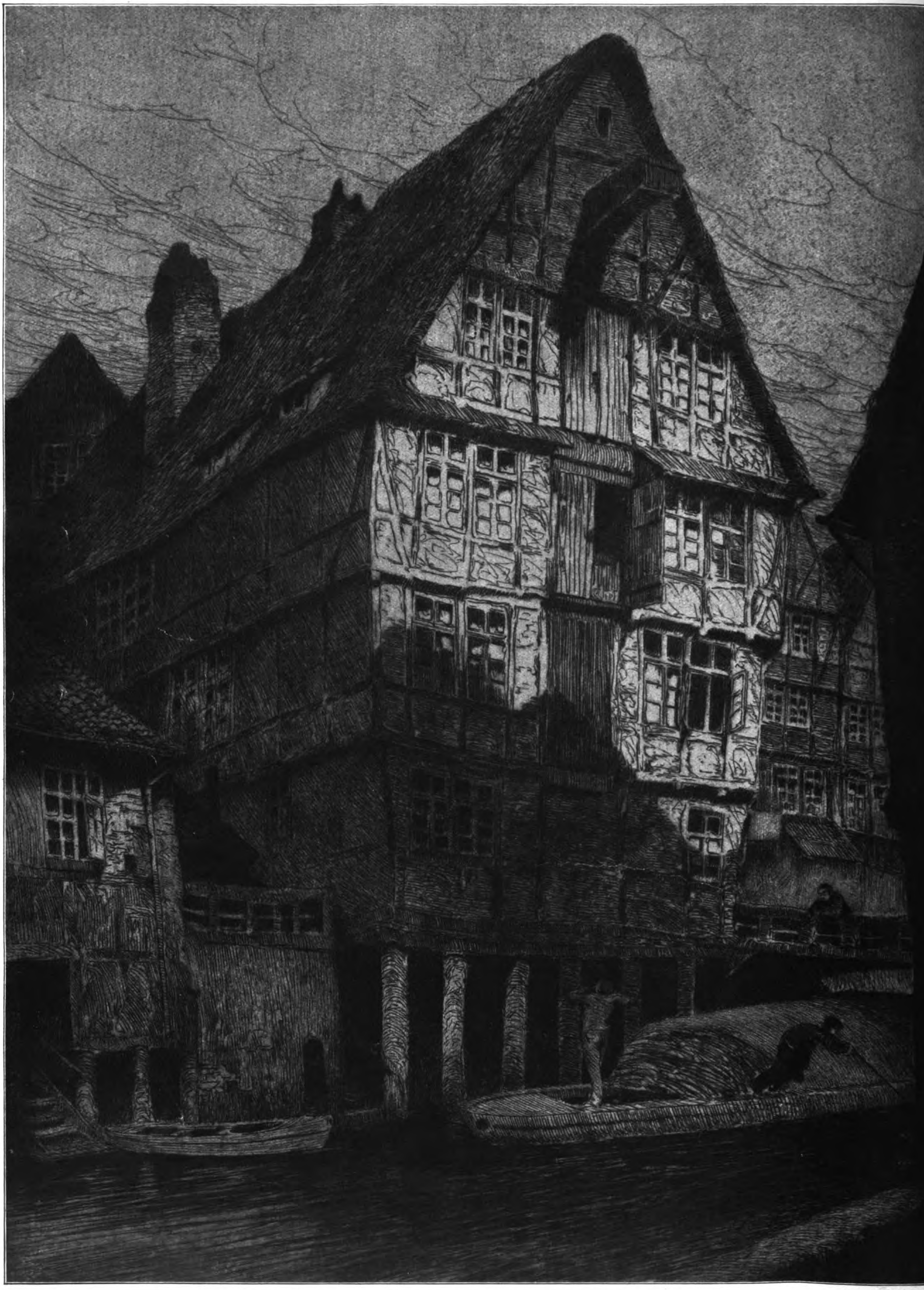




Des Hauses Sonnenschein.

(Aus den Einsendungen für unser Preisausschreiben „Das schöne Kind" für die Weihnachtsnummer 1921.)

Der alte Speicher. Nach einer Originalradierung von Otto Hunte.

Mit Genehmigung des Verlags Walter Petersen in Harburg.

Herrn Felix Spielmanns Hausdamen

Roman von Helene v. Mühlau.

(4. Fortsetzung.)

Auch sie trug eine Reisetasche in der Hand, wie weiland Fräulein Margot es getan hatte, und wieder war ein Dienstmann zur Stelle, der ihren Gepäckschein in Empfang nahm.

Spielmann wagte nicht, dieser Dame seinen Arm anzubieten, und als er etwas sagen wollte, fühlte er, daß der Hals ihm zugeschnürt war; er brachte kein Wort hervor.

Sie trug dunkle Kleider und einen kleinen, pelzbesetzten Hut. Ihr Gesicht war schmal und streng. Ob sie schön oder unschön war, konnte Spielmann nicht unterscheiden. Es gibt ja Menschen, deren Äußeres eine bestimmte Bezeichnung nicht verträgt; man kann sie nur nach dem Geistigen, was aus ihnen herausleuchtet, beurteilen. Aber das *eine* hatte Spielmann sofort im ersten Augenblick erfaßt: Behaglich war diese hier nicht, und ein schönes heimisches Sichgehenlassen würde es in deren Gesellschaft wahrscheinlich nicht geben!

Der Chauffeur, der aus einem herrschaftlichen Haushalt zu Spielmann gekommen war, verneigte sich respektvoll vor der fremden Dame, die den glänzenden Wagen mit Wohlgefallen zu mustern schien. Sie stieg ein, der Dienstmann kam, und Spielmann war schon im Begriff, den Platz neben ihr einzunehmen. Aber da krampfte sich sein Herz in einer ganz unsinnigen Angst zusammen — er trat zurück — schlug die Wagentür zu und schwang sich auf den Sitz neben dem Chauffeur.

Das Auto hielt vor dem Garten, dessen Bäume ihre Äste schwarz und traurig in die Luft hineinstreckten. Von dem Hause sah man nur die dunklen Umrisse und ein paar erleuchtete Fenster; die Tür öffnete sich, und die weißbeschürzte Trude sprang die Treppe, die zum Garten führte, hinab. Sie sagte ein sehr freundliches „Guten Tag“ und erhielt ein Kopfnicken zur Antwort. Die Reisetasche in der Hand, kehrte sie, der Dame und Herrn Spielmann folgend, ins Haus zurück.

„Der Kaffeetisch steht bereit!“ sagte Spielmann und öffnete die Tür zum Eßzimmer. Aber die Dame bat, ob sie nicht zuvor in ihr Zimmer gehen und sich ein wenig zurechtmachen dürfe.

„Ja, natürlich — natürlich!“ antwortete Spielmann und stieg mit ihr in den oberen Stock. Ein leises Freudegefühl war in seinem Herzen; er hoffte auf irgendeinen Ausdruck des Beifalls, des Staunens oder zum wenigsten der Befriedigung, wenn sie das wunderschöne Zimmer, das für sie bestimmt war, erblickte. Aber keine seiner frohen Erwartungen fand Erfüllung. Sie war weder erfreut noch enttäuscht. Er blickte fassungslos in ihr unbewegliches Gesicht. Was war das für eine Frau! Züge, wie aus Stein gemeißelt. Kühl die Augen, der Mund herb, fast verkniffen. Ein Frösteln lief ihm den Rücken hinab.

„Ich danke Ihnen, Herr Spielmann; ich werde in einer Viertelstunde unten sein!“

Der Chauffeur brachte die Koffer hinauf; Trude klopfte an. Sie fragte, ob sie beim Auspacken behilflich sein dürfe — der vorigen Hausdame habe sie auch geholfen.

„Ja, Sie können die Kleider in den Schrank hängen!“, und sie schloß den Koffer auf.

Auch in Trude war ein Frösteln, aber sie ließ sich so schnell nicht entmutigen.

„Leider ist ja die erste Hausdame, die wir hatten, so bald wieder fortgegangen; sie hat sich doch verlobt, mit einem Freund vom Herrn Spielmann hat sie sich verlobt. Der Herr Spielmann war sehr traurig darüber, aber er hat im Grunde selbst die Schuld gehabt. Denn er hat die Bekanntschaft ja vermittelt — und überhaupt — — —“

„Bitte, wollen Sie nur antworten, wenn ich eine Frage an Sie richte. Ich liebe es nicht, Indiskretionen zu hören!“

Groß und starr sah Trude zu der Dame auf, die mit hartem, strengem Gesicht vor ihr stand. Das Bündel Wäsche, das sie in den Händen hielt, fiel zur Erde. Sie raffte es hastig wieder auf und warf es auf die Kommode, dann war sie zur Tür hinaus. Weinend kam sie in der Küche an.

Herr Spielmann, der in unbehaglicher Stimmung unten in der Diele gestanden hatte, sah sie vorübersausen, ahnte nichts Gutes und folgte ihr in die Küche nach. Als er sie heftig weinen sah, löste er ihr die Hände vom Gesicht.

„Das ist aber eine, Herr Spielmann, die Sie da ins Haus gebracht haben — nee — um alles in der Welt nicht — mit der will ich nichts zu tun haben!“

„Ja, aber wieso denn? Warum denn? Was ist denn geschehen?“ drang Spielmann in sie.

„Ein Drachen ist sie — eine Bösartige! Eine von denen, die zu unsereins von oben herab tun und einen zum Sklaven machen möchten. Nee, soviel sag' ich Ihnen jetzt schon, Herr Spielmann, wenn die bleibt, dann bleib' ich nicht! Da stehen Sie nur vor einem Entweder-Oder!“

Dem armen Spielmann tropfte der Schweiß von der Stirn — das Herz schlug ihm schwer gegen die Brust. Das, was das Mädchen herauspolterte, das war auch seine eigene Empfindung. Diese Fremde, die da im Begriff stand, sich in seinen Zimmern häuslich niederzulassen, die war nicht seine Freundin, sondern seine Feindin. Das hatte er so im Instinkt — in der Witterung. Dennoch versuchte er zu trösten.

„Was hat sie denn gesagt, Trude, daß Sie so außer sich sind?“

„Was sie gesagt hat? Ich soll den Mund halten, hat sie gesagt — nur reden, wenn sie was fragte — und angesehen hat sie mich dabei — nee, diesen Blick werde ich zeit meines Lebens nicht vergessen!“

„Still, da kommt sie. Trude, seien Sie gut und bringen Sie ihr den Kaffee!“ Er ließ einen Zwanzigmarkschein in ihre Hand gleiten. „Ich laufe mal schnell zu Herrn Häuslein herüber, zum Abendbrot bin ich wieder da. Wahrscheinlich werd' ich ihn mit herüberbringen.“

Trude trocknete ihre Augen; sie öffnete der Hausdame die Tür zum Eßzimmer und stellte die Kaffeekanne auf den Tisch.

„Der Herr ist ausgegangen!“ sagte sie kurz und ging hinaus.

Die Hausdame sah sich im Zimmer um und staunte. Es war alles von einer geradezu verblüffenden Pracht und Kostbarkeit in diesem Hause. Das paßte nicht recht zu dem Manne, der der Besitzer war. Sie schüttelte den Kopf, als sie einen der schweren silbernen Kaffeelöffel in der Hand hielt. „Alles so neu, alles so verirrt — man findet den Zusammenhang nicht. Es ist die neue Zeit — dieses wilde Intermezzo — es ist . . .“ Aber dann schwieg sie und stützte den Kopf auf die Hand — und wie sie so dasaß — in traurige Betrachtungen vertieft, der erst so kurz versunkenen Vergangenheit gedenkend, war auch nicht der leiseste Zug von Stolz und Hoffart mehr in ihrem Gesicht. Nur tiefe Trauer — nur völlige Hoffnungslosigkeit sprach jetzt aus ihren Mienen.

„Na ja — da haben wir ja die Kiste!“ sagte Häuslein nicht ohne Schadenfreude zum ganz beklommen dastehenden Spielmann. „Erst große Töne anschlagen von unbefugter Einmischung in deine eigensten Angelegenheiten, und dann, wenn die Pleite da ist, ist der dumme, plumpe Häuslein gut genug, um herauszuhelfen! Also, eine ganz Gefährliche ist sie — eine, vor der man das Graulen kriegt. Da bin ich denn doch neugierig. So leicht ist mir noch keine vom andern Geschlecht unter die Finger gekommen, vor der ich das Hasenpanier ergriffen hätte!“

„Also, du kommst mit, Häuslein? Du willst mir den Gefallen tun?“

„Hab' ich jemals eine Bitte, die du an mich richtetest, abgeschlagen?“ fragte Häuslein anzüglich. „Du mußt nur ein paar Augenblicke warten, bis ich mich standesgemäß zurechtgemacht habe.“

„Eile ist ja nicht notwendig!“ beschwichtigte Spielmann. „Sie sitzt einstweilen noch beim Kaffee, und es ist Zeit, wenn wir zum Abendbrot drüben sind.“

Die Hausdame war inzwischen ins Nebenzimmer, in den Salon, gegangen und stand eine geraume Weile vor dem lebensgroßen Ölbild der verstorbenen Frau Minna Spielmann. Als sie Trude im Eßzimmer hantieren hörte, trat sie zu ihr hin und fragte, wen das Bild darstelle.

„Die Frau vom Herrn Spielmann!“ sagte Trude kurz und setzte geräuschvoll das Kaffeegeschirr auf das schöne neue Tablett, das sie hereingebracht hatte.

„Sie ist erst vor zwei Monaten gestorben?“ fragte die Dame weiter, und der ohnehin erregten Trude stürzten bei dieser Erinnerung die Tränen aus den Augen.

„Ja, vor zwei Monaten erst, und unser Herr ist zu Tode unglücklich gewesen, und das ist begreiflich. Das war eine gute Frau, unsere verstorbene Frau Spielmann, die hatte was über für solche, die für sie arbeiteten. Immer mit vollen Händen kam die nach Hause, wenn sie in der Stadt gewesen war. — Aber — aber ich soll ja nicht sprechen, wenn ich nicht gefragt bin — —“ und sie stürzte laut weinend hinaus.

Die Dame blickte ihr kopfschüttelnd nach. Wie mußte die Herrschaft dieses Hauses sein, wenn ein Mädchen solche Sprache führte! — Sie gelangte dann in das große Arbeitszimmer des Herrn Spielmann, das, wie alles andere hier im Hause, in kostbarer Neuheit erglänzte. Prächtig waren die geschnitzten Möbel, die Bibliothek vor allem, die fast eine ganze Wand einnahm. Prächtige weiche Teppiche auf dem Boden und unter diesen Teppichen ein Bezug von rotfarbigem Tuch. Auf dem breiten Diplomat stand eine herrliche Bronze, einen Arbeiter mit erhobenem Hammer darstellend; von den Wänden leuchteten anscheinend künstlerische Gemälde aus dunklen, vornehmen Rahmen hervor. Woher dieser Herr Spielmann solches Verständnis für wirkliche Vornehmheit hatte? Wie ihm das nur gelungen war, all diese Dinge zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen?

Es war schön und elegant hier im Hause, das ließ sich nicht leugnen — aber irgend etwas fehlte — irgend etwas, was man sich selbst so einfach nicht klarmachen konnte. Vielleicht war es das allzustark durchdringende Gepräge der Neuheit, das störend wirkte — vielleicht hatten all diese Kostbarkeiten ein unbewußtes Leben in sich und fühlten sich nicht wohl an dem Ort, an den sie verpflanzt waren. Man soll doch nicht einfach von Dingen, die aus Holz, Metall, Stoff und irgendwelchem Material verfertigt sind, annehmen, daß sie ganz ohne Leben, ohne eigene Seele seien. Man erprobe doch nur einmal, wie ein und dasselbe Bild sich an der oder jener Wand ausnimmt!

Aber zu solchen Grübeleien hatte die Dame, die in dieses Haus gekommen war, weil das harte Leben ihr die Existenzmöglichkeit geraubt hatte, jetzt nicht die innere Ruhe. Sie hatte den Wunsch, auch die Wirtschaftsräume in Augenschein zu nehmen. Sie trat in die Küche ein und blickte sich um.

Trude, die mit einem Buch auf einem Stuhl gesessen hatte, sprang auf und warf der Eintretenden einen feindseligen Blick zu.

„Das ist mein Reich!“ sagte sie dann kurz und schnippisch. „Hier hat niemand was zu suchen. Der Herr Spielmann engagiert seine Hausdamen für sein Haus und nicht für die Küche — und wenn er sie doch für die Küche engagiert, dann gehe ich eben fort. In die Küche lasse ich mir nicht hereinsprechen!“

Das Gesicht der Dame hatte sich erst gerötet und war dann schneeweiß geworden. Sie kehrte sich auf dem Absatz um und stieg die Treppe hinan. Das Herz war ihr schwer. Sie setzte sich ans Fenster ihres Zimmers und blickte in den Garten hinaus. Hoffnungslos wie da draußen die schwarzen Äste der kahlen Bäume war das ganze Leben geworden; es gehörte wohl übermenschliche Kraft dazu, es zu meistern!

Die Nacht zog nieder; unten im Hause wurden Stimmen laut, Türen klappten. Von der Küche her zog der Duft von gebratenem Fleisch bis hier oben hin. Dann waren Schritte auf der Treppe — man klopfte an.

„Sie sollen zum Essen kommen!“ rief Trude ins Zimmer hinein, und die Frau mit dem schweren Herzen stieß einen leisen Seufzer aus, aber sie folgte der rauhen Aufforderung.

Unten in der Diele verbeugte sich ein nicht mehr junger, gut gekleideter Mann vor ihr. „Häuslein ist mein Name!“ sagte er, und der Herr dieses Hauses, der Besitzer all der neuen Kostbarkeiten, die sie vorhin in den verschiedenen Räumen gesehen, der stand neben diesem Häuslein in der Haltung eines Menschen, der an sich ängstlich ist, der aber sofort Mut für drei hat, wenn er eine Hilfe gefunden hat. Für die lebenskluge, gewandte Frau war es unschwer zu erkennen, daß sie sich hier in einer feindlichen Atmosphäre befand. Es war keine geringe Aufgabe, hier den rechten Ton zu finden. „Gnädige Frau haben eine gute Reise gehabt?“ fragte Häuslein in gemessenem Ton, nur um die Peinlichkeit des Schweigens zu unterbrechen, und sie antwortete mit kurzem Dank. Ja, sie hatte eine gute Reise gehabt! —

„Trude, ist das Essen fertig?“ rief jetzt Spielmann in die Küche hinein.

„'n kleinen Augenblick noch Geduld, Herr Spielmann — bitte!“ rief Trude zurück, und Spielmann pfiff leise vor sich hin.

Häusleins Blicke ruhten forschend und zweifelnd auf der Gestalt der fremden Dame. Ja, „vornehm“ war die in des Wortes wahrster Bedeutung, und ein flüchtiges Mitleid stieg in ihm auf. Das mochte solchen Damen was kosten, so einfach von ihrem Piedestal herunter zu müssen und irgendwo in einem fremden Hause Dienste zu tun — besonders wenn sie nicht mehr so jung und elastisch waren wie das reizende Fräulein Margot. Die hatte natürlich in den ersten Tagen ihres Hierseins auch ihre Kämpfe zu bestehen gehabt — aber dann hatte sie doch Fuß gefaßt und wäre todsicher geblieben, wenn dieser verliebte Doktor ihr nicht in den Weg gelaufen wäre. Aber diese hier — nein, die sah nicht aus, als ob sie mit sich spaßen ließe.

„Haben gnädige Frau schon die Räume besichtigt,“ begann er wieder eine Unterhaltung, „und haben sie nicht dero Wohlgefallen erregt?“

Ein halb fragender, halb empörter Blick aus stahlgrauen Augen traf ihn da — so ein Blick, den er haßte, der alles Böse und Hämische in ihm entfachte.

„Wohnen Sie auch in diesem Hause?“ fragte sie dagegen und erhielt die Antwort:

„Habe nicht das Vergnügen — aber ich bin täglicher Gast bei meinem Freunde Spielmann und vertrete dessen Interessen wie meine eigenen.“

Das Gesicht der Dame verfärbte sich wieder, aber nun kam Trude mit dem Tablett, und Spielmann saß schon am Tisch und verzehrte Sellerieslangen, die er für sein Leben gern mochte.

Die Dame wartete, daß ihr ein Platz angewiesen würde, und Spielmann sah zu Häuslein hinüber.

Sie gaben sich heimlich ein Zeichen und wiesen ihr dann das Kopfende des Tisches an.

„Trude, 'ne Flasche Mosel!“ rief Spielmann dem Mädchen nach, „und gehen Sie in die Garage, und sagen Sie dem Chauffeur, daß er in 'ner halben Stunde den Aga vorfährt; wir wollen in die Stadt! — Bitte —“ Er schob der Dame die große Schüssel mit Schnitzeln hin.

Sie nahm, aber es war ihr ganz unmöglich, etwas zu essen. Die Feindseligkeit, die hier in der Luft lag, wuchs. Dieser andere, der ihr gesagt hatte, daß er täglicher Gast bei Spielmann sei, sah mit einem infamen Blick zu ihr hin. Von dem war Gutes nicht zu erwarten. Der andere — nein, die Augen des Eigentümers dieses Hauses, die hatten nichts Böses, hatten sogar eine gewisse Wärme, aber im Augenblick war er aufgestachelt — trug Grimm und Auflehnung in sich, und die fremde Frau ahnte und wußte, daß sie es hier mit einem Stimmungsmenschen zu tun hatte, der maßlos in seinen Affekten werden konnte.

Zu ihrem Entsetzen auch sah sie, daß er zu wiederholten Malen statt der Gabel das Messer zum Munde führte, und daß er die Speisen mit starkem Schmatzen verzehrte. Wann zuerst der Gedanke in ihr aufwachte, daß ihres Bleibens in diesem Hause nicht sein konnte, das wußte sie nachher selber nicht mehr, aber je weiter dieses Mahl vorschritt, um so mehr festigte sich diese sehr niederdrückende Erkenntnis in ihr und ließ die nahe Zukunft grauenvoll und drohend vor ihr auferstehen.

Zum Schluß brachte das Mädchen ein geradezu verblüffendes Omelett herein, verblüffend seiner Größe, aber auch seiner inneren Beschaffenheit wegen. Die Dame vermochte es, einige Bissen davon zu verzehren; der Rest wurde ziemlich gleichmäßig unter den beiden Freunden geteilt.

Von draußen tönte jetzt der wohlgestimmte Dreiklang der Autohupe ins Zimmer. Spielmann sprang auf. „Bist du bereit, Häuslein?“

Auch der erhob sich ohne Entschuldigung.

„Trude, auf alle Fälle 'ne Flasche kalt stellen!“ Spielmann rief es von der Tür und zur Küche hin, dann sagte er, zu der Dame gewandt, ein kurzes „Guten Abend“ — desgleichen tat Häuslein, und eine Minute später hörte man das Ankurbeln des Motors, den Hupenklang, und der Wagen sauste davon.

Den Kopf in die Hand gestützt, saß die fremde Frau vor dem halb abgedeckten Tisch. Sie gehörte nicht zu denen, die bei Schmerz und Enttäuschung leicht die lösende Träne zur Hand hatten. Es gehörte viel dazu, um ihr Auge zu feuchten. Aber an diesem Abend, in dieser Stunde mußte sie sich Gewalt antun, um Herr ihrer selbst zu bleiben.

Trude kam wieder herein, und als sie die Fremde in dieser bekümmerten Haltung dasitzen sah, milderte sich ihr Sinn. Sie konnte nicht anders, sie mußte Zorn und Milde immer gleich einen Ausfluß verschaffen, und nun war aller Zorn aus ihrem Herzen heraus, und die Milde trat an dessen Stelle.

„Haben gnädige Frau Kopfschmerzen?“ fragte sie. „Gnädige Frau haben ja gar nichts gegessen!“ Und die Dame, wie wenn sie ein total anderer Mensch geworden wäre, antwortete in einer fast schüchternen Weise:

„Ja, der Kopf schmerzt mich etwas! Ich werde bald zur Ruhe gehen!“

„Ja, da haben gnädige Frau ganz recht, und ich werde ein paar Zitronenscheiben bringen. Ja — und wenn ich noch was sagen darf — unser Herr Spielmann, der ist wie weiches Wachs — mit dem kann man anfangen, was man will, aber man muß nur die richtige Art finden. Sonst wird er bockig und rennt einfach weg. Wenn er sich aber wohl fühlt, dann krümmt er niemand ein Härchen und ist furchtbar üppig. Sie glauben nicht, mit was der unsere erste Hausdame alles überschüttet hat! Er ist doch ein so furchtbar reicher Mann — kann sein Geld gar nicht mehr zählen!“

Es war der armen vornehmen Frau ebenso qualvoll, das Mädchen anhören zu müssen, wie es einem fein musikalischen Menschen qualvoll sein mag, wenn er auf einem kostbaren Flügel plumpe, verständnislose Hände sich bewegen sieht. Aber sie war zu müde und zu zermürbt, um sich noch auflehnen zu können.

„Es wäre freundlich, wenn Sie mir die Zitronenscheiben bringen wollten!“ sagte sie sanft, erhob sich und stieg die Treppe hinan.

Die beiden in ihrem Agawagen rissen Witze über die „Vornehme“, der sie zeigen wollten, daß solche Art von Vornehmheit heute ein überwundener Standpunkt war — daß heute nur und nur das Geld noch maßgebend war.

„Nicht vierzehn Tage!“ sagte Spielmann großartig und doch sehr jungenhaft und warf sich dabei in die Brust. „Nicht vierzehn Tage seh' ich das mit an — und das sag' ich dir, Häuslein, die nächste, die lasse ich sich erst persönlich vorstellen; ich hab' nicht Lust, mir auch nur 'ne einzige Stunde meines Lebens durch einen fremden Menschen, der sich anmaßt, in meinem Haus prätentiös aufzutreten, vergällen zu lassen. Die Nächste nehm' ich nur nach persönlicher Bekanntschaft.“

„Wart' mal noch 'n paar Tage ab!“ riet Häuslein. „Vielleicht ändert sie sich!“ Aber Spielmann wollte nichts davon wissen.

„Und wenn sie sich ändert — so, wie ich mir eine wünsche, wird sie doch nicht. Ich will was Behagliches, was, womit man nett schwatzen und auch mal einen Witz reißen kann. Sonst lieber überhaupt keine! Hab' ich mein Geld, um mir damit mein Leben vergällen zu lassen — oder hab' ich 's, um es mir angenehm zu gestalten?“

„Natürlich zu letzterem Zweck!“ gab Häuslein zu. „Aber nu' laß mal gut sein für heute abend, Spielmann. Da sind wir an unserer neuen Klause angelangt, und wenn ich nicht irre, stehen da schon die zwei reizenden blonden Kätzlein und gucken sich die Augen nach uns aus!“ —

Niemand weiß es vielleicht ganz und voll einzuschätzen, was ein stolzer, von seinen alten Gewohnheiten und Vorurteilen noch nicht befreiter Mensch zu leiden hat, wenn er versucht, den Riesenkampf, den bittere Notlage ihm aufnötigt, tapfer auszukämpfen.

Diese starre, im Gleichmaß des früheren Lebens vielleicht gedankenlos hochmütige Frau, die in das Haus des reich gewordenen Felix Spielmann gekommen war, mußte in den sieben Tagen, in denen ihre Standhaftigkeit über Seelennot, Trauer, Verzweiflung und Empörung siegte, durch alle sieben Höllen gehen, die uns im ewigen Liede ausgemalt sind. An jedem Abend legte sie ihr Haupt, schwer von Sorgen und Kummer, auf das seidenweiche Leinen ihres schönen Lagers — an jedem Abend rang sie sich durch zu neuen Vorsätzen, die „ertragen“ und „ausharren“ hießen, und an jedem neuen Morgen geschah da wieder etwas, was ihr das Blut zu heißer Empörung, zu Zorn und Wut aufpeitschte.

Und Felix Spielmanns Herz hatte sich in dieser Zeit mit einem Eisenpanzer umgürtet. Er fühlte — oder vielleicht witterte er nur den Hochmut, die Geringschätzung seiner Persönlichkeit, die in Kopf und Herzen dieser Dame aus der einstmals großen Welt wohnten, und das ertrug er nicht. Alle Weichheit war aus seiner Seele heraus — alles, was an Ritterlichkeit und Großmut in ihm war und ihn so gern und so reichlich gutmachen ließ, was er durch sein Wesen verfehlt hatte — all das hatte ihn jetzt ganz und gar verlassen. Er war nichts als ein tölpelhafter, derber, unmanierlicher und gieriger Mensch, dessen abstoßende Art, vor seinem Teller zu sitzen, etwas Groteskes an sich hatte, und dessen Sprache gewöhnlich und darum verletzend klang.

„Häuslein, sag' mir 'n Weg, wie man sich von so einer vornehmen Bettelprinzessin befreien kann. Du hast sie mir eingebrockt, Häuslein. Nun sieh zu, wie du sie auf gute Art herausbugsierst!“

„Immer dein Hausknecht und Stiefelputzer, wenn es dir so in deinen Kram paßt!“ höhnte Häuslein und freute sich im stillen, daß er dem armen Teufel mal wieder eine Gefälligkeit erweisen durfte, denn er hatte einen ganzen Sack voll Wünschen, für die er gern etwas als Gegenleistung gab. Es bot sich denn auch bald Gelegenheit, und zwar an einem Unglückstage, an dem auch die von Stimmungen geplagte Trude einmal wieder ungnädig auf die „Vornehme“ gestimmt war.

Die Vornehme kam die Treppe herab — Stufe um Stufe ging sie, wie jeder gewöhnliche Sterbliche in gesetzten Jahren eine Treppe hinunterzusteigen pflegt — aber Häuslein, der unten in der Diele stand, ärgerte sich über irgend etwas, in dieser Art die Treppe hinabzugehen — es stieg etwas in ihm hoch, er fühlte sich als Herr einer Situation, die ihn reizte.

„Mein Freund Spielmann wünscht, daß die Dame, die sein Hauswesen leitet, seine eigenen Wünsche etwas mehr berücksichtigt — —“ begann er scharf, und alles von Natur Ungütige und Grausame in ihm gewann die Oberhand.

„Wenn Herr Spielmann Wünsche an mich hat, so soll er mir sie doch persönlich bekanntgeben!“ antwortete die Hausdame, und das Blut stieg in ihre Wangen.

„Es genügt, wenn ich das tue. Also erstlich —“ Aber da kam es wie ein Schrei von den Lippen dieser bis in die Tiefen ihrer Seele aufgewühlten Fremden.

„Ich bin nicht gesonnen, Verhaltungsmaßregeln von Ihnen anzunehmen, mein Herr!“

Sie zitterte — ihre Hand stützte sich auf den Pfosten der Treppe. Ein schwere Nacht lag hinter ihr, eine Nacht, in der die Furchtbarkeit des Lebens in schaudererregender Gestalt vor ihr gestanden — und an deren Ende sie sich wieder gesagt hatte: Es muß sein! Nun plötzlich aber hatte dieses Muß seine Gewalt über sie verloren. Nein, das muß kein Mensch, sich mit Füßen treten lassen, sich auch die letzte Würde von rohen Mitmenschen rauben lassen. Gleichviel, was kam, wenn dieses hier zu Ende war — schlimmer, würdeloser, schmerzhafter als ein Leben in diesem Hause konnte es nicht sein!

„Ich bitte Sie — schweigen Sie — jetzt rede ich!“ sagte sie mit plötzlich wiederkehrender Ruhe, die ihr auch zugleich vornehme Unnahbarkeit verlieh. „Ich habe oft von diesen Menschen, die durch den Krieg aus dem Dunkel zur Macht gelangt sind, reden hören, ich habe auch über sie gelesen — aber ich habe nicht daran geglaubt, oder ich habe doch nur einen Bruchteil geglaubt. Nun habe ich eine der traurigsten Erfahrungen gemacht, die das Leben mir bringen konnte. Ich bin in das Haus eines Emporkömmlings gelangt — leider in das Haus eines solchen Emporkömmlings, der nicht, wie viele seines Schlages, ein gutes Herz und ein richtiges menschliches Verstehen für uns anderen, die wir zu Opfern dieses selben Krieges wurden, hat — der — —“

Niemand wußte, wie und woher Spielmann plötzlich gekommen war; er stand wie aus dem Boden gewachsen da und blickte eine Weile lang wie ein Entgeisterter in das Gesicht der Fremden.

„Die größte Tragik dieser Zeit liegt darin, daß das sogenannte Glück, oder sagen wir besser, »die Macht« zumeist in solche Hände kam, die nicht damit umzugehen wissen, deren Charakter dadurch verdorben wird, deren Herz sich verhärtet, anstatt dankbar und weich zu werden — —“

Hier schnitt Häuslein mit einem lauten „Halt!“ den Redestrom der so tief verletzten und empörten Frau durch. „»Emporkömmling« hat sie gesagt“, rief er aus und sah den Freund herausfordernd an. „»Emporkömmling«! In deinem eigenen Hause hat sie den Mut und die Anmaßung, dich einen Emporkömmling zu schimpfen!“

„Nicht »schimpfen«“! sagte die fremde Dame ruhig. „Ich habe nur den einzig richtigen Ausdruck gebraucht, der für meine Begriffe kein Schimpfwort bedeutet. Möchte das Leben Sie nie bereuen lassen, daß Sie Ihre Macht in dieser Weise gebrauchen, Herr Spielmann, und möchte nie wieder eine durch den Krieg ins Elend gestürzte Mitschwester, die ähnliche Empfindungen, wie ich sie habe, in sich trägt, sich in Ihr Haus verirren. Ich packe meine Koffer und fahre ab. Was es für mich bedeutet, diesen Rückzug ins Ungewisse anzutreten, wird Sie wenig berühren!“

Sie wandte sich um und schritt langsam die Treppe hinan.

„Und das Wort »Emporkömmling« läßt du auf dir sitzen? Dagegen wehrst du dich nicht?“ rief Häuslein laut und machte Miene, der Dame zu folgen, aber Spielmann hielt ihn zurück.

„Laß, Häuslein!“ sagte er und hielt den Freund am Handgelenk fest. „Laß, sag' ich dir!“, und sein Gesicht war ganz farblos und sah verzerrt aus.

„Das läßt du auf dir sitzen, läßt dich einen Emporkömmling schimpfen?“

Häuslein pflanzte sich breit und drohend vor Spielmann auf.

„Ich will dir was sagen, Häuslein! Wenn du noch ein Atom Freundschaft für mich hast, und wenn du Wert darauf legst, daß ich auch deine allerletzten Anliegen wieder erfülle, dann laß mich jetzt eine einzige Stunde allein; ich bitte dich inständig darum.“

Ein zweifelnder, halb ironischer, halb mitleidiger Blick traf Spielmanns Gesicht, dann schlug die Haustür hinter Häuslein zu.

An seinem schönen neuen Diplomatentisch saß Spielmann und hatte den Kopf in beide Hände vergraben. Irgend etwas in ihm hatte einen Schlag erhalten, der ihn taumeln machte. Angst vor einer unsichtbaren Gewalt war in ihm aufgewacht, eine Angst, die ihm das Herz wild gegen die Brust schlagen ließ, die ihm die Kraft des Denkens benahm.

Immer, seit dieses unsinnige „Glück“ in sein Leben gekommen war, seit alles ganz ohne sein Zutun ihm zufiel, seit jeder Wunsch sofort zu einer Erfüllung wurde — ja, immer seit dieser Zeit war da eine Stimme in ihm, die ihn warnte, die ihm zurief: „Vorsicht! Vorsicht!“ Es war ganz lächerlich, wie aufdringlich diese Stimme an manchen Tagen, zu manchen Gelegenheiten ward, und oftmals fühlte er das geradezu widersinnige Verlangen in sich aufsteigen, daß einmal wieder, ein einziges Mal nur, etwas kommen möchte, was er nicht „Glück“ zu nennen brauchte. Daß es nicht nur Menschen geben möchte, die ihm schmeichelten, die ihn entweder mit Anliegen oder mit Dankbarkeit verfolgten. Nicht solche Menschen, wie Häuslein einer war, der ihm ja auch hin und wieder mit hämischen, bissigen Bemerkungen kam, sondern einer, vor dem er Achtung haben mußte, der nichts von ihm wollte.

Und nun war da jemand gekommen und hatte ein entsetzliches Wort ausgesprochen — ein furchtbar wahres Wort — und hatte den großartigen Mut gehabt, es ihm in seinem eigenen Hause zu sagen. Eine Frau — eine von ihm für ihre Dienste bezahlte Frau hatte das entsetzliche Wort „Emporkömmling“ ausgesprochen, und eine ganze Welt von Verachtung und zugleich von tiefem Schmerz hatte dabei in ihrem Gesicht gelegen.

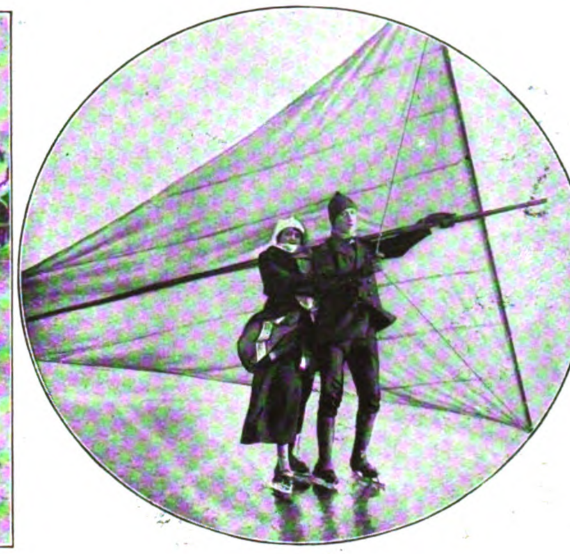
Das hatte getroffen — mein Gott, wie hatte das getroffen!

In einer Wand des Salons, von dem Gemälde seiner Minna verborgen, befand sich ein eisernes Sicherheitsfach. Es war nicht leicht auffindbar, und das war gut, denn es enthielt ganze Stöße von jenen braunen Lappen, die jetzt so ganz ohne Mühe zu ihm kamen, und die ebenso leicht wieder davonflatterten, wenn er sie nicht festhielt. Diese Stöße von Noten, die er hier verborgen hielt, die waren heimliche Ware, die das Steuerauge nicht erblicken durfte, die waren „für alle Fälle“ in diesem Versteck in Sicherheit gebracht worden. Niemand wußte darum, selbst Häuslein nicht.

(Fortsetzung folgt.)



Blick auf den infolge des strengen Winters zugefrorenen Müggelsee bei Friedrichshagen.

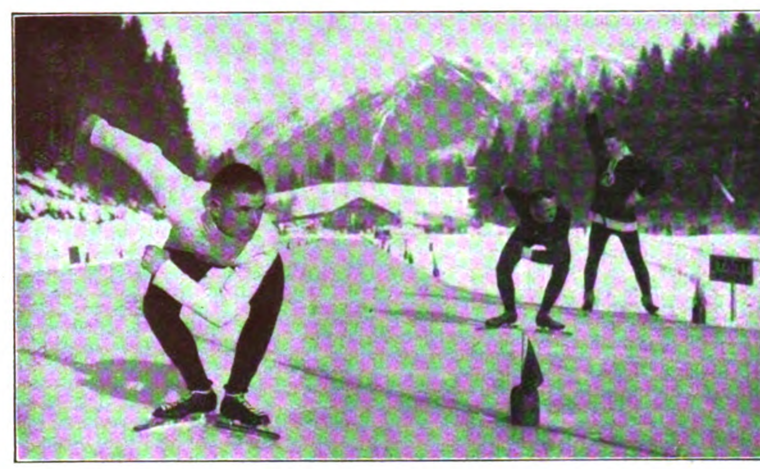


Zu Zweien mit dem Handsegel über den Müggelsee bei der Wettfahrt um den Lerche-Pokal am 29. Januar.

Der Haupttummelplatz des Eissport treibenden Berlins.



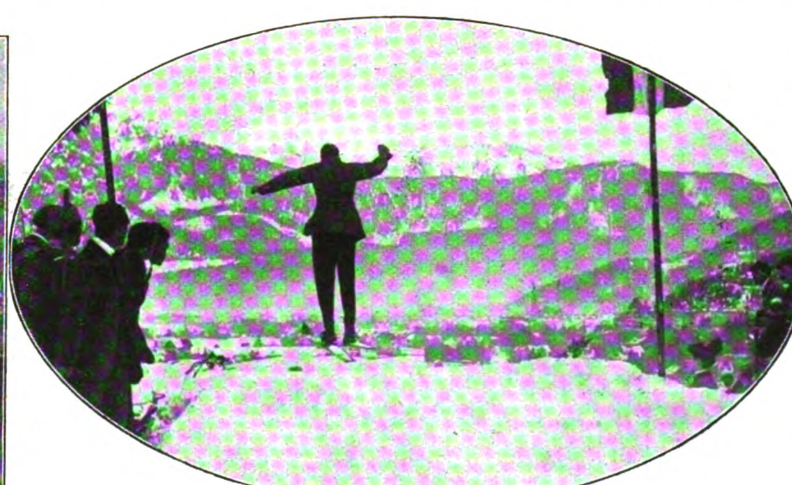
Die Schiedsrichter bei der Arbeit.



Müller-Berlin (links), deutscher Meister im Schnellaufen, Grund-Berlin (rechts), zweiter Sieger, am Start.



G. Reitmaier (München) bei einem Eissprung.



Vom Schlußtag am Sonntag, dem 29. Januar: Skiläufer im Augenblick des Absprungs von der Schanze am Gudiberg. Unten das Loisachtal, im Hintergrund die Allgäuer Berge.



Bob „Satan" (Führer Gerbrecht) kurz nach dem Start auf der neuen Bobbahn in Garmisch.



Frl. Elli Winter (B. S. C.), die Siegerin in der deutschen Kunstlauf-Meisterschaft.



Während des Eisschießens auf dem Riffersee.

Von den deutschen Winter-Kampfspielen in Garmisch-Partenkirchen.



Straße im Berliner Scheunenviertel: Drei Verbrecher bei einer Beratung.

Das dunkle Berlin.

Von Kriminalkommissar Gennat, Berlin.

Mit 7 Abbildungen nach Originalzeichnungen des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" H. Langenberg.

In die Welt der „Ganowen" führen uns unsere Bilder. Wie zahlreiche andere Ausdrücke des Verbrecherjargons, ist auch dieser dem Hebräischen entlehnt. Wörtlich übersetzt: Diebe; in weiterem Sinne: Verbrecher überhaupt. Jede Großstadt beherbergt Tausende von Menschen, die sich nicht durch reelle Arbeit, sondern auf verbrecherische Art ernähren. Ihr Gewerbe ist das Verbrechen. Demgemäß spricht man auch von „gewerbs- und gewohnheitsmäßigen Verbrechern".

Straftaten jeder Art — vom Betteln angefangen bis zum Raubmord! Ein eigenartiges Milieu; nur hin und wieder bei besonderen Anlässen blitzartig beleuchtet, dem großen Publikum fast unbekannt. Gefürchtet — Gegenstand des Grauens. Und doch voller interessanter Typen, ja, sogar reich an Humor. Eine Fundgrube für den Psychologen.

Die Verbrecher — die „Ganowen" — haben gewisse Traditionen; nicht nur in ihrem Jargon, sondern auch in ihren sonstigen Gepflogenheiten und Gebräuchen. Ein gewisser, sozusagen konservativer Zug spricht auch aus ihrer Anhänglichkeit an ihre Verkehrslokale, die „Kaschemmen". Diese sind in Berlin insbesondere im sogenannten „Scheunenviertel" in großer Zahl vertreten. Verschieden in Größe und Aufmachung, verschieden auch hinsichtlich der Art (oder besser: beruflichen Spezialität) ihrer Gäste. Es gibt z. B. ausgesprochene Taschendiebskaschemmen (Milieu: Lodz-Warschau), Kaschemmen, in denen fast ausschließlich Zuhälter und ihr Anhang verkehren, usw.



Der „Tandelmacher" — Hersteller und Verkäufer von Diebeswerkzeug.

In der Kaschemme findet der Ganowe außer leiblicher Atzung alles, was er sucht: gleichgestimmte Seelen beiderlei Geschlechts, Unterhaltung und „berufliche Förderung". Vor allem hört er die neuesten „Annoncen". Annoncen im Verbrecherjargon sind „Tips" zu Einbrüchen u. dgl. unter Mitteilung der voraussichtlichen Beute, der anzuwendenden Arbeitsmethode und des Risikos. Sie ersparen das vorherige „Ausbaldowern". Entsprechend ihrem Wert, werden sie sofort oder mit einem Anteil an der Beute honoriert.



„Flebben"-Fabrik (Anfertigung falscher Papiere) in der Kaschemme.

Auch „Tandelzeug" (Dietriche, Nachschlüssel) und „Flebben" (falsche Papiere) sind unschwer erhältlich.

Abends gehen die verschiedenen „Kolonnen" „auf die Tour"; Geschäfte aller Art, Schaufenster, Böden, Keller bieten ein reiches Tätigkeitsfeld. (Der Vielseitigkeit des Spezialistentums auf dem Gebiete des gewerbsmäßigen Diebstahls entsprechend, beschäftigen sich bei der Kriminalpolizei Berlin nicht weniger als 20 umfangreiche Dienststellen nur mit der Bearbeitung der verschiedenen Diebstahlsspezialitäten — Kriminalpolizeiliche Spezialärzte!) Ist alles gut gegangen, so wird die „Sore" (Beute) an den „Schärfer" (Hehler) veräußert. Der Ganowe hat sich „gesund gemacht". Aber wie ge-



Aus dem „Café Dalles" in der Neuen Schönhauser Straße in Berlin.



Blick auf den Spielertisch in einem Berliner Verbrecherlokal.

wonnen, so zerronnen; fröhliche Gelage in großem Kreise, ein kleines Spielchen („Lustige Sieben", „Meine — Deine") lassen den Erlös schnell dahinschwinden. Der Dalles — zugleich Spitzname für eine der besuchtesten Kaschemmen — ist wieder da, und von neuem geht der Ganowe an die Arbeit.

Dem Leser drängt sich die Frage auf, weshalb die Polizei derartige Lokale überhaupt duldet. Sie duldet 'sie einmal, weil sie keine rechtliche Handhabe hat, dagegen vorzugehen. Diese Handhabe fehlt in allen denjenigen Fällen, in denen der Kaschemmenwirt den Gästen gegenüber lediglich im Rahmen seines Gewerbes bleibt, ohne an ihren Straftaten unmittelbar oder mittelbar teilzunehmen. Dies ist aber meistens der Fall. Ist dagegen dem Kaschemmenwirt eine Beteiligung an irgendwelchen Straftaten nachzuweisen, so ist die Sachlage natürlich anders. Es kann — aber auch nur unter gewissen Voraussetzungen — das Verfahren auf Entziehung der Schankkonzession eingeleitet werden.

Aber auch ein positiver Grund spricht zugunsten der Beibehaltung der Kaschemmen. Ihr Vorhandensein bietet der Kriminalpolizei die Möglichkeit, die meistens obdachlosen und anderweit unauffindbaren Besucher, falls erforderlich, zu erreichen. Insoweit bilden sie gewissermaßen sogar ein kriminalpolizeiliches Hilfsmittel. In welcher Weise dieses Hilfsmittel benutzt wird, zeigen unsere letzten beiden Bilder. Von Zeit zu Zeit erfolgende Aushebungen sind sozusagen kriminalpolizeiliche Kontrollversammlungen in diesem Milieu. Nach bewährtem Verfahren durch besondere Beamte (auch Spezialisten) vorgenommen, gehen sie so blitzschnell vor sich, daß der Zweck ausnahmslos erreicht wird. Wenn in unserem Bilde einzelne Ganowen glauben, durch die Flucht aus dem Fenster der Fahrt nach dem Präsidium entgehen zu können, so werden sie bald gewahr werden, daß auch der Hofraum „abgeriegelt" ist. Wenige Minuten später rollt das Lastauto mit seiner von „Grünen" sorgsam gehüteten Menschenlast dem Alexanderplatz zu. Dort wird peinlichst gesichtet, und manchen Ganowen ereilt sein Schicksal.

„Er ist alle gewòrden."



„Die Hebe kommt!!" Verbrecher flüchten bei der Aushebung eines Verbrecherlokals durch das Fenster.



Die Aushebung eines Berliner Verbrecherlokals: Die festgenommenen Lokalinsassen werden durch ein Spalier von „Grünen“ und Kriminalbeamten zu dem Lastauto geleitet.

Aus Wissenschaft und Technik.

Über Gurgeln und Mundspülen. Unter Gurgeln versteht man erstens, dumpfe, knurrende Töne aus der Gurgel, d. h. aus dem Schlunde hervorbringen, und zweitens den Akt des Ausspülens der Gurgel. Das Gurgeln besteht in dem geräuschvollen, langsamen Hindurchtretenlassen der Ausatmungsluft in Blasenform durch eine bei rückwärts geneigtem Kopfe in der Tiefe zwischen Zunge und weichem Gaumen gehaltene Flüssigkeitsmenge. Diese Prozedur muß auch wie manches andere erlernt werden. Bei kleineren Kindern bleibt die Flüssigkeit meistens im vorderen Teil des Mundes. Durch Übung kann man es auch im Gurgeln zu einer Art Virtuosentum bringen. So verstehen es manche, die Flüssigkeit in den Nasenrachenraum und von dort durch die Nase nach außen zu schleudern. Doch ist diese Art des Gurgelns als allgemeine Methode nicht empfehlenswert, weil sie Gefahren für die Ohren mit sich bringt. Noch schwieriger ist das Gurgeln im unteren Rachenabschnitt, das so weit ausgebildet werden kann, daß man von einem „Kehlkopfgurgeln" spricht. Es wird nur in seltenen Fällen erlernt und ist allgemein zur Behandlung nicht anzuwenden. Was will man überhaupt mit dem Gurgeln erreichen? Man spricht von einer Reinigung und Desinfektion des Rachens. Ist diese überhaupt dadurch möglich? Mit dieser Frage hat sich schon im Jahre 1841 ein Berliner Arzt Hoppe in einem noch heute sehr lesenswerten und völlig vergessenen Aufsatz beschäftigt. Er kommt u. a. zu dem Schluß, daß die Handlung des Gurgelns in der Absicht, in der sie gewöhnlich angewandt wird, fast zwecklos ist. Denn da das Gurgeln nur auf den kleinen Raum zwischen dem Gaumensegel und dem gehobenen Zungenrücken wirkt, kann die gurgelnde Flüssigkeit zur Stärkung und Abhärtung der Mandeln und der Rachenwand nichts beitragen, da sie mit diesen nicht in Berührung kommt. Als die Erkenntnis über die Bedeutung der Bazillenträger für die Verbreitung von Infektionskrankheiten — besonders von Diphtherie und übertragbarer Genickstarre — erhöhte Bedeutung gewann, legte man sich wiederum in Berlin — im Jahre 1910 — die Frage vor, ob und inwiefern es durch Gurgeln gelänge, Infektionserreger, die durch den Mund oder durch die Nase und im Gebiete der Rachenorgane eingedrungen sind, unschädlich zu machen. Schon die Versuche von Sänger (1899) hatten gezeigt — entsprechend dem vergessenen Ausspruch von Hoppe — daß beim gewöhnlichen Gurgeln, wie wir es alle üben, die Flüssigkeit mit den hinter den vorderen Gaumenbogen liegenden Teilen überhaupt nicht in Berührung kommt. Auch Röntgenaufnahmen bei gurgelnden Personen haben erwiesen, daß die nach oben gewölbte Zunge die Gegend, in der die Mandeln liegen, überragen muß. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die Zunge sich mit ihren hinteren seitlichen Teilen mehr oder weniger fest an die Mandeln anpreßt und so verhindert, daß die Gurgelflüssigkeit mit diesen in Berührung kommt. Man muß also nach diesen Untersuchungen von Hallwachs das gewöhnliche Gurgeln in seiner Wirkung lediglich den Mundspülungen gleichstellen. Allerdings können auch durch Mundspülungen krankhafte Keime, die von außen in die Mundhöhle gelangt sind, auf einfache mechanische Art zu einem größeren oder geringen Teile wieder entfernt werden. Nach Hallwachs leistet offenbar das Einnehmen von Mahlzeiten viel mehr als solche Mundspülungen. Er rät daher dem Diphtherie- und Genickstarrkranke betreuenden Pflegepersonal, häufiger kleine Brotmengen zu verzehren, um damit etwaige Keime mechanisch aus Mund und Rachen zu beseitigen und im Magen unschädlich zu machen. Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

Die Selbsteingebung im Dienste der Persönlichkeitskultur. Schon zu Zeiten Platos war bekannt, daß man abendliche Selbsteingebungen sehr zweckmäßig verwerten kann zur geistigen Vervollkommnung. Der Glaube ist eine überaus mächtige Stütze bei allen geistigen Leistungen. Selbsteingebungen dienen zur Stärkung des Selbstvertrauens. Jede starke Vorstellung trägt in sich den Beginn ihrer Verwirklichung. Werden nun Vorstellungen in das Unterbewußtsein eingepflanzt, so keimen und wirken sie hier unablässig. Um nun die Treibkraft des Unterbewußtseins zu verwerten, benutzt man zweckmäßig den geistigen Hemmungszustand vor dem Einschlafen, um sich bestimmte Neigungen, Eigenschaften, Leistungen durch wiederholte Behauptung zu suggerieren. Wichtig ist, daß man sich möglichst scharf und plastisch das Ziel veranschaulicht. Wenn man sich gewisse Eigenschaften, Schwächen u. dgl. durch Autosuggestion abgewöhnen will, so soll man sich nicht deren Beseitigung einreden, sondern besser den Besitz der gegenteiligen positiven Eigenschaften, Fähigkeiten. Ähnlich wie die Momente vor dem Einschlafen kann man auch gelegentliche Ruheübungen während des Tages benutzen. Man legt sich bequem hin, schließt die Augen, läßt alle Muskeln des Körpers völlig erschlaffen, stellt möglichst die denkende Tätigkeit ab, konzentriert die Aufmerksamkeit völlig auf die etwas verlangsamte und vertiefte Atmung und wartet so den Zustand geistiger Isolierung ab, um dann die Eingebungen vorzunehmen. Selbst im Wachzustande kann durch häufige Wiederholung bestimmter Behauptungen ein mechanisches Einhämmern von Vorstellungen vorgenommen werden und somit die zieltreibende Kraft von Vorstellungen zu Persönlichkeitskultur ausgenutzt werden. Auf diese Art kann man beispielsweise sich suggestiv Pünktlichkeit, leichtes Aufstehen zur bestimmten Stunde, Arbeitsfreude, Leistungsfrische, gleichmäßige frohgesinnte Stimmung, Verantwortungsbereitschaft, Sicherheit des Auftretens, rasches Auffassen, festes Einprägen, treues Behalten verschaffen. Dr. Engelen, Düsseldorf.

Die Fortpflanzungsrichtung der Wellen der drahtlosen Telegraphie. In den ersten Entwicklungsjahrzehnten der drahtlosen Telegraphie hat man sich um die Fortpflanzungsrichtung der Wellen nicht viel gekümmert. In dieser Zeit ging das Bestreben dahin, die Apparate so weit zu vervollständigen, daß sich möglichst große Reichweiten ergaben. Damit ist man immer weiter gekommen, und heute sind die Reichweiten der Großstationen von einer Größenordnung, daß eine wesentliche Steigerung nur für besondere Zwecke erwünscht erscheint. Inzwischen ist aber an der feineren Ausbildung der drahtlosen Telegraphie mit großem Erfolg gearbeitet worden, und das hat zu Anordnungen geführt, die zum Teil die Wellen eine besondere Richtung einschlagen lassen oder auf der Empfangsseite Empfänger benützen, welche nur auf Wellen ansprechen, die aus einer bestimmten Richtung kommen. Vielfach sind schon im Kriege die Wellen der drahtlosen Telegraphie für die Bestimmung des Ortes von Schiffen oder Luftfahrzeugen ausgenutzt worden. Das ist allerdings nur einwandfrei, wenn erwiesen ist, daß die Wellen bei ihrem Lauf durch die zum Teil sehr großen Entfernungen zwischen Sende- und Empfangsstationen wirklich geradlinig vorwärtslaufen und nicht etwa durch Geländebeschaffen-



Die Aushebung eines Berliner Verbrecherlokals: Die festgenommenen Lokalinsassen werden durch ein Spalier von „Grünen“ und Kriminalbeamten zu dem Lastauto geleitet.

Aus Wissenschaft und Technik.

Über Gurgeln und Mundspülen. Unter Gurgeln versteht man erstens, dumpfe, knurrende Töne aus der Gurgel, d. h. aus dem Schlunde hervorbringen, und zweitens den Akt des Ausspülens der Gurgel. Das Gurgeln besteht in dem geräuschvollen, langsamen Hindurchtretenlassen der Ausatmungsluft in Blasenform durch eine bei rückwärts geneigtem Kopfe in der Tiefe zwischen Zunge und weichem Gaumen gehaltene Flüssigkeitsmenge. Diese Prozedur muß auch wie manches andere erlernt werden. Bei kleineren Kindern bleibt die Flüssigkeit meistens im vorderen Teil des Mundes. Durch Übung kann man es auch im Gurgeln zu einer Art Virtuosentum bringen. So verstehen es manche, die Flüssigkeit in den Nasenrachenraum und von dort durch die Nase nach außen zu schleudern. Doch ist diese Art des Gurgelns als allgemeine Methode nicht empfehlenswert, weil sie Gefahren für die Ohren mit sich bringt. Noch schwieriger ist das Gurgeln im unteren Rachenabschnitt, das so weit ausgebildet werden kann, daß man von einem „Kehlkopfgurgeln“ spricht. Es wird nur in seltenen Fällen erlernt und ist allgemein zur Behandlung nicht anzuwenden. Was will man überhaupt mit dem Gurgeln erreichen? Man spricht von einer Reinigung und Desinfektion des Rachens. Ist diese überhaupt dadurch möglich? Mit dieser Frage hat sich schon im Jahre 1841 ein Berliner Arzt Hoppe in einem noch heute sehr lesenswerten und völlig vergessenen Aufsatz beschäftigt. Er kommt u. a. zu dem Schluß, daß die Handlung des Gurgelns in der Absicht, in der sie gewöhnlich angewandt wird, fast zwecklos ist. Denn da das Gurgeln nur auf den kleinen Raum zwischen dem Gaumensegel und dem gehobenen Zungenrücken wirkt, kann die gurgelnde Flüssigkeit zur Stärkung und Abhärtung der Mandeln und der Rachenwand nichts beitragen, da sie mit diesen nicht in Berührung kommt. Als die Erkenntnis über die Bedeutung der Bazillenträger für die Verbreitung von Infektionskrankheiten — besonders von Diphtherie und übertragbarer Genickstarre — erhöhte Bedeutung gewann, legte man sich wiederum in Berlin — im Jahre 1910 — die Frage vor, ob und inwiefern es durch Gurgeln gelänge, Infektionserreger, die durch den Mund oder durch die Nase und im Gebiete der Rachenorgane eingedrungen sind, unschädlich zu machen. Schon die Versuche von Sänger (1899) hatten gezeigt — entsprechend dem vergessenen Ausspruch von Hoppe — daß beim gewöhnlichen Gurgeln, wie wir es alle üben, die Flüssigkeit mit den hinter den vorderen Gaumenbogen liegenden Teilen überhaupt nicht in Berührung kommt. Auch Röntgenaufnahmen bei gurgelnden Personen haben erwiesen, daß die nach oben gewölbte Zunge die Gegend, in der die Mandeln liegen, überragen muß. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die Zunge sich mit ihren hinteren seitlichen Teilen mehr oder weniger fest an die Mandeln anpreßt und so verhindert, daß die Gurgelflüssigkeit mit diesen in Berührung kommt. Man muß also nach diesen Untersuchungen von Hallwachs das gewöhnliche Gurgeln in seiner Wirkung lediglich den Mundspülungen gleichstellen. Allerdings können auch durch Mundspülungen krankhafte Keime, die von außen in die Mundhöhle gelangt sind, auf einfache mechanische Art zu einem größeren oder geringen Teile wieder entfernt werden. Nach Hallwachs leistet offenbar das Einnehmen von Mahlzeiten viel mehr als solche Mundspülungen. Er rät daher dem Diphtherie- und Genickstarrkranke betreuenden Pflegepersonal, häufiger kleine Brotmengen zu verzehren, um damit etwaige Keime mechanisch aus Mund und Rachen zu beseitigen und im Magen unschädlich zu machen. Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

Die Selbsteingebung im Dienste der Persönlichkeitskultur. Schon zu Zeiten Platos war bekannt, daß man abendliche Selbsteingebungen sehr zweckmäßig verwerten kann zur geistigen Vervollkommnung. Der Glaube ist eine überaus mächtige Stütze bei allen geistigen Leistungen. Selbsteingebungen dienen zur Stärkung des Selbstvertrauens. Jede starke Vorstellung trägt in sich den Beginn ihrer Verwirklichung. Werden nun Vorstellungen in das Unterbewußtsein eingepflanzt, so keimen und wirken sie hier unablässig. Um nun die Treibkraft des Unterbewußtseins zu verwerten, benutzt man zweckmäßig den geistigen Hemmungszustand vor dem Einschlafen, um sich bestimmte Neigungen, Eigenschaften, Leistungen durch wiederholte Behauptung zu suggerieren. Wichtig ist, daß man sich möglichst scharf und plastisch das Ziel veranschaulicht. Wenn man sich gewisse Eigenschaften, Schwächen u. dgl. durch Autosuggestion abgewöhnen will, so soll man sich nicht deren Beseitigung einreden, sondern besser den Besitz der gegenteiligen positiven Eigenschaften, Fähigkeiten. Ähnlich wie die Momente vor dem Einschlafen kann man auch gelegentliche Ruheübungen während des Tages benutzen. Man legt sich bequem hin, schließt die Augen, läßt alle Muskeln des Körpers völlig erschlaffen, stellt möglichst die denkende Tätigkeit ab, konzentriert die Aufmerksamkeit völlig auf die etwas verlangsamte und vertiefte Atmung und wartet so den Zustand geistiger Isolierung ab, um dann die Eingebungen vorzunehmen. Selbst im Wachzustande kann durch häufige Wiederholung bestimmter Behauptungen ein mechanisches Einhämmern von Vorstellungen vorgenommen werden und somit die zieltreibende Kraft von Vorstellungen zu Persönlichkeitskultur ausgenutzt werden. Auf diese Art kann man beispielsweise sich suggestiv Pünktlichkeit, leichtes Aufstehen zur bestimmten Stunde, Arbeitsfreude, Leistungsfrische, gleichmäßige frohgesinnte Stimmung, Verantwortungsbereitschaft, Sicherheit des Auftretens, rasches Auffassen, festes Einprägen, treues Behalten verschaffen. Dr. Engelen, Düsseldorf.

Die Fortpflanzungsrichtung der Wellen der drahtlosen Telegraphie. In den ersten Entwicklungsjahrzehnten der drahtlosen Telegraphie hat man sich um die Fortpflanzungsrichtung der Wellen nicht viel gekümmert. In dieser Zeit ging das Bestreben dahin, die Apparate so weit zu vervollständigen, daß sich möglichst große Reichweiten ergaben. Damit ist man immer weiter gekommen, und heute sind die Reichweiten der Großstationen von einer Größenordnung, daß eine wesentliche Steigerung nur für besondere Zwecke erwünscht erscheint. Inzwischen ist aber an der feineren Ausbildung der drahtlosen Telegraphie mit großem Erfolg gearbeitet worden, und das hat zu Anordnungen geführt, die zum Teil die Wellen eine besondere Richtung einschlagen lassen oder auf der Empfangsseite Empfänger benützen, welche nur auf Wellen ansprechen, die aus einer bestimmten Richtung kommen. Vielfach sind schon im Kriege die Wellen der drahtlosen Telegraphie für die Bestimmung des Ortes von Schiffen oder Luftfahrzeugen ausgenutzt worden. Das ist allerdings nur einwandfrei, wenn erwiesen ist, daß die Wellen bei ihrem Lauf durch die zum Teil sehr großen Entfernungen zwischen Sende- und Empfangsstationen wirklich geradlinig vorwärtslaufen und nicht etwa durch Geländebeschaffen-

heiten oder andere Einflüsse abgelenkt werden. Von A. H. Taylor sind neuerdings im Auftrag des Bureau of Standards Messungen mit Wellen von 8000 und 20000 m Wellenlänge gemacht worden, und zwar in Entfernungen von der Sendestation bis zu 300 km. Die Richtungsbestimmung wurde mit einer Braunschen Rahmenantenne ausgeführt, und zwar wurde zunächst die Richtung der etwa 60 km entfernt liegenden Station Annapolis während eines längeren Zeitraumes bestimmt. Bei dieser geringen Entfernung traten Abweichungen nur um Sonnenuntergang und bei Nacht ein. In diesen Zeiten zeigen die Lautstärken jeder Station sehr große Schwankungen, die man auf die verschiedene Jonisation der Luft und ihre starken Schwankungen und dadurch bedingte Beugung und Reflektion von Wellen zurückgeführt hat. Bei Messungen über 300 km der Zeichen der Sendestation New Brunswick ergaben sich dagegen auch bei Tage häufig sehr große Fehler. Es kamen Richtungsschwankungen von 20 Grad vor. Besonders stark waren die Richtungsschwankungen um Sonnenuntergang, wo Schwankungen bis zu 68 Grad, und um Sonnenaufgang, wo Schwankungen bis gar zu 90 Grad beobachtet wurden. Diese Schwankungen rühren unzweifelhaft von Reflektions- und Beugungserscheinungen her, und zwar in Schichten ionisierter Luft oder an Wolken oder Nebelbänken. Mit dieser Versuchsmethode ist ein neues wertvolles Mittel gewonnen, die atmosphärischen Störungen, die in der drahtlosen Telegraphie eine so große Rolle spielen, zu studieren. Zugleich ist damit auch nachgewiesen, daß die Richtungsbestimmung mit elektrischen Wellen große Fehler haben kann, und daß sie besonders um Sonnenauf- und -untergang versagt. Am Tage ist sie dagegen brauchbar. Ludwig Thor.

Hugo Schuchardt. Am 4. Februar feierte die wissenschaftliche Welt, soweit in diesen Zeiten geistiger Verwirrung noch Sinn für die Ehrung eines großen deutschen Forschers vorhanden ist, den 80. Geburtstag Hugo Schuchardts. Vor dem Kriege haben ihn viele auswärtige Akademien durch seine Wahl zum Mitglied und damit auch sich geehrt; sein Ansehen ist nicht gemindert, wenn diesmal nur der engere Kreis der deutschen Gelehrten sich um ihn scharte. Ihre Glückwünsche waren echt und herzlich. Schuchardt ist nicht nur ein Altmeister der Romanistik, er bleibt ein Großmeister der allgemeinen Sprachwissenschaft für alle Zeiten. Geboren 1842 zu Gotha, 1864 Doktor in Bonn, 1870 Privatdozent in Leipzig, wurde er schon 1873 Professor der romanischen Philologie in Halle und folgte 1876 einem Ruf nach Graz, wo er sich 1900 als Hofrat vom Lehramt zurückzog. Seither lebt er in der steirischen Hauptstadt ganz der Wissenschaft und der Pflege seiner Rosen. Seine Forschung, ausgehend vom lebenden, gesprochenen Latein, umfaßt alle romanischen und viele andere (auch außereuropäische) Sprachen, wie Albanesisch, Keltisch, Baskisch, Kaukasisch, Arabisch, Nubisch und andere mehr. Aus ihnen und ihren Beziehungen zueinander und zu den bezeichneten Dingen suchte er die Entwicklungs- und Lebensbedingungen der menschlichen Sprache überhaupt zu erforschen. Es interessierten ihn nicht bloß die Literatursprachen, sondern auch die Mundarten und selbst das Stammeln der europäische Sprachen radebrechenden Neger. So ergaben sich ihm neue Anschauungen über Sprachverwandtschaft und Sprachmischung; er fand auch vielfach neue Wege und durfte hoffen, bis zum Sprachursprung selbst vorzudringen und mit der letzten, schwierigsten Frage zu ringen, wie und in welchen Ausdrucksformen der Mensch der Urzeit überhaupt zur Sprache kam. Derart gestalteten sich aus seinen vielen Büchern, Abhandlungen und zahllosen Beiträgen (an 700 Nummern) immer deutlicher die „Umrisse eines Gebäudes von einheitlichem und eigenem Stil". Univ.-Prof. Dr. M. Friedwagner.

Thomas Alva Edison. Am 11. Februar vollendet Edison sein 75. Lebensjahr. Will man das Werk seines Lebens überblicken, so steht man vor einer schwierigen Aufgabe. Eine sensationslüsterne Presse hat sich in einem Umfang, der selbst für amerikanische Verhältnisse als ungewöhnlich bezeichnet werden muß, der Person dieses Erfinders bemächtigt; sie hat die Grenzen seiner tatsächlichen Leistungen verwischt. Schält man aus der Summe und dem Wust von Nachrichten das heraus, was ihm wirklich als Verdienst zugeschrieben werden muß, so möchten wir hier zunächst zwei Dinge vorwegnehmen, die in der Menge seiner so zahlreichen Patente nicht enthalten sind. Zunächst hat er der Welt durch die Gestaltung seines Lebens gezeigt, daß Fleiß und zäher Eifer auch unter ungünstigen Verhältnissen zum Ziele führen. Vom Zeitungsjungen ist er zur Berühmtheit emporgestiegen. Dann aber ist es sein weiteres Verdienst, der Welt die Augen darüber geöffnet zu haben, daß der augenblickliche Vorteil meist der geringste ist. Jahre seines Lebens und ganze Vermögen hat er der Ausgestaltung seiner Erfindungen geopfert; in Wellenbewegungen ging das Schiff seines Lebens auf und nieder, aber nie hat er es von dem fernen Ziele weg- und dem nächsten sicheren Hafen zugelenkt. Nicht der Vorteil, der sich ihm bot, war es, der ihn lockte, sondern der, den er erstrebte. Der Siegeszug der elektrischen Glühlampe hat zuerst seinen Namen in aller Mund gebracht. Der Phonograph, der sich rasch die Welt eroberte, lenkte von neuem die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn. Es folgte der leichte Akkumulator, der aber trotz vielfacher Vorzüge den Bleiakkumulator bis heute nur teilweise zu verdrängen vermochte. Eine Erfindung, der gerade jetzt in den Zeiten der Weltwohnungsnot besondere Bedeutung zukommen dürfte, ist das „gegossene Haus", ein Verfahren, Bauten unter Verwendung einer sehr flüssigen und leicht erstarrenden Betonmasse rasch aufzuführen. Es ist natürlich unmöglich, alle die zahlreichen Patente und Erfindungen Edisons aufzuzählen. Zu ihrer Verwertung hat er eine ganze Anzahl von Gesellschaften gegründet. Auch besitzt er ein eigenes, großartig eingerichtetes Laboratorium, in dem er den größten Teil seines Lebens verbringt, wie er sich überhaupt von jeher durch einen merkwürdigen Hang zur Einsamkeit ausgezeichnet hat, der nicht zum geringsten Teil die Ursache der zahlreichen über ihn verbreiteten Märchen und Fabeln bilden mag. Dr. Albert Neuburger.

Aus dem Lande der massiven Brückenbauten. Das Vogtland war von jeher ein wichtiges Durchgangsgebiet für die Handelswege von Franken nach Sachsen und Thüringen und weiter nach dem norddeutschen Tieflande. Die Weiße Elster war dabei wegweisend für diesen Verkehr, doch besitzt sie an mehreren Stellen ein derart von Felsen eingeengtes Tal, daß die Fahrstraßen auf die benachbarten Höhen verlegt werden mußten. In gleicher Weise wählte die Hauptlinie der Eisenbahn Leipzig-Reichenbach-Plauen-Hof nicht den Weg durch das Elstertal, sondern sie zog es vor, in großem Bogen von Plauen aus die westlichen Höhen zu erreichen. Das gebirgige Terrain machte für den Bau dieser Linie im Jahre 1846 bis 1851 die Konstruktion der Göltzschtalbrücke bei Mylau und der Elstertalbrücke bei Jocketa erforderlich, die heute noch als Wunderwerke der Technik gelten. Sie sind beide aus Ziegelstein erbaut und benötigen an ihrer der Witterung ausgesetzten Außenseite fortgesetzte Ausbesserungen, so daß man bei ferneren Brückenbauten im Vogtland anderes Baumaterial wählte. Schon die Syratalbrücke im Zuge der Linie Plauen-Eger baute man 1872 aus Grünstein (Diabas); dies ist ein vulkanisches, eisenhaltiges, oft sehr hartes Steinmaterial, das den Boden des Vogtlandes weithin bedeckt. Die guten Erfahrungen, die man damit gemacht, führten zu dem Entschluß, auch den großen Syratalviadukt in der Stadt Plauen massiv zu konstruieren, und zwar griff man zu dem Theumaer Fruchtschiefer, der sich ausgezeichnet als Baumaterial bewährt, da er wenig wasseraufnahmefähig ist und daher fast gar keine Veränderung im Laufe der Zeit erleidet. Der Bogen des Viaduktes hat bei 19 m Höhe die ansehnliche Spannweite von 90 m, die lange Zeit von keinem anderen massiven Brückenbau der Welt erreicht wurde. Die Herbeischaffung der Theumaer Schiefer war derart zeitraubend und kostspielig, daß man den Plan faßte, durch eine Bahnverbindung die Gegend von Theuma an die Hauptlinie des Vogtlandes anzuschließen. Im Verfolg dieses Planes entstand nun im Jahre 1921 die neue 100 m lange Eisenbahnbrücke bei Klein-Friesen östlich Plauen, die in ihrer Konstruktion erstmalig in Deutschland zu finden ist. Das aus Theumaer Fruchtschiefer aufgeführte Bauwerk selbst ist nur in 3 m Breite hergestellt; die darauf befindliche Beton-Wanne kragt auf beiden Seiten je 1 m über das Bauwerk hinaus, um das volle erforderliche Profil, welches die Reichseisenbahn vorschreibt, zu erhalten. E. Kaiser.

Für die Frauenwelt.

Phantasie ... Ich kannte einmal einen kleinen Jungen, der stellte auf dem Korridor der elterlichen Wohnung eine Fußbank und zwei Stühle zusammen, setzte sich dann auf das Fußbänkchen und hieb mit einer kleinen Peitsche in die leere Luft hinein. „Aber was machst du denn hier?“ fragte seine Mutter verwundert, als wir den also dekorierten Flur betraten. „Ich spiele Bierwagen!“ sagte der Junge ganz stolz und hatte glänzende Augen dabei. Die junge Mutter lachte hellauf: „Aber Hans, du hast ja gar keine Pferde vor deinem »Wagen« und auch keine Bierflaschen darauf!“ Da erlosch der Glanz in den Augen des kleinen Knaben, und er sagte halb trotzig, halb traurig: „Ach, geh du nur wieder ins Zimmer, Mama; du verstehst das nicht.“ — Dieses altkluge Wort des Jungen gab mir zu denken. Du verstehst das nicht ...? Er hatte recht, der Kleine. Wir Großen sind ja leider viel zu nüchtern geworden, um die Phantasien des Kindes noch begreifen zu können! Mehr oder minder freilich. Manch einer hat doch wohl noch etwas herübergerettet ins spätere Leben von der reichen, beglückenden Phantasiewelt des Kindes, die mit ganz geringen Hilfsmitteln sich große, eigene Werte schaffen kann. O wohl dem Menschen, der in zähem Festhalten sich die Fähigkeit zu erhalten gewußt hat, mitten im praktischen, nüchternen, unerbittlichen Alltagsleben sich immer einmal von seinen phantasievollen Träumereien überfluten und erquicken zu lassen! Wenn das Leben ihn hart anfaßt, seine Wünsche unerfüllt läßt, seine Hoffnungen zerstört, wenn die Welt um ihn herum ihn schal und freudlos dünkt, dann kann er *in* sich eine neue Welt aufbauen, ein ureigenstes, reiches Innenleben, das seine Phantasie mit tausend bunten Blüten und goldigen Lichtern schmückt, das ihn entschädigt, das ihn beglückt. Ottomar Enking, der feine Seelenkenner, schreibt einmal von einem seiner Romanhelden: „... Das war seine einzige Rettung: Von der Welt des Wirklichen ab. War es ihm nicht vergönnt, auf Erden leibhaftig das Wesen zu finden, das er suchte — in Gedanken hatte er es, und darauf konnte er stolz sein. Seine Phantasie war mächtiger als alle Wahrheit, in ihr gab es keine Enttäuschung, wie im Leben. Alle die um ihn herum hingen am Wirklichen, sie hatten nichts, wenn es ihnen am Wirklichen gebrach. Er aber brauchte das Wirkliche nicht, er hatte mehr — Reineres, Höheres.“ — Und an anderer Stelle: „... und man besitzt nur ewig, was man einmal in den Tempel des Traumhaften geborgen hat.“ Alles Wirkliche kann uns genommen werden; nur unsere Träume und Phantasien sind uns ein unzerstörbarer Besitz. In ihm kann der ärmste Mensch reich sein. In ihm gibt es keine Unmöglichkeiten. Viel reicher und stärker aber, als die Phantasie des erwachsenen Menschen sein kann, ist die Phantasie des Kindes. Das tritt im kindlichen Spiele so oft zutage. Man soll sich freuen, wenn die Kinder mit starker Phantasie begabt sind. So kann man doch hoffen, daß sie es auch in späteren Jahren einmal vermögen, sich mitten im verwirrenden Lärm der hastenden, nach materiellen Gütern jagenden Welt ein Eigen- und Innenleben aufzubauen, das mit den ernsten Forderungen des Alltags gar nichts zu tun hat, und aus dessen Tiefen nur leise in stillen Stunden die Glocken der Seele herausläuten ... *Käthe Kunze.*

Küchengewächse als Modeblumen. Wer die Mode kennt und ihre Launen und seltsamen krausen Einfälle verfolgt, wird auch die Mode der Küchengewächse als Kleiderschmuck nicht allzu verwunderlich finden. Irgendeinmal war ja immer eine Zeit und wird auch immer eine Zeit sein, die das heute Gewöhnliche oder heute Unglaubliche zum Neuen schuf oder ins Alltägliche herabziehen wird. Und das ist ja auch gut so, denn damit bleibt der Wechsel das Dauernde in unserem Kulturleben. — Einmal war es also wirklich modern, Mohrrübenblättersträußchen an der Brust zu tragen, besonders aber an Stelle der die Mode schon zum Überfluß begleitenden Straußenfedern an die Hüte zu stecken. Es war in England zur Regierungszeit der Königin Elisabeth und hatte auch seinen besonderen Grund. Gerade um diese Zeit hatten nämlich die Holländer, die schon damals geschickten Gemüsegärtner, den Engländern die ersten Mohrrüben gesandt, denn in England kannte man die Mohrrübe nicht, weil sie nicht wie bei uns im wilden Zustande vorkam. Als nun die englischen Damen das zarte und schön geformte Blätterwerk — und es ist zart und schön, man betrachte es nur einmal! — der neuen Pflanze sahen, da kannte ihr Entzücken keine Grenzen: die frischgrünen Fiederchen mußten ihre Sommerhüte schmücken und wurden zwischen die Spitzenfalten der Seidenmieder versenkt, und die eigenartige Mode hielt sich denn wirklich eine Zeitlang; wenigstens so lange, als der Mohrrübe der Reiz des Neuen anhaftete. Eine gewisse Vorliebe für die zierlichen Wurzelblätter haben die Engländer übrigens heute noch, und da und dort kann man Mohrrübenblättersträuße sogar als Kaminschmuck entdecken. Nur wenige Jahrzehnte später wurde in Frankreich ein anderes Küchengewächs zur Modeblume: die unscheinbare, aber gleichwohl liebliche Erbsenblüte. Freilich war aber die Erbse damals in Frankreich auch ein so kostbares Ding, daß die ersten jungen Erbsen, die jedes Frühjahr aus Holland anlangten, immer mit Gold aufgewogen wurden. Wenigstens erzählt Savarin, daß das erste Gericht grüner Erbsen dem Feinschmecker in der Regel auf 800 Frank zu stehen kam. Die grüne Erbse war also ein ausgesprochenes Modegericht. Zudem war sie das Lieblingsessen des Königs. Diese Gründe waren nun natürlich triftig genug, um die Erbse auch zur Modeblume zu erheben, und so kam es denn, daß man anfing, sich mit Erbsenblüten zu schmücken. Aber die kleinen Schmetterlingsblüten wirkten so gar nicht kostbar, sie strömten keinen Duft aus und glänzten in keiner Leuchtfarbe. Also war es denn auch nur eine Eintagsmode, die ebenso schnell, wie sie aufgekommen war, wieder vergessen wurde. Kein halbes Jahrhundert später brachte man, und zwar wiederum am französischen Hofe, eine andere Nutzpflanze in die Mode. Diesmal verfolgte man mit der neuen Mode sogar einen nützlichen Zweck. Kurz vorher hatte Parmentier, ein Apotheker, den die Kriege seiner Zeit nach Deutschland geführt hatten, die Einführung der Kartoffel, die im deutschen Nachbarland schon ziemlich viel angebaut wurde, versucht. Hatte versucht, sie als Nahrung für die Armen der Großstadt einzuführen, als Ersatz für das Brot, jene schreckliche Mischung aus Schrotkorn, trockenen Wurzeln und Moos, die fast die einzige Nahrung ungezählter Menschen bildete. Anfangs wurde Parmentier für seine Bestrebungen bis zur tätlichen Mißhandlung angefeindet; dann aber nahm sich Ludwig XVI. mit warmer Teilnahme der Idee Parmentiers an. Und da er sein Volk kannte, tat er das, was das beste war, Fremdes zum Einheimischen zu machen: er ließ an der Hoftafel einfach jeden Tag und auf kostbaren Silberschüsseln — gekochte Kartoffeln auftragen. Die „Pommes de Terre en robe de chambre“. Und dann eines Abends, bei einem großen Hoffeste, trug der König an seinem gold- und edelsteinfunkelnden Festkleid und die Königin in der gepuderten Lockenfrisur je ein Sträußchen von zartlila Kartoffelblüten. Von diesem Augenblick an war die Kartoffelblüte die große Mode, wurde Parmentier, der unermüdlich seine Kartoffeln weitergepflanzt hatte, der gesuchteste und umschmeicheltste Mann von Paris, weil er der einzige war, der der Modedame und dem Salonhelden die Modeblume liefern konnte. Doch auch die Kartoffelblüte blieb nur eine Eintagsmode, aber sie hatte immerhin einer guten Sache gedient, denn schließlich kam man eben doch so weit, daß die zuerst so angefeindete Kartoffel zum Volksgericht wurde, zum rechten unentbehrlichen Alltagsessen. — Noch ein Küchenkraut gesellt sich zur Reihe jener bescheidenen Schmuckpflanzen, und noch dazu ein ganz besonders unscheinbares, nämlich die — Petersilie. Freilich, als modischer Schmuck, so wie die Mohrrübenblättchen, die Erbsen- und Kartoffelblüten, kam sie nie in Betracht, denn wer sich mit ihr schmückte, tat es gewöhnlich nicht in eitler Freude, sondern in tiefer Trauer, im Gedenken an ihre symbolische Bedeutung der äußerlichen Kundgabe eines Unglücks. Diese Bedeutung besaß sie bei den alten Griechen. Beim Trauermahl durfte das Petersiliengericht nicht fehlen; der Tote selbst wie auch sein frisches Grab mußten mit Petersilie bestreut sein, und wer seine Trauer auch äußerlich so recht zeigen wollte, der schmückte seine Trauergewänder noch mit Petersilienlaub. Aber zu gleicher Zeit wurde das Kräutlein trotz seiner todestraurigen Bedeutung doch

auch eifrig zum Würzen aller möglichen anderen Gerichte benutzt, schmückte man sich auch beim fröhlichen Mahle bisweilen mit dem Kranz aus den feingezackten Blättchen oder hängte ihn als malerischen Schmuck an die Eingangssäulen des Hauses.
M. A. v. Lütgendorff.

Literatur und Kunst.

Neue Romane. Aus der Weihnachtshochflut belletristischer Neuerscheinungen heben sich die Werke jener namhaften österreichischen Erzähler, die der Verlag Staackmann, Leipzig, betreut, als eine Insel für sich heraus. Bei ihnen begegnet man einer hochgesteigerten Kunst der äußeren Form, die von gesundem Ethos getragen wird und sich deshalb kaum je in artistischen Formspielereien verliert. Vieles vom Besten dessen, was man einst mit Stolz zum Kern und Wesen des Deutschen rechnete, lebt im dichterischen Schaffen dieser österreichischen Erzähler fort. Kein Wunder, daß sich viele heute aus ihren Werken Trost und Erhebung holen. Rudolf Hans Bartsch, der Eleganteste unter ihnen, greift in seinem Roman „Seine Jüdin" das heikle Rassenproblem auf und behandelt es mit vorbildlicher Mischung von Objektivität und Temperament auf seine eigene reizvolle Weise. In der Ehe zwischen Christ und Jüdin läßt er die Unvereinbarkeit der beiden entgegengesetzten Wesensarten sich mit dramatischer Steigerung auswirken und weiß dabei die Sympathien des Lesers doch nach beiden Seiten zu binden. Aus dem Einzelfall steigt die Tragik eines Volksschicksals auf. Ähnliches hat Franz Karl Ginzkey in seiner Erzählung „Rositta" noch knapper, zarter, feinfühliger gestaltet. Er behandelt im Thema der unglücklichen Liebe des deutschen Malers zur heißblütigen Italienerin die Tragödie der unstillbaren deutschen Südlandssehnsucht und hat seinen schwermütig leidenschaftsdunkeln Liebesgesang in das köstliche Gewand einer klassisch wohllautenden Darstellungskunst gehüllt. Der heiße Schmerz um verlorenes deutsches Land strömt mitreißend durch R. Hohlbaums Roman „Grenzland", der das Martyrium der Deutschen im schönen, von den Tschechen vergewaltigten Sudetenlande erschütternd zeichnet und damit zugleich den typischen Fall des deutschen Grenzlandes in unserer Zeit vor der Welt anklagend aufrichtet. Solche aufwühlende Bücher, von Dichtern, nicht von Aktualitätsausbeutern geschrieben, tun uns not, damit wir nicht abgestumpft in unserem Elend versinken! Not tun auch solche andere, wie „Königin Heimat" von Rudolf Greinz, in denen das Hohelied auf die kräftespendende Heimat, allen zerstörenden Gewalten, Profitgier und Genußsucht zum Trotz, gesungen wird. Nebenbei: das Motiv der auswandernden Tiroler Sängergesellschaft wird hier wohl zum ersten Male dargestellt. Mit Rudolf Haas' Roman „Der Alte vom Berge" betreten wir dann das Gebiet der österreichischen Kleinstadt, in der jene deutschen Pracht- und Vollnaturen einsam, aber aufrecht und allen in Not Befindlichen ein Trost wohnen, die Haas mit unermüdlicher Liebe schilbert. Geht er mehr auf das Suchen der großen inneren Goldwerte aus, die abseits von der großen Heerstraße zu finden sind, so ist es Karl Hans Strobl in seinem Kleinstadtroman „Die alten Türme" mehr um das Aufstöbern jener putzigen Sonderlingshumore zu tun, die in den alten Winkeln und dunklen Gassen der deutschen Kleinstadt ihr schnurrig-behagliches Wesen treiben. Jean Paul und Wilhelm Raabe schauen ihm zu dabei und lächeln ob seinen Entdeckungen. Der bedeutende Spezialist historischer Romane Adam Müller-Guttenbrunn erfreut seine Gemeinde schließlich mit dem Abschluß seines großen Lenau-Romans, dessen dritter Band „Auf der Höhe" die ergreifende Katastrophe des geistigen Zusammenbruchs des unglücklichen Dichters auf farbenglühendem kulturgeschichtlichen Hintergrund bringt. — Neben diesen Österreichern begegnet man als verwandter Natur dem Norddeutschen Rudolf Heubner, der in seinem Roman „Der verhexte Genius" eine phantastische Episode aus dem Leben des genialen Musiker-Dichters E. T. A. Hoffmann in grotesk-romantischer Form aufzucken läßt. Paul Burg setzt in „Zwei Eisen im Feuer" seine kulturgeschichtliche Romanreihe interessant fort mit den Schicksalen des Erbauers der ersten deutschen Eisenbahnen. Das Buch ist ein Hymnus auf deutschen Erfindergeist und deutsche Pionierarbeit. T. H. Meyers „Film" führt ebenfalls hinein in die Welt der Technik, aus der er ganz neue romantisch-phantastische Möglichkeiten zu aufregendsten Erlebnissen verdichtet. In das Sonnenland der Kindheit ist endlich Otto Ernst geflüchtet mit seinem neuen Roman „Hermannsland". Hier erwachen seine besten Kräfte; man folgt ihm mit Vergnügen, wenn er schmunzelnd von den Streichen seiner Helden berichtet, und träumt sich zurück in glücklichere Zeiten. Auch in diesem guten Buch steckt ein Stück liebenswerten Deutschlands.
Dr. Egbert Delpy.

Zu Diedrich Speckmanns 50. Geburtstage. Am 12. Februar vollendet der Heideschriftsteller Diedrich Speckmann sein fünfzigstes Lebensjahr. Da werden seine zahlreichen Freunde gern sein gedenken, dankbar für schöne, besinnliche Stunden, für die Bereicherung ihres Innenlebens mit einer Fülle heimatfester Gestalten und lebensvoller Naturbilder. Wenn ein Schriftsteller ohne besondere Reklame, ohne „große" Presse, in knapp zwei Jahrzehnten mit einigen stillen, feinen Büchern fast eine Million Gesamtauflage erreicht, ungerechnet mehrere Übersetzungen in fremde Sprachen, wenn seine Lesergemeinde ihm treu bleibt, ja ständig wächst, auch in den völlig veränderten Zeiten, dann muß sein Lebenswerk echt sein. Ganz echt ist Speckmann in jedem Wort. Nichts Gemachtes stört; überall gibt er sich selbst, seine tiefe, reine Art und stellt gleichzeitig in höchster Sachlichkeit eigenlebige Personen hin, läßt ebenso Heide, Moor und Marsch ihre Eigenart naturfrisch ausströmen. Es ist „kleines" Leben, fern der Großstadt, noch in ursprünglicher Verwachsenheit mit dem mütterlichen Heimatboden oder — dem der Scholle sich entwachsen Wähnenden als notwendiger Fortschritt kommend — in bewußter Wiederanheftung an diese seine Lebenswurzel. Und doch groß, weil es wahres Menschenschicksal ist, zum Miterleben zwingend und dadurch von tief reichender Wirkung. Das Erstlingswerk, „Heidjers Heimkehr" (1904), schlicht und warm, atmet wohltuende Fröhlichkeit und Harmonie. Ähnlich geschlossen in der Stimmung, überwältigend durch den Kontrast

zwischen schwerstem Lebensdruck und sieghaft sich durchringendem Drang nach oben, „Das goldene Tor“, eine rein innerlich erfaßte Jugendentwicklung. Dorfleben in allen Schattierungen, fein erlauscht, warm empfunden, anschaulichst geschildert, bieten die Erzählungen „Heidehof Lohe“, „Erich Heydenreichs Dorf“, „Der Anerbe“. Ganz anders „Die Herzensheiligen“, Erinnerungen, aufwachend in schönen Sommerferien, wenn der Alltag entschwindet, zart und innig gegeben. Die Nachkriegswerke „Heidklause“ und „Neu-Lohe“ sind wie Selbstbesinnung und Aufbaubeitrag des verwundet aus dem Felde Heimgekehrten. Was in allen Büchern so anzieht, ist die seltene Vereinigung von jugendfrischer, kerniger Kraft mit warmem, weichem Gemüt. So spiegeln sie ihres Urhebers gewinnende Persönlichkeit wider. Wer mit diesem kerndeutschen Mann in seinem mit eigenem Geschmack ausgestatteten Heim in Fischerhude oder gar in der trauten Heidklause gemütliche Stunden in vertraulichem Gespräch, das er bald urwüchsig derb, bald witzig, aber nie oberflächlich, stets anregend führt, zugebracht hat, weiß, daß da eine der Quellen sprudelt, aus denen unser Volk Gesundung trinken kann, im Besinnen auf seine tiefsten Werte.

K. Wentz.

Dies und das.

Oberst Gaelzer-Netto. Der Bundespräsident der Vereinigten Staaten von Brasilien, Dr. Epitacio da Silva Pessoa, belegierte im Einvernehmen mit dem Minister Dr. Simões Lopes vor etwa einem Jahre den Obersten Gaelzer-Netto in besonderer Mission als Bundeskommissar Brasiliens nach Mitteleuropa. Oberst Gaelzer-Netto, schon vor dem Kriege mit den Verhältnissen der ehemaligen deutschen und österreichischen Monarchien aufs genaueste vertraut und der deutschen Sprache bis zur Vollkommenheit mächtig, nahm seinen Amtssitz in Berlin und organisierte von da aus die Verteilung der Liebesgaben, die in Brasilien für die darbende Bevölkerung Deutschlands und Österreichs freiwillig aufgebracht wurden und weiter gesammelt werden. Der Zentralausschuß dieser Liebesgabensammlung Brasiliens in Rio de Janeiro, ebenso der General Pedro Osorio, der größte Reispflanzer Brasiliens, stellte dem Obersten Gaelzer-Netto große Mengen von Nahrungsmitteln zur Verfügung, die dieser unter

Beihilfe des Roten Kreuzes an die darbenden Schichten der Großstadtbevölkerung Deutschlands und Österreichs verteilte. Die geschickte und sympathische Art, mit der der Bundeskommissar Brasiliens seine Aufgaben auf europäischem Boden durchführt, haben ihm die besondere Anerkennung und das bereitwilligste Entgegenkommen der deutschen und österreichischen Behörden eingetragen, die in ihm zwar den patriotischen Brasilianer, aber auch den Politiker und Menschenfreund von weitschauendem Blick und warmem Herzen kennen und achten. Der Bundespräsident Brasiliens hat mit der Auswahl des Obersten Gaelzer-Netto für seine nicht immer leichte Mission in den mitteleuropäischen Ländern der Nachkriegzeit, wo politischer Takt besonders erforderlich ist zu einer reibungslosen Erledigung der Geschäfte, einen glücklichen Griff getan und dadurch hervorragend zur Wiedererstarkung der früheren guten Beziehungen zwischen Brasilien, Deutschland und Österreich beigetragen.

Das moderne Gesicht. Im Rahmen einer Betrachtung, die versucht, die Abhängigkeit der Dinge von weltumfassenden Einflüssen zu analysieren, sollte auch einem Kapitel Raum gegeben werden, das ein diffiziles Thema: das „moderne" Gesicht, behandelt. Um die richtige Einstellung diesem etwas parador erscheinenden Sujet gegenüber zu gewinnen, ist es nicht unwichtig, festzustellen, daß man „Mode" nicht allein mit der Mode der Bekleidung identifizieren darf. Das Charakteristikum der Mode, gewissen Dingen eine zeitlich begrenzte, ausgeprägte Tendenz und Form zu geben, erscheint nicht nur innerhalb der Grenzen der Toilettekunst. Auch weniger konkrete Faktoren können modisch betont sein, wie denn Mode im großen ganzen ja nur äußerliche Formgebung für ideologisches Auswirken ist. Die Mode ist immer abhängig vom Grad der Moral, gemessen am allgemein anerkannten, konventionellen Maßstab; sie steht in bedingtem Verhältnis zu Eros und Ethos der Zeit. Dazu kommen die weitgehenden Einflüsse politischer und wirtschaftlicher Konstellationen. Warum sollten sich Zeichen der Zeit, die resultieren aus intuitiven Regungen und verstandesgemäßer Überlegung, nicht auch im Gesicht des Zeitgenossen ausprägen; ihn, ganz abgesehen von individueller Note, nicht zeittendenziös, also modisch, typisieren? Die Menschen aller Zeiten haben ihr Gesicht gehabt. Wer sich einmal der Mühe unterzieht, in alten Stichen zu blättern, wird für jede Epoche einen nur ihr

eigenen Gesichtsausdruck konstatieren können, wird für jeden Abschnitt der Weltgeschichte den typischen Ausdruck des Gesichts finden. Ganz abgesehen von jeder kostümlichen Formgebung hat das Gesicht selbst eine besondere Prägung. Diese Tatsache wird man schon an irgendwelchen wahllos herausgegriffenen Beispielen erkennen können. Im Ausdruck der Phönizier liegt zweifellos religiöser Kult, der ihr Leben kennzeichnet. Sie unterscheiden sich um ein gewaltiges von den Zeitgenossen Christi. Und man wird zugeben, daß die Menschen des Dreißigjährigen Krieges in schärfstem Kontrast zu den Sentimentalen des Rokokos stehen. Unsere Zeit, die mehr und mehr materialisiert wird, verlangt durch verschärften Kampf um die Existenz einen ungeheuren Aufwand an Energie. Die zwingend notwendige Treffsicherheit jeder Überlegung, die dem Gefühlsmäßigen entgegengesetzte Schärfe der Logik, das blitzartige Erfassen und Beherrschen jeweiliger Situation und — man verzeihe eine nackte Wahrheit — die Dekadenz moralischer Anschauung (mag sie auch nur einen vorübergehenden Rückfall bedeuten), das alles findet unleugbaren und — unverlöschlichen Ausdruck im Gesicht unserer Zeitgenossen. Dieses Konglomerat verschiedenster Faktoren bildet also letzten Endes einen Typ, den Typ der Zeit. Werden einmal andere Triebkräfte, die die Mode der Zeit machen, ihren Einfluß ausüben, so wird auch das Gesicht anderen Ausdruck haben.

Hanns Looser.

Die Bevölkerungszahlen der europäischen Länder. Die Einwohnerzahlen der Länder Europas hat jetzt das Statistische Reichsamt nach der Aufteilung Oberschlesiens festgestellt. Das Deutsche Reich hat hier ein Gebiet verloren, das nach der letzten Volkszählung 980 296 Einwohner zählte. Die Bevölkerung des Reiches, die am 8. Oktober 1919 59 857 283 betrug, hat sich durch Einwanderung und Geburtenüberschuß inzwischen anf rund 62 Millionen vermehrt. Übertroffen wird Deutschland nur von Rußland, das in Europa 101 Millionen Einwohner zählt. Dann folgen Großbritannien, vorläufig mit Irland, mit 47,3 Millionen und Italien mit 39,5. Es hat Frankreich mit nur 39,2 überholt. Der Zuwachs von fast 2 Millionen, den Frankreich durch die Einverleibung von Elsaß-Lothringen erhalten hat, ist hierin eingeschlossen. Ohne ihn würde Frankreich gegenüber 1914 einen erheblichen Rückgang der Einwohnerzahl zu verzeichnen haben. Zu diesen fünf großen

Ländern kommen fünf mittlerer Größe mit 10 bis 30 Millionen: Polen 29, Spanien 20, Rumänien 15,4, Jugoslawien 14,5 und die Tschechoslowakei 13,6 Millionen. Alle übrigen Länder sind zu den kleinen Staaten zu rechnen: Belgien 7,62, Ungarn 7,48, Niederlande 6,84, Deutschösterreich 6,13, Portugal 5,96, Schweden 5,81, Griechenland 5,60, Bulgarien 4,86, Litauen 4,80, die Schweiz 3,89, Finnland 3,33, Dänemark 3,27, Norwegen 2,45, Estland 1,75, Lettland 1,73, die Türkei in Europa 1,25, alle übrigen Länder 1,57 Millionen.

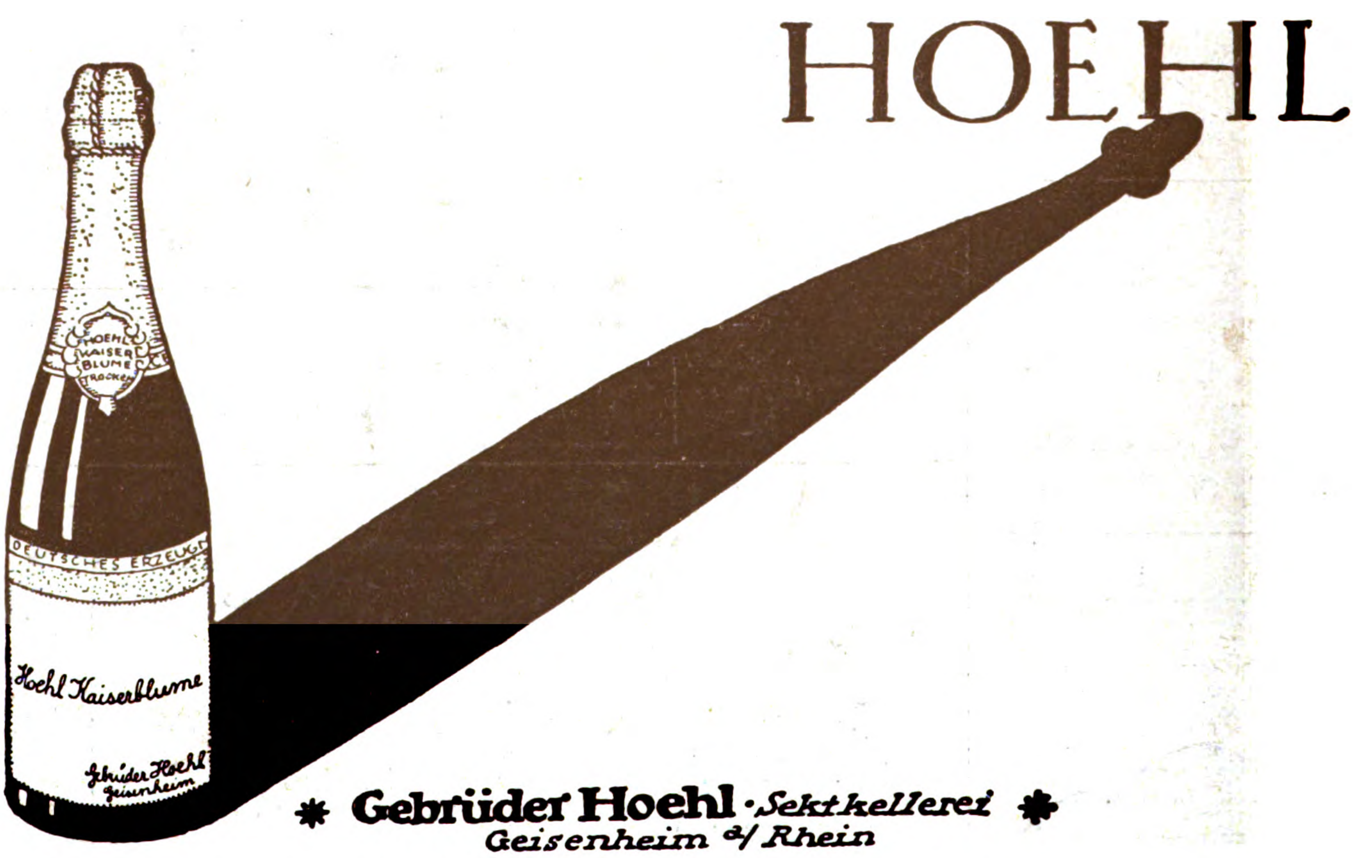
Eisenbahnfahrpreise in Österreich. Am 1. Februar ist in Österreich eine abermalige Erhöhung der Personentarife um 200 Proz. in Kraft getreten. Die Fahrt Wien—Innsbruck kostet jetzt im Personenzug 8736, im Schnellzug 13104 Kronen.

Hamburgs Schiffsverkehr. Das Statistische Amt in Hamburg gibt die Zahl der im Jahre 1921 in Hamburg angekommenen Schiffe mit 8633000 gegen 15073000 t im Jahre 1913 an. Die ausgehenden Schiffe sind für 1921 mit 9494096 t gegen 14440026 t im Jahre 1913 angegeben. Somit hat der Hamburger Hafen im vergangenen Jahre zwei Drittel seines Vorkriegsstandes erreicht.

Wieviel trägt die Eisdecke? Bei einer Eisstärke von 4 cm kann eine Person von mittlerem Gewicht die Eisdecke betreten. In einer Stärke von 8 cm ist das Eis für Soldaten in Reih' und Glied passierbar. Bei einer Stärke von 11 bis 16 cm trägt das Eis Tiere und leichte Geschütze. Bei 40 cm und größerer Stärke widersteht das Eis den schwersten Lasten.

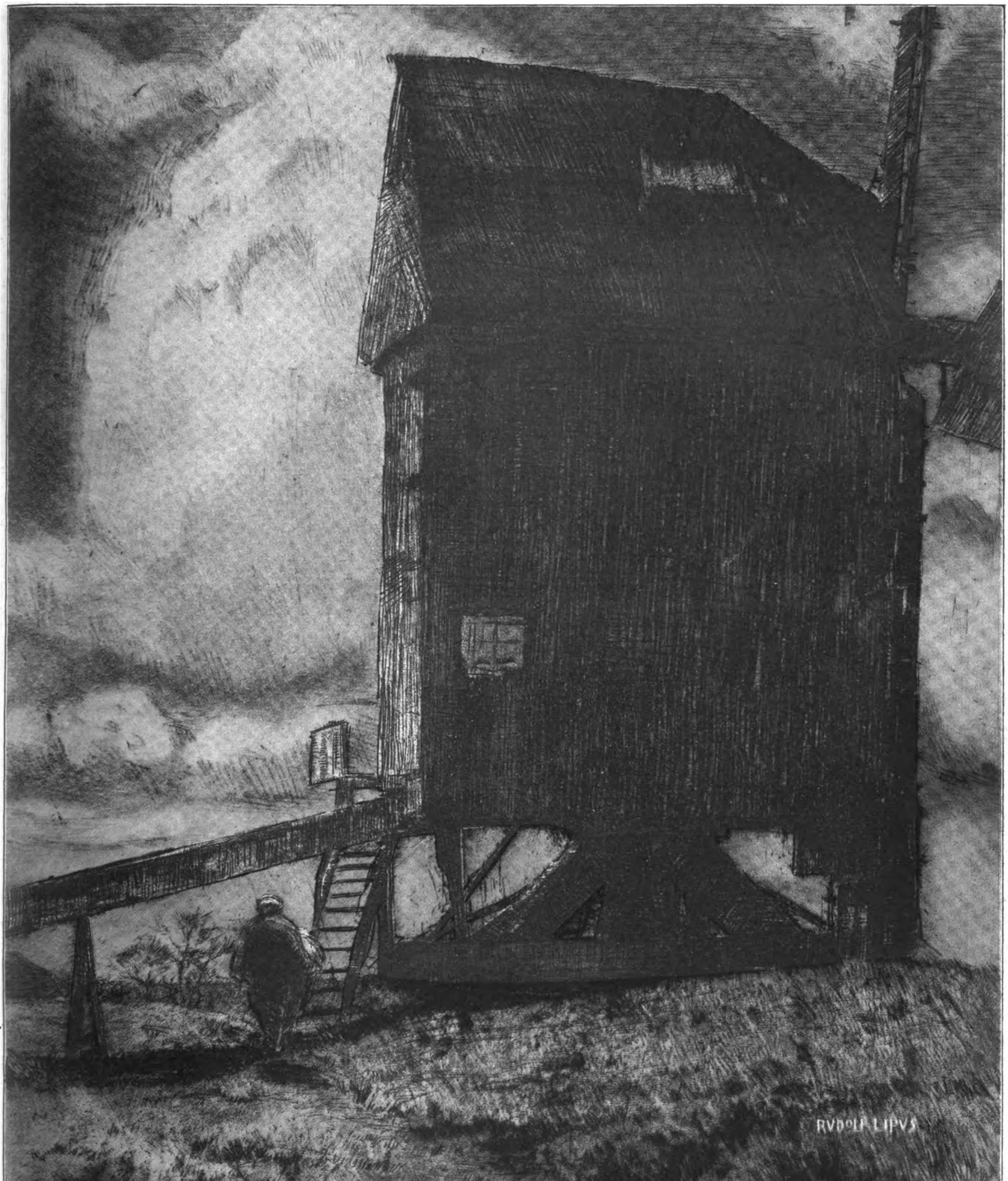
Teure Dienstmädchen. Der Verwaltungsbezirk Reinickendorf in Groß-Berlin besitzt ein Heim zur Unterbringung vorübergehend Obdachloser, wo zwei bis drei Dienstmädchen beschäftigt werden, die ursprünglich nach dem Hausangestelltentarif entlohnt wurden. Der Betriebsrat bestand aber darauf, daß die Dienstmädchen nach dem Gemeindearbeitertarif zu entlohnen seien. Die Dienstmädchen bekommen sonach jährlich etwa 23000 Mark Lohn. Die Stadt erhob dagegen Protest, aber der Schlichtungsausschuß Groß-Berlins gab dem Betriebsrat recht, und auch in einer zweiten Klage siegten sie. Die Dienstmädchen des Reinickendorfer Obdachs haben freie Station, und diese wird nach dem Gemeindearbeitertarif mit jährlich noch nicht 6000 Mark bewertet. Daneben erhalten sie also monatlich fast 1500 Mark in bar.





Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Schriftleiter Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Hermann Schinke; für den Anzeigenteil Ernst Meckel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér [illegible] Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Anzeigen-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

ILLUSTRIRTE ★ ZEITUNG



VERLAG VON I. I. WEBER ★ LEIPZIG

Nr. 4068

Einzelpreis Mk. 7.– (für das Ausland Mk. 15.–)
Vierteljährlich Mk. 40.– (für das Ausland Mk. 75.–)

158. Band

Der Schnupfenbock.

Eine lustige Jagdgeschichte. Von Hermann Ludwig.

Der Herr Rentier Krause hatte sich eine Jagd gepachtet; das war nicht nur seiner Gesundheit sehr zuträglich, sondern diese noble Passion gab auch seinem Dasein ein erhöhtes Relief. Im März hatte er für schweres Geld das Revier übernommen und bald in einem jungen Jägersmann, Fritz Hesse, einen schneidigen Jagdaufseher gefunden, der das Revier in tadelloser Ordnung hielt. Drilling, Rucksack und Jagdstock waren bald angeschafft, und als Rentier Krause in den schönsten Apriltagen einige Schießversuche in Halensee zu seiner Zufriedenheit absolviert hatte, war er ein richtiger Jäger und sah mit Ungeduld dem 16. Mai, dem Aufgang der Rehbockjagd, entgegen.

Hesse schickte alle Sonntage einen kurzen Bericht aus dem Revier, und in dem letzten hatte er gemeldet, daß die Böcke gut gefegt hätten, und daß er über ihren Standort aufs beste orientiert sei. Wohlgemut fuhr dann am Nachmittag des 15. Mai Krause seinen Jagdgründen zu. Abends beim Schoppen berichtete Hesse, wo die besten Böcke ständen, und schlug vor, am andern Morgen um 1/2 3 Uhr aufzubrechen, um bei Tagesanbruch auf einen zu Holz ziehenden Bock anzusitzen. Dazu war aber Krause nicht zu bewegen, seine Nachtruhe wollte er wenigstens haben, und so beschloß man, um acht Uhr einen Pirschgang durch den Waldteil des Reviers anzutreten.

Pünktlich waren die beiden Nimrode zur Stelle, und unter Hesses Führung begann die Pirsch. Zuerst ging es sich wunderschön auf den Waldwegen. Als aber eine Stunde resultatlos verlief und die Sonne immer höher stieg, arbeiteten ob der ungewohnten Anstrengung die Lungen des Rentiers ziemlich hörbar; er schnaufte und keuchte, daß der Aufseher seinen Herrn dringend bat, sich möglichst still zu verhalten, da die Rehböcke diese Töne nicht vertragen könnten. Langsam ging es jetzt an einer Wiese um eine Schonungsecke, da faßte plötzlich Hesse mit kräftigem Druck den Arm des Rentiers, denn nur fünfzig Schritt vor ihnen stand ein kapitaler Bock, dessen Gehörn in der Maisonne blitzte.

„Nanu, was ist los?“ fragte Krause ganz erstaunt. Als Antwort ertönte ein promptes „Bö-bö“ des Bockes, und schon war er verschwunden.

„Das ist fatal“, knurrte Hesse. „Herr Krause, wir müssen noch vorsichtiger sein, die Böcke hören verflucht scharf.“

Trotzdem nun noch bis zum Mittag unter allen Vorsichtsmaßregeln weitergepirscht wurde, war das Resultat Null, und müde und abgehetzt trat Krause den Heimweg an. Als aber der abendliche Anstand ebenfalls kein Weidmannsheil brachte, war der Jagdherr ziemlich verdrießlich, was er seinem Begleiter deutlich zu erkennen gab.

„Sehen Sie mal, lieber Hesse,“ meinte er, „ich habe am Stammtisch Ihre Berichte vorgelesen, nach denen es keine Kunst sein konnte, einen Bock zu schießen, und da habe ich mich anheischig gemacht, am Sonnabend, also morgen abend, mit meinem ersten Maibock zu erscheinen. Es wäre mir sehr unangenehm, wenn daraus nichts würde, denn Sie kennen ja die Sticheleien meiner lieben Freunde nicht. Da ist besonders der lange Kramer, der was von der Jagd zu verstehen glaubt; der höhnt sowieso schon immer. Vorgestern sagte er noch, ich solle nur ja keine gehörnte Ricke schießen. Also meinen Bock muß ich bis morgen abend haben, sonst bin ich blamiert.“

Auf dem Heimwege grübelte Hesse viel nach, die Sache mußte gemacht werden, so oder so, und deshalb lenkte er seine Schritte dem Hause des alten Holzhauers Christian zu, der mit allen Salben gerieben war. Dessen Rat mußte auch gut gewesen sein, denn am andern Vormittag holte er Herrn Krause und berichtete ihm freudestrahlend, er habe vor einer knappen halben Stunde einen starken Bock in der Schonung an der Bruchwiese gesehen. Sofort marschierten sie los, Hesse lud vorsichtig den Kugellauf des Drillings und drückte die Waffe unter stetigen Ermahnungen dem Jagdherrn in die Hand. Jetzt waren sie in dem hohen Kiefernbestand neben der Schonung angekommen. Hesse machte halt, beugte sich zur Erde, rückte dann wieder einige Schritte vor, bis er plötzlich den Rentier heranwinkte. Der auf die Lippen gelegte Finger empfahl absolutes Schweigen, und der dicke Krause schlich so vorsichtig näher, als wenn er auf Eiern ginge.

„Sehen Sie denn den Bock nicht, da hinterm Strauch“, zischelte der Aufseher leise. „Da den roten Fleck links am Strauche.“

Wahrhaftig, da war etwas Rotes, und richtig, da war der Kopf mit dem Gehörn zu sehen, wenn auch in den grünen Zweigen etwas undeutlich.

„Das Rote ist das Blatt, darauf halten Sie“, flüsterte Hesse dem Rentier zu, der vor Aufregung und Jagdeifer am ganzen Leibe zitterte und bebte.

„Immer ruhig ins Rote hochgehen“, ermahnte der Jäger, als er sah, daß das Gewehr hin- und herwackelte wie ein Lämmerschwanz.

Mit krampfhafter Anstrengung zog Krause das Gewehr an die Backe, lange zielte er, ohne daß es ihm gelang, das Korn auf den roten Fleck zu richten, jetzt schien es so weit zu sein, sein Finger krümmte sich, um abzudrücken; da setzte er plötzlich mit ganz entsetzten Augen wieder ab, denn vor ihm aus dem Strauche erscholl es ganz laut und vernehmlich: „Hazi, hazi!“ — „Mein Gott, da ist ein Mensch“, raunte er voller Angst. Über Hesses Gesicht flog ein kurzer Schrecken, dann sagte er aber ganz ruhig und leise: „Nein, Herr Krause, der Bock hat geniest, er hat den Schnupfen, das kommt im Frühjahr oft vor. Und zur Bekräftigung seiner Worte tönte es nun aus dem Strauch dreimal hintereinander: „Hazi, hazi, hazi!“

„Schießen Sie um Gottes Willen, Herr Krause, jetzt ist der beste Moment, der verschnupfte Bock achtet gar nicht auf uns.“

Krause riß nun das Gewehr hoch, und ohne lange zu zielen, krachte der Schuß los. Ein mächtiges Prasseln und Rauschen wurde in dem Strauch hörbar, der Bock war verschwunden, aber in der dichten Schonung vernahm man noch seine Flucht durch die Zweige. Mit blödem Gesicht starrte der Schütze auf seinen Aufseher, doch der strahlte vor Vergnügen und rief: „Ich gratuliere, Herr Krause, die Kugel sitzt gut, ich sah durchs Glas deutlich den Einschlag; der Bock kommt nicht mehr weit.“

„Ja, dann wollen wir doch gleich mal nachsehen“, meinte erleichtert der Jäger.

„Aber Herr Krause, um alles in der Welt nicht, keinen Schritt dürfen wir tun, sonst wird er wieder rege und ist auf und davon. Zwei Stunden müssen wir ihm Ruhe lassen, das ist die erste Jägerregel, dann finden wir ihn verendet.“

Widerstrebend fügte sich Krause, er hätte zu gern jetzt gleich nach dem Bock gesucht, aber das ging doch wohl nicht, und so zogen sich denn die beiden Jäger in den hohen Bestand zurück, um ausgiebig zu frühstücken. Später bei einer Zigarre erzählte der Aufseher, daß der Schnupfen der Böcke im Mai eine alltägliche Erscheinung sei.

„Aber genau wie ein Mensch hat er geniest“, meinte Krause.

„Ja, so klingt es auch, nur etwas tiefer. Doch nun wird es wohl langsam Zeit werden, gehen wir also auf den Anschuß.“

Der Birkenstrauch wurde untersucht, und richtig fand der Jagdaufseher einen Büschel Rehhaar, die Kugel hatte also gefaßt. Behutsam wurde nun in der Schonung hin- und hergesucht, bis plötzlich Hesse einen lauten Jauchzer ausstieß; er hatte den Bock ungefähr hundert Schritt vom Anschuß verendet gefunden. Atemlos stürzte Krause herbei. Schnell war von Hesses kundiger Hand der Bock aufgebrochen und in den Rucksack gesteckt.

Als aber der alte Christian am Abend zu dem Jagdaufseher kam, gab es erst ein Donnerwetter. Doch der Alte, der schmunzelnd einen Taler mit seiner schwieligen Faust entgegennahm, sagte feixend: „Herr Hesse, ich konnte wahrhaftig nichts dafür. Heute früh, als wir den von Ihnen soeben geschossenen Bock in dem Birkbusch aufbauten, muß ich mich wohl erkältet haben; ich habe die Zähne aufeinandergebissen, aber es ging nicht mehr, ich mußte niesen, und wenn es mein Leben gekostet hätte.“ Da lachten sich die beiden ins Gesicht. Aber der arme Krause hatte am Stammtisch trotz des Bockes noch großen Ärger, denn als er die Geschichte vom Schnupfenbock erzählte, fiel der lange Kramer vor Lachen vom Stuhl, und er konnte doch einen Eid darauf leisten, daß der Bock geniest hatte, denn er hatte es mit seinen eigenen Ohren laut und deutlich gehört.

 Nummer 4068. 158. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4068. 158. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 40 ℳ (Ausland 75 ℳ). Preis dieser Nummer 7 ℳ (Ausland 15 ℳ). Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 8 ℳ; bei Platzvorschriften werden tarifmäßige Aufschläge erhoben. 23. Februar 1922.

Adriatische Riviera

ABBAZIA GRANB HOTEL

Deutsches Haus. Restaurant, Pension, Dependance, **Strand-Hotel,** direkt am Meer. Zentralheizung. Wärme Seebäder. **L. Zehentner.**

Bühlerhöhe 800 m üb. d. M., bei Baden-Baden

Sanatorium Bühlerhöhe

Klinische Anstalt für innere und Nervenkrankheiten.

Das ganze Jahr geöffnet.



Kurhaus Bühlerhöhe

für Gesunde und Kurbedürftige. Einrichtungen für die gesamte physikalische und diätetische Therapie. Infektiöse und Geisteskrankheiten ausgeschlossen.

Unt. gleich. wirtschaftl. Oberleitung: Hotel & Kurhaus St. Blasien, Sanat. Luisenheim in St. Blasien, Villa Oster Ospedaletti-Riviera, ferner für Lungenkranke: Sanatorium Wehrawald b. Todtmoos.

Sanatorium Dr. Rosell
Privatkrankenanstalt
Ballenstedt im Harz



Tannenhof S.-R. Dr. Bieling Heilanstalt Friedrichroda in Thüringen.

Dr. Petersons Sanatorium Brambach i. V. Höhenluftkurort, ca. 600 Meter. Radiumkuren, Radium-Schrothkuren. Sog. zentrifugale Kuren. Prospekte.

Dr. Warda-Villa Emilia Heilanstalt für Nervenkranke **Blankenburg** in Thüringen (Schwarzatal)

Bad Blankenburg, Thüringerwald. Dr. Karl Schulze's **Sanatorium Am Goldberg** Das ganze Jahr geöffnet. Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.

Bad Blankenburg Thür. Wald. Waldsanatorium „**Schwarzeck**" für nervöse und innere Kranke. Leitende Ärzte: S.-R. Dr. Wiedeburg, S.-R. Dr. Peesagen, Dr. Weiss-Reval.

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Konservatorium und Hochschule der Musik zu Leipzig.

Die Aufnahme-Prüfungen (auch für die Opernschule und das Institut für Kirchenmusik) finden Montag und Dienstag, den 24. und 25. April 1922 in der Zeit von 9—12 Uhr statt. Schriftliche Anmeldungen können jederzeit, persönliche Anmeldungen vom Sonnabend, den 22. April an im Geschäftszimmer des Konservatoriums erfolgen. Der Unterricht erstreckt sich auf alle Zweige der musikalischen Kunst. Das Sommer-Semester beginnt am 24. April.

Prospekte werden unentgeltlich ausgegeben.

Leipzig, im Januar 1922. Senat und Kuratorium.

Sachsens Wintersportplätze.

Oberwiesenthal (Sa.) mit Fichtelberg und Keilberg. 900—1200 m

Altenberg-Geising mit Kahleberg. 600—900 m

Johanngeorgenstadt mit Auersberg. 700-1000 m

Annaberg (Sa.) mit Pöhlberg. 650—830 m

Klingenthal (Sa.) mit Aschberg. 550-930 m

Zittau Ausgangspunkt z. d. Zittauer Bergen (Oybin-Hochwald) 500-750 m

Chemnitz Ausgangspunkt zu allen Wintersportplätzen des Erzgebirges.

Bad Bramhach im Vogtl. Radium-Mineralbad. Während des Winters geöffnet.

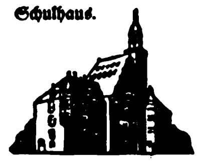
Dienstag, Freitag, Sonnabend Draht-Wetterberichte v. selben Tag; neuer Winterführer m. Angabe von Hotels u. Preisen i. allen **Verkehrsbüros.**

Marie Voigts Bilduugsanstalt, Erfurt in Thür.

Inh.: Frl. M. Voigt, Dr. phil.

Hauswirtschaftliche Frauenschule. Haushaltungsschule. Seminar: Hauswirtschafts-, Handarbeits-, Turnlehrerinnen. **Schülerinnenheim.** Gute Verpflegung. — Auskunftsheft.

Schulhaus.



Evang. Pädagogium

Godesberg (Rhein) u. **Herchen** (Sieg)

Realgymnasium i. E., Oberrealschule i. E., Progymnasium, bisher mit Einjähr.-Berechtigung, jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt. Höhere Handelsfachklasse. 500 Schüler, 75 Lehrer u. Erzieher. Internat in 22 Familienhäusern. Direktor: Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg.

Seit 1895: Abitur. Prima. Oll. Übertritt i. d. Staatsschule. Gymnas. u. real. Klass. Sexta-Reifeprüfung. Förderung körperl. Schwacher. Sport. Verpflegung durch eigene Landwirtschaft.



Haushaltungspensionat „Haus Seeburg" Überlingen a/ Bodensee.

Ausbildung junger Mädchen i. Hauswirtschaft u. Gartenbau. Neuzeitiger Komfort, beste Verpfl. Unterricht, Sport, Gesundheitspflg.

Dir. Fischer

Berlin, Zietenstr. 22. T. Ltz. 2921 **Vorbereitungsanstalt für alle Schulexamina.** Seit 1888 best. 5678; Ostern 21 best. 18 Abit., 16 Reife Ober-Sek. Internat. Vorb. auch v. Damen.

Deutsche Briefmarken-Zeitung.

Anerkannt bestes deutsches Fachblatt mit vielen Gelegenheitsangeboten. Probenummer 2 M. portofrei. **Franz Junghanss, Leipzig 13,** Postschließfach 6.

Neue Steuern

erinnern jeden daran, eine besser bezahlte Stellung und ein **höheres Einkommen** zu erstreben. Gute Allgemeinbildung und Examina oder umfassende Fachbildung sind dafür unerläßlich. Die Methode Rustin bereitet mit tausendfach bewährter Praxis auf alle Prüfungen durch Selbstunterricht schnell und sicher vor. Mitarbeiter: 5 Direktoren, 22 Professoren höherer Lehranstalten. Gründliche kaufm. Ausbildung, technische Fachbildung. Persönl. briefl. Fernunterricht ohne Berufsstörung. **Für alle Berufsklassen** sind unsere Prospekte wichtig, die Sie unter Angabe von Stand u. Beruf kostenfrei erhalten. **Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam - N 7.**

Neu-Erscheinung

Die schwarze Harfe

Dichtungen von Ludwig Richard Bernsoht.

„Die Dichtungen Bernscht's können getrost an die Seite Rilke's gestellt werden."

Vornehm gebunden 20 Mark.

Verlag Energeios-Ritte G. m. b. H., Berlin W 62, Kleiststr. 23.

Ingenieurschule und Technikum Altenburg Sa.-A.

Ingenieur-u. Techniker-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik Automobilbau. Preiswerte Verpflegung im Studierendenheim. Programm auf Wunsch

Briefmarken

Vorteilhaftes Angebot!

200 versch. Kriegsm. 1914/20	68.—
300 „ „ [illegible] „	129.—
9 Marianen 3—80 ₰	40.—
6 Montenegro Krönung 1910	8.—
6 Oberschles. I 2½—20 ₰ gebr.	7.50
9 „ I 2½ ₰—5 ℳ kpl. „	39.—
8 „ Plébisc 20 mars 1921 „	18.—
5 Ungarn Räteköpfe kpl.	27.—
5 „ „ auf Brief gebr.	30.—
20 „ Sowjet kpl.	40.—
2 „ Flugpost „ 1918 a. Brf.	40.—
6 Bulgarien Wasoff kpl.	32.—
8 „ Schipkapass kpl. gebr	26.—
3 Bosnien Serajewo „ „	5.50
8 Österreich. Parlament kpl.	15.—
1 „ „ 50 Kronen	10.—
20 „ Hochwasser kpl.	38.—
27 Liechtenstein kpl. gebr.	14.—
8 „ geschnitten kpl. gebr.	7.50
3 „ Madonna „ „	4.90

Porto extra. Ausw. ohne Kaufzwang. **Felix Fliess, Leipzig 5** Briefmarkenhaus u. Staats-Lotterie-Einnahme. Postscheck Leipzig 53790.

VIERZEHNTÄGIG

Die schöne Literatur

HERAUSGEBER: **Will Vesper**

ZUVERLÄSSIGE Berichte über Literatur Dichter, Theater

HALBJÄHRLICH M. 18.-

Ed. Avenarius LEIPZIG-ROSZSTR. 5

Die Sprache des Körpers

In 721 Abbildungen von Dr. med. **Karl Michel.** 208 Seiten, auf Kunstdruckpapier gedruckt, in steifem Umschlag. Preis Mk. 20.—.

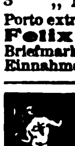
Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

Briefmarken



großer illustrierter Katalog mit auswechselbaren Preisen; Versand nur an ernsthafte Interessenten gegen Voreinsendung v. Mk. 5.—, für die Gutschein beiliegt

W. Franke, Berlin W 8, Unter den Linden 17-18. Postscheckkonto 29443.



Briefmarken

1000 versch. Marken aller Länder	M 225.—	36 versch. Deutsche Kolonien . .	M 50.—
2000 „ „ „ „	M 925.—	35 „ Franzls. „ . .	M 22.50
200 „ Umsturzmarken . .	M 135.—	11 Memel/Frankreich	M 42.50
40 „ Abstimmungsgebiete	M 25.—	26 versch. Mittellitauen	M 17.75

Max Herbst, Markenh., Hamburg Z.

Illustrierte Preisliste auch über **Kriegsnotgeld und Alben** gegen Rückantwortkarte.

Briefmarken-Auswahl



ohne Kaufzwang, garantiert echt. Alben-Preisliste gratis. — Kunst-Pracht-Katalog in Tiefdruck mit über 1400 Abbild. Mark 10.-. **Höchste Bezahlung für Ankauf.**

S. Faludi, Berlin W. 50, Neue Bayreutherstr. 3, gegr. 1893.

Webers Illustrierte Handbücher. Verzeichnis kostenlos von J. J. Weber, Leipzig 26.

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst. Versandhaus G. Rühr, Mollhagen i. Holstein. f.

Briefmarkeu-Preisliste

Bequemste Bestelliste für Sammler.

Ankauf.

Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 8.

Briefmarken

Auswahlen inkl. grösster Raritäten billigst. Ankauf von Einzelstücken u. Sammlungen zu Höchstpreisen. **Paul Strauss, München L.,** Rosenthal 2.

Sanatorium Schierke

Das ganze Jahr geöffnet.

Ärztliche Leitung: San.-R. Dr. [illegible]

Wirtschaftl. Leitung: Th. Johannsen. — Näheres durch Prospekt.

BARENBERGER HOF

Kurhotel ersten Ranges.

Villenkolonie Barenberg bei Schierke [illegible]

Näheres durch Prospekt. Die Direktion.

KURHAUS Tannenfeld

für Nerven- u. Gemütskranke

bei Nöbdenitz, Sa.-Altenburg. Prospekte durch Dr. med. Tecklenburg.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz Diätet. Kuren Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. — Prospekte frei. —

Davos-Dorf (Schweiz). **Sanatorium Seehof.** Chefarzt Dr. Alexander. Preise täglich von Fr. 19.- an.



Allgemeine Notizen.

Leipzig und seine Messe. Leipzig ist stolz auf seine Stellung als Sitz der Leipziger Messe, die in der modernen Form der Musterlager-Ausstellungen eine der größten und bemerkenswertesten Einrichtungen ist, die sich der internationale Handelsverkehr geschaffen hat. Alljährlich zweimal, Anfang März und Ende August, findet dieser große Weltmarkt statt, der die denkbar vollkommenste Form des Verkehrs zwischen Käufer und Verkäufer ist und deshalb jedesmal mehr als hunderttausend Besucher aufweist. Alle diese, Aussteller und Einkäufer, Inländer und Ausländer, wollen die Kräfte, Zeit und Geld ersparenden wirtschaftlichen Vorteile der Leipziger Messe ausnutzen, auf der das größte Geschäft mit den geringsten Mitteln in kürzester Zeit und auf dem engsten Raum erzielt wird. An Waren findet sich auf der Leipziger Messe alles, was überhaupt nach Mustern verkauft werden kann. Mehr als 1100 verschiedene Bezeichnungen umfaßt gegenwärtig das Warengruppen-Verzeichnis der Allgemeinen Mustermesse; mehr als 900 das der Technischen Messe und Baumesse. Die Musterlager der Allgemeinen Mustermesse befinden sich im Stadtinnern mit seinen großen Meßpalästen und Meßhäusern, die der Technischen Messe und Baumesse auf dem städtischen Ausstellungsgelände am Fuße des Völkerschlachtdenkmals. Über 250000 qm nutzbaren Ausstellungsraums verfügt die Leipziger Messe, eine Fläche, die keine andere In- oder Auslandsmesse auch nur annähernd aufweisen kann. Der Besuch der Leipziger Messe, die sich der weitgehenden Förderung durch das Reich, den Freistaat Sachsen und die Stadt Leipzig erfreut, ist durch Vergünstigungen und Verkehrserleichterungen so bequem wie möglich. Gute Wohnungs- und Verpflegungsverhältnisse, zahlreiche Sehenswürdigkeiten, Kunst- und Vergnügungsstätten tragen dazu bei, den Gästen den Aufenthalt in Leipzig angenehm und dem Ruf der Jahrhunderte alten Messe- und Fremdenstadt Leipzig Ehre zu machen.

Der 28. Balneologenkongreß wird vom 15. bis 18. März unter dem Vorsitz des Wirkl. Geh. Ob.-Med.-Rat Prof. Dr. Dietrich in Berlin (Kaiserin-Friedrich-Haus, Luisenplatz 2—4) tagen. Der Kongreß wird in der Hauptsache die Beeinflussung des Stoffwechsels und der Stoffwechselkrankheiten durch die Balneologischen Heilfaktoren behandeln. Auskunft über den Kongreß erteilt der stellver-

tretende Generalsekretär der Balneologischen Gesellschaft Dr. Hirsch, Charlottenburg, Frauenhoferstraße 16.

Urheber-, Verlagsrecht und Verkehrssitte durch vertrauensvolle praktische Arbeit so zu fördern, daß nach Möglichkeit Unstimmigkeiten nicht zum gerichtlichen Austrag kommen, hat sich der Akademische Schutzverein mit dem Verband deutscher Hochschulen einerseits und dem Deutschen Verlegerverein anderseits über ein paritätisches Güteverfahren vor Schiedsämtern geeinigt. Der Vertrag ist bereits in Kraft getreten. Der Abschluß gleichartiger Verträge mit andern Schriftstellerverbänden oder mit Künstlerverbänden ist offen gelassen.

Die Erhaltung der Deutschen Bücherei. Das Reich hat den Zuschuß von 500000 Mk. auf eine Million Mk. erhöht. Ferner sind der sächsische Staat, die Stadt Leipzig und der Börsenverein der deutschen Buchhändler entschlossen, ihre bisherigen Leistungen für die Deutsche Bücherei nach Kräften zu vermehren. Auf diese Weise wird die Deutsche Bücherei erhalten werden können. Bei den jetzigen hohen Bücherpreisen können die andern Bibliotheken in dem frühern Umfang Bücher nicht anschaffen. Mit Rücksicht darauf wurde vereinbart, daß den deutschen Bibliotheken im Bedarfsfall von der Deutschen Bücherei eine Anzahl von Werken leihweise zur Verfügung gestellt werden.

Werbekraft und Bedeutung der Anzeigen erfahren eine bemerkenswerte Beleuchtung durch die Entwicklung des Pressewesens in Sowjet-Rußland. Dort hatten die Bolschewisten das Insertionswesen als eine „bourgeoise" Institution unterdrückt, nach dem völligen Zusammenbruch des Wirtschaftslebens das Zeitungsinserat jedoch wieder zugelassen. Aus einer Ankündigung der **Moskauer „Iswestija"** geht hervor, daß der Insertionspreis dieser Zeitung für den Raum der Nonpareille-Zeile 50000 Rubel beträgt. Bisher wurde dieses Blatt unentgeltlich verteilt, jetzt ist jedoch mit dem Einzelverkauf und dem Dauerbezug des Blattes sowie mit der Aufnahme von Geschäftsempfehlungen und sonstigen Inseraten begonnen worden. Die Einzelnummer kostet 2000 Rubel, der Monatsbezug 45000 Rubel. Auch die übrigen Blätter wollen mit solchen Maßnahmen folgen. Gleichzeitig hat das Wiederaufleben der privaten Presse, zunächst der unpolitischen, angefangen. So erscheinen in Moskau wieder Zeitungen für Theater, Sport, Filmwesen, Literatur usw., sämtlich, und das ist das Bemerkenswerte, mit einem Anzeigenteil, der selbst von bolschewistischer Seite aus, soweit es

sich bis jetzt übersehen läßt, stark benutzt wird. Alles ein neuer Beweis, daß Inserate für jedes wirtschaftliche Leben unentbehrlich sind.

Die deutsche Erziehung für Handel und Industrie wurde kürzlich in London auf einer Konferenz der englischen Erziehungsverbände als Vorbild hingestellt. Die Redner gaben der Überzeugung Ausdruck, daß die erfolgreiche deutsche Tätigkeit auf dem Gebiet der Industrie und des Handels nur der hervorragenden Berufsbildung in den deutschen Handelsschulen zu verdanken sei. In diesen Schulen erhalte jeder heranwachsende Deutsche, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, einen klaren Überblick nicht nur über seine eigene Berufstätigkeit, sondern auch über ihre Zusammenhänge mit andern Berufen. Auf diese Weise werde sein Blick erweitert und in natürlicher Folge trachte der Ehrgeiz über den eigenen engen Kreis hinaus zu wachsen und Beziehungen zum größeren Ganzen zu gewinnen. Dies sei die Grundlage für die deutsche Unternehmungslust und für das große Organisationstalent, das der Deutsche auf dem Gebiet des Handels und der Industrie entfalte. Die Redner betonten nachdrücklich, daß England sich die deutsche Erziehungsmethode zum Muster nehmen müsse.

Die deutschen Radrenntermine 1922 wurden in der Generalversammlung des Verbandes deutscher Radrennbahnen festgesetzt. Saarbrücken hält 12, Chemnitz und Köln je 10, Leipzig 9, Breslau 8, Düsseldorf, Nürnberg, Dresden, Mainz und Plauen i. V. je 7, Hannover, Münster i. W. und Wassenberg je 6, Magdeburg 5 und Brandenburg a. H. 3 Renntage ab. Für die Bahnen in Dortmund, Essen, Weißenfels, Kaiserslautern, Erfurt, Rüsselsheim, Königsberg i. Pr., Forst i. L. und Berlin-Stadion waren noch keine Termine angemeldet worden. Die Berliner Radrennzeit beginnt und endet auf der Olympiabahn am 5. März bezw. 29. Oktober. Treptow beginnt eine Woche später und schließt eine Woche früher. Treptow hält 15, die Olympiabahn 17 Renntage ab. Die Meisterschaftswoche in Hannover ist auf den 20. bis 27. August angesetzt worden. Die Vorläufe zur Stehermeisterschaft finden am 20. August statt.

Ermittlungen, Auskünfte, Beobachtungen besorgt streng geheim und zuverlässig der im Geheimdienst des ehemal. Kaisers gestandene bestempfohlene Detektive Klante in Berlin W 8, Friedrichstraße 63, I (Fernsprecher Amt Zentrum Nr. 1934).



Der Kenner verlangt:
„Leoni-Weinbrand"
Gesch.Verz. G. 21238/16 B

GOUPIL, LEONI FILS & CO., WIESBADEN
„Distillerie Cognaçaise"
gegr. 1882, seit 1898 in deutschem Besitz.

J. G. Irmler
Flügel- u. Pianino-Fabrikant
Leipzig S/O



Seit 1818 als Fabrikate ersten Ranges in allen Weltteilen anerkannt.

Der Imker der Neuzeit.
Handbuch der Bienenzucht. von Otto Pauls. Mit 199 Abbildungen und 8 farbigen Tafeln. Gebunden 30 Mark.
Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

Yohimbin-Lecithin
auf wissensch. Grundlage aufgeb. Kräftigungsmittel. 30 Port. 40 M., 60 Port. 76 M Verlg. Sie Gratisbroschüre. Nur direkter Versand durch den Alleinhersteller: Apothekenbesitzer H. Maaß, Hannover 10.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE
Gaedke
HAMBURG
KAKAO SCHOKOLADE KEKS

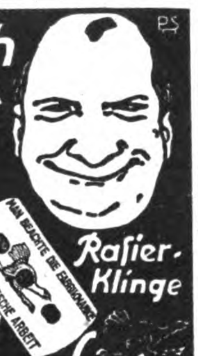
Seit 24 Jahren
Seelen-Spezialist: 1.) acht Werke „Seelen-Aristokratie", 2.) einfühlende intime
Handschriften-Beurteilung
nach Briefen. Prospekt. Psychographologe P. P. Liebe, München, Amt 12, West.



Lohnende
Geflügelzucht
mit
GALLUS BRUTMASCHINEN
(60 bis 20000 Eier Fassungsraum)
Gallus Aufzuchtanlagen
Gallus Geflügelhöfe
Gallus Geflügelställe
GALLUS AKT.-GES.
MÜNCHEN
Sophienstraße 5c
Katalog geg. Voreinsdg. von M. 5.-

✚ Magerkeit ✚
Schöne volle Körperformen durch unsere **Oriental. Kraftpillen,** ein vorzügliches Stärkungsmittel für **magere** und **schwache,** jedoch gesunde Personen. Preisgekrönt mit goldenen Medaillen und Ehrendiplom. In kurzer Zeit große Gewichtszunahme, garantiert unschädlich. Ärztlich empfohlen. Streng reell. Viele Dankschreiben. Dose 100 Stück 8 Mk. Postanweisung oder Nachnahme.
Chem. Fabrik D. Franz Steiner & Co., G. m. b. H., **Berlin** W. 30/148, Eisenacher Str. 16.

Ich bin rasiert mit der



Rasier-Klinge
Auerhahn

Zu haben in allen einschlägigen Geschäften. Direkt nur an Wiederverkäufer.
Schramberger Uhrfedernfabrik G. m. b. H., Schramberg (Württbg.).

Fort mit dem Korkstiefel



Bein-Verkürzung unsichtbar. Gang elastisch u. leicht. Jeder Ladenstiefel verwendb. Gratis-Broschüre senden **„Extension"**, Frankfurt a. M.-Eschersheim Nr. 113.

Chr. Tauber
Photo-Haus
Wiesbaden L. 1.



Beste und billigste Bezugsquelle für solide photographische Apparate in einfacher bis feinster Ausführung und sämtliche Bedarfsartikel. Jllustr. Preisliste Nr. 1 kostenlos. Direkter Versand nach allen Weltteilen.

„Eroscin"
das bekannte
Nerventonicum
gegen allgem. Neurasthenie, vorzeitige Schwäche.
50 Tabl. ℳ 35.—.
Glänzend begutachtet und bewährt.
Dr. E. Komoll
Berlin SO. 26,
Mariannenstrasse 31.

Lavendel-Orangen
Kölnisches Wasser von besonderer Feinheit



„Erfrischend u. nervenstärkend"
Vielfach ärztlich empfohlen. Als Geschenk sehr beliebt.
Jünger & Gebhardt · Berlin S. 14
Zu haben in allen Geschäften, die „Creme Elcaya" führen!

Hermsdorf-Schwarz
ist das beste
Diamantschwarz.



Man achte beim Einkauf von Strümpfen, Handschuhen, Trikotagen und Garnen auf den Originalstempel:
DIAMANTSCHWARZ
GARANTIRT ECHT
Louis Hermsdorf
FÄRBER
Louis Hermsdorf, Chemnitz



Auswahlsendung direkt an Private ohne Kaufzwang, Liste frei.
JOSEF HEINRICI,
Optische Anstalt Zwickau Gegründet 1847



sich bis jetzt übersehen läßt, stark benutzt wird. Alles ein neuer Beweis, daß Inserate für jedes wirtschaftliche Leben unentbehrlich sind.

Die deutsche Erziehung für Handel und Industrie wurde kürzlich in London auf einer Konferenz der englischen Erziehungsverbände als Vorbild hingestellt. Die Redner gaben der Überzeugung Ausdruck, daß die erfolgreiche deutsche Tätigkeit auf dem Gebiet der Industrie und des Handels nur der hervorragenden Berufsbildung in den deutschen Handelsschulen zu verdanken sei. In diesen Schulen erhalte jeder heranwachsende Deutsche, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, einen klaren Überblick nicht nur über seine eigene Berufstätigkeit, sondern auch über ihre Zusammenhänge mit andern Berufen. Auf diese Weise werde sein Blick erweitert und in natürlicher Folge trachte der Ehrgeiz über den eigenen engen Kreis hinaus zu wachsen und Beziehungen zum größeren Ganzen zu gewinnen. Dies sei die Grundlage für die deutsche Unternehmungsluft und für das große Organisationstalent, das der Deutsche auf dem Gebiet des Handels und der Industrie entfalte. Die Redner betonten nachdrücklich, daß England sich die deutsche Erziehungsmethode zum Muster nehmen müsse.

Die deutschen Radrenntermine 1922 wurden in der Generalversammlung des Verbandes deutscher Radrennbahnen festgesetzt. Saarbrücken hält 12, Chemnitz und Köln je 10, Leipzig 9, Breslau 8, Düsseldorf, Nürnberg, Dresden, Mainz und Plauen i. V. je 7, Hannover, Münster i. W. und Wassenberg je 6, Magdeburg 5 und Brandenburg a. H. 3 Renntage ab. Für die Bahnen in Dortmund, Essen, Weißenfels, Kaiserslautern, Königsberg i. Pr., Forst i. L. und Ber[illegible] keine Termine angemeldet worde[illegible] rennzeit beginnt und endet auf [illegible] März bezw. 29. Oktober. Trept[illegible] später und schließt eine Woche [illegible] 15, die Olympiabahn 17 Ren[illegible] schaftswoche in Hannover ist [illegible] angesetzt worden. Die Vorläu[illegible] finden am 20. August statt.

Ermittlungen, Auskünf[illegible] streng geheim und zuverläss[illegible] ehemal. Kaisers gestandene [illegible] Klante in Berlin W 8, [illegible] sprecher Amt Zentrum Nr. [illegible]

itung



nerstreiks: Vom Streik überraschte Reisende im Wartesaal eines Großstadtbahnhofs, der Weiterbeförderung harrend.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Hanns Langenberg.

Illustrirte Zeitung



Die Opfer des Eisenbahnerstreiks: Vom Streik überraschte Reisende im Wartesaal eines Großstadtbahnhofs, der Weiterbeförderung harrend.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Hanns Langenberg.



Der letzte Zug: „Alles aussteigen!"



„Wann geht wieder ein Zug nach — ?"



Verhandeln von Reisenden mit einem Autoführer.



Streikposten mit Sipo auf einer Eisenbahnbrücke.

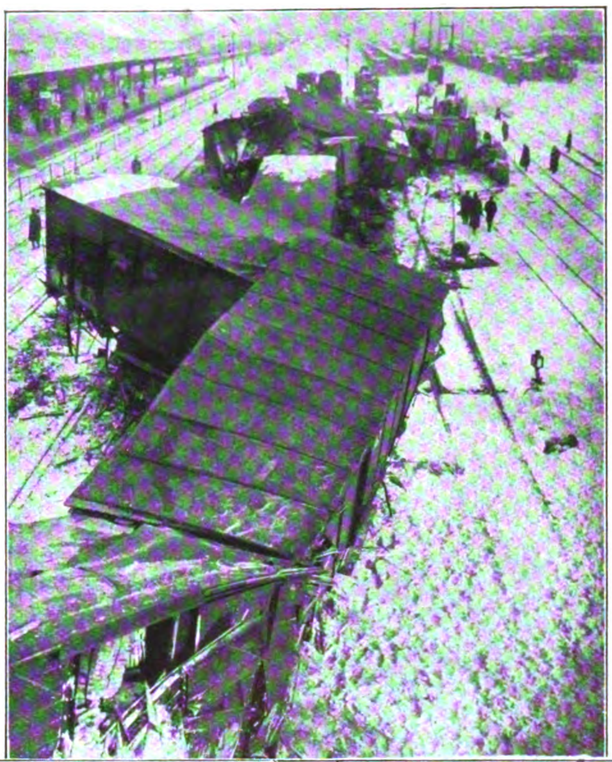


Ein seltenes Großstadtbild: Viehauftrieb nach dem Schlachthof.

Aus den Tagen des Eisenbahnerstreiks. Nach Zeichnungen des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Hanns Langenberg.



Vom Streik der Berliner Gemeindearbeiter: Die Technische Nothilfe bei der Bedienung der Kohlenförderanlage der städtischen Elektrizitätswerke



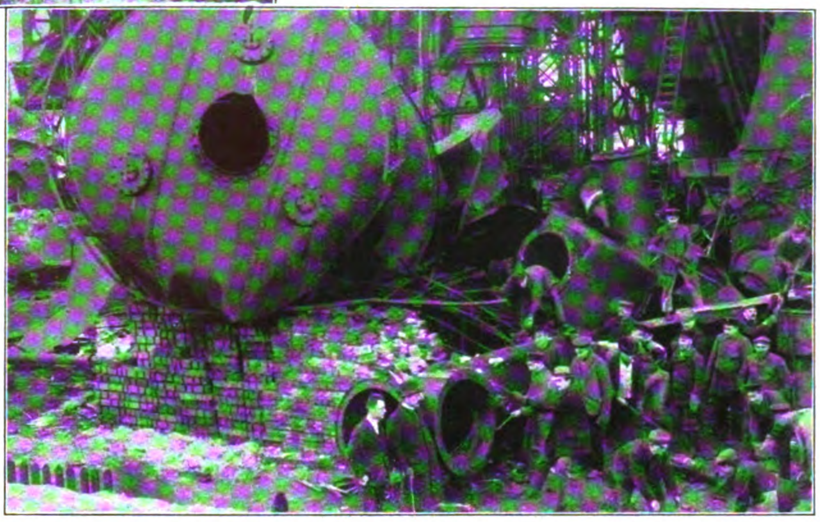


Vom Eisenbahnerstreik: Bekohlung von Lokomotiven durch die Technische Nothilfe in Berlin



Vom Streik der Berliner Gemeindearbeiter: Wasserholen am Straßenbrunnen bei Kälte und Schnee.

Oben: Vom Eisenbahnerstreik: Die Unfallstelle auf dem Bahnhof Beusselstraße in Berlin nach dem Zusammenstoß zweier Güterzüge.



Vom Streik der Berliner Gemeindearbeiter: Das Gaswerk in Berlin-Neukölln nach der Explosion.



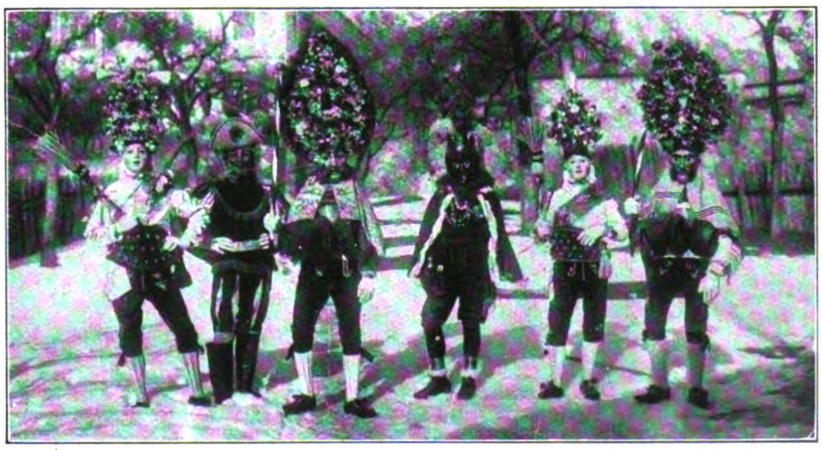
Der Luftpostverkehr während des Eisenbahnerstreiks: Beförderung der Postsachen durch Flugzeuge der Deutschen Luft-Reederei in Staaken bei Berlin. (Phot. Lichtbildabteilung der D. L. R.)



Von der Beisetzung der als Nothelfer während des Eisenbahnerstreiks bei dem Zusammenstoß auf Bahnhof Beusselstraße verunglückten drei Berliner Hochschüler am 15. Februar: Die Särge werden von Studenten aus der Technischen Hochschule getragen.



Von dem vom Brandenburgischen Landbund am 14. Februar in Berlin veranstalteten Landvolktag für die Provinz Brandenburg: Ansprache des Herrn Dux (Potsdam) vor dem Zirkus Busch.



Das „Schemenlaufen" in Imst im Oberinntal (Tirol), ein alljährlich um die Faschingszeit geübter Volksbrauch: Die Maskentypen „Roller", „Spritzer", „Scheller" und „Mohrenspritzer".



Ein geschichtlicher Augenblick: Der neue Papst Pius XI. segnet — zum ersten Male seit 1870 — am 6. Februar 12½ Uhr von der Loggia der St. Peterskirche aus die auf dem St. Petersplatz in Rom versammelte Menge.
(Servizio Fotografico Italiano, Mailand.)



König Alfons von Spanien mit der ehemaligen Kaiserin Zita von Österreich beim Verlassen des Nordbahnhofs in Madrid. Die Kaiserin befand sich auf der Rückreise von der Schweiz, wo sie ihre Kinder besucht hatte, nach Madeira.



Das erstarrte Meer: Eisberge in der Nordsee vor Wilhelmshaven, ein seit Menschengedenken nicht gesehenes Naturschauspiel.



Die zugefrorene Ostsee: Fußgänger- und Wagenverkehr zwischen Stralsund und der Insel Rügen, aufgenommen an der Lotsenstation zu Stralsund.



General Christian Dewet,
der berühmte Burenführer, der durch seine Heldentaten im Burenkriege die Welt in Erstaunen versetzte, † in seinem Heim in Südafrika.



Vom Großfeuer am Ostbahnhof in Berlin: Die ausgebrannte Bahnhofshalle.



Graf Hans Wilczek,
ein edler Menschenfreund, Gründer der Wiener Rettungsgesellschaft, Besitzer der durch ihre Kunstschätze berühmten Burg Kreuzenstein a. d. Donau, † im 84. Lebensjahre.

„Freiheit.“ / Eine Betrachtung von Marie Holzer.

Warum berauschen wir uns an dem Worte „Freiheit“? Auch sie hat ihre Grenzen, auch sie hat ihre Satzungen, auch sie hat ihre Urteile und Vorurteile, auch sie hat einen Rahmen, auch sie ist nur ein Wort, das tausend Begriffe wie Pfeile durchbohren, auch sie ist ein Zentrum, von dem tausend Strahlen in unbekannte Fernen wandern und versinken, auch sie ist ein Kreis, weiter oder enger, aber festverschlossen, aus dem es keinen Ausweg gibt.

„Mein ganzes langes Leben ein Sklave sein“, seufzt einer, der in festumfriedeter Stellung ein paar Tagesstunden einen Dienst versieht, den er einmal als wünschenswert gesucht. „Immer folgen müssen“, trotzt ein eigenwilliger Knabe. „Täglich dasselbe tun“, eine Frau. „Immer lernen müssen“, eine Schar Schulkinder. „Ein Leben lang tun, was andere befehlen“, ein zehnter. „Niemals mein eigener Herr sein, den ganzen Tag ein Höriger.“ — „Wozu lebe ich, wenn ich abends nicht einmal einen Braten haben kann?“ — „Wozu plage ich mich, wenn es nicht einmal einen neuen Hut trägt?“ — „Wozu arbeite ich, wenn ich nich' einmal ein paar Stunden tun kann, was mich freut?“

An tausend Schranken stoßen sich die Menschen, an tausend Gittern schlagen sie sich blutig und schauen zur Sonne der Freiheit empor und glauben, sie sei eine Gottheit, für jeden erreichbar. Sie zerbrechen Formen ihr zuliebe, sie zerstören Satzungen in ihrem Namen, und andere Formen erstehen, müssen erstehen, denn jeder Inhalt braucht ein Gefäß, das ihn bewahrt.

Nicht die Freiheit ist der eigentliche Sinn aller Kämpfe, auch wenn sie als Ziel hingestellt wird, sondern der Kampf um die Form. Und wie der menschliche Organismus in Jahrmillionen aus immer neuen Formen erstanden, so müssen wir auch für unser Denken, Fühlen und Wünschen immer neue Daseinsformen finden, in die wir seelisch hineinwachsen, oder die die Not unseres seelischen Lebens unter Schmerzen gestaltet. Diese Wandlungen mitzumachen, diese Geburtswehen zu erleiden, die bestehenden Formen zu anderen auszugestalten, zu besseren zu schweißen, eine Lösung für bestimmte Fragen und Rätsel in Leid und Not zu finden, das ist wohl unsere Erdensendung.

Freiheit ist ganz sicher ein Schlagwort, ist ein Rattenfängerlied, das unsere Sehnsucht tausendfach in die Irre führt; es ist ein Wort, das viele Deutungen in sich birgt, das verlockt und verhöhnt, das verspricht und nicht zu halten vermag, weil es im Gesetzmäßigen aller Dinge, im ewigen Wandel von Licht und Schatten, von Tag und Nacht keine Freiheit geben kann, keine Ungebundenheit im Gebundensein aller Dinge ringsum

Wie am Firmament die Sterne ihre ewigen Bahnen ziehen und nur das Gesetz der Anziehung ihnen entgegentritt, so müssen wir nach ganz bestimmten Gesetzen unsere Wege gehen, und nur Erkenntnis ist in gewissem Sinne Freiheit, weil sie ein Wegweiser ist die Bahn empor. Die Erkenntnis lebt aber nur in Wenigen, und auch sie, die Geistige, die Freie, schafft sich nur Anerkennung, Gehorsam, Begreifen mit Gewalt. Auch sie malt ihre Zeichen mit rotem Blut, ehe sie verstanden wird, verstanden werden kann, und das Wort „Freiheit“ flattert trotzdem, trotz allem wie eine lichte Fahne als Symbol, an das alle glauben, als Gottheit, die in jedem Herzen ein anderes Echo hat, und das Leben gestaltet in glühender Feueresse neue Daseinsformen, und hoch oben wie ein Banner schwebt das Wort wie Hohn, nein, wie ein unerschütterlicher Glaube über allem Geschehen.

Gibt es eine Realität auf dem weiten Erdenrund, die mehr vermöchte als solch ein Wort, das alles in sich schließt: Zauber und Kraft und Hoffnung und Glauben und Schönheit und Tiefe, und das uns immer wieder berauscht, und das uns immer wieder verführt, und das uns immer wieder verlockt und wirklich immer wieder neue Reiche vor uns aufschließt. Was vermögen tausend Beweise, was vermögen tausend Behauptungen, tausend Tatsachen gegen den Triumph einer solchen Macht?

Wir haben viele, viele Wege eingeschlagen, um der Freiheit nahezukommen. Der Freiheit, der immer eine Macht gegenüberstand, und der sie Schritt für Schritt weichen mußte. Die Vielen rotteten sich zusammen gegen die Wenigen. Macht stand gegen Macht, und Gleichheit wurde der Kampfesruf, der Boden, auf dem allein Freiheit blühen kann. Aber neben dem äußeren Feind, den Schranken außer uns, die wir immer weiter gerückt, standen tausend innere Feinde auf. Die Gewohnheit des Denkens und Fühlens, die Leidenschaften, Genußsucht, Neid, Pflichtenanschauungen, Vorurteile. Sie alle, alle sind die bösesten Sklavenhalter, die herrischsten Tyrannen, die uns knebeln, uns beherrschen, uns vergewaltigen. Wer vermag uns mehr Leid zuzufügen als unsere eigene Torheit, mehr Schmerz als unsere eigene Schwäche, tieferes Unbehagen als die wechselnden Wünsche unseres Herzens? Aber, sagt sich der Nachdenkliche, bin ich nur der Gefangene meiner Fehler, nicht auch der meiner Tugenden? Setzt die Liebe nicht ebenso strenge Wächter vor meine Handlungen wie der Haß? Hat die Güte und Langmut nicht auch ihre Dogmen, denen sie blindlings folgt? Hat die Wahrheitsliebe nicht ihre Satzungen, die immer wieder die Pfeile gegen uns richten, die uns immer wieder ihr Opfer werden lassen, und trotzdem gehen wir den Weg unseres Temperamentes, unserer Überzeugung, und alle Einflüsterungen der Klugheit, der Vorsicht finden taube Ohren. „Der Mensch sitzt in seinem Charakter wie der Krebs in seiner Schale“, sagt Schopenhauer. Nirgends ein Ausweg, nirgends ein Aufrechtgehen, nirgends ein wirkliches Freisein.

Wir lösen Beziehungen mit scharfem Schnitt, und tief, tief drinnen im Herzen keimen sie weiter, und die Wunde mag nicht vernarben. Wir verlassen einen Ort, und die Erinnerung hält alte Bilder leidvoll fest und schmiedet unsere Gedanken an jene Stätten der Vergangenheit. Wir wollen, und wir können nicht. Wir möchten, und dem Willen fehlt die Kraft. Wir wünschen, und die Leuchtfeuer unserer Gedanken verpuffen in Bildern. Frei sein, heißt stark sein. Aber auf allen unseren Wegen ziehen uns die Hindernisse an, die uns zum Wettkampf herausfordern. Mit dem Stärkeren, mit dem Besseren, mit dem Überlegenen. Was bedeutet das Urteil der Kleineren? Gipfelstürmer wollen wir alle sein!

Frei sein, heißt allein sein. Frei von Liebe, die Leid bringt, frei von Haß, der aufwühlt, frei von Freundschaft, die einengt, frei von Arbeit, die Beschränkung bedeutet, frei von Pflichten, die unterdrücken, frei von Wünschen, die begehrlich machen. Und doch wollen wir Liebe und Freundschaft und Arbeit und Pflichten und Wünsche, wir wollen sie trotz der Schattenseiten, die sie bringen, trotzdem sie uns hemmen, trotzdem sie uns einengen, trotz der großen Worte, die wir so oft gedankenlos im Munde führen.

So schillernd ist unser Wesen, so unstet unser Sinn, so vielgestaltig unser Sehnen. Und das Wort „Freiheit“, nach dem wir immer wieder begehrlich unsere sehnenden Hände ausstrecken, ist eines jener tiefgründigen Worte, die wie Sterne durch die Jahrtausende leuchten in immer neuem Glanz, in immer unvergleichlich wechselnder Schönheit, denen wir nachgehen, sinnend, suchend, sehnend, handelnd, und die doch immer gleich weit von uns entfernt bleiben. Nur die Strahlen ihres Glanzes finden den Weg zu uns.

Die zweite Kwannon. / Eine Geschichte von Martin Proskauer.

Jakob Grimpels, der Althändler, ging in seinem Ladengeschäft langsam auf und ab. Die Zeiten waren schlecht für das Geschäft, und wenn Grimpels auch täglich mit dem Lederlappen über die Tische und Schränke fuhr, die in honiggelb gealtertem Kirschholz dastanden, wenn er auch Hölzer und Gläser wie neu polierte, so wollte doch kein Käufer kommen.

Der Händler fuhr gerade, in verdrießliche Gedanken verloren, die schönen Ornamente einer Vitrine mit dem Finger nachbildend entlang, als die Türglocke heiser anschlug. Ein Mann trat in den Laden, und Grimpels sah mit einem Blick, daß hier kein Kunde für seine Biedermeiermöbel kam. Der Fremde trug eine dunkelblaue Wolljacke, dazu eine weite, abgewetzte Hose, wie sie Seeleute zu tragen pflegen, eine alte Reisemütze saß schief auf schwarzem Haar; in der Hand schleppte er einen derben braunen Sack aus wasserdichtem Leinen, oben mit einem Drahtring und Schloß gesichert. Der Mann stapfte langsam zwischen den schönen Möbeln daher, bis ihm Grimpels entgegentrat.

„Seemann“, dachte der Händler mit einem Blick in das grobe, rote, hautrissige Gesicht und machte eine abweisende Miene. Der Mann stupfte einen Finger als Gruß an die schäbige Mütze, setzte den Sack polternd auf den Fußboden und sagte:

„Tag ok, wollt mal fragen, ob Sie woll Altertümer kaufen?“

Grimpels blieb uninteressiert.

„Hm, das kommt darauf an — schlechte Zeiten jetzt. Was ist es denn?“

Der Mann kramte umständlich in der Hosentasche, bis er den Schlüssel fand und die Sicherung des Reisesackes lösen konnte. Dann wühlte er in der Tiefe des Beutels, brachte erst ein Paar große, transtinkende Stiefel, dann etliche bunte Wäsche zum Vorschein, endlich erwischte er einen in bunte Flicken eingehüllten Gegenstand, den er auspackte. Grimpels hatte mit geringer Neugier zugesehen; auch als jetzt aus dem Lappengewirr eine kleine japanische Bronzefigur erstand, war er nicht interessiert. Sein Spezialgebiet waren alte Möbel, diese japanische Figur hier, beschabt und mit grünen Flecken angefressen, konnte ihm nichts besagen. Der Seemann schob die Bronze auf dem polierten Tisch hin und her:

„Da, 'ne schöne Götzenfigur — nich? Was geben Sie woll dafür?“

Grimpels nahm die Figur auf, die seinen Tisch zerschrammte, und setzte sie mißmutig auf den ledernen Putzlappen. Er zuckte die Achseln:

„Was ist das? Wo ist sie her?“

Der Seemann lachte:

„Das is 'n Pfand, sozusagen — da war so'n Kerl von Japaner, der war uns Geld schuldig — mir und mein' Freund Hein — Hein Tolle is nämlich mein Freund, auch Vollmatrose von der »Anna de Freytas« — wissen Sie —“

Grimpels verstand kein Wort, was ging ihm die „Anna“ oder der Freund dieses Matrosen an!

„Schlechte Zeiten für Kunstsachen,“ sagte er und besah die Bronze, „außerdem taugt sie nicht viel.“

Der Matrose lachte wieder:

„Höh, nix taugen — das sagen Sie man lieber nich, Herr! Der Japaner, der sie gehabt hat, der hat mächtig — —“ er schlug sich selbst mit der Hand auf den offenen Mund, daß es klappte „— höh, ruhig, Junge! Das wollen Sie ja auch gar nich wissen, nich?“

Der Händler schob die Figur fort:

„Wieviel soll das Ding denn kosten?“

Der Mann blinzelte: „Na, so'n fünfhundert is sie doch woll noch wert — was?“

Grimpels steckte die Hände in die Tasche:

„Da packen Sie ein — ich denke nicht daran, fünfhundert Mark dafür zu geben.“

„Na, wieviel denn?“ fragte der Mann.

Grimpels überlegte: „Hundert, mehr nicht. Wenn Sie nicht wollen, lassen Sie es bleiben. Mir liegt nichts an der Figur.“

„Immer sachte,“ brummte der Matrose, „Sie sollen sie haben. Aber sie is mehr wert. Bloß — wenn man kein Geld hat und immerzu Durst, nich?“ Er lachte dröhnend und wiegte sich leise hin und her. Grimpels hatte den Eindruck, daß sein neuester Geschäftsfreund nicht ganz nüchtern sei. Während der Händler das Geld aus der Kasse nahm, packte der Matrose seinen Sack wieder zusammen und sagte:

„Was mein Freund Hein is, der hat die andere Figur. Es sind nämlich zwei ganz gleiche — na, und wie wir nu mit dem Japaner — —“ Er brummelte jetzt nur noch unverständlich in sich hinein und schloß seinen Sack ab. Das Geld schob er in die Hosentasche und sagte beiläufig:

„'N Priem haben Sie woll nich da — hä'?“

Grimpel mußte verneinen.

„Schade,“ sagte der Seemann tiefsinnig, „ein Priem is immer besser wie gar keiner. Na, denn will ich 'mal gehen, im »Blauen Kater« wartet Hein schon auf mich — Hein is nämlich auch Vollmatrose auf der »Anna de Freytas« gewesen“, erklärte er wieder. „Wollen Sie vielleicht die Figur, die Hein hat, auch noch?“

„Nein, danke, ich habe an der einen genug.“

„Na, denn nix für ungut, Herr, und adschüs!“ Und während der Seemann über die Schwelle stolperte, blieb ein leiser Dunst von Doppelkümmel und Transtiefeln zwischen den gelben alten Möbeln des sauberen Ladens zurück.

* * *

Jakob Grimpels hatte die japanische Figur auf einem Mahagonitischchen in seinem größten Schaufenster aufgestellt, aber das Geschäft war nach wie vor schlecht, niemand wollte Möbel kaufen; nach der Figur hatte überhaupt noch kein Mensch gefragt.

Da sah der Händler eines Tages, wie ein älterer, sehr eleganter Herr, der erst langsam und uninteressiert an dem Geschäft vorbeigehen wollte, plötzlich stehen blieb, einen Blick auf die japanische Figur warf, näher herantrat und schließlich auf die Ladentür zukam. Grimpels empfing den Kunden, der einen durchaus wohlsituierten Eindruck machte, mit gelassener Höflichkeit. Der Fremde sprach mit leicht ausländischem Akzent und fragte nach der japanischen Figur. Grimpels holte sie herbei und sah mit frohem Erstaunen, daß die Blicke des Herrn aufleuchteten, als er die Bronze betastete. Er drehte sie um und um, fuhr mit der Hand jeder Wölbung nach, holte dann ein gedrucktes Buch aus der Tasche und las eine Stelle darin sorgfältig nach.

„Was soll die Bronze kosten?“ fragte er dann. Grimpels hatte schon überlegt, jetzt sagte er, im letzten Augenblick noch aufschlagend:

„Zweitausend Mark.“

„Abgemacht — ich nehme die Figur“, sagte der Kunde so rasch, daß Grimpels sofort die bittere Empfindung hatte, viel zu wenig gefordert zu haben. Während er die Figur in Papier einhüllte, sagte der Kunde:

„Haben Sie noch andere japanische Bronzen?“

„Nein, diese bekam ich nur durch Zufall.“

Der Herr blätterte in dem Buch:

„Schade, sehr schade — denn dies hier ist ohne Zweifel ein auserlesenes Prachtstück — es ist eine der berühmten Kwannon-Figuren aus dem Tempel der Kwannon, der Göttin der Barmherzigkeit zu Nara, der im Jahre 813 abbrannte. Zwei Statuen der Göttin“ — las er vor — „standen zu beiden Seiten des Altars, sie tauchten wieder, lange verloren geglaubt, auf, als der Tempel im Jahre 1789 neu aufgebaut wurde, und sind als Meisterwerke antik-buddhistischer Kunst anzusprechen; vor einigen Jahren sollen die Figuren auf bisher unerklärte Weise verschwunden sein.“

Der Schnupfenbock.

Eine lustige Jagdgeschichte. Von Hermann Ludwig.

Der Herr Rentier Krause hatte sich eine Jagd gepachtet; das war nicht nur seiner Gesundheit sehr zuträglich, sondern diese noble Passion gab auch seinem Dasein ein erhöhtes Relief. Im März hatte er für schweres Geld das Revier übernommen und bald in einem jungen Jägersmann, Fritz Hesse, einen schneidigen Jagdaufseher gefunden, der das Revier in tadelloser Ordnung hielt. Drilling, Rucksack und Jagdstock waren bald angeschafft, und als Rentier Krause in den schönsten Apriltagen einige Schießversuche in Halensee zu seiner Zufriedenheit absolviert hatte, war er ein richtiger Jäger und sah mit Ungeduld dem 16. Mai, dem Aufgang der Rehbockjagd, entgegen.

Hesse schickte alle Sonntage einen kurzen Bericht aus dem Revier, und in dem letzten hatte er gemeldet, daß die Böcke gut gefegt hätten, und daß er über ihren Standort aufs beste orientiert sei. Wohlgemut fuhr dann am Nachmittag des 15. Mai Krause seinen Jagdgründen zu. Abends beim Schoppen berichtete Hesse, wo die besten Böcke ständen, und schlug vor, am andern Morgen um 1/2 3 Uhr aufzubrechen, um bei Tagesanbruch auf einen zu Holz ziehenden Bock anzusitzen. Dazu war aber Krause nicht zu bewegen, seine Nachtruhe wollte er wenigstens haben, und so beschloß man, um acht Uhr einen Pirschgang durch den Waldteil des Reviers anzutreten.

Pünktlich waren die beiden Nimrode zur Stelle, und unter Hesses Führung begann die Pirsch. Zuerst ging es sich wunderschön auf den Waldwegen. Als aber eine Stunde resultatlos verlief und die Sonne immer höher stieg, arbeiteten ob der ungewohnten Anstrengung die Lungen des Rentiers ziemlich hörbar; er schnaufte und keuchte, daß der Aufseher seinen Herrn dringend bat, sich möglichst still zu verhalten, da die Rehböcke diese Töne nicht vertragen könnten. Langsam ging es jetzt an einer Wiese um eine Schonungsecke, da faßte plötzlich Hesse mit kräftigem Druck den Arm des Rentiers, denn nur fünfzig Schritt vor ihnen stand ein kapitaler Bock, dessen Gehörn in der Maisonne blitzte.

„Nanu, was ist los?“ fragte Krause ganz erstaunt. Als Antwort ertönte ein promptes „Bö-bö“ des Bockes, und schon war er verschwunden.

„Das ist fatal“, knurrte Hesse. „Herr Krause, wir müssen noch vorsichtiger sein, die Böcke hören verflucht scharf.“

Trotzdem nun noch bis zum Mittag unter allen Vorsichtsmaßregeln weitergepirscht wurde, war das Resultat Null, und müde und abgehetzt trat Krause den Heimweg an. Als aber der abendliche Anstand ebenfalls kein Weidmannsheil brachte, war der Jagdherr ziemlich verdrießlich, was er seinem Begleiter deutlich zu erkennen gab.

„Sehen Sie mal, lieber Hesse,“ meinte er, „ich habe am Stammtisch Ihre Berichte vorgelesen, nach denen es keine Kunst sein konnte, einen Bock zu schießen, und da habe ich mich anheischig gemacht, am Sonnabend, also morgen abend, mit meinem ersten Maibock zu erscheinen. Es wäre mir sehr unangenehm, wenn daraus nichts würde, denn Sie kennen ja die Sticheleien meiner lieben Freunde nicht. Da ist besonders der lange Kramer, der was von der Jagd zu verstehen glaubt; der höhnt sowieso schon immer. Vorgestern sagte er noch, ich solle nur ja keine gehörnte Ricke schießen. Also meinen Bock muß ich bis morgen abend haben, sonst bin ich blamiert.“

Auf dem Heimwege grübelte Hesse viel nach, die Sache mußte gemacht werden, so oder so, und deshalb lenkte er seine Schritte dem Hause des alten Holzhauers Christian zu, der mit allen Salben gerieben war. Dessen Rat mußte auch gut gewesen sein, denn am andern Vormittag holte er Herrn Krause und berichtete ihm freudestrahlend, er habe vor einer knappen halben Stunde einen starken Bock in der Schonung an der Bruchwiese gesehen. Sofort marschierten sie los, Hesse lud vorsichtig den Kugellauf des Drillings und drückte die Waffe unter stetigen Ermahnungen dem Jagdherrn in die Hand. Jetzt waren sie in dem hohen Kiefernbestand neben der Schonung angekommen. Hesse machte halt, beugte sich zur Erde, rückte dann wieder einige Schritte vor, bis er plötzlich den Rentier heranwinkte. Der auf die Lippen gelegte Finger empfahl absolutes Schweigen, und der dicke Krause schlich so vorsichtig näher, als wenn er auf Eiern ginge.

„Sehen Sie denn den Bock nicht, da hinterm Strauch“, zischelte der Aufseher leise. „Da den roten Fleck links am Strauche.“

Wahrhaftig, da war etwas Rotes, und richtig, da war der Kopf mit dem Gehörn zu sehen, wenn auch in den grünen Zweigen etwas undeutlich.

„Das Rote ist das Blatt, darauf halten Sie“, flüsterte Hesse dem Rentier zu, der vor Aufregung und Jagdeifer am ganzen Leibe zitterte und bebte.

„Immer ruhig ins Rote hochgehen“, ermahnte der Jäger, als er sah, daß das Gewehr hin- und herwackelte wie ein Lämmerschwanz.

Mit krampfhafter Anstrengung zog Krause das Gewehr an die Backe, lange zielte er, ohne daß es ihm gelang, das Korn auf den roten Fleck zu richten, jetzt schien es so weit zu sein, sein Finger krümmte sich, um abzudrücken; da setzte er plötzlich mit ganz entsetzten Augen wieder ab, denn vor ihm aus dem Strauche erscholl es ganz laut und vernehmlich: „Hazi, hazi!“ — „Mein Gott, da ist ein Mensch“, raunte er voller Angst. Über Hesses Gesicht flog ein kurzer Schrecken, dann sagte er aber ganz ruhig und leise: „Nein, Herr Krause, der Bock hat geniest, er hat den Schnupfen, das kommt im Frühjahr oft vor. Und zur Bekräftigung seiner Worte tönte es nun aus dem Strauch dreimal hintereinander: „Hazi, hazi, hazi!“

„Schießen Sie um Gottes Willen, Herr Krause, jetzt ist der beste Moment, der verschnupfte Bock achtet gar nicht auf uns.“

Krause riß nun das Gewehr hoch, und ohne lange zu zielen, krachte der Schuß los. Ein mächtiges Prasseln und Rauschen wurde in dem Strauch hörbar, der Bock war verschwunden, aber in der dichten Schonung vernahm man noch seine Flucht durch die Zweige. Mit blödem Gesicht starrte der Schütze auf seinen Aufseher, doch der strahlte vor Vergnügen und rief: „Ich gratuliere, Herr Krause, die Kugel sitzt gut, ich sah durchs Glas deutlich den Einschlag; der Bock kommt nicht mehr weit.“

„Ja, dann wollen wir doch gleich mal nachsehen“, meinte erleichtert der Jäger.

„Aber Herr Krause, um alles in der Welt nicht, keinen Schritt dürfen wir tun, sonst wird er wieder rege und ist auf und davon. Zwei Stunden müssen wir ihm Ruhe lassen, das ist die erste Jägerregel, dann finden wir ihn verendet.“

Widerstrebend fügte sich Krause, er hätte zu gern jetzt gleich nach dem Bock gesucht, aber das ging doch wohl nicht, und so zogen sich denn die beiden Jäger in den hohen Bestand zurück, um ausgiebig zu frühstücken. Später bei einer Zigarre erzählte der Aufseher, daß der Schnupfen der Böcke im Mai eine alltägliche Erscheinung sei.

„Aber genau wie ein Mensch hat er geniest“, meinte Krause.

„Ja, so klingt es auch, nur etwas tiefer. Doch nun wird es wohl langsam Zeit werden, gehen wir also auf den Anschuß.“

Der Birkenstrauch wurde untersucht, und richtig fand der Jagdaufseher einen Büschel Rehhaar, die Kugel hatte also gefaßt. Behutsam wurde nun in der Schonung hin- und hergesucht, bis plötzlich Hesse einen lauten Jauchzer ausstieß; er hatte den Bock ungefähr hundert Schritt vom Anschuß verendet gefunden. Atemlos stürzte Krause herbei. Schnell war von Hesses kundiger Hand der Bock aufgebrochen und in den Rucksack gesteckt.

Als aber der alte Christian am Abend zu dem Jagdaufseher kam, gab es erst ein Donnerwetter. Doch der Alte, der schmunzelnd einen Taler mit seiner schwieligen Faust entgegennahm, sagte feixend: „Herr Hesse, ich konnte wahrhaftig nichts dafür. Heute früh, als wir den von Ihnen soeben geschossenen Bock in dem Birkbusch aufbauten, muß ich mich wohl erkältet haben; ich habe die Zähne aufeinandergebissen, aber es ging nicht mehr, ich mußte niesen, und wenn es mein Leben gekostet hätte.“ Da lachten sich die beiden ins Gesicht. Aber der arme Krause hatte am Stammtisch trotz des Bockes noch großen Ärger, denn als er die Geschichte vom Schnupfenbock erzählte, fiel der lange Kramer vor Lachen vom Stuhl, und er konnte doch einen Eid darauf leisten, daß der Bock geniest hatte, denn er hatte es mit seinen eigenen Ohren laut und deutlich gehört.

 Nummer 4068. 158. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4068. 158. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 40 ℳ (Ausland 75 ℳ). Preis dieser Nummer 7 ℳ (Ausland 15 ℳ). Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 8 ℳ; bei Platzvorschriften werden tarifmäßige Aufschläge erhoben. 23. Februar 1922.

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Allgemeine Notizen.

Leipzig und seine Messe. Leipzig ist stolz auf seine Stellung als Sitz der Leipziger Messe, die in der modernen Form der Musterlager-Ausstellungen eine der größten und bemerkenswertesten Einrichtungen ist, die sich der internationale Handelsverkehr geschaffen hat. Alljährlich zweimal, Anfang März und Ende August, findet dieser große Weltmarkt statt, der die denkbar vollkommenste Form des Verkehrs zwischen Käufer und Verkäufer ist und deshalb jedesmal mehr als hunderttausend Besucher aufweist. Alle diese, Aussteller und Einkäufer, Inländer und Ausländer, wollen die Kräfte, Zeit und Geld ersparenden wirtschaftlichen Vorteile der Leipziger Messe ausnutzen, auf der das größte Geschäft mit den geringsten Mitteln in kürzester Zeit und auf dem engsten Raum erzielt wird. An Waren findet sich auf der Leipziger Messe alles, was überhaupt nach Mustern verkauft werden kann. Mehr als 1100 verschiedene Bezeichnungen umfaßt gegenwärtig das Warengruppen-Verzeichnis der Allgemeinen Mustermesse; mehr als 900 das der Technischen Messe und Baumesse. Die Musterlager der Allgemeinen Mustermesse befinden sich im Stadtinnern mit seinen großen Meßpalästen und Meßhäusern, die der Technischen Messe und Baumesse auf dem städtischen Ausstellungsgelände am Fuße des Völkerschlachtdenkmals. Über 250000 qm nutzbaren Ausstellungsraums verfügt die Leipziger Messe, eine Fläche, die keine andere In- oder Auslandsmesse auch nur annähernd aufweisen kann. Der Besuch der Leipziger Messe, die sich der weitgehenden Förderung durch das Reich, den Freistaat Sachsen und die Stadt Leipzig erfreut, ist durch Vergünstigungen und Verkehrserleichterungen so bequem wie möglich. Gute Wohnungs- und Verpflegungsverhältnisse, zahlreiche Sehenswürdigkeiten, Kunst- und Vergnügungsstätten tragen dazu bei, den Gästen den Aufenthalt in Leipzig angenehm und dem Ruf der Jahrhunderte alten Messe- und Fremdenstadt Leipzig Ehre zu machen.

Der 28. Balneologenkongreß wird vom 15. bis 18. März unter dem Vorsitz des Wirkl. Geh. Ob.-Med.-Rat Prof. Dr. Dietrich in Berlin (Kaiserin-Friedrich-Haus, Luisenplatz 2—4) tagen. Der Kongreß wird in der Hauptsache die Beeinflussung des Stoffwechsels und der Stoffwechselkrankheiten durch die Balneologischen Heilfaktoren behandeln. Auskunft über den Kongreß erteilt der stellver-

tretende Generalsekretär der Balneologischen Gesellschaft Dr. Hirsch, Charlottenburg, Frauenhoferstraße 16.

Urheber=, Verlagsrecht und Verkehrssitte durch vertrauensvolle praktische Arbeit so zu fördern, daß nach Möglichkeit Unstimmigkeiten nicht zum gerichtlichen Austrag kommen, hat sich der Akademische Schutzverein mit dem Verband deutscher Hochschulen einerseits und dem Deutschen Verlegerverein anderseits über ein paritätisches Güteverfahren vor Schiedsämtern geeinigt. Der Vertrag ist bereits in Kraft getreten. Der Abschluß gleichartiger Verträge mit andern Schriftstellerverbänden oder mit Künstlerverbänden ist offen gelassen.

Die Erhaltung der Deutschen Bücherei. Das Reich hat den Zuschuß von 500 000 Mk. auf eine Million Mk. erhöht. Ferner sind der sächsische Staat, die Stadt Leipzig und der Börsenverein der deutschen Buchhändler entschlossen, ihre bisherigen Leistungen für die Deutsche Bücherei nach Kräften zu vermehren. Auf diese Weise wird die Deutsche Bücherei erhalten werden können. Bei den jetzigen hohen Bücherpreisen können die andern Bibliotheken in dem frühern Umfang Bücher nicht anschaffen. Mit Rücksicht darauf wurde vereinbart, daß den deutschen Bibliotheken im Bedarfsfall von der Deutschen Bücherei eine Anzahl von Werken leihweise zur Verfügung gestellt werden.

Werbekraft und Bedeutung der Anzeigen erfahren eine bemerkenswerte Beleuchtung durch die Entwicklung des Pressewesens in Sowjet-Rußland. Dort hatten die Bolschewisten das Insertionswesen als eine „bourgeoise" Institution unterdrückt, nach dem völligen Zusammenbruch des Wirtschaftslebens das Zeitungsinserat jedoch wieder zugelassen. Aus einer Ankündigung der Moskauer „Iswestija" geht hervor, daß der Insertionspreis dieser Zeitung für den Raum der Nonpareille-Zeile 50 000 Rubel beträgt. Bisher wurde dieses Blatt unentgeltlich verteilt, jetzt ist jedoch mit dem Einzelverkauf und dem Dauerbezug des Blattes sowie mit der Aufnahme von Geschäftsempfehlungen und sonstigen Inseraten begonnen worden. Die Einzelnummer kostet 2000 Rubel, der Monatsbezug 45 000 Rubel. Auch die übrigen Blätter wollen mit solchen Maßnahmen folgen. Gleichzeitig hat das Wiederaufleben der privaten Presse, zunächst der unpolitischen, angefangen. So erscheinen in Moskau wieder Zeitungen für Theater, Sport, Filmwesen, Literatur usw., sämtlich, und das ist das Bemerkenswerte, mit einem Anzeigenteil, der selbst von bolschewistischer Seite aus, soweit es

sich bis jetzt übersehen läßt, stark benutzt wird. Alles ein neuer Beweis, daß Inserate für jedes wirtschaftliche Leben unentbehrlich sind.

Die deutsche Erziehung für Handel und Industrie wurde kürzlich in London auf einer Konferenz der englischen Erziehungsverbände als Vorbild hingestellt. Die Redner gaben der Überzeugung Ausdruck, daß die erfolgreiche deutsche Tätigkeit auf dem Gebiet der Industrie und des Handels nur der hervorragenden Berufsbildung in den deutschen Handelsschulen zu verdanken sei. In diesen Schulen erhalte jeder heranwachsende Deutsche, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, einen klaren Überblick nicht nur über seine eigene Berufstätigkeit, sondern auch über ihre Zusammenhänge mit andern Berufen. Auf diese Weise werde sein Blick erweitert und in natürlicher Folge trachte der Ehrgeiz über den eigenen engen Kreis hinaus zu wachsen und Beziehungen zum größeren Ganzen zu gewinnen. Dies sei die Grundlage für die deutsche Unternehmungsluft und für das große Organisationstalent, das der Deutsche auf dem Gebiet des Handels und der Industrie entfalte. Die Redner betonten nachdrücklich, daß England sich die deutsche Erziehungsmethode zum Muster nehmen müsse.

Die deutschen Radrenntermine 1922 wurden in der Generalversammlung des Verbandes deutscher Radrennbahnen festgesetzt. Saarbrücken hält 12, Chemnitz und Köln je 10, Leipzig 9, Breslau 8, Düsseldorf, Nürnberg, Dresden, Mainz und Plauen i. V. je 7, Hannover, Münster i. W. und Wassenberg je 6, Magdeburg 5 und Brandenburg a. H. 3 Renntage ab. Für die Bahnen in Dortmund, Essen, Weißenfels, Kaiserslautern, Erfurt, Rüsselsheim, Königsberg i. Pr., Forst i. L. und Berlin-Stadion waren noch keine Termine angemeldet worden. Die Berliner Radrennzeit beginnt und endet auf der Olympiabahn am 5. März bezw. 29. Oktober. Treptow beginnt eine Woche später und schließt eine Woche früher. Treptow hält 15, die Olympiabahn 17 Renntage ab. Die Meisterschaftswoche in Hannover ist auf den 20. bis 27. August angesetzt worden. Die Vorläufe zur Stehermeisterschaft finden am 20. August statt.



Der Kenner verlangt:
„Leoni-Weinbrand"
Geschützt S. 21238/16 b

GOUPIL, LEONI FILS & CO., WIESBADEN
„Distillerie Cognaçaise"
gegr. 1882, seit 1898 in deutschem Besitz.

J. G. Irmler
Flügel- u. Pianino-Fabrikant
Leipzig S/O



Seit 1818 als Fabrikate ersten Ranges in allen Weltteilen anerkannt.

Der Imker der Neuzeit.
Handbuch der Bienenzucht. Von Otto **Pauls**. Mit 199 Abbildungen und 8 farbigen Tafeln. Gebunden 30 Mark.
Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

Yohimbin-Lecithin
auf wissensch. Grundlage aufgeb. Kräftigungsmittel. 30 Port. 40 M., 60 Port. 76 M. Verlg. Sie Gratisbroschüre.
Nur direkter Versand durch den Alleinhersteller: Apothekenbesitzer H. Maaß, Hannover 10.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE
Gaedke
HAMBURG
KAKAO SCHOKOLADE KEKS

Seit 24 Jahren
Seelen-Spezialist: 1.) acht Werke „Seelen-Aristokratie", 2.) einfühlende intime
Handschriften-Beurteilung
nach Briefen. Prospekt. Psychographologe P. P. Liebe, München, Amt 12, West.



Lohnende
Geflügelzucht
mit
GALLUS
BRUTMASCHINEN
(60 bis 20000 Eier Fassungsraum)
Gallus Aufzuchtanlagen
Gallus Geflügelhöfe
Gallus Geflügelställe
GALLUS AKT.-GES.
MÜNCHEN
Sophienstraße 5c
Katalog geg. Voreinsdg. von M. 5.-

✚ Magerkeit ✚
Schöne volle Körperformen durch unsere **Oriental. Kraftpillen**, ein vorzügliches Stärkungsmittel für **magere** und **schwache**, jedoch gesunde Personen. Preisgekrönt mit goldenen Medaillen und Ehrendiplom. In kurzer Zeit große Gewichtszunahme, garantiert unschädlich. Ärztlich empfohlen. Streng reell. Viele Dankschreiben. Dose 100 Stück 8 Mk. Postanweisung oder Nachnahme.
Chem. Fabrik D. Franz Steiner & Co., G. m. b. H., **Berlin** W. 30/148, Eisenacher Str. 16.



Ich bin rasiert mit der Rasier-Klinge
Auerhahn
Zu haben in allen einschlägigen Geschäften.
Direkt nur an Wiederverkäufer.
Schramberger Uhrfedernfabrik
G. m. b. H., Schramberg (Württbg.).

Fort mit dem Korkstiefel



Bein-Verkürzung unsichtbar. Gang elastisch u. leicht. Jeder Ladenstiefel verwendb. Gratis-Broschüre senden **„Extension"**, **Frankfurt a. M.**-Eschersheim Nr. 113.

Chr. Tauber
Photo-Haus
Wiesbaden L. 1.



Beste und billigste Bezugsquelle für solide photographische Apparate in einfacher bis feinster Ausführung und sämtliche Bedarfsartikel. Jllustr. Preisliste Nr. 1 kostenlos. Direkter Versand nach allen Weltteilen.

„Eroscin"
das bekannte
Nerventonicum
gegen allgem. Neurasthenie, vorzeitige Schwäche.
50 Tabl. ℳ 35.—.
Glänzend begutachtet und bewährt.
Dr. E. Komoll
Berlin SO. 26,
Mariannenstrasse 31.

Lavendel-Orangen
Kölnisches Wasser von besonderer Feinheit

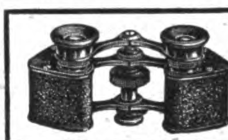


„Erfrischend u. nervenstärkend"
Vielfach ärztlich empfohlen. Als Geschenk sehr beliebt.
Jünger & Gebhardt · Berlin S. 14
Zu haben in allen Geschäften, die „Creme Elcaya" führen!

Hermsdorf-



Schwarz
ist das beste
Diamantschwarz.
Man achte beim Einkauf von Strümpfen, Handschuhen, Trikotagen und Garnen auf den Originalstempel:
DIAMANTSCHWARZ
GARANTIRT ECHT
Louis Hermsdorf
FÄRBER
Louis Hermsdorf, Chemnitz



Auswahlsendung direkt an Private ohne Kaufzwang, Liste frei.
JOSEF HEINRICI,
Optische Anstalt Zwickau Gegründet 1847



Rönisch

Flügel und Planinos

Ein grosser Ton
von eigenem Reiz und
Wohllaut kennzeichnet den
„Rönisch" als edle deutsche Klaviermarke.

Druckschriften und Vorspiel bereitwillig.

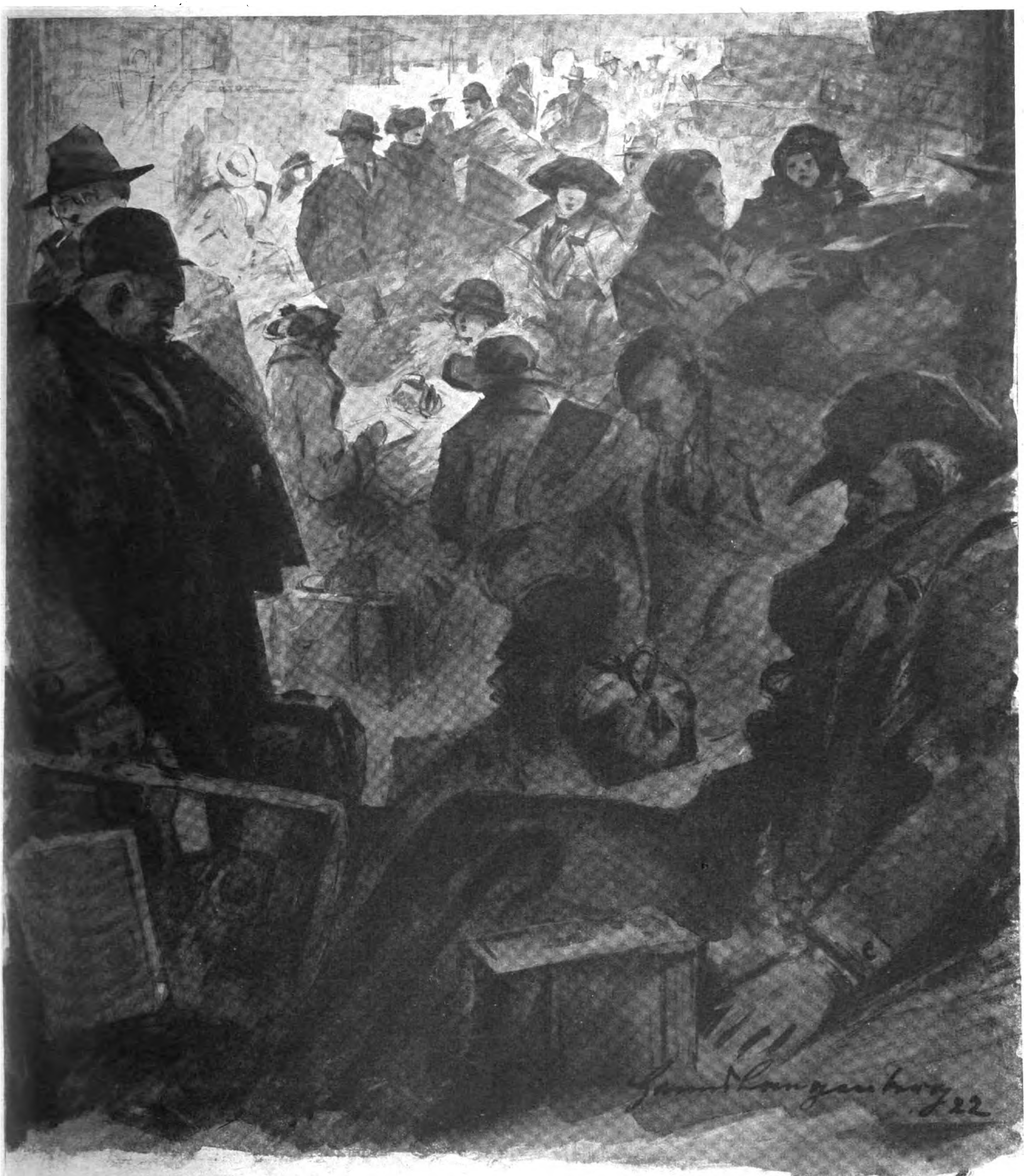
Ludwig Hupfeld A.-G., Berlin W.
Leipziger Strasse 110.

Hamburg, Gr. Bleichen 21 / Leipzig, Petersstr. 4 / Dresden, Waisenhausstr. 24 / Wien VI, Mariahilferstr. 3 / Amsterdam, Stadhouderskade 19—20 / Den Haag, Kneuterdijk 18.





Illustrirte Zeitung



Die Opfer des Eisenbahnerstreiks: Vom Streik überraschte Reisende im Wartesaal eines Großstadtbahnhofs, der Weiterbeförderung harrend.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Hanns Langenberg.



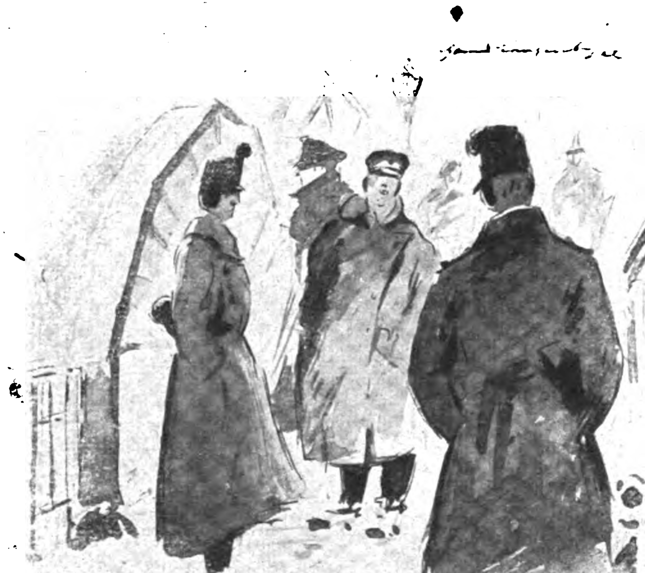
Der letzte Zug: „Alles aussteigen!"



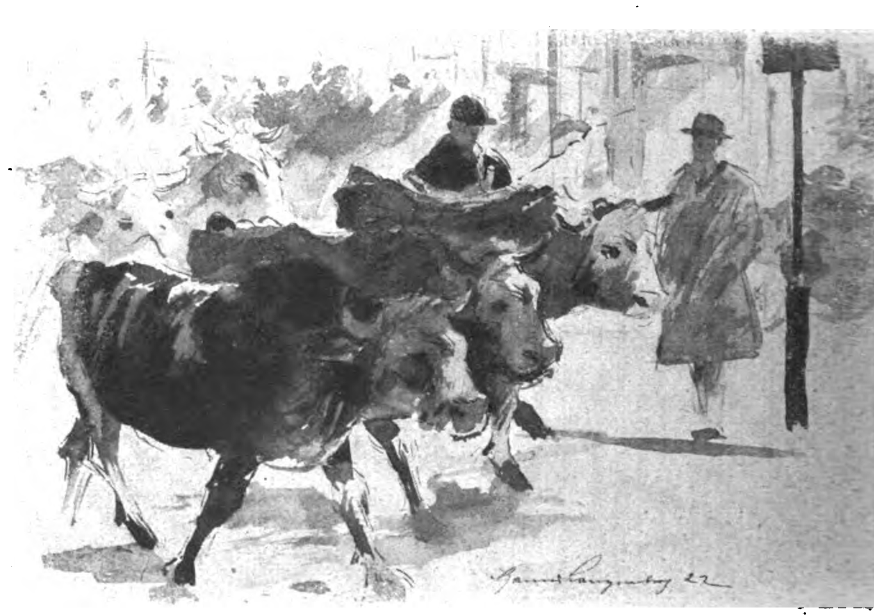
„Wann geht wieder ein Zug nach — ?"



Verhandeln von Reisenden mit einem Autoführer.



Streikposten mit Sipo auf einer Eisenbahnbrücke.

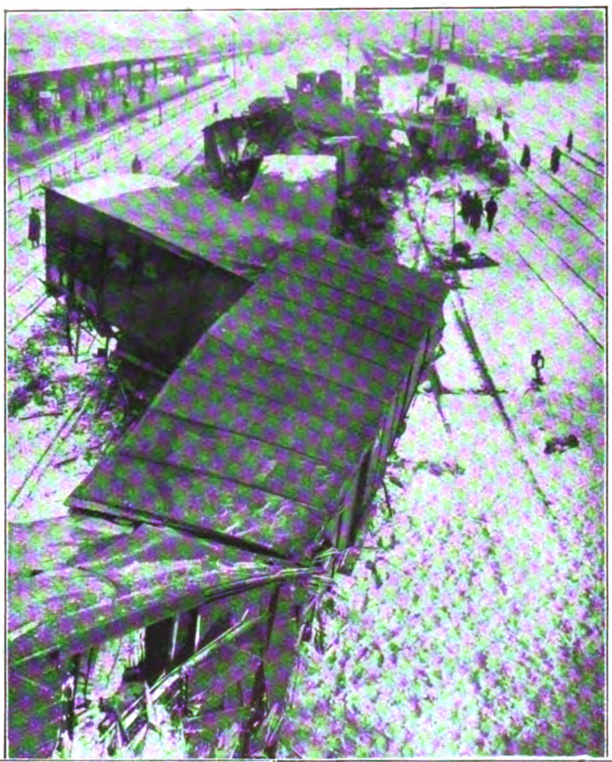


Ein seltenes Großstadtbild: Viehauftrieb nach dem Schlachthof.

Aus den Tagen des Eisenbahnerstreiks. Nach Zeichnungen des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Hanns Langenberg.



Vom Streik der Berliner Gemeindearbeiter: Die Technische Nothilfe bei der Bedienung der Kohlenförderanlage der städtischen Elektrizitätswerke



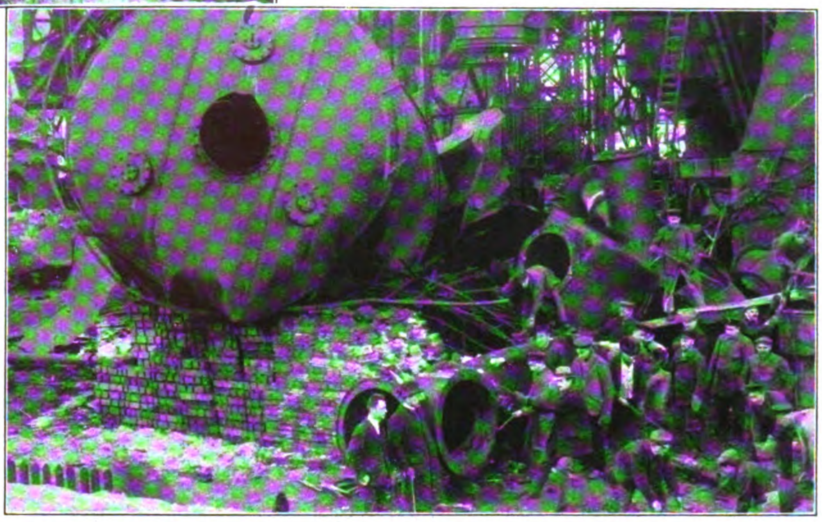


Vom Eisenbahnerstreik: Bekohlung von Lokomotiven durch die Technische Nothilfe in Berlin



Vom Streik der Berliner Gemeindearbeiter: Wasserholen am Straßenbrunnen bei Kälte und Schnee.

Oben: Vom Eisenbahnerstreik: Die Unfallstelle auf dem Bahnhof Beußelstraße in Berlin nach dem Zusammenstoß zweier Güterzüge.



Vom Streik der Berliner Gemeindearbeiter: Das Gaswerk in Berlin-Neukölln nach der Explosion.



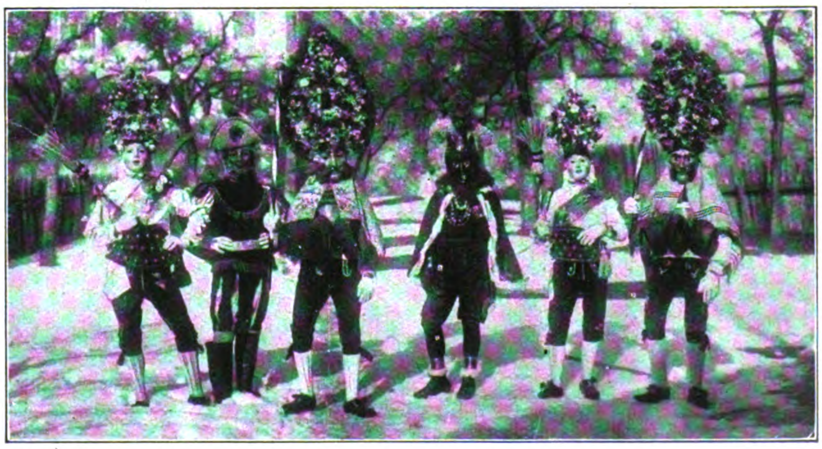
Der Luftpostverkehr während des Eisenbahnerstreiks: Beförderung der Postsachen durch Flugzeuge der Deutschen Luft-Reederei in Staaken bei Berlin. (Phot. Lichtbildabteilung der D. L. R.)



Von der Beisetzung der als Nothelfer während des Eisenbahnerstreiks bei dem Zusammenstoß auf Bahnhof Beußelstraße verunglückten drei Berliner Hochschüler am 15. Februar: Die Särge werden von Studenten aus der Technischen Hochschule getragen.



Von dem vom Brandenburgischen Landbund am 14. Februar in Berlin veranstalteten Landvolktag für die Provinz Brandenburg: Ansprache des Herrn Dux (Potsdam) vor dem Zirkus Busch.



Das „Schemenlaufen" in Imst im Oberinntal (Tirol), ein alljährlich um die Faschingszeit geübter Volksbrauch: Die Maskentypen „Roller", „Spritzer", „Scheller" und „Mohrenspritzer".



Ein geschichtlicher Augenblick: Der neue Papst Pius XI. segnet — zum ersten Male seit 1870 — am 6. Februar 12½ Uhr von der Loggia der St. Peterskirche aus die auf dem St. Petersplatz in Rom versammelte Menge.

(Servizio Fotografico Italiano, Mailand.)



König Alfons von Spanien mit der ehemaligen Kaiserin Zita von Österreich beim Verlassen des Nordbahnhofs in Madrid. Die Kaiserin befand sich auf der Rückreise von der Schweiz, wo sie ihre Kinder besucht hatte, nach Madeira.



Das erstarrte Meer: Eisberge in der Nordsee vor Wilhelmshaven, ein seit Menschengedenken nicht gesehenes Naturschauspiel.



Die zugefrorene Ostsee: Fußgänger- und Wagenverkehr zwischen Stralsund und der Insel Rügen, aufgenommen an der Lotsenstation zu Stralsund.



General Christian Dewet,

der berühmte Burenführer, der durch seine Heldentaten im Burenkriege die Welt in Erstaunen versetzte, † in seinem Heim in Südafrika.



Vom Großfeuer am Ostbahnhof in Berlin: Die ausgebrannte Bahnhofshalle.



Graf Hans Wilczek,

ein edler Menschenfreund, Gründer der Wiener Rettungsgesellschaft, Besitzer der durch ihre Kunstschätze berühmten Burg Kreuzenstein a. d. Donau. † im 84. Lebensjahre.

„Freiheit." / Eine Betrachtung von Marie Holzer.

Warum berauschen wir uns an dem Worte „Freiheit"? Auch sie hat ihre Grenzen, auch sie hat ihre Satzungen, auch sie hat ihre Urteile und Vorurteile, auch sie hat einen Rahmen, auch sie ist nur ein Wort, das tausend Begriffe wie Pfeile durchbohren, auch sie ist ein Zentrum, von dem tausend Strahlen in unbekannte Fernen wandern und versinken, auch sie ist ein Kreis, weiter oder enger, aber festverschlossen, aus dem es keinen Ausweg gibt.

„Mein ganzes langes Leben ein Sklave sein", seufzt einer, der in festumfriedeter Stellung ein paar Tagesstunden einen Dienst versieht, den er einmal als wünschenswert gesucht. „Immer folgen müssen", trotzt ein eigenwilliger Knabe. „Täglich dasselbe tun", eine Frau. „Immer lernen müssen", eine Schar Schulkinder. „Ein Leben lang tun, was andere befehlen", ein zehnter. „Niemals mein eigener Herr sein, den ganzen Tag ein Höriger." — „Wozu lebe ich, wenn ich abends nicht einmal einen Braten haben kann?" — „Wozu plage ich mich, wenn es nicht einmal einen neuen Hut trägt?" — „Wozu arbeite ich, wenn ich nich' einmal ein paar Stunden tun kann, was mich freut?"

An tausend Schranken stoßen sich die Menschen, an tausend Gittern schlagen sie sich blutig und schauen zur Sonne der Freiheit empor und glauben, sie sei eine Gottheit, für jeden erreichbar. Sie zerbrechen Formen ihr zuliebe, sie zerstören Satzungen in ihrem Namen, und andere Formen erstehen, müssen erstehen, denn jeder Inhalt braucht ein Gefäß, das ihn bewahrt.

Nicht die Freiheit ist der eigentliche Sinn aller Kämpfe, auch wenn sie als Ziel hingestellt wird, sondern der Kampf um die Form. Und wie der menschliche Organismus in Jahrmillionen aus immer neuen Formen erstanden, so müssen wir auch für unser Denken, Fühlen und Wünschen immer neue Daseinsformen finden, in die wir seelisch hineinwachsen, oder die die Not unseres seelischen Lebens unter Schmerzen gestaltet. Diese Wandlungen mitzumachen, diese Geburtswehen zu erleiden, die bestehenden Formen zu anderen auszugestalten, zu besseren zu schweißen, eine Lösung für bestimmte Fragen und Rätsel in Leid und Not zu finden, das ist wohl unsere Erdensendung.

Freiheit ist ganz sicher ein Schlagwort, ist ein Rattenfängerlied, das unsere Sehnsucht tausendfach in die Irre führt; es ist ein Wort, das viele Deutungen in sich birgt, das verlockt und verhöhnt, das verspricht und nicht zu halten vermag, weil es im Gesetzmäßigen aller Dinge, im ewigen Wandel von Licht und Schatten, von Tag und Nacht keine Freiheit geben kann, keine Ungebundenheit im Gebundensein aller Dinge ringsum

Wie am Firmament die Sterne ihre ewigen Bahnen ziehen und nur das Gesetz der Anziehung ihnen entgegentritt, so müssen wir nach ganz bestimmten Gesetzen unsere Wege gehen, und nur Erkenntnis ist in gewissem Sinne Freiheit, weil sie ein Wegweiser ist die Bahn empor. Die Erkenntnis lebt aber nur in Wenigen, und auch sie, die Geistige, die Freie, schafft sich nur Anerkennung, Gehorsam, Begreifen mit Gewalt. Auch sie malt ihre Zeichen mit rotem Blut, ehe sie verstanden wird, verstanden werden kann, und das Wort „Freiheit" flattert trotzdem, trotz allem wie eine lichte Fahne als Symbol, an das alle glauben, als Gottheit, die in jedem Herzen ein anderes Echo hat, und das Leben gestaltet in glühender Feueresse neue Daseinsformen, und hoch oben wie ein Banner schwebt das Wort wie Hohn, nein, wie ein unerschütterlicher Glaube über allem Geschehen.

Gibt es eine Realität auf dem weiten Erdenrund, die mehr vermöchte als solch ein Wort, das alles in sich schließt: Zauber und Kraft und Hoffnung und Glauben und Schönheit und Tiefe, und das uns immer wieder berauscht, und das uns immer wieder verführt, und das uns immer wieder verlockt und wirklich immer wieder neue Reiche vor uns aufschließt. Was vermögen tausend Beweise, was vermögen tausend Behauptungen, tausend Tatsachen gegen den Triumph einer solchen Macht?

Wir haben viele, viele Wege eingeschlagen, um der Freiheit nahezukommen. Der Freiheit, der immer eine Macht gegenüberstand, und der sie Schritt für Schritt weichen mußte. Die Vielen rotteten sich zusammen gegen die Wenigen. Macht stand gegen Macht, und Gleichheit wurde der Kampfesruf, der Boden, auf dem allein Freiheit blühen kann. Aber neben dem äußeren Feind, den Schranken außer uns, die wir immer weiter gerückt, standen tausend innere Feinde auf. Die Gewohnheit des Denkens und Fühlens, die Leidenschaften, Genußsucht, Neid, Pflichtenanschauungen, Vorurteile. Sie alle, alle sind die bösesten Sklavenhalter, die herrischsten Tyrannen, die uns knebeln, uns beherrschen, uns vergewaltigen. Wer vermag uns mehr Leid zuzufügen als unsere eigene Torheit, mehr Schmerz als unsere eigene Schwäche, tieferes Unbehagen als die wechselnden Wünsche unseres Herzens? Aber, sagt sich der Nachdenkliche, bin ich nur der Gefangene meiner Fehler, nicht auch der meiner Tugenden? Setzt die Liebe nicht ebenso strenge Wächter vor meine Handlungen wie der Haß? Hat die Güte und Langmut nicht auch ihre Dogmen, denen sie blindlings folgt? Hat die Wahrheitsliebe nicht ihre Satzungen, die immer wieder die Pfeile gegen uns richten, die uns immer wieder ihr Opfer werden lassen, und trotzdem gehen wir den Weg unseres Temperamentes, unserer Überzeugung, und alle Einflüsterungen der Klugheit, der Vorsicht finden taube Ohren. „Der Mensch sitzt in seinem Charakter wie der Krebs in seiner Schale", sagt Schopenhauer. Nirgends ein Ausweg, nirgends ein Aufrechtgehen, nirgends ein wirkliches Freisein.

Wir lösen Beziehungen mit scharfem Schnitt, und tief, tief drinnen im Herzen keimen sie weiter, und die Wunde mag nicht vernarben. Wir verlassen einen Ort, und die Erinnerung hält alte Bilder leidvoll fest und schmiedet unsere Gedanken an jene Stätten der Vergangenheit. Wir wollen, und wir können nicht. Wir möchten, und dem Willen fehlt die Kraft. Wir wünschen, und die Leuchtfeuer unserer Gedanken verpuffen in Bildern. Frei sein, heißt stark sein. Aber auf allen unseren Wegen ziehen uns die Hindernisse an, die uns zum Wettkampf herausfordern. Mit dem Stärkeren, mit dem Besseren, mit dem Überlegenen. Was bedeutet das Urteil der Kleineren? Gipfelstürmer wollen wir alle sein!

Frei sein, heißt allein sein. Frei von Liebe, die Leid bringt, frei von Haß, der aufwühlt, frei von Freundschaft, die einengt, frei von Arbeit, die Beschränkung bedeutet, frei von Pflichten, die unterdrücken, frei von Wünschen, die begehrlich machen. Und doch wollen wir Liebe und Freundschaft und Arbeit und Pflichten und Wünsche, wir wollen sie trotz der Schattenseiten, die sie bringen, trotzdem sie uns hemmen, trotzdem sie uns einengen, trotz der großen Worte, die wir so oft gedankenlos im Munde führen.

So schillernd ist unser Wesen, so unstet unser Sinn, so vielgestaltig unser Sehnen. Und das Wort „Freiheit", nach dem wir immer wieder begehrlich unsere sehnenden Hände ausstrecken, ist eines jener tiefgründigen Worte, die wie Sterne durch die Jahrtausende leuchten in immer neuem Glanz, in immer unvergleichlich wechselnder Schönheit, denen wir nachgehen, sinnend, suchend, sehnend, handelnd, und die doch immer gleich weit von uns entfernt bleiben. Nur die Strahlen ihres Glanzes finden den Weg zu uns.

Die zweite Kwannon. / Eine Geschichte von Martin Proskauer.

Jakob Grimpels, der Althändler, ging in seinem Ladengeschäft langsam auf und ab. Die Zeiten waren schlecht für das Geschäft, und wenn Grimpels auch täglich mit dem Lederlappen über die Tische und Schränke fuhr, die in honiggelb gealtertem Kirschholz dastanden, wenn er auch Hölzer und Gläser wie neu polierte, so wollte doch kein Käufer kommen.

Der Händler fuhr gerade, in verdrießliche Gedanken verloren, die schönen Ornamente einer Vitrine mit dem Finger nachbildend entlang, als die Türglocke heiser anschlug. Ein Mann trat in den Laden, und Grimpels sah mit einem Blick, daß hier kein Kunde für seine Biedermeiermöbel kam. Der Fremde trug eine dunkelblaue Wolljacke, dazu eine weite, abgewetzte Hose, wie sie Seeleute zu tragen pflegen, eine alte Reisemütze saß schief auf schwarzem Haar; in der Hand schleppte er einen derben braunen Sack aus wasserdichtem Leinen, oben mit einem Drahtring und Schloß gesichert. Der Mann stapfte langsam zwischen den schönen Möbeln daher, bis ihm Grimpels entgegentrat.

„Seemann", dachte der Händler mit einem Blick in das grobe, rote, hautrissige Gesicht und machte eine abweisende Miene. Der Mann stupfte einen Finger als Gruß an die schäbige Mütze, setzte den Sack polternd auf den Fußboden und sagte:

„Tag ok, wollt mal fragen, ob Sie woll Altertümer kaufen?"

Grimpels blieb uninteressiert.

„Hm, das kommt darauf an — schlechte Zeiten jetzt. Was ist es denn?"

Der Mann kramte umständlich in der Hosentasche, bis er den Schlüssel fand und die Sicherung des Reisesackes lösen konnte. Dann wühlte er in der Tiefe des Beutels, brachte erst ein Paar große, transtinkende Stiefel, dann etliche bunte Wäsche zum Vorschein, endlich erwischte er einen in bunte Flicken eingehüllten Gegenstand, den er auspackte. Grimpels hatte mit geringer Neugier zugesehen; auch als jetzt aus dem Lappengewirr eine kleine japanische Bronzefigur erstand, war er nicht interessiert. Sein Spezialgebiet waren alte Möbel, diese japanische Figur hier, beschabt und mit grünen Flecken angefressen, konnte ihm nichts besagen. Der Seemann schob die Bronze auf dem polierten Tisch hin und her:

„Da, 'ne schöne Götzenfigur — nich? Was geben Sie woll dafür?"

Grimpels nahm die Figur auf, die seinen Tisch zerschrammte, und setzte sie mißmutig auf den ledernen Putzlappen. Er zuckte die Achseln:

„Was ist das? Wo ist sie her?"

Der Seemann lachte:

„Das is 'n Pfand, sozusagen — da war so'n Kerl von Japaner, der war uns Geld schuldig — mir und mein' Freund Hein — Hein Tolle is nämlich mein Freund, auch Vollmatrose von der »Anna de Freytas« — wissen Sie —"

Grimpels verstand kein Wort, was ging ihm die „Anna" oder der Freund dieses Matrosen an!

„Schlechte Zeiten für Kunstsachen," sagte er und besah die Bronze, „außerdem taugt sie nicht viel."

Der Matrose lachte wieder:

„Höh, nix taugen — das sagen Sie man lieber nich, Herr! Der Japaner, der sie gehabt hat, der hat mächtig — —" er schlug sich selbst mit der Hand auf den offenen Mund, daß es klappte „— höh, ruhig, Junge! Das wollen Sie ja auch gar nich wissen, nich?"

Der Händler schob die Figur fort:

„Wieviel soll das Ding denn kosten?"

Der Mann blinzelte: „Na, so'n fünfhundert is sie doch woll noch wert — was?"

Grimpels steckte die Hände in die Tasche:

„Da packen Sie ein — ich denke nicht daran, fünfhundert Mark dafür zu geben."

„Na, wieviel denn?" fragte der Mann.

Grimpels überlegte: „Hundert, mehr nicht. Wenn Sie nicht wollen, lassen Sie es bleiben. Mir liegt nichts an der Figur."

„Immer sachte," brummte der Matrose, „Sie sollen sie haben. Aber sie is mehr wert. Bloß — wenn man kein Geld hat und immerzu Durst, nich?" Er lachte dröhnend und wiegte sich leise hin und her. Grimpels hatte den Eindruck, daß sein neuester Geschäftsfreund nicht ganz nüchtern sei. Während der Händler das Geld aus der Kasse nahm, packte der Matrose seinen Sack wieder zusammen und sagte:

„Was mein Freund Hein is, der hat die andere Figur. Es sind nämlich zwei ganz gleiche — na, und wie wir nu mit dem Japaner — —" Er brummelte jetzt nur noch unverständlich in sich hinein und schloß seinen Sack ab. Das Geld schob er in die Hosentasche und sagte beiläufig:

„'N Priem haben Sie woll nich da — hä'?"

Grimpel mußte verneinen.

„Schade," sagte der Seemann tiefsinnig, „ein Priem is immer besser wie gar keiner. Na, denn will ich 'mal gehen, im »Blauen Kater« wartet Hein schon auf mich — Hein is nämlich auch Vollmatrose auf der »Anna de Freytas« gewesen", erklärte er wieder. „Wollen Sie vielleicht die Figur, die Hein hat, auch noch?"

„Nein, danke, ich habe an der einen genug."

„Na, denn nix für ungut, Herr, und adschüs!" Und während der Seemann über die Schwelle stolperte, blieb ein leiser Dunst von Doppelkümmel und Transtiefeln zwischen den gelben alten Möbeln des sauberen Ladens zurück.

* * *

Jakob Grimpels hatte die japanische Figur auf einem Mahagonitischchen in seinem größten Schaufenster aufgestellt, aber das Geschäft war nach wie vor schlecht, niemand wollte Möbel kaufen; nach der Figur hatte überhaupt noch kein Mensch gefragt.

Da sah der Händler eines Tages, wie ein älterer, sehr eleganter Herr, der erst langsam und uninteressiert an dem Geschäft vorbeigehen wollte, plötzlich stehen blieb, einen Blick auf die japanische Figur warf, näher herantrat und schließlich auf die Ladentür zukam. Grimpels empfing den Kunden, der einen durchaus wohlsituierten Eindruck machte, mit gelassener Höflichkeit. Der Fremde sprach mit leicht ausländischem Akzent und fragte nach der japanischen Figur. Grimpels holte sie herbei und sah mit frohem Erstaunen, daß die Blicke des Herrn aufleuchteten, als er die Bronze betastete. Er drehte sie um und um, fuhr mit der Hand jeder Wölbung nach, holte dann ein gedrucktes Buch aus der Tasche und las eine Stelle darin sorgfältig nach.

„Was soll die Bronze kosten?" fragte er dann. Grimpels hatte schon überlegt, jetzt sagte er, im letzten Augenblick noch aufschlagend:

„Zweitausend Mark."

„Abgemacht — ich nehme die Figur", sagte der Kunde so rasch, daß Grimpels sofort die bittere Empfindung hatte, viel zu wenig gefordert zu haben. Während er die Figur in Papier einhüllte, sagte der Kunde:

„Haben Sie noch andere japanische Bronzen?"

„Nein, diese bekam ich nur durch Zufall."

Der Herr blätterte in dem Buch:

„Schade, sehr schade — denn dies hier ist ohne Zweifel ein auserlesenes Prachtstück — es ist eine der berühmten Kwannon-Figuren aus dem Tempel der Kwannon, der Göttin der Barmherzigkeit zu Nara, der im Jahre 813 abbrannte. Zwei Statuen der Göttin" — las er vor — „standen zu beiden Seiten des Altars, sie tauchten wieder, lange verloren geglaubt, auf, als der Tempel im Jahre 1789 neu aufgebaut wurde, und sind als Meisterwerke antik-buddhistischer Kunst anzusprechen; vor einigen Jahren sollen die Figuren auf bisher unerklärte Weise verschwunden sein."

Der Händler hatte aufmerksam zugehört; ihm wurde plötzlich heiß.

„Hören Sie," sagte er zögernd, „ich weiß auch, wo die zweite Figur ist, genau wie diese hier!"

„Was?" schrie der Herr auf, der bis dahin so ruhig und gelassen war, „ist das wahr? Sagen Sie die Wahrheit! Sie haben die andere Figur auch?"

„Nein, ich habe sie nicht, aber — —"

„Sagen Sie es doch," drängte der Fremde, „Sie sollen ja ordentlich verdienen, viel mehr als an dieser Figur hier" — er legte die Hand auf das Paket — „diese hier war ja geschenkt, aber sagen Sie mir — haben Sie die andere Kwannon auch?"

Grimpels zuckte die Achseln, nun selbst sehr erregt.

„Sie ist zu haben, nur im Augenblick nicht —"

Der Fremde griff in die Brieftasche.

„Zehntausend", sagte er kurz.

„Aber, bester Herr," rief der Händler, „ich hoffe bestimmt, daß ich sie besorgen kann —"

„Zwanzigtausend", sagte der Fremde. „Fünfundzwanzigtausend meinetwegen — aber ich muß die andere Kwannon haben. Ich besitze die schönste Sammlung japanischer Bronzen, aber diese beiden Tempelfiguren würden die Glanzstücke sein."

Grimpels rieb aufgeregt die kalt gewordenen Hände.

„Ich glaube sicher, daß ich sie beschaffen kann," versprach er, „allerdings wird es nicht billig sein."

Der Fremde sah ihn plötzlich scharf an:

„Hören Sie, ich glaube Ihnen nicht — Sie haben die beiden Kwannonfiguren bereits im Besitz, warum wollen Sie mich quälen? Wollen Sie mich höher treiben? Gut — mein letztes Gebot — Fünfzigtausend Mark!"

Der Händler beteuerte verzweifelt seinen guten Willen, schließlich nahm der Fremde seinen Kauf unter den Arm und sagte:

„Also gut — ich komme übermorgen wieder, um nachzufragen. Fünfzigtausend Mark ist die Statue mir wert!" —

Und damit ging er. Jakob Grimpels blieb in aufgewühlter Gemütsverfassung zurück. Er setzte sich an sein Pult und dachte nach. Die andere Figur mußte beschafft werden, und wenn er die ganze Stadt nach dem Kerl, dem Matrosen, absuchen sollte. Der hatte doch erzählt, sein Freund hätte die andere Bronze — und von einer „Anna" hatte er etwas gefaselt — aber wo sollte er die beiden Burschen auftreiben? —

Da fiel ihm ein, was der Matrose von dem Geld und dem Durst geredet hatte — in den „Blauen Kater" hatte er gehen wollen — und schon nahm Jakob Grimpels Hut und Stock, ließ den Laden in der Obhut des Hausknechtes und ging eilig in das Hafenviertel.

Dort war es nicht schwer, den „Blauen Kater", ein bekanntes Seemannslokal, zu finden. In dem dumpfigen Keller, dessen Fußboden breithüftige Scheuerfrauen mit klatschenden Lappen aufwischten, saß hier und da ein einzelner Gast vor einem Viertel Schnaps. Der Mann, von dem Grimpels die Kwannon gekauft hatte, war aber nicht da. Der Händler wartete, bis eine unsaubere Kellnerin dahergeschlampt kam, und fragte sie aus. Mürrisch und mundfaul gab sie Bescheid.

Ja, wenn er den Hein und den Karl von der „Anna de Freytas" meinte, dann täte sie die beiden wohl kennen. Grimpels bejahte eifrig und spendete einen Fünfmarkschein, der die Auskunft erstaunlich belebte.

Tja, wo die beiden Burschen wohnten, das wüßte sie nun freilich nicht, die würden wohl 'mal in irgendeinem Seemannsheim oder auch 'mal sonstwo nächtigen, wie das Glück gerade günstig wäre, aber abends wären sie häufig hier. Grimpels überlegte, ob er für alle Fälle eine Botschaft hinterlassen sollte, dann aber bedachte er sich, dankte und ging.

An demselben Abend war er wieder da, saß im muffigen Geruch des „Blauen Katers", starrte in den brodelnden Dunst, der aus Seemannspfeifen aufstieg, saß eingeschüchtert zwischen gewaltigen Kerlen, die ihn lachend begafften, und wartete vergeblich auf die Matrosen von der „Anna de Freytas".

Zwei Tage später war der Fremde, wie er versprochen hatte, im Laden von Jakob Grimpels. Der Händler erging sich in neuen Versprechungen, die der Fremde durchaus nicht glauben wollte. Als er ging, hatte Grimpels ein Gebot auf achtzigtausend Mark im Ohr.

Aber wenn er auch allabendlich den „Blauen Kater" absuchte, er fand weder hier noch in anderen Matrosenkneipen den Besitzer der Kwannon oder dessen Freund. Der Fremde kam wieder; Grimpels sah, wie ihn in echter Sammlermanie die Gier nach dem begehrten Stück förmlich schüttelte. Er mußte glauben, daß der Händler ihn auspressen wollte, denn er griff in die Tasche, warf ein gebündeltes Päckchen Geldscheine auf den Tisch und sagte, die Hand darauf legend:

„Hier — mein letztes Gebot — Hunderttausend Mark!"

Grimpels rang die Hände, der Fremde steckte sein Geld wieder ein und ging. An der Tür noch drehte er sich um:

„Ich komme noch einmal wieder, hören Sie — aber dann zum letzten Male — ich schwöre es Ihnen zu!" —

Ratlos lief der Händler in seinem Laden hin und her; dann rannte er wieder in das Hafenviertel. Da — gerade als er die finstern Stufen in ein Kellerlokal hinuntertastete, tappte eine Gestalt die Treppe herauf — der Matrose von der „Anna de Freytas", der die Bronze verkauft hatte. Sofort erkannte Grimpels das rote rissige Gesicht, er hätte es in dunkler Nacht unter Tausenden herausgefunden.

Der Mann schien wieder angetrunken zu sein, aber er erkannte den Händler auch. Grimpels hielt ihn am Ärmel fest und stieg mit ihm die Treppe zur Straße empor.

„Sie sind wohl all 'mal dagewesen?" fragte der Matrose. „Die Marie da unten im »Blauen Kater« hat mir sowas erzählt!"

„Ja", gab Grimpels zu. „Warum sind Sie denn nicht zu mir gekommen, wenn Sie das wußten?"

Der Mann grinste:

„Lieber Herr, ich weiß doch man nich — vielleicht war was nich in Ordnung mit der ollen Figur — na, und das büschen Geld dafür is doch all lang versoffen!"

Er sah den Händler verschmitzt an. Grimpels beruhigte ihn:

„Nein, nein, es ist alles in Ordnung, ich hätte bloß mal gern Ihren Freund gesprochen."

„Mein' Freund, den Hein?"

„Ja, gerade den — ich kann nämlich vielleicht die andere Figur doch noch brauchen."

Der Matrose biß ein Stück schwarzen Kautabak ab, dann sagte er langsam:

„Hm — mein Freund Hein is nich mehr da — wissen Sie —" er legte seinen Mund an das Ohr des Händlers, der scharfen Fuseldunst roch — „Hein hat nämlich 'n lütten Krawall gehabt, da unten am Hafen neulich, und da hat er lieber wieder Heuer genommen und is weg — schon vorgestern mit'n Indienfahrer."

Grimpels sah ihn so entsetzt an, daß der Matrose laut auflachte.

„Mann, was 'n dummes Gesicht! Und die Figur hat Hein auch nich mehr, die hab' ich!" —

Grimpels atmete erleichtert auf:

„Na, dann ist ja alles gut. Dann können wir beide wohl noch 'n kleines Geschäft miteinander machen. Ich werde Ihnen für die andere Figur noch hundert Mark geben, abgemacht?"

Der Matrose machte nur: „Häh!" und spuckte im Bogen aus.

„Also fünfhundert," drängte Grimpels, „wo haben Sie die Figur?"

„Immer sachte mit die jungen Pferde," sagte der Matrose, „die Figur is bei mir, in mein' Quartier."

„Wissen Sie was," sagte Grimpels, „ich bin sehr müde und kann nicht mehr laufen. Wir nehmen jetzt eine Droschke, fahren zu Ihnen, holen die Figur und fahren dann in mein Geschäft, da werden wir schon handelseinig werden." —

Eine halbe Stunde später saß der Matrose in Grimpels Laden an dem gelben Kirschholztisch, auf dem neben der anderen Kwannonfigur eine Flasche alter Kümmel stand. Grimpels goß ein Schnapsglas voll nach dem andern ein, aber der Matrose schien nur immer vergnügter, nicht betrunkener zu werden. Lachend schüttelte er den Kopf:

„Nee, nee, mein Herr," sagte er zwischen Lachstößen, „mich — mich machen Sie nich duhn, mich nich! — Erst, da wollten Sie die eine Figur nich halb geschenkt, und jetzt holen Sie mich mit'n Wagen, und Schnaps is auch da — nee, da is was hinter!" —

Grimpels sah ein, daß er so nicht weiterkam. Er rückte seinen Stuhl neben den Seemann:

„Hören Sie zu," sagte er vertraulich, „da ist nämlich ein Museum, das will die beiden Stücke partout kaufen, das eine allein will der Museumsdirektor nicht."

„Wo ist denn die andere Figur?" fragte der Matrose dazwischen. Grimpels wies auf einen Schrank:

„Da," sagte er so nebenbei, „da steht sie verpackt. Lassen Sie sie nur stehen, ich sehe schon, diese hier ist das genaue Gegenstück. — Ja, also der Museumsdirektor würde vielleicht zweitausend Mark zahlen, ich will mit Ihnen halbpart machen, na?"

Der Matrose lachte wieder:

„Nee, nee, die Figur hier muß mehr bringen, viel mehr!"

Grimpels bot langsam mehr, schließlich war er bei fünftausend Mark angelangt. Der Matrose blieb dickköpfig und lachte nur immer:

„Nee, nee, da is noch mehr Geld drin!"

Da schlug Grimpels mit der Faust auf den Tisch, daß die andere Kwannonstatue und die Kümmelflasche leise klirrten, und schrie:

„Na dann nicht, dann will ich die Statue überhaupt nicht, verstanden!"

Der Matrose stand sofort schwerfällig mit tückischem Gesichtsausdruck auf:

„Gut," sagte er langsam, „denn nich, denn will ich man wieder gehen!" und nahm die Statue wieder unter den Arm. An der Tür kam ihm Grimpels nach, aber der Matrose war beleidigt und wollte durchaus fort. Es kostete dem Händler viele Mühe, ihn wieder in den Laden und auf den Stuhl zu lotsen. Nach stundenlangem Handeln saß Grimpels ganz erschöpft da, da stand der Matrose wieder auf, hob die leere Kümmelflasche hoch, sah gedankenvoll in das grünliche Glas und sagte:

„Nun wollen wir mal richtig »business« reden, nich? Das Geklöhne hat keinen Zweck, und der Schnaps is auch alle. Sie müssen die Figur haben, das hab' ich ja nu all gemerkt, und ich muß schön bei verdienen. Ich sag' Ihnen nu den Preis, und das soll wirklich das letzte Wort sein!"

Grimpels hob den Kopf:

„Nun?"

„Fuffzigtausend Mark!"

Der Händler sprang auf, daß sein Stuhl umfiel. Er tobte, schrie, der Matrose blieb unerschütterlich. Schließlich trat Grimpels, von der Anstrengung ganz blaß, an den Geldschrank:

„Hören Sie," sagte er heiser, „nun aber das letzte Wort! Ich zahle Ihnen vierzigtausend Mark!"

Der Matrose spuckte vergnügt über den Kirschholztisch:

„Na — teilen wir den Schaden, daß endlich Schluß wird — also fünfundvierzigtausend Mark!" —

Wortlos zahlte Jakob Grimpels fünfundvierzig Tausendmarkscheine auf den Tisch. gleichgültig schob der Matrose sie in die Hosentasche, hielt die breite Hand hin und sagte:

„Na, denn adschüs und gutes Geschäft, Herr!" Und damit ging er. —

Grimpels wischte sich die Stirn, dachte an das Angebot des Fremden, bei dem er nun immer noch fünfundfünfzigtausend Mark verdiente, und schloß die Kwannon in den Geldschrank.

Der Tag verging und noch einer. Der Fremde kam nicht. Nach fünf Tagen wurde Grimpels unruhig, der Fremde blieb aus.

Nach einer Woche nahm Grimpels, von trüben Gedanken gequält, die andere Kwannon und ging zu einem Konkurrenten, der in der Hauptstraße als Spezialität mit Japanwaren handelte.

Nach einigem Hin- und Herreden bat er den Kollegen, die japanische Bronze zu begutachten. Der andere Händler nahm die Figur in die Hand, drehte sie um und setzte sie gleich wieder hin.

„Japanische Fabrikware," sagte er, „Massenguß nach einem berühmten Tempelmodell, das längst nicht mehr existiert."

„Was ist sie wert?" fragte Grimpels leise.

„Nun, etwa dreihundert Mark, vielleicht vierhundert, aber mehr nicht. Der Bloemdaal, der Antiquitätenhändler am Altmarkt, ist übrigens neulich mit einer solchen Figur einem ganz gerissenen Gauner hineingefallen. Er hat — hopla," unterbrach er sich, „Mensch, Grimpels, was ist mit Ihnen?"

Aber Grimpels hörte nicht, er war kalkweiß und von Ohnmacht umfangen zwischen die japanischen Vasen des Kollegen hingestürzt.

Das Wort des Krischna. / Eine indische Legende. Nacherzählt von Max Hayek.

Als der Brahmane Amrasakti einst in der Bhagavadgita las, im „Gesang des Heiligen", traf er auf eine Stelle, die ihn mit stärksten Zweifeln erfüllte. Es hieß dort nämlich von Krischna, der seine Jünger unterweist: „Jenen unter euch, die mir vertrauen und alle Sorge dahingeben, werde ich, was immer ihnen nötig ist, zutragen."

Ein solches Versprechen wollte Amrasakti, so fromm er auch war, denn doch nicht glauben.

„»Zutragen?« fragte er voll Mißtrauen, »zutragen« ?... Was meinst du, Weib, sollte es nicht richtiger heißen: »zusenden« ? Denn wie kann der Herr Krischna seinen Jüngern selbst etwas »zutragen« ?... Nein, nein — es muß wohl heißen: »zusenden«."

„Da hast du recht," bestärkte ihn Kisagotami, sein Weib, „es muß wohl heißen: »zusenden«."

Und darauf nahm Amrasakti ein Messerchen hervor, radierte das vermeintlich falsche Wort „zutragen" entschlossen weg und setzte getrost das vermeintlich richtigere Wort „zusenden" dafür ein.

Dann erhob er sich, um ins Bad zu gehen. Aber noch ehe er sein Haus verließ, sagte ihm Kisagotami mit traurigem Gesicht: „Ich habe nichts im Hause, was ich dir zu essen geben könnte, wenn du wiederkommst!"

Amrasakti aber lächelte: „Laß uns doch den Herrn Krischna anrufen — er möge sein Versprechen erfüllen!" — Und ging ins Bad.

Er hatte kaum das Haus verlassen, als ein schöner Jüngling zur Tür hereintrat, einen Korb voll köstlichster Nahrung auf der Schulter tragend. Ehrerbietig grüßte er die erstaunte Kisagotami und stellte den Korb mit dienender Gebärde vor sie hin.

„Wer sendet mir dies?" fragte Kisagotami den Jüngling, wobei sie ihn verwundert betrachtete.

„Dein Gemahl forderte mich auf, dir dies zuzutragen!" antwortete der Jüngling.

Aber als er nun seine Arme hob, bemerkte Kisagotami mit Schrecken, daß er an der Stelle seines Herzens eine blutende Wunde habe.

„Ach, du Armer!" rief das Weib, von Mitleid ergriffen, „wer war der Ubeltäter, wer verletzte dich so?"



Offsetdruck J. J. Weber, Leipzig.

Alte Frau. Nach einem Pastell von Otto Kühne.

Der Händler hatte aufmerksam zugehört; ihm wurde plötzlich heiß.

„Hören Sie," sagte er zögernd, „ich weiß auch, wo die zweite Figur ist, genau wie diese hier!"

„Was?" schrie der Herr auf, der bis dahin so ruhig und gelassen war, „ist das wahr? Sagen Sie die Wahrheit! Sie haben die andere Figur auch?"

„Nein, ich habe sie nicht, aber — —"

„Sagen Sie es doch," drängte der Fremde, „Sie sollen ja ordentlich verdienen, viel mehr als an dieser Figur hier" — er legte die Hand auf das Paket — „diese hier war ja geschenkt, aber sagen Sie mir — haben Sie die andere Kwannon auch?"

Grimpels zuckte die Achseln, nun selbst sehr erregt.

„Sie ist zu haben, nur im Augenblick nicht —"

Der Fremde griff in die Brieftasche.

„Zehntausend", sagte er kurz.

„Aber, bester Herr," rief der Händler, „ich hoffe bestimmt, daß ich sie besorgen kann —"

„Zwanzigtausend", sagte der Fremde. „Fünfundzwanzigtausend meinetwegen — aber ich muß die andere Kwannon haben. Ich besitze die schönste Sammlung japanischer Bronzen, aber diese beiden Tempelfiguren würden die Glanzstücke sein."

Grimpels rieb aufgeregt die kalt gewordenen Hände.

„Ich glaube sicher, daß ich sie beschaffen kann," versprach er, „allerdings wird es nicht billig sein."

Der Fremde sah ihn plötzlich scharf an:

„Hören Sie, ich glaube Ihnen nicht — Sie haben die beiden Kwannonfiguren bereits im Besitz, warum wollen Sie mich quälen? Wollen Sie mich höher treiben? Gut — mein letztes Gebot — Fünfzigtausend Mark!"

Der Händler beteuerte verzweifelt seinen guten Willen, schließlich nahm der Fremde seinen Kauf unter den Arm und sagte:

„Also gut — ich komme übermorgen wieder, um nachzufragen. Fünfzigtausend Mark ist die Statue mir wert!" —

Und damit ging er. Jakob Grimpels blieb in aufgewühlter Gemütsverfassung zurück. Er setzte sich an sein Pult und dachte nach. Die andere Figur mußte beschafft werden, und wenn er die ganze Stadt nach dem Kerl, dem Matrosen, absuchen sollte. Der hatte doch erzählt, sein Freund hätte die andere Bronze — und von einer „Anna" hatte er etwas gefaselt — aber wo sollte er die beiden Burschen auftreiben? —

Da fiel ihm ein, was der Matrose von dem Geld und dem Durst geredet hatte — in den „Blauen Kater" hatte er gehen wollen — und schon nahm Jakob Grimpels Hut und Stock, ließ den Laden in der Obhut des Hausknechtes und ging eilig in das Hafenviertel.

Dort war es nicht schwer, den „Blauen Kater", ein bekanntes Seemannslokal, zu finden. In dem dumpfigen Keller, dessen Fußboden breithüftige Scheuerfrauen mit klatschenden Lappen aufwischten, saß hier und da ein einzelner Gast vor einem Viertel Schnaps. Der Mann, von dem Grimpels die Kwannon gekauft hatte, war aber nicht da. Der Händler wartete, bis eine unsaubere Kellnerin dahergeschlampt kam, und fragte sie aus. Mürrisch und mundfaul gab sie Bescheid.

Ja, wenn er den Hein und den Karl von der „Anna de Freytas" meinte, dann täte sie die beiden wohl kennen. Grimpels bejahte eifrig und spendete einen Fünfmarkschein, der die Auskunft erstaunlich belebte.

Tja, wo die beiden Burschen wohnten, das wüßte sie nun freilich nicht, die würden wohl 'mal in irgendeinem Seemannsheim oder auch 'mal sonstwo nächtigen, wie das Glück gerade günstig wäre, aber abends wären sie häufig hier. Grimpels überlegte, ob er für alle Fälle eine Botschaft hinterlassen sollte, dann aber bedachte er sich, dankte und ging.

An demselben Abend war er wieder da, saß im muffigen Geruch des „Blauen Katers", starrte in den brodelnden Dunst, der aus Seemannspfeifen aufstieg, saß eingeschüchtert zwischen gewaltigen Kerlen, die ihn lachend begafften, und wartete vergeblich auf die Matrosen von der „Anna de Freytas".

Zwei Tage später war der Fremde, wie er versprochen hatte, im Laden von Jakob Grimpels. Der Händler erging sich in neuen Versprechungen, die der Fremde durchaus nicht glauben wollte. Als er ging, hatte Grimpels ein Gebot auf achtzigtausend Mark im Ohr.

Aber wenn er auch allabendlich den „Blauen Kater" absuchte, er fand weder hier noch in anderen Matrosenkneipen den Besitzer der Kwannon oder dessen Freund. Der Fremde kam wieder; Grimpels sah, wie ihn in echter Sammlermanie die Gier nach dem begehrten Stück förmlich schüttelte. Er mußte glauben, daß der Händler ihn auspressen wollte, denn er griff in die Tasche, warf ein gebündeltes Päckchen Geldscheine auf den Tisch und sagte, die Hand darauf legend:

„Hier — mein letztes Gebot — Hunderttausend Mark!"

Grimpels rang die Hände, der Fremde steckte sein Geld wieder ein und ging. An der Tür noch drehte er sich um:

„Ich komme noch einmal wieder, hören Sie — aber dann zum letzten Male — ich schwöre es Ihnen zu!" —

Ratlos lief der Händler in seinem Laden hin und her; dann rannte er wieder in das Hafenviertel. Da — gerade als er die finstern Stufen in ein Kellerlokal hinuntertastete, tappte eine Gestalt die Treppe herauf — der Matrose von der „Anna de Freytas", der die Bronze verkauft hatte. Sofort erkannte Grimpels das rote rissige Gesicht, er hätte es in dunkler Nacht unter Tausenden herausgefunden.

Der Mann schien wieder angetrunken zu sein, aber er erkannte den Händler auch. Grimpels hielt ihn am Ärmel fest und stieg mit ihm die Treppe zur Straße empor.

„Sie sind wohl all 'mal dagewesen?" fragte der Matrose. „Die Marie da unten im »Blauen Kater« hat mir sowas erzählt!"

„Ja", gab Grimpels zu. „Warum sind Sie denn nicht zu mir gekommen, wenn Sie das wußten?"

Der Mann grinste:

„Lieber Herr, ich weiß doch man nich — vielleicht war was nich in Ordnung mit der ollen Figur — na, und das büschen Geld dafür is doch all lang versoffen!"

Er sah den Händler verschmitzt an. Grimpels beruhigte ihn:

„Nein, nein, es ist alles in Ordnung, ich hätte bloß mal gern Ihren Freund gesprochen."

„Mein' Freund, den Hein?"

„Ja, gerade den — ich kann nämlich vielleicht die andere Figur doch noch brauchen."

Der Matrose biß ein Stück schwarzen Kautabak ab, dann sagte er langsam:

„Hm — mein Freund Hein is nich mehr da — wissen Sie —" er legte seinen Mund an das Ohr des Händlers, der scharfen Fuseldunst roch — „Hein hat nämlich 'n lütten Krawall gehabt, da unten am Hafen neulich, und da hat er lieber wieder Heuer genommen und is weg — schon vorgestern mit'n Indienfahrer."

Grimpels sah ihn so entsetzt an, daß der Matrose laut auflachte.

„Mann, was 'n dummes Gesicht! Und die Figur hat Hein auch nich mehr, die hab' ich!" —

Grimpels atmete erleichtert auf:

„Na, dann ist ja alles gut. Dann können wir beide wohl noch 'n kleines Geschäft miteinander machen. Ich werde Ihnen für die andere Figur noch hundert Mark geben, abgemacht?"

Der Matrose machte nur: „Häh!" und spuckte im Bogen aus.

„Also fünfhundert," drängte Grimpels, „wo haben Sie die Figur?"

„Immer sachte mit die jungen Pferde," sagte der Matrose, „die Figur is bei mir, in mein' Quartier."

„Wissen Sie was," sagte Grimpels, „ich bin sehr müde und kann nicht mehr laufen. Wir nehmen jetzt eine Droschke, fahren zu Ihnen, holen die Figur und fahren dann in mein Geschäft, da werden wir schon handelseinig werden." —

Eine halbe Stunde später saß der Matrose in Grimpels Laden an dem gelben Kirschholztisch, auf dem neben der anderen Kwannonfigur eine Flasche alter Kümmel stand. Grimpels goß ein Schnapsglas voll nach dem andern ein, aber der Matrose schien nur immer vergnügter, nicht betrunkener zu werden. Lachend schüttelte er den Kopf:

„Nee, nee, mein Herr," sagte er zwischen Lachstößen, „mich — mich machen Sie nich duhn, mich nich! — Erst, da wollten Sie die eine Figur nich halb geschenkt, und jetzt holen Sie mich mit'n Wagen, und Schnaps is auch da — nee, da is was hinter!" —

Grimpels sah ein, daß er so nicht weiterkam. Er rückte seinen Stuhl neben den Seemann:

„Hören Sie zu," sagte er vertraulich, „da ist nämlich ein Museum, das will die beiden Stücke partout kaufen, das eine allein will der Museumsdirektor nicht."

„Wo ist denn die andere Figur?" fragte der Matrose dazwischen. Grimpels wies auf einen Schrank:

„Da," sagte er so nebenbei, „da steht sie verpackt. Lassen Sie sie nur stehen, ich sehe schon, diese hier ist das genaue Gegenstück. — Ja, also der Museumsdirektor würde vielleicht zweitausend Mark zahlen, ich will mit Ihnen halbpart machen, na?"

Der Matrose lachte wieder:

„Nee, nee, die Figur hier muß mehr bringen, viel mehr!"

Grimpels bot langsam mehr, schließlich war er bei fünftausend Mark angelangt. Der Matrose blieb dickköpfig und lachte nur immer:

„Nee, nee, da is noch mehr Geld drin!"

Da schlug Grimpels mit der Faust auf den Tisch, daß die andere Kwannonstatue und die Kümmelflasche leise klirrten, und schrie:

„Na dann nicht, dann will ich die Statue überhaupt nicht, verstanden!"

Der Matrose stand sofort schwerfällig mit tückischem Gesichtsausdruck auf:

„Gut," sagte er langsam, „denn nich, denn will ich man wieder gehen!" und nahm die Statue wieder unter den Arm. An der Tür kam ihm Grimpels nach, aber der Matrose war beleidigt und wollte durchaus fort. Es kostete dem Händler viele Mühe, ihn wieder in den Laden und auf den Stuhl zu lotsen. Nach stundenlangem Handeln saß Grimpels ganz erschöpft da, da stand der Matrose wieder auf, hob die leere Kümmelflasche hoch, sah gedankenvoll in das grünliche Glas und sagte:

„Nun wollen wir mal richtig »busineß« reden, nich? Das Geklöhne hat keinen Zweck, und der Schnaps is auch alle. Sie müssen die Figur haben, das hab' ich ja nu all gemerkt, und ich muß schön bei verdienen. Ich sag' Ihnen nu den Preis, und das soll wirklich das letzte Wort sein!"

Grimpels hob den Kopf:

„Nun?"

„Fuffzigtausend Mark!"

Der Händler sprang auf, daß sein Stuhl umfiel. Er tobte, schrie, der Matrose blieb unerschütterlich. Schließlich trat Grimpels, von der Anstrengung ganz blaß, an den Geldschrank:

„Hören Sie," sagte er heiser, „nun aber das letzte Wort! Ich zahle Ihnen vierzigtausend Mark!"

Der Matrose spuckte vergnügt über den Kirschholztisch:

„Na — teilen wir den Schaden, daß endlich Schluß wird — also fünfundvierzigtausend Mark!" —

Wortlos zahlte Jakob Grimpels fünfundvierzig Tausendmarkscheine auf den Tisch. gleichgültig schob der Matrose sie in die Hosentasche, hielt die breite Hand hin und sagte:

„Na, denn adschüs und gutes Geschäft, Herr!" Und damit ging er. —

Grimpels wischte sich die Stirn, dachte an das Angebot des Fremden, bei dem er nun immer noch fünfundfünfzigtausend Mark verdiente, und schloß die Kwannon in den Geldschrank.

Der Tag verging und noch einer. Der Fremde kam nicht. Nach fünf Tagen wurde Grimpels unruhig, der Fremde blieb aus.

Nach einer Woche nahm Grimpels, von trüben Gedanken gequält, die andere Kwannon und ging zu einem Konkurrenten, der in der Hauptstraße als Spezialität mit Japanwaren handelte.

Nach einigem Hin- und Herreden bat er den Kollegen, die japanische Bronze zu begutachten. Der andere Händler nahm die Figur in die Hand, drehte sie um und setzte sie gleich wieder hin.

„Japanische Fabrikware," sagte er, „Massenguß nach einem berühmten Tempelmodell, das längst nicht mehr existiert."

„Was ist sie wert?" fragte Grimpels leise.

„Nun, etwa dreihundert Mark, vielleicht vierhundert, aber mehr nicht. Der Bloemdaal, der Antiquitätenhändler am Altmarkt, ist übrigens neulich mit einer solchen Figur einem ganz gerissenen Gauner hineingefallen. Er hat — hopla," unterbrach er sich, „Mensch, Grimpels, was ist mit Ihnen?"

Aber Grimpels hörte nicht, er war kalkweiß und von Ohnmacht umfangen zwischen die japanischen Vasen des Kollegen hingestürzt.

Das Wort des Krischna. / Eine indische Legende. Nacherzählt von Max Hayek.

Als der Brahmane Amrasakti einst in der Bhagavadgita las, im „Gesang des Heiligen", traf er auf eine Stelle, die ihn mit stärksten Zweifeln erfüllte. Es hieß dort nämlich von Krischna, der seine Jünger unterweist: „Jenen unter euch, die mir vertrauen und alle Sorge dahingeben, werde ich, was immer ihnen nötig ist, zutragen."

Ein solches Versprechen wollte Amrasakti, so fromm er auch war, denn doch nicht glauben.

„»Zutragen?« fragte er voll Mißtrauen, »zutragen«? . . . Was meinst du, Weib, sollte es nicht richtiger heißen: »zusenden«? Denn wie kann der Herr Krischna seinen Jüngern selbst etwas »zutragen«? . . . Nein, nein — es muß wohl heißen: »zusenden«."

„Da hast du recht," bestärkte ihn Kisagotami, sein Weib, „es muß wohl heißen: »zusenden«."

Und darauf nahm Amrasakti ein Messerchen hervor, radierte das vermeintlich falsche Wort „zutragen" entschlossen weg und setzte getrost das vermeintlich richtigere Wort „zusenden" dafür ein.

Dann erhob er sich, um ins Bad zu gehen. Aber noch ehe er sein Haus verließ, sagte ihm Kisagotami mit traurigem Gesicht: „Ich habe nichts im Hause, was ich dir zu essen geben könnte, wenn du wiederkommst!"

Amrasakti aber lächelte: „Laß uns doch den Herrn Krischna anrufen — er möge sein Versprechen erfüllen!" — Und ging ins Bad.

Er hatte kaum das Haus verlassen, als ein schöner Jüngling zur Tür hereintrat, einen Korb voll köstlichster Nahrung auf der Schulter tragend. Ehrerbietig grüßte er die erstaunte Kisagotami und stellte den Korb mit dienender Gebärde vor sie hin.

„Wer sendet mir dies?" fragte Kisagotami den Jüngling, wobei sie ihn verwundert betrachtete.

„Dein Gemahl forderte mich auf, dir dies zuzutragen!" antwortete der Jüngling.

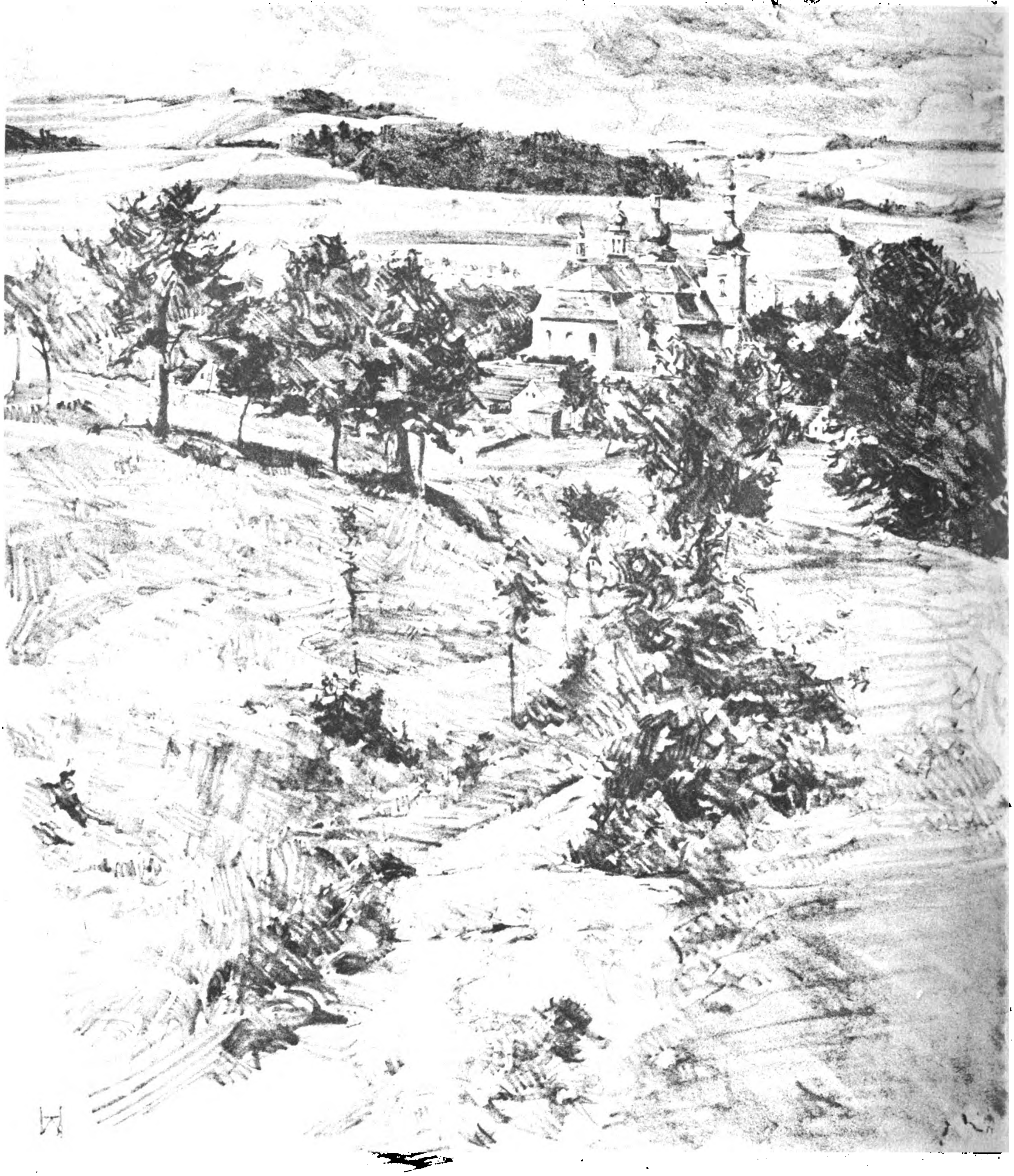
Aber als er nun seine Arme hob, bemerkte Kisagotami mit Schrecken, daß er an der Stelle seines Herzens eine blutende Wunde habe.

„Ach, du Armer!" rief das Weib, von Mitleid ergriffen, „wer war der Übeltäter, wer verletzte dich so?"



Offsetdruck J. J. Weber, Leipzig.

Alte Frau. Nach einem Pastell von Otto Kühne.



Aus Deutsch-Böhmen: Blick auf Kloster Haindorf am Nordfuße des Isergebirges.

Nach einer Algraphie von Professor Heinrich Wolff.



Neues blaues Stoffkleid mit Hellgrau. Der Rock ist vorn geteilt und fällt auf das vorn verlängerte hellgraue Unterkleid. Modell: Schostal & Ladrer, Wien; Hut: Blanche. Sondermodeaufnahme durch Edith Barakovich für Claire Patek, Wien.



Von der erfolgreichen Uraufführung des Dramas „Vater und Sohn" von Joachim von der Goltz im Alten Theater zu Leipzig am 29. Januar: Kronprinz Friedrich (Hans Zeise-Gött) mit seiner Schwester Wilhelmine (Thea Kasten). (Phot. S. Genthe, Leipzig.)



Die allerletzte amerikanische Neuheit in Pyjamas für Damen. Das Modell zeigt einen Damenschlafanzug aus Satin, der mit Satinband besetzt ist. Die gestickten Auszackungen erhöhen seine Kleidsamkeit.

„Dein Gemahl!" antwortete sanftmütig der Jüngling. „Ehe er mich aufforderte, dir diese Nahrung zuzutragen, verletzte er mich mit einer kleinen, scharfen Waffe."

Und als nun Kisagotami, verlegen, sich zu dem Korbe niederbeugte, um all die Köstlichkeiten zu beschauen, die er barg, entschwand der Jüngling geheimnisvoll, wie er gekommen war.

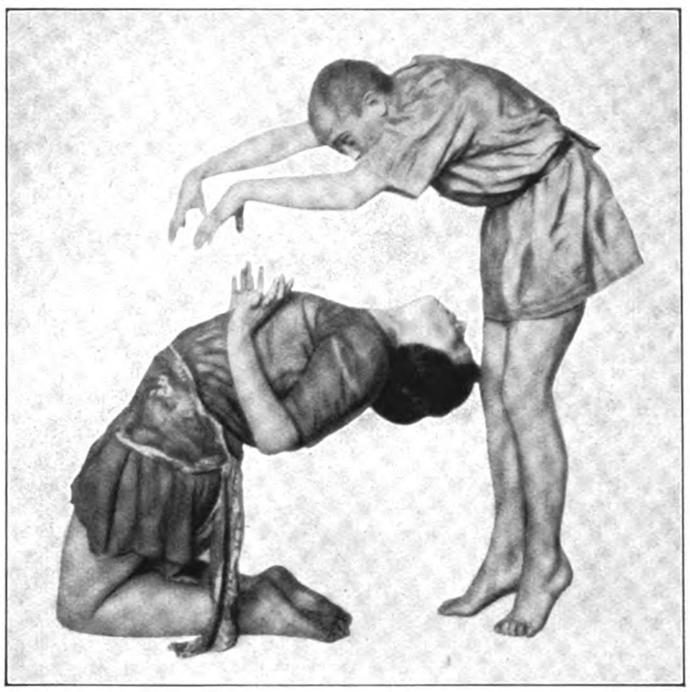
In diesem Augenblick trat Amrasakti ein.

„Warum," so schalt ihn sein Weib unwillig, „warum hast du den Boten verwundet, den du mir mit Nahrung sandtest, ehe du ins Bad gingst?"

„Wie?" fragte der überraschte Amrasakti, „ich habe dir einen Boten gesandt? Mit Nahrung? Und ich habe ihn verwundet? . . . Wisse, ich bin noch nicht im Bade gewesen, und ich habe keinen Boten gesehen, und ich habe dir keinen gesandt! Aber sollte unser Herr Krischna . . .? Ja, das war unser Herr Krischna, mein Weib, das war unser Herr Krischna!"

Und nun erkannten die beiden, daß es der Herr Krischna selbst gewesen war, der ihnen die Nahrung zugetragen hatte.

Und Amrasakti setzte sich sogleich zur Bhagavadgita, schlug die Stelle auf, die er so arg bezweifelt hatte, und setzte flugs wieder das alte Wort „zutragen" für sein verbesserndes „zusenden" ein. Und den gütigen Herrn Krischna bat er recht demütig um Vergebung.



Musikloser Tanz: Mary Wigman mit ihrem Partner Weisel in einer rhythmischen Bewegungs- und Linienkomposition nach den Grundsätzen Rudolf v. Labans. (Phot. Hanns Holdt, München.)

Neue Spruchweisheit.

Um glücklich in der Ehe zu sein, kommt es nur auf die Wahl an.

Es gibt Frauen, die schlagen in ihren Kindern den Mann, den sie hassen.

Es gibt Leute, die sprechen immer und sagen nichts.

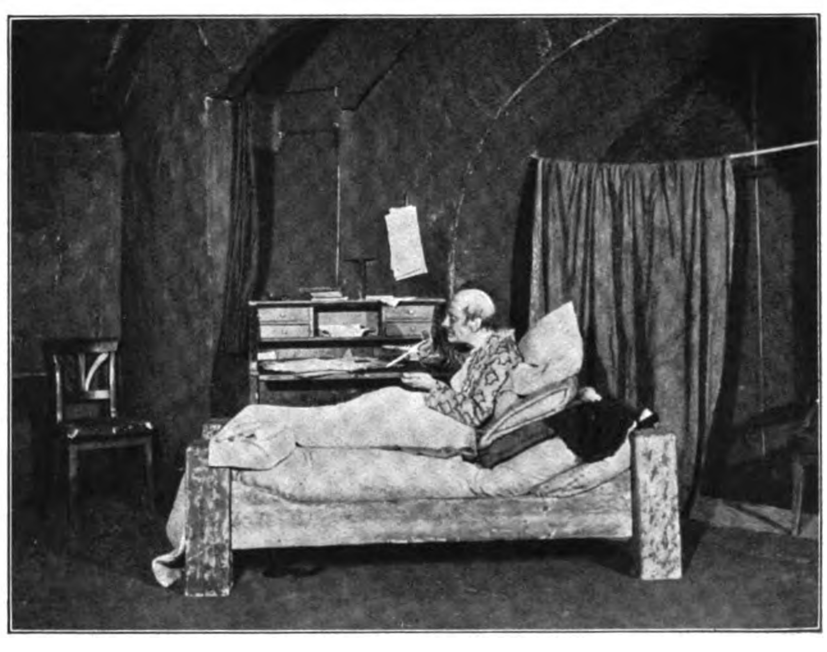
Die Welt ist eine Schaubühne, auf der gar viele einen Charakter zur Darstellung bringen, der das genaue Gegenteil von dem ist, was sie sind. Alfred Friedmann.

Mensch und Buch.

Es schickt sich nicht: 1. seiner Tochter eine Aussteuer für 10- bis 100000 Mark anzuschaffen und dabei den Bücherschrank zu vergessen; 2. Kommerzienrat oder anderer Rat zu sein und einen vollen Weinkeller, aber einen leeren Bücherschrank zu haben; 3. nach Patschuli oder anderen Eaux de mille fleurs zu duften und schmierige Leihbibliotheksbände zu lesen; 4. gute Bücher, in deren Genuß man sich setzen will, zu leihen, wenn man die Mittel zur Anschaffung besitzt; 5. über die neue Literatur zu reden, wenn man sie nur aus Bücherbesprechungen kennt; 6. eine Couponschere zu haben — aber kein Papiermesser; 7. zu Weihnachten nur Sachen zu schenken, die für die Bildung von Geist, Charakter und Gemüt keinen Wert haben. Felix Dahn.



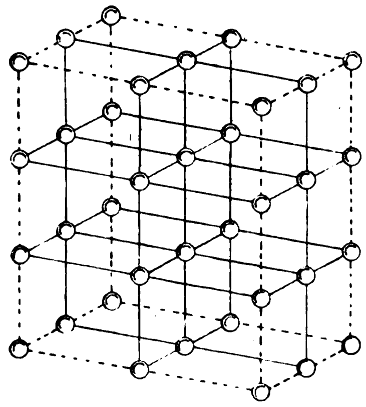
Szene aus der Erstaufführung von Knut Hamsuns Schauspiel „Spiel des Lebens" in den Münchner Kammerspielen am 1. Februar. (Spielleitung: Otto Falckenberg; Bühnenbilder: Otto Reigbert.) (Phot. Li Osborne, München.)



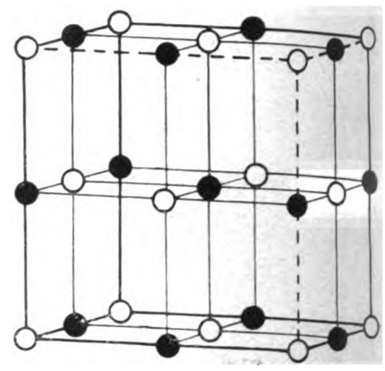
Von der Uraufführung von Walter Hasenclevers neuem Drama „Gobseck" (nach der Novelle Balzacs) im Dresdner Schauspielhause: Erich Ponto als Gobseck. (Phot. Ursula Richter, Dresden.)

Die Erschließung des feinbaulichen Wesens der Kristalle mittels Röntgenstrahlen.

Von Professor Dr. Friedrich Rinne, Leipzig.



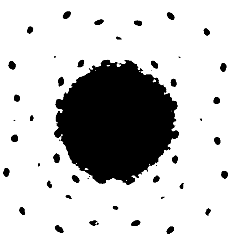
1. Raumgitter als Schema des Aufbaues von Kristallen.



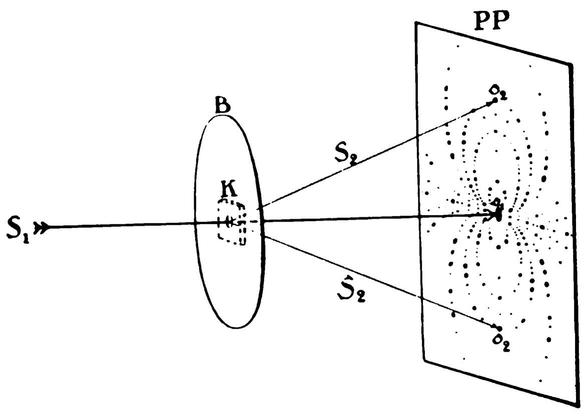
2. Feinbau des Kochsalzes. Die dunklen Punkte und Kreisfelder stellen die Natrium- und Chloratome, aus denen das Kochsalz besteht, vor.

Vor mehr als 2000 Jahren verkündeten Demokrit und Leukipp eine Lehre vom feinbaulichen Wesen der Dinge. Alles Stoffliche ist nach der Meinung dieser Naturphilosophen zusammengesetzt aus einer unermeßlich großen Zahl äußerst kleiner, sich durcheinander bewegender, unteilbarer Körperchen, aus Atomen. Zwischen ihnen ist leerer Raum.

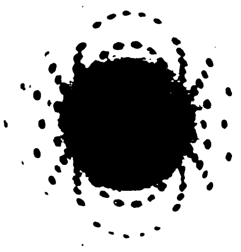
Auf Anschauung konnte sich dieser Gedankengang nicht berufen, und so galt die Annahme solch zarter „Körnigkeit" der Materie lange Zeiten wissenschaftlichen Denkens hindurch lediglich als eine Arbeitshypothese ohne Anspruch auf eine Grundlage in der Wirklichkeit. Noch vor wenigen Jahren glaubte man in Chemikerkreisen, auch ohne die Atomtheorie auskommen zu können. Heute hingegen sind wohl alle Zweifler bekehrt; die Atomlehre ist jetzt, wenn auch mit starker Wandlung von Einzelheiten, die sich die philosophischen Begründer in naiv-poetischer Weise erdachten, so doch im Kern in altem Sinne die Grundlage der allgemeinen physikalisch-chemischen Auffassung der Stoffe. Ein einfaches, in seinem Ergebnis unanfechtbares Experiment hat das zuwege gebracht; es wurde im Jahre 1912 auf die Anregung eines jungen Münchener Physikers, Max v. Laue, hin von W. Friedrich und P. Knipping ausgeführt im Zusammenhange mit dem Bemühen jener Zeit, die Natur der geheimnisvollen X-Strahlen, die man gern in Verehrung für den Entdecker Röntgenstrahlen nennt, aufzuklären. Waren sie, wie das gewöhnliche Licht, eine Wellenbewegung, so mußte eine solche Natur durch „Beugungserscheinungen" nachgewiesen werden können, ähnlich denen, die man bei der Betrachtung der Sonne durch feindurchbrochenes Gewebe hindurch erblickt, oder wie man sie beim Anschauen der erleuchteten Straßenlampen durch den Hauch auf Fensterscheiben in bunten Farbensäumen um das Licht herum bemerkt. Alle Versuche, Entsprechendes mit Röntgenstrahlen zu erzielen, mißlangen, so zart man auch in Ansehung der bei letzteren vorausgesetzten sehr kleinen Wellenlänge die Gitter nahm. Da kam M. v. Laue der Gedanke, als für Röntgenstrahlen passendes Gitter Kristalle zu verwenden. Man schrieb diesen zierlichen Gebilden der anorganischen Welt seit langem schon ein „Raumgittergefüge" zu, nahm also an, daß sie aus nach den drei Richtungen des Raumes periodisch geordneten Teilchen beständen, wie es die Abbildung 1 dem Leser im Schema vorführt. Solch ein Gitter mit außerordentlich kleinen Abständen der Körperchen erschien M. v. Laue gerade recht als Beugungssystem für das Röntgenlicht. Ein X-Strahl wurde mittels Blenden ausgebündelt, durch einen Kristall hindurchgesandt und sodann auf einer photographischen Platte aufgefangen. Nach ihrer Entwicklung zeigte sich in der Tat das erwartete Sinnbild der Atomanordnung: um den Einstich des Primärstrahles entfaltete sich ein Muster abgebeugter Strahlen (Abbild. 5).



3 Laue-Diagramm von Steinsalz.



5. Laue-Diagramm. Regelmäßige Zerstreuung der Röntgenstrahlung beim Durchgang durch einen Kristall. S_1 Primärstrahl, B Blende, K Kristall, S_2 Beispiel abgebeugter Strahlen, s_1 s_2 Einfluß der Strahlen auf der photographischen Platte PP.



4. Laue-Diagramm von Anhydrit.

Drei naturwissenschaftliche Großtaten in einem Zuge waren mit diesem in seiner Einfachheit genialen Experiment vollbracht: das Wesen der am Bau der Natur so ungemein reichlich beteiligten kristallinen Materie als Raumgittergebilde war erwiesen, die Röntgenstrahlung als Wellenbewegung festgestellt und die Wirklichkeit der Atome unbestreitbar gemacht; die Atome sind so gewiß als Bauteilchen der Stoffe vorhanden, wie die Sterne am Himmelszelt bestehen. So ist denn ein jedes dieser „Laue-Diagramme", wie man solche Beugungsmuster der X-Strahlung bei Kristallen nennt, in der Tat eine feierliche Bekundung der Natur über das innere feinbauliche Wesen der Dinge. In dem Sinne seien dem Leser einige vom Verfasser aufgenommene Beispiele dargeboten (Abbild. 3 und 4).

Eine bald mehr und mehr sich vergrößernde Zahl von Forschern hat den Laueschen Grundgedanken ausgebaut und ist täglich dabei, das Feingefüge der Stoffe weiter zu erkunden. Durch Vereinfachung der physikalischen Vorstellungen und auch durch Verbesserung und Ausgestaltung der Methoden, die hier natürlich nicht im einzelnen gewürdigt werden können, ist es dahin gekommen, die Anordnung der Atome naturwissenschaftlich wichtiger Kristallarten aus dem „Laue-Effekt" als dem Symbol des Feingefüges zu erschließen. Nach W. H. und W. L. Bragg ist z. B. das Kochsalz nach Art der Abbildung 2 aufgebaut. Sein „Elementarkörper" stellt einen Würfel vor. Die Natrium- und Chloratome, aus denen bekanntermaßen dieses Salz besteht, sind so angeordnet, daß die Natriumteilchen an den Ecken und auf den Flächenmitten des Würfels ihren Sitz haben, hingegen die Chloratome ihren Platz auf den Kantenmitten und im Würfelzentrum einnehmen. In dem Sinne wiederholen sich im Kochsalz in einfacher Abwechslung miteinander die beiden Atomarten Natrium und Chlor, so daß nach allen drei Richtungen des Raumes sich Würfelchen an Würfelchen mit gemeinsamen Trennungswänden reiht bis herauf zur Sichtbarkeit solch vielfach wiederholter Vereinigung. Jeder Elementarkörper ist von außerordentlicher Kleinheit; Millionen gehen bereits auf die Strecke eines Millimeters.

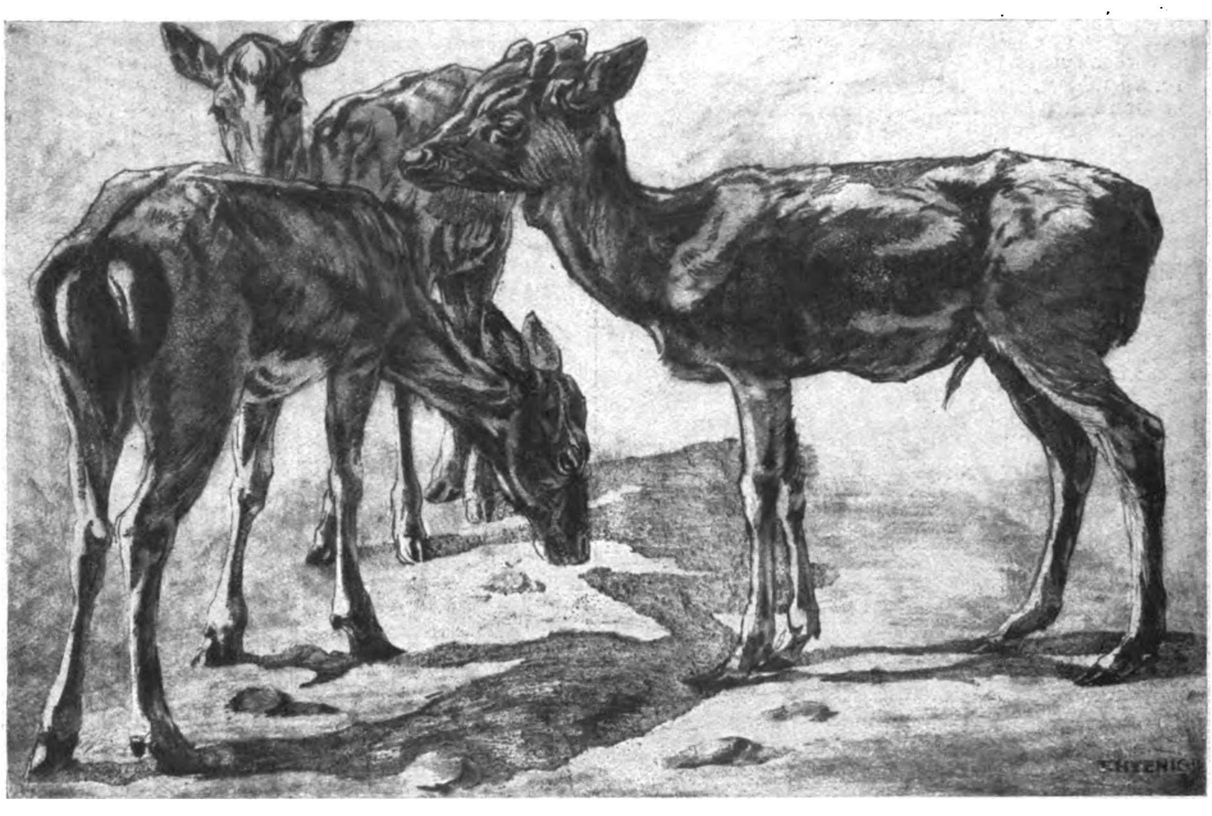
Um nun aber das wirkliche Sinnbild dieses Mikrokosmos vor sich zu haben, denke man sich alle Würfelkanten und sonst ausgezogenen Hilfslinien fort. So kommt uns das Gefüge eines kristallinen Stoffes vor wie ein Sternensystem im kleinsten. Jedes Teilchen schwebt frei für sich im Kristallraum. Alle bannen sie sich gegenseitig, ganz wie Sonne, Erde, Mond und Sterne, in gesetzmäßige Stellung, die man auf zehnmillionstel Millimeter auszumessen gelernt hat.

Wie beim Kochsalz kennt man die feinbaulichen Verhältnisse bei Gold, Silber, Kupfer, Eisen und anderen Metallen. Das Gefüge von Diamant und Graphit, Zinkblende und Bleiglanz, Kalkspat und von manchen anderen kristallinen Stoffen ist genau erkundet.

Fast täglich mehrt sich die Erfahrung in dieser Kleinwelt der Leptonen, mit welchem Namen (von λεπτός, fein, zart) man zweckmäßig alle Feinbauteilchen (die atomaufbauenden Elektronen, die Atome und die Moleküle als Atomvergesellschaftungen) zusammenfaßt.

Man ist im Fortschritt der Methode, nach einem Vorschlage von P. Debye und P. Scherrer, auch dahin gelangt, statt wohlgebildeter Kristalle feine Aggregate zu benutzen, wie man sie als Niederschläge bei chemischen Fällungen oder in Stoffen, die aus dem Schmelzfluß dicht erstarrt sind, vor sich hat. Damit ist insbesondere die Welt der Metalle röntgenographisch allgemein zugängig geworden, wo noch viele, auch praktisch wichtige Fragen des Feinbaues der Beantwortung harren. Mit vollem Verständnis für die reiche Anwendungsfähigkeit der Röntgenographie schicken sich daher neuerdings manche technische Betriebe an, sich des zarten und doch so durchdringenden Botens der X-Strahlen zu bedienen; er durchwandert die Stoffe und berichtet getreu von deren feinbaulichen Verhältnissen. In dieser Hoffnung richtet man Röntgen-Laboratorien auf Eisen- und anderen Metallwerken her. Über die Natur der Faserstoffe hat man durch einschlägige Beobachtungen wichtige Erfahrungen gemacht, und in anderen Betrieben, etwa der Kautschuk- und Lederindustrie, hofft man, mit Hilfe der Röntgenstrahlen Klarheit über feinbauliche Umstände solcher Materialien zu erhalten, gleich wie sie bei den Kristallen erzielt sind.

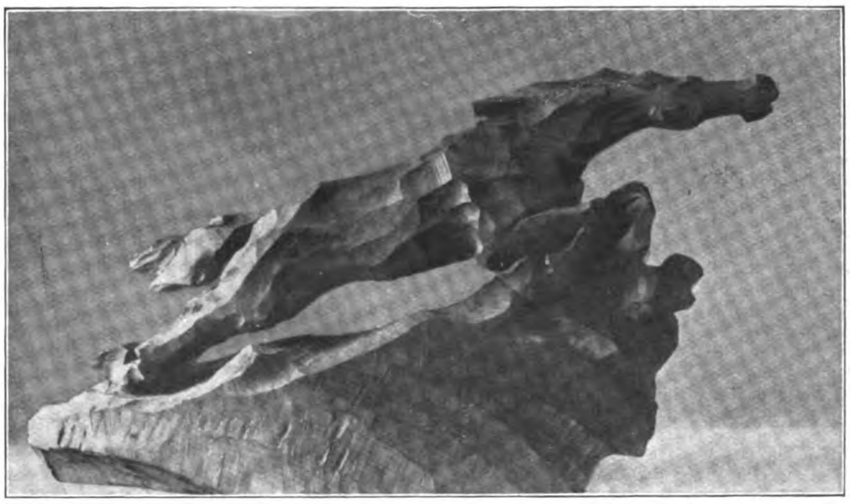
So werden Wissenschaft und ihre Anwendung mehr und mehr den Segen der Laueschen Entdeckung erfahren. Mit Stolz dürfen wir die erste experimentelle Erkundung des Feinbaues der Materie mittels X-Strahlen gleich wie die Auffindung der Röntgenstrahlung selber deutsche wissenschaftliche Großtaten nennen.



Damkälber. Nach einer Radierung von Felix Heinig.



Der Mann aus dem Volk.



Rasendes Pferd.



Spielmann.

Die Holzschnitzschule Warmbrunn im Riesengebirge.

Die Arbeiten der Holzschnitzschule in Warmbrunn im Riesengebirge muß man unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten auffassen. Auf der einen Seite liegt das Bestreben vor, etwas Erschautes und in seinem innersten Wesen Erkanntes durch die eigene Gestaltungskraft in der gerade hierfür geeigneten Holzart in seinen Grundzügen wiedererstehen zu lassen. Dazu gehört, daß die Schüler der Anstalt lernen, mit der Seele die Außenwelt zu erfassen, ohne durch irgendein einengendes Studium historischer Kunstformen beeinflußt zu sein. Auf Wanderungen **suchen sich die Schüler die Motive: einen Mann beim Kohlentragen, einen Sensendengler, einen Stier auf der Weide, ein dahinstürmendes Pferd, zwei Ringer usw. Nachdem sie diese Lebensformen erfaßt, gehen sie an die Arbeit, um, ohne Vertiefung ins Detail, die Seele des Objekts aus dem Spiegel der eigenen Seele wiederzugeben. Vortrefflich ist oft, was dabei herauskommt. Die Stilunbefangen**heit spielt dabei eine große, fast entscheidende Rolle. Der Künstler in diesen jungen Menschen aus den einfachsten Ständen wird, soweit er irgend vorhanden ist, geweckt. Das Naive bleibt erhalten. Erstaunlich ist, wie der Direktor der Schule, Professor Hüllweck, seine jungen Freunde zu führen versteht, ohne ihnen seine Persönlichkeit aufzudrängen, lediglich beseelt von dem Bestreben, sie ihre Persönlichkeit finden zu lassen. Groß ist deshalb auch die Freude am Schaffen in der Anstalt.

Die zweite Gruppe empfindet mehr im Anschluß an das in der Kunstgeschichte schon Vorhandene. Aber auch hier wird der größte Wert auf die Entfaltung und Betätigung der eigenen Persönlichkeit gelegt. Ein prachtvolles Hilfsmittel ist allen Schülern dabei der Humor, doch auch echte Andacht — viel kirchliche Kunst kommt naturgemäß in Frage — liegt in allen diesen Werken. Die Arbeit in der Holzschnitzschule in Warmbrunn verinnerlicht den Menschen im Schüler und fördert die Kunst.

Walther Dreßler, Hirschberg.



Henne.



Dose „Eisvogel“.



Rübezahl.



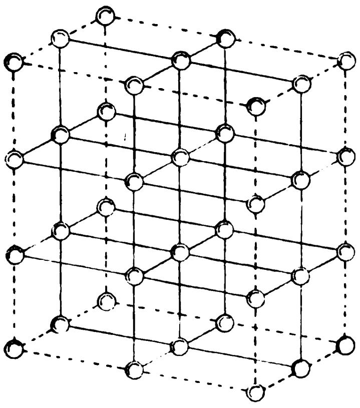
Madonna von Lourdes.



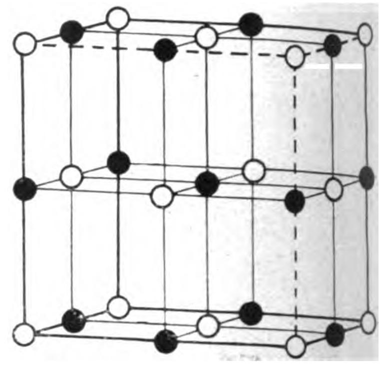
Rübezahl.

Die Erschließung des feinbaulichen Wesens der Kristalle mittels Röntgenstrahlen.

Von Professor Dr. Friedrich Rinne, Leipzig.



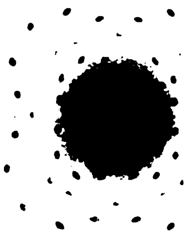
1. Raumgitter als Schema des Aufbaues von Kristallen.



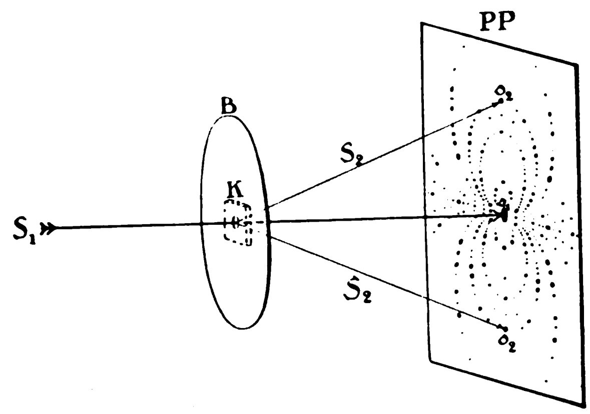
2. Feinbau des Kochsalzes. Die dunklen Punkte und Kreisfelder stellen die Natrium- und Chloratome, aus denen das Kochsalz besteht, vor.

Vor mehr als 2000 Jahren verkündeten Demokrit und Leukipp eine Lehre vom feinbaulichen Wesen der Dinge. Alles Stoffliche ist nach der Meinung dieser Naturphilosophen zusammengesetzt aus einer unermeßlich großen Zahl äußerst kleiner, sich durcheinander bewegender, unteilbarer Körperchen, aus Atomen. Zwischen ihnen ist leerer Raum.

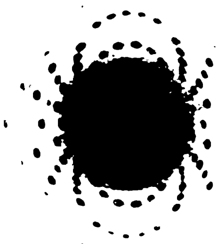
Auf Anschauung konnte sich dieser Gedankengang nicht berufen, und so galt die Annahme solch zarter „Körnigkeit" der Materie lange Zeiten wissenschaftlichen Denkens hindurch lediglich als eine Arbeitshypothese ohne Anspruch auf eine Grundlage in der Wirklichkeit. Noch vor wenigen Jahren glaubte man in Chemikerkreisen, auch ohne die Atomtheorie auskommen zu können. Heute hingegen sind wohl alle Zweifler bekehrt; die Atomlehre ist jetzt, wenn auch mit starker Wandlung von Einzelheiten, die sich die philosophischen Begründer in naiv-poetischer Weise erdachten, so doch im Kern in altem Sinne die Grundlage der allgemeinen physikalisch-chemischen Auffassung der Stoffe. Ein einfaches, in seinem Ergebnis unanfechtbares Experiment hat das zuwege gebracht; es wurde im Jahre 1912 auf die Anregung eines jungen Münchener Physikers, Max v. Laue, hin von W. Friedrich und P. Knipping ausgeführt im Zusammenhange mit dem Bemühen jener Zeit, die Natur der geheimnisvollen X-Strahlen, die man gern in Verehrung für den Entdecker Röntgenstrahlen nennt, aufzuklären. Waren sie, wie das gewöhnliche Licht, eine Wellenbewegung, so mußte eine solche Natur durch „Beugungserscheinungen" nachgewiesen werden können, ähnlich denen, die man bei der Betrachtung der Sonne durch feindurchbrochenes Gewebe hindurch erblickt, oder wie man sie beim Anschauen der erleuchteten Straßenlampen durch den Hauch auf Fensterscheiben in bunten Farbensäumen um das Licht herum bemerkt. Alle Versuche, Entsprechendes mit Röntgenstrahlen zu erzielen, mißlangen, so zart man auch in Ansehung der bei letzteren vorausgesetzten sehr kleinen Wellenlänge die Gitter nahm. Da kam M. v. Laue der Gedanke, als für Röntgenstrahlen passendes Gitter Kristalle zu verwenden. Man schrieb diesen zierlichen Gebilden der anorganischen Welt seit langem schon ein „Raumgittergefüge" zu, nahm also an, daß sie aus nach den drei Richtungen des Raumes periodisch geordneten Teilchen beständen, wie es die Abbildung 1 dem Leser im Schema vorführt. Solch ein Gitter mit außerordentlich kleinen Abständen der Körperchen erschien M. v. Laue gerade recht als Beugungssystem für das Röntgenlicht. Ein X-Strahl wurde mittels Blenden ausgebündelt, durch einen Kristall hindurchgesandt und sodann auf einer photographischen Platte aufgefangen. Nach ihrer Entwicklung zeigte sich in der Tat das erwartete Sinnbild der Atomanordnung: um den Einstich des Primärstrahles entfaltete sich ein Muster abgebeugter Strahlen (Abbild. 5).



3. Laue-Diagramm von Steinsalz.



5. Laue-Diagramm. Regelmäßige Zerstreuung der Röntgenstrahlung beim Durchgang durch einen Kristall. S_1 Primärstrahl, B Blende, K Kristall, S_2 Beispiel abgebeugter Strahlen, s_1 s_2 Einfluß der Strahlen auf der photographischen Platte PP.



4. Laue-Diagramm von Anhydrit.

Drei naturwissenschaftliche Großtaten in einem Zuge waren mit diesem in seiner Einfachheit genialen Experiment vollbracht: das Wesen der am Bau der Natur so ungemein reichlich beteiligten kristallinen Materie als Raumgittergebilde war erwiesen, die Röntgenstrahlung als Wellenbewegung festgestellt und die Wirklichkeit der Atome unbestreitbar gemacht; die Atome sind so gewiß als Bauteilchen der Stoffe vorhanden, wie die Sterne am Himmelszelt bestehen. So ist denn ein jedes dieser „Laue-Diagramme", wie man solche Beugungsmuster der X-Strahlung bei Kristallen nennt, in der Tat eine feierliche Bekundung der Natur über das innere feinbauliche Wesen der Dinge. In dem Sinne seien dem Leser einige vom Verfasser aufgenommene Beispiele dargeboten (Abbild. 3 und 4).

Eine bald mehr und mehr sich vergrößernde Zahl von Forschern hat den Laueschen Grundgedanken ausgebaut und ist täglich dabei, das Feingefüge der Stoffe weiter zu erkunden. Durch Vereinfachung der physikalischen Vorstellungen und auch durch Verbesserung und Ausgestaltung der Methoden, die hier natürlich nicht im einzelnen gewürdigt werden können, ist es dahin gekommen, die Anordnung der Atome naturwissenschaftlich wichtiger Kristallarten aus dem „Laue-Effekt" als dem Symbol des Feingefüges zu erschließen. Nach W. H. und W. L. Bragg ist z. B. das Kochsalz nach Art der Abbildung 2 aufgebaut. Sein „Elementarkörper" stellt einen Würfel vor. Die Natrium- und Chloratome, aus denen bekanntermaßen dieses Salz besteht, sind so angeordnet, daß die Natriumteilchen an den Ecken und auf den Flächenmitten des Würfels ihren Sitz haben, hingegen die Chloratome ihren Platz auf den Kantenmitten und im Würfelzentrum einnehmen. In dem Sinne wiederholen sich im Kochsalz in einfacher Abwechslung miteinander die beiden Atomarten Natrium und Chlor, so daß nach allen drei Richtungen des Raumes sich Würfelchen an Würfelchen mit gemeinsamen Trennungswänden reiht bis herauf zur Sichtbarkeit solch vielfach wiederholter Vereinigung. Jeder Elementarkörper ist von außerordentlicher Kleinheit; Millionen gehen bereits auf die Strecke eines Millimeters.

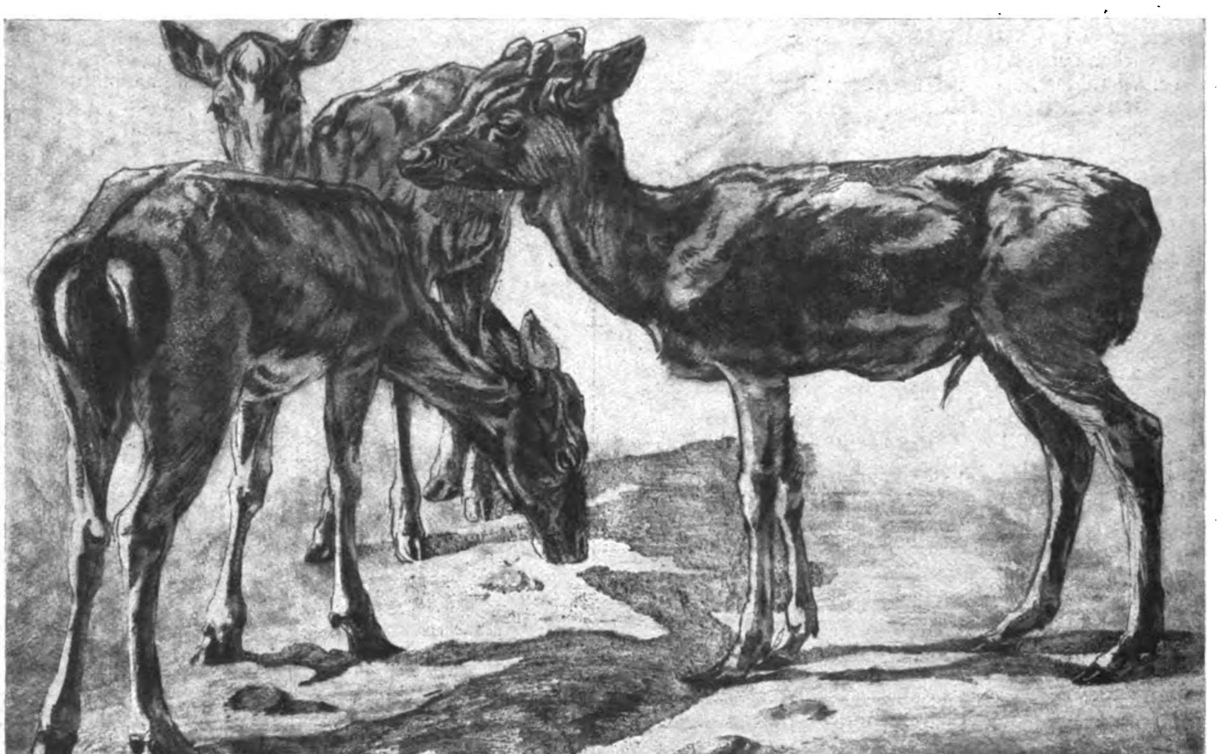
Um nun aber das wirkliche Sinnbild dieses Mikrokosmos vor sich zu haben, denke man sich alle Würfelkanten und sonst ausgezogenen Hilfslinien fort. So kommt uns das Gefüge eines kristallinen Stoffes vor wie ein Sternensystem im kleinsten. Jedes Teilchen schwebt frei für sich im Kristallraum. Alle bannen sie sich gegenseitig, ganz wie Sonne, Erde, Mond und Sterne, in gesetzmäßige Stellung, die man auf zehnmillionstel Millimeter auszumessen gelernt hat.

Wie beim Kochsalz kennt man die feinbaulichen Verhältnisse bei Gold, Silber, Kupfer, Eisen und anderen Metallen. Das Gefüge von Diamant und Graphit, Zinkblende und Bleiglanz, Kalkspat und von manchen anderen kristallinen Stoffen ist genau erkundet.

Fast täglich mehrt sich die Erfahrung in dieser Kleinwelt der Leptonen, mit welchem Namen (von λεπτός, fein, zart) man zweckmäßig alle Feinbauteilchen (die atomaufbauenden Elektronen, die Atome und die Moleküle als Atomvergesellschaftungen) zusammenfaßt.

Man ist im Fortschritt der Methode, nach einem Vorschlage von P. Debye und P. Scherrer, auch dahin gelangt, statt wohlgebildeter Kristalle feine Aggregate zu benutzen, wie man sie als Niederschläge bei chemischen Fällungen oder in Stoffen, die aus dem Schmelzfluß dicht erstarrt sind, vor sich hat. Damit ist insbesondere die Welt der Metalle röntgenographisch allgemein zugängig geworden, wo noch viele, auch praktisch wichtige Fragen des Feinbaues der Beantwortung harren. Mit vollem Verständnis für die reiche Anwendungsfähigkeit der Röntgenographie schicken sich daher neuerdings manche technische Betriebe an, sich des zarten und doch so durchdringenden Botens der X-Strahlen zu bedienen; er durchwandert die Stoffe und berichtet getreu von deren feinbaulichen Verhältnissen. In dieser Hoffnung richtet man Röntgen-Laboratorien auf Eisen- und anderen Metallwerken her. Über die Natur der Faserstoffe hat man durch einschlägige Beobachtungen wichtige Erfahrungen gemacht, und in anderen Betrieben, etwa der Kautschuk- und Lederindustrie, hofft man, mit Hilfe der Röntgenstrahlen Klarheit über feinbauliche Umstände solcher Materialien zu erhalten, gleich wie sie bei den Kristallen erzielt sind.

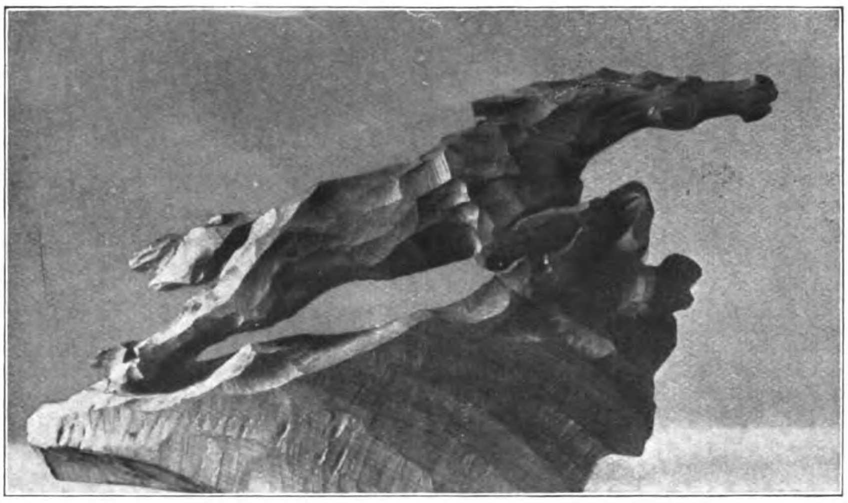
So werden Wissenschaft und ihre Anwendung mehr und mehr den Segen der Laueschen Entdeckung erfahren. Mit Stolz dürfen wir die erste experimentelle Erfundung des Feinbaues der Materie mittels X-Strahlen gleich wie die Auffindung der Röntgenstrahlung selber deutsche wissenschaftliche Großtaten nennen.



Damkälber. Nach einer Radierung von Felix Heinig.



Der Mann aus dem Volk.



Rasendes Pferd.



Spielmann.

Die Holzschnitzschule Warmbrunn im Riesengebirge.

Die Arbeiten der Holzschnitzschule in Warmbrunn im Riesengebirge muß man unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten auffassen. Auf der einen Seite liegt das Bestreben vor, etwas Erschautes und in seinem innersten Wesen Erkanntes durch die eigene Gestaltungskraft in der gerade hierfür geeigneten Holzart in seinen Grundzügen wiedererstehen zu lassen. Dazu gehört, daß die Schüler der Anstalt lernen, mit der Seele die Außenwelt zu erfassen, ohne durch irgendein einengendes Studium historischer Kunstformen beeinflußt zu sein. Auf Wanderungen suchen sich die Schüler die Motive: einen Mann beim Kohlentragen, einen Sensendengler, einen Stier auf der Weide, ein dahinstürmendes Pferd, zwei Ringer usw. Nachdem sie diese Lebensformen erfaßt, gehen sie an die Arbeit, um, ohne Vertiefung ins Detail, die Seele des Objekts aus dem Spiegel der eigenen Seele wiederzugeben. Vortrefflich ist oft, was dabei herauskommt. Die Stilunbefangenheit spielt dabei eine große, fast entscheidende Rolle. Der Künstler in diesen jungen Menschen aus den einfachsten Ständen wird, soweit er irgend vorhanden ist, geweckt. Das Naive bleibt erhalten. Erstaunlich ist, wie der Direktor der Schule, Professor Hüllweck, seine jungen Freunde zu führen versteht, ohne ihnen seine Persönlichkeit aufzudrängen, lediglich beseelt von dem Bestreben, sie ihre Persönlichkeit finden zu lassen. Groß ist deshalb auch die Freude am Schaffen in der Anstalt.

Die zweite Gruppe empfindet mehr im Anschluß an das in der Kunstgeschichte schon Vorhandene. Aber auch hier wird der größte Wert auf die Entfaltung und Betätigung der eigenen Persönlichkeit gelegt. Ein prachtvolles Hilfsmittel ist allen Schülern dabei der Humor, doch auch echte Andacht — viel kirchliche Kunst kommt naturgemäß in Frage — liegt in allen diesen Werken. Die Arbeit in der Holzschnitzschule in Warmbrunn verinnerlicht den Menschen im Schüler und fördert die Kunst.

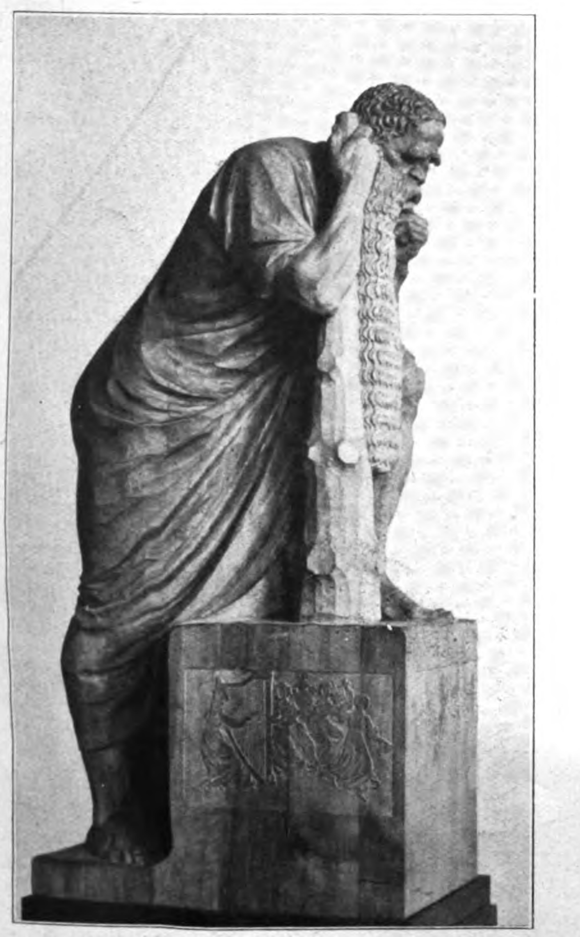
Walther Dreßler, Hirschberg.



Henne.



Dose „Eisvogel".



Rübezahl.



n Lour





Aus Deutsch-Böhmen: Blick auf Kloster Haindorf am Nordfuße des Isergebirges.

Nach einer Algraphie von Professor Heinrich Wolff.



Neues blaues Stoffkleid mit Hellgrau. Der Rock ist vorn geteilt und fällt auf das vorn verlängerte hellgraue Unterkleid. Modell: Schostal & Labrer, Wien; Hut: Blanche. Sondermodeaufnahme durch Edith Barakovich für Claire Patek, Wien.



Von der erfolgreichen Uraufführung des Dramas „Vater und Sohn“ von Joachim von der Goltz im Alten Theater zu Leipzig am 29. Januar: Kronprinz Friedrich (Hans Zeise-Gött) mit seiner Schwester Wilhelmine (Thea Kasten). (Phot. E. Genthe, Leipzig.)



Die allerletzte amerikanische Neuheit in Pyjamas für Damen. Das Modell zeigt einen Damenschlafanzug aus Satin, der mit Satinband besetzt ist. Die gestickten Auszackungen erhöhen seine Kleidsamkeit.

„Dein Gemahl!“ antwortete sanftmütig der Jüngling. „Ehe er mich aufforderte, dir diese Nahrung zuzutragen, verletzte er mich mit einer kleinen, scharfen Waffe.“

Und als nun Kisagotami, verlegen, sich zu dem Korbe niederbeugte, um all die Köstlichkeiten zu beschauen, die er barg, entschwand der Jüngling geheimnisvoll, wie er gekommen war.

In diesem Augenblick trat Amrasakti ein.

„Warum,“ so schalt ihn sein Weib unwillig, „warum hast du den Boten verwundet, den du mir mit Nahrung sandtest, ehe du ins Bad gingst?“

„Wie?“ fragte der überraschte Amrasakti, „ich habe dir einen Boten gesandt? Mit Nahrung? Und ich habe ihn verwundet? . . . Wisse, ich bin noch nicht im Bade gewesen, und ich habe keinen Boten gesehen, und ich habe dir keinen gesandt! Aber sollte unser Herr Krischna . . .? Ja, das war unser Herr Krischna, mein Weib, das war unser Herr Krischna!“

Und nun erkannten die beiden, daß es der Herr Krischna selbst gewesen war, der ihnen die Nahrung zugetragen hatte.

Und Amrasakti setzte sich sogleich zur Bhagavadgita, schlug die Stelle auf, die er so arg bezweifelt hatte, und setzte flugs wieder das alte Wort „zutragen“ für sein verbesserndes „zusenden“ ein. Und den gütigen Herrn Krischna bat er recht demütig um Vergebung.



Musikloser Tanz: Mary Wigman mit ihrem Partner Weisel in einer rhythmischen Bewegungs- und Linienkomposition nach den Grundsätzen Rudolf v. Labans. (Phot. Hanns Holdt, München.)

Neue Spruchweisheit.

Um glücklich in der Ehe zu sein, kommt es nur auf die Wahl an.

Es gibt Frauen, die schlagen in ihren Kindern den Mann, den sie hassen.

Es gibt Leute, die sprechen immer und sagen nichts.

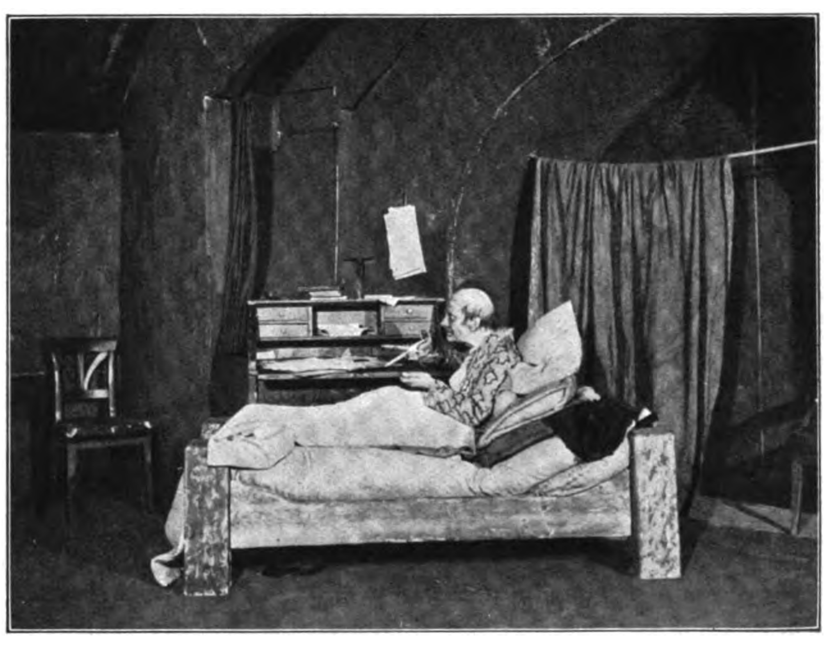
Die Welt ist eine Schaubühne, auf der gar viele einen Charakter zur Darstellung bringen, der das genaue Gegenteil von dem ist, was sie sind. Alfred Friedmann.

Mensch und Buch.

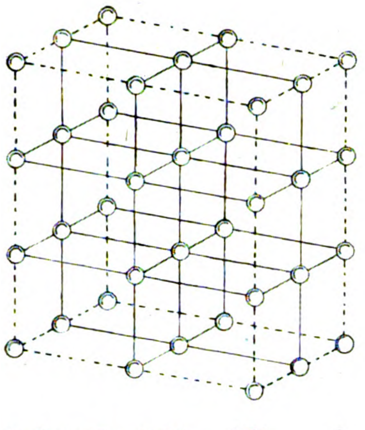
Es schickt sich nicht: 1. seiner Tochter eine Aussteuer für 10- bis 100000 Mark anzuschaffen und dabei den Bücherschrank zu vergessen; 2. Kommerzienrat oder anderer Rat zu sein und einen vollen Weinkeller, aber einen leeren Bücherschrank zu haben; 3. nach Patschuli oder anderen Eaux de mille fleurs zu duften und schmierige Leihbibliotheksbände zu lesen; 4. gute Bücher, in deren Genuß man sich setzen will, zu leihen, wenn man die Mittel zur Anschaffung besitzt; 5. über die neue Literatur zu reden, wenn man sie nur aus Bücherbesprechungen kennt; 6. eine Couponschere **zu haben — aber kein Papiermesser; 7. zu Weihnachten nur Sachen zu schenken, die für die Bildung von Geist, Charakter und Gemüt keinen Wert haben. Felix Dahn.**



Szene aus der Erstaufführung von Knut Hamsuns Schauspiel „Spiel des Lebens“ in den Münchner Kammerspielen am 1. Februar. (Spielleitung: Otto Falckenberg; Bühnenbilder: Otto Reigbert.) (Phot. Li Osborne, München.)



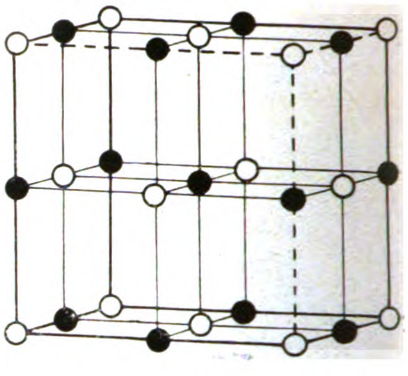
Von der Uraufführung von Walter Hasenclevers neuem Drama „Gobseck“ (nach der Novelle Balzacs) im Dresdner Schauspielhause: Erich Ponto als Gobseck. (Phot. Ursula Richter, Dresden.)



1. Raumgitter als Schema des Aufbaues von Kristallen.

Die Erschließung des feinbaulichen Wesens der Kristalle mittels Röntgenstrahlen.

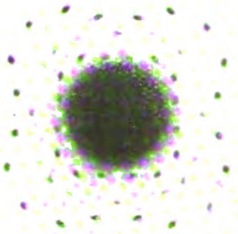
Von Professor Dr. Friedrich Rinne, Leipzig.



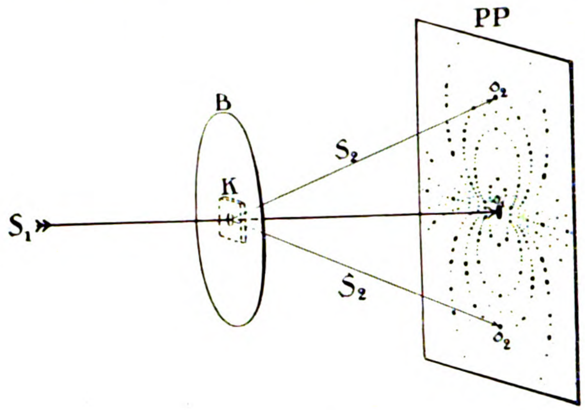
2. Feinbau des Kochsalzes. Die dunklen Punkte und Kreisfelder stellen die Natrium- und Chloratome, aus denen das Kochsalz besteht, vor.

Vor mehr als 2000 Jahren verkündeten Demokrit und Leukipp eine Lehre vom feinbaulichen Wesen der Dinge. Alles Stoffliche ist nach der Meinung dieser Naturphilosophen zusammengesetzt aus einer unermeßlich großen Zahl äußerst kleiner, sich durcheinander bewegender, unteilbarer Körperchen, aus Atomen. Zwischen ihnen ist leerer Raum.

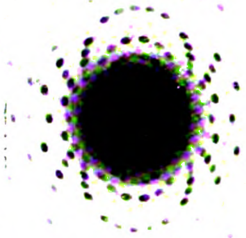
Auf Anschauung konnte sich dieser Gedankengang nicht berufen, und so galt die Annahme solch zarter „Körnigkeit" der Materie lange Zeiten wissenschaftlichen Denkens hindurch lediglich als eine Arbeitshypothese ohne Anspruch auf eine Grundlage in der Wirklichkeit. Noch vor wenigen Jahren glaubte man in Chemikerkreisen, auch ohne die Atomtheorie auskommen zu können. Heute hingegen sind wohl alle Zweifler bekehrt; die Atomlehre ist jetzt, wenn auch mit starker Wandlung von Einzelheiten, die sich die philosophischen Begründer in naiv-poetischer Weise erdachten, so doch im Kern in altem Sinne die Grundlage der allgemeinen physikalisch-chemischen Auffassung der Stoffe. Ein einfaches, in seinem Ergebnis unanfechtbares Experiment hat das zuwege gebracht; es wurde im Jahre 1912 auf die Anregung eines jungen Münchener Physikers, Max v. Laue, hin von W. Friedrich und P. Knipping ausgeführt im Zusammenhange mit dem Bemühen jener Zeit, die Natur der geheimnisvollen X-Strahlen, die man gern in Verehrung für den Entdecker Röntgenstrahlen nennt, aufzuklären. Waren sie, wie das gewöhnliche Licht, eine Wellenbewegung, so mußte eine solche Natur durch „Beugungserscheinungen" nachgewiesen werden können, ähnlich denen, die man bei der Betrachtung der Sonne durch feindurchbrochenes Gewebe hindurch erblickt, oder wie man sie beim Anschauen der erleuchteten Straßenlampen durch den Hauch auf Fensterscheiben in bunten Farbensäumen um das Licht herum bemerkt. Alle Versuche, Entsprechendes mit Röntgenstrahlen zu erzielen, mißlangen, so zart man auch in Ansehung der bei letzteren vorausgesetzten sehr kleinen Wellenlänge die Gitter nahm. Da kam M. v. Laue der Gedanke, als für Röntgenstrahlen passendes Gitter Kristalle zu verwenden. Man schrieb diesen zierlichen Gebilden der anorganischen Welt seit langem schon ein „Raumgittergefüge" zu, nahm also an, daß sie aus nach den drei Richtungen des Raumes periodisch geordneten Teilchen beständen, wie es die Abbildung 1 dem Leser im Schema vorführt. Solch ein Gitter mit außerordentlich kleinen Abständen der Körperchen erschien M. v. Laue gerade recht als Beugungssystem für das Röntgenlicht. Ein X-Strahl wurde mittels Blenden ausgebündelt, durch einen Kristall hindurchgesandt und sodann auf einer photographischen Platte aufgefangen. Nach ihrer Entwicklung zeigte sich in der Tat das erwartete Sinnbild der Atomanordnung: um den Einstich des Primärstrahles entfaltete sich ein Muster abgebeugter Strahlen (Abbild. 5).



3. Laue-Diagramm von Steinsalz.



5. Laue-Diagramm. Regelmäßige Zerstreuung der Röntgenstrahlung beim Durchgang durch einen Kristall. S_1 Primärstrahl, B Blende, K Kristall, S_2 Beispiel abgebeugter Strahlen, s_1 s_2 Einfluß der Strahlen auf der photographischen Platte PP.



4. Laue-Diagramm von Anhydrit.

Drei naturwissenschaftliche Großtaten in einem Zuge waren mit diesem in seiner Einfachheit genialen Experiment vollbracht: das Wesen der am Bau der Natur so ungemein reichlich beteiligten kristallinen Materie als Raumgittergebilde war erwiesen, die Röntgenstrahlung als Wellenbewegung festgestellt und die Wirklichkeit der Atome unbestreitbar gemacht; die Atome sind so gewiß als Bauteilchen der Stoffe vorhanden, wie die Sterne am Himmelszelt bestehen. So ist denn ein jedes dieser „Laue-Diagramme", wie man solche Beugungsmuster der X-Strahlung bei Kristallen nennt, in der Tat eine feierliche Befundung der Natur über das innere feinbauliche Wesen der Dinge. In dem Sinne seien dem Leser einige vom Verfasser aufgenommene Beispiele dargeboten (Abbild. 3 und 4).

Eine bald mehr und mehr sich vergrößernde Zahl von Forschern hat den Laueschen Grundgedanken ausgebaut und ist täglich dabei, das Feingefüge der Stoffe weiter zu erkunden. Durch Vereinfachung der physikalischen Vorstellungen und auch durch Verbesserung und Ausgestaltung der Methoden, die hier natürlich nicht im einzelnen gewürdigt werden können, ist es dahin gekommen, die Anordnung der Atome naturwissenschaftlich wichtiger Kristallarten aus dem „Laue-Effekt" als dem Symbol des Feingefüges zu erschließen. Nach W. H. und W. L. Bragg ist z. B. das Kochsalz nach Art der Abbildung 2 aufgebaut. Sein „Elementarkörper" stellt einen Würfel vor. Die Natrium- und Chloratome, aus denen bekanntermaßen dieses Salz besteht, sind so angeordnet, daß die Natriumteilchen an den Ecken und auf den Flächenmitten des Würfels ihren Sitz haben, hingegen die Chloratome ihren Platz auf den Kantenmitten und im Würfelzentrum einnehmen. In dem Sinne wiederholen sich im Kochsalz in einfacher Abwechslung miteinander die beiden Atomarten Natrium und Chlor, so daß nach allen drei Richtungen des Raumes sich Würfelchen an Würfelchen mit gemeinsamen Trennungswänden reiht bis herauf zur Sichtbarkeit solch vielfach wiederholter Vereinigung. Jeder Elementarkörper ist von außerordentlicher Kleinheit; Millionen gehen bereits auf die Strecke eines Millimeters.

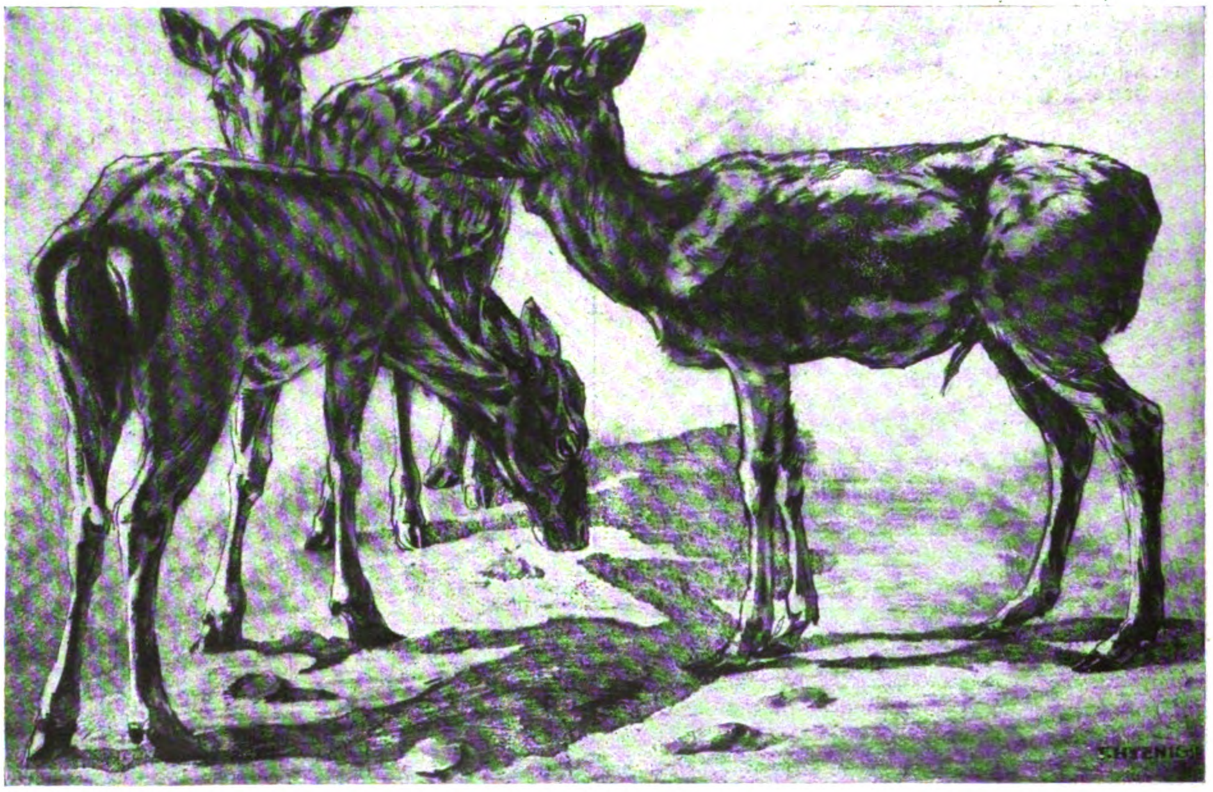
Um nun aber das wirkliche Sinnbild dieses Mikrokosmos vor sich zu haben, denke man sich alle Würfelkanten und sonst ausgezogenen Hilfslinien fort. So kommt uns das Gefüge eines kristallinen Stoffes vor wie ein Sternensystem im kleinsten. Jedes Teilchen schwebt frei für sich im Kristallraum. Alle bannen sie sich gegenseitig, ganz wie Sonne, Erde, Mond und Sterne, in gesetzmäßige Stellung, die man auf zehnmillionstel Millimeter auszumessen gelernt hat.

Wie beim Kochsalz kennt man die feinbaulichen Verhältnisse bei Gold, Silber, Kupfer, Eisen und anderen Metallen. Das Gefüge von Diamant und Graphit, Zinkblende und Bleiglanz, Kalkspat und von manchen anderen kristallinen Stoffen ist genau erkundet.

Fast täglich mehrt sich die Erfahrung in dieser Kleinwelt der Leptonen, mit welchem Namen (von λεπτός, fein, zart) man zweckmäßig alle Feinbauteilchen (die atomaufbauenden Elektronen, die Atome und die Moleküle als Atomvergesellschaftungen) zusammenfaßt.

Man ist im Fortschritt der Methode, nach einem Vorschlage von P. Debye und P. Scherrer, auch dahin gelangt, statt wohlgebildeter Kristalle feine Aggregate zu benutzen, wie man sie als Niederschläge bei chemischen Fällungen oder in Stoffen, die aus dem Schmelzfluß dicht erstarrt sind, vor sich hat. Damit ist insbesondere die Welt der Metalle röntgenographisch allgemein zugängig geworden, wo noch viele, auch praktisch wichtige Fragen des Feinbaues der Beantwortung harren. Mit vollem Verständnis für die reiche Anwendungsfähigkeit der Röntgenographie schicken sich daher neuerdings manche technische Betriebe an, sich des zarten und doch so durchdringenden Botens der X-Strahlen zu bedienen; er durchwandert die Stoffe und berichtet getreu von deren feinbaulichen Verhältnissen. In dieser Hoffnung richtet man Röntgen-Laboratorien auf Eisen- und anderen Metallwerken her. Über die Natur der Faserstoffe hat man durch einschlägige Beobachtungen wichtige Erfahrungen gemacht, und in anderen Betrieben, etwa der Kautschuk- und Lederindustrie, hofft man, mit Hilfe der Röntgenstrahlen Klarheit über feinbauliche Umstände solcher Materialien zu erhalten, gleich wie sie bei den Kristallen erzielt sind.

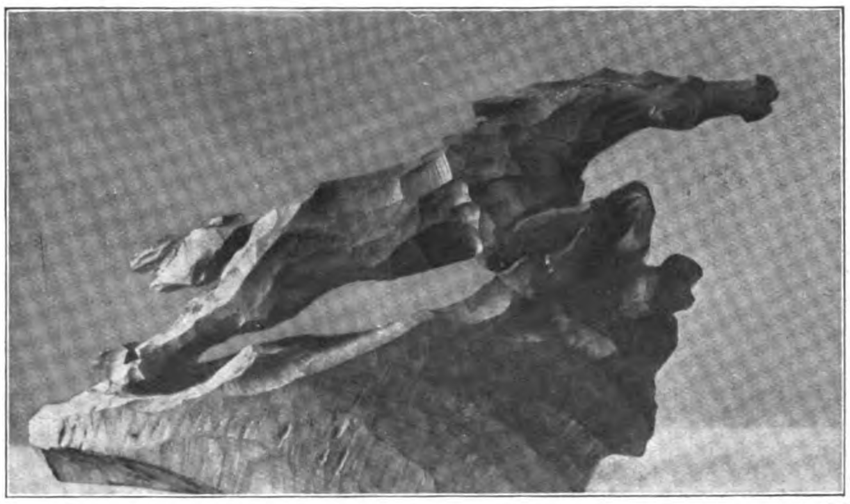
So werden Wissenschaft und ihre Anwendung mehr und mehr den Segen der Laueschen Entdeckung erfahren. Mit Stolz dürfen wir die erste experimentelle Erkundung des Feinbaues der Materie mittels X-Strahlen gleich wie die Auffindung der Röntgenstrahlung selber deutsche wissenschaftliche Großtaten nennen.



Damkälber. Nach einer Radierung von Felix Heinig.



Der Mann aus dem Volk.



Rasendes Pferd.



Spielmann.

Die Holzschnitzschule Warmbrunn im Riesengebirge.

Die Arbeiten der Holzschnitzschule in Warmbrunn im Riesengebirge muß man unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten auffassen. Auf der einen Seite liegt das Bestreben vor, etwas Erschautes und in seinem innersten Wesen Erkanntes durch die eigene Gestaltungskraft in der gerade hierfür geeigneten Holzart in seinen Grundzügen wiedererstehen zu lassen. Dazu gehört, daß die Schüler der Anstalt lernen, mit der Seele die Außenwelt zu erfassen, ohne durch irgendein einengendes Studium historischer Kunstformen beeinflußt zu sein. Auf Wanderungen suchen sich die Schüler die Motive: einen Mann beim Kohlentragen, einen Sensendengler, einen Stier auf der Weide, ein dahinstürmendes Pferd, zwei Ringer usw. Nachdem sie diese Lebensformen erfaßt, gehen sie an die Arbeit, um, ohne Vertiefung ins Detail, die Seele des Objekts aus dem Spiegel der eigenen Seele wiederzugeben. Vortrefflich ist oft, was dabei herauskommt. Die Stilunbefangenheit spielt dabei eine große, fast entscheidende Rolle. Der Künstler in diesen jungen Menschen aus den einfachsten Ständen wird, soweit er irgend vorhanden ist, geweckt. Das Naive bleibt erhalten. Erstaunlich ist, wie der Direktor der Schule, Professor Hüllweck, seine jungen Freunde zu führen versteht, ohne ihnen seine Persönlichkeit aufzudrängen, lediglich beseelt von dem Bestreben, sie ihre Persönlichkeit finden zu lassen. Groß ist deshalb auch die Freude am Schaffen in der Anstalt.

Die zweite Gruppe empfindet mehr im Anschluß an das in der Kunstgeschichte schon Vorhandene. Aber auch hier wird der größte Wert auf die Entfaltung und Betätigung der eigenen Persönlichkeit gelegt. Ein prachtvolles Hilfsmittel ist allen Schülern dabei der Humor, doch auch echte Andacht — viel kirchliche Kunst kommt naturgemäß in Frage — liegt in allen diesen Werken. Die Arbeit in der Holzschnitzschule in Warmbrunn verinnerlicht den Menschen im Schüler und fördert die Kunst.

Walther Dreßler, Hirschberg.



Henne.



Dose „Eisvogel".



Rübezahl.



Madonna von Lourdes.



Rübezahl.



Stimmungsbild aus Dorf Lehde bei Lübbenau.



Ein Leichenbegängnis auf Schlittschuhen.



Blick in den märchenschönen Winterwald. (Phot. M. Brunkhorst, Lübben.)



Am Brunnen.



Die Schule ist aus.

Winter im Spreewald.

Herrn Felix Spielmanns Hausdamen

Roman von Helene v. Mühlau.

(5. Fortsetzung.)

Mit unsicheren Fingern zählte Spielmann erst fünf — dann zehn — dann zwölf dieser braunen Scheine zusammen, steckte sie in die Tasche seiner Samtjoppe, schloß die andern wieder fort und rückte sorglich das Gemälde an seine alte Stelle zurück. Dann stieg er die Treppe hinauf.

Die Frau oben im Zimmer rief ein leises „Herein“, als er an ihrer Tür klopfte. Ihre Augen waren gerötet, aber sobald sie den Besitzer dieses Hauses, das zu verlassen, sie sich anschickte, gewahrte, strafften sich ihre Züge, wurden kalt und hart und kampfbereit. Ein Staunen befiel sie alsdann, weil der Mann so bescheiden an der Tür stehen blieb, weil seine Augen einen traurigen, ja geradezu einen demütigen Ausdruck hatten.

„Gnädige Frau,“ sagte er stockend, „ich komme nicht, um mich zu rechtfertigen, auch nicht, um Sie zu bitten, in meinem Hause zu verbleiben. Es gibt Menschen, die wohl nie zu innerer Harmonie miteinander gelangen können. Man fühlt so etwas, ohne zu wissen, warum es so ist. Ich habe das bei Ihnen vom ersten Augenblick an, da ich Sie sah, empfunden. Das mag Ihnen alles Weitere erklären!“

Das Staunen im Gesicht der fremden Frau vertiefte sich. Was war das für eine völlig veränderte Sprache, die dieser Mann führte! Was für ein Geist beseelte den plötzlich? Sie vermochte nichts zu sagen, sie wies nur mit der Hand nach einem Sitz hin, den er aber nicht einnahm. Seine Blicke hingen an ihren geöffneten Koffern.

„Gnädige Frau“ — Felix Spielmann war an den Tisch herangetreten — „ich bitte Sie, gnädige Frau, erweisen Sie mir ein Zeichen Ihrer Versöhnung. Nehmen Sie dieses hier — ich bitte Sie! Nicht als von mir kommend nehmen Sie es, nur als einen ganz kleinen Ausgleich für die Ungerechtigkeit unserer heutigen Zeit! Ich bitte Sie — nehmen Sie — und wenn das Leben zu schwer und hart für Sie wird, dann wenden Sie sich an Felix Spielmann trotz allem und allem!“

Es war da irgend etwas im Ausdruck des Gesichts der fremden Frau, das sah nach Ablehnung aus — aber Spielmann hatte ihre Hand ergriffen, drückte sie an seine Lippen, und es lag eine solche Beschwörung, ein solches Flehen in dieser Geste, daß jede Regung von ungerechtem Stolz davon überwuchert werden mußte. Noch bevor sie eine Antwort aussprechen konnte, hatte er sich aufgerichtet, sah ihr in die Augen und war dann ohne Abschied draußen, stürmte, immer zwei Stufen nehmend, die Treppe hinab und stieß unten auf Häuslein, der soeben durch den Kücheneingang ins Haus gekommen war.

„Na, also, ich sehe, du warst oben! Hast's also doch nicht auf dir sitzen lassen! Recht so! Hat's eine stürmische Szene gegeben? Wann dampft sie ab?“

„Laß doch!“ wehrte Spielmann ab, und Häuslein hatte auch durchaus nicht den Ehrgeiz, Näheres zu erfahren.

„Also, Mensch, du vergißt rein alles! Für $^1/_2$8 Uhr haben wir doch die Verabredung mit dem Assessor, Fräulein Molly und deren Freundinnen. Jetzt ist 7 Uhr vorbei, und du steckst noch in der Samtjoppe. Also, 'n bißchen dalli, wenn ich bitten darf! Das Auto ist zwar keine Eisenbahn, die abfährt, wenn man nicht zur Zeit kommt, aber es wartet höchst ungern. Los also — und leg' diese sentimentale Altjungfernmiene ab — das möchte ich dir empfehlen!“

Felix Spielmann nickte. Es war gut, daß er diesen Häuslein hatte; es war sehr gut, daß er ihn hatte. Er müßte ja sonst ertrinken in dem heißen tollen Durcheinander seiner Gefühle, seiner Gedanken und seiner Ängste.

Sechstes Kapitel.

Die Zeit ging hin — nein, sie raste dahin. Weihnachten stand vor der Tür. Spielmann hatte endlosen Ärger. In einer der vergangenen Wochen war Streik in seiner Fabrik ausgebrochen. Die Menschen in der heutigen Epoche waren wahnwitzig geworden — geisteskrank! Sie stellten Lohnforderungen, die in gar keinem Verhältnis zum Betrieb standen. Wenn es so weiterging, konnte der Fabrikherr sein Bündel schnüren oder Arbeiter in seinem eigenen Betriebe werden.

Auch im Hause war es unerquicklich; da wirtschaftete Trude allein. Sie war ziemlich schnippisch geworden und ließ sich nichts sagen. Jede besondere kleine Gefälligkeit mußte man sich extra erkaufen, und sie klagte darüber, daß der Vorort so weit von der Stadt entfernt sei — daß das einzige Kino hier draußen ein elender Kasten wäre — — und überhaupt. Es gab viel zu tun und wenig Abwechslung. Wenn man seinen hohen Lohn und noch einige Scheine extra erhielt, dann dachte man wunder, was man hätte, und bedankte sich überschwenglich, und wenn man dann mal in die Stadt fuhr, um einzukaufen, dann langte es höchstens zu ein Paar Schuhen, Stoff für ein Dirndlkleid oder zu einigen Paar Florstrümpfen.

Sie aber war ein Mädchen, das nicht alles ausgeben wollte, was es verdiente. Sie hatte ein Sparkassenbuch, und das sollte anwachsen.

Nein, man mußte Herrn Spielmann Gerechtigkeit widerfahren lassen; sooft er das Wort „Sparkassenbuch“ hörte, zog er seine Brieftasche und trug etwas zum Sparen bei. Man hätte ja gern einmal etwas Häßliches vom Zaune gebrochen und auf diese Weise die Kündigung herbeigeführt, aber angesichts der großen Gutmütigkeit dieses Brotherrn brachte man das nicht übers Herz.

„Wenn wir doch nur wieder eine Hausdame hätten!“ klagte sie eines Tages, als die Einsamkeit allzu drückend für sie wurde. „Sie, Herr Spielmann, Sie fahren jeden Abend in die Stadt, oder Sie haben den Herrn Häuslein da. Wie es unsereinem, der mutterseelenallein dasitzt, zumute ist, das ahnen Sie nicht!“

„Aber Sie wollten doch keine Hausdame mehr, Trude. Sie haben mir doch gesagt: Entweder 'ne Hausdame oder ich!“

„Gott, Herr Spielmann, es braucht ja nicht wieder so eine ganz Vornehme zu sein. Es ist ja nur, daß man weiß: da ist noch 'ne andere Seele im Haus. Früher hab' ich's fertiggebracht, mir durch Lesen die Zeit zu vertreiben, aber jetzt hab' ich jeden einzelnen Band, den wir in den Schränken haben, ausgelesen!“

„Ich könnte ja neue Bücher kaufen, Trude!“ beschwichtigte Herr Spielmann und ließ zur ersten Beruhigung mal einen Schein in ihre Hand gleiten.

Den Schein nahm Trude, aber gegen die Bücher wehrte sie sich. „Lassen Sie das mal, Herr Spielmann, ich hab' die Lust dran verloren. Es ist doch immer dasselbe. Früher mußte ich weinen, wenn eine in den Büchern so unglücklich war, jetzt ist mir das schon ganz gleichgültig.“

Sie hatte ein betrübtes Gesicht, als sie das sagte, und Herr Spielmann ging nicht recht befriedigt von ihr fort.

Am selben Abend bat ihn der Assessor, der ihm seine Steuerangelegenheiten in Ordnung hielt, um eine kleine Unterredung.

„Wenn Sie noch Bedarf an Hausdamen hätten, Spielmann, dann könnte ich Ihnen da mit einer Perle aufwarten. Witwe — mittleres Alter — aus guten Bürgerkreisen — sieht gut aus — soll riesig tüchtig sein — kurz, eine Perle. Wenn Sie sie persönlich kennenlernen wollen, werde ich sie veranlassen, sich bei Ihnen vorzustellen.“

Spielmann sah eine Weile gedankenvoll vor sich hin, dann sagte er: „Mir soll es schon recht sein; mein Mädel, die Trude, hat mir auch gerade geklagt, daß sie sich einsam fühlt. Ich müßte nur noch wissen, was Häuslein dazu sagt!“

„Sagen Sie mal, Spielmann, ist denn der Häuslein eigentlich so etwas wie Ihr Vormund, oder warum lassen Sie sich immer von dem vorschreiben, was Sie tun sollen?“ Aber bevor Spielmann noch eine Antwort auf diese Frage geben konnte, war der, von dem die Rede war, auch schon, wie der Erde entstiegen, zur Stelle und hatte ein Lächeln um die Lippen, aus dem man allerlei fatale Schlüsse hätte ziehen können.

„Haben die Herren Privatgespräche, so möchte ich natürlich nicht stören!“ Aber Spielmann rief ganz erfreut aus: „Nein, du kommst wie gerufen, Häuslein! Unser Assessor hat 'ne Hausdame auf Lager — »gut bürgerlich« sagt er — das gefällt mir am besten von der ganzen Kiste, denn mit den »vornehmen Kreisen« haben wir ja nun unsere Erfahrungen gemacht.“

Häuslein ließ sich die Sache in ihren Einzelheiten vortragen und war einverstanden. Man kam überein, sie zum Kaffee in die Spielmannsche Villa einzuladen, ohne sie wissen zu lassen, daß man sie vielleicht für sich gewinnen wolle. Gefiel sie dem Häuslein, so sollte der das durch ein Hüsteln oder irgendeine diplomatische Bemerkung ausdrücken, und man rückte mit seinem Anliegen heraus. Gefiel sie nicht, so ließ man sie ziehen.

Pünktlich um 4 Uhr klingelte es am zweitfolgenden Tage an der Gartentür. Trude stürzte heraus und ließ eine Frau in einem feschen, aber unauffälligen blauen Jackenkostüm eintreten. Sie half ihr beim Ablegen, und die Fremde dankte ihr in freundlicher Weise und sprach ein Wort der Bewunderung über die Schönheit des Hausinnern aus.

Sie hatte dunkle, wellige Haare und angenehme, sanfte Gesichtszüge. Die weiße Bluse, die sie trug, war aus guter Seide, und alles saß wie angegossen an ihrer schlanken und doch vollen Figur.

Trude riß die Tür zum Salon weit auf und ließ sie zu den beiden Herren eintreten. Sie sah noch, wie die sich vor ihr verbeugten, dann kehrte sie in die Küche zurück und goß den köstlich duftenden Kaffee in die wohlgewärmte silberne Kanne.

„Bitte, die Herrschaften!“ bat sie dann, und Häuslein reichte der Dame den Arm und geleitete sie ins Eßzimmer. Trude machte sich eine geraume Weile am Tisch zu schaffen; sie hörte mit Wohlgefallen, daß die Dame ihren Kaffee und den Kuchen lobte — dann ging sie hinaus.

Eine knappe Viertelstunde später war Spielmann bei ihr in der Küche.

„Na, was sagen Sie, Trude? Gefällt Ihnen die Dame?“

„Ja, Herr Spielmann — das kann ich wohl sagen. Diese Dame ist, was wir brauchen. Die wollen wir ohne Umstände nehmen!“ Und Spielmanns Gesicht strahlte, als er das hörte.

„Ja, das meine ich auch, Trude“, sagte er glücklich. Nun kam auch Häuslein heraus, und Spielmann rief ihm erfreut entgegen: „Sie ist einverstanden, Häuslein — sie meint — —“

„Bst — bst!“ wehrte Häuslein ab, „schrei doch nicht so! In erster Linie kommt's wohl darauf an, daß auch ich meine Meinung äußere. Also, ich bin meinerseits auch einverstanden. Wie sollen wir es nun machen? Soll ich ihr die Sache vortragen, oder willst du es tun? Aber wenn du es tust, dann, bitte, mit der nötigen Diplomatie und dem dazugehörigen Takt!“

„Tu du's nur lieber!“ bat Spielmann, der sich nicht ganz sicher fühlte, und sie kehrten ins Eßzimmer zurück. Häuslein trug die Sache vor, und die intelligente Dame verstand alles überraschend schnell und erklärte sich zur Übernahme des Postens bereit. Sie erzählte, daß sie sich einsam fühle, und das sei in der Hauptsache der Grund, weshalb sie sich einen Wirkungskreis suche. Dann natürlich auch, weil das gegenwärtige Leben mit seinen wahnsinnigen Teuerungen ihre Verhältnisse überstiege. Bis vor ganz kurzer Zeit habe sie noch geglaubt, bis zu ihrem Lebensende versorgt zu sein. Nun plötzlich sähe sie, daß es nicht hin und nicht her reiche, und da müsse man eben Gott danken, wenn man gesund und arbeitsfähig sei.

Sie fügte noch manches über ihre häuslichen Talente hinzu, erzählte auch zur Freude der beiden Herren, daß sie musikalisch sei, und auf die inständigen Bitten, die an sie gerichtet wurden, entschloß sie sich, sogleich eine Probe ihres Talentes zu geben.

Herr Spielmann eilte in den Salon, drehte sämtliche Lichter an und hob den schweren Deckel des Feurichflügels, den er auf Veranlassung des Herrn, der ihm sein Haus eingerichtet, gekauft hatte, in die Höhe.

„Wir haben auch Noten!“ sagte er; aber Frau Beyer — sie hieß einfach Beyer — ohne Titel — lehnte das ab. Sie konnte auswendig spielen.

Sie spielte erst ein Lied ohne Worte und dann ein paar Volkslieder mit Variationen, und sie spielte alles mit Gefühl. Trude war bis zur offen stehenden Tür vom Eßzimmer geschlichen und lauschte voll Entzücken. Am liebsten hätte sie geweint, so fühlte sie sich ergriffen.

Eine Woche Zeit hatte die sympathische Frau Beyer sich erbeten, um ihre Angelegenheiten zu regeln, denn sie war zu dem Entschluß gekommen, ihre nette Dreizimmerwohnung möbliert zu vermieten, und es gab da natürlich eine große Umwälzung und viel Packerei.

Sie kam mit drei großen Koffern ins Spielmannsche Haus, und sie äußerte lebhafte Freude über das schöne, kostbar ausgestattete Zimmer, das man ihr zum Wohnen und Schlafen anwies.

Mit ihr zog nun wirklich etwas in die vereinsamte, glänzend hergerichtete Villa, was seit Frau Minnas Tod nicht darin gewesen war: Wärme, Wohnlichkeit und allerlei Anregung, denn Frau Beyer war eine Frau, die etwas von der Welt gesehen hatte, und die nett zu erzählen wußte. Dazu das musikalische Talent, zu dem noch eine recht wohlklingende Stimme kam. Da Weihnachten vor der Tür stand, sang sie Weihnachtslieder, und dem im Grunde seines Wesens gemütvollen Spielmann ward es ganz wunderlich weich ums Herz, wenn sie sang und spielte.

Ja, man hatte wirklich einen guten Griff getan, indem man sie zu sich ins Haus genommen hatte, denn sie war in keiner Hinsicht eine Spielverderberin. Es gefiel ihr außerordentlich, im Auto zu fahren, und sie fand es auch recht reizvoll, hin und wieder in einem feinen Restaurant in der Stadt zu soupieren.

Das Weihnachtsfest verlief traut und nahrhaft und abwechslungsreich. Ein großer Baum war im Erker des Eßzimmers aufgestellt, und alles duftete nach frisch gebackenen Stollen, nach würzigen Knabberplätzchen, nach kräftigen Braten und allerhand anderen köstlichen Dingen.

Häuslein hatte sich natürlich zur Bescherung eingefunden; die menschenfreundliche Frau Beyer hatte auch die ältliche Wirtschafterin Häusleins zum heiligen Abend herübergebeten, aber die konnte nicht kommen, denn seit einigen Wochen fühlte sie sich ernstlich leidend, und der Arzt kam regel-

mäßig zweimal in der Woche zu ihr, ohne doch eigentlich helfen zu können.

Häuslein klagte wortreich und immer wieder über dieses große Unglück, das ihm widerfuhr, denn natürlich fehlte es ihm an der gewohnten sorgsamen Pflege. Mit diesen Klagen bewegte er das Herz der liebevollen Frau Beyer in solchem Maße, daß sie es übernahm, auch über sein Hauswesen ihre schützende und wirkende Hand walten zu lassen, und das wiederum rührte den sonst wenig liebebedürftigen Häuslein in hohem Grade.

Zwischen Weihnachten und Neujahr verschlimmerte sich der Zustand von Häusleins Wirtschafterin, und Frau Beyer ging morgens und nachmittags nach ihr sehen. Es kostete ihr eine Überwindung, das zu tun, denn sie hielt etwas auf sich und auf ihren Ruf, und es wäre ihr sehr peinlich gewesen, wenn Häuslein in ihren häufigen Besuchen ein Entgegenkommen erblickt hätte.

Sie wollte ihm wirklich nicht entgegenkommen. Er gefiel ihr ja nicht übel, denn er hatte die guten Manieren, die sie schätzte, weil sie viel auf Bildung gab; der Herr Spielmann war ja um vieles ungehobelter, aber wenn sie die beiden gegeneinander abwog, dann war da auf der Wage, die ihr diente, immer ein winziges Gewichtsstückchen, das zugunsten Spielmanns ausschlug. Es waren seine treuen, guten Augen, die die Wage in dieser Weise beeinflußten.

Aber eines Tages ward sie eines Besseren belehrt. Kurz nach Neujahr war es. Sie hatten den Silvesterabend in einem riesig feinen Lokal gefeiert; es waren noch ein paar Herren — aber ohne Begleitung — dabeigewesen, und man hatte tüchtig gegessen und auch einen guten Tropfen dazu getrunken. An diesem Abend glaubte Häuslein eine gewisse Zuneigung der netten Frau für den Freund wahrzunehmen, und diese Wahrnehmung hatte ungefähr eine Wirkung, als wenn jemand mit roher Faust sein armes Herz mißhandle.

„Das muß ein Ende haben, und zwar ein sehr plötzliches!" sagte er zu sich selber, und am nächsten Tag, bald nach der Mittagsstunde, als Spielmann noch in der Fabrik war, kam er ins Nachbarhaus und bat Frau Beyer, doch nach der Kranken zu sehen, er habe so seine Befürchtungen.

Die menschenfreundliche Frau Beyer nahm sich nicht einmal die Zeit, ihren Umhang umzunehmen, sie folgte dem armen Häuslein auf dem Fuße. Aber zu ihrem Erstaunen fand sie die Kranke eher ein wenig munterer als an den vorangegangenen Tagen.

„Man wird in seiner Besorgnis kritiklos!" entschuldigte sich Häuslein. „Ich habe eine Reihe schlechter Nächte hinter mir, denn natürlich wäre es ein harter Schlag für mich, wenn ich diese treue Seele verlöre. Ich stehe vollkommen allein in der Welt. Ich könnte mit Don Carlos ausrufen: ›Ich habe Niemand — Niemand — auf dieser großen weiten Erde Niemand!‹"

„Aber Sie haben doch den guten, treuen Herrn Spielmann!" tröstete die gerührte Frau, der die Tränen aufzusteigen drohten — aber Häuslein schüttelte nur trüb den Kopf.

„Auf Spielmann ist kein Verlaß!" antwortete er melancholisch. „Das ist das namenlos Traurige bei ihm, daß absolut kein Verlaß auf ihn ist!"

Die Hausdame Spielmanns sah dessen Freund groß und zweifelnd an.

„Aber Sie sind doch seit so vielen Jahren miteinander in innigster Freundschaft verbunden!"

Wieder schüttelte Häuslein trübe den Kopf. „Ich will mich nicht loben, gnädige Frau, aber in diesem Falle — nur um Ihnen reinen Wein einzuschenken — muß ich Ihnen sagen, daß diese Freundschaft sehr einseitig ist. Sie war von Spielmanns Seite aus unzählige Male schon ins Wanken geraten; ich aber verhinderte immer wieder, daß die letzten Folgen eintraten. Er ist ein Mensch, der ohne eine feste Freundeshand nicht auskommen kann. Was er mir durch seinen Wankelmut und seine oft etwas phantastische Art, die Dinge und Menschen zu sehen, zufügt, das ist ja von keinem so großen Belang — aber wenn ich an die arme selige Frau zurückdenke, dann muß ich doch immer wieder gegen eine sehr starke Bitterkeit ankämpfen!"

Wahrhaft entsetzt hingen auf diese Mitteilung hin Frau Beyers Blicke an Häusleins Antlitz, und um dessen Mund erschien ein Lächeln.

„Herrgott, er spricht aber doch in einer so anhänglichen Weise von ihr, und das Mädchen, die Trude, hat mir erzählt, daß er am Tage der Beerdigung völlig verzweifelt gewesen sei!"

„Stimmungsmensch! Ganz und gar Stimmungsmensch!" sagte Häuslein betrübt und erfaßte die Hand der Frau Beyer. „Es fällt mir schwer, etwas Ungünstiges über einen Menschen, den ich trotz allem ›Freund‹ nenne, zu sagen. Ich glaube, es würde so leicht auch nichts Derartiges über meine Lippen kommen, aber bei Ihnen, gnädige Frau — es ist so ganz seltsam, wie es mir bei Ihnen ergeht. Da wird mein Herz so weit und mitteilungsbedürftig. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, welche Zauberkraft Sie auf mich ausüben, auf mich, der ich doch zeit meines Lebens — ganz besonders dem weiblichen Geschlecht gegenüber — so durchaus zurückhaltend, ja, verschlossen gewesen bin!"

In die Wangen der hübschen sympathischen Frau Beyer war ein feines Rot gestiegen; ihre Augen irrten von Häuslein fort.

„Ja, und zu Ihnen kann und muß ich von dem unglückseligen Spielmann reden. Ich glaube nicht, daß ich zuviel sage, wenn ich seine Veranlagung eine unglückselige nenne; ihm mangelt die Treue, die Beständigkeit. Er ist wie ein Gummimann, heute so — morgen so. Ich will ganz sicher nicht gehässig sein — aber so, wie er es mit der verstorbenen, wirklich ganz hervorragenden Frau Minna getrieben hat — das ging schon ein bißchen weit. Eine feinfühlige Frau wäre schon viel früher an all der Schmach, die ihr zugefügt wurde, zugrunde gegangen; die unsäglich harmlose und gutartige Frau Spielmann hat ja wohl von vielem, was mit ihrem Manne war, bis zu ihrem Ende keine Ahnung gehabt — und dennoch — ich will keinen Eid darauf leisten, aber in meinem tiefsten Innern lebt immer wieder die Vermutung auf, daß ihr plötzlicher Tod mit irgend etwas, was sie von, wer weiß, wem erfahren hat, in Verbindung gestanden haben muß. Sie war doch am Morgen noch munter und wohlauf und am Abend eine Leiche!"

„Herrgott," rief Frau Beyer entsetzt aus, „sie wird sich doch nicht etwas zuleide getan — selbst Hand an sich gelegt haben?"

Um Häusleins Lippen spielte ein väterliches, mitleidvolles Lächeln.

„Aber nein", verbesserte Frau Beyer ihre soeben ausgesprochene schreckliche Vermutung. „Herr Spielmann hat mir doch erzählt, daß sie schon eine ganze Weile vorher leidend gewesen sei, daß der Arzt Herzverfettung als Todesursache angegeben habe — —" Aber dann schwieg sie, denn in Herrn Häusleins Gesicht war ein so ganz seltsamer Ausdruck, den man sich gar nicht recht deuten konnte. —

Felix Spielmann begriff das Leben, die Menschen und sich selbst nicht mehr in der Zeit, die jetzt folgte. Was hatte er denn getan, daß man ihn so jäh aus einer Welt, die schön und gut und reich gewesen war und die fast phantastische Hoffnungen in ihm zum Leben gerufen hatte, so grausam in des Lebens Alltag und Traurigkeit zurückbeförderte? Wodurch hatte er sich die Gunst dieser prachtvollen Frau, die doch offensichtlich ein warmes Interesse an ihm genommen hatte, verscherzt?

Er stellte an Häuslein diese verzweiflungsvolle Frage, aber der zuckte die Achseln und sagte nur leichthin: „Wie Frauen so sind! Sie stoßen sich oft an Dingen, auf die wir selbst nicht das geringste Gewicht legen. Vielleicht sprichst du ihr zu laut oder ißt nicht manierlich genug. Vielleicht ist's aber auch eine vorübergehende Stimmung bei ihr. Ich verfolge bei solchen Vorkommnissen immer die Taktik, mich etwas rar zu machen. Wenn du es fertigbringst, ein paar Abende allein in die Stadt zu fahren, dann wird das vielleicht mütterlich besorgte Gefühle in ihr wecken, sie wird dich zur Rede stellen, und es kann eine nette Versöhnung folgen!"

Für die Länge einer Sekunde sah da der arme Spielmann den guten Freund Häuslein in Gestalt eines Fuchses vor sich stehen, der Lust hat, in einen Hühnerstall einzubrechen, und den Wachhund auf gute Weise zu beseitigen strebt — aber dann fühlte er eine Hand auf seiner Schulter, die ihn liebevoll tätschelte, und Häusleins Stimme schlug wärmer und liebreicher als je zuvor an sein Ohr: „Kannst mir's glauben, Spielmann. Ich war zwar nicht verheiratet, aber vielleicht gerade aus diesem Grunde hab' ich das feine Gefühl für das, was in den Herzen der Frauen vor sich gehen kann, behalten. Sollst mal sehen, wie bald sich die Dinge wandeln werden, wenn du sie ein bißchen meidest. Und sollte eine gegenteilige Wirkung eintreten, nun, lieber Freund, dann ist erst recht kein Grund zum Traurigsein vorhanden, denn dann hat sie wohl nie etwas Ehrliches für dich übrig gehabt!"

Spielmann aber konnte seiner Traurigkeit nicht Herr werden. Diese nette, vernünftige Frau gefiel ihm ausnehmend, und er hatte in der Woche von Weihnachten bis Neujahr deutlich einen Hauch von wohltuender Wärme, der von ihr ausging, zu verspüren geglaubt. Unsäglich schön und beglückend war das gewesen! Man hatte geträumt und selige Hoffnungen in sich genährt. Man hatte nicht abwarten können, bis die Fabrikstunden zu Ende waren, und der Chauffeur hatte auf der Rückfahrt immer größte Geschwindigkeit ansetzen müssen, um keine Minute zu versäumen.

Und nun dies! Nun plötzlich diese ganz unerklärliche Abkühlung! —

„Gott, Herr Häuslein, wie recht haben Sie gehabt mit allem, was Sie damals so ungern von Ihrem Freunde aussagten! Ich muß doch reinweg mit Blindheit geschlagen gewesen sein! Nun ist er zum viertenmal in dieser Woche allein in die Stadt gefahren, und Trude hat gehört, wie er in dieser Nacht erst gegen Morgen nach Hause gekommen ist. Er wäre richtig die Treppe hinauf getorkelt, und er sieht ja auch völlig übernächtig aus. Ich begreife jetzt alles, was die arme Frau gelitten haben mag; ich stehe manchmal vor ihrem Bilde und pflege Zwiesprache mit ihr. Ich glaube, es kann gar nichts Furchtbareres für eine Frau, die etwas auf sich hält, geben, als einen unsoliden Mann zu haben!"

Häuslein hatte wieder das väterliche Lächeln um seine Lippen. „Wir wollen keinen Stein auf ihn werfen," sagte er mitleidsvoll, „denn er hat ja auch unbestreitbar seine guten Seiten!"

„Sie sind ein ganz besonders einsichtiger und gütiger Mensch, Herr Häuslein!" flüsterte die nette Frau und fühlte dabei das Rot in ihre Wangen steigen. „Herr Spielmann weiß gar nicht zu schätzen, was er an Ihnen hat!"

„Undank ist der Welt Lohn!" kam es wie ein Hauch von Häusleins Lippen, aber das gütig väterliche Lächeln verwischte alle Bitterkeit, die in diesen Worten lag. —

Spielmann wartete und wartete. Verteufelt nochmal, das war ja ein Hundeleben, das er da führte! Jeden Abend in lockerer Gesellschaft in irgendeinem unsoliden Lokal. Man aß und trank und ließ sich Mätzchen vormachen und war voll innerer Unruhe und Qual. Man stand morgens spät auf, um Gelegenheit zu haben, in ein paar vorwurfsvolle, aber zum Verzeihen bereite Augen zu sehen, und machte die sehr bittere Entdeckung, daß alle Güte und Wärme aus den sympathischen Gesichtszügen herausgeflogen war und einem kalten, unfreundlichen Ausdruck, der etwas von Verachtung an sich trug, Platz gemacht hatte.

„Halt noch eine kurze Weile durch!" hatte Häuslein geraten, als Spielmann bei ihm in bittere Klagen und Vorwürfe ausgebrochen war.

„Dann tu mir wenigstens den einen Gefallen und komm mit, Häuslein!" bat Spielmann. „Früher hast du mich doch nicht einen einzigen Abend in die Stadt fahren lassen, ohne dabeizusein, und jetzt ziehst du dich vollständig zurück!"

Aber Häuslein entschuldigte sich mit der schweren Erkrankung seiner langjährigen Wirtschafterin, deren Ende nach ärztlicher Aussage bevorstand.

Spielmann gehorchte, wenn auch das Herz bitter weh dabei tat; in Häusleins Villa aber hielt dann wirklich der Todesengel seinen Einzug.

Fast den ganzen Tag, der dem späten Abend, an dem die Erlösung erfolgte, vorangegangen war, hatte Spielmanns Hausdame abwechselnd im Schlafgemach der Sterbenden und im Arbeitszimmer des trostbedürftigen Häuslein geweilt. Wie ein guter Geist wandelte sie zwischen diesen beiden Räumen hin und her, und als sie dann dem armen Häuslein die Kunde vom eben erfolgten Ableben überbringen mußte, tat sie es mit Tränen in den Augen und gewahrte mit tiefer Rührung, daß auch die Augen des Mannes sich feuchteten, und daß seine Stimme unsicher klang.

„Was nun?" sagte er völlig gebrochen. „Eine grausame Zukunft liegt vor mir. Ich werde fremde, vielleicht kalte und hartherzige Menschen in mein Haus nehmen müssen. Niemand wird sich darum kümmern, ob ich froh oder ob ich traurig bin. Ich werde vielleicht, wie Spielmann, anfangen, ein unsolides Leben zu führen" — Aber dann straffte sich seine Gestalt, und seine wehleidige Stimme bekam Klang und Festigkeit. „Spielmann ist ein ganz elender Patron!" rief er aus — „beherbergt eine Perle in seinen Wänden, nimmt alle Güte und Fürsorge als selbstverständlich hin und lohnt sie, indem er ein skandalöses Leben führt. Oh, wie ungleich und ungerecht ist das Schicksal! Dem, der nichts damit anzufangen weiß, wirft es köstliche Schätze in den Schoß, und den andern, der dasselbe Gut treu und sorglich hüten würde, den läßt es leer ausgehen!"

Frau Beyer weinte bitterlich. „Ich werde das Spielmannsche Haus verlassen; am 1. Februar kündige ich ihm."

In Häusleins Augen blitzte es auf. „Und dann?" fragte er, besann sich aber auf seine Traurigkeit und sagte wieder in dem wehleidigen Ton: „Wer kann es Ihnen verübeln, wenn Sie sich in solcher Umgebung nicht wohl fühlen? Was aber dem armen Häuslein damit angetan wird, wenn der gute Engel dieser letzten Wochen auch ihn verlassen haben wird, daran denken Sie natürlich nicht, nicht wahr?" —

Nein, es hatte nicht so schnell kommen sollen, wie es jetzt geschah. Er hatte erst noch einige nähere Erkundigungen über die Anlage ihres Vermögens einziehen wollen, aber die Gefühle waren mit ihm durchgegangen. Er hatte wirklich was für sie übrig. Sie sah famos und adrett aus, sie war sparsam, ordentlich, bescheiden. Sie kochte großartig, sie hatte dies nette musikalische Talent und wußte anregend zu schwatzen. Man langweilte sich nicht eine Minute bei ihr. Sie hatte auch Heiratslust, das fühlte er, und wenn **er** es nicht war, der bald eine Fessel um sie legte, dann tat es ein anderer, und womöglich würde Spielmann rabiat und brachte es fertig, ihr eine andere Meinung von sich beizubringen. Und wenn es Spielmann nicht war, dann kam ein Dritter, denn so eine Frau wie diese hier war nun einmal für die Ehe geschaffen. Und weil er sie niemand gönnte, und weil er wirklich in der großen Angst schwebte, daß sein Haus der Verwahrlosung anheimfallen könnte, deshalb warf er alle Bedenken beiseite, kniete vor ihr nieder und sagte alles, was ein gebildeter Mann, der die Worte zu meistern versteht, bei solcher Gelegenheit zu sagen pflegt, und Frau Beyer weinte und versicherte, daß sie vom ersten Augenblick an, da sie ihn gesehen, so ein merkwürdiges Zucken an ihrem Herzen verspürt habe — es sei ihr nur nicht klar gewesen, daß das mit „Liebe" etwas zu tun haben könne.

(Fortsetzung folgt.)



Aus alter Zeit: Jahrmarkt in Gent. Nach einem Gemälde von F. de Vigne.

(Mit Genehmigung der Photographischen Union, München.)



Felsentempel der Dschaina bei Tinnevelly (Südindien).



Tempelpagode in Tanjore (Südindien).

Indische Tempelbauten.

Deutsche Kulturarbeit in China während des Weltkrieges. / Von Rose Rohde.

Während wir draußen im fernen Osten, in China, erleben mußten, wie die Vertreter unserer Regierung ihre Ämter niederlegen, wie unsere Landsleute laut Bestimmung der chinesischen Behörden die großen Geschäftshäuser und ihre schönen Heime verlassen und auf Dampfern, die für diesen Zweck bestimmt waren, heimreisen mußten, wie dadurch alle deutschen Betriebe, die Wirkungsstätten deutschen Fleißes, aller deutsche Handel und Wandel zum Stillstand gebracht wurde, und wie das Ansehen der großen deutschen Nation in den Augen der Chinesen sich immer mehr verringerte, wurde mir die hohe Aufgabe, an einer chinesischen Regierungsschule den deutschen Unterricht aufrechtzuerhalten. Obwohl bei der Kriegserklärung Chinas an Deutschland die Kirchen und Schulen von den allgemeinen gegen die Deutschen gerichteten Bestimmungen ausgeschlossen wurden, fiel nach und nach diese Beschränkung fort, und auch die Lehrer wurden einer nach dem andern heimgeschickt. In Hankou, der großen Handelsstadt am Jangtsekiang, wo deutscher Unternehmungsgeist eine Ingenieurschule mit Lagerräumen für später aufzustellende Maschinen errichtet hatte, eine wundervolle Anlage, in der seit einigen Jahren die jungen Chinesen zunächst durch deutschen Unterricht in den verschiedensten Fächern eine Vorbildung für das spätere technische Studium fanden, wurde dieser Unterricht noch einige Zeit aufrechterhalten. Doch zuletzt wurde das Schulanwesen mehr und mehr von chinesischen Beamten und Soldaten bezogen, die chinesische Flagge wurde aufgepflanzt, ein rein chinesischer Unterricht eingerichtet, und auch der Schulleiter mußte fort.



Deutschlernende Studenten (18 bis 30 Jahre alt) mit dem Schulleiter, zwei Disziplininspektoren, der Verfasserin des Aufsatzes und ihrem Gatten Im Hintergrund die Konfuzius-Halle.

Ende März 1919 kam die Reihe an den langjährigen Leiter des deutschen Unterrichts an der Regierungsschule und anderen Unterrichtsanstalten in Wutschang, der Hauptstadt der Provinz Hupeh. Da durch die Heimsendung der deutschen Familien die Kaiser-Wilhelm-Schule in Hankou, an der ich mehrere Jahre unterrichtet hatte, bis auf einige Kinder zusammengeschmolzen war, die nach meinem Fortgang in einem noch den Deutschen zur Verfügung stehenden Raume von einem ehrenamtlichen Hilfslehrer weiter unterrichtet wurden, folgte ich dem Rufe nach Wutschang an die Regierungsschule (Wei-Go. Üh-Sho-Djau = Fremde-Sprachen-Schule). Sie liegt an der Zang-Gei (Langen Straße). Durch einen eisernen Zaun, ein hohes Tor und zwei Vorhöfe von dem Getriebe der Millionenstadt abgeschlossen, lehnt sich das Schulanwesen mit seinen Schul- und Wohngebäuden für Lehrer und Schüler, mit seinen Koch-, Wasch-, Bade- und Eßräumen, dem Ausguck auf der höchsten Terrasse, der Konfuzius-Halle und einem Konfuzius-Nebentempel an die Wutschang durchziehende Hügelkette. Auf der einen Seite ist sie durch einen großen, chinesisch angelegten und fast urwaldähnlich ausgewachsenen Garten begrenzt, der zum Finanzamt gehört, und in dem sich das hundertjährige Grab eines hohen Mandarinen befindet. Hunderte, ja Tausende von Reihern mehrerer Arten haben in den hohen Bäumen ihre Brutstätten. Drosseln in den verschiedensten Farben, Goldammern, Elstern, Paradiesvögel, Schlangen, Eidechsen usw. genießen dort gleichfalls ein ungestörtes Dasein. Klösterlich still liegt es da, den jungen Chinesen Gelegenheit zur Sammlung



Die anläßlich der Abgangsprüfungsfeier geschmückte Konfuzius-Halle. In der Mitte am Tisch Se. Exzellenz Herr Han, der zweithöchste Beamte der Provinz Hupeh. Rechts die Herren des Erziehungsamtes; stehend, mit Abzeichen geschmückt, der Schulleiter; links das Lehrerkollegium; an der Wand sitzend die Verfasserin des Aufsatzes.



Veranda der deutschen Klassen. Im Tor des Bambuszaunes der Disziplininspektor.

und zu ernstem Studium bietend. Außer ihrer Landessprache, die mit ihren 44000 Schriftzeichen von keinem Chinesen völlig beherrscht wird, deren teilweise Erlernung, d. h. der von 10000 Schriftzeichen, dem Studenten den Grad eines Han-Ling, eines Gelehrten, einbringt, studieren die Schüler ihre Landesgeschichte und -literatur, Nationalökonomie, Jura usw. — dies alles von chinesischen Lehrern gelehrt — und außerdem haben die Studenten Gelegenheit zur Erlernung fremder Sprachen, der deutschen, der englischen, neuerdings auch der französischen. Nach fünfjährigem Besuch der Schule machen sie die Abgangsprüfung, die in den fremden Sprachen in schriftlichen Arbeiten in Aufsatz, Geschichte und Geographie besteht. Darauf findet in der Konfuzius-Halle in Anwesenheit des zweithöchsten Regierungsbeamten der Provinz, der Beamten des Erziehungswesens und der Lehrerschaft eine Feier statt.

Für mich waren die Schulverhältnisse neu, und für die Studenten war es die weibliche Lehrkraft. Da gab es denn zunächst ein gegenseitiges Vorfühlen, Forschen; aber das darf ich gleich vorwegsagen, daß bei der allgemeinen geringen Einschätzung der Frau in China die Schüler mir, als ihrer Lehrerin, alle Achtung erwiesen, und daß die Disziplin keine Schwierigkeit machte. Doch anderer Schwierigkeiten war ich mir von vornherein bewußt. Mein Vorgänger hatte bei seiner Abreise die Befürchtung ausgesprochen — und bei der schwierigen politischen Lage war ja auch alle Ursache dafür da — daß das Interesse für den deutschen Unterricht wohl allmählich abflauen würde, ja, daß die deutschen Klassen eventuell eingehen könnten. Ich mußte denn auch gleich am Anfang aus dem Munde der Schüler hören, daß es keinen Nutzen mehr hätte, noch Deutsch zu lernen, da Deutschland ja untergegangen wäre. Doch bei mir stand sofort fest, daß dieses Stückchen Deutschtum nicht zugrunde gehen dürfe. Jede Gelegenheit während des deutschen Unterrichts wurde meinerseits zum Hinweis auf die Bedeutung der deutschen Wissenschaft wahrgenommen. Um zu den jungen Chinesen, meinen Schülern, auch in freundschaftliche Beziehung zu treten, öffneten wir ihnen unser Haus, wovon sie auch recht ergiebigen Gebrauch machten. Frühaufsteher erschienen oft schon vor der Morgenmahlzeit (7 Uhr), und Spätlinge kamen abends, wenn ich bei den Korrekturen oder der Anfertigung der Lektionen saß — für manche Fächer fehlten die Lehrbücher — eine nicht immer erwünschte Unterbrechung der Tätigkeit verursachend. Auf diese Weise hatten die Studenten Gelegenheit, ihre bereits erworbenen deutschen Kenntnisse zu verwerten. Eine solche Gelegenheit war täglich auch im Schulanwesen, in dem wir selbst wohnten. Wir machten dort keinen Spaziergang, ohne nicht eine Schar Wißbegieriger um uns zu haben. Als fast die Hälfte der Schüler die Absicht äußerte, nach Frankreich zu gehen, hielten wir sie durch Schilderung der Verhältnisse in Frankreich (die später von den heimkehrenden chinesischen Kulis bestätigt wurden) von ihrem Vorhaben ab. Allmählich hatte sich auch ein gutes Verhältnis zwischen der Schulleitung, dem Lehrerkollegium und uns angebahnt. Um so größer war mein Erstaunen, als mir der Direktor am Anfang der Ferien mitteilte, daß meine Tätigkeit zu Ende wäre. Mein Kontrakt war abgelaufen. Als ich nach dem Grunde fragte, ließ er mir durch den Dolmetscher sagen, daß englischerseits dem Gouverneur Wong nahegelegt worden wäre, die deutsche Lehrkraft zu entlassen. Wir wußten, daß wir, wenn wir das Anwesen verließen, nicht wieder hineinkommen würden. Landsleute, die in die Sommerfrische gegangen waren, fanden bei ihrer Rückkehr ihre Wohnungen von Chinesen besetzt. Wir gaben deshalb unseren Plan, während der Sommerhitze (31 bis 33 Grad Reaumur) in den Bergen Erholung zu suchen, auf und warteten an Ort und Stelle die Entwicklung der Sache ab. Während der Ferien stand mein Mann dem Schulleiter bei der Instandsetzung des Schulanwesens mit Rat und Tat bei, und als am 3. Oktober 1919, anstatt im September, der Unterricht wieder seinen Anfang nahm, war von unserem Fortgang nicht mehr die Rede. Noch ein ganzes Jahr konnte ich die mir inzwischen lieb gewordene Tätigkeit ausüben, und ich hatte die Freude, meinem im August 1920 aus Deutschland zurückkehrenden Vorgänger eine größere Schülerzahl übergeben zu können, als er sie zurückgelassen hatte.

Manch schönes Abschiedswort seitens der Lehrerschaft und der Schüler nahmen wir als Geleit mit auf den großen Heimweg. Eines davon aus dem Munde eines Schülers — einen schöneren Beweis der Früchte meiner Anregungen könnte ich mir nicht wünschen — möchte ich seiner Eigenart wegen wiedergeben. Am Abend vor unserer Abreise, etwa 9½ Uhr, trat dieser Schüler, der drei Jahre Deutsch gelernt und uns oft besucht hatte, mit einer großen weißen Rolle ein. Nach einer allgemeinen Unterhaltung von einigen Minuten setzte er sich in Positur und begann: „Frau R., Sie haben uns 17 Monate unterrichtet, und wir haben bei Ihnen sehr gute Fortschritte gemacht. Jetzt bitte ich Sie: Schreiben Sie mir etwas zum Andenken auf dieses Papier“, und dabei entfaltete er dasselbe, das mindestens die Größe der Platte unseres Diplomatenschreibtisches hatte. Als ich bemerkte, daß ich seinem Wunsche gerne nachkommen wolle, daß das Papier aber zu groß sei, meinte er, das wäre chinesische Sitte. Auf meine Erwiderung, daß die chinesischen Buchstaben auf solchem Papier sehr groß gemalt würden, äußerte er, ich schriebe aber doch so schön. Nach einer Entgegnung meinerseits auf die so gut gemeinten Worte seiner Anerkennung sagte ich: „Gut, wir wollen das Papier verkleinern, und dann will ich Ihnen etwas aufschreiben. Was soll es denn sein? — Ich will Ihnen Aussprüche großer deutscher Männer aufschreiben, Worte von Schiller, Goethe, Bismarck usw.“ Im selben Moment aber protestierte er: „Nein, nicht das, sondern schreiben Sie mir auf, was Sie uns immer in der Klasse gesagt haben: »Bleiben Sie nicht auf halbem Wege stehen, behalten Sie Ihr Ziel stets im Auge usw.« Das will ich mir dann in meinem Zimmer aufhängen, und es soll mich immer ermahnen.“ Wir verließen China mit dem Gefühl, daß das chinesische Volk den Deutschen nie feindlich gesinnt war und den Wunsch hat, mit uns in die alten freundlichen Handelsbeziehungen zu treten. Und wem es gelingt, durch Studium des Volkscharakters, der uralten Sitten und Gebräuche und der Landessprache den Chinesen näherzukommen, der wird um so größere Erfolge haben.

Liebe in Moll. / Von Julius Knopf.

Der Abend war hereingebrochen, tiefe Dämmerung sank auf Baum und Strauch. In violetten Tinten hoben sich die scharfen Umrisse der Baumsilhouetten vom Abendhimmel ab. Auf den Wiesen wallten weiße Nebel. Sie flatterten in losen Schwaden über den Boden. Es war wie ein Brodeln geheimnisvoller Säfte über der Erde. Dicke, drohende Wolken legten sich quer über das reine, türkisfarbene Blau des Himmels und grenzten das violette Rot der versunkenen Sonnenherrlichkeit in phantastischen Schnörkellinien ab.

Hand in Hand standen die beiden jungen Menschenkinder. Voll Andacht überließen sie sich der Weihe dieses wunderschönen, warmen Spreewaldabends.

Und immer gespenstischere Gestaltung nahmen die Nebelgebilde an. Das war, als ob weiße Nebelfrauen auf Wasser und Wiesen sehnsüchtig die Arme ausstreckten und in wogenden Reihen mit grauen Schleiern wehten.

Langsam schoben sich die Wolken weiter.

Und siehe! Plötzlich lugte die feine Silbersichel des zunehmenden Mondes schüchtern hervor, um nach wenigen Minuten in voller, strahlender Klarheit am Himmel zu stehen.

Ein Augenblick voll feierlicher Schönheit und erschauernder Weihe.

Und Agnes sprach zu Erich, sich hingebend an ihn schmiegend, aufgelöst in mädchenhafter Empfindsamkeit und weiblicher Empfindung: „Man sagt, jeder Wunsch, den der Mensch beim Anblick der ersten Mondsichel im Monat hegt, solle in Erfüllung gehen. Und ich wünsche mir — ach, Liebster, du weißt ja, was ich mir wünsche. Von ganzem Herzen und mit ganzer Seele wünsche. Und der gute Mond, der wird meinen Wunsch erfüllen. Steht er doch gerade senkrecht über dem Abendstern, über der Venus. Ach — du! — — du!! — du, der erste, den ich liebe,



Narr und Colombine.



Aschermittwoch.



Pierrots Lied an den Mond.

Zur Faschingszeit. Nach Originalholzschnitten von Roland Paris.



Ein Tänzchen.

und der einzige, der es bleiben wird."

Agnes, die Achtzehnjährige, zerschmolz in Liebe — Sehnsucht — Zärtlichkeit — Verzückung. Sie war ganz romantisches Hingegossensein.

Zerstreut, mit halbem Ohr nur, hatte Erich, der Dichter, hingehört. Denn in seinem Kopfe wälzten sich, aus dem Augenblick geboren, die Anfangsverse einer Elegie, für die er Dichterruhm einzuheimsen und ein köstliches Honorar zu erhalten gedachte. Und es drängte ihn, die Stimmung festzuklammern und sie nicht durch eine Nebensächlichkeit, wie es die Liebe gegenüber dem Schaffensdrang ist, zerflattern zu lassen. Noch am selben Abend sollte die Elegie vollendet werden, aus dem Keim die Frucht erstehen.

Darum sprach er sanft und leise mahnend: „Laß uns in die Pension zurückgehen, Agnes, sonst geben wir den Klatschbasen willkommenen Unterhaltungsstoff. Und das wollen wir vermeiden, Geliebte — schon um deinetwillen, da wir uns doch erst vor vier Tagen in der Pension kennengelernt haben."

Mit flüchtiger Zärtlichkeit streichelte er ihr Haar und redete noch ein paar in das Korsett der Geziertheit eingezwängte Liebesworte.

Artig fügte sich Agnes der höheren Einsicht und der größeren Vorsicht des Mannes. Sie küßte ihn, glühend und leidenschaftlich, aufgehend in Gefühlsseligkeit.

Es hatte sein Bewenden bei diesem einen Kuß. Flüchtig, nur wie hingehaucht, erwiderte ihn



Die Maus.



Die Frisur.



's Wasch'rmadl.

Launige Schwarzweißzeichnungen von Georg Streubel.



Täubchen geht zur Geburtstagsfeier.

Erich. Er war nicht bei der Sache. Für den Augenblick nahm die Elegie seine Gedanken mehr gefangen als das junge Mädchen neben ihm, das nach Liebe und Zärtlichkeit dürstete, während er nach Ruhm und Honorar hungerte.

Aus Wissenschaft und Technik.

Hypno-Narkose. Die Hypnose und ihre therapeutische Anwendung wurde durch die moderne Psychoanalyse aus dem Verruf befreit, in den sie mißbräuchliche Anwendung namentlich in Laienhänden gebracht hatte. In der neueren Nerven- und Seelenheilkunde wird von ihr reichlich Gebrauch gemacht. Und neuerdings findet sie sogar wieder Verwendung in der Chirurgie, von der sie ursprünglich ihren Ausgangspunkt genommen hatte: Der englische Chirurg Braid wurde im Jahre 1841 zum Entdecker des Hypnotismus. Er versuchte schon damals, und zwar mit Erfolg, die hypnotische Einwirkung zur Herabsetzung der Schmerzempfindlichkeit bei operativen Eingriffen zu benutzen. Das Aufkommen der narkotischen Mittel Chloroform, Äther usw. hat diese Bestrebungen ganz in den Hintergrund gedrängt. Erst in jüngster Zeit wird die Hypnose wieder in Verbindung mit der Chirurgie gebracht, aber in anderer Weise, als es früher geschah. Der Freiburger Neurologe **Friedländer** benutzt eine Verbindung von Hypnose und narkotischen Mitteln zu der Unempfindlichmachung bei chirurgischen Eingriffen und nennt diese Verbindung **Hypno-Narkose**. Das Wesen der Hypno-Narkose besteht in folgendem: Zunächst ist eingehende Aufklärung und Belehrung des Patienten über die Vorteile der beabsichtigten Methode notwendig. Irgendein, auch seelischer Zwang ist nicht anzuwenden, auch erfolglos. Nur wollenden Kranken, die überzeugt sind, daß ihr Bestes beabsichtigt ist, kann geholfen werden. Im Gegensatz zu der verwerflichen Benutzung der Hypnose in Laienhänden will die therapeutisch wirksame Hypnose dem Kranken nicht einen fremden Willen aufzwingen, sondern sie will gerade dem Kranken helfen, seinen eigenen Willen (im vorliegenden Falle beispielsweise zum Einschlafen und Schlafen) in konzentrierter Weise gegen äußere und innere Hemmungen durchdrücken zu können. Einige Zeit vor dem beabsichtigten chirurgischen Eingriff wird eine erste hypnotische Einwirkung zur Herbeiführung von Schlaf ausgeübt. Sie wird verschiedentlich wiederholt. Zu Beginn der eigentlichen Hypno-Narkose wird dem Kranken die Suggestion erteilt, daß er nichts spüren, sondern ruhig schlafen wird. Kurz darauf beginnt die Narkose mit Äther, Chloroform oder einem Gemisch von beiden. Wenn die Operation in der Hauptsache beendet ist, wird die Narkose abgebrochen und von neuem mit Hypnose begonnen. Die letzten operativen Verrichtungen, Hautnähte, Verband, sollen also bereits in Hypnose, nicht mehr in Narkose vorgenommen werden. Auf solche Weise wird der Verbrauch von Narkosemitteln beträchtlich herabgesetzt, was immer gut ist, bei verschiedenen Krankheiten aber geradezu eine Lebensnotwendigkeit bedeuten kann. Das Erwachen aus der Hypno-Narkose ist im Gegensatz zu dem oft mit recht unangenehmen Begleiterscheinungen verknüpften Aufwachen aus der mit chemischen Mitteln allein erzeugten Narkose angenehm, ohne Übelkeit und Erbrechen. Treten nach dem Erwachen Schmerzen auf, so kann durch neue Einwirkung von dem hypnotischen Dauerschlaf Gebrauch gemacht werden. Vor der Entlassung aus der Behandlung ist, wie Friedländer betont, eine Suggestion mit größtem Nachdruck zu erteilen: daß nämlich der Kranke in Zukunft niemals von anderer als ärztlicher Seite und zu anderen als Heilzwecken hypnotisiert werden kann. Damit soll der Möglichkeit vorgebeugt werden, daß sich ein Kranker zum Objekt hypnotischer Experimente hergibt. Die Erfahrungen Friedländers reichen bereits lange Jahre zurück, aber erst umfassendere Anwendung der Methode kann ihren Wert und ihre Anwendungsmöglichkeit für die allgemeinere chirurgische Praxis ins richtige Licht setzen.] Sch.

Das Molekül der Vererbung. Die Annahme von stofflichen Trägern des biologischen Vererbungsvorganges ist kaum mehr umstritten. Einst schien diese Auffassung vielen ein Wortgebilde ohne Begriffsinhalt. Aber klar ist, daß nicht notwendig alle Teile der Keimzelle von gleicher Wichtigkeit für die Vererbung sein müssen. Daß vielmehr der Zellkern hierfür wichtiger als das Plasma, und daß vom Zellkern besonders die Chromosomenfäden in Betracht kommen, wurde um so wahrscheinlicher, als man erkannte, daß jede Tier- und Pflanzenart eine bestimmte Anzahl Chromosomenfäden in jeder Zelle hat (z. B. der Mensch 24), und daß bei der Zellteilung diese Chromosomen sich durch Längsspaltung verdoppeln und von den beiden neuen Chromosomensporen je eine der einen Tochterzelle zufällt; daß die Chromosomen von Zellteilung zu Zellteilung fortbestehen, obwohl gewöhnlich zwischen zwei Zellteilungen unsichtbar, da sie nur während der Zellteilung selbst sich mit dem sonst verstreuten färbbaren Stoff Chromatin beladen; daß ferner vor der Paarung von Ei- und Samenzelle in jeder dieser beiden Keimzellen die Zahl der Chromosomen sich durch Ausstoßung um die Hälfte vermindert und erst durch die Befruchtung die volle Anzahl wiederhergestellt wird; endlich auch, daß der Organismus von seinen beiden Eltern eine gleich große Anzahl von Eigenschaftsanlagen erhält. Solche Verteilung der Anlagen ist zwar für den ersten Anblick nicht jedesmal so deutlich wie bei Goethe, wenn er sagte: „Vom Vater hab' ich die Statur ... vom Mütterchen die Frohnatur ...", denn oft ist die väterliche Anlage stärker als die entsprechende mütterliche und kommt allein zum Ausdruck, oder umgekehrt; in folgenden Generationen aber kann die unterdrückte wieder wirksam werden, und dieser genaue Nachweis gehört zum Hauptinhalt der Mendelschen Gesetze, die für viele einfachere Fälle, zumal bei Tieren und Pflanzen, genau erweisbar sind. Dabei dürfte übrigens oft jede „Anlage" eine wiederum bis zu gewissem Grade veränderliche Eigenschaft hervorrufen, und deren Veränderungen, beispielsweise auf der Beschaffenheit der Körpersäfte beruhend, sind es, die als „Vererbung erworbener Eigenschaften" in den berühmten Versuchen Kammerers bei den folgenden Generationen noch abgeschwächt wiederkehren. Aber wie sind die Anlagen in einem Chromosomenfaden gelagert? Man zeichne uns ihren Lageplan! Dieser Aufgabe hat sich neuerdings Th. H. Morgan gewidmet: diejenigen Erbanlagen müssen in einem und demselben Chromosomenfaden verankert sein, die nur gemeinschaftlich vererbt werden. Nun sind bei der Fruchtfliege (Drosophila ampelophila) etwa 50 Eigenschaften, wie je eine bestimmte Körperfarbe, Hinterleibszeichnung, Form und Farbe der Augen, Gestrecktheit und Größe der Flügel, miteinander gekoppelt. Doch keine Regel ohne Ausnahme: In einem von 100 Fällen ist „Gelb" mit „Weißäugig" entgegen der Regel nicht gekoppelt. Noch loser und in 33 unter 100 Fällen durchbrochen ist die Koppelung zwischen „Weißäugig" und „Miniaturflügel", in 44 Fällen die von „Weißäugig" und „Bandauge". Das dürfte darauf beruhen, daß mitunter während nachweisbarer zeitweiliger Umeinanderwicklung der Chromosomen gewisse Anlagen aus zweien ihre Plätze vertauschen. Je näher von vornherein zwei Anlagen in einem Chromosom beieinander liegen, um so fester wird ihre Koppelung sein. Ist der Koppelungsgrad dreier Anlagen im Chromosomenfaden bekannt, so läßt sich ihre gegenseitige Lage, einreihige Anordnung vorausgesetzt, leicht berechnen. So konnte Morgan den Aufbau des Chromosoms ermitteln oder einen „Lageplan" von ihm zeichnen, und die Sache stimmt für eng gekoppelte Chromosomen recht genau. Damit beginnt nichts Geringeres als eine **geometrische Theorie der Chromosomenstruktur**, vergleichbar der allgemein anerkannten, obwohl gleichfalls nur aus Erscheinungen erschlossenen van t'Hoffschen geometrischen Theorie der chemischen Moleküle. Prof. Dr. V. Franz, Jena.

Unaufgeklärte Beeinflussung der photographischen Platte durch den menschlichen Körper. Vor einiger Zeit hatte der durch seine Untersuchungen über die Wünschelrute bekannte Dr. Aigner im Münchner Ärztlichen Verein Lichtbilder von Platten vorgeführt, auf denen bei einem Mann, der die Hand aufgelegt hatte, im Dunkeln Lichterscheinungen aufgetreten waren, die zur Photographie der Hand geführt hatten. Diese Erscheinungen wurden weiter verfolgt, und Aigner, der sich bemüht, die eventuell vorhandenen tatsächlichen Unterlagen okkultistischer usw. Erzählungen und Erscheinungen nachzuprüfen und aufzufinden, hat neuerdings an der gleichen Stelle über seine Befunde berichtet. Es wurden von ihm inzwischen zahlreiche Versuchspersonen, zum Teil Kranke der Universitätskliniken, in Hunderten von Aufnahmen untersucht und dabei ähnliche Belichtungen der photo-

graphischen Platte im Dunkelzimmer durch die aufgelegte Hand nur in drei Fällen gefunden: bei dem erwähnten Mann, seiner 13jährigen Tochter und dem Diener eines Röntgeninstituts. Erschwert wurden die Untersuchungen dadurch, daß die Erscheinungen nicht nur bei bestimmten Personen, sondern auch hier nur zu gewissen Zeiten auftraten. Sie verschwanden einige Wochen und tauchten dann wieder auf. Die Platten wurden von Physikern und Photochemikern untersucht, deren Urteile sehr widersprechend waren. Eine Erklärung für diese Erscheinungen kann Aigner noch nicht geben. Er läßt es dahingestellt, ob es sich um Chemolumineszenz, um eine Strahlungsform oder um was sonst handelt. Graetz hat bekanntlich schon vor Jahren gezeigt, daß Einwirkung von warmen und kalten Körpern auf eine unentwickelte Platte Veränderungen hervorruft, die bei der Entwicklung als Lichterscheinungen zum Vorschein kommen. Möglicherweise handelt es sich auch hier um ähnliche Dinge. Physikern steht höchstwahrscheinlich hier das letzte Wort zu. Auffallend ist, daß gerade ein Mann, der seit langen Jahren viel mit Röntgenstrahlen zu tun hat, solche Erscheinungen hervorzurufen imstande ist. In der Diskussion wurde erwähnt, daß die Inangriffnahme derartiger Dinge durch wissenschaftlich ernst zu nehmende Personen nur dazu beitrage, die mystisch-okkultistische Welle, die durch alle Länder geht, zu stärken. Es ist ja auch verständlich, daß Wissenschaftler jede Beschäftigung mit derartigen Dingen ablehnen, wenn man eine Blütenlese aus den Schriften der Hauptstützen der okkultistischen Bewegung vernimmt. Gegenüber dieser Ansicht wurde aber, und zwar zweifellos mit Recht, betont, daß es eine **Pflicht** der wissenschaftlichen Welt sei, solchen ungeklärten Erscheinungen gegenüber sich nicht hochmütig zurückzuziehen, sondern die wirklichen Ursachen aufzudecken. Andernfalls werden sie von Unverantwortlichen nur von neuem in „okkultistischem" Sinne ausgeschlachtet. Nur experimentelle Tatsachen, nicht prinzipielle Ablehnung, können hier vorwärtshelfen. Denn solchen Erscheinungen, die zu bezweifeln der ganzen Sachlage nach nicht der geringste Anhaltspunkt vorliegt, liegen letzten Endes wahrscheinlich sehr einfache physikalische oder chemische Vorgänge zugrunde, deren Unterlagen längst bekannt und die nur in ihrem speziellen Zusammenhang noch nicht durchschaut sind.

Dr. W. Schweisheimer.

Planeten jenseits des Neptun. Die Frage, ob Neptun tatsächlich der letzte und sonnenfernste Planet ist, hat seit seiner Entdeckung die astronomische Welt beschäftigt. Neuerdings scheint man nun eigentlich zu einem, wenigstens theoretischen, darum aber nicht minder entschiedenen Nein gekommen zu sein. — Es zeigen sich nämlich auf dreierlei Weise die Wirkungen der Kräfte eines oder mehrerer, noch unbekannter, transneptunischer Planeten. — Erstens ergaben sich bei neuesten Untersuchungen des Bahnlaufes des Uranus Störungsreste, die nicht wohl dem Neptun zugeschrieben werden können, sondern auf einen außer ihm befindlichen Körper hindeuten. Zweitens macht sich jetzt langsam auch in der Bewegung des Neptun selbst eine Unregelmäßigkeit fühlbar. Daß man diese nicht früher schon bemerkt hat, rührt daher, weil uns vom Umlaufe des Neptun seit seiner Entdeckung im Jahre 1846 erst ein verhältnismäßig kleiner Bahnbogen bekannt geworden ist. — Aber auch noch eine dritte Erscheinung im Sonnenreiche weist auf die Existenz solcher unbekannter Fernplaneten hin. — Man hat nämlich die Beobachtung gemacht, daß die sogenannten periodischen, d. h. wiederkehrenden Kometen sich „familienweise" um die Hauptplaneten gruppieren. So hat Jupiter eine Schar von 34 Kometen, die er offenbar durch seine Anwirkung in diese Bahnen gelenkt hat. Saturn besitzt ebenfalls seine ausgedehnte Kometenfamilie. Aber auch dem Uranus und Neptun konnten, wenn auch in beschränkterer Zahl, gewisse Kometen zugeschrieben werden. Nun zeigte die Kometenstatistik, daß auch einige Haarsterne sich derart mit ihren Aphelien (d. i. größten Sonnenabständen) anordnen, daß sie geeignet erscheinen die „Familie" eines noch unentdeckten Transneptun zu bilden, dessen Bahn in etwa 46 Erdbahnradien Sonnenentfernung verlegt werden müßte. — Alle drei Wege, den oder die geheimnisvollen Planeten zu errechnen, sind beschritten worden, bisher leider ohne theoretisch befriedigenden Erfolg. Aber ebenso hat man nichts unversucht gelassen, um mit Hilfe der Himmelsphotographie den Körper vielleicht direkt am Himmel zu finden. Auch das ist bisher nicht geglückt. Indessen dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben. Die Zeit wird unser Bundesgenosse in doppelter Hinsicht sein. Einmal werden wir in 50 Jahren unstreitig in der Lage sein, die Störungen der Neptunbahn viel genauer festzustellen, als dies heute möglich ist, weil sie sich bis dahin angehäuft haben werden, anderseits wird die Vervollkommnung der technischen Hilfsmittel die Auffindung des Körpers am Himmel erleichtern. Es ist demgemäß zu erwarten, daß der geheimnisvolle Planet, wenn er überhaupt vorhanden ist und die Störungen nicht etwa eine andere Ursache haben sollten, innerhalb von 40 bis 50 Jahren entdeckt werden wird.

M. Valier.

Ununterbrochenes Begießen. In der freien Natur wirkt der fortgesetzt auf die ganze Oberfläche von Landgewächsen niedergehende feine Sprühregen der Meeresbrandung teilweise zerstörend. Dufrénoy fand auf der Biologischen Station Arcachon, daß bei Stranddistel (Eryngium maritimum), Besenginster (Sarothamnus scoparius) und Strandkiefer (Pinus Pinaster) zuerst die der Benetzung ausgesetzten Blattseiten durch das Eindringen der wassergelösten Salze in die Spaltöffnungen und Atemhöhlen vergilben. Von hier aus werden Blattgrün und Protoplasma zerfressen; es entstehen Hohlräume, das ganze Blatt wird schlaff oder runzlig und stirbt allmählich ab. Hinter dem halbzerstörten Schutzwall vertrocknender Reste fristen die dahinterstehenden Blätter, zu den abenteuerlichsten Formen verkrüppelt, nur mühsam ihr Dasein, ebenso die ganze Pflanze. So hält schon der bloße Sprühregen diese Gewächse von der Brandung in respektvoller Entfernung. Auch die Wasserfälle dulden nur gewisse, an fortwährende Benetzung angepaßte Pflanzen, wie einige Moos- und Farnarten, Felsbaldrian und Schildampfer, in ihrer Nähe. Der Uracher Wasserfall im Brühltal der Schwäbischen Alb z. B. überzieht alle in seinem Bereich wachsenden Moose und Algen mit kohlensaurem Kalk. Die Stengel wachsen zwar an der Spitze intensiv weiter, aber ebenso intensiv werden die unteren Teile in Kalktuff verwandelt. Nach Eulensteins Untersuchungen besteht die ganze 37 m hohe Wand, über die das Wasser herabstürzt, aus kalkverkrusteten Pflanzenteilen. Bei künstlicher fortwährender Ganzbenetzung von Gemüsepflanzen kommt zu der durch die wassergelösten Minerale drohenden Verstopfung der Spaltöffnungen sowie zu der schädlichen Unnatur eines tagelang dauernden künstlichen Sonnenregens der große Temperaturunterschied zwischen Wasser und Boden: die feinen Saugwurzeln sind im sommerlich stark erwärmten Boden gegen plötzlich in Massen eindringendes kaltes Spritzwasser sehr empfindlich, werden erkältet, streiken und faulen. Diese Gefahren werden vermieden, wenn man die ununterbrochene Begießung mit abgestandenem Wasser auf den Boden beschränkt. Nach dem neuen Verfahren von Lucien Daniel-Erquy werden, auf den Gemüsebeeten entsprechend verteilt, mit Wasser gefüllte flache Schalen aufgestellt, aus denen ringsum Woll- oder Baumwollzöpfe das Wasser über den Schalenrand saugen, so daß es, schon vorgewärmt, langsam und tropfenweise zu Boden fällt. Die Bedienung ist sehr einfach und gestattet bei sparsamstem Wasserverbrauch durch Hinzufügen oder Wegnehmen von Zöpfen jede gewünschte Veränderung in der Bewässerung. Außerdem werden durch das sanfte Tropfen nicht wie beim Gießkannenbetrieb die Nährstoffe des Bodens ausgewaschen und große Teile des letzteren zusammengebacken. Während beim Begießen mit größeren Wassermengen in entsprechenden Pausen die Blätter von Kopfsalat, Endivien und Kohl hart, rot oder fahl wurden, blieben sie bei Saugheberttropfung üppig grün und gesund, ohne zu schießen. Die anatomische Prüfung zeigte, daß die Blätter, Stengel und Wurzeln sich ungefähr so von den mit Kannen begossenen Pflanzen unterschieden wie normale von andauernd zu trocken gehaltenen. Bestätigt wurde die günstige Wirkung durch Anwendung beim Samenkeimen: es keimten von je 100 Kohlpflanzensamen ohne künstliches Begießen 57, bei Kannenguß 68, beim Tropfen 82; von je 100 Kopfsalatsamen 30 bzw. 61 und 97.

Hermann Radestock.

Literatur und Kunst.

Sind Bücher teuer? Selbstverständlich sind auch die Bücher heute teurer als in der guten alten Zeit vor dem Kriege. Wenn der allgemeinen Geldentwertung entsprechend die Preise für Papier schon Ende 1920 auf das dreißig- und mehrfache gestiegen waren, für Druckarbeiten auf das zehn- und mehrfache, für Buchbinderarbeiten auf das fünfzehnfache, für Illustrationen auf das vierzehnfache, so konnten selbstverständlich die Bücherpreise selbst nicht auf dem Friedensstand bleiben. Auch sie mußten steigen, zumal ja auch die Gehälter und sonstigen Unkosten im Buchhandel, die Porti- und Frachtkosten ständig neue Erhöhungen erfuhren. Die Frage ist also nur, in welchem Maße die Bücherpreise angezogen haben. Jeder Vergleich zeigt, daß die Steigerung bei ihnen wesentlich geringer ist als sonst überall. Ende 1921 zeigen die Bücherpreise im Durchschnitt lediglich eine Steigerung auf etwa das acht- bis zehnfache. Vielfach ist die Steigerung sogar noch nicht einmal so hoch. Für die neu anzuschaffenden Bücher hatte z. B. ein Schüler in einer höheren Lehranstalt in Leipzig zu zahlen: in Quarta 1914 etwa 14 Mark, 1921 etwa 40 Mark, in Untersekunda 1914 etwa 37 Mark, 1921 etwa 128 Mark, das ist also eine Steigerung nur auf etwa das drei- bis vierfache. Bei Werken der Geschenkliteratur, den billigen Sammlungen, wie Reclams „Universalbibliothek“, Teubner („Aus Natur und Geisteswelt“), Göschen usw. ist die Steigerung etwas größer. Auch da aber bleibt sie weit hinter der allgemeinen Teuerung und Geldentwertung zurück. Im Durchschnitt war bisher die Preissteigerung beim Buch, dem geistigen Nahrungsmittel, nicht höher als beim Brot, dem wichtigsten leiblichen Nahrungsmittel. Wie viele größere Steigerungen trägt dagegen die Verbraucherschaft bei den meisten Genußmitteln ohne Murren! Die Erhöhung der Durchschnittspreise betrug schon vor einem Jahre beim Bier das achtfache, beim Branntwein das dreißigfache, beim Wein das neunfache, bei Zigaretten das dreizehnfache, bei Zigarren das elffache, bei Zucker das dreizehnfache, bei Kaffee das sechzehnfache. Zieht man einmal Dinge heran, die mehr ins Gebiet der Unterhaltung und der geistigen Genüsse hinüberreichen und insofern dem Buche verwandt sind: Das „Berliner Tageblatt“ stellte vor kurzem fest, daß heute ein Pianino, das man vor dem Kriege mit 900 bis 1000 Mark kaufen konnte, 9000 bis 10000 Mark, also das zehnfache, kostet. Für eine einfache Geige, die früher 25 Mark kostete, muß man heute 350 Mark zahlen, das ist also etwa das vierzehnfache. Eine Ziehharmonika, das Klavier der kleinen Leute, konnte man vor dem Kriege für 10 Mark bekommen, heute nicht unter 200 bis 300 Mark, das wäre also das zwanzig- bis dreißigfache. So zeigen alle diese Vergleiche, daß die Antwort auf die Frage: „Sind Bücher teuer?“ nur lauten kann: „Nein, sie sind billig, vielfach geradezu lächerlich billig.“ Sie sind so billig, daß diese Preise bei der zunehmenden Teuerung nicht bestehen bleiben können, daß vielmehr auch die Bücherpreise in der nächsten Zeit noch werden anziehen müssen. Doch wird der Buchhandel wie bisher seinen besonderen Stolz darein setzen, das geistige Brot, an dem unser niedergebrochenes Volk gesunden soll, ihm so billig wie irgend möglich zu reichen. Die Antwort auf die Frage: „Sind Bücher teuer?“ wird daher auch künftig lauten: „Nein.“ Gemessen an der leider immer noch steigenden allgemeinen Teuerung und Geldentwertung sind sie billig und preiswert. Dr. Gerhard Menz.

Die Prätorius-Orgel. Das Wissen um die Musik vergangener Zeiten befreit, nach Robert Schumanns prächtigem Ausspruch in den „Musikalischen Haus- und Lebensregeln“ (1850), von Eigendünkel und Eitelkeit, d. h. von dem Glauben, als stelle die Musik unserer Zeit einen Höhepunkt der bisherigen Entwicklung der Musik dar. Denn die Musik jeder Epoche hat ihren eigenen Sinn und eigenen Wert. Doch kann dieses Wissen in rechtem Maße nur erworben werden durch „lebendiges Hören der Meisterwerke verschiedener Epochen“ (Schumann). Das ist der Sinn der Collegia musica (für Vokal- und Instrumentalmusik), dies der Sinn der Sammlungen alter Instrumente, die ein musikwissenschaftliches Institut sich angliedert, daß hier die Möglichkeit gegeben wird, Werke vergangener Epochen zu spielen und zu hören, und zwar in der ihnen eigentümlichen Klangwelt. — Eine Station auf der umfassenden Erreichung dieses Zieles ist die Prätorius-Orgel, die das musikwissenschaftliche Institut der Universität Freiburg i. Br. seit kurzem besitzt, eine Stiftung der größten deutschen Orgelbaufirma Walcker in Ludwigsburg. Von Professor W. Gurlitt, dem Direktor des Instituts, ging der Gedanke aus, das Orgelinstrument des 17. Jahrhunderts, das die große Zeit der deutschen Orgelkunst ist und zu der Orgel als „der Königin der Instrumente“ aufblickt, neu erstehen zu lassen. So ward aus dem „Syntagma musicum“ des Michael Prätorius (gest. 1621 zu Wolfenbüttel), des großen deutschen Musikers und Theoretikers des 17. Jahrhunderts, eine Disposition zur Nachbildung gewählt, einer größeren Kapellenorgel der Zeit etwa entsprechend. Das Glück fügte es, daß sich in Orgelbaumeister Dr. h. c. Walcker ein opferwilliger Verwirklicher des Gedankens fand. Denn man konnte nicht etwa nur nachbauen und vergleichen mit anderen Orgeln. Instrumente aus jener Zeit sind in Deutschland nicht mehr vorhanden, die bemerkenswertesten Register der Orgel, besonders die Schnarrwerke (das sonore Ranket, die Bärpfeif, das Geigendrepal), aber auch stille Stimmen, wie Blockflöte und Nachthorn, in heutigen Orgeln nicht mehr zu finden. Da galt es, nach den genauen Angaben und Maßen des Prätorius neu zu bauen, auch wohl zum Vergleich die Blasinstrumente jener Zeit heranzuziehen. — Der Bau der Orgel gelang, und die Einweihung ward nach alter Sitte festlich begangen. Zum Wissenschaftler und Techniker gesellte sich der Künstler, das fertige Werk zum Erklingen zu bringen. Unter Professor Karl Straubes Meisterhänden erwachten die Orgelwerke des 17. Jahrhunders: Scheidt, Prätorius, Kerll Pachelbel, zum ersten Male in ihrer eigenen Klangwelt zu reichem und blühendem Leben. Mit Staunen empfindet man die Verschiedenheit dieses Klangideals mit seiner Klarheit und Unvermischtheit der Grundfarben und dem ruhigen organischen Ausbreiten und Wachsenlassen der Gedanken von dem unserer Zeit. Unser musikalischer Horizont erweitert sich; wir lernen das Andersartige kennen und schätzen. Dr. M.-B.

Österreichische Erzähler. Ein düsteres Bild aus dem heutigen Wien gibt Roderich Meinhart in seinem „Wiener Totentanz“ (Verlag Theodor Weicher, Leipzig-Berlin): Abstieg der einen, Empordringen der anderen Schicht, Verirrung und Wiederzurechtfinden einzelner Abgesprengter, die Not als grimmiger Antreiber im Taumel der Lust und im rasenden Schrei des Hungers. Ein wirklicher Gespenstertanz von Schiebern, Revolverjournalisten, verkrachten Offizieren, proletarisierten Akademikern; entgleisten Töchtern aus guter Familie, die sich für das häusliche Elend anderwärts schadlos halten; und dazu das langsame Verkümmern der alten Generation, die von den eingewurzelten Idealen auch unter dem Zwange der Not nicht mehr abzugleiten vermag — eine ganz zerfallene und verfaulende Gesellschaft, hinter der andere Elemente unbedenklich und brutal empordringen. In heutiger Gegenwart bewegt sich auch der neueste Roman von Albert Trentini: „Deutsche Braut“ (Wiener Literarische Anstalt, Wien), der das nationale Problem in Südtirol, Zusammenprall und Abstoßung zweier Rassen und zweier Kulturen, in den Schicksalsläufen von ein paar Menschen mit echt österreichischer Fabulierkunst behandelt. Ganz in das alte, längst gestorbene Wien, in eine Welt, die völlig versunken ist, und um die es auch rein menschlich nicht weiter schade ist, führt Marie Eugenie delle Grazie in ihrem „Roman auf der Viola d'amour“: „Der Liebe und des Ruhmes Kränze“ (Wiener Literarische Anstalt, Wien). Eine Geschichte aus der Zeit des Wiener Kongresses mit Hof- und Staatsintrigen von politischer Tragweite, mit verliebten Kabalen, die um ein paar wirkliche Menschenschicksale kunstvoll und weitläufig ausgesponnen sind. Weiter spannt seinen Bogen Egmont Colerus in seinen beiden Romanen „Sodom“ (Verlag Eduard Strache, Wien) und „Der dritte Weg“ (Ilf-Verlag, Leipzig-Wien-Zürich). Der erste wandelt auf den Spuren von Flauberts „Salambo“ und führt mit der dunklen Glut seiner Farben aus einer Welt von Grauen und Wollust zu philosophisch-religiöser Verklärung. Der zweite führt in das ewige Sehnsuchtsreich

er Menschheit, in das Land Utopien, und schildert den letzten Aufstieg der ganzen Menschheit zu friedlicher Gemeinschaft und schöpferischer Arbeit bei der Unterwerfung nd dem neuen Aufbau der ganzen Erde. Eine grandiose Phantasie und drängende Wucht der Sprache trotz einzelner unverkennbarer Ungeschicklichkeiten und ein starker thischer Wille leben in dem jungen Dichter. — Mit ausgesprochener Vorliebe wird uch im heutigen Österreich noch die Novelle als Kunstform im Sinne Maupassants epflegt. Ein ganz merkwürdiges Werk ist Hans Kaltnekers „Die Liebe“ (Donau-Verlag, Leipzig-Wien), eine exzentrische Novelle, die, in strenge Form gepreßt, überhäumend ausbricht; von kinomäßiger Grellheit der Linienführung, von äußerster Kraßheit des Motivs, das dichterisch verklärt und über alle Brutalitäten des Lebens ganz ins Geistige gehoben wird. Seltsamste Verschmelzung von Alltag und Phantasie, on Grauen und Seligkeit. Die Geschichte eines Mannes, der die geliebte Frau in iner Lebensprüfung von peinvoller Grausamkeit bis in tiefste Niedrigkeit stößt und m Ende seines düsteren Weges im Wunder der Bewährung tiefstes Verständnis, eiligstes Verzeihen findet. Erwin Weills „Miniaturen der Liebe“ (Wiener Literarische Anstalt, Wien) fallen daneben stark ab: Eine Sammlung kleiner Novellen, in denen allerhand Alltagsbegegnungen und galante Phantasiebilder um das ewige Thema der Liebe vereint sind, gesellschaftlich aufgeputzte Kleinigkeiten, flüssig und glatt erzählt, ohne große psychologische Tiefen, Anekdoten mit tragischer oder grotesker Pointe. Ebenso Raoul Auernheimers „Maskenball“ (Verlag Egon Fleischel, Berlin): Hübsche, bunte Nichtigkeiten mit mehr oder weniger weltgeschichtlichem Hintergrund, die sich gelegentlich in harmlos-satirischen Seitensprüngen gefallen. Dr. Karl Bland.

Philosophische Literatur. Eine Schrift von Carl Ludwig Schleich, diesem geistvollen Denker und Gelehrten, enthält stets neue scharfsinnige Gedanken und regt an. Mit wunderbarer Klarheit und Ausdruckskraft weiß er sich auch mit den schwierigsten Problemen auseinanderzusetzen. Das zeigt sich wieder in seinen beiden letzten Veröffentlichungen „Gedankenmacht und Hysterie“ und „Das Problem des Todes“ (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin). In dem ersten Büchlein zergliedert Schleich aufs feinste den Seelenorganismus und sucht die Bedeutung der Phantasie für den Menschen festzulegen, in dem zweiten sucht er die metaphysische

Lehre von der Unsterblichkeit durch naturwissenschaftliche Erkenntnisse zu begründen. „Der Edelmensch und seine Werte“ (Verlag von Ernst Reinhardt, München) betitelt J. M. Verweyen sein neuestes Werk. Es soll ein Buch der Besinnung des gegenwärtigen und kommenden Geschlechts auf ideale Lebenswerte sein, eine Charakterlehre, die sich aus Erkenntnis des Edelmenschentums und dem Wollen sittlicher Werte aufbaut — das Buch eines feinsinnigen und gemütstiefen Gelehrten. Ein solches Buch der Selbsterziehung will auch Lothar Briegers „Weg zum Ich“ (Verlag Walter Probst, Eisleben) sein. Es sind Betrachtungen, nett zu lesen, gewonnen außerhalb der Berufstätigkeit in Feierstunden beschaulichen Nachdenkens. Zum Schluß sei noch auf ein Büchlein hingewiesen, das mit einem liebevollen Herzen geschrieben wurde, und das Liebe predigt. Es heißt „Der Weg zur Liebe“ von D. S. Marden (Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart) und möchte allen denen, die nicht mit materiellen Gütern gesegnet sind, den Trost geben, niemand sei so bettelarm, daß er gar nichts geben könne. „Wo Liebe ist, da findet sich immer ein Almosen für den noch Ärmeren, denn die Liebe höret nimmer auf, sie versiegt nie und versagt nie.“

Dies und das.

Über den Genußwert des Bieres. Bei der ungeheuren Literatur, die über das Bier besteht, ist ärztlicherseits dieses „Volksgetränk“ bisher fast ausschließlich auf-Grund seines Gehaltes an Alkohol bewertet worden. So hat noch kürzlich der Münchner Psychiater Kraepelin betont, daß es nicht dem geringsten Zweifel unterliegen könne, daß die günstigere Gestaltung der geistigen Volksgesundheit — in der Kriegszeit und im ersten Friedensjahr — durch die Knappheit des Alkohols bzw. des Bieres bedingt wurde. In der Tat betrug in Deutschland der Bierverbrauch pro Jahr und pro Kopf der gesamten Bevölkerung etwa 120 Liter Bier. Er ist erst seit den 70er Jahren des verflossenen Jahrhunderts außerordentlich gestiegen und hatte in den Jahren vor dem Weltkriege, vielleicht infolge der Mäßigkeitsbewegung, stetig, wenn auch wenig, abgenommen. Wenn wir den Brennwert der im Biere enthaltenen Nährstoffe berechnen, so ergibt sich, daß ein Liter Lagerbier etwa 500 Wärmeeinheiten

(Kalorien) liefert, d. i. 1/5 des Bedarfs eines wenig körperlich arbeitenden Menschen. Daraus erklärt sich, daß reichlicher Biergenuß zur Fettleibigkeit disponiert, um so mehr, als es auch die Neigung zu reger körperlicher Bewegung herabsetzt. Indessen kann ein Glas Bier bei Gesunden und Kranken als Erfrischungsmittel gute Dienste leisten, was z. B. der Pharmakologe Schmiedeberg zugibt. Aber Bismarck hatte recht, im Deutschen Reichstage am 28. März 1881 zu erklären: „Es wird bei uns Deutschen mit wenig soviel Zeit totgeschlagen wie mit dem Biertrinken.“ Andererseits hat „das Bier, das nicht getrunken wird, seinen Beruf verfehlt“ (Worte von Meyer-Breslau im preußischen Abgeordnetenhause am 21. Januar 1880). Der Jenaer Pharmakologe Kionka ist neuerdings der Ansicht entgegengetreten, daß es nur der Gehalt an Alkohol und Kohlensäure wäre, der im wesentlichen den Genußwert des Bieres ausmache. Eine beliebige kohlensäurehaltige Flüssigkeit von so geringem Alkoholgehalt, wie das Bier ihn aufweise, würde noch lange kein Genußmittel darstellen. Hierzu müssen nach Kionka noch andere Bestandteile darin enthalten sein, die eben dem Biere eigen sind. Denn nach ihm ist in der Hauptsache der Genußwert des Bieres bedingt 1. durch seinen Alkoholgehalt, 2. durch den Gehalt an freier Kohlensäure, 3. durch seine Schaumhaftigkeit bzw. Viskosität, 4. durch seinen eigenartigen Geschmack, 5. durch sein Aussehen; auch der optische Eindruck, den der Anblick eines Genußmittels hervorruft, ist bestimmend für seinen Genußwert. Und zwar sind neben dem Alkohol und der Kohlensäure vor allen Dingen die Kolloide (d. h. Körper, die keine wirklichen Lösungen bilden können) in mannigfacher Richtung maßgebend für den Genußwert des Bieres. Besonders ist das „Äußere“ des Bieres: sein Aussehen, sein Geschmack, seine Schaumhaftigkeit, abhängig von den Kolloiden. Diese haben auch für den Arzt eine wichtige Bedeutung im Bier. Sie bestimmen seine Bekömmlichkeit, und von ihnen hängt wahrscheinlich auch seine Beschaffenheit und Haltbarkeit ab.

Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

Bemerkenswertes neues Notgeld hat unlängst die Stadt Wettin an der Saale herausgegeben. Es ist geboren aus deutschem Geiste in der größten Not Deutschlands. Deutsch ist alles an ihm: die mittelalterlich blühende Holzschnitttechnik, der Gedanke, der sich durch alle Scheine hindurchzieht, und die Verse. Das

Wettiner Notgeld behandelt die Mythe und Sage des „Weißen Herrn und Heilands", des „Weißen Gottes", des „Eingeborenen Sohnes (Mannus bei Tacitus) Gottes" Tuisto (= Allvater). „Der Witte" hatte hier eine uralte Kultstätte auf der Bergnase, wo heute der Südturm, den die Rückseite des Notgeldes zeigt, steht. Daher hat „Wettin" den Namen, der eben besagt: „Heiligtum des Weißen". Es lag nahe, diesen Umstand im Wettiner Notgeld zu verwerten. Mit der Ausführung wurde Professor Eugen Urban, Leipzig, beauftragt, der Schöpfer der Sagengemälde der Deutschen Sagenhalle zu Friedrichroda-Reinhardsbrunn. Im Wettiner Notgeld hat er die Mythe und Sage dieses „Weißen Gottes der Germanen" auf Grund 17jähriger Spezial-Sagenforschung, wenigstens einen kleinen Teil derselben, zur Darstellung gebracht.

Shakespeares Bühnengang nach 187 Jahren wieder zugänglich. In bemerkenswertem Zusammenhange mit Shakespeares Leben steht die Wiederzugänglichmachung einer Galerie in dem berühmten englischen Königsschlosse Hampton Court. Es handelt sich um eine saalartige Galerie, die Shakespeare und seine Truppe regelmäßig benutzen mußten, wenn sie nach beendeter Vorstellung vor dem Hofe sich zu dem übrigen Gefolge gesellten, um die Gallone Bier in Empfang zu nehmen, die kontraktlich jedem Schauspieler zustand. Des weiteren ist diese Galerie aber bemerkenswert, weil in ihr seinerzeit das Bild „eines wilden Mannes mit einer wilden Frau" aufgehängt war, das den Londonern zum erstenmal eine Vorstellung von den wilden Völkerschaften jenseits des Ozeans verschaffte und demgemäß [illegible] große Sensation hervorrief. Bei einem Besuche des dänischen Königs Christian [illegible] wurde dieser durch alle Räumlichkeiten des Schlosses geführt und auf alle [illegible] würdigkeiten aufmerksam gemacht, zu denen auch das eben geschilderte Gemälde [illegible] hörte. Bei dieser Gelegenheit lernte es auch vermutlich Shakespeare im [illegible] kennen, der hiervon aller Wahrscheinlichkeit nach die erste Konzeption seines „[illegible] im „Sturm" erhielt. Im übrigen galt diese Galerie lange Jahre als [illegible] galerie, weil auf ihr das Gespenst der unglücklichen Königin Katherina Howard [illegible] sollte. Sie hatte auf dem Wege zu ihrer Hinrichtung den Gang durchschreiten [illegible] Im Jahre 1735 wurde die Galerie für das allgemeine Publikum geschlossen, [illegible] jetzt wieder nach 187 Jahren zugänglich zu werden.

Digitized by Google



PIANINOS FLÜGEL

SCHIMMEL HOF-PIANO-FABRIK LEIPZIG

GEGR. 1885 WEISSESTR. 22

FALTBOOT



ZERLEGT IN FAHRT MIT TREIBSEGEL

EIN Boot zum Wandern, Sport und Vergnügen ist ein ZERLEGBARES Fahrzeug, im Rucksack tragbar u. in 10 Min. zu einem BOOT aufgestellt. — Prospekt und Preisliste gratis.

BA. FA. WE.
Bayerische Faltboot Werft, G. m. b. H.,
MÜNCHEN, Theresienstr. 78
Berlin / Hamburg / Paris.

Harmoniums mit edl. Orgelton. Katalog umsonst.
Alois Maier, Hofl., Fulda 172.

Peru-Tannin-Wasser



zur

Haar-Pflege.

Tägliche einfache und kaum 1 Minute Zeit beanspruchende Behandlung des Haares mit dem echten Peru-Tannin-Wasser erhält es üppig, voll und glänzend und bewährt sich bei Schuppen und Haarausfall Schutzmarke: „Die Töchter des Erfinders“. Überall zu haben.

Das weltbekannte
„Protector-Schloß“
mit patentiertem Kreuzschnitt ist wohl das teuerste, aber gegen alle Vorkommnisse einzig wirklich sichere Kassen-Schloss.
Theodor Kromer, Freiburg (Baden)
Fabrik für Geldschrankschlösser

Spielwaren, Modeknöpfe, Holzdrechslerwaren
liefert die besteingerichtete Holz- u. Spielwaren-Fabrik
Gebrüder Fischer, Pobershau i. Sa.
Massenanfertigung kleiner Artikel.
Export nach allen Ländern. — Stets Neuheiten.
Messe Leipzig, Petersstr. 37 (Goldn. Hirsch) I. Stock, Z. 19.

Webers Illustrierte Handbücher.
Prospekt kostenl. J. J. Weber, Leipzig.



4 Volt 25 Kerzen mittelst kleiner Akkumulatoren
Preisliste frei
Alfred Luscher, Akkumulatorenfabrik
Dresden, Grüne Str. 118.

Browning Kal. 7,65 M. 350, Kaliber 6,35 M. 420, Mauser M. 500, Jagdwaffen.
Benekendorff, Berlin-Friedenau, Rheinstr. 47.

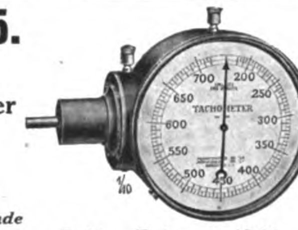


Gewächshäuser :: Wintergärten



die Zierde eines jeden Eigenheims!
Höntsch & Co., Dresden-Niedersedlitz 44

Dr. Th. Horn, Leipzig-Grz. 15.
Ortsfeste und Hand-Tachometer
Tachographen / Hub- und Umlaufzähler
Elektr. Messinstrumente
Klein-Motoren und -Dynamos
Zur Technischen Messe in Leipzig, Ausstellungsgelände Halle E (Elektrotechnik) Stand 713, 715½.



Turbinen-Tachometer I D 25.

Farben-Fabriken
Berger & Wirth
Leipzig

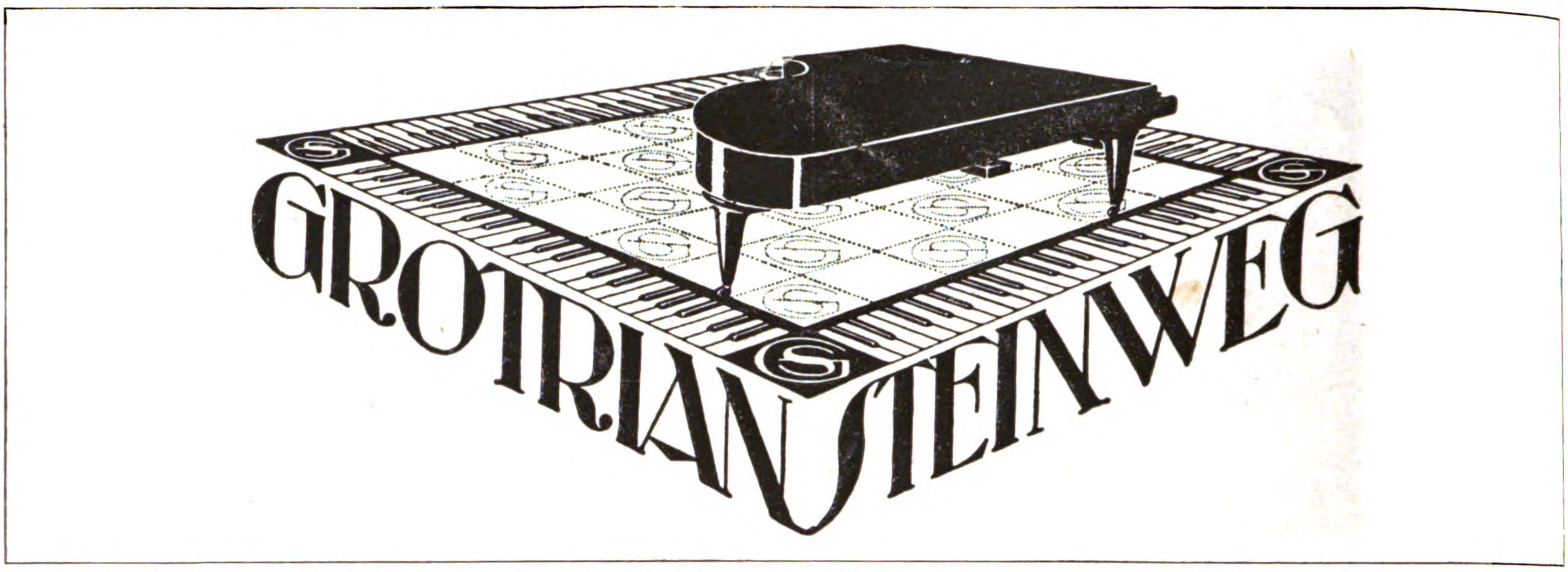


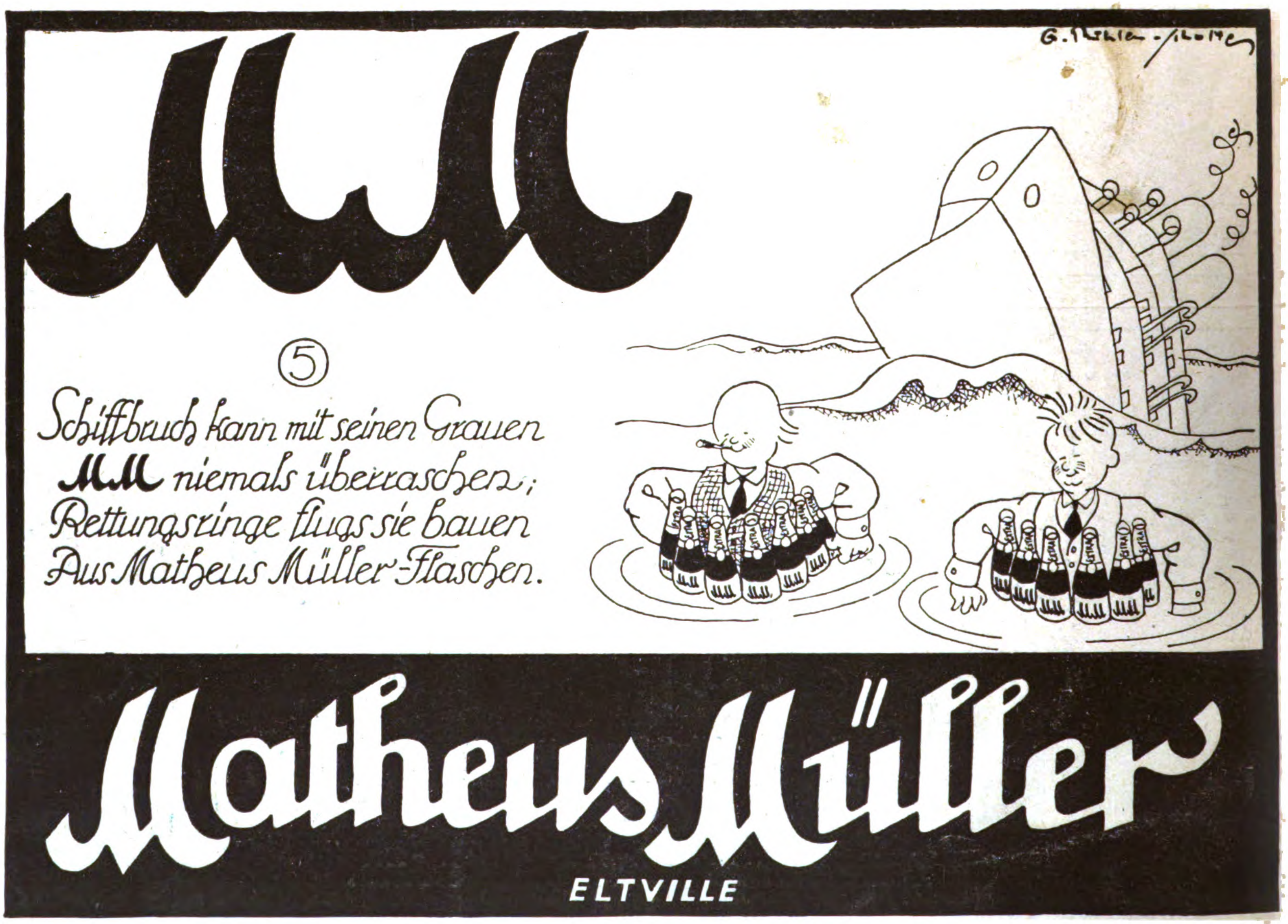


Telegramm-Adresse: Bergerwirt Leipzig
✱ Fernsprecher: No. 108, 408 und 658. ✱

Berlin, Barmen, Hamburg, Amsterdam.

Farben-Lieferanten der Leipziger Illustrirten Zeitung.





Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Schriftleiter Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Dr. Arthur Ploch; für den Anzeigenteil Ernst Meckel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér. Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Anzeigen-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Aus der Welt der Dame

VERLAG VON J. J. WEBER IN LEIPZIG

Nr. 4069 Einzelpreis Mk. 12.50 (für das Ausland Mk. 20.—) 158. Band

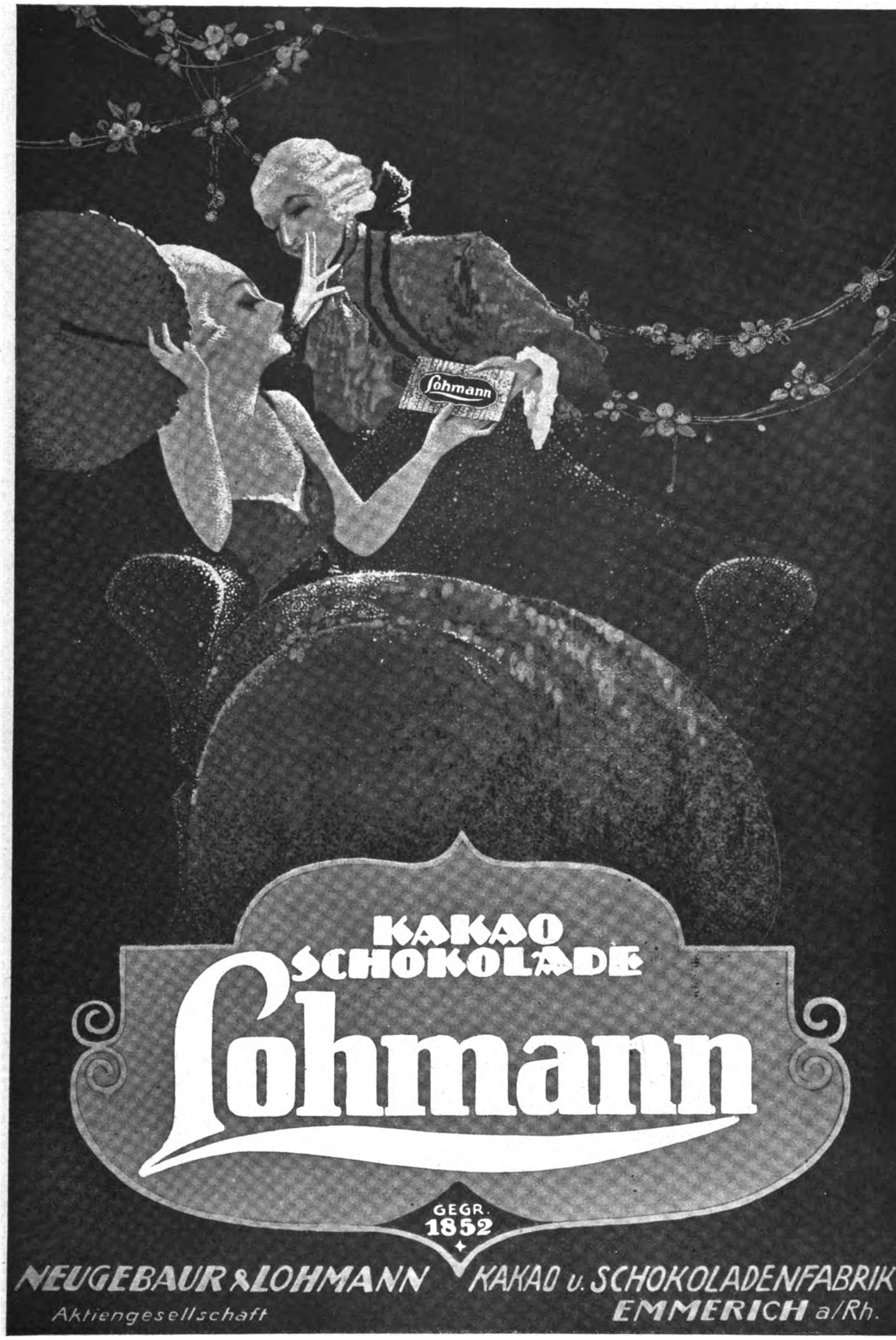
Nummer 4069. 158. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4069. 158. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 40 ℳ (Ausland 75 ℳ). Preis dieser Nummer 12 ℳ 50 ₰ (Ausland 20 ℳ). Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 8 ℳ; bei Platzvorschriften werden tarifmäßige Aufschläge erhoben. 9. März 1922.




Lohmann
KAKAO
SCHOKOLADE
Lohmann
GEGR.
1852
NEUGEBAUR & LOHMANN
Aktiengesellschaft
KAKAO u. SCHOKOLADENFABRIK
EMMERICH a/Rh.

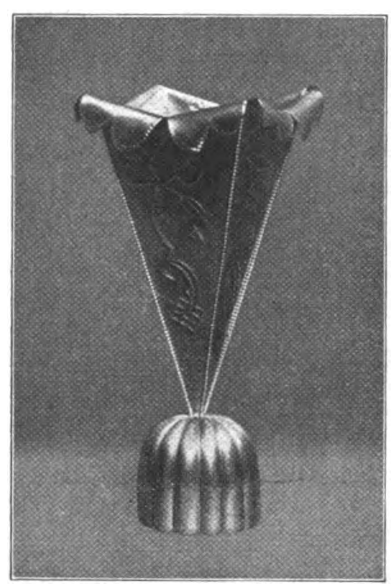


MECH. TRICOTWEBEREI STUTTGART LUDW. MAIER & CO., BÖBLINGEN
UND S. LINDAUER & CO. * KORSETTFABRIK * CANNSTATT.

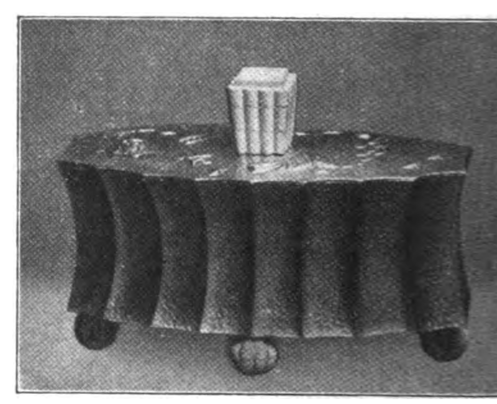
ARSA

DIE NEUE METALLKUNST

MODERNE · ZIER- UND GEBRAUCHSGEGENSTÄNDE
NACH · ENTWÜRFEN · ERSTER · KÜNSTLER
IN · NEUSILBER · UND · BRONZE







ARSA

VORNEHMSTE · WIRKUNG
VOLLENDETSTE · VERARBEITUNG
DENKBAR · PREISWERTE · AUSFÜHRUNG

ARSA · KUNSTGEWERBE · G · M · B · H
BRESLAU 5 MUSEUMPLATZ 12 **BERLIN**

ZUR LEIPZIGER MESSE / PETERSSTRASSE 5 / / VERTRETER FÜR IN- UND AUSLAND GESUCHT

Allgemeine Notizen.

Über die Gleichberechtigung der Frauen schreibt F. W. Förster in seinem neuen Buch „Lebensführung“ (Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, gebd. 16 M., kart. 12 M.): Die Erhebung der Frauen zur vollen Gleichberechtigung, zur vollen Würde der geistigen Persönlichkeit, ist in hohem Maße auch eine fundamentale Wohltat für die Kultur des Mannes. Das Dichterwort: „Laß niemand Sklave sein, sonst wirst du's selbst“, gilt in ganz besonderm Sinne für das Verhältnis der Gatten. Ein Mann, der in dieser Lebensbeziehung Anschauungen aufrecht erhält, die seinen Wünschen, Bedürfnissen und Launen ein Privilegium sichern und ihn an einen selbstverständlichen Anspruch auf Bedienen gewöhnen — ein solcher Mann verliert seine beste Manneswürde, die gerade in der Strenge gegen sich selbst und in der wachsamen Sorge für den Schwächern zum Ausdruck kommt. Ein wahrhafter Mann sollte darum einen heiligen Krieg gegen alle offenen und geheimen Männerprivilegien führen: seine Männlichkeit wird sich darin zeigen, daß er Privilegien gewährt, statt sie anzunehmen. Das Sichgehenlassen wird immer am schwersten gestraft an dem, der sich gehen läßt, seine niedern Triebe wachsen sich ungehindert nach allen Seiten aus und schlagen seine höhere Natur in Fesseln. So rächt sich alle Hörigkeit auf Erden. Der Mann, der die Unmündigkeit der Frau auch nur in der leisesten Form duldet, beraubt sich selber der stärksten Seligkeiten der Seelengemeinschaft.

Geschäftliche Angebote durch Briefe oder als Drucksache zu verschicken, ist wegen der allzu hohen Postgebühren unmöglich geworden. Wollte man eine Geschäftsempfehlung an eine an den großen Leser- und Abonnentenstamm unserer „Illustrirten Zeitung“ auch nur annähernd heranreichende Anzahl von Personen im In- und Ausland senden, so würde man eine so riesige Summe aufzuwenden haben, die kein noch so groß dastehendes Unternehmen dafür auszugeben imstande wäre. Dazu kommt, daß man auf die ständigen Leser unserer Zeitung ganz anders einzuwirken vermag, als wenn man genau dieselben Ausführungen einem unvorbereiteten, unwilligen, mit ganz andern Dingen beschäftigten Leser im Brief oder Sonderdruck zustellt. Daraus folgt, daß Anzeigen in unserer als wichtigster Träger und Verbreiter der deutschen Kultur anerkannten Zeitung das b i l l i g s t e und z u v e r l ä s s i g s t e Werbemittel sind. Falls man sich für Dauer-

bezug oder Anzeigenaufträge Vermittlungsstellen zu bedienen wünscht, wolle man unsre Zeitung genau bezeichnen: Illustrirte Zeitung von J. J. Weber in Leipzig und Berlin (Geschäftsstelle in Leipzig: Reudnitzer Straße 1—7, in Berlin: W. 35, Am Karlsbad 10).

Die Mitglieder des Instituts für Zeitungskunde, das seit 1915 dank der Bemühungen des Geh. Rats Prof. Karl Bücher der philosophischen Fakultät der Leipziger Universität angeschlossen ist, haben sich in einen Zweckverband zusammengeschlossen, der die Interessen der Studierenden vertreten soll und durch Vorträge bewährter Praktiker aller Richtungen, durch die Behandlung von Berufs- und Standesproblemen einen Konnex zwischen Wissenschaft und Praxis herstellen will.

Über die Einheits-Kurzschrift hat im Reichsministerium des Innern unter dem Vorsitz des Staatssekretärs Schulz eine Konferenz stattgefunden, an der Vertreter der Reichsregierung und fast aller Landesregierungen, darunter aller größeren und mittleren Länder, teilgenommen haben. Die Beratungen endigten mit der Annahme folgender Entschließung: Die Vertreter der Länder und der hier anwesenden Reichsressorts sind einig in dem Bestreben der baldigen Schaffung einer Einheits-Kurzschrift. Sie sind bereit, zu diesem Zweck geeignete, besonders pädagogisch geschulte Vertreter in den Ausschuß zur Schaffung einer deutschen Einheits-Kurzschrift zu entsenden, der unter Zugrundelegung des Einheitsentwurfes der Schulen Gabelsberger und Stolze-Schrey den Entwurf einer deutschen Einheits-Kurzschrift endgültig aufstellt. Das Reichsministerium des Innern wird ersucht, die weiteren Schritte zu unternehmen und das Ergebnis der Arbeiten des Ausschusses den Regierungen des Reiches, der Länder und Deutschösterreichs zur Annahme zu empfehlen.

In die Deutsche Buchkunstausstellung im Haag, die sich beim Publikum dauernden Interesses, bei der journalistischen Kritik bemerkenswerten Beifalls erfreut, hat die Niederländisch-Deutsche Vereinigung den Reichskunstwart Dr. E. Redslob zu einem Vortrag geladen. Dieser Vortrag fand im Kunstsalon Kleykamp, dem Ort der Ausstellung, vor einer kleinen eingeladenen Zuhörerschaft niederländischer Schriftsteller, Professoren, Kunstsammler und Parlamentarier statt. Der deutsche und der österreichische Gesandte waren persönlich anwesend. Dr. Redslobs Darlegungen bildeten einen förderlichen historischen Wegweiser durch die künstlerischen Richtungen der früheren und der heutigen deutschen Buchherrichtung; bei dem Hinweis auf die typo-

graphischen Verdienste der alten Haarlemer Druckfirma Enschede wußte er die überkommenen geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Holland lebendig zu illustrieren.

Der Verband rheinischer Bibliotheken hat seine elfte Tagung in Bonn unter dem Vorsitz von Dr. Nörrenberg, Düsseldorf abgehalten. Hauptgegenstand der Verhandlungen war die berufliche Vor- und Ausbildung der Praktikanten, eine Frage, die bei der zunehmenden Bedeutung der Bibliotheken für das gesamte geistige Leben von allgemeinem Belang ist. Auf die allgemein gebilligte Feststellung, daß die in Preußen zur Zeit staatlich angeordneten Bestimmungen einer Änderung bedürfen, ging eine entsprechende Entschließung an das Ministerium. Die Versammlung beschäftigte sich weiter mit der materiellen Not der Bibliotheken und der für nichtstaatliche Anstalten unerträglichen Belastung des heute für die notleidende Wissenschaft weniger als je unentbehrlichen Leihverkehrs durch die unerhört hohen Postgelder.

Einstein und die nächste Sonnenfinsternis. Eine Folgerung der Einsteinschen Relativitätstheorie ist die Ablenkung der Lichtstrahlen im Gravitationsfelde der Sonne. Diese kann am besten bei Sonnenfinsternissen beobachtet werden. Auch eine Reihe anderer Folgerungen, die aus der Einsteinschen Relativitätstheorie sich ergeben, lassen sich am besten bei Sonnenfinsternissen nachprüfen. Deswegen wird die nächste Sonnenfinsternis am 28. März d. J. (11 U. 1 mittags bis 5 U. 9 nachm.) von der gelehrten Welt mit ganz besonderer Aufmerksamkeit erwartet. Mehrere Expeditionen sind bereits in Vorbereitung. So soll eine nach der Weihnachtsinsel im Indischen Ozean abgehen. Von Holland aus ist an Einstein die Einladung ergangen, an dieser Expedition teilzunehmen, er will aber davon absehen und diese Arbeit den für die Expedition vorgebildeten praktischen Astronomen allein überlassen. Selbstverständlich wird er die Ergebnisse der Expedition trotzdem mit größter Aufmerksamkeit verfolgen und auch rechnerisch zu kontrollieren suchen.

Die neuen Preisaufgaben für das Schinkelfest. Zum Schinkelfest 1923 des Architektenvereins in Berlin (W 66, Wilhelmstraße 92/93) sind folgende Preisaufgaben gestellt: Auf dem Gebiet des Hochbaues der Entwurf zu einem Volkshaus für eine Mittelstadt; auf dem Gebiet des Wasserbaues der Entwurf zu einem Umbau des Humboldthafens in Berlin; auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens der Entwurf zu einer senkrecht beweglichen Brücke.

Das bulgarische Seminar der Universität Leipzig ist wieder eröffnet worden. Der Leiter des Instituts, Geheimrat Prof. Dr. Weigand, hielt die Eröffnungsfestrede, um Zweck und Bedeutung des Instituts zu kennzeichnen. Generalkonsul v. Philipp und mehrere bulgarische Studenten hielten Ansprachen. Es ist ein erfreuliches Zeichen für die freundschaftlichen Gefühle der bulgarischen Regierung für Deutschland, wenn sie das bulgarische Institut an der Leipziger Universität wieder aufleben läßt.

Deutsch-bulgarisches Preisausschreiben. Die Deutsch-Bulgarische Gesellschaft in Berlin erläßt ein Preisausschreiben für die beste deutsche Übertragung von drei Gedichten des kürzlich verstorbenen bulgarischen Nationaldichters Iwan Wasow. Es sind Geldpreise ausgesetzt von 1000, 500, 300 und 200 Mark. Das Preisrichteramt haben übernommen: Dr. Ludwig Fulda, Dr. Rudolf Presber, Paul Lindenberg in Berlin sowie Geheimer Rat Prof. Dr. Cornelius Gurlitt in Dresden und der bulgarische Professor an der Universität zu Sofia Dr. J. Gheorgov, zur Zeit in München. Die bulgarischen Texte der Gedichte und näheren Bedingungen können unentgeltlich von der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft in Berlin W. 15, Kurfürstendamm 216 bezogen werden. In erster Linie ist an die zahlreichen an deutschen Hochschulen studierenden Bulgaren gedacht, damit sie ihre Kenntnisse in der deutschen Sprache erweisen können.

Deutsche Sport-Ausstellung 1922. Wie uns vom Reichsausschuß für Leibesübungen mitgeteilt wird, veranstaltet dieser gemeinschaftlich mit dem Reichsverband für Zucht und Prüfung deutschen Halbblutes zur Zeit der deutschen Kampfspiele eine großangelegte Sportausstellung. Die von langer Hand vorbereitete Ausstellung soll in der Zeit vom 15. Juni bis 2. Juli d. J. in der großen Automobil-Ausstellungshalle am Kaiserdamm in Berlin, also in der unmittelbaren Nähe der Stätte der deutschen Kampfspiele, dem Stadion, stattfinden und wird einen umfassenden Überblick über die Leistungsfähigkeit aller für die verschiedensten Gebiete des Sportes sowie Turnen, Wandern, Reiten, Fahren usw. tätigen deutschen Industriezweige bieten. Getragen von dem Reichsausschuß für Leibesübungen, der zusammenfassenden Organisation aller sporttreibenden Verbände des deutschen Reiches, und dem Reichsverband für Zucht und Prüfung deutschen Halbblutes, dem Spitzenverband für Reit-, Fahr- und Turniersport und Zucht des edlen Halbblutes, wird die Aus-

stellung einen vollkommenen Überblick über die Bedeutung des deutschen Sports und der gesamten Sportindustrie geben und ein Beweis für die Entwicklung nach dem Kriege sein, die Deutschland in die vorderste Linie aller sporttreibenden Völker stellt. Das Büro der Ausstellung befindet sich in den Geschäftsräumen des Reichsausschusses für Leibesübungen, Berlin W 35, Kurfürstenstr. 48 III.

Eine Darmstädter Sport- und Kunstwoche beabsichtigt die Stadt Darmstadt im Juni dieses Jahres abzuhalten. Vorgesehen ist unter vielem andern neben einer Automobilausstellung eine Sportausstellung, die besonders auch das Jagdwesen umfaßt, ferner ein Preisschießen für Kleinkalibergewehre. Der Hessische Jagdklub (Sitz Darmstadt) wird die Ausgestaltung der Jagdausstellung und die Durchführung des Preisschießens übernehmen.

Ein neues 120000-Mark-Trabrennen. Die Besitzerin der Ruhlebener Trabrennbahn, die Trabrenngesellschaft Berlin-Westend, bringt am 3. September d. J. ein neues wertvolles Rennen zur Entscheidung. Es handelt sich um eine neue Zuchtprüfung, die mit 120 000 Mark ausgestattet und für Pferde aller Länder offen ist. Die Prüfung wird als Stichfahren über 1600 Meter entschieden und bildet die Krönung der Ruhlebener Herbstkampagne. Der Trabersport hat damit wieder eine wertvolle Bereicherung erfahren.

Die Entwicklung der deutschen Reisebüros. Die vor einem Jahr gegründete Vereinigung deutscher Reisebüros (Geschäftsstelle in Berlin W. 15, Konstanzerstraße 5) hielt ihre erste Hauptversammlung ab. Aus ihrem Jahresbericht ist zu entnehmen, daß die Vereinigung, der sich bereits fast alle größeren Reisebüros angeschlossen haben, in ihrem Hauptbestreben um die Hebung des Verkehrs erhebliche Fortschritte gemacht hat. Eins der wichtigsten Ziele der Vereinigung deutscher Reisebüros, die Anbahnung internationaler Beziehungen, ist der Verwirklichung nähergerückt, was eine von der „Fédération universelle des agences de voyage“ in Paris ergangene Einladung zur Teilnahme an deren nächsten Sitzung in Bern beweist. Wirkl. Geh. Rat Kraus, der als Vertreter der Reichszentrale für deutsche Verkehrswerbung der Versammlung beiwohnte, wies in einem eingehenden Bericht auf die Bedeutung der Reisebüros für das Verkehrswesen hin und betonte die Notwendigkeit der Zusammenarbeit aller Verkehrsorganisationen.

Schweden und die Deutsche Gewerbeschau. In Schweden, insbesondere in den Kreisen des Handels und

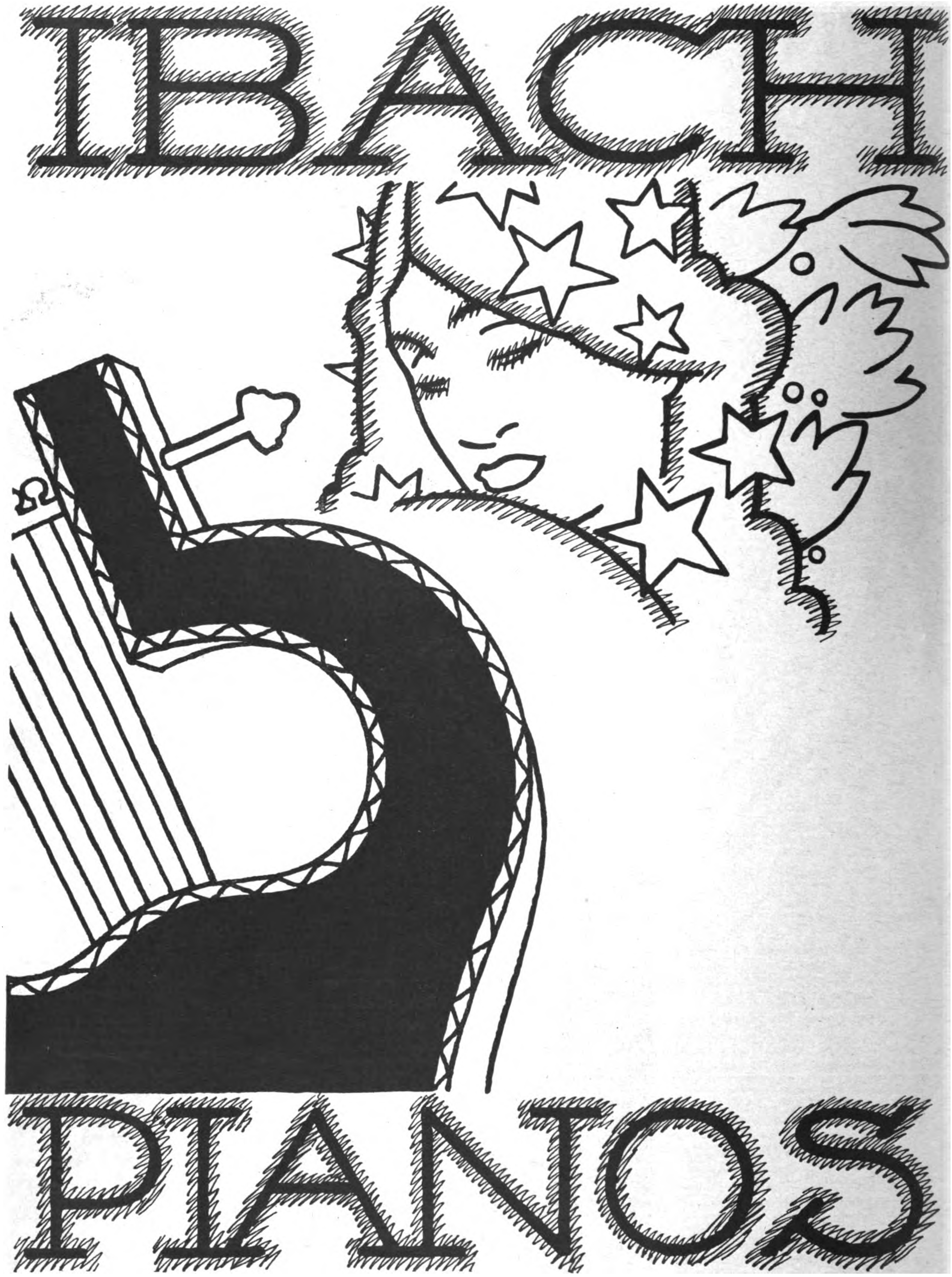
Gewerbes, zeigt sich ein lebhaftes Interesse für die Deutsche Gewerbeschau München 1922. Zahlreiche Anfragen an die Ausstellungsleitung lassen einen regen Besuch aus dem Norden erwarten. Um Handwerkern, Werkmeistern und Arbeitern den Besuch der Deutschen Gewerbeschau zu ermöglichen, werden besondere Studienreisen unter sachkundiger Führung von dem Kgl. Schwedischen Kommerzkollegium, einer dem Finanzministerium angegliederten amtlichen Stelle für Handel und Gewerbe, veranstaltet. Zur Einführung in Wesen und Ziele der Deutschen Gewerbeschau wurden von der Ausstellungsleitung eine größere Anzahl von Druckschriften dem Kommerzkollegium zur Verteilung an die Interessenten übermittelt.

Deutsche Kunstausstellung in Tokio. Der neugegründete Hundert-Maler-E. V. in Berlin-Halensee, Augusta-Viktoriastraße 1 (Fernsprecher: Amt Uhland 5472) hat die Aufforderung erhalten, sich an der großen Landesausstellung in Tokio im April d. J. mit einer eigenen Kunstausstellung zu beteiligen. Während ein japanisches Künstlerkomitee die Vorbereitungen in Tokio trifft, steht ein bekannter japanischer Maler, der vor Jahren in Deutschland studiert hat, dem ausstellenden Verein in Berlin zur Seite.

Die Funktelegraphie Deutschland—Spanien, die zur Zeit einzige unmittelbare Verbindung für die Übermittelung von Telegrammen zwischen Deutschland und Spanien, ist neuerdings wesentlich verbessert worden. Insbesondere wurden auch die Verkehrszeiten erheblich ausgedehnt. Die Verbindung steht auch für den Durchgangsverkehr zur Verfügung, der in erfreulicher Zunahme ist.

Eine der größten Brücken der Welt dürfte in absehbarer Zeit Australien besitzen. Sie ist bestimmt, in einem Ausmaß von 1163 Meter bei einer Stützweite, die mit 490 Meter die des Mittelbogens der New Yorker Brooklyn-Brücke noch etwas übertrifft, den Hafen von Sydney zwischen Dawes Point und Millons Point zu überspannen. Die Brücke soll vier Eisenbahngleise, eine 35 Fuß breite Fahrstraße, eine 18 Fuß breite Automobilstraße und einen 15 Fuß breiten Weg für Fußgänger aufnehmen.

Das Pädagogium Neuenheim-Heidelberg hat im Schuljahr 1920/21 wieder sehr gute Erfolge gehabt. Es hat kleine, bewegliche, nach Begabung gestufte Klassen. Seit 26 Jahren moderne, bewährte Einrichtungen: Familienheim ohne Schlafsäle, Sport, Wandern, Garten- und Feldarbeit, Werkstätte, chem. Praktikum, Verpflegung durch eigene Landwirtschaft.



Preisgekrönter Entwurf von Max Eschle, München.

Illustrirte Zeitung



Die Preisträger unseres Preisausschreibens „Das schöne Kind“.

Oben links: Ingeborg Steinmann in Halberstadt. Rechts: Hans-Helmut Hirschfeld in Karlsruhe i. B. Unten: Marianne Plocher in Mergelstetten, Württemberg.

(Einzelheiten über die Abstimmung unserer Leser, die zu diesem Ergebnis geführt hat, siehe Seite 195.)



Das Wiedererstarken der deutschen Handelsflotte: Der Dreischrauben-Schnelldampfer „Cap Polonio“ der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft, das schönste und schnellste Schiff der wiedererstehenden deutschen Handelsflotte, beim Verlassen des Hamburger Hafens am 17. Februar auf seiner ersten Ausreise nach Brasilien und Argentinien.



Zum Tode des bekannten Industriellen Dr.-Ing. h. c. Reinhard Mannesmann in Remscheid, der gemeinsam mit seinem Bruder Max das nahtlose Walzverfahren für Röhren erfand und in Marokko eine bedeutsame kommerzielle Pioniertätigkeit ausübte, † am 20. Februar im 66. Lebensjahre an Lungenentzündung: Reinhard Mannesmann (1) und sein Bruder Alfred (2) auf einer Fahrt längs der marokkanischen Küste.



Von den „Holländischen Tagen“ in Berlin, veranstaltet am 24. und 25. Februar vom Verein zur Förderung der Hollandkunde im Ausland und von der Deutsch-Niederländischen Gesellschaft in Berlin.
Von links nach rechts, sitzend: Dr. jur. H. C. Dresselhuys, Haag; v. Harnack; de Kanter, Stadtrat von Dordrecht; Baron Gevers, holländischer Gesandter in Berlin; Oberbürgermeister Boeß; Geh. Rat Prof. Dr. Nernst. Stehend: Prof. Goerke, Dir. der „Urania“, Berlin; Dr. med. M. de Hartogh, Arzt, Amsterdam; Max Blokzyl; Reichsminister des Innern Dr. A. Köster; Stadtbaurat Hoffmann; Staatsminister Dr. Drews; Archivrat Dr. P. Oswald; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. H. Schumacher.



Professor Ferdinand Sauerbruch,
Direktor der chirurgischen Klinik in München, erhielt von der Universität Heidelberg wegen seiner Verdienste um die Lungenchirurgie den Kußmaul-Preis.



Die ersten aus den russischen Hungergebieten an der Wolga geflüchteten deutschen Kolonisten in Berlin: Die Flüchtlinge auf dem Schlesischen Bahnhof.



Ministerpräsident Luigi Facta,
der das neue italienische Kabinett gebildet und außer dem Präsidium auch das Ministerium des Innern übernommen hat.



Viscount Lascelles, der Gemahl der englischen Königstochter Prinzessin Mary. Die Trauung fand am 28. Februar in der Westminster-Abtei in London statt.



Von der Indienreise des Prinzen von Wales: Am Ziel beim birmesischen Bootrennen in Mandalay.



Prinzessin Mary von Großbritannien und Irland, die einzige Tochter des englischen Königs Georg V., die sich mit dem Viscount Lascelles vermählte.

Das Ergebnis unseres Preisausschreibens „Das schöne Kind".

Die Abstimmung der Leser unserer Zeitung, welche von den in der Weihnachtsnummer 1921 („Das Kind") abgebildeten zehn Babys, elf Mädchen und zehn Knaben als die schönsten zu bezeichnen seien, hat folgendes Ergebnis gehabt. Als schönstes Baby wurde Bild Nr. 6 (Marianne Plocher in Mergelstetten, Württemberg) mit 10533 von 47973 Stimmen anerkannt. Unter den Mädchen fielen dem Bild Nr. 9 (Ingeborg Steinmann in Halberstadt) die meisten Stimmen zu, und zwar 7530 von 47814. Aus der Abstimmung über den schönsten Knaben ging Bild Nr. 9 (Hans-Helmut Hirschfeld in Karlsruhe i. B.) mit 9033 von 48450 Stimmen als Sieger hervor. Im übrigen verteilen sich die abgegebenen Stimmen, wie folgt:

Babys. Nr. 1: 8850 Stimmen, Nr. 2: 2529, Nr. 3: 4299, Nr. 4: 6273, Nr. 5: 4020, Nr. 6: 10533, Nr. 7: 2265, Nr. 8: 3030, Nr. 9: 5310, Nr. 10: 864 Stimmen.

Mädchen. Nr. 1: 3600 Stimmen, Nr. 2: 4431, Nr. 3: 7230, Nr. 4: 4665, Nr. 5: 2931, Nr. 6: 4200, Nr. 7: 1731, Nr. 8: 4398, Nr. 9: 7530, Nr. 10: 2400, Nr. 11: 4698 Stimmen.

Knaben. Nr. 1: 1332 Stimmen, Nr. 2: 5100, Nr. 3: 7632, Nr. 4: 2364, Nr. 5: 4398, Nr. 6: 6066, Nr. 7: 6264, Nr. 8: 597, Nr. 9: 9033, Nr. 10: 5664 Stimmen.

Die drei Preise von je 1000 Mark sind den Eltern der genannten drei Kinder zugegangen. Die übrigen Kinder erhalten Bücherpreise.

Das Gesamtalter der abgebildeten 31 Kinder, das nach dem zweiten Teil des Preisausschreibens von unseren Lesern zu erraten war, beträgt **1514 Monate**, die sich folgendermaßen verteilen:

Babys. Nr. 1: 10 Monate, Nr. 2: 10, Nr. 3: 10, Nr. 4: 15, Nr. 5: 4, Nr. 6: 17, Nr. 7: 8, Nr. 8: 6, Nr. 9: 12, Nr. 10: 9, zusammen 101 Monate.

Mädchen. Nr. 1: 114 Monate, Nr. 2: 59, Nr. 3: 56, Nr. 4: 69, Nr. 5: 77, Nr. 6: 77, Nr. 7: 100, Nr. 8: 60, Nr. 9: 44, Nr. 10: 97, Nr. 11: 81, zusammen 834 Monate.

Knaben. Nr. 1: 24 Monate, Nr. 2: 23, Nr. 3: 106, Nr. 4: 48, Nr. 5: 77, Nr. 6: 72, Nr. 7: 45, Nr. 8: 45, Nr. 9: 65, Nr. 10: 74, zusammen 579 Monate.

Für die richtigen Lösungen waren 33 Preise in Höhe von zusammen 5000 Mark ausgesetzt worden, und zwar 1500, 1000, 500, zehnmal 100 und zwanzigmal 50 Mark. Die richtige Zahl von 1514 Monaten ist überhaupt nicht erraten worden. Am nächsten kam ihr die Lösung von Gertrud Hottendorff in Celle (Hannover) mit 1515 Monaten, der infolgedessen der erste Preis von 1500 Mark zufällt. Die nächsten Lösungen waren dann 1512 und 1516 Monate, die insgesamt neunmal eingegangen sind. Nach den Bestimmungen des Preisausschreibens waren bei übereinstimmenden Lösungen der zweite Preis (1000 Mark) und der dritte Preis (500 Mark) zusammenzulegen. Wir haben die Summe auf 1800 Mark erhöht und den neun gleichberechtigten Lösern je 200 Mark zugeteilt. Es sind dies: Marieanne Möller in Kiel, Amtsgerichtsrat Brenske in Belzig (Mark), Juliane Taussig in Breslau, Frau Staatsrat Marum in Karlsruhe i. B., Hildegard Maurenbrecher in München, Margarete Tiedemann in Zehlendorf bei Berlin, Ella Henschel in Görlitz, Hugo Treiber in Dresden und K. Melander in Kiel-Gaarden. Weiter gelangten 11 Preise zu je 100 Mark für die Lösungen von 1510, 1511 und 1517 Monaten an folgende Einsender zur Verteilung: Willy Nemriewa in Olmütz-Powel, Rosa Wolfram in Berlin, Anneliese Deimling in Karlsruhe i. B., Bruno Lindam in Leipzig, Elisabeth Sievers in Syke bei Bremen, Georg Thomas in Bautzen, Siegfried Salomon in Berlin, Siegfried Bernstein in Berlin, Herbert Drechsel in Kiel, Max Frenzel in Neustädtel im Erzgebirge und Marie Schröder in Charlottenburg. Preise zu je 50 Mark erhielten noch nachstehende 19 Einsender: Frau Emma Heyder in Geringswalde (1506 Monate), Frau M. Woelky in Kiel (1506), Frau Luise Margarete Benz in Düsseldorf (1506), Otto Lederer in Danzig-Langfuhr (1507), Mathilde Mayer in Karlsruhe i. B. (1508), Hedwig Hirschfeld in Berlin (1508), Lehrer A. Thomaschk in Muskau (1509), F. Preiß in Breslau (1509), Julius Haug in Geislingen a. St. (1519), Elisabeth Jahns in Meißen (1519), Frau Dr. med. Greger in Cassel (1519), Mentzel in Charlottenburg (1519), Luitgard Clevenz in Karlsruhe i. B. (1520), Alfons Stampa in Berlin (1520), Dr. Alfons Mattern in Troppau (1520), Frau Bella Maecker in Berlin-Wilmersdorf (1520), Hedel Marchtaler in Geislingen a. St. (1521), Dr. Weber in Charlottenburg (1522) und Fritz Glauber in Offenbach a. M. (1522 Monate). Sämtliche Preise sind den Empfangsberechtigten bereits zugegangen.

Zahllose Zuschriften aus unserm Leserkreis beweisen das große Interesse, das dieser Konkurrenz allenthalben entgegengebracht worden ist. Den Eindruck, den die Bilder auf Altersgenossen der Kinder gemacht haben, schildert die nachstehende Plauderei unseres Mitarbeiters Paul Georg Münch, des bekannten Vorkämpfers der Arbeitsschule, in fesselnder Weise.

Meine Schuljugend und das Preisausschreiben.

Da es mich als Pädagogen reizt, die verschiedene Begabung der Geschlechter festzustellen, legte ich die Lichtbilder der „Schönen Mädchen" und „Schönen Knaben" meinen achtjährigen Jungen und Mädchen vor, also denselben Kindern, von denen die Skizze „Bub oder Mädel?" in der Kindernummer erzählte.

Ich zeigte zunächst den kleinen Mädeln die Bilder des schönen Geschlechts. Nr. 3 lehnten sie einmütig ab, mit der schnurrigen Begründung: „Sie wäre vielleicht ganz hübsch, wenn sie Sachen anhätte, aber so wäre sie zu nack'g." Den Schönheitspreis gaben sie Nr. 2, „weil die so allein dasitzt" — sie meinten: so verlassen. Bei dieser Bewertung muß berücksichtigt werden, daß die Mädel aus der Weihnachtsstimmung heraus urteilten.

Nun zeigte ich die Mädchenbilder meinen Jungen. Einer, dessen Vater Kinoportier ist, jubelte sofort: „Nr. 7 spielt im Kientopp mit!" Dann entspann sich ein Streit, ob Nr. 9 „lieb" oder „hinterlistig" guckt. Fast alle Buben gaben den ersten Preis der „freundlichen, lustigen" Nr. 10! Sehr entschieden lehnte einer Nr. 11 ab. „Die sieht gerade aus wie unser Dienstmädchen, wenn sie Geschimpftes kriegt."

Als ich nun den Mädchen die Knabenbildnisse vorlegte, zeigte sich wieder, daß Andersgeartetes den größten Reiz hat. Etliche sagten sofort, daß ihnen Nr. 9 gefalle, „weil der ganz anders wäre als die andern". Als Spielgefährten lehnten sie ihn aber doch ab und wählten nahezu einstimmig Nr. 3 als Kameraden, denn „der hat so einen feinen Scheitel und so ein niedliches Gesicht".

Zum Schluß ließ ich meine Jungen unter den Knaben sich einen Kameraden suchen. Da gab es freilich kein langes Besinnen! „Ich wähle mir Nr. 10! Das ist ein richtiger Fußballer! Der sieht aus, als hätte er gerade ein Tor getreten!" Nur einer gab Nr. 2 den ersten Preis, „weil er früher selber so ausgesehen hätte". Auch ein Gesichtspunkt . . .

Das Tischrücken. / Von Hans Freimark.

Stets wenn die gewohnten Lebensverhältnisse ins Wanken kamen, erlebten die Orakelkünste ihre Blüte. Niemals wurden die Wahrsager und Zeichendeuter mehr bemüht als in den Zeiten der Auflösung des römischen Weltreiches. Die französische Revolution brachte den Schülern Mesmers und ihren Somnambulen einen ungeahnten Zulauf, und in der Sturm- und Drangperiode der vierziger Jahre spielten die Schläfer und Schläferinnen der deutschen Magnetisten eine beträchtliche Rolle. Auch heute wieder verlangt es die aufgerührten Gemüter aus der Unsicherheit ihrer gegenwärtigen Lage nach Gewißheiten, die den Wandel der Tage überdauern. Abermals geht eine Tischrück-Epidemie durch die Welt.

Es ist nicht die erste. Wie das Tischrücken keine Erfindung der Neuzeit ist. Bereits die Antike kannte diese Form der Zukunftserkundung. Ammianus Marcellinus berichtet von zwei griechischen Philosophen, die mit Hilfe eines Dreifußes auf dem Wege des Ausklopfens der einzelnen Buchstaben den Namen des kommenden Herrschers in Erfahrung zu bringen trachteten. Ihr Unternehmen wurde beobachtet, verraten und trug ihnen einen Prozeß ein, der mit ihrer Hinrichtung endete. In den kleinasiatischen Kulten gab es Befragungsinstrumente, die auf dieselbe Weise in Bewegung gesetzt wurden wie jener Dreifuß und wie jetzt die Tische. Von manchen Forschern wird sogar angenommen, daß die berühmten „schwingenden Steine", die sich in den keltischen Gegenden Frankreichs finden, zu ähnlichen Zwecken bestimmt waren.

Der Vorgang ist stets der nämliche. Auf den Dreifuß oder den Tisch werden leicht die Fingerspitzen der Hände aufgelegt. Das Weitere entwickelt sich von selbst. Oder auch nicht. Je nach der psychischen Einstellung der Teilnehmer. Zuweilen wird für solche Versager die Beschaffenheit des Tisches verantwortlich gemacht. Es heißt: der Tisch darf kein Metall enthalten, er muß aus sieben oder neunerlei Holzarten hergestellt sein. Alle diese Vorschriften haben jedoch nur einen suggestiven Wert. Sie lenken den Sinn auf das Besondere des Vorhabens und schaffen damit die nötige Erwartungsstimmung. Wissenschaftliche Versuche haben gezeigt, daß weder die Art noch die Form noch die Größe des Tisches entscheidend ist. Wenn die Teilnehmer die erforderliche Gemütsverfassung in sich hervorzubringen vermögen, werden die schwersten wie die leichtesten Tische gehoben.

Wie die Untersuchungen von Professor Lehmann in Kopenhagen ergaben, kommt alles darauf an, ob die von den verschiedenen Teilnehmern ausgehenden rhythmischen Antriebe sich in einer bestimmten Weise ordnen. Tritt dieser Fall ein, so wird sich der Tisch in Bewegung setzen; erhält jedoch keine der sich kreuzenden Strahlungswellen die Oberhand, so ist er nicht aus seiner Ruhe zu bringen. Aus der dunklen Empfindung von der Wichtigkeit der Zusammenfassung der einzelnen Kraftquellen stammen die Anordnungen über die Kettenbildung und den gemeinsamen Gesang, wie solche in den Privatzirkeln üblich sind. Der gemütliche Einklang, der auf diese Weise erreicht wird, erleichtert das Zustandekommen eines einheitlichen Bewegungsantriebes wesentlich.

Derartige Rhythmen gehen, wie Professor Lehmann mit Hilfe von Registrierapparaten feststellte, ständig von uns aus und pflanzen sich in den Raum fort. Über den Umfang ihrer Reichweite wissen wir noch wenig Bestimmtes. Verschiedene Beobachtungen sprechen dafür, daß sie nicht unbeträchtlich ist. So bewirkten die Mitglieder der „Dialektischen Gesellschaft" in London Erhebungen eines schweren Tisches ohne Berührung. Dabei waren die Stühle mit den Lehnen gegen den Tisch gekehrt, die Teilnehmer knieten auf den Sitzen, und nur ihre Hände waren über die Lehnen gegen den Tisch ausgestreckt. Ebenso wurden in den Sitzungen mit Eusapia Paladino von den verschiedensten Untersuchern Tischbewegungen ohne Berührung beobachtet. Wiederholt wurde der Tisch während seines Schwebens photographiert, ohne daß sich Verdachtmomente ergaben. Selbst Professor Max Dessoir, Berlin, dieser sehr kritische Beurteiler des italienischen Mediums, gibt zu, daß er in Sitzungen mit ihr Zeuge der Bewegungen von Gegenständen war, die ihm „ganz unerklärlich waren und bleiben". Allerdings weist Dessoir gleich anderen Forschern, die mit der Paladino arbeiteten, darauf hin, daß den Bewegungserscheinungen vielfach das Auftreten eines hebelartigen Gebildes vorhergeht. Ein entsprechender physischer Apparat hat jedoch ungeachtet aller Kontrollen niemals entdeckt werden können.

Neuere Untersuchungen machen es denn auch wahrscheinlich, daß es sich bei diesen Vorkommnissen um eine Zusammenballung der strahlenden Energie, sozusagen um ihre Materialisierung handelt. Die Experimente, über die Dr. v. Schrenck-Notzing München, in seiner neuen Arbeit „Die physikalischen Phänomene des Mediumismus" berichtet, stützen diese Auffassung. Schrenck-Notzing stieß bei seinen Untersuchungen auf die bereits von Prof. Ochorowicz beobachteten „starren Strahlen". Mit Hilfe der Photographie ließ sich die Bildung dieser Strahlen bis zu einem gewissen Grade verfolgen. Sehr unterrichtend sind in dieser Hinsicht auch die Beobachtungen des englischen Physikers Crawford, die ihn zu der Annahme führten, die Bewegungen des Tisches würden durch ein System fluidischer, sich verfestigender Hebel und Balken bewirkt. Der Ausgangspunkt dieses Systems liegt im Medium. Leider jedoch werden diese Untersuchungen etwas entwertet durch die ausgesprochen spiritistische Einstellung des Experimentators und dadurch, daß sie im Familienzirkel des Mediums stattfanden. Crawford verläßt sich in allzu naiver Weise auf die Erklärungen der „Operatoren", wie er die angeblichen jenseitigen Mitwirker nennt, und es fällt ihm anscheinend gar nicht auf, daß die Erläuterungen der vermeintlich selbständigen Intelligenzen in der Hauptsache in Zustimmungen zu der Ansicht bestehen, die er sich über die betreffenden Vorgänge gebildet hat.

Wertvoller als die Aussagen der „Kontrollgeister" des Crawfordschen Mediums sind die Experimente Albert Hofmanns. Gleich Professor Lehmann führt Hofmann die Bewegung von Tischen und Gegenständen auf rhythmische Antriebe zurück, die, wie er in seiner Schrift „Das Rätsel der Handstrahlen" schildert, von der Hand ausgehen. Seine Versuchsapparate, Räder aus Sonnenblumenmark und Trommeln aus Silberpapier, kommen bereits bei der leisesten Annäherung ins Kreisen. Dieser Vorgang, der ohne jede mysteriöse Zeremonie durch jedermann sich hervorrufen läßt, stützt die von Professor Wendler, dem Vorsitzenden des „Deutschen Verbandes zur Klärung der Wünschelrutenfrage", zur Erhellung der fraglichen Phänomene aufgestellte Theorie. Wendler vertritt auf Grund seiner Beobachtungen auf dem verwandten Gebiete die Ansicht, daß „das resonatorische Zusammenwirken der Pulsationen bei Medium und Teilnehmern zwei aerodynamische Kraftfelder mit Wirbellinien" schaffe, von denen die Gegenstände ergriffen und in Bewegung versetzt würden. Auch weist er darauf hin, daß die Hautströme und ähnliche Begleiterscheinungen wie fast alle Emanationen sich quantenhaft-rhythmisch vollziehen und daher auf diesem Wege ebenfalls Energieübertragungen möglich sind.

Wie erheblich die Vorstellungskraft der Versuchsperson an der Art der Bewegung beteiligt ist, ergab sich, als Hofmann einer solchen gelegentlich erklärte, nach Ertönen eines Weckers werde der Apparat zuerst zum Stillstand kommen und dann

in der entgegengesetzten Richtung zu drehen beginnen. Dies trat, sobald der Wecker klingelte, prompt ein. In abgeänderter Form wiederholte sich das nämliche Spiel bei einer anderen Versuchsperson.

Der Einfluß der persönlichen Vorstellungen auf die Tischbewegungen kann einigermaßen genauen Beobachtern auch sonst kaum entgehen. Der Tisch ist lediglich ein Verdeutlicher und Versinnlicher der inneren Antriebe. Die Eigenschaft, daß er Dinge offenbart, an die wir bewußt nicht denken, daß er uns Tatsachen ins Gedächtnis ruft, die wir längst vergessen hatten, ja daß er zuweilen sogar Kenntnisse zutage fördert, von denen wir uns nicht erinnern, wie wir sie erlangt haben, teilt der rückende Tisch mit dem Traum. Ebenso die Neigung, einen persönlichen Urheber der Mitteilung zu schaffen. In der Tat setzt erfolgreiches Tischrücken genau wie der Traum eine vorhergehende Bewußtseinsveränderung voraus, nur daß diese sich in mäßigeren Formen hält als jene des Träumens. Die Zensur, die sonst das Bewußtsein gegenüber seinen Impulsen ausübt, wird eingeschränkt, ja mitunter nahezu aufgehoben. Unbehindert vermögen geheime Wünsche, verborgene Hoffnungen, unterdrückte Neigungen sich zu äußern und, was wichtig ist, in gewissem Sinne sich zu gestalten. Die weitverbreitete Meinung, durch das Tischrücken mit einer anderen Welt in Berührung zu kommen, hat also ihre Berechtigung. Sie irrt nur, indem sie die Gestalten dieser Welt für etwas anderes hält als die Gestalten unserer Träume. Soweit sich überindividuelle Zusammenhänge auftun, erklären sie sich aus dem allem Lebenden gemeinsamen Psychischen. Die Gewißheiten, die die rückenden Tische vermitteln, werden daher immer nur Gewißheiten sein, die in der menschlichen Seele liegen. Um dieser bewußt zu werden, bedarf es jedoch nicht der Tische. Jede Versenkung in das eigene Innere verschafft den gleichen Aufschluß und ist weniger den Täuschungsmöglichkeiten ausgesetzt, die dem Tischrücken als einem veräußerlichenden Mittel anhaften.

Zwischen Abend und Morgen. / Skizze von Walter Hammer-Webs.

Er trat aus seinem Arbeitszimmer in das Schlafzimmer. Er war nicht müde. Er hatte stundenlang am Schreibtisch gearbeitet, ohne zu merken, wie die Zeit verging. Aber nun im Anblick des Schlafzimmers packte ihn Niedergeschlagenheit, daß die Arbeit vielleicht doch umsonst gewesen sein könne. Und damit war wieder ein Tag verloren, ein Tag nur, aber er reihte sich an eine Kette, die gespenstisch ins Wesenlose versank.

Als er die Krawatte aufband, packte ihn im Augenblick ein würgendes Gefühl. Er sah sich stehen, Abend für Abend, hier an demselben Platz, sah sich immer wieder Krawatten aufbinden, ohne ein ersichtlicheres Resultat, als daß er müde oder weniger müde war.

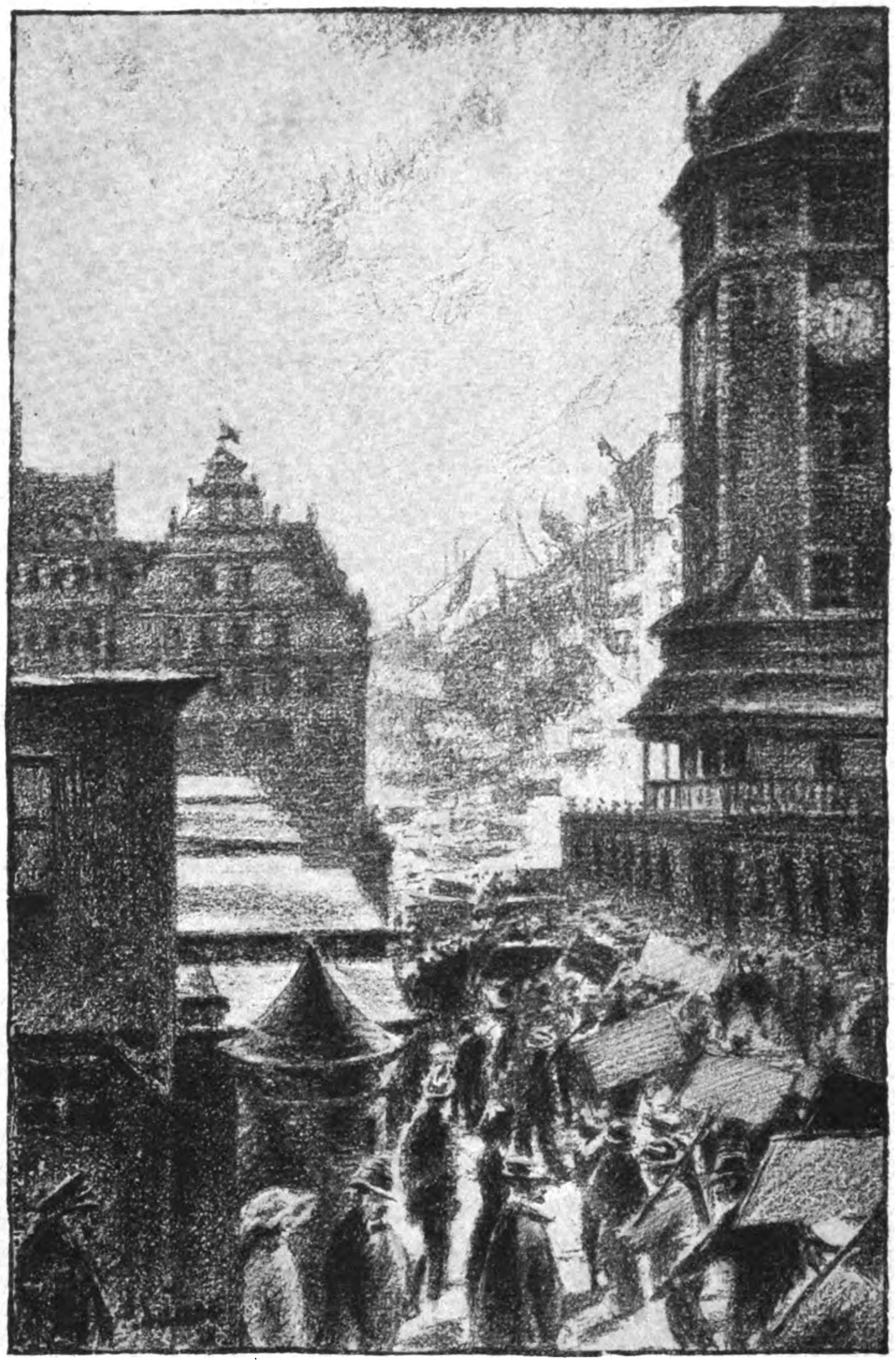
Im Augenblick war er wach, fürchterlich wach. Er hätte sich anziehen mögen, fortgehen, durch die Stadt, irgendwohin, nur nicht in dieses Bett. Er starrte voll Haß auf die Kissen: ein Fluch, schlafen gehen zu müssen. Müssen? Er dachte nach, die Krawatte noch in der Hand. Aber im nächsten Augenblick schleuderte er sie kraftvoll zu Boden. Die Beinkleidträger flogen nach hinten und baumelten. Es war der lächerlichste Augenblick am Ende des Tages.

Er würde noch Zeitung lesen, dachte er. Der Gedanke hatte nichts Tröstliches. Da seine Frau bereits schlief, vermied er es, mit einem Krach sich ins Bett zu legen, wie er es am liebsten getan hätte. Aber der Mißmut in ihm war zu groß. Seine Frau erwachte dennoch, weil er sich zwei-, dreimal heftig in den Kissen herumwarf, ehe er die richtige Lage fand. Ihr Antlitz sah aus den Kissen mit halb geöffneten Augen fragend zu ihm hinüber.

Er bemerkte es zwar, aber der Haß, der in ihm brannte, zwang ihn, zur Decke zu starren. Er verwünschte die Zeitung, die er lesen wollte, und die Lampe, die er noch ausdrehen mußte, weil er im Augenblick keinen anderen Wunsch hatte als Dunkelheit, Schlaf und Vergessen.

Ihre Hand kam lautlos herüber und streichelte sein verärgert vor sich hinstarrendes Gesicht. Er duldete es wohl, aber er sträubte sich gegen das glücklichere Gefühl, das in seinen Gedanken emporkroch und ihn zu verwandeln drohte. Warum, wozu? Der Mann blieb einsam. Hinter der sattesten Sekunde stiegen kaskadengleich neue aufrührerische Gedanken empor. „Laß", sagte er kurz.

Sie beugte den Oberkörper zu ihm hinüber und starrte in sein Gesicht. „Was hast du?" fragte sie leise. Das Zimmer war so still in diesem Augenblick, und er erkannte, daß es kein Wehren gab gegen den zärtlichen Strom, der aus ihrem Antlitz zu ihm hinüberstrahlte.



Zur diesjährigen Frühjahrsmesse in Leipzig (5. bis 11. März): Blick auf den Marktplatz mit der dort errichteten provisorischen Ausstellungshalle. Nach einer Zeichnung von Paul Sauer.

Er starrte wortlos in ihr Gesicht und suchte nach einem Ausweg aus dem Labyrinth seiner Verzweiflung. In ihrem Antlitz war alles weich, zart ausgeglichen. Ihr Haar, aus einem betörend schlichten Scheitel straff zurückgekämmt, hing in zwei schweren Zöpfen rechts und links herab.

Sein Gesicht vergrub sich plötzlich an ihrer Brust. Sie fühlte seine Stirn in der Beuge ihres Halses, diese weitausgehöhlte Stirn, hinter der rastlos die Gedanken brannten. Sie streckte vorsichtig den Arm zum Kontakt hinüber und zog ihn aus der Wand. So wurde es dunkel, und sie konnte ganz anders zu ihm sprechen mit ihren Küssen und mit ihren streichelnden Händen. „Du bist müde, du mußt schlafen", sagte sie, und er gab ihr kraftlos recht. Immer wieder blieb s i e das letzte nächtliche Gespräch, und wenn er am Tag mit seinen Gedanken meilenweit von ihr fortgelaufen, sie holte ihn immer wieder zurück aus allen Himmeln oder aus jeder Verzweiflung.

Er umschlang sie. „Gute Nacht", sagte er würgend. Sie gab das Wort nicht zurück. Ihre Hand, unsichtbar nun, strich durch sein wirres Haar. „Du!" sagte sie, „wann wirst du anders werden?"

„Wenn ich alt bin", gab er verbissen zur Antwort. „Wenn ich müde bin und nicht mehr verzweifelt."

„Oder ganz verzweifelt?" fragte sie leise.

„Aber nicht mehr so!" stieß er hervor.

Sie lächelte glücklich, er sah es nicht im Dunkel des Zimmers. Er fühlte nur plötzlich ihren Mund, ihre umschlingenden Arme. Er lag ganz still. Er horchte, was aus dieser stummen Zärtlichkeit tröstend zu ihm sprach. Als Kind war diese Sehnsucht in ihm gewesen, so zärtlich, so lautlos zärtlich in der letzten Sekunde vor dem Einschlafen getröstet zu werden. Er schlief plötzlich.

Als er am andern Morgen vor dem Spiegel stand, seine Krawatte am Boden liegen sah, entsann er sich seiner gestrigen Verzweiflung. „Höchst sonderbar," dachte er, „was war denn gestern?" Er fühlte deutlich, daß er hier im Licht der Morgensonne als ein ganz anderer stand: frisch, elastisch, erwartungsvoll auf den neuen Tag.

„Kindisch", dachte er und schämte sich in der Erinnerung vor seiner Frau. „Und sie ist dann auch gleich immer so sentimental." Er schüttelte den Kopf, bückte sich, hob die Krawatte auf, strich sie glatt und band sie nun höchst sorgfältig um.

Auf dem Wege zum Frühstückszimmer fielen ihm ein Dutzend Sachen ein, die er erledigen wollte. So vergaß er fast, seiner Frau guten Morgen zu sagen.

Sie stand am Tisch und goß eben den Tee ein. Sie stellte hastig das Kännchen fort und kam auf ihn zu. Aus der Art, wie sie stumm die Hände seinen Wangen entgegenhob und ihn anblickte, entsann er sich wieder dunkel, daß gestern abend irgend etwas gewesen war, woran sie scheinbar noch immer dachte.

„Was hast du denn?" fragte er sehr gütig.

Als Antwort bekam er nur einen flüchtigen — einen befremdend flüchtigen Morgenkuß.

„Der Tee wird kalt", sagte sie.

Aphorismen.

Von Clara Blüthgen.

Es braucht längst nicht alles dumm zu sein, weil es den andern unverständlich erscheint.

Unsterblichkeit? Wir wissen nichts davon. Ewig werden wir uns an diesem dunklen Rätsel den Kopf zerstoßen. Die einzig sichere Unsterblichkeit eines lieben Toten ist seine Beeinflussung der Überlebenden.

Wenn die Natur durch mächtige Ereignisse, durch Erdbeben, Flutwellen, Seuchen die Menschen massenhaft dahinrafft, so verstehe ich die Logik: Der großen Gebärerin muß auch das Recht des Tötens zustehen, ganz gleich, ob es sich um eine Menschenherde oder einen Mückenschwarm handelt. Wenn aber ein begabter Mensch an dem giftigen Stich einer blöden Fliege stirbt, so verstehe ich die Willkür dieses Geschehens nicht.

Nach den Kronen greifen und froh sein, wenn uns eine Walnuß in der Hand bleibt. In den kleinen Dingen des Lebens Freude und Wichtigkeit finden, wenn die großen sich uns versagen, ist die praktische Philosophie, die unser Ziel ganz besonders verlangt.

Haß der Geschlechter? Ist 's nicht vielmehr die Empfindung, daß Mann wie Frau nach einem Naturgesetz aufeinander angewiesen sind, mithin das Gefühl der Abhängigkeit eines vom andern, wogegen starke Naturen sich auflehnen?

Aus Kindermund.

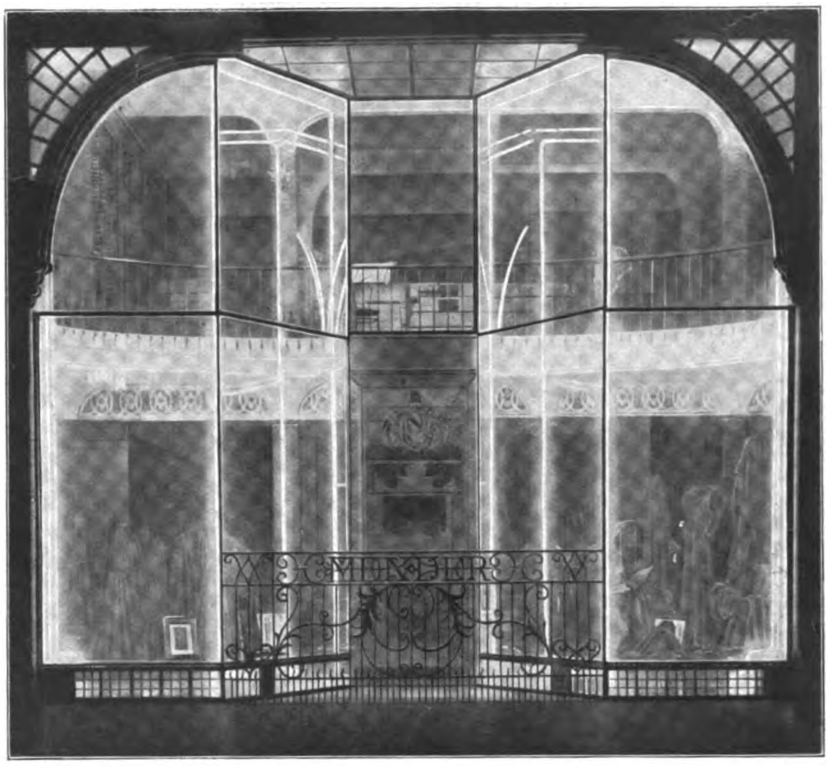
Ein kleiner Bauernjunge kam von seinem ersten Schulgange wieder nach Hause. Vater und Mutter fragten ihn: „Nun, wie hat es dir denn in der Schule gefallen?" — Der kleine Bursche kratzte sich hinter den Ohren, nahm dann die Pelzmütze vom Kopfe, warf sie auf den Tisch und rief aus: „Hätte ich doch die Sache gar nicht erst angefangen!"

Mama hat ein Schächtelchen mit den abgeschnittenen Löckchen ihrer Kinder. Eines Tages öffnet sie dasselbe und gewahrt unter den goldigen, seidenweichen Härchen ein Büschel steifer, schwarzer Haare und ruft aus: „Ja, was sind denn das für Haare?" — Alfred, beschwörend: „Wirf sie nicht hinaus, die sind von meinem Schaukelpferd!"

Papa: „Von nun an werde i ch dir bei Tisch vorlegen, denn deine Augen sind immer größer als dein Magen." — Der Kleine flüstert seiner Mutter kläglich zu: „Aber mein Magen ist viel größer als dem Papa seine Augen!"



Eine 1000jährige Burg: Die Schönburg bei Naumburg a. d. Saale, die im Jahre 922 von König Heinrich I. als deutsche Warte gegen die Sorben erbaut wurde. (Phot. Johs. Mühler, Leipzig.)



Von der diesjährigen Leipziger Frühjahrsmesse: Schaufensterbeleuchtung durch Moorelicht auf dem Ausstellungsstand der Osram G. m. b. H. (Siehe den Aufsatz „Moorelicht auf der Leipziger Messe“ auf Seite 222.)



Dr. Wilhelm Bode,
der bekannte Verfasser vielgelesener Bücher über Goethe, begeht am 30. März seinen 60. Geburtstag. (Hofphot. Louis Held, Weimar.)



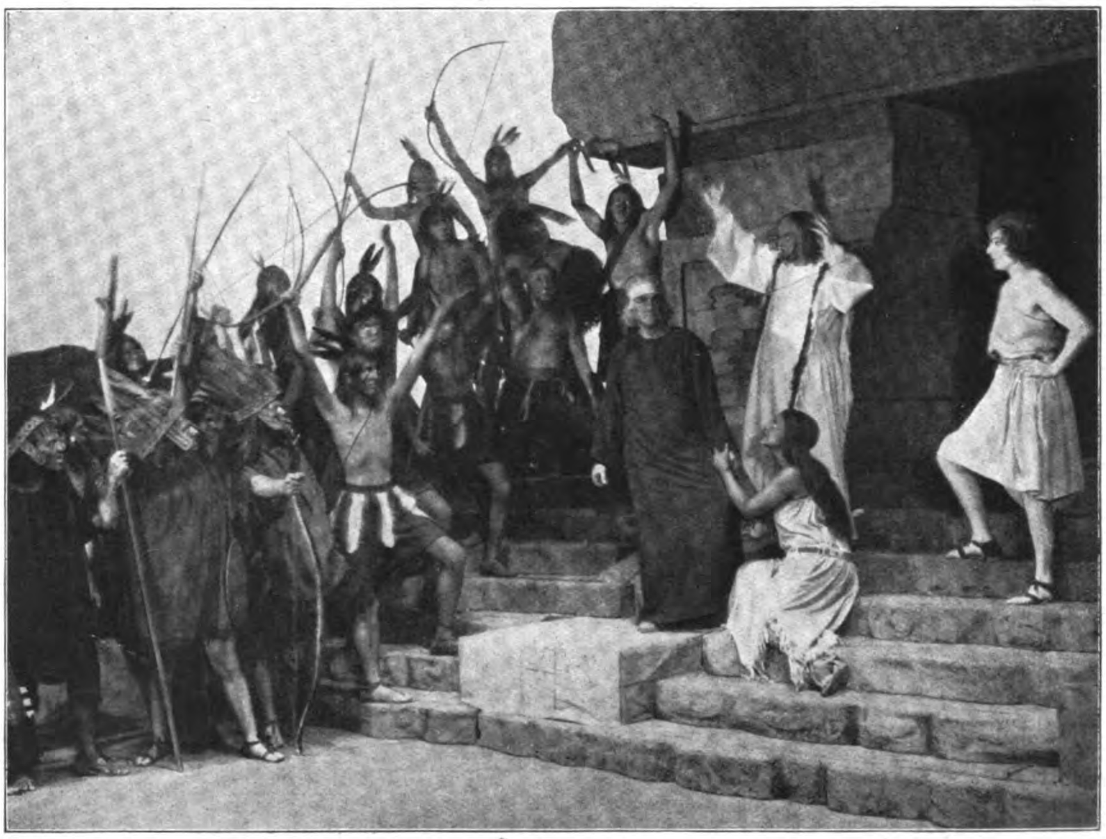
Von der Landwirtschaftlichen Woche in Berlin: Die Vorstandsdamen der Zentrale der Deutschen Landfrauen bei einer Sitzung im Meistersaal. Von links nach rechts: Frl. v. Loesen, Frau Rosa Kempf, Frau v. Meinel, Baronin Pawel, Frl. v. d. Decken, Gräfin v. Schwerin-Löwitz, 1. Vorsitzende der Zentrale der Deutschen Landfrauen, Gräfin Keyserlingk-Cammerau, Frau Hina Mühlbach, Baronin Kerckerinck.



Dr. phil. h. c. Alfred Bock,
bedeutender hessischer Erzähler, dessen Werke von echtem Wirklichkeitsgehalt erfüllt sind. (Siehe die Würdigung auf Seite 217.)



Szene von der Uraufführung von Georg Kaisers Tragikomödie „Kanzlist Krehler“ in den Berliner Kammerspielen. Paul Graetz als Kanzlist Krehler und Margarete Kupfer als Frau Krehler. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Von der Uraufführung von Gerhart Hauptmanns dramatischem Gedicht „Das Opfer“ („Indipohdi“) im Dresdener Schauspielhaus am 23. Februar: Schlußbild des I. Aktes. Auf den Stufen: Prospero (Paul Wiecke), Tehura (Antonia Dietrich), Oberpriester Oro (Adolf Müller), Pyrrha (Melitta Leitner). (Phot. Ursula Richter, Dresden.)

Erhard Amadeus Dier.

Von Dr. Erwin Taigner.



Picknick in der Rokokozeit.



Bildnis des Künstlers Nach einer Zeichnung von K. Gassauer.



Slowakischer Bauerntanz.

Einem Künstler wie Dier ein kurzes Geleitwort mitzugeben, erscheint auch dann schwer, wenn eine mannigfaltigere Auswahl seiner Bilder dem Wort zur Seite steht und den Betrachter gleichsam in medias res dieser vielgestaltigen Malernatur führt. Hat man das fertige Lebenswerk eines Künstlers vor sich, dann kann der sichtende Blick das Wesentliche erkennen und in die Wurzeln zurück verfolgen. Wo wir aber erst sein Wachsen beurteilen können, ist es oft schwer, zu sagen, wie die letzten Resultate sein werden, und das Wesen des Künstlers selbst wird uns Aufschluß geben über sein Wollen. Aus den Werken sehen wir mehr den Weg denn das Ziel. Bei der Vielseitigkeit Diers ist es unmöglich, Beispiele zu bringen, die einen Totaleindruck seiner verschiedenen Ausdrucksmittel ersichtlich machen. Glücklicherweise ist es durch Beigabe einer farbigen Reproduktion möglich gewesen, auch von seiner Koloristik einen Begriff zu geben.

Dier begann nach eifrigem Aktstudium, während dessen er sich durch kleine Brotarbeiten erhalten mußte, als Aquarellist seinen eigenen Weg zu gehen. Seine Begabung und seine abnorme Vorstellungsgabe konnten sich in den Möglichkeiten feinster Zeichnung und malerischer Details, die ihm seine Sujets boten, am besten ausleben. Nichts ist ihm zu bedeutungslos, um es nicht zu verwerten. Aus jeder Bewegung, jedem Requisit weiß er Kapital zu schlagen, und dazu gibt er einen solchen Überfluß, daß man immer wieder Neues, Reizvolles entdeckt. Dieser musizierende Maler hat eine Phantasie voll Anmut, die nie süßlich, einen Humor, der nie trivial wird. Die Liebe zu jeder Falte, zu jedem Stück Rasen, das Verständnis für slowakische und spanische Volksszenen, ebenso wie für Rokokofigürchen, alles zeigt die souveräne Beherrschung der Technik nicht minder als einen Intellekt, der weit über der Sache steht. Gerade dieser ist es, der für Dier genau so charakteristisch ist wie das naiv malerisch Sinnliche in ihm. Bei flüchtigem Erfassen könnten seine Bilder manchmal den Eindruck des konventionell Zahmen machen. Wenn man nur genauer sieht, wird uns die tiefe Originalität, das logische Muß klar. Das Bestrickende eines echten Humors und kultiviertesten Geschmacks. Bedenkt man das Wie vor dem Was, so liest man aus all den kleinbürgerlichen Motiven, aus den scheinbar brav mit den wohlüberlieferten Traditionen stimmenden „Genrebildchen“ den Künstler heraus, der es nicht verschmäht, auch Kleines zu malen, weil er es sich eben leisten darf und das Kleine nicht kleinlich, sondern Innigkeit wird.



Carmencita.

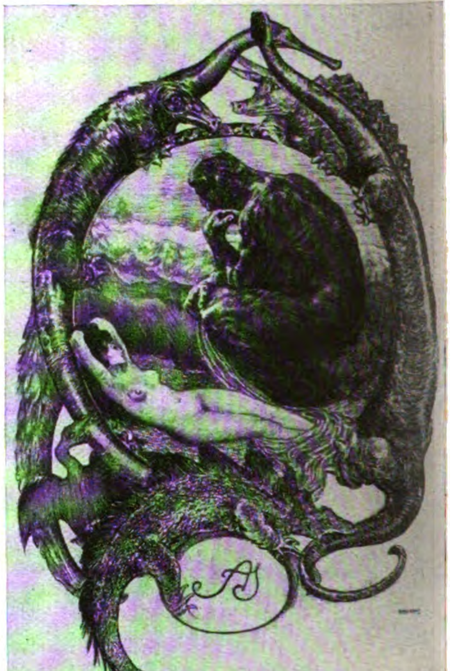
Die Produktivität dieses jungen Meisters wäre bedenklich, wenn dies alles nicht unter dem Zwange einer steten inneren Notwendigkeit voll maßlosen Temperaments, wie er selbst, entstanden wäre, die ihn im Verein mit einer nie rastenden Selbstkritik von Stufe zu Stufe treibt. Nie hat er sich abgeschrieben oder seinen Stil schlechtweg als Kunstwerk gebracht. In den Aquarellen echt wienerisch sensibel, raffiniert, oft leise erotisch, zeigt er sich in den Radierungen meist ernster, männlicher. Ich schätze heute seine Radierkunst fast mehr; die Nötigung, sich präziser, knapper auszudrücken, scheint mir ein wirksames Mittel, ihn für zu erwartende Werke größeren Stils zu schulen, denn seine in letzter Zeit stärker gepflegte Öltechnik zeugt von seinem Ringen nach dem absolut malerischen Ausdruck. Die Tätigkeit Diers umfaßte bis jetzt eine unabsehbare Reihe meist figural betonter Aquarelle und Ölbilder, zahlreiche radierte Exlibris, Mappenwerke, Illustrationen und diverse Einzelblätter. Sein erstes Auftreten in der Öffentlichkeit als Graphiker erfolgte im Jahre 1915. Es waren dies die Illustrationen zu Gil-Baras „Gitana“. Das Bild wäre nicht vollständig, würde man die Landschafts-, Porträt- und Tierstudien sowie mehrere Stilleben von vornehmstem Reiz vergessen. Seine größten Werke scheinen mir trotz allem noch nicht getan, und es ist eine stolze Freude, von einem Künstler seines Ranges noch Größeres, Höheres erwarten zu dürfen.



Exlibris.



Bettler vor der Kirche Santa Anna in Granada. (Mit Genehmigung des Verlages Halm & Goldmann in Wien.)



Exlibris.



Dorfbrand. Nach einem Aquarell von Erhard Amadeus-Dier.

DIE ELEGANTE FRAU

Von Julie Elias



Frau Ulla Haniel, geb. v. Levetzow, Berlin, die Gattin des bekannten Rennstallbesitzers. (Phot. Ernst Sandau, Berlin.)

Wenn in unseren Tagen eine Frau schön ist und als schön gelten will, so muß sie zugleich elegant sein. Die elegante Frau — das ist die Frau, die gefällt — die Frau, die versteht, sich einen Rahmen zu schaffen: in ihrer Toilette, in der Gestaltung ihres Heims, in der Auswahl ihrer ganzen Umgebung. Nicht der Geschmack an weiblicher Schönheit hat sich mit der Zeit geändert, nur die Bedeutung des Schönen. Wie die ganze Ästhetik der Menschen, so ist auch der Begriff „Schönheit" wandelbar. Die schöne Frau pflegt Bewunderung zu erregen, nicht Liebe. Auf die Dauer fesselt Schönheit nicht, weil sie zu etwas Alltäglichem, zur Gewohnheit wird, während die Eleganz ein sehr abwechslungsreiches Wesen ist, immer etwas Neues, Interessantes. Die elegante Frau birgt in den Falten ihres Gewandes, in dem Duft, der von ihr ausgeht, in der anmutigen Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinung jenen rätselhaften Zauber, die odeur de femme, wodurch der Mann betört wird: sie ist ihm nicht eine Frau allein, sie ist ihm die Eine, die alle anderen in sich schließt.

Der selige Giampietro vom Berliner Metropoltheater sang einst ein Couplet mit dem Kehrreim: „Ich falle furchtbar auf die Emballage!" Und damit meinte er den Anzug der Frau. Marcel Prévost spricht in einem seiner Damenbücher sogar von dem „Krach der Schönheit". Eine Madame Récamier, eine Venus von Milo, eine Phryne können heute unbehelligt durch die Straßen der Großstadt wandern — niemand wird sich um sie kümmern. Während es in London noch professional beauties gibt, authentische Damen von Welt, deren Bildnisse in den Schaufenstern der großen Geschäfte glänzen, während dort und in Amerika noch Schönheitskonkurrenzen veranstaltet werden, ist in Paris die sogenannte schöne Frau längst abgetan und durch die elegante Frau ersetzt. Der Kult der Eleganz hat den Kult der Schönheit abgelöst. Ein schönes Weib, das nicht elegant ist, zählt nicht; eine elegante und nicht eben schöne Frau zählt in dem Maße ihrer Eleganz.

Auf die Psychologie dieser modernen Sinnesänderung näher einzugehen, würde zu weit führen. Genug, die reizvolle Persönlichkeit der Frau gilt heute mehr als die konventionelle Venus. Vielleicht ist der Ersatz der Schönheit durch die Eleganz auch nur das Zeichen einer durchtriebenen und überfeinerten Zivilisation, die sich im Geist des Widerspruchs und der Paradoxa gefällt. Immerhin, in diesem Sinne war auch wohl Goethe ganz modern oder dekadent, wie man es nimmt, als er im zweiten Faust Chiron, den Kentauren, sagen ließ:

„Frauenschönheit will nichts heißen,
Ist gar zu oft ein starres Bild;
Nur solch ein Wesen kann ich preisen,
Das froh und lebenslustig quillt.
Die Schöne bleibt sich selber selig;
Die Anmut macht unwiderstehlich,
Wie Helena, da ich sie trug . . ."

Wer kann beweisen, daß Helena „schön" war? Sie war vielleicht nur anmutig, oder wie wir heute sagen würden: sie war elegant.

Was versteht man nun unter Eleganz? Für die Lateiner war Eleganz: feine Korrektheit, verbunden mit Klarheit. Im älteren französischen Sprachgebrauch war Eleganz gleichbedeutend mit einer gewissen seltenen Anmut in den Formen. Honoré de Balzac, der ein ganzes Buch über die Physiologie des eleganten Lebens geschrieben, hat die Sache kurz so definiert: „Entwicklung der Grazie und des Geschmacks in allem, was uns angehört und was uns umgibt."

Die Meinung, daß man zur Eleganz geboren sein muß, ist höchst veraltet. Wir wissen, daß sich Eleganz erlernen läßt, und besonders die Frauen, die so Einschmiegsamen und Anschmiegsamen, sind gelehrige Schülerinnen, vorausgesetzt, daß ihnen das Gefühl für Eleganz gegeben ist. Die elegante Frau legt vor allem Wert auf größte Reinlichkeit und Akkuratesse: sie wird keine schmutzigen Handschuhe tragen, keine zerknüllte Lingerie; sie wird keine losen oder gar abgerissenen Knöpfe, keinen durchlöcherten Schleier dulden; sie hat niemals schiefe Absätze oder Stiefel, die aus der strengen Form geraten sind, keine aus der Mode gekommenen Sachen, nichts, was unansehnlich und nicht distinguiert wäre. Und wie sie an ihrer Person keinen Zug verträgt, der jenen Grundsätzen widerspräche, so nötigt sie auch ihre Umgebung, diesen Anforderungen zu genügen. Ihre Dienstboten werden sauber und adrett, ihr Haus wird wie eine Folie ihrer scharmanten Persönlichkeit sein. Man könnte mithin sagen: die Eleganz der Frau beruht auf der Grazie einzelner Teile und der Harmonie aller.



Frau Ohla Richter, die Gattin des bekannten Dresdener Architekten Hansalfred Richter. (Phot. Hugo Erfurth, Dresden.)

Was aber die Eleganz ausschließt, das ist: Sparsamkeit. Wer sparen will, kann nie wahrhaft elegant sein. Alles, was auf Sparsamkeit hindeutet: durch Überzug geschonte Möbel, Abonnement in der Leihbibliothek, geflickte Kleidungsstücke usw., all das ist unelegant. Also elegant zu sein, ist ein teures Vergnügen, das sich heutzutage nicht alle Frauen gönnen dürfen. Die sich's leisten können, sollen aber auch in der Gegenwart nicht darauf verzichten, denn das elegante Leben schafft Arbeit und Verdienst für viele, und der Verschwender ist schließlich volkswirtschaftlich nützlicher als der Geizhals.

Um wirklich elegant zu erscheinen, genügt es auch anscheinend nicht, einen Pelzmantel aus Edelfell, kostbare Perlenketten usw. zu besitzen — eigentlich wollen alle diese hübschen Dinge gefahren sein, und die elegante Dame müßte also auch noch Auto oder Wagen zur Verfügung haben. Aber so weit soll der Begriff „Eleganz" nicht ausgedehnt werden. Was früher elegant



Frau Silvia Brügelmann. (Phot. M. Diez-Dührkoop, Berlin.)

war, ist heute vielleicht schon Luxus, und Luxus treiben, seinen Reichtum zeigen, das ist wieder Protzerei und Parvenütum und hat nichts mit der eigentlichen Eleganz zu schaffen, die etwas Selbstverständliches und Unauffälliges ist und in gewisser Beziehung auch sehr einfach sein kann. Ja, raffinierte Einfachheit ist höchste Eleganz. „In der Erscheinung dieser Frau ist mehr Eleganz als Reichtum", pflegt man zu sagen. Der König der Dandys, Brummel, war seiner Eleganz erst sicher, wenn keiner sie bemerkte. Gab jemand seiner Bewunderung zu lebhaft Ausdruck, so wurde Brummel verstimmt, ging heim und wechselte seine Kleidung.

Man kann sich an den Orten und bei den Gelegenheiten, wo elegante Frauen zu sehen sind, bei den Five o'clocks, bei den großen Premieren und auf öffentlichen Bällen oder privaten Gesellschaften leicht überzeugen, daß die elegante Frau, die diesen Namen verdienen will, sehr diskret gekleidet ist und sich zurückhaltend benimmt; jene anderen aber, die auffallen wollen, große Gesten machen, unruhig sind, laut reden und sich und ihre Kleidung zur Schau stellen,



Gräfin Maria v. Henckel-Donnersmarck, Schloß Katscher, Oberschlesien. (Phot. Atelier Elvira, München.)



Frau von Le Suire, geb. v. Cölln, Schloß Altenmuhr.
(Phot. Franz Grainer, München.)



Frau Oppenheim, Berlin. (Phot. Hugo Erfurth, Dresden.)

sind weit von der Eleganz entfernt, selbst wenn sie mit Toiletten großer Häuser, mit Auto, Villa usw. aufwarten können. Eine Frau ohne gute Manieren kann niemals eine elegante Frau sein.

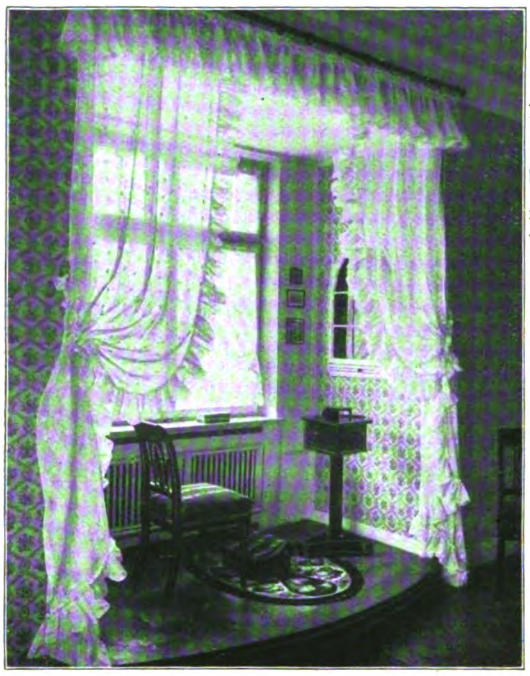
Es ist eine so verbreitete wie irrige Ansicht: daß die elegante Frau nur sich und ihrer Toilette lebe oder leben müsse, weil diese angenehmen und überflüssigen Dinge ihre ganze Zeit beanspruchen. Die elegante Frau kann auch eine tätige, eine schaffende Frau sein; sie soll es sein und keine Zierpuppe. Die Eleganz bildet keinen Gegensatz zu höherem Streben, zu der Sehnsucht, den inneren Menschen zu bereichern. Und so sei an den Schluß dieser flüchtigen Betrachtungen ein Ausspruch Balzacs gestellt, das moralische Kernwort des schon genannten Buches, ein Wort, das die elegante Frau von heute sich oft wiederholen sollte: „Das elegante Leben schließt weder das Denken noch die Wissenschaften aus; es heiligt sie. Die Lehre vom eleganten Leben hat nicht den Zweck, den Leuten zu zeigen, wie man seine Zeit genießen, sondern wie man sie ordentlich nach einer zum Höchsten entwickelten Idee anwenden soll."



Frau Susanne Tiemann, die Gattin des Leipziger Akademiedirektors Professor Walter Tiemann. (Phot. Hugo Erfurth, Dresden.)



Frau Erna Wehling, die Gattin des Düsseldorfer Architekten Felix Wehling.
(Phot. Franz Grainer, München.)



Ecke der Frau des Hauses im Wohnzimmer. Entwurf: Professor Hugo Eberhardt, Offenbach a. M.

Räume der Dame

Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm



Bett im Damenschlafzimmer. Entwurf: Rudolf Brüning, Düsseldorf.



Tochter-Schlafzimmer. Entwurf: Rudolf Brüning, Düsseldorf.

In den Räumen der Dame spiegelt sich ihr Wesen; sie sind mehr als der Rahmen eines Bildes, mit dem man sie oft verglich, denn Leben von ihrem Leben geht auf die Dinge über, mit denen sie sich umgibt, auf denen ihr Blick täglich haftet, und deren Formen sie mit zarten Fingern berührt. Da gewinnen die Sachen eine Seele, der Geschmack nimmt Gestalt an, und von den Gegenständen geht ein leichtes Flüstern aus und sagt im Ton des alten Liedes: „Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten."

Wie ein Salon der Geselligkeit dient, ist das Boudoir dem intimeren Leben geweiht; es gehört der Stimmung, wie sein Name besagt, und kann alles aufnehmen, was zum eigentlich persönlichen Leben in Beziehung steht, zum „Jardin secret", dem geheimnisvollen Garten, worin die Erinnerungen Früchte, die Hoffnungen Blumen sind. Der Orangenbaum trägt beide zu gleicher Zeit; nicht viel anders ist es im Garten des weiblichen Herzens.

Zartere Farben als der Salon wird das Boudoir bevorzugen; Rosa oder Blaßgrün und Lila sind anmutiger Hintergrund. Blumenbilder fügen sich am besten ein, von aufmerksamer Künstlerhand gemalt, die es versteht, auch der einzelnen Blume eine Seele einzuhauchen. Vor solchem Bild träumt es sich gut, wenn der Blick über das Buch hinweg in die Ferne gleiten will und Rast findet bei den Sonnenkindern der Natur . . . dem Sinnbild der Liebe und der schönen Frauen.

Enthält der Salon kostbare Dinge, wie Porzellanfiguren von Wert, Sachen, die Sammlergeschmack und Eifer verraten, so läßt das Boudoir auf die persönlichen Neigungen, das Arbeitsfeld der Dame schließen. Da ist der Schreibtisch mit all den Kleinigkeiten, die ihre besondere Note haben, die Mappe, der Federhalter, die Briefbeschwerer . . . Erinnerungen an liebe Menschen, an schöne Reisen, vielleicht an ein unvergeßliches Fest schmücken den Tisch, an dem die Dame mit ihren Sorgen fertig wird, um den Salon mit heiterer Anmut zu betreten.

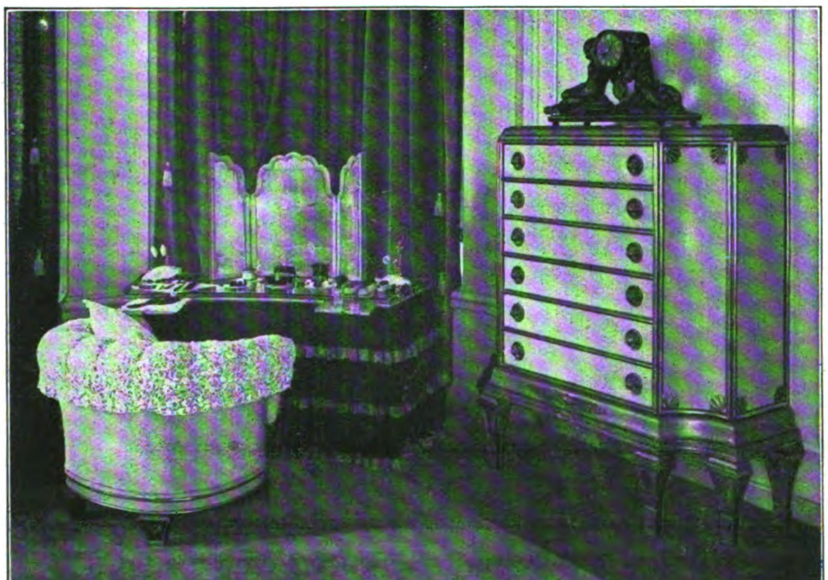


Ecke im Damenzimmer. Entwurf: Professor E. Fahrenkamp, Düsseldorf.

Früher war die Chaiselongue von besonderer Wichtigkeit; Madame Récamier kann man sich nicht anders vorstellen als auf der Chaiselongue, und die Damen des 19. Jahrhunderts, die Dumas' Romane, Paul Heyses Novellen und die ersten Tauchnitzbände lasen, bedurften entschieden der Chaiselongue — heute ist sie von geringerer Bedeutung, wenn sie auch dem modernen Boudoir noch den Reiz stimmungsvoller Zurückgezogenheit verleihen muß. Doch da und dort mahnt ein Sportgerät daran, daß ihre Alleinherrschaft vorüber ist, und derbere Farben werden gewählt, wo sie mit braunem, sonnverbranntem Gesicht in Einklang sein müssen.

Manches von Geist und Seele der Dame erzählen die Bücher, die in ihren Räumen Aufnahme gefunden haben oder zur Gesellschaft beschaulicher Stunden da auf einem Tischchen, hier vielleicht auf einem Sessel liegen geblieben sind. Jede Zeit hat ihr Modebuch, und jede Dame sollte ihren Lieblingsschriftsteller haben. Was für zarte Dinge lagen früher in einem Jungmädchenzimmer! Heute ist die Weltanschauung freier, und mancher Unterschied ist verwischt. Nur das Zimmer erinnert an einst; es ist in seiner Art geblieben, einfacher, lichter als ein Boudoir, das bunte Spiel der Erinnerungen fehlt. Es ist ein Raum, der noch die Seele sucht — eine Rosenknospe, eingestellt auf Träume von künftigem Glück; vielleicht auch ein Raum, in dem sich ernste Berufsarbeit vorbereitet, etwas männlich; unsere jungen Mädchen sind ja so ernst geworden.

Und das Schlafgemach? — Die Innenarchitekten haben entzückende Möglichkeiten ersonnen, höchsten Komfort, einwandfreie Hygiene, Symphonien in Farbe und Form. Noch nie waren die Schlafzimmer so schön, so traumhaft abgestimmt. Aber die Hauptsache ist, daß die schöne Herrin darinnen gut schläft und träumt, und damit: „Gute Nacht!"



Partie aus dem Boudoir im Hause M. Entwurf: Lucian Bernhard, Berlin.



Kaminecke im Boudoir im Hause M. Entwurf: Lucian Bernhard, Berlin.



Damenzimmer. Entwurf: Fritz Voggenberger, Frankfurt a. M.



Damenschlafzimmer. Entwurf: Fritz August Breuhaus, Köln.

Räume der Dame.

DIE FRÜHJAHRS- UND SOMMERMODE

Von Ola Alsen



Frühjahrskostüm aus blauem Serge mit langer Jacke, reicher Tressenverzierung und Metallgürtel. (Kostüm: Hansen Bang; Hut: Paula Schwarz.)

Früher, also in jenen glücklichen Zeiten, in denen man noch für weniges Geld eine Menge hübscher Sachen kaufen konnte, trieb die Neugierde dazu, sich mit den Dingen der kommenden Mode zu befassen. Es war ein heiteres Spiel, ein lustiger Zeitvertreib. Heute ist die Kleidfrage nicht weniger reizvoll, aber — und darin liegt getrübt des Pudels Kern — das Kaufen hat seine Harmlosigkeit eingebüßt! Die Kleidung, die stets Bedeutung und Aktualität behalten wird, zeigt sich von problematischer Seite. Man muß sich ernsthaft mit ihr beschäftigen, um eine nach allen Richtungen befriedigende Lösung zu finden. Ist man ehrlich, so muß man zugestehen, es ist in der Tat eine Kunst, heute hübsch angezogen zu sein. Das rast- und hastlose Tempo, in dem sich früher Frau Mode gefiel, ist unter dem Zwange der Verhältnisse maßvoll geworden. Die Bezeichnung „maßvoll“ trifft für alle Gesichtspunkte zu. Man ist nicht nur maßvoll in dem Wechsel der Geschmacksrichtungen, sondern auch in allen geschmacklichen Fragen. Man kultiviert Schlichtheit, lehnt alles Übertriebene und Extravagante ab. Alles baut sich auf eine auf Schlichtheit gerichtete Basis auf. Dabei tritt dieser Wunsch nicht in unsympathischer Weise in die Erscheinung. Man hat die Empfindung, die Mode ist geläutert auf einer Kulturstufe angelangt, die dem Empfinden der Zeit entspricht. Selbstverständlich stehen dieser Grundtendenz widerstreitende Meinungen gegenüber, und man begegnet Kleidern von höchster Eleganz. Nun ist sich jeder, der sich mit dieser Materie eingehend befaßt, klar darüber, daß es eine Reihe von Menschen gibt, deren Lebensbedürfnisse den Besitz kostbarer und eleganter Kleider vorschreiben. Es ist gut und erfreulich, daß auch luxuriöse Kleidung gepflegt wird. Wenn sie auch für die breite Masse nur den Wert sensationeller Erscheinungen bedeutet, so macht doch das Ansehen dieser Dinge genau soviel Freude wie das Betrachten von schönen Bildern, Schmuck und anderen Wertgegenständen, deren Besitz nicht unbedingt reizt. Abgesehen von diesen ästhetischen Erwägungen, ist auch die Existenz kostbarer Kleidung von sozialer Bedeutung, da mit ihrer Herstellung viele Menschen beschäftigt und bisher brachliegende Industrien aufs neue befruchtet werden. Diese Erwägungen müssen stets zu ihrem Rechte gelangen, wird von Mode gesprochen. Sie erscheint heute immer noch vielen Menschen als etwas durchaus Oberflächliches und Entbehrliches. Diese unterschätzen ihren inneren Wert, der von weittragendem Ausmaß ist. Man ziehe in Betracht, daß während vieler Jahre die Spitzenindustrie völlig stillag und dadurch viele arbeitsfreudige Hände unbeschäftigt blieben. Uneingeweihte werden einwenden, daß, wer gewöhnt sei, Spitzen herzustellen, auch mit der Beschaffung anderer Dinge sein Brot verdienen könne. Daraus entstehen Streitfragen, die nicht leicht aus der Welt zu schaffen sind. Es liegt klar auf der Hand, daß heute manche Industrien, zu denen auch die Spitzenindustrie gezählt werden muß, ihre Stärke in der Herstellung jener Produkte finden, mit denen sie sich durch Generationen befaßt haben.



Mantelkleid aus maulwurfgrauem Wollstoff mit dunkler Tresse. Dazu gerade lose Jacke mit Metallschluß. (Modell: Hansen Bang.)

Eine andere im Augenblick durch die Gunst der Mode wieder im Aufblühen begriffene Industrie ist die Bandweberei. Es ist vielleicht nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß sich ein großer Teil der modischen Neuheiten dieses Frühjahres mit Bandverwendung befaßt. Die Neigung, Band zu garnieren, ist in ihrem innersten Wesen mit dem Wunsche verwandt, einfache Wirkungen auszulösen. Verweilt man einen Augenblick bei den neuen Hüten, so gelangt man zu der Erkenntnis, daß Band eine bevorzugte Rolle spielt. Sehr fesche Formen sind ganz aus Ripsband genäht. Bei anderen Hüten hat man Strohköpfen aus Band geflochtene Ränder gegeben, oder die Hutränder bestehen aus übereinandergeschichteten zweifarbigen Bändchen. Apart ist ein aus Bändern geflochtener Rand, der der Tendenz entspricht, die Hutränder durch Ornamente zu unterbrechen. Mit Bändern ist dieses leichter hergestellt als mit Stroh, obgleich auch bei breit gespannten Strohrändern dieser neue Gedanke in kunstvoller Ausgestaltung vielfach Anwendung findet. Diese geschmackvolle Methode besitzt den gleichen Wert der Originalität wie der geglückten Wirkung. Häufig sind auch breite Bänder durch die Ränder gezogen und ober- oder unterhalb zu einer Schleife geknüpft. Auch das seitlich zu einer Schleife geschlungene Bändchen, das in langen Enden auf die Schulter flattert, taucht in diesem Frühjahr wieder auf. Herabhängende Effekte scheinen mit besonderer Vorliebe gepflegt zu werden, darum erinnert man sich auch der Straußfeder so intensiv, die schon in den letzten Jahren mit Fleiß wieder eingeführt werden sollte. An diesem Verfahren hält man beharrlich fest. Eine Menge neuer Methoden bestätigt diese Absicht. So trägt man langfaserige, unfrisierte Straußfedern ebenso wie leicht gelockte. Man versucht, die einzelnen zartfaserigen Straußfederhalme kunstvoll zu verlängern, und scheint sich wieder der einstmals gepflegten Pleureusenmanier zuzuwenden, indem man die Fasern aneinanderknüpft. Wird diese Methode nicht übertrieben, so sehen die herabwallenden Straußfederhalme fast wie duftige Schleier aus, und man wird gut tun, sich mit dieser Anregung näher zu befassen. Die aneinandergeknüpften Straußfederhalme werden auch in die Rillen der Strohhüte eingefügt und geben ihnen ein flaumiges, weiches Gepräge. Dem Wunsch, duftige Hüte herzustellen, entspricht auch die Aufnahme von Roßhaar. So sieht man recht originelle Hüte, ganz und gar aus Roßhaar zusammengesetzt, und wiederum Formen, bei denen das Roßhaar zu Spitzen geflochten ist.



Sommerkostüm aus silbergrau und rot gestreiftem Wollstoff mit Metallgürtel. Hut mit Federpose. (Kostüm: Hansen Bang; Hut: Paula Schwarz.)

Das Straßenkostüm zeigt jugendliche einfache Linien. Die Röcke sind entschieden länger, aber nicht sehr viel weiter geworden. Es scheint, als ob eine gerade Jacke, die etwa in Hüfthöhe abschließt, am beliebtesten werden wird. Der Gürtel wird nicht mehr in Taillenhöhe, sondern tiefer getragen. Dadurch hat sich der Eindruck des Kleides ein wenig verändert. Der Gürtel hat übrigens besondere Bedeutung gewonnen, da man ihn nur in den seltensten Fällen aus dem gleichen Material arbeitet, aus dem das Kostüm hergestellt ist. Man liebt Gürtel aus geflochtenem Leder, schätzt vor allem Stahlketten und Gürtel aus farbigen Galalythsteinen, von Metallketten zusammengehalten. Die Ärmel der Kostüme sind entschieden weiter geworden. Sehr bevorzugt werden Ledergarnituren. Man ist zu der alten Liebe für das marineblaue Kleid zurückgekehrt. Marineblau scheint auf der ganzen Linie sieghaft zu sein. Um diesen sonst recht einfachen Kleidern einige Abwechslung zu geben, werden sie vielfach mit Weiß aufgehellt oder durch Rot belebt. Blau-Weiß und Blau-Rot scheinen die farbigen Schlagwörter der nächsten Zukunft werden zu wollen. Man sieht eine Fülle origineller Modelle, bei denen rote, buntbestickte Westen an den Kostümen eine Rolle spielen. Eine bestimmte Nuance von Rot wird nicht bevorzugt; alle Schattierungen, von einem müden Weinrot an bis hinauf zu einem leuchtenden Flammenrot, wechseln miteinander ab. Selbstverständlich werden graue und sandfarbene Kostüme in jedem Frühjahr getragen, so daß es außer Frage steht, daß diese bevorzugten Schattierungen auch jetzt wieder voll gewertet werden. Aber nicht nur für das Kostüm, sondern auch für das Mantelkleid besitzt Marineblau durchschlagende Bedeutung. Marineblaue, schlanklinige Kleider, von einem tiefen Gürtel gehalten, mit Tressen garniert, weitärmelig, nehmen in dem augenblicklichen Modenbild weiten Raum ein. Bei ihnen tritt auch vielfach Blendenverzierung in die Erscheinung. Die schmal oder breit geschnittenen Blenden, in tausend abweichenden Arten aufgesetzt und verwendet, beweisen, daß man für diese an und für sich sehr schlichte Garnitur besonderes Interesse besitzt. Die neue Methode, Blenden einen andersfarbigen Grund zu geben, erzielt reizvolle Effekte. Diese Mantelkleider werden durch harmonierende Capes komplettiert. Die Bedeutung des Capes hat in diesem Frühjahr eine Verstärkung erzielt, da die schlichten Mantelkleider auf der Straße eine Überhülle voraussetzen. Obgleich die modische Tendenz alle Übertreibungen ablehnt, ist sie doch reich an mannigfaltigen originellen Einfällen, die es jedem gestatten, seinem persönlichen Geschmack Rechnung zu tragen.



Nachmittagskleid aus blauem Wollstoff mit Silberstickereien und weiten Ärmeln. Dazu großrandiger Hut mit Blumen. (Modelle: Marie Latz.)

Photographische Sonderaufnahmen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Ernst Sandau, Berlin.



Hinter den Kulissen der Modeschau: Die letzten Vorbereitungen.
Nach einer farbigen Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Lutz Ehrenberger.

DER MODELLHUT

Von Hans Norbert.

Ein einziges Mal habe ich mich überreden lassen, eine Frau bei der Wahl ihres Hutes zu beraten. Ich werde es nie wieder tun.

Der Vorgang spielte sich in jenem aparten und entzückenden Raum ab, der den Modellhüten vorbehalten ist, und der schon durch sein mondänes Äußeres das Preisniveau zu erkennen gibt. Was ein Modellhut ist, wird einem männlichen Gehirn schwer eingehen. Die Logik der Frau hingegen erfaßt sehr rasch, daß das wesentliche Merkmal eines Modells der vierstellige Preis ist, den der Mann zu bezahlen hat.

In einen Klubsessel gelehnt, ließ ich den Dingen und meinen Gedanken ihren Lauf. Die Präliminarien begannen. Eine kleine Direktrice, die ich unter anderen Verhältnissen scharmant zu nennen nicht umhin gekonnt hätte, brachte die ersten Hüte heran; auf spitzen Fingern, schwebend, balancierend. Ich glaubte ihrer Miene anzusehen, daß sie zu diesen Objekten selbst kein rechtes Zutrauen hatte. Es waren offenbar nur „Entrees“, die die Durchschlagskraft des Kommenden erhöhen sollten. Ein Blick durch das Lorgnon, ein kleines Mundwinkelzucken, und ruhmlos waren die Hüte wieder verschwunden.

Dann aber trug das kleine Fräulein einen Hut vor sich her wie eine Monstranz. Ihre Augen glänzten (welche schauspielerische Imagination und Durchtriebenheit gehört doch dazu, einer Frau einen Hut anzudrehen!), und sie kam ins Schwärmen. „. . . Chef-Direktrice, extra nach Paris gereist . . . tzückend . . . das Allerletzte . . . vornehm und schick . . . tzückend . . .“, hörte ich ungefähr, denn die Unterhaltung wurde unter Ausschaltung meiner Nebensächlichkeit leise geführt.

Nun kam Tempo in die Handlung. Einige Lehrmädchen marschierten zur Hilfeleistung auf, reichten der kleinen Direktrice Hüte, und andere wieder bauten den Berg der nicht konvenierenden Schöpfungen ab. Oh, welche ungeheure Mengen von Modellen kann der subtile Geschmack einer Dame verbrauchen! Mein Auge erstarrte unter dem Monokel. Ich bewunderte das kleine Fräulein, das eine Beredsamkeit und eine außerordentliche Phantasie entfaltete bei der Schilderung, mit welchen unerhörten Anstrengungen es gelungen sei, gerade dieses Modell aus Berlin, Wien, Paris oder London hereinzubekommen.

Das kleine Lager war durchgemustert; der Tragödie zweiter Teil begann. Jetzt kam es darauf an, wie der Hut auf dem Kopf oder der Kopf unter dem Hut sich ausnahm. Mein ganzes Mitgefühl wandte sich nun meiner Frau zu. Es ist keine geringe physische Leistung, sich ungefähr dreißig Hüte hintereinander aufzusetzen. Dazu kommt noch die seelische Bedrängnis der Wahl. Noch tönt mir das Fragespiel in den Ohren: „Ist das vorn oder hinten?“ (Je teurer nämlich ein Hut ist, desto unergründlicher ist seine Geometrie.) Ich möchte alle denkbaren Möglichkeiten des Lebens ausschöpfen und meinetwegen auch eine Frau sein, aber eine Dame, die Hüte probiert, möchte ich nicht sein, um keinen Preis der Welt.

Denn: was ist ein Hut an sich? Eine kapriziöse Konstruktion auf stofflichen Unwägbarkeiten, aus Materialien, die „Materialien“ zu nennen ein Witz ist. Was aber ist eine Dame an sich, eine kapriziöse Frau ohne einen entsprechenden Hut? Die Krone der Schöpfung ohne die Schöpfung der Krone. (Das ist nicht sehr geistreich, aber ein Kompliment. Komplimente sind niemals geistreich.) Zwei Kapriccios stoßen aufeinander: ein Hut und eine Frau, und das Ganze muß sitzen wie eine fertige Partitur. Der Kopf einer Frau ist schwerer unter einen Hut zu bringen als ein Dutzend Köpfe einer Parlamentarier-Konferenz. Der Hut als die Pointe der ganzen Erscheinung birgt Witz, Tücke, Raffinements, Lächerlichkeit, Geschmack, Ungeschmack, Würde und Entwürdigung in sich. Man setze jener Dame von Welt diesen Hut auf, und die Welt . . . halbiert sich. Man gebe einer Kokotte jenen Hut dort, und sie wird zur Dame von Welt. Ich habe beobachtet, daß es zwei Arten von Frauen gibt: solche, die sich jeden, selbst den unmöglichsten Hut aufsetzen können, und er paßt, ganz im Gegensatz zu jenen Frauen, auf deren Kopf eigentlich kein einziger Hut einen befriedigenden Eindruck auslöst. Beide sind gleich schlecht daran; denn die Frau, der jeder Qualitätshut gut steht, kommt erst recht nicht zu dem gewünschten Ende: welcher ihr denn am besten steht.

Das erlebte ich jetzt. Das junge Fräulein — und sie war, wiewohl erschöpft, diesmal unverkennbar aufrichtig — fand jedes Modell auf dem Kopfe meiner Frau „entzückend“. Nun mußte ich in Aktion treten. Ich sollte mein ästhetisches Gutachten abgeben. Das ist eine undankbare und schier unlösbare Aufgabe. Denn eine Frau kann sich wohl von der Vielheit der zu wählenden Formen verwirren lassen, in ihrem Innern aber hat sie einen sichereren Instinkt als jeder Berater für das, was ihrem Gesicht und Ensemble frommt.

Mein Gutachten befriedigte nicht, die kleine Direktrice — sie arbeitete mit Hingebung — befriedigte nicht, die Modelle befriedigten nicht. Es war eine kritische Situation. Da kam plötzlich und erlösend der psychologische Augenblick der Entscheidung (oder vielmehr, wie man sehen wird, der unpsychologische Augenblick). Es war die jähe Wahl der Unentschlossenheit. Mit dem letzten Rest der Kraft und noch einmal alles Feuer der Beredsamkeit schürend, beteuerte die kleine Direktrice, von diesem Modell gäbe es nur noch ein zweites Stück, mit einer geringen, abweichenden Nuance, und das trage Frau v. B. in Berlin.

So wurde der Kauf perfekt. Nun trat ich wieder in Aktion, die recht erheblich war, und das Dramolett war zu Ende. — Bis auf das Nachspiel. Denn in den folgenden Tagen geschah das Erschütternde: Von dem Modellhut, der nur ein zweites Mal in einer geringen, abweichenden Nuance existierte und von Frau v. B. in Berlin getragen wurde, lief eine ganze Reihe schändlicher, doppelgängerischer Exemplare herum. Und nichts kann einer Frau einen kostbaren Hut so sehr verleiden als seine Kopie auf fragwürdigem Haupt.

So war der Modellhut erledigt. Und überdies fand meine Frau, daß er überhaupt nicht der richtige sei; oder zumindest nicht der einzig richtige. Man schritt zur zweiten Wahl. Aber ich bin nicht mitgegangen.



Vor dem Ball. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Hanns Langenberg.

Das Alter ego.

Skizze von Elisabeth Dauthendey.

Burre Brahn tanzte den langsamen Walzer. Seine Gedanken machten weite Wege über die weißen Schultern seiner Tänzerin hinweg. Er sah nicht, daß sie schön war. Nur, daß sie im geschmeidigsten Rhythmus mit ihm sich im Abgrunde der Musik verlor, fühlte er, und daraus kam ihm seine Hingerissenheit zur Ferne. Der Duft ihres Körpers, statt ihn in ihre nächste Nähe zu bannen, nahm ihn noch weiter weg in die blühenden Gefilde der Erinnerung.

Sehnsucht ist Ferne, dachte er. Liebe ist Sehnsucht. Sollte ewig Sehnsucht bleiben. Nähe und Gegenwart zerstören sie. Aber Sehnsucht ist Schmerz, und ich leibe.

Es gab ihm plötzlich einen Stoß mitten ins Gehirn, sein Blut wurde kalt.

Die Musik war jäh erloschen. Die Tänzerin verschwand. —

Wo war er?

Der Traum hatte aufgehört, mit ihm seine eigene Wirklichkeit.

Die Wirklichkeit ist Leere, wir füllen sie mit unseren Träumen, daß sie Körper bekomme und wir sie leben fühlen. —

Burre Brahn schlenderte durch die Säle des Kristallpalastes.

In der Bar nahm er einen Absinth.

Die Akrobaten im Nebensaal ekelten ihn an, diese Aufhetzung des Körperlichen unter der Hungerpeitsche ist unappetitlich.

Er ging weiter. Sah niemanden. Wollte nicht sehen, daß viele schöne Schultern sich ihm zuwandten, leuchtende Frauenaugen ihm nachliefen. Er wollte nicht wissen, daß er Burre Brahn, der große Tragöde, war. Heute stand ihm der Sinn nicht nach Sekundenglück. Die Ewigkeit wollte er, die ganze Ewigkeit der Ekstase.

Und die hatte ihm nur eine gegeben.

Aber sie war ihm verloren. An einen andern verloren.

An diesem Verluste brannte seine Sehnsucht lichterloh.

Vor einem kurzen Monat noch war sie an seiner Seite.

Tag um Tag, da sie als die zwei ersten Sterne den großen neuen Weltfilm agierten.

Ah — das Kino!

Der neue Film ist heute fällig.

Durch die Spielsäle hindurch stürzte er sicht- und hörlos an den andrängenden Bekannten vorüber zum Lichtspielhaus. —

Der Vorhang war schon hoch.

Auf der Bühne stand er neben Elka, den Arm um sie geschlungen; das düstere Feuer ihrer dunklen Augen brannte verheißend in die seinen.

Das Spiel ging weiter. Durch Haß und Liebe, Mißverstand und tausend Hemmungen hindurch, beide immer wieder zusammen, wie eine Brandrakete vom Sturm der Leidenschaft einander immer wieder zugeworfen. Durch tosende Gegenströmungen wieder auseinandergerissen — bis endlich das rettende Ufer sie aufnahm.

Burre Brahn fieberte in allen Nerven.



Eleganter sommerlicher Abendhut aus Rosenblüten mit einer Roßhaarkrempe. Getragen von der Schauspielerin Ruth Weyher. (Modell: Paula Schwarz.)





Sommerlicher Abendhut aus schwarzem Tagal. Der Rand ist mit Bändern und Reiherfedern belegt. Getragen von der Schauspielerin Ruth Weyher. (Modell: Claire Golsch.)



Hochsommerkleid aus weißem Krepp mit langem Rock in sehr geradliniger Form. (Modell: Marie Latz.)



Nachmittagskleid aus marineblauem Crêpe Georgette mit neuartiger farbiger Netzstickerei und zweifach umgelegtem Faltengürtel. (Modell: Hansen Bang.)

Oben: Großrandiger schwarzer Strohhut mit schattiertem Tulpenstrauß. Getragen von Mary Douce. (Modell: Paula Schwarz.)



Ein apartes Mädchenkleid aus grünem Taft. (Modell: Casimir Heintz, Bad Kreuznach.) (Phot. Karl Sawatzki, Bad Kreuznach.)



Abendkleid mit langem Rock aus glänzender blauer Seide mit großen Jettknöpfen. (Modell: Hermann Gerson, Berlin.)



Sommerhut aus rosenfarbenem Crêpe Georgette mit abgetönten Stoffblumen und Samtband. Getragen von der Schauspielerin Ruth Weyher. (Modell: Marie Latz.)



Kleines Abendkleid aus grünem Taft mit Durchbrucharbeit und Jettgürtel. (Modell: Hermann Gerson, Berlin.)



Sommerhut aus schwarzem Stroh in neuer Glockenform mit großem, hellfarbigem Rosenstrauß. (Modell: Claire Golsch.)

Die Frühjahrs- und Sommermode.

Photographische Sonderaufnahmen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Ernst Sandau, Berlin.



Teepuppe. Entwurf und Ausführung: Emma v. Sichart, München.



Scherenschnitt für das Fenster eines Damenzimmers. Entwurf und Ausführung: Kunstgewerbeschule Offenbach a. M., Fachklasse Ludwig Enders.



Teepuppe. Entwurf und Ausführung: Emma v. Sichart, München.

Zum ersten Male sah er sich so, abgelöst von sich selbst, sein ganzes Selbst ihm entwichen, dort mit allen brennenden Lustimpulsen leben und tun, genießen und leiden

Es war eine Hetzjagd der Leidenschaft.

In kurzer Minutenfrist durchflog er mit dem Weib, das er liebte, die halbe Welt.

Auf dem Ozeandampfer lagen sie auf schmalen Stühlen nebeneinander — plauderten und lachten — ah, wie sie zu lachen verstand! In den Opiumhöhlen Chinas fand sie ihn nach langem Suchen. Hoch im Firnschnee der Alpen flogen sie über die blauenden Bergschatten. Im rasenden Auto, im jagenden Expreß — immer nebeneinander, ihr Feuer an dem seinen.

Nun kommt der Augenblick —

Wo sie sich ihm ergibt mit dem Kuß der Erlösung von langer Qual. —

„Die natürlichste Natürlichkeit — bitte —“ hörte Burre die Stimme des Direktors.

Nun, sie waren natürlich gewesen.

So sehr, daß in Burre jeder Blutstropfen wie glühende Lava kochte.

Gleich darauf war Elka ihm verloren.

Aber dort war sie ja. Er und sie. Was wollte er noch? Genoß er nicht jede Bewegung seiner selbst dort auf der Bühne, als lebe er dort, und hier säße nur sein Schatten und sähe ihm zu? Seine Wirklichkeit war dort, er nur noch ein Schemen, der blutlos sein eigen Herzspiel dort im andern betrachtete.

Zwei-, dreimal ließ er den Film ablaufen. Dann stand er auf, erschöpft wie nach schwerem Erleben.

Er taumelte durch die Straßen, alles sah ihn fremd, unheimlich, unwirklich an. Seinen Körper fühlte er wie eine Last und begriff nicht, warum er so schwer daran tragen sollte, da der andere doch so leicht damit fertig wurde.

Dieser andere.

Der war fortan sein brennendstes Interesse.

Stundenlang konnte er dasitzen, an die Finsternis verloren, jedem Zuge seines eignen Wesens nachgehen, sich abgelöst von den motorischen Impulsen seines Willens bewegen, handeln, leiden und genießen sehen.

Es war eine schauerliche Lust.

In Angstschweiß gebadet, die Hände verkrampft, mit stieren Augen saß er in der Loge und fühlte, wie langsam und stetig sein anderes Ich dort von seinem Leben zehrte. Immer blutvoller und lebendiger, wirklicher und plastischer wurde der andere, indes er selbst sich leerer, kälter und lebloser werden fühlte.

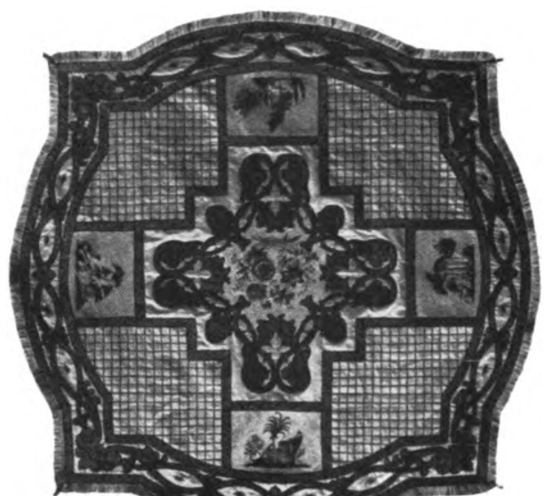
„Ich bin ja tot —“ sagte er eines Tages. Der andere hat mir alles genommen.

„Aber ich will leben — leben hier auf der Welt —“ schrie er plötzlich — „nicht dort auf der Leinwand. Gib mir mein Leben wieder, mein Ich — mein Ich will ich — du Schuft, gib mir mich selbst wieder!“

Und er zog seinen Revolver und schoß dem Nebenbuhler seiner selbst mitten ins Herz. —

„Burre Brahn ist plötzlich wahnsinnig geworden“, sagten die Leute.

Burre aber lachte und sagte: „So, nun lebe ich endlich wieder!“ —



Weiße Decke mit Goldstickerei unter Verwendung antiker Nadelmalereistickereien. Entwurf und Ausführung: Marianne Theiner, Prag.



Schwarzseidenes Kissen mit weißem Plattstich. Entwurf und Ausführung: Werkstätten Lühdemann, Hamburg.

Aufzeichnungen. Von Marie Holzer.

Eine Frau ist soviel mal Mensch, als sie Kinder hat.

Dem einen ist das Leben Erscheinung, dem andern Ereignis.

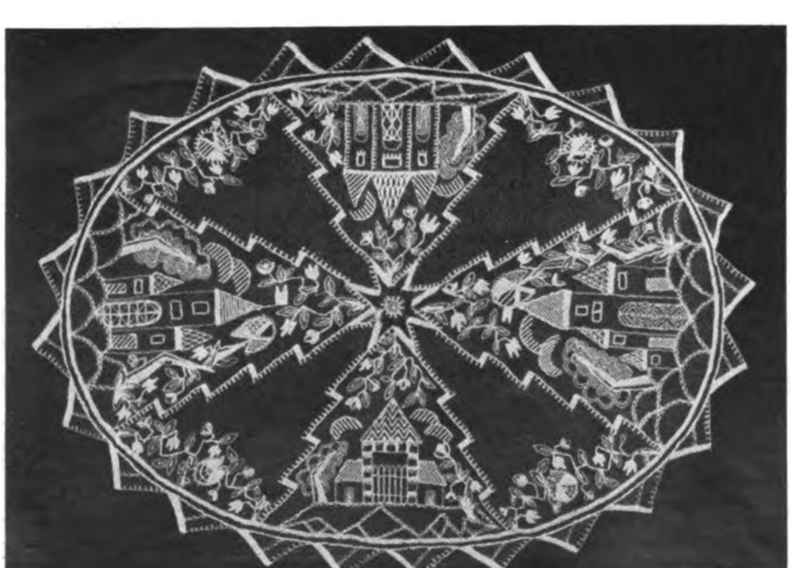
Das ist schön, was einen Ton in unserem stummen Herzen anschlägt, der hörbar durch die Seele weiterklingt.

Das Gefühl ist das Samenkorn, das erst langsam zum Gedanken reift.

Die Dämmerung ist die Geisterstunde der Gefühle.

Frage. Von Alfred Friedmann.

„Warum liebst du mich?“
„Wenn du mich schon zur Rede stellst —
Weil du schwer zu haben bist —
Und dem andern gefällst!“



Decke. Entwurf und Ausführung: Kunstgewerbeschule Offenbach a. M., Fachklasse Marie Steubel.



Matte in Bastarbeit. Entwurf und Ausführung: Kunstgewerbeschule Offenbach a. M., Fachklasse Marie Steubel.

Herrn Felix Spielmanns Hausdamen

Roman von Helene v. Mühlau

(6. Fortsetzung.)

Nachdem die erste Erregung sich dann etwas gelegt, überlegten die beiden, was nun zu tun sei, und sie kamen zu dem Schluß, daß ein Ereignis wie eine Verlobung natürlich jeden Kontrakt aufhebe. Man hatte auch durchaus keine Veranlassung, einen langen Zwischenraum zwischen Verlobung und Hochzeit zu legen. Der Krieg hatte es so mit sich gebracht, daß „Heiraten" eine Augenblickshandlung geworden war, und man würde gleich morgen sehen, was sich am Standesamt bewerkstelligen ließ. Hauptsache war, daß eine schutzlose Frau möglichst bald aus dem Hause eines Mannes herauskam, der sich einem Schlemmerleben ergeben hatte und womöglich als Wüstling endete.

Spielmann hatte durch Trude von dem Ableben der Wirtschafterin im Nachbarhause gehört. Beim Morgenkaffee hatte sie ihm weinend diese Kunde übermittelt. Spielmanns Kopf war in einem rechten Durcheinander an diesem Morgen. Er hatte sich verleiten lassen, und die Zeche war schwer geworden. Nun tat ihm jedes einzelne Haar auf seinem Haupte weh.

„Nee, Herr Spielmann, da hilft Ihnen alles nichts — hinüber müssen Sie, ganz besonders wo doch unsere Frau Beyer auch schon mit Tagesanbruch zu der Leiche gegangen ist!"

„So — Frau Beyer ist auch drüben?" fragte Spielmann und fühlte mit einem Male seine Lebensgeister wiedererwachen. „Ja, wenn Sie meinen, Trude! Und wie ist's denn, muß ich da gleich Blumen mit hinübernehmen?"

„Nee doch, Herr Spielmann! Wir schicken einen Kranz oder einen Palmwedel am Beerdigungstage. Jetzt müssen Sie nur ein Paar schwarze Handschuhe anziehen. Warten Sie einen Augenblick, ich hol' sie Ihnen!"

In Häusleins Villa wehte Totenluft. Es war merkwürdig — aber es war genau dieselbe Atmosphäre wie vor ein paar Monaten, als Frau Minna Spielmann tot in ihrem Bette gelegen hatte. —

Das Mädchen, ein unansehnliches Ding, öffnete etwas unwirsch die Tür und wies mit der Hand zur Treppe hin. „Oben liegt sie, und Herr Häuslein ist auch oben!"

Auf Zehenspitzen stieg Spielmann hinan; die Stufen krachten ein wenig, und er blieb des öfteren stehen. Das Herz war ihm so eigentümlich schwer. Er war aber doch eigentlich kein Angsthase, fürchtete sich doch nicht davor, einen toten Menschen zu sehen, ganz besonders wenn der ihn so wenig anging wie Häusleins alte Wirtschafterin!

Die Tür vom ersten Zimmer, einem sogenannten Schrankzimmer, stand offen, und auch die nächstfolgende Tür war nur angelehnt; es war die Tür von Häusleins Arbeitsstube. Um das laut schlagende Herz zu beschwichtigen, blieb Spielmann einen Augenblick stehen; ihm war, er hörte flüsternde Stimmen im Nebenraum. Er hielt den Atem an und preßte die Hand aufs Herz. Es war alles so beklemmend, so fast grauenerregend an diesem Morgen.

„Nein, mein geliebtes Herz — da sei nur ganz ruhig — das besorge ich alles allein!" hörte er sagen und schüttelte den Kopf.

Wen in aller Welt hatte denn Häuslein, den er mit „geliebtes Herz" anredete?

„Ach, aber bringe es ihm schonend bei, denn glaub' mir, so sehr ich ihn seines ausschweifenden Lebens wegen verachte, im tiefsten Grunde hab' ich doch auch wieder großes Mitleid mit ihm — —"

„Still, Kind. Er verdient dein Mitleid nicht! Aber ich verspreche es dir — ich werde es ihm schonend beibringen. Ich habe ihn bis heute immer mit ein paar Worten zu allem bringen können, wozu ich ihn haben wollte. Er ist ein gutmütiger, etwas charakterloser Kerl — und ich bin sicher, er wird morgen oder auch heute schon mit strahlendem Gesicht vor uns stehen und uns, mit einem riesigen Blumenarrangement bewaffnet, seine Glückwünsche darbringen. Es liegt mir ja auch natürlich daran, ihn als Freund zu behalten — er verfügt über diese riesigen Mittel — und — —"

Bis dahin hatte Spielmann lautlos zuzuhören vermocht. Die Ader auf seiner Stirn war zum Platzen geschwollen. Dann plötzlich aber war es vorbei mit seiner Beherrschung; er stieß die Tür auf und stand vor den beiden, die sich zärtlich umschlungen hielten.

Ein leiser Schrei kam aus Frau Beyers Munde, und auch aus Häusleins Gesicht wich die Farbe. Aber schon im nächsten Augenblick hatte er seine Haltung wiedergewonnen.

„Du stehst vor zwei Tatsachen!" sagte er mit gedämpfter Stimme. „Die eine von beiden ist trauriger Art; aber wie mir dein Hiersein beweist, hast du ja wohl bereits die Kunde vom Ableben meiner langjährigen, treuen Gehilfin vernommen. Die andere Tatsache — nun, auch sie dürfte dir ohne weitere Erklärungen verständlich sein! Eine liebe, zarte Frau, die allein in der Welt steht, hat ihren Beschützer gefunden. Sie hat eine so große Macht, einen solchen Zauber auf mich ausgeübt, daß ich ihretwegen alle Scheu vor der Fessel der Ehe verloren habe!"

Angesichts solch bodenloser Niedrigkeit eines Menschen, den er bis zu dieser Stunde „Freund" genannt hatte, verließ den armen Spielmann der letzte Rest seiner Fassung.

„Heuchler!" schrie er dem überlegen dastehenden Häuslein entgegen, „armseliger Heuchler, du! Und was Frau Beyer betrifft, über die habe ich einstweilen noch zu verfügen. Sie ist meine Hausdame, meine Angestellte — sie — —" Die Stimme versagte ihm.

„Armer Junge," sagte da Häuslein mit großer Weichheit, „armer Freund, du hast ein wenig wüst gelebt in diesen letzten Tagen, du siehst erbärmlich aus, und deine Nerven sind überreizt. Geh nach Hause und lege dich in dein Bett. Trude wird für dich sorgen. Meine Braut möchte ich solange bei mir behalten, bis du dich ein wenig beruhigt hast."

„Heuchler," schrie da Spielmann noch einmal auf, „Heuchler!", und es war etwas in dem Aufschrei, das an das Brüllen eines verendenden Tieres erinnert.

„Wir haben eine Leiche im Hause!" sagte Häuslein sanft, schob Spielmann mit dem einen Arm zur Tür hinaus; im andern Arm hielt er die fassungslos weinende Frau Beyer, die sich an ihn geklammert hatte.

Vor der Tür seiner Villa stand der Agawagen. Sowie der Chauffeur den Herrn erblickte, kurbelte er an — und Spielmann, von irgendeiner Macht aus dem Jammer dieser Stunde herausgehoben, stieg ein, lag erst wie betäubt in den grünen Lederpolstern seines Wagens und wachte erst richtig auf, als ihm auf dem Hofe seiner Fabrik ein Abteilungsleiter mit besonders ernster Miene entgegenkam.

„Der Arbeiterrat will eine sofortige Unterredung haben. Es sind neue Lohnbewegungen im Gange, Herr Spielmann!"

Siebentes Kapitel.

Die Zeit nimmt keine Rücksicht auf die Wünsche der armen Menschenkinder, die sich ihrer erfreuen, oder die unter ihr leiden. Sie bleibt nicht stehen, wenn wir sie anflehen: „Bleib, ach bleib!", und sie geht um keinen Herzschlag schneller dahin, wenn sie auf uns lastet und unsere Seele beschwert.

Gut war es, daß ganz katastrophale geschäftliche Aufregungen in diesen nächstfolgenden Wochen an Felix Spielmann herantraten und all seine Gedanken seine ganze Energie und naturgemäß auch seine Gefühle in einer Richtung in Anspruch nahmen, die weitab lag von dem, was sich in seinem Privatleben abspielte.

Es handelte sich um Sein oder Nichtsein bei ihm, und daß es zum Schluß doch zu einem Sein für ihn kam, das verdankte er der vereinten Tatkraft und Gerissenheit des Assessors, der ihm seine Steuerangelegenheiten regelte, und dem vielbewährten Hermann Häuslein, der sich mit solcher Wucht und Unermüdlichkeit für ihn ins Zeug legte, als wären es seine allereigensten Interessen, die er vertrat.

Ja, also Felix Spielmann war aus allen möglichen gegen ihn erhobenen Angriffen — man hatte ihn der Steuerhinterziehung und der Bestechung beschuldigt — mit einem blauen Auge davongekommen. Er fuhr wieder in seinem Agawagen in die Fabrik und ließ sich abholen, und eine ganze Weile lang war er dankbar und glücklich, daß man ihm den Kopf gelassen und ihm seine Ehrenrechte nicht genommen hatte. Er selbst würde ja solch blödsinnige Steuerexperimente gar nicht machen. Aber er hatte diese Angelegenheiten nun einmal dem Assessor, der doch in juristischen Dingen natürlich besser als er Bescheid wußte, übertragen, und der handelte, ohne ihn zu fragen, nach seinem Ermessen. Gottlob! er war ein anständiger Mensch, der einen nicht im Stiche ließ, wenn er einen hineingeritten hatte. Ja, und Häuslein hatte also auch wieder bewiesen, daß er doch und trotz allem das Wort „Freund" verdiente, denn er hatte einen Zeugeneid zugunsten Spielmanns geleistet und allerlei andere Dinge bewerkstelligt, die eben nur ein wirklicher Freund für den andern tut.

Zum Danke war Felix Spielmann am Tag der Eheschließung mit zum Standesamt gefahren, hatte auch an der kirchlichen Feier teilgenommen, hatte dem Paar ein kostbares Hochzeitsgeschenk ins Haus geschickt und gab ihm in dem schon bekannten Hotel einen exquisiten Hochzeitsschmaus im engsten Kreis.

Am Abend dieses Hochzeitstages, als die beiden ihre Reise nach München und Tirol angetreten hatten, als er allein in seinen vier Wänden saß, da kam doch wieder viel von dem alten Groll und Ingrimm gegen Häuslein in ihm auf, und ganz im geheimen belegte er ihn doch immer und immer wieder mit dem schlimmen Worte „Heuchler!"

„Ach, Herr Spielmann, mir graut's oft vor Ihnen!" sagte Trude eines Tages, als sie ihren Herrn laut redend vor dem großen Ölbild seiner Frau stehend fand. „Ich denke manchmal, daß bei Ihnen nicht alles stimmt, Herr Spielmann. Aber ich weiß auch, woher das kommt. Mir geht es akkurat so. Wir leben beide viel zu einsam, und das tut nicht gut. Ich hab' mich darum entschlossen, an einem modernen Tanzzirkel, der jeden Donnerstagabend stattfindet, teilzunehmen, denn ich kann die modernen Tänze ja noch nicht einmal. Ja — und da hab' ich gedacht: Wenn ich nur Herrn Spielmann überreden könnte, auch wieder des Abends in die Stadt zu fahren, statt hier allein zu Hause zu sitzen und Trübsal zu blasen!"

„Sie haben ein gutes Herz, Trude!" sagte Spielmann gerührt, zog seine Brieftasche und gab ihr etwas für den Tanzzirkel. „Vielleicht haben Sie recht. Ich hatte den Geschmack am Ausgehen verloren, aber das Alleinsitzen ist wirklich nicht gut!"

Am nächsten Tag schon saß er in einem der altbekannten Lokale, aber keiner von denen, die sonst bei ihm gesessen, war gegenwärtig. Es schien eine Heiratswut ausgebrochen zu sein, denn auch der Assessor hatte sich ganz schnell verlobt und gleich darauf verehelicht, und ebenso ein anderer guter Kamerad, der bis dahin über die Frauen geschimpft hatte.

Ganz allein saß er und trank erst eine Flasche Rotwein und nachher eine Pulle Kupferberg. Dann fuhr er ebenso betrübt, wie er gekommen — nur ein wenig müder — nach Hause.

Am nächsten Abend erging es ihm ähnlich; er trank aus Verzweiflung noch eine zweite Halbe Schaumwein und schlief recht gut und fest, aber am Morgen tat der Schädel ihm weh. Er hatte auch einen moralischen Kater und versuchte es einmal wieder mit dem Zuhausebleiben. Aber es war unglücklicherweise der erste Tanzabend der Trude; sie hatte in Aufregung und Eile vergessen, den Herrn zu fragen, ob er was zu essen wünsche — hatte wohl auch stillschweigend angenommen, daß er in die Stadt fahren würde, und war selbst um die sechste Stunde in die Stadt gefahren. Der Chauffeur, der was für sie übrig hatte, hatte sie heimlich im Agawagen zu ihrem Vergnügen hinbefördert.

Spielmann klingelte erst. Dann rief er dröhnend durchs Haus: „Trude — Trude!", und als das nichts half, ging er in die Küche, um sie zu suchen, und fand sie nicht — stieg die Treppen hinan und klopfte an ihrer Kammer an, aber keine Trude war zu finden.

Als er wieder unten war und immer noch suchte, fiel ihm plötzlich ein, daß sie ihren Tanzabend hatte, daß sie also nicht da war, daß er sich ganz allein in dem großen Hause befand, und ein ganz ungeheurer, ein maßloser, ein fast irrsinniger Schmerz stürzte sich auf ihn nieder.

Er rannte in den Salon, drehte alle Lichter an und stand vor dem lebensgroßen Bildnis der verstorbenen Frau. Aber das blickte heute ganz ohne Erbarmen, blickte fast hämisch und feindselig auf ihn herab — und ihm war, als höre er die einstmals oft lästig gewordene Stimme zu ihm sprechen:

„Warum warst du im Leben nicht gut und duldsam zu mir! Warum verleugnetest du mich da und schämtest dich meiner und suchtest dir deine Freude ohne mich! Jetzt möchtest du mir meine Ruhe stören, möchtest, daß ich dir die Einsamkeit ertragen helfe, und wenn dann andere, Feinere, Vornehmere sich zu dir gesellen, dann wirst du mich wieder verleugnen — wirst — — —"

Ach schrecklich — gräßlich — schauerlich war es, wie der Geist der toten Frau zu dem armen, in Angstschweiß triefenden, verstörten Manne sprach. Er raste aus dem Salon heraus — stürmte durchs Eßzimmer in die Diele und schrie wieder ganz unsinnig nach Trude, bis ihm das Bewußtsein wiederkam, bis ihm der Tanzabend einfiel — bis — —

Nein, das ertrug er nicht — das ging über seine Kraft! Wenn er in diesem entsetzlichen, menschenleeren Hause blieb, dann ging er in dieser selben Nacht noch zugrunde.

Er lief durch den Garten zur Garage hin. „Jochem — Jochem!" und sah durch ein Fenster in den erleuchteten Raum, der neben der Garage lag, hinein. Da saß Jochem und hatte ein nettes Mädchen im Arm — und hörte nicht, daß sein Herr rief.

Irgend etwas in Spielmanns Herzen wollte zerspringen, als er das Liebesglück dieser beiden sah. Er hatte plötzlich nicht mehr den Mut, seine Herrenrechte geltend zu machen und die trauliche Stunde zweier Menschen zu stören.

Er kehrte ins Haus zurück — fühlte sich plötzlich müde und bekam Lust, ins Bett zu gehen. Aber der Schlaf blieb aus, und böse Gedanken folterten den einsamen Mann. —

Am nächsten Abend saß Spielmann in einem gutbesuchten, feudalen Lokal, ganz hypermodern eingerichtet, mit großartiger Bewirtung und großartigen Preisen, und blickte auf das Treiben, das um ihn herwogte. Es war ganz lustig, zum wenigsten für eine Weile. Nachher verspürte man dann allerdings

die Lust, auch einen Ton mitzureden oder eine andere Seele bei sich zu haben, die — wie man selbst — sich vereinsamt fühlte und einen verstanden hätte.

Das Essen, das der Kellner ihm aufgetragen hatte, war ausgezeichnet — mit allen Schikanen zubereitet, und man war ja durch den Krieg nun einmal so geworden, daß man sich kindisch über etwas Gutes für den Gaumen freuen konnte.

Spielmann hatte seit jener wüsten Zeit, in der er der hübschen Hausdame zuliebe jeden Abend schwer bezecht nach Hause gekommen war, den festen Vorsatz gefaßt, sich das Sekttrinken für den Rest seines Lebens abzugewöhnen, denn der Sekt allein war es, der ihm immer diesen unerträglichen moralischen Kater verursachte, und der ihm außerdem den Magen ruinierte.

Aber in diesem großzügigen Lokal schien es Bedingung zu sein, daß man nach abgeräumter Mahlzeit eine goldhalsige Dame in Eis auffahren ließ. Der Kellner hegte auch nicht den geringsten Zweifel, daß Spielmann sich mit solchen Absichten trug. Er stellte die ganz einfache und klare Frage an ihn: „Welche Marke wünscht der Herr?"

Spielmann lächelte wehmütig, denn es kostete ihm einen kleinen Kampf, sich von seinen guten Vorsätzen loszusagen, aber er bestellte eine gute deutsche Marke.

Von irgendwoher tönte leise feine Tanzmusik. Der Kellner fragte Spielmann, ob er Lust habe, ein wenig zuzuschauen, und veranlaßte ihn, sich an einen andern Tisch zu setzen, von dem aus er den Nebensaal überblicken konnte. Es war sehr menschenfreundlich von dem Kellner, daß er das tat, und Spielmann erzeigte sich sogleich durch einen Griff in seine Brusttasche erkenntlich.

Er sah sehr interessiert zu, wie die modernen Tänze vollführt wurden. Er mußte an seine selige Minna denken, und was die wohl gesagt haben würde, wenn er sie neben sich hätte, und wenn sie das sähe.

Er machte plötzlich ganz große, runde Augen und blickte wie ein verirrtes Kind in ein Gesicht, das ganz in seiner nächsten Nähe war — blickte fassungslos in dieses milde Frauengesicht und wußte nicht, was er tun oder sagen sollte.

Die Frau, die vor ihm stand, war schlank und schmal. Sie trug einen ganz unauffälligen grauen Mantel und ein grünes Hütchen. Das Gesicht war feingeschnitten, und die blauen Augen erinnerten an den zarten Himmel eines lauen Frühlingstages.

„Sie sind völlig einsam, mein Herr?" fragte eine feine melodische Stimme, und dem armen Spielmann war, als ob jemand Schleusen, die in ihm geruht, zum plötzlichen Rinnen und Strömen gebracht hätte. Es fehlte ganz wenig, dann wäre er in lautes Schluchzen ausgebrochen — und es kostete ganz unsägliche Mühe, mannhaft und vernünftig zu bleiben.

„Es ist immer traurig, einsam zu sein!" fuhr das engelhafte weibliche Wesen fort. „Ein einsamer Mensch trachtet danach, schwermütige Stimmungen und Grübeleien zu betäuben, und leider wählt er oft die allerunglücklichsten Mittel, um dieses Ziel zu erreichen!"

Sie blickte, während sie das sagte, mit traurigen Augen zu der goldhalsigen Flasche hin, die im Eise schwamm.

Spielmann, der aus seiner Benommenheit allmählich herauskam, sprang auf, rückte der Dame einen Stuhl zurecht und gab dem Kellner einen Wink, ein zweites Sektglas zu bringen. Die Dame setzte sich auch wirklich, aber das Glas schob sie weit von sich ab.

„Sie verstehen mich falsch, mein Herr", und ihre Stimme klang noch sanfter und melodischer als zuvor. „Ich bin eine abgeschworene Gegnerin des Alkohols, ich trinke nie einen Tropfen von solchen Getränken!"

Fassungslos sah Spielmann zu ihr hin. „Wie, Sie trinken keinen Sekt — wirklich nicht?" stammelte er und wußte nun wirklich nicht, was er aus dieser Dame machen sollte.

„Mein Herr," fuhr sie fort, „ich bitte Sie, staunen Sie nicht, daß ich mich so einfach an Ihren Tisch setze, und daß ich überhaupt in solche Lokale, wie dieses eins ist, meinen Fuß setze. Mein Beruf — oder sagen wir — meine Mission zwingt mich dazu!"

„Oh, Sie haben einen Beruf?" fragte Spielmann und fuhr dann väterlich fort: „Die jungen Damen in heutiger Zeit üben ja fast alle einen Beruf aus — früher kannte man das nicht — —"

„Jung?" wiederholte sie. „Nein, ich bin nicht mehr jung und versuche es auch durchaus nicht, Jugend vorzutäuschen. Und mein Beruf — ach, mein Herr, bitte, verstehen Sie mich richtig: Ich möchte die Welt vom Teufel des Alkohols befreien. Glauben Sie mir, es gibt keinen entsetzlicheren Feind der Menschheit als den Alkohol. Er zerstört alles, was wir an geistigen und seelischen Schätzen in uns tragen — er vergiftet unser Blut, vernichtet unsere Arbeitskraft. Er verleitet uns zu Handlungen, die wir nie begehen würden, wenn unser Kopf frei und klar wäre — er zerrüttet das Familienleben — die armen Kinder leiden bitterlich darunter — — —"

„Ich habe keine Kinder!" warf hier Spielmann ein und fügte in traurigem Tone hinzu: „Leider nicht. Ich war lange verheiratet, aber die Ehe ist kinderlos geblieben, und seit einem halben Jahre ist auch die Frau tot. Ich stehe ganz allein in der Welt!"

„Armer, bedauernswerter Mann!" sagte das grau gekleidete Wesen und legte eine feine aristokratische Hand auf seinen Rockärmel. „Armer, bedauernswerter Mann — nun wird mir vieles klar. Sie fühlen sich einsam, haben keine Seele, die Ihnen nahesteht, und darum suchen Sie Zerstreuung, Erheiterung, Anregung — kurz, alles, was Ihnen nottut, im Verderblichsten, was es gibt, im Alkohol!"

„Ja, das stimmt auf den Kopf!" gab Spielmann zu. „Ich stehe völlig allein in der Welt, ich habe keine Seele — ich — — aber, wissen Sie, gnädige Frau oder gnädiges Fräulein, daß es so schlimm mit dem Alkohol ist, das hab' ich bisher nicht gewußt. Oder warten Sie mal, vielleicht weiß ich es doch! Es ist mir oft am Morgen, wenn ich aufstehen soll, ganz hundeelend zumute, und da sag' und schwör' ich mir dann jedesmal von neuem: Jetzt trinkst du keine einzige Pulle mehr — und hab' diesen Schwur auch ein paarmal schon in die Tat umgesetzt, aber da ist mir noch viel elender zumute gewesen, und ich habe geradezu Lebensüberdruß in mir verspürt!"

„Ja, das sind die typischen Merkmale für das Stadium, in dem Sie sich befinden!" sagte die Fremde besorgt und liebevoll. „Es muß da ein ganz schneller Umschwung eintreten. Ach, ich bitte Sie herzlich," rief sie erregt, als Spielmann sein Glas zum Munde führen wollte, „ich bitte Sie von ganzem Herzen, machen Sie schon jetzt, in diesem Augenblick den Anfang des neuen Lebens, das Sie beginnen werden. Glauben Sie mir, ich habe Erfahrung in diesen Dingen — ich bin wie ein Arzt, der auf den ersten Blick festzustellen vermag, wie weit die Krankheit eines Patienten schon vorgeschritten ist. Und die Ihre, mein Herr — unterschätzen Sie es nicht — die Ihre hat schon einen bedenklichen Grad erreicht. Ich erkenne das am Blick der Augen und an Ihren etwas unsicheren Bewegungen!"

Herr Spielmann sah etwas verdutzt zu der fremden Erscheinung, die so eindringlich zu ihm sprach, auf. Was für ein seltsames Wesen war das, und was wollte die denn nur in aller Welt von ihm?

„Ja," sagte er dann, nur um etwas zu sagen, „man weiß wirklich nicht mehr, wofür man noch da ist. Seit die Frau gestorben ist, will keine Ruhe mehr in mich kommen. Die Menschen, und insbesondere die Frauen, sind ja ohne jedweden Verlaß. Eine Weile lang kümmern sie sich um einen, dann gehen sie ihrer Wege. Ich sage Ihnen, gnädige Frau — oder sind Sie gnädiges Fräulein — —?"

„Ich bin ein Fräulein — ich bin die Freiin von Reifenstal — aber der Name tut ja nichts zur Sache — —"

„Spielmann ist mein Name — nur Spielmann", sagte da der arme Tropf, dem sein einfach bürgerlicher Name plötzlich so etwas wie eine Schande erschien. „Ich weiß nicht, ob Sie mit Leuten, die nicht »von« heißen, verkehren — aber wir hatten in einer Seitenlinie unserer Familie auch einmal einen Adligen — ja, das hatten wir — —"

Die Freiin von Reifenstal aber winkte gütig ab.

„Ich bitte Sie, der Name tut doch wirklich nichts zur Sache, und vor Gott sind wir alle gleich!"

„Ja, das meine ich auch", antwortete Spielmann erfreut, „aber nun sagen Sie mir nur um alles in der Welt — gnädiges — — ja, ich weiß wirklich nicht, wie ich Sie anreden soll —"

„Sagen Sie der Einfachheit halber nur »Baroneß«; so nennt man mich in meinen Vereinen!"

Spielmann verneigte sich. Etwas von dem großen Hang zu allem Vornehmen, Über-ihm-Stehenden wachte in ihm auf, und es schmeichelte ihm ganz ungemein, daß er mit einer Baroneß so einfach schwatzen durfte.

„Was wollten Sie mich eben fragen, Herr Spielmann?" lenkte die Freiin auf das vorhergeführte Gespräch zurück.

Spielmann besann sich einen Augenblick. Er war ganz verwirrt; es stürmte da auf einmal ein bißchen viel auf ihn ein, aber dann hatte er den Faden wieder.

„Ja, sagen Sie mir um alles in der Welt, Baroneß, wie kommen Sie denn nur dazu, solchen Anteil an meiner armen Person zu nehmen? Nein, ich bin nicht mißtrauisch — nicht im mindesten! Ich weiß, daß Sie nur Gutes wollen — aber — —" Er fand die passenden Worte für seine weiteren Gedanken nicht.

„Die meisten Menschen, die im Geschäftsleben stehen, glauben nicht mehr an die Uneigennützigkeit einiger ihrer Mitmenschen!" sagte die Baroneß, und es war leise Traurigkeit in ihrer Stimme. „Mein einziges Bestreben, mein Glück — und überhaupt das, was mir Daseinsberechtigung gibt, ist: der armen Menschheit Rettung bringen — sie vor bösen Gewohnheiten zu warnen — sie dem Verbrechen, dem Untergang, der seine Arme nach ihnen ausstreckt, zu entreißen. Wie, glauben Sie, würde die Welt aussehen, wenn wir keine Trinker hätten? Wie viele Ströme von Tränen blieben ungeweint, wie viele schwere, entsetzliche Krankheiten würden aus der Welt geschafft! Wieviel Roheit wäre nicht vorhanden! Ach, Herr Spielmann, unsere Welt würde sich in ein Paradies verwandeln, wenn der Alkohol nicht wäre! Und sagen Sie, ist es denn ein so riesengroßer Genuß, in einem solchen Lokal mit all der falschen Pracht zu sitzen und ein Glas nach dem andern zu leeren? Glauben Sie nicht, daß ein schöner Tee, eine gute Tasse Kaffee dieselben Dienste täten?"

„Seit meine Frau tot ist, hab' ich daheim keinen ordentlichen Kaffee mehr zu trinken bekommen!" sagte Spielmann wehmutsvoll. „Ich mag starken Kaffee ganz gern, aber das Dumme ist nur, daß ich darauf nicht schlafen kann, und da sagte Trude — das ist mein Hausmädchen — ja, da sagte Trude: »Das mit dem Kaffee des Abends lassen wir lieber bleiben«, und wenn mein Freund Häuslein kam, dann tranken wir Wein oder Sekt!"

Über das feine Antlitz der Baroneß lief ein schmerzliches Zucken.

„Sie sagten doch vorher, daß Sie niemanden hätten, Herr Spielmann! Nun sprechen Sie von einem Freunde!"

„Ja, mein Freund Häuslein!" erwiderte Spielmann. „Aber der hat ja nun geheiratet! Denken Sie, meine Hausdame hat er mir weggeheiratet — ganz hinterrücks hat er sie mir abspenstig gemacht — ja — und jetzt ist er auf Hochzeitsreise, und wenn er wiederkommt, hat er natürlich was anderes zu tun, als sich um einen armen, einsamen Witwer zu kümmern!"

In der Baroneß quoll das Mitleid auf. „Es ist meine Mission, den Einsamen und Hilfsbedürftigen beizustehen!" sagte sie. „Wenn Sie glauben, daß meine Gesellschaft Sie vor dem Laster des Trinkens bewahren könnte, so werde ich hin und wieder einen Abend für Sie da sein. Wollen Sie in einen unserer Vereine kommen, oder hätten Sie lieber, wenn ich Sie in Ihrem Heim besuchte?"

Spielmanns armes einsames Herz tat einen Freudensprung; er ergriff die feine aristokratische Hand der Baroneß und drückte sie.

„Ach, wenn Sie das tun wollten — wenn Sie das wirklich täten! Zu mir herauskommen!" Aber dann ließ er den Kopf hängen, und seine Züge verloren alle Lebhaftigkeit. „Es ist nur ein Scherz, den Sie mit mir treiben, nicht wahr? Und nachher lachen Sie über mich!" Aber da machte die Baroneß ein so tiefernstes Gesicht, daß all seine Zweifel im Augenblick verflogen.

„Wo wohnen Sie, Herr Spielmann?" fragte sie jetzt ganz im Ton eines Beamten.

Spielmann nannte Vorort und Straße und fügte hinzu: „Sie können natürlich nicht diese Fahrt mit der Eisenbahn machen — das ist viel zu umständlich — ich werde Sie in meinem Auto abholen, und Sie müßten mir dann auch Ihre Adresse angeben!"

Die Baroneß schien einen Augenblick zu zaudern, dann aber sagte sie mutig: „Ich wohne im Vereinshaus »Abstinenzia«", und nannte Straße und Nummer. „Wenn es Ihnen recht ist, Herr Spielmann, werden wir jetzt gehen — ich möchte Sie natürlich nicht allein hier sitzen lassen!", und Spielmann erhob sich sogleich.

Am nächsten Abend war sie wirklich und wahrhaftig draußen in seiner Villa. Er hatte bis zum letzten Augenblick gezweifelt, daß sie kommen würde, aber nichtsdestoweniger hatte er Trude veranlaßt, ein gutes, doch nicht übertrieben üppiges Mahl zu bereiten.

„Roten oder Weißen oder Sekt?" hatte Trude gefragt, und der Herr hatte in einiger Verlegenheit geantwortet: „Es handelt sich da um eine Dame, Trude — um eine nicht mehr junge, aber vornehme Dame. Sie kommt zu einer geschäftlichen Unterredung zu mir, und sie hat die merkwürdige Eigenschaft, daß sie Wein und Sekt nicht nur nicht vertragen, sondern nicht einmal sehen mag. Wir müssen also Rücksicht auf sie nehmen!"

„Komisch!" meinte Trude. „Dann also Bier, nicht, Herr Spielmann?"

„Ach nein — um Gottes Willen — überhaupt keinen Alkohol!"

„Das ist ja 'ne kuriose Sache!" konnte sich das Mädchen nicht enthalten zu sagen. „Was aber denn sonst, Herr Spielmann? Sie können doch nicht trocken essen!"

„Vielleicht machen Sie uns einen guten Kaffee, Trude?"

„Ja, aber den trinkt man doch nachträglich und nicht zu den Schnitzeln! So was hab ich in meinem Leben noch nicht gehört!"

Aber Herr Spielmann bestand darauf, daß sie den Kaffee schon zum Essen bringen sollte, und gab dieser Bitte durch einen Schein noch besonderen Nachdruck.

Er hatte der Baroneß das Auto zum Vereinshaus „Abstinenzia" gesandt. Auf ihre Bitte war er selbst nicht mitgekommen, sondern erwartete sie in seinem Hause.

„Erschrecken Sie nicht, Trude — sie sieht sehr einfach aus!" hatte er das Mädchen vorbereitet. „Sie ist eine von den ganz vornehmen Damen, die es nicht mehr nötig haben, durch Kleider nach was auszusehen. Sie müssen sie »Baroneß« anreden!"

„Ach — Baroneß!" rief Trude aus. „Neulich im Kino war eine Baroneß — aber die hat einen armen Menschen, der ihr traute, ins Verderben gestürzt!"

Gerade als sie das aussprach, erklang die lustige Stimme der Hupe — der Wagen hielt, und eine Minute später stand die Baroneß in der glänzend erleuchteten Diele der Spielmannschen Villa.

(Fortsetzung folgt.)



Duett. Nach einem Gemälde von August Rieper.

Noras Tagebuch.

Von Ewald Silvester.

Rastenhuus, Ende September 1895.

Mich friert. Ich hörte neulich von Erik Nikolsson in Aalborg, daß er sich immer Notizen mache in ein altes Schulbuch, wenn der Herbst ins Land käme, und wenn ihn dann manchmal ein Frösteln durchschauere.

Das will ich auch versuchen.

Vielleicht kann ich dann wieder wärmer werden.

Huh! wie der Wind meine Fenster erzittern macht! Der Himmel hat allen Glanz verloren, so matt und kalt scheidet der Abend im Westen. Ich will meine Lampe anstecken. — So, jetzt kann ich mir überlegen, wie ich mich nächsten Sonntag für einen Augenblick in den Krug unter die Schnitter stellen kann, wenn sie ihr Erntefest feiern.

Ich muß hin. Ich will einmal tanzen, ganz toll mich herumwirbeln lassen, am liebsten von Knud, dem harten braunen Großknecht, der immer so grob und kurz angebunden ist.

Wenn es Vater merken würde, schlüge er mich vielleicht doch einmal. Aber ich muß dorthin.

Ich werde auch Erik morgen, wenn ich in die Stadt fahre, dorthin bestellen. Das kann nicht auffallen, denn die Schenke gehört seinem Oheim.

*

Heute ist Graf Gyllensee, Vaters Freund aus Kopenhagen, wieder für einige Tage hier eingetroffen.

Er sagte bei Tisch zu mir, ich hätte einen prächtigen Vater, und ich sei seine prächtige Tochter. Nachmittags traf ich ihn allein auf der Feldmark, als er, am Rain sitzend, sich Notizen machte in ein winziges Buch, das er rasch in die Tasche schob, als er mich kommen sah. Ich lief ihm davon. Er rief dumme Worte hinter mir her. Ich weiß nicht, was er sagte. Dann lachte er.

Abends stand ich früher vom Tische auf als die Herren. Mir wurde übel. Nun schreibe ich im Bett allerlei albernes Zeug. Gute Nacht.

*



Damenbildnis.
Nach einer Zeichnung von Hans Friedrich.

Erik hat mir heute morgen durch Knud sagen lassen, er könne meine Bitte nicht erfüllen. Warum wohl nicht? Ich werde aber doch hingehen, ich will tanzen. — Der alte Graf scheint immer was von mir zu wollen. Mir ist, als schliche mir sein Schatten auf Schritt und Tritt nach.

Manchmal weiß ich nicht, ob ich weinen soll oder lachen.

Und draußen bläst der Wind so wild.

*

Nie — nie — niemals wieder! Pfui, mich ekelt vor diesen ungeschlachten Menschen, vor diesen rohen Fäusten. Und doch! Nein, nein, niemals wieder! Wenn wenigstens Erik in der Nähe gewesen wäre! — Aber sie waren schon alle so betrunken, daß mich morgen doch keiner gesehen hat.

Knud roch nach Schnaps und wollte mich gar nicht wieder loslassen. Er hat so was Wahnsinniges zu mir gesagt, das mir schon jetzt wieder die Tränen in die Augen treibt. Ich hab's vergessen, nie gewußt, ich hab's überhaupt nicht verstanden. Aber es war scheußlich, pfui! Ich weiß es.

Dort brechen wenigstens die Sterne durch die Wolken. Ich will an die frische Luft. Nein, ich kann nicht, es ist ja ein Uhr nachts.

Mir ist so angst.

*

Erik, mein einziger Freund, der jetzt zu Aalborg in der Apotheke lernt, unseres Vogtes jüngster Sohn, war heute nachmittag mit dem Fuhrwerk im Hof. Ich begrüßte ihn gerade, als Graf Gyllensee aus dem Schlosse trat.

Ich legte meinen Arm auf Eriks Schulter und sagte ihm, daß ich ihm wegen seines Ausbleibens gestern abend nicht böse sei.

Am großen Tor blieb der Graf noch einmal stehen und brachte etwas an seinen Sporen in Ordnung. Ich glaube, er wollte sich nur nach uns umschauen.

Vater war heute beim Abendbrot besonders kurz zu mir. Ich wußte nicht recht, warum. Was der Graf nur immer hier tut? Er ist mir so unheimlich.

Vater geht gewöhnlich nur kurz nach Tisch mit ihm spazieren, weil er sonst

keine Zeit hat oder haben will. Manchmal reiten sie auch zusammen. Der Graf jagt nicht.

Sonst blieb ein Gast, wenn überhaupt mal einer zu uns kam, kaum länger als eine Nacht. Nun ist der Graf bald eine Woche hier und will wenigstens noch eine hier bleiben. Ich habe auch keine Lust, mit ihm zu gehen, wenn er mich dazu auffordert, und gehe ihm, wo ich kann, aus dem Wege.

Morgens kommt er spät aus seinen Zimmern herunter. Er liebt den Schlaf.

Da kann ich ohne Furcht, ihm irgendwo zu begegnen, auf meinen lieben Reitwegen nach allen Richtungen hin galoppieren.

Das ist jetzt trotz der kühlen Morgen so herrlich. Die roten Beeren der Ebereschen zu beiden Seiten, wie sie in den klaren, kalten Oktoberhimmel hineinleuchten! —

Abends, wenn dann die kahlen Stoppeln so lila in der Ferne verdämmern, dann fühle ich doch schon wieder das schlimme Grausen vor der Zukunft mich umklammern, dann ist mir oft, als erblinde ich mit dem Tage. Nur die Sterne, die lösen mein müdes Herz wieder so sanft.

Und ich bin erst achtzehn Jahre alt.

*

Es wird jeden Tag wärmer draußen. Man glaubt, der Frühling schleiche sich noch einmal ins Land. Wenn ich auf meinem Ausguck auf dem kleinen Hügel am Fjord stehe und die Augen schließe, dann singt mir der Wind ganz leise dieselbe Melodie ins Ohr, die ich letzten Frühling immer vernahm, als mich Erik das erstemal abends unter den Erlen geküßt hatte.

Manchmal muß ich dann irgend etwas Schweres vollbringen oder eine Weidenrute schneiden und die Erde peitschen oder einen Stecken über meinem Knie zerbrechen. Ich fühle dann soviel Kraft in mir emporquellen, die ich kaum einzudämmen vermag. Und bald darauf wird mir bang und weh ums Herz. Und dann, dann gärt es und gärt in mir fort, bis ich — einen Fluch ausstoße. —

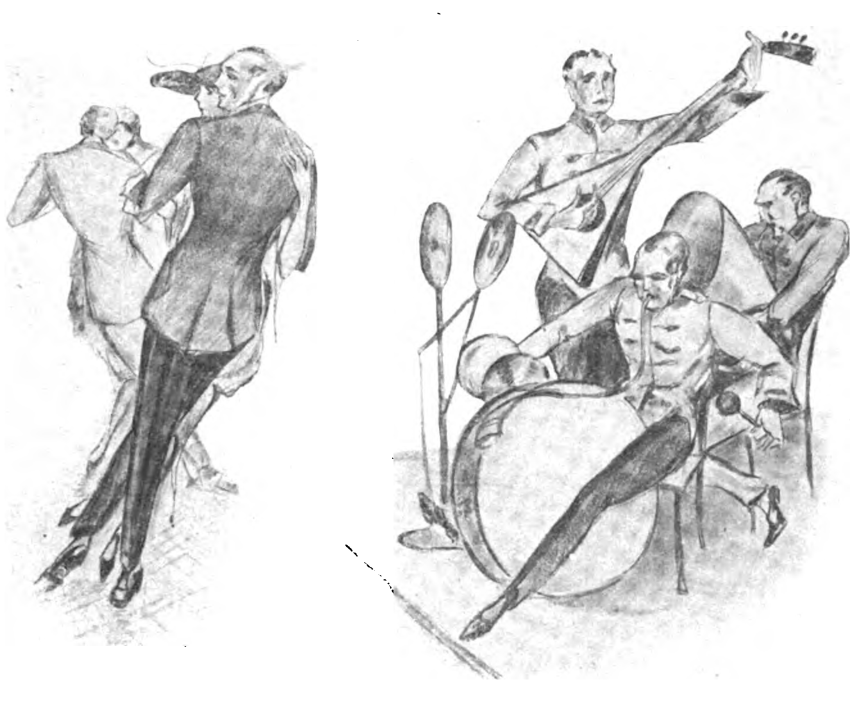
Dann habe ich Erik längst vergessen. Und der ist doch so ein lieber, braver Junge. Wenn ich Erik nicht mehr hätte — ach, ich verliere ihn sicher einmal schnell, ich weiß es.

Erik liebt mich gewiß ein wenig, warum hätte er mich sonst wohl geküßt? Vielleicht liebe ich ihn auch. Sicher werde ich wohl niemals wissen, ob ich lieben kann, weil ich meine einzige Liebe verloren habe . . .

Hier mußte ich vorhin abbrechen. —

Einmal will ich wenigstens das Wort hierherschreiben, den schönsten Namen, den es auf der Welt gibt: „Mutter."

* * *



Shimmy.

Nach einer Zeichnung von Karl Morche.

15. Oktober.

Graf Gyllensee ist heute morgen plötzlich abgereist. Ich sah ihn nicht mehr. Frau Quaade liegt immer noch krank bei ihren Verwandten in Odense. Vater teilte es mir vorhin mit. Ich bin so schrecklich froh darüber. Nun habe ich schon fast drei Monate Freiheit genossen. Aber Vater sagte, er wolle sie unter Umständen gar nicht wieder ins Haus nehmen und mir eine Gesellschaftsdame geben. Also eine neue, vielleicht noch härtere Marter in Aussicht! Wie ich die letzten Tage noch genießen will! Erik muß anfangen, die schlimmsten Bücher wieder mit nach Aalborg zu nehmen. Er kommt jetzt nur so selten heraus. Wenn die „Gesellschaftsdame" ebenso spioniert wie Madame Quaade, so könnte ja leicht am ersten Tage schon der Krieg anfangen. Die herrlichsten Sachen, die ich behalten darf, findet doch keiner in dem Versteck, das ich für sie in die Wand grub hinter der langweiligen Urahne über meinem Wäscheschrank.

Alles, was Wissenschaft und Kunst heißt, haßt mein Vater und verbannt es aus seinem Hause. Wenn ich wirklich nur von den spärlichen Brocken, die mir Madame Quaade für meine Bildung vorwarf, hätte leben müssen in den letzten Jahren! Ich kann den Gedanken kaum fassen. Es ist ja lächerlich. Zum Beispiel Geschichte nennt sie diesen unverdauten Chauvinismus, mit dem sie alles bespeit, was nicht gut dänisch geheißen hat und heißt. Dabei ist sie deutscher Abstammung und spricht gar kein reines Dänisch. Mein Vater liebt die Deutschen eigentlich gar nicht, aber er hat immer darauf gehalten, daß ich von Kindheit an Deutsch redete. Mir ist immer so, als müßte das noch auf den Einfluß meiner armen Mutter zurückzuführen sein. Ich fand einmal voriges Jahr, halb unter dem Türvorhang versteckt, an der Schwelle seines Arbeitszimmers ein kleines Bündel Briefe meiner Mutter, die sie als Braut in deutscher Sprache an ihn geschrieben hatte. In einem stand: „Es ist mir eine so große Beruhigung und Freude, daß Du die deutschen Dichter und Philosophen auch so hoch einschätzest wie ich und sie Dir ebenfalls die liebsten vor allen andern sind." Vater hatte die Briefe wohl beim Herübernehmen aus seinem Schreibtisch in den Geldschrank, der im Schlafzimmer steht, verloren. Ich habe die Briefe als Heiligtum aufgehoben.

*

Der Winter hat zum Angriff geblasen. Heute friert es Stein und Bein. Und mir ist es doch nicht bange. Seltsam. Vielleicht war ich krank, als ich mich so vor der Zukunft fürchtete. Vorgestern sprach ich mit Erik und sang ihm draußen am Fjord in der Dämmerung ein paar Lieder, die er liebt. Mir wurde dabei ganz schwül zumute. Und abends habe ich geweint.

*

Graf Gyllensee ist gestern abend schon wieder angekommen, und damit ist mir alle Zuversicht geschwunden. Zu dumm eigentlich. Ich habe immer an Erik denken müssen. Vater hatte heute abend eine erregte Auseinandersetzung mit dem Grafen. Was ist nur los? — Ich will meinen Goethe mit ins Bett nehmen.

* * *

24. November.

Der Graf scheint immer hier bleiben zu wollen. — Die Gesellschaftsdame kam vor drei Tagen an. Sie ist heute morgen wieder fortgefahren. Ich hatte sie lieb. Die erste Frau, die ich wieder liebgehabt habe. Vater hat sie ganz kurz abgefertigt. Sie war blond und klug und schön. Ich glaube, der Graf steckt dahinter. Erik ist seit zwei Wochen nicht mehr auf den Hof gekommen. Heute morgen noch hörte ich das Fräulein leise singen in ihrem Zimmer neben mir, Arnes Sang:

„Fort will ich, fort, hinaus in die Welt
über die hohen Berge!
Hier ist's so drückend, für mich hier kein Feld,
Während so kühn ich mich fühl' wie ein Held.
Mutig zerschneid' ich die Wellen,
Ohne am Fels zu zerschellen."

Ich muß die letzte Strophe noch schreiben:

„Einmal, das weiß ich, da treibt's mich hinaus
über die hohen Berge;
Ist's doch schon halb, als begänn ich den Strauß.
Aber auch schön ist der Heimat Haus!
Bleibt's mir auch länger verschlossen,
Werd' ich doch nimmer verdrossen."

*

Vater liegt zu Bett. Der Graf geht über den Hof und befiehlt wie ein Vogt. Ich soll von jetzt ab allein mit dem Grafen speisen. Ich habe gar keine Angst. Ich werde morgen mit ihm über Naturwissenschaften reden. — Heute abend saßen wir uns das erstemal allein gegenüber. Unser alter Haushofmeister sah mich so eigentümlich an beim Bedienen. Morgen werde ich den Grafen fragen, ob er etwas von Darwin und Spencer weiß. — Mir ist, als zöge ich in einen Krieg.

Draußen ist es Winter geworden.

*

Heute war ein Professor aus Kopenhagen hier, den Vater um Rat gefragt hat. Er liegt immer noch fest zu Bett. Ich weiß gar nicht, was ihm eigentlich fehlt. Ich darf ihn auch nicht sehen. — Der Graf will mich trösten, aber ich will gar nicht getröstet sein. Er sagt, Vater hätte ihn gebeten, sich um mich zu kümmern. Es ist möglich, aber mir nicht gerade angenehm. Dabei fühle ich mich jetzt so als Frau des Hauses. Man fragt mich oft in allerlei Angelegenheiten, um die man sonst Vater anging. Gut, daß ich in wirtschaftlichen Dingen Bescheid weiß.

Erik sah ich heute einmal flüchtig bei seinem Vater. Ich gab ihm einen ganzen Pack Philosophen mit.

Meine Sterne werden bei dem kalten Dezemberhimmel gut zu erkennen sein. Vorhin sah ich einen Feuerschein im Westen. Aber ich bin nicht abergläubisch, und wenn es aus Trotz wäre gegen die morsche Madame Quaabe, meinen bösen Geist a. D.

* * *

16. Dezember.

Ich lache ohne Ende. Ich lache, lache. —

Dort geht erst die Sonne unter, und ich schreibe schon. Ja, es ist Wahrheit: der Graf Karl Gyllensee hat mir seine Liebe gestanden im öden Schloßgarten, wo die toten Rosenstöcke ihren vermummten Winterschlaf halten. Ich lache ohne Ende . . .

*

Heute liege ich den ganzen Tag im Bett und — lache.

Eben habe ich an Erik den spaßigsten Brief meines achtzehneinhalbjährigen Lebens geschrieben. —

Wie ich ihm davongelaufen bin, dem alten Faun, ich weiß es kaum. Was aus ihm geworden ist? Vielleicht ist er versteinert, und nächsten Lenz sprudelt ein junger Quell aus seinem roten Herzen. —

Emerson ist meine neueste philosophische Liebe. Ich hatte ihn ganz vergessen. Vorhin blätterte ich in meinem Jens Peter . . .

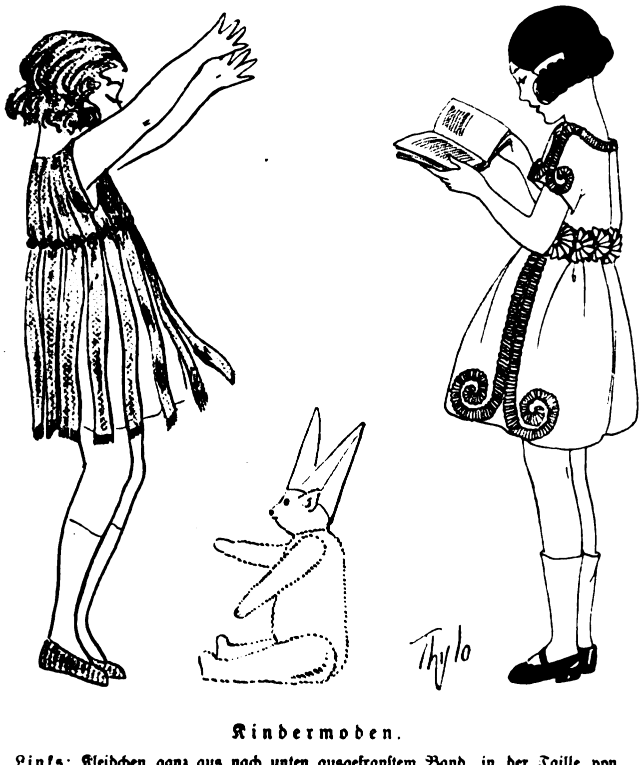
*

Als ich heute morgen über die müden Weiden strich, tauchte der alte Olsen hinter einer Erdwelle auf. Mir war nicht ganz behaglich, als ich ihn erblickte. Sein „God Morgen, Grevinde!" klang mir unheimlich. Er sprach vom Frostschaden zu mir, und dann grinste er eine Weile. Ob er mir noch nicht Glück wünschen dürfe? Ich lachte ihn aus. Dabei überlief mich ein Schauer. Wenn ich daran denke, erfaßt mich eine namenlose Sehnsucht; ich könnte sie Heimweh nennen. Mutter! —

*

Vater ließ mich heute morgen zu sich rufen. Er sah aus wie ein Skelett, er, der Hüne! Der Graf war bei ihm, als ich eintrat. Als wir allein waren, sprach

(Fortsetzung auf Seite 216.)



Kindermoden.

Links: Kleidchen ganz aus nach unten ausgefranstem Band, in der Taille von kleinen Seidenblumen gehalten. Rechts: Braunes Sergekleidchen mit gerüschtem dunkelbraunen Moiréband und Kokarden.

Wer gefallen will,



benützt

Khasana

Es hat keinen Feind, lebt in der Erinnerung fort! «Khasana» verändert dank seiner Mischung weder unter Zeit- noch Haut-Einflüssen seinen Wohl-Geruch! «Khasana»-Duft ist einschmeichelnd und warm, aber frei von fader Süsslichkeit.

KHASANA-Parfüm, Zimmer-Parfüm, Eau de Cologne, Kopf-Wasser, Toilette-Wasser, Sachet, Puder, Talkpuder, Kristall-Brillantine, Stangen-Pomade, Badesalz, Hautcrème, Seife.

Überall erhältlich!

Man achte beim Einkauf auf den Namen unserer Firma; er bürgt für die Güte der Erzeugnisse.



Dr. M. Albersheim, Frankfurt am Main

Fabrik feiner Parfümerien. Gegründet 1892

er von seinem Tode. Ich weiß nicht, was ich eigentlich dabei empfand. Ich konnte seine Augen nicht ansehen. So gequält, so grausam blickten sie mich an; und manchmal wieder, als suchten sie Hilfe. Er wollte immer von etwas anfangen und kam nicht dazu. Und dann hub er zweimal an: „Hast du . . . hast du mich . . .?“ — Mich schauderte, ich ahne, was er fragen wollte. — Was soll ich nur tun? —

Hurra, ich weiß es! Ich liebe, ich liebe, ich liebe — den Haß.

*

Drüben beim Vogt habe ich einen Christbaum leuchten sehen. Das Gesinde wird auch seine Freude gehabt haben. — Ich will krank sein heute, ich will. Weihnachten, das Fest der Liebe! Ich lache. Und dabei lese ich Ev. Lucae 2: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

*

Der Graf hatte mir einen Weihnachtstisch bereitet. Verschiedene Kleinigkeiten und inmitten eine Perlenkette, köstlich und schimmernd wie beseelte Tränen. Ich mußte es ja annehmen. Nun weine ich schon darüber. Er sagte nichts. Ich dankte ihm. Da sagte er nur, mein Vater hätte alles so gewünscht. —

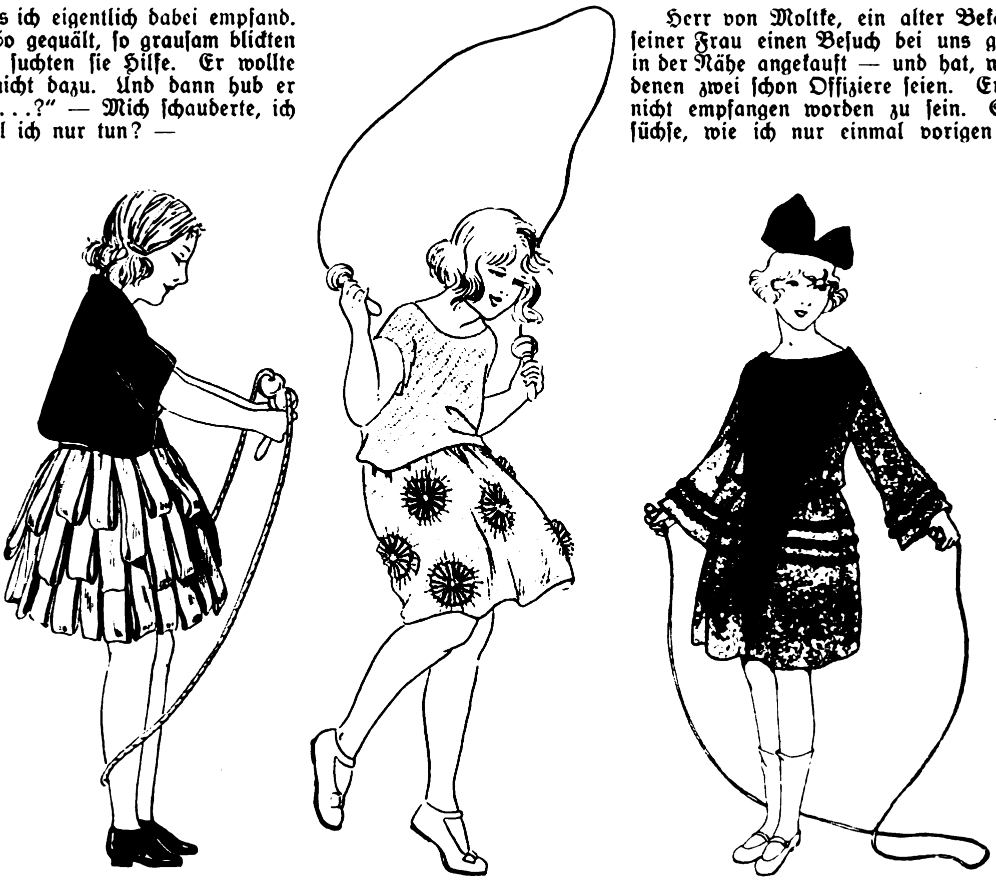
Als ich später den armen Häuslern meine kleinen Gaben brachte, die mir Erik in Aalborg so trefflich besorgt hatte, erholte ich mich wieder. Erik schenkte ich einen alten Ring, den ich vor drei Jahren im Schreibtisch meiner Großmutter fand. Der gute Junge war außer sich vor Freude.

Ich will an den Himmel denken.

Gute Nacht!

*

Mit Vater geht es etwas besser. Er hat heute einige Stunden im Lehnstuhl verbracht und sich von mir vielerlei Papiere aus den großen Eichenschränken in seinem Arbeitszimmer herbeibringen lassen. Dann hieß er mich wieder gehen. —



Kindermoden.

Links: Bolero aus schwarzem Samt. Röckchen aus Spangen von jadefarbigem Seidenband. Mitte: Kleid aus smaragdfarbenem Jersey mit kleinen Bandkokarden, die von gestickten Punkten eingefaßt sind. Rechts: Kleid aus zweifarbigem Serge mit gerüschten Bandreihen.

Herr von Moltke, ein alter Bekannter von Vater, hat heute mit seiner Frau einen Besuch bei uns gemacht. Er hat sich kürzlich hier in der Nähe angekauft — und hat, wie er mir sagte, drei Söhne, von denen zwei schon Offiziere seien. Er bedauere unendlich, von Vater nicht empfangen worden zu sein. Seine Pferde waren schön, Goldfüchse, wie ich nur einmal vorigen Winter in Kopenhagen ein Gespann sah, als mich Vater für einige Wochen zu der kalten, stolzen Tante Charlotte geschickt hatte, die aus mir eine Ballpuppe machen wollte. Ich liebe diese Pferde. Vater hat nur Rappen im Stall. — Der Graf fragte mich später, ob ich noch wüßte, was für Pferde der Besuch vor seinem Wagen gehabt hätte. Ich freute mich, daß er auch die Goldfüchse liebt.

*

Seit jenem Abend, an dem mir der Graf Gyllensee von Liebe sprach und ich ihm davonlief, ist er wie verwandelt. Er frißt mir schier aus der Hand, der alte Mann von fünfzig Jahren.

Was soll ich nur machen?

Ich weiß gar nicht, warum er zu mir von Liebe sprach. Liebe? — Ich liebe, ja, ich liebe. Aber was liebe ich denn? — Neulich wußte ich es doch. — Etwas Schreckliches, Gewaltiges ist es, ja, ja, ich weiß es — die Rache! — —

Nein, nein, die Rache ist es nicht, die . . . der Haß!

*

Ich habe Erik das gesagt. Der machte so eigene Augen. So tief erschienen sie mir, wie die stummen Weiher im schwarzen Tann, die kein Windhauch rührt.

Dann sagte er ganz still und fest: „Sich rächen, heißt an der Liebe sterben . . .“ Ich will seiner gedenken.

„. . . an der Liebe sterben“, sagte er.

* * *

6. Januar 1896.

Graf Gyllensee war eine Woche lang in Kopenhagen. Heute kam er wieder. Ich glaube, er wird immer hier bleiben. Ich habe mich auch schon ganz an ihn gewöhnt. Manchmal stelle ich mir vor, er sei mein Vater, und manchmal — mein Herr. Mein Herr! Dann hasse ich ihn! Und wenn er mir zu nahe kommt, halte ich still wie eine Sklavin. Er sagt dann, ich sei schön.

*

Ich liebe den Grafen Karl Gyllensee!
Ich hasse den Grafen Karl Gyllensee!

*

Der Mond zieht über mein Land. — Da schweigt mein Leid im Frieden. Ich sehne mich, das ist mein Leben. Mein Vater sagt, er wolle sterben.

Und die Welt ist dort draußen, und der Himmel ist über mir und der Welt.

Ich will die Welt! —

Da habe ich noch zwei Bücher an meinem Bett: „Ein Sommernachtstraum“ und „Faust“.

*

„Ich will dich zum Weibe haben“, sagte der Graf heute abend im Rauchzimmer zu mir und — wollte mich küssen.

Ich sagte ihm nichts. Noch nichts. Ich sah den Faun. Jetzt muß ich an meinen Vater denken. Er fragte mich gestern, ob ich wisse, was Liebe sei. Ich habe ihm gesagt: — „Ja!“

Meine Augen sind trübe.

Der Mond steht voll und klar über meiner Kammer. Ich will einen Frühlingstraum träumen, darin die Elfen um die Erlen einen Reigen tanzen im Morgentau, der ihre weißen Füße netzt.

Dann kommt das Licht und — der Tod.

*

Ich bat Erik, daß er mich in seinen Arm nehmen solle. Er tat es und küßte mich auf die Stirn und die Augen und noch einmal auf den Mund.

Dann mußte ich weinen. Und dann küßte er mich wieder, so lange, so heiß. Und die Februarsonne glastete brünstig, als stände der Sommer über uns. — Wir saßen im Schnee, und ein Feuer sprühte um uns her in tausend Funken.

Als die ersten Dünste aufstiegen im Westen, sagte ich ihm Lebewohl . . . Dann wallten die Nebel über unseren Weg. Wir konnten uns kaum finden darin mit den Händen.

Und wir küßten uns:

Das letzte Mal.

*

Mein Vater ließ mich heute rufen. Er sagte mir klar und kalt, ich solle den Grafen heiraten.

Ich habe ja gesagt.

Literatur und Kunst.

Alfred Bock. Romandichtung ist Weltgestaltung, und zwar Gestaltung der inneren und der äußeren Welt. Also nicht nur Bewältigung eines psychologischen Problems, sondern auch Darstellung seiner Verwurzelung in Landschaft, Mitmensch, Gesellschaft, Zeitatmosphäre. Ungeheueres kann hier geleistet werden. Balzac gestaltet ganz Frankreich, von dem Tumult der Großstadt an bis zur abseitigen Stille der fernsten Provinz. Dostojewski beschwört den russischen Menschen von seiner überirdischsten Erhebung bis zum trübsten Tierinstinkt. Im Vergleich mit diesen Titanen umfassen Bocks Werke einen viel, viel kleineren Lebenskreis: hessisches Dorf und hessische Kleinstadt (von seinen Hauptwerken seien genannt: „Die Pflastermeisterin“, „Der Flurschütz“, „Die Oberwälder“, „Die Pariser“, „Der Kuppelhof“, „Der Schlund“). Aber sie erfüllen die oben aufgestellte Forderung: sie gestalten diesen Lebenskreis wirklich. Sie sind nicht nur blasse Kopie, sondern dieses Leben selbst. In Bocks Büchern quillt Saft und Blut, weht Luft von Acker und Wiese, wird gearbeitet bis zum Schweiß, wird geliebt, derb zugreifend und verhalten entsagend. Bock hat als erster die hessische Bauernwelt leibhaftig in die Romandichtung gestellt, aber nicht so, daß lediglich „Heimatkunst“ das Resultat gewesen wäre. Dieser Begriff ist zu eng für Bocks Schaffen. Hier rollt menschliches Leben ab, menschliches Leben eben in dieser besonderen Verleiblichung der Bauernwelt. Keine ethnographischen Detailhäufungen stören. Mundart tritt charakterisierend nur insoweit auf, als sie allgemeinverständlich ist. Aber doch hat die Sprache jene Prallheit und gesunde Geschwelltheit der Formen, jenes schön Überraschende des anschaulichen Ausdrucks, wie es nur unverfälschte Natur hervorbringt. Bocks Kunst ist gewachsen. Sie hat nichts zu tun mit literarisch professioneller Mache. Wenn ein Mensch schaffend sein Wesen zur Erfüllung bringt, so leistet er damit das Höchste, was in seinem Machtbereich liegt. Alfred Bock hat das getan. Darum strahlt auch aus allen seinen Büchern die tiefe Güte, die überzeugende menschliche Anständigkeit ihres Schöpfers. Sie strahlt aus allen diesen Romanen und Novellen, obwohl der epische Stil Bocks so geartet ist, daß er den Schöpfer der Dich-

tungen ganz in den Hintergrund treten und die Handlung fast ganz von selbst abrollen läßt. In diesen Büchern wird nicht Partei ergriffen. Das Leben waltet dort kraft seiner guten und bösen Mächte. Die Geheimnisse der bäuerlichen Welt tun sich auf. Die Jahre haben das wunderbare Gleichmaß der in sich kreisenden Aufgaben und Arbeiten. Langsam dreht sich das stetige Rund von Säen und Ernten. Erde ist hier noch ein lebendiges Wesen, das fordert und schenkt. Generationen geben sich daran hin, Generationen schwinden, aber die Erde, der Acker bleibt derselbe. Es ist ein tiefsinniges Beisammensein der Symbole von Ruhe und Wandel. Der Mensch steht unter einer unerbittlichen Forderung der Arbeit. Dadurch bekommen auch die Menschen selbst etwas Unerbittliches, eine Unablenkbarkeit in der Zielrichtung ihres Lebens, der ein Hauch von Größe eigen ist, die aber auch oft blindlings ins Verderben führt. Aber hinter dem allem ruht immer die Weite und Stille der Landschaft, das geheimnisvolle Schollenmeer der Äcker, eine Vision, wie sie einmal im „Flurschütz" aufsteigt: „Sinnend schritt er den Berg hinunter. Da er dem Flachland näher kam, unterschied er die Bauern auf jeder Gewann. Da zogen sie die Furchen mit scharfem Pflug, streuten bedächtig den Samen aus . . ." Dr. Fritz Usinger.

Bücher zur Kunstgeschichte. Der Expressionismus bleibt für viele. selbst ernsthafte Kunstfreunde und Kenner ein Problem, mit dem sie sich nicht recht abzufinden wissen. Diesem Standpunkt einzelner und naturgemäß auch der Masse, die noch weniger zu ihm eine Distanz gewinnen kann, Rechnung tragend, bemühen sich anhaltend verschiedene Kunsthistoriker, jeder auf seine Art, das Verständnis für die neue Kunst zu wecken. Das Buch von G. J. von Allesch „Wege zur Kunstbetrachtung" (Sibyllen-Verlag, Dresden) ist auch wieder ein Versuch nach dieser Richtung. Der Verfasser sieht im Geistigen das Primäre; die künstlerische Auffassung ist darum das Wichtigste, in zweiter Linie kommt erst die Form. Um ein Bild richtig zu verstehen, muß also der Beschauer jedes Bildes wieder zu dessen Ursprung zurückkehren. Das ist der Weg zur Kunstbetrachtung, den Allesch geht, und in der Analyse, wie er die Erscheinungen zu ihrem Ursprung zurückleitet, offenbart er sich als ein vortrefflicher Mentor. Ähnlich versucht Max Raphael in seinem Führer „Idee und Gestalt" (Delphin-Verlag, München) dem Wesen der Kunst sich zu nähern, indem er nur eine andere Methode wählt, die des Vergleichens, d. h. er geht der Gestaltung eines Motivs bei verschiedenen Künstlern oder in den verschiedenen Perioden eines Künstlers nach, um die absoluten Wertunterschiede nach den allgemeinen Schaffensgesetzen und nach den besondern Gesetzen der Kunstgattung, dann die relativen Wertunterschiede im Werk desselben Künstlers und zwischen Werken verschiedener Künstler festzustellen. Das Büchlein enthält außerdem manche fein empfundene Anregung zur ästhetischen Erziehung. Wilhelm Waetzoldts Werk „Deutsche Kunsthistoriker" (E. A. Seemann, Leipzig), das die deutsche Kunstgeschichtschreibung von ihren Anfängen bis zu Carl Friedrich v. Rumohr behandelt, ist für die Entwicklung des deutschen Kunstempfindens ein höchst schätzenswerter Beitrag. Man lernt hier die Kunst aus der Perspektive historischer und fachkundiger Betrachtung kennen und gewinnt einen interessanten Einblick in die Wandelbarkeit des Geschmacks. Namentlich das Kapitel über die Maleräſthetiker des 18. Jahrhunderts Oeser, Mengs, Hagedorn usw. ist in dieser Hinsicht sehr lehrreich, wenn man die Anschauungen Wackenroder-Tiecks danebenstellt. Von Georg Dehios „Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler" (Ernst Wasmuth, Berlin) gelangte der 3. Band in 2. Auflage zur Ausgabe. Er umfaßt Süddeutschland. Die große wissenschaftliche Exaktheit, mit der dieses Handbuch zusammengefügt wurde, macht es zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerk sowohl für den Kunstgelehrten als auch für den kunstbeflissenen Reisenden. Ein Stück Heimatkunde ist auch das Heft „Werke der Posener bildenden Kunst" von Arthur Kronthal (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig). Es schildert die Umbauten des Rathauses im 16. und 20. Jahrhundert, das Knorrsche Gemälde „Der Marktplatz in Posen im Jahre 1839" und enthält außerdem einen Aufsatz über Julius v. Minutoli, Adolf v. Menzel und ihren Verleger Louis Sachse. Endlich sei noch ein Buch von Emil Waldmann „Der Sammler" (Bruno Cassirer, Berlin) erwähnt. Es sind Aufsätze, die der Verfasser in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte und hier nach einem Gesichtspunkt geordnet herausgibt. Was Waldmann über den Sammler als solchen, die hervorstechenden Typen desselben, das Sammeln überhaupt, Auktionen, Museumsfragen, Kunsthandel usw. sagt, verrät überall den erfahrenen Kenner, der die Dinge scharf zu charakterisieren weiß. Dr. V. T.

Freude ist alles! Unter diesem Motto begreift der bekannte Jugendbildner und Vorkämpfer der Arbeitsschule, Paul Georg Münch, seine für die nebelgraue Zukunft unseres bedrängten Volkes große Kulturaufgabe. Was ihn bei näherer Betrachtung solcher von neuem Geiste bedienten Versuchsanstalten erfüllte und bewegte, legt er als „Erlebnisse und Gedanken auf einer Schulinspektionsfahrt" in einem köstlichen Büchlein nieder, das nun die Dürrsche Buchhandlung in Leipzig in die Welt hinaussendet. Da Münch ein meisterhafter Stilist, ein Schriftsteller von starker und reizvoller Eigenart und selbst einer mit einem lachenden Kinderherzen ist, so kann jeder, der diese Erkenntnisse und Konfessionen liest, einer Stunde sicher sein, die ihn aufrichtet, in freudiger Hoffnung aufatmen läßt. Solange Erzieher vom Schlage Münchs am Werke sind, dürfen wir den Glauben hinnehmen, daß an solchem Wesen doch noch einmal die Welt genesen wird. „Trotz alledem" — dieses irgendwo als Hausspruch zu lesende Wort, wird jene Jugend in Fleisch und Blut umsetzen, die man nach den gesund in Sonne und Tat gerichteten Methoden der Münch und Genossen aufwachsen läßt, individualisiert — wie jedes Stückchen der Natur. Gustav Herrmann.

Aus Wissenschaft und Technik.

Frühzeitiges Erkennen der Epilepsie im Kindesalter. Meist werden Kinder erst dann als epileptisch angesprochen, wenn sie einen Anfall gehabt haben. Allein, die Epilepsie ist eine Erkrankung der Konstitution und äußert sich deshalb auf verschiedene Weise. Der Krampfanfall bildet das letzte Glied dieser Krankheit in einer Reihe von Symptomen. Bevor ein epileptischer Anfall bei einem Kind sich einstellt, ist eine Anzahl von krankhaften Erscheinungen vorausgegangen. Schon im frühesten Kindesalter, im ersten Lebensjahre, kann man Frühzeichen der epileptischen Konstitution beobachten; es sind Störungen in der Magen- und Darmtätigkeit, die keine Ernährungsfehler, Erkältung oder dergleichen zur Ursache haben; Würgbewegungen, Brechneigungen, Erbrechen, Verstopfungen, Diarrhöen, die aus einer krankhaften Nerventätigkeit kommen. Mitunter stellt sich dabei ein Krampf der Augenmuskulatur ein, so daß der Augapfel seitlich gezogen erscheint und der Blick starr wird. In den nachfolgenden Lebensjahren sind es ähnliche Erscheinungen; dazu sieht man mitunter auf der Schleimhaut der Mundhöhle kleine Pusteln. Die Herz- und Blutgefäßnerven sind in ihrer Tätigkeit verändert. Herzklopfen und zeitweise beschleunigter Puls gehören zu den Frühzeichen der Epilepsie; die Gesichts- und manchmal auch die Halshaut wechseln in der Farbe; es kommt zu leichten Zusammen-

ziehungen der Muskulatur der Blutgefäße, wodurch die Kinder plötzlich im Gesicht blaß werden; danach tritt Rötung ein; ein Augenmuskelkrampf verursacht für einige Sekunden eine seitliche Stellung des Augapfels; auch der Kopf dreht sich mitunter zur Seite. Diese Symptome sind bereits Krämpfe in der quergestreiften Muskulatur, denen bald andere nachfolgen. Man kann beobachten, daß Kinder während des Gehens plötzlich stehen bleiben, oder daß eine eben begonnene Bewegung mit den Händen und Armen eine Hemmung erfährt, so daß mit der Hand gehaltene Gegenstände dieser entfallen u. dgl. m. Die Kinder suchen sich nach solchen „Bannungen“ irgendeine Beschäftigung mit den Händen zu machen, sie zupfen verlegen an ihrer Kleidung, betasten vor ihnen liegende Gegenstände usw. Man verkennt vielfach derartige Erscheinungen und rügt die Kinder wegen Unachtsamkeit usw. Da die Kinder sich an ihre Bannungen nicht erinnern und auch oft dabei Vergessenheit an kurz Vorausgegangenes haben, geraten sie leicht in den Verdacht des Lügens. Es kommt vor, daß Kinder mit der epileptischen Veranlagung mitten im Spiel mit Kameraden plötzlich diese verlassen und wie hilfesuchend auf einen ihrer Angehörigen zueilen; es hat sie ein Übelsein oder ein Schwindelgefühl befallen, oder eine Bannung wollte sich einstellen. Oft geht dem Schwindelgefühl Kopfschmerz voraus. Nachts treten erregende Träume auf; die Kinder schreien im Schlaf auf, richten sich auf und finden sich nicht zurecht. Zähneknirschen, Schmatzen mit den Lippen und Schnalzen mit der Zunge kommen im Schlafe vor; auch Bettharnen. Auch hinsichtlich der geistigen Leistungsfähigkeit gibt es Frühzeichen der Epilepsie; man kann mitunter einen langsam fortschreitenden Zerfall der Aufmerksamkeit bei Schulkindern aus dem Geschriebenen durch Monate und durch Jahre verfolgen. Schreibfehler stellen sich ein als Zeichen einer beginnenden Herabsetzung der geistigen Leistungsfähigkeit; die Schrift wird zitterig; die Buchstaben stehen nicht mehr regelrecht auf den Linien. Die Führung des Schulheftes wird mangelhaft. Gerade derartige Erscheinungen werden meist nicht richtig gedeutet und als Leichtsinn oder Faulheit gebrandmarkt. Epileptisch veranlagte Kinder zeigen oft schon frühzeitig perverse Wertungen, sie haben Gefallen an Obszönem. Mitunter sind sie grausam, quälen Tiere und Menschen. Jähzorn zeichnet sie oft aus. Natürlich sind die Frühzeichen der Epilepsie im Kindesalter verschieden auf Individualität

und persönliche Veranlagung verteilt. Da Mittel wie Brom, bei Epilepsie angewandt, wohl die Erregbarkeit des Gehirnes herabsetzen und somit auch die Zahl der Anfälle mindern, aber nicht als Heilmittel gegen Epilepsie angesprochen werden können, da wir ein Heilmittel gegen Epilepsie überhaupt nicht besitzen, ist es von großer Wichtigkeit, die Frühzeichen dieser Erkrankung zu kennen, um eine Frühbehandlung einzuleiten, die erfahrungsgemäß günstige Ergebnisse gezeitigt hat; sie beruht auf medizinisch-hygienischen und psychisch-pädagogischen Methoden. Dr. Heinrich Stadelmann.

Heimische Arzneipflanzen. Seit Jahren wies ich Fachkreise auf die lange Reihe von Arzneikörpern hin, die, bevor Amerika entdeckt wurde, völlig ausreichten, unserer Vorfahren Gesundheit zu erhalten und ihre Gebrechen zu heilen. Was uralte Weisheit war, bewahrheitete sich. Vor kurzer Zeit erinnerte ich daran, daß auch Goethe von ihrem Wert überzeugt war. „Womit der Arzt heilet, und woraus der Apotheker die Arznei macht, die Arzneistoffe, die der Herr aus der Erde wachsen läßt, und die kein Vernünftiger verachtet“, die bringt unsere reichgesegnete heimatliche Flur, ganz wie des Lebens Notdurft und Nahrung, in ausreichender Menge hervor. Wir haben keineswegs die aus fremden Erdteilen zu uns gebrachten und mit dem Menschen angeborener Ausländerei eigenen Schätzen vorgezogenen Gaben der Natur nötig. Ich riet, die aus der Mode gekommenen Heil- und Nahrungsmittel wenigstens als Behelf in Anwendung zu ziehen, die ersteren insonderheit, wenn nicht anzubauen, so doch, spazierengehend, zu sammeln und für schlimme Zeiten in einer „Hausapotheke“, wie sie zum Hausrat unserer Eltern noch gehörte, aufzubewahren, hiermit auch unserer Volkswirtschaft zu helfen, die ob unserer Torheit ungezählte Millionen in die Taschen unserer Feinde fließen läßt, für Gegenstände, die daheim nutzlos verkümmern, ja geradezu vergeudet werden. Vielleicht infolge meiner Mahnungen wurden in der letzten Zeit genaue Untersuchungen des bekannten Hirtentäschelkrauts angestellt, das sich lange schon großer Achtung als Heilkraut erfreute. Es zeigte sich, daß es in seiner Wirkung dem wichtigen, jetzt mit Gold aufgewogenen Mutterkorn, das, zwar einheimisch, aber ob unserer so hoch stehenden Landwirtschaft aus unseren Kornfeldern fast völlig ins Ausland vertrieben, wenn nicht ganz gleich, so doch sehr

nahe steht. Und eben hat Grimme im Hamburger Laboratorium für Warenkunde zwei wohlbekannte heimische Gewächse, die Primeln und die Veilchen, untersucht und gefunden, daß sie wegen ihrer wesentlichen Bestandteile den Feindwaren Senega und Ipekakuanha, einem vielgebrauchten Brust- und einem Brechmittel, sehr ähnlich und in der Tat geeignet sind, diese beiden Mittel völlig zu ersetzen: ein neuer Beweis dafür, daß wir diese entbehren können, daß wir sie nicht für teures Geld aus dem Ausland beziehen sollen. Es scheint Pflicht, diese Verhältnisse, die gewiß bald durch weitere genaue Arbeiten gestützt werden, weiten Kreisen vor Augen zu führen. Dr. med. h. c. Hermann Schelenz, Kassel.

Die Bisamratte. — „Die ich rief, die Geister, werd' ich nimmer los." Diese Worte aus dem „Zauberlehrling" konnte der Fürst Colloredo-Mannsfeld anwenden, als er sah, daß die auf seiner böhmischen Besitzung Dobrisch im Jahre 1905 in etwa zehn Paaren eingeführten Bisamratten sich zu einer Plage des Landes entwickelten. Heute ist die Bisamratte in Böhmen und angrenzenden Landesstrichen fast Tagesgespräch, und darüber hinaus liest man von ihr häufig in allen Zeitungen. Die Bisamratte lebt in ihrer amerikanischen Heimat vornehmlich von Wasserpflanzen und liefert dort einen weichen und glänzenden und deshalb geschätzten Pelz. Daher glaubte der böhmische Fürst seinem Lande und Europa ein Geschenk zu machen, wenn er dieses Pelztier einbürgerte. Infolge der günstigen Lebensbedingungen, die die böhmischen Flußläufe bieten, entwickelten sich die beinahe kaninchenartig fruchtbaren Tiere derart, daß sie heute in Böhmen nach Millionen zählen, und daß sie sich über die Grenzen hinaus nach Mähren, Bayern und Sachsen ausbreiten mußten. — Obwohl die Bisamratte ein Wassertier ist, folgt sie nicht nur den Flußläufen, sondern sie steigt auch über die Berge. Die Bisamratte hätte diese Vermehrung und Ausbreitung nie erfahren, wenn sie hinsichtlich ihres Pelzes, namentlich zu Beginn ihrer Einbürgerung, wo er sehr schlecht war, keine so große Enttäuschung hervorgerufen, sondern die Erwartung, wozu der amerikanische Schlag berechtigte, erfüllt hätte. Dann hätte man ihr jedenfalls von allen Seiten und mit so großem Eifer nachgestellt, daß ihre Ausbreitung eingedämmt worden wäre. Die europäische Bisamratte aber, wie wir sie heute nach ihrer Überschreitung der böhmischen Grenzen nennen müssen, ist

nicht nur an Pelzwert — trotz des gegenwärtigen höheren Preises — bedeutungslos, ihre schnelle Akklimatisierung hat auch ihren Geschmackssinn gewandelt, indem sie sich vom angeblichen Pflanzenfresser zum Fleischfresser entwickelte. Sie ernährt sich hier von Fischbrut und Fischen, von Wassergeflügel aller Art, und wenn sie gelegentlich auf die alte Lebensweise zurückverfällt, entpuppt sie sich auch dabei als großer Schädling, indem sie das Korn auf dem Felde und selbst in der Scheune annimmt. Sie ist so zu einer Plage des Teichwirtes, des Jägers und des Landwirtes geworden. Gefürchtet und allgemein verhaßt ist sie auch deshalb, weil sie Ufer, Straßen und Dämme unterwühlt. Tausende von Kronen haben böhmische Gemeinden aufwenden müssen, um die von der Bisamratte angerichteten Verwüstungen wieder auszubessern. Wie schon hervorgehoben, fällt ihr Nutzen gegenüber ihrer Schädlichkeit nicht ins Gewicht. Ihr Fleisch wird zwar gegessen, jedoch kann es niemals Volksnahrung werden, und wenn ihr Pelz unter dem Einfluß der Veränderung des Wirtschaftslebens während des Krieges 20 Kronen gegen eine halbe vor dem Kriege einbrachte, so wird damit auch nicht zum kleinen Teile der Schaden wettgemacht, den ihre Nagezähne, ihr Appetit und ihre Wühlpfoten verursachen. Was man heute von ihr hält, läßt sich aus der Mobilmachung aller möglichen Hilfsmittel gegen sie erkennen, die ihre Ausbreitung eindämmen und verhindern und möglichst die ganze Sippschaft ausrotten sollen. Letzteres wird aber voraussichtlich nie eintreten, denn die Bisamratte ist schon zu weit verbreitet, und ihre Eigenschaft als Nachttier schützt sie gegen diese Gefahren. Außerdem ist sie recht wehrhaft; wer sie mit Hunden jagen will, muß scharfe, kräftige und geschulte Tiere führen. Wilhelm Hochgreve.

Moorelicht auf der Leipziger Messe. Auf dem Ausstellungsstand der Osram G. m. b. H. im Meßhaus Grönländer ist diesmal eine Moorelichtanlage durch die Studiengesellschaft für elektrische Beleuchtung m. b. H. (Bereich der Osram G. m. b. H.) gezeigt worden, die viel Beachtung gefunden hat. Das Moorelicht verdankt dem Amerikaner Mac Farlane Moore seinen Namen, dem es im Jahre 1904 nach zwölfjähriger Arbeit gelang, durch die Erfindung einer mechanischen Luftdruckregelung den Geißlerschen Röhren, die bis dahin nur aus Laboratoriumsversuchen bekannt waren, zu praktischer Bedeutung zu verhelfen. Die

[s]eitdem fortdauernd an Umfang zunimmt. Das Prinzip der Geißlerschen Röhren ist bekanntlich, gasförmige Leiter bei sehr geringem Druck in einer evakuierten Röhre zum Leuchten zu bringen. Geißler hatte damit den alten Bann gebrochen, daß Lichterzeugung nur auf Temperaturstrahlung beruhen konnte, d. h. darauf, daß Körper auf eine sehr hohe Temperatur erhitzt und damit leuchtend wurden. Das sogenannte Lumineszenzleuchten oder das kalte Licht konnte jetzt künstlich erzeugt werden, allerdings nur auf ganz kurze Zeitspannen, da das Vakuum sich unter elektrischem Strom nicht erhalten ließ und der mit dem Terminus technicus „Hartwerden der Röhren" bezeichnete Mißstand eintrat. Behoben wurde dieser dann durch die einfache und geniale Erfindung Moores, der in die Stromleitung einen Vakuumregler einschaltet, dessen Elektromagnet auf jede Änderung des elektrischen Stromes, die durch das Zunehmen des Vakuums eintritt, reagiert, und durch ein Ventil so viel Gas einströmen läßt, bis die ursprüngliche Dichte wiedererreicht ist. Was Tesla und andere Pioniere auf dem Gebiete der Elektrizität vor etwa 30 Jahren ankündigten, daß nämlich die „ideale" Beleuchtung der Zukunft durch Vakuumröhren an Wänden und Decken erfolgen werde, die aufleuchten, sobald sie ein starker kontinuierlicher Strom durchfließt, war dadurch zur Wirklichkeit geworden. Ein wesentlicher Vorzug dieser Elektrolumineszenz-Beleuchtung ist, daß ein größerer Teil der Stromenergie in Licht umgesetzt wird als bei Temperaturstrahlern. Der hierzu erforderliche Hochspannungsstrom von mehreren tausend Volt wird mittels eines Transformators aus einem Leitungsnetz gewöhnlicher Spannung entnommen und durch die genügend luftleer gemachte Glasröhre geleitet. Der Sekundärstrom bewirkt die Lichterzeugung, während der Primärstrom in dem Vakuumregler auf elektromagnetischem Wege den Quecksilberspiegel herunterdrückt, sobald die Luftverdünnung in der Moorerröhre abnimmt, und dadurch dem Ersatzgas durch einen Kohlekegel den Weg in die Glasröhre so lange freigibt, bis der notwendige Druck in der Röhre wiederhergestellt ist. Mit Kohlensäuregas läßt sich ein Weißlicht erzeugen, das nach dem Urteil aller Fachleute dem diffusen Tageslicht, wie es in einem nach Norden gelegenen Zimmer, z. B. einem Atelier, herrscht, vollkommen entspricht. Dieses Licht weist genau dieselbe spektrale Zusammensetzung auf wie das Sonnenlicht, verändert infolgedessen die natürlichen Farben in keiner Weise. Der hiermit zu erreichende Helligkeitsgrad ist ganz unge-

wöhnlich groß und würde, wenn er aus Glüh- oder Bogenlampen herrührte, für das menschliche Auge kaum erträglich sein, weil die zu scharf leuchtenden Zentren dieser Lichtquellen die Netzhaut stark angreifen. Durch die Flächenausbreitung der Moorelichtquelle ist aber jede Blendung unmöglich gemacht und außerdem jede störende Schattenbildung vermieden. Eine Abblendung durch Mattieren des Glases ist unnötig, woraus wieder eine nicht unwesentliche Ersparnis an elektrischem Strom resultiert und die vollste Ausnutzung der Stromenergie für die Beleuchtung ermöglicht ist. Die Wirtschaftlichkeit des Moorelichtes, dessen deutsche Patente im Besitz der Studiengesellschaft für elektrische Beleuchtung m. b. H. sind, ist ungefähr gleich der von Glühlampen. Die Lebensdauer der Vakuumröhren ist praktisch unbegrenzt, und nur die Auswechslung der selbsttätig wirkenden Gasentwickler ist nach 1000/1500 Brennstunden notwendig. Die Auswechslung geschieht auf die einfachste Weise, indem man zwei Schrauben löst und eine neue Gaserzeugungsflasche einsetzt. Das Vakuum der Röhren bleibt bei dieser Manipulation natürlich unverändert, da der Gasentwickler vor dem Ventil, also unter atmosphärischem Druck steht. Die Bedienung der Anlage ist ebenfalls äußerst einfach und erfolgt genau wie bei Glühlampen durch Einschalten eines Momenthebels oder eines Dosenschalters, wobei irgendwelches Zucken oder Flackern nicht eintritt; das Licht ist sofort in der vollen Länge des Rohres vollkommen ruhig. Die Anwendungsmöglichkeiten des Moorelichtes sind nahezu unbeschränkt. In vielen Fällen wird man dem Moorelicht sogar gegenüber dem Tageslicht den Vorzug geben müssen, z. B. in der Photographie, wo man bei der stets gleichen Lichtstärke und der vollkommenen Diffusität und Schattenlosigkeit der Vakuumröhren-Beleuchtung mit konstanten Belichtungsziffern rechnen kann. Die Färbereien, Druckereien, Webereien, Tuchhandlungen und die Konfektionshäuser werden in ihrer Arbeit nicht mehr durch die Abhängigkeit von der Witterung gestört. Dem namentlich in den Wintermonaten stets wechselnden Tageslicht, das bedingt ist durch die Bedeckung des Himmels, durch die örtlichen Verhältnisse, Lage und Umgebung des Geschäfts- oder Fabriklokals, durch die Reflexionsstärke von Wolken, Luftbeimengungen, Wänden, und das verschieden ist, je nachdem die Sonnenstrahlen direkt oder indirekt einfallen, ist in dem Moorelicht ein ernsthafter Konkurrent entstanden.

STOLLWERCK GOLD

Fröbus, Köln

SCHOKOLADE ★ KAKAO ★ PRALINEN





PÖGE

vertreten auf der

Technischen Frühjahrsmesse Leipzig

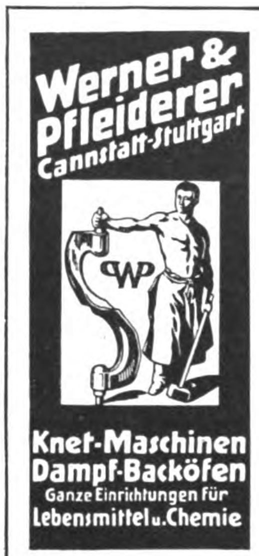
vom 5.—14. März 1922

in Halle E, Stand 690

des Ausstellungsgeländes.



Ein Boudoirgeheimnis aller eleganten Frauen sind die Mittel, die von jeder angewendet werden, um so lange wie möglich in Jugendschöne zu strahlen. Aber alle Kosmetika nützen doch zuletzt nichts, wenn nicht dem täglichen Bad und allen Gesichts- und Handwaschungen die Aufmerksamkeit zugewendet wird, die wir der Körper- und Hautpflege aus Gründen der Hygiene und des Schönheitsgefühls entgegenbringen müssen. Eine milde, neutrale Seife von der Güte der echten Steckenpferd-Seife ist allein würdig, von jeder Dame als bestes tägliches Kosmetikum bei allen Waschungen benutzt zu werden, da die Steckenpferd-Seife (die beste Lilienmilchseife) nicht allein Schmutz- und Fettabsonderungen sicher entfernt, sondern auch vorzüglich die Poren öffnet, so daß Pickel, Mitesser und Hautunreinigkeiten bei dauerndem Gebrauch bald verschwinden und dadurch eine zarte weiße Haut und ein schöner Teint erzeugt werden.



Dr. Hoffbauer's ges. gesch.

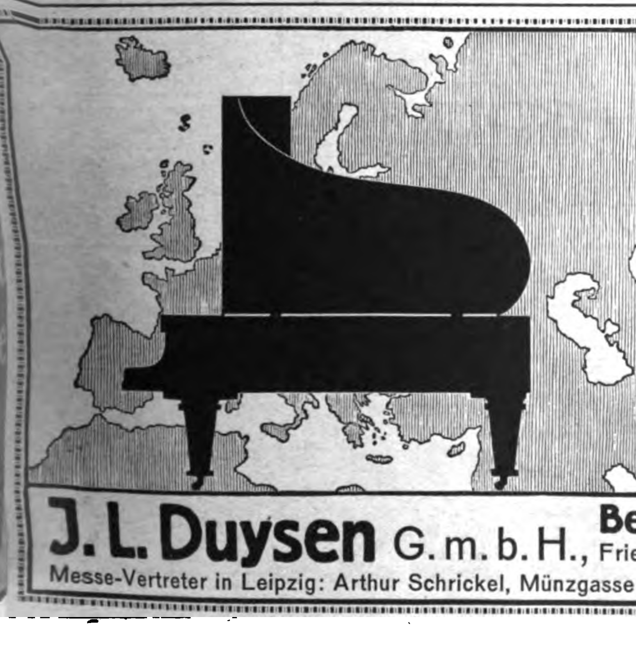
Yohimbin-Tabletten

Anregend! Kräftigend!

Reinstes Yohimbin ohne jeden Zusatz

Original- 25 50 100 200 Stück Literatur diskret
Packung: 22.50 44.- 85.- 165.- Mk. und gratis.
Elefanten-Apotheke, Berlin 212, Leipzigerstr. 74 (Dönhoffplatz).

Webers Illustrierte Handbücher. Verzeichnis kostenlos von J. J. Weber, Leipzig 26.



Flügel und **Pianinos** in **höchster Vollendung**

J. L. Duysen G. m. b. H., **Berlin SW. 48** Friedrichstrasse 219.

Messe-Vertreter in Leipzig: Arthur Schrickel, Münzgasse 20, Telefon: 3218.

Schleussner-

Belichtungs-Ermittler „Diskus" Preis 4 Mark.

Photo-Platten

Photo-Chemikalien

Moment-Ultrarapid- und farbenempfindliche Viridin-Platten für die Landschafts- und Porträt-Photographie.

Gebrauchsfertige Chemikalien in flüssiger, Patronen- und Tablettenform.

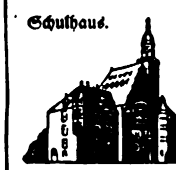
Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. Main 97.

Schleussner-Photo-Hilfsbuch. 1. Teil: Das negative Bild. Preis Mk. 3 50
2. Teil: Das positive Bild. Preis Mk. 2.—

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Technische Hochschule Danzig.
Die Einschreibungen für das Sommerhalbjahr finden vom 1. bis 30. April 1922 statt. Angehörige fremder Staaten (außer Deutschland und Polen) haben Aufnahmegesuche 4 Wochen vor Beginn der Einschreibfrist einzureichen. Beginn der Vorlesungen gegen den 25. April. Programmversendung gegen Einsendung von 7.— M. (Ausland 7.40 M). Anrechnung von Semestern und Prüfungen an Deutschen Hochschulen unverändert wie bisher. Für Zureise über See ab Swinemünde oder Königsberg genügt deutscher Paß, mit der Eisenbahn ist außerdem polnisches Visum erforderlich. Der Rektor.

Schulhaus.



Evang. Pädagogium
Godesberg (Rhein) u. Herchen (Sieg)
Realgymnasium i. E., Oberrealschule i. E., Progymnasium, bisher mit Einjähr.-Berechtigung, jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt. Höhere Handelsfachklasse. 500 Schüler, 75 Lehrer u. Erzieher. Internat in 22 Familienhäusern. Direktor: Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.

Halle a. S. Dr. Harangs Höhere Lehranstalt.
Vorbereitung f. Abiturium, Obersekunda, Reife, Reichsverbandsprüf., Umschulung.
57jährige glänzende Erfolge. — Schülerheim. — Bericht frei.

Dr. Buslik's Röntgen-, Bakteriologie- u. Chemie-Schule für Damen, Leipzig I, Keilstr. 12. Schulauskunft u. Jahresber. 10 frei.



Haushaltungspensionat „Haus Seeburg"
Überlingen a/Bodensee.
Ausbildung junger Mädchen
i. Hauswirtschaft u. Gartenbau
Neuzeitiger Komfort, beste Verpfl.
Unterricht, Sport, Gesundheitspflg.

Der Wiederaufbau
unseres zusammengebrochenen Wirtschaftslebens erfordert eine strenge Sichtung der Kräfte und nur Bewerber mit gediegenen Kenntnissen werden vorwärts kommen. Angestellte des Handels und der Industrie, Arbeiter, Beamte und Lehrer sollten daher nicht versäumen, ihre Kenntnisse den jetzigen Anforderungen anzupassen, um in der scharfen Konkurrenz bestehen zu können. Das beste Mittel hierzu ist die Selbstunterrichtsmethode Rustin (Mitarbeiter: 5 Direktoren, 22 Professoren). Selbststudium ohne Lehrer und ohne Berufsstörung. Persönlicher briefl. Fernunterricht. Umfassendes technisches Fachwissen erwerben Sie schnell und leicht durch das Selbstunterrichtssystem Karnack-Hachfeld. **Für alle Berufsklassen** sind unsere Prospekte wichtig, die Sie unter Angabe von Stand oder Beruf kostenfrei erhalten. Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam - N 7

Grippe gefahrlos
bei Anwendung der Lehre nach dem Buche von Dr. med. Ilssbach
Meine neue Lehre
von der Heilung der Ansteckungs- oder Fiebererkrankungen, Grippe und Lungenentzündung, denen infolge falscher Behandlung unzählige Menschenleben zum Opfer fallen. Mit vielen Abbildungen.
In über 25 000 Exempl. verbreitet
Preis 36 Mark und 4 Mark Porto und Verpackung.
Zu beziehen unter Nachnahme oder gegen Voreinsendung (Postscheckkonto Leipzig 50906) von
Friedrich Engelmann, Verlag, Leipzig 5, Göschenstr. 1

Sie erreichen
Vollendete Technik
speziell für Klavier und Geige durch:
System Energetos-Ritte.
System Energetos Ritte . . . . geb. M. 20,—, geh. M. 16,—
Der Höhenweg des Pianisten . . . . „ „ 20,—, „ „ 16,—
Die grosse energetische Violinschule . . . . „ „ 20,—
Schack & Co., Verlagsges. m. b. H., Berlin-Wilmersdorf, Nikolsburgerpl. 11.

Oskar Gerschel's
Buchhandlung u. Antiquariat G. m. b. H.
Stuttgart
Ankauf ganzer Bibliotheken und einzelner Werke von Wert.
Neueste Lagerkataloge: Nr. 92. **Alte Drucke.** Ill. Bücher d. 15. bis 18. Jahrh. Inkunabeln und Miniaturen (ca. 1100 Nrn.). Preis Mk. 5.—.
Monatl. Verzeichnis „Der Bücherkasten".

Dir. Fischer
Berlin, Zietenstr. 22. T. Ltz. 2921
Vorbereitungsanstalt für alle Schulexamina.
Seit 1888 best. 5678; Ostern 21 best. 18 Abit., 16 Reife Ober-Sek. Internat. Vorb. auch v. Damen.

VIERZEHNTÄGIG
Die schöne Literatur
HERAUSGEBER: Will Vesper
ZUVERLÄSSIGE Berichte über Literatur Dichter, Theater
HALBJÄHRLICH M. 18.-
Ed. Avenarius
LEIPZIG-ROSZSTR. 5



Zu haben in allen einschlägigen Geschäften.
Direkt nur an Wiederverkäufer.
Schramberger Uhrfedernfabrik G. m. b. H., Schramberg (Württbg.).

Briefmarken-Auswahl
ohne Kaufzwang, garantiert echt. Alben-Preisliste gratis. — Kunst-Pracht-Katalog in Tiefdruck mit über 1400 Abbild. Mark 10.-.
Höchste Bezahlung für Ankauf.
S. Faludi, Berlin W. 50, Neue Bayreutherstr. 3, gegr. 1893.

Briefmarken
großer illustrierter Katalog mit auswechselbaren Preisen; Versand nur an ernsthafte Interessenten gegen Voreinsendung v. Mk. 5.—, für die Gutschein beiliegt.
W. Franke, Berlin W 8,
Unter den Linden 17-18. Postscheckkonto 29443.

Briefmarken
Ankauf — Verkauf — Tausch
Preisl. kostenl. Schwaneb. Album.
Arns & Schrott, Wörishofen i. B.

Briefmarken

100 versch. Kriegsmarken . . .	M 22.50	36 versch. Deutsche Kolonien . .	M 50.—
200 „ „ . . .	M 90.—	35 „ Französ. „ . .	M 22.50
300 „ „ . . .	M 225.—	26 „ Mittellitauen	M 17.75
500 „ „ . . .	M 480.—	11 Memel Frankreich	M 42.50

Max Herbst, Markenh., **Hamburg Z.**
Illustrierte Preisliste auch über **Kriegsnotgeld u. Alben** gegen Rückantwortkarte.

Briefmarken
aller Länder bis zu den grössten Seltenheiten.
Auswahlsendung ohne Kaufzwang auf Wunsch.
Bedingungen in der illustr. Fachzeitschrift „Der deutsche Philatelist". Probenummer kostenlos.
M. Kurt Maier, Berlin 58 W8 Friedrichstrasse 185 Fernsprecher: Zentrum 7039.

BRIEFMARKEN
→ Deutsche Kolonien ←
letzte Schalterausgabe sämtlicher Kolonien komplett 147 Werte.
Sammlungen sämtlicher Gebiete komplett.
WILHELM SCHÄFER
Leipzig-Kleinzschocher, Creuzigerstr. 1. — Hamburg, Paulinenstr. 16.



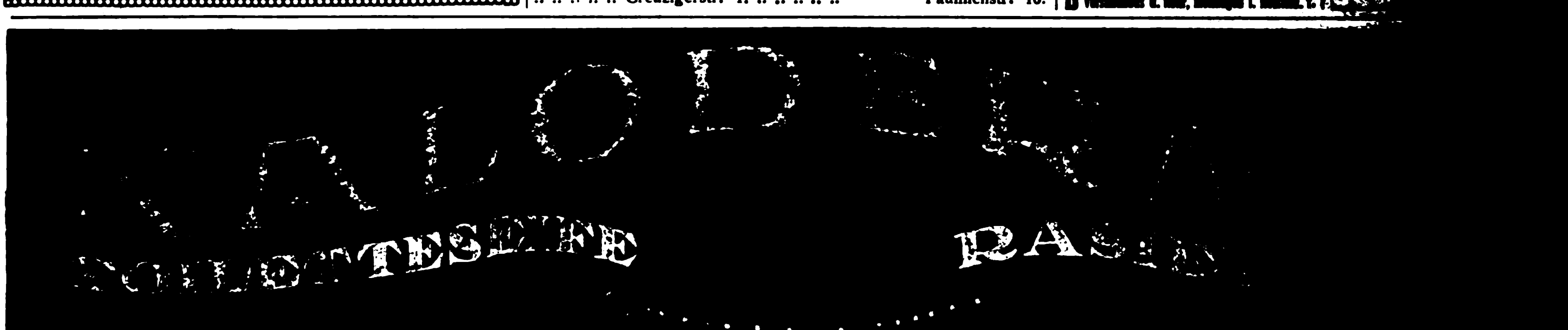
GOUPIL, LEONI FILS & CO., Wi
„Distillerie Cognaçaise"
gegr. 1882, seit 1898 in deutschem

Die Versicherungs
Thuri
in Erfur
Unfall- u. Haftp
Versicherung
Vertreter in den meisten

Briefmarken
Auswahlen inkl. grösster Raritäten billigst. Ankauf von Einzelstücken u. Sammlungen zu Höchstpreisen.
Paul Strauss, München L., Rosenthal 2.

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst.
Jul. Reimers, Hamburg, Gr. Burstah 58 f.

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst.
Versandhaus G. Rühr, Hellhagen i. Holstein. f.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferenez tér 3.
Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Generalvertreter für die Vereinigten Staaten von Nordamerika: Bertalan Barna, 42 Broadway, New York.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber. Leipzig

Nr. 4070 Einzelpreis Mk. 12.50 (für das Ausland Mk. 20.—) 158. Band

 Nummer 4070. 158. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4070. 158. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 40 M (Ausland 75 M). Preis dieser Nummer 12 M 50 ₰ (Ausland 20 M). Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 8 M; bei Platzvorschriften werden tarifmäßige Aufschläge erhoben. 23. März 1922.



Elektr. Antrieb; Elektr. Selbstausschalter; Geräuschloser Gang; Reiner, voller Klang; Für alle Stromarten bei geringstem Stromverbrauch verwendbar.



Alleinige Fabrikanten: **Albert Ebner & Co., Stuttgart-Vaihingen a. F. 8.**

Das Musikinstrument der guten Gesellschaft.

Hauptverkaufsstellen:

Aachen: Hermann jr., Dahmengraben 24.
Augsburg: Fleiner, Pianohaus.
Baden-Baden: Electromophon, Badischer Hof.
Bamberg: Frank, Luitpoldstr. 10.
Barmen: Poyda, Neuerweg 54.
Berlin: Beil & Voss, Tauentzienstraße 5, Rosenthalerstraße 10, Badstraße 42/43, Gr. Frankfurterstraße 110, Kottbuserstraße 1, Hauptstraße 9, Nollendorfplatz 7.
Bielefeld: Festing, Bahnhofstr. 6.
Bochum: Wolters, Friedrichstr. 9.
Braunschweig: Miether, Neuestr. 20a.
Bremen: C. Hitzegrad, Herdentorsteinweg 49.
Breslau: Albert Jeske, Friedrich-Wilhelmstr. 89.
Cassel: Musikhaus Reinhold, Untere Karlstr. 16.
Chemnitz: Brader & Münch, Innere Klosterstr. 15.
Coblenz: C. Prem, Löhrstr. 76.
Cottbus: Czada, Sprembergerstr. 35.
Crefeld: Adam, Westwall 69.
Dortmund: Schulze z. Wiesch, Krüger-Passage.
Dresden: Electromophonhaus, Viktoriastr. 19.
Duisburg: Missing, Karlsplatz.
Düsseldorf: Standke, Schadowstr. 73.
Eisenach: Weise, Johannisstr. 7.
Elberfeld: Mitsching, Poststr. 17.
Erfurt: Musikhaus Holtzhausen, Kasinostr. 8.
Essen: Roth, Huyssen-Allee.
Frankfurt a. M.: Apelt, Katharinenpforte 1.
Freiburg i. B.: Musikhaus Liebers, Salzstraße 11.
Geestemünde: Heinr. Daetz, Georgstr. 64.
Gelsenkirchen: Willeke, Bahnhofstr. 44.
Gotha: Kröger, Neumarkt.
Halle a. Saale: Manthey, Gr. Ulrichstr. 12.
Hannover: Pianohaus Gertz, Thielenplatz 3.
Karlsruhe: J. Kunz, Karl-Friedrichstr. 21.
Kehl a. Rh.: Musikhaus Meyer, Hauptstraße 79.
Kiel: Krull & Bollmann, Flämischestr. 19.
Köln: Julius Lüdemann, Kreuzgasse 5–7.
Konstanz: Hug & Co.
Leipzig: Electromophon, Petersstr. 10.
Mühlhausen i. Thür.: Hey'sche Buchhdlg.
Mülheim-Ruhr: Gebr. Wellershaus.
München: Schmid Nachf., Residenzstr. 7.
Münster i. W.: Bisping Nachf., Prinzipalmarkt 12.
Nürnberg: Karl Lang, Karlstr. 19.
Pforzheim: Grießmayer & Liphardt, Westl. Karl-Friedrichstr. 9.
Plauen i. V.: Musikindustrie Katzmarek.
Saalfeld (Saale): Musikhaus Holtzhausen.
Saarbrücken 3: Louis, Bahnhofstraße 47.
Siegen: Herm. Loos, G. m. b. H.
Sorau, N.-L.: Musikhaus Hasche.
Stuttgart: Barth, Alter Postplatz.
Trier: Schellenberg, Simeonstraße 51, Musikhaus Hans Kessler.
Weimar: Schaller, Schillerstraße 10.
Wesel: Gerh. Adam, Kaiserplatz 4.
Zwickau: Musikhaus Wolf, Bahnhofstr. 22.

Goldene Staatsmedaille Düsseldorf 1902.

Goldene Staatsmedaille Düsseldorf 1902.

Telegr.: Stahlindustrie Düsseldorf — *Fernspr. Nr 8, 5957, 8756, 8757.*

Bergische Stahl-Indnstrie

Gußstahlfabrik Remscheid-Düsseldorf

Uhlandstr. 3 Düsseldorf Uhlandstr. 3

Hochwertiger Konstruktionsstahl

für die **Automobil-, Flugzeug-, Motorpflug-, Motoren-** und **Maschinen-Industrie.**
Besonderheit: **Kurbelwellen,** vorgedreht und fertig bearbeitet.

Schnellarbeits-Stahl und Werkzeug-Gußstahl

in altbewährten Spezial-Qualitäten für sämtliche Verwendungszwecke.

GESCHÄFTSSTELLEN:

Inland: Berlin W 8: Unter den Linden 16, Fernsprech-Anschluß Amt Zentrum Nr. 1645. — **Frankfurt a. M.:** Kaiserstraße 31, Fernsprech-Anschluß Amt Hansa Nr. 5553. — **Hamburg:** Südseehaus, Lange Mühren 9, Fernsprech-Anschluß Nordsee 7466. — **Leipzig:** Delitzscherstraße 19, Fernsprech-Anschluß Nr. 15333. — **Nürnberg:** Rankestraße 30, Fernsprech-Anschluß Nr. 10669. — **Stuttgart:** Werastraße 46, Fernsprech-Anschluß Nr. 3267.

Ausland: Lüttich: Rue du Midi 3, Telephon 890. — **Zürich:** Scheuchzerstraße 27, Telephon H. 10.91; Telegr.: Stahlindustrie. — **Mailand:** Via Paolo Sarpi 56, Telephon 70.95; Telegr.: Stahlindustrie. — **Madrid:** Alcalá 39. — **Repräsentant für Österreich:** Ingenieur S. Bauer, Wien IX, Strudelhofgasse 13, Telephon 12023. — **Alleinvertretung für Holland und die Kolonien:** J. F. Wieck jr., s'Gravenhage, Lubeckstraat 50—52, Telephon Marnix 3224, Haag 817.

Argentinien: Alleinverkauf unter der Marke „Boeker-Stahl":
Hermann Heinrich Böker & Co., Bonn a. Rhein bzw. Boeker y Cia, Buenos Aires, Maipú 463.

Allgemeine Notizen.

Der Natur- und Vogelschutzpark Heinrich Lumpes in Aussig-Schönpriesen. Zu der Schilderung dieses Parkes in der Nummer 4064 sei nach einer Mitteilung des Gründers desselben bemerkt, daß als sein Urheber oder geistiger Schöpfer eigentlich der bekannte amerikanische Automobilfabrikant Henry Ford in Detroit bezeichnet werden muß. Lumpe hatte in einem Wiener Blatte von ihm gelesen, daß er nicht nur ein großer Menschen-, sondern auch ein außerordentlicher Naturfreund sei und insbesondere die Vögel liebe, für die er auf seinem Landgute zahlreiche Futterplätze angelegt habe. Lumpe war durch die betreffende Schilderung so begeistert, daß er durch das Beispiel Henry Fords, von dem er schon früher viel gehört hatte, bei der Anlegung und dem Ausbau seines Natur- und Vogelschutzparkes sehr beeinflußt und zur Nachahmung angespornt wurde.

Ein neues psychotechnisches Institut in Amerika. Der bedeutende Psychologe J. A. Cattell in New York und der Präsident der Yale-Universität J. B. Angell haben ein neues Institut ins Leben gerufen, das ganz in den Dienst des amerikanischen Geschäftslebens gestellt werden soll. Ein großer Stab von Psychologen ist bei dieser Organisation beschäftigt, die sich die Aufgabe stellt, am Wiederaufbau der Weltwirtschaft mitzuarbeiten, indem sie überall „den rechten Mann auf den rechten Platz“ bringen will. Man hat berechnet, daß der Reichtum Amerikas um 60 000 Millionen Dollars jährlich wachsen würde, wenn alle die Männer und Frauen des Landes sich in den richtigen Stellungen befinden würden.

Zugunsten der notleidenden deutschen Wissenschaft ist auf Anregung des bekannten brasilianischen Schriftstellers Dr. Chateaubriand in ganz Brasilien eine Geldsammlung veranstaltet worden, die ein überaus erfreuliches Ergebnis gehabt hat. Sie ergab den bedeutenden Betrag von 188 Conto de Reis, eine Summe, die in jetzigem deutschen Gelde etwa 4 650 000 Mark entspricht.

Für die Notleidenden ihrer Erzdiözesen händigte das neue Oberhaupt der katholischen Kirche Papst Pius XI. jedem der Kardinäle, die Deutschland oder den Ländern der früheren Österreichisch-ungarischen Monarchie angehören, die Summe von 200 000 Lire ein.

Eine Preisaufgabe schreibt die Deutsche Gesellschaft für Meeresheilkunde über das Thema: „Die Ausnutzung der deutschen Seeküsten für die Ertüchtigung der Jugend“

aus. Der Preis beträgt 2000 Mk. Die Arbeiten sind bis zum 31. Dezember 1922 an den ersten Vorsitzenden der Gesellschaft, Prof. Dr. Franz Müller, Charlottenburg-Westend, Kastanienallee 39, der auch zur Auskunftserteilung bereit ist, einzureichen. Preisrichter: Wirkl. Geh. Obermedizinalrat Prof. Dr. Dietrich, Berlin, Prof. Dr. Brüning, Rostock, Prof. Dr. Kißkalt, Kiel, Prof. Dr. Franz Müller, Charlottenburg und Geh. San.-Rat Dr. Röchling, Misdroy.

Das Oberschlesische Hilfswerk, das vielen Tausenden von Oberschlesiern hat Hilfe angedeihen lassen, ist nunmehr auf Verfügung des Staatskommissars für die Wohlfahrtspflege in Preußen aufgelöst worden. Aus diesem Anlaß hat der Reichskanzler Dr. Wirth an das Oberschlesische Hilfswerk ein Anerkennungsschreiben gerichtet, in dem es heißt: „Ungeachtet der großen Schwierigkeiten, denen die Bestrebungen des Oberschlesischen Hilfswerkes vielerorts begegneten, ist es der unermüdlichen Hingebung der mit der Aufgabe betrauten Herren gelungen, die Sammeltätigkeit zu einem ganz hervorragenden Erfolge zu gestalten und damit die Not vieler Tausender aus Hab und Gut vertriebener Oberschlesier wirksam zu lindern.“

Mit dem Phänomobil nach Oberbayern, eine Reiseschilderung von Willy C. H. Schubert, ist die Aufschrift eines mit elf vortrefflichen Illustrationen von den Graphischen Kunstanstalten von J. J. Weber in Leipzig mustergültig hergestellten kleinen Büchelchens, das die Phänomen-Werke Gustav Hiller A. G. in Zittau (Sachsen) ihren Freunden und die es werden wollen gewidmet haben. Heißt es in der Schilderung unter anderm „. . . Auf Grund meiner zehnjährigen Erfahrungen ist eins der geeignetsten Fahrzeuge für eine touristische Autoreise das moderne Vierzylinder-Phänomobil, und wenn meine besser situierten Sportsfreunde mich auch noch so oft mit meinem „Dreibeen“ gehänselt haben, so hat ihnen doch die Leistung und die Widerstandskraft dieses kleinen Wagens oft berechtigtes Erstaunen abgerungen . . .“, so können wir dem nur beipflichten; haben wir uns doch selbst auf einer mehrere Hundert Kilometer langen, zum Teil bergigen Fahrt mit dem Leipziger Vertreter der Phänomen-Werke Horst Jäppelt von der überraschenden Leistungsfähigkeit der Phänomenwagen überzeugt.

Luftpostverkehr Berlin—Prag. Die unterbrochenen Verhandlungen zwischen der tschechoslowakischen und der deutschen Regierung für einen regelmäßigen Luftpostver-

kehr auf der Strecke Prag—Berlin werden fortgesetzt und der Vertrag voraussichtlich gegen Ende des Monats März d. J. unterzeichnet werden. Zwei Monate nach Abschluß des Vertrages müssen von beiden Vertragsparteien die Gesellschaften genannt werden, die den Verkehr bewerkstelligen werden. Für die Tschechoslowakei wird der Verkehr an die Tschechoslowakische Luftverkehrsgesellschaft vergeben werden, welche die von der heimischen Luftfahrtgesellschaft Aëro erbauten Flugzeuge verwenden wird. Das Ergebnis des Probefluges eines Aëro-Flugzeuges war in jeder Beziehung zufriedenstellend. Das Flugzeug ist normal für drei Passagiere, den Führer, den Piloten und 100 Kilogramm Gepäck eingerichtet. Die geschlossene komfortable Kabine befindet sich im Vorderteil des Flugzeuges und kann im Bedarfsfalle von fünf Passagieren benutzt werden. Der Flugpostverkehr auf der Strecke Prag—Berlin wird vermutlich im Juni d. J. aufgenommen werden.

Für den Fortfall der Sichtvermerke bei Reisepässen für den Sommer ist die deutsche Regierung bei verschiedenen Regierungen der Nachbarländer eingetreten. Sie hofft Entgegenkommen zu finden bei Deutschösterreich, der Schweiz, bei Holland, Dänemark, Schweden und vielleicht auch bei der Tschechoslowakei. Dem Reiseverkehr wäre damit außerordentlich gedient.

Die Internationale Berliner Sportausstellung im Sportpalast, die in der Zeit vom 15. bis 30. April d. J. stattfindet (nicht zu verwechseln mit der großen Sportausstellung vom 15. Juni bis 2. Juli in der großen Automobil-Ausstellungshalle — s. S. 188 unsrer vorigen Nummer —) wird gemeinsam mit dem Reichsverband Deutscher Fahrrad-, Nähmaschinen- und Motorfahrzeughändler veranstaltet. Damit werden die für das Wirtschaftsleben so wichtigen Sportgruppen der kleinen Wagen, Motorräder, Hilfsmotore und Fahrräder einen bedeutenden Platz einnehmen und große Anziehungskraft ausüben. Besonders lebhaft ist das Interesse auch seitens der Sportgerätefabrikanten.

Neuntes Berliner Sechstagerennen. Der Andrang zu der Veranstaltung im Sportpalast übertraf die Erwartungen. Die scharfen Kämpfe hielten das Publikum bis zum Schluß in Spannung. Sieger wurden Saldow — Bauer vor Lorenz — Aberger, R. Huschke — van Nek und Ad. Huschke — Roß, sämtlich auf Continental-Reifen. Es wurden 4118 km zurückgelegt. Von den bisher ausgefahrenen 14 deutschen Sechstagerennen wurden 13 auf „Continental" gewonnen.



Eine schöne Frau trinkt gerne den besten Sekt
CANTOR
MOSELGRÜN RIESLING
MAINZ GEGR. 1852 MAINZ

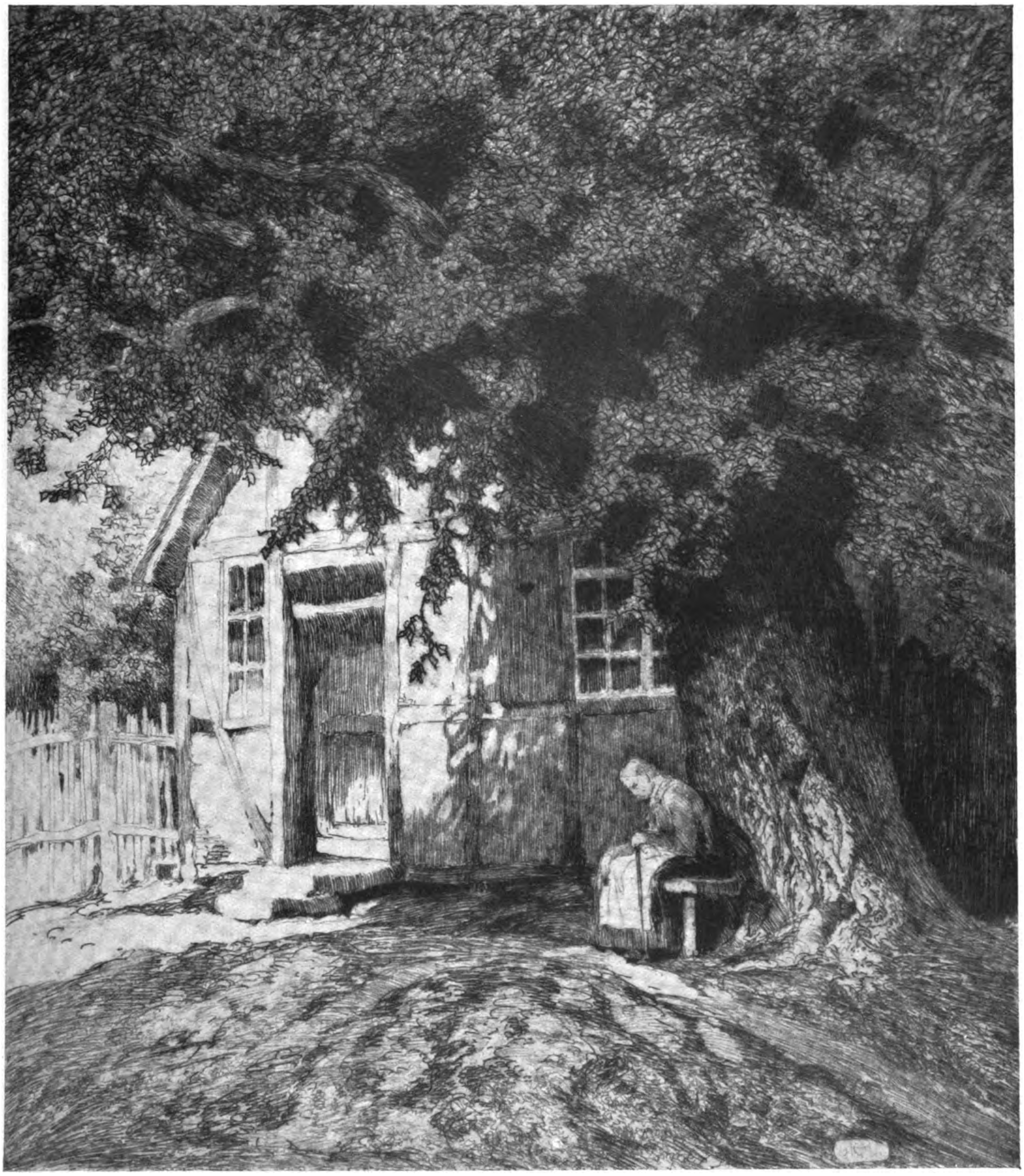


GDA
N·A·G
SCHWERE LASTWAGEN
MITTLERE PERS.WAGEN
HANSA LLOYD
LEICHTE LASTWAGEN
GROSSE PERS.WAGEN
BRENNABOR
LEICHTE PERS.WAGEN
LIEFER-WAGEN
HANSA
LEICHTE
PERSONENWAGEN
GEMEINSCHAFT DEUTSCHER AUTOMOBILFABRIKEN·G.M.B.H.·BERLIN / N.W.7



1821
Felsche
1921
Kakao * Schokolade * Pralinen

Illustrirte Zeitung



Unter der Linde. Nach einer Radierung von Otto Hunte.

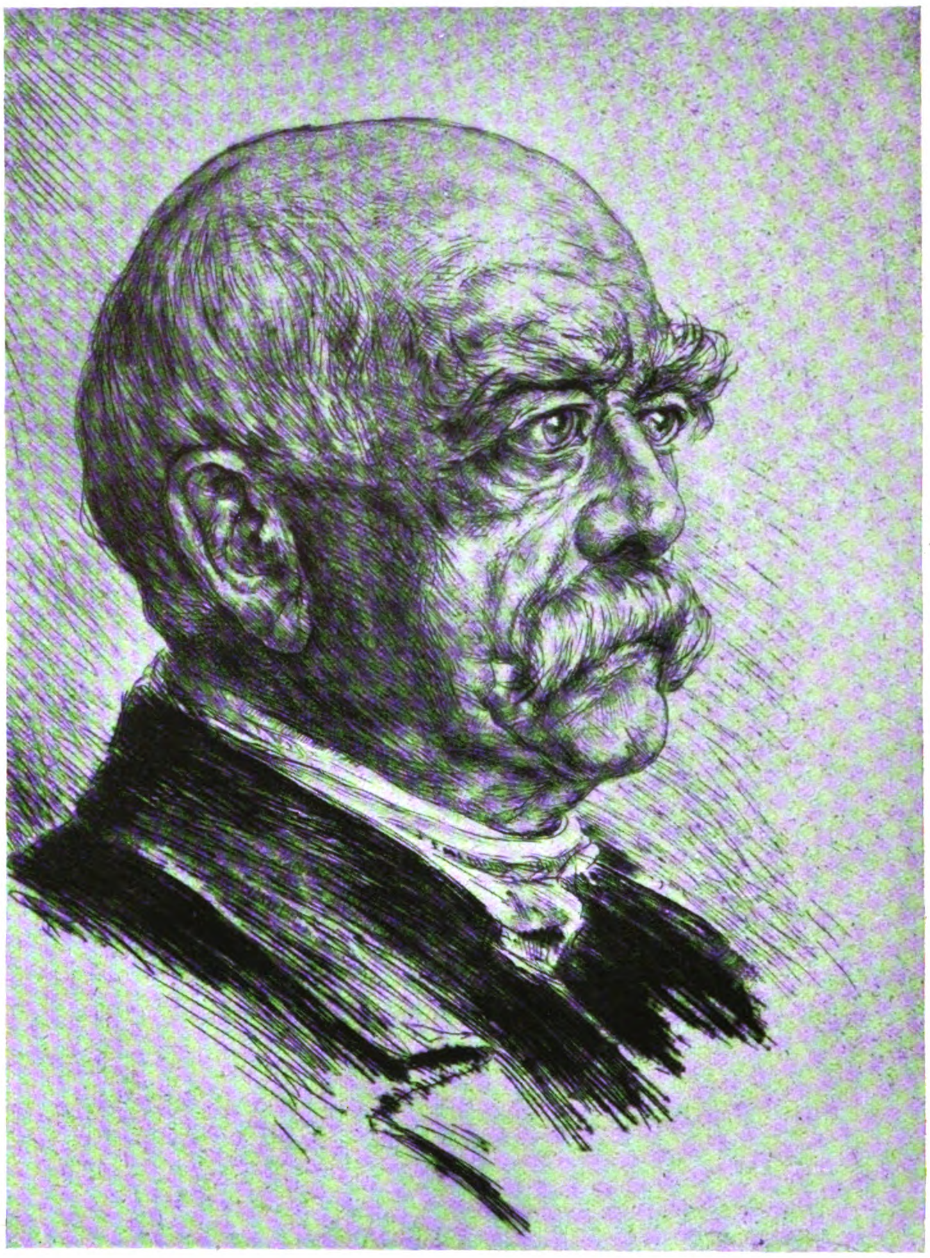
(Mit Genehmigung des Kunstverlags von Walter Petersen, Harburg.)

England und Ägypten. / Von Dr. Albrecht Wirth.

Das ganze 19. Jahrhundert stand unter dem Zeichen volklicher Bewegungen. Den Auftakt machte Tirol unter Andreas Hofer. Zugleich erhoben sich Spanien und Serbien. Es folgten Griechen und Rumänen. In den 1860er Jahren erstarkte der Nationalismus in Italien, Japan, Abessinien und Deutschland. Ein Jahrzehnt weiter, und die Buren erwachten. Tschechen, Polen, Ungarn und Slowenen rührten sich in der Habsburger Monarchie. Den Abfallbestrebungen wirkte der Imperialismus entgegen; das ganze Zeitalter war ein Kampf zwischen Volkstum und Weltmacht. Auch im 20. Jahrhundert setzte sich der Kampf noch fort. Freilich hat die Welt-, oder richtiger, die Geldmacht gesiegt, und die Selbstbestimmung der Völker, die mit flammenden Worten einst der amerikanische Präsident Wilson verhieß, war nur ein Lug und Trug. Das Wort, das aber einmal in die Massen geworfen war, zündete gegen den Willen der Urheber und erzeugte herrliche Brände im Westen und Osten. Allenthalben tauchen die Nachzügler des Nationalismus auf: Iren, Basken, Katalanen im äußersten Westen; Albaner, Kutzowlachen, Slowaken, Ruthenen, Litauer und Letten, Esten und Finnen in der Mitte; Kurden, Afghanen, Kirgisen und Tibeter, Malaien und Koreaner im äußersten Osten.

Zu den unterdrückten Orientalen, die ihre Freiheit erobern möchten, gehören die Völker der Arabisch redenden Welt, als da wären Marokkaner, Algerier und Tunesier, Ägypter, Syrer, endlich die eigentlichen Araber. Die Sprache ist in diesem ganzen Gebiete so ziemlich die gleiche; die mundartlichen Verschiedenheiten sind geringer als zwischen Platt- und Hochdeutsch. Um so verschiedener ist dafür das Blut. Im fernen Maghreb (Marokko) überwiegt die Berberrasse, die ursprünglich mit der semitischen gar nichts zu tun hat. In Syrien hat ein anderer Ast des semitischen Stammbaums Zweige getrieben; ebenso in Mesopotamien; seit bald einem Jahrtausend jedoch ist die dortige Bevölkerung arabisiert. In Syrien gibt es sogar Arabisch redende Christen. Im Niltale dauert noch heute der Typ der Pharaonenzeit. Ja, die alte Rasse ist nicht nur geblieben, sondern sie ist auch kräftig genug gewesen, neues Blut, das von außen hereinströmte, aufzusaugen. Alle Beobachter stimmen darin überein, daß sämtliche Eroberungen an den Bewohnern des Niltales so gut wie spurlos vorübergegangen sind, daß der Menschenschlag dort heutzutage die gleichen Züge aufweist wie vor Jahrtausenden. Sogar bei Tieren, bei Pferden, Eseln und Katzen will man dieselbe Erfahrung gemacht haben. Einerlei jedoch, auch Ägypten ist nun einmal ein Glied der arabischen Welt und ist den Strömungen unterworfen, die den Islam durchfluten. Besteht doch in Kairo die berühmteste mohammedanische Hochschule, el Hazar; schon öfters ist von hier eine Reformwelle über das ganze Gebiet des Islams ausgegangen.

Kummer und Nacht liegt über Deutschland. Hoffend richten sich die Augen nach dem Himmel, ob nicht bald ein Morgen tage. Da wir aus eigener Kraft vorläufig nichts vermögen, so gibt schon die Schwächung der Feinde einen Trost. Wir lauschen begierig auf Nachrichten, die von einem Scheitern feindlicher Entwürfe, von finanziellen Schwierigkeiten und Erwerbslosigkeit bei den Gegnern, endlich von Aufständen unterdrückter Länder gegen die feindliche Macht künden. So hat der erfolgreiche Kampf der Afghanen, der Osmanen und der Iren Bewunderung bei uns ausgelöst. Nun ist der Geist des Aufruhrs auch am Ganges und am Nil lebendig geworden. Das Britische Reich ist zweifellos davon tief erschüttert. Lediglich um im Orient freie Hand zu gewinnen, um dort wieder Ruhe stiften und die Aufrührer unterwerfen zu können, hat Großbritannien, so glaubt man insgemein, den Franzosen in Deutschland so viel nachgegeben. Demgemäß betrifft alles, was im Orient vorgeht, auch uns selbst, als handle es sich um unser eigenes Geschick. In jedem Falle können wir, vorausgesetzt, daß diese Betrachtung und Gedankenverknüpfung richtig sei, die Aufruhrvorgänge nur mit einem lachenden und einem weinenden Auge ansehen. Wäre doch das Glück der erfolgreichen Rebellen unser eigenes Unglück. Allein abgesehen davon, wie sollen wir uns zu Ägypten verhalten, wie sollen wir die dortigen Zustände und Ereignisse beurteilen?



Bismarck.

Nach einer im Verlag von J. J. Weber in Leipzig soeben erschienenen Radierung von Erich Heermann.

Ägypten ist das strategisch wichtigste Land der Erde. Es ist ein Durchgangsland für den Verkehr vom Abendland nach Süd- und Ostasien sowie nach Australien; es ist der Markt dreier Welten: Europas, Asiens und Afrikas. Durch den Suezkanal, der 1869 vollendet wurde, ist seine Bedeutung lediglich noch gewachsen. Die Engländer haben denn auch diese Bedeutung früh erkannt und wollten schon Anfang des vorigen Jahrhunderts, nach dem Siege Nelsons bei Abukir, dauernd Besitz von dem Nillande ergreifen. Nach einigen Jahren wurden sie jedoch von dem Albaner Mehemed Ali wieder vertrieben. Sie kehrten erst 1882 zurück, diesmal aber, um zu bleiben. Seitdem empfinden die Engländer jeden Angriff auf Ägypten, als wenn ihnen jemand an die Gurgel springen wollte. Namentlich ist ihnen der Besitz Nordostafrikas für ihr Indisches Reich unentbehrlich. Sie hatten sich vor allen Dingen mit den Franzosen auseinanderzusetzen. Das geschah zuerst 1884, dann 1904. Die Khediven selbst, Nachfahren des genannten Albaners, machten ihnen zwar allerhand Scherereien, standen ihnen jedoch nicht ernstlich im Wege. Im ersten Jahre des Weltkrieges wurde vollends Ägypten amtlich dem Britischen Reiche einverleibt. Die Khedivenwürde blieb, sank aber zur Bedeutungslosigkeit herab. Was die Herrscher jedoch nicht gekonnt, versuchten Volksführer in die Wege zu leiten: die Befreiung der Heimat. Eine jungägyptische Partei entstand. Ihr Haupt war lange der feurige, ungestüme Kemal. Er starb 1907 und erhielt ein Begräbnis, als sei er der Kalif selbst gewesen. Andere traten an seine Stelle, unter ihnen Zaglul-Pascha. Er ist vor zwei Monaten von den Engländern verhaftet, auf ein Schiff gebracht und nach Ceylon verbannt worden, von wo er vielleicht nach den ostafrikanischen Seychellen übergeführt wird. Das war aber Öl ins Feuer. Die Unzufriedenheit und Gärung wuchs erst recht. Schließlich hat sie Großbritannien zu einer Nachgiebigkeit vermocht. Empfohlen von dem Sirdar, dem Oberstkommandierenden, Marschall Allenby, ist eine neue Verfassung den Ägyptern angeboten worden. Die Schutzherrschaft und der Belagerungszustand sollten aufgehoben werden, das ägyptische Volk dürfe sich Einrichtungen schaffen, die seinen Wünschen entsprächen; dagegen behielt sich die britische Regierung alles vor, was auf die auswärtige Politik Bezug hat. Dazu gehören die Sicherheit der Verbindungslinien (das geht auf die Beherrschung des Sudans und Indiens), die Landesverteidigung und der Schutz der ausländischen Interessen. Dazu kam noch eine verfängliche Bestimmung, die auch die Minderheiten in Ägypten unter britischen Schutz stellte, die also den Engländern die Möglichkeit geben sollte, jederzeit sich in die inneren Verhältnisse einzumischen. Wie man sieht, war die ganze neue Verfassung ein hölzernes Eisen. Sie glich einem Vexierspiel; nur die Etikette wurde geändert, der Inhalt der Flasche blieb derselbe. Die Einheimischen dürften sich ein Parlament leisten, dürften dort sich so viel austoben, wie sie nur wollten, allein, es bliebe immer nur ein Sturm im Wasserglase: Herr der Meeresfluten und seiner Stürme blieb immer Großbritannien. Die Engländer hätten höchstens eine Sorge weniger; sie brauchten sich nicht mehr um die Gerichte und sonstige Katzbalgereien der Einheimischen zu kümmern. In der Hauptsache aber blieben die Ägypter so unfrei wie zuvor, um so mehr, als sie — dieser Punkt wird bezeichnenderweise in dem Zugeständnisse gar nicht berührt — durch ihre Steuern weiter dazu beitragen müßten, Heer und Verwaltung Großbritanniens auf ägyptischem Boden zu unterhalten. Die Engländer haben es immer vortrefflich verstanden, mit der einen Hand zu nehmen, was sie mit der anderen gaben, es verstanden, äußerlich Zugeständnisse zu machen, in der Tat aber alles beim alten zu lassen. Sie denken, die Kinder des Orients erfreuen sich an den glänzenden Spielzeugen, an Parlament und Gerichten und eigener Gendarmerie, ohne es zu bemerken, daß sie genau wie zuvor am Gängelbande geführt werden. Darin haben sie sich freilich geirrt. Denn zum mindesten die Führer des ägyptischen Volkes sind geweckte Leute. Sie sind gescheit genug, um einzusehen, daß ihre Hoffnungen nicht erfüllt werden. Daher haben sie auch das Entgegenkommen Londons nicht erwidert, obwohl das Haupt der Gemäßigten, Adly-Pascha, dazu riet. So besteht die Unzufriedenheit weiter, und die Wunde bleibt offen.

Alle jene Verhandlungen, Zugeständnisse, Ablehnungen und Vermittlungen, wie sie bei derartigen Kämpfen regelmäßig auftauchen, wie wir sie zwei Jahre hindurch während der irischen Kämpfe verfolgt haben, haben nur genau so viel Wert, als sie von volklicher Kraft getragen werden. Die einzige Frage von Belang ist: „Sind die Ägypter Manns genug, um ihre Forderungen durchzudrücken?“ Dies zu ergründen, mag ein Vergleich mit den Hindus nützlich sein. Vor allen Dingen sind die Hindus und ihre hinduisierten Gefolgsmannen äußerst zahlreich; man zählt ihrer 220 Millionen. Im ganzen Indischen Reiche, wo auch Drawida und andere Fremdrassen dem Vorgang der Hindus sich anschließen, leben gegenwärtig an 330 Millionen. Freilich tut's auch die Masse allein nicht. Die Hindus sind aber Ideologen, die für einen Gedanken, für ein Gefühl ihr Leben in die Schanze schlagen. Die Ägypter sind dem gegenüber erstlich lange nicht so kopfreich. Sie zeigen zwar eine erstaunliche Fruchtbarkeit, wie denn in manchen Distrikten der Durchschnitt der Kinderzahl sich auf 15 erhebt, und sie haben sich seit der Frühzeit Mehemed Alis um das Sechsfache vermehrt, so daß sie jetzt wohl nicht weniger als 13 Millionen ausmachen werden. Sie bleiben aber doch unvergleichlich gegen die Inder zurück. Zweitens aber ist die Masse des Volkes, die aus gleichgültigen, gehorsamen Fellachen besteht, keineswegs geneigt, für eine große Sache ihr Leben zu wagen. Die ägyptische Bewegung ist von Offizieren ohne Heer hervorgerufen worden. Die Führer sind Advokaten, Journalisten und Politiker, unter ihnen wohl auch einige Mitglieder alteingesessener Familien, die zwar den Großstadtpöbel hinter sich haben, allein sonst über keine sonderlichen Hilfsmittel verfügen. Auch muß man sich vorstellen, daß doch diese Aufrührer weder einen Generalstab noch Kriegsgerät noch eine Flotte besitzen. Dazu sind die Bewohner des Niltales ihrer ganzen Anlage nach unkriegerisch. Seit drei Jahrtausenden sind sie jedem fremden Angreifer, und zwar fast widerstandslos, zur Beute gefallen. Die einzigen Männer, die wirklich in Betracht kämen, die einen kriegerischen Sinn offenbaren, sind die Beduinen, deren Zahl 570000 beträgt. Die schweifenden Beduinen, die im bewußten Gegensatze zu den seßhaften Fellachen, den Bauern, und erst recht zu den Städtern sich befinden, leiden jedoch unter demselben Nachteil, daß sie keinen militärischen Drill haben und keine militärischen Einrichtungen. Von neuzeitlicher Kriegführung haben sie keine Ahnung. Aus allen diesen Gründen kann man die Widerstandskraft der jungägyptischen Bewegung nicht allzu hoch bewerten. Es ist aber besser, diese Wahrheit gleich zu erkennen, als sich in schädliche Täuschung einzuspinnen. Die einzige Aussicht auf größeren Erfolg der Bewegung beruht darin, daß sie sich enger mit dem Panislamismus verbündet, zu dem die erste Anregung vor Jahrzehnten vom Nillande ausgegangen ist.



Ein Volksbrauch aus dem bayrisch-tirolischen Grenzgebiet: Frühjahrseinläuten.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Felix Schwormstädt.

Die Buben gehen mit Viehglocken in der Hand über die Viehweiden und bitten um guten Graswuchs. Später ziehen sie von Bauernhof zu Bauernhof, um sich für ihren Bittgang belohnen zu lassen.

Der Bräutigam. / Von Arthur Silbergleit.

Die drei Schwestern von Swanneblom ähnelten einander sehr. Blond, blauäugig und zartgliedrig, bekundeten sie ihre Herkunft von einem alten Friesenstamm, dessen Herbheit durch den allmählichen Aufstieg des Geschlechts zu Rang und Adel und durch eine langsame Sittenverfeinerung nunmehr ganz verwischt schien. Im Grunde ihres Wesens aber war ein beinahe männlicher Stolz verborgen; dieser fand freilich selten eine Offenbarungsmöglichkeit, etwa wenn sich ein Ritter beim festlichen Rausch des Weines ein wenig übernommen hatte und dann zu weit vorwagte. Oder auf der Jagd, wenn es galt, durch den bereits herbstlich gefärbten, mit seinem Purpur, Violett, Gold und Scharlach prunkenden Wald dem von der Meute gehetzten, bald ganz umstellten Wild über Stock und Stein im tollsten Galopp und mit stürmischem Hussa und Hui nachzurasen. Dann flutete und ebbte das Friesenblut in ihren schlanken Gliedern wie ein rotes Meer, dessen heimlicher Gesang in den Muscheln ihrer Ohren die Mären und Heldenlieder, Legenden und Sprüche, Flüche und Gebete, Schwerter- und Sagenmusik der Ahnen summte. Mit weitgeöffneten Augen aber staunten die grünen Teiche und blauen Weiher im Waldfrieden, die letzten unter Wipfelträume verschlagenen Kinder der großen See, ihnen nach, und sie wunderten sich, wie die Urkraft des Geschlechts, dessen zähen Trotz ihre Mutter, das Meer, einst so gewaltig zu spüren bekam, trotz aller Sittenverfeinerung noch in den jüngsten und zartesten Sprossen des Stammes sich erhalten hatte.

Sonst floß das Leben der Schwestern ganz sanft und in jener süßen Lässigkeit dahin, wie sie gepflegte Naturen lieben. Sie saßen in ihren gotischen Zimmern, bewacht von den Blicken der Ahnen, deren Bilder in würdiger Andacht an den Wänden hingen. Und sie kosteten den Reiz aus, ihre Ruhe und ihren Frieden von den gemalten und von den an den Säulen in Kreuzform wirklich angebrachten Schwertern beschirmt zu wissen. Wollten die Waffen durch diese inbrünstige Gebärde frommer Verschlungenheit wohl ihr heiliges Amt andeuten? Die Mädchen lasen in vergilbten Briefen und Pergamenten Matronenweisheiten und Ahnenworte, sie suchten in den Schränken einer verschollenen Zeit, den schweren Eichentruhen den Hauch toter Tage, und sie waren entzückt, wenn er aus eckigen, faltenstarren Brokatgewändern, kreisrunden altniederländischen Halskrausen und aus verknitterten Spitzentüchern in die fremde Gegenwart hineinzitterte.

Sie liebkosten auf den Altanen und Brüstungen des Schlosses die glatten Vliese ihrer weißen, schlanken Windhunde, und sie streichelten an den Säumen der Teiche das glänzende Gefieder der Schwäne. Stundenlang lagen sie in den breiten und bequemen Betstühlen ihrer eigenen Hauskapelle, halb ermattet und sinnengeschwächt von dem betäubend süßen Weihrauch und umschmeichelt von der Farbigkeit der gotischen Kirchenfenster, deren buntgewandete Erzengel, von blauen Tüchern überflossene, lilientragende Madonnen und Heilige mit Goldmänteln und Hirtenstäben die Sonne immer wieder umzukleiden suchte.

Sie spannen an ihren Webstühlen leichtes Linnen, wenn längst das Spätmittagslicht sein Goldgewirk in den Rosenhecken beendet hatte, und wenn sich der junge Mond bemühte, die letzten schon zerfließenden Abendfäden mit seiner Spange noch zusammenzuhalten. Und das Leben der drei Jungfrauen glich selbst einer Stickerei, deren überaus dünne Maschen leicht zerreißbar waren, und die allenthalben die gleichen Muster aufwies.

Diese Ähnlichkeit in den meisten Gesichtszügen war den Schwestern keinesfalls sehr erwünscht. Denn der kleinste Ausdruckswechsel offenbarte die innere Bewegung jeder. Und sah die eine die andere an, so glaubte jede sich in ihrem Spiegel zu schauen. Ebenso verrieten sie sich durch den Tonfall ihrer Worte. Ihre Laute glichen den Klängen eines Glockenspiels, von denen jeder, einem Fremden kaum vernehmbar, immer höher als sein Bruder stieg; sie waren in ihrer silberhellen Musik anmutig heiter und schwangen in ihrer irdischen Freude höher als die überirdischen in den Türmen der Kirchen und Kapellen unserer heiligen Fraue, und sie schlugen zuweilen einen so keuschen und einfältigen Dreiklang an, als wären sie seit Weltbeginn von einer geheimnisvollen Macht zu reinstem Zusammenklange gestimmt worden.

Eines Tages kam in das Glockenspiel der Seelen ein fremder Hall. Die jüngste Schwester sang den Bruchteil eines Tones noch heller, höher, inniger, schwärmerischer und verzauberter, als wäre sie wie droben eine Turmglocke ihrem Sehnsuchtshimmel schon näher. Aber es war ein irdisches Glück, das sie verwandelte: an das Tor ihrer Seele hatte ein feiner, starker Knabe nicht vergebens geklopft. Die beiden anderen Schwestern bemühten sich, die Gewißheit ihrer Ahnungen jener zu verhehlen; um den alten, reinen, seelischen Zusammenklang wieder zu ermöglichen, suchten sie ihre eigenen Laute gleichsam in der Schwebe zu halten. Jedoch eine Stimme lockte immer die andere; so stiegen alle heimlich zu Gipfeln hinan, und weilte der Sinn ihrer Worte auch in der Ebene des Alltags, ihr Tonfall hob sie über diese Fläche weit hinaus. Die beiden Schwestern konnten aus den veränderten Gesichtszügen der Jüngsten auf das Bild ihres Herzensfürsten schließen, als wäre das Antlitz dieser von seiner Wesensfarbe pastellfein übermalt worden, und sie ließen sich von ihr aus Liebe zueinander bald alle heimlich überglänzen. So offenbarte jede Schwester manches von dem scheuen Reiz dieses im Grunde unsichtbaren Bräutigams, der nur in dem blauen Duft ihrer Träume wandelte und ihnen eine solche seelische Empfängnis schenkte, daß sie, wie heilige Bräute ohne Buhlen, die zartesten Kinder der Sehnsucht unter ihrem Busen bargen.

Seitdem band ein zauberhaftes Glück die Schwestern noch fester; sie fühlten sich nunmehr wie Rosen an einem Schicksalsstrauß. Aber eben die Fäden, die sie zusammenhielten, suchte jede der anderen zu verhehlen, obwohl die Mädchen ahnten, daß diese am Webstuhl eines gemeinsamen Gottes gesponnen waren. Und je stärker die Verschämten die Empfindung gegenseitiger Wesensferne und Fremdheit verloren, und je stärker sie sich innerlich verknüpft wußten, desto loser und lockerer suchten sie ihre äußere Annäherung zu gestalten, als bangten sie, sich zu verraten. Keine wollte je der anderen den Geliebten rauben; auf dem Antlitz der Jüngsten sollte sein Bild in reinster Taufrische und Jugend erglänzen; seine edlen Züge sollten nicht auf ihrer Wanderung von Gesicht zu Gesicht altern. Aus so scheuen Regungen heraus mieden sich die Schwestern, soweit dies nur möglich war; wenn sie aber im Saale beisammen saßen, neigten sich die Gesichter der Wahlverwandten nicht zu-, sondern etwas gegeneinander, und sie bekamen dadurch, nur um eine Linie leidender, eine so rührende Haltung, wie man sie zuweilen auf den seitwärts gewendeten Antlitzen boticellischer Madonnen erblickt. Und selten schwang nun ein Wort, das nicht die Notwendigkeit äußerer Pflichten gerechtfertigt hätte: ihre Laute waren keine Mächte, die einen Steg von einer zur anderen hinüberbauten, und weil sie sich innerlich durch ein unzerstörbares Brückenband verbunden fühlten, ließ man die starken Verständigungen über Herkömmliches, und man erkor die stärkste Sprache eines zarten und schweigenden Verstehens. Desto ausdrucksvoller in ihrer stummen Beredsamkeit war freilich dann die Art, wie sie gleich Dulderinnen die präraffaelitischen schmalen Hände falteten, und wie sie durch die einzelnen, zagen Fäden des immer aus Scham halb geschlossenen Wimpernvorhanges die Blicke sehnsuchtsvoll in die Weite lugen ließen.

Abends aber, wenn sie schon ledig aller Tages- und Tafelpflichten waren, schieden sie mit dem üblichen Segenswunsch voneinander; jede schützte noch eine Arbeit in ihrer Kemenate vor, und sie gingen einzeln auf Sonderwegen in der Tiefe ihres rosenreichen Schloßwaldes traumumfangen dem Geliebten nach. Sie befragten alle Zweige, Sträucher und Blumendolden, ob sie den Herzenskönig gesehen; aber diese schüttelten im Winde abwehrend ihr Haupt. Sie forschten bei den Glockenblumen, den blaugewandeten Glöcknern der Stille, jene jedoch schlugen mit den kleinen Klöppeln, den dünnen Staubfäden an ihre leichte geschwungene Hülle eine kaum hörbare Verneinung. Sie behorchten den Hauch der Anemonen, das Geflüster der Gräser sowie die Sprache des Quells auf den Atem und die Stimme des Geliebten, und sie lasen aus den braunen, wehmütigen Augen der Rehe den Schmerz der edlen, waldkundigen Tiere und Franziskusfreunde, den Schwestern dieses Mal nicht den rechten Weg weisen zu können. Sie spähten durch das Gerank des ältesten Wipfels, den einst Urahnenhand gepflanzt, ob sich etwa ihr heimlicher Seelenherrscher hinter dem Jahrhunderte überblühenden Efeuwall verborgen halte, und sie suchten in den still beredten Augen der Schwäne eine stumme Antwort auf die Frage, ob er mit der Rundung seines Kiels ihren krausen Kreisen nachgezogen wäre, und ob er mit dem schneeigen Schimmer seines Segels den Glanz ihrer Schwingen beschämt hätte. Im Taumel seliger Verzückung neigten sie sich über das betaute Gras, als könnten sie aus seiner Feuchte die Küsse des Geliebte saugen, und wenn die Umrisse der fahl umdämmerten, niederen Sträucher und hohen Gipfelkronen immer wunderlicher, verwunschener, spukhafter und undeutlicher wurden, die Landschaft in ihrer nebelhaften Verwischtheit wie eine verschwommene Bleistiftzeichnung Gottes aussah, die Schatten ihre zartesten und wandelbarsten Farbentönungen auf dem Schmelz aller Erscheinungen und Gestalten erzittern ließen, die Abendlichter aber, der schwanken Finsternis zum Trotz, zwischen den einzelnen Stämmen strahlende Straßen in die Waldestiefe hineinbauten, fühlte sich jede der Schwestern mit der zwischen Licht und Dunkel, zwischen Gewißheit und Zweifel schwankenden Seele des Abends verwandt, und eine jede ließ in dem Hin und Her der Gefühle ihre Sehnsucht auf ureigener Bahn immer weiter und weiter ins Uferlose wandern.

Eines Abends jedoch trafen sie sich auf einem Kreuzweg, dessen sinnbildliche Gewalt den endgültigen Zusammenfluß lang getrennter Lebenspfade in fast beleidigender Überdeutlichkeit veranschaulichte. Eine jede ließ das Bewußtsein ihres Seelenverrates erröten; die Scham, sich auf der Suche nach dem gemeinsamen Geliebten begegnet zu sein, heiligte ihr Schweigen. Sie faßten sich, zum Heimweg durch das Waldesdunkel bereit, wortlos an den Fingern, und wie ihre Hände eine feste Kette bildeten, durch deren einzelne, leicht reizsame Glieder dieselben Empfindungen gleich magnetischen Strömen fluteten, so fühlten sich auch ihre Herzen von einem geheimnisvollen Zauber verwoben, von denselben Gefühlswellen bis in die letzten Tiefen durchzittert und nunmehr unzerreißbar verbunden.

Ihre irdische Sehnsucht schien auf einmal am Himmel aufgeblüht zu sein: denn strahlend erschien der junge, keusche Mond, und sein heiteres Antlitz trug die Züge des gemeinsamen Geliebten.

An unsere Leser!

Die neue Teuerungswelle mit ihren sprunghaften Steigerungen von Löhnen und Materialien zwingt alle Zeitungen und Zeitschriften zur Erhöhung des Bezugspreises. Die „Illustrirte Zeitung" hat als Vertreterin des Qualitätsprinzips unter den riesigen Preissteigerungen, die z. B. beim Papier allein in den letzten Wochen 150 Proz. betragen haben, besonders zu leiden und muß ebenfalls zur Neufestsetzung ihres Bezugspreises schreiten, der ab 1. April im Inland 75 Mark und im Ausland 120 Mark für das Vierteljahr beträgt. Diese Erhöhung ist eine unbedingte Notwendigkeit, soll der alte Charakter der „Illustrirten Zeitung" als der führenden illustrierten Zeitschrift Deutschlands erhalten bleiben, und wir bitten unsere zahlreichen Freunde, unserm Blatt auch fernerhin die Treue zu bewahren. Über den Umfang der Preissteigerungen im Zeitungsgewerbe, die nur zum Teil von den Beziehern getragen werden, gibt die nachstehende Aufstellung der augenblicklichen Preise im Vergleich mit den kurz vor dem Kriege gültigen einen Überblick:

	Vorkriegspreis	Jetziger Preis	Steigerung
Kunstdruckpapier, 1 kg	0,45	25.–	55 fach
Schwarze Druckfarbe, 1 kg	4,40	100,–	23 fach
Bunte Druckfarbe, 1 kg	6,–	160,–	27 fach
Einfarbige Ätzungen (Druckstöcke), 1 qcm	0,10	3,–	30 fach
Mehrfarbige Ätzungen (Druckstöcke), 1 qcm	0,50	13,–	26 fach
Kohle, 1 Zentner	0,53	38,–	72 fach
Walzenmasse, 1 kg	2,50	115,–	46 fach
Schrift, 1 kg	3,–	70,–	23 fach
Schmieröl, 1 kg	1,10	28,50	26 fach
Terpentinersatz, 1 kg	0,58	20,–	34 fach
Putzlappen, 1 kg	0,40	16,–	40 fach
Durchschnittl. Arbeitslohn f. einen Mann u. Woche	30,–	600,–	20 fach

Dabei ist zu berücksichtigen, daß diese Preise fortgesetzt weitersteigen. Bestellungen auf Papier und viele andere Rohstoffe werden von den Lieferanten nur freibleibend angenommen unter Vorbehalt der Berechnung des bei der Lieferung wahrscheinlich höheren Preises.

Wer die „Illustrirte Zeitung" liest, wird über alle Wissensgebiete unterrichtet und findet eine Fülle wertvollen Unterhaltungsstoffes. Die Tausende von Bildern jedes Jahrganges vermitteln einen durch das Wort allein nicht zu erreichenden Einblick in das Leben der Vergangenheit und Gegenwart. Trotz der Ungunst der Zeiten wird die „Illustrirte Zeitung" in bezug auf Inhalt und Ausstattung auch weiterhin unübertroffen dastehen.

Bestellungen auf Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Verlag und Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung".



Prof. Dr. Carl Ludwig Schleich,

Geh. San.-Rat, Berlin, bedeutender Arzt, Philosoph und Schriftsteller, Erfinder der schmerzlosen Operationsmethode, † am 7. März im 63. Lebensjahre. (Phot. A. Binder, Berl.)



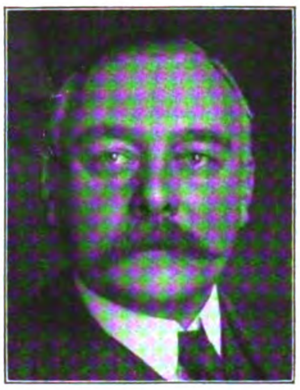
Senator Carlo Schanzer,

der neue italienische Außenminister im Kabinett Facta. Er war unter Giolitti Post- und Finanzminister, unter Nitti Schatzminister.



Mahatma Gandhi,

der Führer der indischen Nationalisten, der von den Engländern verhaftet wurde (vgl. den Aufsatz: „Die Unabhängigkeitsbewegung in Indien" in Nr. 4065).



Dr. Baron zu Putlitz,

Präsident des Deutschen Bühnen-Vereins, früher Generalintendant des Stuttgarter Hoftheaters, † am 9. März im 62. Lebensjahre. (Phot. Alice Matzdorff, Berlin.)



Prof. Hans Sitt,

hervorragender Violinpädagoge am Konservatorium zu Leipzig (von 1884 bis 1921), † am 10. März im Alter von 71 Jahren. (Phot. Fritz Reinhard, Leipzig.)



Von der Luther-Feier in Wittenberg am 4. und 5. März: Gruppe in- und ausländischer Teilnehmer.
1. Erzbischof D. Dr. Söderblom (Upsala). 2. Bischof D. Gummerus (Borga, Finnland), Festredner. 3. Bischof Kukk (Reval). 4. Bischof D. Raffay (Budapest).



Die Wacht am Schwarzen Meer: Türkisch-nationalistische Freiwillige, die unter Mustapha Kemal-Pascha, dem Führer der türkischen Unabhängigkeitskämpfer in Kleinasien, die Küstenlandschaft Lasistan schützen.



Die Technische Nothilfe während des Müllkutscherstreiks in Berlin: Fortschaffung des liegen gebliebenen Mülls von einem Berliner Hof.



Der Oderdammbruch bei Breslau: Aus bedrohten Häusern in dem überschwemmten Dorfe Treschen werden Kinder und Habseligkeiten gerettet.



Münchner Fastenspeise in der Karwoche: Froschschenkel-Verkauf auf dem Münchner Viktualienmarkt.



Alte Karfreitagsratsche im Glockenturm des Bogenhausener Kirchleins in München.



Die jetzt im Museum für Meereskunde in Berlin ausgestellte Flagge des in der Schlacht bei den Falkland-Inseln gesunkenen Kreuzers „Scharnhorst", die im Frühjahr 1915 an der Südostküste Brasiliens aufgefunden wurde.







Kleiner Hut aus dunkelrotem Crêpe marocain mit Rand und Rosette aus schwarzem Seidenband. Modell: Blanche Robert, Paris. (Phot. Henri Manuel.)

Links: Kleiner Strohhut mit weiß und roten Bandrüschen und fescher schwarzer Schleife. Modell: Jane Blanchot, Paris. (Phot. Rahma.)

Rechts: Kleine rosafarbene Strohglocke mit Kranz aus Musselinblumen und breiter altrosa Schleife. Modell: Germaine Page, Paris. (Phot. H. M. Talma.)

Neue Frühjahrshüte.

Der Dichter.

Freie Übertragung nach einem altspanischen Fragment von Kurt Siemers, Hamburg.

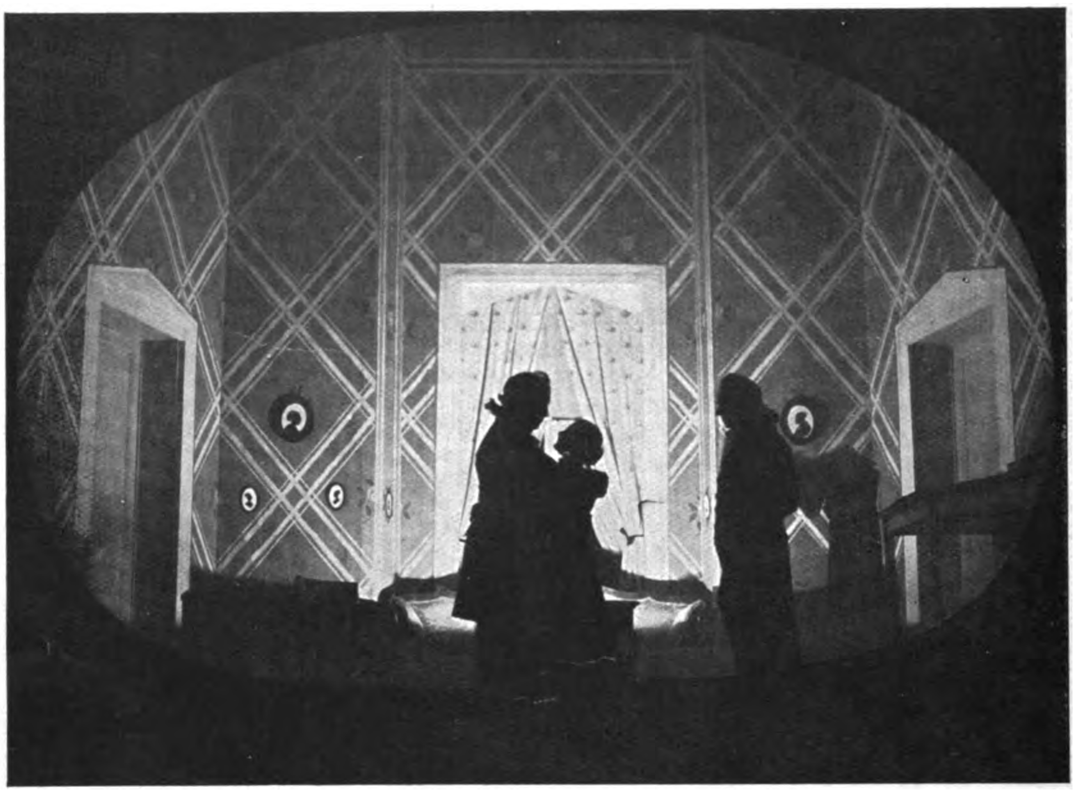
Es ist kein Himmel so hoch und kein Höllengrund so tief, keine Freude so feuerrot jauchzend, kein Schmerz so zerreißend, kein Grauen so schütternd, keine Trübnis so hoffnungsbar, der Dichter lebte und schrie darin um Gott.

Dem Dichter ist gegeben alle Gewalt auf Erden. Aber seine Trauer, die er in seine Verse rinnen läßt, weinen noch, die tausend Jahre nach ihm leben. Nach seiner Liebe sehnen sich nachtäugige Frauen, wenn die Asche seines Leibes über viele Meere geweht ward. Sein Jauchzen weckt ein Echo in vielen Welten; denn jeder Mensch ist eine Welt.

Sich selbst zaubert er in Bücher, auf daß sein Gedenken nicht sterbe.

*

Dichter sein, heißt leiden um des Werkes willen. Frage die kreißende Mutter, sie weiß um das Weh des Hervorbringens, um die Qual des Gebärens.



Von der Frankfurter Goethe-Woche: Szenenbild aus der Festvorstellung „Die Geschwister“, Schauspiel in einem Akt von Wolfgang Goethe, im Frankfurter Schauspielhaus (Regie: Richard Weichert; Bühnengestaltung: Ludwig Sievert). (Phot. R. & C. Heß, Frankfurt a. M.)

Danke kniend deinem Gotte, daß du nicht mit des Dichters Augen den erbarmungslosen Glanz der Ewigkeiten zu schauen vermagst.

Kein Mensch ist so arm wie er, da er nicht sein eigenes Leben zu leben vermag, sondern die Leben anderer durchleiben und Gefäß fremder Trauer und Zweifel sein muß.

Der Dichter ist gut und böse, wie alles Menschliche, ist These und Antithese. Das macht ihn schwanken, brennen, brüllen. Denn das birgt den Aberwitz seines Seins.

Wie silberne Brunnen rauschen seine Verse für die unsterbliche Geliebte, unsterblich durch ihn.

Gewitter und Orkan, so rast des Dichters Verruchtheit über entsetzt geduckte Völker.

Ein aus Himmeln verbannter König ist er, der seines Purpurmantels Fetzen schleifen läßt im Staube der Gassen und Gossen.

Der Dichter ist ein Tier; er lebt in Gedanken alle Gier und Laster, alle böse funkelnden Träume, welche Tierheit in sich tragen.

Spiegel und Abbild alles Seienden ist der Dichter.

Da alles, was ist und scheint, in ihm ist, muß er außer sich selbst schweifen.

Der Dichter ist ein Gott: er schafft Geschöpfe und zwingt ihre Schicksale unter das Joch seines Willens; seine Triebe sind die dunklen Gestirne, denen diese seine Geschöpfe unterworfen sind.

*

Es ist kein Ding, das unlebendig sei. Jedes Ding hat in sich gesogen geheime Gedanken, frühe begrabene Wünsche und verschollene Taten. Der Dichter rührt sie an mit der Wünschelrute seiner Begnadung, und die Dinge sprechen zu ihm mit leiser Musik.

Das Wort läßt sich wenden, drehen wie eine schillernde Kugel, tanzend auf dem Strahl eines springenden Quells. Das Wort strahlt, wie alle Dinge, seine bunte Seele hinein in den Dichter, auf daß der ihm ein neues Dasein gebe.

Die geheimen Kräfte des Wortes, den verborgenen Zauber löst der Dichter, neue Welten in die Wolken titanisch türmend. Oder er läßt sie donnernd zusammenstürzen.

Der Dichter ist der zuckende blaue Blitz in der Polarität des menschlichen Daseins.

Dichter sein, heißt Magier sein des Wortes.

Das markige Bismarck-Bild auf Seite 242 der vorliegenden Nummer ist die Wiedergabe einer Radierung von Erich Heermann, dem bekannten Berliner Radierer, der als Porträtist einen besonderen Ruf genießt. Der Verlag von J. J. Weber gibt von dieser Radierung eine Anzahl vom Künstler signierter Exemplare zum Preise von 150 ℳ pro Blatt heraus. Die Radierungen, die sich ebenso für die Sammelmappe wie als Wandschmuck eignen, sind vom Verlag J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, oder von dessen Niederlassung in Berlin, Am Karlsbad 10, zu beziehen.



Von der deutschen Uraufführung von Pietro Mascagnis neuer Oper „Der kleine Marat“ in der Dresdner Staatsoper. Mariella: Elisabeth Rethberg; Der kleine Marat: Curt Taucher. (Phot. Martin Herzfeld, Dresden.)



Szene aus dem Schauspiel „Tamar“ von Friedrich Wolf in der Uraufführung des Frankfurter Schauspielhauses. Tamar: Gerda Müller; Patriarch: Carl Ebert. (Phot. R. & C. Heß, Frankfurt a. M.)



Auf der Wiese. Nach einer farbigen Radierung von Hela Peters-Ebbecke.

Seltsame Nahrung

Es lohnt sich wohl einmal zu zeigen, was nicht alles Speisezwecken dient, und wie groß die Anpassung des Menschen selbst an die ungewöhnlichste Nahrung ist. So backen die Norweger aus dem fein zermahlenen, eiweißhaltigen Splint der Tanne und etwas Mehl ein bitteres, doch nahrhaftes Brot. Und auf der Halbinsel Kola, zwischen Weißem Meer und Eismeer, vermengt der Russe sogar feine weiße Erde mit dem Teig, ein Brauch, der sich namentlich in den Tropen bei verschiedenen Völkern wiederfindet.

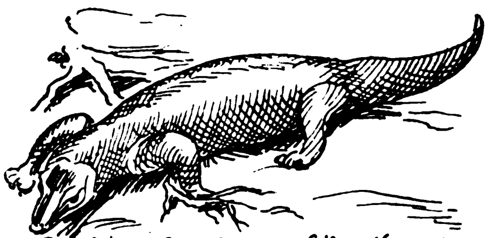


Engerling des Maikäfers

Bekömmlicher und wirklich nahrhaft sind aber jedenfalls die aus gedörrten und zerstampften Heuschrecken bereiteten Kuchen, wie sie die Araber und viele andere Völker gern genießen. In Afrika, vom Norden bis zum Süden, bilden sie häufig ein Nationalgericht von solcher Wichtigkeit, daß sich nach ihrer Zufuhr der Marktpreis anderer Lebensmittel richtet. Der Tuareg im Norden verspeist allein in einer Mahlzeit 300 Heuschrecken, nachdem er das Gebot des Korans streng erfüllt, der allen Gläubigen gebietet, den Kopf, die Flügel und die Füße dieser Tiere zu entfernen. Im Süden wieder sammelt der Bure die Heuschrecken in Säcken und räuchert sie, um sie dann zu schmoren, als Mus zu kochen oder an der Sonne zu dörren und, wie Garnelen aufs Brot gelegt, mit viel Behagen zu verzehren. Die Hottentotten aber mästen ihre Frauen geradezu mit solcher fettbildenden Nahrung, da umfangreiche Leibesfülle ihnen als Schönheitsideal erscheint. Doch auch in China herrscht eitel Freude, wenn eine Wolke der sonst so gefürchteten Tiere naht. Groß und klein zieht ihr entgegen und stopft sich, gierig fangend und fressend, Mund und Magen mit dem so beliebten Artikel voll. Die heimgebrachte Beute aber wird eine halbe Stunde lang gekocht und nach Entfernung von Flügeln, Kopf und Füßen mit Salz, Pfeffer und ein paar Tropfen Essig angerichtet. Die in Südrußland und den angrenzenden Donauländern heimische Wanderheuschrecke ist dem russischen Bauer beliebte Zukost, und von den jungen, noch flügellosen Tieren bereitet er sich eine Suppe, die kaum von Fleischbrühe zu unterscheiden ist. — Selbst die noch weniger verlockenden Zikaden, die riesengroßen, dickleibigen Fliegen ähneln, werden gern und viel gegessen. Die großen, vor der letzten Häutung stehenden Larven und die mit Eiern prall gefüllten Weibchen waren schon den alten Griechen wahre Leckerbissen. Den nordamerikanischen Indianern aber ist die alle 17 Jahre in unermeßlichen Schwärmen auftretende Cicada septemdecim, die sie nach ihrem Rufe Kadditischidit benennen, eine wahre Götterspeise. Ja, selbst die wunderlichen Buckelzirpen, deren scharfe Dornen das Barfußgehen gefährlich machen, wenn sie in Mengen von den Bäumen fallen, werden in Südamerika und Neusüdwales geröstet. „Da geht nichts drüber!“ sagt bekanntlich jeder von seinem Leibgericht, und auch von den Termiten wird das in Afrika, Indien und Südamerika behauptet, die dort mit Wonne in den Magen wandern. Ihre Königinnen, deren walzenförmig aufgetriebene Leiber von Fett und Eiern strotzen, gelten für eine große Delikatesse, die als Brei, Omelette oder Füllung von Pasteten selbst Gnade vor dem Europäermagen findet. Buschmännern und Hottentotten aber, deren Hauptnahrung Termiten bilden, wässert der Mund beim Anblick eines solchen fetten Bissens. Der Australneger dagegen verschmäht ihn, nicht aber die von eiweißhaltigen Exkrementen und einem winzigen Pilz durchsetzte Erde ihrer Bauten. Über Geschmäcker ist eben nicht zu streiten! Doch auch wirkliche Ameisen sind, namentlich in Südamerika, begehrt. Dort schwärmt nämlich die Atta cephalotes, eine Blattschneiderameise, auf ihrem Hochzeitsflug in ungeheuren Mengen. Die Anwohner des Amazonenstromes sind darauf ganz erpicht. Sie fangen namentlich die fetten Weibchen, denen sie den Hinterleib abreißen, um ihn roh oder geröstet zu genießen. Sorgfältig in Schachteln verpackt, wird in Brasilien diese Ameise in schwunghaftem Handel vertrieben, ja, selbst auf den Straßenständen lockt sie, als Püppchen verkleidet, zum Kaufe. Eine andere merkwürdige Ameise wird auch in Mexiko gegessen, die Honigameise, deren kugelig aufgetriebener, mit süßem Nektar gefüllter Leib einem kleinen Honigtopfe gleicht. Es ist also begreiflich, daß man sie als gute Speise schätzt. Wenn wir dagegen hören, daß auch Raupen und Schmetterlinge nicht etwa aus Not, sondern meist als Leckerei genossen werden, so muß man wirklich staunen, auf was für Nahrung nicht doch der Mensch verfällt. In China darf z. B. eine dicke, buntfarbige Raupensuppe bei keinem Festmahl fehlen, und auch die Puppen des Seidenspinners sind eine Zierde jeder Tafel. Nachdem die Seide von den Kokons gehaspelt, werden die Puppen zunächst geröstet, wodurch die Hülle abspringt. Der gelbe Inhalt wird dann von den mandeläugigen Gourmets mit Fleischbrühe und Eigelb angerichtet oder in Fett geschmort, während die ärmere Bevölkerung ihn mit Pfeffer, Salz und Essig zubereitet. Auch der Australier hält viel auf große dicke Raupen, die er über alles schätzt. — „Ein guter Magen muß alles vertragen!“ Nach diesem Grundsatze vertilgen sie auch dickleibige Nachtschmetterlinge, obwohl ihr Genuß zunächst Beschwerde macht. Auch ein in Riesenschwärmen auftretender Tagfalter, den sie Bugorn heißen und durch Rauch betäuben, wird seines nußartig schmeckenden Öles wegen gern gegessen, nachdem Fühler, Flügel und Füße auf erhitztem Boden abgesengt sind. Dieselben Gelüste herrschen in Südafrika, dessen Eingeborene in der Wahl der Nahrung auf der gleichen Stufe stehen. Und noch an vielen anderen Orten, auf Madagaskar, in Mexiko, Venezuela, Indien usw., werden Raupen und dergleichen gern verzehrt. Daß da auch große feiste Käferlarven, an sich schon gute Bissen, willkommen sind, wird uns nach alledem nicht wundernehmen. Besonders stehen fette Bock- und Rüsselkäferlarven in den Tropen hoch in Ehren. In Südamerika und Indien züchtet man sogar die daumengroßen Larven des Palmbohrers, die, in Schmalz gebacken, zu appetitlichen Würstchen anschwellen und, gut gewürzt, selbst uns behagen dürften. Pries doch Erasmus Darwin, der Großonkel des berühmten Naturforschers, allen Ernstes unsere Engerlinge als nahrhafte und wohlschmeckende Speise! In Paris und einigen Teilen Frankreichs werden sie denn auch als „Vers blanc“ gegessen, und zwar bäckt man sie dort in einem feinen Teig oder röstet sie in mit Butter ausgestrichenen Tüten in der Asche. Die knusprigen, goldbraunen Dinger sollen geradezu verführerisch duften, und jedenfalls sind sie weit appetitlicher als die in Gerberlohe lebenden Nashornkäferlarven, für die der große Physiker und Zoologe Réaumur so schwärmte.



Tropische Zikade (ruhend)



Der bis zu 2 mtr. lange afrikanische Waran



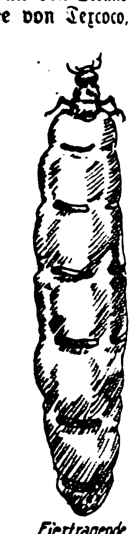
Die etwa 5 cm lange Wanderheuschrecke

„Spinnen als Nahrung!“ Bei dem Gedanken packt uns schon ein Grausen; doch was dem einen Abscheu, ist dem andern Hochgenuß. Der Hottentotte und der Kaffer geben z. B. einer fetten würzigen Spinne als Dessert den Vorzug vor der Kokosnuß, und in Neukaledonien, Frankreichs berüchtigter Strafkolonie, werden zollange Kreuzspinnen geröstet und als gute Gabe Gottes angesehen, obwohl sie anfangs Magendrücken machen. Der Forscher A. v. Humboldt sah, wie südamerikanische Indianerkinder 18 bis 20 Zoll lange Tausendfüße aus der Erde gruben und mit wahrer Gier verschlangen. An solchem Gezücht gemessen, muß es wahrlich nur eine kleine Magenstärkung sein, wenn Ceylons Eingeborene Hände voll wilder Bienen und Hummeln essen oder Neger deren Brut als Leckerei so hoch bewerten, daß sie darum einander in die wolligen Haare geraten. Die Schönen von Patagonien, den Sandwich- und Marshallinseln aber knabbern zur Kurzweil jene nieblichen, in diesem Krieg so vielgenannten sechsbeinigen Tierchen, wie unsere Damen Pralinen und andere guten Sachen. Die Tschuktschen vollends halten, wie Nordenskjöld berichtet, Kopfläuse für ein gutes, wohlschmeckendes Mittel gegen Brustleiden und beugen deshalb eifrig vor. Auch Rothäute und Schwarze jagen solches „Haarwild“, namentlich die Mütter bei den Kindern, um es als etwas Hochfeines zu essen. Natürlich fängt der Mensch auch Mücken und bäckt aus ihnen und ihren Larven Kuchen oder kocht sich Suppen, die gar nicht übel schmecken sollen. So am Njassa-See Ostafrikas, wo Mückenschwärme wie Rauchwolken über den Wassern schweben, und an den Soda-Seen von Nevada, wo die Larven einer Fliege zu Myriaden an den Strand getrieben werden. In Mexiko, am Salzsee von Texcoco, werden selbst die birnförmigen Eier zweier großer Wasserwanzen von Reisigbündeln, die man in den See warf, abgeklopft und aus dem fischartig schmeckenden Wanzenkaviar zur Fastenzeit Omeletten und dergleichen mehr gebacken.



Nashornkäfer-Larve

„Nur nichts umkommen lassen, sondern essen, was nur zu essen ist.“ Diesem Grundsatz huldigen verschiedene Stämme Innerafrikas in weitem Maße. Der Forschungsreisende G. Schweinfurth schreibt nämlich, daß seine Träger, wenn ein Rind geschlachtet wurde, die abscheulichen Amphistonum-Würmer von dessen Magenwänden streiften und mit Behagen roh verzehrten. Da wendet sich der Gast mit Grausen! Fast ganz von Würmern und Weichtieren leben die Eingeborenen von Port Adelaide in Australien, die Widerwillen gegen Ochsenfleisch empfinden. In Birma aber gelten Regenwürmer, die in täglich erneuter Milch gemästet werden und dadurch alle erdigen Bestandteile verlieren, als eine wahrhaft königliche Speise. Die bleistiftdicken weißen Tiere gleichen, mit Butter und Paniermehl säuberlich gebraten, einem Makkaronigericht und sollen ganz vorzüglich munden. Mit Spannung und Erwartung harrt ferner alt und jung auf den Samoa- und den Fidschiinseln der ungeheueren Schwärme des „Palolowurmes“, wie die Südseeinsulaner das hintere Ende eines Borstenwurmes des Lysidice viridis benennen, das sich zeitweise ablöst, um selbständig herumzuschwimmen, während das Vorderteil neue Geschlechtssegmente bildet. Niedere Meerestiere werden überhaupt viel lieber und weit mehr gegessen als niedere Landtiere, vielleicht weil sie salzhaltiger sind und deshalb besser schmecken. Das Aussehen selbst spielt dabei keine Rolle, denn was die Italiener beispielsweise „Frutti di mare“ nennen, ein Gericht Seespinnen und anderer unheimlicher Tiere, entsetzt den solchen Anblicks Ungewohnten. Dagegen sind Seeigel wirklich appetitlich, deren gelbe Eierstöcke man am Mittelmeer wie Dotter aus der Schale löffelt, in China und Japan aber einsalzt und, in Kisten gepreßt, versendet. Die Sucht nach schleimiger und anregender Nahrung läßt den gelben Zopfträger sogar Medusen als Speise wohlgeeignet scheinen, jene gallertartigen Schwimmglocken, von denen stille klare Buchten förmlich wimmeln, da andere Tiere sie wegen ihrer stark nesselnden Fangfäden verschonen. Viel wichtiger ist jedoch der Trepang, worunter der Chinese verschiedene Arten Seegurken oder Holothurien versteht, graue, braune oder schwarze Schläuche, vorn mit Tentakelkranz zum Atmen oder Tasten, die von Korallenschlamm leben.

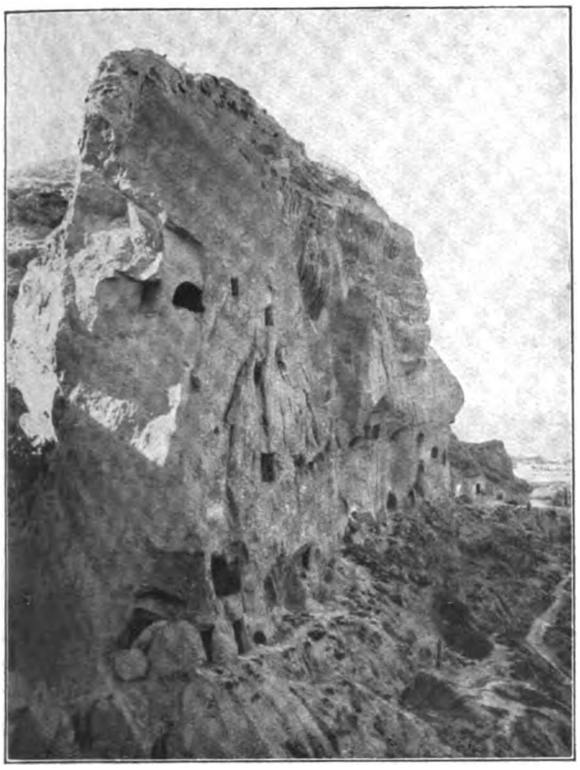


Eiertragende Termiten-Königin

Ein Leckerbissen, den wir mit ihm teilen, sind Frösche; nur ißt er, der selbst Froschlaich schätzt, nicht etwa nur die Schenkel, sondern die ganzen abgehäuteten Tiere, wie das auch sonst vielfach geschieht. Da lohnt sich schon die Jagd auf den oft halbpfündigen Ochsenfrosch, der an der Ostküste der Vereinigten Staaten bis zum Mississippi nicht nur geangelt und in Netzen gefangen, sondern auch mit der Flinte erlegt wird. Möglicherweise ergeht es ihm noch wie dem japanischen Riesenmolch, einem bis zu 1½ m langen, von F. v. Siebold 1825 entdeckten, wirklich häßlichen Geschöpf. Als gute Speise wurde er derart verfolgt, daß unsere Museen und Aquarien jetzt die größte Mühe haben, ein Exemplar zu bekommen. Auch der Axolotl war der Ausrottung nahe, denn als die Spanier unter Cortez die Stadt Mexiko erobert hatten, fanden sie solchen Geschmack an dem plumpen, schwarz und braun gefleckten Molche, daß sie ihn unter ihre Fastenspeisen aufnahmen und mit den Einwohnern in der Vertilgung wetteiferten. Heute aber leben mehr Axolotls in Europas Teichen und Aquarien als im See von Mexiko. — Krokodile, Kaimane und Alligatoren sind dagegen eine Speise zweifelhafter Güte, da ihr Fleisch in der Regel zäh ist und sumpfig oder so nach Moschus schmeckt, daß es für jeden, der nicht einen Negermagen hat, gesundheitsschädlich wirkt. Die mehr als metergroßen Leguane, die wie Kaninchen oder Hühner schmecken, werden dafür um so lieber gegessen. Man jagt sie vielfach, so in Brasilien und Mexiko, mit eigens dazu abgerichteten Hunden und erlegt die oft 2 m langen Warane mit derselben Freude wie bei uns Fasanen, denen sie im Geschmack ähneln. Auch kleine, flink an den Wänden der Pagoden hinhuschende Geckos, wie diese Eidechsen nach ihrem hellen Rufe heißen, werden korbweise feilgeboten, nachdem man Kopf, Schwanz und Füße abgehackt und den durch Hölzchen ausgespannten Rumpf zusammengerollt und an der Sonne getrocknet hat. Frisch als Bouillon gekocht oder in Würfel gehackt und in Butter gebraten, sollen Eidechsen übrigens eine vorzügliche und appetitliche Nahrung sein. Merkwürdigerweise verschmäht der sonst nicht eben wählerische Kaffer solche Speise, selbst wenn er fast vor Hunger stirbt. Dagegen ißt er Schlangen, wie der Australneger, dem selbst die giftigsten Vertreter zum Festmahl werden, da sie wie Aal oder Kalbfleisch schmecken sollen, was Europäer, die davon gekostet, auch bestätigen. Der Brasilianer verzehrt deshalb auch die Boas oder Riesenschlangen, während den Jägern am Mississippi ein Ragout von Klapperschlangen über alles geht.



Dr. Bergner



Aus einem andalusischen Höhlennest.

In spanischen Höhlennestern.

Von Kurt Hielscher.

Mit drei Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Ins Blaue sollte die Wanderung gehen, morgenfrischen Fernen entgegen. Der Zufall sollte auch heute wieder mein Führer sein. Ich konnte mich keinem besseren anvertrauen!

Lange vor Tau und Tag war ich aufgebrochen. Die Palmen rüttelten sich im leichten Frühhauch wach, als ich mich im Morgengrauen einer merkwürdigen Felslandschaft näherte. Dunkle Löcher in den Felswänden starrten wie tote Augen gen Osten.

Doch die Felsen bargen Leben! Heraus traten Menschen und grüßten den jungen Tag.

Um eine Riesenfelswand gruppiert sich ein wunderliches Felsennest. Höhlenhaus an Höhlenhaus, Höhlenwohnung neben Höhlenwohnung, hunderte, auch übereinander, oft bis zu fünf Stockwerken, von außen her zugänglich. Ist der Fels zu schroff, gräbt man sich innen empor und legt so obere Stockwerke an mit Ausgucklöchern und „Loggien“ in luftiger Höh'.

Um aus einem Felstal bequemer ins benachbarte zu kommen, hat man Tunnels durch die weichen Steinwände gegraben.

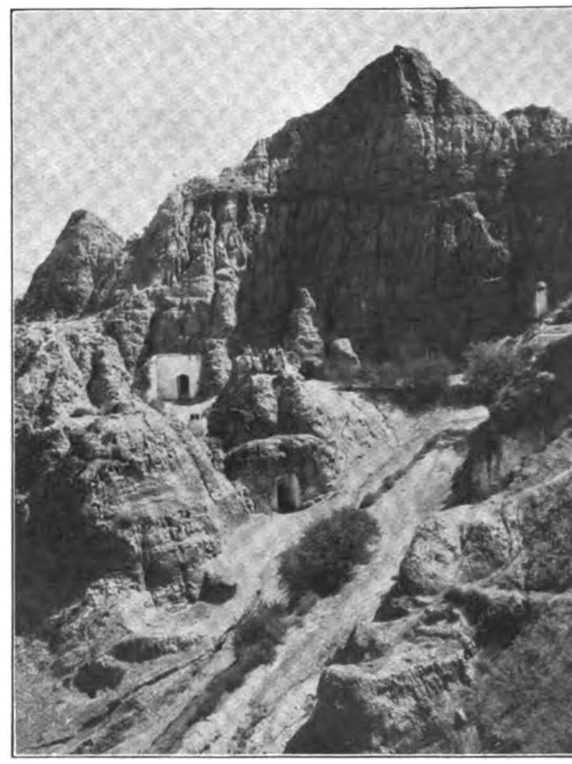
Ungeniert springen die Kinder, wie sie Gott geschaffen, umher. Aber, Wanderer, glaube nicht etwa, du habest hier kulturfremde Troglodyten vor dir; schau empor zur Felswand. — Weithin sichtbar stehen schwarz auf weißem Grund die großen Lettern: EL RETIRO.

Jeder Spanier kennt zum mindesten dem Namen nach den berühmten Retiro, Madrids prächtigen Park. Es wirkt daher nicht wenig scherzhaft, wenn man dieses Wort, das fast Eigenname wurde, wie Sanssouci, hier plötzlich hoch droben gegen den Himmel aufleuchten sieht. Ein unternehmungslustiger Höhlenhotelbesitzer hat nämlich seinen Felsen planiert und zur Dachterrasse umgestaltet, auf der man zur Tertulla (dem beliebten Plauderstündchen), zum Kugelspiel und zum lustigen Tanz zusammenkommt. Daher der Lockruf an der Wand für alle, die des Weges vorüberziehen. An einem anderen Felsen stehen kurz und inhaltsvoll die Worte DIOS, PAN Y CULTURA (Gott, Brot und Kultur).

Eine ebenso große Überraschung bot mir ein anderer Streifzug. In der Ferne vor mir stieg Rauch aus der Erde eines phantastischen Erosionsberglandes auf. Etwa vulkanische Erscheinung? Beim Näherkommen sehe ich, daß Menschen zwischen den Rauchsäulen einhergehen. Und gewahre zu meinem Erstaunen, daß die kleinen, qualmenden, sektpfropfenartigen Türmchen Schornsteine sind, die aus der Erde hervorragen. Wieder in ein Höhlennest geraten! Homerische Urwüchsigkeit! Die Bergtäler sind die Straßen; die Bergwände die Hausfronten, die Gipfel stolze Einfamilienhäuser; knorrige Riesenkakteen und speerbewehrte Agaven bilden hier und da das Vorgärtlein.

Stundenlang ziehe ich straßauf, straßab durch dies interessante Nest weltfrembester, weltverlorenster Ursprünglichkeit.

Freundlich erwidert man meinen Gruß, ladet mich in die Kühle der Höhle, labt mich mit einem Trunk Wasser, zeigt mir die Schätze des dürftigen Hausrates: das Lager auf der Erde, den Herd mit dem Kupferkessel, den Tonkrug, den Schemel, die Öllampe, das Heiligenbild.



Straße in einem andalusischen Höhlennest.

„Arbeit?“ — „Ja, nicht viel. Was wir brauchen, das bauen wir uns da hinten in der Flußniederung an. Wir brennen Ziegel für die Leute aus der Stadt, die in Häusern wohnen“ . . .

Ein Bild beneidenswerter Bedürfnislosigkeit! — — Es gibt noch Diogenesnaturen . . .

Sie sind übrigens allenthalben in Spanien anzutreffen: Vor einem kleinen Bahnhof hält ein junges Bürschlein seinen Mittagsschlaf; niemand sonst zu sehen, der mir mein Gepäck in den Ort tragen könnte. Ich wecke den Schläfer mit der Bitte, mir behilflich zu sein. Er dehnt sich glückselig faul, greift in die Tasche, zieht ein paar Kupfermünzen hervor und zeigt sie selbstbewußt mit den Worten: „25 Centimos habe ich heute schon verdient; mehr brauche ich nicht!“ Dreht sich auf die andere Seite und dämmert wieder hinüber ins Traumland.

Nachdenklich lächelnd ziehe ich des Weges, des indischen Philosophen Wort im Sinn: „Bedürfnislosigkeit ist Gottgleichheit!“

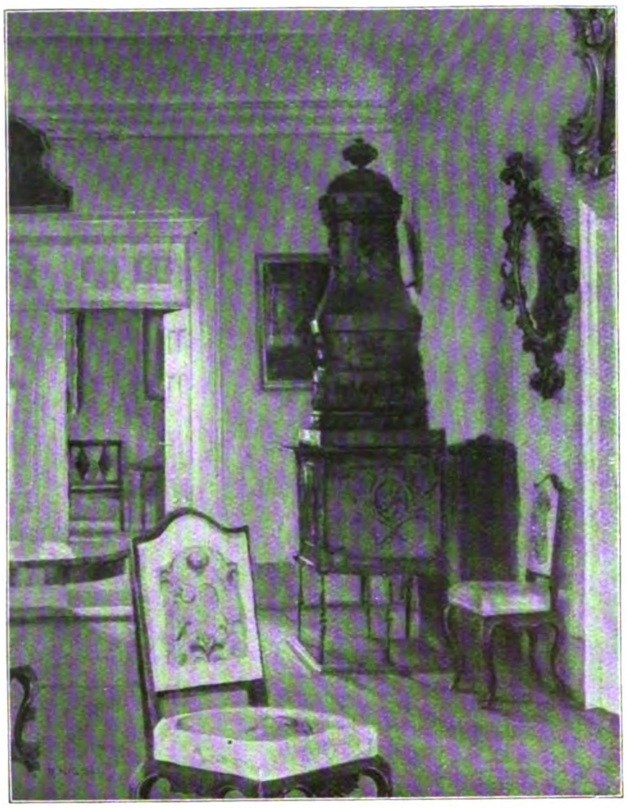
Fleiß und Glück sind relative Begriffe. Und gerade die Ärmsten Spaniens verstehen die Kunst des Nichtstuns und doch zugleich des Frohlebens meisterhaft. Sie brauchen im Sommer nur ein wenig Schatten, im Winter die liebe Sonne; dazu ein Stücklein Brot, eine Tomate, einen Schluck Wein. Die ganze Erde mit dem hohen Himmel drüber ist ihr Schlafgemach, die Straße ihr Arbeitsfeld. Sie tauschen mit keinem Herrn; sie sind selbst Herren, Herren ihrer Zeit — — ein ungeheurer Besitz. Warum sollen sie ihn nicht großzügig verschwenden?

„Wem Gott hilft, der kommt weiter, als wer früh sich vom Lager erhebt“, sagt ein spanisches Sprichwort, und die Bibel: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht . . . und euer himmlischer Vater nähret sie doch!“ — —



Blick auf eine andalusische Höhlenstadt.

Rudolf Nißl. / Von Richard Braungart.



Empire-Ofen.

Die Münchner Sezession älterer Ordnung hat alljährlich im Glaspalast die gleichen Räume inne. Einer von diesen ist der achteckige Saal, der gewissermaßen im Herzen der Abteilung liegt oder, wie man auch sagen könnte, ihr Herz selber ist. Er stellt so etwas wie eine Tribuna dar, in der traditionsgemäß fast nur Bilder der Hauptmeister der Sezession gezeigt werden. Und es ist selbstverständlich eine große Ehre, dort zu hängen, denn der Saal ist verhältnismäßig klein, und es hat nicht allzuviel darin Platz.

Zu jenen wenigen nun, von denen man seit langem alljährlich mindestens ein Werk in diesem Ehren- und Elitesaal findet, gehört Rudolf Nißl. Und wenn man auch über die Qualität so manches Werkes anderer Künstler, die hier schon zu Gaste waren, sehr verschiedener Meinung sein konnte: den Werken Nißls hat, von neidischen Kollegen abgesehen, gewiß noch niemand ihren Vorzugsplatz mißgönnt. Im Gegenteil: man wird fast immer das Gefühl gehabt haben, daß ihnen nur geschah, was recht und billig war. Denn Rudolf Nißl ist seit vielen Jahren eines der repräsentativen Mitglieder der Sezession, und zwar trotz der seiner Kunst eigentümlichen Unauffälligkeit und Unaufdringlichkeit. Es ist ausschließlich die hohe, ernstlich gar nicht bestreitbare Qualität seiner Malerei, die das bewirkt hat. Und jedenfalls lehrt dieses Beispiel wieder einmal, daß einer auch ohne Lärm und Tamtam und Sensation im Laufe der Zeit zu Ehren und Ansehen kommt, wenn er etwas kann und — ein bißchen Geduld hat.

Rudolf Nißls Kunst wird heute, vor allem auch von Nichtmünchnern, als spezifisch münchnerisch empfunden, und das mit einigem Recht. Ist sie doch geradezu ein Typus jenes auf schöne dekorative Bildwirkung gerichteten Kunstwillens, der in München von jeher besonders häufig war und, je nach dem Standpunkt des Beurteilers, ebenso laut gerühmt wie heftig getadelt wird. (Letzteres ist allerdings nur von dem Doktrinarismus einseitiger Richtungs- und Stilfanatiker zu erwarten.) Aber Nißl ist so wenig wie die meisten, die als münchnerisch gelten, ein Münchner von Geburt, sondern nur einer von Erziehung und Gewöhnung. Seine Heimat ist das Zillertal in Tirol, in dem unter anderm auch die Künstlerfamilie Schiestl heimisch ist. Dort ist er — in dem jedem Touristen bekannten Orte Fügen — am 13. April 1870 geboren. Er kam nach München an die Akademie, wo er zunächst bei Ludwig v. Löfftz arbeitete. Entscheidendes für seine Kunst aber gewann er, wie so mancher andere moderne Maler von Namen, bei Paul Hoecker, dessen Wirksamkeit als Lehrer ein wichtiges und interessantes Kapitel in der Geschichte der neueren Münchner Kunst darstellt. Die Erinnerung an Nißls erstes Hervortreten im Rahmen der Sezessionsausstellungen verbindet sich mit der Vorstellung von außerordentlich hellen, lichtdurchrauschten Innenräumen (Stuben aus Bauern- und Kleinstadthäusern). Dann kamen Motive aus Münchner Museen, denen Nißl ein eigenartiges, neues Gesicht zu geben wußte, und zwar hauptsächlich durch die absolute Wahrheit und rücksichtslose Frische und Farbenfreudigkeit, mit der er ein solches scheinbar ganz wahllos aus seiner Umgebung herausgegriffenes Motiv vor dem Beschauer entwickelte. Und dann sah man abwechselnd Akte und Bilder mit modernen Frauen inmitten des bunten Tandes ihrer Boudoirs. Auch hier fiel auf, wie Nißl aus tausendmal gemalten Motiven etwas zu machen wußte, vielleicht nur dadurch, das er alles vermied, was als „Zurichtung“ und als Spekulation auf das verbreitete Bedürfnis nach Pikanterien hätte gedeutet werden können. Dabei sind diese Motive in ihrem formalen und farbigen Aufbau auf das feinste und sorgfältigste abgewogen und ausbalanciert! Aber sie wirken nicht so, sondern ganz, als dankten sie ihre Erscheinung irgendeinem glücklichen Zufall. Und immer hatte man, auch bei den zarten, äußerst dezenten, tatsächlich nur mit dem Malerauge erfühlten Akten, die eine Gattung für sich darstellen, das Empfinden, ein Stilleben vor sich zu haben. Alles wird diesem geborenen Intimisten und Koloristen zum Stilleben: ein Innenraum, der bekleidete und der unbekleidete weibliche Körper und selbstverständlich auch das Ensemble aus diesen Elementen. So ist es kein Wunder, sondern nur ein Vorgang von zwingender innerer Logik, daß Nißl in den letzten Jahren, ohne daß er deshalb seinen früheren Lieblingsmotiven untreu geworden wäre, sich dem figurenlosen, eigentlichen Stilleben mit ersichtlicher Liebe zugewandt hat. Ebensowenig wird man darüber erstaunt sein, daß das Gegenständliche auch dieser Stilleben irgendwie der Sphäre der Frau (oder richtiger: der Dame) entstammt. Denn etwas vom Duft und Zauber des Weibes schwebt über fast allem, was Nißl gemacht hat. Und es ist vielleicht nicht sein kleinstes Verdienst, daß er in seinen eleganten, liebenswürdigen, überaus dekorativen Arbeiten gezeigt hat, wie man Bildern neben dem Reiz des meisterlichen Kolorits auch das zarte Parfüm der weiblichen Atmosphäre zu geben vermag, ohne deshalb süßlich oder unangenehm pikant zu werden. So sind Nißls Bilder nicht nur Dokumente einer hohen Malkultur, sondern auch Zeugnisse eines reinen, idealen Geistes und eines Geschmackes, der unter allen Umständen auch für Andersdenkende vorbildlich sein könnte.



Weißes Zimmer bei Sonne.



Das grüne Kleid.



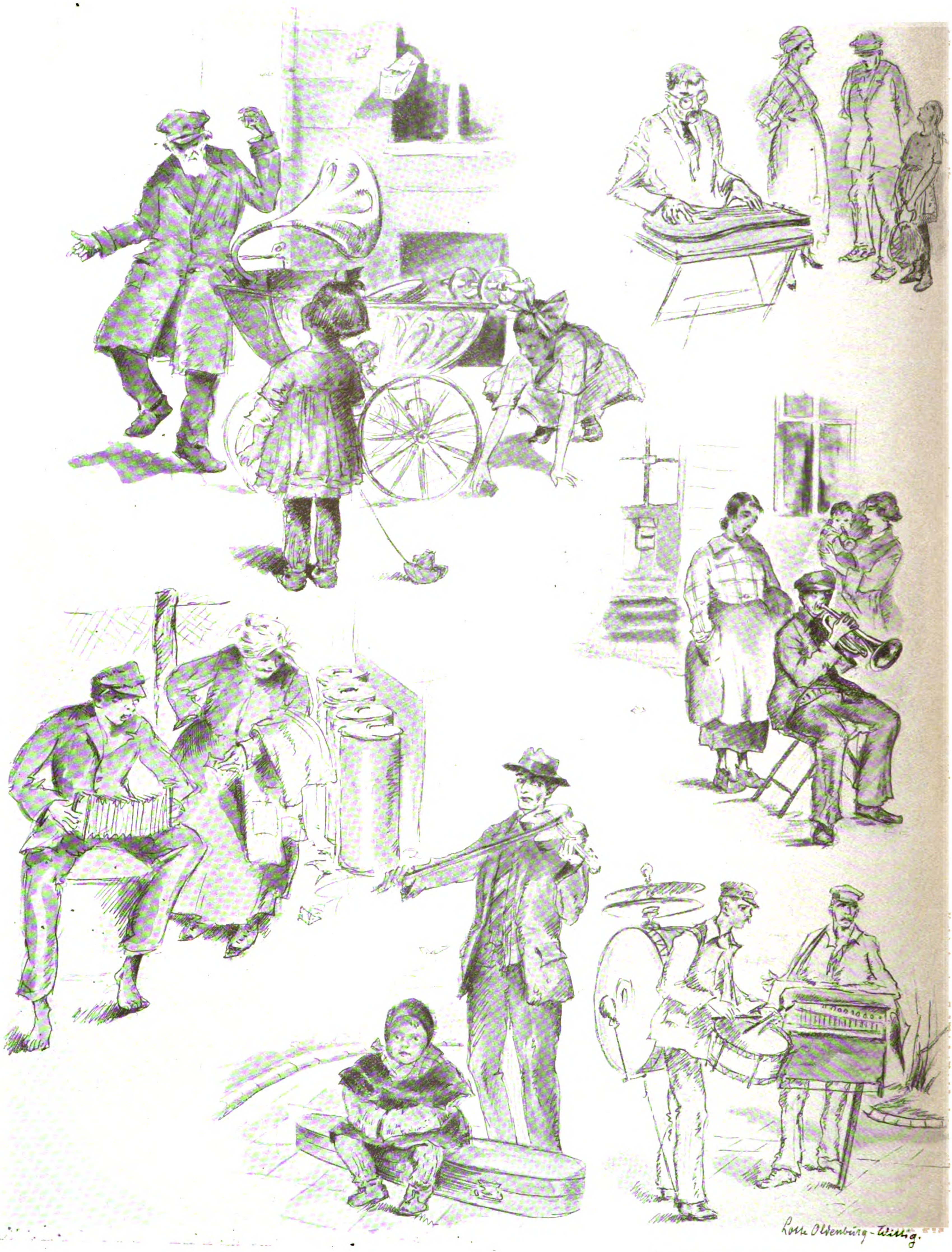
Stilleben (Vase und Silberschale).



Weiblicher Akt, sitzend.



Die alten Freunde. Nach einem Gemälde von Wilhelm Roegge.



Aus dem modernen Großstadtleben: Berliner Hofmusikanten.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Lotte Oldenburg-Wittig.

Herrn Felix Spielmanns Hausdamen

Roman von Helene v. Mühlau

(7. Fortsetzung.)

Sie schien erstaunt, aber natürlich brachte sie es wie alle wirklich vornehmen Menschen fertig, ihre Überraschung geschickt zu verbergen. Trude half ihr, das weiche, graue Filzhütchen und den grauen Mantel abzulegen. Es kam ein ebenso graues Kleid zum Vorschein.

Herr Spielmann reichte ihr den Arm und führte sie im Triumph in den Salon.

„Sie wohnen sehr schön hier draußen!" sagte die Baroneß nun doch und nahm das Ölgemälde der verstorbenen Frau Spielmann in Augenschein.

„Was nützt alle Schönheit, wenn man einsam ist?" äußerte Herr Spielmann traurig. „Ich sage Ihnen, Baroneß, ich würde lieber zu zweien in der armseligsten Hütte wohnen als allein in diesem Hause!"

Sie nickte verständnisinnig. „Nun, heute abend sind Sie ja nicht allein!"

„Nein, Gott sei Dank nicht! Sie glauben ja gar nicht, wie ich den ganzen Tag gezittert habe, ob Sie wirklich kommen würden. Ich konnt' es mir gar nicht vorstellen. Ich bin doch nur ein ganz einfacher Mann — —"

„Und wie steht es mit Ihrem Versprechen, daß Sie mir gaben?" schnitt die Freiin von Reifenstal ab. „Haben Sie es inzwischen nicht gebrochen?"

„Nein," sagte Spielmann triumphierend, „nicht einen Tropfen von diesem verdammten Zeug, dem Alkohol, hab' ich getrunken, und heute abend trinken wir Kaffee zum Essen!"

„Ach, Sie haben ein Essen gerichtet? Das wäre für meine Person nicht nötig gewesen. Ich habe mir im Vereinshaus meinen Abendimbiß schon geben lassen." Aber sie setzte sich zu ihm an den Tisch, und nach beendeter Mahlzeit sagte sie: „Ich habe einige Schriften aus unserm Verein mitgebracht, Herr Spielmann. Es wäre vielleicht sehr angebracht, wenn ich Ihnen daraus vorlesen könnte!"

Dem einsamen Spielmann war nichts angenehmer, als wenn einer ihm was vorlas; die nette Frau Beyer hatte das ein paarmal getan, und es war entzückend gewesen. Er sagte also ein sehr freudiges Ja und geleitete die Freiin zum Salon zurück. Sie setzte sich an einen kleinen Damenschreibtisch, auf dem eine seidenverhüllte Lampe stand, und wies ihm einen Platz am runden Mitteltisch an. Dann las sie. Ihre Stimme schwebte wie Musik durch den Raum, aber das, was sie las, war nicht eigentlich interessant. Spielmanns Gedanken schweiften ab; er kam ins Träumen hinein. Unaussprechlich schöne Dinge gaukelten da vor ihm in der Luft. Er erlebte Märchen, erlebte Wunder. Er war ein verwunschener Prinz, der zeitlebens in einer falschen Gestalt durchs Leben gegangen war, bis da eines Tages eine Fee erschien, die den Bann löste und ihn seiner eigentlichen Bestimmung zuführte.

„Es ist erstaunlich, nicht wahr, was Amerika in so verhältnismäßig kurzer Zeit erreicht hat!" sagte da die Baroneß und wandte sich nach Spielmann um.

„Ja, sehr erstaunlich!" antwortete der erschrocken, und die Freiin las weiter.

Und wieder schweiften Spielmanns Gedanken ab — aber diesmal bewegten sie sich nicht in einer Phantasiewelt.

„Jedes Ding muß doch seinen Zweck und seine Ursache haben!" sagte er zu sich selber, „und das macht mir doch kein Mensch weiß, daß da eine weibliche Person zu mir kommt — nur und nur, um mir den Alkohol abzugewöhnen. Das wäre ja ganz hahnebüchen — wäre einfach wie ein Roman. Nee — so was gibt's im wirklichen Leben nicht — das macht mir kein Mensch weiß. Und bei den Frauen ist's doch eine bekannte Sache: sie tun eine Zeitlang edelmütig, und dann rücken sie doch mit dem eigentlichen Zweck der Sache heraus. Schad't aber nichts! Im Gegenteil — es wäre ganz wunderschön, wenn sie was von ihm wollte. Sie gefiel ihm ganz außerordentlich. Das Gesicht war nicht schön und war auch wieder viel mehr als schön. Es hatte was Engelhaftes an sich. Und wenn man sie dazu brachte, ihre grauen Kleider abzulegen — wenn man sich die in einem feinen, modernen, seidenen Kleid vorstellte — mein Gott — mein Gott! Und wenn sie vielleicht was für ihn über hätte — wenn sie sich nach einer verstehenden Seele sehnte — genau wie er — und wenn — — Es war doch alles in der Welt schon vorgekommen. Fürstinnen hatten einfachen Bürgerlichen die Hand zum Ehebund gereicht — und umgekehrt hatten Könige bürgerliche Mädchen zu sich erhoben. Diese hier war aber ja nur eine Freiin — und wahrscheinlich arm — und —"

„Was sagen Sie zu dem Zahlenverhältnis zwischen Amerika und Deutschland?" fragte da die Baroneß, und Spielmann brachte es fertig, ein sehr harmloses Wort der Bewunderung auszusprechen.

„Wir wollen es für heute abend genug sein lassen!" sagte die Freiin alsdann und klappte das Buch zu. „Morgen werde ich fortfahren, und wenn dieses Buch zu Ende ist, bringe ich ein neues mit!"

Spielmann hätte fast einen Freudenschrei ausgestoßen.

„Sie kommen wieder, Baroneß — Sie kommen wieder zu mir hinaus?"

„Gewiß", antwortete sie ernst. „Ich habe doch nicht die Absicht, eine Kur zu beginnen, um sie gleich im ersten Anfang wieder aufzugeben!"

Er war ganz außer sich — am liebsten hätte er geweint vor Glück.

„Ich sehe, Sie haben ein prächtiges Instrument da stehen!" Die Freiin schritt auf den Flügel zu. „Sind Sie musikalisch?"

„Leider nein, das heißt, ich liebe Musik über alles!"

„Dann will ich Ihnen etwas spielen!" Sie klappte den Deckel auf und setzte sich auf den feinen, ledergepolsterten Drehstuhl.

„Nein, bitte, nicht allzuviel Licht! Ich spiele auswendig."

Sie spielte ein Chopinsches Notturno, und sie spielte es wundervoll mit ganz weichem Anschlag und unsäglicher Vertiefung. Dem erschütterten Spielmann stürzten die Tränen stromweise aus den Augen, und Trude, die gleich bei den ersten Klängen an die offen stehende Eßzimmertür gekommen war, weinte auch. Die Freiin spielte dann noch den ersten Teil der Mondscheinsonate, und es war nun in der Tat, als sei die Welt keine wirkliche Welt mehr — sondern irgend etwas Himmelähnliches, und als ob die Menschen nicht mehr auf Füßen gehen müßten, sondern als ob sie von weichen Schwingen getragen würden.

„Genug für heute!" sagte die Freiin, gleich nachdem sie sich vom Flügel erhoben hatte. „Ich wäre Ihnen dankbar, Herr Spielmann, wenn Sie das Auto bestellen wollten, da Sie ja wünschen, daß ich Ihren Wagen benutze. Ich könnte sonst ebensogut mit der Bahn fahren. Ich scheue kleine Unbequemlichkeiten nicht!"

„Nein, um Gottes willen — nicht mit der Bahn!" rief Spielmann aus. „Trude — Trude — ah, da sind Sie ja! Jochem soll gleich vorfahren — und die Pelzdecke in den Wagen bringen — es ist kühl am Abend, Baroneß!"

Wenige Minuten später war der Wagen zur Stelle. Für sein Leben gern wäre Spielmann mitgefahren, aber die Freiin erlaubte das nicht.

„Das liebste ist mir, wenn Sie sich gleich zu Bett legen, Herr Spielmann. Und dann bitte — hier sind ein paar Pillen — völlig harmlos. Wir pflegen sie unsern" — — sie suchte nach einem passenden Ausdruck — „unsern Pflegebefohlenen an den ersten Tagen, an denen sie den Alkohol meiden, zu geben. Sie werden dann sehr leicht über alle unangenehmen Gedanken und über eventuell aufsteigende Wünsche hinwegkommen. Gute Nacht, Herr Spielmann. Bis morgen also — aber es ist wirklich nicht nötig, daß Sie mir das Auto schicken —"

„Doch — doch, auf jeden Fall, Baroneß; es ist mir eine Freude!"

„Und dann, bitte, kein Abendessen für mich richten!"

Aber auch darin gab Spielmann nicht nach. „Es ist etwas so Herrliches für einen einsamen Mann, jemand an seinem Tisch zu haben!"

Sie nickte ihm mild und freundlich zu und stieg ein. Jochem kurbelte an, sprang auf, die Hupe sang, und Spielmann kehrte, in tiefe Gedanken versunken, in sein Haus zurück.

Er ging noch eine halbe Stunde, von den angenehmsten Gedanken und Vorstellungen erfüllt, in seinen glänzenden Räumen hin und her. Dann fiel ihm ein, daß er ihr versprochen hatte, bald zu Bett zu gehen, und er stieg die Treppen hinan.

In seinem Schlafzimmer war ein merkwürdig würziger Duft, und als er an sein Bett trat, dampfte ihm von der Platte seines Nachttisches ein lieblicher Trank entgegen — Glühwein mit köstlichen Ingredienzien.

Eine Weile lang focht er mutig gegen diese Versuchung an — dann sagte eine böse, verführerische Stimme: „Nur ein einziges Tröpflein!", und er nippte an dem herrlichen Trank, nippte noch einmal, fühlte sich von wohliger Wärme durchrieselt und nippte so lange, bis das Glas geleert war.

Mit einem tiefen Seufzer machte er seine Nachttoilette, ließ die Kügelein auf die Erde rollen und schlief dann fest und traumlos bis zum Morgen.

Andern Abends kam die Baroneß im Agawagen richtig wieder angesaust. Ihre erste Frage war: „Nun, haben die Pillen genutzt, oder ist es sehr schwer geworden, standhaft zu bleiben?"

Spielmann hüllte sich in Schweigen, denn er wollte dieses engelhaftes Wesen nicht belügen, und sie ergriff seine Hand und tröstete ihn.

„Ich weiß es ja — diese ersten Tage sind gewiß recht schwer zu ertragen. Aber wir werden es wieder mit den Pillen versuchen. Sie wirken tatsächlich Wunder."

Die Freiin von Reifenstal aß wieder sehr wenig und schwächte den starken Kaffee noch etwas mehr ab als am gestrigen Tage. Dann saßen sie wieder im Salon, und die Lektüre wurde an demselben Punkte fortgesetzt, an dem man tags zuvor aufgehört hatte, und wieder flogen Spielmanns Gedanken davon und bewegten sich in seltsamen Schwankungen zwischen Himmel und Erde.

„Und dennoch — sie muß was ganz Besonderes mit mir vorhaben!" flüsterte die Eitelkeit in ihm. „Sie hat erkannt, daß ich viel Sinn und Liebe für alles Vornehme habe, und sie will natürlich einen Deckmantel suchen. Denn so einfach ohne Angabe eines Grundes zu einem Manne kommen, das tun solche Damen doch nicht —" Und wieder wie am gestrigen Abend schien die Leserin ihn auf die Probe stellen zu wollen, ob er bei der Sache war, und fragte: „Wie fassen Sie diesen letzten Satz auf, Herr Spielmann?", und es war durchaus nicht leicht für ihn, sich da aus der Falle herauszuhelfen; es gelang aber doch, und die Baroneß war zufrieden.

Nachher klappte sie den Deckel des Instruments wieder auf und spielte noch um vieles herrlicher und inniger, als sie es gestern getan.

Punkt 1/2 10 Uhr bat sie um das Auto, verabreichte die Pillen und schied mit dem Versprechen, morgen den Besuch zu wiederholen.

„Mein Gott — mein Gott!" Spielmann faßte sich an den Kopf. Er hätte heulen mögen vor Glück und innerer Unruhe. Das war doch nun wirklich wie ein Märchen! Mußte er sich nicht selig preisen, daß er nicht auf die nette, aber doch ganz bürgerliche Frau Beyer hereingefallen war? Mußte er nicht seinem Schöpfer danken, daß er ein freier Mann war und ohne Skrupel die Zuneigung einer hochgeborenen Dame hinnehmen durfte?

Diesmal hatte Trude, ohne zu fragen, eine gute Schaumweinmarke kalt gestellt; sie hatte ihren Tanzabend und war gleich nach dem Servieren im Auto in die Stadt gefahren. Der Sekt stand in Spielmanns Schlafzimmer auf einem Tischlein neben einem behaglichen Sessel, und sie hatte einen Zettel dazugelegt; auf dem stand geschrieben: „Wohl bekomm's!"

Spielmann fand das rührend und brachte es nicht fertig, die Güte des Mädchens unbeachtet zu lassen; die Pillen rollten wieder zur Erde.

Als die Baroneß am nächsten Abend kam, sagte sie sehr glücklich: „Ich brauche Sie gar nicht zu fragen, wie es Ihnen geht, Herr Spielmann! Ihre Augen sind so klar und Ihre Gesichtszüge so straff, wie das nur bei Menschen, die keinen Alkohol zu sich nehmen, der Fall ist. Ich weiß, die Pillen wirken Wunder, aber wir werden die Dosis nun verringern und sehen, wie es alsdann geht. Wenn die Besserung in dieser Weise anhält, wird in spätestens einer Woche meine Kur bei Ihnen beendet sein!"

Spielmann erschrak heftig. „Und dann?" fragte er.

„Nun, dann werden Sie ein glücklicher, befreiter Mann und von neuem ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft sein!"

„Aber Sie, Baroneß, Sie werden dann nicht mehr zu mir kommen?"

„Sobald Sie mich nicht mehr nötig haben — nein!"

Es lief ihm ein kalter Schauer über den Rücken. Was in aller Welt war das denn für ein unerklärliches Geschöpf! Sollte die wirklich nur einer Mission halber zu ihm kommen? Nun, dumm war er ja nicht, und wenn die Dinge so lagen, dann würde er sie zu halten wissen.

Am nächsten Tag klagte er über heftige Beschwerden, über Schlaflosigkeit und gestand einen kleinen Rückfall in die böse Neigung zu. Die Freiin war aufs äußerste erschrocken, sprach in ganz wundervoll eindringlicher Weise zu ihm und verdoppelte die Pillendosis. Sie bat ihn inständig, sogleich nach ihrer Abfahrt zur Ruhe zu gehen, und sie schien nicht übel Lust zu haben, zu warten und nachzusehen, ob er ihren Rat befolgt habe.

Die Tage gingen hin. Das milde Frauenantlitz war dem armen Spielmann wirklich zu einem Himmel geworden.

Der linde Frühling war im Begriff, sich in einen warmen Vorsommer zu wandeln; es war unaussprechlich schön draußen in der Natur.

„Ich habe einen Vorschlag für Sie, Herr Spielmann", sagte die Freiin eines Tages. „Es wäre gut für Sie, wenn Sie für einige Wochen verreisen wollten. Sie haben mir gesagt, daß Sie seit Kriegsbeginn nicht aus Ihrem Betrieb herausgekommen sind, und das ist für keinen Menschen gut, wenn er ohne Unterbrechung arbeitet. Nun trifft es sich, daß auch ich meinen Urlaub jetzt habe, den ich bei einer ältlichen Tante auf deren Schloß verbringen möchte. Für Sie aber habe ich auch bereits einen Verbleib, denn da Sie zu denen gehören, die leicht rückfällig werden, möchte ich Sie nicht schutzlos in die Welt ziehen lassen. Wir haben da im Schwarzwald ein Erholungsheim für unsere Pflegebefohlenen, und Sie werden als Gast erster Klasse ein besonders

schönes Zimmer dort erhalten. Die Natur ist herrlich, und wenn Sie einverstanden sind, melde ich Sie gleich morgen an!"

Spielmann begriff im ersten Augenblick nichts anderes, als daß er die Baroneß vier Wochen lang nicht sehen sollte, und sie mußte ihre ganze Beredsamkeit ins Werk setzen, um ihn dahin zu bringen, wo sie ihn haben wollte. Nach einer halben Stunde war sie am Ziel ihrer Wünsche angelangt; sie hatte nur das feste Versprechen geben müssen, sich nach der Rückkehr in derselben Weise wie bislang seiner anzunehmen.

Sie war gerührt über diese Anhänglichkeit und versprach es ihm.

Just am Tage, bevor Spielmann seine Reise antrat, kehrte das Ehepaar Häuslein von seiner ausgedehnten Hochzeitsreise zurück. Sie sagten sich gleich für den Abend bei Spielmann zum Essen an, und der ließ auch wirklich ein opulentes Mal bereiten. Die Häusleins staunten wohl ein wenig, daß sie ihn so guter Dinge fanden; sie staunten aber noch um vieles mehr, als er ihnen während des Essens ganz beiläufig erzählte, daß er auf vier Wochen in den Schwarzwald reise, und daß seine Freundin, die Freiin von Reifenstal, zu einer Tante auf deren Schloß fahre. Nach ihrer beider Rückkehr aber würde sie wieder sein allabendlicher Gast sein.

In Häusleins Gesicht stand deutlich geschrieben: „Er ist verrückt geworden!", und die junge Frau teilte diese Auffassung ihres Mannes. Bestärkung in dieser Meinung fanden sie in der Tatsache, daß Spielmann Kaffee zum Essen trank und erst zu vorgerückter Stunde dem Alkohol zusprach.

Achtes Kapitel.

Wenn Felix Spielmann einen guten Monat später auf das, was sich in diesen letzten Wochen ereignet hatte, zurückblickte, dann war ihm immer, als sei es gar nicht er selbst gewesen, der all das erlebt, genossen und gelitten hatte, was sich da mit unauslöschlicher Schrift in sein Gedächtnis eingegraben hatte. Es ging ihm ja oft so, daß er Phantasie und Wirklichkeit ein wenig vermengte, aber in solchem Maße wie jetzt war ihm das doch noch nie geschehen.

Nur in ganz wachen, nüchternen Stunden kam es ihm klar und unabweisbar zum Bewußtsein, daß er selbst es war, der einen ganzen Tag in einem D-Zug gesessen hatte und abends spät von einem Postkutscher in einem riesig wackligen Gefährt nach einem geradezu paradiesischen Ort, in ein nettes Haus, das inmitten eines köstlichen Gartens gestanden hatte, gebracht worden war.

Man hatte ihn kolossal freundlich empfangen, und am ersten Tage hatte er geglaubt, den Himmel auf Erden zu haben. Wie ein Unsinniger war er durch die domartigen Wälder gewandelt und hatte laute Jauchzer ausgestoßen. Es konnte doch gar nichts Schöneres geben, als in Gottes freier Natur lustwandeln zu dürfen, statt des ewigen Fabrikgeruchs den wonnigen Harzduft einatmen zu können, keine Arbeiter zu sehen, keine Angst zu haben, daß da plötzlich jemand mit drohendem Gesicht vor einem stände und Gehaltsaufbesserung verlangte — nein, wie ein unschuldiges Kind, dem die böse Welt nichts anhaben durfte — einherwandeln zu können. Und so viele freundliche Gesichter und ein schönes Zimmer mit Balkon und weitem Blick in die Berge hinein — — und — — ach, er vermochte es gar nicht aufzuzählen, welche Mengen des Guten sich ihm geboten hatten.

Am zweiten Tag freilich gab es schon die eine oder andere Stunde, in der man nicht recht wußte, was man mit sich beginnen sollte. Man gewahrte dann auch, daß man sich in einer etwas merkwürdigen Gesellschaft befand: Menschen mit unsteten Blicken — viele von ihnen hatten unsichere, schlotternde Bewegungen, und andere saßen wortkarg, starr und wie gelähmt auf ihren Stühlen. Auch ein paar lustige Brüder waren dabei, aber keiner, zu dem man Vertrauen und Zuneigung gefaßt hätte. Ja — und dann die Mahlzeiten! Es gab zwar genügend zu essen, aber es war alles entsetzlich reizlos und langweilig, und Spielmann liebte doch die starken Gewürze und überhaupt möglichste Mannigfaltigkeit in der Zubereitung der Speisen.

Ja, es wurde langweilig, und höchst unbequem war es, daß im ganzen Hause kein trinkbarer Tropfen zu haben war — — und immer Augen, die beobachtend auf einem ruhten, und Langeweile — entsetzliche Langeweile. Am Tage eine blödsinnige Hitze und wüster Durst und am Abend grauenhafte Monotonie. Wie man sich da plötzlich nach der Fabrik, nach seinem Hause, nach dem lustigen Agawagen, der freundlichen Trude und — — nach was vernünftigem Trinkbaren sehnte! Die Hauptsehnsucht aber ging nach der milden, hoheitsvollen Frau, die abends mit einem am Tisch gesessen hatte — und auch wieder daran sitzen würde, wenn man es fertiggebracht hatte, vier volle Wochen in dieser Gefangenschaft auszuharren.

Und Felix Spielmann würde ausgehalten haben — ganz sicher würde er ausgehalten haben, aber da war eines Tages einer von den lustigen Brüdern, die mit ihm im Hause wohnten, zu ihm gekommen und hatte ihm gesagt, daß er was wüßte. — Eine ganze Weile war Felix Spielmann teilnahmlos ihm gegenüber geblieben — dann aber war da ein Wort gefallen, das hatte ihn bis ins Herz hinein getroffen — und dann war er sehr hellhörig geworden — und — und — —

Ja, wie ein paar dumme Pennäler waren sie heimlich zu nächtlicher Stunde aus dem Hause der Enthaltsamkeit gewichen und hatten in einem netten, vernünftigen Lokal gesessen, und niemand hatte etwas gemerkt. Am nächsten Abend wieder und am dritten auch — aber am Morgen, der auf diesen dritten Abend folgte, hatte da ein Zettel auf ihrem Tisch gelegen, und auf diesem Zettel stand die Aufforderung, selbigen Tages noch das Haus zu verlassen, da sie sich des Vertrauens unwürdig erzeigt hätten.

Der erste Gedanke, den Spielmann nach dieser niederschmetternden Kunde zu fassen vermochte, war der an die Freiin von Reifenstal, und er fühlte dabei einen brennenden, verzweiflungsvollen Schmerz in seinem Herzen.

Aber es half alles nichts. Der Bruder Lustig packte ganz gelassen seinen Koffer und sagte zu Spielmann: „Wenn ich Geld hätte, würde ich jetzt nach Tirol fahren; man lebt da, so weit es österreichisch geblieben ist, sehr gut und billig und kriegt was Glänzendes zu trinken. Aber leider habe ich kein Geld, denn hier haben sie sich die vier Wochen im voraus bezahlen lassen, und natürlich ist das Geld verfallen!"

Spielmann überlegte eine Weile. Es war ihm Häuslein gegenüber entsetzlich peinlich, schon nach wenigen Tagen zurückzukommen, denn er hatte doch erzählt, daß er vier Wochen bleiben würde. Und außerdem war Trude beurlaubt und würde sich nicht ohne weiteres zur Rückkehr verstehen — und dann — ja — es lockte ihn ganz ungemein, auch mal was von der Welt zu sehen, und er entschloß sich ganz schnell, lud den lustigen Bruder ein, auf seine Kosten mit ihm zu fahren, und verbrachte vier herrliche Wochen in Gottes weiter, wunderschöner Welt.

Über all dem, was er da sah und hörte und genoß, war auch der Schmerz um die verlorene Freundschaft der Freiin von Reifenstal bedeutend geringer geworden, aber als er dann nach Hause kam, als die Einsamkeit ihn umfing, als Häuslein ein hämisches Gesicht aufsetzte, als auch Trude sich völlig verändert in ihrer Art zu ihm zeigte, da war der alte Schmerz in seiner ganzen riesengroßen Bitterkeit wieder da, und der arme Spielmann wußte jetzt ganz genau, daß das Schicksal ihn auserlesen hatte, um alle tollen und bösen Launen, die es zu vergeben hatte, an ihm auszulassen.

Er arbeitete wild in seiner Fabrik, und das war nötig, denn es hatten sich zwei Konkurrenzunternehmen aufgetan, die seinen altmodischen Betrieb erdrücken wollten. Die Arbeiter waren auch durchaus nicht zufriedener geworden und zeigten finstere Gesichter. Auf alles, was man vor andern voraushatte: auf jedes Auto, auf jede gute Flasche, auf jedweden Luxus überhaupt wurden unerschwingliche Steuern gelegt, und wenn man dann müde, vergrämt, mißgestimmt nach Hause kam, dann zeigte einem zu allem übrigen auch das Mädel, die Trude, ein albernes und hochmütiges Gesicht.

Am dritten Tage, als sie so zu ihm war, versuchte Spielmann ihr im guten beizukommen; er ließ einen Zwanzigmarkschein in ihre Hand gleiten, aber sie, die sonst so herzlich zu danken verstanden hatte, ließ dieses kleine Wertobjekt ganz gleichgültig auf den Tisch fallen und sagte verächtlich:

„Ach, Herr Spielmann, ich hab' jetzt raus, daß man einfach dumm ist, wenn man arbeitet, um Geld zu verdienen. Ich spiele doch jetzt bei Klante, der die großen Wettkonzerne eingerichtet hat."

„Wettkonzerne?" fragte Spielmann erstaunt, aber Trude lachte auf.

„Die kennen Sie doch sicher, Herr Spielmann! Die kennt doch rein jedermann! Da zahlt man heute 100 Mark ein, und in sechs Wochen kriegt man das Doppelte zurück. Natürlich fängt man mit 100 Mark erst gar nicht an — ich hab' 500 eingezahlt. Am nächsten 15. vom Monat krieg' ich 1000 zurück!"

„Das scheint ja eine etwas merkwürdige Sache zu sein!" meinte Spielmann bedenklich, aber Trude lachte wieder auf.

„Natürlich ist das den Herrschaften nicht recht, wenn unsereins so etwas erfährt!" sagte sie ungezogen, ward aber sogleich, als sie einen traurigen Ausdruck in Spielmanns Augen bemerkte, wieder besänftigt.

„Nee, Sie brauchen keine Angst zu haben, Herr Spielmann — ich kündige Ihnen deshalb nicht. Sie sind ja immer gut zu mir gewesen, aber so 'n Zwanzigmarkschein hat natürlich nicht mehr denselben Wert für mich wie früher; außerdem ist alles viel teurer geworden, und man kriegt für zwanzig Mark überhaupt nichts mehr zu kaufen!"

Spielmann seufzte auf — aber er schob noch einen anderen Zwanzigmarkschein zu dem, den sie achtlos auf dem Tische hatte liegen lassen, und erhöhte auch ihren Monatslohn.

„Ja, Sie sind wirklich ein guter und großmütiger Herr!" sagte Trude gerührt.

Spielmann aber mahnte noch einmal: „Aber Vorsicht mit solchen Spekulationsmanövern, Trude! Da kann man schlimm bei hereinfallen!"

„Nee, aber bei Klante nicht — da ist man todsicher!" triumphierte das Mädchen. „Bei dem spielen sie bis in die höchsten Kreise hinein!" —

Das Ehepaar Häuslein zeigte sich engherzig und egoistisch; sie luden sich immer wieder zu Spielmann ein, ohne je eine Gegenleistung zu bieten. Außerdem trat Häuslein wieder mit den verschiedenartigsten Wünschen hervor.

Es war aber einfach ein Ding der Unmöglichkeit für einen geplagten Fabrikbesitzer, für fremde Leute große Unternehmungen zu wagen. Er hatte jetzt wirklich genug mit sich selbst zu tun. An manchen Tagen war ihm, als müsse er an all den Anforderungen, die der Staat, die seine Beamten, seine Arbeiter und die Lieferanten der Rohmaterialien stellten, ersticken. Man wußte nicht mehr, wo ein und aus, und außerdem erhob die Konkurrenz ihr Haupt in einer immer drohenderen Weise.

Das Schlimmste aber war der Seelenschmerz, war der Jammer um die verlorene vornehme Freundin und waren die Gewissensqualen, die das unsolide Leben, das er nun von neuem führte, ihm verursachte.

Der Hochsommer begann ganz leise in immer größere Hitze auszuarten. Im Garten draußen blühte und duftete es, daß es eine Lust war. Spielmann aber gewahrte von all dem nichts; er hörte nichts vom Sang der Vöglein und sah nicht die wundervolle blaue Himmelskuppel, die sich über ihm wölbte. Er wußte nur, daß er ein einsamer, unverstandener, sorgenbeladener Mann war, den ein grausames Schicksal dem Abgrund entgegenführte.

Fast an jedem Tage machte er den Versuch, von neuem ein solides Leben zu beginnen; er ließ sich um 5 Uhr von der Fabrik nach Hause fahren und sagte dem Chauffeur, daß er ihn für den Rest des Abends nicht mehr benötigte. Aber immer, wenn die Dämmerung herniederzog, wenn die Stunden, die den Tag noch von der Nacht trennten, wie Jahrzehnte vor ihm lagen, wurden seine Vorsätze schwankend, und gewöhnlich war es Trude, das feinfühlige Mädchen, die die herannahende Melancholie gewahrte, und die einfach sagte: „Ich werde Jochem Bescheid sagen, Herr Spielmann; sonst kommen Sie wieder ins Sinnieren hinein!"

So würde es auch todsicher an einem ganz unbeschreiblich schönen Tag zu Ende Juli gegangen sein. Wie ein böses schleichendes Tier kroch die Schwermut um den armen Spielmann herum, jeden Augenblick bereit, sich zum Sprung gegen ihn zu rüsten, und schon stand der Entschluß bei Trude, zur Garage herüberzulaufen, fest — da klingelte es an der Gartentür, und es war ein ganz eigentümliches Klingeln, das dem lauschenden Spielmann das Herz laut und hart gegen die Brust schlagen machte.

Trude stürzte den Gartenweg entlang, stieß einen leisen Schrei auf und rannte, kaum der Sprache noch mächtig, ins Haus zurück.

„Die Baroneß!" keuchte sie, „wahr und leibhaftig die Baroneß von Reifenstal."

Spielmann fühlte ein Zittern in seinen Knien — der Atem ging ihm aus, aber da stand auch die Freiin in ihrem grauen Kleid und dem gleichfarbigen Hütchen schon vor ihm und sah ihn aus ernsten, doch gütigen Augen an.

Er beugte sich über ihre Hand, und die Tränen stürzten ihm dabei über die Wangen. „Das verdiene ich nicht — nein, das verdiene ich wahr und wahrhaftig nicht, daß Sie zu mir kommen!" sagte er ganz gebrochen. „Ich bin ein Unwürdiger geworden, und es geschieht mir ganz recht, wenn ich untergehe!"

Die Baroneß legte schweigend ihr Hütlein ab und trat in den Salon ein, den Trude geöffnet hatte.

„Oder wollen wir nicht lieber in Ihren herrlichen Garten gehen?" fragte sie. „Es ist ein paradiesisch schöner Tag, und die Luft wird uns beiden wohltun!"

Spielmann wankte hinter ihr her bis zu der großen Geißblattlaube, in der neue, glänzend weiße Holzmöbel standen.

„Ich bin ein völlig Unwürdiger geworden!" begann Spielmann wieder zerknirscht, aber die Baroneß hinderte ihn an weiteren Selbstanklagen.

„Sie sind ein kranker Mann, Herr Spielmann, und es ist die Pflicht Ihrer Mitmenschen, Ihnen zu helfen, daß Sie endlich wieder festen Boden unter Ihre Füße bekommen. Ich wurde leider durch die schwere Erkrankung meiner Tante viel länger auf deren Schloß festgehalten, als ich vermutet hatte, sonst würde ich natürlich längst nach Ihnen gesehen haben."

In Spielmanns Augen leuchteten Lichter auf. „Ach, soll das so viel heißen, Baroneß, daß Sie von jetzt an wieder zu mir kommen werden, daß Sie mich nicht mehr allein lassen — daß — — —"

Aber die Baroneß schüttelte den Kopf. „Ich werde leider diese Stadt für immer verlassen müssen, eben dieser erkrankten Tante wegen, denn sie ist natürlich die nächste, der ich meine Hilfe angedeihen lassen muß. Aber ich komme mit einem Vorschlag zu Ihnen, der Ihnen wahrscheinlich weit mehr zusagen wird, als wenn ich Ihnen meine abendlichen Besuche wieder in Aussicht stellte!"

(Fortsetzung folgt.)



Deutsches Land: Oberweißenbrunn in der Rhön. Nach einem Gemälde von Professor H. Schnee.

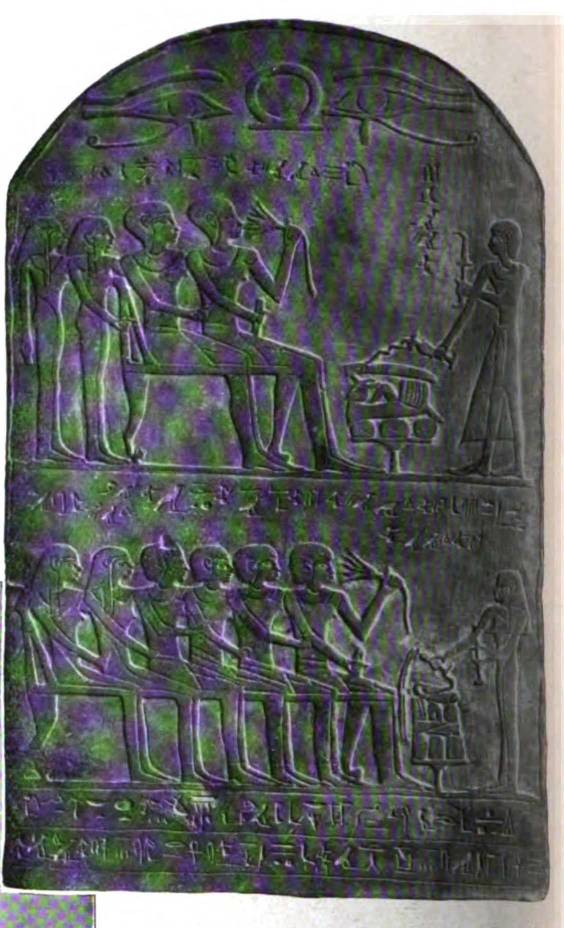


Das Horus-Kind, auf einer Gans reitend. (Tonfigur griechischer Zeit.)

Ehe und Familie im alten Ägypten.

Von Museumsdirektor Prof. Dr. Roeder in Hildesheim.

Mit sechs Abbildungen aus dem Pelizaeus-Museum in Hildesheim.



Verstorbene nehmen das Totenopfer von ihren Kindern an (Grabstein des Neuen Reichs).

Im Anschluß an die Schriftsteller unserer romantischen Zeit, in der das Rätsel der Sphinx und eine steife Plastik den ägyptischen Geist zu bezeichnen schienen, lebt bei uns immer noch die Vorstellung fort, daß die alten Ägypter ein weltfremdes und in mystische Religiosität und in Hoffnungen auf das Jenseits versunkenes Volk gewesen sind. Eine bessere Kenntnis der Denkmäler und vor allem die Papyri aus antiken Stadtruinen haben uns jedoch gezeigt, daß den Angehörigen des Pharaonenreiches die irdische Welt mit ihren Freuden und Aufgaben gar nicht ferngelegen hat. Unter den vielen Zügen eines starken Wirklichkeitsinnes haben wir bei den alten Ägyptern ein ausgeprägtes Hängen am Familienleben gefunden. Wie heute, war die Einehe in allen unteren und mittleren Schichten des Volkes die selbstverständliche Regel; daß der Vornehme darüber hinaus nach Vermögen und Neigung einen Harem halten kann, war im Altertum wie heute ohne Zusammenhang mit dem Denken und Handeln des Mittelstandes. In gleicher Weise begegnet uns auch eine hohe Kinderzahl.



Statuengruppe eines Ehepaares. (Kalkstein.) Aus einem Grabe der IV. Dynastie (um 2800 v. Chr.).

Die Ehen wurden durch einen förmlichen Vertrag mit fester Formung nach Gesetz und Herkommen geschlossen. Wir kennen solche Eheverträge seit etwa 1000 v. Chr.; in der späteren Zeit wird ihre Fassung immer ausführlicher, ihre Bedingungen immer sorgfältiger auf alle Möglichkeiten berechnet. Im allgemeinen werden die Verträge über eine Ehe auf Lebenszeit geschlossen, und die Frau erhält den Titel einer „Ehefrau“. Der Mann gibt ihr eine Frauengabe in Geld und Korn, die ihr auch für den Fall einer späteren Scheidung verbleibt; den Besitz des Mannes erben die gemeinsamen Kinder. Als Ausnahmefall kennen wir einen Vertrag über eine Probeehe auf fünf Monate aus dem 1. Jahrhundert v. Chr.; in ihm legt der Mann eine Geldsumme im Tempel nieder, der dabei die Stelle einer öffentlichen Bank einnimmt, und spricht der Frau diese Summe zu, falls er sie später wegschicken sollte, während sie das Geld herausgeben muß, sobald sie ihn böswillig verläßt. Aus der gleichen Zeit kennen wir auch Verträge über „lose Ehen“, in denen der Mann die Mitgift der Frau übernimmt und sein gesamtes Vermögen den gemeinsamen Kindern verschreibt; er verbürgt sich für den Lebensunterhalt der Frau, auch wenn sie nicht „Ehefrau“ heißt. Solche Frauen werden die vielgenannten „Schwestern“ sein, die wir schon in älterer Zeit kennen, und von denen mehrere den Arbeitern in die Bergwerke und Steinbrüche der Wüste gefolgt sind.



Isis säugt ihren Sohn Horus. (Bronzefigur.)

Die frühe Heirat, die im alten Ägypten wie im heutigen Orient überall selbstverständlich ist; bringt es mit sich, daß man keine alten Jungfern kennt; die Mädchen kommen in jugendlichem Alter, oft schon als Kinder, in die Hände des Gatten oder werden ihm wenigstens zugesprochen. Das Pharaonenreich kennt auch die Hetären der Griechen nicht; vor Freudenmädchen an den Türen der Gasthäuser wird der Jüngling gelegentlich gewarnt. Die verliebte Jugend hat natürlich auch ihre Liebeslieder gehabt, und daß sie einen sinnlicheren Zug atmen als die zarteren Gedichte des germanischen Abendlandes, wird einen Kenner des Orients nicht wundern. „Deine Liebe macht mich zittern“ und „Mein Herz steht nach dir“, klagt das Mädchen, und dann: „Da finde ich meinen Bruder in seinem Zelt, und mein Herz ist froh.“ Endlich: „Ich werde nicht von dir weichen, und meine Hand bleibt in deiner Hand.“ Der Jüngling, der hier, wie sonst oft, der „Bruder“ genannt wird, ist krank vor Liebesgram, und die Ärzte wissen nicht zu helfen — „doch wenn meine Schwester mit ihnen kommt, sie kennt meine Krankheit!“ Schließlich will er sogar Türhüter bei seiner Liebsten sein, damit er ihre Stimme hört, wenn sie ihn auch schilt.

Stirbt der Mann, so erhebt die Witwe bei der Bestattung eine bewegte Klage an der Mumie, die sie leidenschaftlich umschlingt: „Ich bin doch deine Schwester, du Großer, verlasse mich nicht! Warum bist du fern von mir? Der du so gern mit mir scherztest, du schweigst und redest nicht!“ Ist sie ihm ins Grab gefolgt, was in der Urzeit gewiß gewaltsam geschah, so sorgen die gemeinsamen Kinder für den Totendienst bei den Eltern, und es ist dem Ägypter ein schrecklicher Gedanke, daß einmal in Zukunft kein Sohn an seinem Grabe die Opfergebete sprechen und die Gaben niederlegen könne. Deshalb stellen die Bilder in den Gräbern immer wieder die Szene dar, daß die Eltern von den Speisen nehmen, die ihre Kinder ihnen hingelegt haben. In den Pyramidentexten des Alten Reichs (um 3000 v. Chr.) heißt es schon: „Der Sohn baut Gerste und baut Weizen, daß er den Vater damit beschenke“, und in den Opfergebeten wünscht man sich immer wieder, daß die Gaben der Kinder niemals aufhören möchten.

Das irdische Familienleben spiegelt sich auch bei den Göttern wider. Osiris und Isis sind das vorbildliche Ehepaar, Isis mit ihrem Horus-Kindchen die fürsorgliche Mutter im Himmel. Die in Ägypten seit alter Zeit heimische Gruppe der Mutter mit dem Kinde ist in frühchristlicher Zeit in die neue Religion übergegangen und lebt in den Madonnen des Mittelalters bei uns weiter. Den kleinen Harpokrates, wie die Griechen das Horus-Kind nannten, haben die Ägypter mit einem ganzen Kranz von Sagen und Erzählungen umgeben und zu einem Liebling des Volkes gemacht.



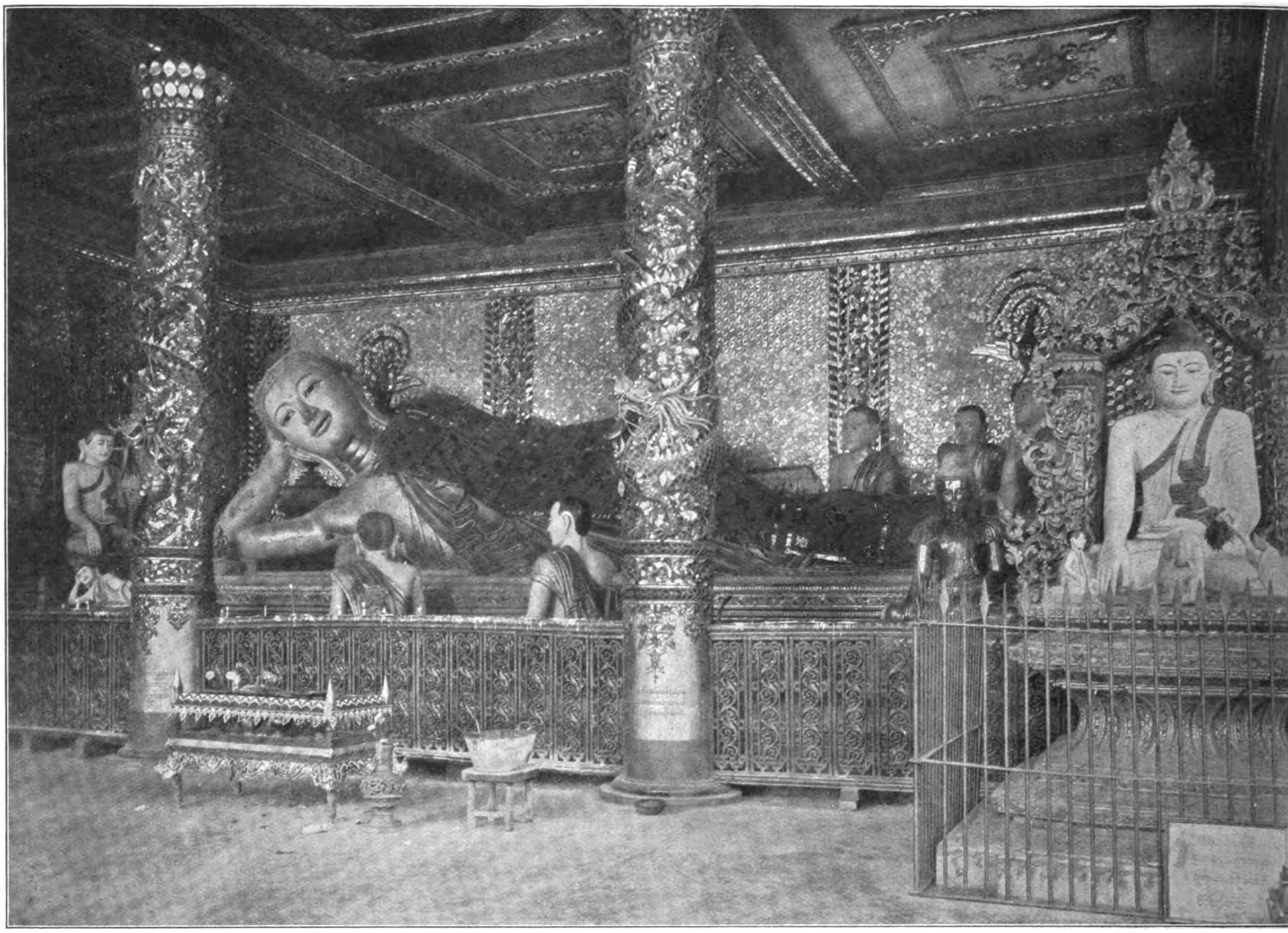
Ehepaar, speisend am Tisch mit Broten (Grabrelief des Alten Reichs).



Familiengruppe aus Kalkstein (Altes Reich).



Flicktag im Bauernhaus. Nach einem Gemälde von Hans Best.



Indische Kunst: Der große „liegende" Buddha im Tempel zu Mandalay (Birma).

Im Lande der Schammar. / Von Oberstleutnant a. D. Ernst Paraquin.

Die Schammar sind ein Beduinenstamm, der im Beginn des 18. Jahrhunderts aus der großen arabischen Wüste in das Land zwischen Euphrat und Tigris eindrang und sich dort unter immer wiederkehrenden Kämpfen mit den benachbarten Anese, Dlems und anderen Nomaden und kurdischen Halbnomaden in seinem Weiden- und Herdenbesitz behauptet. Nach uralter Gepflogenheit wandern ihre weit verstreuten Sippen im Zuge der Jahreszeiten von Weideplatz zu Weideplatz.

Gegen Ende des Weltkriegs im Juni 1918 besuchte ich die Sippe des Humedi-Bey, die ihr alljährliches Frühsommerlager am wasserreichen Wadi Tharthar in der Nähe der Ruinenstadt Hatra bezogen hatte. Der Tharthar-Bach kommt vom Sindschargebirge, in dem ein Teil der Teufelsanbeter sich angesiedelt und durch emsigen Fleiß mitten in der Steppe eine Oase fruchtbaren Landes geschaffen hat. Beduinen und Teufelsanbeter leben häufig in Fehde. Zwar pries uns Humedi ihre Rechtlichkeit und Tüchtigkeit, aber dem strenggläubigen Mohammedaner ist ihre vielfach mißdeutete Religion, in die sich anscheinend Reste des altiranischen Lichtkults verweben, ein Greuel. Außerdem sind ihre Siedelungen ein dankbares Ziel der Raubzüge der Schammar, und so heilig der Beduine die Gastfreundschaft hält, so erlaubt und geboten dünkt ihn das Ausplündern jedes Stammesfremden, der in seinem Gebiete weilt.

Im Vertrauen auf die mit Humedi in meinem Hause in Mosul geschlossene Gastfreundschaft fuhr ich mit meinen Begleitern in drei Personenautos in die große Dschesire (Insel), die Steppenwüste zwischen Tigris und Euphrat. Hier hörte jeder türkische Machtbereich auf und ist der freie Beduine unumschränkter Herr. Wir hatten außer der persönlichen Bewaffnung ein gut sichtbares Maschinengewehr mitgenommen. Denn der Einfluß des englischen Goldes erstreckte sich bis zu den Teufelsanbetern am Sindschar, und Zwischenfälle durch feindliche Beduinenhorden, die der auf jeden Europäer von den Engländern ausgesetzte Geldpreis lockte, schienen nicht ausgeschlossen.

Wie winzige schwarze Pünktchen rollten unsere Wagen in der unermeßlichen Steppe dahin, geführt von einem Schammar, der mit unbedingter Sicherheit dem Wagenführer die Fahrtrichtung wies. Das Gras, das noch vor wenigen Monaten in frischem Grün, belebt von bunten Anemonen, Tulpen und Orchideen, die Steppe bedeckt hatte, war in der sengenden Sonnenglut verdorrt. Heuschreckenschwärme schwirrten in der flimmernden Luft um uns. Hier und da jagte ein Rudel Gazellen in fliegender Hast dahin. Manchmal tauchten die schwarzen Zelte eines Nomadenlagers oder die Silhouetten einer Kamelkarawane auf.

Nach neunstündiger Fahrt galoppiert uns eine Gruppe von Beduinen entgegen, die sich als der älteste Sohn und die Brüder Humedis entpuppen. Sie sind uns zu unserer Begrüßung entgegengeritten und feiern unsere Ankunft durch Freudenschüsse und Lanzenschwingen. Bald sind wir im Zeltlager, wo uns Humedi mit der unnachahmlichen freundlichen Würde des freien Wüstenherrn empfängt.



Die Autos der Expeditionsteilnehmer in der Wüste.



Bunte Reihe. × Humedi, der Schammar-Schech.

Im großen luftigen Schechzelt nehmen wir auf Teppichen und Kissen Platz. Der köstliche bittere arabische Kaffee, der in großgeschnäbelten verzinkten Kupferkannen jederzeit im Zelt bereit steht, wird uns in kleinen Schlücken gereicht, dazu eine durstlöschende heiße Zitronenlimonade mit dem nelkenähnlichen Helgewürz. In Redewendungen, deren Reiz und Eigenart uns aus den Erzählungen der Bibel bekannt sind, wird unser Erscheinen begrüßt. Bald werden wir in unser Gastzelt gebeten, wo wir am Boden um eine Riesenplatte mit Reis und Fleisch kauern, während Kannen mit wohlschmeckender Kamelmilch und Joghurt von Mund zu Mund gehen. Wir hatten schon neben dem Schechzelt mit raschem Blick im offenen Küchenzelt die unverschleierten Frauen erspäht, die die herrlich mundenden Speisen zubereiteten.

Nach erquickender Nachtruhe unter dem funkelnden Sternenhimmel der Wüste verlassen wir am frühen Morgen auf Beduinenpferden das Lager, um die mächtigen Ruinen von Hatra zu besuchen. Die römischen Kaiser Trajan und Septimius Severus hatten vergebens die Stadt belagert, die eine reiche Vermittlerin des Handels



Beim Kaffeekochen.

durch die Wüste, ähnlich wie Palmyra, war und einen Mithrastempel mit einem berühmten Goldschatz besaß. Noch ist der letzte römische Belagerungswall in einer flachen Bodenerhebung rings um die fast kreisförmige Stadt deutlich zu erkennen. Hellenistische Köpfe schmücken die Wände der durch ein Erdbeben teilweise eingestürzten Riesenhallen. Der Stirnbalken einer Pforte zeigt den Kopf des Mithras mit dem Strahlendiadem. Der Sassaniden-Großkönig Schapur bereitete der Selbständigkeit der Wüstenstadt im dritten nachchristlichen Jahrhundert ein Ende. Verrat soll ihm die Tore geöffnet haben: Die schöne Manisen, die Tochter des letzten Fürsten von Hatra, opferte die Freiheit ihrer Vaterstadt ihrem Ehrgeize, im Harem des Besiegers der Römer zu glänzen.

Auf dem Heimwege zeigt der wild aussehende Lanzenreiter Humedis seine Künste, indem er scherzhafte Attacken auf mich reitet. Kaum hat er mich in sausendem Galopp mit eingelegter Lanze unter drohendem Brüllen passiert, so macht er gewandt kehrt, reitet an meine Seite und flüstert mit geöffneter Hand das Zauberwort des arabischen Orients: „Flubs!“ (Geld!)

Zur Belustigung unserer Gastgeber veranstalten wir am Nachmittag ein Preisschießen, bei dem wir für die besten Schützen silberglänzende Medschidjehs (20-Piaster-Stücke) auswerfen. Die ganze Schießleidenschaft, Treffsicherheit und — Geldgier der Wüstenjäger zeigt sich. Mit funkelnden Augen verfolgen sie die dem glücklichen Schützen zugeworfene Münze. In zweifelhaften Fällen entsteht eine leidenschaftliche Auseinandersetzung und ein wildes Gestikulieren mit den geladenen Gewehren. Die Zeit des Abendgebetes macht der Lustbarkeit ein Ende. Zwar beobachteten wir bei der Mehrzahl der Beduinen keine religiösen Riten, aber Humedi und einige seiner Getreuesten warfen sich zu allen Gebetsstunden vor dem Zelte zu Boden, das ernste Angesicht in gläubiger Inbrunst nach den heiligen Stätten gerichtet.

Am Abschiedsabend kauern wir im Kreise der vornehmen Sippenmitglieder am Boden vor den Zelten. Bittere Anklagen gegen die türkische Gewaltherrschaft klingen aus dem Munde Humedis und seiner Brüder. Das Ende des Krieges hat die Loslösung Arabiens aus dem türkischen Reichsverband gebracht. England hat seine Schutzherrschaft in die Form eines arabischen Königreichs Mesopotamien gekleidet. Aber niemals wird ein straffer Staatsverband die schweifenden Sippen der Beduinen zusammenzuschließen vermögen. Die Fellachen und Städtebewohner, auf die der Nomade mit Verachtung herabsieht, mag England zu festeren Formen vereinen. Seine Politik gegenüber den Nomaden wird stets die Rücksicht auf ihren Freiheitstrieb bewahren müssen. Freilich ist dieser Hang zur Unabhängigkeit eingeschränkt durch Lebensbedürfnisse mancher Art, die der nur auf Viehzucht und Jagd angewiesene Beduine allein in den festen Siedlungen zu befriedigen vermag.



Vor dem Preisschießen.

Aus Wissenschaft und Technik.

[illegible]

[illegible] Die nach der Revolution eingeführte Abschaffung des [illegible] hat man wegen der praktischen Undurchführ[barkeit illegible] — (Der Leiter der deutschen Sanitätsmission für [illegible] hat übrigens inzwischen im Namen der Expedi[tion illegible] der russischen Ärzte erlassen. Die [illegible] senden bereits durch die deutsche [illegible] nach Rußland. Büchersendungen, [illegible] russischen Arzt wenigstens in den Hauptstädten [illegible] durch die Sanitätsmission des Deutschen [illegible] nach Rußland geschickt werden.)

[illegible] Schon der Name weist zurück auf die Hippokratischen [illegible] die in den alltäglichen Gebrauch übergegangen [illegible] als das deutsche Wort „Fluß“. Rheuma kommt [illegible] (herabfließen). Was fließt denn, und [illegible] nach der Vorstellung in den Hippokratischen Schriften [illegible] so floß z. B. der Schleim in [illegible] aus dem Gehirn in den übrigen Körper. [illegible] eine krankhafte Störung ein, die man Katarrh [illegible] bis zum Jahre 1660, in dem der Witten[berger illegible] (1614—1680) zuerst bewies, daß der Nasen[illegible] Schleim nicht, wie Galen lehrte, vom [illegible] in die Nasen- und Rachenhöhle herab[illegible] der Schleimhaut der Nasenhöhle und der [illegible] die er 1660/62 in einem fünfbändigen [illegible] — dank einer emsigen deutschen Gelehrtenarbeit — [illegible] in der ärztlichen Gedankenwelt hervorgerufen. Aber trotz[dem illegible] gewordene Wort „Katarrh“ [illegible] bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Da der ganze [illegible] ausgekleidet ist, so kann eine Entzündung der [illegible] einhergeht, an allen möglichen Orten [illegible] Statt z. B. von Magen- und Darmkatarrhen zu sprechen, [illegible] des Magens und Darms zu reden. [illegible] die entweder stetig zu solchen Flüssen neigen, [illegible] verschiedene Schleimhäute zu gleicher Zeit befallen, [illegible] Am häufigsten erkrankt wohl die Schleimhaut der [illegible] Katarrh und Schnupfen als gleichbedeutend ansieht, ohne [illegible] zu sein. Es gibt Menschen, die der Schnupfen kaum [illegible] als Friedrich Theodor Vischer (1807—1887) hat uns in [illegible] Roman „Auch Einer“ seine Weltanschauung unter dem Bilde eines [illegible] gegen den „Pnüssel“, wie er den Schnupfen nennt, und [illegible] „die Tücke des Objekts“ ergötzlich geschildert. In einer Pfahlbaunovelle ma[illegible] mit welcher elementaren Wucht auf die naiven Menschen [illegible] ihr ganzes Gemütsleben bestimmte und die Phantasie [illegible] zur Schöpfung und Verehrung von Schnupfengottheiten anregte. Auch der [illegible] der sich unter der Einwirkung des Pollen[illegible] ein gutes Beispiel dafür ist, daß ein und dieselbe Schäd[lichkeit illegible] Schleimhäute, nämlich die Bindehaut des Auges, die [illegible] befallen kann. Gerade bei diesem so[genannten] „Sommerkatarrh“ kann man durch in die Nase eingebrachte Wattebäusche, [illegible] sein dürfen, so daß sie die Nasenatmung nicht be[hindern, illegible] häufig ausschließen. Außerdem emp[fiehlt illegible] durch das blühende Getreide oder bei Eisenbahnfahrten — [illegible] „Reiseschnupfen“ — sich die Nasenschleimhaut [illegible] zu bestreichen.

Dr. Erich Ebstein, Leipzig



ie Erfindung zur Demonstrierung einer chirurgi-Operation. Wir hatten in unserer Nr. 4059 vom 20. Oktober, S. 363, bildung gebracht, die zeigte, wie unter Verwendung von Periskop und Licht-eine Operation unmittelbar auf eine im Nebenraum aufgehängte transparente übertragen wird. In dem Nebenraum sitzen die Studenten, und ein Dozent t an Hand des übertragenen Bildes die sich augenblicklich abspielenden Vor- Diese Methode wird neuerdings in Amerika zu Lehrzwecken verwendet. Notiz nannte auch den Erfinder der Methode, einen Herrn aus Cincinnati. iöchten aber darauf hinweisen, daß in Deutschland von dem Prinzip der hier erika neu verwandten Methode schon lange Gebrauch gemacht wird. Be-it dem Jahre 1907 ist am Münchner Anatomischen Institut — und andere iische Lehranstalten sind diesem Beispiel gefolgt — ein auf Veranlassung von nrat Rückert von den optischen Werkstätten von Windel in Göttingen er- großer Projektionsapparat für Episkopie in Verwendung. Die episkopische erifkopische Projektion gestattet eine Projektion irgendwelcher Gegenstände, ohne räumliche Ausdehnung behindert zu sein. Der Schädel in seinem ganzen Um-in die Tiefe sich erstreckende Körpergegenden und sogar das Innere von Brust-Bauchhöhle konnten mit dem Münchner Apparat deutlich auf dem Wandschirm t werden. Auch Operationen an Blutgefäßen und Nerven konnten hier vor den i der Studenten unmittelbar vorgenommen werden. Wenn auch der amerikanische rat Änderungen in Größenmaßen und der Aufstellungsart zeigt, so hat er doch in Prinzip übernommen, das im deutschen medizinischen Unterricht schon seit hren praktische Anwendung gefunden hat.

in unabhängiger Senussistaat. In den letzten Jahrzehnten i wir uns daran gewöhnt, Afrika als den Erdteil der europäischen Kolonien zu be-en; das durch seine Lage in einem Gebirge besonders schwer zugängliche König-Abessinien war der einzige unter den vielen, z. T. mächtigen Staaten der afri-hen Eingeborenen, der bis auf den heutigen Tag nicht unter europäische Bot-gkeit gelangt ist. In den letzten Jahren hat sich nun in Nordafrika die Bildung zweiten unabhängigen und von zwei Großmächten anerkannten Eingeborenen-es vollzogen, der sogar das Mittelmeer berührt — es ist der Staat der Senussi)interlande der Kyrenaika. Mit der Anerkennung der Unabhängigkeit der ganzen n der Libyschen Wüste einschließlich der hart an der Mittelmeerküste gelegenen Jedabiya unter der Leitung der mohammedanischen Sekte der Senussi mußte Italien den ungestörten Besitz des von ihm seit 1911 besetzten, aber namentlich rend des Weltkrieges nur mit äußerster Mühe und an wenigen Punkten gehaltenen tenstreifens der Kyrenaika verkaufen; mit der Lieferung von Waffen, anderen Aus-ungsgegenständen und regelmäßigen Geldzahlungen für die Unterhaltung einer iussitruppe von 4000 Mann, welche die Räubergelüste der Araber niederhalten die Möglichkeit, im Hinterlande ungefährdet Handel zu treiben. England er-nte dieses Abkommen zwischen Italien und den Senussi an. Ist die in aller Stille olgte Bildung eines unabhängigen Eingeborenenstaates in Afrika an sich schon ein die ganze weitere politische und wirtschaftliche Entwicklung des Erdteils wichtiges ignis, so gewinnt sie dadurch noch an Bedeutung, daß der neue Wüstenstaat im en unmittelbar an Ägypten grenzt, das jetzt ebenfalls auf dem Wege ist, sich seine abhängigkeit zurückzugewinnen. Dr. W. Gerbing.

Wie hoch hinauf beeinflußt das Gebirge die Wind-schwindigkeit? Diese Frage hat für die Flugtechnik eine besondere Bedeutung, in wenn man die Grenze solchen Einflusses kennt, so kann man danach die Flug-he bemessen, um Wind von der gewünschten Stärke zu finden oder ungünstigen zu rmeiden. Weht ein Luftstrom über ein Gebirge hinweg, so wird diejenige Luft-asse, die unter der Kammhöhe liegt, zusammen- und nach oben gedrängt; dadurch er werden auch die unmittelbar darüber wehenden Luftschichten gehoben und wird e Strombahn verengt. Wie hoch hinauf das der Fall ist, hat Georgii aus den Temperaturbeobachtungen am Taunusobservatorium und auf Grund anderer Erwägungen zu bestimmen gesucht. Er kam dabei stets zu dem Ergebnis, daß man im Mittel eine Schicht von einem Drittel der Gebirgshöhe oberhalb des Gipfels als beeinflußt annehmen kann, z. B. beim 1142 m hohen Brocken rund 380 m, so daß oberhalb von 1500 m der Wind ungestört weht. Infolge der Verengerung der Strombahn muß hier die Geschwindigkeit, wie bei einer Flußenge, größer sein als in der freien Luft in gleicher Höhe, und zwar am meisten unmittelbar über dem Gebirge. Aus Messungen wurde nun gefunden, daß diese Zunahme der Windgeschwindigkeit rund ein Fünftel beträgt. So ergab sich für den Feldberggipfel im Taunus eine Geschwindigkeit von 7,6 Sekundenmetern gegen 6,5 in gleicher Höhe, aber weiter ab vom Gebirge. Alle diese Werte sind natürlich nur Durchschnittswerte, während bei besonderen Wetterlagen stark abweichende Zahlen beobachtet werden können. K.

Ein Institut für Eiszeitforschung in Wien. Obwohl heute kaum ein Gebiet das allgemeine Interesse so fesselt wie die früheste Urgeschichte des Menschen, seine Entwicklung im Eiszeitalter und die gleichzeitigen erdgeschichtlichen Vorgänge, bestand dafür in Europa mit Ausnahme des vom Fürsten Albert von Monako gegründeten „Institut de Paléontologie humaine" zu Paris kein wissenschaftliches Zentrum. Ein solches ist nun auch in Mitteleuropa geschaffen durch das unlängst gegründete Institut für Eiszeitforschung am Naturhistorischen Staatsmuseum in Wien. Das Institut, das unter der Leitung des Direktors der anthropologisch-ethnographischen Sammlung Dr. J. Bayer steht, der durch den Nachweis von nur zwei Eiszeiten eine neue Basis geschaffen hat, wird sein Ziel mit Hilfe eines wissenschaftlichen Fachbeirates verfolgen, dem die bedeutendsten Spezialforscher Österreichs auf diesem Gebiete angehören.

Ethnologische Volkswirtschaftslehre. Die Beschäftigung mit den Lebensverhältnissen der Eingeborenen ferner Länder hat leider für uns an unmittelbarem praktischen Interesse stark verloren, seitdem wir unsere Kolonien eingebüßt haben und uns die genaue Kenntnis der Eingeborenen nicht mehr für deren richtige Behandlung unbedingt vonnöten ist. Um so größere Bedeutung könnte die Ethnologie aber dadurch für uns gewinnen, daß wir durch das Studium der leichter durchschaubaren Zustände bei den sog. Naturvölkern den richtigen Standpunkt und Maßstab zur Beurteilung unserer eigenen Lebensverhältnisse gewinnen würden, vor allem der sozialen. Leider ist die Verbindung zwischen der sozialen Volkswirtschaftslehre und der Ethnologie bis in die jüngste Zeit hinein noch kaum gesucht und versucht worden, und eine vergleichende Volkswirtschaftskunde auf ethnologischer Grundlage oder, kürzer ausgedrückt, eine ethnologische Volkswirtschaftskunde, hat es bei uns bisher noch nicht gegeben. Wohl beschäftigte man sich vielfach mit der „Wirtschaftskunde", d. h. mit der wirtschaftlichen Abhängigkeit des Menschengeschlechts von der umgebenden Natur; damit war aber über die Stellung des einzelnen Menschen im Wirtschaftsleben, über seine Teilnahme an der Gewinnung wie am Verbrauch der zum Leben nötigen Güter, über die Forderungen und Hemmungen, die ihm die Gesellschaft im Lebenskampf bereitet, kurz, über die soziale Seite der Volkswirtschaft der Naturvölker, noch nichts gewonnen. Dieser erst neu zu schaffende Zweig der Ethnologie, die soziale Wirtschaftskunde der Naturvölker, die Darstellung der „sozialen Mittel zur Befriedigung der menschlichen Lebensbedürfnisse", ist der Gegenstand des 1920 erschienenen „Grundrisses der ethnologischen Volkswirtschaftslehre" von Prof. Dr. Max Schmidt, Direktorialassistent am Museum für Völkerkunde zu Berlin (Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart). Das Werk, das für jeden Gebildeten verständlich geschrieben ist und jedem, der zu einem eigenen Urteil über unsere eigenen sozialen Verhältnisse strebt, zum Studium warm empfohlen werden kann, gliedert sich in zwei Bände: der erste behandelt die soziale Organisation der außereuropäischen menschlichen Wirtschaft, also besonders die Formen und Mittel des Verkehrs; der zweite den sozialen Wirtschaftsprozeß, also die Erzeugung, Bewegung und Verteilung der zum menschlichen Leben notwendigen „Sachgüter".

Literatur und Kunst.

Salomo und die Königin von Saba, ein äthiopischer Bericht. Der Besuch der Königin von Saba bei König Salomo, der so oft dichterische Behandlung erfahren hat, erhält jetzt neues Licht durch die Veröffentlichung eines altäthiopischen Manuskriptes, das soeben von dem Kustos der ägyptisch-assyrischen Abteilung des Britischen Museums in Übersetzung herausgegeben wurde. Es handelt sich um das sogenannte „Kebra Nagast", d. h. „Ruhm der Könige", das im sechsten nachchristlichen Jahrhundert von koptischen Priestern zusammengestellt, später ins Arabische übersetzt und von dort ins Äthiopische übertragen wurde. Das Buch ist eine seltsame Mischung aus Dogma, Legenden, phantastischen Erfindungen und dichterischen Schilderungen. Aber die Episode zwischen Salomo und der Königin von Saba wird folgendes erzählt: Makeda, die Königin des Südens, kam vom Ende der Erde, um die Weisheit des Königs Salomo zu vernehmen. Sie war sehr schön, schlank und klug und brachte ihren ganzen Reichtum an Gold und Silber mit sich. Tamrin, ein Händler, beschrieb ihr die Größe und die Weisheit Salomos und des Tempels, den er Gott gebaut hatte. Als Salomo sie zum ersten Male sah, wußte er nicht, was beginnen. „Was soll ein Weib von solcher Schönheit bei mir? Will Gott mir Samen aus ihr erwecken?" Aber er gelobte ihr, sie nicht mit Gewalt zu nehmen, und auch sie mußte schwören, nichts in Salomos Hause gewaltsam zu nehmen. In der Nacht nach dem Festmahl, auf dem die Königin viele gesalzene Fische gegessen hatte, verspürte sie heftigen Durst. Sie erhob sich vom Lager, nahm die Wasserkaraffe des Königs und brach so ihren Eid, wodurch Salomo von dem seinen befreit wurde. Später wurde sie sein Weib. Im Schlafe sah Salomo eine große Sonne, die jedoch vorüberglitt und sich nach Äthiopien wandte. Neun Monate später gebar die Königin einen Sohn, Menelyk, d. h. Sohn des Weisen, der das Tabernakel im Tempel von Jerusalem stahl und nach Äthiopien brachte. Ein zweiter Sohn Salomos wurde König von Rom, d. h. dem neuen Rom, Konstantinopel. Mit einer seltsamen Verquickung persischer und anderer orientalischer Mythen schließt das Buch. Dr. Rudolf Brook.

Kulturhistorische Romane. In frühchristliche Zeit zurück führt das Werk des bekannten katholischen Dichters Peter Dörfler „Neue Götter" (Jos. Köselsche Buchhandlung, Kempten), eine große Konzeption, die aus einer reichen Kenntnis der Vergangenheit heraus eine ganze versunkene Welt neu zu buntem Leben erweckt und in einen großartigen Lobgesang christlicher Tugenden ausklingt. — „Die Harmonie der Welt" nennt Willy Hirt seinen „kosmischen" Roman (Bergstadt-Verlag, Breslau u. Leipzig), der Werk und Leben Keplers und Tycho de Brahes Wirken mit dem Schicksal Wallensteins verschlingt. Erdenlauf und Sternengang begleiten die Einsamkeit des Forschers in Leben und Sterben. — „Das Sextett im Himmelreich" nennt Franz Herwig seinen „altfränkischen" Roman (A. Bonz & Co., Stuttgart), eine hübsche, frisch und natürlich erzählte Geschichte aus längst vergangenen Kriegs- und Friedenstagen, voll Liebe und Musik, voll allerlei Zeitwirren, die in ein friedliches Idyll einbrechen, ohne es allzusehr aufzuwirbeln. — Auf dem Boden des alten Köln spielt Adele Gerharts Werk „Vom Sinken und Werden" (Verlag Fr. W. Grunow, Leipzig), ein Familienroman aus dem 19. Jahrhundert, der die Lebensläufe junger Menschen aus alten Häusern in den Zusammenhang ihrer Umgebung stellt. — Eine recht umfangreiche „Roman-Arabeske" hat Wilhelm Weigand mit seinem Münchner Gesellschaftsroman „Wunnihun" (Georg Müller, München) geschaffen, mit einer amüsanten Urgeschichte von München und Schwabing; aus allerlei Stadtklatsch erhebt sich das tragische Schicksal eines Künstlers, der an einer Liebelei zerbricht. Aber auch das Beiwerk, besonders die Geschichte einer groß angelegten Schwindelgründung, die offenbar auf bestimmte Vorbilder zurückgeht, ist trotz seiner Breite ganz amüsant ausgesponnen. Dr. Karl Bland.

Gesammelte Werke. Zu den zeitgenössischen Dichtern, die den Zenit ihres Lebens und Schaffens überschritten haben, gehört Cäsar Flaischlen, der einstige Herausgeber des heute so kostbaren und vielbegehrten „Pan". Flaischlen, der mit seinem Dichten noch jener Generation angehört, die einem Bierbaum und Hartleben die Lorbeeren flocht, nimmt in der Entwicklung der neuen Literatur einen Platz für sich ein. Man kann ihn schwer irgendeiner Richtung einreihen. Er ist weder Naturalist noch Symbolist, sondern ein Dichter der schlichten Natürlichkeit, dessen ehrliches Ringen sich in jedem seiner Werke widerspiegelt, am ausdrucksvollsten in seinem lyrischen Bekenntnisbuch „Von Alltag und Sonne" und in seinem Entwicklungsroman „Jost Seyfried". Diese beiden Werke werden ihm ein längeres Gedächtnis bewahren als alle übrigen, die jetzt, in sechs Bänden gesammelt, bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen sind. Ganz anders wie Flaischlen steht Karl Henckell mitten in den Kämpfen und Fragen seiner Zeit, deren Widerhall aus seinen zahlreichen Gedichten klingt. Als Sänger des sozialen Elends und Prophet der baldigen sozialen Revolution wird er meist gepriesen. Aber größer ist er zweifellos nach der Überwindung der Sturm- und Drangjahre in seinen Naturgedichten und reiner Kunstpoesie. Die vorliegende vierbändige Ausgabe (J. Michael Müller Verlag, München), die er selbst besorgt hat, scheidet denn auch die verschiedenen Etappen seines Dichtens scharf voneinander. Sie gewinnt noch besonderen Reiz durch die beigefügten zahlreichen Faksimiles von Persönlichkeiten, mit denen der Dichter in vertrautem Verkehr stand, sowie durch Vertonungen seiner Lieder und Reproduktionen solcher Bilder, die ihm Anregung zum Schaffen gaben. Endlich sei noch auf eine zweibändige Ausgabe der „Gesammelten Werke" Peter Baums (Ernst

Rowohlt Verlag, Berlin) hingewiesen. Dr. Hans Schlieper hat sie besorgt und dem verstorbenen Freunde ein feinfühliges Nachwort gewidmet. Viel zu wenig kennt man diesen verträumten, zart empfindenden Lyriker, dessen Naturstimmungen eine milde Schönheit atmen, viel zu wenig auch den gehaltvollen Prosakünstler, dessen Romane „Spuk“ und „Kammermusik“ mehr Beachtung verdienen, als ihnen bisher zuteil wurde. Möge diese Ausgabe dazu beitragen, dem Dichter eine größere Gemeinde zu schaffen. Dr. V. Tornius.

Humoristisches. Aus der unerschöpflichen Schatzkammer Wilhelm Busch' tauchen noch immer neue Erscheinungen seines niemals alternden Humors auf. So hat der Verlag Braun & Schneider in München jetzt wieder zwei reizvolle Bändchen herausgebracht: „Die Maus“ und „Das warme Bad“, sowie andere Bildergeschichten, die, wenn auch nicht durchweg, so doch im einzelnen die liebenswürdigen Eigenschaften ihres Schöpfers verraten. Daselbst erschien auch der neue „Fliegende-Blätter-Kalender“, der, mit lustigen Einfällen und Illustrationen gespickt, als angenehme Langweilescheuche sich anpreist. Ebenfalls der Werkstätte der „Fliegenden Blätter“ entstammt ein Heftchen „Zupfte Liedln“. Es sind Schnadahüpfln und lustige Lieder, komponiert von D. Rast und bestimmt für den Gesang mit Gitarrebegleitung.

Der Dichter der bekannten Studentenlieder „Filia hospitalis“ und „Aurea academia“, Professor Dr. Otto Kamp, ist in Bonn, seinem langjährigen Ruhesitze, am 15. Februar infolge eines Schlaganfalls im Alter von 72 Jahren gestorben. Die von ihm gedichteten Lieder aus der Zeit der „alten Burschenherrlichkeit“ werden an allen Kneiptischen gesungen, der Name des Dichters selber ist schon zu seinen Lebzeiten der Vergessenheit anheimgefallen. Otto Kamp war 1850 in Köln geboren und widmete sich nach seiner Abgangsprüfung zunächst dem kaufmännischen Beruf. Erst später entschloß er sich, neuere Sprache zu studieren, und zwar auf der Universität Bonn. Er legte dort auch die Staatsprüfung ab und fand dann Anstellung an der Elisabethenschule in Frankfurt a. M., einer Höheren Mädchenschule, deren Lehrkörper er von 1876 bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand im Jahre 1900 ununterbrochen angehörte. Neben seiner Lehrtätigkeit widmete sich Kamp mit regem Eifer sozialpolitischen Fragen.

Literarische Gedenktage im Jahre 1922. Vor 150 Jahren, also im Jahre 1772, erschien Lessings „Emilia Galotti“, und Herders Werk über den „Ursprung der Sprachen“ ward dem Buchhandel übergeben. Über das Werk Lessings, das jedem Gebildeten unserer Tage wohlbekannt sein dürfte, erübrigt sich jedes weitere Wort. Herders Arbeit stellte die Beantwortung einer Preisfrage der Berliner Akademie dar. 100 Jahre sind verflossen seit dem Erscheinen von Heines „Gedichten“ und Grillparzers „Goldenem Vließ“. Ein halbes Jahrhundert ist verstrichen, seit Anzengrubers „Kreuzelschreiber“ an die Öffentlichkeit kam. Gottfried Kellers „Legenden“, die zu den schönsten Blüten neuerer Erzählungskunst gehören, erschienen ebenfalls im Jahre 1872. Endlich sei des ersten Werkes von Friedrich Nietzsche „Die Geburt der Tragödie“ gedacht, das vor 50 Jahren erschien.

Für die Frauenwelt.

Parfüm. Parfüm gehört zu den diskretesten Toiletteangelegenheiten, ist Requisit einer Persönlichkeitskultur. Von diesem in blitzendem, glitzerndem Kristallflakon aufgefangenen Extrakt der Düfte weltlicher Flora geht eine geheimnisvolle, stimulierende Kraft aus, ein Fluidum, unwiderstehlich einfangend in die Fesseln eigenartigster Individualität. Parfüm kann differenziertester Ausdruck eines Persönlichkeitswertes sein — und nur dann ist es echt, wenn es so wirkt — kann aber auch nichts als „duftende“ Maskerade, irisierend-täuschender Schleier vor fahlem Gesicht sein; bewußt gebraucht, um einen Charakter vorzutäuschen, der nicht natürlich zu eigen, sondern angenommenes „Air“ ist. So kann es eigentlich kein „Modeparfüm“ geben, wenngleich ein snobbistisches Zeitalter drakonisch Modegesetze aufzwingen will, resultierend aus Wirtschaftstendenz und Suggestionswirkung, der Befriedigung eines Sensationsreizes Rechnung tragend. Der Gebrauch von wohlriechenden Essenzen ist in allen Ländern der Erde seit Jahrtausenden bekannt. Die Funktion der Sinnesorgane ist keine nur „aufnehmende“, sondern findet ihren Abschluß und Zweckwirkung in der geistigen Verarbeitung. Ein angenehmer Reiz auf die Geruchsnerven zaubert intuitiv ein innerlich gesehenes, ästhetisches Bild. Diesen Effekt zu erzielen, dürfte nicht zuletzt das Motiv zum Gebrauch von Parfüm, sei es in primitiver oder verfeinerter Form, gewesen sein. Der Wert des Parfüms ist ein bedingt kultureller. Und darum ist die Neigung vieler, Menschen, die sich parfümieren, zu verdammen, ungerechtfertigt. Allerdings gibt es Unterschiede. In der Wahl wie auch im Gebrauch. Es gehört ein ausgesprochenes Feingefühl dazu, die Dosis Parfüm abzuwägen. Eine Unze zu viel und — man merkt die Absicht und ist verstimmt! Das Sicheinhüllen in Wolken von „Odeur“ wird immer eine der Absicht entgegengesetzte Wirkung haben — bei Frauen aufdringlich, bei Männern feminin erscheinen. Was die Wahl des Parfüms betrifft, so wird sich eine Norm natürlich nicht finden lassen. Parfüm soll immer Charakteristikum sein, übereinstimmend mit innerlichem Individualitätsausdruck. Weniger komplizierte Charaktere werden einen ganz bestimmten, definierbaren Duft wählen, der ihrer Eigenart entspricht; ausgesprochene Persönlichkeiten, deren Bild sich aus Tausenden verschiedener Mosaiksteinchen zusammensetzt, die kompliziert, ja exzentrisch sind, finden ein Parfüm, das in konkreter Form ein Konglomerat von entsprechenden Stimulantien ist. Frauen vom Typ des deutschen Gretchen und — exotische Düfte wirken barock. Aber schließlich verbildlicht dieses Sichselbstberauschen, das Umhängen eines fremden, schillernden Mäntelchens nur eine unstillbare Sehnsucht nach der Erfüllung menschlicher Natur, begierig, hinter die Geheimnisse des Kosmos zu kommen, willig unterzuschlüpfen im mystischen All. Wünsche erfüllt zu sehen, zu wirken auf die Umwelt, neben den kulturell-ästhetischen Zwecken, das ist der Endeffekt — des Parfümierens. Auch Nebensächlichkeiten können höherem Ziel dienen. Sogar — Parfüm! Hanns Looser.

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Schulhaus.



Evang. Pädagogium
Godesberg (Rhein) u. **Herchen** (Sieg)
Realgymnasium i. E., Oberrealschule i. E., Progymnasium, bisher mit Einjähr.-Berechtigung, jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt. Höhere Handelsfachklasse. 500 Schüler, 75 Lehrer u. Erzieher. Internat in 22 Familienhäusern. Direktor: Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg.
Seit 1895: **Abitur. Prima. OII. Übertritt i. d.** Staatsschule. Gymnas. u. real. Klass. **Sexta-Reifeprüfung.** Förderung körperl. Schwacher. Sport. Verpflegung durch eigene Landwirtschaft.

Versailles
und seine Folgen sind nur zu überwinden, wenn jeder seine Arbeitskraft aufs höchste steigert. Sichern Sie sich eine gute Stellung als Beamter, im Handel oder in der Industrie. Alle erforderlichen Prüfungen bestehen Sie rasch und sicher durch den tausendfach bewährten Selbstunterricht der Methode Rustin (5 Dir. u. 22 Prof. höh. Lehranstalten). Umfassendes technisches Fachwissen erwerben Sie schnell und leicht durch das Selbstunterrichtssystem Karnack-Hachfeld. Für alle Fächer persönlicher, gründlicher, schnell fördernder Fernunterricht ohne Berufsstörung. **Für alle Berufsklassen** sind unsere Prospekte wichtig, die Sie unter Angabe von Stand oder Beruf kostenfrei erhalten. **Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam - N 7.**

Sie erreichen
Vollendete Technik
speziell für Klavier und Geige durch:
System Energetos-Ritte.
System Energetos Ritte . . . . geb. M. 20,—, geh. M. 16,—
Der Höhenweg des Pianisten . . . . . „ „ 20,—, „ „ 16,—
Die grosse energetische Violinschule . . . . „ „ 20.—
Schack & Co., Verlagsges. m. b. H., Berlin-Wilmersdorf, Rüdesheimerpl. 11.

Briefmarken

1000 versch. Marken aller Länder	M 225.—	36 versch. Deutsche Kolonien	M 50.—
2000 „ „ „ „	M 925.—	35 „ Französ. „	M 22.50
200 „ Umsturzmarken	M 135.—	11 Memel/Frankreich	M 42.50
40 „ Abstimmungsgebiete	M 25.—	26 versch. Mittelitauen	M 17.75

Max Herbst, Markenh., Hamburg Z.
Illustrierte Preisliste auch über **Kriegsnotgeld** und **Alben** gegen Rückantwortkarte.

Briefmarken-Auswahl ohne Kaufzwang, garantiert echt. Alben-Preisliste gratis. — Kunst-Pracht-Katalog in Tiefdruck mit über 1400 Abbild. Mark 10.-. **Höchste Bezahlung für Ankauf.**
S. Faludi, Berlin W. 50, Neue Bayreutherstr. 3, gegr. 1893.

Briefmarken-Preisliste
Bequemste Bestelliste für Sammler.
Ankauf.
Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 8.

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst.
Versandhaus G. Röhr, Mollhagen i. Holstein. f.



Ingenieurschule und Technikum
Altenburg Sa.-A.
Ingenieur- u. Techniker-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau.
Preiswerte Verpflegung im Studierendenheim.
Programm auf Wunsch

Dir. Fischer
Berlin, Zietenstr. 22. T. Ltz. 2921
Vorbereitungsanstalt für alle Schulexamina.
Seit 1888 best. 5678; Ostern 21 best. 18 Abit., 16 Reife Ober-Sek. Internat. Vorb. auch v. Damen.

Briefmarken Deutsche Kolonien und Auslandspostämter, 12 verschied. Sätze, je 5 bzw. 4 Werte 58 postfrische Marken nur **160 M.** Porto besond. Verlang. Sie geg. Eins. von **2 M.** Probenummer der **Deutschen Briefmarken-Zeitung.**
F. Junghanss, Leipzig 13.
Postschließfach 6.

Briefmarken
großer illustrierter Katalog mit auswechselbaren Preisen; Versand **nur** an ernsthafte Interessenten gegen Voreinsendung v. Mk. 5.—, für die Gutschein beiliegt.
W. Franke, Berlin W 8,
Unter den Linden 17-18. Postscheckkonto 29443.

VIERZEHNTÄGIG
★ **Die schöne Literatur** ★
HERAUSGEBER: **Will Vesper**
ZUVERLÄSSIGE **Berichte über Literatur Dichter, Theater**
HALBJÄHRLICH M. 18.-
Ed. Avenarius
LEIPZIG-ROSZSTR. 5

Briefmarken
Auswahlen inkl. grösster Raritäten billigst. Ankauf von Einzelstücken u. Sammlungen zu Höchstpreisen.
Paul Strauss, München L., Rosenthal 2.



Aquarien
Terrarien, Tiere und Pflanzen
A. Glaschker
LEIPZIG J. 4
Liste fr. ! Prachtkatalog u. Brosch. 500 Abb. M. 5.—.

Kunst-Haus Dahlheim
Berlin, Potsdamer Str. 118b
Gemälde höchsten Ranges
und solche zukunftsreicher Künstler.

Lebens-Versicherungen
aller Art billig und vorteilhaft
Alte Leipziger
Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegens.
Leipzig, Dittrichring 21

HERZ



Neuzeitliche Formen
in altbewährter Qualität

Dr. Ernst Sandow's
Künstliches
Emser Salz
bei **Erkältung altbewährt.**
Man verlange ausdrücklich **Sandow's** Salz.
Dr. Ernst Sandow, Hamburg 30

INFANTINA
Die zuverlässigste Nahrung für den Säugling
Vorrätig in allen Apotheken und Drogerien
Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft · Akt.-Ges.
Stuttgart-Cannstatt
GEGRÜNDET 1894

KIOS CIGARETTEN
verdanken ihren guten Ruf den ausgezeichneten
■ Qualitäts-Eigenschaften ■

Wellner-Silber
Bestecke u. Tafelgeräte



SÄCHS. METALLWAREN-FABRIK
AUG. WELLNER SÖHNE
A.-G., AUE i/SA.
Zu haben in allen Spezialgeschäften.

Kalasiris



Patente aller Kulturstaaten.
Idealer Korsett-Ersatz
mit allen Vorteilen, aber ohne die Nachteile des bestsitzenden Korsetts, macht elegante, schlanke Figur, stützt Leib und Rücken, ohne sonstwie zu beengen. Die weltbekannten, von keinerlei Nachahmung auch nur annähernd erreichten Erfolge unserer **für Gesunde wie Kranke gleich wertvollen** Erzeugnisse beruhen auf der genauen Berücksichtigung jeder einzelnen Individualität. **Spezialfassons** für Kranke, junge Frauen, Kinder und Backfische. Kalasiris-Büstenhalter, Kalasiris-Wäsche nach neuen hygienischen Grundsätzen. Vor minderwertigen Nachahmungen wird gewarnt. Jedes echte Exemplar trägt den Stempel „*Kalasiris*". Illustrierte Broschüre und Auskunft kostenlos durch die Fabrik **Kalasiris G. m. b. H., Köln 5.** Spezialgeschäfte und Niederlagen an allen grösseren Plätzen.

Echte extra-starke **Walthorius Kienfong-Essenz**
(Destillat) 12 Fl. Mk. 50.—, bei 24 Fl. M. 100.— franko und inklus. Zu hab. in Apoth. u. Drog. Herst. Lab. E. Walther, Halle a/S.-Trotha 8.

Alte Reserve
Winkelhausen
die deutsche Weinbrandmarke

PERSONEN-UND LASTKRAFTWAGEN MOTORPFLÜGE

STOEWER

UNERREICHT IN AUSFÜHRUNG, LEISTUNG KONSTRUKTION

STOEWER-WERKE AKTIENGESELLSCHAFT VORMALS GEBRÜDER STOEWER-STETTIN

EIGENE VERKAUFS-FILIALEN IN BERLIN, HAMBURG UND STETTIN
VERTRETUNGEN AN FAST ALLEN GROSSEREN PLÄTZEN DES IN- UND AUSLANDES

DEMAG



DUISBURG

Helios

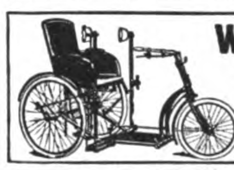


Ständerlampen ▪ Tischlampen ▪ Seidenschirme
Frankfurter Beleuchtungs-Gesellschaft
„HELIOS“
Fabrik moderner Beleuchtungskörper
Frankfurt a. M., Mainzerlandstr. 251. / Katalog zu Diensten.

Sigurd

Das gute Bild gibt Jahr's **Sigurd-Platte.**
Richard Jahr, Trockenplattenfabrik, Aktien-Gesellschaft, Dresden-A. 16.

Dr. Hoffbauer's ges. gesch.
Yohimbin-Tabletten
Anregend! Kräftigend!
Reinstes Yohimbin ohne jeden Zusatz
Original- 25 50 100 200 Stück Literatur diskret
Packung: 22.50 44.- 85.- 165.- Mk. und gratis.
Elefanten-Apotheke, Berlin 212, Leipzigerstr. 74 (Dönhoffplatz).



Wildhirt & Eilbrecht,
Offenbach am Main 3.
Spezialfabrik von
Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle.
Katalog gratis.

Farben-Fabriken Berger & Wirth Leipzig

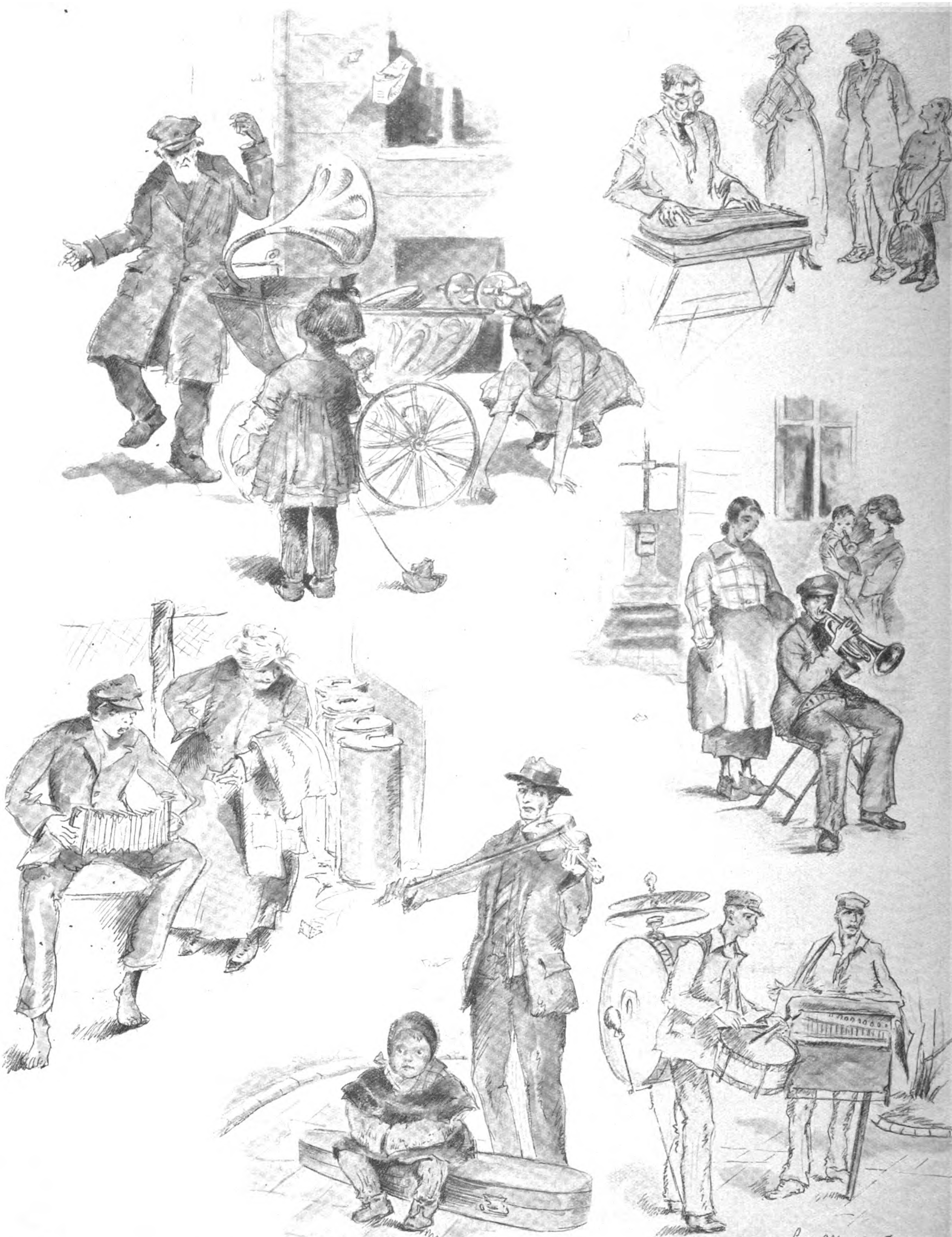


Telegramm-Adresse: Bergerwirt Leipzig
* Fernsprecher: No. 108, 408 und 658. *

Berlin, Barmen, Hamburg, Amsterdam.

Farben-Lieferanten der Leipziger Illustrirten Zeitung.





Aus dem modernen Großstadtleben: Berliner Hofmusikanten.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Lotte Oldenburg-Wittig.

Herrn Felix Spielmanns Hausdamen

Roman von Helene v. Mühlau.

(7. Fortsetzung.)

Sie schien erstaunt, aber natürlich brachte sie es wie alle wirklich vornehmen Menschen fertig, ihre Überraschung geschickt zu verbergen. Trude half ihr, das weiche, graue Filzhütchen und den grauen Mantel abzulegen. Es kam ein ebenso graues Kleid zum Vorschein.

Herr Spielmann reichte ihr den Arm und führte sie im Triumph in den Salon.

„Sie wohnen sehr schön hier draußen!" sagte die Baroneß nun doch und nahm das Ölgemälde der verstorbenen Frau Spielmann in Augenschein.

„Was nützt alle Schönheit, wenn man einsam ist?" äußerte Herr Spielmann traurig. „Ich sage Ihnen, Baroneß, ich würde lieber zu zweien in der armseligsten Hütte wohnen als allein in diesem Hause!"

Sie nickte verständnisinnig. „Nun, heute abend sind Sie ja nicht allein!"

„Nein, Gott sei Dank nicht! Sie glauben ja gar nicht, wie ich den ganzen Tag gezittert habe, ob Sie wirklich kommen würden. Ich konnt' es mir gar nicht vorstellen. Ich bin doch nur ein ganz einfacher Mann — —"

„Und wie steht es mit Ihrem Versprechen, daß Sie mir gaben?" schnitt die Freiin von Reifenstal ab. „Haben Sie es inzwischen nicht gebrochen?"

„Nein," sagte Spielmann triumphierend, „nicht einen Tropfen von diesem verdammten Zeug, dem Alkohol, hab' ich getrunken, und heute abend trinken wir Kaffee zum Essen!"

„Ach, Sie haben ein Essen gerichtet? Das wäre für meine Person nicht nötig gewesen. Ich habe mir im Vereinshaus meinen Abendimbiß schon geben lassen." Aber sie setzte sich zu ihm an den Tisch, und nach beendeter Mahlzeit sagte sie: „Ich habe einige Schriften aus unserm Verein mitgebracht, Herr Spielmann. Es wäre vielleicht sehr angebracht, wenn ich Ihnen daraus vorlesen könnte!"

Dem einsamen Spielmann war nichts angenehmer, als wenn einer ihm was vorlas; die nette Frau Beyer hatte das ein paarmal getan, und es war entzückend gewesen. Er sagte also ein sehr freudiges Ja und geleitete die Freiin zum Salon zurück. Sie setzte sich an einen kleinen Damenschreibtisch, auf dem eine seidenverhüllte Lampe stand, und wies ihm einen Platz am runden Mitteltisch an. Dann las sie. Ihre Stimme schwebte wie Musik durch den Raum, aber das, was sie las, war nicht eigentlich interessant. Spielmanns Gedanken schweiften ab; er kam ins Träumen hinein. Unaussprechlich schöne Dinge gaukelten da vor ihm in der Luft. Er erlebte Märchen, erlebte Wunder. Er war ein verwunschener Prinz, der zeitlebens in einer falschen Gestalt durchs Leben gegangen war, bis da eines Tages eine Fee erschien, die den Bann löste und ihn seiner eigentlichen Bestimmung zuführte.

„Es ist erstaunlich, nicht wahr, was Amerika in so verhältnismäßig kurzer Zeit erreicht hat!" sagte da die Baroneß und wandte sich nach Spielmann um.

„Ja, sehr erstaunlich!" antwortete der erschrocken, und die Freiin las weiter.

Und wieder schweiften Spielmanns Gedanken ab — aber diesmal bewegten sie sich nicht in einer Phantasiewelt.

„Jedes Ding muß doch seinen Zweck und seine Ursache haben!" sagte er zu sich selber, „und das macht mir doch kein Mensch weiß, daß da eine weibliche Person zu mir kommt — nur und nur, um mir den Alkohol abzugewöhnen. Das wäre ja ganz hahnebüchen — wäre einfach wie ein Roman. Nee — so was gibt's im wirklichen Leben nicht — das macht mir kein Mensch weiß. Und bei den Frauen ist's doch eine bekannte Sache: sie tun eine Zeitlang edelmütig, und dann rücken sie doch mit dem eigentlichen Zweck der Sache heraus. Schad't aber nichts! Im Gegenteil — es wäre ganz wunderschön, wenn sie was von ihm wollte. Sie gefiel ihm ganz außerordentlich. Das Gesicht war nicht schön und war auch wieder viel mehr als schön. Es hatte was Engelhaftes an sich. Und wenn man die dazu brachte, ihre grauen Kleider abzulegen — wenn man sich die in einem feinen, modernen, seidenen Kleid vorstellte — mein Gott — mein Gott! Und wenn sie vielleicht was für ihn über hätte — wenn sie sich nach einer verstehenden Seele sehnte — genau wie er — und wenn — — Es war doch alles in der Welt schon vorgekommen. Fürstinnen hatten einfachen Bürgerlichen die Hand zum Ehebund gereicht — und umgekehrt hatten Könige bürgerliche Mädchen zu sich erhoben. Diese hier war aber ja nur eine Freiin — und wahrscheinlich arm — und —"

„Was sagen Sie zu dem Zahlenverhältnis zwischen Amerika und Deutschland?" fragte da die Baroneß, und Spielmann brachte es fertig, ein sehr harmloses Wort der Bewunderung auszusprechen.

„Wir wollen es für heute abend genug sein lassen!" sagte die Freiin alsdann und klappte das Buch zu. „Morgen werde ich fortfahren, und wenn dieses Buch zu Ende ist, bringe ich ein neues mit!"

Spielmann hätte fast einen Freudenschrei ausgestoßen.

„Sie kommen wieder, Baroneß — Sie kommen wieder zu mir hinaus?"

„Gewiß", antwortete sie ernst. „Ich habe doch nicht die Absicht, eine Kur zu beginnen, um sie gleich im ersten Anfang wieder aufzugeben!"

Er war ganz außer sich — am liebsten hätte er geweint vor Glück.

„Ich sehe, Sie haben ein prächtiges Instrument da stehen!" Die Freiin schritt auf den Flügel zu. „Sind Sie musikalisch?"

„Leider nein, das heißt, ich liebe Musik über alles!"

„Dann will ich Ihnen etwas spielen!" Sie klappte den Deckel auf und setzte sich auf den feinen, ledergepolsterten Drehstuhl.

„Nein, bitte, nicht allzuviel Licht! Ich spiele auswendig."

Sie spielte ein Chopinsches Notturno, und sie spielte es wundervoll mit ganz weichem Anschlag und unsäglicher Vertiefung. Dem erschütterten Spielmann stürzten die Tränen stromweise aus den Augen, und Trude, die gleich bei den ersten Klängen an die offen stehende Eßzimmertür gekommen war, weinte auch. Die Freiin spielte dann noch den ersten Teil der Mondscheinsonate, und es war nun in der Tat, als sei die Welt keine wirkliche Welt mehr — sondern irgend etwas Himmelähnliches, und als ob die Menschen nicht mehr auf Füßen gehen müßten, sondern als ob sie von weichen Schwingen getragen würden.

„Genug für heute!" sagte die Freiin, gleich nachdem sie sich vom Flügel erhoben hatte. „Ich wäre Ihnen dankbar, Herr Spielmann, wenn Sie das Auto bestellen wollten, da Sie ja wünschen, daß ich Ihren Wagen benutze. Ich könnte sonst ebensogut mit der Bahn fahren. Ich scheue kleine Unbequemlichkeiten nicht!"

„Nein, um Gottes willen — nicht mit der Bahn!" rief Spielmann aus. „Trude — Trude — ah, da sind Sie ja! Jochem soll gleich vorfahren — und die Pelzdecke in den Wagen bringen — es ist kühl am Abend, Baroneß!"

Wenige Minuten später war der Wagen zur Stelle. Für sein Leben gern wäre Spielmann mitgefahren, aber die Freiin erlaubte das nicht.

„Das liebste ist mir, wenn Sie sich gleich zu Bett legen, Herr Spielmann. Und dann bitte — hier sind ein paar Pillen — völlig harmlos. Wir pflegen sie unsern" — — sie suchte nach einem passenden Ausdruck — „unsern Pflegebefohlenen an den ersten Tagen, an denen sie den Alkohol meiden, zu geben. Sie werden dann sehr leicht über alle unangenehmen Gedanken und über eventuell aufsteigende Wünsche hinwegkommen. Gute Nacht, Herr Spielmann. Bis morgen also — aber es ist wirklich nicht nötig, daß Sie mir das Auto schicken —"

„Doch — doch, auf jeden Fall, Baroneß; es ist mir eine Freude!"

„Und dann, bitte, kein Abendessen für mich richten!" Aber auch darin gab Spielmann nicht nach. „Es ist etwas so Herrliches für einen einsamen Mann, jemand an seinem Tisch zu haben!"

Sie nickte ihm mild und freundlich zu und stieg ein. Jochem kurbelte an, sprang auf, die Hupe sang, und Spielmann kehrte, in tiefe Gedanken versunken, in sein Haus zurück.

Er ging noch eine halbe Stunde, von den angenehmsten Gedanken und Vorstellungen erfüllt, in seinen glänzenden Räumen hin und her. Dann fiel ihm ein, daß er ihr versprochen hatte, bald zu Bett zu gehen, und er stieg die Treppen hinan.

In seinem Schlafzimmer war ein merkwürdig würziger Duft, und als er an sein Bett trat, dampfte ihm von der Platte seines Nachttisches ein lieblicher Trank entgegen — Glühwein mit köstlichen Ingredienzien.

Eine Weile lang focht er mutig gegen diese Versuchung an — dann sagte eine böse, verführerische Stimme: „Nur ein einziges Tröpflein!", und er nippte an dem herrlichen Trank, nippte noch einmal, fühlte sich von wohliger Wärme durchrieselt und nippte so lange, bis das Glas geleert war.

Mit einem tiefen Seufzer machte er seine Nachttoilette, ließ die Kügelein auf die Erde rollen und schlief dann fest und traumlos bis zum Morgen.

Andern Abends kam die Baroneß im Agawagen richtig wieder angesaust. Ihre erste Frage war: „Nun, haben die Pillen genutzt, oder ist es sehr schwer geworden, standhaft zu bleiben?"

Spielmann hüllte sich in Schweigen, denn er wollte dieses engelhaftes Wesen nicht belügen, und sie ergriff seine Hand und tröstete ihn.

„Ich weiß es ja — diese ersten Tage sind gewiß recht schwer zu ertragen. Aber wir werden es wieder mit den Pillen versuchen. Sie wirken tatsächlich Wunder."

Die Freiin von Reifenstal aß wieder sehr wenig und schwächte den starken Kaffee noch etwas mehr ab als am gestrigen Tage. Dann saßen sie wieder im Salon, und die Lektüre wurde an demselben Punkte fortgesetzt, an dem man tags zuvor aufgehört hatte, und wieder flogen Spielmanns Gedanken davon und bewegten sich in seltsamen Schwankungen zwischen Himmel und Erde.

„Und dennoch — sie muß was ganz Besonderes mit mir vorhaben!" flüsterte die Eitelkeit in ihm. „Sie hat erkannt, daß ich viel Sinn und Liebe für alles Vornehme habe, und sie will natürlich einen Deckmantel suchen. Denn so einfach ohne Angabe eines Grundes zu einem Manne kommen, das tun solche Damen doch nicht —" Und wieder wie am gestrigen Abend schien die Leserin ihn auf die Probe stellen zu wollen, ob er bei der Sache war, und fragte: „Wie fassen Sie diesen letzten Satz auf, Herr Spielmann?", und es war durchaus nicht leicht für ihn, sich da aus der Falle herauszuhelfen; es gelang aber doch, und die Baroneß war zufrieden.

Nachher klappte sie den Deckel des Instruments wieder auf und spielte noch um vieles herrlicher und inniger, als sie es gestern getan.

Punkt ½10 Uhr bat sie um das Auto, verabreichte die Pillen und schied mit dem Versprechen, morgen den Besuch zu wiederholen.

„Mein Gott — mein Gott!" Spielmann faßte sich an den Kopf. Er hätte heulen mögen vor Glück und innerer Unruhe. Das war doch nun wirklich wie ein Märchen! Mußte er sich nicht selig preisen, daß er nicht auf die nette, aber doch ganz bürgerliche Frau Beyer hereingefallen war? Mußte er nicht seinem Schöpfer danken, daß er ein freier Mann war und ohne Skrupel die Zuneigung einer hochgeborenen Dame hinnehmen durfte?

Diesmal hatte Trude, ohne zu fragen, eine gute Schaumweinmarke kalt gestellt; sie hatte ihren Tanzabend und war gleich nach dem Servieren im Auto in die Stadt gefahren. Der Sekt stand in Spielmanns Schlafzimmer auf einem Tischlein neben einem behaglichen Sessel, und sie hatte einen Zettel dazugelegt; auf dem stand geschrieben: „Wohl bekomm's!"

Spielmann fand das rührend und brachte es nicht fertig, die Güte des Mädchens unbeachtet zu lassen; die Pillen rollten wieder zur Erde.

Als die Baroneß am nächsten Abend kam, sagte sie sehr glücklich: „Ich brauche Sie gar nicht zu fragen, wie es Ihnen geht, Herr Spielmann! Ihre Augen sind so klar und Ihre Gesichtszüge so straff, wie das nur bei Menschen, die keinen Alkohol zu sich nehmen, der Fall ist. Ich weiß, die Pillen wirken Wunder, aber wir werden die Dosis nun verringern und sehen, wie es alsdann geht. Wenn die Besserung in dieser Weise anhält, wird in spätestens einer Woche meine Kur bei Ihnen beendet sein!"

Spielmann erschrak heftig. „Und dann?" fragte er.

„Nun, dann werden Sie ein glücklicher, befreiter Mann und von neuem ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft sein!"

„Aber Sie, Baroneß, Sie werden dann nicht mehr zu mir kommen?"

„Sobald Sie mich nicht mehr nötig haben — nein!"

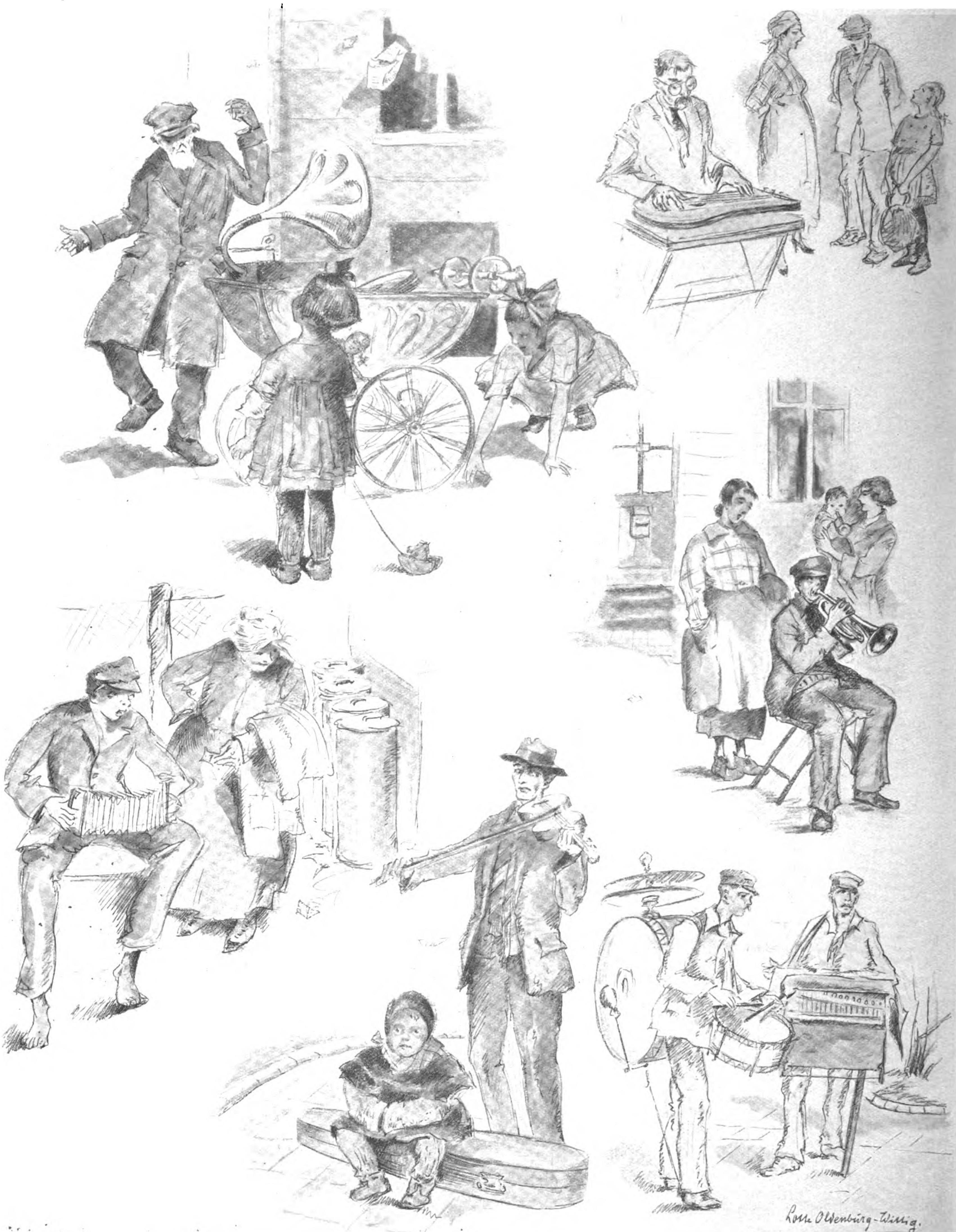
Es lief ihm ein kalter Schauer über den Rücken. Was in aller Welt war das denn für ein unerklärliches Geschöpf! Sollte die wirklich nur einer Mission halber zu ihm kommen? Nun, dumm war er ja nicht, und wenn die Dinge so lagen, dann würde er sie zu halten wissen.

Am nächsten Tag klagte er über heftige Beschwerden, über Schlaflosigkeit und gestand einen kleinen Rückfall in die böse Neigung zu. Die Freiin war aufs äußerste erschrocken, sprach in ganz wundervoll eindringlicher Weise zu ihm und verdoppelte die Pillendosis. Sie bat ihn inständig, sogleich nach ihrer Abfahrt zur Ruhe zu gehen, und sie schien nicht übel Lust zu haben, zu warten und nachzusehen, ob er ihren Rat befolgt habe.

Die Tage gingen hin. Das milde Frauenantlitz war dem armen Spielmann wirklich zu einem Himmel geworden.

Der linde Frühling war im Begriff, sich in einen warmen Vorsommer zu wandeln; es war unaussprechlich schön draußen in der Natur.

„Ich habe einen Vorschlag für Sie, Herr Spielmann", sagte die Freiin eines Tages. „Es wäre gut für Sie, wenn Sie für einige Wochen verreisen wollten. Sie haben mir gesagt, daß Sie seit Kriegsbeginn nicht aus Ihrem Betrieb herausgekommen sind, und das ist für keinen Menschen gut, wenn er ohne Unterbrechung arbeitet. Nun trifft es sich, daß auch ich meinen Urlaub jetzt habe, den ich bei einer ältlichen Tante auf deren Schloß verbringen möchte. Für Sie aber habe ich auch bereits einen Verbleib, denn da Sie zu denen gehören, die leicht rückfällig werden, möchte ich Sie nicht schutzlos in die Welt ziehen lassen. Wir haben da im Schwarzwald ein Erholungsheim für unsere Pflegebefohlenen, und Sie werden als Gast erster Klasse ein besonders



Aus dem modernen Großstadtleben: Berliner Hofmusikanten.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Lotte Oldenburg-Wittig.

Herrn Felix Spielmanns Hausdamen

Roman von Helene v. Mühlau

(7. Fortsetzung.)

Sie schien erstaunt, aber natürlich brachte sie es wie alle wirklich vornehmen Menschen fertig, ihre Überraschung geschickt zu verbergen. Trude half ihr, das weiche, graue Filzhütchen und den grauen Mantel abzulegen. Es kam ein ebenso graues Kleid zum Vorschein.

Herr Spielmann reichte ihr den Arm und führte sie im Triumph in den Salon.

„Sie wohnen sehr schön hier draußen!“ sagte die Baroneß nun doch und nahm das Ölgemälde der verstorbenen Frau Spielmann in Augenschein.

„Was nützt alle Schönheit, wenn man einsam ist?“ äußerte Herr Spielmann traurig. „Ich sage Ihnen, Baroneß, ich würde lieber zu zweien in der armseligsten Hütte wohnen als allein in diesem Hause!“

Sie nickte verständnisinnig. „Nun, heute abend sind Sie ja nicht allein!“

„Nein, Gott sei Dank nicht! Sie glauben ja gar nicht, wie ich den ganzen Tag gezittert habe, ob Sie wirklich kommen würden. Ich konnt' es mir gar nicht vorstellen. Ich bin doch nur ein ganz einfacher Mann — —“

„Und wie steht es mit Ihrem Versprechen, daß Sie mir gaben?“ schnitt die Freiin von Reifenstal ab. „Haben Sie es inzwischen nicht gebrochen?“

„Nein,“ sagte Spielmann triumphierend, „nicht einen Tropfen von diesem verdammten Zeug, dem Alkohol, hab' ich getrunken, und heute abend trinken wir Kaffee zum Essen!“

„Ach, Sie haben ein Essen gerichtet? Das wäre für meine Person nicht nötig gewesen. Ich habe mir im Vereinshaus meinen Abendimbiß schon geben lassen.“ Aber sie setzte sich zu ihm an den Tisch, und nach beendeter Mahlzeit sagte sie: „Ich habe einige Schriften aus unserm Verein mitgebracht, Herr Spielmann. Es wäre vielleicht sehr angebracht, wenn ich Ihnen daraus vorlesen könnte!“

Dem einsamen Spielmann war nichts angenehmer, als wenn einer ihm was vorlas; die nette Frau Beyer hatte das ein paarmal getan, und es war entzückend gewesen. Er sagte also ein sehr freudiges Ja und geleitete die Freiin zum Salon zurück. Sie setzte sich an einen kleinen Damenschreibtisch, auf dem eine seidenverhüllte Lampe stand, und wies ihm einen Platz am runden Mitteltisch an. Dann las sie. Ihre Stimme schwebte wie Musik durch den Raum, aber das, was sie las, war nicht eigentlich interessant. Spielmanns Gedanken schweiften ab; er kam ins Träumen hinein. Unaussprechlich schöne Dinge gaukelten da vor ihm in der Luft. Er erlebte Märchen, erlebte Wunder. Er war ein verwunschener Prinz, der zeitlebens in einer falschen Gestalt durchs Leben gegangen war, bis da eines Tages eine Fee erschien, die den Bann löste und ihn seiner eigentlichen Bestimmung zuführte.

„Es ist erstaunlich, nicht wahr, was Amerika in so verhältnismäßig kurzer Zeit erreicht hat!“ sagte da die Baroneß und wandte sich nach Spielmann um.

„Ja, sehr erstaunlich!“ antwortete der erschrocken, und die Freiin las weiter.

Und wieder schweiften Spielmanns Gedanken ab — aber diesmal bewegten sie sich nicht in einer Phantasiewelt.

„Jedes Ding muß doch seinen Zweck und seine Ursache haben!“ sagte er zu sich selber, „und das macht mir doch kein Mensch weiß, daß da eine weibliche Person zu mir kommt — nur und nur, um mir den Alkohol abzugewöhnen. Das wäre ja ganz hahnebüchen — wäre einfach wie ein Roman. Nee — so was gibt's im wirklichen Leben nicht — das macht mir kein Mensch weiß. Und bei den Frauen ist's doch eine bekannte Sache: sie tun eine Zeitlang

Spielmann hätte fast einen Freudenschrei ausgestoßen.

„Sie kommen wieder, Baroneß — Sie kommen wieder zu mir hinaus?“

„Gewiß“, antwortete sie ernst. „Ich habe doch nicht die Absicht, eine Kur zu beginnen, um sie gleich im ersten Anfang wieder aufzugeben!“

Er war ganz außer sich — am liebsten hätte er geweint vor Glück.

„Ich sehe, Sie haben ein prächtiges Instrument da stehen!“ Die Freiin schritt auf den Flügel zu. „Sind Sie musikalisch?“

„Leider nein, das heißt, ich liebe Musik über alles!“

„Dann will ich Ihnen etwas spielen!“ Sie klappte den Deckel auf und setzte sich auf den feinen, ledergepolsterten Drehstuhl.

„Nein, bitte, nicht allzuviel Licht! Ich spiele auswendig.“

Sie spielte ein Chopinsches Notturno, und sie spielte es wundervoll mit ganz weichem Anschlag und unsäglicher Vertiefung. Dem erschütterten Spielmann stürzten die Tränen stromweise aus den Augen, und Trude, die gleich bei den ersten Klängen an die offen stehende Eßzimmertür gekommen war, weinte auch. Die Freiin spielte dann noch den ersten Teil der Mondscheinsonate, und es war nun in der Tat, als sei die Welt keine wirkliche Welt mehr — sondern irgend etwas Himmelähnliches, und als ob die Menschen nicht mehr auf Füßen gehen müßten, sondern als ob sie von weichen Schwingen getragen würden.

„Genug für heute!“ sagte die Freiin, gleich nachdem sie sich vom Flügel erhoben hatte. „Ich wäre Ihnen dankbar, Herr Spielmann, wenn Sie das Auto bestellen wollten, da Sie ja wünschen, daß ich Ihren Wagen benutze. Ich könnte sonst ebensogut mit der Bahn fahren. Ich scheue kleine Unbequemlichkeiten nicht!“

„Nein, um Gottes willen — nicht mit der Bahn!“ rief Spielmann aus. „Trude — Trude — ah, da sind Sie ja! Jochem soll gleich vorfahren — und die Pelzdecke in den Wagen bringen — es ist kühl am Abend, Baroneß!“

Wenige Minuten später war der Wagen zur Stelle. Für sein Leben gern wäre Spielmann mitgefahren, aber die Freiin erlaubte das nicht.

„Das liebste ist mir, wenn Sie sich gleich zu Bett legen, Herr Spielmann. Und dann bitte — hier sind ein paar Pillen — völlig harmlos. Wir pflegen sie unsern“ — — sie suchte nach einem passenden Ausdruck — „unsern Pflegebefohlenen an den ersten Tagen, an denen sie den Alkohol meiden, zu geben. Sie werden dann sehr leicht über alle unangenehmen Gedanken und über eventuell aufsteigende Wünsche hinwegkommen. Gute Nacht, Herr Spielmann. Bis morgen also — aber es ist wirklich nicht nötig, daß Sie mir das Auto schicken —“

„Doch — doch, auf jeden Fall, Baroneß; es ist mir eine Freude!“

„Und dann, bitte, kein Abendessen für mich richten!“

Aber auch darin gab Spielmann nicht nach. „Es ist etwas so Herrliches für einen einsamen Mann, jemand an seinem Tisch zu haben!“

Sie nickte ihm mild und freundlich zu und stieg ein. Jochem kurbelte an, sprang auf, die Hupe sang, und Spielmann kehrte, in tiefe Gedanken versunken, in sein Haus zurück.

Er ging noch eine halbe Stunde, von den angenehmsten Gedanken und Vorstellungen erfüllt, in seinen glänzenden Räumen hin und her. Dann fiel ihm ein, daß er ihr versprochen hatte, bald zu Bett zu gehen, und er stieg die Treppen hinan.

In seinem Schlafzimmer war ein merkwürdig [illegible]

ab als am gestrigen Tage. Dann saßen sie wieder im Salon, und die Lektüre wurde an demselben Punkte fortgesetzt, an dem man tags zuvor aufgehört hatte, und wieder flogen Spielmanns Gedanken davon und bewegten sich in seltsamen Schwankungen zwischen Himmel und Erde.

„Und dennoch — sie muß was ganz Besonderes mit mir vorhaben!“ flüsterte die Eitelkeit in ihm. „Sie hat erkannt, daß ich viel Sinn und Liebe für alles Vornehme habe, und sie will natürlich einen Deckmantel suchen. Denn so einfach ohne Angabe eines Grundes zu einem Manne kommen, das tun solche Damen doch nicht —“ Und wieder wie am gestrigen Abend schien die Leserin ihn auf die Probe stellen zu wollen, ob er bei der Sache war, und fragte: „Wie fassen Sie diesen letzten Satz auf, Herr Spielmann?“, und es war durchaus nicht leicht für ihn, sich da aus der Falle herauszuhelfen; es gelang aber doch, und die Baroneß war zufrieden.

Nachher klappte sie den Deckel des Instruments wieder auf und spielte noch um vieles herrlicher und inniger, als sie es gestern getan.

Punkt 1/2 10 Uhr bat sie um das Auto, verabreichte die Pillen und schied mit dem Versprechen, morgen den Besuch zu wiederholen.

„Mein Gott — mein Gott!“ Spielmann faßte sich an den Kopf. Er hätte heulen mögen vor Glück und innerer Unruhe. Das war doch nun wirklich wie ein Märchen! Mußte er sich nicht selig preisen, daß er nicht auf die nette, aber doch ganz bürgerliche Frau Beyer hereingefallen war? Mußte er nicht seinem Schöpfer danken, daß er ein freier Mann war und ohne Skrupel die Zuneigung einer hochgeborenen Dame hinnehmen durfte?

Diesmal hatte Trude, ohne zu fragen, eine gute Schaumweinmarke kalt gestellt; sie hatte ihren Tanzabend und war gleich nach dem Servieren im Auto in die Stadt gefahren. Der Sekt stand in Spielmanns Schlafzimmer auf einem Tischlein neben einem behaglichen Sessel, und sie hatte einen Zettel dazugelegt; auf dem stand geschrieben: „Wohl bekomm's!“

Spielmann fand das rührend und brachte es nicht fertig, die Güte des Mädchens unbeachtet zu lassen; die Pillen rollten wieder zur Erde.

Als die Baroneß am nächsten Abend kam, [illegible] sie sehr glücklich: „Ich brauche Sie gar nicht zu fragen, wie es Ihnen geht, Herr Spielmann! [illegible] Augen sind so klar und Ihre Gesichtszüge [illegible] wie das nur bei Menschen, die keinen [illegible] sich nehmen, der Fall ist. Ich weiß, [illegible] wirken Wunder, aber wir werden [illegible] verringern und sehen, wie es [illegible] die Besserung in dieser [illegible] spätestens einer Woche meine [illegible] endet sein!“

Spielmann [illegible]

„Nun, dann werden [illegible] Mann und von [illegible] menschlichen [illegible]

„Aber Sie, [illegible] mehr zu mir [illegible]

„Sobald [illegible] nein!“

Es lief [illegible]

[illegible]

In [illegible]

[illegible]

schönes Zimmer dort erhalten. Die Natur ist herrlich, und wenn Sie einverstanden sind, melde ich Sie gleich morgen an!"

Spielmann begriff im ersten Augenblick nichts anderes, als daß er die Baroneß vier Wochen lang nicht sehen sollte, und sie mußte ihre ganze Beredsamkeit ins Werk setzen, um ihn dahin zu bringen, wo sie ihn haben wollte. Nach einer halben Stunde war sie am Ziel ihrer Wünsche angelangt; sie hatte nur das feste Versprechen geben müssen, sich nach der Rückkehr in derselben Weise wie bislang seiner anzunehmen.

Sie war gerührt über diese Anhänglichkeit und versprach es ihm.

Just am Tage, bevor Spielmann seine Reise antrat, kehrte das Ehepaar Häuslein von seiner ausgedehnten Hochzeitsreise zurück. Sie sagten sich gleich für den Abend bei Spielmann zum Essen an, und der ließ auch wirklich ein opulentes Mal bereiten. Die Häusleins staunten wohl ein wenig, daß sie ihn so guter Dinge fanden; sie staunten aber noch um vieles mehr, als er ihnen während des Essens ganz beiläufig erzählte, daß er auf vier Wochen in den Schwarzwald reise, und daß seine Freundin, die Freiin von Reifenstal, zu einer Tante auf deren Schloß fahre. Nach ihrer beider Rückkehr aber würde sie wieder sein allabendlicher Gast sein.

In Häusleins Gesicht stand deutlich geschrieben: „Er ist verrückt geworden!", und die junge Frau teilte diese Auffassung ihres Mannes. Bestärkung in dieser Meinung fanden sie in der Tatsache, daß Spielmann Kaffee zum Essen trank und erst zu vorgerückter Stunde dem Alkohol zusprach.

Achtes Kapitel.

Wenn Felix Spielmann einen guten Monat später auf das, was sich in diesen letzten Wochen ereignet hatte, zurückblickte, dann war ihm immer, als sei es gar nicht er selbst gewesen, der all das erlebt, genossen und gelitten hatte, was sich da mit unauslöschlicher Schrift in sein Gedächtnis eingegraben hatte. Es ging ihm ja oft so, daß er Phantasie und Wirklichkeit ein wenig vermengte, aber in solchem Maße wie jetzt war ihm das doch noch nie geschehen.

Nur in ganz wachen, nüchternen Stunden kam es ihm klar und unabweisbar zum Bewußtsein, daß er selbst es war, der einen ganzen Tag in einem D-Zug gesessen hatte und abends spät von einem Postkutscher in einem riesig wackligen Gefährt nach einem geradezu paradiesischen Ort, in ein nettes Haus, das inmitten eines köstlichen Gartens gestanden hatte, gebracht worden war.

Man hatte ihn kolossal freundlich empfangen, und am ersten Tage hatte er geglaubt, den Himmel auf Erden zu haben. Wie ein Unsinniger war er durch die domartigen Wälder gewandelt und hatte laute Jauchzer ausgestoßen. Es konnte doch gar nichts Schöneres geben, als in Gottes freier Natur lustwandeln zu dürfen, statt des ewigen Fabrikgeruchs den wonnigen Harzduft einatmen zu können, keine Arbeiter zu sehen, keine Angst zu haben, daß da plötzlich jemand mit drohendem Gesicht vor einem stände und Gehaltsaufbesserung verlangte — nein, wie ein unschuldiges Kind, dem die böse Welt nichts anhaben durfte — einherwandeln zu können. Und so viele freundliche Gesichter und ein schönes Zimmer mit Balkon und weitem Blick in die Berge hinein — — und — — ach, er vermochte es gar nicht aufzuzählen, welche Mengen des Guten sich ihm geboten hatten.

Am zweiten Tag freilich gab es schon die eine oder andere Stunde, in der man nicht recht wußte, was man mit sich beginnen sollte. Man gewahrte dann auch, daß man sich in einer etwas merkwürdigen Gesellschaft befand: Menschen mit unsteten Blicken — viele von ihnen hatten unsichere, schlotternde Bewegungen, und andere saßen wortkarg, starr und wie gelähmt auf ihren Stühlen. Auch ein paar lustige Brüder waren dabei, aber keiner, zu dem man Vertrauen und Zuneigung gefaßt hätte. Ja — und dann die Mahlzeiten! Es gab zwar genügend zu essen, aber es war alles entsetzlich reizlos und langweilig, und Spielmann liebte doch die starken Gewürze und überhaupt möglichste Mannigfaltigkeit in der Zubereitung der Speisen.

Ja, es wurde langweilig, und höchst unbequem war es, daß im ganzen Hause kein trinkbarer Tropfen zu haben war — — und immer Augen, die beobachtend auf einem ruhten, und Langeweile — entsetzliche Langeweile. Am Tage eine blödsinnige Hitze und wüster Durst und am Abend grauenhafte Monotonie. Wie man sich da plötzlich nach der Fabrik, nach seinem Hause, nach dem lustigen Agawagen, der freundlichen Trude und — — nach was vernünftigem Trinkbaren sehnte! Die Hauptsehnsucht aber ging nach der milden, hoheitsvollen Frau, die abends mit einem am Tisch gesessen hatte — und auch wieder daran sitzen würde, wenn man es fertiggebracht hatte, vier volle Wochen in dieser Gefangenschaft auszuharren.

Und Felix Spielmann würde ausgehalten haben — ganz sicher würde er ausgehalten haben, aber da war eines Tages einer von den lustigen Brüdern, die mit ihm im Hause wohnten, zu ihm gekommen und hatte ihm gesagt, daß er was wüßte. — Eine ganze Weile war Felix Spielmann teilnahmlos ihm gegenüber geblieben — dann aber war da ein Wort gefallen, das hatte ihn bis ins Herz hinein getroffen — und dann war er sehr hellhörig geworden — und — und — —

Ja, wie ein paar dumme Pennäler waren sie heimlich zu nächtlicher Stunde aus dem Hause der Enthaltsamkeit gewichen und hatten in einem netten, vernünftigen Lokal gesessen, und niemand hatte etwas gemerkt. Am nächsten Abend wieder und am dritten auch — aber am Morgen, der auf diesen dritten Abend folgte, hatte da ein Zettel auf ihrem Tisch gelegen, und auf diesem Zettel stand die Aufforderung, selbigen Tages noch das Haus zu verlassen, da sie sich des Vertrauens unwürdig erzeigt hätten.

Der erste Gedanke, den Spielmann nach dieser niederschmetternden Kunde zu fassen vermochte, war der an die Freiin von Reifenstal, und er fühlte dabei einen brennenden, verzweiflungsvollen Schmerz in seinem Herzen.

Aber es half alles nichts. Der Bruder Lustig packte ganz gelassen seinen Koffer und sagte zu Spielmann: „Wenn ich Geld hätte, würde ich jetzt nach Tirol fahren; man lebt da, so weit es österreichisch geblieben ist, sehr gut und billig und kriegt was Glänzendes zu trinken. Aber leider habe ich kein Geld, denn hier haben sie sich die vier Wochen im voraus bezahlen lassen, und natürlich ist das Geld verfallen!"

Spielmann überlegte eine Weile. Es war ihm Häuslein gegenüber entsetzlich peinlich, schon nach wenigen Tagen zurückzukommen, denn er hatte doch erzählt, daß er vier Wochen bleiben würde. Und außerdem war Trude beurlaubt und würde sich nicht ohne weiteres zur Rückkehr verstehen — und dann — ja — es lockte ihn ganz ungemein, auch mal was von der Welt zu sehen, und er entschloß sich ganz schnell, lud den lustigen Bruder ein, auf seine Kosten mit ihm zu fahren, und verbrachte vier herrliche Wochen in Gottes weiter, wunderschöner Welt.

Über all dem, was er da sah und hörte und genoß, war auch der Schmerz um die verlorene Freundschaft der Freiin von Reifenstal bedeutend geringer geworden, aber als er dann nach Hause kam, als die Einsamkeit ihn umfing, als Häuslein ein hämisches Gesicht aufsetzte, als auch Trude sich völlig verändert in ihrer Art zu ihm zeigte, da war der alte Schmerz in seiner ganzen riesengroßen Bitterkeit wieder da, und der arme Spielmann wußte jetzt ganz genau, daß das Schicksal ihn auserlesen hatte, um alle tollen und bösen Launen, die es zu vergeben hatte, an ihm auszulassen.

Er arbeitete wild in seiner Fabrik, und das war nötig, denn es hatten sich zwei Konkurrenzunternehmen aufgetan, die seinen altmodischen Betrieb erdrücken wollten. Die Arbeiter waren auch durchaus nicht zufriedener geworden und zeigten finstere Gesichter. Auf alles, was man vor andern voraus hatte: auf jedes Auto, auf jede gute Flasche, auf jedweden Luxus überhaupt wurden unerschwingliche Steuern gelegt, und wenn man dann müde, vergrämt, mißgestimmt nach Hause kam, dann zeigte einem zu allem übrigen auch das Mädel, die Trude, ein albernes und hochmütiges Gesicht.

Am dritten Tage, als sie so zu ihm war, versuchte Spielmann ihr im guten beizukommen; er ließ einen Zwanzigmarkschein in ihre Hand gleiten, aber sie, die sonst so herzlich zu danken verstanden hatte, ließ dieses kleine Wertobjekt ganz gleichgültig auf den Tisch fallen und sagte verächtlich:

„Ach, Herr Spielmann, ich hab' jetzt raus, daß man einfach dumm ist, wenn man arbeitet, um Geld zu verdienen. Ich spiele doch jetzt bei Klante, der die großen Wettkonzerne eingerichtet hat."

„Wettkonzerne?" fragte Spielmann erstaunt, aber Trude lachte auf.

„Die kennen Sie doch sicher, Herr Spielmann! Die kennt doch rein jedermann! Da zahlt man heute 100 Mark ein, und in sechs Wochen kriegt man das Doppelte zurück. Natürlich fängt man mit 100 Mark erst gar nicht an — ich hab' 500 eingezahlt. Am nächsten 15. vom Monat krieg' ich 1000 zurück!"

„Das scheint ja eine etwas merkwürdige Sache zu sein!" meinte Spielmann bedenklich, aber Trude lachte wieder auf.

„Natürlich ist das den Herrschaften nicht recht, wenn unsereins so etwas erfährt!" sagte sie ungezogen, ward aber sogleich, als sie einen traurigen Ausdruck in Spielmanns Augen bemerkte, wieder besänftigt.

„Nee, Sie brauchen keine Angst zu haben, Herr Spielmann — ich kündige Ihnen deshalb nicht. Sie sind ja immer gut zu mir gewesen, aber so 'n Zwanzigmarkschein hat natürlich nicht mehr denselben Wert für mich wie früher; außerdem ist alles viel teurer geworden, und man kriegt für zwanzig Mark überhaupt nichts mehr zu kaufen!"

Spielmann seufzte auf — aber er schob noch einen anderen Zwanzigmarkschein zu dem, den sie achtlos auf dem Tische hatte liegen lassen, und erhöhte auch ihren Monatslohn.

„Ja, Sie sind wirklich ein guter und großmütiger Herr!" sagte Trude gerührt.

Spielmann aber mahnte noch einmal: „Aber Vorsicht mit solchen Spekulationsmanövern, Trude! Da kann man schlimm bei hereinfallen!"

„Nee, aber bei Klante nicht — da ist man todsicher!" triumphierte das Mädchen. „Bei dem spielen sie bis in die höchsten Kreise hinein!" —

Das Ehepaar Häuslein zeigte sich engherzig und egoistisch; sie luden sich immer wieder zu Spielmann ein, ohne je eine Gegenleistung zu bieten. Außerdem trat Häuslein wieder mit den verschiedenartigsten Wünschen hervor.

Es war aber einfach ein Ding der Unmöglichkeit für einen geplagten Fabrikbesitzer, für fremde Leute große Unternehmungen zu wagen. Er hatte jetzt wirklich genug mit sich selbst zu tun. An manchen Tagen war ihm, als müsse er an all den Anforderungen, die der Staat, die seine Beamten, seine Arbeiter und die Lieferanten der Rohmaterialien stellten, ersticken. Man wußte nicht mehr, wo ein und aus, und außerdem erhob die Konkurrenz ihr Haupt in einer immer drohenderen Weise.

Das Schlimmste aber war der Seelenschmerz, war der Jammer um die verlorene vornehme Freundin und waren die Gewissensqualen, die das unsolide Leben, das er nun von neuem führte, ihm verursachte.

Der Hochsommer begann ganz leise in immer größere Hitze auszuarten. Im Garten draußen blühte und duftete es, daß es eine Lust war. Spielmann aber gewahrte von all dem nichts; er hörte nichts vom Sang der Vöglein und sah nicht die wundervolle blaue Himmelskuppel, die sich über ihm wölbte. Er wußte nur, daß er ein einsamer, unverstandener, sorgenbeladener Mann war, den ein grausames Schicksal dem Abgrund entgegenführte.

Fast an jedem Tage machte er den Versuch, von neuem ein solides Leben zu beginnen; er ließ sich um 5 Uhr von der Fabrik nach Hause fahren und sagte dem Chauffeur, daß er ihn für den Rest des Abends nicht mehr benötigte. Aber immer, wenn die Dämmerung herniederzog, wenn die Stunden, die den Tag noch von der Nacht trennten, wie Jahrzehnte vor ihm lagen, wurden seine Vorsätze schwankend, und gewöhnlich war es Trude, das feinfühlige Mädchen, die die herannahende Melancholie gewahrte, und die einfach sagte: „Ich werde Jochem Bescheid sagen, Herr Spielmann; sonst kommen Sie wieder ins Sinnieren hinein!"

So würde es auch todsicher an einem ganz unbeschreiblich schönen Tag zu Ende Juli gegangen sein. Wie ein böses schleichendes Tier kroch die Schwermut um den armen Spielmann herum, jeden Augenblick bereit, sich zum Sprung gegen ihn zu rüsten, und schon stand der Entschluß bei Trude, zur Garage herüberzulaufen, fest — da klingelte es an der Gartentür, und es war ein ganz eigentümliches Klingeln, das dem lauschenden Spielmann das Herz laut und hart gegen die Brust schlagen machte.

Trude stürzte den Gartenweg entlang, stieß einen leisen Schrei auf und rannte, kaum der Sprache noch mächtig, ins Haus zurück.

„Die Baroneß!" keuchte sie, „wahr und leibhaftig die Baroneß von Reifenstal."

Spielmann fühlte ein Zittern in seinen Knien — der Atem ging ihm aus, aber da stand auch die Freiin in ihrem grauen Kleid und dem gleichfarbigen Hütchen schon vor ihm und sah ihn aus ernsten, doch gütigen Augen an.

Er beugte sich über ihre Hand, und die Tränen stürzten ihm dabei über die Wangen. „Das verdiene ich nicht — nein, das verdiene ich wahr und wahrhaftig nicht, daß Sie zu mir kommen!" sagte er ganz gebrochen. „Ich bin ein Unwürdiger geworden, und es geschieht mir ganz recht, wenn ich untergehe!"

Die Baroneß legte schweigend ihr Hütlein ab und trat in den Salon ein, den Trude geöffnet hatte.

„Oder wollen wir nicht lieber in Ihren herrlichen Garten gehen?" fragte sie. „Es ist ein paradiesisch schöner Tag, und die Luft wird uns beiden wohltun!"

Spielmann wankte hinter ihr her bis zu der großen Geißblattlaube, in der neue, glänzend weiße Holzmöbel standen.

„Ich bin ein völlig Unwürdiger geworden!" begann Spielmann wieder zerknirscht, aber die Baroneß hinderte ihn an weiteren Selbstanklagen.

„Sie sind ein kranker Mann, Herr Spielmann, und es ist die Pflicht Ihrer Mitmenschen, Ihnen zu helfen, daß Sie endlich wieder festen Boden unter Ihre Füße bekommen. Ich wurde leider durch die schwere Erkrankung meiner Tante viel länger auf deren Schloß festgehalten, als ich vermutet hatte, sonst würde ich natürlich längst nach Ihnen gesehen haben."

In Spielmanns Augen leuchteten Lichter auf. „Ach, soll das so viel heißen, Baroneß, daß Sie von jetzt an wieder zu mir kommen werden, daß Sie mich nicht mehr allein lassen — daß — — —"

Aber die Baroneß schüttelte den Kopf. „Ich werde leider diese Stadt für immer verlassen müssen, eben dieser erkrankten Tante wegen, denn sie ist natürlich die nächste, der ich meine Hilfe angedeihen lassen muß. Aber ich komme mit einem Vorschlag zu Ihnen, der Ihnen wahrscheinlich weit mehr zusagen wird, als wenn ich Ihnen meine abendlichen Besuche wieder in Aussicht stellte!"

(Fortsetzung folgt.)



Deutsches Land: Oberweißenbrunn in der Rhön. Nach einem Gemälde von Professor H. Schnee.

Ehe und Familie im alten Ägypten.

Von Museumsdirektor Prof. Dr. Roeder in Hildesheim.

Mit sechs Abbildungen aus dem Pelizaeus-Museum in Hildesheim.



Das Horus-Kind, auf einer Gans reitend. (Tonfigur griechischer Zeit.)

Im Anschluß an die Schriftsteller unserer romantischen Zeit, in der das Rätsel der Sphinx und eine steife Plastik den ägyptischen Geist zu bezeichnen schienen, lebt bei uns immer noch die Vorstellung fort, daß die alten Ägypter ein weltfremdes und in mystische Religiosität und in Hoffnungen auf das Jenseits versunkenes Volk gewesen sind. Eine bessere Kenntnis der Denkmäler und vor allem die Papyri aus antiken Stadtruinen haben uns jedoch gezeigt, daß den Angehörigen des Pharaonenreiches die irdische Welt mit ihren Freuden und Aufgaben gar nicht ferngelegen hat. Unter den vielen Zügen eines starken Wirklichkeitssinnes haben wir bei den alten Ägyptern ein ausgeprägtes Hängen am Familienleben gefunden. Wie heute, war die Einehe in allen unteren und mittleren Schichten des Volkes die selbstverständliche Regel; daß der Vornehme darüber hinaus nach Vermögen und Neigung einen Harem halten kann, war im Altertum wie heute ohne Zusammenhang mit dem Denken und Handeln des Mittelstandes. In gleicher Weise begegnet uns auch eine hohe Kinderzahl.



Verstorbene nehmen das Totenopfer von ihren Kindern an (Grabstein des Neuen Reichs).

Die Ehen wurden durch einen förmlichen Vertrag mit fester Formung nach Gesetz und Herkommen geschlossen. Wir kennen solche Eheverträge seit etwa 1000 v. Chr.; in der späteren Zeit wird ihre Fassung immer ausführlicher, ihre Bedingungen immer sorgfältiger auf alle Möglichkeiten berechnet. Im allgemeinen werden die Verträge über eine Ehe auf Lebenszeit geschlossen, und die Frau erhält den Titel einer „Ehefrau“. Der Mann gibt ihr eine Frauengabe in Geld und Korn, die ihr auch für den Fall einer späteren Scheidung verbleibt; den Besitz des Mannes erben die gemeinsamen Kinder. Als Ausnahmefall kennen wir einen Vertrag über eine Probeehe auf fünf Monate aus dem 1. Jahrhundert v. Chr.; in ihm legt der Mann eine Geldsumme im Tempel nieder, der dabei die Stelle einer öffentlichen Bank einnimmt, und spricht der Frau diese Summe zu, falls er sie später wegschicken sollte, während sie das Geld herausgeben muß, sobald sie ihn böswillig verläßt. Aus der gleichen Zeit kennen wir auch Verträge über „lose Ehen“, in denen der Mann die Mitgift der Frau übernimmt und sein gesamtes Vermögen den gemeinsamen Kindern verschreibt; er verbürgt sich für den Lebensunterhalt der Frau, auch wenn sie nicht „Ehefrau“ heißt. Solche Frauen werden die vielgenannten „Schwestern“ sein, die wir schon in älterer Zeit kennen, und von denen mehrere den Arbeitern in die Bergwerke und Steinbrüche der Wüste gefolgt sind.



Statuengruppe eines Ehepaares. (Kalkstein.) Aus einem Grabe der IV. Dynastie (um 2800 v. Chr.).



Isis säugt ihren Sohn Horus. (Bronzefigur.)

Die frühe Heirat, die im alten Ägypten wie im heutigen Orient überall selbstverständlich ist; bringt es mit sich, daß man keine alten Jungfern kennt; die Mädchen kommen in jugendlichem Alter, oft schon als Kinder, in die Hände des Gatten oder werden ihm wenigstens zugesprochen. Das Pharaonenreich kennt auch die Hetären der Griechen nicht; vor Freudenmädchen an den Türen der Gasthäuser wird der Jüngling gelegentlich gewarnt. Die verliebte Jugend hat natürlich auch ihre Liebeslieder gehabt, und daß sie einen sinnlicheren Zug atmen als die zarteren Gedichte des germanischen Abendlandes, wird einen Kenner des Orients nicht wundern. „Deine Liebe macht mich zittern“ und „Mein Herz steht nach dir“, klagt das Mädchen, und dann: „Da finde ich meinen Bruder in seinem Zelt, und mein Herz ist froh.“ Endlich: „Ich werde nicht von dir weichen, und meine Hand bleibt in deiner Hand.“ Der Jüngling, der hier, wie sonst oft, der „Bruder“ genannt wird, ist krank vor Liebesgram, und die Ärzte wissen nicht zu helfen — „doch wenn meine Schwester mit ihnen kommt, sie kennt meine Krankheit!“ Schließlich will er sogar Türhüter bei seiner Liebsten sein, damit er ihre Stimme hört, wenn sie ihn auch schilt.

Stirbt der Mann, so erhebt die Witwe bei der Bestattung eine bewegte Klage an der Mumie, die sie leidenschaftlich umschlingt: „Ich bin doch deine Schwester, du Großer, verlasse mich nicht! Warum bist du fern von mir? Der du so gern mit mir scherztest, du schweigst und redest nicht!“ Ist sie ihm ins Grab gefolgt, was in der Urzeit gewiß gewaltsam geschah, so sorgen die gemeinsamen Kinder für den Totendienst bei den Eltern, und es ist dem Ägypter ein schrecklicher Gedanke, daß einmal in Zukunft kein Sohn an seinem Grabe die Opfergebete sprechen und die Gaben niederlegen könne. Deshalb stellen die Bilder in den Gräbern immer wieder die Szene dar, daß die Eltern von den Speisen nehmen, die ihre Kinder ihnen hingelegt haben. In den Pyramidentexten des Alten Reichs (um 3000 v. Chr.) heißt es schon: „Der Sohn baut Gerste und baut Weizen, daß er den Vater damit beschenke“, und in den Opfergebeten wünscht man sich immer wieder, daß die Gaben der Kinder niemals aufhören möchten.

Das irdische Familienleben spiegelt sich auch bei den Göttern wider. Osiris und Isis sind das vorbildliche Ehepaar, Isis mit ihrem Horus-Kindchen die fürsorgliche Mutter im Himmel. Die in Ägypten seit alter Zeit heimische Gruppe der Mutter mit dem Kinde ist in frühchristlicher Zeit in die neue Religion übergegangen und lebt in den Madonnen des Mittelalters bei uns weiter. Den kleinen Harpokrates, wie die Griechen das Horus-Kind nannten, haben die Ägypter mit einem ganzen Kranz von Sagen und Erzählungen umgeben und zu einem Liebling des Volkes gemacht.



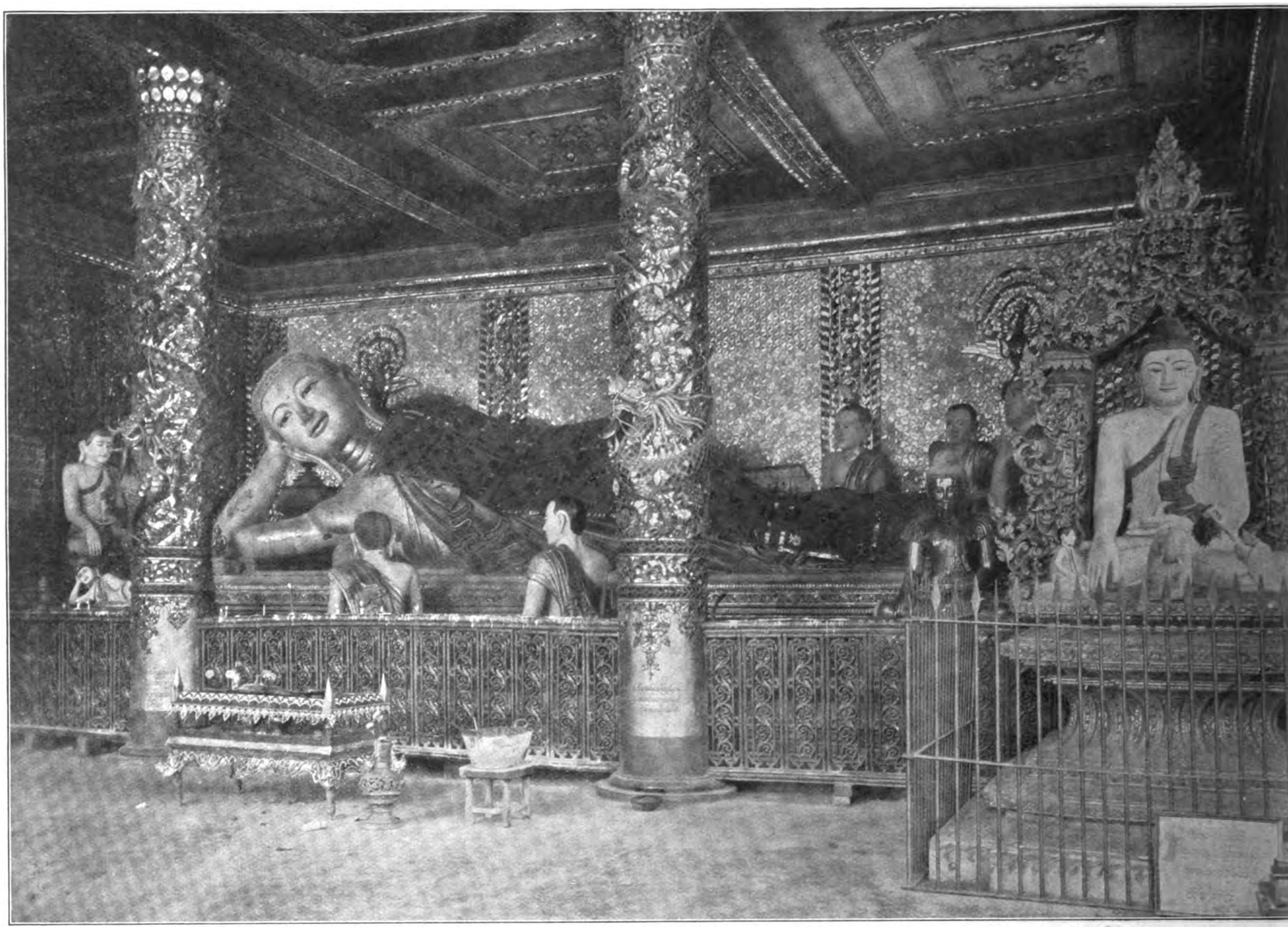
Ehepaar, speisend am Tisch mit Broten (Grabrelief des Alten Reichs).



Familiengruppe aus Kalkstein (Altes Reich).



Flicktag im Bauernhaus. Nach einem Gemälde von Hans Best.



Indische Kunst: Der große „liegende“ Buddha im Tempel zu Mandalay (Birma).

Im Lande der Schammar. / Von Oberstleutnant a. D. Ernst Paraquin.

Die Schammar sind ein Beduinenstamm, der im Beginn des 18. Jahrhunderts aus der großen arabischen Wüste in das Land zwischen Euphrat und Tigris eindrang und sich dort unter immer wiederkehrenden Kämpfen mit den benachbarten Anese, Dlems und anderen Nomaden und kurdischen Halbnomaden in seinem Weiden- und Herdenbesitz behauptet. Nach uralter Gepflogenheit wandern ihre weit verstreuten Sippen im Zuge der Jahreszeiten von Weideplatz zu Weideplatz.

Gegen Ende des Weltkriegs im Juni 1918 besuchte ich die Sippe des Humedi-Bey, die ihr alljährliches Frühsommerlager am wasserreichen Wadi Tharthar in der Nähe der Ruinenstadt Hatra bezogen hatte. Der Tharthar-Bach kommt vom Sindschargebirge, in dem ein Teil der Teufelsanbeter sich angesiedelt und durch emsigen Fleiß mitten in der Steppe eine Oase fruchtbaren Landes geschaffen hat. Beduinen und Teufelsanbeter leben häufig in Fehde. Zwar pries uns Humedi ihre Rechtlichkeit und Tüchtigkeit, aber dem strenggläubigen Mohammedaner ist ihre vielfach mißdeutete Religion, in die sich anscheinend Reste des altiranischen Lichtkults verweben, ein Greuel. Außerdem sind ihre Siedelungen ein dankbares Ziel der Raubzüge der Schammar, und so heilig der Beduine die Gastfreundschaft hält, so erlaubt und geboten dünkt ihn das Ausplündern jedes Stammesfremden, der in seinem Gebiete weilt.

Im Vertrauen auf die mit Humedi in meinem Hause in Mosul geschlossene Gastfreundschaft fuhr ich mit meinen Begleitern in drei Personenautos in die große Dschesire (Insel), die Steppenwüste zwischen Tigris und Euphrat. Hier hörte jeder türkische Machtbereich auf und ist der freie Beduine unumschränkter Herr. Wir hatten außer der persönlichen Bewaffnung ein gut sichtbares Maschinengewehr mitgenommen. Denn der Einfluß des englischen Goldes erstreckte sich bis zu den Teufelsanbetern am Sindschar, und Zwischenfälle durch feindliche Beduinenhorden, die der auf jeden Europäer von den Engländern ausgesetzte Geldpreis lockte, schienen nicht ausgeschlossen.

Wie winzige schwarze Pünktchen rollten unsere Wagen in der unermeßlichen Steppe dahin, geführt von einem Schammar, der mit unbedingter Sicherheit dem Wagenführer die Fahrtrichtung wies. Das Gras, das noch vor wenigen Monaten in frischem Grün, belebt von bunten Anemonen, Tulpen und Orchideen, die Steppe bedeckt hatte, war in der sengenden Sonnenglut verdorrt. Heuschreckenschwärme schwirrten in der flimmernden Luft um uns. Hier und da jagte ein Rudel Gazellen in fliegender Hast dahin. Manchmal tauchten die schwarzen Zelte eines Nomadenlagers oder die Silhouetten einer Kamelkarawane auf.



Die Autos der Expeditionsteilnehmer in der Wüste.



Bunte Reihe. × Humedi, der Schammar-Schech.

Nach neunstündiger Fahrt galoppiert uns eine Gruppe von Beduinen entgegen, die sich als der älteste Sohn und die Brüder Humedis entpuppen. Sie sind uns zu unserer Begrüßung entgegengeritten und feiern unsere Ankunft durch Freudenschüsse und Lanzenschwingen. Bald sind wir im Zeltlager, wo uns Humedi mit der unnachahmlichen freundlichen Würde des freien Wüstenherrn empfängt.

Im großen luftigen Schechzelt nehmen wir auf Teppichen und Kissen Platz. Der köstliche bittere arabische Kaffee, der in großgeschnäbelten verzinkten Kupferkannen jederzeit im Zelt bereit steht, wird uns in kleinen Schlücken gereicht, dazu eine durstlöschende heiße Zitronenlimonade mit dem nelkenähnlichen Helgewürz. In Redewendungen, deren Reiz und Eigenart uns aus den Erzählungen der Bibel bekannt sind, wird unser Erscheinen begrüßt. Bald werden wir in unser Gastzelt gebeten, wo wir am Boden um eine Riesenplatte mit Reis und Fleisch kauern, während Kannen mit wohlschmeckender Kamelmilch und Joghurt von Mund zu Mund gehen. Wir hatten schon neben dem Schechzelt mit raschem Blick im offenen Küchenzelt die unverschleierten Frauen erspäht, die die herrlich mundenden Speisen zubereiteten.

Nach erquickender Nachtruhe unter dem funkelnden Sternenhimmel der Wüste verlassen wir am frühen Morgen auf Beduinenpferden das Lager, um die mächtigen Ruinen von Hatra zu besuchen. Die römischen Kaiser Trajan und Septimius Severus hatten vergebens die Stadt belagert, die eine reiche Vermittlerin des Handels



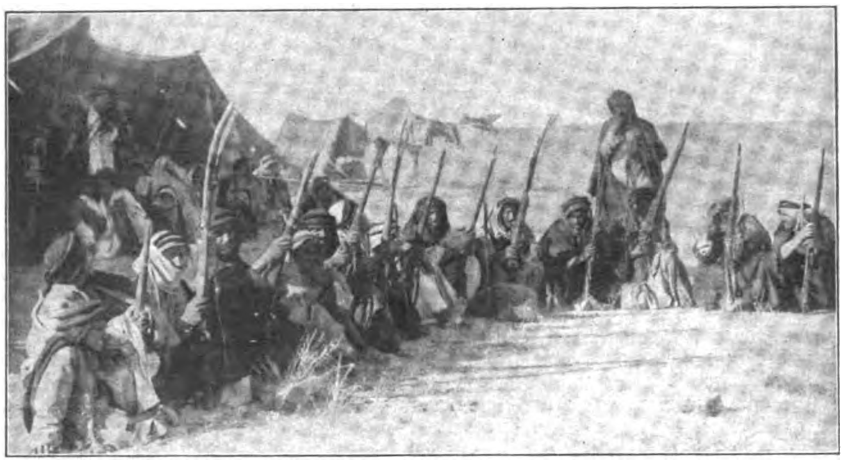
Beim Kaffeekochen.

durch die Wüste, ähnlich wie Palmyra, war und einen Mithrastempel mit einem berühmten Goldschatz besaß. Noch ist der letzte römische Belagerungswall in einer flachen Bodenerhebung rings um die fast kreisförmige Stadt deutlich zu erkennen. Hellenistische Köpfe schmücken die Wände der durch ein Erdbeben teilweise eingestürzten Riesenhallen. Der Stirnbalken einer Pforte zeigt den Kopf des Mithras mit dem Strahlendiadem. Der Sassaniden-Großkönig Schapur bereitete der Selbständigkeit der Wüstenstadt im dritten nachchristlichen Jahrhundert ein Ende. Verrat soll ihm die Tore geöffnet haben: Die schöne Manisen, die Tochter des letzten Fürsten von Hatra, opferte die Freiheit ihrer Vaterstadt ihrem Ehrgeize, im Harem des Besiegers der Römer zu glänzen.

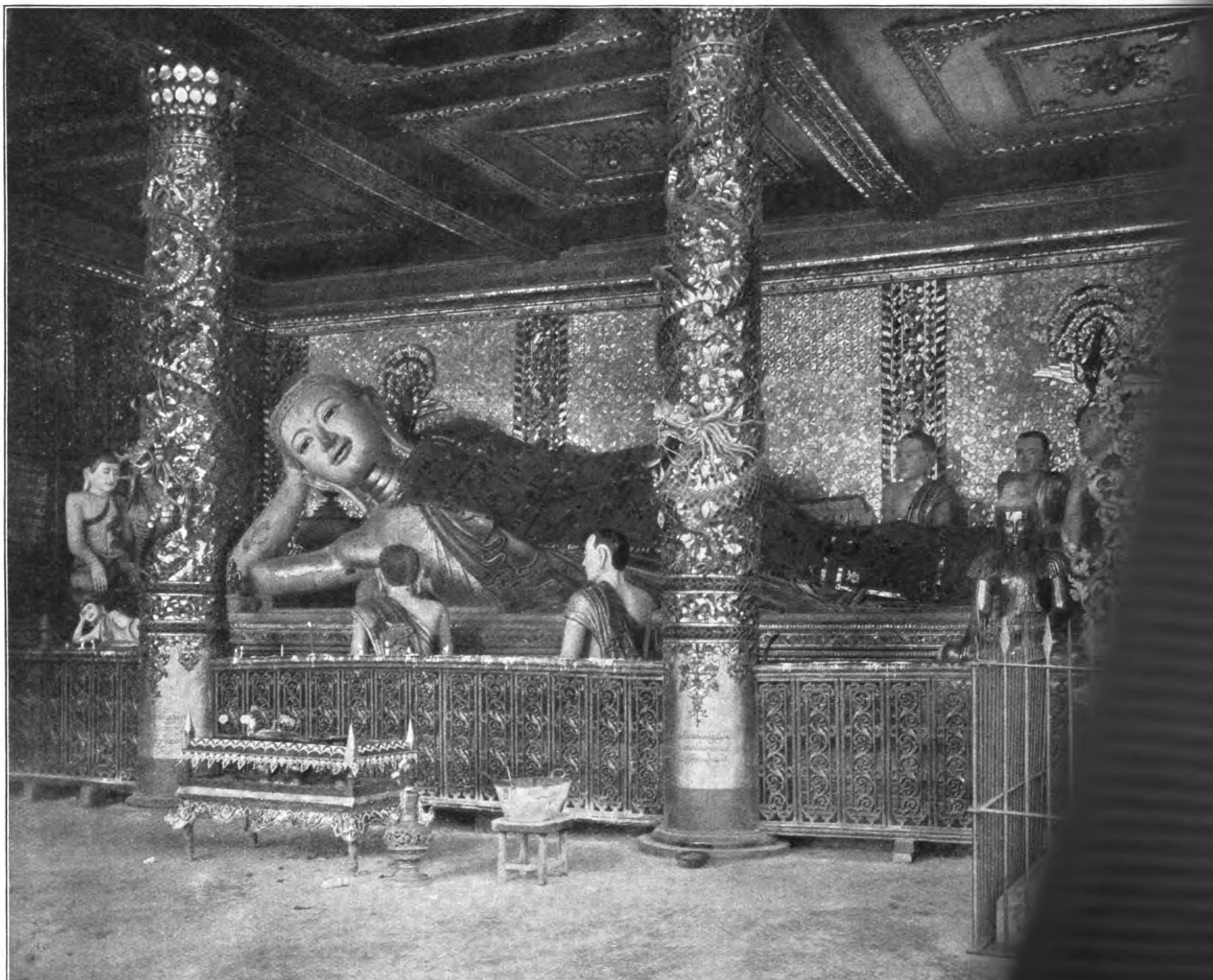
Auf dem Heimwege zeigt der wild aussehende Lanzenreiter Humedis seine Künste, indem er scherzhafte Attacken auf mich reitet. Kaum hat er mich in sausendem Galopp mit eingelegter Lanze unter drohendem Brüllen passiert, so macht er gewandt kehrt, reitet an meine Seite und flüstert mit geöffneter Hand das Zauberwort des arabischen Orients: „Flubs!“ (Geld!)

Zur Belustigung unserer Gastgeber veranstalten wir am Nachmittag ein Preisschießen, bei dem wir für die besten Schützen silberglänzende Medschidjehs (20-Piaster-Stücke) auswerfen. Die ganze Schießleidenschaft, Treffsicherheit und — Geldgier der Wüstenjäger zeigt sich. Mit funkelnden Augen verfolgen sie die dem glücklichen Schützen zugeworfene Münze. In zweifelhaften Fällen entsteht eine leidenschaftliche Auseinandersetzung und ein wildes Gestikulieren mit den geladenen Gewehren. Die Zeit des Abendgebetes macht der Lustbarkeit ein Ende. Zwar beobachteten wir bei der Mehrzahl der Beduinen keine religiösen Riten, aber Humedi und einige seiner Getreuesten warfen sich zu allen Gebetsstunden vor dem Zelte zu Boden, das ernste Angesicht in gläubiger Inbrunst nach den heiligen Stätten gerichtet.

Am Abschiedsabend kauern wir im Kreise der vornehmen Sippenmitglieder am Boden vor den Zelten. Bittere Anklagen gegen die türkische Gewaltherrschaft klingen aus dem Munde Humedis und seiner Brüder. Das Ende des Krieges hat die Loslösung Arabiens aus dem türkischen Reichsverband gebracht. England hat seine Schutzherrschaft in die Form eines arabischen Königreichs Mesopotamien gekleidet. Aber niemals wird ein straffer Staatsverband die schweifenden Sippen der Beduinen zusammenzuschließen vermögen. Die Fellachen und Städtebewohner, auf die der Nomade mit Verachtung herabsieht, mag England zu festeren Formen vereinen. Seine Politik gegenüber den Nomaden wird stets die Rücksicht auf ihren Freiheitstrieb bewahren müssen. Freilich ist dieser Hang zur Unabhängigkeit eingeschränkt durch Lebensbedürfnisse mancher Art, die der nur auf Viehzucht und Jagd angewiesene Beduine allein in den festen Siedlungen zu befriedigen vermag.



Vor dem Preisschießen.



Indische Kunst: Der große „liegende" Buddha im Tempel zu Mandalay

Im Lande der Schammar. / Von Oberstleutna

Die Schammar sind ein Beduinenstamm, der im Beginn des 18. Jahrhunderts aus der großen arabischen Wüste in das Land zwischen Euphrat und Tigris eindrang und sich dort unter immer wiederkehrenden Kämpfen mit den benachbarten Aneſe, Dlems und anderen Nomaden und kurdischen Halbnomaden in seinem Weiden- und Herdenbesitz behauptet. Nach uralter Gepflogenheit wandern ihre weit verstreuten Sippen im Zuge der Jahreszeiten von Weideplatz zu Weideplatz.

Gegen Ende des Weltkriegs im Juni 1918 besuchte ich die Sippe des Humedi-Bey, die ihr alljährliches Frühsommerlager am wasserreichen Wadi Tharthar in der Nähe der Ruinenstadt Hatra bezogen hatte. Der Tharthar-Bach kommt vom Sindschargebirge, in dem ein Teil der Teufelsanbeter sich angesiedelt und durch emsigen Fleiß mitten in der Steppe eine Oase fruchtbaren Landes geschaffen hat. Beduinen und Teufelsanbeter leben häufig in Fehde. Zwar pries uns Humedi ihre Rechtlichkeit und Tüchtigkeit, aber dem strenggläubigen Mohammedaner ist ihre vielfach mißdeutete Religion, in die sich anscheinend Reste des altiranischen Lichtkults verweben, ein Greuel. Außerdem sind ihre Siedelungen ein dankbares Ziel der Raubzüge der Schammar, und so heilig der Beduine die Gastfreundschaft hält, so erlaubt und geboten dünkt ihn das Ausplündern jedes Stammesfremden, der in seinem Gebiete weilt.

Im Vertrauen auf die mit Humedi in meinem Hause in Mosul geschlossene Gastfreundschaft fuhr ich mit meinen Begleitern in drei Personenautos in die große Dschesire (Insel), die Steppenwüste zwischen Tigris und Euphrat. Hier hörte jeder türkische Machtbereich auf und ist der freie Beduine unumschränkter Herr. Wir hatten au... der persönlichen Bewaffnung ein ... sichtbares Maschinengewehr mitgenommen. Denn der Einfluß des englischen Goldes erstreckte sich bis z... den Teufelsanbetern am Sindschar, u... Zwischenfälle durch feindliche Beduin... horden, die der auf jeden Europäer ... den Engländern ausgesetzte Geld... lockte, schienen nicht ausgeschlossen...

Wie winzige schwarze Pünktche... ten unsere Wagen in der unerme...

Steppe dahin, geführt von e... Wagenführer die Fahrtrichtu... in frischem Grün, belebt vo... bedeckt hatte, war in der ... schwirrten in der flimmer... in fliegender Hast dahin ... lagers oder die Silhou...

Nach neunstündiger ...



Die Autos der Expeditionsteiln...



...edi, der S...

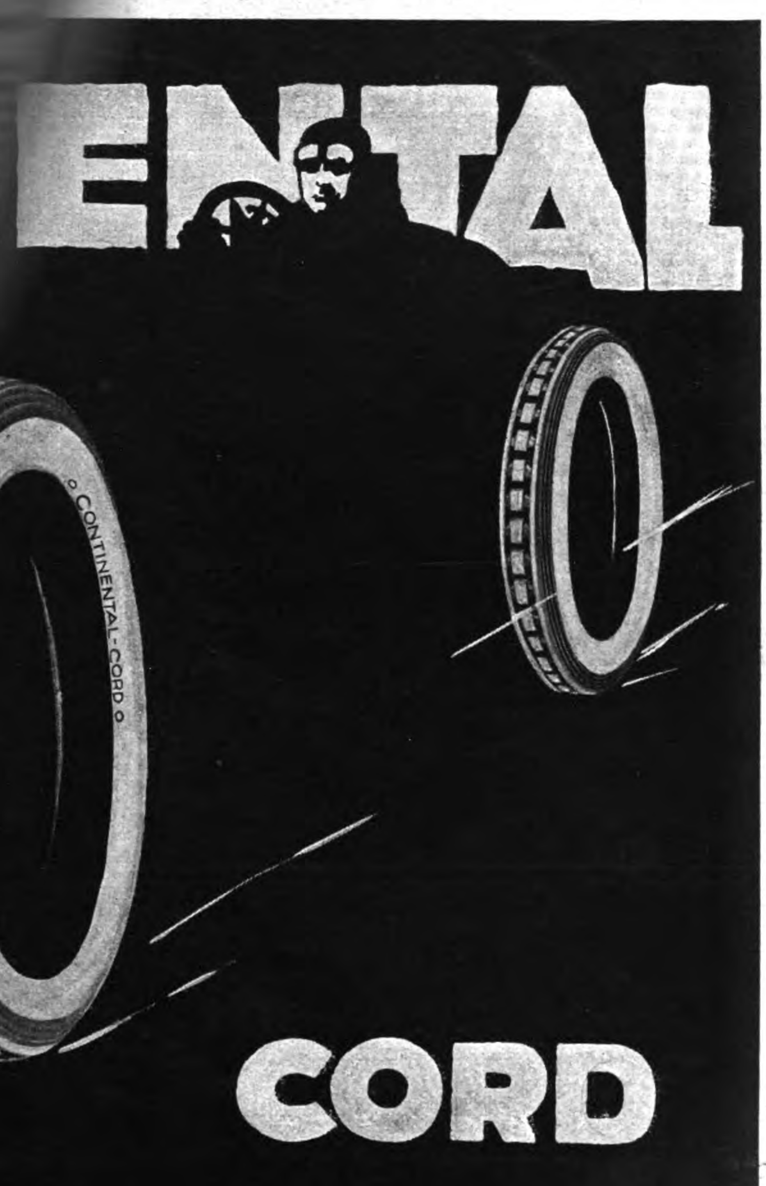


...observatorium und auf Grund anderer Er-
...am dabei stets zu dem Ergebnis, daß man im
...l der Gebirgshöhe oberhalb des Gipfels als
...n 1142 m hohen Brocken rund 380 m, so daß
...tört weht. Infolge der Verengerung der Strom-
...wie bei einer Flußenge, größer sein als in der
...war am meisten unmittelbar über dem Gebirge.
...n, daß diese Zunahme der Windgeschwindigkeit
...ab sich für den Feldberggipfel im Taunus eine
...tern gegen 6,5 in gleicher Höhe, aber weiter ab
...nd natürlich nur Durchschnittswerte, während bei
...chende Zahlen beobachtet werden können. K.

...eitforschung in Wien. Obwohl heute
...nteresse so fesselt wie die früheste Urgeschichte des
...Eiszeitalter und die gleichzeitigen erdgeschichtlichen
...opa mit Ausnahme des vom Fürsten Albert von
...e Paléontologie humaine" zu Paris kein wissen-
...ist nun auch in Mitteleuropa geschaffen durch das
...Eiszeitforschung am Naturhistorischen Staatsmuseum
...ter der Leitung des Direktors der anthropologisch-
...J. Bayer steht, der durch den Nachweis von nur
...geschaffen hat, wird sein Ziel mit Hilfe eines wissen-
...n, dem die bedeutendsten Spezialforscher Österreichs

...lkswirtschaftslehre. Die Beschäftigung
...Eingeborenen ferner Länder hat leider für uns an
...resse stark verloren, seitdem wir unsere Kolonien ein-
...naue Kenntnis der Eingeborenen nicht mehr für deren
... vonnöten ist. Um so größere Bedeutung könnte die
...ns gewinnen, daß wir durch das Studium der leichter
... den sog. Naturvölkern den richtigen Standpunkt und
...serer eigenen Lebensverhältnisse gewinnen würden, vor
...t die Verbindung zwischen der sozialen Volkswirtschafts-
...s in die jüngste Zeit hinein noch kaum gesucht und ver-
...leichende Volkswirtschaftskunde auf ethnologischer Grund-
...t, eine ethnologische Volkswirtschaftskunde, hat es bei uns
... Wohl beschäftigte man sich vielfach mit der „Wirtschafts-
...rtschaftlichen Abhängigkeit des Menschengeschlechts von der
...t war aber über die Stellung des einzelnen Menschen im
...ine Teilnahme an der Gewinnung wie am Verbrauch der
...r, über die Forderungen und Hemmungen, die ihm die Ge-
...f bereitet, kurz, über die soziale Seite der Vokswirtschaft der
...s gewonnen. Dieser erst neu zu schaffende Zweig der Ethno-
...rtschaftskunde der Naturvölker, die Darstellung der „sozialen
...ng der menschlichen Lebensbedürfnisse", ist der Gegenstand des
...Grundrisses der ethnologischen Volkswirtschaftslehre" von Prof.
..., Direktorialassistent am Museum für Völkerkunde zu Berlin
...nand Enke in Stuttgart). Das Werk, das für jeden Gebildeten
...eben ist und jedem, der zu einem eigenen Urteil über unsere eigenen
...isse strebt, zum Studium warm empfohlen werden kann, gliedert sich
... der erste behandelt die soziale Organisation der außereuropäischen
...irtschaft, also besonders die Formen und Mittel des Verkehrs; der
...alen Wirtschaftsprozeß, also die Erzeugung, Bewegung und Verteilung
...chlichen Leben notwendigen „Sachgüter".





Der Bräutigam. / Von Arthur Silbergleit.

Die drei Schwestern von Swanneblom ähnelten einander sehr. Blond, blauäugig und zartgliedrig, bekundeten sie ihre Herkunft von einem alten Friesenstamm, dessen Herbheit durch den allmählichen Aufstieg des Geschlechts zu Rang und Adel und durch eine langsame Sittenverfeinerung nunmehr ganz verwischt schien. Im Grunde ihres Wesens aber war ein beinahe männlicher Stolz verborgen; dieser fand freilich selten eine Offenbarungsmöglichkeit, etwa wenn sich ein Ritter beim festlichen Rausch des Weines ein wenig übernommen hatte und dann zu weit vorwagte. Oder auf der Jagd, wenn es galt, durch den bereits herbstlich gefärbten, mit seinem Purpur, Violett, Gold und Scharlach prunkenden Wald dem von der Meute gehetzten, bald ganz umstellten Wild über Stock und Stein im tollsten Galopp und mit stürmischem Hussa und Hui nachzurasen. Dann flutete und ebbte das Friesenblut in ihren schlanken Gliedern wie ein rotes Meer, dessen heimlicher Gesang in den Muscheln ihrer Ohren die Mären und Heldenlieder, Legenden und Sprüche, Flüche und Gebete, Schwerter- und Sagenmusik der Ahnen summte. Mit weitgeöffneten Augen aber staunten die grünen Teiche und blauen Weiher im Waldfrieden, die letzten unter Wipfelträume verschlagenen Kinder der großen See, ihnen nach, und sie wunderten sich, wie die Urkraft des Geschlechts, dessen zähen Trotz ihre Mutter, das Meer, einst so gewaltig zu spüren bekam, trotz aller Sittenverfeinerung noch in den jüngsten und zartesten Sprossen des Stammes sich erhalten hatte.

Sonst floß das Leben der Schwestern ganz sanft und in jener süßen Lässigkeit dahin, wie sie gepflegte Naturen lieben. Sie saßen in ihren gotischen Zimmern, bewacht von den Blicken der Ahnen, deren Bilder in würdiger Andacht an den Wänden hingen. Und sie kosteten den Reiz aus, ihre Ruhe und ihren Frieden von den gemalten und von den an den Säulen in Kreuzform wirklich angebrachten Schwertern beschirmt zu wissen. Wollten die Waffen durch diese inbrünstige Gebärde frommer Verschlungenheit wohl ihr heiliges Amt andeuten? Die Mädchen lasen in vergilbten Briefen und Pergamenten Matronenweisheiten und Ahnenworte, sie suchten in den Schränken einer verschollenen Zeit, den schweren Eichentruhen den Hauch toter Tage, und sie waren entzückt, wenn er aus eckigen, faltenstarren Brokatgewändern, kreisrunden altniederländischen Halskrausen und aus verknitterten Spitzentüchern in die fremde Gegenwart hineinzitterte.

Sie liebkosten auf den Altanen und Brüstungen des Schlosses die glatten Vliese ihrer weißen, schlanken Windhunde, und sie streichelten an den Säumen der Teiche das glänzende Gefieder der Schwäne. Stundenlang lagen sie in den breiten und bequemen Betstühlen ihrer eigenen Hauskapelle, halb ermattet und sinnengeschwächt von dem betäubend süßen Weihrauch und umschmeichelt von der Farbigkeit der gotischen Kirchenfenster, deren buntgewandete Erzengel, von blauen Tüchern überflossene, lilientragende Madonnen und Heilige mit Goldmänteln und Hirtenstäben die Sonne immer wieder umzukleiden suchte.

Sie spannen an ihren Webstühlen leichtes Linnen, wenn längst das Spätmittagslicht sein Goldgewirk in den Rosenhecken beendet hatte, und wenn sich der junge Mond bemühte, die letzten schon zerfließenden Abendfäden mit seiner Spange noch zusammenzuhalten. Und das Leben der drei Jungfrauen glich selbst einer Stickerei, deren überaus dünne Maschen leicht zerreißbar waren, und die allenthalben die gleichen Muster aufwies.

Diese Ähnlichkeit in den meisten Gesichtszügen war den Schwestern keinesfalls sehr erwünscht. Denn der kleinste Ausdruckswechsel offenbarte die innere Bewegung jeder. Und sah die eine die andere an, so glaubte jede sich in ihrem Spiegel zu schauen. Ebenso verrieten sie sich durch den Tonfall ihrer Worte. Ihre Laute glichen den Klängen eines Glockenspiels, von denen jeder, einem Fremden kaum vernehmbar, immer höher als sein Bruder stieg; sie waren in ihrer silberhellen Musik anmutig heiter und schwangen in ihrer irdischen Freude höher als die überirdischen in den Türmen der Kirchen und Kapellen unserer heiligen Fraue, und sie schlugen zuweilen einen so keuschen und einfältigen Dreiklang an, als wären sie seit Weltbeginn von einer geheimnisvollen Macht zu reinstem Zusammenklange gestimmt worden.

Eines Tages kam in das Glockenspiel der Seelen ein fremder Hall. Die jüngste Schwester sang den Bruchteil eines Tones noch heller, höher, inniger, schwärmerischer und verzauberter, als wäre sie wie droben eine Turmglocke ihrem Sehnsuchtshimmel schon näher. Aber es war ein irdisches Glück, das sie verwandelte: an das Tor ihrer Seele hatte ein feiner, starker Knabe nicht vergebens geklopft. Die beiden anderen Schwestern bemühten sich, die Gewißheit ihrer Ahnungen jener zu verhehlen; um den alten, reinen, seelischen Zusammenklang wieder zu ermöglichen, suchten sie ihre eigenen Laute gleichsam in der Schwebe zu halten. Jedoch eine Stimme lockte immer die andere; so stiegen alle heimlich zu Gipfeln hinan, und weilte der Sinn ihrer Worte auch in der Ebene des Alltags, ihr Tonfall hob sie über diese Fläche weit hinaus. Die beiden Schwestern konnten aus den veränderten Gesichtszügen der Jüngsten auf das Bild ihres Herzensfürsten schließen, als wäre das Antlitz dieser von seiner Wesensfarbe pastellfein übermalt worden, und sie ließen sich von ihr aus Liebe zueinander bald alle heimlich überglänzen. So offenbarte jede Schwester manches von dem scheuen Reiz dieses im Grunde unsichtbaren Bräutigams, der nur in dem blauen Duft ihrer Träume wanderte und ihnen eine solche seelische Empfängnis schenkte, daß sie, wie heilige Bräute ohne Buhlen, die zartesten Kinder der Sehnsucht unter ihrem Busen bargen.

Seitdem band ein zauberhaftes Glück die Schwestern noch fester; sie fühlten sich nunmehr wie Rosen an einem Schicksalsstrauß. Aber eben die Fäden, die sie zusammenhielten, suchte jede der anderen zu verhehlen, obwohl die Mädchen ahnten, daß diese am Webstuhl eines gemeinsamen Gottes gesponnen waren. Und je stärker die Verschämten die Empfindung gegenseitiger Wesensferne und Fremdheit verloren, und je stärker sie sich innerlich verknüpft wußten, desto loser und lockerer suchten sie ihre äußere Annäherung zu gestalten, als bangten sie, sich zu verraten. Keine wollte je der anderen den Geliebten rauben; auf dem Antlitz der Jüngsten sollte sein Bild in reinster Taufrische und Jugend erglänzen; seine edlen Züge sollten nicht auf ihrer Wanderung von Gesicht zu Gesicht altern. Aus so scheuen Regungen heraus mieden sich die Schwestern, soweit dies nur möglich war; wenn sie aber im Saale beisammen saßen, neigten sich die Gesichter der Wahlverwandten nicht zu-, sondern etwas gegeneinander, und sie bekamen dadurch, nur um eine Linie leidender, eine so rührende Haltung, wie man sie zuweilen auf den seitwärts gewendeten Antlitzen boticellischer Madonnen erblickt. Und selten schwang nun ein Wort, das nicht die Notwendigkeit äußerer Pflichten gerechtfertigt hätte; ihre Laute waren keine Mächte, die einen Steg von einer zur anderen hinüberbauten, und weil sie sich innerlich durch ein unzerstörbares Brückenband verbunden fühlten, ließ man die starken Verständigungen über Herkömmliches, und man erkor die stärkste Sprache eines zarten und schweigenden Verstehens. Desto ausdrucksvoller in ihrer stummen Beredsamkeit war freilich dann die Art, wie sie gleich Dulderinnen die präraffaelitischen schmalen Hände falteten, und wie sie durch die einzelnen, zagen Fäden des immer aus Scham halb geschlossenen Wimpernvorhanges die Blicke sehnsuchtsvoll in die Weite lugen ließen.

Abends aber, wenn sie schon ledig aller Tages- und Tafelpflichten waren, schieden sie mit dem üblichen Segenswunsch voneinander; jede schützte noch eine Arbeit in ihrer Kemenate vor, und sie gingen einzeln auf Sonderwegen in der Tiefe ihres rosenreichen Schloßwaldes traumumfangen dem Geliebten nach. Sie befragten alle Zweige, Sträucher und Blumendolden, ob sie den Herzenskönig gesehen; aber diese schüttelten im Winde abwehrend ihr Haupt. Sie forschten bei den Glockenblumen, den blaugewandeten Glöcknern der Stille, jene jedoch schlugen mit den kleinen Klöppeln, den dünnen Staubfäden an ihre leichte geschwungene Hülle eine kaum hörbare Verneinung. Sie behorchten den Hauch der Anemonen, das Geflüster der Gräser sowie die Sprache des Quells auf den Atem und die Stimme des Geliebten, und sie lasen aus den braunen, wehmütigen Augen der Rehe den Schmerz der edlen, waldkundigen Tiere und Franziskusfreunde, den Schwestern dieses Mal nicht den rechten Weg weisen zu können. Sie spähten durch das Gerank des ältesten Wipfels, den einst Urahnenhand gepflanzt, ob sich etwa ihr heimlicher Seelenherrscher hinter dem Jahrhunderte überblühenden Efeuwall verborgen halte, und sie suchten in den still beredten Augen der Schwäne eine stumme Antwort auf die Frage, ob er mit der Rundung seines Kiels ihren krausen Kreisen nachgezogen wäre, und ob er mit dem schneeigen Schimmer seines Segels den Glanz ihrer Schwingen beschämt hätte. Im Taumel seliger Verzückung neigten sie sich über das betaute Gras, als könnten sie aus seiner Feuchte die Küsse des Geliebte saugen, und wenn die Umrisse der fahl umdämmerten, niederen Sträucher und hohen Gipfelkronen immer wunderlicher, verwunschener, spukhafter und undeutlicher wurden, die Landschaft in ihrer nebelhaften Verwischtheit wie eine verschwommene Bleistiftzeichnung Gottes aussah, die Schatten ihre zartesten und wandelbarsten Farbentönungen auf dem Schmelz aller Erscheinungen und Gestalten erzittern ließen, die Abendlichter aber, der schwanken Finsternis zum Trotz, zwischen den einzelnen Stämmen strahlende Straßen in die Waldestiefe hineinbauten, fühlte sich jede der Schwestern mit der zwischen Licht und Dunkel, zwischen Gewißheit und Zweifel schwankenden Seele des Abends verwandt, und eine jede ließ in dem Hin und Her der Gefühle ihre Sehnsucht auf ureigener Bahn immer weiter und weiter ins Uferlose wandern.

Eines Abends jedoch trafen sie sich auf einem Kreuzweg, dessen sinnbildliche Gewalt den endgültigen Zusammenfluß lang getrennter Lebenspfade in fast beleidigender Überdeutlichkeit veranschaulichte. Eine jede ließ das Bewußtsein ihres Seelenverrates erröten; die Scham, sich auf der Suche nach dem gemeinsamen Geliebten begegnet zu sein, heiligte ihr Schweigen. Sie faßten sich, zum Heimweg durch das Waldesdunkel bereit, wortlos an den Fingern, und wie ihre Hände eine feste Kette bildeten, durch deren einzelne, leicht reizsame Glieder dieselben Empfindungen gleich magnetischen Strömen fluteten, so fühlten sich auch ihre Herzen von einem geheimnisvollen Zauber verwoben, von denselben Gefühlswellen bis in die letzten Tiefen durchzittert und nunmehr unzerreißbar verbunden.

Ihre irdische Sehnsucht schien auf einmal am Himmel aufgeblüht zu sein; denn strahlend erschien der junge, keusche Mond, und sein heiteres Antlitz trug die Züge des gemeinsamen Geliebten.

An unsere Leser!

Die neue Teuerungswelle mit ihren sprunghaften Steigerungen von Löhnen und Materialien zwingt alle Zeitungen und Zeitschriften zur Erhöhung des Bezugspreises. Die „Illustrirte Zeitung" hat als Vertreterin des Qualitätsprinzips unter den riesigen Preissteigerungen, die z. B. beim Papier allein in den letzten Wochen 150 Proz. betragen haben, besonders zu leiden und muß ebenfalls zur Neufestsetzung ihres Bezugspreises schreiten, der ab 1. April im Inland 75 Mark und im Ausland 120 Mark für das Vierteljahr beträgt. Diese Erhöhung ist eine unbedingte Notwendigkeit, soll der alte Charakter der „Illustrirten Zeitung" als der führenden illustrierten Zeitschrift Deutschlands erhalten bleiben, und wir bitten unsere zahlreichen Freunde, unserm Blatt auch fernerhin die Treue zu bewahren. Über den Umfang der Preissteigerungen im Zeitungsgewerbe, die nur zum Teil von den Beziehern getragen werden, gibt die nachstehende Aufstellung der augenblicklichen Preise im Vergleich mit den kurz vor dem Kriege gültigen einen Überblick:

	Vorkriegspreis	Jetziger Preis	Steigerung
Kunstdruckpapier, 1 kg	0,45	25. –	55 fach
Schwarze Druckfarbe, 1 kg	4,40	100, –	23 fach
Bunte Druckfarbe, 1 kg	6, –	160, –	27 fach
Einfarbige Ätzungen (Druckstöcke), 1 qcm	0,10	3, –	30 fach
Mehrfarbige Ätzungen (Druckstöcke), 1 qcm	0,50	13, –	26 fach
Kohle, 1 Zentner	0,53	38, –	72 fach
Walzenmasse, 1 kg	2,50	115, –	46 fach
Schrift, 1 kg	3, –	70, –	23 fach
Schmieröl, 1 kg	1,10	28,50	26 fach
Terpentinersatz, 1 kg	0,58	20, –	34 fach
Putzlappen, 1 kg	0,40	16, –	40 fach
Durchschnittl. Arbeitslohn f. einen Mann u. Woche	30, –	600, –	20 fach

Dabei ist zu berücksichtigen, daß diese Preise fortgesetzt weitersteigen. Bestellungen auf Papier und viele andere Rohstoffe werden von den Lieferanten nur freibleibend angenommen unter Vorbehalt der Berechnung des bei der Lieferung wahrscheinlich höheren Preises.

Wer die „Illustrirte Zeitung" liest, wird über alle Wissensgebiete unterrichtet und findet eine Fülle wertvollen Unterhaltungsstoffes. Die Tausende von Bildern jedes Jahrganges vermitteln einen durch das Wort allein nicht zu erreichenden Einblick in das Leben der Vergangenheit und Gegenwart. Trotz der Ungunst der Zeiten wird die „Illustrirte Zeitung" in bezug auf Inhalt und Ausstattung auch weiterhin unübertroffen dastehen.

Bestellungen auf Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Verlag und Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung".



Prof. Dr. Carl Ludwig Schleich,

Geh. San.-Rat, Berlin, bedeutender Arzt, Philosoph und Schriftsteller, Erfinder der schmerzlosen Operationsmethode, † am 7. März im 63. Lebensjahre. (Phot. A. Binder, Berl.)



Senator Carlo Schanzer,

der neue italienische Außenminister im Kabinett Facta. Er war unter Giolitti Post- und Finanzminister, unter Nitti Schatzminister.



Mahatma Gandhi,

der Führer der indischen Nationalisten, der von den Engländern verhaftet wurde (vgl. den Aufsatz: „Die Unabhängigkeitsbewegung in Indien" in Nr. 4065).



Dr. Baron zu Putlitz,

Präsident des Deutschen Bühnen-Vereins, früher Generalintendant des Stuttgarter Hoftheaters, † am 9. März im 62. Lebensjahre. (Phot. Alice Matzdorff, Berlin.)



Prof. Hans Sitt,

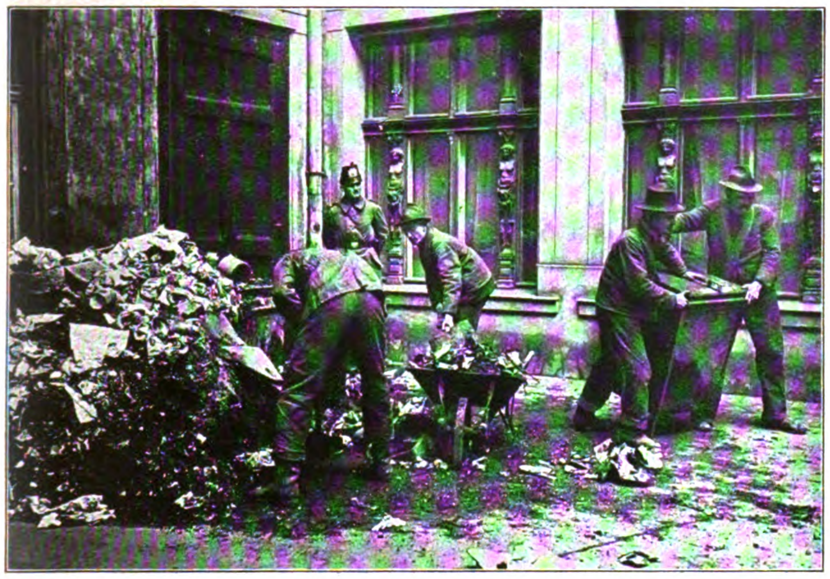
hervorragender Violinpädagoge am Konservatorium zu Leipzig (von 1884 bis 1921), † am 10. März im Alter von 71 Jahren. (Phot. Fritz Reinhard, Leipzig.)



Von der Luther-Feier in Wittenberg am 4. und 5. März: Gruppe in- und ausländischer Teilnehmer. 1. Erzbischof D. Dr. Söderblom (Upsala). 2. Bischof D. Gummerus (Borga, Finnland), Festredner. 3. Bischof Kukk (Reval). 4. Bischof D. Raffay (Budapest).



Die Wacht am Schwarzen Meer: Türkisch-nationalistische Freiwillige, die unter Mustapha Kemal-Pascha, dem Führer der türkischen Unabhängigkeitskämpfer in Kleinasien, die Küstenlandschaft Lasistan schützen.



Die Technische Nothilfe während des Müllkutscherstreiks in Berlin: Fortschaffung des liegen gebliebenen Mülls von einem Berliner Hof.



Der Oderdammbruch bei Breslau: Aus bedrohten Häusern in dem überschwemmten Dorfe Treschen werden Kinder und Habseligkeiten gerettet.



Münchner Fastenspeise in der Karwoche: Froschschenkel-Verkauf auf dem Münchner Viktualienmarkt.



Alte Karfreitagsratsche im Glockenturm des Bogenhausener Kirchleins in München.



Die jetzt im Museum für Meereskunde in Berlin ausgestellte Flagge des in der Schlacht bei den Falkland-Inseln gesunkenen Kreuzers „Scharnhorst", die im Frühjahr 1915 an der Südostküste Brasiliens aufgefunden wurde.







Kleiner Hut aus dunkelrotem Crêpe marocain mit Rand und Rosette aus schwarzem Seidenband. Modell: Blanche Robert, Paris. (Phot. Henri Manuel.)

Links: Kleiner Strohhut mit weiß und roten Bandrüschen und fescher schwarzer Schleife. Modell: Jane Blanchot, Paris. (Phot. Rahma.)

Rechts: Kleine rosafarbene Strohglocke mit Kranz aus Musselinblumen und breiter altrosa Schleife. Modell: Germaine Page, Paris. (Phot. H. M. Talma.)

Neue Frühjahrshüte.

Der Dichter.

Freie Übertragung nach einem altspanischen Fragment von Kurt Siemers, Hamburg.

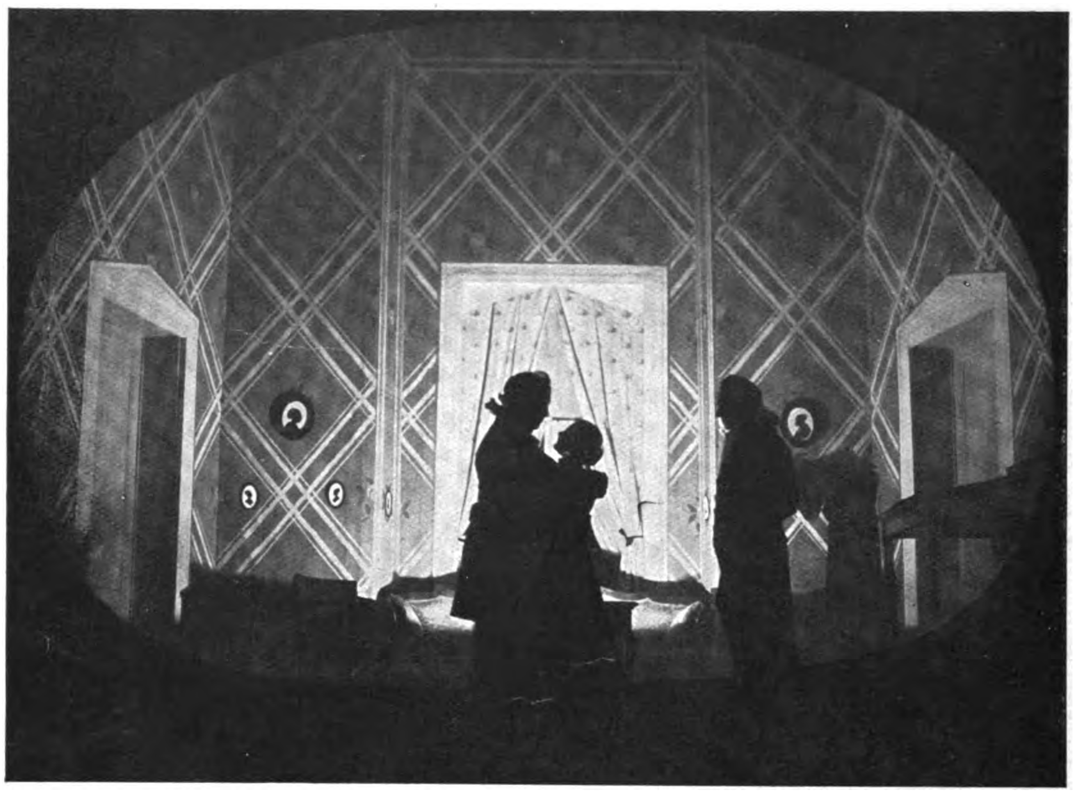
Es ist kein Himmel so hoch und kein Höllengrund so tief, keine Freude so feuerrot jauchzend, kein Schmerz so zerreißend, kein Grauen so schütternd, keine Trübnis so hoffnungsbar, der Dichter lebte und schrie darin um Gott.

Dem Dichter ist gegeben alle Gewalt auf Erden. Über seine Trauer, die er in seine Verse rinnen läßt, weinen noch, die tausend Jahre nach ihm leben. Nach seiner Liebe sehnen sich nachtäugige Frauen, wenn die Asche seines Leibes über viele Meere geweht ward. Sein Jauchzen weckt ein Echo in vielen Welten; denn jeder Mensch ist eine Welt.

Sich selbst zaubert er in Bücher, auf daß sein Gedenken nicht sterbe.

*

Dichter sein, heißt leiden um des Werkes willen. Frage die kreißende Mutter, sie weiß um das Weh des Hervorbringens, um die Qual des Gebärens.



Von der Frankfurter Goethe-Woche: Szenenbild aus der Festvorstellung „Die Geschwister", Schauspiel in einem Akt von Wolfgang Goethe, im Frankfurter Schauspielhaus (Regie: Richard Weichert; Bühnengestaltung: Ludwig Sievert). (Phot. R. & C. Heß, Frankfurt a. M.)



Von der deutschen Uraufführung von Pietro Mascagnis neuer Oper „Der kleine Marat" in der Dresdner Staatsoper. Mariella: Elisabeth Rethberg; Der kleine Marat: Curt Taucher. (Phot. Martin Herzfeld, Dresden.)

Danke kniend deinem Gotte, daß du nicht mit des Dichters Augen den erbarmungslosen Glanz der Ewigkeiten zu schauen vermagst.

Kein Mensch ist so arm wie er, da er nicht sein eigenes Leben zu leben vermag, sondern die Leben anderer durchleiden und Gefäß fremder Trauer und Zweifel sein muß.

Der Dichter ist gut und böse, wie alles Menschliche, ist These und Antithese. Das macht ihn schwanken, brennen, brüllen. Denn das birgt den Aberwitz seines Seins.

Wie silberne Brunnen rauschen seine Verse für die unsterbliche Geliebte, unsterblich durch ihn.

Gewitter und Orkan, so rast des Dichters Verruchtheit über entsetzt gebuckte Völker.

Ein aus Himmeln verbannter König ist er, der seines Purpurmantels Fetzen schleifen läßt im Staube der Gassen und Gossen.

Der Dichter ist ein Tier; er lebt in Gedanken alle Gier und Laster, alle böse funkelnden Träume, welche Tierheit in sich tragen.

Spiegel und Abbild alles Seienden ist der Dichter.

Da alles, was ist und scheint, in ihm ist, muß er außer sich selbst schweifen.

Der Dichter ist ein Gott: er schafft Geschöpfe und zwingt ihre Schicksale unter das Joch seines Willens; seine Triebe sind die dunklen Gestirne, denen diese seine Geschöpfe unterworfen sind.

*

Es ist kein Ding, das unlebendig sei. Jedes Ding hat in sich gesogen geheime Gedanken, frühe begrabene Wünsche und verschollene Taten. Der Dichter rührt sie an mit der Wünschelrute seiner Begnadung, und die Dinge sprechen zu ihm mit leiser Musik.

Das Wort läßt sich wenden, drehen wie eine schillernde Kugel, tanzend auf dem Strahl eines springenden Quells. Das Wort strahlt, wie alle Dinge, seine bunte Seele hinein in den Dichter, auf daß der ihm ein neues Dasein gebe.

Die geheimen Kräfte des Wortes, den verborgenen Zauber löst der Dichter, neue Welten in die Wolken titanisch türmend. Oder er läßt sie donnernd zusammenstürzen.

Der Dichter ist der zuckende blaue Blitz in der Polarität des menschlichen Daseins.

Dichter sein, heißt Magier sein des Wortes.

Das markige Bismarck-Bild auf Seite 242 der vorliegenden Nummer ist die Wiedergabe einer Radierung von Erich Heermann, dem bekannten Berliner Radierer, der als Porträtist einen besonderen Ruf genießt. Der Verlag von J. J. Weber gibt von dieser Radierung eine Anzahl vom Künstler signierter Exemplare zum Preise von 150 M pro Blatt heraus. Die Radierungen, die sich ebenso für die Sammelmappe wie als Wandschmuck eignen, sind vom Verlag J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, oder von dessen Niederlassung in Berlin, Am Karlsbad 10, zu beziehen.



Szene aus dem Schauspiel „Tamar" von Friedrich Wolf in der Uraufführung des Frankfurter Schauspielhauses. Tamar: Gerda Müller; Patriarch: Carl Ebert. (Phot. R. & C. Heß, Frankfurt a. M.)



Auf der Wiese.

Nach einer farbigen Radierung von Hela Peters-Ebbecke.

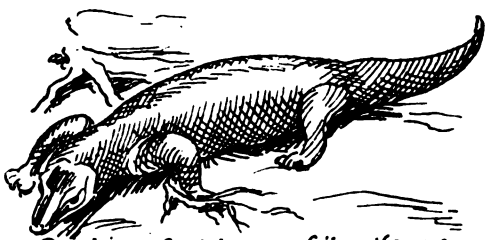
Seltsame Nahrung

Es lohnt sich wohl einmal zu zeigen, was nicht alles Speisezwecken dient, und wie groß die Anpassung des Menschen selbst an die ungewöhnlichste Nahrung ist. So backen die Norweger aus dem fein zermahlenen, eiweißhaltigen Splint der Tanne und etwas Mehl ein bitteres, doch nahrhaftes Brot. Und auf der Halbinsel Kola, zwischen Weißem Meer und Eismeer, vermengt der Russe sogar feine weiße Erde mit dem Teig, ein Brauch, der sich namentlich in den Tropen bei verschiedenen Völkern wiederfindet.


Engerling des Maikäfers

Bekömmlicher und wirklich nahrhaft sind aber jedenfalls die aus gedörrten und zerstampften Heuschrecken bereiteten Kuchen, wie sie die Araber und viele andere Völker gern genießen. In Afrika, vom Norden bis zum Süden, bilden sie häufig ein Nationalgericht von solcher Wichtigkeit, daß sich nach ihrer Zufuhr der Marktpreis anderer Lebensmittel richtet. Der Tuareg im Norden verspeist allein in einer Mahlzeit 300 Heuschrecken, nachdem er das Gebot des Korans streng erfüllt, der allen Gläubigen gebietet, den Kopf, die Flügel und die Füße dieser Tiere zu entfernen. Im Süden wieder sammelt der Bure die Heuschrecken in Säcken und räuchert sie, um sie dann zu schmoren, als Mus zu kochen oder an der Sonne zu dörren und, wie Garnelen aufs Brot gelegt, mit viel Behagen zu verzehren. Die Hottentotten aber mästen ihre Frauen geradezu mit solcher fettbildenden Nahrung, da umfangreiche Leibesfülle ihnen als Schönheitsideal erscheint. Doch auch in China herrscht eitel Freude, wenn eine Wolke der sonst so gefürchteten Tiere naht. Groß und klein zieht ihr entgegen und stopft sich, gierig fangend und fressend, Mund und Magen mit dem so beliebten Artikel voll. Die heimgebrachte Beute aber wird eine halbe Stunde lang gekocht und nach Entfernung von Flügeln, Kopf und Füßen mit Salz, Pfeffer und ein paar Tropfen Essig angerichtet. Die in Südrußland und den angrenzenden Donauländern heimische Wanderheuschrecke ist dem russischen Bauer beliebte Zukost, und von den jungen, noch flügellosen Tieren bereitet er sich eine Suppe, die kaum von Fleischbrühe zu unterscheiden ist. — Selbst die noch weniger verlockenden Zikaden, die riesengroßen, dickleibigen Fliegen ähneln, werden gern und viel gegessen. Die großen, vor der letzten Häutung stehenden Larven und die mit Eiern prall gefüllten Weibchen waren schon den alten Griechen wahre Leckerbissen. Den nordamerikanischen Indianern aber ist die alle 17 Jahre in unermeßlichen Schwärmen auftretende Cicada septemdecim, die sie nach ihrem Rufe Kaddititschidit benennen, eine wahre Götterspeise. Ja, selbst die wunderlichen Buckelzirpen, deren scharfe Dornen das Barfußgehen gefährlich machen, wenn sie in Mengen von den Bäumen fallen, werden in Südamerika und Neusüdwales geröstet. „Da geht nichts drüber!" sagt bekanntlich jeder von seinem Leibgericht, und auch von den Termiten wird das in Afrika, Indien und Südamerika behauptet, die dort mit Wonne in den Magen wandern. Ihre Königinnen, deren walzenförmig aufgetriebene Leiber von Fett und Eiern strotzen, gelten für eine große Delikatesse, die als Brei, Omelette oder Füllung von Pasteten selbst Gnade vor dem Europäermagen findet. Buschmännern und Hottentotten aber, deren Hauptnahrung Termiten bilden, wässert der Mund beim Anblick eines solchen fetten Bissens. Der Australneger dagegen verschmäht ihn, nicht aber die von eiweißhaltigen Exkrementen und einem winzigen Pilz durchsetzte Erde ihrer Bauten. Über Geschmäcker ist eben nicht zu streiten! Doch auch wirkliche Ameisen sind, namentlich in Südamerika, begehrt. Dort schwärmt nämlich die Atta cephalotes, eine Blattschneiderameise, auf ihrem Hochzeitsflug in ungeheuren Mengen. Die Anwohner des Amazonenstromes sind darauf ganz erpicht. Sie fangen namentlich die fetten Weibchen, denen sie den Hinterleib abreißen, um ihn roh oder geröstet zu genießen. Sorgfältig in Schachteln verpackt, wird in Brasilien diese Ameise in schwunghaftem Handel vertrieben, ja, selbst auf den Straßenständen lockt sie, als Püppchen verkleidet, zum Kaufe. Eine andere merkwürdige Ameise wird auch in Mexiko gegessen, die Honigameise, deren kugelig aufgetriebener, mit süßem Nektar gefüllter Leib einem kleinen Honigtopfe gleicht. Es ist also begreiflich, daß man sie als gute Speise schätzt. Wenn wir dagegen hören, daß auch Raupen und Schmetterlinge nicht etwa aus Not, sondern meist als Leckerei genossen werden, so muß man wirklich staunen, auf was für Nahrung nicht doch der Mensch verfällt. In China darf z. B. eine dicke, buntfarbige Raupensuppe bei keinem Festmahl fehlen, und auch die Puppen des Seidenspinners sind eine Zierde jeder Tafel. Nachdem die Seide von den Kokons gehaspelt, werden die Puppen zunächst geröstet, wodurch die Hülle abspringt. Der gelbe Inhalt wird dann von den mandeläugigen Gourmets mit Fleischbrühe und Eigelb angerichtet oder in Fett geschmort, während die ärmere Bevölkerung ihn mit Pfeffer, Salz und Essig zubereitet. Auch der Australier hält viel auf große dicke Raupen, die er über alles schätzt. — „Ein guter Magen muß alles vertragen!" Nach diesem Grundsatze vertilgen sie auch dickleibige Nachtschmetterlinge, obwohl ihr Genuß zunächst Beschwerde macht. Auch ein in Riesenschwärmen auftretender Tagfalter, den sie Bugory heißen und durch Rauch betäuben, wird seines nußartig schmeckenden Öles wegen gern gegessen, nachdem Fühler, Flügel und Füße auf erhitztem Boden abgesengt sind. Dieselben Gelüste herrschen in Südafrika, dessen Eingeborene in der Wahl der Nahrung auf der gleichen Stufe stehen. Und noch an vielen anderen Orten, auf Madagaskar, in Mexiko, Venezuela, Indien usw., werden Raupen und dergleichen gern verzehrt. Daß da auch große feiste Käferlarven, an sich schon gute Bissen, willkommen sind, wird uns nach alledem nicht wundernehmen. Besonders stehen fette Bock- und Rüsselkäferlarven in den Tropen hoch in Ehren. In Südamerika und Indien züchtet man sogar die daumengroßen Larven des Palmbohrers, die, in Schmalz gebacken, zu appetitlichen Würstchen anschwellen und, gut gewürzt, selbst uns behagen dürften. Pries doch Erasmus Darwin, der Großonkel des berühmten Naturforschers, allen Ernstes unsere Engerlinge als nahrhafte und wohlschmeckende Speise! In Paris und einigen Teilen Frankreichs werden sie denn auch als „Vers blanc" gegessen, und zwar bäckt man sie dort in einem feinen Teig oder röstet sie in mit Butter ausgestrichenen Tüten in der Asche. Die knusprigen, goldbraunen Dinger sollen geradezu verführerisch duften, und jedenfalls sind sie weit appetitlicher als die in Gerberlohe lebenden Nashornkäferlarven, für die der große Physiker und Zoologe Réaumur so schwärmte.

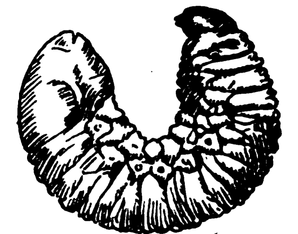

Tropische Zikade (ruhend)


Der bis zu 2 mtr. lange afrikanische Waran

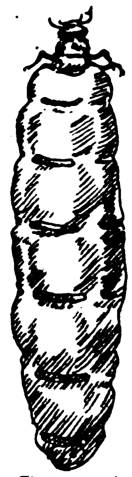

Die etwa 5cm lange Wanderheuschrecke



„Spinnen als Nahrung!" Bei dem Gedanken packt uns schon ein Grausen; doch was dem einen Abscheu, ist dem andern Hochgenuß. Der Hottentotte und der Kaffer geben z. B. einer fetten würzigen Spinne als Dessert den Vorzug vor der Kokosnuß, und in Neukaledonien, Frankreichs berüchtigter Strafkolonie, werden zollange Kreuzspinnen geröstet und als gute Gabe Gottes angesehen, obwohl sie anfangs Magendrücken machen. Der Forscher A. v. Humboldt sah, wie südamerikanische Indianerkinder 18 bis 20 Zoll lange Tausendfüße aus der Erde gruben und mit wahrer Gier verschlangen. An solchem Gezücht gemessen, muß es wahrlich nur eine kleine Magenstärkung sein, wenn Ceylons Eingeborene Hände voll wilder Bienen und Hummeln essen oder Neger deren Brut als Leckerei so hoch bewerten, daß sie darum einander in die wolligen Haare geraten. Die Schönen von Patagonien, den Sandwich- und Marshallinseln aber knabbern zur Kurzweil jene niedlichen, in diesem Krieg so vielgenannten sechsbeinigen Tierchen, wie unsere Damen Pralinen und andere guten Sachen. Die Tschuktschen vollends halten, wie Nordenskjöld berichtet, Kopfläuse für ein gutes, wohlschmeckendes Mittel gegen Brustleiden und beugen deshalb eifrig vor. Auch Rothäute und Schwarze jagen solches „Haarwild", namentlich die Mütter bei den Kindern, um es als etwas Hochfeines zu essen. Natürlich fängt der Mensch auch Mücken und bäckt aus ihnen und ihren Larven Kuchen oder kocht sich Suppen, die gar nicht übel schmecken sollen. So am Njassa-See Ostafrikas, wo Mückenschwärme wie Rauchwolken über den Wassern schweben, und an den Soda-Seen von Nevada, wo die Larven einer Fliege zu Myriaden an den Strand getrieben werden. In Mexiko, am Salzsee von Texcoco, werden selbst die birnförmigen Eier zweier großer Wasserwanzen von Reisigbündeln, die man in den See warf, abgeklopft und aus dem fischartig schmeckenden Wanzenkaviar zur Fastenzeit Omeletten und dergleichen mehr gebacken.

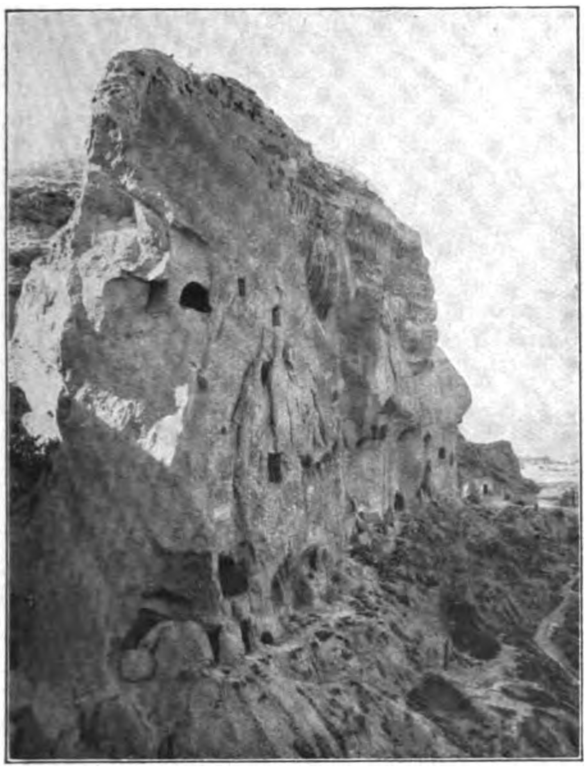

Nashornkäfer-Larve

„Nur nichts umkommen lassen, sondern essen, was nur zu essen ist." Diesem Grundsatz huldigen verschiedene Stämme Innerafrikas in weitem Maße. Der Forschungsreisende G. Schweinfurth schreibt nämlich, daß seine Träger, wenn ein Rind geschlachtet wurde, die abscheulichen Amphistonum-Würmer von dessen Magenwänden streiften und mit Behagen roh verzehrten. Da wendet sich der Gast mit Grausen! Fast ganz von Würmern und Weichtieren leben die Eingeborenen von Port Adelaide in Australien, die Widerwillen gegen Ochsenfleisch empfinden. In Birma aber gelten Regenwürmer, die in täglich erneuter Milch gemästet werden und dadurch alle erdigen Bestandteile verlieren, als eine wahrhaft königliche Speise. Die bleistiftdicken weißen Tiere gleichen, mit Butter und Paniermehl säuberlich gebraten, einem Makkaronigericht und sollen ganz vorzüglich munden. Mit Spannung und Erwartung harrt ferner alt und jung auf den Samoa- und den Fidschiinseln der ungeheuren Schwärme des „Palolowurmes", wie die Südseeinsulaner das hintere Ende eines Borstenwurmes des Lysidice viridis benennen, das sich zeitweise ablöst, um selbständig herumzuschwimmen, während das Vorderteil neue Geschlechtssegmente bildet. Niedere Meerestiere werden überhaupt viel lieber und weit mehr gegessen als niedere Landtiere, vielleicht weil sie salzhaltiger sind und deshalb besser schmecken. Das Aussehen selbst spielt dabei keine Rolle, denn was die Italiener beispielsweise „Frutti di mare" nennen, ein Gericht Seespinnen und anderer unheimlicher Tiere, entsetzt den solchen Anblicks Ungewohnten. Dagegen sind Seeigel wirklich appetitlich, deren gelbe Eierstöcke man am Mittelmeer wie Dotter aus der Schale löffelt, in China und Japan aber einsalzt und, in Kisten gepreßt, versendet. Die Sucht nach schleimiger und anregender Nahrung läßt den gelben Zopfträger sogar Medusen als Speise wohlgeeignet scheinen, jene gallertartigen Schwimmglocken, von denen stille klare Buchten förmlich wimmeln, da andere Tiere sie wegen ihrer stark nesselnden Fangfäden verschonen. Viel wichtiger ist jedoch der Trepang, worunter der Chinese verschiedene Arten Seegurken oder Holothurien versteht, graue, braune oder schwarze Schläuche, vorn mit Tentakelkranz zum Atmen oder Tasten, die von Korallenschlamm leben.


Eiertragende Termiten-Königin

Ein Leckerbissen, den wir mit ihm teilen, sind Frösche; nur ißt er, der selbst Froschlaich schätzt, nicht etwa nur die Schenkel, sondern die ganzen abgehäuteten Tiere, wie das auch sonst vielfach geschieht. Da lohnt sich schon die Jagd auf den oft halbpfündigen Ochsenfrosch, der an der Ostküste der Vereinigten Staaten bis zum Mississippi nicht nur geangelt und in Netzen gefangen, sondern auch mit der Flinte erlegt wird. Möglicherweise ergeht es ihm noch wie dem japanischen Riesenmolch, einem bis zu 1½ m langen, von F. v. Siebold 1825 entdeckten, wirklich häßlichen Geschöpf. Als gute Speise wurde er derart verfolgt, daß unsere Museen und Aquarien jetzt die größte Mühe haben, ein Exemplar zu bekommen. Auch der Axolotl war der Ausrottung nahe, denn als die Spanier unter Cortez die Stadt Mexiko erobert hatten, fanden sie solchen Geschmack an dem plumpen, schwarz und braun gefleckten Molche, daß sie ihn unter ihre Fastenspeisen aufnahmen und mit den Einwohnern in der Vertilgung wetteiferten. Heute aber leben mehr Axolotls in Europas Teichen und Aquarien als im See von Mexiko. — Krokodile, Kaimane und Alligatoren sind dagegen eine Speise zweifelhafter Güte, da ihr Fleisch in der Regel zäh ist und sumpfig oder so nach Moschus schmeckt, daß es für jeden, der nicht einen Negermagen hat, gesundheitsschädlich wirkt. Die mehr als metergroßen Leguane, die wie Kaninchen oder Hühner schmecken, werden dafür um so lieber gegessen. Man jagt sie vielfach, so in Brasilien und Mexiko, mit eigens dazu abgerichteten Hunden und erlegt die oft 2 m langen Warane mit derselben Freude wie bei uns Fasanen, denen sie im Geschmack ähneln. Auch kleine, flink an den Wänden der Pagoden hinhuschende Geckos, wie diese Eidechsen nach ihrem hellen Rufe heißen, werden körbeweise feilgeboten, nachdem man Kopf, Schwanz und Füße abgehackt und den durch Hölzchen ausgespannten Rumpf zusammengerollt und an der Sonne getrocknet hat. Frisch als Bouillon gekocht oder in Würfel gehackt und in Butter gebraten, sollen Eidechsen übrigens eine vorzügliche und appetitliche Nahrung sein. Merkwürdigerweise verschmäht der sonst nicht eben wählerische Kaffer solche Speise, selbst wenn er fast vor Hunger stirbt. Dagegen ißt er Schlangen, wie der Australneger, dem selbst die giftigsten Vertreter zum Festmahl werden, da sie wie Aal oder Kalbfleisch schmecken sollen, was Europäer, die davon gekostet, auch bestätigen. Der Brasilianer verzehrt deshalb auch die Boas oder Riesenschlangen, während den Jägern am Mississippi ein Ragout von Klapperschlangen über alles geht.

Dr. Bergner.



Aus einem andalusischen Höhlennest.

In spanischen Höhlennestern.

Von Kurt Hielscher.

Mit drei Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Ins Blaue sollte die Wanderung gehen, morgenfrischen Fernen entgegen. Der Zufall sollte auch heute wieder mein Führer sein. Ich konnte mich keinem besseren anvertrauen!

Lange vor Tau und Tag war ich aufgebrochen. Die Palmen rüttelten sich im leichten Frühhauch wach, als ich mich im Morgengrauen einer merkwürdigen Felslandschaft näherte. Dunkle Löcher in den Felswänden starrten wie tote Augen gen Osten.

Doch die Felsen bargen Leben! Heraus traten Menschen und grüßten den jungen Tag.

Um eine Riesenfelswand gruppiert sich ein wunderliches Felsennest. Höhlenhaus an Höhlenhaus, Höhlenwohnung neben Höhlenwohnung, hunderte, auch übereinander, oft bis zu fünf Stockwerken, von außen her zugänglich. Ist der Fels zu schroff, gräbt man sich innen empor und legt so obere Stockwerke an mit Ausgucklöchern und „Loggien“ in luftiger Höh'.

Um aus einem Felstal bequemer ins benachbarte zu kommen, hat man Tunnels durch die weichen Steinwände gegraben.

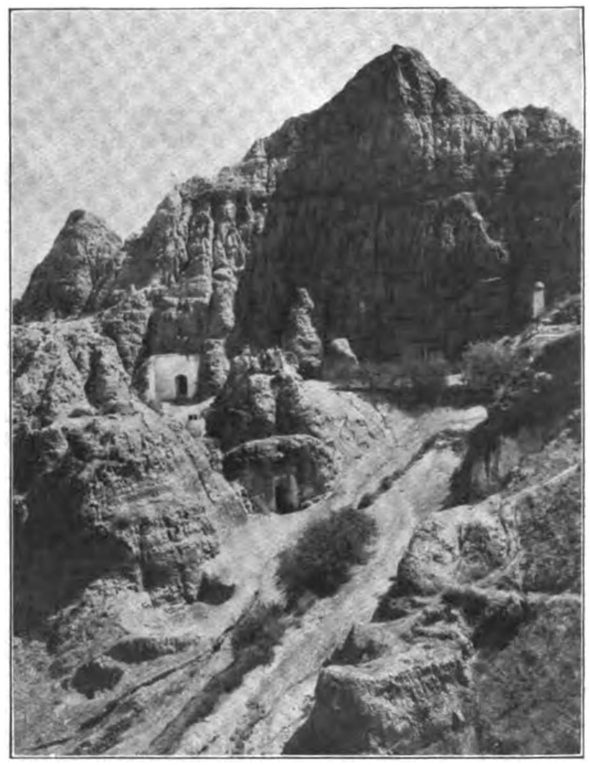
Ungeniert springen die Kinder, wie sie Gott geschaffen, umher. Aber, Wanderer, glaube nicht etwa, du habest hier kulturfremde Troglodyten vor dir; schau empor zur Felswand. — Weithin sichtbar stehen schwarz auf weißem Grund die großen Lettern: EL RETIRO.

Jeder Spanier kennt zum mindesten dem Namen nach den berühmten Retiro, Madrids prächtigen Park. Es wirkt daher nicht wenig scherzhaft, wenn man dieses Wort, das fast Eigenname wurde, wie Sanssouci, hier plötzlich hoch droben gegen den Himmel aufleuchten sieht. Ein unternehmungslustiger Höhlenhotelbesitzer hat nämlich seinen Felsen planiert und zur Dachterrasse umgestaltet, auf der man zur Tertulla (dem beliebten Plauderstündchen), zum Kugelspiel und zum lustigen Tanz zusammenkommt. Daher der Lockruf an der Wand für alle, die des Weges vorüberziehen. An einem anderen Felsen stehen kurz und inhaltsvoll die Worte DIOS, PAN Y CULTURA (Gott, Brot und Kultur).

Eine ebenso große Überraschung bot mir ein anderer Streifzug. In der Ferne vor mir stieg Rauch aus der Erde eines phantastischen Erosionsberglandes auf. Etwa vulkanische Erscheinung? Beim Näherkommen sehe ich, daß Menschen zwischen den Rauchsäulen einhergehen. Und gewahre zu meinem Erstaunen, daß die kleinen, qualmenden, sektpfropfenartigen Türmchen Schornsteine sind, die aus der Erde hervorragen. Wieder in ein Höhlennest geraten! Homerische Urwüchsigkeit! Die Bergtäler sind die Straßen; die Bergwände die Hausfronten, die Gipfel stolze Einfamilienhäuser; knorrige Riesenkakteen und speerbewehrte Agaven bilden hier und da das Vorgärtlein.

Stundenlang ziehe ich straßauf, straßab durch dies interessante Nest weltfremdester, weltverlorenster Ursprünglichkeit.

Freundlich erwidert man meinen Gruß, ladet mich in die Kühle der Höhle, labt mich mit einem Trunk Wasser, zeigt mir die Schätze des dürftigen Hausrates: das Lager auf der Erde, den Herd mit dem Kupferkessel, den Tonkrug, den Schemel, die Öllampe, das Heiligenbild.



Straße in einem andalusischen Höhlennest.

„Arbeit?“ — „Ja, nicht viel. Was wir brauchen, das bauen wir uns da hinten in der Flußniederung an. Wir brennen Ziegel für die Leute aus der Stadt, die in Häusern wohnen“ . . .

Ein Bild beneidenswerter Bedürfnislosigkeit! — — Es gibt noch Diogenesnaturen . . .

Sie sind übrigens allenthalben in Spanien anzutreffen: Vor einem kleinen Bahnhof hält ein junges Bürschlein seinen Mittagsschlaf; niemand sonst zu sehen, der mir mein Gepäck in den Ort tragen könnte. Ich wecke den Schläfer mit der Bitte, mir behilflich zu sein. Er dehnt sich glückselig faul, greift in die Tasche, zieht ein paar Kupfermünzen hervor und zeigt sie selbstbewußt mit den Worten: „25 Centimos habe ich heute schon verdient; mehr brauche ich nicht!“ Dreht sich auf die andere Seite und dämmert wieder hinüber ins Traumland.

Nachdenklich lächelnd ziehe ich des Weges, des indischen Philosophen Wort im Sinn: „Bedürfnislosigkeit ist Gottgleichheit!“

Fleiß und Glück sind relative Begriffe. Und gerade die Ärmsten Spaniens verstehen die Kunst des Nichtstuns und doch zugleich des Frohlebens meisterhaft. Sie brauchen im Sommer nur ein wenig Schatten, im Winter die liebe Sonne; dazu ein Stücklein Brot, eine Tomate, einen Schluck Wein. Die ganze Erde mit dem hohen Himmel drüber ist ihr Schlafgemach, die Straße ihr Arbeitsfeld. Sie tauschen mit keinem Herrn; sie sind selbst Herren, Herren ihrer Zeit — — ein ungeheurer Besitz. Warum sollen sie ihn nicht großzügig verschwenden?

„Wem Gott hilft, der kommt weiter, als wer früh sich vom Lager erhebt“, sagt ein spanisches Sprichwort, und die Bibel: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht . . . und euer himmlischer Vater nähret sie doch!“ — —



Blick auf eine andalusische Höhlenstadt.

Rudolf Nißl. / Von Richard Braungart.



Empire-Ofen.

Die Münchner Sezession älterer Ordnung hat alljährlich im Glaspalast die gleichen Räume inne. Einer von diesen ist der achteckige Saal, der gewissermaßen im Herzen der Abteilung liegt oder, wie man auch sagen könnte, ihr Herz selber ist. Er stellt so etwas wie eine Tribuna dar, in der traditionsgemäß fast nur Bilder der Hauptmeister der Sezession gezeigt werden. Und es ist selbstverständlich eine große Ehre, dort zu hängen, denn der Saal ist verhältnismäßig klein, und es hat nicht allzuviel darin Platz.

Zu jenen wenigen nun, von denen man seit langem alljährlich mindestens ein Werk in diesem Ehren- und Elitesaal findet, gehört Rudolf Nißl. Und wenn man auch über die Qualität so manches Werkes anderer Künstler, die hier schon zu Gaste waren, sehr verschiedener Meinung sein konnte: den Werken Nißls hat, von neidischen Kollegen abgesehen, gewiß noch niemand ihren Vorzugsplatz mißgönnt. Im Gegenteil: man wird fast immer das Gefühl gehabt haben, daß ihnen nur geschah, was recht und billig war. Denn Rudolf Nißl ist seit vielen Jahren eines der repräsentativen Mitglieder der Sezession, und zwar trotz der seiner Kunst eigentümlichen Unauffälligkeit und Unaufdringlichkeit. Es ist ausschließlich die hohe, ernstlich gar nicht bestreitbare Qualität seiner Malerei, die das bewirkt hat. Und jedenfalls lehrt dieses Beispiel wieder einmal, daß einer auch ohne Lärm und Tamtam und Sensation im Laufe der Zeit zu Ehren und Ansehen kommt, wenn er etwas kann und — ein bißchen Geduld hat.

Rudolf Nißls Kunst wird heute, vor allem auch von Nichtmünchnern, als spezifisch münchnerisch empfunden, und das mit einigem Recht. Ist sie doch geradezu ein Typus jenes auf schöne dekorative Bildwirkung gerichteten Kunstwillens, der in München von jeher besonders häufig war und, je nach dem Standpunkt des Beurteilers, ebenso laut gerühmt wie heftig getadelt wird. (Letzteres ist allerdings nur von dem Doktrinarismus einseitiger Richtungs- und Stilfanatiker zu erwarten.) Aber Nißl ist so wenig wie die meisten, die als münchnerisch gelten, ein Münchner von Geburt, sondern nur einer von Erziehung und Gewöhnung. Seine Heimat ist das Zillertal in Tirol, in dem unter anderm auch die Künstlerfamilie Schiestl heimisch ist. Dort ist er — in dem jedem Touristen bekannten Orte Fügen — am 13. April 1870 geboren. Er kam nach München an die Akademie, wo er zunächst bei Ludwig v. Löfftz arbeitete. Entscheidendes für seine Kunst aber gewann er, wie so mancher andere moderne Maler von Namen, bei Paul Hoecker, dessen Wirksamkeit als Lehrer ein wichtiges und interessantes Kapitel in der Geschichte der neueren Münchner Kunst darstellt. Die Erinnerung an Nißls erstes Hervortreten im Rahmen der Sezessionsausstellungen verbindet sich mit der Vorstellung von außerordentlich hellen, lichtdurchrauschten Innenräumen (Stuben aus Bauern- und Kleinstadthäusern). Dann kamen Motive aus Münchner Museen, denen Nißl ein eigenartiges, neues Gesicht zu geben wußte, und zwar hauptsächlich durch die absolute Wahrheit und rücksichtslose Frische und Farbenfreudigkeit, mit der er ein solches scheinbar ganz wahllos aus seiner Umgebung herausgegriffenes



Weißes Zimmer bei Sonne.



Das grüne Kleid.

Motiv vor dem Beschauer entwickelte. Und dann sah man abwechselnd Akte und Bilder mit modernen Frauen inmitten des bunten Tandes ihrer Boudoirs. Auch hier fiel auf, wie Nißl aus tausendmal gemalten Motiven etwas zu machen wußte, vielleicht nur dadurch, das er alles vermied, was als „Zurichtung" und als Spekulation auf das verbreitete Bedürfnis nach Pikanterien hätte gedeutet werden können. Dabei sind diese Motive in ihrem formalen und farbigen Aufbau auf das feinste und sorgfältigste abgewogen und ausbalanciert! Aber sie wirken nicht so, sondern ganz, als dankten sie ihre Erscheinung irgendeinem glücklichen Zufall. Und immer hatte man, auch bei den zarten, äußerst dezenten, tatsächlich nur mit dem Malerauge erfühlten Akten, die eine Gattung für sich darstellen, das Empfinden, ein Stilleben vor sich zu haben. Alles wird diesem geborenen Intimisten und Koloristen zum Stilleben: ein Innenraum, der bekleidete und der unbekleidete weibliche Körper und selbstverständlich auch das Ensemble aus diesen Elementen. So ist es kein Wunder, sondern nur ein Vorgang von zwingender innerer Logik, daß Nißl in den letzten Jahren, ohne daß er deshalb seinen früheren Lieblingsmotiven untreu geworden wäre, sich dem figurenlosen, eigentlichen Stilleben mit ersichtlicher Liebe zugewandt hat. Ebensowenig wird man darüber erstaunt sein, daß das Gegenständliche auch dieser Stilleben irgendwie der Sphäre der Frau (oder richtiger: der Dame) entstammt. Denn etwas vom Duft und Zauber des Weibes schwebt über fast allem, was Nißl gemacht hat. Und es ist vielleicht nicht sein kleinstes Verdienst, daß er in seinen eleganten, liebenswürdigen, überaus dekorativen Arbeiten gezeigt hat, wie man Bildern neben dem Reiz des meisterlichen Kolorits auch das zarte Parfüm der weiblichen Atmosphäre zu geben vermag, ohne deshalb süßlich oder unangenehm pikant zu werden. So sind Nißls Bilder nicht nur Dokumente einer hohen Malkultur, sondern auch Zeugnisse eines reinen, idealen Geistes und eines Geschmackes, der unter allen Umständen auch für Andersdenkende vorbildlich sein könnte.



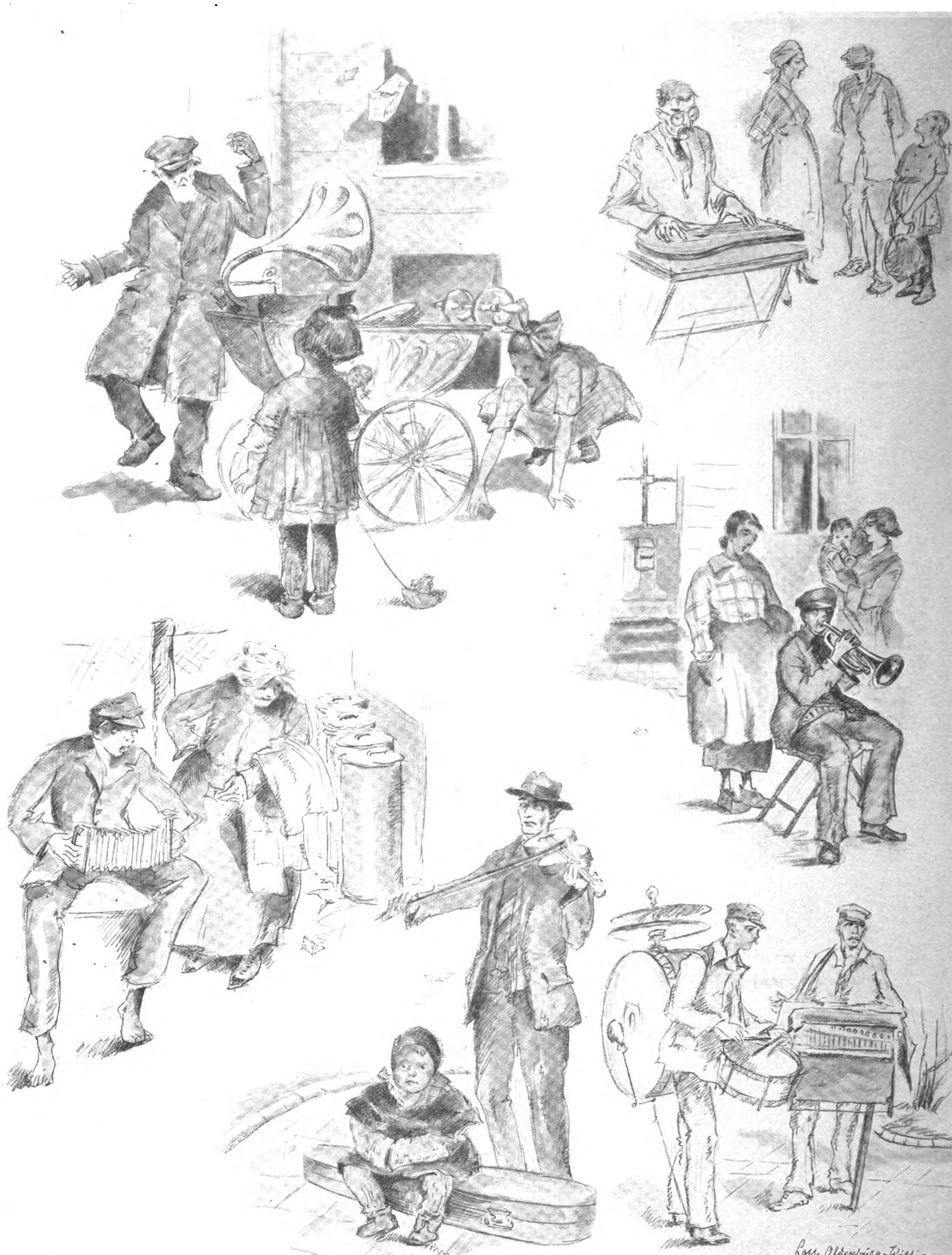
Stilleben (Vase und Silberschale).



Weiblicher Akt, sitzend.



Die alten Freunde. Nach einem Gemälde von Wilhelm Roegge.



Aus dem modernen Großstadtleben: Berliner Hofmusikanten.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Lotte Oldenburg-Wittig.

Herrn Felix Spielmanns Hausdamen

Roman von Helene v. Mühlau

(7. Fortsetzung.)

Sie schien erstaunt, aber natürlich brachte sie es wie alle wirklich vornehmen Menschen fertig, ihre Überraschung geschickt zu verbergen. Trude half ihr, das weiche, graue Filzhütchen und den grauen Mantel abzulegen. Es kam ein ebenso graues Kleid zum Vorschein.

Herr Spielmann reichte ihr den Arm und führte sie im Triumph in den Salon.

„Sie wohnen sehr schön hier draußen!" sagte die Baroneß nun doch und nahm das Ölgemälde der verstorbenen Frau Spielmann in Augenschein.

„Was nützt alle Schönheit, wenn man einsam ist?" äußerte Herr Spielmann traurig. „Ich sage Ihnen, Baroneß, ich würde lieber zu zweien in der armseligsten Hütte wohnen als allein in diesem Hause!"

Sie nickte verständnisinnig. „Nun, heute abend sind Sie ja nicht allein!"

„Nein, Gott sei Dank nicht! Sie glauben ja gar nicht, wie ich den ganzen Tag gezittert habe, ob Sie wirklich kommen würden. Ich konnt' es mir gar nicht vorstellen. Ich bin doch nur ein ganz einfacher Mann — —"

„Und wie steht es mit Ihrem Versprechen, daß Sie mir gaben?" schnitt die Freiin von Reifenstal ab. „Haben Sie es inzwischen nicht gebrochen?"

„Nein," sagte Spielmann triumphierend, „nicht einen Tropfen von diesem verdammten Zeug, dem Alkohol, hab' ich getrunken, und heute abend trinken wir Kaffee zum Essen!"

„Ach, Sie haben ein Essen gerichtet? Das wäre für meine Person nicht nötig gewesen. Ich habe mir im Vereinshaus meinen Abendimbiß schon geben lassen." Aber sie setzte sich zu ihm an den Tisch, und nach beendeter Mahlzeit sagte sie: „Ich habe einige Schriften aus unserm Verein mitgebracht, Herr Spielmann. Es wäre vielleicht sehr angebracht, wenn ich Ihnen daraus vorlesen könnte!"

Dem einsamen Spielmann war nichts angenehmer, als wenn einer ihm was vorlas; die nette Frau Beyer hatte das ein paarmal getan, und es war entzückend gewesen. Er sagte also ein sehr freudiges Ja und geleitete die Freiin zum Salon zurück. Sie setzte sich an einen kleinen Damenschreibtisch, auf dem eine seidenverhüllte Lampe stand, und wies ihm einen Platz am runden Mitteltisch an. Dann las sie. Ihre Stimme schwebte wie Musik durch den Raum, aber das, was sie las, war nicht eigentlich interessant. Spielmanns Gedanken schweiften ab; er kam ins Träumen hinein. Unaussprechlich schöne Dinge gaukelten da vor ihm in der Luft. Er erlebte Märchen, erlebte Wunder. Er war ein verwunschener Prinz, der zeitlebens in einer falschen Gestalt durchs Leben gegangen war, bis da eines Tages eine Fee erschien, die den Bann löste und ihn seiner eigentlichen Bestimmung zuführte.

„Es ist erstaunlich, nicht wahr, was Amerika in so verhältnismäßig kurzer Zeit erreicht hat!" sagte da die Baroneß und wandte sich nach Spielmann um.

„Ja, sehr erstaunlich!" antwortete der erschrocken, und die Freiin las weiter.

Und wieder schweiften Spielmanns Gedanken ab — aber diesmal bewegten sie sich nicht in einer Phantasiewelt.

„Jedes Ding muß doch seinen Zweck und seine Ursache haben!" sagte er zu sich selber, „und das macht mir doch kein Mensch weiß, daß da eine weibliche Person zu mir kommt — nur und nur, um mir den Alkohol abzugewöhnen. Das wäre ja ganz hahnebüchen — wäre einfach wie ein Roman. Nee — so was gibt 's im wirklichen Leben nicht — das macht mir kein Mensch weiß. Und bei den Frauen ist 's doch eine bekannte Sache: sie tun eine Zeitlang edelmütig, und dann rücken sie doch mit dem eigentlichen Zweck der Sache heraus. Schad't aber nichts! Im Gegenteil — es wäre ganz wunderschön, wenn sie was von ihm wollte. Sie gefiel ihm ganz außerordentlich. Das Gesicht war nicht schön und war auch wieder viel mehr als schön. Es hatte was Engelhaftes an sich. Und wenn man die dazu brachte, ihre grauen Kleider abzulegen — wenn man sich die in einem feinen, modernen, seidenen Kleid vorstellte — mein Gott — mein Gott! Und wenn sie vielleicht was für ihn über hätte — wenn sie sich nach einer verstehenden Seele sehnte — genau wie er — und wenn — — Es war doch alles in der Welt schon vorgekommen. Fürstinnen hatten einfachen Bürgerlichen die Hand zum Ehebund gereicht — und umgekehrt hatten Könige bürgerliche Mädchen zu sich erhoben. Diese hier war aber ja nur eine Freiin — und wahrscheinlich arm — und —"

„Was sagen Sie zu dem Zahlenverhältnis zwischen Amerika und Deutschland?" fragte da die Baroneß, und Spielmann brachte es fertig, ein sehr harmloses Wort der Bewunderung auszusprechen.

„Wir wollen es für heute abend genug sein lassen!" sagte die Freiin alsdann und klappte das Buch zu. „Morgen werde ich fortfahren, und wenn dieses Buch zu Ende ist, bringe ich ein neues mit!"

Spielmann hätte fast einen Freudenschrei ausgestoßen.

„Sie kommen wieder, Baroneß — Sie kommen wieder zu mir hinaus?"

„Gewiß", antwortete sie ernst. „Ich habe doch nicht die Absicht, eine Kur zu beginnen, um sie gleich im ersten Anfang wieder aufzugeben!"

Er war ganz außer sich — am liebsten hätte er geweint vor Glück.

„Ich sehe, Sie haben ein prächtiges Instrument da stehen!" Die Freiin schritt auf den Flügel zu. „Sind Sie musikalisch?"

„Leider nein, das heißt, ich liebe Musik über alles!"

„Dann will ich Ihnen etwas spielen!" Sie klappte den Deckel auf und setzte sich auf den feinen, ledergepolsterten Drehstuhl.

„Nein, bitte, nicht allzuviel Licht! Ich spiele auswendig."

Sie spielte ein Chopinsches Notturno, und sie spielte es wundervoll mit ganz weichem Anschlag und unsäglicher Vertiefung. Dem erschütterten Spielmann stürzten die Tränen stromweise aus den Augen, und Trude, die gleich bei den ersten Klängen an die offen stehende Eßzimmertür gekommen war, weinte auch. Die Freiin spielte dann noch den ersten Teil der Mondscheinsonate, und es war nun in der Tat, als sei die Welt keine wirkliche Welt mehr — sondern irgend etwas Himmelähnliches, und als ob die Menschen nicht mehr auf Füßen gehen müßten, sondern als ob sie von weichen Schwingen getragen würden.

„Genug für heute!" sagte die Freiin, gleich nachdem sie sich vom Flügel erhoben hatte. „Ich wäre Ihnen dankbar, Herr Spielmann, wenn Sie das Auto bestellen wollten, da Sie ja wünschen, daß ich Ihren Wagen benutze. Ich könnte sonst ebensogut mit der Bahn fahren. Ich scheue kleine Unbequemlichkeiten nicht!"

„Nein, um Gottes willen — nicht mit der Bahn!" rief Spielmann aus. „Trude — Trude — ah, da sind Sie ja! Jochem soll gleich vorfahren — und die Pelzdecke in den Wagen bringen — es ist kühl am Abend, Baroneß!"

Wenige Minuten später war der Wagen zur Stelle. Für sein Leben gern wäre Spielmann mitgefahren, aber die Freiin erlaubte das nicht.

„Das liebste ist mir, wenn Sie sich gleich zu Bett legen, Herr Spielmann. Und dann bitte — hier sind ein paar Pillen — völlig harmlos. Wir pflegen sie unsern" — — sie suchte nach einem passenden Ausdruck — „unsern Pflegebefohlenen an den ersten Tagen, an denen sie den Alkohol meiden, zu geben. Sie werden dann sehr leicht über alle unangenehmen Gedanken und über eventuell aufsteigende Wünsche hinwegkommen. Gute Nacht, Herr Spielmann. Bis morgen also — aber es ist wirklich nicht nötig, daß Sie mir das Auto schicken —"

„Doch — doch, auf jeden Fall, Baroneß; es ist mir eine Freude!"

„Und dann, bitte, kein Abendessen für mich richten!"

Aber auch darin gab Spielmann nicht nach. „Es ist etwas so Herrliches für einen einsamen Mann, jemand an seinem Tisch zu haben!"

Sie nickte ihm mild und freundlich zu und stieg ein. Jochem kurbelte an, sprang auf, die Hupe sang, und Spielmann kehrte, in tiefe Gedanken versunken, in sein Haus zurück.

Er ging noch eine halbe Stunde, von den angenehmsten Gedanken und Vorstellungen erfüllt, in seinen glänzenden Räumen hin und her. Dann fiel ihm ein, daß er ihr versprochen hatte, bald zu Bett zu gehen, und er stieg die Treppen hinan.

In seinem Schlafzimmer war ein merkwürdig würziger Duft, und als er an sein Bett trat, dampfte ihm von der Platte seines Nachttisches ein lieblicher Trank entgegen — Glühwein mit köstlichen Ingredienzien.

Eine Weile lang focht er mutig gegen diese Versuchung an — dann sagte eine böse, verführerische Stimme: „Nur ein einziges Tröpflein!", und er nippte an dem herrlichen Trank, nippte noch einmal, fühlte sich von wohliger Wärme durchrieselt und nippte so lange, bis das Glas geleert war.

Mit einem tiefen Seufzer machte er seine Nachttoilette, ließ die Kügelein auf die Erde rollen und schlief dann fest und traumlos bis zum Morgen.

Andern Abends kam die Baroneß im Agawagen richtig wieder angesaust. Ihre erste Frage war: „Nun, haben die Pillen genutzt, oder ist es sehr schwer geworden, standhaft zu bleiben?"

Spielmann hüllte sich in Schweigen, denn er wollte dieses engelhaftes Wesen nicht belügen, und sie ergriff seine Hand und tröstete ihn.

„Ich weiß es ja — diese ersten Tage sind gewiß recht schwer zu ertragen. Aber wir werden es wieder mit den Pillen versuchen. Sie wirken tatsächlich Wunder."

Die Freiin von Reifenstal aß wieder sehr wenig und schwächte den starken Kaffee noch etwas mehr ab als am gestrigen Tage. Dann saßen sie wieder im Salon, und die Lektüre wurde an demselben Punkte fortgesetzt, an dem man tags zuvor aufgehört hatte, und wieder flogen Spielmanns Gedanken davon und bewegten sich in seltsamen Schwankungen zwischen Himmel und Erde.

„Und dennoch — sie muß was ganz Besonderes mit mir vorhaben!" flüsterte die Eitelkeit in ihm. „Sie hat erkannt, daß ich viel Sinn und Liebe für alles Vornehme habe, und sie will natürlich einen Deckmantel suchen. Denn so einfach ohne Angabe eines Grundes zu einem Manne kommen, das tun solche Damen doch nicht —" Und wieder wie am gestrigen Abend schien die Leserin ihn auf die Probe stellen zu wollen, ob er bei der Sache war, und fragte: „Wie fassen Sie diesen letzten Satz auf, Herr Spielmann?", und es war durchaus nicht leicht für ihn, sich da aus der Falle herauszuhelfen; es gelang aber doch, und die Baroneß war zufrieden.

Nachher klappte sie den Deckel des Instruments wieder auf und spielte noch um vieles herrlicher und inniger, als sie es gestern getan.

Punkt $^1/_2$ 10 Uhr bat sie um das Auto, verabreichte die Pillen und schied mit dem Versprechen, morgen den Besuch zu wiederholen.

„Mein Gott — mein Gott!" Spielmann faßte sich an den Kopf. Er hätte heulen mögen vor Glück und innerer Unruhe. Das war doch nun wirklich wie ein Märchen! Mußte er sich nicht selig preisen, daß er nicht auf die nette, aber doch ganz bürgerliche Frau Beyer hereingefallen war? Mußte er nicht seinem Schöpfer danken, daß er ein freier Mann war und ohne Skrupel die Zuneigung einer hochgeborenen Dame hinnehmen durfte?

Diesmal hatte Trude, ohne zu fragen, eine gute Schaumweinmarke kalt gestellt; sie hatte ihren Tanzabend und war gleich nach dem Servieren im Auto in die Stadt gefahren. Der Sekt stand in Spielmanns Schlafzimmer auf einem Tischlein neben einem behaglichen Sessel, und sie hatte einen Zettel dazugelegt; auf dem stand geschrieben: „Wohl bekomm's!"

Spielmann fand das rührend und brachte es nicht fertig, die Güte des Mädchens unbeachtet zu lassen; die Pillen rollten wieder zur Erde.

Als die Baroneß am nächsten Abend kam, sagte sie sehr glücklich: „Ich brauche Sie gar nicht zu fragen, wie es Ihnen geht, Herr Spielmann! Ihre Augen sind so klar und Ihre Gesichtszüge so straff, wie das nur bei Menschen, die keinen Alkohol zu sich nehmen, der Fall ist. Ich weiß, die Pillen wirken Wunder, aber wir werden die Dosis nun verringern und sehen, wie es alsdann geht. Wenn die Besserung in dieser Weise anhält, wird in spätestens einer Woche meine Kur bei Ihnen beendet sein!"

Spielmann erschrak heftig. „Und dann?" fragte er.

„Nun, dann werden Sie ein glücklicher, befreiter Mann und von neuem ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft sein!"

„Aber Sie, Baroneß, Sie werden dann nicht mehr zu mir kommen?"

„Sobald Sie mich nicht mehr nötig haben — nein!"

Es lief ihm ein kalter Schauer über den Rücken. Was in aller Welt war das denn für ein unerklärliches Geschöpf! Sollte die wirklich nur einer Mission halber zu ihm kommen? Nun, dumm war er ja nicht, und wenn die Dinge so lagen, dann würde er sie zu halten wissen.

Am nächsten Tag klagte er über heftige Beschwerden, über Schlaflosigkeit und gestand einen kleinen Rückfall in die böse Neigung zu. Die Freiin war aufs äußerste erschrocken, sprach in ganz wundervoll eindringlicher Weise zu ihm und verdoppelte die Pillendosis. Sie bat ihn inständig, sogleich nach ihrer Abfahrt zur Ruhe zu gehen, und sie schien nicht übel Lust zu haben, zu warten und nachzusehen, ob er ihren Rat befolgt habe.

Die Tage gingen hin. Das milde Frauenantlitz war dem armen Spielmann wirklich zu einem Himmel geworden.

Der linde Frühling war im Begriff, sich in einen warmen Vorsommer zu wandeln; es war unaussprechlich schön draußen in der Natur.

„Ich habe einen Vorschlag für Sie, Herr Spielmann", sagte die Freiin eines Tages. „Es wäre gut für Sie, wenn Sie für einige Wochen verreisen wollten. Sie haben mir gesagt, daß Sie seit Kriegsbeginn nicht aus Ihrem Betrieb herausgekommen sind, und das ist für keinen Menschen gut, wenn er ohne Unterbrechung arbeitet. Nun trifft es sich, daß auch ich meinen Urlaub jetzt habe, den ich bei einer ältlichen Tante auf deren Schloß verbringen möchte. Für Sie aber habe ich auch bereits einen Verbleib, denn da Sie zu denen gehören, die leicht rückfällig werden, möchte ich Sie nicht schutzlos in die Welt ziehen lassen. Wir haben da im Schwarzwald ein Erholungsheim für unsere Pflegebefohlenen, und Sie werden als Gast erster Klasse ein besonders

schönes Zimmer dort erhalten. Die Natur ist herrlich, und wenn Sie einverstanden sind, melde ich Sie gleich morgen an!"

Spielmann begriff im ersten Augenblick nichts anderes, als daß er die Baroneß vier Wochen lang nicht sehen sollte, und sie mußte ihre ganze Beredsamkeit ins Werk setzen, um ihn dahin zu bringen, wo sie ihn haben wollte. Nach einer halben Stunde war sie am Ziel ihrer Wünsche angelangt; sie hatte nur das feste Versprechen geben müssen, sich nach der Rückkehr in derselben Weise wie bislang seiner anzunehmen.

Sie war gerührt über diese Anhänglichkeit und versprach es ihm.

Just am Tage, bevor Spielmann seine Reise antrat, kehrte das Ehepaar Häuslein von seiner ausgedehnten Hochzeitsreise zurück. Sie sagten sich gleich für den Abend bei Spielmann zum Essen an, und der ließ auch wirklich ein opulentes Mal bereiten. Die Häusleins staunten wohl ein wenig, daß sie ihn so guter Dinge fanden; sie staunten aber noch um vieles mehr, als er ihnen während des Essens ganz beiläufig erzählte, daß er auf vier Wochen in den Schwarzwald reise, und daß seine Freundin, die Freiin von Reifenstal, zu einer Tante auf deren Schloß fahre. Nach ihrer beider Rückkehr aber würde sie wieder sein allabendlicher Gast sein.

In Häusleins Gesicht stand deutlich geschrieben: „Er ist verrückt geworden!", und die junge Frau teilte diese Auffassung ihres Mannes. Bestärkung in dieser Meinung fanden sie in der Tatsache, daß Spielmann Kaffee zum Essen trank und erst zu vorgerückter Stunde dem Alkohol zusprach.

Achtes Kapitel.

Wenn Felix Spielmann einen guten Monat später auf das, was sich in diesen letzten Wochen ereignet hatte, zurückblickte, dann war ihm immer, als sei es gar nicht er selbst gewesen, der all das erlebt, genossen und gelitten hatte, was sich da mit unauslöschlicher Schrift in sein Gedächtnis eingegraben hatte. Es ging ihm ja oft so, daß er Phantasie und Wirklichkeit ein wenig vermengte, aber in solchem Maße wie jetzt war ihm das doch noch nie geschehen.

Nur in ganz wachen, nüchternen Stunden kam es ihm klar und unabweisbar zum Bewußtsein, daß er selbst es war, der einen ganzen Tag in einem D-Zug gesessen hatte und abends spät von einem Postkutscher in einem riesig wackligen Gefährt nach einem geradezu paradiesischen Ort, in ein nettes Haus, das inmitten eines köstlichen Gartens gestanden hatte, gebracht worden war.

Man hatte ihn kolossal freundlich empfangen, und am ersten Tage hatte er geglaubt, den Himmel auf Erden zu haben. Wie ein Unsinniger war er durch die domartigen Wälder gewandelt und hatte laute Jauchzer ausgestoßen. Es konnte doch gar nichts Schöneres geben, als in Gottes freier Natur lustwandeln zu dürfen, statt des ewigen Fabrikgeruchs den wonnigen Harzduft einatmen zu können, keine Arbeiter zu sehen, keine Angst zu haben, daß da plötzlich jemand mit drohendem Gesicht vor einem stände und Gehaltsaufbesserung verlangte — nein, wie ein unschuldiges Kind, dem die böse Welt nichts anhaben durfte — einherwandeln zu können. Und so viele freundliche Gesichter und ein schönes Zimmer mit Balkon und weitem Blick in die Berge hinein — — und — — ach, er vermochte es gar nicht aufzuzählen, welche Mengen des Guten sich ihm geboten hatten.

Am zweiten Tag freilich gab es schon die eine oder andere Stunde, in der man nicht recht wußte, was man mit sich beginnen sollte. Man gewahrte dann auch, daß man sich in einer etwas merkwürdigen Gesellschaft befand: Menschen mit unsteten Blicken — viele von ihnen hatten unsichere, schlotternde Bewegungen, und andere saßen wortkarg, starr und wie gelähmt auf ihren Stühlen. Auch ein paar lustige Brüder waren dabei, aber keiner, zu dem man Vertrauen und Zuneigung gefaßt hätte. Ja — und dann die Mahlzeiten! Es gab zwar genügend zu essen, aber es war alles entsetzlich reizlos und langweilig, und Spielmann liebte doch die starken Gewürze und überhaupt möglichste Mannigfaltigkeit in der Zubereitung der Speisen.

Ja, es wurde langweilig, und höchst unbequem war es, daß im ganzen Hause kein trinkbarer Tropfen zu haben war — — und immer Augen, die beobachtend auf einem ruhten, und Langeweile — entsetzliche Langeweile. Am Tage eine blödsinnige Hitze und wüster Durst und am Abend grauenhafte Monotonie. Wie man sich da plötzlich nach der Fabrik, nach seinem Hause, nach dem lustigen Agawagen, der freundlichen Trude und — — nach was vernünftigem Trinkbaren sehnte! Die Hauptsehnsucht aber ging nach der milden, hoheitsvollen Frau, die abends mit einem am Tisch gesessen hatte — und auch wieder daran sitzen würde, wenn man es fertiggebracht hatte, vier volle Wochen in dieser Gefangenschaft auszuharren.

Und Felix Spielmann würde ausgehalten haben — ganz sicher würde er ausgehalten haben, aber da war eines Tages einer von den lustigen Brüdern, die mit ihm im Hause wohnten, zu ihm gekommen und hatte ihm gesagt, daß er was wüßte. — Eine ganze Weile war Felix Spielmann teilnahmlos ihm gegenüber geblieben — dann aber war da ein Wort gefallen, das hatte ihn bis ins Herz hinein getroffen — und dann war er sehr hellhörig geworden — und — und — —

Ja, wie ein paar dumme Pennäler waren sie heimlich zu nächtlicher Stunde aus dem Hause der Enthaltsamkeit gewichen und hatten in einem netten, vernünftigen Lokal gesessen, und niemand hatte etwas gemerkt. Am nächsten Abend wieder und am dritten auch — aber am Morgen, der auf diesen dritten Abend folgte, hatte da ein Zettel auf ihrem Tisch gelegen, und auf diesem Zettel stand die Aufforderung, selbigen Tages noch das Haus zu verlassen, da sie sich des Vertrauens unwürdig erzeigt hätten.

Der erste Gedanke, den Spielmann nach dieser niederschmetternden Kunde zu fassen vermochte, war der an die Freiin von Reifenstal, und er fühlte dabei einen brennenden, verzweiflungsvollen Schmerz in seinem Herzen.

Aber es half alles nichts. Der Bruder Lustig packte ganz gelassen seinen Koffer und sagte zu Spielmann: „Wenn ich Geld hätte, würde ich jetzt nach Tirol fahren; man lebt da, so weit es österreichisch geblieben ist, sehr gut und billig und kriegt was Glänzendes zu trinken. Aber leider habe ich kein Geld, denn hier haben sie sich die vier Wochen im voraus bezahlen lassen, und natürlich ist das Geld verfallen!"

Spielmann überlegte eine Weile. Es war ihm Häuslein gegenüber entsetzlich peinlich, schon nach wenigen Tagen zurückzukommen, denn er hatte doch erzählt, daß er vier Wochen bleiben würde. Und außerdem war Trude beurlaubt und würde sich nicht ohne weiteres zur Rückkehr verstehen — und dann — ja — es lockte ihn ganz ungemein, auch mal was von der Welt zu sehen, und er entschloß sich ganz schnell, lud den lustigen Bruder ein, auf seine Kosten mit ihm zu fahren, und verbrachte vier herrliche Wochen in Gottes weiter, wunderschöner Welt.

Über all dem, was er da sah und hörte und genoß, war auch der Schmerz um die verlorene Freundschaft der Freiin von Reifenstal bedeutend geringer geworden, aber als er dann nach Hause kam, als die Einsamkeit ihn umfing, als Häuslein ein hämisches Gesicht aufsetzte, als auch Trude sich völlig verändert in ihrer Art zu ihm zeigte, da war der alte Schmerz in seiner ganzen riesengroßen Bitterkeit wieder da, und der arme Spielmann wußte jetzt ganz genau, daß das Schicksal ihn auserlesen hatte, um alle tollen und bösen Launen, die es zu vergeben hatte, an ihm auszulassen.

Er arbeitete wild in seiner Fabrik, und das war nötig, denn es hatten sich zwei Konkurrenzunternehmen aufgetan, die seinen altmodischen Betrieb erdrücken wollten. Die Arbeiter waren auch durchaus nicht zufriedener geworden und zeigten finstere Gesichter. Auf alles, was man vor andern voraushatte: auf jedes Auto, auf jede gute Flasche, auf jedweden Luxus überhaupt wurden unerschwingliche Steuern gelegt, und wenn man dann müde, vergrämt, mißgestimmt nach Hause kam, dann zeigte einem zu allem übrigen auch das Mädel, die Trude, ein albernes und hochmütiges Gesicht.

Am dritten Tage, als sie so zu ihm war, versuchte Spielmann ihr im guten beizukommen; er ließ einen Zwanzigmarkschein in ihre Hand gleiten, aber sie, die sonst so herzlich zu danken verstanden hatte, ließ dieses kleine Wertobjekt ganz gleichgültig auf den Tisch fallen und sagte verächtlich:

„Ach, Herr Spielmann, ich hab' jetzt raus, daß man einfach dumm ist, wenn man arbeitet, um Geld zu verdienen. Ich spiele doch jetzt bei Klante, der die großen Wettkonzerne eingerichtet hat."

„Wettkonzerne?" fragte Spielmann erstaunt, aber Trude lachte auf.

„Die kennen Sie doch sicher, Herr Spielmann! Die kennt doch rein jedermann! Da zahlt man heute 100 Mark ein, und in sechs Wochen kriegt man das Doppelte zurück. Natürlich fängt man mit 100 Mark erst gar nicht an — ich hab' 500 eingezahlt. Am nächsten 15. vom Monat krieg' ich 1000 zurück!"

„Das scheint ja eine etwas merkwürdige Sache zu sein!" meinte Spielmann bedenklich, aber Trude lachte wieder auf.

„Natürlich ist das den Herrschaften nicht recht, wenn unsereins so etwas erfährt!" sagte sie ungezogen, ward aber sogleich, als sie einen traurigen Ausdruck in Spielmanns Augen bemerkte, wieder besänftigt.

„Nee, Sie brauchen keine Angst zu haben, Herr Spielmann — ich kündige Ihnen deshalb nicht. Sie sind ja immer gut zu mir gewesen, aber so 'n Zwanzigmarkschein hat natürlich nicht mehr denselben Wert für mich wie früher; außerdem ist alles viel teurer geworden, und man kriegt für zwanzig Mark überhaupt nichts mehr zu kaufen!"

Spielmann seufzte auf — aber er schob noch einen anderen Zwanzigmarkschein zu dem, den sie achtlos auf dem Tische hatte liegen lassen, und erhöhte auch ihren Monatslohn.

„Ja, Sie sind wirklich ein guter und großmütiger Herr!" sagte Trude gerührt.

Spielmann aber mahnte noch einmal: „Aber Vorsicht mit solchen Spekulationsmanövern, Trude! Da kann man schlimm bei hereinfallen!"

„Nee, aber bei Klante nicht — da ist man todsicher!" triumphierte das Mädchen. „Bei dem spielen sie bis in die höchsten Kreise hinein!" —

Das Ehepaar Häuslein zeigte sich engherzig und egoistisch; sie luden sich immer wieder zu Spielmann ein, ohne je eine Gegenleistung zu bieten. Außerdem trat Häuslein wieder mit den verschiedenartigsten Wünschen hervor.

Es war aber einfach ein Ding der Unmöglichkeit für einen geplagten Fabrikbesitzer, für fremde Leute große Unternehmungen zu wagen. Er hatte jetzt wirklich genug mit sich selbst zu tun. An manchen Tagen war ihm, als müsse er an all den Anforderungen, die der Staat, die seine Beamten, seine Arbeiter und die Lieferanten der Rohmaterialien stellten, ersticken. Man wußte nicht mehr, wo ein und aus, und außerdem erhob die Konkurrenz ihr Haupt in einer immer drohenderen Weise.

Das Schlimmste aber war der Seelenschmerz, war der Jammer um die verlorene vornehme Freundin und waren die Gewissensqualen, die das unsolide Leben, das er nun von neuem führte, ihm verursachte.

Der Hochsommer begann ganz leise in immer größere Hitze auszuarten. Im Garten draußen blühte und duftete es, daß es eine Lust war. Spielmann aber gewahrte von all dem nichts; er hörte nichts vom Sang der Vöglein und sah nicht die wundervolle blaue Himmelskuppel, die sich über ihm wölbte. Er wußte nur, daß er ein einsamer, unverstandener, sorgenbeladener Mann war, den ein grausames Schicksal dem Abgrund entgegenführte.

Fast an jedem Tage machte er den Versuch, von neuem ein solides Leben zu beginnen; er ließ sich um 5 Uhr von der Fabrik nach Hause fahren und sagte dem Chauffeur, daß er ihn für den Rest des Abends nicht mehr benötigte. Aber immer, wenn die Dämmerung herniederzog, wenn die Stunden, die den Tag noch von der Nacht trennten, wie Jahrzehnte vor ihm lagen, wurden seine Vorsätze schwankend, und gewöhnlich war es Trude, das feinfühlige Mädchen, die die herannahende Melancholie gewahrte, und die einfach sagte: „Ich werde Jochem Bescheid sagen, Herr Spielmann; sonst kommen Sie wieder ins Sinnieren hinein!"

So würde es auch todsicher an einem ganz unbeschreiblich schönen Tag zu Ende Juli gegangen sein. Wie ein böses schleichendes Tier kroch die Schwermut um den armen Spielmann herum, jeden Augenblick bereit, sich zum Sprung gegen ihn zu rüsten, und schon stand der Entschluß bei Trude, zur Garage herüberzulaufen, fest — da klingelte es an der Gartentür, und es war ein ganz eigentümliches Klingeln, das dem lauschenden Spielmann das Herz laut und hart gegen die Brust schlagen machte.

Trude stürzte den Gartenweg entlang, stieß einen leisen Schrei auf und rannte, kaum der Sprache noch mächtig, ins Haus zurück.

„Die Baroneß!" keuchte sie, „wahr und leibhaftig die Baroneß von Reifenstal."

Spielmann fühlte ein Zittern in seinen Knien — der Atem ging ihm aus, aber da stand auch die Freiin in ihrem grauen Kleid und dem gleichfarbigen Hütchen schon vor ihm und sah ihn aus ernsten, doch gütigen Augen an.

Er beugte sich über ihre Hand, und die Tränen stürzten ihm dabei über die Wangen. „Das verdiene ich nicht — nein, das verdiene ich wahr und wahrhaftig nicht, daß Sie zu mir kommen!" sagte er ganz gebrochen. „Ich bin ein Unwürdiger geworden, und es geschieht mir ganz recht, wenn ich untergehe!"

Die Baroneß legte schweigend ihr Hütlein ab und trat in den Salon ein, den Trude geöffnet hatte.

„Oder wollen wir nicht lieber in Ihren herrlichen Garten gehen?" fragte sie. „Es ist ein paradiesisch schöner Tag, und die Luft wird uns beiden wohltun!"

Spielmann wankte hinter ihr her bis zu der großen Geißblattlaube, in der neue, glänzend weiße Holzmöbel standen.

„Ich bin ein völlig Unwürdiger geworden!" begann Spielmann wieder zerknirscht, aber die Baroneß hinderte ihn an weiteren Selbstanklagen.

„Sie sind ein kranker Mann, Herr Spielmann, und es ist die Pflicht Ihrer Mitmenschen, Ihnen zu helfen, daß Sie endlich wieder festen Boden unter Ihre Füße bekommen. Ich wurde leider durch die schwere Erkrankung meiner Tante viel länger auf deren Schloß festgehalten, als ich vermutet hatte, sonst würde ich natürlich längst nach Ihnen gesehen haben."

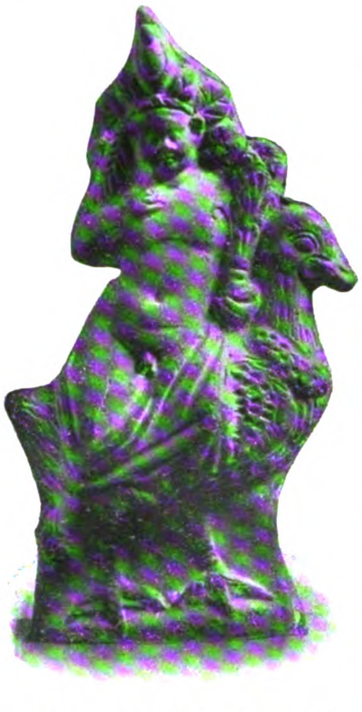
In Spielmanns Augen leuchteten Lichter auf. „Ach, soll das so viel heißen, Baroneß, daß Sie von jetzt an wieder zu mir kommen werden, daß Sie mich nicht mehr allein lassen — daß — — —"

Aber die Baroneß schüttelte den Kopf. „Ich werde leider diese Stadt für immer verlassen müssen, eben dieser erkrankten Tante wegen, denn sie ist natürlich die nächste, der ich meine Hilfe angedeihen lassen muß. Aber ich komme mit einem Vorschlag zu Ihnen, der Ihnen wahrscheinlich weit mehr zusagen wird, als wenn ich Ihnen meine abendlichen Besuche wieder in Aussicht stellte!"

(Fortsetzung folgt.)



Deutsches Land: Oberweißenbrunn in der Rhön. Nach einem Gemälde von Professor H. Schnee.



Das Horus-Kind, auf einer Gans reitend. (Tonfigur griechischer Zeit.)

Ehe und Familie im alten Ägypten.

Von Museumsdirektor Prof. Dr. Roeder in Hildesheim.

Mit sechs Abbildungen aus dem Pelizaeus-Museum in Hildesheim.



Verstorbene nehmen das Totenopfer von ihren Kindern an (Grabstein des Neuen Reichs).

Im Anschluß an die Schriftsteller unserer romantischen Zeit, in der das Rätsel der Sphinx und eine steife Plastik den ägyptischen Geist zu bezeichnen schienen, lebt bei uns immer noch die Vorstellung fort, daß die alten Ägypter ein weltfremdes und in mystische Religiosität und in Hoffnungen auf das Jenseits versunkenes Volk gewesen sind. Eine bessere Kenntnis der Denkmäler und vor allem die Papyri aus antiken Stadtruinen haben uns jedoch gezeigt, daß den Angehörigen des Pharaonenreiches die irdische Welt mit ihren Freuden und Aufgaben gar nicht ferngelegen hat. Unter den vielen Zügen eines starken Wirklichkeitssinnes haben wir bei den alten Ägyptern ein ausgeprägtes Hängen am Familienleben gefunden. Wie heute, war die Einehe in allen unteren und mittleren Schichten des Volkes die selbstverständliche Regel; daß der Vornehme darüber hinaus nach Vermögen und Neigung einen Harem halten kann, war im Altertum wie heute ohne Zusammenhang mit dem Denken und Handeln des Mittelstandes. In gleicher Weise begegnet uns auch eine hohe Kinderzahl.



Statuengruppe eines Ehepaares. (Kalkstein.) Aus einem Grabe der IV. Dynastie (um 2800 v. Chr.).

Die Ehen wurden durch einen förmlichen Vertrag mit fester Formung nach Gesetz und Herkommen geschlossen. Wir kennen solche Eheverträge seit etwa 1000 v. Chr.; in der späteren Zeit wird ihre Fassung immer ausführlicher, ihre Bedingungen immer sorgfältiger auf alle Möglichkeiten berechnet. Im allgemeinen werden die Verträge über eine Ehe auf Lebenszeit geschlossen, und die Frau erhält den Titel einer „Ehefrau“. Der Mann gibt ihr eine Frauengabe in Geld und Korn, die ihr auch für den Fall einer späteren Scheidung verbleibt; den Besitz des Mannes erben die gemeinsamen Kinder. Als Ausnahmefall kennen wir einen Vertrag über eine Probeehe auf fünf Monate aus dem 1. Jahrhundert v. Chr.; in ihm legt der Mann eine Geldsumme im Tempel nieder, der dabei die Stelle einer öffentlichen Bank einnimmt, und spricht der Frau diese Summe zu, falls er sie später wegschicken sollte, während sie das Geld herausgeben muß, sobald sie ihn böswillig verläßt. Aus der gleichen Zeit kennen wir auch Verträge über „lose Ehen“, in denen der Mann die Mitgift der Frau übernimmt und sein gesamtes Vermögen den gemeinsamen Kindern verschreibt; er verbürgt sich für den Lebensunterhalt der Frau, auch wenn sie nicht „Ehefrau“ heißt. Solche Frauen werden die vielgenannten „Schwestern“ sein, die wir schon in älterer Zeit kennen, und von denen mehrere den Arbeitern in die Bergwerke und Steinbrüche der Wüste gefolgt sind.



Isis säugt ihren Sohn Horus. (Bronzefigur.)

Die frühe Heirat, die im alten Ägypten wie im heutigen Orient überall selbstverständlich ist, bringt es mit sich, daß man keine alten Jungfern kennt; die Mädchen kommen in jugendlichem Alter, oft schon als Kinder, in die Hände des Gatten oder werden ihm wenigstens zugesprochen. Das Pharaonenreich kennt auch die Hetären der Griechen nicht; vor Freudenmädchen an den Türen der Gasthäuser wird der Jüngling gelegentlich gewarnt. Die verliebte Jugend hat natürlich auch ihre Liebeslieder gehabt, und daß sie einen sinnlicheren Zug atmen als die zarteren Gedichte des germanischen Abendlandes, wird einen Kenner des Orients nicht wundern. „Deine Liebe macht mich zittern“ und „Mein Herz steht nach dir“, klagt das Mädchen, und dann: „Da finde ich meinen Bruder in seinem Zelt, und mein Herz ist froh.“ Endlich: „Ich werde nicht von dir weichen, und meine Hand bleibt in deiner Hand.“ Der Jüngling, der hier, wie sonst oft, der „Bruder“ genannt wird, ist krank vor Liebesgram, und die Ärzte wissen nicht zu helfen — „doch wenn meine Schwester mit ihnen kommt, sie kennt meine Krankheit!“ Schließlich will er sogar Türhüter bei seiner Liebsten sein, damit er ihre Stimme hört, wenn sie ihn auch schilt.

Stirbt der Mann, so erhebt die Witwe bei der Bestattung eine bewegte Klage an der Mumie, die sie leidenschaftlich umschlingt: „Ich bin doch deine Schwester, du Großer, verlasse mich nicht! Warum bist du fern von mir? Der du so gern mit mir scherztest, du schweigst und redest nicht!“ Ist sie ihm ins Grab gefolgt, was in der Urzeit gewiß gewaltsam geschah, so sorgen die gemeinsamen Kinder für den Totendienst bei den Eltern, und es ist dem Ägypter ein schrecklicher Gedanke, daß einmal in Zukunft kein Sohn an seinem Grabe die Opfergebete sprechen und die Gaben niederlegen könne. Deshalb stellen die Bilder in den Gräbern immer wieder die Szene dar, daß die Eltern von den Speisen nehmen, die ihre Kinder ihnen hingelegt haben. In den Pyramidentexten des Alten Reichs (um 3000 v. Chr.) heißt es schon: „Der Sohn baut Gerste und baut Weizen, daß er den Vater damit beschenke“, und in den Opfergebeten wünscht man sich immer wieder, daß die Gaben der Kinder niemals aufhören möchten.



Familiengruppe aus Kalkstein (Altes Reich).

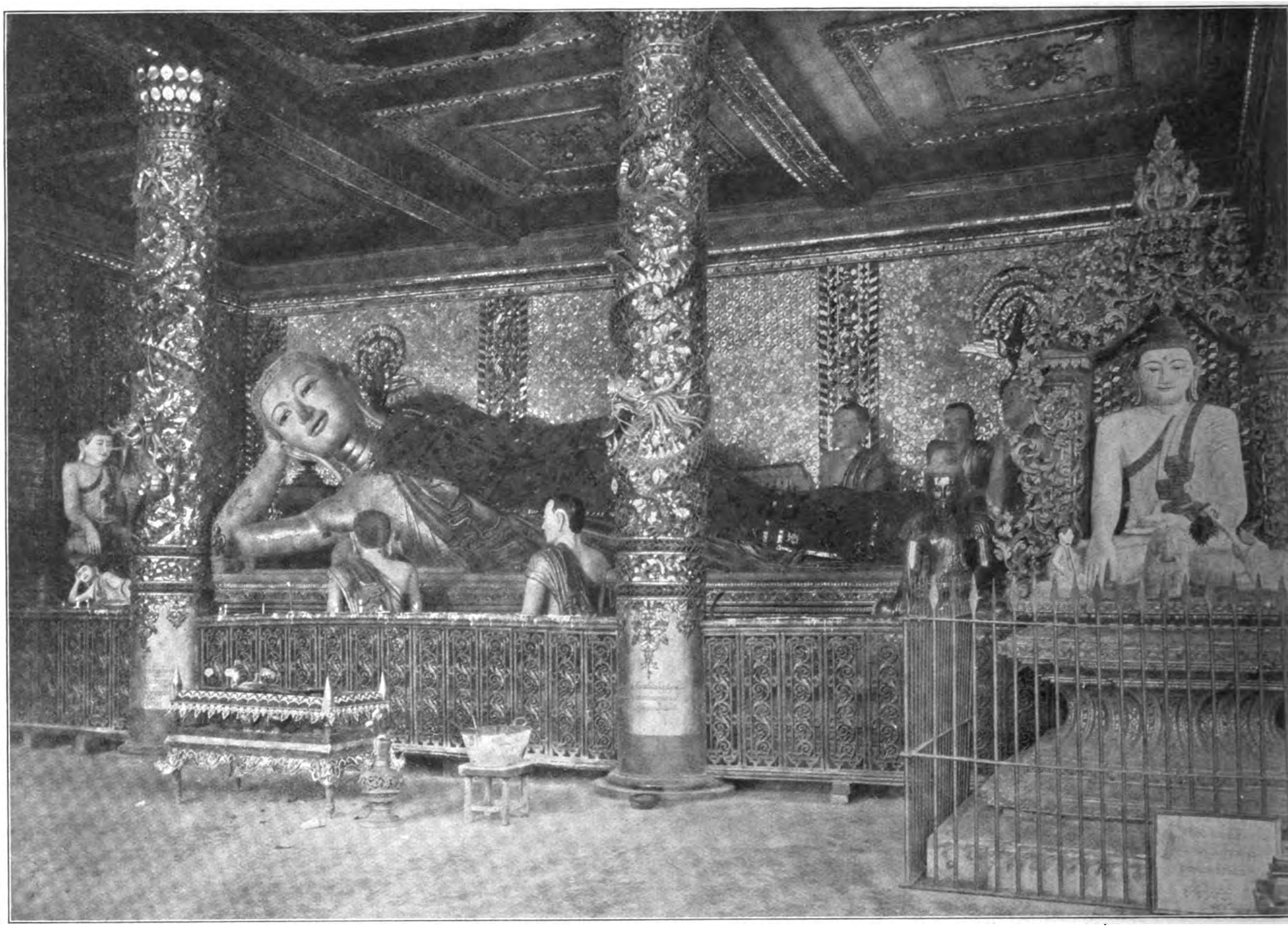
Das irdische Familienleben spiegelt sich auch bei den Götter wider. Osiris und Isis sind das vorbildliche Ehepaar, Isis mit ihrem Horus-Kindchen die fürsorgliche Mutter im Himmel. Die in Ägypten seit alter Zeit heimische Gruppe der Mutter mit dem Kinde ist in frühchristlicher Zeit in die neue Religion übergegangen und lebt in den Madonnen des Mittelalters bei uns weiter. Den kleinen Harpokrates, wie die Griechen das Horus-Kind nannten, haben die Ägypter mit einem ganzen Kranz von Sagen und Erzählungen umgeben und zu einem Liebling des Volkes gemacht.



Ehepaar, speisend am Tisch mit Broten (Grabrelief des Alten Reichs).



Flicktag im Bauernhaus. Nach einem Gemälde von Hans Best.



Indische Kunst: Der große „liegende" Buddha im Tempel zu Mandalay (Birma).

Im Lande der Schammar. / Von Oberstleutnant a. D. Ernst Paraquin.

Die Schammar sind ein Beduinenstamm, der im Beginn des 18. Jahrhunderts aus der großen arabischen Wüste in das Land zwischen Euphrat und Tigris eindrang und sich dort unter immer wiederkehrenden Kämpfen mit den benachbarten Anese, Dlems und anderen Nomaden und kurdischen Halbnomaden in seinem Weiden- und Herdenbesitz behauptet. Nach uralter Gepflogenheit wandern ihre weit verstreuten Sippen im Zuge der Jahreszeiten von Weideplatz zu Weideplatz.

Gegen Ende des Weltkriegs im Juni 1918 besuchte ich die Sippe des Humebi-Bey, die ihr alljährliches Frühsommerlager am wasserreichen Wadi Tharthar in der Nähe der Ruinenstadt Hatra bezogen hatte. Der Tharthar-Bach kommt vom Sindschargebirge, in dem ein Teil der Teufelsanbeter sich angesiedelt und durch emsigen Fleiß mitten in der Steppe eine Oase fruchtbaren Landes geschaffen hat. Beduinen und Teufelsanbeter leben häufig in Fehde. Zwar pries uns Humebi ihre Rechtlichkeit und Tüchtigkeit, aber dem strenggläubigen Mohammedaner ist ihre vielfach mißdeutete Religion, in die sich anscheinend Reste des altiranischen Lichtkults verweben, ein Greuel. Außerdem sind ihre Siedelungen ein dankbares Ziel der Raubzüge der Schammar, und so heilig der Beduine die Gastfreundschaft hält, so erlaubt und geboten dünkt ihn das Ausplündern jedes Stammesfremden, der in seinem Gebiete weilt.

Im Vertrauen auf die mit Humebi in meinem Hause in Mosul geschlossene Gastfreundschaft fuhr ich mit meinen Begleitern in drei Personenautos in die große Dschesire (Insel), die Steppenwüste zwischen Tigris und Euphrat. Hier hörte jeder türkische Machtbereich auf und ist der freie Beduine unumschränkter Herr. Wir hatten außer der persönlichen Bewaffnung ein gut sichtbares Maschinengewehr mitgenommen. Denn der Einfluß des englischen Goldes erstreckte sich bis zu den Teufelsanbetern am Sindschar, und Zwischenfälle durch feindliche Beduinenhorden, die der auf jeden Europäer von den Engländern ausgesetzte Geldpreis lockte, schienen nicht ausgeschlossen.

Wie winzige schwarze Pünktchen rollten unsere Wagen in der unermeßlichen Steppe dahin, geführt von einem Schammar, der mit unbedingter Sicherheit dem Wagenführer die Fahrtrichtung wies. Das Gras, das noch vor wenigen Monaten in frischem Grün, belebt von bunten Anemonen, Tulpen und Orchideen, die Steppe bedeckt hatte, war in der sengenden Sonnenglut verdorrt. Heuschreckenschwärme schwirrten in der flimmernden Luft um uns. Hier und da jagte ein Rudel Gazellen in fliegender Hast dahin. Manchmal tauchten die schwarzen Zelte eines Nomadenlagers oder die Silhouetten einer Kamelkarawane auf.



Die Autos der Expeditionsteilnehmer in der Wüste.



Bunte Reihe. × Humebi, der Schammar-Schech.

Nach neunstündiger Fahrt galoppiert uns eine Gruppe von Beduinen entgegen, die sich als der älteste Sohn und die Brüder Humebis entpuppen. Sie sind uns zu unserer Begrüßung entgegengeritten und feiern unsere Ankunft durch Freudenschüsse und Lanzenschwingen. Bald sind wir im Zeltlager, wo uns Humebi mit der unnachahmlichen freundlichen Würde des freien Wüstenherrn empfängt.

Im großen luftigen Schechzelt nehmen wir auf Teppichen und Kissen Platz. Der köstliche bittere arabische Kaffee, der in großgeschnäbelten verzinkten Kupferkannen jederzeit im Zelt bereit steht, wird uns in kleinen Schlücken gereicht, dazu eine durstlöschende heiße Zitronenlimonade mit dem nelkenähnlichen Helgewürz. In Redewendungen, deren Reiz und Eigenart uns aus den Erzählungen der Bibel bekannt sind, wird unser Erscheinen begrüßt. Bald werden wir in unser Gastzelt gebeten, wo wir am Boden um eine Riesenplatte mit Reis und Fleisch kauern, während Kannen mit wohlschmeckender Kamelmilch und Joghurt von Mund zu Mund gehen. Wir hatten schon neben dem Schechzelt mit raschem Blick im offenen Küchenzelt die unverschleierten Frauen erspäht, die die herrlich mundenden Speisen zubereiteten.

Nach erquickender Nachtruhe unter dem funkelnden Sternenhimmel der Wüste verlassen wir am frühen Morgen auf Beduinenpferden das Lager, um die mächtigen Ruinen von Hatra zu besuchen. Die römischen Kaiser Trajan und Septimius Severus hatten vergebens die Stadt belagert, die eine reiche Vermittlerin des Handels



Beim Kaffeekochen.

durch die Wüste, ähnlich wie Palmyra, war und einen Mithrastempel mit einem berühmten Goldschatz besaß. Noch ist der letzte römische Belagerungswall in einer flachen Bodenerhebung rings um die fast kreisförmige Stadt deutlich zu erkennen. Hellenistische Köpfe schmücken die Wände der durch ein Erdbeben teilweise eingestürzten Riesenhallen. Der Stirnbalken einer Pforte zeigt den Kopf des Mithras mit dem Strahlendiadem. Der Sassaniden-Großkönig Schapur bereitete der Selbständigkeit der Wüstenstadt im dritten nachchristlichen Jahrhundert ein Ende. Verrat soll ihm die Tore geöffnet haben: Die schöne Manisen, die Tochter des letzten Fürsten von Hatra, opferte die Freiheit ihrer Vaterstadt ihrem Ehrgeize, im Harem des Besiegers der Römer zu glänzen.

Auf dem Heimwege zeigt der wild aussehende Lanzenreiter Humedis seine Künste, indem er scherzhafte Attacken auf mich reitet. Kaum hat er mich in sausendem Galopp mit eingelegter Lanze unter drohendem Brüllen passiert, so macht er gewandt kehrt, reitet an meine Seite und flüstert mit geöffneter Hand das Zauberwort des arabischen Orients: „Fluhs!“ (Geld!)

Zur Belustigung unserer Gastgeber veranstalten wir am Nachmittag ein Preisschießen, bei dem wir für die besten Schützen silberglänzende Medschidjehs (20-Piaster-Stücke) auswerfen. Die ganze Schießleidenschaft, Treffsicherheit und — Geldgier der Wüstenjäger zeigt sich. Mit funkelnden Augen verfolgen sie die dem glücklichen Schützen zugeworfene Münze. In zweifelhaften Fällen entsteht eine leidenschaftliche Auseinandersetzung und ein wildes Gestikulieren mit den geladenen Gewehren. Die Zeit des Abendgebetes macht der Lustbarkeit ein Ende. Zwar beobachteten wir bei der Mehrzahl der Beduinen keine religiösen Riten, aber Humedi und einige seiner Getreuesten warfen sich zu allen Gebetsstunden vor dem Zelte zu Boden, das ernste Angesicht in gläubiger Inbrunst nach den heiligen Stätten gerichtet.

Am Abschiedsabend kauern wir im Kreise der vornehmen Sippenmitglieder am Boden vor den Zelten. Bittere Anklagen gegen die türkische Gewaltherrschaft klingen aus dem Munde Humedis und seiner Brüder. Das Ende des Krieges hat die Loslösung Arabiens aus dem türkischen Reichsverband gebracht. England hat seine Schutzherrschaft in die Form eines arabischen Königreichs Mesopotamien gekleidet. Aber niemals wird ein straffer Staatsverband die schweifenden Sippen der Beduinen zusammenzuschließen vermögen. Die Fellachen und Städtebewohner, auf die der Nomade mit Verachtung herabsieht, mag England zu festeren Formen vereinen. Seine Politik gegenüber den Nomaden wird stets die Rücksicht auf ihren Freiheitstrieb bewahren müssen. Freilich ist dieser Hang zur Unabhängigkeit eingeschränkt durch Lebensbedürfnisse mancher Art, die der nur auf Viehzucht und Jagd angewiesene Beduine allein in den festen Siedlungen zu befriedigen vermag.



Vor dem Preisschießen.

Aus Wissenschaft und Technik.

Hygienische und wissenschaftliche Verhältnisse in Rußland. Die Bevölkerungszahl Petersburgs ist nach einem Bericht Dr. Sauers, eines Mitglieds der Expedition des Deutschen Roten Kreuzes im russischen Hungergebiet, in der „Münchner Medizinischen Wochenschrift“ von 2½ Mill. im Jahre 1917 auf etwa 700000 einschließlich der Truppenbesatzung zurückgegangen. Die Gründe dieses starken Rückgangs sind bedingt durch die Seuchen- und Hungererkrankungen, die Verlegung des Regierungssitzes nach Moskau, die Schließung der Fabriken und durch die Auswanderung aufs Land und in die kleinen Städte, was wiederum auf die schwierige Ernährungslage zurückzuführen ist. Seit Mitte 1921 sind die Ernährungsverhältnisse in Petersburg wieder günstiger, nachdem seit dieser Zeit wieder der freie Handel sowie die Einfuhr ausländischer Waren erlaubt ist. Seuchen gibt es im wesentlichen zur Zeit in Petersburg nicht; 1920/21 herrschte eine starke Ruhrepidemie und in den Jahren 1918—1920 eine verheerende Fleckfieberepidemie. Pestfälle sind entgegen den in Deutschland verbreiteten Meldungen im Jahre 1921 überhaupt nicht vorgekommen. Cholerafälle sind nur vereinzelt eingeschleppt worden. Eine starke Pockenepidemie 1919/20 konnte infolge Mangels eines wirksamen Impfstoffes nur schwer bekämpft werden. Durch die schlechten Ernährungsverhältnisse ist eine Zunahme besonders der Tuberkulose, ferner der Bruchleiden, Organsenkungen usw. beobachtet worden, während Blinddarmentzündungen und Zuckerkrankheit bedeutend abgenommen haben. Auch dort ist die Zahl der Geschlechtskrankheiten viel größer geworden. Die Fleckfieberepidemie hat viele Ärzte dahingerafft. Gegenüber 3500 Ärzten in den früheren Jahren leben zur Zeit in Petersburg nur noch 1800. Die Lebensbedingungen sind für die Ärzte nicht nur durch die allgemeine schlechte ökonomische Lage erschwert, sondern auch dadurch, daß jeder gezwungen ist, die gewöhnlichsten Arbeiten des täglichen Lebens, wie Herbeischleppen von Lebensmitteln, Holztragen und -sägen, Wassertragen, selbst auszuführen, da die Möglichkeit, sich Dienstboten zu halten, nicht vorhanden ist. Die Zahl der ärztlichen Dienststellen ist dreifach größer als die Zahl der Ärzte, so daß diese gleichzeitig zwei und drei Stellen bekleiden müssen, was infolge der ungünstigen Verkehrs- und Beleuchtungsverhältnisse sehr erschwert ist. Die Krankenhäuser und Kliniken leiden unter der Unmöglichkeit baulicher Instandhaltung sowie unter dem fast völligen Mangel an Krankenbedarfsartikeln, Verbandstoffen und Medikamenten; Chloroform, Äther, Katgut, Vaseline, Salizyl und Brompräparate sind kaum aufzutreiben, so daß häufig dringende Operationen infolge fehlender Betäubungsmittel nicht ausgeführt werden können. Der völlige Ausfall an Gas wird in Krankenhäusern und Laboratorien sehr unangenehm empfunden. Die Belieferung mit Elektrizität ist jetzt besser geworden. Die Kranken müssen sich einen Teil ihrer Nahrungsmittel selbst mitbringen. Gegenüber solchem Elend ist der gesteigerte Drang nach wissenschaftlicher Arbeit und Forschung besonders hervorzuheben. In der Revolutionsperiode ist in Petersburg ein staatliches Röntgen- und Radiuminstitut neu gegründet worden. Es ist mit allen modernsten, fast ausschließlich deutschen Apparaten aufs reichhaltigste ausgestattet, während in allen anderen klinischen Abteilungen Petersburgs aus Mangel an Material der Röntgenbetrieb fast völlig stillsteht. Die früher weltbekannte Ottsche gynäkologische Klinik hat, den Zeitverhältnissen entsprechend, ihren Betrieb wesentlich verkleinern müssen. Besonders schwer wird in ärztlichen Kreisen der geringe Bestand an ausländischer Literatur empfunden, die seit 1917 fast ganz ausgeblieben ist. Beinahe alle alten russischen Zeitschriften sind eingegangen. Die übriggebliebenen erscheinen unregelmäßig und in stark verkürztem Umfang. Ein Teil der beachtenswerten wissenschaftlichen Forschungsergebnisse soll daher in deutscher Sprache erscheinen. Der Andrang zum medizinischen Studium ist überall außerordentlich groß. An den neu gegründeten Universitäten sollen nicht genug qualifizierte Lehrkräfte, insbesondere in den theoretischen Fächern, zur Verfügung stehen. Die nach der Revolution eingeführte Abschaffung des Reifezeugnisses für den Besuch von Hochschulen hat man wegen der praktischen Undurchführbarkeit wieder aufgehoben. — (Der Leiter der deutschen Sanitätsmission für Rußland, Professor Mühlens, Hamburg, hat übrigens inzwischen im Namen der Expedition einen Aufruf zur Linderung der geistigen Not der russischen Ärzte erlassen. Die meisten großen deutschen medizinischen Wochenschriften senden bereits durch die deutsche Hilfsexpedition zahlreiche Exemplare wöchentlich nach Rußland. Büchersendungen, die in ärztlichen Zentralbibliotheken jedem russischen Arzt wenigstens in den Hauptstädten zugänglich gemacht werden, können durch die Sanitätsmission des Deutschen Roten Kreuzes [Charlottenburg] nach Rußland geschickt werden.)

Über Katarrhe. Schon der Name weist zurück auf die Hippokratischen Schriften. Katarrh und Rheuma, die in den alltäglichen Gebrauch übergegangen sind, besagen nichts anderes als das deutsche Wort „Fluß“. Rheuma kommt von rheein (fließen) und Katarrh von katarrheein (herabfließen). Was fließt denn, und von wo fließt es herab? War nach der Vorstellung in den Hippokratischen Schriften die Mischung der Säfte, die Krasis, keine richtige, so floß z. B. der Schleim in vermehrter Menge aus dem Kopf bzw. aus dem Gehirn in den übrigen Körper. Durch dieses Herabfließen, den Fluß, trat eine krankhafte Störung ein, die man Katarrh nannte. Diese Lehre hat sich noch gehalten bis zum Jahre 1660, in dem der Wittenberger Arzt Konrad Viktor Schneider (1614—1680) zuerst bewies, daß der Nasenschleim und der bei Katarrhen ausgehustete Schleim nicht, wie Galen lehrte, vom Gehirn herabkomme und durch das Siebbein in die Nasen- und Rachenhöhle herabträufle, sondern ein Absonderungsprodukt der Schleimhaut der Nasenhöhle und der Atmungsorgane ist. Durch diese Entdeckung, die er 1660/62 in einem fünfbändigen Werke niederlegte, hat Schneider — dank einer emsigen deutschen Gelehrtenarbeit — eine förmliche Umwälzung in der ärztlichen Gedankenwelt hervorgerufen. Aber trotzdem ist das durch Schneiders Studien sinnlos gewordene Wort „Katarrh“ dennoch in fast allen Weltsprachen bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Da der ganze menschliche Körper mit Schleimhäuten ausgekleidet ist, so kann eine Entzündung der Schleimhaut, die mit vermehrter Absonderung einhergeht, an allen möglichen Orten des Körpers auftreten. Statt z. B. von Magen- und Darmkatarrhen zu sprechen, wäre es richtiger, von Schleimhautflüssen des Magens und Darms zu reden. Wohl der Kürze wegen hat man Menschen, die entweder stetig zu solchen Flüssen neigen, die bald die eine oder andere oder verschiedene Schleimhäute zu gleicher Zeit befallen, als „katarrhalische“ bezeichnet. Am häufigsten erkrankt wohl die Schleimhaut der Nase, so daß man geradezu Katarrh und Schnupfen als gleichbedeutend ansieht, ohne sich der Sachlage klar bewußt zu sein. Es gibt Menschen, die der Schnupfen kaum verläßt, und kein Geringerer als Friedrich Theodor Vischer (1807—1887) hat uns in seinem köstlichen Roman „Auch Einer“ seine Weltanschauung unter dem Bilde eines niemals siegreichen Kampfes gegen den „Pnüssel“, wie er den Schnupfen nennt, und gegen „die Tücke des Objekts“ ergötzlich geschildert. In einer Pfahlbaunovelle malt sich der Held Einhart aus, mit welcher elementaren Wucht auf die naiven Menschen der Steinzeit der Katarrh wirkte, ihr ganzes Gemütsleben bestimmte und die Phantasie sogar zur Schöpfung und Verehrung von Schnupfengottheiten anregte. Auch der Heuschnupfen hätte hier genannt sein können, der sich unter der Einwirkung des Pollenstaubes entwickelt und ein gutes Beispiel dafür ist, daß ein und dieselbe Schädlichkeit gleichzeitig mehrere Schleimhäute, nämlich die Bindehaut des Auges, die Nasenschleimhaut und die der Atmungsorgane, befallen kann. Gerade bei diesem sogenannten „Sommerkatarrh“ kann man durch in die Nase eingebrachte Wattebäusche, die weder zu fest noch zu locker sein dürfen, so daß sie die Nasenatmung nicht behindern, das Eindringen der Krankheitserreger häufig ausschließen. Außerdem empfiehlt es sich, bei Spaziergängen durch das blühende Getreide oder bei Eisenbahnfahrten — zur Abwehr gegen den sogenannten „Reiseschnupfen“ — sich die Nasenschleimhaut mit Vaselin oder Bormelin usw. zu bestreichen. Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

Eine Erfindung zur Demonstrierung einer chirurgischen Operation. Wir hatten in unserer Nr. 4059 vom 20. Oktober, S. 363, eine Abbildung gebracht, die zeigte, wie unter Verwendung von Periskop und Lichtschirm eine Operation unmittelbar auf eine im Nebenraum aufgehängte transparente Wand übertragen wird. In dem Nebenraum sitzen die Studenten, und ein Dozent erläutert an Hand des übertragenen Bildes die sich augenblicklich abspielenden Vorgänge. Diese Methode wird neuerdings in Amerika zu Lehrzwecken verwendet. Unsere Notiz nannte auch den Erfinder der Methode, einen Herrn aus Cincinnati. Wir möchten aber darauf hinweisen, daß in Deutschland von dem Prinzip der hier in Amerika neu verwandten Methode schon lange Gebrauch gemacht wird. Bereits seit dem Jahre 1907 ist am Münchner Anatomischen Institut — und andere medizinische Lehranstalten sind diesem Beispiel gefolgt — ein auf Veranlassung von Geheimrat Rückert von den optischen Werkstätten von Winckel in Göttingen erbauter großer Projektionsapparat für Episkopie in Verwendung. Die episkopische oder periskopische Projektion gestattet eine Projektion irgendwelcher Gegenstände, ohne durch räumliche Ausdehnung behindert zu sein. Der Schädel in seinem ganzen Umfang, in die Tiefe sich erstreckende Körpergegenden und sogar das Innere von Brust- und Bauchhöhle konnten mit dem Münchner Apparat deutlich auf dem Wandschirm gezeigt werden. Auch Operationen an Blutgefäßen und Nerven konnten hier vor den Augen der Studenten unmittelbar vorgenommen werden. Wenn auch der amerikanische Apparat Änderungen in Größenmaßen und der Aufstellungsart zeigt, so hat er doch nur ein Prinzip übernommen, das im deutschen medizinischen Unterricht schon seit 15 Jahren praktische Anwendung gefunden hat.

Ein unabhängiger Senussistaat. In den letzten Jahrzehnten haben wir uns daran gewöhnt, Afrika als den Erdteil der europäischen Kolonien zu betrachten; das durch seine Lage in einem Gebirge besonders schwer zugängliche Königreich Abessinien war der einzige unter den vielen, z. T. mächtigen Staaten der afrikanischen Eingeborenen, der bis auf den heutigen Tag nicht unter europäische Botmäßigkeit gelangt ist. In den letzten Jahren hat sich nun in Nordafrika die Bildung eines zweiten unabhängigen und von zwei Großmächten anerkannten Eingeborenenstaates vollzogen, der sogar das Mittelmeer berührt — es ist der Staat der Senussi im Hinterlande der Kyrenaika. Mit der Anerkennung der Unabhängigkeit der ganzen Oasen der Libyschen Wüste einschließlich der hart an der Mittelmeerküste gelegenen Oase Jedabiya unter der Leitung der mohammedanischen Sekte der Senussi mußte sich Italien den ungestörten Besitz des von ihm seit 1911 besetzten, aber namentlich während des Weltkrieges nur mit äußerster Mühe und an wenigen Punkten gehaltenen Küstenstreifens der Kyrenaika verkaufen; mit der Lieferung von Waffen, anderen Ausrüstungsgegenständen und regelmäßigen Geldzahlungen für die Unterhaltung einer Senussitruppe von 4000 Mann, welche die Räubergelüste der Araber niederhalten soll, die Möglichkeit, im Hinterlande ungefährdet Handel zu treiben. England erkannte dieses Abkommen zwischen Italien und den Senussi an. Ist die in aller Stille erfolgte Bildung eines unabhängigen Eingeborenenstaates in Afrika an sich schon ein für die ganze weitere politische und wirtschaftliche Entwicklung des Erdteils wichtiges Ereignis, so gewinnt sie dadurch noch an Bedeutung, daß der neue Wüstenstaat im Osten unmittelbar an Ägypten grenzt, das jetzt ebenfalls auf dem Wege ist, sich seine Unabhängigkeit zurückzugewinnen. Dr. W. Gerbing.

Wie hoch hinauf beeinflußt das Gebirge die Windgeschwindigkeit? Diese Frage hat für die Flugtechnik eine besondere Bedeutung, denn wenn man die Grenze solchen Einflusses kennt, so kann man danach die Flughöhe bemessen, um Wind von der gewünschten Stärke zu finden oder ungünstigen zu vermeiden. Weht ein Luftstrom über ein Gebirge hinweg, so wird diejenige Luftmasse, die unter der Kammhöhe liegt, zusammen- und nach oben gedrängt; dadurch aber werden auch die unmittelbar darüber wehenden Luftschichten gehoben und wird die Strombahn verengt. Wie hoch hinauf das der Fall ist, hat Georgii aus den Temperaturbeobachtungen am Taunusobservatorium und auf Grund anderer Erwägungen zu bestimmen gesucht. Er kam dabei stets zu dem Ergebnis, daß man im Mittel eine Schicht von einem Drittel der Gebirgshöhe oberhalb des Gipfels als beeinflußt annehmen kann, z. B. beim 1142 m hohen Brocken rund 380 m, so daß oberhalb von 1500 m der Wind ungestört weht. Infolge der Verengerung der Strombahn muß hier die Geschwindigkeit, wie bei einer Flußenge, größer sein als in der freien Luft in gleicher Höhe, und zwar am meisten unmittelbar über dem Gebirge. Aus Messungen wurde nun gefunden, daß diese Zunahme der Windgeschwindigkeit rund ein Fünftel beträgt. So ergab sich für den Feldberggipfel im Taunus eine Geschwindigkeit von 7,6 Sekundenmetern gegen 6,5 in gleicher Höhe, aber weiter ab vom Gebirge. Alle diese Werte sind natürlich nur Durchschnittswerte, während bei besonderen Wetterlagen stark abweichende Zahlen beobachtet werden können. K.

Ein Institut für Eiszeitforschung in Wien. Obwohl heute kaum ein Gebiet das allgemeine Interesse so fesselt wie die früheste Urgeschichte des Menschen, seine Entwicklung im Eiszeitalter und die gleichzeitigen erdgeschichtlichen Vorgänge, bestand dafür in Europa mit Ausnahme des vom Fürsten Albert von Monako gegründeten „Institut de Paléontologie humaine“ zu Paris kein wissenschaftliches Zentrum. Ein solches ist nun auch in Mitteleuropa geschaffen durch das unlängst gegründete Institut für Eiszeitforschung am Naturhistorischen Staatsmuseum in Wien. Das Institut, das unter der Leitung des Direktors der anthropologisch-ethnographischen Sammlung Dr. J. Bayer steht, der durch den Nachweis von nur zwei Eiszeiten eine neue Basis geschaffen hat, wird sein Ziel mit Hilfe eines wissenschaftlichen Fachbeirates verfolgen, dem die bedeutendsten Spezialforscher Österreichs auf diesem Gebiete angehören.

Ethnologische Volkswirtschaftslehre. Die Beschäftigung mit den Lebensverhältnissen der Eingeborenen ferner Länder hat leider für uns an unmittelbarem praktischen Interesse stark verloren, seitdem wir unsere Kolonien eingebüßt haben und uns die genaue Kenntnis der Eingeborenen nicht mehr für deren richtige Behandlung unbedingt vonnöten ist. Um so größere Bedeutung könnte die Ethnologie aber dadurch für uns gewinnen, daß wir durch das Studium der leichter durchschaubaren Zustände bei den sog. Naturvölkern den richtigen Standpunkt und Maßstab zur Beurteilung unserer eigenen Lebensverhältnisse gewinnen würden, vor allem der sozialen. Leider ist die Verbindung zwischen der sozialen Volkswirtschaftslehre und der Ethnologie bis in die jüngste Zeit hinein noch kaum gesucht und versucht worden, und eine vergleichende Volkswirtschaftskunde auf ethnologischer Grundlage oder, kürzer ausgedrückt, eine ethnologische Volkswirtschaftskunde, hat es bei uns bisher noch nicht gegeben. Wohl beschäftigte man sich vielfach mit der „Wirtschaftskunde“, d. h. mit der wirtschaftlichen Abhängigkeit des Menschengeschlechts von der umgebenden Natur; damit war aber über die Stellung des einzelnen Menschen im Wirtschaftsleben, über seine Teilnahme an der Gewinnung wie am Verbrauch der zum Leben nötigen Güter, über die Forderungen und Hemmungen, die ihm die Gesellschaft im Lebenskampf bereitet, kurz, über die soziale Seite der Volkswirtschaft der Naturvölker, noch nichts gewonnen. Dieser erst neu zu schaffende Zweig der Ethnologie, die soziale Wirtschaftskunde der Naturvölker, die Darstellung der „sozialen Mittel zur Befriedigung der menschlichen Lebensbedürfnisse“, ist der Gegenstand des 1920 erschienenen „Grundrisses der ethnologischen Volkswirtschaftslehre“ von Prof. Dr. Max Schmidt, Direktorialassistent am Museum für Völkerkunde zu Berlin (Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart). Das Werk, das für jeden Gebildeten verständlich geschrieben ist und jedem, der zu einem eigenen Urteil über unsere eigenen sozialen Verhältnisse strebt, zum Studium warm empfohlen werden kann, gliedert sich in zwei Bände: der erste behandelt die soziale Organisation der außereuropäischen menschlichen Wirtschaft, also besonders die Formen und Mittel des Verkehrs; der zweite den sozialen Wirtschaftsprozeß, also die Erzeugung, Bewegung und Verteilung der zum menschlichen Leben notwendigen „Sachgüter“.

Literatur und Kunst.

Salomo und die Königin von Saba, ein äthiopischer Bericht. Der Besuch der Königin von Saba bei König Salomo, der so oft dichterische Behandlung erfahren hat, erhält jetzt neues Licht durch die Veröffentlichung eines altäthiopischen Manuskriptes, das soeben von dem Kustos der ägyptisch-assyrischen Abteilung des Britischen Museums in Übersetzung herausgegeben wurde. Es handelt sich um das sogenannte „Kebra Nagast“, d. h. „Ruhm der Könige“, das im sechsten nachchristlichen Jahrhundert von koptischen Priestern zusammengestellt, später ins Arabische übersetzt und von dort ins Äthiopische übertragen wurde. Das Buch ist eine seltsame Mischung aus Dogma, Legenden, phantastischen Erfindungen und dichterischen Schilderungen. Aber die Episode zwischen Salomo und der Königin von Saba wird folgendes erzählt: Makeda, die Königin des Südens, kam vom Ende der Erde, um die Weisheit des Königs Salomo zu vernehmen. Sie war sehr schön, schlank und klug und brachte ihren ganzen Reichtum an Gold und Silber mit sich. Tamrin, ein Händler, beschrieb ihr die Größe und die Weisheit Salomos und des Tempels, den er Gott gebaut hatte. Als Salomo sie zum ersten Male sah, wußte er nicht, was beginnen. „Was soll ein Weib von solcher Schönheit bei mir? Will Gott mir Samen aus ihr erwecken?“ Aber er gelobte ihr, sie nicht mit Gewalt zu nehmen, und auch sie mußte schwören, nichts in Salomos Hause gewaltsam zu nehmen. In der Nacht nach dem Festmahl, auf dem die Königin viele gesalzene Fische gegessen hatte, verspürte sie heftigen Durst. Sie erhob sich vom Lager, nahm die Wasserkaraffe des Königs und brach so ihren Eid, wodurch Salomo von dem seinen befreit wurde. Später wurde sie sein Weib. Im Schlafe sah Salomo eine große Sonne, die jedoch vorüberglitt und sich nach Äthiopien wandte. Neun Monate später gebar die Königin einen Sohn, Menelyk, d. h. Sohn des Weisen, der das Tabernakel im Tempel von Jerusalem stahl und nach Äthiopien brachte. Ein zweiter Sohn Salomos wurde König von Rom, d. h. dem neuen Rom, Konstantinopel. Mit einer seltsamen Verquickung persischer und anderer orientalischer Mythen schließt das Buch. Dr. Rudolf Brook.

Kulturhistorische Romane. In frühchristliche Zeit zurück führt das Werk des bekannten katholischen Dichters Peter Dörfler „Neue Götter“ (Jos. Köselsche Buchhandlung, Kempten), eine große Konzeption, die aus einer reichen Kenntnis der Vergangenheit heraus eine ganze versunkene Welt neu zu buntem Leben erweckt und in einen großartigen Lobgesang christlicher Tugenden ausklingt. — „Die Harmonie der Welt“ nennt Willy Hirt seinen „kosmischen“ Roman (Bergstadt-Verlag, Breslau u. Leipzig), der Werk und Leben Keplers und Tycho de Brahes Wirken mit dem Schicksal Wallensteins verschlingt. Erdenlauf und Sternengang begleiten die Einsamkeit des Forschers in Leben und Sterben. — „Das Sextett im Himmelreich“ nennt Franz Herwig seinen „altfränkischen“ Roman (A. Bonz & Co., Stuttgart), eine hübsche, frisch und natürlich erzählte Geschichte aus längst vergangenen Kriegs- und Friedenstagen, voll Liebe und Musik, voll allerlei Zeitwirren, die in ein friedliches Idyll einbrechen, ohne es allzusehr aufzuwirbeln. — Auf dem Boden des alten Köln spielt Adele Gerharts Werk „Vom Sinken und Werden“ (Verlag Fr. W. Grunow, Leipzig), ein Familienroman aus dem 19. Jahrhundert, der die Lebensläufe junger Menschen aus alten Häusern in den Zusammenhang ihrer Umgebung stellt. — Eine recht umfangreiche „Roman-Arabeske“ hat Wilhelm Weigand mit seinem Münchner Gesellschaftsroman „Wunnihun“ (Georg Müller, München) geschaffen, mit einer amüsanten Urgeschichte von München und Schwabing; aus allerlei Stadtklatsch erhebt sich das tragische Schicksal eines Künstlers, der an einer Liebelei zerbricht. Aber auch das Beiwerk, besonders die Geschichte einer groß angelegten Schwindelgründung, die offenbar auf bestimmte Vorbilder zurückgeht, ist trotz seiner Breite ganz amüsant ausgesponnen. Dr. Karl Bland.

Gesammelte Werke. Zu den zeitgenössischen Dichtern, die den Zenit ihres Lebens und Schaffens überschritten haben, gehört Cäsar Flaischlen, der einstige Herausgeber des heute so kostbaren und vielbegehrten „Pan“. Flaischlen, der mit seinem Dichten noch jener Generation angehört, die einem Bierbaum und Hartleben die Lorbeeren flocht, nimmt in der Entwicklung der neuen Literatur einen Platz für sich ein. Man kann ihn schwer irgendeiner Richtung einreihen. Er ist weder Naturalist noch Symbolist, sondern ein Dichter der schlichten Natürlichkeit, dessen ehrliches Ringen sich in jedem seiner Werke widerspiegelt, am ausdrucksvollsten in seinem lyrischen Bekenntnisbuch „Von Alltag und Sonne“ und in seinem Entwicklungsroman „Jost Seyfried“. Diese beiden Werke werden ihm ein längeres Gedächtnis bewahren als alle übrigen, die jetzt, in sechs Bänden gesammelt, bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen sind. Ganz anders wie Flaischlen steht Karl Henckell mitten in den Kämpfen und Fragen seiner Zeit, deren Widerhall aus seinen zahlreichen Gedichten klingt. Als Sänger des sozialen Elends und Prophet der baldigen sozialen Revolution wird er meist gepriesen. Aber größer ist er zweifellos nach der Überwindung der Sturm- und Drangjahre in seinen Naturgedichten und reiner Kunstpoesie. Die vorliegende vierbändige Ausgabe (J. Michael Müller Verlag, München), die er selbst besorgt hat, scheidet denn auch die verschiedenen Etappen seines Dichtens scharf voneinander. Sie gewinnt noch besonderen Reiz durch die beigefügten zahlreichen Faksimiles von Persönlichkeiten, mit denen der Dichter in vertrautem Verkehr stand, sowie durch Vertonungen seiner Lieder und Reproduktionen solcher Bilder, die ihm Anregung zum Schaffen gaben. Endlich sei noch auf eine zweibändige Ausgabe der „Gesammelten Werke“ Peter Baums (Ernst



Rowohlt Verlag, Berlin) hingewiesen. Dr. Hans Schlieper hat sie besorgt und dem verstorbenen Freunde ein feinfühliges Nachwort gewidmet. Viel zu wenig kennt man diesen verträumten, zart empfindenden Lyriker, dessen Naturstimmungen eine milde Schönheit atmen, viel zu wenig auch den gehaltvollen Prosakünstler, dessen Romane „Spuk“ und „Kammermusik“ mehr Beachtung verdienen, als ihnen bisher zuteil wurde. Möge diese Ausgabe dazu beitragen, dem Dichter eine größere Gemeinde zu schaffen. Dr. V. Tornius.

Humoristisches. Aus der unerschöpflichen Schatzkammer Wilhelm Busch' tauchen noch immer neue Erscheinungen seines niemals alternden Humors auf. So hat der Verlag Braun & Schneider in München jetzt wieder zwei reizvolle Bändchen herausgebracht: „Die Maus“ und „Das warme Bad“, sowie andere Bildergeschichten, die, wenn auch nicht durchweg, so doch im einzelnen die liebenswürdigen Eigenschaften ihres Schöpfers verraten. Daselbst erschien auch der neue „Fliegende-Blätter-Kalender“, der, mit lustigen Einfällen und Illustrationen gespickt, als angenehme Langweilescheuche sich anpreist. Ebenfalls der Werkstätte der „Fliegenden Blätter“ entstammt ein Heftchen „Zupfte Liedln“. Es sind Schnadahüpfln und lustige Lieder, komponiert von D. Rast und bestimmt für den Gesang mit Gitarrebegleitung.

Der Dichter der bekannten Studentenlieder „Filia hospitalis“ und „Aurea academia“, Professor Dr. Otto Kamp, ist in Bonn, seinem langjährigen Ruhesitze, am 15. Februar infolge eines Schlaganfalls im Alter von 72 Jahren gestorben. Die von ihm gedichteten Lieder aus der Zeit der „alten Burschenherrlichkeit“ werden an allen Kneiptischen gesungen, der Name des Dichters selber ist schon zu seinen Lebzeiten der Vergessenheit anheimgefallen. Otto Kamp war 1850 in Köln geboren und widmete sich nach seiner Abgangsprüfung zunächst dem kaufmännischen Beruf. Erst später entschloß er sich, neuere Sprache zu studieren, und zwar auf der Universität Bonn. Er legte dort auch die Staatsprüfung ab und fand dann Anstellung an der Elisabethenschule in Frankfurt a. M., einer Höheren Mädchenschule, deren Lehrkörper er von 1876 bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand im Jahre 1900 ununterbrochen angehörte. Neben seiner Lehrtätigkeit widmete sich Kamp mit regem Eifer sozialpolitischen Fragen.

Literarische Gedenktage im Jahre 1922. Vor 150 Jahren, also im Jahre 1772, erschien Lessings „Emilia Galotti“, und Herders Werk über den „Ursprung der Sprachen“ ward dem Buchhandel übergeben. Über das Werk Lessings, das jedem Gebildeten unserer Tage wohlbekannt sein dürfte, erübrigt sich jedes weitere Wort. Herders Arbeit stellte die Beantwortung einer Preisfrage der Berliner Akademie dar. 100 Jahre sind verflossen seit dem Erscheinen von Heines „Gedichten“ und Grillparzers „Goldenem Vließ“. Ein halbes Jahrhundert ist verstrichen, seit Anzengrubers „Kreuzelschreiber“ an die Öffentlichkeit kam. Gottfried Kellers „Legenden“, die zu den schönsten Blüten neuerer Erzählungskunst gehören, erschienen ebenfalls im Jahre 1872. Endlich sei des ersten Werkes von Friedrich Nietzsche „Die Geburt der Tragödie“ gedacht, das vor 50 Jahren erschien.

Für die Frauenwelt.

Parfüm. Parfüm gehört zu den diskretesten Toiletteangelegenheiten, ist Requisit einer Persönlichkeitskultur. Von diesem in blitzendem, glitzerndem Kristallflakon aufgefangenen Extrakt der Düfte weltlicher Flora geht eine geheimnisvolle, stimulierende Kraft aus, ein Fluidum, unwiderstehlich einfangend in die Fesseln eigenartigster Individualität. Parfüm kann differenziertester Ausdruck eines Persönlichkeitswertes sein — und nur dann ist es echt, wenn es so wirkt — kann aber auch nichts als „duftende“ Maskerade, irisierend-täuschender Schleier vor fahlem Gesicht sein; bewußt gebraucht, um einen Charakter vorzutäuschen, der nicht natürlich zu eigen, sondern angenommenes „Air“ ist. So kann es eigentlich kein „Modeparfüm“ geben, wenngleich ein snobbistisches Zeitalter drakonisch Modegesetze aufzwingen will, resultierend aus Wirtschaftstendenz und Suggestionswirkung, der Befriedigung eines Sensationsreizes Rechnung tragend. Der Gebrauch von wohlriechenden Essenzen ist in allen Ländern der Erde seit Jahrtausenden bekannt. Die Funktion der Sinnesorgane ist keine nur „aufnehmende“, sondern findet ihren Abschluß und Zweckwirkung in der geistigen Verarbeitung. Ein angenehmer Reiz auf die Geruchsnerven zaubert intuitiv ein innerlich gesehenes, ästhetisches Bild. Diesen Effekt zu erzielen, dürfte nicht zuletzt das Motiv zum Gebrauch von Parfüm, sei es in primitiver oder verfeinerter Form, gewesen sein. Der Wert des Parfüms ist ein bedingt kultureller. Und darum ist die Neigung vieler, Menschen, die sich parfümieren, zu verdammen, ungerechtfertigt. Allerdings gibt es Unterschiede. In der Wahl wie auch im Gebrauch. Es gehört ein ausgesprochenes Feingefühl dazu, die Dosis Parfüm abzuwägen. Eine Unze zu viel und — man merkt die Absicht und ist verstimmt! Das Sicheinhüllen in Wolken von „Odeur“ wird immer eine der Absicht entgegengesetzte Wirkung haben — bei Frauen aufdringlich, bei Männern feminin erscheinen. Was die Wahl des Parfüms betrifft, so wird sich eine Norm natürlich nicht finden lassen. Parfüm soll immer Charakteristikum sein, übereinstimmend mit innerlichem Individualitätsausdruck. Weniger komplizierte Charaktere werden einen ganz bestimmten, definierbaren Duft wählen, der ihrer Eigenart entspricht; ausgesprochene Persönlichkeiten, deren Bild sich aus Tausenden verschiedener Mosaiksteinchen zusammensetzt, die kompliziert, ja exzentrisch sind, finden ein Parfüm, das in konkreter Form ein Konglomerat von entsprechenden Stimulantien ist. Frauen vom Typ des deutschen Gretchen und — exotische Düfte wirken barock. Aber schließlich verbildlicht dieses Sichselbstberauschen, das Umhängen eines fremden, schillernden Mäntelchens nur eine unstillbare Sehnsucht nach der Erfüllung menschlicher Natur, begierig, hinter die Geheimnisse des Kosmos zu kommen, willig unterzuschlüpfen im mystischen All. Wünsche erfüllt zu sehen, zu wirken auf die Umwelt, neben den kulturell-ästhetischen Zwecken, das ist der Endeffekt — des Parfümierens. Auch Nebensächlichkeiten können höherem Ziel dienen. Sogar — Parfüm! Hanns Looser.

Trinken des Säuglings bei Nacht. Soll der Säugling nachts etwas zu trinken bekommen? Nein, absolut nicht! Der gesunde Säugling erhält anfangs seine sechs, später fünf Mahlzeiten, und zwar immer zur ganz bestimmten, genau eingehaltenen Stunde. Die erste Mahlzeit um 6 Uhr morgens, die letzte um 9 bzw. 10 Uhr abends. Dann ist es Schluß! Und zwar ebenso im Interesse der Mutter wie in dem des Kindes, dessen Magen auch einmal eine längere Ruhepause haben soll. Nicht selten trifft man Mütter, die „müssen" um 1 Uhr, 3 Uhr oder 4 Uhr nachts das Kind noch einmal stillen oder ihm die Flasche geben. Sie sagen: „Das Kind wacht auf um diese Zeit und schreit so lange, bis man ihm zu trinken gegeben hat. Dann schläft es ganz ruhig weiter." — Stets liegt in solchen Fällen eine fehlerhafte Erziehung des Säuglings vor. Das Kind wacht nachts auf, nach der regelmäßigen Zeit, die seine Mahlzeiten trennt. Es schreit, um Nahrung zu bekommen. Tut ihm die Mutter nun den Willen, so ist die Sache schon verdorben: jede Nacht um die gleiche Zeit meldet es sich wieder. Die Mütter — und leider sind häufig unvernünftige Väter daran schuld! — können das Kind nicht schreien hören und geben ihm darum sofort zu trinken. Würden sie nur drei Nächte (höchstens!) die Energie aufbringen, dem Kinde nichts zu trinken zu geben, sondern es „hungern" zu lassen, so würde das Kind bereits daran gewöhnt sein und die vierte Nacht durchschlafen, als sei es vom ersten Tage an daran gewöhnt. Das Kind schreit nämlich nicht aus „Bosheit", sondern infolge der Fehler, die ihm die zu schwachen Eltern künstlich anerzogen haben. Es ist einfach, diese Sache richtig zu machen, wenn man vom ersten Tage an das Kind daran gewöhnt, die Nacht durchzuschlafen. Aber auch bei älteren Kindern ist mit Sicherheit völlige Ruhe während der Nacht zu erzielen, wenn man ihnen einige Nächte trotz ihres Schreiens nichts zu trinken gibt. Die Unannehmlichkeit, daß das Kind während der drei ersten Nächte vielleicht etwas mehr schreit, macht sich danach durch ungestörten Schlaf der Mutter reichlich bezahlt. Und auch für das Kind ist durch die Ruhigstellung des Magens und der übrigen Verdauungsorgane während einiger Stunden etwas sehr Vorteilhaftes erreicht. — Kranke Kinder sind natürlich anders zu behandeln; bei ihnen kann unter Umständen, die im einzelnen nur der Arzt zu beurteilen vermag, nächtliche Nahrungszufuhr erwünscht sein. Dr. W. Schweisheimer.

Dies und das.

Die größte Markensammlung der Welt. Wohl die wertvollste Markensammlung, die es heutzutage gibt, zugleich die in ihrer Art größte, ist die Tapling-Briefmarkensammlung, die dem Britischen Museum in London gehört. Die Sammlung umfaßt gegen 100 000 Marken, und ihr Wert wird auf mindestens 250 000 Pfd. St. geschätzt, denn es befinden sich darunter einige der seltensten Marken, die man kennt. Diese Sammlung wird nunmehr wesentlich erweitert und bereichert. Sie beschränkte sich bisher nur auf die Marken bis zum Jahre 1819, nun aber hat der Direktor der Sammlung, der zugleich auch der Vorsteher der großen Markensammlung des englischen Königs ist, der Tapling-Sammlung einen neuen Teil angegliedert, der sämtliche Marken des Britischen Reichs aus der Zeit von 1890 bis 1920 umfassen soll. Es ist auch gelungen, die wichtigsten englischen Marken Großbritanniens sowie der Dominions und Kolonien zusammenzubringen, aber es bestehen noch einige Lücken in den Ausgaben der Dominions, die ergänzt werden müssen.

Die Kriegsverstümmelten. Das Internationale Arbeitsamt veröffentlicht folgende Aufstellung über die Zahl der Kriegsverstümmelten: Frankreich 1 500 000, Deutschland 1 400 000, Großbritannien 1 170 000, Italien 570,000, Polen 320 000, Vereinigte Staaten von Amerika 246 000, Tschecho-Slowakei 175 000, Österreich 164 000, Südslawien 154 000, Kanada 86 000, Rumänien 84 000, Belgien 40 000. Für Rußland war keine Zählung möglich.

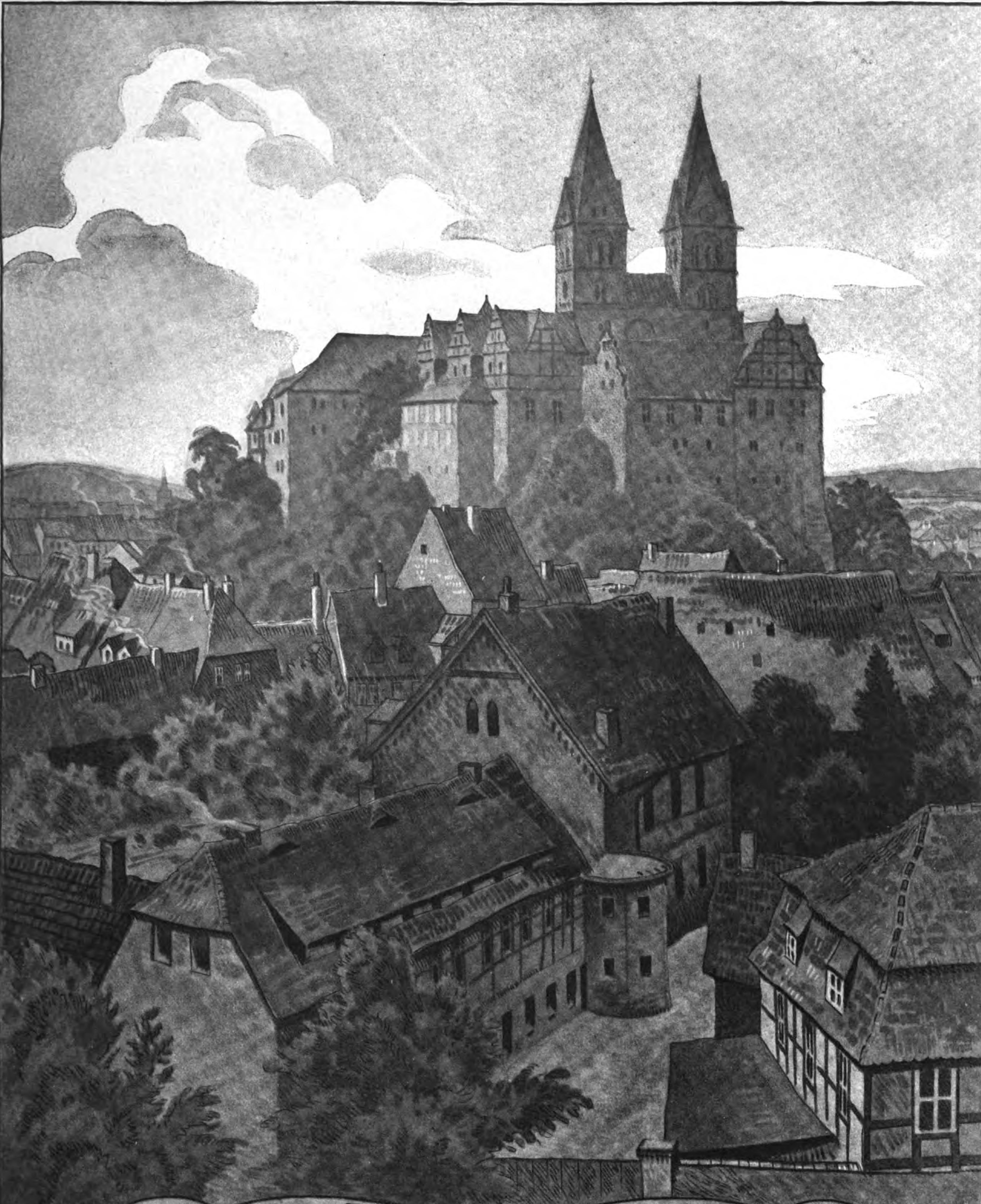
35 000 Eisenbahnbetriebsräte werden bei der deutschen Reichseisenbahn (örtliche Räte, bezirkliche Räte und Hauptbeamten- bzw. Betriebsrat umfassend) gegenwärtig gezählt. Davon sind mehrere Tausend dem Dienste vollständig und dauernd entzogen, da sie dem geschäftsführenden Ausschuß der betreffende Räte angehören. Die übrigen Mitglieder werden durch die Rätearbeit dem Dienste zwar nicht ständig ferngehalten, aber in großem Umfange durch sie belastet.

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Schriftleiter Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Hermann Schinke; für den Anzeigenteil Ernst Meckel; sämtlich in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3. Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Generalvertreter für die Vereinigten Staaten von Nordamerika: Bertalan Barna, 42 Broadway, New York.

Illustrirte Zeitung
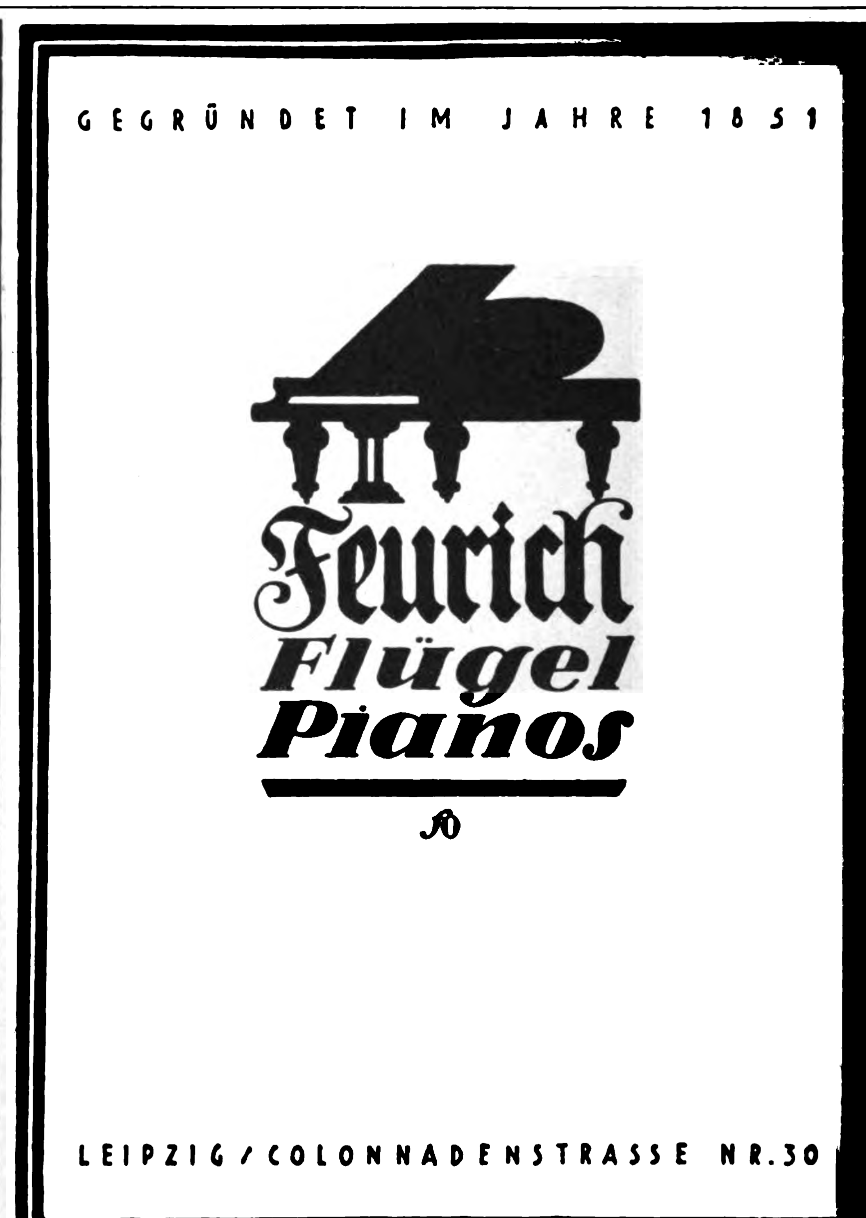


1000 Jahre Quedlinburg

Verlag J. J. Weber, Leipzig

Nr. 4071 A. A. Einzelpreis Mk. 12.50 (für das Ausland Mk. 20.–) 158. Band
Vierteljährlich Mk. 75.– (für das Ausland Mk. 120.–)







 Nummer 4071. 158. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4071. 158. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 75 ℳ (Ausland 120 ℳ). Preis dieser Nummer 12.50 ℳ (Ausland 20 ℳ). Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 8 ℳ; bei Platzvorschriften werden tarifmäßige Aufschläge erhoben. 6. April 1922.



Karlsbad

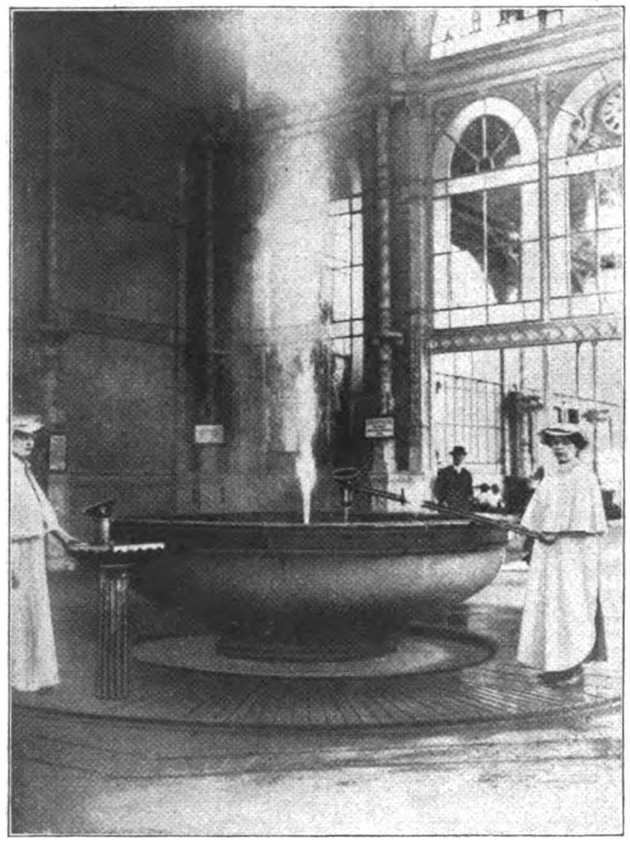
Saison ganzjährig

Jahresfrequenz: Bis 70000 Kurgäste
200000 Passanten und Touristen

Heilanzeigen

für den Besuch des Kurortes Karlsbad:

Erkrankungen des Magens, des Darmes (Verstopfung sowohl wie chronische Diarrhoe), der Leber, bei Gallenblasenentzündung, Gallensteinen, Erkrankungen der Milz, Tropenkrankheiten, Folgen der Malaria, des gelben Fiebers, Dysenterie, Nieren- und Blasenkrankheiten, Nieren- und Blasensteinen, Erkrankungen der Prostata, Gicht, Diabetes, Fettsucht u. chronischem Rheumatismus.



Der Sprudel



Gesamtansicht von Karlsbad

Heilmittel:

16 Mineralquellen,

Trink- und Badekuren,

5 grosse Badeanstalten.

Sprudel-, kohlensaure-, Sauerstoff-, Moor-, Süsswasser-, Fluss-, Dampf- und Heissluftbäder, Dampfkasten- und Einzeldampfbäder, elektrische Licht- und Wasserbäder, Vierzellenbäder, 2 Kaltwasserheilanstalten, Radium-Station, schwedische Heilgymnastik, Massage.

Prachtvolle Waldungen und Promenaden.

Theater, Konzerte, Lawn-Tennis, Golf, Pferderennen, Drahtseilbahn zum Café „Freundschaftshöhe", Fischerei, Schiess-Sport, Reit- u. Fahrschule usw.
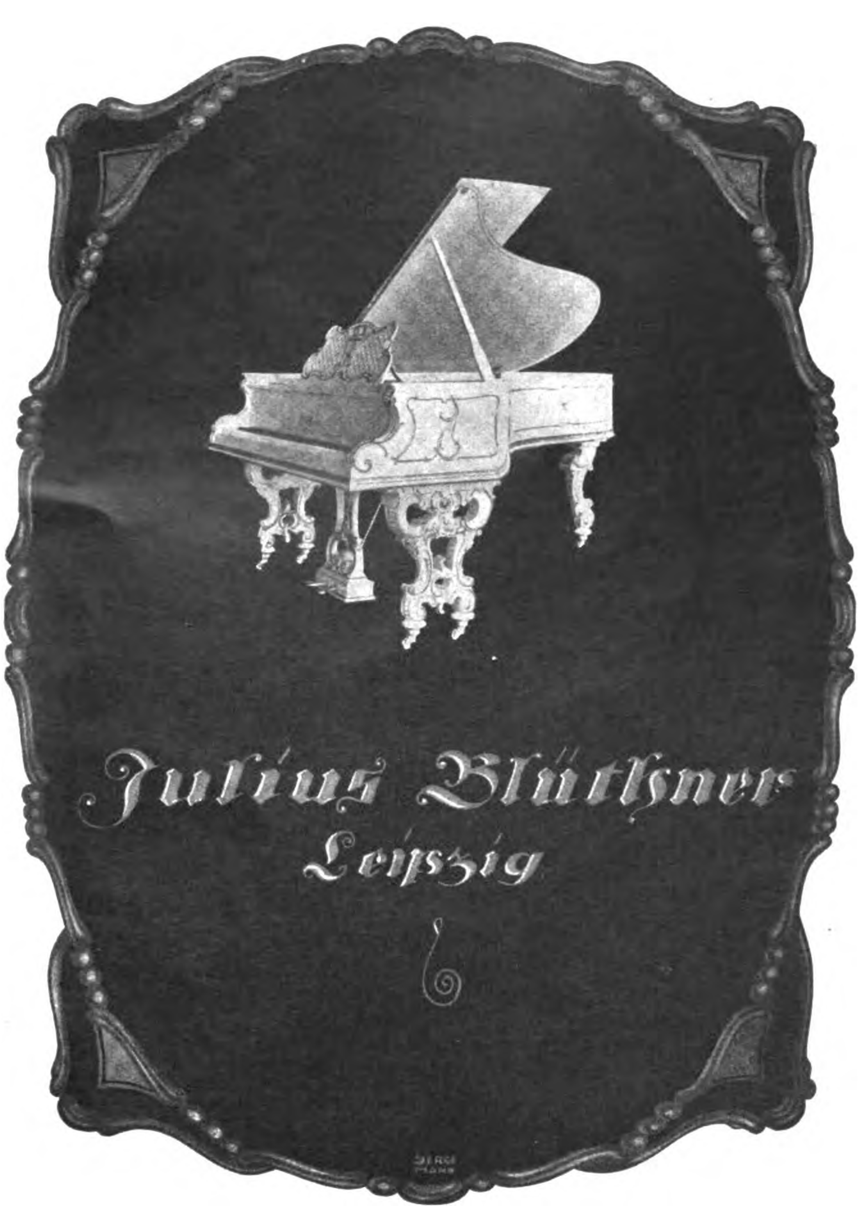
*

Auskünfte und Broschüren versendet

STADTRAT KARLSBAD

Kuramt.



Am Mühlbrunnen



Husten Sie?
Wiesbadener
Kochbrunnen Pastillen
Katarrhe
überall erhältlich oder
brunnen-Kontor
Wiesbaden.

Echte Reiher



das vorn 10fache Büschel 25,- M., 20fache 70,- „ 30 „ 150,- „ 40 „ 300,- „ 50 „ 500,- „

Echte Afama Edel-Straussenfedern

30 cm lang nur 18,— M., 35 cm lang nur 25,— M., 40 cm 45,— M., 45 cm 60,— M., 50 cm 95,— M. Echte Straußfederboas 30,— M., 60,— M., 100,— M., 300,— M. Hut-, Vasen-, Kranzblum., Laub, Beeren, Pilze, Einzelblum., Ranken, Ball- u. Ansteckblumen, wie Rosen, Chrysanthemen, Orchideen, Kamelien, Malven, Mohn etc., auch Gold- und Silberrosen per St. 30, 50 bis 100 M. Versand per Nachn. Preisl. fr.
Hesse, Dresden, Scheffelstr.



Halali ist der eleg. u. vornehm. Promenad.- u. Reisehut.
Halali imponiert d. seine fabelhafte Leichtigkeit als hygienische Kopfbedeckg.
Halali ist d. Ideal eines Sport-, Jagd-u. Touristen-Hutes.
Nächste Bezugsquellen zu erfragen bei:
Halali-Compagnie m. b. H., Frankfurt a. M. 29, Moselstr. 4.
Nachahm. werd. gerichtl. verfolgt.

Webers Illustrierte Handbücher. Verzeichnis kostenlos von J. J. Weber, Leipzig 26.

Bad Homburg
(im unbesetzten Gebiet)

Altberühmtes Heilbad, 25 Minuten von Frankfurt a. M., am Fuße des Taunus gelegen. Ausgedehnte Parkanlagen inmitten herrlicher Wälder, **Trink- und Badekur** (Magen, Darm, Herz), **Sport,** unbeschränkte Aufenthaltsdauer

Hotel Victoria
und seine Villen.

Familienhotel ersten Ranges, umgeben von eigenen, schönen Gärten, mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattet. Privatbäder, abgeschlossene Appartements. **Reichliche Verpflegung.**

Auskünfte:
Direktion Hotel Victoria, G. m. b. H., Bad Homburg.

Echte extra-starke **Walthorius Hienfong**-Essenz (Destillat) 12 Fl. Mk. 50.—, bei 24 Fl. M. 100.— franko und inklus. Zu hab. in Apoth. u. Drog. Herst. Lab. E. Walther, Halle a/S.-Trotha 8.

Lederwaren



Einrichtungs-Koffer

Handtaschen
Besuchs-, Damen- u. Geldscheintaschen
in allen Preislagen
P. Raddatz & Co.
Berlin W 66, Leipziger Straße 122/123.

Lloyd Sabaudo

"Conte Rosso"

21000 Tonnen. — 20 Knoten in der Stunde.
Der größte und schnellste Dampfer vom Mittelmeer nach New York!

Italien—New York in 9 Tagen.

Abfahrten von Genua über Neapel-Gibraltar nach New York am 9. Mai, 13. Juni, 18. Juli, 22. August, 26. September d. J.

Ausserordentlich günstige und preiswerte Passagegelegenheit für alle Klassen. — Preise einschließlich ital. Visum und Eisenbahnfahrt nach Genua.

Hochelegante moderne Einrichtungen — große Gesellschaftsräume — Veranda-Restaurant für 400 Personen. — Die zweite Klasse entspricht der ersten Klasse der meisten modernen Dampfer. Radiotelegraphie und Radiotelephon.

Schnellpostdampfer-Dienst
auch nach **Süd-Amerika** (Brasilien und Argentinien).

Näheres betr. Passagen:
BERLIN: Lloyd Sabaudo, Hauptagentur,
Budapesterstraße 13 (Potsdamer Platz). — Telegramme: „Sabaudo".

Bad Homburg
SANATORIUM DR. BAUMSTARK
Kuranstalt für innere, spez. Magen-, Darm- und Herzkrankheiten
Natürliche Kohlensaure Bäder im Hause.
Das ganze Jahr geöffnet.

Krankenfahrstühle



für Zimmer und Straße. **Selbstfahrer,** *auch mit Motorantrieb.* **Ruhestühle, Lesetische, verstellbare Keilkissen.** Katalog grat.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 2.

In unserem Verlage erschien:

DIE JUNGE FRAU

Betrachtungen und Gedanken über Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett
von
DR. WILHELM HUBER
Spezialarzt für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe in Leipzig.

Dritte, ergänzte und erweiterte Auflage. Preis gebunden Mark 42,—.

VERLAG VON J. J. WEBER IN LEIPZIG 26.



GOUPIL, LEONI FILS & CO., WIESBADEN
„Distillerie Cognaçaise"
gegr. 1882, seit 1898 in deutschem Besitz.

Allgemeine Notizen.

An unsere Leser. Die vorliegende Nummer ist die erste des laufenden Vierteljahrs (April bis Juni 1922). Soweit Bestellungen auf dieses Vierteljahr noch nicht erfolgt sein sollten, bitten wir dies zur Vermeidung von Unterbrechungen in der Zustellung nunmehr ungesäumt tun zu wollen. Je nach Wunsch nehmen Bestellungen zum vierteljährlichen Bezugspreis von 75 Mk., Ausland 120 Mk., alle Buchhandlungen und Postämter, auch jeder Briefträger, sowie die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7, entgegen. Buchhandlungen, Postämtern und Briefträgern bitten wir unsere Zeitung aber genau bezeichnen zu wollen: „Illustrirte Zeitung von J. J. Weber in Leipzig“.

Ein Veteran der Presse. In der Redaktion der „Frankfurter Zeitung“ ist ein seltenes Jubiläum zu verzeichnen. Otto Hörth, der im achtzigsten Lebensjahr steht, feierte seine fünfzigjährige Zugehörigkeit zu dem Blatt. Der kernhafte Alemanne — Hörth stammt aus Achern in Baden — war von 1871 bis 1879 Redakteur des Feuilletons. Er wurde damals, wie die andern Mitglieder der Redaktion, Sonnemann, Eduard Sack, Dr. Joseph Stern wegen des Kampfes gegen die Bismarckschen Kulturkampfgesetze zu langen Gefängnisstrafen verurteilt. 1879 trat er in die Redaktion der auswärtigen Politik ein, später auch in die Geschäftsführung des Verlags der „Frankfurter Zeitung“. Noch heute ist der stets schreibfreudige und rüstige Veteran der Presse unermüdlich in der Redaktion und in der Verwaltung der „Frankfurter Zeitung“ tätig.

In Ludwig Richard Bernscht's „Die schwarze Harfe“ offenbart sich ein Dichter von so ausgeprägter, reizvoller Eigenart und so starker Eigenheit, daß jeder, der diese mächtig in die Saiten der Seele greifenden Dichtungen liest, einer Stunde sicher sein kann, die ihn voller Freude aufrichtet. Die Dichtungen sind dem Grafen Siegfried Schack v. Wittenau zugeeignet und, vornehm gebunden, unlängst in der Lita-Bücherei der Schack u. Co. Verlagsgesellschaft m. b. H. in Berlin-Wilmersdorf, Rüdesheimerplatz 11 zum Preise von 20 Mark erschienen. E. M.

Ein deutsch-schwedischer Akademikerbund. In der schwedischen Universitätsstadt Lund ist ein schwedisch-deutscher akademischer Bund gegründet worden, der den Zweck verfolgt, nicht nur eine Vereinigung der deutsch interessierten Akademiker Lunds zu werden, sondern der versuchen will

alle Gebildeten in Schweden aufzunehmen. Er soll die festen kulturellen Bande, die seit langem Schweden und Deutschland verbinden, die aber durch den Krieg unterbrochen wurden, noch enger knüpfen, unter anderm durch einen Kartellverband deutscher und schwedischer Studenten. Die feierliche Eröffnungssitzung des Bundes fand unter dem Vorsitz von Prof. E. Walther statt, der sich um das Zustandekommen große Verdienste erworben hat.

Kleist-Gesellschaft. In einem Werberuf der vor zwei Jahren gegründeten Kleist-Gesellschaft mit dem Sitz in Frankfurt a. d. Oder, dem Geburtsort Heinrich v. Kleists, heißt es: „An alle Verehrer des Dichters ergeht die herzliche Mahnung, die Zwecke der jungen Gesellschaft zu unterstützen und selbst der Förderungen, die sie bietet, durch Mitgliedschaft teilhaftig zu werden. Mitglieder können natürliche und juristische Personen und sonstige Vereinigungen werden. Die Mitglieder haben das Recht zur Benutzung der Kleist-Bibliothek in Frankfurt a. d. Oder und erhalten unentgeltlich oder zu Vorzugspreisen das „Jahrbuch" und die in freier Folge erscheinenden „Schriften der Kleist-Gesellschaft". Das erste „Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft" befindet sich im Druck; eine Mappe, die alle bisher vorliegenden, neu aufgefundenen und neu entstandenen Kleistbildnisse mit historisch-kritischen Erläuterungen vereinigen soll, ist in Vorbereitung und wird die Reihe der „Schriften der Kleist-Gesellschaft" eröffnen. Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Geschäftsführenden Ausschusses, Herrn Studienrat Dr. Groeper, Frankfurt a. d. Oder, Gubener Straße 36, zu richten. Der Jahresbeitrag beträgt für dieses Jahr 20 Mk.

Deutsche Theater-Literatur 1914 bis 1921. Unter dieser Überschrift findet sich im neusten Heft der Monatsschrift „Das deutsche Buch", herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Auslandsbuchhandel in Leipzig eine sehr lehrreiche Zusammenstellung von Dr. Friedrich Michael. In dieser Bibliographie sind theatergeschichtliche Gesamtdarstellungen, Schriften über die Theater einzelner Städte, über Organisation, Technik, Rechtsprechung der Bühne, über Schauspieler, Schauspielkunst, Briefe, Memoiren, Dramaturgie und Kritik berücksichtigt.

Die Leipziger internationale Woche. Unter den vielen Internationalen, die nach Beendigung des Krieges zusammengetreten sind, hat keine eine solche Bedeutung erlangt, wie die internationale Woche, die alljährlich zweimal in Leipzig unter dem auf dem ganzen Erdball rühm-

Daß der Kurort auf einer Waldhöhe von 800 m liegt und doch von Deutschlands schönstem Kurort Baden-Baden in nur 45 Minuten erreichbar ist, ist ein Vorzug der Bühlerhöhe. „Kurhaus" (Familienhotel I. R.) und „Sanatorium" sind mit allen phys. diät. Einrichtungen ausgestattet.



Kurhaus Bühlerhöhe 800 m ü. M. bei Baden-Baden.

lichst bekannten Namen „Leipziger Messe" veranstaltet wird. Der internationale Charakter, der schon während den letzten Messen stark in die Erscheinung trat, hat diesmal durch den gewaltigen Zuwachs auf alle Besucher einen besonders imposanten Eindruck gemacht. Das Ausland war als Käufer diesmal so tätig wie noch nie. Sehr viele Aussteller hatten gänzlich ausverkauft, und viele Fabriken sind mit Aufträgen bis in den Winter hinein eingedeckt. Überall hörte man: „Das Geschäft war gut." Auch in dieser Beziehung hat die Messe mehr gehalten, als sie versprach. Man kann mit Recht von einer Rekordmesse sprechen, die jetzt zum Abschluß kam. Dies auch in bezug auf die Besucherzahl, die über 150000 betrug. Wie ein Trost und eine Aufrichtung mitten in der Sorge, daß ein unentrinnbares Schicksal sich dem Wiederaufleben Europas entgegenstelle, wirkte diese Zusammenballung von Energie, Leistung, Wollen und Können, dieses wahrhaft gewaltige Zeugnis unerschütterlichen Selbstvertrauens, diese ganze organisatorische, technische und geistige Leistung, die aus aller Welt die Menschen und die Waren heranholt, verteilt, zusammenbringt, trotz aller Zersplitterung, trotz aller Hemmungen, Zerreißungen und Zerstörungen, die der Krieg geschaffen und der Frieden vermehrt hat. Industrie und Handel haben denn auch auf der Leipziger, der Reichsmesse, mit größter Entschiedenheit zum Ausdruck gebracht, mehr als je entschlossen zu sein, der Zersplitterung entgegenzutreten und die Zentralisation in Leipzig mit allen Mitteln zu fördern. Es wurde erwähnt, daß man in Köln, das jetzt dem Beispiel Frankfurts zu folgen gedenkt, zunächst 170 Millionen investieren will, um eine Messe zu schaffen ... Es handelt sich nicht um eine Animosität gegen irgendeine der beteiligten Städte und nicht darum, daß der rege Eifer, vorhandene Möglichkeiten des Erwerbs auszubauen und zu erweitern, verkannt werden soll, wenn gegenüber all diesen rein örtlich orientierten Bestrebungen vom Standpunkt der Gesamtwirtschaft aus einer straffen Zusammenfassung das Wort geredet wird. Es bedeutet in der Tat ein Unrecht gegenübee der Gesamtheit, wenn das, was in Leipzig vorhanden ist, und ständig durch die fleißige und sachgemäße Arbeit der Interessenten vermehrt wird, an anderer Stelle mit naturnotwendig schwächeren Mitteln nachgeahmt wird, auf die Gefahr hin, daß durch die Konkurrenz der verschiedenen deutschen Messen die Weltbedeutung des deutschen Messewesens überhaupt zerstört wird.

Ein internationales Flugmeeting findet am 3., 9. und 10. September d. J. in Zürich statt. An der Spitze des Patronatskomitees findet sich der Name des Bundespräsidenten Haab; weiterhin sind Meßmer, Präsident des Schweizerischen Aero-Klubs, Generalstabsmajor Isler, Direktor des Luftamtes, Professor Duaime, Präsident des Club suisse d'Aviation unter den Vorstandsmitgliedern.

Heidelberg wird Bad. Vor etwa zwei Jahren wurde in Heidelberg eine Thermal-Radium-Solquelle entdeckt und gefaßt. Die Versuche mit dem Wasser dieser Quelle sind nunmehr zu einem gewissen Abschluß gelangt und haben günstige Heilerfolge bei rheumatischen und katarrhalischen, ferner bei skrofulösen Erkrankungen ergeben. Die Analyse der Quelle hat das Vorhandensein namhafter Mengen gelösten fixen Radiumsalzes ergeben, wie sie in andern radiumhaltigen Quellen in ähnlicher Höhe nicht vorhanden sind. Die alte Universitätsstadt am Neckar wird in kurzem den Badebetrieb in größerem Umfang, in diesem Sommer zunächst mit provisorischen Einrichtungen aufnehmen. Die Ausgestaltung zu einem Heilbad größeren Stils ist in Vorbereitung.

Kurort Bad Reichenhall. Wenn von Deutschlands schönsten Gauen die Rede ist, so darf das südöstliche Bayern mit dem im Kranz der Berge liegenden Kurort Bad Reichenhall sich in deren erste Reihe stellen. Hier paaren sich heilspendende Kräfte mit der Pracht des Hochgebirges. Im verflossenen Jahre konnte der Kurort sein 75jähriges Jubiläum feiern und der Rekordbesuch dieser Saison hat bewiesen, daß Bad Reichenhall sich von den Schäden des Krieges rasch erholte. Ein Massenbesuch von Fremden aus aller Herren Ländern steht Bad Reichenhall auch in diesem Jahr bevor, und der Kurort ist so gerüstet, daß der Betrieb offiziell schon am 1. April beginnen konnte. Moderne Hotelbauten und sonstige Unterkunftsverbesserungen ermöglichen die Befriedigung jeden Geschmacks. Dem verwöhnten Gast stehen neben althistorischen Häusern bürgerlicher Behaglichkeit solche mit der Note des vornehmen Weltkurortes zur Seite. Die Verkehrsverwaltung hat für direkte Schnellzugsverbindungen gesorgt. Eine Fülle von Veranstaltungen trägt dem Unterhaltungsbedürfnis Rechnung. Bad Reichenhall hat zu alledem den Vorzug, daß die Preise für Unterkunft und Verpflegung den Zeitverhältnissen entsprechend mäßige sind.

Über das viel angefeindete Salvarsan fanden in der Berliner Medizinischen Gesellschaft eingehende Erörte-

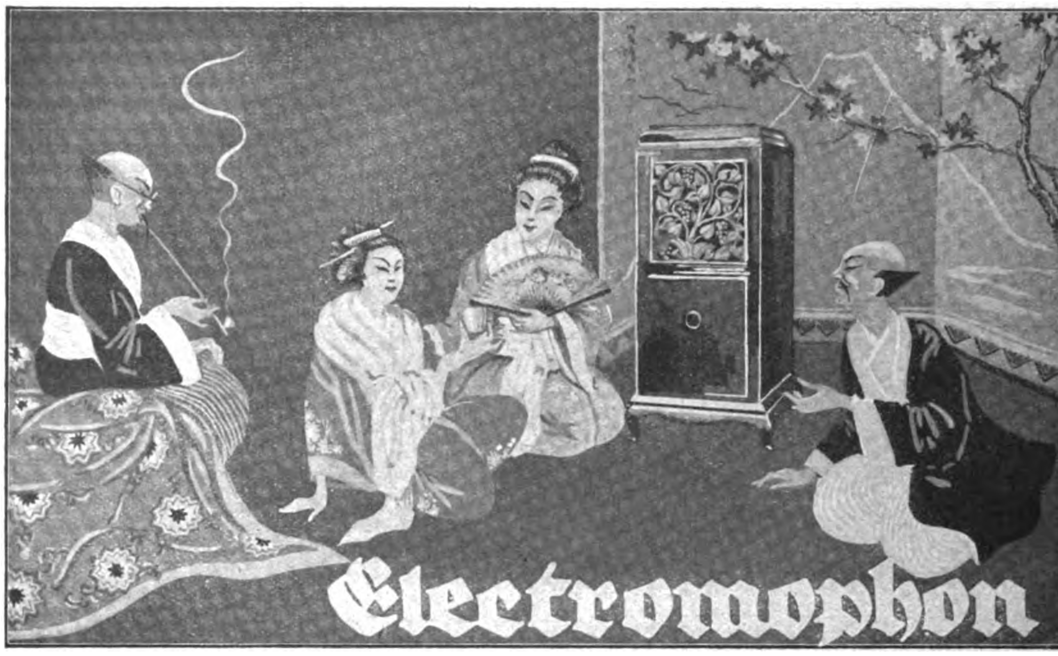
rungen statt, als deren Ergebnis im wesentlichen festzustellen ist, daß die große Heilkraft des Salvarsan bei der Syphilis außer Zweifel steht, daß zwar unter bestimmten Umständen dem Salvarsan eine gewisse Gefährlichkeit nicht abgesprochen werden kann, daß indessen bei fortschreitender Erkenntnis der richtigen Anwendungsmethode die Gefahren wesentlich herabgemindert werden können und in keinem Verhältnis zu der guten Wirkung des Präparates stehen. Insbesondere wurde durch die Ausführungen der Professoren Umber, Benda, Friedemann festgestellt, daß die dem Salvarsan zur Last gelegten schweren Lebererkrankungen in vielen Fällen eine ganz andere Art von Erklärung finden.

Das bestens bewährte Nährpräparat Hygiama der Dr. Theinhardt's Nährmittelgesellschaft, A.-G., Stuttgart-Cannstatt, das während des Krieges leider nicht hergestellt werden konnte, ermöglicht es der Hausfrau wieder, ein wohlschmeckendes, leichtverdauliches, nahrhaftes und im Verhältnis zum Nährwert und sparsamen Verbrauch immer noch wohlfeiles Getränk herzustellen. Als Krankenkost und Kräftigungsmittel für Rekonvaleszenten ist Hygiama unerreicht und in vielen Krankenanstalten dauernd im Gebrauch. Werdenden und stillenden Müttern verschafft Hygiama wertvolle Stärkung und Erleichterung des Selbststillens und verhilft zu einem gesunden Gedeihen des kleinen Weltbürgers. In Form von Hygiama-Tabletten stellt es eine kräftige Zwischennahrung dar, die bequem auf Reisen, bei Ausübung des Berufs oder Sports mitgeführt und unauffällig genossen werden kann. Hygiama ist in allen Apotheken und Drogerien zu haben.

Der Shimmyreif. Von den Schmuckneuheiten der diesjährigen Leipziger Frühjahrsmesse ist besonders der von der Gold- und Silberwaren-Firma Bedau und Kellner in Leipzig in den Handel gebrachte Shimmyreif zu erwähnen. Es handelt sich bei diesem um einen Armreif, der in der Hauptsache dazu bestimmt ist, bei den jetzt modernen ärmellosen Kleidern am Oberarm getragen zu werden. Aber auch am Unterarm getragen, wirkt der Shimmyreif entzückend. Seine vollständig neue Linienführung und das völlige Abweichen vom Althergebrachten machen ihn sofort zum Liebling aller Damen. Die großen Spitzen passen gut zu dem das Monumentale bevorzugenden Schnitt des modernen Kostüms. Sie haben aber auch den weiteren Vorzug, daß sich dadurch der Reif der Form des Armes unbedingt anpaßt und gut anliegend festsitzt.

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Elektr. Antrieb; Elektr. Selbstausschalter; Geräuschloser Gang; Reiner, voller Klang; Für alle Stromarten bei geringstem Stromverbrauch verwendbar.



Alleinige Fabrikanten: **Albert Ebner & Co., Stuttgart-Vaihingen a. F. 8.**

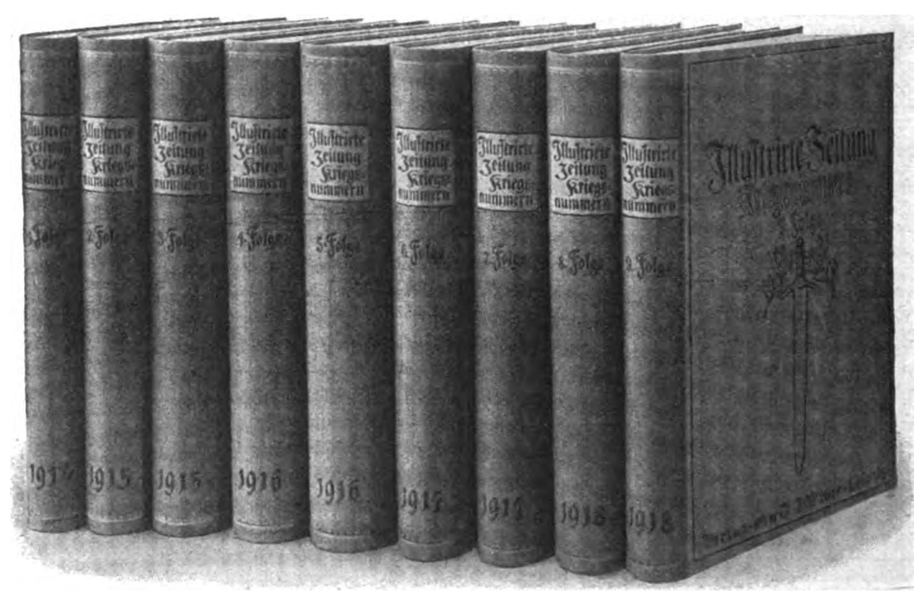
Das Musikinstrument der guten Gesellschaft.

Hauptverkaufsstellen:

Aachen: Hermann jr., Dahmengraben 24.
Augsburg: Fleiner, Pianohaus.
Baden-Baden: Electromophon, Badischer Hof.
Bamberg: Frank, Luitpoldstr. 10.
Barmen: Poyda, Neuerweg 54.
Berlin: Beil & Voss, Tauentzienstraße 5, Rosenthalerstraße 10, Badstraße 42/43, Gr. Frankfurterstraße 110, Kottbuserstraße 1, Hauptstraße 9, Nollendorfplatz 7.
Bielefeld: Festing, Bahnhofstr. 6.
Bochum: Wolters, Friedrichstr. 9.
Braunschweig: Miether, Neuestr. 20a.
Bremen: C. Hitzegrad, Herdentorsteinweg 49.
Breslau: Albert Jeske, Friedrich-Wilhelmstr. 89.
Cassel: Musikhaus Reinhold, Untere Karlstr. 16.
Chemnitz: Brader & Münch, Innere Klosterstr. 15.
Coblenz: C. Prem, Löhrstr. 76.
Cottbus: Czada, Sprembergerstr. 35.
Crefeld: Adam, Westwall 69.
Dortmund: Schulze z. Wiesch, Krüger-Passage.
Dresden: Electromophonhaus, Viktoriastr. 19.
Duisburg: Missing, Karlsplatz.
Düsseldorf: Standke, Schadowstr. 73.
Eisenach: Weise, Johannisstr. 7.
Elberfeld: Mitsching, Poststr. 17.
Erfurt: Musikhaus Holtzhausen, Kasinostr. 8.
Essen: Roth, Huyssen-Allee.
Frankfurt a. M.: Apelt, Katharinenpforte 1.
Freiburg i. B.: Musikhaus Liebers, Salzstraße 11.
Geestemünde: Heinr. Daetz, Georgstr. 64.
Gelsenkirchen: Willeke, Bahnhofstr. 44.
Gotha: Kröger, Neumarkt.
Halle a. Saale: Manthey, Gr. Ulrichstr. 12.
Hannover: Pianohaus Gertz, Thielenplatz 3.
Karlsruhe: J. Kunz, Karl-Friedrichstr. 21.
Kehl a. Rh.: Musikhaus Meyer, Hauptstraße 79.
Kiel: Krull & Bollmann, Flämischestr. 19.
Köln: Julius Lüdemann, Kreuzgasse 5–7.
Konstanz: Hug & Co.
Leipzig: Electromophon, Petersstr. 10.
Mühlhausen i. Thür.: Hey'sche Buchhdlg.
Mülheim-Ruhr: Gebr. Wellershaus.
München: Schmid Nachf., Residenzstr. 7.
Münster i. W.: Bisping Nachf., Prinzipalmarkt 12.
Nürnberg: Karl Lang, Karlstr. 19.
Pforzheim: Grießmayer & Liphardt, Westl. Karl-Friedrichstr. 9.
Plauen i. V.: Musikindustrie Katzmarek.
Saalfeld (Saale): Musikhaus Holtzhausen.
Saarbrücken 3: Louis, Bahnhofstraße 47.
Siegen: Herm. Loos, G. m. b. H.
Sorau, N.-L.: Musikhaus Hasche.
Stuttgart: Barth, Alter Postplatz.
Trier: Schellenberg, Simeonstraße 51, Musikhaus Hans Kessler.
Weimar: Schaller, Schillerstraße 10.
Wesel: Gerh. Adam, Kaiserplatz 4.
Zwickau: Musikhaus Wolf, Bahnhofstr. 22.

Die Kriegsnummern der Illustrirten Zeitung sind eine unübertroffene Chronik des Weltkrieges.

Tausende von Bildern nach Originalen zahlreicher hervorragender Künstler, die ihre Eindrücke im Felde gesammelt haben, geben die vergangenen großen Ereignisse getreu und in anschaulicher Lebendigkeit wieder. Keine Chronik kann sich an der Fülle künstlerischer Beiträge, die nach eigenen Eindrücken gestaltet sind, mit der Leipziger „Illustrirten Zeitung" messen. Tausende von Abbildungen nach photographischen Aufnahmen ergänzen diese künstlerischen Darstellungen. In der Wiedergabe wechseln klare Autotypien mit vorzüglichen Tief- und Offsetdrucken und prächtigen vielfarbigen Abbildungen. Viele Hunderte von Aufsätzen aus der Feder bedeutender Schriftsteller, Gelehrter, Militärs usw. unterrichten über alle Fragen, die uns während des Krieges bewegt haben. Besonders wichtigen Gebieten wurden mehrfach umfangreiche **Sondernummern** gewidmet. – Die Kriegsnummern der Leipziger „Illustrirten Zeitung" in neun Bänden sind ein überaus wichtiges, wertvolles Quellenmaterial für die Geschichte des Weltkrieges. Ihr Studium ermöglicht es, das, was wir in den vergangenen Jahren erlebt und wie wir alles im Strudel der Ereignisse stehend aufgefaßt haben, in unmittelbarer Frische wieder aufleben zu lassen.



Jeder Band ist 41 cm hoch und 32 cm breit; alle zusammen 52 cm stark. Gewicht sämtlicher 9 Bände 68 kg.

„Kein Volk besitzt ein ähnlich groß angelegtes und literarisch vertieftes Unternehmen." München-Augsburger Abendzeitung, München.

Der Vorrat dieses bedeutenden Erinnerungswerkes ist verhältnismäßig nur noch gering.
Ein Neudruck ist infolge der außerordentlich hohen Herstellungskosten ausgeschlossen.

Vorstehende neun Folgen kosten in Deutschland 2500 Mark, im Auslande 5000 Mark, freibleibend.

Versandspesen z. B. in Deutschland Mk. 60.–, nach dem Ausland Mk. 350.–, Übersee Mk. 450.–, **ohne** Frachtgebühr.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig.

PERSONEN-UND LASTKRAFTWAGEN MOTORPFLÜGE

STOEWER

UNERREICHT IN AUSFÜHRUNG, LEISTUNG KONSTRUKTION

STOEWER-WERKE AKTIENGESELLSCHAFT VORMALS GEBRÜDER STOEWER-STETTIN

EIGENE VERKAUFS-FILIALEN IN BERLIN, HAMBURG UND STETTIN
VERTRETUNGEN AN FAST ALLEN GRÖSSEREN PLÄTZEN DES IN- UND AUSLANDES

LANGNESE KEKS



BEWÄHRT und BEGEHRT

A. H. LANGNESE Wwe. & CO. m. b. H.
HAMBURG 20

Farbige Kunstblätter der Illustrirten Zeitung.
Prächtiger Zimmerschmuck. — Als Geschenk geeignet.
Das Verzeichnis der etwa 250 Blätter umfassenden Sammlung wird auf Verlangen kostenlos versandt.
Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig 26.

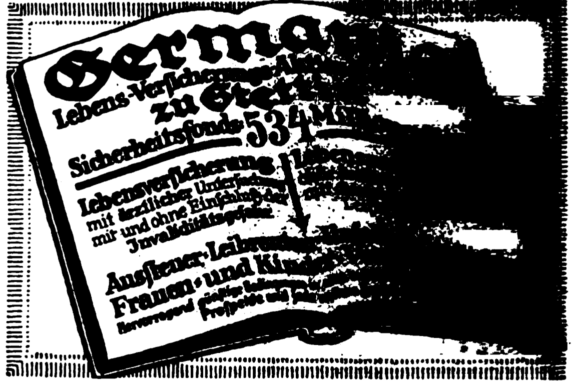
Tetra hygien. Windeln etc.
Jn allen besseren einschlägigen Geschäften erhältlich.
Fabrik nur en gros. Tetra A.G. CHEMNITZ Telephon 1609



G. SCHLEICHER & Co.
KUNSTGEWERBLICHE WERKSTÄTTEN

3000 DENKMÄLER
ZUR ZEIT AM LAGER ZU GÜNSTIGSTEN PREISEN

BERLIN LÜTZOWSTRASSE 82



Ein wichtiger Träger und Verbreiter der
DEUTSCHEN KULTUR
ist unsere Leipziger „Illustrirte Zeitung".
Sorge jeder fleißig für deren weiteste Verbreitung im Auslande.

Trinkt Sinalco Alkoholfrei

Bohlig Keks für Feinschmecker

Aus blütenweissem Mehl und allerfeinsten Zutaten hergestellt.
Preiswerteste Qualitäten.

R. BOHLIG·KEKSFABRIK·BAD LIEBENSTEIN S.M.

Die Jagd geht auf! Eine Sammlung farbiger Kunstblätter. Mit einem Begleitwort von Ernst Ritter von Dombrowski. Preis 50 Mark. Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Fein schneiden die Klingen wieder



Alte Reserve
Winkelhausen
die deutsche Weinbrandmarke

Kakao Lohmann Schokolade

Neugebaur & Lohmann Aktiengesellschaft, Kakao- und Schokoladenfabrik, **Emmerich a. Rh.** Gegründet 1852.

Agfa



PHOTO ARTIKEL

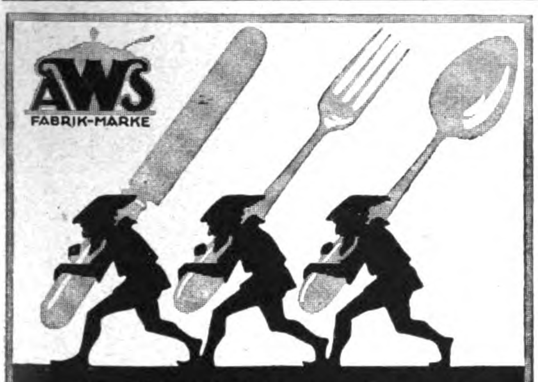
Katalog A

auf 16 Seiten ausführliche Angaben enthaltend über

Photoplatten / Filmpacke
Rollfilme / Lichtfilter
Belichtungs-Tabellen
Entwickler / Hilfsmittel
Blitzlicht-Artikel

kostenlos durch die Photohändler

AWS FABRIK-MARKE



Verlangen Sie bei Einkäufen in Spezialgeschäften

WELLNER-SILBER-BESTECKE

BESTER ERSATZ FÜR ECHT SILBER

SÄCHSISCHE METALLWARENFABRIK
ALLEINIGE FABRIKANTIN: **AUGUST WELLNER SÖHNE A.-G. AUE i. SA.**

HERZ



Neuzeitliche Formen
in altbewährter Qualität

Webers Illustrierte Handbücher Verzeichnis kostenfrei von J. J. Weber in Leipzig 26.



HYGIAMA Tabletten

Die ideale Kraftnahrung für Beruf und Reise

Vorrätig in allen Apotheken und Drogerien

Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft · Akt.-Ges.
Stuttgart-Cannstatt

GEGRÜNDET 1894

Die Sprache des Körpers

In 721 Abbildungen von Dr. med. **Karl Michel.** 208 Seiten. Preis Mk. 20.—

Verlag J. J. Weber, Leipzig 26.

Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalkunst

Leiter: Prof. Dr. v. Grolman,

Wiesbaden, Kapellenstr. 41,



versendet geg. Portoersatz (4 M. in Briefm.) aus ihrem ca. 2500 Entwürfe umfass. Vorlagematerial f. d. einzelnen Fall passend zusammengest. Auswahlkoll.; dsh. Grabgröße u. falls möglich ungef. Preisl. angeben **Künstl. Mitarbeiter:** Prof. W. Kreis, Prof. M. H. Kühne, Prof. Haiger, Prof. G. Metzendorf, Prof. E. Körner, H. Kaletsch u. v. a. **Vertretergeschäfte** in Berlin, Hamburg, Bremen, Königsberg, Breslau, Erfurt, Halle, Düsseldorf, Köln, Essen, Dortmund, Osnabrück, Frankfurt a. M., Leipzig, Dresden, Greiz, Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim, Fürth (Generalvertr. f. Bayern), Wien, Zürich u. 30 weiteren Städten. Man beziehe sich auf diese Anzeige.

Welche **seelische Förderung** die Empfänger intimer **Handschrift-Analysen** bestätigen, zeigt der **Prospekt.** — **24 Jahre** Seelenspezialist: 1.) 5 Werke Seelen-Aristokrat. 2.) **Briefliche Beurteilungen. Psychographologe** P. P. Liebe, München, Amt 12, West.

Heureka

Überraschender Erfolg.

Haarfarbe-Verjüngungsmittel — gibt dem ergrauten Haar durch einfaches Überbürsten die Naturfarbe wieder. Orig.-Flasche **Mk. 20,—.** Alleiniger Hersteller

Franz Schwarzlose, Berlin,
Leipziger Straße 56 :: Friedrichstraße 183, Joachimsthaler Str. 41, am Zoo.



Lohnende **Geflügelzucht** mit **GALLUS BRUTMASCHINEN**

(60 bis 20000 Eier Fassungsraum)

Gallus Aufzuchtanlagen
Gallus Geflügelhöfe
Gallus Geflügelställe

GALLUS AKT.-GES.
MÜNCHEN
Sophienstraße 5t

Katalog geg. Voreinsdg. von M. 5.-

DAS NEUESTE AUS ALLER WELT

bringen in vorzüglicher **Tiefdruck**ausführung die „**Aktuellen Bilder**" des Verlags

J. J. WEBER (Illustrirte Zeitung), **LEIPZIG**

Für **Ladengeschäfte** ein wirksamer und unentbehrlicher **Bilderaushang.** Man verlange Probebilder und Bezugsbedingungen.

Albrecht Dürer-Haus
Berlin W. 8, Kronenstr. 18

Reichhaltige Auswahl in

Oster-Geschenken

Kunstgewerbe
Bücher · Wandschmuck
Spielzeug

Gesetzlich geschützt **Ru-sapa** Goldene Medaille

Gesichts-Sauerstoff-Packung die natürliche Schönheitspflege

Von ärztlichen Autoritäten empfohlen

Gibt dem Teint neue Lebenskraft, müde, welke Züge festigen sich — schafft jugendfrisches Aussehen

1 Karton komplett, 12-15 Gesichtsbehandlungen Mark 100.—

* Ru-sapa Massage Creme Tube Mk. 15.— *

Verlangen Sie in Friseurgeschäften **Ru-sapa**-Präparate, wenn nicht erhältlich, direkt bei der Firma

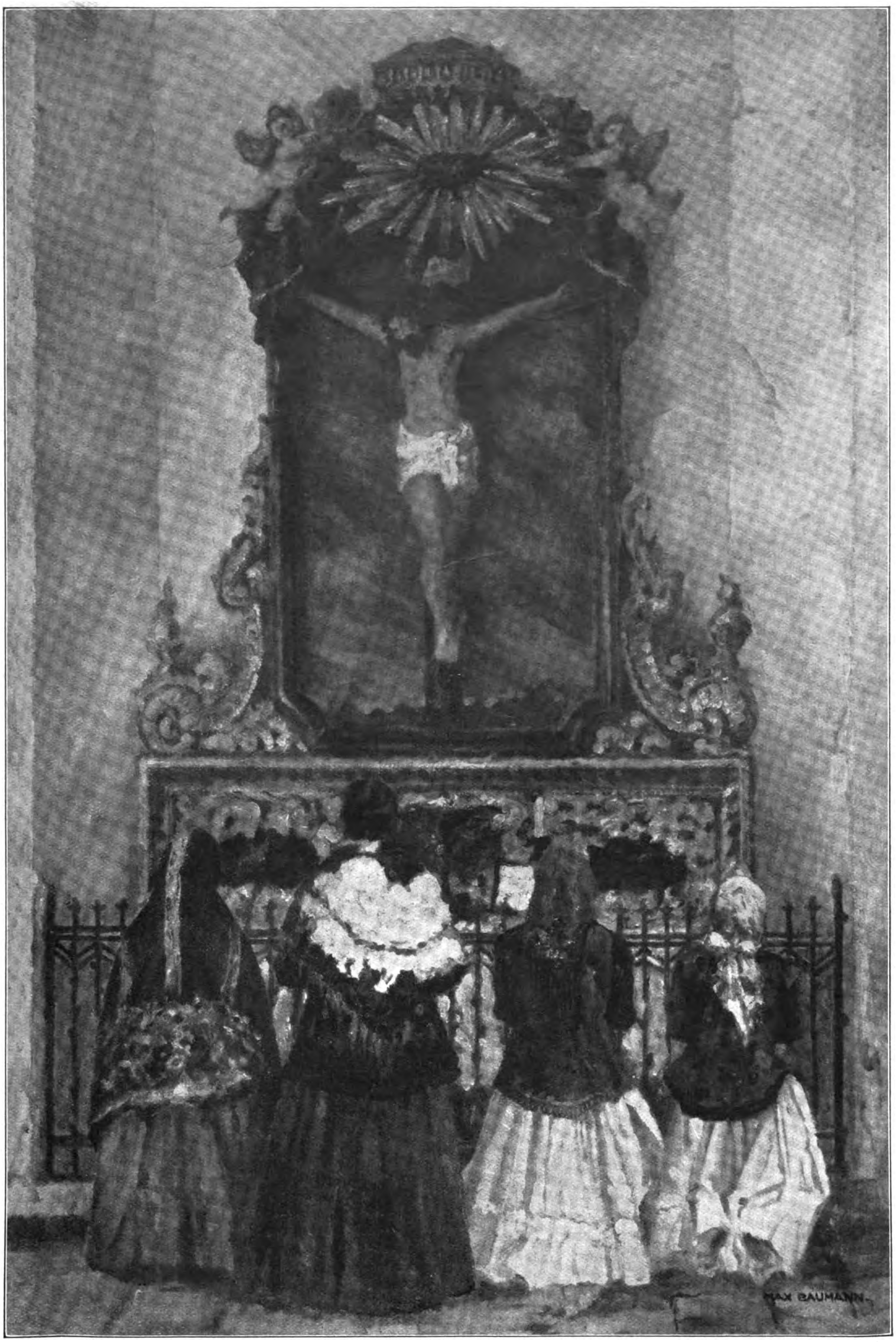
Rubner & Hess, Nürnberg II
Alleinhersteller Königstr. 72




DIE
Tri-Phonola
Die Tri-Phonola,
die neueste Erscheinung auf dem Gebiete der Klavier-Kunstspiel-Instrumente, wird mit Flügel oder Pianos vereint geliefert. Sie bietet außer dem Tastenspiel:
das persönliche Phonola-Spiel,
das persönlich-elektrische Spiel,
die naturgetreue selbsttätige Wiedergabe
von 170 ersten Meistern der Welt.
Diese Vielseitigkeit der Anwendung ist gepaart mit einer bei Kunstspiel-Instrumenten bisher unbekannten Schmiegsamkeit des Anschlages u. Feinheit des Vortrages, beruhend in neuen patentierten Einrichtungen. Nur wenn man die Tri-Phonola hört, vermag man sich ein maßgebendes Bild von ihrer Bedeutung u. Leistungsfähigkeit zu machen.
LUDWIG
HUPFELD A.-G.
BERLIN W, LEIPZIGER STRASSE 110 · HAMBURG, GR. BLEICHEN 21 · DRESDEN, WAISENHAUSSTR. 24 KÖLN A. RH., HOHENZOLLERNRING 20 · LEIPZIG, PETERSSTR. 4 · WIEN VI, MARIAHILFERSTR. 3 / AMSTERDAM, STADHOUDERSKADE 19/20 HAAG, KNEUTERDIJK 18
WIERTZ


ATELIER S B
Scharlachberg Meisterbrand
Scharlachberg
Meisterbrand
Weinbrennerei Scharlachberg G. m. b. H.
Bingen a/Rh.
So oft man ihn probt,
so oft man ihn lobt!
Scharlachberg Meisterbrand

Illustrirte Zeitung



Osterandacht. Nach einem Gemälde von Max Baumann.

Karfreitag

Eine Zeitlegende von Gustav Schröer

Es nachtete, gerade da die Sonne am höchsten stand. Vom Kreuze auf Golgatha wanderte die Nacht den Hügel hinab und schleppte den Mantel hinter sich her. Sie wanderte durch Jerusalem, und seine Paläste versanken in Dunkel und Stille, wanderte, auf des Meeres Wellen schreitend, gen Rom, und sein Freudensang verstummte, wanderte durch Wüsten und Wälder vom Süden zum Norden und vom Norden zum Süden bis wo des Eises Tore ihre ewigen Throne hüten.

Auf der Schädelstätte aber tropfte die Not des Gerechten in das starre Schweigen. Der Hohn war versunken im Grauen. Langsam, langsam erhob das Menschentum sein Haupt, das schlichte Menschentum, wie es durch die Gassen wandert, und dem vor dem Elend das Erbarmen aus dem Herzen bricht, das fraglose Erbarmen. Langsam erhob es sein Haupt, setzte einen Fuß vor den andern und trat zu den Kriegsknechten am Kreuz. Da lief einer hin, steckte einen Schwamm auf ein Rohr, tränkte ihn mit Ysop und Essig und hielt ihn dem mit der Dornenkrone an den Mund. Die Pharisäer rührte es an, und den Weibern legte es die Hand auf das Haupt. Da zogen sie die Schultern ein und wandten sich stumm, zur Stadt zu gehen.

Reglos standen die Palmen, murrend ging der Jordan seinen Weg, und aus der Wüste stieg ein Klagesang: Um Liebe leidend, stirbt der Gerechte, den Gott erkor.

Alle Himmel stimmten ein in den Klagesang und trugen ihn in der Unendlichkeit Hallen, wo der Sphären Donnergetön brandete. Da verstummte selbst der Welten ewiges Lied. Und es war Nacht.

Fernher kam Flügelrauschen. Satan schwang sich auf des Marterholzes ragenden linken Arm und neigte den frevelnden Mund an das Ohr des Erlösers, ihm, der schon die Klinke des Ewigkeitstores in der Hand hielt, mit vergiftetem Zweifel das Leid zu verdoppeln und ihn strauchelnd zu machen an der letzten Stufe.

„Erlöser, ich will dir deine Erlösten zeigen.“ Satan griff in die Nacht und teilte sie, wie man einen Vorhang teilt. Und Jesus sah ein Land liegen, ein Land, in dem Wälder rauschten und Ströme zum Meere wandelten.

„Siehe das Land derer, die sich einst vermessen deine treuesten Kinder nennen werden.“ Über das Land ging Krieg und Kriegsgeschrei. Der Schlachtruf aber hieß: Im Namen Jesu Christi!

Satan lachte. Dome brachen, und Kirchen stürzten, Moder und Blutdunst auf Wegen und Stegen, lodernde Dörfer und zerbrochene Städte. Die Pflüge rosteten, und die Schwerter wurden schartig.

Dreißig Jahre lang: Im Namen Jesu Christi! Da war das Land eine Wüste. Aus hohlen Augen schrien die Klagen zum Himmel, und Hände, an denen kein Lot Fleisch mehr war, verkrampften sich in Verzweiflung.

Satan wischte mit der Hand über das Bild. Da rollten die Meere, und hochbordige Schiffe gebaren Blitze. Die Wogen gingen blutigrot, und entsetzte Schreie übergellten ihren Donnergang. „Deine Erlösten!“

Satan strich mit der Hand darüber.

Hundert Bilder und höhnend: „Deine Erlösten!“

Satan aber tat den Vorhang ganz weit auseinander. Da stand die Welt in Flammen. Die Erde barst, aus heulenden Kratern raste die Lohe und riß Menschenleiber den Wolken zu, in der Tiefe des Meeres verkrampften sich die Fäuste verzweifelter Männer, und junge Augen brachen in Schrecken und Angst. In den Wüsten fletschten die Schakale die Zähne nach den Leibern der Ermatteten. Und Jesus sah ein Land, durch dessen Gassen der Hunger schritt, dessen Totenäcker sich füllten mit den Leibern der Kinder und der Alten. Über dem Meere drüben aber stand der, der den Hungergürtel um das Land geschnürt hatte und — lachte.

Vier Jahre lang sah Jesus die Welt brennen. Da warf das Volk, das die Flammen von seinen Toren abgewehrt hatte in tausend Schlachten, das Schwert aus der Hand.

Und sieh, und sieh, ganz ferne aus Nebelgrau und Schweigen hob sich ein Hügel. — Golgatha! —

Das Volk aber, das tausend Jahre treu und tapfer gewesen war, tanzte seinem Golgatha entgegen, die Freudenschreie gellten, und die Narrenkappen wippten.

„Siehe, das Volk der Starken und Frommen!“

Da schrie Jesus laut auf: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“

Den Kriegsknechten rann ein Schauer über den Rücken. Und es war Nacht.

Satan aber vernahm Flügelrauschen von ferne. Helles, jauchzendes Rauschen. Eine Lichtgestalt schwang sich aus Wolkenhöhen und trug eine kostbare Schale in der Hand, leuchtend wie Rubin und licht wie die hehre Sonne.

Da stürzte sich Satan kopfüber in das Tal Ben Hinnon hinab.

Gottes Engel aber ließ sich nieder auf des Kreuzes rechten Arm, und alle Himmel erhoben ihre Stimmen: Selig, der du überwunden hast!

Der Engel langte in die Nacht. Und siehe, da lag das verwüstete Land wieder, aber es ging eine fromme, lichte Wolke darüber. In ihrem Schatten stand ein Mann und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er hatte den Pflug gezogen, den sein Weib gelenkt. Aus den Schollen aber grünten die Halme, und aus den Wiesen wuchsen die Hütten. Die Menschen bauten Städte und Dörfer wieder auf.

Bild auf Bild zeigte der Engel dem Dornengekrönten. Der Frieden übersonnte das Land, und es strahlte in Schlichtheit und Treue und jauchzte in Farben und Tönen, schuf Unvergängliches aus dem Stein und schrieb Unvergängliches in Schriften aus seinem reichen, frommen Herzen herauf. Die Häuser wurden weit und licht und die Augen der Menschen froh.

Und wieder sah Jesus die Welt in Flammen, aber er sah, wie in dem Lande, durch dessen Gassen der Hunger schritt, zehntausend Mütter sich an den Händen hielten, zehntausend, die ihr Liebstes gaben und ihm nachsahen dahin, wo sie Gottes Thron wußten, und die ihren Glauben doch nicht verloren hatten. Er sah des Volkes Getreue still und stark in seinem Namen und durch seine Kraft.

In der Ferne aber erhob sich Golgatha, und ein rasender Haufe tanzte darauf zu. Da kamen sie in hellen Scharen von den Seiten her, hielten wehende Banner hoch und warfen sich den Rasenden entgegen. In ihren Augen glühte ein heilig Feuer. Ihre Arme waren sehnig und redeten von Arbeit Tag und Nacht; ihr Mund war herb; denn er hatte Schweigen gelernt. Ihr Wort war die Tat.

Sie warfen den Tanzenden ihre Verachtung vor die Füße, rissen ihnen den Tand von den Leibern und schlugen ihnen die Gläser aus den Händen.

Einer von ihnen, blondlockig und hochgereckt, trug eine Schale in den Händen, eine Schale aus köstlichem Rubin, leuchtend wie die Sonne. Er hob sie hoch über sein Haupt. „Im Namen Jesu Christi: Wir wollen treu sein und rein werden.“

Und sieh, und sieh: Krachend brach das ferne Golgatha zusammen, und es wuchs ein Land heraus mit Fruchtäckern und blühenden Auen. Die Menschen aber, die in dem Lande wandelten, waren stark und brüderlich im Namen der gekreuzigten Liebe.

Die Menschen neigten sich vor der Schale, und jeder Blick auf das Kleinod war ihnen ein Trank, der Stärke und Mut gab.

Jesus fragte den Engel: „Was ist das für eine Schale?“

Da wies ihm der das Kleinod, das er in der Hand hielt.

„Diese ist es.“ Und siehe, sie war randvoll gefüllt mit dem Blute des Gekreuzigten.

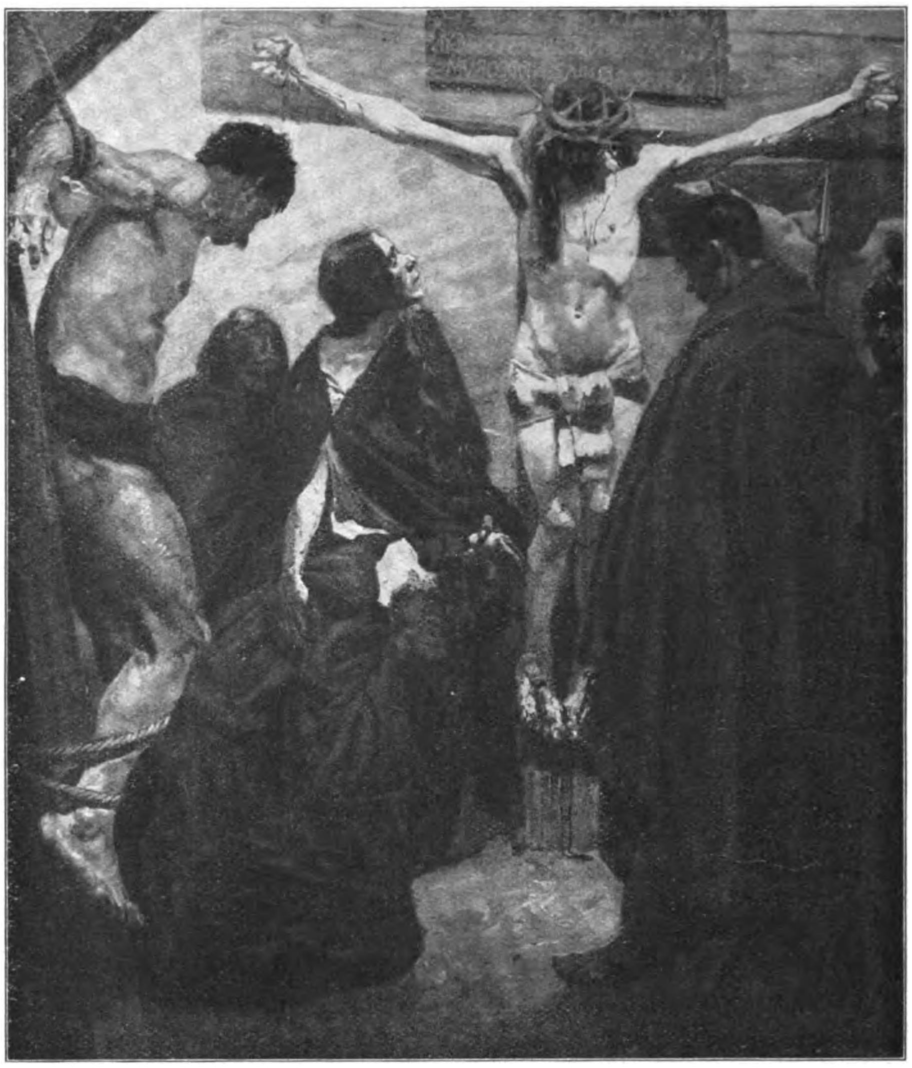
„Diese ist es“, sprach der Engel wieder. „Es ist der Gral. Sein Hüter aber sei das Volk, das strebend irrt und sich erlöst in deinem Namen im Glauben an sich selbst.“

Da lächelte Jesus. Seine Augen brachen. „Es ist vollbracht“, sprach der Sterbende mit selig schwingender Stimme. „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände.“

Der Engel fing den letzten Tropfen Blutes auf, hob seine Flügel und schwang sich gen Norden.

Die Nacht raffte ihr Gewand zusammen, der Tag kam wieder aus seiner Hütte, die Kriegsknechte dehnten sich und reckten die Glieder.

Fern, fern im Norden aber stand ein verheißender Schein, ein langer, starker Strahl kam daher und vergoldete des Erlösers Dornenkrone.



Kreuzigung. Nach einem Gemälde von Josef Kuisl.



Grablegung. Nach einem Gemälde von Professor Heinrich Seufferheld.



Aus dem Erzgebirge: Birken vor Schwarzenberg. Nach einem Gemälde von Georg Höhlig.



Der Königspalast in Kairo.



Altes Stadttor in Kairo.



König Fuad von Ägypten,
der bisherige Khedive, der sich nach Erklärung der Unabhängigkeit Ägyptens durch die Engländer am 15. März zum König proklamierte.

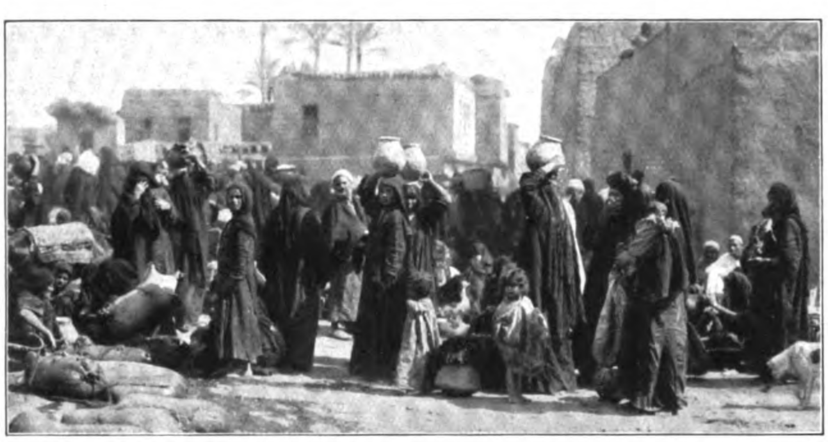
Aus dem neuen Königreich Ägypten.

(Phot. A. Simon.)

Der neue König Fuad kann eigene diplomatische Vertreter in den auswärtigen Staaten ernennen und kann für Ägypten die Zulassung zum Völkerbund fordern. Solange aber die Abmachungen zwischen der englischen Regierung und der von Kairo noch nicht vollendet sind, bleibt die militärische Besetzung Englands in Ägypten fortbestehen. (Siehe auch den Beitrag „England und Ägypten“ in Nr. 4070.)



Straße in Kairo.



Markttag in Bedraschên.



Auf einer ägyptischen Landstraße.



Arabisches Kaffeehaus in Kairo.



Nilschiffe im Mahmûdîje-Kanal bei Alexandria.

Das Erlösungsproblem in Sage und Märchen. / Von Clara Wandschneider.

Im deutschen Märchenwalde läutet ein Glöcklein mit hellem Silberklang. Es ruft und ruft durch die Jahrhunderte, doch nur wenige hören seine Stimme. Der Lärm des Alltags hat das Ohr der meisten Menschen stumpf gemacht gegen solch helle, feine Töne; sie überhören das feine Geläut, andere hören den Klang, wissen aber nicht, von wannen er kommt. Wem des Glöckleins Klang den Weg zum Heiligtume zeigen soll, der muß mit der Seele hören — und das hat die heutige Menschheit verlernt. Ich bin dem Klange nachgegangen, Stunde um Stunde, Jahr um Jahr, bis ich das Silberglöcklein fand. Und dann habe ich dem Geläut nachgesonnen, bis ich den Silberton verstand, bis mir die Rätselfrage gelöst war. Das Glöcklein im Märchenwalde läutet das heilige Lied von der Erlösung.

Nun ich des Märchens Erlösungslied verstand, fand ich dieselbe Melodie überall wieder. Ich fand sie in den Mythen der Edda, in Wolframs „Parzival", in Goethes „Faust", in Gerhart Hauptmanns „Versunkener Glocke", in Nietzsches „Zarathustra" — die ganze Welt schien mir erfüllt von der Erlösungsmelodie. Aus dem silbernen Märchenglöcklein war eine Glocke von Erz geworden, deren gewaltiger Ton die Welt durchhallt, daß man ihre Stimme auch in den tiefsten Tälern und auf den fernsten Eilanden höre. Sehnsucht nach Erlösung! Das ist die große, gewaltige Melodie, die aus dem Lebenslied der Natur und der Menschheit klingt.

Wer erlöst werden soll, muß zuvor gefesselt gewesen sein; das liegt ja schon im Worte „erlösen". Das Licht ist gefesselt von der Macht der Finsternis, die Wintererde von der Macht des Winters. Das Licht (Baldur, Siegfried) stirbt, Finsternis und Tod siegen über die strahlenden Lichtgottheiten, und mit dem Lichte sinkt alles Leben auf Erden in Todesschlaf. Ist die Lichtgottheit (Siegfried) tot, dann mag auch die Erdgottheit (Brunhilde) nimmer leben. Brunhilde läßt sich mit dem erschlagenen Siegfried verbrennen, wie die Götter Nanna mit Baldur verbrennen. Die Natur stirbt, der Herbstwind reißt das zarte Sommerlaub herab (Iduns Schlaf), Nebel und Gewölk verhüllen die Sonne, die Eisriesen töten alles Leben; selbst das lebendige Wasser, das Sinnbild des Lebens, erstarrt zu Eis. Der Tod triumphiert über das Leben.

Da gellt ein Erlösungsschrei durch die Welt: Das Licht erglüht aufs neue, das Licht siegt über die Finsternis und erlöst die Erde und alles Erdenleben vom Todesschlafe. Dieser Lichtsieg ist der Kern unserer Naturmythen und Naturmärchen. Das Licht siegt auch über die schwärzeste Finsternis! Nun der Mensch sich zu dieser Wahrheit, die ihm jeder junge Tag, jeder neue Lenz bestätigt, durchgerungen, findet seine Dichterseele die mannigfaltigsten Bilder, um den Lichtsieg zu verherrlichen. Der Naturmythus der Erlösung durch das Licht wird den germanischen Völkern zur Grundlage ihrer Religion, und als das Christentum an die Stelle der altgermanischen Naturreligion tritt, da läßt der Germane seine Lichtsehnsucht in der Götter- und Heldensage und im Märchen weiterleben.

Im altgermanischen Frühlingsmythus erlöst der junge Lenz — das wiedergeborene Licht — die Erde aus dem Winterschlafe; der Göttermythus der Edda kleidet diese Erlösung in Skirnirs Fahrt ins Riesenland, wo er dem Frühlingsgotte Freyr des Eisriesen Tochter Gerda (Gerda—Erda ist die Erde) als Braut gewinnen soll; die Heldensage läßt Siegfried durch die Waberlohe reiten, um Brunhilde aus dem Zauberschlafe zu erwecken, und das Märchen läßt den Königssohn durch die Dornenhecke in das verzauberte Schloß eindringen und das Dornröschen aus dem hundertjährigen Schlafe erwecken. Gerda, Brunhilde und Dornröschen sind die im Winterschlafe befangene Erde. Freyr, Siegfried und Dornröschens Märchenprinz sind die Frühlingssonne.

Das Erlösungsproblem umschließt neben dem Lichtmythus eine zweite Rätselfrage: die Erlösung vom Fluch. Märchen und Sage unterscheiden selbstverschuldeten Fluch und unverschuldeten Fluch. Vom selbstverschuldeten Fluch erzählen die Sage vom „Fliegenden Holländer" und Hauffs Märchen vom „Gespensterschiff". Zur Ruhelosigkeit sind sie verdammt, der Holländer und Kapitän und Mannschaft des Gespensterschiffes. Fluchbeladen durchkreuzen ihre Schiffe die Meere Jahr um Jahr; kein Sturm, kein Felsenriff bringt ihnen den heiß ersehnten Tod. Der Holländer findet die Erlösung vom Fluch durch Frauenliebe, Kapitän und Mannschaft des Gespensterschiffes durch Berührung mit der Erde. Mutter Erde löst den Fluch, der auf ihren Kindern lastet, wenn sie sich zu ihr zurückfinden, das ist des Märchens Sinn. Vom selbstverschuldeten Fluch handeln die „Tannhäuser"-Sage und das Märchen vom „Verrosteten Ritter". Schuldlos schuldig am eigenen Unglück ist Brunhilde; schuldlos schuld am Unglück der Brüder ist das treue Schwesterchen in den „Sieben Raben". Die Erlösung vom unverschuldeten Fluch zeigen uns die Märchen vom „Froschkönig", „Dornröschen" und „Brüderchen und Schwesterchen". Der Fluch wird nicht immer gelöst, und die Erlösung wird nicht immer erkannt. Im Märchen „Die zertanzten Schuhe" werden die zwölf Prinzen wieder auf so viele Tage verwünscht, als sie Nächte mit den zwölf Prinzessinnen durchtanzt hatten. Tannhäuser kehrt unerlöst in den Hörselberg zurück; daß der dürre Stab Blätter und Blüten treibt, daß die göttliche Liebe ihm verziehen hat, das weiß er nicht und erfährt es nie. Im Märchen „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren" wird der Fährmann erlöst, der habgierige König aber fährt bis an den Jüngsten Tag.

Treue erlöst den treuen Johannes, der zu Stein geworden war, um seinen König zu retten. Mitleid erlöst den Bären im Märchen „Schneeweißchen und Rosenrot". Das Hohelied der Erlösung durch Mitleid ist Wolframs „Parzival". Arbeit erlöst Faust: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!"

Sage und Märchen kennen nur die Erlösung durch andere. Erst Wolframs „Parzival", Goethes „Faust" und Nietzsches „Zarathustra" lehren die Selbsterlösung. Jeder muß sich erst lösen von allem, was ihn fesselt und bindet; jeder muß sich erst freimachen von den Nichtigkeiten dieser Welt; er muß das Heil und das Glück seiner Seele höher stellen als alle Freuden und allen Reichtum dieser Welt: dann ist er erlöst, dann hat er sich selbst erlöst zum Seelenfrieden, zum inneren Glück. Der Faust der mittelalterlichen Puppenspiele fährt zur Hölle, der Teufel verdreht ihm den Hals; Goethes Faust erlöst sich selbst durch die Tat, durch seine Arbeit zum Wohle der Menschheit. Nietzsches Übermensch kann nur durch sich selbst sein Ziel erreichen: „Der Mensch ist etwas, das überwunden werden muß." — „Schaffen, das ist die große Erlösung vom Leiden und des Lebens Leichtwerden. Aber daß der Schaffende sei, dazu selber tut Leid not und viel Verwandlung." — „Ach, ihr Menschen, im Stein schläft mir ein Bild, das Bild meiner Bilder! Ach, daß es im härtesten, häßlichsten Steine schlafen muß!" Also sprach Zarathustra. Ob das Bild aller Bilder im härtesten, häßlichsten Steine je Erlösung finden wird? Ob Liebe, Mitleid und Arbeit es je erlösen können, wie die Treue den treuen Johannes?

Vertiefe dein Leben! Fülle deine Stunden mit Schönheit und deine Einsamkeit mit innerem Glück. Baue deiner Seele ein Heiligtum der Schönheit, da hinein trag alles, was deine Seele selig macht, da hinein trag alle Erlösungssehnsucht dieser Erdenwelt, und dann laß dein Sehnen zur Tat werden, zur Tat, die Werte schafft, Werte, die dich beglücken und bereichern — dann kommst du dem Sehnsuchtsziel Zarathustras nah und näher, dann regt sich das Bild im Stein und will Mensch werden.

Das Schicksal der deutschen Kolonien. / Von Gouverneur Dr. Heinrich Schnee.

Nur ein knappes Menschenalter hat Deutschland sich als kolonisierende Macht auf eigenem überseeischen Grund und Boden betätigen können. Die Länder, die ihm zugefallen waren, stellten zwar umfangreiche Flächen von der fünffachen Ausdehnung des Deutschen Reichs dar, aber die Schwierigkeiten, die sie für die Kolonialtätigkeit boten, waren ganz außerordentlich groß. Sie waren unentwickelte und schwer zugängliche tropische oder subtropische Gebiete, in denen ungünstige natürliche Verhältnisse, wie dichte Urwälder, breite Wüstengürtel, klimatische Krankheiten für Menschen und Tiere u. a. m., noch nicht einmal das stärkste Hemmnis für einen schnellen Fortschritt boten. Dies waren vielmehr die Zustände, in denen die eingeborenen Bewohner unserer Kolonien lebten. Fast allenthalben herrschte der Kampf aller gegen alle. Die stärkeren Stämme wüteten mit Raub und Mord gegen die schwächeren, Skavenraub und Sklavenhandel hatten eine vernichtende Wirkung für große Teile der Bevölkerung. Bei der beständigen Bedrohung von Leben und Eigentum konnte niemand recht seines Daseins froh werden. Das haben mir selbst wiederholt ältere Eingeborene an der ostafrikanischen Küste erzählt, in deren Herzen immer noch die schreckensvolle Erinnerung an die vor Jahrzehnten erfolgten Raubzüge der wilden Horden aus dem Inneren nachzitterte, die bis an die Küste des Indischen Ozeans vorstießen, alles vernichtend, was ihnen im Wege stand.

Welch eine Änderung war nach zwei bis drei Jahrzehnten deutscher Kolonisation erfolgt! Überall herrschten Sicherheit, Ruhe und Ordnung in den deutschen Kolonien. Aus den wilden Kriegern waren friedliche Träger und Arbeiter geworden, die das Ihrige an Kulturarbeit leisteten. Beträchtliche Teile der früheren Wildnis hatten sich dank der Arbeit deutscher Pflanzer in blühendes Plantagenland verwandelt. Eisenbahnen hatten den Urwald und die Wüsten durchschnitten und früher weltferne Gegenden an den Weltverkehr und Weltmarkt angeschlossen. Schön gebaute saubere Städte legten Zeugnis von emsiger kolonialer Wirksamkeit ab. Die Handelszahlen schnellten von Jahr zu Jahr empor. Ein rasches weiteres Emporblühen der Kolonien war nach menschlichem Ermessen sicher.

Da brach der Weltkrieg aus. Mit einem Schlage war die ganze Entwicklung gehemmt. Die Kolonien waren von der Welt abgeschnitten. Sie mußten, da sie für einen Krieg mit einem auswärtigen Feind weder mit Truppen noch mit Waffen oder sonstigem Kriegsgerät noch mit Vorräten ausgerüstet waren, die Mittel zur Erhaltung der weißen Bevölkerung und zur Verteidigung in sich selbst suchen. Unter heroischen Anstrengungen wehrten sich besonders die größeren Kolonien gegen die mit überlegenen Kräften eindringenden Gegner, welche auf dem von ihnen beherrschten Meere beständig Verstärkungen und Hilfsmittel aller Art heranführten. Doch selbst der ostafrikanische Heldenkampf vermochte das Schicksal unserer Kolonien nicht zu wenden. Im Versailler Friedensvertrag mußte Deutschland zugunsten der „alliierten und assoziierten Hauptmächte" auf seine gesamten überseeischen Besitzungen verzichten.

Der Versailler Vertrag mit der dazugehörigen Völkerbundsatzung sieht aber nicht eine Annexion der deutschen Kolonien durch die Siegerstaaten vor. Vielmehr sollen diese als Mandatare des Völkerbundes und in seinem Namen die Vormundschaft über die unsere Kolonien bewohnenden Völker führen, wobei das Wohlergehen und die Entwicklung der Eingeborenen eine heilige Aufgabe der Zivilisation bilden sollen. Den Hauptteil dieser Mandate haben England und seine Dominions erhalten, und zwar über den größten Teil von Deutsch-Ostafrika, über ganz Deutsch-Südwestafrika (die Südafrikanische Union), Teile von Kamerun und Togo, Deutsch-Neuguinea (Australien) und Samoa (Neuseeland). Einen an Größe weit hinter dem englischen zurückstehenden, aber immer noch beträchtlichen Anteil hat Frankreich erhalten, nämlich den größten Teil unserer westafrikanischen Kolonien Kamerun und Togo. Belgien hat die volkreichen Sultanate Ruanda und Urundi in Deutsch-Ostafrika erhalten, schließlich Japan die deutschen Südseeinseln nördlich des Äquators (die Karolinen, die Marianen, die Palau- und die Marshall-Inseln) und Kiautschou, welches letztere es aber nach den Abmachungen der Washingtoner Konferenz sich verpflichtet hat, wieder an China herauszugeben.

Wie hat sich nun das Schicksal unserer Kolonien unter der Mandatsherrschaft jener Mächte gestaltet? Was wir darüber wissen, stammt meist aus fremden Quellen, denn unsere Landsleute sind aus den Schutzgebieten vertrieben worden, allein ausgenommen Südwestafrika, wo die Unionsregierung des Burenministers Smuts nicht die gleichen rigorosen Methoden angewendet hat wie die übrigen Regierungen. In allen sonstigen Kolonien ist auch das deutsche Eigentum beschlagnahmt und liquidiert oder in Liquidation begriffen. Es scheint, als ob jede Spur deutschen Wirkens ausgetilgt werden soll. Das ist leider zum Teil bereits gelungen. Nach Berichten von Augenzeugen sind die blühenden Plantagen, die Früchte deutschen Fleißes, meist verwildert. Die amtlichen Berichte und Äußerungen, englische über das Tanganyika Territory (so wird Deutsch-Ostafrika jetzt genannt) und französische über Kamerun und Togo, lassen erkennen, daß die gesamte Wirtschaft, und zwar europäische ebenso wie Eingeborenenproduktion, stockt. Handel und Verkehr sind außerordentlich herabgemindert. Während die große, Deutsch-Ostafrika von der indischen Küste bis zum Tanganyikasee durchquerende Eisenbahn vor dem Kriege im stärksten Maße von den Eingeborenen benutzt wurde, fahren jetzt kaum noch Schwarze darauf — offenbar, weil sie infolge des allgemeinen Niederganges kein Geld mehr verdienen. Ein großer Teil der Eisenbahnstationen ist nach dem englischen amtlichen Bericht geschlossen; nur so viele sind offen gehalten, wie für die Aufrechterhaltung des allgemeinen Verkehrs nötig ist. Selbst der englische Kolonialminister Winston Churchill gab in der britischen Reichskonferenz am 22. Juni 1921 zu, daß die Lage der Kolonie in den nächsten Jahren ungünstig abschneiden werde im Vergleich mit ihrem Fortschritt und ihrer Prosperität, als sie noch in deutschen Händen war.

In Kamerun werden unter französischer Zwangsverwaltung die deutschen Pflanzungen aus Mangel an Arbeitskräften nicht weiterbetrieben. In Togo hat der Zwangsverwalter die Plantagen an eine französische Gesellschaft verschoben und dann, als es entdeckt wurde, Selbstmord verübt. Andere hohe Kolonialbeamte sind in diesen üblen Kolonialskandal verwickelt, der einer angesehenen französischen Kolonialzeitschrift, der „Dépêche coloniale", im Januar dieses Jahres Anlaß zu dem Ausruf bot: In Togo sei die gute deutsche Organisation geradezu verwüstet, es herrsche dort ein Tohuwabohu. In den an Australien und Neuseeland gefallenen Südseekolonien geht es ebenso mit der Wirtschaft bergab wie in den afrikanischen Kolonien. Auch in den ersteren verkommen die früher blühenden Kokos- und Kakaopflanzungen, die den bewährten deutschen Pflanzern entrissen und den Händen unerfahrener ehemaliger australischer und neuseeländischer Soldaten anvertraut ist.

So traurig es aber mit der Wirtschaft in den deutschen Kolonien auch aussieht, weit schlimmer ist es noch um die Fürsorge für die Eingeborenen bestellt. Auch der wohlwollendste Beurteiler kann nicht behaupten, daß die „heilige Aufgabe der Zivilisation" im entferntesten erfüllt wäre. Die deutschen Missionare sind vertrieben worden und dadurch weite Kreise der Bevölkerung ihrer segensreichen Tätigkeit beraubt. Der Schulunterricht der Mandatare steht keineswegs auf der Höhe des unserigen. Dies wird zum Teil in den amtlichen Berichten selbst anerkannt, zum Teil geht es aus den darin enthaltenen Klagen über Mangel an erfahrenem Lehrpersonal hervor. Die furchtbarste Wirkung für die Eingeborenen hat aber das Versagen der Mandatsverwaltungen auf dem Gebiet der Seuchenbekämpfung und der Gesundheitspflege. Insbesondere ist die ursprünglich von Robert Koch selbst eingerichtete Schlafkrankheitsbekämpfung dahin, welche in Ostafrika bereits zu vollen

Erfolgen geführt hatte und in Kamerun auf dem Wege war, gleiches zu bewirken. Was an ihre Stelle getreten ist, sind ganz ungenügende Bemühungen einzelner Ärzte, welche die Wiederausbreitung der tödlichen Krankheit keineswegs hindern können. Andere Menschen- und Tierseuchen, die von unseren Ärzten und Veterinären beseitigt oder niedergehalten waren, greifen wieder um sich. In Samoa, der „Perle der Südsee", ist unter neuseeländischer Herrschaft, die es an Vorsorge und ärztlicher Hilfe fehlen ließ, der vierte Teil der liebenswürdigen Bevölkerung von der Grippe dahingerafft worden. Diese sanitäre Vernachlässigung der Einwohner unserer Kolonien bringt entsetzliche Leiden für die unglücklichen Eingeborenen mit sich; ihre Folgen werden sich noch nach Generationen geltend machen.

Wie stellen sich die Eingeborenen selbst zur Mandatsherrschaft? Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man feststellt, daß sie fast durchweg sehr unzufrieden damit sind und die guten Zeiten der deutschen Herrschaft zurückersehen. Von den zivilisierten Teilen der Bevölkerung sind bereits verschiedentlich Proteste gegen die Mandatsherrschaft auch nach Europa gelangt, am stärksten in einer feierlichen Petition der Samoaner an den König von England, sie von der Herrschaft Neuseelands zu befreien.

Woran liegt dies Versagen der Mandatare? Wir wollen nicht das Wort von der kolonialen Unfähigkeit wiederholen, welches jene Mächte gegen uns angewandt haben, obwohl angesichts der gegenwärtigen Verhältnisse in den deutschen Kolonien die Versuchung dazu vorliegt. Der wahre Grund dürfte wohl die koloniale Übersättigung jener Mächte sein, denen zu ihrem übermäßigen eigenen Kolonialbesitz noch die deutschen Schutzgebiete als Mandate übertragen worden sind. Sie haben einfach nicht die Kräfte ganz besonders an Personal, um auch diese Aufgaben noch durchführen zu können. Nur der Wiedereintritt Deutschlands in die koloniale Tätigkeit vermag den jetzt verkommenden deutschen Kolonien neues Leben einzuflößen.

Es ist nicht nur für diese selbst ein trauriger Zustand, daß sie wirtschaftlich daniederliegen und kulturell vernachlässigt werden. Nicht nur für Deutschland hat es verderbliche Folgen, daß es seiner überseeischen Gebiete beraubt ist und solche Rohstoffe, die es drüben selbst gewinnen könnte, zu ungeheuren Preisen vom Ausland kaufen muß. Ein großer Teil der Welt leidet schließlich darunter, daß durch die mangelhafte Mandatsherrschaft umfangreiche leistungsfähige Gebiete aus der Weltwirtschaft herausgenommen sind. Mittel- und Osteuropa haben gerade an solchen Produkten, wie sie die deutschen Kolonien vor dem Kriege in wachsenden Mengen auf den Weltmarkt brachten, den stärksten Bedarf, ohne infolge des schlechten Standes der Valuta imstande zu sein, ihn in genügendem Maße aus dem Ausland zu decken. Wie anders würde besonders für Deutschland die Lage sein, wenn wir aus unseren eigenen Kolonien Nahrungsmittel und Rohstoffe beschaffen könnten! Wir vermöchten, um nur einiges zu nennen, nach dem Vorkriegsbedarf des Deutschen Reiches gemessen, die Hälfte dieses Bedarfs an pflanzlichen Fetten und Ölen, drei Viertel des Kautschukbedarfs, mehr als den gesamten Bedarf an Faserstoffen für Flechtwerk, ein Fünftel des Kakaobedarfs zu decken, ferner eine halbe Million Tonnen Phosphat für unsere Landwirtschaft jährlich einzuführen und sehr große Quantitäten von Nahrungs- und Genußmitteln verschiedener Art sowie Futtermittel für die Viehzucht.

Die Notwendigkeit eigenen Kolonialbesitzes ist in unserer gegenwärtigen Lage mehr denn je gegeben. Wir werden uns niemals wieder wirtschaftlich emporarbeiten können, wenn wir nicht durch Wiedergewinnung eigener Kolonien eine breitere Grundlage für unsere Existenz gewinnen, als sie der verkleinerte Boden unseres Vaterlandes bietet, der ohne Einfuhr von außen das deutsche Volk nicht zu erhalten vermag. Man sieht daraus, daß es im eigensten Interesse eines jeden Deutschen liegt, daß wir wieder Kolonien erlangen. Es ist unbedingt nötig, daß das ganze deutsche Volk den kolonialen Gedanken hegt und pflegt. Nur der Wiedererwerb von Kolonien kann den Weg bieten, aus dem Elend unserer Tage wieder emporzusteigen.

Das Geheimnis des Martin Wiegand. / Skizze von F. Joß.

Berufsmenschen, die tagaus, tagein, zusammengekerkert im engen Raum der dumpfen Schreibstube, unter dem ewig gleichen Druck mechanischen Arbeitszwanges stehen, atmen immer erleichtert auf, wenn in den kurzen Arbeitspausen, bei dem und jenem, hinter der starren, undurchdringlichen Werktagsphysiognomie, andeutungsweise der Mensch zum Vorschein kommt. Oft nur durch ein paar flüchtig hingeworfene Worte. Doch das genügt. Die Phantasie nimmt sie auf und formt einen Charakter, ein Schicksal daraus. So kommt ein Hauch von Wärme und Leben in den sonst so nüchternen Alltag, und das gibt diesen kurzen Arbeitspausen ihren besonderen Reiz.

In solchen Momenten lernte ich Martin Wiegand schätzen und lieben. Schon sein Äußeres hatte mich angezogen. Die breitschulterige Gestalt, mit dem mächtigen braunen Bart und den buschigen Brauen, unter denen ein paar lebhafte graue Augen halb spöttisch, halb gutmütig in die Welt blickten. Weit mehr aber imponierte mir sein souveränes Drüberstehen über den Widerwärtigkeiten und Problemen des gewöhnlichen Lebens. Martin Wiegand war nicht etwa vermögend. Der Mann besaß nichts als sein bescheidenes Gehalt. Und davon mochte ihm wenig genug bleiben; denn er erhielt seine alte Mutter. Und eine tüchtige Anzahl Geschwister, die da und dort im eigenen Nest saßen, kam zu ihm um Hilfe, wenn das Futter knapp wurde oder ein außerordentliches Ereignis ihr Dasein bedrohte. Und trotzdem war ihm Sorge um Gegenwart oder Zukunft ein völlig fremder Begriff; war allerdings bei seiner Lebensweise auch kaum nötig. In der Toilette hielt er es mit dem Einheitssystem; das heißt, er besaß nur ein einziges Gewand; eine weite, bequeme Joppe mit kurzem Stehkragen und weite Hosen. Dazu ein Filzhut mit schmaler, herabgezogener Krempe. Und wenn es regnete oder kalt war, kam noch ein langer, faltiger Wetterkragen dazu. Wenn wir anderen unsere Zehnerjause verzehrten und darüber Klage führten, daß wir uns, der Billigkeit halber, mit kalten Speisen begnügen mußten, da bearbeitete er mit seinem riesigen Taschenmesser, still vergnügt, einen Keil Brot und ließ einen Brocken nach dem andern, hübsch langsam und bedächtig, hinter seiner Bartwildnis verschwinden. Gespräche über Leistung und Vorrückung mit all den kleinen Rivalitäten und Sticheleien, wie sie unter Bureaumenschen üblich sind, waren ihm ein Greuel. Da wurde er sofort ernst und abweisend. Aber sonst war eine unverwüstliche Heiterkeit in ihm, die sich durch nichts aus der Fassung bringen ließ. Nur einmal sah ich ihn heftig werden. Das war damals, als einem Kollegen, der drei kleine Kinder und ein krankes Weib daheim hatte, Vorwürfe wegen vorübergehender Vernachlässigung der Arbeit gemacht wurden. „Lumperei!" entfuhr es ihm damals; und die geballte Faust sauste zornig auf die Platte seines Schreibtisches nieder. Und dann hat er, durch Wochen hindurch, ohne ein Wort darüber zu verlieren, einen guten Teil der Arbeit des bedrängten Kollegen übernommen.

„Sie müssen viele gute Menschen in Ihrem Leben kennengelernt haben, da Sie selber so gut sind", sagte ich ihm einmal.

Er schüttelte lächelnd den Kopf. „Viele gute Menschen? Überhaupt nur wenig Menschen. Und die waren meistens nichts wert." Und dann fügte er etwas ernster hinzu: „Aber das ficht mich nicht an. Ich habe meine Sache nicht auf Menschen gestellt."

Bei einer anderen Gelegenheit habe ich's ihm naiv ins Gesicht gesagt: „Ich möchte so werden wie Sie. So stark, so innerlich ausgeglichen und unabhängig von der Welt."

„Na, vielleicht werden Sie so. Wenn's in Ihnen liegt", erwiderte er wortkarg. Aber von da an zeigte er ein größeres Interesse für mich.

Ich war zu jener Zeit von einem glühenden Erkenntnisdrange erfüllt und schleppte ständig einen ganzen Stoß von wissenschaftlichen Büchern und Broschüren mit mir herum, um nur ja in jeder freien Minute die Nase hineinstecken zu können. Eines Tages trat Wiegand an meinen Schreibtisch und blätterte in dort liegenden Werken. Ich war sofort sehr geschäftig um ihn bemüht. Machte ihn auf dies und jenes aufmerksam und suchte meine Weisheit leuchten zu lassen. Er ließ sich aber dadurch nicht stören und schwieg. Und als er alles durchgeblättert hatte, stieß er das Ganze von sich und sagte geringschätzig: „Es ist ewig dasselbe. Ihr Narren füllt bloß euren Verstand bis zum Bersten. Die Seele kann unterdessen verhungern. Und doch kommt nur aus der Seele der Rausch, der zu allen großen Taten begeistert."

Mein Bildungsstolz war beleidigt, und ich neigte stark dazu, Wiegand für einen Ignoranten zu halten. Aber als ob er meine Gedanken erraten hätte, gab er mir in den folgenden Tagen so viele überraschende Beweise einer gründlichen und vielseitigen Belesenheit, daß ich mit dem Urteil über ihn sofort umsteckte. Nein, ein Ignorant war der nicht. Viel eher einer, der zuviel von dem gedruckten Zeug in sich aufgenommen hatte und nun dessen überdrüssig geworden war. Wo aber war dann die Quelle seiner Kraft, die ihn befähigte, auf so leichte, spielerische Art mit dem Leben fertig zu werden?

Da ich ihn unausgesetzt heimlich beobachtete, konnte mir die rechte Spur nicht verborgen bleiben. Mir war es schon längst aufgefallen, daß die Sonntage in seinem Leben eine ganz besondere Bedeutung haben mußten. Denn wenn er Montag früh an seinem Arbeitsplatz saß, lag ein Glanz in seinen Augen, der auf ungewöhnliche Erlebnisse schließen ließ. Als ich ihn dann einmal am Samstag, den Rucksack über der Schulter und einen langen Stock mit stark geschweifter Krücke in der Hand, zum Bahnhof gehen sah, da war ich seinem Geheimnis schon näher gerückt. Ganz bin ich aber erst dahintergekommen, als er mir, völlig überraschend, den Antrag stellte, ihn auf einer sonntäglichen Tour ins Gebirge zu begleiten.

Es war in einer milden, klaren Sommernacht, als wir die Endstation der Bahn verließen und einen Straßenweg einschlugen, der durch ein schmales Tal den nahen Bergen zuführte. Die wenigen Touristen, die uns anfänglich begleiteten, verloren sich rasch. Bald schritten wir allein über den leise knirschenden Kies; ein jeder in das tiefe Schweigen versunken, das über der schlummernden Landschaft lag. Am Ende des Tales ging es dann auf schmalem Fußsteig aufwärts, über schattengestreifte, grünsamtene Hänge. Und ich folgte mechanisch den Spuren Martin Wiegands, dessen hohe, dunkle Gestalt mit dem langen, gekrümmten Stab feierlich voranschritt, wie ein guter Hirte, der ein verirrtes Schäfchen heimführt.

So gelangten wir auf den Kamm eines niederen Vorberges. Im schattenschwarzen Hintergrund erhoben sich wuchtige Felsmassen, deren oberste Partien vom Licht der eben hervortretenden Mondsichel sanft beglänzt wurden. Dorthin lenkte Wiegand seine Schritte. Bei einer Holzfällerhütte machte er halt, warf Rucksack und Stock achtlos ins Gras und legte sich mit dem Rücken auf das sanft abgeschrägte, fast bis zur Erde herabreichende Dach. Den mächtigen Brustkasten geschwellt, die Arme weit ausgebreitet, so blickte er mit Augen, die in übernatürlichem Glanze strahlten, zum klaren Sternenhimmel empor, dessen tausendfältig funkelnder Riesenbau, weithin sichtbar, die Landschaft überwölbte. Und in der tiefen, heiligen Stille der Nacht kam plötzlich eine wortlose Melodie in schlichten, innigen Tönen von seinen Lippen. Es schien mir, als sei ich wie mit einem Zauberschlag um Jahrtausende zurückversetzt, in eine Zeit, in der der Mensch in kindlicher Ehrfurcht aufschaute zu dem Unendlichen, Ewigen, Unfaßbar-Großartigen, das ihm in der Natur entgegentrat. Urweltlicher Gottesdienst.

Als sich Martin Wiegand erhob, wurde er erst nach und nach gewahr, daß er sich nicht allein befand. Er führte mich nun in die Hütte, die sein Eigentum war. Und auch hier trat mir der Eindruck des Zeitabgekehrten, in primitive Urzeiten Versenkten, den ich soeben draußen empfangen hatte, von neuem entgegen, als der harzduftende Kienspan schwelte und seinen geheimnisvoll gedämpften Schein auf den roh gezimmerten Tisch und das mit Heu gefüllte Lager im Hintergrunde warf. Und als wir nach einfachem Mahl, in unsere Mäntel gehüllt, auf der Bank vor der Hütte saßen und in die leuchtende Nacht hineinträumten, da war es mir, als mahnten mich durch den Mund Wiegands, in der gebildeten Sprache unserer Tage, die in den Märchenschatten der Vergangenheit versunkenen Geschlechter, deren Geist noch mancher Erkenntnis entbehrte, doch deren Fühlen stark und unverbildet war.

„Die Seele nährt sich von dem mystischen Zauber, der vom Unfaßbar-Großen und Erhabenen ausgeht. Aus den Kräften der Seele aber kommt alles Gute und Schöne auf Erden, kommen die Wunder der Kunst, kommen die guten Regungen des Mitleids, der Opferfreude, der Selbstentäußerung, der blinden Hingabe an eine große Sache."

Er sprach noch lange in einem seltsam weichen, gedämpften Ton, der aus tiefsten Tiefen emporstieg, wie ein reiner, erquickender Quell. Und als die Quelle, die aus seinem offenen Herzen sprudelte, langsam versiegte, da führte sie mir noch die Worte zu: „Wir müssen uns ja von Zeit zu Zeit mit Unendlichkeit vollsaugen, um Kraft zu haben, dem Endlichen zu trotzen."

Martin Wiegand hatte diese Kraft. Und auch dann, als ein Endliches mit der grauenhaften Wucht des Krieges auf ihn einstürmte. Und wenn auch sein Körper dabei irgendwo auf einem fernen, fremden Schlachtfelde zerschellte, in seinem Leben ist ein tiefer Sinn gewesen. Denn das Tüchtige und Eigenartige, das in der Seele eines Volkes liegt, bildet sich in einzelnen Personen kräftig aus, um wie ein Spiegel vor uns hinzutreten, in dem wir uns selbst erkennend auf uns selbst besinnen.

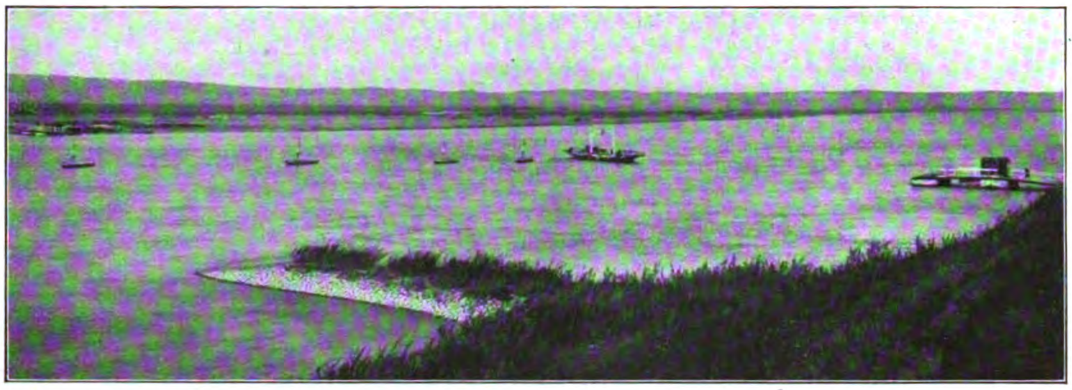
Unser neues Preisausschreiben.

Die allgemeine Zustimmung, die das Preisausschreiben in der vorjährigen Weihnachtsnummer gefunden hat, und die vielfach geäußerten Wünsche unserer Leser nach weiteren ähnlichen Darbietungen veranlassen uns, in den kommenden Monaten mit einigen derartigen Wettbewerben hervorzutreten. Sie werden unsern Abonnenten Gelegenheit zu anregender Unterhaltung bieten, und den glücklichen Lösern winken wertvolle Barpreise. Zunächst erscheint in der nächsten Nummer die Preisfrage: „Wer ist es?", eine Reihe von maskierten Bildnissen bekannter Persönlichkeiten, deren Namen zu erraten sind. Für die richtigen Lösungen dieser Preisfrage werden eine Reihe Barpreise von insgesamt **10000 Mark** ausgesetzt.

Verlag und Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung".



Bischof Bornewasser,
bisher Weihbischof in Aachen, wurde vom Trierer Domkapitel zum Bischof von Trier gewählt.



Zum drohenden Verlust weiteren deutschen Gebietes bei Marienwerder an Polen, wodurch Ostpreußen ganz von der Weichsel abgeschnürt würde: Blick auf den Weichselstrom mit der Schnellfähre bei Kurzebrack, der auf Beschluß der Entente nun auch dort unter Zerreißung des Deichverbandes den Polen überantwortet werden soll.



Generaloberst Max Freiherr v. Hausen,
früherer sächsischer Kriegsminister, zu Beginn des Weltkrieges Führer der 3. Armee, † in Dresden am 19. März, 75 Jahre alt.



Der neue Unterrichtswagen der Reichseisenbahn, der an wichtigen Knotenpunkten des Eisenbahnnetzes, wo sonst keine geeigneten Räume vorhanden sind, von reisenden Instrukteuren zur Unterrichtserteilung benutzt wird: Eine Bahnmeisterabteilung wird über Telegraphen- und Fernsprechanlagen unterrichtet.



Opium und Kokain in Amerika: Ein Lager der Polizei in San Francisco von Opium, Opiumpfeifen und anderen Betäubungsmitteln, deren Zerstörung vorbereitet wird. (Das Alkoholverbot in Amerika hat die Leidenschaft für andere Betäubungsmittel wie Opium und Kokain stark gesteigert.)



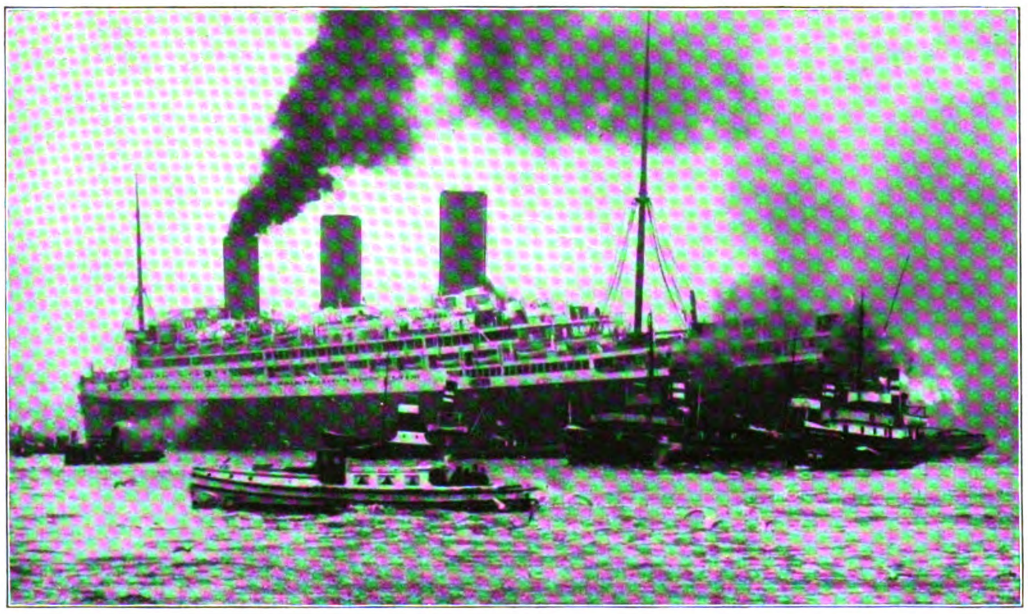
Der erste Flug auf die Zugspitze am 19. März.
Links: Der frühere bayrische Fliegerhauptmann Hailer nach der Landung auf dem Schneeferner unterhalb der Zugspitze. Auf dem Bilde rechts von ihm Ingenieur Theo Rockenfeller, links Fliegerphotograph Willi Ruge, seine Begleiter auf dem bemerkenswerten Fluge. — In der Mitte: Der höchste Grat des Wettersteingebirges. Das Kreuz im Bilde bezeichnet die Landungsstelle des Flugzeugs auf dem Schneeferner; rechts davon auf der Höhe des Grates das Zugspitzhaus. — Rechts: Das Münchner Haus auf der Zugspitze; im Turm die meteorologische Station, deren Beobachter ständig auf der Zugspitze weilt.



Ida Boy-Ed,
bekannte Romanschriftstellerin, unseren Lesern durch ihre gelegentliche Mitarbeit an der „Illustrirten Zeitung“ wohlbekannt, feiert am 17. April ihren 70. Geburtstag.



Kommerzienrat Ludwig Stollwerck,
namhafter Großindustrieller, Vorstandsmitglied und Senior der Familien-Aktiengesellschaft Gebrüder Stollwerck in Köln, † am 12. März in Köln im 66. Lebensjahre.





Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Theod. Birt,
bedeutender Philolog in Marburg, bekannt durch seine packenden Schilderungen aus der griechischen und römischen Geschichte, feierte am 22. März seinen 70. Geburtstag.

Der auf der Werft Blohm & Voß in Hamburg erbaute Riesendampfer „Bismarck“, mit 56000 t das größte Passagierschiff der Welt, ein Wunderwerk des deutschen Schiffbaues, wird nach seiner Fertigstellung zur Überführung nach England aus dem Hamburger Hafen geschleppt. (Der Dampfer ist auf Grund des Versailler Vertrags an England abzuliefern und wird unter dem Namen „Majestic“ in die Flotte der White-Star-Linie eingereiht, auch unter fremder Flagge ein Pionier deutschen technischen Könnens!)



Geheimrat Dr. Otto Wiedfeldt,
nach verschiedenen Stellungen im Staats- und Gemeindedienst zuletzt Direktor der Kruppschen Werke, wurde zum deutschen Botschafter in Washington ernannt.

Erfolgen geführt hatte und in Kamerun auf dem Wege war, gleiches zu bewirken. Was an ihre Stelle getreten ist, sind ganz ungenügende Bemühungen einzelner Ärzte, welche die Wiederausbreitung der tödlichen Krankheit keineswegs hindern können. Andere Menschen- und Tierseuchen, die von unseren Ärzten und Veterinären beseitigt oder niedergehalten waren, greifen wieder um sich. In Samoa, der „Perle der Südsee“, ist unter neuseeländischer Herrschaft, die es an Vorsorge und ärztlicher Hilfe fehlen ließ, der vierte Teil der liebenswürdigen Bevölkerung von der Grippe dahingerafft worden. Diese sanitäre Vernachlässigung der Einwohner unserer Kolonien bringt entsetzliche Leiden für die unglücklichen Eingeborenen mit sich; ihre Folgen werden sich noch nach Generationen geltend machen.

Wie stellen sich die Eingeborenen selbst zur Mandatsherrschaft? Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man feststellt, daß sie fast durchweg sehr unzufrieden damit sind und die guten Zeiten der deutschen Herrschaft zurückersehen. Von den zivilisierten Teilen der Bevölkerung sind bereits verschiedentlich Proteste gegen die Mandatsherrschaft auch nach Europa gelangt, am stärksten in einer feierlichen Petition der Samoaner an den König von England, sie von der Herrschaft Neuseelands zu befreien.

Woran liegt dies Versagen der Mandatare? Wir wollen nicht das Wort von der kolonialen Unfähigkeit wiederholen, welches jene Mächte gegen uns angewandt haben, obwohl angesichts der gegenwärtigen Verhältnisse in den deutschen Kolonien die Versuchung dazu vorliegt. Der wahre Grund dürfte wohl die koloniale Übersättigung jener Mächte sein, denen zu ihrem übermäßigen eigenen Kolonialbesitz noch die deutschen Schutzgebiete als Mandate übertragen worden sind. Sie haben einfach nicht die Kräfte ganz besonders an Personal, um auch diese Aufgaben noch durchführen zu können. Nur der Wiedereintritt Deutschlands in die koloniale Tätigkeit vermag den jetzt verkommenden deutschen Kolonien neues Leben einzuflößen.

Es ist nicht nur für diese selbst ein trauriger Zustand, daß sie wirtschaftlich daniederliegen und kulturell vernachlässigt werden. Nicht nur für Deutschland hat es verderbliche Folgen, daß es seiner überseeischen Gebiete beraubt ist und solche Rohstoffe, die es drüben selbst gewinnen könnte, zu ungeheuren Preisen vom Ausland kaufen muß. Ein großer Teil der Welt leidet schließlich darunter, daß durch die mangelhafte Mandatsherrschaft umfangreiche leistungsfähige Gebiete aus der Weltwirtschaft herausgenommen sind. Mittel- und Osteuropa haben gerade an solchen Produkten, wie sie die deutschen Kolonien vor dem Kriege in wachsenden Mengen auf den Weltmarkt brachten, den stärksten Bedarf, ohne infolge des schlechten Standes der Valuta imstande zu sein, ihn in genügendem Maße aus dem Ausland zu decken. Wie anders würde besonders für Deutschland die Lage sein, wenn wir aus unseren eigenen Kolonien Nahrungsmittel und Rohstoffe beschaffen könnten! Wir vermöchten, um nur einiges zu nennen, nach dem Vorkriegsbedarf des Deutschen Reiches gemessen, die Hälfte dieses Bedarfs an pflanzlichen Fetten und Ölen, drei Viertel des Kautschukbedarfs, mehr als den gesamten Bedarf an Faserstoffen für Flechtwerk, ein Fünftel des Kakaobedarfs zu decken, ferner eine halbe Million Tonnen Phosphat für unsere Landwirtschaft jährlich einzuführen und sehr große Quantitäten von Nahrungs- und Genußmitteln verschiedener Art sowie Futtermittel für die Viehzucht.

Die Notwendigkeit eigenen Kolonialbesitzes ist in unserer gegenwärtigen Lage mehr denn je gegeben. Wir werden uns niemals wieder wirtschaftlich emporarbeiten können, wenn wir nicht durch Wiedergewinnung eigener Kolonien eine breitere Grundlage für unsere Existenz gewinnen, als sie der verkleinerte Boden unseres Vaterlandes bietet, der ohne Einfuhr von außen das deutsche Volk nicht zu erhalten vermag. Man sieht daraus, daß es im eigensten Interesse eines jeden Deutschen liegt, daß wir wieder Kolonien erlangen. Es ist unbedingt nötig, daß das ganze deutsche Volk den kolonialen Gedanken hegt und pflegt. Nur der Wiedererwerb von Kolonien kann den Weg bieten, aus dem Elend unserer Tage wieder emporzusteigen.

Das Geheimnis des Martin Wiegand. / Skizze von F. Joß.

Berufsmenschen, die tagaus, tagein, zusammengekerkert im engen Raum der dumpfen Schreibstube, unter dem ewig gleichen Druck mechanischen Arbeitszwanges stehen, atmen immer erleichtert auf, wenn in den kurzen Arbeitspausen, bei dem und jenem, hinter der starren, undurchdringlichen Werktagsphysiognomie, andeutungsweise der Mensch zum Vorschein kommt. Oft nur durch ein paar flüchtig hingeworfene Worte. Doch das genügt. Die Phantasie nimmt sie auf und formt einen Charakter, ein Schicksal daraus. So kommt ein Hauch von Wärme und Leben in den sonst so nüchternen Alltag, und das gibt diesen kurzen Arbeitspausen ihren besonderen Reiz.

In solchen Momenten lernte ich Martin Wiegand schätzen und lieben. Schon sein Äußeres hatte mich angezogen. Die breitschulterige Gestalt, mit dem mächtigen braunen Bart und den buschigen Brauen, unter denen ein paar lebhafte graue Augen halb spöttisch, halb gutmütig in die Welt blickten. Weit mehr aber imponierte mir sein souveränes Drüberstehen über den Widerwärtigkeiten und Problemen des gewöhnlichen Lebens. Martin Wiegand war nicht etwa vermögend. Der Mann besaß nichts als sein bescheidenes Gehalt. Und davon mochte ihm wenig genug bleiben; denn er erhielt seine alte Mutter. Und eine tüchtige Anzahl Geschwister, die da und dort im eigenen Nest saßen, kam zu ihm um Hilfe, wenn das Futter knapp wurde oder ein außerordentliches Ereignis ihr Dasein bedrohte. Und trotzdem war ihm Sorge um Gegenwart oder Zukunft ein völlig fremder Begriff; war allerdings bei seiner Lebensweise auch kaum nötig. In der Toilette hielt er es mit dem Einheitssystem; das heißt, er besaß nur ein einziges Gewand; eine weite, bequeme Joppe mit kurzem Stehkragen und weite Hosen. Dazu ein Filzhut mit schmaler, herabgezogener Krempe. Und wenn es regnete oder kalt war, kam noch ein langer, faltiger Wetterkragen dazu. Wenn wir anderen unsere Zehnerjause verzehrten und darüber Klage führten, daß wir uns, der Billigkeit halber, mit kalten Speisen begnügen mußten, da bearbeitete er mit seinem riesigen Taschenmesser, still vergnügt, einen Keil Brot und ließ einen Brocken nach dem andern, hübsch langsam und bedächtig, hinter seiner Bartwildnis verschwinden. Gespräche über Leistung und Vorrückung mit all den kleinen Rivalitäten und Sticheleien, wie sie unter Bureaumenschen üblich sind, waren ihm ein Greuel. Da wurde er sofort ernst und abweisend. Aber sonst war eine unverwüstliche Heiterkeit in ihm, die sich durch nichts aus der Fassung bringen ließ. Nur einmal sah ich ihn heftig werden. Das war damals, als einem Kollegen, der drei kleine Kinder und ein krankes Weib daheim hatte, Vorwürfe wegen vorübergehender Vernachlässigung der Arbeit gemacht wurden. „Lumperei!“ entfuhr es ihm damals; und die geballte Faust sauste zornig auf die Platte seines Schreibtisches nieder. Und dann hat er, durch Wochen hindurch, ohne ein Wort darüber zu verlieren, einen guten Teil der Arbeit des bedrängten Kollegen übernommen.

„Sie müssen viele gute Menschen in Ihrem Leben kennengelernt haben, da Sie selber so gut sind“, sagte ich ihm einmal.

Er schüttelte lächelnd den Kopf. „Viele gute Menschen? Überhaupt nur wenig Menschen. Und die waren meistens nichts wert.“ Und dann fügte er etwas ernster hinzu: „Aber das ficht mich nicht an. Ich habe meine Sache nicht auf Menschen gestellt.“

Bei einer anderen Gelegenheit habe ich's ihm naiv ins Gesicht gesagt: „Ich möchte so werden wie Sie. So stark, so innerlich ausgeglichen und unabhängig von der Welt.“

„Na, vielleicht werden Sie so. Wenn's in Ihnen liegt“, erwiderte er wortkarg. Aber von da an zeigte er ein größeres Interesse für mich.

Ich war zu jener Zeit von einem glühenden Erkenntnisdrange erfüllt und schleppte ständig einen ganzen Stoß von wissenschaftlichen Büchern und Broschüren mit mir herum, um nur ja in jeder freien Minute die Nase hineinstecken zu können. Eines Tages trat Wiegand an meinen Schreibtisch und blätterte in dort liegenden Werken. Ich war sofort sehr geschäftig um ihn bemüht. Machte ihn auf dies und jenes aufmerksam und suchte meine Weisheit leuchten zu lassen. Er ließ sich aber dadurch nicht stören und schwieg. Und als er alles durchgeblättert hatte, stieß er das Ganze von sich und sagte geringschätzig: „Es ist ewig dasselbe. Ihr Narren füllt bloß euren Verstand bis zum Bersten. Die Seele kann unterdessen verhungern. Und doch kommt nur aus der Seele der Rausch, der zu allen großen Taten begeistert.“

Mein Bildungsstolz war beleidigt, und ich neigte stark dazu, Wiegand für einen Ignoranten zu halten. Aber als ob er meine Gedanken erraten hätte, gab er mir in den folgenden Tagen so viele überraschende Beweise einer gründlichen und vielseitigen Belesenheit, daß ich mit dem Urteil über ihn sofort umsteckte. Nein, ein Ignorant war der nicht. Viel eher einer, der zuviel von dem gedruckten Zeug in sich aufgenommen hatte und nun dessen überdrüssig geworden war. Wo aber war dann die Quelle seiner Kraft, die ihn befähigte, auf so leichte, spielerische Art mit dem Leben fertig zu werden?

Da ich ihn unausgesetzt heimlich beobachtete, konnte mir die rechte Spur nicht verborgen bleiben. Mir war es schon längst aufgefallen, daß die Sonntage in seinem Leben eine ganz besondere Bedeutung haben mußten. Denn wenn er Montag früh an seinem Arbeitsplatz saß, lag ein Glanz in seinen Augen, der auf ungewöhnliche Erlebnisse schließen ließ. Als ich ihn dann einmal am Samstag, den Rucksack über der Schulter und einen langen Stock mit stark geschweifter Krücke in der Hand, zum Bahnhof gehen sah, da war ich seinem Geheimnis schon näher gerückt. Ganz bin ich aber erst dahintergekommen, als er mir, völlig überraschend, den Antrag stellte, ihn auf einer sonntäglichen Tour ins Gebirge zu begleiten.

Es war in einer milden, klaren Sommernacht, als wir die Endstation der Bahn verließen und einen Straßenweg einschlugen, der durch ein schmales Tal den nahen Bergen zuführte. Die wenigen Touristen, die uns anfänglich begleiteten, verloren sich rasch. Bald schritten wir allein über den leise knirschenden Kies; ein jeder in das tiefe Schweigen versunken, das über der schlummernden Landschaft lag. Am Ende des Tales ging es dann auf schmalem Fußsteig aufwärts, über schattengestreifte, grünsamtene Hänge. Und ich folgte mechanisch den Spuren Martin Wiegands, dessen hohe, dunkle Gestalt mit dem langen, gekrümmten Stab feierlich voranschritt, wie ein guter Hirte, der ein verirrtes Schäfchen heimführt.

So gelangten wir auf den Kamm eines niederen Vorberges. Im schattenschwarzen Hintergrund erhoben sich wuchtige Felsmassen, deren oberste Partien vom Licht der eben hervortretenden Mondsichel sanft beglänzt wurden. Dorthin lenkte Wiegand seine Schritte. Bei einer Holzfällerhütte machte er halt, warf Rucksack und Stock achtlos ins Gras und legte sich mit dem Rücken auf das sanft abgeschrägte, fast bis zur Erde herabreichende Dach. Den mächtigen Brustkasten geschwellt, die Arme weit ausgebreitet, so blickte er mit Augen, die in übernatürlichem Glanze strahlten, zum klaren Sternenhimmel empor, dessen tausendfältig funkelnder Riesenbau, weithin sichtbar, die Landschaft überwölbte. Und in der tiefen, heiligen Stille der Nacht kam plötzlich eine wortlose Melodie in schlichten, innigen Tönen von seinen Lippen. Es schien mir, als sei ich wie mit einem Zauberschlag um Jahrtausende zurückversetzt, in eine Zeit, in der der Mensch in kindlicher Ehrfurcht aufschaute zu dem Unendlichen, Ewigen, Unfaßbar-Großartigen, das ihm in der Natur entgegentrat. Urweltlicher Gottesdienst.

Als sich Martin Wiegand erhob, wurde er erst nach und nach gewahr, daß er sich nicht allein befand. Er führte mich nun in die Hütte, die sein Eigentum war. Und auch hier trat mir der Eindruck des Zeitabgekehrten, in primitive Urzeiten Versenkten, den ich soeben draußen empfangen hatte, von neuem entgegen, als der harzduftende Kienspan schwelte und seinen geheimnisvoll gedämpften Schein auf den roh gezimmerten Tisch und das mit Heu gefüllte Lager im Hintergrunde warf. Und als wir nach einfachem Mahl, in unsere Mäntel gehüllt, auf der Bank vor der Hütte saßen und in die leuchtende Nacht hineinträumten, da war es mir, als mahnten mich durch den Mund Wiegands, in der gebildeten Sprache unserer Tage, die in den Märchenschatten der Vergangenheit versunkenen Geschlechter, deren Geist noch mancher Erkenntnis entbehrte, doch deren Fühlen stark und unverbildet war.

„Die Seele nährt sich von dem mystischen Zauber, der vom Unfaßbar-Großen und Erhabenen ausgeht. Aus den Kräften der Seele aber kommt alles Gute und Schöne auf Erden, kommen die Wunder der Kunst, kommen die guten Regungen des Mitleids, der Opferfreude, der Selbstentäußerung, der blinden Hingabe an eine große Sache.“

Er sprach noch lange in einem seltsam weichen, gedämpften Ton, der aus tiefsten Tiefen emporstieg, wie ein reiner, erquickender Quell. Und als die Quelle, die aus seinem offenen Herzen sprudelte, langsam versiegte, da führte sie mir noch die Worte zu: „Wir müssen uns ja von Zeit zu Zeit mit Unendlichkeit vollsaugen, um Kraft zu haben, dem Endlichen zu trotzen.“

Martin Wiegand hatte diese Kraft. Und auch dann, als ein Endliches mit der grauenhaften Wucht des Krieges auf ihn einstürmte. Und wenn auch sein Körper dabei irgendwo auf einem fernen, fremden Schlachtfelde zerschellte, in seinem Leben ist ein tiefer Sinn gewesen. Denn das Tüchtige und Eigenartige, das in der Seele eines Volkes liegt, bildet sich in einzelnen Personen kräftig aus, um wie ein Spiegel vor uns hinzutreten, in dem wir uns selbst erkennend auf uns selbst besinnen.

Unser neues Preisausschreiben.

Die allgemeine Zustimmung, die das Preisausschreiben in der vorjährigen Weihnachtsnummer gefunden hat, und die vielfach geäußerten Wünsche unserer Leser nach weiteren ähnlichen Darbietungen veranlassen uns, in den kommenden Monaten mit einigen derartigen Wettbewerben hervorzutreten. Sie werden unsern Abonnenten Gelegenheit zu anregender Unterhaltung bieten, und den glücklichen Lösern winken wertvolle Barpreise. Zunächst erscheint in der nächsten Nummer die Preisfrage: „Wer ist es?“, eine Reihe von maskierten Bildnissen bekannter Persönlichkeiten, deren Namen zu erraten sind. Für die richtigen Lösungen dieser Preisfrage werden eine Reihe Barpreise von insgesamt **10000 Mark** ausgesetzt.

Verlag und Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung“.



Bischof Bornewasser, bisher Weihbischof in Aachen, wurde vom Trierer Domkapitel zum Bischof von Trier gewählt.



Zum drohenden Verlust weiteren deutschen Gebietes bei Marienwerder an Polen, wodurch Ostpreußen ganz von der Weichsel abgeschnürt würde: Blick auf den Weichselstrom mit der Schnellfähre bei Kurzebrack, der auf Beschluß der Entente nun auch dort unter Zerreißung des Deichverbandes den Polen überantwortet werden soll.



Generaloberst Max Freiherr v. Hausen, früherer sächsischer Kriegsminister, zu Beginn des Weltkrieges Führer der 3. Armee, † in Dresden am 19. März, 75 Jahre alt.

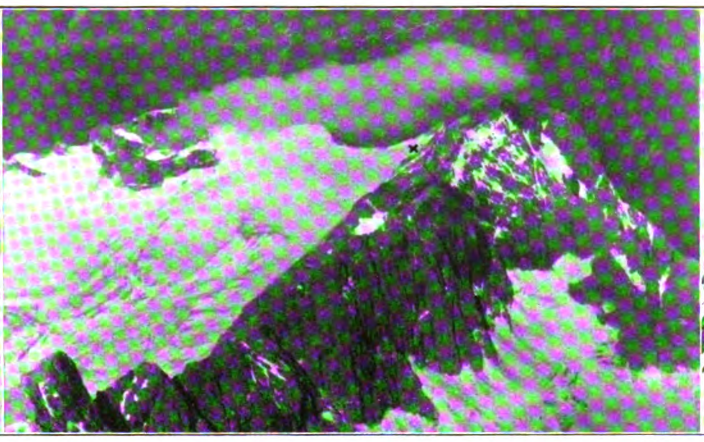


Der neue Unterrichtswagen der Reichseisenbahn, der an wichtigen Knotenpunkten des Eisenbahnnetzes, wo sonst keine geeigneten Räume vorhanden sind, von reisenden Instrukteuren zur Unterrichtserteilung benutzt wird: Eine Bahnmeisterabteilung wird über Telegraphen- und Fernsprechanlagen unterrichtet.



Opium und Kokain in Amerika: Ein Lager der Polizei in San Francisco von Opium, Opiumpfeifen und anderen Betäubungsmitteln, deren Zerstörung vorbereitet wird. (Das Alkoholverbot in Amerika hat die Leidenschaft für andere Betäubungsmittel wie Opium und Kokain stark gesteigert.)







Der erste Flug auf die Zugspitze am 19. März.

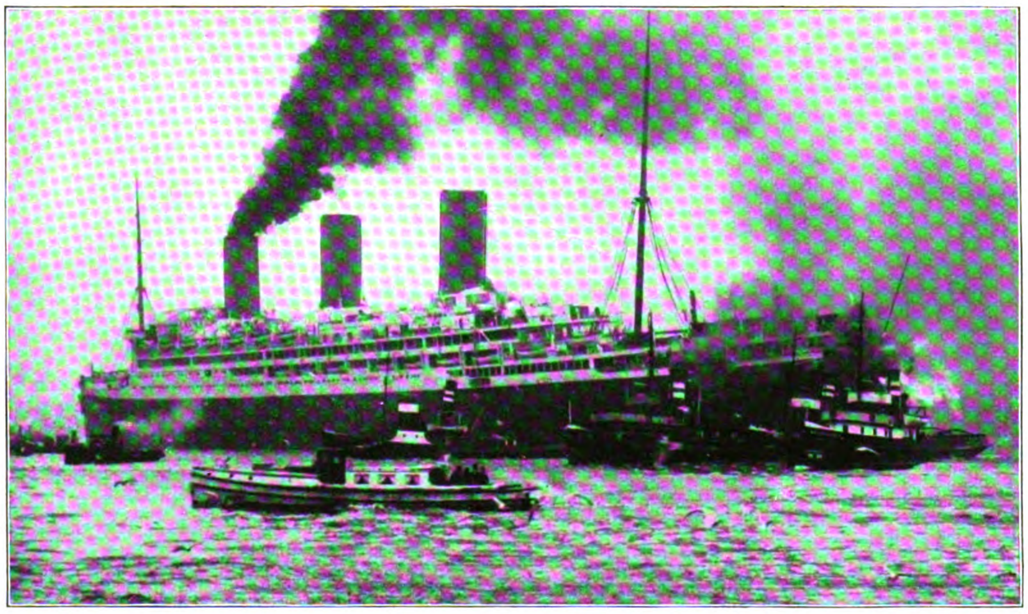
Links: Der frühere bayrische Fliegerhauptmann Hailer nach der Landung auf dem Schneeferner unterhalb der Zugspitze. Auf dem Bilde rechts von ihm Ingenieur Theo Rockenfeller, links Fliegerphotograph Willi Ruge, seine Begleiter auf dem bemerkenswerten Fluge. — In der Mitte: Der höchste Grat des Wettersteingebirges. Das Kreuz im Bilde bezeichnet die Landungsstelle des Flugzeugs auf dem Schneeferner; rechts davon auf der Höhe des Grates das Zugspitzhaus. — Rechts: Das Münchner Haus auf der Zugspitze; im Turm die meteorologische Station, deren Beobachter ständig auf der Zugspitze weilt.



Ida Boy-Ed, bekannte Romanschriftstellerin, unseren Lesern durch ihre gelegentliche Mitarbeit an der „Illustrirten Zeitung" wohlbekannt, feiert am 17. April ihren 70. Geburtstag.



Kommerzienrat Ludwig Stollwerck, namhafter Großindustrieller, Vorstandsmitglied und Senior der Familien-Aktiengesellschaft Gebrüder Stollwerck in Köln, † am 12. März in Köln im 66. Lebensjahre.



Der auf der Werft Blohm & Voß in Hamburg erbaute Riesendampfer „Bismarck", mit 56000 t das größte Passagierschiff der Welt, ein Wunderwerk des deutschen Schiffbaues, wird nach seiner Fertigstellung zur Überführung nach England aus dem Hamburger Hafen geschleppt. (Der Dampfer ist auf Grund des Versailler Vertrags an England abzuliefern und wird unter dem Namen „Majestic" in die Flotte der White-Star-Linie eingereiht, auch unter fremder Flagge ein Pionier deutschen technischen Könnens!)



Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Theod. Birt, bedeutender Philolog in Marburg, bekannt durch seine packenden Schilderungen aus der griechischen und römischen Geschichte, feierte am 22. März seinen 70. Geburtstag.



Geheimrat Dr. Otto Wiedfeldt, nach verschiedenen Stellungen im Staats- und Gemeindedienst zuletzt Direktor der Kruppschen Werke, wurde zum deutschen Botschafter in Washington ernannt.

Quedlinburg, die tausendjährige Stadt.



Aurora Gräfin von Königsmark, die vielgenannte Geliebte Augusts des Starken, die seit 1701 als Pröpstin des 936 gegründeten freien weltlichen Stifts bis zu ihrem Tode im Jahre 1728 in Quedlinburg lebte. (Phot. E. Kliche, Quedlinburg.)



Ein wichtiger Moment aus der Geschichte Quedlinburgs: Der „Raubgraf" Albrecht von Regenstein wird nach seiner Gefangennahme am 7. Juli 1337 vor den Rat von Quedlinburg geführt. Wandgemälde im Rathaus in Quedlinburg von Otto Marcus. Nach einer Gravüre aus dem Verlag von Chr. F. Viewegs Buchhandlung, Quedlinburg.



Eine berühmte Quedlinburgerin: Frau Dr. med. Erxleben, die im Jahre 1754 als erste Frau in Deutschland den medizinischen Doktorgrad errang und in Quedlinburg praktizierte. (Phot. E. Kliche, Quedlinburg.)

So unauslöschlich und unverlierbar tief in meinem Herzen haftet kein anderer Eindruck und keine Erinnerung als das Bild der teuren Heimat im Quitlinggau, wo der alte Königshof der Amalungen lag, und der Anblick des weithin leuchtenden zweitürmigen stolzen Domes hoch auf dem weißen Sandsteinfelsen über der lieben, alten Stadt der kuriosen Holzbauten und über den meilenweiten bunten Blumenfeldern, die diesen althistorischen Vorharzwinkel zum Paradiese machen. Da träumt am Schloßberg der enge Häuschenwinkel des berühmten „Finkenherds", wo Herzog Heinrich von Sachsen an einem sonnenhellen Frühlingstage 919 beim geliebten Vogelstellen die Krone des Reiches entgegennahm. Da ruht in der wohlgesicherten Schatzkammer der Schloßkirche auf dem Felsen neben unvergleichlichen Kunstschätzen, die schon das 17. Jahrhundert auf eine Tonne Goldeswert schätzte, der sogenannte Haarkamm König Heinrichs aus Elfenbein mit reichem Schnitzwerk und Edelgestein, bestimmt, das lang wallende Haupthaar nach hinten zurückzukämmen. Wir erblicken daneben die Reliquienflasche aus Bergkristall mit Haaren der Jungfrau Maria, ein Weihgeschenk Kaiser Ottos III., und bestaunen die Pracht von Gold, Silber und Edelsteinen auf seinem Evangelienbuche, in Gold auf prunkendem Rot die vier Reliefs der Geburt, Taufe, Kreuzigung und Abnahme Christi. All die hehren Kirchenschätze rings in der „Zitter" lassen uns ahnen, daß Quedlinburg bereits im 10. Jahrhundert eine hervorragende geistliche Stätte gewesen ist. Ja, hier gründete Heinrichs I. fromme Gemahlin Mathilde ein freiweltliches hochadliges Damenstift, das reichsfrei und reichsunmittelbar bis 1803 in hohen Ehren bestanden hat, und hier oben in der stimmungsvollen Krypta der Servatiikirche liegen Mathilde und Heinrich begraben.

Das Quedlinburger Stift sah viele Kaisertöchter und -schwestern als regierende Äbtissinnen, erlebte die Blüte der Ottonischen Renaissance, die Zeit eines Heinrichs IV. in seinen Mauern und stand durch Jahrhunderte inmitten der Weltgeschicke, welche im Bereich um Halberstadt entschieden wurden. Aus jener großen Zeit grüßt uns noch heute die dreischiffige Krypta der St.-Wiperti-Kirche mitsamt dem alten Quitilingakönigshofe, dem Witwengut der Königin Mathilde, für uns heute (neben der Helmstedter Ludgerikapelle) das älteste Baudenkmal christlicher Kunst in sächsischen Landen. Aus früher, geschichtlich hochbedeutsamer Zeit stammt auch das bis auf die Gegenwart erhaltene älteste Fachwerkhaus Quedlinburgs, Wordgasse 3, ein halbrundes, ungeschicktes Kastell, dem man das Unvermögen des Mittelalters, Stockwerke aufeinanderzusetzen, noch deutlich ansieht, und dessen Wölbung an die kleine romanische St.-Johannis-Sakristei erinnert.

Spätere schöne Häuser Quedlinburgs, jene schmale Holzbauten mit Erkern und himmelhohen Geschossen, grüßen uns noch viele bunt und alt und traut am Wege, künden den Bürgerruhm der Heimatstadt. Vornehmlich das stolze Rathaus auf dem weiten Marktplatze, mit dem bilderreichen, ehrwürdigen Bürgersaale! Es sah die größte Tat der Quedlinburger, als sie am 7. Juli 1337 den gewalttätigen Schutzherrn des Stiftes, den Grafen Albrecht von Regenstein, zum Heile ihrer schönen Äbtissin Jutta von Kranichfeld im Hakelteiche fingen und als Gefangenen einbrachten. In einem Riesenkasten von Eichenbohlen mußte er unter dem Rathausdache schmachten. Diese Tat der Hanseaten hat der Quedlinburger Dichter Julius Wolff in seinem berühmten „Raubgrafen" verherrlicht, einem Buche, das wir Jungen daheim mit heißen Augen lasen. Otto Marcus ließ sie im Bilde weiterleben.



Aus dem modernen Quedlinburg: Bronzegruppe „Der Friede, durch Waffen geschützt" von Professor Ludwig Manzel. (Phot. E. Kliche, Quedlinburg.)

Stift und Stadt Quedlinburg haben im Kampfe mit dem benachbarten Bischof in Halberstadt, im Kampfe mit der Welt, Kaiser und Papst sowie vor allem im ewigen Streite miteinander um die Macht große Höhen und tiefen Niederbruch erlebt, sind in allem immer ein leuchtendes und mahnendes Abbild deutscher Geschichte gewesen. Ich will hier neben jener Jutta noch als symbolische Frauengestalten nennen: die schöne Gräfin Marie Aurora von Königsmark, Pröpstin des Stifts und ehemals Geliebte Augusts des Starken, der den ganzen Edelbesitz Quedlinburg für feiles Geld an Preußen losschlug; dann die erste deutsche Ärztin Dr. Dorothea Christiana Erxleben, 1754 in Halle promoviert, Gattin des Nikolaipastors. Äbtissin von Quedlinburg war auch Friedrichs des Großen Schwester Anna Amalia, bekannt durch ihre unglückliche Liebschaft mit dem windigen Freiherrn von der Trenck.

Aus Quedlinburg stammt der deutsche Dichter Klopstock, dessen Vaterhaus die Stadt vor dem Verfall erwarb und zu einem reichen Museum ausgestaltete. Auch der preußische Kultusminister Bosse war ein Sohn der Stadt und hat ihr stete Dankbarkeit bewiesen, so durch Zuwendungen wie die herrliche, 1896 mit dem preußischen Staatspreise gekrönte Bronzegruppe Ludwig Manzels: „Der Friede, durch Waffen geschützt", jetzt auf dem Kaiser-Wilhelm-Platze thronend.

Eines der stolzesten Denkmäler des neueren Quedlinburg aber ist auf dem Bahnhofsvorplatze der schwere Panzerreiter von R. Anders, einem Sohne der Stadt, gewidmet dem Andenken des Todesrittes der Halberstadt-Quedlinburger Bismarckkürassiere bei Mars-la-Tour. An den Seitenreliefs ist manches altbekannte Quedlinburger Gesicht zu erkennen. Willst du in der Fremde einen Quedlinburger erkennen, so frag' ihn aus nach dem „Münzenberg", dem sagenumwobenen Palatium der Vaganten und Musikanten zu allen Zeiten. —

Reich an Sagen, alten Kulturstätten und vollends an — Blumen ist diese deutsche Stadt von heute tausend Jahren. Ihre beiden Wahrzeichen sind das altersgraue Schloß mit den hellen Domtürmen auf steilem Fels und drunten weit, weitum die Blumen in lachender Vorharzflur. Aus Dornröschenschlaf erwachte diese blumenbunte, tausendjährige Stadt. Wie ein beredtes Märchen, so beut sie sich dem Wanderer dar, der harzwärts weiterzieht und von der Altenburg einen letzten Blick hinabwirft. — Liebe Türme, raunende Gassen, wartende alte Häuser ... Heimat — sei gegrüßt zu deinem Tausendjahrtag, du Heiligen Deutschen Reiches Herz und Rosenblatt! **Paul Burg.**



Das moderne Quedlinburg: Blick auf die Stadt von der Altenburg aus. Nach einer photographischen Aufnahme von Otto Wendt, Quedlinburg. (Eine Ansicht des Schlosses und der Schloßkirche zeigt das farbige Titelbild der vorliegenden Nummer.)



Klopstock-Haus in Quedlinburg.



Elfenbeinplatte im Deckel eines Evangeliariums aus dem 10. Jahrhundert. (Quedlinburger Domschatz.)



Finkenherd in Quedlinburg.



Krypta der Wipertikirche in Quedlinburg.



Ältestes Fachwerkhaus Quedlinburgs (Wordgasse 3).



Reliquienflasche aus Bergkristall. (Quedlinburger Domschatz.)



Der Marktplatz mit dem Rathaus in Quedlinburg.



Haarkamm Heinrichs I. (Quedlinburger Domschatz.)

Zur Tausendjahrfeier Quedlinburgs am 22. und 23. April.

Nach photographischen Aufnahmen von E. Kliche, Quedlinburg.



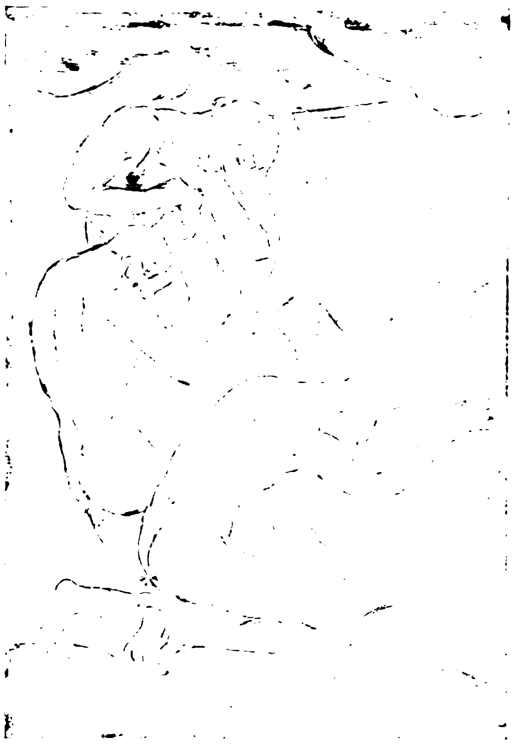
München im Zeichen des Salvators: Im Garten des Salvatorkellers auf dem Nockherberg am Tage des Aus

Das bekannte Salvatorbräu, ein Starkbier, das seit 1651 für kurze Zeit im Frühjahr zum Ausschank gelangt, ist den Münchnern in



nkbeginns. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt

Jahr seit Kriegsausbruch zum erstenmal wieder geboten worden, kein Wunder, daß der Ausschank einen Massenandrang herbeiführte.



Anbetung. Kaltnadelradierung. (Mit Genehmigung der Kunstverlagsgesellschaft m. b. H. Wohlgemuth & Lissner in Berlin.)



Bergwächter. Steinzeichnung. (Mit Genehmigung des Verlages Friedrich Dehne in Leipzig.)



Liebe. Farbstiftzeichnung.

Johann Vincenz Cissarz. / Von Arthur Dobsky.

In Kunst- und Künstlerkreisen bedeutet der Name Cissarz schon seit einer Reihe von Jahren einen festumschriebenen Begriff, mit dem sich sofort gewisse Vorstellungen verbinden. Man weiß, daß dieser Künstler eine ganz ausgesprochene Note hat, dank deren er sich schon um die Wende des vorigen Jahrhunderts in die vorderen Reihen der führenden jüngeren deutschen Künstler stellte. Aber das ist schon eine ganze Weile her. Inzwischen hat Cissarz wie andere seinesgleichen das hastige Vorwärtsstürmen und Drängen wiederum Jüngeren überlassen und sich mit ruhiger Gelassenheit auf der selbstgeschaffenen Höhe bewegt. Und dennoch, tritt man ab und zu wieder einmal einer Gesamtheit seiner Leistungen gegenüber, so fühlt man, daß noch immer der gleiche frische Zug darin ist. Daß der Quell schöpferischer Kraft unaufhörlich in ihm sprudelt und Neues, Schönes zeitigt. Dem Laien, der die Kunst in erster Linie als Sonntagsfreude genießt, sei vorab gesagt, daß Cissarz beinahe alle Zweige der bildenden Kunst beherrscht. Ob er sich schon als Plastiker versucht hat, ist mir unbekannt; verwunderlich wäre es nicht. Aber abgesehen hiervon, ist er Maler, Graphiker, Buch- und Kunstgewerbler in einer Person und, das ist wohl das wichtigere, Meister auf jedem Gebiete. Wie er mit ausgesprochener Eigenart und feinem Sinn Bucheinbände, Exlibris und Plakate entwirft, so weiß er auch einem Wohn- oder Speisezimmer sein feinfühliges Empfinden für innenarchitektonische Schönheit und Behaglichkeit aufzudrücken und steht mit gleich ausgereifter Sicherheit vor einem Wandgemälde, in dem er die feinsten lyrischen Klänge anstimmt. Daß Cissarz all das, was er kann, und auf was er heute als festerworbenen Besitz stolz sein darf, nicht als ein Geschenk des Himmels zugeflogen ist, sieht er gern selbst betont. Dieser Mann hat fleißig und unermüdlich gearbeitet und mit seinem Pfunde gewuchert, wie es manchem der jüngeren Künstler von heute dringend zu empfehlen wäre. „Kunst kommt von Können", hört man gelegentlich als eine der Lesarten, mit denen man diesen herrlichen Begriff definieren will. Und daß es aufs Können ankam, mußte Cissarz, geboren 1873 zu Danzig, lernen, als er bei den fest in der Tradition verankerten Lehrern wie Leon Pohle und Freye an der Dresdner Kunstakademie und später bei dem berühmten Belgier Ferd. Pauwels in die Geheimnisse der Kunst einzudringen sich anschickte. Was diese ihn lehrten, mag als künstlerische Ausdrucksform veraltet sein, als Prinzip bleibt es von unerschütterlicher Geltung. War es ja doch nichts anderes als der Respekt vor der Natur und der Wille, ihr mit den vollendetsten künstlerischen und handwerklichen Mitteln Interpret und Verkünder zu sein. Wie Cissarz diese hohe Mission des Künstlers aufgefaßt und erfüllt hat, ist in diesen kurzen Zeilen auch nur anzudeuten unmöglich. Schon die proteusartige Vielseitigkeit hindert hier jeden Versuch. Aber das, was er als Mitglied der Darmstädter Künstlerkolonie, später an der Stuttgarter Kunstgewerbeschule und seit einigen Jahren an der gleichen Stätte in Frankfurt a. M. geleistet hat, ist in der Geschichte der neueren deutschen Kunst ehrenvoll verzeichnet. Und wie die von höchstem Geschmack erfüllten Bucheinbände, wie die feinen Schriftentwürfe (Cissarzlatein), so werden die graphischen Blätter wie auch die von festlicher Heiterkeit und dekorativer Kraft durchflossenen Malereien, die Cissarz' Namen tragen, ihren Schöpfer immer als einen der vorzüglichsten Vertreter neudeutscher Kunstanschauung loben.



Ruhende Frau am Meer. Steinzeichnung. (Mit Genehmigung des Verlages Friedrich Dehne in Leipzig.)



Morgen. Wandgemälde.



Mit Gott reden. Gemälde.



GUMMIDRUCK J. J. WEBER, LEIPZIG

Des Hauses Lieblinge.

Nach Pastellen von Ella Winiarz, Berlin.

Oben links: Siamkatze; rechts: Junge schwarzstreifige Angorakatze.

Unten links: Schläfrige Mieze; rechts: Ein ungleiches Pärchen (Katze und Brüsseler Affenpinscher).

Berühmte Tänzerinnen. / Von Oskar Bie.

Das größte Ereignis der Tanzgeschichte ist die Erscheinung berühmter Solotänzerinnen, die wir vom 18. Jahrhundert an als Herrscherinnen der Tanzkunst finden. Bis in das 17. Jahrhundert hinein hatte der Mann die Tanzbühne beherrscht. Jetzt wird der weibliche Tanz bestimmend für die Ästhetik dieser Kunst, und der Reiz tanzender Weiblichkeit schafft eine Persönlichkeitskultur, die zu einer Angelegenheit nicht nur der Kunst, sondern auch des Lebens wird. Die Sinne der Zuschauer hängen an den schönen Bewegungen des weiblichen Körpers, und ihr Geist formt sich ein Bild des Tanzideals, nicht mehr aus den Sprüngen und Akrobatiken des Tänzers, sondern aus der Weichheit und Eleganz der tanzenden Frau. Die berühmten Tänzerinnen treten in das grelle Licht der Öffentlichkeit. Ihr Name und ihr Leben, ihr Schicksal und ihre Abenteuer sind in aller Munde, und es geht ein Glanz von ihnen aus, der ein Rausch ihres Daseins wird, im Rausche des Publikums sich vervielfältigt und widerspiegelt und alles Glück wie auch alle Gefahren dieser Erde in sich zu schließen scheint.

Die berühmtesten Namen der ersten Tänzerinnen, die in dieser Weise das Publikum faszinieren, sind: Guimard, Sallé und Camargo. Sie sind der Stolz der Tanzkunst von Paris im 18. Jahrhundert. Das bunteste Leben von ihnen führte die Guimard. Gute alte Bilder von ihr gibt es kaum. Aber das archivarische Material hat Edmond de Goncourt in einem Buche gesammelt, das zu den wertvollsten Dokumenten der Tanzforschung gerechnet werden muß. Wie fast alle ihre Kolleginnen, debütiert die Guimard, indem sie eine andere, gerade erkrankte Tänzerin vertritt. Zuerst hat sie eine Liebelei mit einem Tänzer. Dann gleitet sie die ganze Galerie ihrer Verehrer ab, unter denen der Herzog von Soubise, der der Sultan des Balletts genannt wurde, die erste Rolle spielt. Ihr Haus ist berühmt durch die Festlichkeiten, die sie für den Hof, die Künstler und die Kokotten gibt. Sie hat ein eigenes Theater und ist unglaublich umschwärmt. Sie erfindet Modeneuheiten und zieht im Triumphe durch die Stadt. Die Revolution spielt ihr arg mit; sie muß ihr Haus verlosen und endigt fast unbekannt im kleinen Kreise ihrer letzten Freunde, denen sie hinter halb aufgezogenem Vorhang noch etwas vortanzt.

Die Camargo ist eine Schülerin der Prevot, der allerersten Solotänzerin von Paris, die es trotzdem nicht unterläßt, gegen die Erfolge ihrer Schülerin zu intrigieren. Als sie einmal für die erkrankte Dumoulin einspringt, ist ihr Glück entschieden. Sie ist die Nichte eines spanischen Inquisitors, und vielleicht ist die Traurigkeit, die sie im Leben zeigt, noch ein Rest dieser Abstammung. Um so freudiger ist sie auf der Bühne. Hier entfernt sie sich schon deutlich von der gekünstelten Virtuosität, in der der Tanz vor ihrer Zeit triumphiert hatte. Es gibt unter den Figuren des hohen Ballettanzes einen Sprung, bei dem in der Luft die Beine sich mehrfach kreuzen. Diese Kreuzungen recht vielfach zu gestalten, war der Stolz der alten Tänzer gewesen. Sie aber kreuzt die Beine nur viermal, und wenn man darin auch nicht das Zeichen einer übertriebenen Technik zu rühmen wußte, so verstand man doch, daß in der Grazie ihrer Bewegung und in dem Ausdruck ihrer Körperrhythmen ein Scharm liegen konnte, der wichtiger war.

Die Sallé scheint sich von einer solchen Virtuosität überhaupt ganz freigemacht zu haben. Es ist immer schwer, von den früheren Tänzerinnen sich ein genaues Bild zu machen, weil ihre Kunst so ganz im Augenblick gelebt hat. Die Bilder der alten Zeit, vor allem die berühmten Porträte von Lancret, geben nur das allgemeine anmutig bewegte Bild, ohne die Absicht einer besonderen Porträtähnlichkeit und ohne die Charakteristik einer persönlichen Körpersprache. Und was die alten Berichte uns über diese Tänzerinnen erzählen, zum Beispiel, daß man der Sallé Goldstücke, in Banknoten gewickelt, wie Bonbons auf die Bühne warf und ihre Satyrn sie in Säcken forttrugen, das hat nur den gewöhnlichen anekdotischen Wert und verhilft nicht dazu, uns eine Vorstellung von ihrem wirklichen Tanze, von ihrer eigenen Art und Kunst zu machen. Wir wissen ungefähr, daß sie die erste Künstlerin der Pantomime gewesen sein muß. Indem sie keine Entrechats und Pirouetten mehr macht, sagt sie der alten Virtuosität Lebewohl und gibt sich ganz der seelenvollen Sprache des Körpers hin, die nicht mehr ein Spiel ist, sondern ein Ausdruck wird.

Dies war die alte Welt des Tanzes, immerhin noch recht abenteuerlich und exzessiv. Die Tänzerinnen des 19. Jahrhunderts, obwohl auch ihr Leben und ihre Kunst orgiastisch getönt sind, zeigen doch schon einen mehr bürgerlichen Typ. Marie Taglioni gehört unter die am meisten genannten. Sie entstammt einer alten Tänzerfamilie, wie die Mehrzahl der damaligen Künstlerinnen. Sie hat auch einmal geheiratet, den Grafen Gilbert des Voisins. Aber sie hatte es vergessen. Sie und Fanny Elßler sind die beiden großen Sterne und Rivalinnen, deren Kampf sich vor allem auf der Pariser Bühne abspielte, wo Erfolg seit langer Zeit die Weltlegitimation einer Tänzerin war. Fanny Elßler ist der Typ der graziösen und mondänen Österreicherin. Mit ihr trat ein neues Element in die Entwicklung der Tanzkunst ein, eine unmittelbare Ursprünglichkeit, eine ungekünstelte Anmut. Friedrich v. Gentz gewann sie als seine letzte Leidenschaft, und sein Briefwechsel mit Rahel Varnhagen ist ein leuchtendes Zeichen des starken persönlichen Interesses nicht nur für diese Künstlerin, sondern auch für ihre Kunst. Jene Zeit schrieb gern gute Briefe. Wie ein süßer Schimmer streichen Tanz und Kunst durch die Neigungen dieser politisch-literarischen Welt. Es ist nicht mehr der elementare Rausch früherer Epochen, es ist ein feines und leichtes Verstehen und Genießen. Marie Taglioni herrschte in Paris, angeschwärmt als Sylphide in dem berühmtesten ihrer schwebenden Tänze. Die Dichter preisen sie, nur Rahel, die von Fanny Elßler völlig besessen war, findet an ihr auszusetzen: in einer genauen Analyse, an der sich unsere Tanzkritik ein Beispiel nehmen könnte, verwirft sie ihre unteren Gliedmaßen im Vergleich zu den oberen. Jetzt kommt die Elßler nach Paris. Der Kampf zwischen beiden entbrennt, wie ein Kampf zweier Weltanschauungen. Die Elßleristen sind Realisten, die Taglionisten sind Idealisten. Den Triumph des Realismus erreicht die Elßler in ihrem berühmten spanischen Tanz, der Cachucha. Sie reist später nach Amerika, sie reist durch die ganze Welt, und Elßler und Taglioni — so klingt es gegeneinander durch die Hemisphären. Die spätere Pariser Oper denkt mit einer gewissen Melancholie an diese Zeiten zurück. Carlotta Grisi und Fanny Cerrito und manche andere, sie sind hinreißend und beglückend, aber das Niveau sinkt und die Kunst erniedrigt sich.

Barberina und Lola Montez: Namen von Tänzerinnen, die weniger durch ihre Kunst als durch ihre fürstlichen Beziehungen eine Rolle spielten. Gewiß, Barberina, die Favoritin Friedrichs des Großen, mag ihrer Kunst Ehre gemacht haben, ohne eine Weltgröße zu sein. Aber Lola Montez? Geborene Schottin, spielt sie sich als spanische Tänzerin in München auf, fängt Ludwig den Ersten, stürzt Ministerien, um Gräfin Landsfeld zu werden, und entzweit die Studenten, bis die Universität geschlossen werden muß. Schließlich weicht sie. In Paris wirft sie ihre Strumpfbänder ins Publikum, in Amerika tritt sie in einem Stück auf, dessen Inhalt ihr eigener Skandal ist.

Dies sind drei Gruppen: der große Stil des 18. Jahrhunderts, die Romantik des 19., die Tänzerin und die Politik. Eine vierte Gruppe scheint sich heute zu bilden, die Tänzerin aus reiner Kunst, wie sie in der Pawlowa und Karsavina von Rußland über die Welt geschickt wurde. Ihnen gehört die Liebe einer ernsten und arbeitsamen Epoche.

Kampf. Skizze von Käthe Kunze.

Einsame Dämmerstunde ... Stille lag dunkel und schwer über dem Zimmer. Marianne saß regungslos in der Sofaecke und horchte auf die Stimmen, die aus ihrem Innern kamen. Die im Licht und Lärm des Tages scheu in den Winkeln ihrer Seele sich verborgen hielten, die rangen sich jetzt empor. Sie raunten und flüsterten durcheinander — wie eine aufgeregte Schar Kinder stürmten sie unaufhaltsam aus ihrer Seele herauf.

Und Marianne mußte ihnen lauschen.

Da war zunächst die eine, die forderte immer wieder: „Tue es, tue es doch, Marianne, sag' ja; so leicht findet sich keiner wieder, der dir Herz und Hand bietet ...!"

Aber da war schon die andere Stimme da, die warnte: „Aber du liebst ihn doch nicht!"

Sofort stand wieder eine Stimme auf und höhnte: „Pah, liebst ihn nicht? Lächerlich! Wer fragt denn heutzutage noch danach?! — Und er ist doch ein hübscher Mann, ein sehr hübscher sogar; und er ist in guter Lebensstellung — schon aus Klugheit muß da ein armes Mädel wie du ihn »lieben« ... Und in der Ehe wird dann schon die richtige Liebe kommen ...! So viele andere denken und handeln doch ebenso ..."

Marianne stöhnte leise. Ach ja, die anderen! ... Die brachten das alles so leicht fertig, was ihr so schwer fiel! Sie mußte sie beneiden um die Leichtigkeit, mit der sie die Dinge dieser Welt zu erfassen wußten. Ob es auch ihr wohl noch gelingen würde, wenn sie jetzt den Kampf aufnehmen und all ihre Grübeleien, all ihre Wünsche und Bangigkeiten, all ihren Idealismus über Bord werfen wollte?

Und flüsternde Ratgeber kämpften gegen eine andere Stimme an, die mit leiser, zäher Dringlichkeit sich immer wieder erhob: „Halt fest an deinen Idealen, an deiner Sehnsucht, an deinen goldigen Erinnerungen, an deiner ganzen, ureigensten Gefühlswelt, die dich allein reich machen kann, trotz aller Schwere, aller Schmerzen, die du um ihretwillen leidest."

Da lockte gleich wieder eine andere Stimme: „Sag' ja, Marianne, entschließe dich, nimm den Mann, sei doch vernünftig! Denke an den Triumph vor der Welt, denke an die neidisch-bewundernden Blicke der »Freundinnen«, wenn du armes Mädel diese »gute Partie« machst! Denke an all die Wünsche, die du dir jetzt versagen mußt, und an all die Annehmlichkeiten, die dir als Frau dieses Mannes das Leben bieten würde."

„Wie, was ... du meinst, er versteht dein innerstes Wesen doch nicht? Ohne wahre Seelenharmonie möchtest du doch nicht mit einem Menschen zusammenleben? Dummes Mädel? Kommst du noch immer mit idealen Forderungen?! Die gehen dann schon beizeiten im Alltagsleben unter! Du meinst, du kannst ihn nicht lieben? Nun gut, so laß dich wenigstens von ihm lieben! Ist das nicht auch schon etwas wert? Willst du denn immer einsam bleiben? Du bist jetzt sechsundzwanzig Jahre alt, Marianne, bedenke doch ... Worauf willst du denn noch warten?!"

„Auf das Glück ...", wagte sich die leise, dringliche Stimme wieder, fast schüchtern, empor.

Auf das Glück ...?!

Es war plötzlich wie ein stilles, großes, ungläubiges Staunen ...

„Auf das Glück!" Marianne sprach es laut aus ihrer Versunkenheit heraus. Mit brennenden Augen starrte sie in die Dämmerung. Glück ...?

„Ich glaube nicht an das Glück!" sagte sie dann hart und laut und gedachte mit zuckenden Lippen der vielen Enttäuschungen, die ihr diesen Glauben geraubt hatten.

Bald aber sank ihre trotzig aufgerichtete Gestalt wieder in sich zusammen: Wie, wenn es doch ein Glück geben sollte? ... Ein wahres, reiches, leuchtendes Glück! Wenn es doch noch zu ihr käme ...? Und sie hätte dann nicht darauf gewartet?! Sie wäre nicht mehr frei!? Sie wäre an den ungeliebten Mann gefesselt und müßte in qualvollem Entsetzen erkennen: Es ist zu spät ...!?

Aufsprang Marianne plötzlich. In fliegender Hast zündete sie die Lampe an. Marianne wurde jetzt ganz ruhig. Ihr Entschluß war gefaßt. Mit liebevollem Blick sah sie sich im Zimmer um. Sie nickte den altmodischen, verbrauchten Möbeln freundlich zu: „Wir bleiben noch beisammen."

Dann holte sie Briefpapier, Feder und Tinte, setzte sich am Tisch zurecht und schrieb mit Sorgfalt zwei Briefe: Einen höflichen, freundlichen Absagebrief an den Mann, der sie zur Frau begehrt hatte — und einen geschäftsmäßig höflichen, endgültig zusagenden Brief an die Dame, die ihr die Erziehung ihrer Kinder gegen angemessene Bezahlung übertragen wollte.

Katz und Hund.

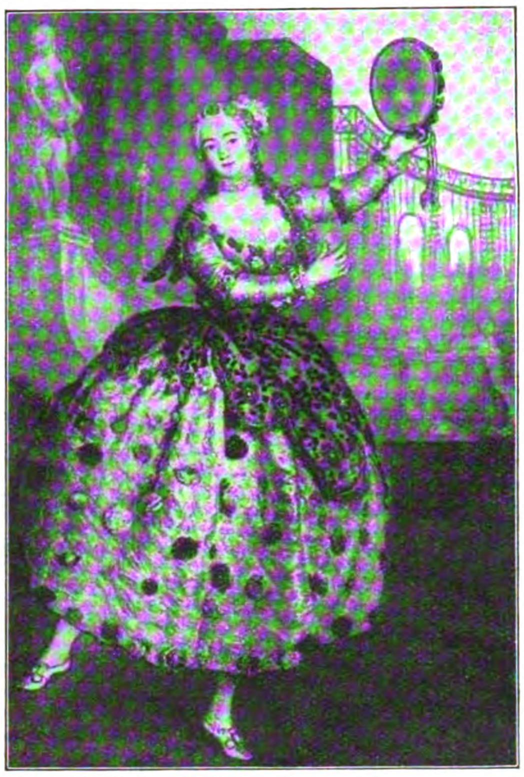
(Hierzu die Pastelle von Ella Winiarz, Berlin, auf der vorhergehenden Seite.)

Alle Tiermaler, die auf Naturstudien noch was geben — und andere gibt es, Gott sei Dank, bis jetzt kaum — wissen nur zu gut, daß gerade die Katze sehr schwer völlig befriedigend wiederzugeben ist. Woran das liegen mag, ist nicht leicht zu sagen. Ob an der Weichheit ihrer Formen, die sich doch auch wieder so straff spannen können, an den runden, wenig scharfen und eckigen, trotzdem aber so fein gekennzeichneten Linien und Verhältnissen ihres Kopfes? Doch wie dem auch sei: es gibt Virtuosen und Spezialisten, deutsch möchte ich sagen: Sondermeister der Katzenmalerei. Als solcher spielte in den Lieblingsgedanken meiner Jugend, die sich schon von Kindesbeinen an auf Tiere und Tierkunst richteten, der Schweizer „Katzen-Raffael" Gottfried Mind eine Rolle, der halb oder ganz schwachsinnig gewesen sein soll, aber nicht nur Katzen-, sondern auch Kinderbildchen schuf: zum Entzücken. Und jetzt hat der Weltkrieg mit seinen Greueln und Schrecken eine deutsche Meisterin der Katzenmalerei nach Deutschland zurückverschlagen: Ella Winiarz, die bis dahin, hochgeschätzt und vielbeschäftigt (auch vom Hofe), in Brüssel gelebt und gewirkt hatte. In Brüssel, das man, wie Belgien überhaupt, eine Hochburg der Katzen- und Schoßhundeliebhaberei nennen darf. Dort, in diesem alten, reichen, wohllebigen Kulturland, schätzt man nach Gebühr solche zarte, graziöse und elegante Kabinettstücke künstlerischer Darstellung seiner häuslichen Lieblinge, ihres körperlichen und geistigen Wesens, wie sie auf unserer Farbentafel vereinigt sind. Aber auch bei uns werden sie jedermann sofort zum Herzen sprechen: das junge schwarzstreifige Angorakätzchen mit seinem kindlichen Gesichtsausdruck und daneben die eigenartige Farbenerscheinung der Siamkatze in ihrer sonderbaren „Verkehrtfärbung", Ohren und Schnauze (auch Beine und Schwanz), was sonst am hellsten gefärbt ist, am dunkelsten, und daraus um so magischer hervorleuchtend die meergrünen Augen; ferner das ungleiche, darum aber nicht weniger einträchtige Paar, das Kätzchen und das echte Brüsseler Affenpinscherchen (Griffon Bruxellois), und schließlich die schläfrige Mieze, aus deren behaglich blinzelnden Augen so recht das glückliche Schicksal des verhätschelten Schoßtieres spricht. Das ist alles nicht nur vollendete Darstellung der äußeren farbigen Erscheinung dieser Tiere, sondern auch vollkommenes Erfassen ihres inneren geistigen Wesens. Ella Winiarz ist wirklich bis ins Innere der Katzen- und Hundeseele eingedrungen, und es bleibt nur zu wünschen, daß diese ihre unübertreffliche Sonderkunst auch bei uns immer mehr nach Gebühr geschätzt werde.

Prof. Dr. L. Heck.



Mlle. Camargo (18. Jahrh.). Nach einem Gemälde von Nicolas Lancret gestochen von Laurent Cars.



Die Barberina (18. Jahrh.).



Fanny Elßler (19. Jahrh.). Nach einem Stich von Achille Devéria.



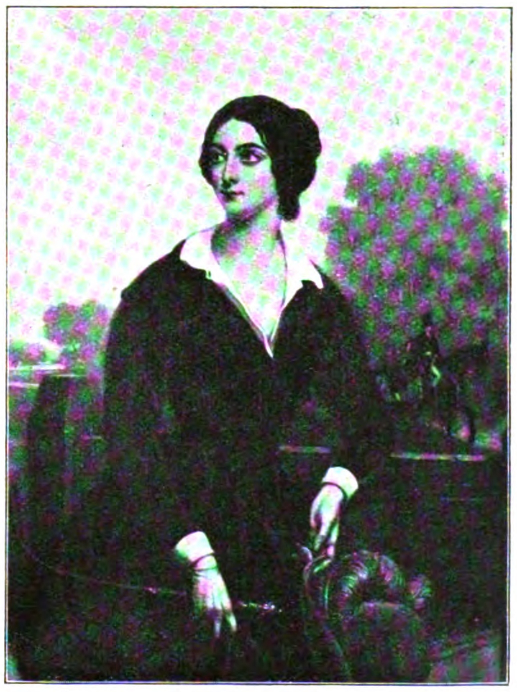
Mlle. Sallé (18. Jahrh.). Nach einem Gemälde von Nicolas Lancret gestochen von N. Delarmessin.



Fanny Cerrito (19. Jahrh.). Nach einem Gemälde von Jules Laure.



Carlotta Grisi, Marie Taglioni, Lucile Grahn und Fanny Cerrito in einem Pas de quatre im Kgl. Theater zu London am 12. Juli 1845.

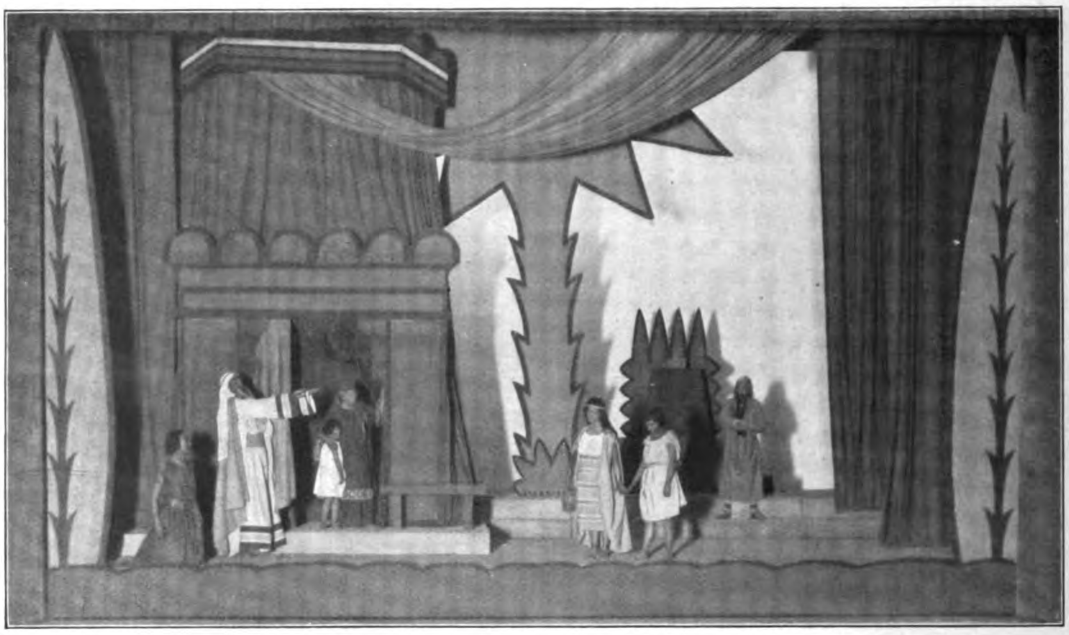


Lola Montez (19. Jahrh.). Nach einem Stich von Hippolyte Garnier. (Bayer. Graph. Sammlung, München.)

Berühmte Tänzerinnen des 18. und 19. Jahrhunderts.

(Siehe hierzu den Aufsatz von Oscar Bie auf der nebenstehenden Seite.)





Von der Uraufführung von Dietzenschmidts biblischem Drama „Die Vertreibung der Hagar“ am Landestheater in Altenburg (Leitung: Adolf Rampelmann; Bilderentwürfe: Walter v. Wecus): Abraham segnet Hagar mit ihrem Sohn Ismael vor ihrem Austritt in die Wüste.



Beigefarbenes Straßenkostüm mit gesteppten Fältchen. Kleiner Hut aus breitem Taftband. (Modell: Block & Simon; Phot.: Becker & Maaß, Berlin.)

Breitgestreiftes Taftkleid mit gerafften zipfeligen Seidenteilen. Seidenhut mit Bandschluppen und Weintrauben. (Kleidmodell: Marie Latz; Phot.: Becker&Maaß, Berlin.)







Nebenstehend: Schwarzes Cape mit hellgrauem Vorstoß. (Modell: Hartwich-Deeker-Kudelnizek; Modesonderaufnahme Franz X. Setzer für Claire Patek, Wien.)

Szene von der Uraufführung von Walter v. Molos Lustspiel „Till Lausebums“ im Stadttheater zu Bonn (Intendant Dr. Fischer, Spielleiter Dr. Karl Löwenberg): Till Lausebums (Max Noack) und Lilli (Senta Esser) auf dem Turm.

Nebenstehend: Kleid aus schwarzer Charmeuseseide mit gelben Chrysanthemen. (Modell: Zwieback; Phot.: Ernst Sandau, Berlin.)







Spanischer Sommerumhang, aus schwarzer Kunstseide gehäkelt, mit langen geknüpften Fransen. (Modell: Else Tischler; Modesonderaufnahme Franz Löwy für Claire Patek, Wien.)

Wilhelm Furtwängler, einer der bedeutendsten Kapellmeister Deutschlands, bisher Dirigent der Symphoniekonzerte der Berliner Staatskapelle, wurde als Nachfolger des jüngst verstorbenen Arthur Nikisch zum Leiter der Leipziger Gewandhauskonzerte und der Berliner Philharmonischen Konzerte gewählt.

Straßenkleid aus weißem Batist mit blauem Taft. Dazu dunkelblauer, durchbrochener Strohhut. (Modell: R. M. Maßen; Phot.: Ernst Sandau, Berlin.)

Herrn Felix Spielmanns Hausdamen

Roman von Helene v. Mühlau.

(8. Fortsetzung.)

In Spielmanns Antlitz aber lag tiefe Trostlosigkeit. Was konnte es noch Gutes in der Welt für ihn geben, wenn die Baroneß nicht mehr zu ihm kam?

„Sie sind ganz allein mit dem Mädchen, das für Ihr körperliches Wohl ja recht bedacht zu sein scheint. Aber Sie brauchen eine geistige und seelische Stütze, Herr Spielmann. Sie müssen wissen, daß ein gebildeter Mensch auf Sie wartet, wenn Sie nach Hause kommen. Sie müssen lernen, sich auf Ihr Heim zu freuen — kurzum, Sie brauchen eine geistige Gefährtin — ist es nicht so?"

„Ja — Gott mag es wissen, daß es so ist!" beteuerte Spielmann, und die Freiin fuhr fort:

„Der Zufall will nun, daß eine Dame von riesiger geistiger Spannkraft, von einem ganz immensen Wissen und großer Energie sich heute mit der Bitte an mich gewandt hat, ihr irgendein Unterkommen zu verschaffen, für das sie in einer Form, über die man noch näher sprechen müßte, eine Gegenleistung bietet. Sie gehört zu jenen Unglücklichen, denen der Krieg den Boden unter den Füßen geraubt hat, deren Existenzmöglichkeit ganz unsicher geworden ist."

„Auch Abstinenzlerin?" wagte Spielmann bescheiden zu fragen.

„Sie gehört zwar nicht unserem Verbande an," entgegnete die Freiin, „aber ich nehme es als sicher von ihr an, daß sie selbst auch abstinent ist, da sie ja neben ihren politischen Reden auch solche gegen den Alkohol hält."

Spielmann sah fassungslos in das Gesicht der Baroneß. Eine Frau, die Reden hielt, wollte in sein Haus kommen! Aber die Freiin, die sein Staunen wohl bemerkte, legte ihm ihre feine Hand beruhigend auf den Rockärmel.

„Sie brauchen einen Menschen, der Ihnen Gesellschaft leistet, Herr Spielmann, der Sie aus Ihren Grübeleien herausholt, und der Sie vor schlimmen Gepflogenheiten bewahrt. Diese Dame aber ist ein Feuergeist, und ganz gewiß wird es ihr gelingen, Sie für Dinge zu interessieren, die Ihnen heute noch fernliegen, und die doch im Grunde jedermann angehen!"

Aber Spielmanns Gesicht blieb traurig. Er hörte und begriff aus all dem nur, daß er die Baroneß nun für immer verlieren sollte, und das erzeugte einen ganz unerträglichen Schmerz in ihm.

„Es tut mir leid, Sie verlassen zu müssen", sagte da die Freiin, und es war fast, als ob sie um die Gedanken, die in des einsamen Mannes Brust wogten, wüßte: „Es gibt Menschen, die man ungern verläßt, denen man mit ganz besonderer Freude seine Hilfe hätte angedeihen lassen. Ich werde die Dame — Fräulein Doktor Berinka ist ihr Name — veranlassen, einmal einen Besuch bei Ihnen zu machen. Verständigen Sie sich, so wird das übrige sich ja von selbst ergeben. Kommt es zu keinem Kontakt zwischen Ihnen, so, bitte, wenden Sie sich an den Verein »Abstinenzia«; meine Mitschwestern werden jederzeit bereit sein, sich Ihrer anzunehmen. Ich selbst fahre schon morgen auf das Schloß meiner Tante!"

Sie reichte dem entgeisterten Spielmann die Hand, hauchte ein leises „Leben Sie wohl, und Gott möge Sie schützen!", dann schwebte sie den Gartenweg entlang, klinkte die Pforte auf und schritt die Straße dahin, und bevor Spielmann so weit zu sich selbst gekommen war, daß er daran zu denken vermochte, ihr das Auto zur Verfügung zu stellen, war sie schon längst aus der Sehweite entschwunden. — —

Am dritten Tage, gerade als er um 5 Uhr nach Hause gekommen war und sich an den Kaffeetisch gesetzt hatte, klingelte es, und Trude rannte mit der ihr eigentümlichen Lebhaftigkeit hinaus. Spielmann hörte alsdann, daß statt zwei, vier Schritte auf der Diele erklangen; er hörte ferner, daß Trude die Tür zum Salon öffnete und sehr höflich sagte:

„Bitte die Dame, einen Augenblick zu warten. Ich werde dem Herrn Spielmann gleich Bescheid sagen!"

Spielmanns Herz begann wieder rasend zu arbeiten, wie es das immer tat, wenn etwas Neues, das mit einer Dame in Verbindung stand, in sein Leben trat. Sein Gedächtnis versagte völlig, und er hatte keine Ahnung, was dieser Besuch bedeuten könnte.

Aber dann kam Trude mit einer Karte zurück, auf der geschrieben stand: „Doktor Ilka Berinka", und dann ward ihm denn im Nu alles klar; er sah wieder das feine milde Antlitz der Freiin von Reifenstal vor sich, und eine unsägliche Freude erfüllte sein armes Herz. Mit unsicheren Händen tastete er nach dem Kragen, dem Schlips, zog die gestickte Weste herab, verweilte in der Diele einen Herzschlag lang vor dem großen Spiegel, lächelte seinem Bilde zu und trat in den Salon ein.

Im ersten Augenblick wußte er nicht, ob es ein Mann oder eine Frau war, die er vor sich hatte. Den Hut hatte sie abgelegt, und das braune Haar war kurz verschnitten und so gut wie unfrisiert. Sie trug eng anliegende, dunkle Kleider; um den Hals einen weißen, weichen Stehumlegekragen mit einer lässig gebunden rotfarbenen Krawatte. Vor den Augen eine Brille und eine Aktenmappe unterm Arme.

„Doktor Ilka Berinka!" stellte sie sich vor und machte eine kurze, männliche Verbeugung.

„Spielmann ist mein Name!" sagte der betroffene Mann und starrte die Erscheinung wie ein Wunder an.

„Ich komme, gesandt von der Freiin von Reifenstal. Sie hat mir eröffnet, daß Sie geneigt sind, mir Asyl in Ihrem Hause zu geben, und ich bin erbötig, Ihnen als Gegenleistung meine Gesellschaft zu geben! Einverstanden? Die Freiin von Reifenstal legt Wert darauf, daß Sie nicht sich selbst überlassen seien; ich werde Sie unterhalten, und wenn ich Vorträge halte, nehme ich Sie mit. Einverstanden?"

Spielmann war im allgemeinen nicht allzuschwer von Begriff; es geschah ihm sogar in der Fabrik oft, daß er sich ganz überraschend schnell in neue Einstellungen hineinfand. Aber dieses hier ging ihm denn doch ein wenig zu plötzlich. Er fand die richtigen Worte zu einer Entgegnung nicht.

„Ich habe nicht viel Zeit!" sagte Doktor Ilka Berinka da etwas gereizt. „Ich habe noch ein anderes Angebot. Ich sehe, Sie zaudern. Ich muß da der Freiin von Reifenstal einen Vorwurf machen, denn sie hat mich in dem Glauben hierhergehen lassen, daß alles bereits abgemachte Tatsache sei. Nun sehe ich, daß dem nicht so ist —" Sie griff nach ihrem Hütchen; aber Spielmann, der jetzt anfing, die Dinge einigermaßen in seinem Hirn zu ordnen, hielt sie zurück.

„Oh, ich bitte tausendmal um Verzeihung, gnädige Frau."

„Ich bin nicht Frau," sagte die männliche Dame mit ihrer etwas spröden Stimme, „ich bin unverheiratet und werde unverheiratet bleiben! Wenn Sie eine Anrede nötig haben, so nennen Sie mich Doktor Berinka — einfach beim Nachnamen — denn »Fräulein Doktor« klingt so spielerisch!"

„Ja, also verzeihen Sie, bitte!" sagte Spielmann noch einmal. „Es ist sehr gut von Ihnen, daß Sie bei mir leben wollen — —"

„Am Tage habe ich zu arbeiten," unterbrach ihn die Berinka; „von 5 Uhr ab werde ich frei für Sie sein, und wenn ich abends Vorträge halte, so nehme ich Sie mit — das hab' ich Ihnen eben schon gesagt. Also basta!"

Sie hielt ihm die Hand hin und schüttelte sie mit kräftigem Druck. „Ich kann gleich bei Ihnen bleiben; mein Koffer steht gepackt in der »Abstinenzia«. Sie wissen von der Freiin wohl, daß ich seit einer Woche dort wohne. Ich bin fremd hier — komme von Berlin; aber die Menschen in dieser Stadt haben mich berufen, ihnen Vorträge zu halten, ohne doch für eine Unterkunft zu sorgen."

Spielmann war immer noch etwas schwankend und wußte auch nicht, wie er die Sache der Trude beibringen sollte, aber die Berinka ließ sich nicht beirren.

„Ich bin in Polen geboren," erzählte sie, „mein Vater war Pole, meine Mutter Deutsche. Ich habe aber die deutsche Staatsangehörigkeit und setze mich glühend für die deutsche Sache gegen die Ententeländer ein. Ich werde es durchdrücken, daß der Versailler Vertrag umgestoßen wird — ich werde Amerika überzeugen und zwingen, daß es seine Maßnahmen zugunsten des mißhandelten Deutschen Reiches ergreift — ich — —" sie war aufgesprungen und stand mit erhobenen Armen und funkelnden Augen vor dem erschreckten Spielmann. „Denkmäler wird man mir setzen! Ich werde die Erretterin aus der deutschen Schmach sein, und Sie werden mir dabei helfen — Herr — — Herr — — wie war doch der Name?"

„Spielmann", sagte der arme Teufel, dem immer unbehaglicher zumute wurde, denn im Nebenzimmer hörte er Trude geräuschvoll wirtschaften. „Ich bin nur ein ganz einfacher Mann!" sagte er beklommen. „Sie werden eine große Enttäuschung an mir erleben, gnädige — — ach, wie sollte ich doch sagen?"

„Doktor Berinka!" antwortete die Dame. „Nein, Sie werden mich nicht enttäuschen; es ist ja meine Aufgabe und meine Mission, in dumpfe Köpfe die Fackel der Erkenntnis zu tragen — ich verstehe es, Blinde sehend und Taube hörend zu machen — —"

Die Tür tat sich auf — Trude, diese Perle, hatte bereits eine zweite Tasse auf den Tisch gestellt. „Bitte die Herrschaften zum Kaffee!" sagte sie, und die Berinka trat auf sie zu.

„Nun, liebes Kind, was sagen Sie, daß ich Hausgenossin werde? Auch mit Ihnen werde ich mich beschäftigen. Wir leben heute in Umständen, in denen kein Kopf untätig bleiben darf. Ich werde Sie begreifen lehren, liebes Kind, daß auch Sie eine Mission in unserem Lande zu verrichten haben! Einverstanden? Wollen wir Freunde werden?"

Dem leicht gerührten Mädchen wurden die Augen feucht. Sie gab so schrecklich viel darauf, daß man sie als Mensch beachtete und sie ein wenig zu sich heranzog. Sie entdeckte auch gleich, daß die Fremde, trotz ihres männlichen Gebarens, einfach und umgänglich war, und sie sagte herzlich und mit einer Würde, wie wenn sie die Frau dieses Hauses wäre:

„Wir werden uns sehr freuen. Herr Spielmann hat ja wirklich jemand notwendig, der sich mit ihm abgibt!"

Von derselben Sekunde an, da Trude diese vernünftige Auffassung der etwas befremdlichen Tatsache gegenüber an den Tag legte, hatte sich Spielmanns anfängliche Zurückhaltung in eine ganz riesengroße Freude gewandelt. Das war ja famos — war ganz unbezahlbar! Das Schicksal meinte es also doch gut mit ihm. Vom blauen Himmel herab fiel ihm da so etwas Hochinteressantes und geradezu Bedeutendes in den Schoß, und alle Langeweile, alle Bitterkeit würde von nun an keinen Einlaß mehr bei ihm finden.

„Darf ich bitten?" fragte er ritterlich und führte die neue Hausgenossin an den Kaffeetisch. Sie setzte sich ohne Umstände an den Kopf des Tisches, so, als ob das seit langem ihr Stammplatz wäre, und es stellte sich heraus, daß sie sehr guten Appetit hatte. Spielmann sah ihr vergnügt zu, während sie aß, und ließ sich weiter berichten, was eigentlich mit ihr los war.

Donnerwetter ja — von dieser Art Frauen hatte er ja wohl in Zeitungen gelesen und hatte auch über sie ulken hören, aber leibhaftig gesehen hatte er noch keine. Staatswissenschaft und Philosophie hatte die studiert — war ein richtiggehender Doktor — genau wie ein Mann und hielt Vorträge! Und für alle diese geistige Bedeutung, für ihre riesige Mühe kriegte die nicht so viel wie irgendein Arbeiter aus seiner Fabrik — konnte nicht Hunger und Durst stillen — mußte bei anderen Leuten ein Asyl suchen und dafür ihre Gesellschaft in den Kauf geben.

Sie erzählte all das ohne Bitterkeit — mit einer großen Begeisterung sogar.

„Wie, sind wir denn auf der Welt, um Schätze zu sammeln? Um ein armseliges »Ichleben« zu führen? Sind wir nicht eine große Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern, die einander helfen und stützen müssen?"

Es war sehr amüsant, ihr zuzuhören; die Zeit flog dahin, wie sie in all diesen letzten Wochen für den einsamen Mann noch nicht verflogen war, und als die Uhr sieben Schläge von sich gab, saßen sie immer noch am Kaffeetisch, und Trude stand in einer Ecke des Zimmers und lauschte mit weit aufgerissenen Augen auf das, was die Fremde sagte.

„Aber mein Koffer — mein Koffer!" rief dann die Doktor Berinka aus. „Ich habe gesagt, daß ich ihn vor der Nacht holen werde, denn ich brauche ja natürlich meine Bücher, die ich darin habe. Wie kann ich denn nur in die Stadt kommen? Ich bin zu Fuß herausgegangen, aber es war ein weiter Weg!"

„Trude, sagen Sie Jochem, daß er den Aga vorfährt. Oder ist Ihr Koffer sehr groß, Gnädige — ah — ich habe schon wieder vergessen!"

„Doktor Berinka — aber wenn Ihnen das schwerfällt, können Sie mich irgendwie nennen — meinethalben Fräulein Ilka; das höre ich immer noch lieber als so etwas »gnädiges«, denn gnädig bin ich nicht. Nein, mein Koffer ist nicht groß, er ist nur schwer, weil zur Hauptsache Bücher darin sind. Aber sagen Sie, haben Sie wirklich eigenes Fahrzeug?"

„Zwei Autos haben wir!" sagte Trude stolz, „einen Aga- und einen Benzwagen, und in der Fabrik steht auch noch einer. Nicht, Herr Spielmann?"

Die Berinka zog ein etwas seltsames Gesicht. Zehn Minuten später aber saß sie neben Spielmann in dem netten Agawagen. Trude breitete sorgsam eine leichte Decke über sie aus.

„Werden die Herrschaften zu Tisch zu Hause sein?" fragte sie.

Spielmann besann sich einen Augenblick, dann sagte er leise: „Ich weiß noch nicht, Trude — ich telephoniere von der Stadt aus. In einer halben Stunde haben Sie Bescheid."

Sie aßen aber nicht zu Hause, denn die Berinka zeigte sich durchaus nicht abgeneigt, mit Herrn Spielmann in einem feinen Lokal zu soupieren.

Der Chauffeur holte den Koffer aus der „Abstinenzia" heraus, brachte die Herrschaften in jenes Hotel, in dem Herr Spielmann früher sein Stammzimmer gehabt hatte, und erhielt die Weisung nach Hause zu fahren, den Koffer abzuliefern und um die elfte Stunde wieder vor dem Hotel zu stehen.

Die Berinka machte große Augen, als sie all die Pracht sah.

„Es geht gegen mein Prinzip, solchen Luxus zu dulden!" sagte sie bedenklich, aber es gefiel ihr dennoch.

„Schade," seufzte Herr Spielmann, „daß Sie den Alkohol in jeder Form verschmähen. Man weiß

in solchen Lokalen dann nicht, wie man das dem Kellner begreiflich machen soll!"

Die Berinka sah ihn staunend an. „Den Alkohol verschmähen? Ich? Wer hat Ihnen das erzählt?"

Nun war die Reihe des Staunens an Herrn Spielmann. „Sie kommen doch aus der »Abstinenzia«?" sagte er.

„Ach, deshalb!" lachte die Berinka — „Deshalb! Ich bin doch nur in der »Abstinenzia« abgestiegen, weil ich da so gut wie umsonst gelebt habe, und was es gekostet hat, das hat schließlich die Freiin von Reifenstal bezahlt. Die ist doch sehr reich und sehr wohltätig — gibt ihr ganzes Geld für andere aus und lebt selbst wie eine Nonne!"

„Reich ist sie?" fragte Spielmann und geriet ganz außer sich.

„Feenhaft reich — aber gibt alles fort! Idealistin — Utopistin — Altruistin — herrliche Frau! Ihr verdanke ich die Bekanntschaft mit Ihnen! Aber abstinent? Nein, wozu denn?"

„Weil die Freiin von Reifenstal mir gesagt hat, daß Sie Vorträge gegen den Alkohol halten!" entgegnete Spielmann, und die Berinka sagte ernst:

„Ja, das tue ich; natürlich ist es notwendig, daß das Volk auf die Gefahren des Alkohols aufmerksam gemacht wird — aber deshalb — — —"

Der Kellner stand neben Spielmann und stellte ein warmes Souper zusammen.

„Also, mit was wollen wir anfangen?" fragte er gutgelaunt, und die Dame entschied sich für ein Glas Portwein zum Anfang.

Spielmann mit seiner großen Anpassungsfähigkeit gewann immer größeres Interesse am Geist — und nebenbei auch Gefallen am Äußeren der geistvollen Dame. Wenn die ihre Brille ablegte, sah sie ganz weiblich aus, und sie hatte sogar hübsche Züge. Sie lachte gern und ganz wohlklingend, und das schönste war, daß sie so guten Appetit entwickelte. Denn Spielmann konnte es in der Seele nicht leiden, daß Eine zimperlich tat, wenn er die Riesenzechen bezahlte. Nun, die Berinka tat nicht zimperlich; die aß, wie eben ein Mensch, der lange sehr kärglich leben mußte, zu essen pflegt, wenn er an wohlbesetzter Tafel sitzt. Sie gab auch ihrer Freude über die vorgesetzten Köstlichkeiten herzlichen Ausdruck, und als der Sektpfropfen flog, leuchteten ihre Augen.

Es wollte gar nicht alles in den Spielmannschen Schädel hineingehen, was diese temperamentvolle Dame ihm in den nächsten Stunden alles vortrug; er lauschte und sagte nur hin und wieder ein beifälliges Ja. Es war ja schließlich gleichgültig, für wen und für was sie sich so glühend begeisterte — Hauptsache für ihn war, daß er nicht mehr einsam war, daß er einen Menschen hatte, der bei ihm im Hause wohnte, und der ihm über die qualvolle Leere seiner Abendstunden hinweghelfen würde.

Als sie um Mitternacht vor der Villa anlangten, hatte Trude sich schon zu Bett begeben; Spielmann brachte die Hausgenossin in das reizende Boudoir im ersten Stock hinauf und hoffte im stillen auf einen Freudenausbruch über den Glanz und die Pracht des Zimmers.

Aber die Berinka sah nichts anderes als ihren Koffer; sie suchte in ihrer Handtasche eifrig nach dem Schlüssel, schloß auf, warf ein paar Hände voll zerknitterter Wäsche, einen Kleiderrock und eine Bluse achtlos auf den Boden — und drückte einen Stoß Bücher zärtlich an ihr Herz. Spielmann wünschte leise „Gute Nacht!", erhielt keine Antwort und zog sich diskret zurück.

Am nächsten Morgen ward die Geduld der Trude auf eine lange Probe gestellt. Sie hatte den Kaffeetisch zierlich im Eßzimmer gedeckt, aber die neue Hausgenossin erschien nicht. Um die zehnte Stunde schlich sie auf Zehenspitzen die Treppe hinauf und lauschte an der Tür des Zimmers, das die Fremde bewohnte. Als sie keinerlei Geräusch vernahm, beugte sie sich nieder und sah durchs Schlüsselloch. Da gewahrte sie, daß sämtliche drei Flammen der Mittelkrone und daß auch die Schreibtischlampe brannte, obwohl die Sonne hell und lustig vom Himmel herniederstrahlte.

Leise rief sie den Namen der Dame; sie hatte ihn sich nach mehrmaligem Überlesen der Visitenkarte gut eingeprägt. Es erfolgte keine Antwort; alles blieb totenstill. Da drückte das Mädchen, dem das Herz sich mit einer ganz seltsamen Beklommenheit füllte, die Türklinke hernieder; es ergab sich, daß nicht abgeschlossen war — die Tür sprang auf, und die reinlichkeitliebende Trude sah die Doktor Berinka völlig angezogen mit ihren derben, ungewichsten Stiefeln auf dem feinen, weißen Bette liegen.

Mit unsäglicher Mühe brachte sie es fertig, einen lauten Aufschrei zu unterdrücken; sie hatte auch nicht den Mut, die Fremde zu wecken. Aber diese Sache erschien ihr so ungeheuerlich, daß sie sich telephonisch mit der Fabrik verbinden ließ und den Herrn selbst zu sprechen begehrte.

Spielmann glaubte zuerst, es handle sich um einen Unglücksfall, und da er in der Nacht schreckhafte Träume gehabt hatte, zitterte ihm die Hand, die den Hörer hielt. Als er dann aber Trudes Klagen, die sie weinend vor Empörung vorbrachte, vernommen hatte, fand er sich um vieles erleichtert, tröstete sie, so gut es anging, und bat sie, die Fremde zu schonen.

Gegen 11 Uhr erwachte die Berinka; sie hatte bis zum Morgen durchstudiert, weil sie doch am Abend einen Vortrag zu halten hatte, und erst um die siebente Morgenstunde war die Müdigkeit so groß geworden, daß sie sich aufs Bett geworfen hatte.

Sie saß dann wieder am Schreibtisch und hatte die gespreizten Finger beider Hände im ungekämmten Haar vergraben. In dieser Stellung traf die feine, ordentliche Trude sie an, als sie noch einmal heraufgeschlichen war, um zu sehen, wie die Dinge sich entwickelt hatten.

„Wünschen Sie Kaffee?" fragte sie nicht eben freundlich, und die Berinka antwortete:

„Ja, aber bitte, nicht reden! Ich habe zu arbeiten. Bis zum Abend muß ich durcharbeiten. Das Mittagessen, bitte, ganz geräuschlos auf den kleinen Tisch da stellen. Sie sind ja ein vernunftbegabtes Geschöpf, soweit ich Sie bis jetzt beurteilen kann, und werden ohne viele Worte begreifen!"

Trude begriff. Irgend etwas war zwar in eine große Disharmonie geraten, aber sie tat sich Zwang an, machte ein nettes, reichhaltiges Frühstückstablett zurecht und stellte es der neuen Hausgenossin schweigend auf den angewiesenen Platz. Desgleichen ein paar Stunden später das Mittagbrot.

Der Appetit der studierenden Frau ließ nichts zu wünschen übrig; Schüsseln und Teller waren völlig geleert. Etwas vor 5 Uhr schon kehrte Spielmann zurück. Ihm schwante nichts Gutes, aber er fand Trude gelassener, als er gefürchtet hatte.

„Seit die gute Frau Spielmann gestorben ist, hab' ich mich ja an manches gewöhnen müssen!" sagte sie nicht ohne Überlegenheit, und Spielmann stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Ich auch, Trude!" sagte er herzlich und überreichte ihr einen Trostschein. „Wie steht es denn mit dem Klantekonzern?" fragte er dann, nur um ein anderes Thema anzuschlagen.

„Gut!" antwortete Trude freudig — „ich hab' noch was mehr hingetragen, damit die Sache sich lohnt. Denken Sie mal, Herr Spielmann, es gibt mindestens ein Dutzend von solchen Rennkonzernen in der Stadt! Alle Welt spielt doch jetzt! Warum wollen Sie es nicht auch tun?"

Bevor noch Spielmann eine Antwort geben konnte, rief die Fremde vom ersten Stock hinab: „Ich höre Spielmanns Stimme. Er soll doch mal zu mir heraufkommen!"

„Kurios!" mußte Spielmann denken, „wo ich doch eigentlich der Herr im Hause hier bin!" Aber schon die Neugierde verlockte ihn, einen Blick in das Zimmer zu tun, das Trude ihm am Telephon so drastisch beschrieben hatte.

Die Doktor Berinka saß wieder mit den gespreizten Fingern im Haar am Schreibtisch und blickte nur flüchtig auf, als Spielmann eintrat.

„Ich wollte nur sagen: um 1/2 8 Uhr Vortrag im Schützenhaus. Ich nehme Sie mit. Bis dahin muß ich völlige Ruhe haben!"

Leise Empörung und zugleich irgendein Ehrfurchtsgefühl vor geistiger Überlegenheit stritten in Spielmanns Brust. Er wollte etwas sagen — verschluckte es dann aber, warf einen traurigen Blick auf das verwüstete Bett und die umherliegenden Kleider- und Wäschestücke, verneigte sich und stieg gedankenvoll die Treppe seines Hauses hinab.

„Schützenhaus!" murmelte er vor sich hin. „Wo gibt es denn ein Schützenhaus?" Er nahm den Stadtplan, der eine Aufzeichnung aller bekannten und besseren Gaststätten enthielt. Das Schützenhaus war nicht darin verzeichnet. Dann sah er im Telephonadreßbuch nach. Da fand er es. Es lag in einem östlichen Vorort der Stadt. Leises Angstgefühl zog in seine Brust.

Punkt 7 Uhr saß er neben der Berinka im Auto.

„Nein, wir dürfen nicht vor dem Schützenhaus halten lassen!" sagte sie — „ich halte eine Rede gegen den Kapitalismus. Man darf mich nicht im Auto sehen!"

Ihre Energie, ihre geistige Überlegenheit schüchterten den armen Spielmann in einem solchen Maße ein, daß alles, was an Auflehnung sich in ihm rühren wollte, zurückgedrängt und fast völlig verwischt wurde; er konnte gar nicht anders, sondern mußte einfach tun, was sie ihm vorschrieb.

Sie legten also das letzte Stück des Weges zu Fuß zurück. Sie ging mit großer Sicherheit auf ihr Ziel los, fand sogleich das baufällige Schützenhaus heraus, schritt durch einen schmalen, übelduftenden Flur und zog den zögernden Spielmann mit sich in eine große, unfreundliche Gaststube. Es war noch zeitig, aber dennoch waren die meisten der Tische besetzt, und alle die, die hier saßen, sahen nicht aus wie solche, die in den Lokalen, die Spielmann mit Vorliebe — seit er Kapitalist geworden — besuchte, zu sitzen pflegten.

Die Berinka ging auf einen Mann zu, der sie willkommen hieß, und sprach lange und leidenschaftlich mit ihm, während Spielmann völlig unschlüssig und ganz und gar uneins mit sich selbst an einem kleinen, säulenartigen Aufbau im Hintergrunde der Gaststube gelehnt stand.

War er verrückt geworden, daß er sich von einer wildfremden Person hierherführen ließ? Konnte er das überhaupt mit seiner Würde als Fabrikherr und Villenbesitzer vereinen? Müßte er nicht, so schnell als möglich, diese Stätte, die ihm als etwas Feindliches erschien, verlassen?

Aber gerade, als seine Gedanken sich zu einem Entschluß, der „Flucht" hieß, gesammelt hatten, kam die Berinka, als ob sie in seiner Seele zu lesen verstände, auf ihn zu und wies ihm einen Platz gleich neben dem Podium, von dem aus sie zu sprechen hatte, an.

Er besaß nicht den Mut zu einer Szene, denn eine Szene würde es ohne Zweifel gegeben haben, wenn er sich ihrem Willen widersetzt hätte. Sie nickte ihm freundlich zu, als er ihrem Wunsche Folge leistete, und bestieg das Podium.

„Die Welt ist total irrsinnig geworden! Und ich bin von allen, die darin herumlaufen, der größte Narr, bin ein Idiot, ein völlig Geisteskranker!" Auf dieser höchst beängstigenden und niederdrückenden Bahn bewegten sich des armen vergewaltigten Spielmanns Gedanken, während seine Hausgenossin zu dem gespannt lauschenden Publikum, das jetzt den Saal bis auf den letzten Platz füllte, sprach. Es herrschte eine furchtbare Atmosphäre. Die meisten rauchten aus kurzen Pfeifen, und auch der Kaffee und das Bier und alle übrigen Getränke und Speisen, die gereicht wurden, erhöhten das Wohlgefühl im verwöhnten Spielmann nicht.

Das Schlimmste aber war das, was da dicht neben ihm vom Podium herab an seine Ohren schlug. Ein wüster, wütender Kampfanlauf gegen alles, was Besitz hieß! Sie sprach mit einer Geläufigkeit, wie etwa ein aufgezogenes Maschinenwerk — aber sie sprach keineswegs eintönig oder trocken oder so, daß man von ihr denken konnte, sie tue es der Sensation halber. Häuslein behauptete ja von allen und allen Frauen, die den Rahmen der Häuslichkeit verließen und sich ins öffentliche Leben wagten, daß sie es einzig aus dem Grunde der ihnen innewohnenden Eitelkeit täten, und Spielmann hatte ihm das ohne weiteres geglaubt.

Die Berinka aber, dieses Wesen, das er seit etwas mehr als vierundzwanzig Stunden in seinem Hause beherbergte, bei der war die Triebfeder zu dem, was sie tat und sagte, nicht weibische Eitelkeit — die mußte so sein, wie sie war — die konnte einfach nicht anders! Es waren paradoxe, ganz unausführbare Dinge, die sie da aussprach, und ein jeder der Vorschläge, die sie machte, würde beim ersten Versuch, ihn durchzuführen, mit einem kläglichen Fiasko geendet haben.

Aber dennoch — dennoch — es war etwas an ihr! Es war so, wie es immer ist, wenn ein Mensch mit der ganzen Inbrunst seiner Seele, mit aller echten Begeisterung und Leidenschaft, die ihm innewohnt, und mit einer ganz ungewöhnlichen Beredsamkeit und klingendem Organ zu gespannt lauschenden Zuhörern spricht. Ob man will oder nicht — man läßt sich fortreißen — es ist wie bei einer machtvollen Musik, die einfach sich des Gefühls bemächtigt und den Verstand beiseiteschiebt.

Lange sprach die Berinka, und immer wieder mußte Spielmann sich fragen: „Wo nimmt sie das alles her? Und wie ist es möglich, das so viele tolle und vernünftige Gedanken in einem einzigen Kopfe leben können?"

Sie predigte Freiheit — Einigkeit — Brüderlichkeit! Sie sprach wie eine Prophetin, aber sie verlor sich in Phantastereien — sie malte Möglichkeiten aus, die in der realen Welt von heutzutage nicht Wurzel schlagen können — sie war, das fühlte man deutlich, in eine Hingerissenheit hineingeraten, die sie den eigentlichen Zweck ihrer Rede vergessen ließ.

Ganz zum Schluß fand sie den Weg zu sich selbst und ihren eigentlichen Absichten zurück, und sie schloß mit erneuter wilder Fehde gegen alles, was Besitz und Kapital heißt, und das Publikum johlte ihr zu, während sich in Spielmanns Hirn wieder Worte wie „Narr — Rindvieh — Idiot!", die er gegen sich selbst anwandte, lösten.

Es folgte eine Diskussion, und die war noch um vieles wüster als die heißesten Stellen aus der Berinka Rede. Dem armen Fabrikbesitzer, dem Inhaber eines Aga- und Benzwagens, trat der Schweiß auf die Stirn; Schauer rannen ihm den Rücken hinab — ihm war, als würde ein jedes Wort, das in die stickige Atmosphäre dieses Gastraumes hinausgeschmettert wurde, einzig gegen ihn erhoben — als seien aller Augen auf seine Person, die sich in Angst und Unbehagen wand, gerichtet — als — — —

Aber dann war es plötzlich zu Ende. Der Wirt des Schützenhauses drängte den letzten Redner vom Podium herab, stieg selbst hinauf und verkündete, daß die Zeit, für die er seinen Raum an diese Versammlung vermietet habe, abgelaufen sei. Draußen ständen schon die jungen Damen und Herren, die eine Tanzvereinigung hier abhielten, und darum müsse er bitten, in spätestens zehn Minuten das Haus verlassen zu haben.

Die Berinka sprang noch einmal aufs Podium und hielt eine begeisterte, ganz kurze Schlußrede. Wilder Applaus folgte. Draußen auf der Straße ward sie noch von einer Schar Männer und Frauen umringt, während Spielmann, Wut, Angst, Bewunderung und allerlei wirre Vorstellungen und Pläne in Kopf und Herzen herumwälzend, an einen Laternenpfahl gelehnt stand und wartete, bis die Berinka frei sein würde.

(Schluß folgt.)



Hartes Brot. Nach einem Gemälde von Ernst Platz.

Die Zwergvölker der Erde.

Von Professor Dr. Hans Meyer.



Negrito-Mädchen von Mariveles (Insel Luzon, Philippinen).



Buschmann aus dem Sandfeld in Südwestafrika.

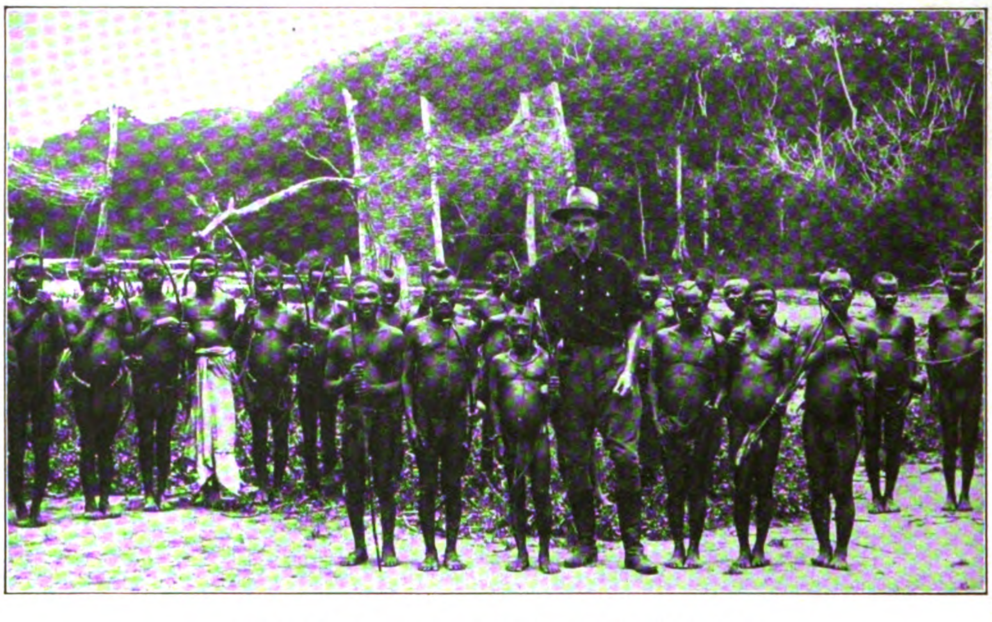
Von jeher haben in der Phantasie der großwüchsigen Völker die Kleinwüchsigen, die Zwerge, eine besondere Rolle gespielt. In den Sagen und Märchen wimmelt es von Zwergen, die entweder tief in den Wäldern hausen, wie in einem der schönsten deutschen Märchen die sieben Zwerge bei den sieben Bergen, oder die unter der Erde und in Höhlen wohnen und die Schätze der Tiefe hüten, oder die als heimliche Mitbewohner unserer Häuser sich versteckt halten und nur in der Nacht, wenn alles schläft, hervorkommen und ihr Wesen zu Nutz oder zu Schaden der Menschen treiben.

Während unter den Völkerkundigen die einen der Ansicht sind, daß in diesen Vorstellungen von Zwergen der Sagen und Märchen uralte Erinnerungen an vorzeitliche Zwergstämme fortleben, sind die anderen der Meinung, daß es nur Schöpfungen der Phantasie sind, die an die noch heute unter uns lebenden vereinzelten zwerghaften Individuen anknüpfen.

Den Übergang vom Glauben an vergangene Zwergengeschlechter zur wirklichen Kenntnis von noch lebenden Zwergvölkern machte das klassische Altertum. Dunkle Kunde ist, wenn nicht schon in Homers Erwähnung des Zwergenvolkes am Rande des Okeanos, doch wohl in Herodots Berichten von den Zwergstämmen an den Quellen des Nils enthalten, und noch mehr tatsächliches Wissen in den kurzen Mitteilungen des Aristoteles, des Plinius, des Pomponius Mela und anderer antiker Schriftsteller und weitgereister Männer.

Zwei Jahrtausende blieb es jedoch bei der dunklen Kunde, bis im 19. Jahrhundert die nach Zentralafrika vordringenden Forschungsreisenden den Schleier lüfteten. Es war unser großer deutscher Reisender Georg Schweinfurth, der 1870 die ersten wirklichen Rassenzwerge, die Akka, am oberen Uelle beim Monbuttukönig Munsa entdeckte und damit die Richtigkeit der antiken Angaben bestätigte.

Nun mehrten sich bald die Entdeckungen von Zwergstämmen auch aus anderen Gegenden des zentralen Afrika. Auch aus anderen Erdteilen, aus Südasien, den südasiatischen Archipelen, den Inselgruppen der Südsee, wurden Zwergstämme bekannt. Heute haben wir ein, wenn auch noch sehr lückenhaftes, doch schon recht übersichtliches Bild von ihrer Verbreitung und von den körperlichen, teilweise auch den ethnologischen Grundzügen ihres Wesens.



Wambutti-Männer vom Urwald bei Beni am Semliki (Ostkongo).

Was heißt „Zwergvölker“? Offenbar Völker, die sich durch kleinen Wuchs, außer anderen Eigenschaften, von Völkern normaler Körpergröße unterscheiden. Also Zwerge als ganzes Volk, als Rasse: „Rassenzwerge.“ Einzelne zwerghafte Individuen gibt es in jedem normal gewachsenen Volk; sie tragen aber alle die Merkmale pathologischer Wachstumsbehinderung an sich, sie sind krankhaft abnorm. Es sind „pathologische Zwerge“.

Indes auch äußere Lebensumstände können die Körpergröße sowohl einzelner Individuen als auch ganzer Völkerstämme positiv oder negativ beeinflussen. Jeder Tierzüchter weiß, daß das Körperwachstum der Jungtiere durch gute und reichliche Nahrung befördert, durch schlechte gehindert und verkümmert werden kann.

Die Verkümmerungstheorie hat für zwerghafte Tier- und Menschenformen im engen Kreise des Pathologischen Geltung, gibt aber für die gesunden Zwergrassen keine Entstehungs- und Daseinserklärung. Wir finden im Menschengeschlecht ganze Gruppen zwerghafter Stämme, die keine Spur von pathologischer Zurückgebliebenheit oder von verkümmernder Degeneration an sich tragen, sondern den Eindruck völlig gesunder Menschen machen. Zum Unterschied von den individuellen pathologischen Zwergen hat man diese Kleinwüchsigen als „physiologische“ Zwerge, als „Rassenzwerge“ oder noch besser, unter Erneuerung der antiken Benennung, als „Pygmäen“ (Pygme = Faust, Unterarm) bezeichnet. — In diesem Sinne wird von der neuen Anthropologie der Name „Pygmäen“ auf solche Rassenzwerge beschränkt, die innerhalb der zwischen 120 und 200 cm schwankenden Variationsbreite des menschlichen Größenwachstums an der unteren Grenze stehen, meist zwischen 130 und 150 cm. An der Verbreitungsperipherie der kleinwüchsigen Pygmäenstämme entstehen aber durch partielle Vermischung mit großwüchsigen Nachbarstämmen häufig Mischlinge in Einzelindividuen und in ganzen Stämmen, die man als Pygmoide, als Zwergartige von den primären Pygmäen unterscheidet.

In Asien sind zu den primären Pygmäen zu zählen die Negritos oder Aetas auf den Philippinen, ferner die Minkopie auf den Andamaneninseln und die Semang auf Malakka; wogegen die Wedda auf Ceylon (157,6 cm), die Kubu in Südsumatra, die Toala auf Celebes (157,7 cm) u. a. wahrscheinlich Pygmoide sind.

In der Südsee werden echte Pygmäen aus dem östlichen Deutsch-Neuguinea (Kai, aber von Detzner bestritten), vom mittleren Ramufluß, vom mittleren Sepik und aus dem Zentralgebirge Holländisch-Neuguineas (Tapiro, Mafulu u. a.) beschrieben. Vielleicht sind solche auch die von verschiedenen Reisenden gemeldeten Kleinwüchsigen im Bismarckarchipel, den Salomoninseln, den Admiralitätsinseln, der Neu-Hebrideninsel Santo.

Die meisten, ausgebreitetsten und einheitlichsten reinrassigen, unter 150 cm großen Pygmäenvölkchen schließlich finden wir in Mittel- und Südafrika. Vom ostafrikanischen Stephaniesee bis hinunter ins Kapland leben zahlreiche Zwergstämme über den dunkeln Erdteil zerstreut. Relativ am bekanntesten sind im zentralafrikanischen Seen- und Zwischenseengebiet die Akka, Tikkitikki, Batwa; im großen äquatorialen Kongo-Urwald die Wambutti, Batwa, Afifi; in Westafrika die Njanti und die Bagielli im Südkameruner Waldgebiet; die Abongo, Bakkebakke, Dongo im Loangohinterland, und endlich die vielen kleinen Stämme der echten Buschmänner in den sterilen Steppen und Wüstensteppen Süd- und Südwestafrikas.

Alle diese Pygmäenvölkchen der Erde sind auf die Zone der Tropen beschränkt, mit Ausnahme der südlichen Buschmänner, die aus den Tropen noch ein Stück in die südliche gemäßigte Breite hinübergreifen. Alle Zwergvölkchen leben also in der Zone der gleichmäßig großen Wärme, der ausgedehntesten Urwälder oder der abgelegensten Gras- und Strauchsteppen, wo der Pygmäe unbehelligt von den größeren, stärkeren Rassen sein primitives Dasein als herumschweifender Jäger und Sammler führen kann. Wir haben anzunehmen, daß die Pygmäen in ihren heutigen Wohngebieten die ältesten Bewohner sind, die einst wohl in größerer Zahl und in engerem Zusammenhang darin gelebt haben, bis sie von später hereindringenden Völkerwellen großwüchsiger Rassen verdrängt, zersprengt, aufgesogen wurden.

Nach ihrer geographischen Verteilung, ihren Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten können wir in der Menge der Pygmäenvölkchen drei Gruppen erkennen: Die negritoartigen Südasiens und der Südsee, die zentralafrikanischen Pygmäen, die südafrikanischen Buschmänner. — Die negritoartigen Stämme messen durchschnittlich zwischen 145 und 150 cm, haben schwarze oder dunkelschokoladenbraune Haut, brachykephale Schädel, vorspringende Kiefer, breite Nase mit eingedrückter Nasenwurzel, konvexe Oberlippe, krauses schwarzes Wollhaar, langen Oberkörper, kurze dünne Beine, feine Hände und Füße. Ihre soziale Einheit ist die monogame Familie; Verwandtenehe ist verboten, anscheinend besteht Exogamie. Von ihrer Sprache ist nur bekannt, daß sie ein anderes Idiom sprechen als ihre größeren Nachbarn. Von ihren religiösen Vorstellungen und Bräuchen wissen wir ebenfalls nur Unsicheres.

Viel genauer unterrichtet sind wir von den Buschmännern durch die methodischen Untersuchungen von Fritsch, Passarge, Pösch, Leonhardt Schultze und Luschan. Als Bewohner der abgelegensten südafrikanischen Steppen und Wüsten hat sich der Buschmann in seiner Lebensweise, seinen körperlichen und geistigen Eigenschaften wunderbar den Extremen der Natur seines Streifgebietes angepaßt. Die Körperhöhe der Buschmänner und -frauen hält sich unter einer Maximalgrenze von 146 cm. Kurze Beine und langer Rumpf sind „infantile“ Eigenschaften, wie bei den andern Pygmäen. Das Kopfhaar steht nicht nur in einzelnen Büscheln, sondern ist auch, wie bei den zentralafrikanischen Pygmäen, kleinspiralig eingerollt und zu Knötchen verfilzt. Sonderbare Schnalzlaute (Klixe) charakterisieren ihre Sprache.

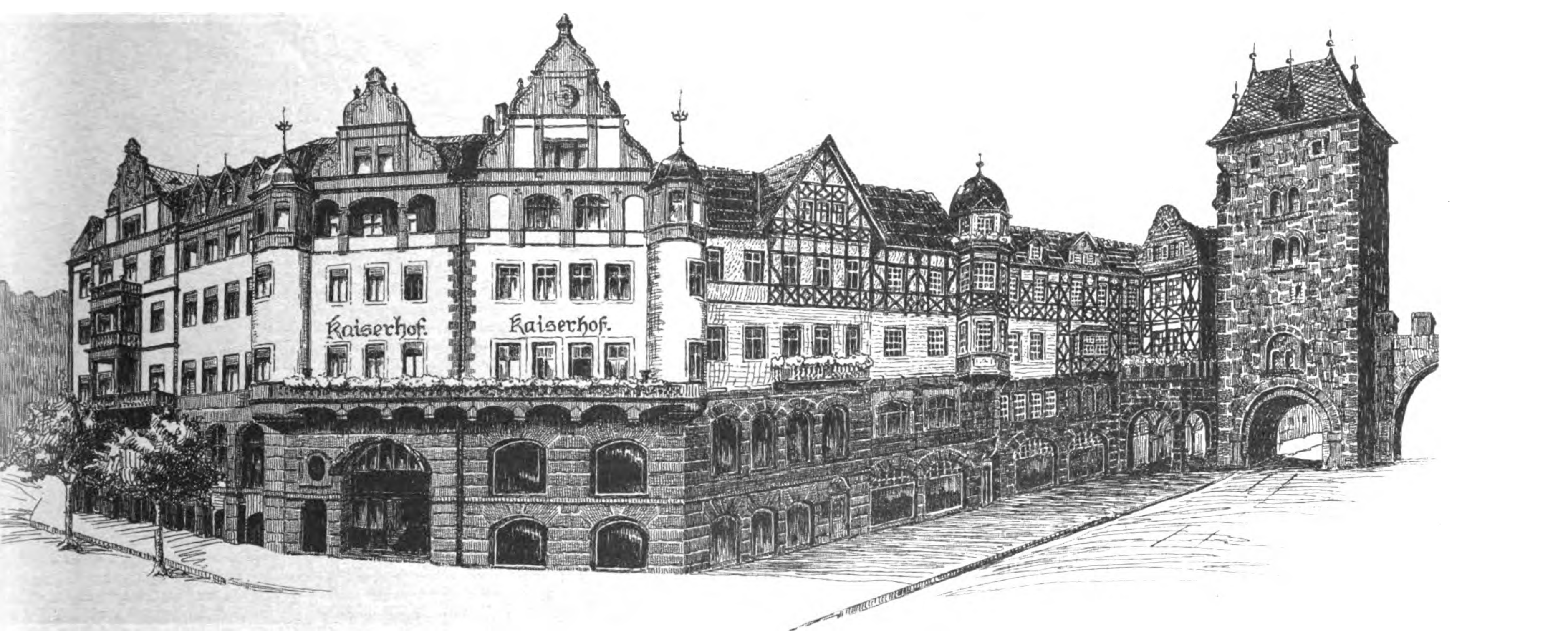
Die dritte Gruppe, die tropisch-afrikanischen Pygmäen, ist wegen der Unzugänglichkeit ihrer meist dicht bewaldeten Wohngebiete, hauptsächlich im Kongobecken, noch sehr wenig bekannt; Näheres wissen wir bloß von den Akka, den Batwa und den Wambutti der östlichen Regionen. Von allen Zwergvölkern der Erde sind sie die kleinsten mit Körperhöhen von weniger als 150 cm, in der Mehrzahl der gemessenen sogar von 142 cm. Ihre Körperbeschaffenheit ähnelt sehr jener der beiden anderen Gruppen, namentlich der Buschmänner. Sie sind durchaus dem Leben im Urwald angepaßt, unstet streifende Jäger und Sammler, mit Hütten, Waffen, Geräten und Kleidung primitivster Art. In ihren Idiomen scheinen stark aspirierte Worte häufig zu sein, ähnlich den eigentümlichen Schnalzlauten der Buschleute. In Anbetracht der vielfältigen Übereinstimmung dieser beiden Pygmäengruppen wird sich wahrscheinlich bei zunehmender Kenntnis herausstellen, daß sie ursprünglich eine zusammenhängende Urbevölkerung Mittel- und Südafrikas gebildet haben, die durch später eingewanderte Rassen (Neger, Hamiten) getrennt und in Rückzuggebiete verdrängt worden sind.



Wambutti-Weiber vom Urwald bei Beni am Semliki (Ostkongo).

Auf der andern Seite erkennen wir, wenn wir unsern Betrachtungskreis wieder nach Südasien und der Südsee erweitern, zahllose körperliche, psychische und kulturelle Übereinstimmungen zwischen den mittelafrikanischen Pygmäen und den Negritos der ersten Gruppe. Der Schluß liegt nahe, anstatt einer höchst unwahrscheinlichen Konvergenz so überaus vieler Erscheinungen in den weit zerstreuten kleinen Völkchen einen ursprünglichen Zusammenhang aller drei Gruppen anzunehmen, der durch spätere große Völkerbewegungen aufgehoben worden ist. Das weist zugleich auf das hohe Alter der Zwergvölker in der Stammesgeschichte der Menschheit hin. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Pygmäen die Anfangsformen der Menschengeschlechter gewesen sind, aus denen sich allmählich die großwüchsigen Rassen entwickelt hätten. Wenn es prähistorische Zwergrassen gegeben hat, werden diese vermutlich schon damals neben großwüchsigen Rassen gelebt haben. Um mehr Licht in diese noch an Rätseln reiche Frage der Zwergvölker zu bringen, muß vor allem die Ethnologie neben der Anthropologie mehr zu Worte kommen. Hoffentlich kann sie bald nachholen, was sie so lange versäumt hat, denn die Zwergvölker gehen überall unter dem Andrang stärkerer Rassen ihrem schnellen Untergang entgegen.

(Fortsetzung des redaktionellen Teils auf Seite 308.)



Der „Kaiserhof" und die „Turmschänke" in Eisenach.

Von Armin Rabe.

Dort, wo im Mittelalter die strata regia sich teilte und in vier Straßenzügen — die Nürnberger- und Kinzigstraße, die „langen" und „kurzen Hessen" — den Verkehr Leipzigs mit Franken, Buchonien, Hessen und Westfalen vermittelte, lag das alte Ysenache, das jetzige Eisenach; schon damals ein Brennpunkt des Verkehrs, der in den naheliegenden Fuhrmannskolonien Marksuhl und Rothenhof seinen noch heute sichtbaren Niederschlag fand. Das Zeitalter der Eisenbahn und der Elektrizität ist den Spuren des Mittelalters und seiner Straßen gefolgt. Auch im zwanzigsten Jahrhundert ist Eisenach eine wichtige Station im deutschen Verkehrszuge von Ost nach West, von Nord nach Süd geblieben; mit einer Frequenz von etwa 250000 Besuchern der Wartburgstadt (1921) nimmt Eisenach einen hervorragenden Platz in der Verkehrsstatistik der deutschen Städte ein und wird infolge seiner günstigen Lage auch als Kongreß- und Versammlungsort bevorzugt.

Dieser sehr hohen Besuchsziffer kann nur eine solche Hotelindustrie mit Erfolg begegnen, die das Moderne, Praktische und Behagliche in harmonischen Einklang zu bringen versteht. Der „Kaiserhof" ist eine Gaststätte, die derartigen Ansprüchen in jeder Beziehung genügt. Sein von Otto March's Meisterhand geschaffener Hotelbau, der sich prachtvoll dem eigenartigen Nikolaitorbilde anfügt, weist Konferenz- und Kongreßsäle auf, seine Gast- und Schlafräume sind mit den neuesten hygienischen Einrichtungen (fließendem Warm- und Kaltwasser, Privatbädern usw.) versehen. Daß der „Kaiserhof" den Ruf eines Großstadthotels genießt und vom Bädeker einen Stern verliehen erhielt, mag für die von Interesse sein, die es lieben, unmittelbar in Thüringens Bergen den Komfort der großen Stadt nicht vermissen zu müssen. An historischer Stätte steht der „Kaiserhof". Wo früher das Nikolaitor sein Vortor trutzig zur Abwehr der Fremden reckte, empfängt nun Herr Gustav Franke freundlich seine Gäste.

Dem Betriebe des „Kaiserhofes" angegliedert ist die „Turmschänke" im Nikolaitorturm. Einen Zwillingsbruder des Wartburgbergfriedes möchte man den alten steinernen Stadtwächter nennen, der seine 852 Jahre (erbaut 1070) aufrecht und mit Würde trägt. Geradezu famos hat es Herr Franke verstanden, aus dem mittelalterlichen Verteidigungsturm und dem späteren „Bürgergewahrsam" ein trauliches Turmverließ, ein „fideles Gefängnis" und eine geschmackvolle Weinschänke zu schaffen: Was in Bremen der Ratskeller, in Bozen das Batzenhäusl und in Leipzig Auerbachskeller ist, das ist in Eisenach die Turmschänke, wo sich abends die Fremden und Eisenachs Bürger zur Labung an den vorzüglichen Darbietungen von Küche und Keller einfinden.

Der Wartburgwaller, der am Tage die Herrlichkeiten der Landgrafenfeste sah, kehrt des abends gern in der Turmschänke ein, deren uralte Mauern ähnliche Saiten erklingen lassen, wie die romanischen Säulenwände des Burgpallas droben auf dem Felsenberge. Berühmte Persönlichkeiten weilten hier oft zu Gast. Paul Lindau saß einst da hinter funkelndem Pokale und formte, nachdenklich an einer seiner berühmten Zigaretten saugend, die „Erinnerungen". Und dort in jener Ecke residierte häufig Max Reger, zog die Schleusen seines süddeutschen Humors und ließ auch schlagkräftige Wortwitze in das kunstbeflissene Geplauder seiner Umgebung fallen. Auch der feinsinnige Dichter Wilhelm von Scholz gehört zu den Geistes-Paladinen der Turmschänke. Lassen wir hören, was uns der Poet von seinem Stammsitz harft:


Das alte Nikolaitor in Eisenach.

„Die Turmschänke zu Eisenach."

Aus Torgewölbe lockt verführerisch
Ein steiles Stieglein helle durch die Nacht.
Schon klingt Musik. Schon lädt ein runder Tisch
Im Raum, den die Empore halb bedacht,
Dich ins Getäfeleck. Der Wein steigt träumerisch.
Ein unsichtbares Mädchenplaudern lacht
Zu Klang und Leuchten —
Dichtpult! alter Tisch
Ist keine Sehnsucht in dir aufgewacht?

Dr. Wilhelm von Scholz.

Mehrfachbildung von Körperteilen im Tierreiche.

Von Dozent Ewald Schild, Leiter des Mikrobiologischen Instituts in Wien.



1. Röntgenaufnahme eines lebenden Wassermolches, bei dem aus der Bruchstelle des rechten Vorderbeines durch Regeneration ein zweites Bein zu wachsen beginnt (Pfeilrichtung).

Wir alle wissen, daß der Mensch nicht mit den Zähnen geboren wird, sondern daß diese erst im Säuglingsalter gebildet werden. Diese Milchzähne finden aber im jugendlichen Alter ihren Ersatz durch das bleibende Gebiß, und schon dieses eine Beispiel vermittelt uns die recht einfach erscheinende, jedoch ganz bedeutende Erkenntnis, daß verschiedene Körperteile des Menschen oder eines anderen Tieres (denn auch der Mensch muß ja bekanntlich zu den Säugetieren gezählt werden) neu gebildet werden können, sobald sie verlorengehen. Nun erinnern wir uns vielleicht, daß ja auch unsere Haare und Nägel trotz eifriger Scherenbehandlung immer wieder nachwachsen, und auch unsere Körperhaut ist noch immer nicht verschwunden, obgleich sie vollständig abgebraucht wird und in kleinsten Schüppchen verlorengeht, weil sie eben von unten her fortwährend durch neue Haut ersetzt wird. Man bezeichnet diesen Vorgang als „Regeneration", d. h. „Wiedererzeugung". Nicht immer ist der Vorgang der Regeneration so einfach und regelmäßig wie in unseren Beispielen, die deshalb unserer Aufmerksamkeit leicht entgehen, weil ebensoviel nachwächst wie verbraucht bzw. entfernt worden ist.

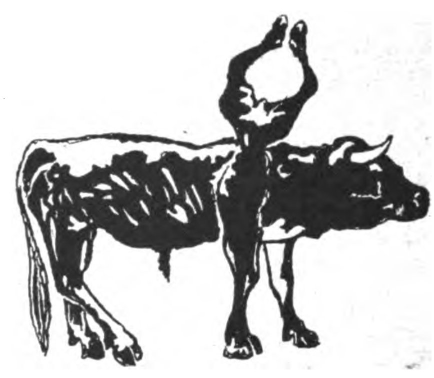
Interessanter wird schon die Sache, wenn wir uns beispielsweise daran erinnern, daß es manche Tiere, wie z. B. Krebse, Schlangen, Raupen usw., gibt, die regelmäßig aus der „Haut" fahren, sobald sie ihnen zu eng geworden ist, und dann eine neue besitzen. Diese Wiedererzeugungen gehören zur regelmäßigen Entwicklung des Tieres. Nun können aber auch Fälle eintreten, wo ein unglücklicher Zufall den Verlust eines Körperteiles nach sich zieht, und da lassen sich auch aus dem Tierreiche viele Belege anführen, die ein Nachwachsen derart verlorener Körperteile beweisen. Solche Verletzungen geschehen durch künstliche, operative Eingriffe seitens des Experimentators oder in der freien Natur durch Zerreißungen, im Kampfe mit Feinden usw. Würmer können beispielsweise in mehrere Stücke zerreißen oder künstlich zerschnitten werden, ohne ihre Lebensfähigkeit einzubüßen, da jedes Teilstück zu einem vollständigen Tiere wieder auswächst. Würden wir dasselbe Experiment an einem Wirbeltiere, z. B. einem Wassermolch, anstellen, so würde das Tier zugrunde gehen, weil die einzelnen Teile in zu strenger Abhängigkeit voneinander standen und nur im Zusammenhange ihren mannigfaltigen Aufgaben gerecht werden konnten, im Gegensatze zum Wurm, dessen Körper noch keine so große Differenzierung erreicht hat, dessen Bau in sich noch gleichmäßiger ist, und dessen Teile auch nach der Zerstückelung noch lebensfähig bleiben.

Wir erkennen also daraus ganz allgemein, daß die Fähigkeit der Regeneration abnimmt, je höher sich die Stellung der untersuchten Tierart im natürlichen System befindet, das stammbaumartig die Verwandtschaft der Arten veranschaulicht, und je mehr die Komplikation im Bau eines Tieres zunimmt.

Dennoch besitzt auch der Wassermolch oder Wassersalamander eine für seine Organisation erstaunlich große Regenerationsfähigkeit. Schneiden wir ihm nämlich den Schwanz oder gar ein Bein ab, so wächst in verhältnismäßig kurzer Zeit der betreffende Körperteil samt seinem knöchernen Gerüst wieder nach. Ja, es gelingt sogar folgender überraschender, allerdings etwas komplizierter Regenerationsversuch: Wird ein Bein im Ober- und Unterschenkel durchtrennt und das erhaltene Kniestückchen an einer beliebigen Stelle des Körpers, z. B. an den Längsseiten, unter die Körperhaut eingepflanzt, „transplantiert", so wächst nicht nur das verstümmelte Hinterbein, das uns als Lieferant des Kniestückchens diente, wieder zu einem vollständigen, gebrauchsfähigen Fuß aus, sondern auch die Kniepartie erzeugt an der fremden Körperstelle einen Fuß, der allerdings durch das Fehlen funktionierender Nerven zum Gebrauche nicht in Frage kommt. Das Resultat unseres Versuches (Abbild. 2) ist also ein Wassersalamander mit fünf Füßen.

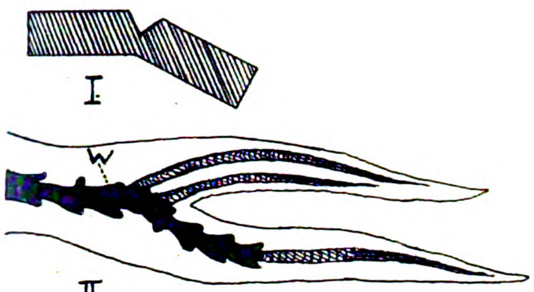


2. Wassermolch mit fünf Beinen. Das zwischen den beiden gestrichelten Linien des linken Hinterbeines gelegene Kniestückchen wurde dem Tier künstlich in die linke Bauchseite (s. Pfeil) eingepflanzt, wo es sich zum fünften Fuß ausbildete. Das verletzte Hinterbein ist wieder zu einem normalen Fuß ausgewachsen. (Nach einer Photographie des lebenden Tiers.)



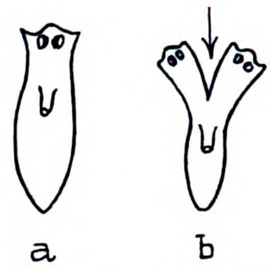
3. Ein Stier mit einem Paar spiegelbildlicher Vorderbeine als Folge eines Bruches im Mutterleibe mit nachfolgender doppelter Regeneration. (Nach Prof. Dr. H. Przibram.)

Wir haben es aber hier strenggenommen mit keiner echten Mehrfachbildung von Körperteilen, die, wie wir gleich vorausschicken wollen, immer auf irgendeiner Form von Regeneration beruht, zu tun, und die wir nun im folgenden Beispiel genauer kennenlernen wollen. In unseren Gewässern lebt der kleine Süßwasserpolyp (Abbild. 5a), ein winziger Verwandter der im Meere lebenden farbenprächtigen Seerosen und wie diese zu den Pflanzentieren (Coelenterata) gehörig. Das Tierchen besteht aus einem Schlauche, der an einem Ende mit einem, einer Saugscheibe ähnlichen „Fuße" versehen ist, mittels dessen sich das Tier im Wasser an irgendeine Unterlage anheftet. Am anderen Ende des Schlauches befindet sich die von einem Kranze von Fangarmen umgebene Mundöffnung, die sofort in die Körperhöhle, das Innere des Schlauches, einmündet. Wir können nun diese Tierchen in beliebige Quer- und Längsschnitte zerlegen, immer wieder werden die einzelnen Teilstücke des Fehlende ergänzen, regenerieren, und so zu voll-



4. Eidechsenschwanz mit drei Spitzen. I. Geknickter Balken mit zwei Bruchflächen. II. Einknickung (W) der knöchernen Wirbel eines Eidechsenschwanzes, an deren Bruchstellen zwei neue, in einer Ebene liegende Spitzen nachwachsen (regenerieren).

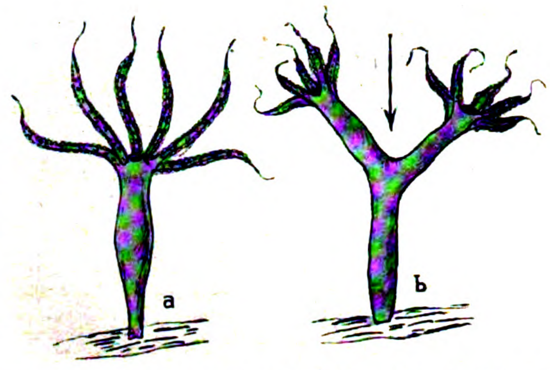
ständigen Tieren heranwachsen. Machen wir aber einen Längsschnitt, am Kopfende beginnend gegen den Fuß zu, etwa bis zur Körpermitte, ohne also das Tier völlig zu zerschneiden, so geschieht etwas ganz Merkwürdiges. Wie wir bereits wissen, zielt die Regeneration darauf hin ab, das, was fehlt, neu zu bilden, und so erzeugt also jeder der beiden Schnittränder die fehlende Körperhälfte. Als Ergebnis unseres Versuches ist jetzt eine Süßwasserpolyp mit zwei Köpfen entstanden (Abbild. 5b). Genau dasselbe erreichen wir durch die gleiche Operation an kleinen Strudelwürmern unserer Gewässer (Abbild. 6a und b). Wir brauchen aber bei bloß einem Einschnitt nicht stehenzubleiben, sondern können deren mehrere ausführen und auch das Schwanzende dieser unverwüstlichen Geschöpfe durch Einschnitte vervielfachen, so daß wir also wunderliche, künstlich geschaffene vielköpfige und mehrschwänzige Mißbildungen erhalten.



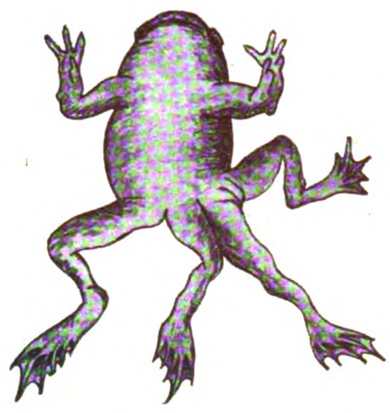
6. Umrißskizze eines Strudelwurmes unserer Gewässer. a. Normal. b. Durch künstlichen Einschnitt (Pfeilrichtung) verursachte Zweiköpfigkeit.

Wenn wir uns nun nochmals vor Augen halten, daß wir bei unserem Süßwasserpolypen durch Einschnitte und dadurch stattfindendes Regenerationswachstum mehrere Köpfe hervorrufen können, ein Experiment, das erstmalig im Jahre 1740 durch Trembley ausgeführt wurde, und das zu jenen Zeiten genügend Anlaß zu den abenteuerlichsten und unsinnigsten Vorstellungen und Deutungen gab (man stritt sich beispielsweise darüber, in welchem der Köpfe dann wohl die „Seele" ihren Sitz habe!), so wird uns dadurch auch der lateinische Namen „Hydra" des Süßwasserpolypen leichtverständlich. Die Hydra war ja bekanntlich nach der griechischen Mythe ein schlangenartiges Ungeheuer mit mehreren Köpfen, das nach Verlust eines solchen aus der Wundstelle zwei neue hervorwachsen ließ. Die Entstehung der Sage geht vielleicht zum Teil tatsächlich auf Doppelbildungen durch Regeneration zurück, denn in der freien Natur werden gar nicht selten Reptilien, besonders Schlangen, mit zwei Köpfen gefunden. Die Entstehung dieser Mißbildung muß man sich wohl so vorstellen, daß die Schlange noch als Embryo im Ei einen Bruch der Wirbelsäule erlitten hat, so daß an der Wundstelle ein neuer Kopf regenerieren konnte.

Überhaupt spielen Brüche und Spaltungen, die ein Tier während seiner Embryonalzeit und im Jugendstadium, solange es noch regenerationsfähig genug war, erlitten hat, eine große Rolle bei den dann sichtbaren Mehrfachbildungen. Wir alle wissen wohl noch von der Schulbank her, daß aus dem Froschei nicht gleich ein Frosch, sondern zuerst das Larvenstadium der Kaulquappe entsteht, deren Metarmorphose erst den fertigen Frosch liefert. Nun zeigt aber die Kaulquappe schon die Beinanlagen des künftigen Frosches. Spalten wir nun auf diesem frühen Stadium eine Beinanlage durch einen Einschnitt, so erhalten wir dann die künstliche Mißbildung eines Frosches mit vier Hinterbeinen (Abbild. 7). Die mehrfach einsetzende Regeneration aus Bruchflächen zeigt besonders deutlich der Eidechsenschwanz. Bekanntlich büßen die flinken Eidechsen bei ihrer Verfolgung leicht den Schwanz ein, ja, die Eidechse ist sogar imstande, durch eigene Muskeln den Schwanz selbst anzubrechen, wenn er von einem Verfolger angefaßt wird, so daß ihm bloß der Schwanz, nicht aber die begehrte Eidechse verbleibt. Nun kann aber der Fall eintreten, daß der Schwanz nicht vollkommen abbricht, sondern nur bloß abgeknickt wird und mit einer dünnen Gewebspartie am Rumpf noch hängenbleibt. Dadurch entstehen zwei Bruchflächen, aus denen je ein Schwanz regeneriert wird, so daß mit dem verbliebenen alten Schwanzende im ganzen nun drei Schwänze vorhanden sind. Um dies besser verstehen zu können, folgen wir einer Angabe des Biologen Przibram und denken uns einen Balken (Abbild. 4, I), der bloß geknickt, nicht aber ganz durchgebrochen wird. Wir erkennen dann deutlich die beiden Bruchflächen, aus denen im Eidechsenschwanze die beiden neuen Schwänze hervorgehen (Abbild. 4, II), die in einer Ebene liegen.



5. Der kleine Süßwasserpolyp (Hydra). a. Normales Tierchen. b. Künstlich erzeugtes doppelköpfiges Exemplar, hervorgerufen durch einen Einschnitt in der Richtung des Pfeiles.



7. Frosch mit vier Hinterbeinen. Diese in der Natur vorkommende Mißbildung kann auch künstlich durch einfache Operation (Spaltung eines Hinterbeines der Kaulquappe) bewirkt werden.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse auf Abbildung 1. Wir sehen hier die Röntgenaufnahme eines beliebten, oben schon genannten Versuchsobjektes, eines Wassersalamanders, dessen rechtes Vorderbein künstlich gebrochen wurde, was bei diesem Tiere nicht viel zu sagen hat, sondern den Reiz zu einer Neubildung des Vorderbeines abgibt, dessen beginnende Entwicklung auf dem Bilde festgehalten wurde.

Viel bestaunt werden oft die mannigfaltigen Naturspiele fünffüßiger Schafe, Kälber und sonstiger Monstrositäten, die sämtlich auf erlittene Brüche während des Embryonallebens im Mutterleibe zurückzuführen sind. Auch bei dem in Abbildung 3 skizzierten Stier, dem aus der rechten Schulter ein Paar spiegelbildlicher Zusatzglieder herausgewachsen ist, wurde durch den bereits erwähnten Forscher Przibram der Ursprung dieser merkwürdigen Mißbildung aus Brüchen nachgewiesen, die schon im Mutterleibe vor sich gegangen sein müssen.

Wir sind am Ende unserer Ausführungen. Daß wir heute imstande sind, uns die so mannigfaltigen und rätselhaft erscheinenden Mehrfachbildungen von Körperteilen zu erklären, indem wir ihren Ursachen nachspüren, ist das Verdienst einer verhältnismäßig jungen Wissenschaft. Denn wo man früher die Arbeit des Zoologen für beendet erklärte: mit der Erkennung und Beschreibung der Tiere, und sich begnügte, alles andere gläubig zu bestaunen, da fängt eigentlich erst die Tätigkeit des Forschers an. Von der Beobachtung der in der Natur aufgefundenen Fälle schritt man mit Hilfe der aus der Chemie und Physik entlehnten analytischen Arbeitsweisen zu planmäßigen Versuchen und suchte auf Grund derselben nach kausalen Erklärungen. Und wie es der Chemie und Physik gelungen ist, auf dem Wege des Experimentes jene hervorragenden Leistungen hervorzubringen, die wir alle bewundern, so eröffnen sich auch für die Biologie, die Lehre von den Lebewesen, durch die Verwertung des planmäßigen Versuches großartige Ausblicke, und heute schon hat sie, wie wir an einem ganz kleinen Ausschnitte gesehen haben, gewaltige Erfolge aufzuweisen, Bausteine für ihren Weg und Ziel, das große Rätsel des Lebens zu enthüllen.

Aus Wissenschaft und Technik.

Schlaf und Gedächtnis. Unter den Ursachen nervöser Gedächtnisschwäche nimmt die [illegible]zung des Schlafes eine besonders einflußreiche Stellung ein. Durch Versuche von Weygandt ist nachgewiesen, daß schon eine nur einmalige Kürzung des Nachtschlafes um drei Stunden am nächsten Tage die Auffassungsfähigkeit hochgradig herabsetzt. Sehr häufig findet man nun bei Geistesarbeitern die Neigung, aus äußeren Gründen zum Studium die stillen ungestörten Nachtstunden zu benutzen. Aber tatsächlich sind auch manche Menschen zu gewissen Geistesarbeiten in den Abendstunden besser befähigt als während der früheren Tageszeit. Dieser Unterschied beruht auf einer angeborenen geistigen Disposition. Unter allen Umständen aber ist die Forderung aufzustellen, daß nicht am nächsten Morgen die Warnung des Unausgeschlafenseins durch gewaltsames Aufraffen oder gar durch Nervenreizmittel ausgeschaltet wird. Nach ausreichender Nachtruhe muß der Mensch sich wie neugeboren fühlen. Wir müssen bei dieser Erörterung eine alte Regel streifen: „Früh schlafen geh'n und früh aufsteh'n schafft Reichtum, Weisheit, Wohlergeh'n." Die Richtigkeit dieser Regel kann ich nur für etwa zwei Drittel der Geistesarbeiter anerkennen. Als wichtig ist hierzu zu bemerken: Es gibt sehr viele Menschen, die den Morgenschlaf nicht ohne Schädigung entbehren können, die frühes Aufstehen absolut nicht ausgleichen können durch frühzeitigeres Zubettgehen. Es ist dies eine angeborene geistige Disposition. Für viele Kinder ist der übliche Schulanfang zu frühzeitig. Eine Kürzung der Unterrichtszeit würde durch bessere Aufnahmefähigkeit ausgeglichen werden. Jeder, der Einfluß auf Schulverhältnisse hat, sollte immer und immer wieder in diesem Sinne den Lehren der nervenärztlichen Erfahrungen Gehör verschaffen. Uns interessiert hier nur die Frage nach der Durchschnittszeit des zuträglichen Schlafquantums. Immanuel Kant stellte die Warnung auf, dem Schlaf mehr als ein Drittel der Lebenszeit einzuräumen, da man sonst sich verrechne in Anschauung seines Lebensquantums, teils dem Grad, teils der Länge nach. Schon Homer warnt: „Aber Bedarf zu schlafen, ist lästig." Eine alte Lebensregel besagt: Sex septemque horas dormire satis't (sechs bis sieben Stunden Schlaf sind ausreichend). Der heutige Kulturmensch hat aber bei geistiger anstrengender Tätigkeit nach meinen seit vielen Jahren durchgeführten Feststellungen durchschnittlich das Bedürfnis achtstündiger Schlafenszeit. Der bekannte Hygieniker Professor Alfred Grotjahn führt aus: „Menschen, die weniger als acht Stunden Schlaf brauchen, gibt es nicht. Es sieht so aus, als ob sie nicht mehr nötig hätten, während sie bei weniger Schlaf tatsächlich Raubbau an Arbeitskraft und Nerven treiben. Umgekehrt gibt es keinen gesunden Menschen, der zuviel schläft. Jeder, der ein starkes Schlafbedürfnis hat, soll es voll befriedigen." Zu letzterer Meinung muß ich bemerken, daß aber manche Menschen Schlafen verwechseln mit langem dösenden Zubettliegen, welches immer schädlich für die Nerven ist. Viele Menschen haben gelegentlich an sich erfahren, daß sie morgens wohl ausgeruht und erfrischt durch etwa achtstündigen Schlaf erwachen, dann aus Bequemlichkeit im Bett noch verharren, nochmals einschlummern und dann in den nächsten Stunden weit weniger leistungsfähig und zur Arbeit aufgelegt sind als bei promptem Aufstehen sofort nach dem Aufwachen. Tatsache ist weiter, daß bei Gewöhnung an kürzere Schlafenszeit der Schlaf meist tiefer und hierdurch erquickender ist. Gewöhnung an lange Nachtruhzeit bewirkt oberflächlichen Schlaf. Ebenso wie man sich an intensives und schnelles oder andererseits an langsames Lernen gewöhnen kann, ebenso kann die Gewöhnung zu einem kurzen intensiven oder zu einem langen oberflächlichen Schlaf führen. Wer nach festem Nachtschlaf durch normale Einflüsse (eine Weckuhr z. B. zählt nicht zu den normalen Bedingungen) zum klaren Bewußtsein erwacht, für den ist die Zeit des Erhebens aus dem Bett gekommen. „Wenn man anfängt, sich im Bett herumzudrehen, dann ist es Zeit, aufzustehen", sagt Wellington. Eine regelmäßige Überschreitung der achtstündigen Schlafensnorm nach oben oder nach unten um etwa eine Stunde pro Nacht ist dann zulässig, wenn sorgfältige Erprobung eine Erhöhung des körperlichen und geistigen Wohlbefindens bei solchem Verhalten ergeben hat. Die Achtstundenregel gibt ein Durchschnittsmaß, von dem individuelle Abweichungen nur dann zulässig sind, wenn durch Verlängerung oder Verkürzung der Schlafenszeit Gesundheit und Leistungsfähigkeit deutlich gehoben werden.

Nervenarzt Dr. Engelen, Düsseldorf

Sternweben im großen Orionnebel. Schon seit seiner Entdeckung hat das wunderbare kosmische Nebelgebilde im Schwertgehänge des Orion beständig das Augenmerk der Astronomen auf sich gelenkt. War es im Anfang der mehr geheimnisvolle Reiz des unmittelbaren Anblicks, so später die aufdringlich werdende Fragestellung nach der Natur dieses seltsamen himmlischen Gebildes, welche immer und immer wieder sowohl Fachgelehrte als auch Laienastronomen zur Beobachtung des Orionnebels hinzog. Die Entdeckung weiterer drei Sterne in dem sogenannten „Trapez" im hellsten Teile des Nebels mußte auch ihrerseits den Wetteifer in den Leistungen der Fernrohre anspornen. — Doch all diese kosmischen Anlockungen zur Beobachtung würden auf die Dauer vielleicht nicht so kräftig gewirkt haben wie die zu Ende des vergangenen Jahrhunderts beginnenden Entdeckungen von Veränderungen in dem riesigen Komplex des gigantischen Nebelgebildes. — Veränderliche Fixsterne, d. h. solche, deren Lichtintensität sich mehr oder minder regelmäßig als schwankend erweist, haben sich überhaupt in neuerer Zeit ganz ungemein den Vordergrund der Sternforschung erobert. Aber insbesondere dann, wenn man annehmen kann, daß diese (vielleicht werdenden!) Sternensonnen in physischer Verbindung mit den noch so rätselhaften himmlischen Nebelgebilden stehen, bilden sie einen Brennpunkt der Beobachtertätigkeit. Hofft man doch, durch die Aufdeckung der Beziehung zwischen diesen Sternen und den Nebeln, in denen sie augenscheinlich stehen, und mit denen sie physikalisch ver-

bunden sind, die Lösung der Frage nach der entwicklungsgeschichtlichen Rolle der Nebelflecke, Nebelsterne usw. überhaupt zu finden. — Es ist daher wieder eine recht wichtige Mitteilung, wenn einerseits K. Graff von der Bergedorfer Sternwarte, andererseits der mit der Überwachung des Orionnebelgebietes von der Ingedelia betraute Ingenieur Schubert in Landshut neuerdings Beobachtungen gemacht hat, nach denen innerhalb des Orionnebels mehrere Sterne mindestens ihr Licht sehr verändert haben, wenn nicht gar der eine oder der andere Stern ganz neu aufgetaucht sein sollte. Die von K. Graff gemeldeten „Veränderlichen" im Orion legen die Vermutung nahe, daß die zeitweilige Verdunkelung durch Schwaden der Orionnebelmaterie hervorgerufen wird. Wir hätten — wenn sich dies bewahrheitet — den Beweis für innere Vorgänge, d. h. Bewegungen und Massenverschiebungen im Orionnebel, erbracht, mit anderen Worten, das Atmen des kosmischen Lebens auch in diesem bisher scheinbar ewig gleichen Himmelsrätsel belauscht.

Max Valier.

Eine wichtige Entdeckung in der Bakteriologie. Trotz der zahlreichen Entdeckungen, die im Verlauf der letzten Jahrzehnte die Bakteriologie und Serologie auf ganz neue Bahnen stellten, ja eigentlich erst schufen, sind noch bei weitem nicht alle Zweifel über die Grundlagen der beobachteten Tatsachen behoben. Nur gemeinsame Arbeit der Wissenschaftler aller Kulturnationen vermag die Rätsel zu klären, die auch aus den scheinbar verstandenen Naturvorgängen uns entgegenschauen. In der Bakteriologie wurde während des Krieges eine wichtige Entdeckung gemacht, die nach ihrem Entdecker als d'Herellesches Phänomen zu bezeichnen ist. Infolge der ungünstigen und ungenügenden wissenschaftlichen Verbindungen ist die Entdeckung erst im letzten Jahre in deutschen wissenschaftlichen Kreisen genauer bekannt geworden. Es handelt sich um eine für die Auffassung von Wesen und Behandlung der Infektionskrankheiten vielleicht bedeutungsvolle Entdeckung. An Hand der Literatur und eigener Versuche schildert Rimpau in der „Münchner Medizinischen Wochenschrift" den grundlegenden Versuch in folgender Weise: Verteilt man eine geringe Menge Stuhl in Nährbouillon und filtriert nach einiger Zeit diese dünne Aufschwemmung durch ein Berkefeldfilter, so erhält man ein klares Filtrat, das merkwürdige Eigenschaften haben kann. Setzt man nämlich das Filtrat zu einer leichttrüben Aufschwemmung von lebenden Bakterien, z. B. von Flexner-Ruhrbazillen, in Nährbouillon, so macht es diese Aufschwemmung nach mehreren Stunden klar. Die Bakterien werden aufgelöst. Die auflösende Wirkung läßt sich auch durch Überimpfung kleinster Mengen der klar gewordenen Ruhrbazillenbouillon in ein zweites Röhrchen mit frischer Ruhrbazillenaufschwemmung in Bouillon wieder erzeugen; auch diese Aufschwemmung wird klar, usw. Nach Angaben d'Herelles ist nicht mehr als ein Milliardstel Kubikzentimeter zur Auslösung der Wirkung erforderlich. Es liegt der Schluß nahe, daß das die Auflösung bewirkende Etwas, das in so überaus geringer Menge zugesetzt war, nach dem Bakterienzerfall wieder zur alten Stärke angewachsen ist. d'Herelle nimmt an, daß es sich bei dem Vorgang um einen lebenden Stoff handle, der in die lebenden Bakterien eindringe, sich dort vermehre und nach Bakterienzerfall wieder frei werde. Diese vermutlichen Kleinlebewesen nannte er „Bakteriophagen", d. h. Bakterienfresser. — Nach der Auffassung d'Herelles ist der normale Fundort des Kleinlebewesens der Darm. Es paßt sich in seiner Virulenz, seiner Wirksamkeit den einzelnen Bakterien an und schützt den Körper gegen das Eindringen von Krankheitskeimen, indem es durch Anpassung an die krankheitserregenden Bakterien in diese eindringt und sie zerstört. Bei Kranken, die der Infektion erlegen sind, wurden keine solchen Stoffe gefunden. Bail und Gildemeister zeigten, daß die wirksamen Stoffe nicht spezifisch sind, d. h. Filtrate von Stühlen Ruhrrekonvaleszenter lösen nicht stets Ruhrbazillen auf, sondern können im Gegenteil Ruhrbazillen unbeeinflußt lassen und dafür andere Bazillen, z. B. Typhus-, Kolik-, Paratyphusbazillen, auflösen. Bail, der sich 1921 ausführlich mit der Frage beschäftigte, nimmt an, daß durch verschiedene Einwirkungen auf die Bakterien, so auch der Körperschutzkräfte, die Bakterien zu Splittern abgebaut werden, aber so, daß dabei ihre Vermehrungs- und Lebensfähigkeit erhalten bleibt. Diese Splitter sind filtrierbar, können sich nur von lebender Substanz der Bakterien nähren und verwandeln diese frischen Bakterien wieder zu Splittern. Zu sehen sind alle diese Vorgänge, wie so viele andere Vorgänge in der Bakteriologie und Serologie, nicht direkt, sondern sie können nur aus den eintretenden Wirkungen erschlossen werden.

Dr. W. Schweisheimer.

Das Museum für Völkerkunde zu Leipzig beging am 24. März d. J. die Feier seines 50jährigen Bestehens durch einen würdigen Festaktus des Vereins für Völkerkunde, der sich die Förderung des Museums und die Pflege der völkerkundlichen Wissenschaft zum Ziel gesetzt hat. Das Leipziger Völkermuseum spiegelt in seiner Entwicklung das Hineinwachsen des deutschen Volkes in die Weltwirtschaft wider. Im März 1872 als Vereinsmuseum eröffnet, baute es sich zunächst auf älteren Sammlungen auf, welche von Deutschen aller Volkskreise, die im Inland als Liebhaber exotischer Gegenstände lebten oder im Ausland als Kaufleute oder in fremden Diensten tätig waren, zusammengebracht wurden, und welche eine allgemeine breite Grundlage bilden, die den neueren völkerkundlichen Museen fehlt. Mit der in den neunziger Jahren stärker einsetzenden kolonialen Periode und der im 20. Jahrhundert zu höchster Entfaltung gelangenden Macht des deutschen Volkes strömte reiches Material besonders aus den deutschen Kolonien herein durch Beamte, Offiziere, Kaufleute und Missionare; aber auch in fremden Ländern konnte der deutsche Forscher dank der Weltgeltung Deutschlands ungestört seinen Studien und seiner Sammeltätigkeit obliegen. Dadurch wurden bis zum Kriegsausbruch reiche Schätze geborgen, die das Kulturleben der unter dem Einfluß der Europäer hinschmelzenden Fremdvölker veranschaulichen. Mit einem Bestand von etwa 170000 Gegenständen geht das seit 1904 in städtischem Besitz und städischer Verwaltung befindliche Museum in das zweite Halbjahrhundert seines Bestehens hinüber. Durch die Kriegsfolge vom Verkehr mit dem Auslande, insbesondere mit den Fremdvölkern, zum großen Teile abgeschnitten, kann es jetzt an die Nutzbarmachung seiner Schätze für die Allgemeinheit in verstärktem Maße herangehen. Wenn auch durch kluge Beschränkung auf das jeweilig Wichtigste

in der Aufstellung der Kulturen der Einzelvölker das Leipziger Museum als eines der am besten aufgestellten und lehrreichsten gilt, in dem die Klassen heimischer und fremder Schulen aller Gattungen ständige Gäste sind, und durch das sich Sonntags erdrückende Massen von Menschen bewegen, so sind doch weitere Abteilungen geplant, die das Publikum tiefer in das Verständnis des Kulturlebens fremder Völker und in das Werden der Menschheitskultur einführen sollen. Platzmangel hat bisher diese Absicht verhindert. Nur in der vorgeschichtlichen Abteilung konnte bislang der volksbildende Gedanke voll zur Durchführung kommen: und nur mit seinem reichen Bestand an Photographien (etwa 20000) und Lichtbildern (etwa 9000) kann es bisher den interessierten Volkskreisen, insbesondere den Universitäten und Volkshochschulen, den Schulen aller Gattungen, den Schriftstellern und Verlegern das für deren belehrende und literarische Zwecke notwendige Material in umfassender Weise zur Verfügung zu stellen. Dr. Fritz Krause, Leipzig.

Für die Frauenwelt.

Der sommerliche Umhang. Man hat wirklich anfangs der Saison gedacht, daß die Umhänge des Hochsommers nicht mehr im Zeichen der Capes stehen würden, denn Neueres, so nahm man an, konnte wohl nicht mehr kommen! Aber die Mode, die unerschöpflich in ihren Ideen ist, erfand wieder einmal, und zwar auf der Basis von „Spanisch" und „Cape", Umhänge, die so graziös und kleidsam sind, daß man mit Vergnügen diese Modelle annimmt. Zu einem leichten Kleid und einem leichten Hut — heuer ist er ja aus duftigem Roßhaar gebildet — wird ein schwarzes Chinakreppkragencape getragen, das, mit irgendeiner Farbe paspeliert, sehr hübsche Effekte erzielt. Es ist ein ganz rundes Cape, in das man sich wie in ein Tuch einhüllt. Und weil eben die Tuchidee den Grundzug der sommerlichen Umhänge darstellt, so ist das schwarze Chinakrepptuch mit den langen Seidenfransen neben den neuesten kunstgewerblichen Tüchern zur großen Mode geworden. Man häkelt z. B. schwarze oder weiße Kunstseidentücher, auf die man stahlumrandete gehäkelte Blumen setzt, knüpft lange Fransen daran und schlingt sie spanisch um die Figur. Allerlei sehr hübsche Bewegungsmöglichkeiten läßt dieser sommerliche Umhang zu; man kann ihn drapieren, wie man will, immer verbindet er den Zweck, zu wärmen, mit dem allergrößten Schick, und das ist es ja, was man von diesen Modellen erwartet. Da der Schönheitssinn der kunstgewerblichen Schöpfer aber nimmer ruht, entstanden neben den spanischen Tüchern auch Capetücher, die aus aufgerauhter Wolle in zwei bis drei Farben gearbeitet werden, seitlich geschlossen, reich mit Fransen garniert, sogar die Figur silhouettieren und sehr wirkungsvoll sind. Speziell für Kurorte und Seeaufenthalt sind diese Capetücher in Handarbeit wunderschön. Wenn man geschickt ist, kann man sie auch selbst herstellen — also endlich einmal auch eine praktische Mode. Claire Patek.

Von Puder und Schminke. Wesentliches Charakteristikum weiblicher Psyche ist das Schminkbedürfnis des schöneren Geschlechts. Nicht als Errungenschaft neuzeitlicher Entwicklung, sondern triebhaft, im wahrsten Sinne Naturtrieb, dem gehuldigt wurde seit Beginn aller Zeiten. Instinktiv als Lockmittel und Waffe im Kampfe um und mit dem Mann. Sei es, um naturverliehene Reize zu erhöhen, sei es, fehlende zu ersetzen. Primitivste Völker haben seit jeher Schmuck im allgemeinen, Schönheitspflege im besonderen zu schätzen und zu nutzen gewußt. Der Mann schmückt sich bewußt, die Frau intuitiv. Schminke und Puder haben im Rahmen der Schönheitspflege schon immer eine große Rolle gespielt. Bei den ältesten, uns bekannten kultivierten Völkern, Phönikern und Juden, den Vorgängern mongolischer Rasse und anderen, waren Schminke und Puder im Gebrauch. Über Griechenland und Rom haben sich durch die Jahrhunderte diese Kosmetika entwickelt, eine Batterie von Fläschchen, Dosen und Stiften auf dem Toilettentisch des Boudoirs bildend. Weiblicher Ehrgeiz, die Schönste zu sein, hat immer neue Rezepte und Ingredienzien finden lassen. Alle möglichen und unmöglichen Erzeugnisse tierischer und pflanzlicher Herkunft haben dem „Schmuckbedürfnis" der Frau dienen müssen. Große Summen und auch „persönlichste" Gunstbezeigungen haben immer neue Mittel hervorgelockt; Mittel, deren Wirkungen meist problematischer Natur waren, mitunter die gegenteilige Wirkung hervorrufend, gesundheitsschädigend und entstellend. Aber wenn es gilt, Schönheit zu pflegen, ist keine Mühe, kein Versuch zu viel. Profit gezogen aus solcher Schönheitspflege haben wohl nur — die Kurpfuscher. Geistliche Herren, Mönche des Mittelalters, die die einzigen Kulturträger ihrer Zeit waren, haben sich nicht gescheut, sich mit dem Studium und der peinlichsten Aufzeichnung von Schönheitsmitteln und -rezepten zu beschäftigen. Hennapflanzen, Eselsmilch, Rosenblätter, Arsenik, Eier, Eidechsen, Fledermausgehirn, ja sogar Menschenblut haben Schönheitsmittel hergeben müssen, und noch Hunderte anderer Dinge, in flüssiger, teigiger und fester Form. Der Beginn einer Neuzeit auf dem Gebiet der Schönheitspflege liegt ungefähr zur Zeit der Glanzperiode des vorrevolutionären französischen Hofes. — Schminke und Puder unserer Zeitgenossinnen sehen, dank spezieller kosmetischer Wissenschaft, anders aus als früher. Schminke in allen Farbnuancen soll dem weiblichen Gesicht das Kolorit geben: frischnatürlich oder „mondän", je nach Geschmack und beabsichtigter Wirkung der Schönheitsdurstigen. Puder gibt jenen pfirsichgleichen Schmelz, der das Gesicht so anziehend macht. Rotstift oder Tusche läßt die feingeschwungenen Lippen deutlicher hervortreten und — reizt das Kußbegehren. Das Auge ist das Spiegelbild der Seele; man gibt ihm mit Schwarzstift und chinesischer Tusche jene interessante blauschwärzliche Umrahmung, diskrete Unterstreichung, die den Glanz des Auges erhöht, den Blick lebendig macht. Schminke und Puder sind heute ständige Begleiter der Frau (nebenbei, sie sollten Hausfreunde bleiben und nicht in aller Öffentlichkeit präsentiert werden, selbst wenn Paris und Neuyork es mondän finden, wenn die Dame sich ihrer coram publico bedient), bestimmt, ihren Scharm zu erhöhen. Und das ist, eine weise Mäßigkeit im Gebrauch und unbedingte Treffsicherheit in der Wahl als erste Voraussetzungen, nur zu billigen, denn die Lebensaufgabe der Frau ist doch nur, „schön zu sein" für den Mann. Sie sollte jedoch stets bedenken, daß der Mann als aufgeklärter Mensch den Wert von Deckel und Inhalt des unerschöpflichen Buches „Frau" zu schätzen und zu lieben weiß, aber hinter dem glänzenden Einband doch wenigstens etwas Inhalt sucht. Hanns Looser

Die Zahl der studierenden Frauen ist trotz der wenig günstigen Aussichten der akademischen Berufe und besonders des Frauenstudiums weiter in die Höhe gegangen und hat im Sommer 1921 den bis jetzt höchsten Stand von 8293 erreicht. Die Jahreszunahme ist zwar geringer als in den letzten Jahren. Das ungestüme Hinzudrängen der Frau zum höhern Studium hat also einer reiflicheren Überlegung Platz gemacht. Die Wahl der Studienfächer zeigt, wie die „Vossische Zeitung" schreibt, dies deutlicher insofern, als die bisher bevorzugten Studien, nämlich Medizin und Lehramt, nicht mehr so überragend gewählt werden. Insbesondere vom Lehramt erfolgt seit einigen Semestern ein starker Abfluß, der sich fast restlos den Staatswissenschaften (Nationalökonomie) zuzuwenden scheint, übrigens eine Erscheinung, die auch bei den Männern festzustellen ist. Die Einzelzahlen sind: Evangelische Theologie 72 gegen 40 vor zwei Jahren, Rechtswissenschaften 371 gegen 380 vor zwei Jahren, Medizin 2013 gegen 2080, Zahnheilkunde 319 gegen 165, Philosophie und Philologie 3009 gegen 3070, Mathematik und Naturwissenschaften 1150 gegen 1174, Pharmazie 147 gegen 101, Staatswissenschaften und Nationalökonomie 1212 gegen 714. Die meisten Frauen studieren in Berlin, nämlich 1314, dann folgen München mit 1052 und Freiburg mit 528. Frankfurt und Bonn haben je 422 Studentinnen, Hamburg hat 421, Köln 414, Leipzig 368, Heidelberg 364, Breslau 344, Marburg 331, Münster 321, Jena 302, Göttingen 293, Tübingen 224, Königsberg 205, Würzburg 198, Halle 173, Kiel 160, Gießen 131, Greifswald 115, Rostock 110, Erlangen 81.

Entstehung und Aufschwung der Metallwarenindustrie in Quedlinburg.

Die Firma Gebr. Arndt ist die Begründerin der Metallwarenindustrie in Quedlinburg. Bis dahin war hier die Tuchweberei von hervorragender Bedeutung gewesen, dieselbe ging jedoch in dem Maße zurück, wie die Metallwarenindustrie an Umfang zunahm. Die Firma hat sich aus kleinsten Anfängen entwickelt. Die Aufnahme der Fabrikation erfolgte im Jahre 1870 durch Leopold Arndt, den Vater der späteren Firmengründer.

Am 1. Juli 1871 wurde die Werkstatt von den beiden Söhnen Gustav und Oskar Arndt übernommen und unter der Firma Gebrüder Arndt in das Handelsregister eingetragen. Die Firma begann ihr Wirken in dem hierneben abgebildeten kleinen altertümlichen Haus in der Schmalenstraße in Quedlinburg mit zwei Arbeitern und beschäftigt heute über 500 Arbeitnehmer. Die ersten Artikel, welche hergestellt wurden, waren Blechwaren in Verbindung mit Drahtgewebe für den Küchengebrauch, also hauptsächlich Küchensiebe, Besteckkörbe usw. Schon drei Jahre später, 1873, konnte der Betrieb durch Angliederung einer eigenen Drahtweberei erweitert werden.

1886 dehnte die Firma ihr Herstellungsgebiet durch Aufnahme der Fabrikation von Tafelgeräten in Messing, Kupfer und Nickel aus.



Die gegenwärtigen Fabrikanlagen der Metallwarenfabrik Gebr. Arndt, Quedlinburg.

Die Erzeugung solcher Waren war bisher in hiesiger Gegend unbekannt gewesen. Es galt deshalb große Schwierigkeiten zu überwinden, um geübte Arbeitskräfte für diesen neuen Industriezweig heranzubilden. Die Entwicklung war eine günstige und führte zum Entstehen gleichartiger Unternehmungen. Die bedeutende Stellung, die seitdem die Quedlinburger Tafel- und Küchengeräte-Industrie in der deutschen Produktion eingenommen hat, ist allgemein bekannt. Die Firma richtete ihr besonderes Augenmerk darauf, neue praktische Geräte für den Küchengebrauch zu erfinden und einzuführen. Erwähnt sei die Arndtsche Kaffeeaufgußmaschine, welche die gesundheitsgemäße Herstellung des Kaffees bezweckt und in ganz Deutschland Anerkennung gefunden hat.

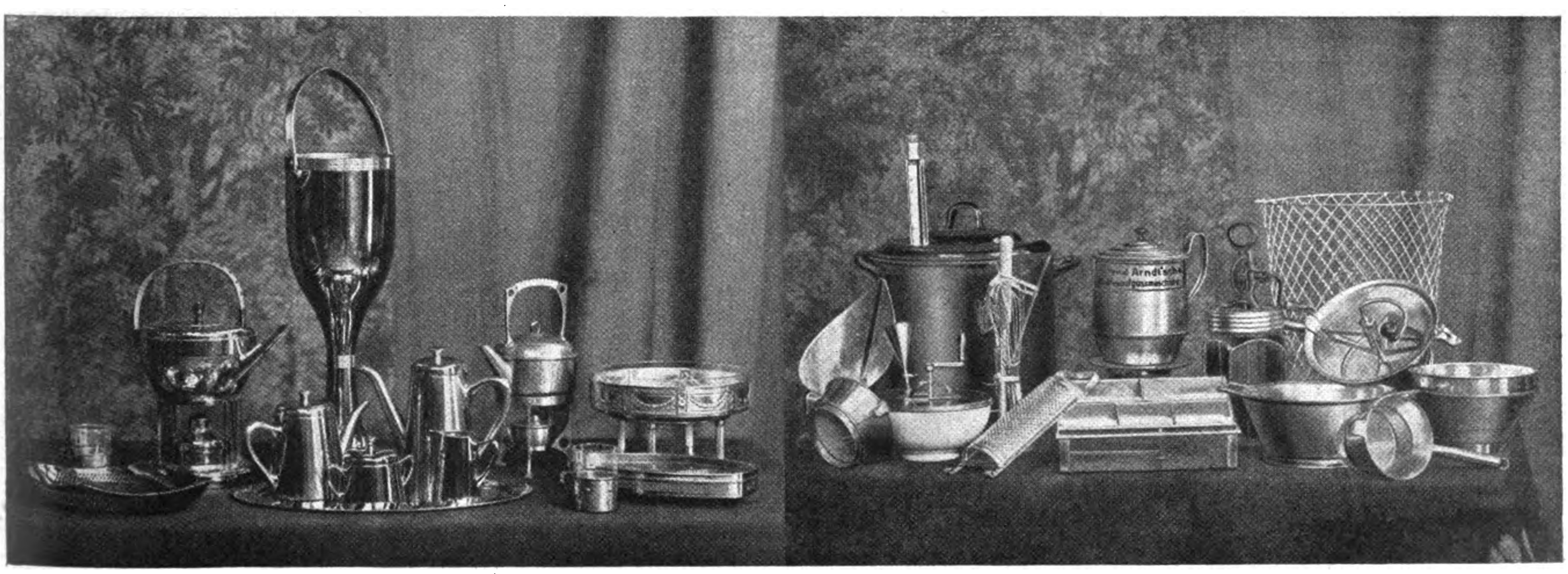


Gebr. Arndt's Stammhaus im Jahre 1870.

Des weiteren ist die Firma stets darauf bedacht gewesen, ihre Artikel nicht nur praktisch zu gestalten, sondern die Schönheit und Einfachheit der Formen zu wahren, in der Erkenntnis, daß gute deutsche Wertarbeit, auch vom ästhetischen Standpunkt aus betrachtet, als solche erkannt werden muß. Von diesen Richtlinien ausgehend, ist es der Firma gelungen, eine Reihe von Tafelgeräten zu schaffen, die den Anspruch erheben können, die höchsten Bedingungen der vorerwähnten Art, also der guten Qualität sowohl als auch der praktischen Verwendbarkeit und Formenschönheit, zu erfüllen.

Dank dieser Eigenschaften stehen die „Gebra"-Waren nicht nur beim Handel in hohem Ansehen, sondern auch das Privatpublikum hat sich, den Wert einer unbedingt zuverlässigen und gediegenen Ausführung richtig erkennend, daran gewöhnt, bei seinen Einkäufen „Gebra"-Waren zu fordern.

In dem gleichen Maße, wie die Erzeugung der Firma Gebr. Arndt erstarkte, dehnte sich auch ihr Wirkungsfeld aus. Die Durchdringung Deutschlands mit ihren Fabrikaten war in erstaunlich rascher Zeit durchgeführt. Bald setzte auch die Ausfuhr nach fremden Ländern ein und wuchs dank der erfolgreichen Pionierarbeit der Firmeninhaber ständig. Der Export der Firma umspannte im Jahre 1914 den ganzen Erdball und hat auch nach Abschluß des Krieges wieder befriedigend eingesetzt. Der Weltruf Arndtscher Fabrikate liegt in der vorzüglichen Qualität der Ware begründet. Diesen Erfolg zu erzielen war nur möglich durch die verständnisvolle Mitarbeit eines Stammes getreuer Beamter und Arbeiter, welche trotz der Wirren der Zeit den Grundsatz gewissenhafter, gediegener Arbeitsleistung hochhielten und auf den Nachwuchs in dieser Hinsicht vorbildlich wirkten.



Einige „Gebra"-Erzeugnisse der Metallwarenfabrik Gebr. Arndt, Quedlinburg.

Literatur und Kunst.

Neue Romane und Erzählungen. In einem Bücherpaket, das mir jüngst zugegangen ist, sehe ich ein neues Werk von einer guten Bekannten, Helene Christaller, und greife zunächst nach diesem. Es führt ohne nähere Bezeichnung seines Charakters den Titel „Verborgenheit“ (verlegt von Strecker & Schröder in Stuttgart) und offenbart sich als ein feines, zartes Buch, das in stiller, liebevoller Frauenart von einem älteren Manne erzählt, einem Schriftsteller, der der Kulturwelt entflieht und einsam in einer Waldhütte haust, wo er in Tagebuchaufzeichnungen Betrachtungen über seine Erlebnisse wie über Natur, Religion, Welt, Menschen, Liebe anstellt, die ihm, wie dem Leser, beglückende Befriedigung gewähren. — Ähnliche prächtige Schilderungen, die frohe Stunden bereiten können, finden sich in dem Roman „Die Sieben und ihr Weg“ (Egon Fleischel & Co., Berlin) von Clara Ratzka, der Geschichte einer Familie, von deren sieben Kindern trotz der übergroßen Strenge des Vaters jedes seinen eigenen Weg sucht und trotz Irren und Wirren ein ganzer Mensch wird. — Dann kommt mir ein Buch, betitelt „Altenroda“ (Bergstadt-Verlag, Breslau), von Paul Keller in die Hand, das liebenswürdige Kleinstadtgeschichten alter und neuer Zeit aus dem Eulengebirge enthält und, bald mit tiefem Ernst, bald mit sonnigem Humor, von Leben und Gestalten, Sonderbarkeiten, Spießbürgertum und Kunstsinn, Liebe und Leid in der Kleinstadt plaudert und damit so recht geeignet ist, für ein paar Stunden über die Trübseligkeit des Alltags unserer Zeit hinwegzuhelfen. — Gleiches Lob gebührt auch den Schwarzweißgeschichten, die Johannes Boldt unter dem Titel „Überraschungen“ (Bibliographisches Institut, Leipzig) vereinigt, und worin er mit starker Bildkraft Charaktere in scharfen Umrissen gezeichnet, überraschende Geschehnisse des Alltags bedeutsam herausgehoben und zu eindrucksvollem Leben gestaltet hat, das fesselt, ergreift und zum Nachdenken anregt. — Eine ernste, schwermütige, aber von tiefem Gefühl getragene Geschichte ist Willy Harms' in schlichter, aber kraftvoll eindringlicher, zuweilen auch gemütvoll weicher Sprache geschriebener Roman „Tage und Nächte des Hallerhofes“ (Grethlein & Co., Leipzig

von zwei Menschen, die in tiefer, inniger Liebe einander zugetan waren, aber durch das Schicksal getrennt wurden und nun in heimlichem Sehnen zueinander streben, ohne doch Erfüllung zu suchen und zu finden. — Ein viel leichterer und dabei allzu breit ausgesponnener, sonst aber ganz amüsanter Unterhaltungsroman ist Kurt Friebergers „Danae“ (Wiener Literarische Anstalt), die Geschichte einer Schieberin, die sich dem Tanz ums goldene Kalb angeschlossen hat, schiebt und verschiebt, um ihrem Liebsten bei seiner Heimkehr Reichtümer entgegenbringen zu können. — Von dem Leben, den Zuständen und Vorgängen hinter den Kulissen, insbesondere beim ehemaligen Meininger Hoftheater, erzählt recht unterhaltsam, mit Einflechtung der Künstler- und Liebesgeschichte eines jungen Schauspielers, der Roman „Oh Theater!“ (Grethlein & Co., Leipzig) des berühmten Mimen Max Grube nach eigenen Erfahrungen. — Und eine Komödiantengeschichte, mit liebevollem Ernst und gutem Humor dargestellt, ist auch Roland Betsch' Roman „Komödie Heckenmiller“ von einem seltsam gearteten Pfarrerssohn, der schon als Kind sonderbare Schrullen zeigt, nach sehr wechselnden Lebensschicksalen Clown wird, zuletzt aber doch noch ins Philiströs-Bürgerliche einschwenkt. — Ein ganz merkwürdig phantastischer Roman, der Bellamys bekannte Utopien noch weit überflügelt, ist das spannend geschriebene Werk „Die Feuerseelen“ (Rich. Bong, Berlin) von Annie Harrar, die uns in eine Zeit versetzt, wo eigentlich alles nur noch durch rasend schnell tätige Maschinen geschieht, selbst die Nahrung aus der Luft gewonnen wird und der Großstadtmensch nur noch rein Intellekt ist, die Natur kaum mehr kennt, aber an dieser Überkultur zugrunde gehen muß, wenn er nicht den Weg zur Natur zurückfindet. — Mit ähnlich kühner Phantasie arbeitet auch Dietrich Arndts nicht minder spannende Geschichte von der nächsten deutschen Befreiung „Kommen wird der Tag!“ (Theodor Weicher, Leipzig), eine Utopie von der Befreiung Deutschlands aus den Fesseln des Friedensvertrages durch den erstarkenden Freiheitsdrang, durch das Erwachen der international gesinnten Arbeiter zu Vernunft und nationaler Würde und durch eine an Jules Vernes Phantasiegebilde erinnernde Erfindung. — Ziemlich matt nach Inhalt und Darstellungsweise ist der Roman „Don Pablo, der Narr“ (Heinrich Diekmann, Halle) von Kurt Engelbrecht, die Geschichte eines aufgeblasenen, in Selbstbeweihräucherung



lebenden, stark an den Hjalmar Ekdal in Ibsens „Wildente“ erinnernden Tagediebes, der damit sich und seine Familie zugrunde richtet. — Endlich sei noch eine mit ironisierendem Humor erzählte Ulkerei von den Erlebnissen eines aus Ärger von Hause entwichenen Ehemannes und Vaters von elf Kindern erwähnt, erzählt und mit acht Steinzeichnungen geschmückt von Erik Richter in dem Büchlein „Die Erholungsreise“ (R. Stricker, Berlin). Dr. Max Mendheim.

Architektur, Plastik und Kunstgewerbe. Die geistige Erschließung Asiens macht immer größere Fortschritte. Die Versuche, in die asiatische Kunst einzudringen, die unmittelbar aus dem religiösen Bewußtsein des Volkes quillt, mehren sich an Zahl. Eine neue Etappe auf diesem Wege will die vom Folkwang-Verlag in Hagen i. W. herausgegebene Schriftenserie „Geist, Kunst und Leben Asiens“ sein, deren erster von Karl With geschriebener Band „Java“ behandelt. Der Verfasser sucht dem riesenhaften Koloß der indischen Kunst von einer peripherischen Stelle aus näherzukommen, die großen Hauptprobleme innerhalb eines begrenzten, doch abgeschlossenen Teiles zu erfassen. Mit gründlicher Sachkenntnis leuchtet er nach einer knappen Erörterung der philosophischen und künstlerischen Grundlagen in die brahmanischen und buddhistischen Formprobleme der Architektur, als deren gewaltigster Ausdruck uns der berühmte Tempel Boro Budur erscheint, mit dessen Konstruktion sich die Arbeit am eingehendsten beschäftigt, viele interessante Eigentümlichkeiten dabei dem Verständnis des Lesers nahebringend. Das kleine Büchlein „Japan, Korea, China“ von Peter Jessen (Verlag E. A. Seemann, Leipzig), das sich nur zum Teil mit Architektur und bildender Kunst befaßt, im übrigen jedoch viele feine Beobachtungen über die Ostasiaten in der Häuslichkeit und Öffentlichkeit enthält, möge anschließend wegen seines reizvollen Inhalts der Aufmerksamkeit empfohlen werden. Von Asien wenden wir uns nach Europa. Man braucht nicht über den Ozean zu fahren, um Neues zu entdecken, auch auf dem Boden des zivilisierten Westens blüht noch manche verborgene Blume wundervoller Baukunst. Das lehren uns die von H. Reiners und W. Ewald veröffentlichten „Kunstdenkmäler zwischen Maas und Mosel“ (Verlag F. Bruckmann, München). Wie wenige ahnen, welche köstliche Bauten neben den allgemein bekannten französischen Kathedralen, abseits von den breiten Heerstraßen, in einsamen

Dörfern versteckt, das Lothringer Land zieren. Erst der Krieg lenkte die Blicke auf diese verträumten Wahrzeichen schöpferischer Vergangenheit. So ist denn auch dieses Werk, das auf Veranlassung des Oberkommandos der 5. Armee geschrieben wurde, in gewissem Sinne das Ergebnis von Entdeckerfahrten, kein bloßes Bilderbuch, sondern eine Arbeit, die, auf strengster historischer Forschung beruhend, auch auf alle den Fachmann interessierenden Fragen Antwort erteilt. Wie hier die große Fülle der Abbildungen das Verständnis erleichtert und die Anschaulichkeit fördert, so ist in dem Werke von Dr. August L. Mayer: „Alt-Spanien" (Delphin-Verlag, München), das Illustrationsmaterial ebenfalls von besonderer Wichtigkeit. Mit großer Umsicht sind die charakteristischsten Beispiele der spanischen Architektur, wie sie sich in Kirchen, Burgen, Palästen und Häusern offenbart, nach der Mannigfaltigkeit der Stilarten ausgewählt und die eigentümlichsten Erzeugnisse des Kunstgewerbes nach ihrem Material wiedergegeben. Die hervorragende Kennerschaft des Herausgebers zeigt sich in jedem Bilde, das er bringt, in jeder erläuternden Bemerkung, die er hinzufügt. Für alle, die sich mit Spaniens Eigenart vertraut machen wollen, ein ausgezeichnetes Hilfsbuch.

Land und Leute. Seit dem Frieden von Versailles ist Rumänien doppelt so groß wie früher, und seine Einwohnerzahl hat sich sogar mehr als verdoppelt. Dieses neue „Großrumänien" behandelt Friedrich Schmalz in dem 1. Band der Sammlung „Auslandskunde" (Verlag Friedrich Andreas Perthes, Gotha). In knapper und doch erschöpfender Darstellung veranschaulicht der Verfasser die uns heute besonders interessierenden wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Fragen in dem neuen Rumänien. Da der Verfasser mit offenen Augen das Land angesehen, in dem er sich wiederholt längere Zeit aufgehalten hat, weiß er sowohl dem Politiker als auch dem Kaufmann und Industriellen viel nützliches Material zu geben. Paul Rohrbach, der wiederholt — auch während des Krieges — gegen die Armeniermetzeleien der Türken aufgetreten ist, hat in Gemeinschaft mit verschiedenen Kennern des Landes ein recht aufschlußreiches Buch über „Armenien" (J. Engelhorns Nachfolger, Stuttgart) herausgegeben. Er selbst schrieb den geographisch-politischen und geschichtlichen Überblick. Das nette, mit zahlreichen Abbildungen ausgestattete Bändchen, das uns einen Einblick in die landschaftliche Schönheit und kulturelle Eigenart Armeniens tun läßt,

sucht einen möglichst vielseitigen Eindruck zu vermitteln und gewinnt noch dadurch besonderes Interesse, daß es uns Proben armenischer Dichtung vermittelt. Franz Carl Endres' türkische Städtebilder unter dem Titel „Die Ruine des Orients" (Duncker & Humblot, München und Leipzig) sind die Erlebnisse eines feinen Beobachters, der mit vorurteilslosem Blick in die Geheimnisse türkischer Eigenart eingedrungen ist und das Wesen mohammedanischer Kultur erfaßt hat. Ein fesselndes und lehrreiches Büchlein. In die Neue Welt führt uns Albert Boerger in seinem Buche „Sieben La-Plata-Jahre" (Verlagsbuchhandlung Paul Parey, Berlin). Der Verfasser, Leiter der staatlich uruguayischen Saatzuchtanstalt, hat in diesem umfangreichen Bande die Ergebnisse seiner langen Forscherarbeit niedergelegt und dabei zugleich ein grundlegendes Werk über die landwirtschaftliche Produktion der La-Plata-Gegend geschaffen, die als Weltkornkammer eine nicht geringe Bedeutung für die Zukunft besitzt. Für die Lösung des Brotgetreideproblems, das für Deutschland in den nächsten Jahrzehnten eine ungemeine Wichtigkeit haben wird, sind die Ausführungen des sachkundigen Verfassers von außerordentlichem Wert.

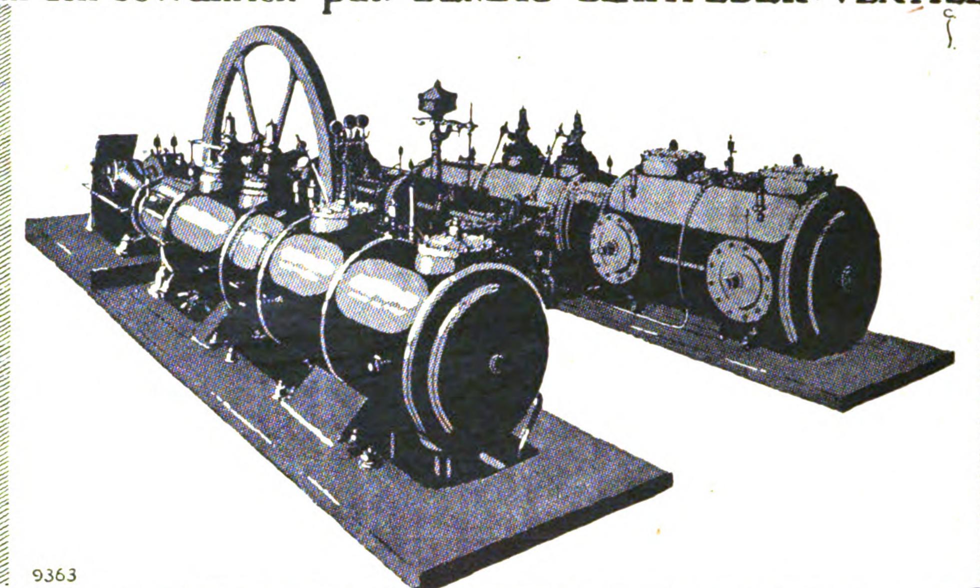
Dies und das.

Aller guten Dinge sind drei. Diese Redensart gebrauchen wi[r] so gedankenlos wie die meisten anderen auch. Geht man ihr auf den Grund, so komm[t] ein guter Sinn hinein, und wir tun sogar noch einen Blick in unsere alte Kultu[r]. „Ding" hatte früher nicht den allgemeinen, verschwommenen Sinn wie heute. Es be[-]zeichnete Gerichtsverhandlung, Rechtsversammlung. Ortsnamen wie Dingelstedt, Dinge[l-]städt weisen auf Gerichtsstätten hin, ebenso Thie, Tie, Tiestraße, Tiewall, die a[ls] Straßenbenennung in Mitteldeutschland sehr verbreitet sind; hier ist Ding arg entstell[t]. In Dänemark heißt Folkething Volksversammlung und in Norwegen Storthing gro[ße] Versammlung oder Verhandlung; beide entsprechen etwa unserem Reichstage. I[m] Mittelalter wurde der Angeklagte dreimal vor Gericht geladen; blieb er auch d[as] dritte Mal aus, so wurde in Abwesenheit über ihn verhandelt. Die alte Bedeutun[g] schimmert noch durch in: dingen, sich verdingen, Bedingung; jemand dingfest mach[en]

heißt: ihn für eine Rechtsverhandlung festnehmen. So leben noch manche Ausdrücke unseres Rechtslebens unerkannt in der Sprache, wenn auch nicht im Bewußtsein, fort.

Die Aussaugung Deutschlands durch die Kontrollkommissionen. Die Entente hat die Zulagen für die Mitglieder der Kontrollkommissionen ganz bedeutend, um 38 Proz., erhöht. Dies konnte sie um so leichter tun, als ja Deutschland sowohl die Heimatlöhne als auch die Zulagen und die Aufenthaltskosten sämtlicher Mitglieder der Kontrollkommissionen bezahlen muß. Es erhält seit Dezember 1921 an Zulagen monatlich: ein General und Vorsitzender 65500 M, ein General 48300, ein Oberst 34500, ein Major 31050, ein Hauptmann und Leutnant 29325, ein Unteroffizier 15939, ein Gemeiner 9660 M. Unter Zugrundelegung des heutigen Markkurses stellt sich somit der Jahresgehalt des französischen Generals und Vorsitzenden der Kontrollkommission bei 740200 M Heimatlohn und 786000 M Zulagen für Deutschland auf insgesamt 1526200 M. Hinzu kommen noch 360000 M für persönliche Unterkunft, so daß Deutschland für diesen General 1886200 M jährlich aufzubringen hat. Der englische General Bingham verursacht bei dessen Heimatlöhnung im Werte von 2473500 M einen Kostenaufwand von sogar 3620000 M jährlich. Zur Vervollständigung des Bildes sei auch die von Deutschland zu zahlende Löhnung eines einfachen englischen Soldaten, einer Ordonnanz oder eines Schreibers bei der Kommission angegeben. Er erhält an Heimatlöhnung 246700 M, an Zulage für Deutschland 115920 M, insgesamt 362620 M. Unzählige deutsche Familien müssen vom zehnten bis zwanzigsten Teil des Jahresgehaltes eines solchen einzelnen englischen Soldaten leben!

Drahtloser-Übersee-Verkehr-Rekord. Der Funkdienst der Drahtlosen Übersee-Verkehr A.-G. (Transradio) hat einen neuen Rekord zu verzeichnen. Am 16. März wurden „via Transradio“ insgesamt 50000 Wörter auf den von Nauen und Eilvese ausgehenden Funklinien gewechselt. Der Telegrammverkehr dieser Funkstellen ist seit Wiederaufnahme der wirtschaftlichen Beziehungen in stetem Wachsen begriffen. Betrug er im August 1919 nur etwa 100000 Wörter monatlich, so stieg er im Juni 1921 auf 550000 Wörter und erreichte im Februar d. J. 1000000 Wörter. Diese Steigerung zeigt den unverkennbaren Wiederaufstieg der deutschen weltwirtschaftlichen Beziehungen.





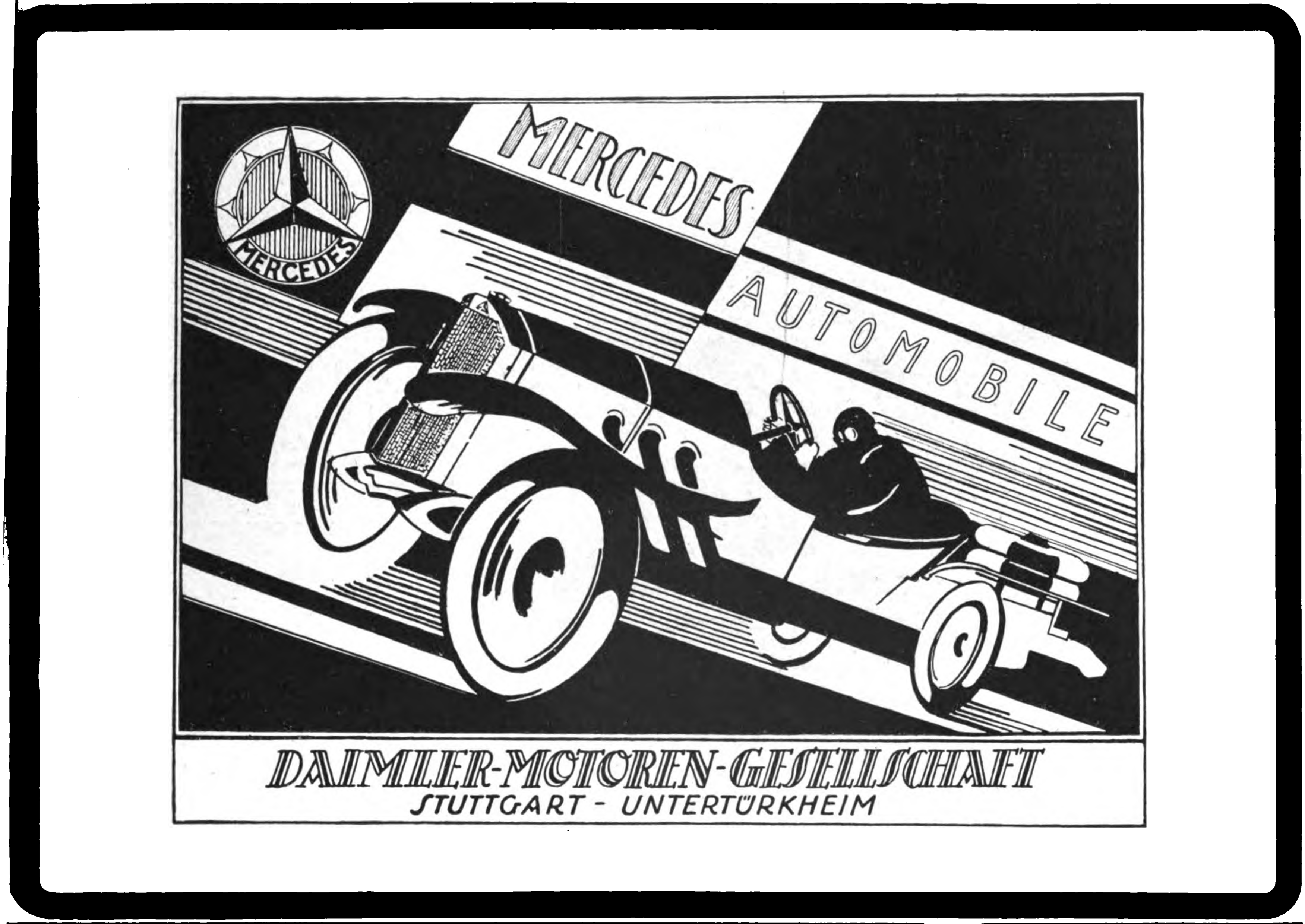
LIEGNITZER
D.R.P.
RING-AUSZIEHTISCH
KU-LI LPZG.





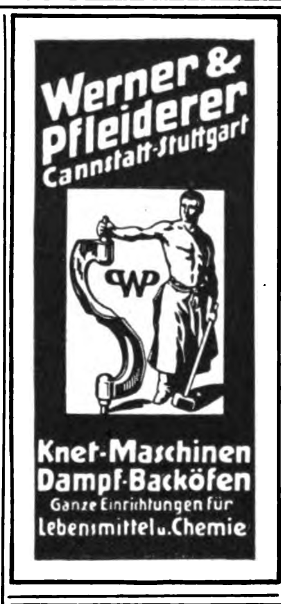
Berger & Wirth Leipzig
Berger & Wirth Leipzig




MERCEDES
MERCEDES
AUTOMOBILE
DAIMLER-MOTOREN-GESELLSCHAFT
STUTTGART - UNTERTÜRKHEIM


Cirine
DRP 132216
flüssiges
Bohner-
wachs
Kinderleichtes Arbeiten.
Seit 1901 glänzend belobt. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell. Stahlspäne u. Terpentinöl entfallen. Fast überall erhältlich.
Fabriken: CIRINE-WERKE BÖHME & LORENZ, CHEMNITZ und EGER-Böhmen.
Verl. Sie grat. u. fr. d. Broschüre: „Wie behandle ich mein Linoleum od. Parkett sachgemäß?"


PIANINOS
FLÜGEL
SCHIMMEL
HOF-
PIANO-
FABRIK
LEIPZIG
GEGR. 1885
WEISSESTR. 22


Werner & Pfleiderer
Cannstatt-Stuttgart
WP
Knet-Maschinen
Dampf-Backöfen
Ganze Einrichtungen für
Lebensmittel u. Chemie

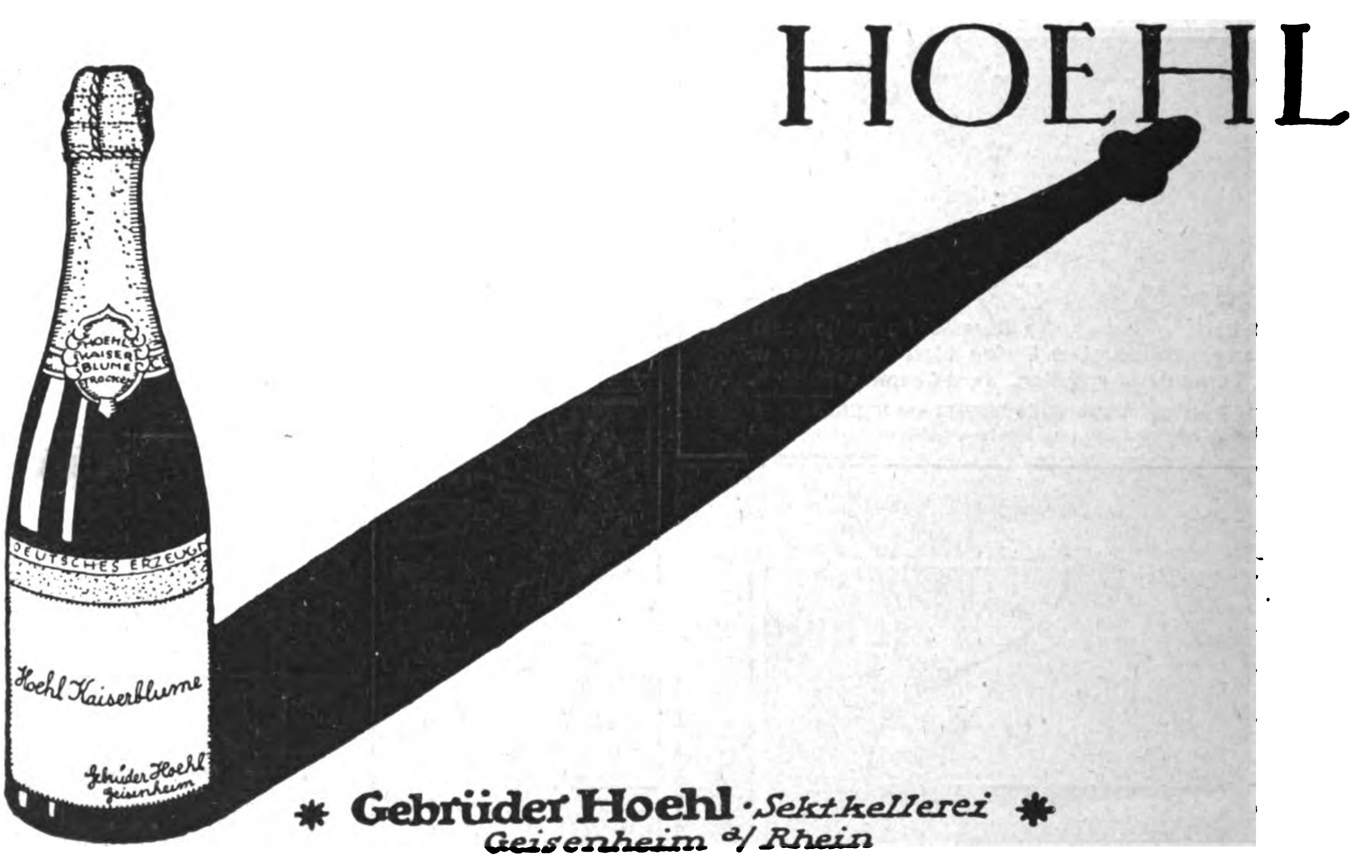

HERKULES
Kostenlose
Betriebs-
Kraft
für
Wasserpumpen, Elektrizität,
landwirtschaftliche Maschinen,
Ent- und Bewässerung,
Mahlmühlen etc.
Tausendfach ausgeführt.
Vereinigte Windturbinenwerke,
DRESDEN-REICK.


Böttger & Eschenhorn G. m. b. H.
Berlin-Lichterfelde
Fabrik für
Gartenmöbel
in Holz nach künstlerischen Entwürfen.


Die Erlösung!
Comptator
Comptator
Addiermaschine
Hans Sabielny
Dresden-Li. 24.


Zucht u. Handlung edler Rassehunde
Richter & Co., Eisenberg S.A. 26
Lieferung sämtlicher reiner Rassehunde
Jagd- u. Polizeihunde,
Schosshunde. Prachtalbum mit Illustr. u. Preisverzeichnis 5 Mark.
Illustrierte Preisliste 3 Mark.


Phoenix
VERTRETEN IN ALLEN STÄDTEN
Hochleistungs-Nähmaschine
Baer & Rempel,
Bielefeld



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Schriftleiter Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Hermann Schinke; für den Anzeigenteil Ernst Medel; sämtlich in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3.
Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Generalvertreter für die Vereinigten Staaten von Nordamerika: Bertalan Barna, 42 Broadway, New York.

Illustrirte Zeitung



Verlag · J. J. Weber · Leipzig

Nr. 4072 A. A. Einzelpreis Mk. 12.50 (für das Ausland Mk. 20.–)
Vierteljährlich Mk. 75.– (für das Ausland Mk. 120.–) 158. Band



 Nummer 4072. 158. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4072. 158. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 75 ℳ (Ausland 120 ℳ). Preis dieser Nummer 12 ℳ 50 ₰ (Ausland 20 ℳ). Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 10 ℳ; bei Platzvorschriften werden tarifmäßige Aufschläge erhoben. 20. April 1922.

NORDSEE-BÄDE

Norderney

Das „Nordsee-Paradies“

Vorsaison: 1. bis 30. Juni. — **Hauptkurzeit:** 1. Juli bis Anfang September.
Nachkurzeit: Anfang September bis Anfang Oktober.

Winterkurort.

Mehrmalige tägliche Eisenbahnverbindung (Schnellzüge) über Norddeich mit jedesmaligem Dampferanschluss nach Norderney. — Regelmässige Dampferverbindungen mit Bremerhaven-Bremen und Cuxhaven-Hamburg über Helgoland. — Ständiger Flugverkehr.

Auskunft und Führer gegen Rückporto durch die **Badeverwaltung.**

CUXhaven

Beliebtes Nord
Kalte und warme Seebäder / Grün-
Reiseweg über Hamburg
Badeführer bei Einsendung des Portos kostenlos durch die Bad

Helgolan

Wirksamstes deutsches Nordseebad • Perle der Nord

OHNE PASSZWANG

Sommerkurzeit Mai bis Oktober / Kühler Sommer, warmer

Auskunft erteilen die Auskunftsstellen des Verbandes Deutscher Nord
des Allgemeinen Deutschen Bäderverbandes und die Badeverwaltung

Borkum

Hauptkurbetrieb:
1. Juni – 30. Sept.

Winterkurort
Warmbad, Familienbad, Licht- und Luftbäder, elektrische, therapeutische Bäder, prachtvolle

Wandelhallen
Kurkapelle / Vorzügliche Verpflegung
Prospekte durch die Badedirektion.

Akt.-Ges. „Ems“ (Emden) u. Borkumer Kleinbahn- u. Dampfsch.-A.-G., Borkum.
Schnellste tägliche Verbindung mit Emden (Außenhafen) im Anschluß an die Bäderzüge.
4 mal wöchentl. Verbindung mit Norderney.

WESTERLAND-SY

Stärkste Nordseebrandung • Größte Seebadeanlage Deutschlands •
Auskunft und Prospekte in allen Verkehrsbüros und durch die Bad

Wittdün a. Amrum

Mildes Klima,
vorzügliche Verpflegun
einrichtungen sichern
Näheres durch die Kur

Wyk-Föhr

Mildestes Nordseebad! Aerz
Windgeschützter Tannenwald • Vorz
Angenehmer Aufenthalt • Höhere S
schnellzüge ab 1. Juni • Kein Paß
Prospekt durch die Badve

Wyker Dampfschiffs-Reederei-G. m.
Schnellste und sicherste Verbindung nach Wyk und Amrum über Niebüll-D
Unmittelbarer Anschluß an die vom 1. Juni verkehrenden Bäder-Schnell

Juist

Ruhiges Familienbad

Hervorragend schöner breiter Nordseestrand / Reichliche gute Verpflegung / Kalte und warme Seebäder
Reiseweg über Norddeich mit Dampfern der Aktien-Ges. Reederei Norden-Frisia
Prospekte und Fahrplan bei Einsendung des Portos kostenlos. Die Badeverwaltung

Südstrand-Föhr

Durch
gemilderte
Windstille
Steigender

San.-Rat Dr. Gmelins Nordsee-Sanatorium mit Pädagogium, Jugendheim und Jungmädchengruppe.

Büsum in Holstein

Eisenbahnstation. Auskunft und Führer kostenlos durch die Badeverwaltung.

INSEL SPIEKEROOG

Prospekte durch die Badeverwaltung.

WANGEROOGE

„Die Perle der Nordseebäder“

Unübertroffen kräftiger Wellenschlag • Breiter, viele Kilometer langer Strand • 2 km lange Strandpromenade • Modernes Warmbadehaus, verbunden mit öffentl. Lesehalle mit Aussicht auf See • Damen-, Herren- u. Familienbad • Licht- u. Luftbäder • Elektr. Licht • Kanalisation
Tägliche Flugverbindung mit Bremen, Berlin usw. • Tägliche Lloyddampfer-Verbindung ab Bremerhaven und Wilhelmshaven, sowie ab Carolinensiel mit dem Dampfer „Wangerooge“.
Prospekte durch die Badekommission.

Nordseebad Langeoog

Norddeutscher Lloyd Bremen

Lloyd-Gesellschaftsreisen
an die Wasserkante
in der Zeit vom 2. Juni bis 10. Sept. 1922

Ausführliche Fahrpläne kostenlos durch alle Vertretungen des Norddeutschen Lloyd, Reisebüros und Eisenbahnstationen, sowie durch die Abteilung Seebäderdienst des Norddeutschen Lloyd, Bremen, Bahnhofstrasse 35

Fahrten **nach den Nordseebädern** mit eleganten Salonschnelldampfern von Bremerhaven nach Norderney / Borkum / Helgoland mit Anschluss nach Amrum, Wyk, Westerland und Hamburg

Von Bremerhaven und Wilhelmshaven nach **Wangerooge** 5 Tage gültige Schiffsrückfahrkarten. Tagesausflug- und Sonntagskarten mit ermässigten Fahrpreisen

HAPAG

Schnelldampferfahrten

nach **Cuxhaven, Helgoland, Hörnum-Sylt, Westerland-Sylt, Esbjerg,**
Anschluß nach **Amrum, Föhr, Norderney, Borkum und Juist,**
nach Borkum teils von Helgoland direkt.

Ermäßigte Pfingst- und Sonntagsfahrten • Abfahrt von Hamburg-St. Pauli, Landungsbrücke.

Turbinenschnelldampfer „Kaiser“ wird wieder in Dienst gestellt.
Logierhäuser in Hörnum-Sylt.

Fahrpläne kostenlos durch den Seebäderdienst der Hamburg-Amerika Linie, Hamburg 4 und dessen Vertretungen.

Lloyd-Luftdienst G. m. b. H. * Deutsche Luft-Reederei

Benutzen Sie die **Luftpost** nach **Norderney, Wangerooge, Westerland-Sylt.**

Auskunft bei allen Vertretungen der **Hapag** und des **Norddeutschen Lloyd.**

Thermalbad — **Badenweiler** — **Luftkurort**

Modernste Badeeinrichtungen. Herrlichst. Aufenthaltsort i. südl. bad. Schwarzwald. 450 Meter ü. d. Meer.

Elektrische Bahn ab Schnellzugsstat.: Müllheim, Bahnlinie Frankf.-Freiburg-Basel.

Wunderbare Umgebung. / Veranstaltungen aller Art. Ausgangspunkt herrlichster Autofahrten im badischen Schwarzwald. Gesellschaftsfahrten.

Prospekte durch die Kurdirektion, Abt. C.

Bad Kudowa

(Grafschaft Glatz)

heilt Herz-, Blut-, Nieren-, Frauen- und Stoffwechselkrankheiten.

BARENBERG

Kurhotel
Villenkolonie Barenberg
Näheres durch Prospekt.

Bad Blankenburg, Thüringerwald.

Dr. Karl Schulze's
Sanatorium Am Goldberg
Das ganze Jahr geöffnet. — Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.

KURHAUS Tannenfeld

für Nerven- u. Gemütskranke
bei Nöbdenitz, Sa.-Altenburg. Prospekte durch Dr. med. Tecklenburg.

Sanatorium Sch

Das ganze Jahr
Ärztliche Leitung:
Wirtschaftl. Leitung: Th. J



Trink- und Badekur 1. April bis 15. November
bei **Erkrankungen** des **Herzens** und der **Gefäße**, der **Verdauungsorgane**, der **Gallenwege** und **Leber**, der **Luftwege**, bei **Zucker-**, **Gicht-**, **Blut-** und **Nervenerkrankungen.**
Mineralwasser-Versand des **Rakoczy** etc. durch die **Bäder-Verwaltung.**

Bad Kissingen

Konzerte, Theater, Reunions, Tennis, Golf, Schieß-Sport, Jagd und Fischerei.
Reit- und Fahrturniere: 8.–11. Juni 1922.
30. Juli: **internationaler Fußball.** – 27. Aug.: **Leichtathletik.**
Neuzeitliche Hotels, Sanatorien, Kurhäuser u. Restaurants.
Werbeschriften und Auskünfte durch den Kurverein.

Die deutschen Weltkurorte Böhmens
KARLSBAD – MARIENBAD – FRANZENSBAD
Hauptkurzeit: 1. Mai — 30. September.

Einreisebewilligung und Passvisum durch die tschechoslovakischen Konsulate in Leipzig, Berlin, Bremen, Breslau, Chemnitz, Dortmund, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Köln a. Rh., München, Nürnberg und das tschechoslovakische Reise- und Verkehrsbüro in Berlin W 9, Potsdamerplatz 3.

Auskünfte und Prospekte durch die städtischen Kurverwaltungen.

Sanatorium Dr. Rosell
Privatkrankenanstalt
Ballenstedt im Harz

Dr. Petersons Sanatorium
Brambach i. V. [illegible]
Radiumkuren, Radium-Schwefelbäder.
Sog. zentrifugale Kuren. Prospekte.

S.-R. Dr. Bielings Waldsanatorium
Tannenhof
Friedrichroda i. Thür.

Emser Pastillen
gegen Husten, Heiserkeit u. s. w.

IMPERIAL-HOTEL KARLSBAD

Letzter Komfort. **Das führende Hotel am Platze.** **Saison Mai–September**
Vor- und Nachsaison bedeutend ermässigte Preise.
Anfragen an die Generaldirektion.

✚ Magerkeit ✚
Schöne volle Körperformen durch unser „**Hegro**“-Kraftpulver in 6 bis 8 Wochen bis 30 Pfund Zunahme. Garant. unschädlich. Ärztlich empfohlen. Streng reell! Viele Dankschreiben. Preis Karton mit Gebrauchsanweisg. Mk. 20.-. — Porto extra. —
Herm. Groesser & Co.,
Fabrik chemischer Präparate,
Berlin W. 30/109.

Der gute Ton u. die feine Sitte.
Von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem.
7. Auflage. Preis geb. Mk. 10.-.
Verlag J. J. Weber in Leipzig 26.

BABEN-BABEN

Das weltberühmte Thermalbad im Schwarzwald
Heilanzeigen: Gicht, Rheumatismus u. Katarrhe der oberen Luftwege.
Hervorragende künstlerische, gesellsch. u. sportl. Veranstaltungen
im Frühjahr u. Sommer 1922.
Täglich Theatervorstellungen und Konzerte.
Grosse Pferderennen im August.
Näheres durch das
Städt. Verkehrsamt.



Bad Reichenhall

mit Bayer. Gmain (550 m)
Landschaftlich schönstes Solebad in den bayer. Hochalpen
Klimatischer Jahres-Kurort
Sommer-Kurzeit ab 1. April
Pneumatische Kammern
Inhalatorien
Vielseitiges Unterhaltungs-Programm
Ausgezeichnete Unterkunft und Verpflegung
Auskunft und Werbeschriften durch den Kurverein

Schwarzwaldhotel „Waldlust“ Freudenstadt
Herrlicher Frühjahr- und Sommeraufenthalt
Ideal schöne, ruhige Waldlage / Beste Verpflegung / Wohnungen / Bad / Hauskapelle.



BERLIN W Kurfürstendamm 33 a. a. Untergr.-Bahnhof Uhlandstr.
Pension Kurfürsten-Eck
40 gedieg. einger. Zimmer, Fahrstuhl, elektr. Licht, fließ. Warm- u. Kaltwasser u. Telefon in allen Zimmern. **Gute Verpflegung.** Höchste Referenzen. Mäßige Preise. Prospekt frei durch die Direktion. **Fernspr.: Steinplatz 9142.**

Webers Illustrierte Handbücher.
Prospekt kostenl. J. J. Weber, Leipzig.

Dr. Warda · Villa Emilia
Heilanstalt für Nervenkranke
Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

Bad Flinsberg
im schles. Isergebirge, 524–970 m, Bahnstation. Gebirgs-Stahlquellen-Kurort. Natürliche, arsen. radioakt. Kohlensäure- und Moorbäder, Fichtenrindenbäder. Inhalatorium. Angezeigt bei Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Herz- u. Nervenleiden. Gicht. Brunnenversand. Moderne Badeanstalten, grosses Kurhaus. Illustrierte Prospekte frei durch die Badeverwaltung.

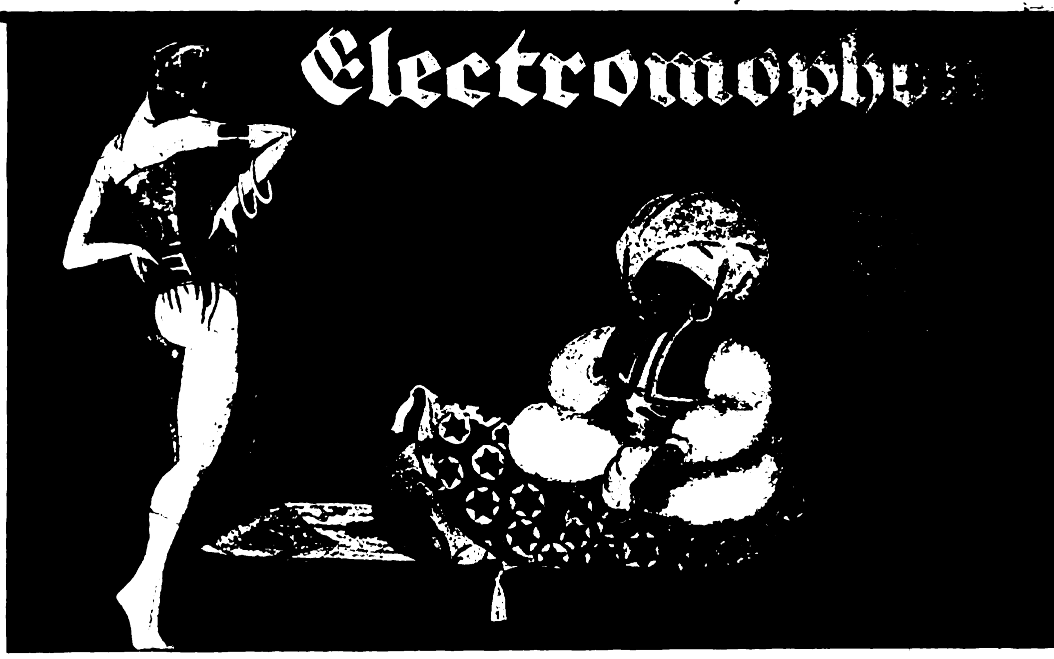
Bad Homburg
(im unbesetzten Gebiet)
Altberühmtes Heilbad, 25 Minuten von Frankfurt a. M., am Fuße des Taunus gelegen. Ausgedehnte Parkanlagen inmitten herrlicher Wälder. **Trink- und Badekur** (Magen, Darm, Herz). **Sport**, unbeschränkte Aufenthaltsdauer.

Hotel Victoria
und seine Villen.
Familienhotel ersten Ranges, umgeben von eigener, schönen Garten, mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattet. Privatbäder, abgeschlossene Appartements.
Reichliche Verpflegung.
Auskünfte:
Direktion Hotel Victoria, G. m. b. H., Bad Homburg.

Bad Homburg
SANATORIUM DR. DAUMSTARK
Kuranstalt für innere, spez. Magen-, Darm- und Herzkrankheiten
Natürliche Kohlensaure Bäder im Hause.
Das ganze Jahr geöffnet.

Bad Blankenburg Thür. Wald.
Waldsanatorium **„Schwarzeck“** für nervöse und innere Kranke.
Leitende Ärzte: S.-R. Dr. Wiedeburg, S.-R. Dr. Poensgen, Dr. Weiss-Reval.

Bad Liebenstein (S.-M.)
Perle des Thüringer Waldes
Stahlbad — Luftkurort — Herzbad
Stärkste Eisen-Mangan-Arsen-Quelle Deutschlands.
Bade-, Trink-, Terrain-Kuren.
Hotel Kaiserhof, Haus allerersten Ranges.
Hotel Herzog Bernhard } vornehme
Hotel Königin Olga } Familienhotels
Café Feodora mit Klub- und Spielzimmern.
Pensionshäuser.
Prospekte und Auskunft durch die **Badedirektion.**



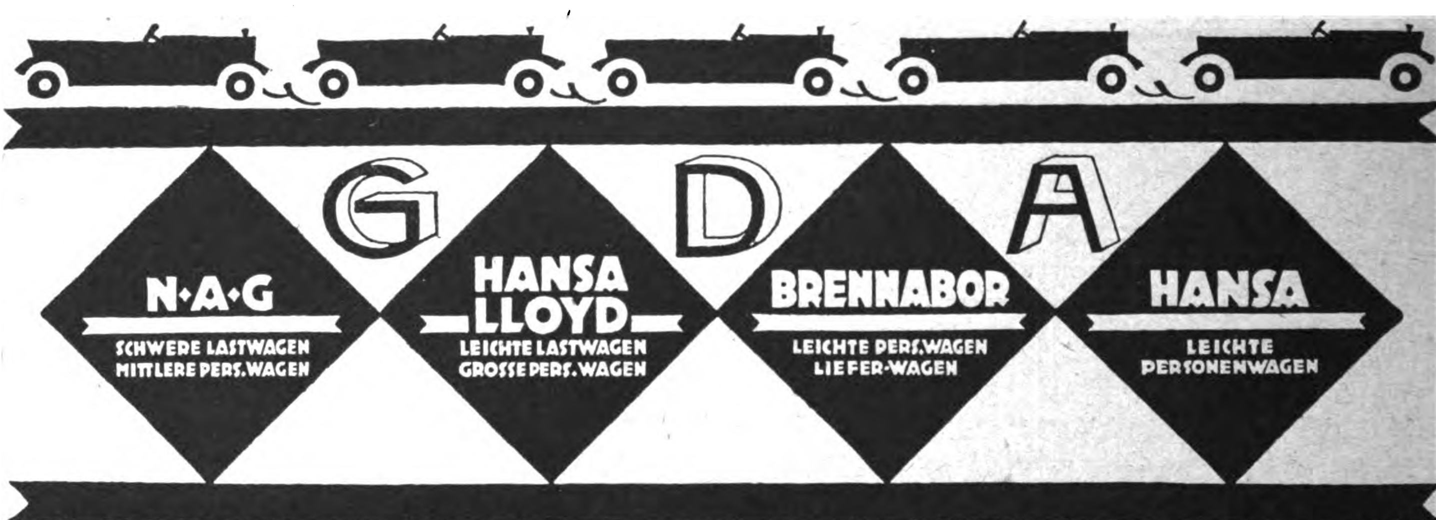
Elektr. Antrieb;
Elektr. Selbstausschalter;
Geräuschloser Gang;
Reiner, voller Klang;
Für alle Stromarten bei geringstem Stromverbrauch verwendbar.

Alleinige Fabrikanten:
Albert Ebner & Co., Stuttgart-Vaihingen a. F. 8.

Das Musikinstrument der guten Gesellschaft.

Hauptverkaufsstellen:

Aachen: Hermann jr., Dahmengraben 24.
Augsburg: Fleiner, Pianohaus.
Baden-Baden: Electromophon, Badischer Hof.
Bamberg: Frank, Luitpoldstr. 10.
Barmen: Poyda, Neuerweg 54.
Berlin: Beil & Voss, Tauentzienstraße 5, Rosenthalerstraße 10, Badstraße 42/43, Gr. Frankfurterstraße 110, Kottbuserstraße 1, Hauptstraße 9, Nollendorfplatz 7.
Bielefeld: Festing, Bahnhofstr. 6.
Bochum: Wolters, Friedrichstr. 9.
Braunschweig: Miether, Neuestr. 20a.
Bremen: C. Hitzegrad, Herdentorsteinweg 49.
Breslau: Albert Jeske, Friedrich-Wilhelmstr. 89.
Cassel: Musikhaus Reinhold, Untere Karlstr. 16.
Chemnitz: Brader & Münch, Innere Klosterstr. 15.
Coblenz: C. Prem, Löhrstr. 76.
Cottbus: Czada, Sprembergerstr. 35.
Crefeld: Adam, Westwall 69.
Dessau: Olberg, Rathausstr.
Dortmund: Schulze z. Wiesch, Krüger-Passage.
Dresden: Electromophonhaus, Viktoriastr. 19.
Duisburg: Missing, Amtsgerichtsstr. 22.
Düsseldorf: Standke, Schadowstr. 73.
Eisenach: Weise, Johannisstr. 7.
Elberfeld: Mitsching, Poststr. 17.
Erfurt: Musikhaus Holtzhausen, Kasinostr. 8.
Essen: Roth, Huyssen-Allee.
Frankfurt a. M.: Apelt, Katharinenpforte 1.
Freiburg i. B.: Musikhaus Liebers, Salzstraße 11.
Geestemünde: Heinr. Daetz, Georgstr. 64.
Gelsenkirchen: Willeke, Bahnhofstr. 44.
Gotha: Kröger, Margarethenstr. 30.
Halle a. Saale: Manthey, Gr. Ulrichstr. 12.
Hannover: Pianohaus Gertz, Thielenplatz 3.
Karlsruhe: J. Kunz, Karl-Friedrichstr. 21.
Kehl a. Rh.: Musikhaus Meyer, Hauptstraße 79.
Kiel: Krull & Bollmann, Flämischestr. 19.
Köln: Julius Lüdemann, Kreuzgasse 5–7.
Konstanz: Hug & Co.
Leipzig: Electromophon, Petersstr. 10.
Lübeck: Ernst Robert, Breitestr. 29.
Mainz a. Rh.: Apelt, (Näheres siehe unt. Frankfurt a. M.).
Mühlhausen i. Thür.: Hey'sche Buchhdlg.
Mülheim-Ruhr: Gebr. Wellershaus.
München: Schmid Nachf., Residenzstr. 7.
Münster i. W.: Bisping Nachf., [illegible] 12.
Nürnberg: Karl Lang, Karlstr. 19.
Pforzheim: Grießmayer & Liphardt, Westl. Karl-Friedrichstr. 9.
Plauen i. V.: Musikindustrie Katzmarek.
Remscheid: Musikhaus Stahmann, Bismarckstr. 46.
Saalfeld (Saale): Musikhaus Holtzhausen.
Saarbrücken 3: Louis, Bahnhofstraße 47.
Siegen: Herm. Loos, G. m. b. H.
Sorau, N.-L.: Musikhaus Hasche.
Stuttgart: Barth, Alter Postplatz.
Trier: Schellenberg, Simeonstraße 51, Musikhaus Hans Kessler.
Weimar: Schaller, Schillerstraße 10.
Wesel: Gerh. Adam, Kaiserplatz 4.
Wiesbaden: Ernst Schellenberg, Große Burgstr. 14 und Bleichstr. 39.
Zwickau: Musikhaus Wolf, Bahnhofstr. 22.



Bohlig Keks
für Feinschmecker

Aus blütenweissem Mehl und allerfeinsten Zutaten hergestellt. Preiswerteste Qualitäten.

R. BOHLIG·KEKSFABRIK·BAD LIEBENSTEIN S.M.



Allgemeine Notizen.

Das Messebild hat eine originelle und eindringliche Belebung durch Verwendung dreier Elefanten für Transportzwecke erfahren. Die bekannte Leipziger Firma Schmiedel & Sachse hat umfangreiche Transporte ihrer Artikel durch drei Hagenbecksche Elefanten an die Verladungsstellen ausführen lassen. Es ist dies wieder ein Beweis dafür, daß der findige Kaufmann alle Möglichkeiten zu benutzen weiß, um in geeigneter Weise sich zur Geltung zu bringen.



Elefanten als Reklameträger auf der Leipziger Frühjahrsmesse.

Vom Ausfuhrhandel. Der Verein Hamburger Exporteure nahm in einer Kundgebung scharf Stellung gegen die dem Ausfuhrhandel drohenden neuen gesetzlichen Maßnahmen. Die deutsche Ausfuhr gestalte sich ohnehin täglich schwieriger. Der auswärtige Wettbewerb werde immer schärfer. Gefordert

Gesellschaftsräume wurden errichtet; Wert auf allen Komfort ist gelegt worden. Der Verbesserung der Küche — besonders der Diätküche — wurde größte Aufmerksamkeit geschenkt. Das Röntgen-Institut wurde verbessert.

Die neuen deutschen Münzen. In der Berliner Münze sind die Vorarbeiten für die neuen Geldstücke im Gange, deren Entwurf mit dem Adler auf der Rückseite Professor Josef Wackerle, der früher an der Berliner Kunstgewerbeschule tätige, jetzt in München wirkende Bildhauer auf Veranlassung des Reichsfinanzministeriums in Zusammenarbeit mit dem Reichskunstwart Dr. Edwin Redslob geschaffen hat.

Die Elektrisierung der Gotthard-Linie. Wie wir bereits früher mitgeteilt haben, ist der elektrische Betrieb auf der Südstrecke der Gotthard-Linie zwischen Bellinzona und Chiasso am 24. Januar d. J. aufgenommen worden. In diesem Frühjahr hofft man auch die Nordstrecke Erstfeld—Arth—Goldau für den elektrischen Betrieb fertiggestellt zu haben. Die Einführung des elektrischen Betriebes ermöglicht eine Verkürzung der Fahrzeiten, die in dem nächsten Jahresfahrplan 1. Juni 1922/23 zum Ausdruck kommen soll. Die kürzeste aufenthaltslose Schnellzugsfahrt zwischen Bellinzona und Chiasso soll von 72 auf 60 Minuten vermindert werden. Die Ersparnis an Kohlen ist für diese Strecke auf rund 1100 Tonnen monatlich veranschlagt worden; auf der Strecke Erstfeld—Bellinzona betrug der Verbrauch durchschnittlich etwa 2700 Tonnen monatlich. Gegenwärtig sollen die Ersparnisse gegenüber dem Dampfbetrieb, in Geld ausgedrückt, ungefähr eine halbe Million Franken im Monat ausmachen.

wird die Ausschaltung der Außenhandelsstellen. Irgendwelche Strafbefugnisse dürften lediglich die ordentlichen Gerichte haben. Der Verein wird demnächst gewisse Mindestforderungen aufstellen. Es wird unter anderm die schleunige Einführung einer Finanzkontrolle der Außenhandelsstellen verlangt.

An der Universität Straßburg lehren jetzt 175 Professoren (gegen 90 im Jahre 1914), und zwar zählt die katholisch-theologische Fakultät 15, die evangelisch-theologische 14, rechts- und staatswissenschaftliche 26, medizinische 40, philosophische 39, mathematisch-naturwissenschaftliche 33 und die neugegründete pharmazeutische 8 Professoren. Die Zahl der Studenten stellt sich auf 2500 (1914: 2000 bis 2100). In der elsässischen Bevölkerung herrscht große Mißstimmung darüber, daß die französische Unterrichtsverwaltung sich nicht dazu verstehen will, im deutschsprachigen Elsaß an der Landesuniversität Vorlesungen in deutscher Sprache zuzulassen.

Der achtzehnte Deutsche Neuphilologentag findet dieses Jahr vom 6. bis 9. Juni in Nürnberg statt. Das Programm umfaßt sprachmethodische, kulturhistorische und literarische Referate, unter anderm von Professor Voßler (München) über den Bildungswert der romanischen Sprachen, Professor Wechßler (Berlin) über die „Vergleichende Betrachtung der Grundlagen deutscher und französischer Kultur an Universität und Schule“, von Professor Theodor Vetter (Zürich): „Literarisches aus Emma Darwin: A Century of Family Letters“, von Privatdozent Brunner (Wien) über die amerikanische Lyrik der Gegenwart und von Privatdozent Schöffler (Leipzig) über „Neue Wege zur europäischen Literatur des 18. Jahrhunderts“.

Die Geldentwertung als Gesetzgebungsproblem des Privatrechts ist vom Vorstand des Deutschen Anwaltsvereins (Sitz in Leipzig, Schreberstraße 3) auf die Tagesordnung des 23. Deutschen Anwaltstages gesetzt worden, der im September d. J. in Hamburg stattfindet. Über den gleichen Gegenstand erläßt jetzt der Vorstand ein allgemeines Preisausschreiben mit Frist bis zum 15. Juli d. J. Für drei Preise sind 15 000, 10 000 und 5000 Mark ausgesetzt.

Die ernsten seelischen Beratungen des Schriftstellers P. P. Liebe in München 12, Westamt, Brieffach, des Entdeckers der Psychographologie, sind mit einfacher Schriftdeutung oder gar mit einer Zukunftssagerei nicht zu verwechseln, worauf wir des öfteren hingewiesen haben. Schon die Tatsache, daß Hunderte von Aufsätzen in angesehenen Blättern über Liebe's Seelenkultur-Arbeiten

vorliegen, beweist, daß seelisch orientierte Persönlichkeiten mit der höchsten Anerkennung über Liebe's Seelenwerke in Briefform und Büchern nicht zurückhalten. In Liebe's Psychographologie handelt es sich aber eben nur, aber auch nur um vornehmste Würdigung für Hochgebildete. Massensache ist ausgeschlossen. Nur ernsthaft interessierte Persönlichkeiten wollen von Herrn Liebe den gegenseitig unverbindlichen Prospekt einfordern. Wir wiederholen, daß Liebe's seelische Beratungen eine Zeit von beinahe dreißig Jahren umfassen.

Geh. Sanitätsrat Dr. Köhlers Sanatorium in Bad Elster, das ab 1. November 1921 geschlossen war, ist vom 1. März 1922 an wieder in Betrieb genommen worden. Es werden auch jetzt schon sämtliche Kurmittel des staatl. Bades zur Verfügung stehen. Manche bauliche Veränderung zu noch behaglicherem Aufenthalt ist vorgenommen worden. Gesellschaftsräume wurden errichtet; Wert auf allen Komfort ist gelegt worden. Der Verbesserung der Küche — besonders der Diätküche — wurde größte Aufmerksamkeit geschenkt. Das Röntgen-Institut wurde verbessert.

Die neuen deutschen Münzen. In der Berliner Münze sind die Vorarbeiten für die neuen Geldstücke im Gange, deren Entwurf mit dem Adler auf der Rückseite Professor Josef Wackerle, der früher an der Berliner Kunstgewerbeschule tätige, jetzt in München wirkende Bildhauer auf Veranlassung des Reichsfinanzministeriums in Zusammenarbeit mit dem Reichskunstwart Dr. Edwin Redslob geschaffen hat.

Die Elektrisierung der Gotthard-Linie. Wie wir bereits früher mitgeteilt haben, ist der elektrische Betrieb auf der Südstrecke der Gotthard-Linie zwischen Bellinzona und Chiasso am 24. Januar d. J. aufgenommen worden. In diesem Frühjahr hofft man auch die Nordstrecke Erstfeld—Arth—Goldau für den elektrischen Betrieb fertiggestellt zu haben. Die Einführung des elektrischen Betriebes ermöglicht eine Verkürzung der Fahrzeiten, die in dem nächsten Jahresfahrplan 1. Juni 1922/23 zum Ausdruck kommen soll. Die kürzeste aufenthaltslose Schnellzugsfahrt zwischen Bellinzona und Chiasso soll von 72 auf 60 Minuten vermindert werden. Die Ersparnis an Kohlen ist für diese Strecke auf rund 1100 Tonnen monatlich veranschlagt worden; auf der Strecke Erstfeld—Bellinzona betrug der Verbrauch durchschnittlich etwa 2700 Tonnen monatlich. Gegenwärtig sollen die Ersparnisse gegenüber dem Dampfbetrieb, in Geld ausgedrückt, ungefähr eine halbe Million Franken im Monat ausmachen.



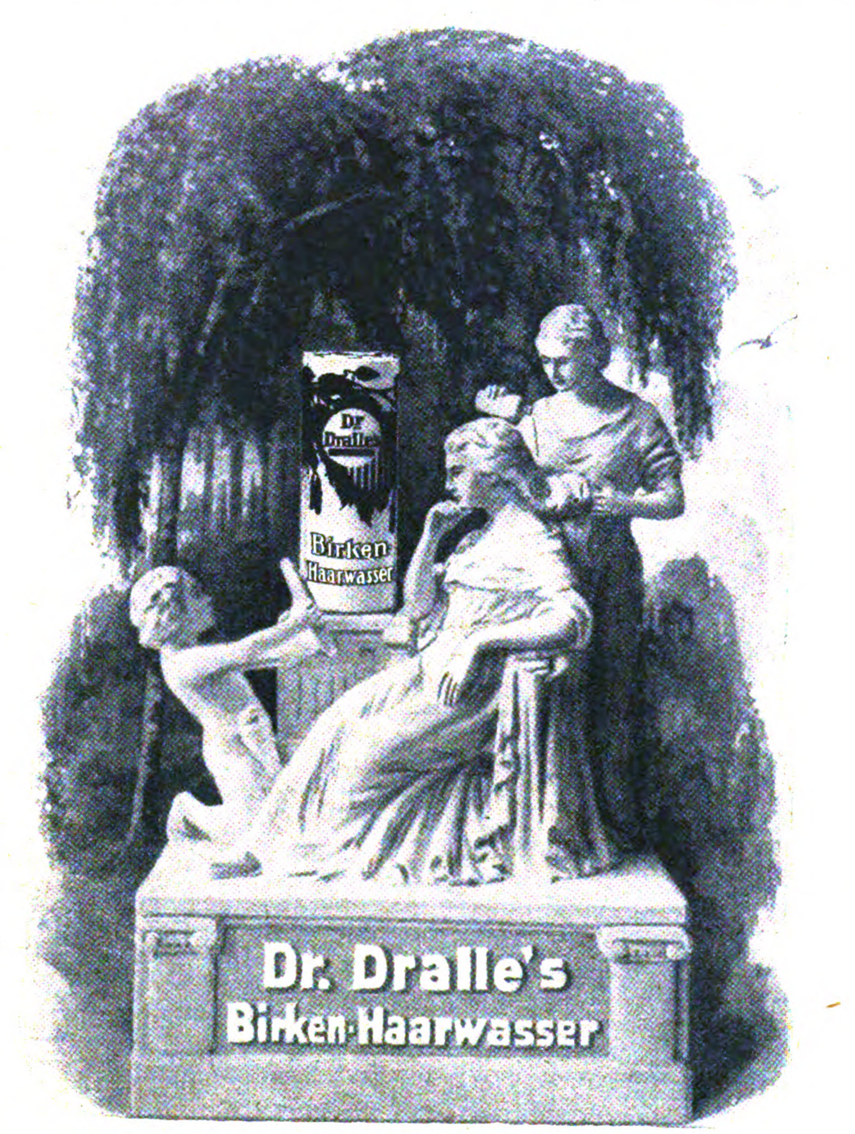












Der schöne Ringtisch, schreibt Generalfeldmarschall v. Hindenburg, hat meinen vollen Beifall gefunden. Er bewährt sich außerordentlich, ziert mein Zimmer und ist meine tägliche Freude. — General der Infanterie v. Ludendorff schreibt: Die sinnreiche Anlage und treffliche Art der Ausführung hat mich sehr erfreut. Ich sage Ihnen und Ihren Arbeitern nochmals meinen besten Dank für die schöne Arbeit.

Die deutsche Kraftwagen-Industrie hat bei den verschiebenen Zuverlässigkeits-Wettbewerben der letzten Zeit glänzend bewiesen, daß die serienmäßig hergestellten Kraftwagen allen Anforderungen genügen, die an sie gestellt werden müssen. Daher legt die Nationale Automobil-Gesellschaft (NAG), Berlin NW. 7, Sommerstraße 6, ihren Rennwagen, der am 25. September v. J. im Grunewaldbrennen die 160 km lange Fahrtstrecke mit ihren schweren Kurven unter allen beteiligten zehnsteuerpferdigen Wagen in der besten Zeit von 73 Minuten 10 Sekunden zurücklegte und damit den überlegenen Sieg in dieser Klasse errang, zu einer Serie von Spezial-Sport-Fahrzeugen auf. Eine leichte, schmale Karosserie mit vier sehr tief angeordneten Sitzen, Drahtspeichenräder, die niedrige Bauart und das geringe Gewicht (1300 kg fahrfertig) gestalten den Wagen zu einem besonders schnellen, wirtschaftlich hervorragenden Fahrzeug, das auf guter Straße eine Stundengeschwindigkeit von 100 km erreichen kann.

Die ersten Briefmarken des irischen Freistaates werden nach den Mitteilungen des irischen Generalpostmeisters demnächst ausgegeben. Man begnügt sich vorübergehend damit, die englischen Briefmarke[n] versehen, der in Gälisch (Irländ[isch]) trägt: „Rialtas Sealbach Na H[...] Regierung von Irland 1922). [...] endgültigen Briefmarke ist ein [...] Grundbedingung ist, daß alle [...] Sprache gehalten sind.

Eier halten sich ein ganze[s] mittels Garantol konserviert [...] sich dieses vorzüglich bewährte [...] bei Hausfrauen, Konditoren un[d] die gleichfalls vorzüglichen Ga[...] Garantol-Cremespeise und G[...] größter Beliebtheit. Sie sind [...] nialwaren- und ähnlichen Verka[...]

Die Kriegsnummernfolgen der Leipziger Illustrirten Zeitung

(9 Bände gebunden) sind infolge der in den letzten Monaten außerordentlich starken Nachfrage vorläufig nicht mehr lieferbar, da eine Anzahl von Nummern zur Komplettierung des Werkes fehlt.

Durch – unter den heutigen Verhältnissen allerdings sehr kostspieligen – Neudruck der betreffenden Hefte wird es möglich sein, noch eine beschränkte Zahl von Exemplaren dieses einzig dastehenden Werkes zu vervollständigen.

Inzwischen eingehende Bestellungen müssen einstweilen zurückgelegt werden. Die bisherigen Preise werden hiermit aufgehoben. Der neue Preis wird so bald wie möglich bekanntgegeben.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Illustrirte Zeitung



Bergfrühling. (Motiv vom Schafberg bei St. Gilgen.) Nach einem Gemälde von A. Helmberger.

 Nummer 4072. 158. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4072. 158. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 75 ℳ (Ausland 120 ℳ). Preis dieser Nummer 12 ℳ 50 ₰ (Ausland 20 ℳ). Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 10 ℳ; bei Platzvorschriften werden tarifmäßige Aufschläge erhoben. 20. April 1922.

NORDSEE-BÄDE[R]

Norderney

Das „Nordsee-Paradies“

Vorsaison: 1. bis 30. Juni. — **Hauptkurzeit:** 1. Juli bis Anfang September. **Nachkurzeit:** Anfang September bis Anfang Oktober.

Winterkurort.

Mehrmalige tägliche Eisenbahnverbindung (Schnellzüge) über Norddeich mit jedesmaligem Dampferanschluss nach Norderney. — Regelmässige Dampferverbindungen mit Bremerhaven-Bremen und Cuxhaven-Hamburg über Helgoland. — Ständiger Flugverkehr.

Auskunft und Führer gegen Rückporto durch die **Badeverwaltung.**

CUXhaven

Beliebtes Nord[illegible]

Kalte und warme Seebäder / Grün[illegible]

Reiseweg über Hamburg [illegible]

Badeführer bei Einsendung des Portos kostenlos durch die Bade[illegible]

Helgolan[d]

Wirksamstes deutsches Nordseebad • Perle der Nor[illegible]

OHNE PASSZWANG

Sommerkurzeit Mai bis Oktober / Kühler Sommer, wa[illegible]

Auskunft erteilen die Auskunftsstellen des Verbandes Deutscher No[illegible] des Allgemeinen Deutschen Bäderverbandes und die Badeverwaltung [illegible]

Borkum

Hauptkurbetrieb:

1. Juni — 30. Sept.

Winterkurort

Warmbad, Familienbad, Licht- und Luftbäder, elektrische, therapeutische Bäder, prachtvolle

Wandelhallen

Kurkapelle / Vorzügliche Verpflegung

Prospekte durch die Badedirektion.

Akt.-Ges. „Ems“ (Emden) u. Borkumer Kleinbahn- u. Dampfsch.-A.-G., Borkum. Schnellste tägliche Verbindung mit Emden (Außenhafen) im Anschluß an die Bäderzüge.

4 mal wöchentl. Verbindung mit Norderney.

WESTERLAND-S[YLT]

Stärkste Nordseebrandung • Größte Seebadeanlage Deutschlands • [illegible]

Auskunft und Prospekte in allen Verkehrsbüros und durch die Bade[illegible]

Wittdün a. Amrum

Mildes Klima, [illegible] vorzügliche Verpfleg[illegible] einrichtungen sichern [illegible]

Näheres durch die K[illegible]

Wyk-Föhr

Mildestes Nordseebad! [illegible]

Windgeschützter Tannenwald • Vor[illegible]

Angenehmer Aufenthalt • Höhere [illegible]

schnellzüge ab 1. Juni • Kein Paß[illegible]

Prospekt durch die Badev[illegible]

Wyker Dampfschiffs-Reederei-G. m[.b.H.]

Schnellste und sicherste Verbindung nach Wyk und Amrum über [illegible]

Unmittelbarer Anschluß an die vom 1. Juni verkehrenden Bäder-Schnell[illegible]

Juist

Ruhiges Familienbad

Hervorragend schöner breiter Nordseestrand / Reichliche gute Verpflegung / Kalte und warme Seebäder

Reiseweg über Norddeich mit Dampfern der Aktien-Ges. Reederei Norden-Frisia

Prospekte und Fahrplan bei Einsendung des Portos kostenlos. Die Badeverwaltung

Südstrand-Föhr

Durch [illegible] gemilderten [illegible] Windstille [illegible] Steigender [illegible]

San.-Rat Dr. Gmelins Nordsee-Sanatorium mit Pädagogium, Jugendheim und Jung[illegible]

Büsum in Holstein

Eisenbahnstation. Auskunft und Führer kostenlos durch die Badeverwaltung.

INSEL SPIEKEROOG

Prospekte durch die Badeverwaltung.

WANGEROOGE

„Die Perle der Nordseebäder“

Unübertroffen kräftiger Wellenschlag • Breiter, viele Kilometer langer Strand • 2 km lange Strandpromenade • Modernes Warmbadehaus, verbunden mit öffentl. Lesehalle mit Aussicht auf See • Damen-, Herren- u. Familienbad • Licht- u. Luftbäder • Elektr. Licht • Kanalisation Tägliche Flugverbindung mit Bremen, Berlin usw. • Tägliche Lloyddampfer-Verbindung ab Bremerhaven und Wilhelmshaven, sowie ab Carolinensiel mit dem Dampfer „Wangerooge“.

Prospekte durch die Badekommission.

Nordseebad Langeoog

Schönster Naturstrand.

Familienbad.

Prospekte und Auskunft [illegible] Verkehrsbüro.

Norddeutscher Lloyd Bremen

Lloyd-Gesellschaftsreisen

an die Wasserkante

in der Zeit vom 2. Juni bis 10. Sept. 1922

Ausführliche Fahrpläne kostenlos durch alle Vertretungen des Norddeutschen Lloyd, Reisebüros und Eisenbahnstationen, sowie durch die Abteilung Seebäderdienst des Norddeutschen Lloyd, Bremen, Bahnhofstrasse 35

Fahrten **nach den Nordseebädern** mit eleganten Salonschnelldampfern von Bremerhaven nach Norderney / Borkum / Helgoland mit Anschluss nach Amrum, Wyk, Westerland und Hamburg

Von Bremerhaven und Wilhelmshaven nach **Wangerooge** 5 Tage gültige Schiffsrückfahrkarten. Tagesausflug- und Sonntagskarten mit ermässigten Fahrpreisen

HAPAG

Schnelldampferfahrten

nach **Cuxhaven, Helgoland, Hörnum-Sylt, Westerland-Sylt, Esbjerg,** Anschluß nach **Amrum, Föhr, Norderney, Borkum und Juist, nach Borkum teils von Helgoland direkt.**

Ermäßigte Pfingst- und Sonntagsfahrten • Abfahrt von Hamburg-St. Pauli, Landungsbrücke.

Turbinenschnelldampfer „Kaiser“ wird wieder in Dienst gestellt.

Logierhäuser in Hörnum-Sylt.

Fahrpläne kostenlos durch den Seebäderdienst der Hamburg-Amerika Linie, Hamburg 4 und dessen Vertretungen.

Lloyd-Luftdienst G. m. b. H. * Deutsche Luft-Reederei

Benutzen Sie die **Luftpost** nach **Norderney, Wangerooge, Westerland-Sylt.**

Auskunft bei allen Vertretungen der **Hapag** und des **Norddeutschen Lloyd.**

Badenweiler

Thermalbad

Modernste Badeeinrichtungen. Herrlichst. Aufenthaltsort i. südl. bad. Schwarzwald. 450 Meter ü. d. Meer.

Elektrische Bahn ab Schnellzugsstat.: Müllheim, Bahnlinie Frankf.-Freiburg-Basel.

Luftkurort

Wunderbare Umgebung. / Veranstaltungen aller Art. Ausgangspunkt herrlichster Autofahrten im badischen Schwarzwald. Gesellschaftsfahrten.

Prospekte durch die Kurdirektion, Abt. C.

Bad Kudowa

(Grafschaft Glatz)

heilt Herz-, Blut-, Nieren-, Frauen- und Stoffwechselkrankheiten.

BARENBERGER HOF

Kurhotel ersten Ranges.

Villenkolonie Barenberg bei Schierke im Harz.

Näheres durch Prospekt. Die Direktion.

Bad Blankenburg, Thüringerwald.

Dr. Karl Schulze's **Sanatorium Am Goldberg**

Das ganze Jahr geöffnet. Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.

KURHAUS Tannenfeld

für Nerven- u. Gemütskranke

bei Nöbdenitz, Sa.-Altenburg. Prospekte durch Dr. med. Tecklenburg.

Sanatorium Schierke im Harz

Das ganze Jahr geöffnet.

Ärztliche Leitung: San.-R. Dr. Kratzenstein.

Wirtschaftl. Leitung: Th. Johannsen. — Näheres durch Prospekt.

Allgemeine Notizen.



Elefanten als Reklameträger auf der Leipziger Frühjahrsmesse.

Das Meßbild hat eine originelle und eindringliche Belebung durch Verwendung dreier Elefanten für Transportzwecke erfahren. Die bekannte Leipziger Firma Schmiedel & Sachse hat umfangreiche Transporte ihrer Artikel durch drei Hagenbecksche Elefanten an die Verladungsstellen ausführen lassen. Es ist dies wieder ein Beweis dafür, daß der findige Kaufmann alle Möglichkeiten zu benutzen weiß, um in geeigneter Weise sich zur Geltung zu bringen.

Vom Ausfuhrhandel. Der Verein Hamburger Exporteure nahm in einer Kundgebung scharf Stellung gegen die dem Ausfuhrhandel drohenden neuen gesetzlichen Maßnahmen. Die deutsche Ausfuhr gestalte sich ohnehin täglich schwieriger. Der auswärtige Wettbewerb werde immer schärfer. Gefordert

wird die Ausschaltung der Außenhandelsstellen. Irgendwelche Strafbefugnisse dürften lediglich die ordentlichen Gerichte haben. Der Verein wird demnächst gewisse Mindestforderungen aufstellen. Es wird unter anderm die schleunige Einführung einer Finanzkontrolle der Außenhandelsstellen verlangt.

An der Universität Straßburg lehren jetzt 175 Professoren (gegen 90 im Jahre 1914), und zwar zählt die katholisch-theologische Fakultät 15, die evangelisch-theologische 14, rechts- und staatswissenschaftliche 26, medizinische 40, philosophische 39, mathematisch-naturwissenschaftliche 33 und die neugegründete pharmazeutische 8 Professoren. Die Zahl der Studenten stellt sich auf 2500 (1914: 2000 bis 2100). In der elsässischen Bevölkerung herrscht große Mißstimmung darüber, daß die französische Unterrichtsverwaltung sich nicht dazu verstehen will, im deutschsprachigen Elsaß an der Landesuniversität Vorlesungen in deutscher Sprache zuzulassen.

Der achtzehnte Deutsche Neuphilologentag findet dieses Jahr vom 6. bis 9. Juni in Nürnberg statt. Das Programm umfaßt sprachmethodische, kulturhistorische und literarische Referate, unter anderm von Professor Voßler (München) über den Bildungswert der romanischen Sprachen, Professor Wechßler (Berlin) über die „Vergleichende Betrachtung der Grundlagen deutscher und französischer Kultur an Universität und Schule", von Professor Theodor Vetter (Zürich): „Literarisches aus Emma Darwin: A Century of Family Letters", von Privatdozent Brunner (Wien) über die amerikanische Lyrik der Gegenwart und von Privatdozent Schöffler (Leipzig) über „Neue Wege zur europäischen Literatur des 18. Jahrhunderts".

Die Geldentwertung als Gesetzgebungsproblem des Privatrechts ist vom Vorstand des Deutschen Anwaltsvereins (Sitz in Leipzig, Schreberstraße 3) auf die Tagesordnung des 23. Deutschen Anwaltstages gesetzt worden, der im September d. J. in Hamburg stattfindet. Über den gleichen Gegenstand erläßt jetzt der Vorstand ein allgemeines Preisausschreiben mit Frist bis zum 15. Juli d. J. Für drei Preise sind 15 000, 10 000 und 5000 Mark ausgesetzt.

Die ernsten seelischen Beratungen des Schriftstellers P. P. Liebe in München 12, Westamt, Brieffach, des Entdeckers der Psychographologie, sind mit einfacher Schriftdeutung oder gar mit einer Zukunftssagerei nicht zu verwechseln, worauf wir des öfteren hingewiesen haben. Schon die Tatsache, daß Hunderte von Aufsätzen in angesehenen Blättern über Liebe's Seelenkultur-Arbeiten

vorliegen, beweist, daß seelisch orientierte Persönlichkeiten mit der höchsten Anerkennung über Liebe's Seelenwerke in Briefform und Büchern nicht zurückhalten. In Liebe's Psychographologie handelt es sich aber eben nur, aber auch nur um vornehmste Würdigung für Hochgebildete. Massensache ist ausgeschlossen. Nur ernsthaft interessierte Persönlichkeiten wollen von Herrn Liebe den gegenseitig unverbindlichen Prospekt einfordern. Wir wiederholen, daß Liebe's seelische Beratungen eine Zeit von beinahe dreißig Jahren umfassen.

Geh. Sanitätsrat Dr. Köhlers Sanatorium in Bad Elster, das ab 1. November 1921 geschlossen war, ist vom 1. März 1922 an wieder in Betrieb genommen worden. Es werden auch jetzt schon sämtliche Kurmittel des staatl. Bades zur Verfügung stehen. Manche bauliche Veränderung zu noch behaglicherem Aufenthalt ist vorgenommen worden. Gesellschaftsräume wurden errichtet; Wert auf allen Komfort ist gelegt worden. Der Verbesserung der Küche — besonders der Diätküche — wurde größte Aufmerksamkeit geschenkt. Das Röntgen-Institut wurde verbessert.

Die neuen deutschen Münzen. In der Berliner Münze sind die Vorarbeiten für die neuen Geldstücke im Gange, deren Entwurf mit dem Adler auf der Rückseite Professor Josef Wackerle, der früher an der Berliner Kunstgewerbeschule tätige, jetzt in München wirkende Bildhauer auf Veranlassung des Reichsfinanzministeriums in Zusammenarbeit mit dem Reichskunstwart Dr. Edwin Redslob geschaffen hat.

Die Elektrisierung der Gotthard-Linie. Wie wir bereits früher mitgeteilt haben, ist der elektrische Betrieb auf der Südstrecke der Gotthard-Linie zwischen Bellinzona und Chiasso am 24. Januar d. J. aufgenommen worden. In diesem Frühjahr hofft man auch die Nordstrecke Erstfeld—Arth—Goldau für den elektrischen Betrieb fertiggestellt zu haben. Die Einführung des elektrischen Betriebes ermöglicht eine Verkürzung der Fahrzeiten, die in dem nächsten Jahresfahrplan 1. Juni 1922/23 zum Ausdruck kommen soll. Die kürzeste aufenthaltslose Schnellzugsfahrt zwischen Bellinzona und Chiasso soll von 72 auf 60 Minuten vermindert werden. Die Ersparnis an Kohlen ist für diese Strecke auf rund 1100 Tonnen monatlich veranschlagt worden; auf der Strecke Erstfeld—Bellinzona betrug der Verbrauch durchschnittlich etwa 2700 Tonnen monatlich. Gegenwärtig sollen die Ersparnisse gegenüber dem Dampfbetrieb, in Geld ausgedrückt, ungefähr eine halbe Million Franken im Monat ausmachen.

Der schöne Ringtisch, schreibt Generalfeldmarschall v. Hindenburg, hat meinen vollen Beifall gefunden. Er bewährt sich außerordentlich, ziert mein Zimmer und ist meine tägliche Freude. — General der Infanterie v. Ludendorff schreibt: Die sinnreiche Anlage und treffliche Art der Ausführung hat mich sehr erfreut. Ich sage Ihnen und Ihren Arbeitern nochmals meinen besten Dank für die schöne Arbeit.

Die deutsche Kraftwagen-Industrie hat bei den verschiedenen Zuverlässigkeits-Wettbewerben der letzten Zeit glänzend bewiesen, daß die serienmäßig hergestellten Kraftwagen allen Anforderungen genügen, die an sie gestellt werden müssen. Daher legt die Nationale Automobil-Gesellschaft (NAG), Berlin NW. 7, Sommerstraße 6, ihren Rennwagen, der am 25. September v. J. im Grunewaldbrennen die 160 km lange Fahrtstrecke mit ihren schweren Kurven unter allen beteiligten zehnsteuerpferdigen Wagen in der besten Zeit von 73 Minuten 10 Sekunden zurücklegte und damit den überlegenen Sieg in dieser Klasse errang, zu einer Serie von Spezial-Sport-Fahrzeugen auf. Eine leichte, schmale Karosserie mit vier sehr tief angeordneten Sitzen, Drahtspeichenräder, die niedrige Bauart und das geringe Gewicht (1300 kg fahrfertig) gestalten den Wagen zu einem besonders schnellen, wirtschaftlich hervorragenden Fahrzeug, das auf guter Straße eine Stundengeschwindigkeit von 100 km erreichen kann.

Die ersten Briefmarken des irischen Freistaates werden nach den Mitteilungen des irischen Generalpostmeisters demnächst ausgegeben. Man begnügt sich vorübergehend damit, die englischen Briefma[...] versehen, der in Gälisch (Irlä[...] trägt: „Rialtas Sealbach Na [...] Regierung von Irland 1922). [...] endgültigen Briefmarke ist ein [...] Grundbedingung ist, daß all[...] Sprache gehalten sind.

Eier halten sich ein gan[...] mittels Garantol konserviert [...] sich dieses vorzüglich bewähr[...] bei Hausfrauen, Konditoren u[...] die gleichfalls vorzüglichen G[...] Garantol-Cremespeise und [...] größter Beliebtheit. Sie sind [...] nialwaren- und ähnlichen Ver[...]


MÄDLER-KOFFER
Illustr. Preisliste kostenlos
MORITZ MÄDLER LEIPZIG-LINDENAU
GEGR. 1850
VERKAUFS-GESCHÄFTE
LEIPZIG Peterssstr. 8
BERLIN W. Friedr. Str. 62
HAMBURG Jungfernstieg 6/7
FRANKFURT/M. Kaiserstraße 29
KÖLN/Rh. Hohestr. 129


1821
Felsche
1921
Kakao * Schokolade * Pralinen


STEINER'S PARADIESBETT
LIEFERUNG GANZER SCHLAFZIMMER-EINRICHTUNGEN
PARADIESBETTENFABRIK M. STEINER & SOHN A.G.
Frankenberg i/S.


Kloß u. Foerster
Freyburg a. U.
Bekannte Sektmarken
Cabinet-
Rotkäppchen
Deutsches Erzeugnis.

Illustrirte Zeitung



Bergfrühling. (Motiv vom Schafberg bei St. Gilgen.) Nach einem Gemälde von A. Helmberger.

Unser neues Preisausschreiben



1



2



3

„Wer ist es?“

lautet unsere heutige Preisfrage, und es gilt, die Namen der abgebildeten zehn Personen zu erraten. Wie beim Maskenfest haben die Porträtierten allerlei Verkleidungen angelegt, die zu durchschauen, dem Scharfblick unserer Leser gelingen dürfte. Um zu diesen Studien einen Anhaltspunkt zu geben, wollen wir ihnen verraten, daß in dem Reigen drei Fürsten, ein Staatsmann und ein populärer Heerführer sowie fünf Künstler (Maler, Dichter, Musiker) vertreten sind, alles jedem Deutschen bekannte Persönlichkeiten, die sämtlich nicht mehr unter den Lebenden weilen. Mit diesem Bilderscherz hoffen wir unseren Lesern eine Stunde anregender Unterhaltung zu bieten. Für die richtigen Lösungen haben wir an Barpreisen

insgesamt 10000 Mark

ausgesetzt, und zwar 3000 Mark, 2000 Mark, 1000 Mark, zweimal 500 Mark und zehnmal 300 Mark. Preisanwärter ist, wer alle zehn Namen errät. Gehen nicht genügend richtige Lösungen ein, so werden auch Teillösungen berücksichtigt. Über die Reihenfolge bei der Preiszuteilung entscheidet das Los.

Die Lösungen sind auf einer Postkarte, die neben den Nummern der abgebildeten Persönlichkeiten deren Namen enthält, bis zum 15. Juni an die Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung“ in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, einzusenden.

Verlag und Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung“.



4



5



6



7



8



9



10

Das Vordringen Englands in Afrika. / Von Major a. D. Winkler.

England besitzt nicht nur das größte und bedeutendste Kolonialreich, sondern auch das einzige, das seit langer Zeit eine stetige Entwicklung zeigt. Immer ist eine Aufwärtsbewegung zu beobachten an räumlicher Ausdehnung sowohl als auch an innerer Erstarkung. Nur einmal ist ein gewaltiger Rückschlag zu verzeichnen, der Verlust der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Es gibt aber auch kein anderes europäisches Volk, das sich mit solchem Geschick, solcher Energie und solcher Skrupellosigkeit seinen Kolonialbesitz erworben hat wie das englische.

Die Anfänge englischer Kolonialpolitik liegen im 17. Jahrhundert. Die durch ihre Gewürze wertvollen Ostindischen Inseln reizten die englische Begehrlichkeit. Zu einer Besitzergreifung kam es aber nicht, da sich die Holländer erfolgreich dagegen wehrten. Dafür errichtete England in Vorderindien eine Anzahl von Faktoreien und begründete die ersten Niederlassungen in Afrika: Gambia (1631) und Goldküste (1665). Als die Franzosen 1705 am Sierra-Leone-Fluß Fuß fassen wollten, erschienen sofort die Engländer und schufen ihre Kolonie Sierra Leone. In diesem Gebiet hatten sie früher einen lebhaften Sklavenhandel betrieben; nun brauchten sie es notwendig unter dem Vorwand, befreite Sklaven anzusiedeln. Schon 1620 hatten einige Engländer die Festsetzung in der Tafelbai versucht. Da aber die Regierung die Wichtigkeit des Kaplandes, das als Zwischenstation für die Indienfahrer unschätzbar war, wenn es auch für den Handel noch nicht in Frage kam, nicht erkannte, so versagte sie den Ansiedlern ihre Unterstützung. Erst 1806 wurde das Kapland von den Engländern aufs neue besetzt, und damit wurde die Kapkolonie endgültiger britischer Besitz.

In das 18. Jahrhundert fallen die großen, vornehmlich mit Frankreich geführten Kriege um die Kolonien. Der Frieden von Utrecht (1713) brachte unter anderm Gibraltar in englischen Besitz, der von höchster Bedeutung für das britische Weltreich wurde.

Etwa ein halbes Jahrhundert nach dem Abschluß des englisch-französischen Kolonialkrieges erfolgte die Loslösung der englischen Kolonien in Nordamerika. Damit ging das größte und wichtigste Kolonialgebiet für England verloren und wurde sowohl in weltwirtschaftlicher als auch in weltpolitischer Beziehung der gefährlichste Rivale des Mutterlandes. Das entmutigte jedoch die Engländer nicht, die nun mit größter Energie daran gingen, den Verlust durch Erwerb neuen Kolonialbesitzes wettzumachen.

Um die Vorherrschaft im Mittelmeer ausüben zu können, erwarben die Briten 1800 Malta. Zur Sicherung des Weges nach Ostindien wurde 1839 Aden und 1857 die Insel Perim in der Straße Bab-el-Mandeb besetzt. Die Jahre 1838 bis 1842 wurden benutzt, um Natal in Südafrika in englischen Besitz zu bringen. Im Jahre 1861 folgte in Westafrika Lagos.

Gegen Ende der siebziger Jahre begann eine neue Periode bewußter Expansionspolitik in England. Im Jahre 1879 erwarb es als Stützpunkt im östlichen Mittelmeer sowie zur Beherrschung des Suezkanals Zypern. Wenige Jahre später, 1882, benutzte es den Pöbelaufstand in Alexandrien, um zunächst die Stadt zu bombardieren und Truppen zu landen. Der ägyptische Widerstand war überall schnell gebrochen, und noch im selben Jahre war Ägypten englische Provinz. Damit war der Suezkanal politisch erobert. Offiziell wurde das Land dem Britischen Reiche nicht einverleibt, sondern es sollte weiter dem Sultan unterstellt bleiben. Es wurde nur vorläufig in englische Verwaltung genommen. Daß aber Ägypten in Wirklichkeit britischer Besitz geworden war, geht deutlich daraus hervor, daß 32 Jahre lang alle Anfragen der Türkei wegen Rückgabe des Landes von England ausweichend beantwortet wurden. Noch offensichtlicher erhellt es aber aus dem Verhalten der Engländer in Ägypten während des Weltkrieges (Ausweisung des deutschen und österreichischen Gesandten, Aufrichtung der britischen Militärdiktatur).

Die Schaffung des Kongostaates, der Eintritt Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte und die Erweiterung des französischen Kolonialgebietes ließen England nicht ruhen und gaben den Anstoß zu größerer Ausdehnung in Afrika. Nachdem bereits früher der alte Besitz an der Goldküste erweitert worden war, setzte England jetzt besonders an vier Punkten ein, am Niger, im östlichen Sudan, im äquatorialen Ostafrika und in Südafrika. Von Kapland und Natal her schob es seinen Besitz nach Norden hin bis zum Njassasee und erwarb gleichzeitig am Persischen Meerbusen Gebiete, sicherlich, um den ganzen Nordrand des Indischen Ozeans englisch zu machen.

Im Jahre 1884 wurden in Transvaal riesige Goldfunde gemacht, die dieses Land schnell an die erste Stelle der Goldproduzenten der Erde rückten. Das konnte England nicht vertragen, und so kam der berüchtigte Einfall der Jamesonschen Expedition zustande, der in den Burenkrieg ausartete. Trotz aller militärischen Siege der Buren unterlagen sie doch der größeren Kriegskunst und den europäischen Machtmitteln der Engländer. Ihr vom englischen Imperialismus beschlossenes Schicksal vermochten sie nicht aufzuhalten. Der Friede von Vereeniging im Jahre 1902 besiegelte den Verlust der Freiheit des Burenvolkes.

Dann kam der Weltkrieg. Deutschland mußte auf seinen kolonialen Besitz verzichten, und der große Räuber England sicherte sich bei der Teilung der Beute den Hauptanteil. Deutsch-Südwest verschlang es ganz. Von Deutsch-Ostafrika wurde Belgien ein Beruhigungsbrocken hingeworfen, von Kamerun und Togo nahm es sich die besten Stücke, während der Rest an Frankreich fiel.

So ist ein längst gehegter Wunsch englischer Kolonialpolitik erfüllt, vom Kap bis Kairo eine britische Kolonie.

Das englische Weltreich umfaßt ein Viertel der Erde. Nun glaube aber niemand, daß dieses Reich auf vorwiegend friedlichem Wege erworben wurde. Zum größten Teil ist es durch die Gewalt der Waffen geschehen, im Kampfe mit den ureingesessenen Bewohnern der Länder, im Kampfe mit andern europäischen Staaten. Es ist auch eine bewußte Lüge, wenn behauptet wird, England habe seine Kriege humaner als andere Völker geführt. Die Greueltaten in den englischen Kriegen suchen ihresgleichen, nur mangelt ihnen jeder heroische Chatakter, ihre Waffentaten werden durch zu viele Schandtaten befleckt.

Wenn in den jüngsten Tagen England sich bereit gefunden hat, Ägypten zu einem unabhängigen und souveränen Staat zu erklären, so geschieht dies nur, weil es der englischen Tyrannei nicht gelungen ist, die Flamme des unabhängigen und nationalen Geistes und Willens im ägyptischen Volke zu ersticken. Die Erklärungen von Lloyd George, daß das Protektorat angesichts der besonderen geographischen Lage nur aufgehoben werden könne, wenn die englischen Interessen gewahrt würden, sind so verklausuliert, daß nicht davon die Rede sein kann, England habe dem ägyptischen Volke Souveränität und Unabhängigkeit verliehen. Die ganze Proklamation ist ein Bluff, ein Fetzen Papier, wie so viele und ähnliche Versprechungen, die England wohl gegeben, aber nicht erfüllt, an deren Erfüllung es niemals gedacht hat. Eine scheinbare Freiheit nach außen ist die Errungenschaft der Ägypter. England hat seine Kolonien viel zu fest in der Hand, als daß solche Scheinkonzessionen große Wandlungen hervorbringen könnten. England braucht augenblicklich Ruhe im Innern und hätte die Proklamation nie erlassen ohne das Drängen der ägyptischen Nationalisten und die Drohung der Boykottierung englischer Waren.

Der Wandel des Bildungsideals. / Von Prof. Dr. Paul Hildebrandt.

Es ist das Verdienst Friedrich Paulsens, in seinem prächtigen Werke „Die Geschichte des gelehrten Unterrichts" nachgewiesen zu haben, daß die Schulpolitik von der allgemeinen Politik ihrer Zeit entscheidend beeinflußt wird. Namentlich die Strömungen des 18. und 19. Jahrhunderts zeigen das aufs deutlichste, und jene Bewegung, die uns mit Recht als der Ausgang der Ideen über unsere moderne Bildung überhaupt erscheint, die Bewegung des Neuhumanismus, ist doch ihrem letzten Grunde nach tief verwandt mit den Ideen, die die französische Revolution entscheidend beeinflußten, den Ideen von der Notwendigkeit der Herausgestaltung des Menschlichen im Menschen. Männer wie Humboldt oder Schleiermacher, deren Persönlichkeiten uns immer gleich vor Augen stehen, wenn wir an jene Zeiten denken, haben die Kunst, ihr reines Menschentum aus sich heraus zu bilden, aufs höchste getrieben.

Dies Ideal, oft nur ein ästhetisches genannt, ist es doch nicht in dem Sinne, daß dadurch ein Gegensatz gegen das politische festgestellt werden sollte; es ist vielmehr die andere Seite des Liberalismus, der damals die herrschende Richtung war, und dessen Schattenseiten man nicht einmal in England sah. Die Ausbildung der eigenen Persönlichkeit nach allen Richtungen hin schien sich eben mit dem Begriff des Reinmenschlichen zu decken und zugleich dem Staat den höchsten Aufschwung zu verheißen. Humboldts vornehmes Sichzurückziehen vom Staat war nicht das für diese Richtung Typische, vielmehr nur eine durchaus persönliche Auffassung.

Trotz der andersartigen Einstellung Pestalozzis setzte sich dies politische Ideal nun in Preußen-Deutschland durch. Seine Theorien, namentlich die von der Erziehung als Hilfe zur Selbsterziehung werden angenommen und zugunsten jenes individualistisch-ästhetischen Menschentumideals verwandt. Die Volksschulen werden genau ebenso orientiert wie die höheren — Süvern will sie gewissermaßen als die Grundlage jener auffassen.

Aus dieser Grundanschauung heraus flossen nun auch die Unterrichts- und Erziehungstheorien des 19. Jahrhunderts. Pestalozzi und seine Schüler treten für Selbsttätigkeit und Selbstdenken ein; sie wollen dem Volke helfen, zu sich selbst zu kommen, und arbeiten an der Herbeiführung der Herrschaft des Geistes über die Natur vermittelst der Anschauung und der durch sie geweckten Erkenntnis. Statt der Kenntnisse, die vorher einzig und allein das würdige Ziel des Unterrichts zu sein schienen, tritt die selbsterarbeitete Erkenntnis. Der Optimismus des wahren Erziehers beseelt diese Männer des neuen Evangeliums der Volksschule; es scheint nun wirklich die Formulierung des neuen Bildungsideals das Ideal zu sein, dem alle Bildung in Ewigkeit zustrebt.

Dementsprechend will denn auch die höhere Schule Menschen bilden und nicht für Berufe vorbereiten. Man ist sich darüber klar, daß trotzdem der einzelne zu seinem Recht kommen wird: in der Mannigfaltigkeit der Begabungen und Fähigkeiten sieht man gerade den Reichtum des reinen Menschentums; der harmonische Mensch ist das Ziel auch hier. Ihn aber sah man in dem Vorbilde des Griechentums; deshalb trat jener Umschwung in der Wertung der klassischen Sprachen ein, der in geradezu verblüffender Weise den Eintritt des neuen Jahrhunderts kennzeichnete: das Römertum mit seiner zentralisierenden, ja, nivellierenden Tendenz, das den Staat in den Mittelpunkt stellt und die Bedeutung des Individuums herabwürdigt, tritt dem Griechentum gegenüber zurück. Aus diesem Gedanken und der praktisch damals noch vorhandenen Nötigung einer mindestens formalen Beherrschung des Lateinischen entsteht das Gymnasium, das den Anspruch erhebt, allein höhere Bildung zu vermitteln. Der Süvernsche Lehrplan, der den Spott Friedrich August Wolfs herausforderte, wollte dies Ideal in die Praxis umsetzen: Menschen sollten gebildet werden, die für jede Tätigkeit genügend vorgebildet waren, deren geistige Kräfte harmonisch ausgebildet sind. Um die Hauptfächer Griechisch, Latein, Deutsch und Mathematik gruppiert sich der ganze Unterricht.

Es ist interessant, neben den Anspruch, den das Gymnasium allmählich immer stärker erhebt, die einzige Anstalt zu sein, die höhere, also wahre Menschenbildung vermittelt, Pestalozzis „Erfindung" zu stellen, wie sie Fichte in den „Reden an die deutsche Nation" ausdrückt. Er erklärt: „Er wollte bloß dem Volke helfen; aber seine Erfindung, in ihrer ganzen Ausdehnung genommen, hebt das Volk, hebt allen Unterschied zwischen diesem und einem gebildeten Stande auf." Hieraus wird sofort klar, daß — obwohl sicher Humbold nichts weniger als ein Gegner Pestalozzis war — der Grundgedanke des Gymnasiums in Widerspruch zu der Theorie und noch mehr der Praxis des großen Schweizers treten mußte. Pestalozzi und Humboldt haben im Gegenteil das gleiche Ziel: Erziehung zum Menschen — aber mit Notwendigkeit mußte im Lauf der Dinge ein Gegensatz zwischen beiden eintreten, der nur auf eine Weise hätte vermieden werden können: wenn man nämlich nach Süverns Entwurf eine Einheitsschule schuf, in der das Gymnasium gewissermaßen aus der Volksschule herauswuchs. Daß dies damals nicht erfolgte, ist die Tragik der Bildungsgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Denn nun zeigte sich in der Praxis ein völliges Auseinandergehen von Volksschule und Gymnasium; der Keim der Zwiespältigkeit war gelegt, aber gedeihen konnte sie doch nur unter dem Einfluß der politischen Reaktion. Zunächst entwickelte sich das Gymnasium unter Johannes Schulze zu der Vielwisseranstalt oder — wie das Publikum und namentlich die Ärzte sagten — der Überbürdungsanstalt, zu der sein Bildungsideal es prädestinierte. Immer neue Fächer wurden aufgenommen, immer mehr jener treffliche Satz von der Erwerbung der Erkenntnis aufgegeben, weil er durch die Praxis jedes Schultages widerlegt zu werden schien. Infolge der Überzeugung der „gebildeten" Stände, daß das Gymnasium die „vornehmste" Anstalt sei, strömte eine Menge Ungeeigneter hinein, die sein Niveau drückten und es Tag für Tag seinem hohen Ideal unähnlicher machten. Man kann fast sagen, daß in den achtziger Jahren es geradezu das Zerrbild der von Humboldt und Süvern beabsichtigten Einheitsschule geworden war.

Inzwischen war die Volksschule auf einem anderen Wege zu demselben Ziele gekommen: Das Überhandnehmen eigenen Denkens, das zur Erhebung von 1848 führte, wurde von der Regierung der Volksschule und ihren Lehrern zur Last gelegt; die Reaktion stellte sich in schroffsten Gegensatz zu Pestalozzis Ideen. Julius Stahl definierte an der Hand der Stiehlschen Regulative ihre Wünsche so: Gegebene Wahrheiten, gegebene Pflichten, gegebene Zustände sollen begriffen werden. Das bedeutete allerdings die völlige Abkehr vom Anfang des Jahrhunderts, denn hier hatte man alle diese Dinge aus dem Schüler selber herausentwickeln wollen. So wird die Volksschule nicht nur eine Schule für die niederen Stände, sie wird auch die kirchlich beaufsichtigte Schule des mechanischen Auswendiglernens, damit das Volk nicht in zu starke Berührung mit der gefährlichen Bildung komme.

Inzwischen haben sich nun die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse gründlich geändert. Die Schattenseiten der „freien Konkurrenz", die man vorher als das lebenspendende Prinzip empfand, haben sich gezeigt; an ihr gerade wächst die Arbeiterbewegung mit ihrer „Solidarität des Proletariats", mit ihrer pazifistischen Tendenz herauf. Der Staat, gefestigt durch äußere siegreiche Kriege und innere Zusammenschlüsse, wird als eine konkrete, überpersönliche Macht viel stärker als im Anfang

des Jahrhunderts empfunden; er setzt sich auch überragenden Individualitäten gegenüber durch. Er ringt mit den widerstreitenden Tendenzen der großen sozialen Bewegung, die ihn im Gemeinschaftsbewußtsein auflösen und zugleich unter diesem Gesichtspunkt wiedererstehen lassen will. Seine Machtmittel, ganz allmählich erst in der Schul- und Bildungspolitik zurückgedrängt, erschöpfen sich im Kriege. Die Bahn ist frei für das neue Ideal, das sozialistisch-utilitaristische, dies Wort in seiner guten Bedeutung genommen.

Die Methode sieht der im Anfang des 19. Jahrhunderts angestrebten durchaus ähnlich — so ähnlich, daß manche Schlagwörter von damals nur wiederaufgelebt zu sein scheinen. Aber das Ideal selber ist ein anderes: Bildung einer reinen Menschlichkeit zum Besten der Menschheit. Nicht für sich selber bildet sich der einzelne, wie es Humboldt getan hatte, um dann sich auf sich selbst zurückzuziehen, sondern die Bildung hat nur dann Zweck, wenn sie dem Ganzen zugute kommt, der Gemeinschaft — wenn man will: dem auf der wahren Gemeinschaft erst erstehenden wahren Staat. Im Gegensatz zu dem Bildungsideal vor hundert Jahren hat nun das Individuum seinen Selbstzweck verloren — es lebt nur, solange es für die Gemeinschaft wirkt. Das Wohl der Gemeinschaft ist das höchste Gesetz; ihm ordnet sich das Individuum unter. Die Methoden der Arbeits-, der Gemeinschaftsschulen, vor hundert Jahren bereits gedacht und in bescheidenem Maße angewandt, die „Selbstverwaltung der Schüler“, vorgebildet vor mehr als vierhundert Jahren vom alten Trotzendorf, ordnen sich dem neuen Ideal ein; sie werden ein Stück der neuen Bildung, die an ihnen der Jugend von vornherein zeigen will, daß der einzelne nichts vermag ohne die Gesamtheit

Damit ist nun eigentlich der Gegenpol erreicht: Während der Neuhumanismus das „Ich“ in den Vordergrund stellt, regiert jetzt die Gesamtheit, die Gemeinschaft. Das Ich verschwindet hinter der Allmacht der Masse; es ist nur insofern überhaupt von Bedeutung, als es ein Glied jener ist. Nichts ist kennzeichnender für unsere Zeit als das Auftauchen des Führerproblems: das bedrängte und vernichtete „Ich“ sucht auf diesem Wege wieder zu einer neuen Berechtigung zu kommen. Aber es gilt nun nur noch, wenn es sich um eine „Persönlichkeit“ handelt; praktisch wird damit die Gleichberechtigung aller Menschen über den Haufen geworfen — die Leistung entscheidet, immerfort begrenzt durch die Rücksichten auf die Allgemeinheit, die der eigentliche Nutznießer sein soll.

Diese Gegenüberstellung der beiden Ideale wird den Wandel klarmachen. Selbstverständlich zeigt er sich in den Äußerlichkeiten, eben der „Arbeitsschule“, der „Gemeinschaftsschule“ usw., viel augenfälliger im Bildungswesen als in der Abstraktion. Aber er entspricht genau der politischen Einstellung: wie der Liberalismus vom Sozialismus abgelöst ist, so tritt an die Stelle des individualpädagogischen Bildungsideals das neue, das sich entwickelnde der Sozialpädagogik — auch das ein aus der Notwendigkeit, klare Gegensätze zu zeigen, entstandene Schlagwort. Zwischen diesen beiden Extremen wird schließlich stets die Orientierung des Bildungswesens schwanken müssen, wenn es sich vorwärtsentwickeln will.

Die „Prinzessin“. / Von Benno Rüttenauer.

Er kam seit Jahren in das Lokal. Er nahm hier sein Abendbrot und blieb dann bei einem Glas Bier und einer Zigarre noch eine Weile sitzen. Meistens sah er die Zeitungen durch, oft las er in mitgebrachten Broschüren. Er kannte niemand von den Gästen, und er war von niemandem gekannt; so liebte er's. Die Bedienung wurde, nach süddeutscher Sitte, von einer Kellnerin besorgt, und die Wirtschaft schien es auf hübsche und anständige Mädchen abgesehen zu haben; es verkehrten vielleicht deswegen hier hauptsächlich junge Leute.

Er wurde von den Mädchen durchweg aufmerksamer behandelt als die übrigen Gäste. Auch er benahm sich zu aller Zeit freundlich und leutselig gegen sie, ohne sich aber weiter mit ihnen einzulassen.

Die eine und die andere machte gelegentlich einen leisen Versuch, ihn aus seiner Zurückhaltung herauszulocken, erreichte damit aber nur, daß er sie von da an weniger freundlich behandelte.

So war er sich gleichgeblieben in seinem Betragen seit Jahren. Dann, eines Tages, machte er große Augen.

So hatte noch keine ausgesehen. Ein solches Mädchen war ihm überhaupt noch nicht als Kellnerin vorgekommen.

Sie war fast noch ein Kind. Zwar nichts Steifes und Eckiges war an ihr, aber ihr schlanker zarter Körper schien sich gerade erst entwickelt zu haben, und ihre blauen schmachtenden Augen und das goldblonde Haar, das sie zu einem krönchenartigen Knoten aufgesteckt hatte, vollendeten das Bild rührender Kindlichkeit. Das Haar war mit wenig Kunst gemacht, die losgegangenen Fäden flatterten ihr harmlos um die jungen Schläfen.

Als sie zu ihm herantrat und ihm mit kindlich demütiger Gebärde ihre Dienste antrug, brachte er vor Erstaunen kein Wort hervor.

Und sein Betragen machte sie selber verlegen.

Was ihn am meisten betroffen machte, war eine seltsame Ähnlichkeit. Er hatte einmal eine Prinzessin heimlich geliebt — als Knabe, daheim in der kleinen Residenz. Ihr glich die neue Kellnerin, er war darüber fast erschrocken.

Pauline hieß sie. Er befreundete sich schnell mit ihr, sie erzählte ihm ihre Geschichte, die Wirtschaft war ihr nichts Neues. Sie war selber in einer aufgewachsen, und dort hatte sie immer ihrer Mutter in der Bedienung der Gäste geholfen. Nun hatte diese kürzlich, nach langer Witwenzeit, noch einmal einen jungen Mann genommen, daraufhin war Pauline von Hause weggegangen, zuerst in einen Dienst, aber sie hatte es schlecht getroffen und wäre fast verhungert, so knapp wurde sie gehalten. Auch in einem zweiten Hause konnte sie es nicht aushalten; was sie machte, war nicht recht, sie sollte sich nicht nur von der Frau, sondern auch von den Kindern schlecht behandeln lassen.

So war sie Kellnerin geworden. Er machte ihr deswegen Vorwürfe.

Aber sie ließ seine Bedenken nicht gelten. Was lag ihr an der Meinung der Leute. Sie mußte ihr Brot verdienen, da mußte sie sehen, wie sie zurechtkam. Als Kellnerin brauchte sie sich nicht so viel gefallen zu lassen. Und wenn's manchmal lustig zuging, was lag daran? Sie war auch gern ein bißchen lustig.

In ihren Reden war sie weniger kinderhaft als in ihrer äußeren Erscheinung, sie sprach klar und bestimmt, wie jemand, der über nichts im Zweifel ist.

Er konnte ihr in seinem Innern nicht ganz beistimmen, aber er wußte auch nichts Rechtes gegen ihre Ausführungen einzuwenden. Nur eins stand für ihn fest, daß sie zu bedauern war, so oder so.

Eins aber freute ihn über alles: sie benahm sich tadellos gegen die jungen Leute. Er wunderte sich über ihre sichere Art, womit sie die leiseste Frechheit, die nur ein klein wenig ihre Fühlhörner hervorwagte, schnell zurückzuscheuchen wußte.

Übrigens war sie nicht sentimental. Auf anständige Scherze ging sie gerne ein und fand meistens treffende Gegenreden. Er beobachtete sie von seiner Ecke aus. Ihr Betragen gefiel ihm. Zwar hätte er gerne gewünscht, daß sie sich etwas mehr bei ihm aufhielt, er hätte am liebsten nur immer allein mit ihr gesprochen; aber er begriff, daß das nicht anging, sie mußte für alle Gäste da sein. Auch war es mit den anderen lustiger, mit ihnen gab es immer etwas zu lachen. Und er hatte nur Ernstes auf dem Herzen.

Aber er war schon beglückt, sie nur zu sehen, wie sie kam und ging, wie ihr die Goldhärchen um die Schläfen wehten, wie ihre Zähne blitzten, wenn sie lachte. Von Zeit zu Zeit warf sie ihm einen Blick zu, wie wenn sie sagen wollte: Bin ich nicht brav, bist du nicht zufrieden mit mir?

Er sah kaum mehr in die Zeitungen, und er blieb länger, als er sonst zu tun pflegte; fast jeden Tag ging er ein bißchen später weg, ohne daß er es zu bemerken schien.

Einmal war es Mitternacht geworden. Ein paar junge Herren hatten sich lebhaft mit Pauline unterhalten, sie erhoben sich jetzt und gingen. Er winkte ihr, er lud sie ein, sich zu ihm zu setzen. Dann ergriff er ihre Hand; aber als er kaum zu sprechen anfing, erhob sie sich. Es war schon so spät, sie mußte aufräumen. Und sie begann, die Stühle auf die Tische zu stellen. Er half ihr, und als sie sich einmal bückte, küßte er sie in den Nacken, wo die letzten Härchen sich ringelten wie goldene Schlänglein.

„Sie sollten das nicht tun“, sagte sie.

„Was?“ fragte er harmlos.

„Mir beim Aufräumen zu helfen. Denken Sie, wenn Ihnen jemand zusähe.“ Und sie lachte schelmisch.

In Wahrheit sah niemand zu, denn der Raum war ein Nebenzimmer, und das Büfett befand sich im äußeren Saal.

Diese Nacht, so spät es war, ging er noch lange nicht nach Hause. Er fühlte sich zu bewegt, er konnte sich die Pauline heute gar nicht aus dem Sinne schlagen.

Dieses Mädchen, das Ebenbild seiner Prinzessin, eines Tages wird einer kommen und wird sie nehmen, ein anderer als er; es konnte nicht ausbleiben.

Ein dumpfer Zorn stieg in ihm auf bei diesem Gedanken.

Mußte es sein?

Mußte es ein anderer sein?

Er hatte lange gelebt im Frieden seiner Seele und seines Gemüts, die Welt als Philosoph genießend im Beschauen und Betrachten, ohne heftigen Wunsch, ohne ungestüme Begierde.

Was wollte er auf einmal? Er hatte es nie besessen, was da plötzlich als verlockende, berauschende, Seligkeit verheißende Möglichkeit vor ihm stand. War's wirklich eine Möglichkeit?

Er verließ von da an nur selten vor Mitternacht das Wirtschaftslokal, und Pauline hätte kein Mädchen sein müssen, wenn sie nicht längst gemerkt hätte, wie es um ihn stand.

Er tat ihr leid.

Wenn er nur wenigstens nicht so ernst gewesen wäre. So wußte sie gar nichts mit ihm anzufangen.

Auch verstand sie den Sinn seiner Reden oft nur halb. Ihr beiderseitiges Verhältnis hatte für sie etwas Peinliches, sie wußte selbst nicht, warum, sie wäre ihm am liebsten ausgewichen; doch weil sie im Grund ein gutes Kind war und er ihr aufrichtig leid tat, setzte sie sich hier und da zu ihm und war freundlich und lieb gegen ihn. Ja, als einige der jungen Leute sie deswegen neckten, tat sie zum Trotz noch ein mehreres und machte ihn ganz glücklich. Nur wurde er schüchtern, sobald er dem Gespräch eine gewisse Richtung zu geben suchte, die Richtung, an der ihm allein gelegen war. Seine Rede stockte dann. Er benahm sich wie ein Schüler

Aber einmal war er sehr früh gekommen, es befand sich noch niemand in dem Lokal, und Pauline litt es, daß er ihr seinen Stuhl nahe rückte, ganz nahe. Sie war lieb, sie sah ihm vertrauend in die Augen. Das Herz ging ihm auf, und was er nie auszusprechen gewagt hatte, heut fand er Worte dafür, tolle verwirrte Worte.

Sie ließ ihn ausreden. Aber als Antwort schüttelte sie traurig den Kopf. Sie war ein gutes Ding, und er tat ihr leid.

Er aber verstand sie falsch und meinte, er habe sie beleidigt. Da mußte sie lachen. Und nun wurde auch sie deutlich. Er kannte sie gar nicht.... Nicht auf ihre Tugend versteifte sie sich. Sie hatte keine, sie wollte keine haben, sie wollte sie gern jedem opfern, dem ersten besten, den sie liebte. Aber lieben mußte sie ihn. Und darum mußte er jung sein, ein heißes junges Blut wie sie selber, und eine Hochzeit sollte es sein, ein Tanz und Taumel.

Sie sagte es nicht so, sie sagte es in ihrer Sprache. Und er — er mußte ihr lächerlich erscheinen oder gar verächtlich, sie hatte ihn als väterlichen Freund angesehen.

Für dieses unschuldige Ding war er, mit seinen vierzig Jahren, ein alter Mann.

Mit einem trostlosen Gefühl von Beelendung schlich er sich an diesem Abend nach Hause, fest entschlossen, ihr nie wieder unter die Augen zu treten.

Acht Tage lang blieb er seinem Entschlusse treu. Länger hielt er's jedoch nicht aus, er mußte sie wiedersehen, und wenn der andere auch schon da sein sollte, der Jüngling, dem sie gehören wollte, dem er sie lassen mußte in seiner Ohnmacht.

Als er eintrat, saß sie bei einem der Gäste, die er seit langem hier zu sehen gewohnt war, und die, ihrem ganzen Auftreten nach, der jungen Kaufmannswelt angehörten. Sie erhob sich rasch. Sie schien ein wenig befangen. Aber sie wollte sich nichts anmerken lassen und fragte ihn angelegentlich nach seinem Befinden und warum er sich so lang nicht hatte sehen lassen.

Sie vermochte ihn jedoch nicht zu täuschen, er hörte an ihrer Stimme, daß ihre Gedanken nicht dabei waren. Er fühlte auch, wie drüben der andere unruhig wurde, der sie schon keine Minute mehr entbehren mochte, dessen ganze Haltung es aussprach, daß er sich bereits weitgehende Rechte zuschrieb.

Sie selber warf alle Sekunden lang einen demütig bittenden Blick zu ihm hinüber, einen Blick, der um Gnade zu flehen schien, gleich dem Blick eines Hundes, der nicht auf den ersten Blick gesprungen kam und nun Schläge fürchtet.

Das ertrug er nicht. Er ging bald. Und nie wollte er wiederkommen. Er spielte ja hier die lächerlichste Rolle von der Welt. Er kam trotzdem nach einiger Zeit noch einmal. Sie war nicht mehr da.

Und dann vergingen Wochen und Monate, und er vergaß sie.

Aber nach ungefähr anderthalb Jahren trat er einmal, in einem von ihm wenig besuchten Stadtteil, in einen Biergarten, um sich von einem langen Weg ein wenig auszuruhen. Er ließ sich an einem abseitigen Tisch von einer Kellnerin ein Glas Bier vorsetzen und hing dann seinen gewöhnlichen Träumereien nach, ohne viel auf seine Umgebung zu achten. Da hörte er plötzlich nicht weit von sich eine Stimme, über deren Klang er im Innersten erschrak. Die Stimme erinnerte ihn an Pauline. Sie klang nur auffallend rauh. Auch viel tiefer. Er sah sich zweifelnd um.

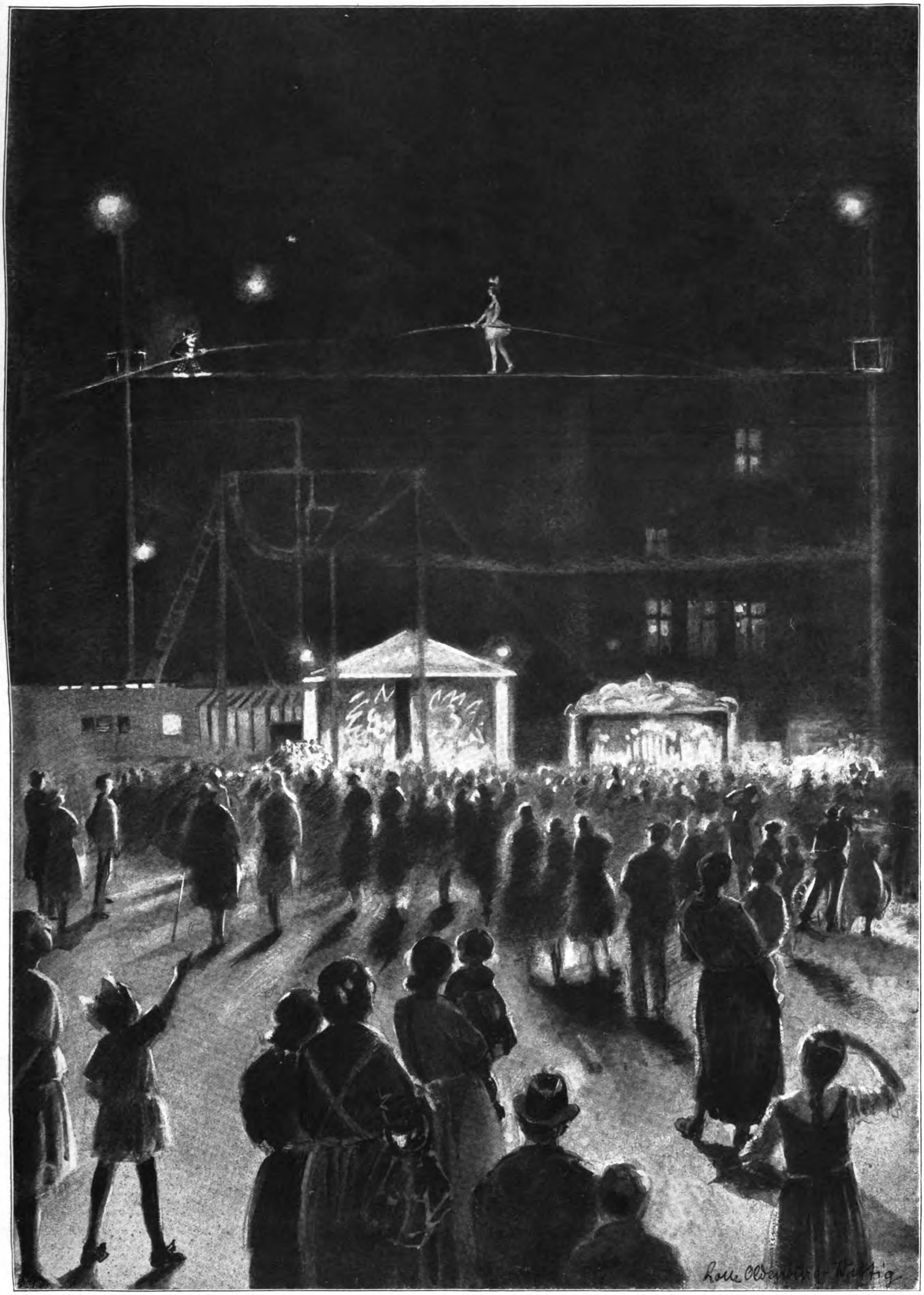
Und wie mit der Stimme, erging's ihm mit der Person. Er erkannte sie auf den ersten Blick. Aber wie er näher zusah, schien sie es nicht mehr zu sein. Jedenfalls war sie eine andere geworden, ihre Gestalt war breit auseinandergegangen, sie hatte neue Gebärden und Bewegungen angenommen, sogar ihre Haarfarbe schien dunkler geworden.

Sie erinnerte ihn an keine Prinzessin mehr.

Sie befand sich in einem heftigen Gespräch mit einem jungen Mann, und es fiel ihm je länger, je mehr auf, wie ihre Stimme sich verändert hatte, wie viel rauhe und heisere Töne sich in die altvertrauten Laute mischten. Das war keine Mädchenstimme mehr.

Aber noch mehr als die Töne erstaunte ihn die Rede. Derbe, rohe Ausdrücke schlugen an sein Ohr, häßliche gemeine Schimpfwörter. Sie drückten sich beide deutlich aus, er blieb nicht lang im Zweifel über den Inhalt des Gesprächs. Es handelte sich um ein Kind, um ihr Kind, und um den Vater des Kindes.

Kein Name war ihr zu wüst und zu gemein, um den Treulosen zu bezeichnen. Es drängte ihn, wegzugehen, und doch blieb er sitzen.



Vor den Mauern der Großstadt: Seiltänzer. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Lotte Oldenburg-Wittig.



Erich v. Falkenhayn, General der Infanterie, der frühere preußische Kriegsminister und Chef des Generalstabes des Feldheeres, † am 8. April.



Dr. Paul v. Krause, der letzte Staatssekretär des Reichsjustizamtes, bekannter Politiker, beging am 4. April seinen 70. Geburtstag.



Zum Ableben Karl von Habsburgs, des ehemaligen österreichischen Kaisers und Königs von Ungarn, in Funchal am 1. April: Exkaiser Karl mit seiner Familie im Garten des Schlosses Hertenstein bei Luzern, kurz vor seiner zweiten Fahrt nach Ungarn, nach deren Mißlingen er von der Entente nach Madeira ins Exil gebracht wurde.



Professor Robert v. Haug, langjähriger Direktor der Stuttgarter Kunstakademie, namhafter Schlachtenmaler, † in Stuttgart am 3. April.



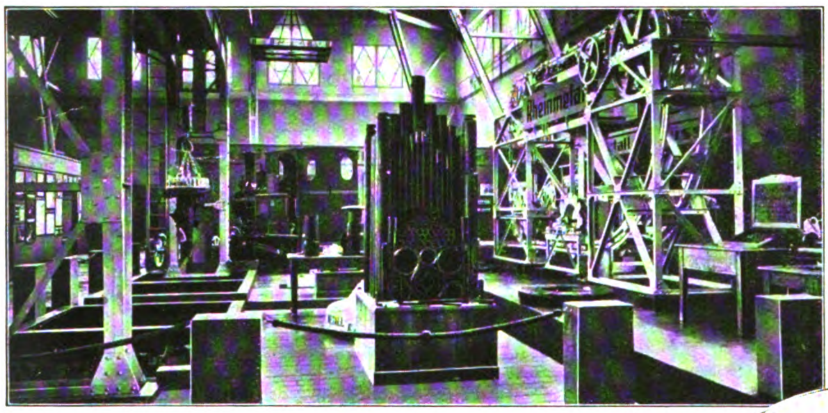
Professor Anton Fehr, bisher Vorstand der bayrischen Landesfettstelle, wurde zum Reichsernährungsminister ernannt.



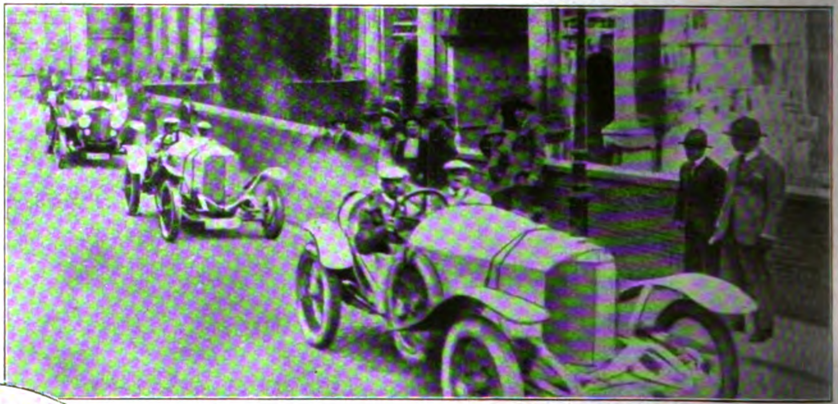
Die Beisetzung der Leiche des bekannten österreichischen Politikers Georg Ritter v. Schönerer vor dem Bismarck-Turm in Aumühle im Sachsenwald am 1. April: Gedenkrede von Justizrat Claß.



Von der Feier des 25jährigen Bestehens des Infanterieregiments Nr. 167 in Kassel am 2. April: Vorbeimarsch der Kasseler Reichswehr vor General Kaiser.



Von der am 31. März in Essen eröffneten großen Wasserbau- und Binnenschiffahrt-Ausstellung: Ausstellungsstand der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik (Rheinmetall) in Düsseldorf.



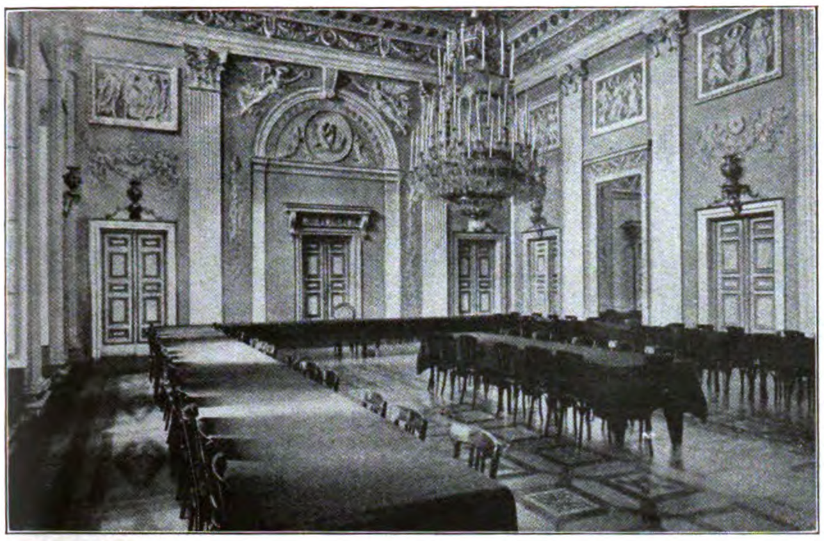
Zum deutschen Sieg im Automobilrennen um die Targa-Florio auf Sizilien am 2. April: Die zum Rennen fahrenden deutschen Mercedes-Wagen, die gegen 39 internationale Konkurrenten den 1., 6. und 9. Platz belegten.







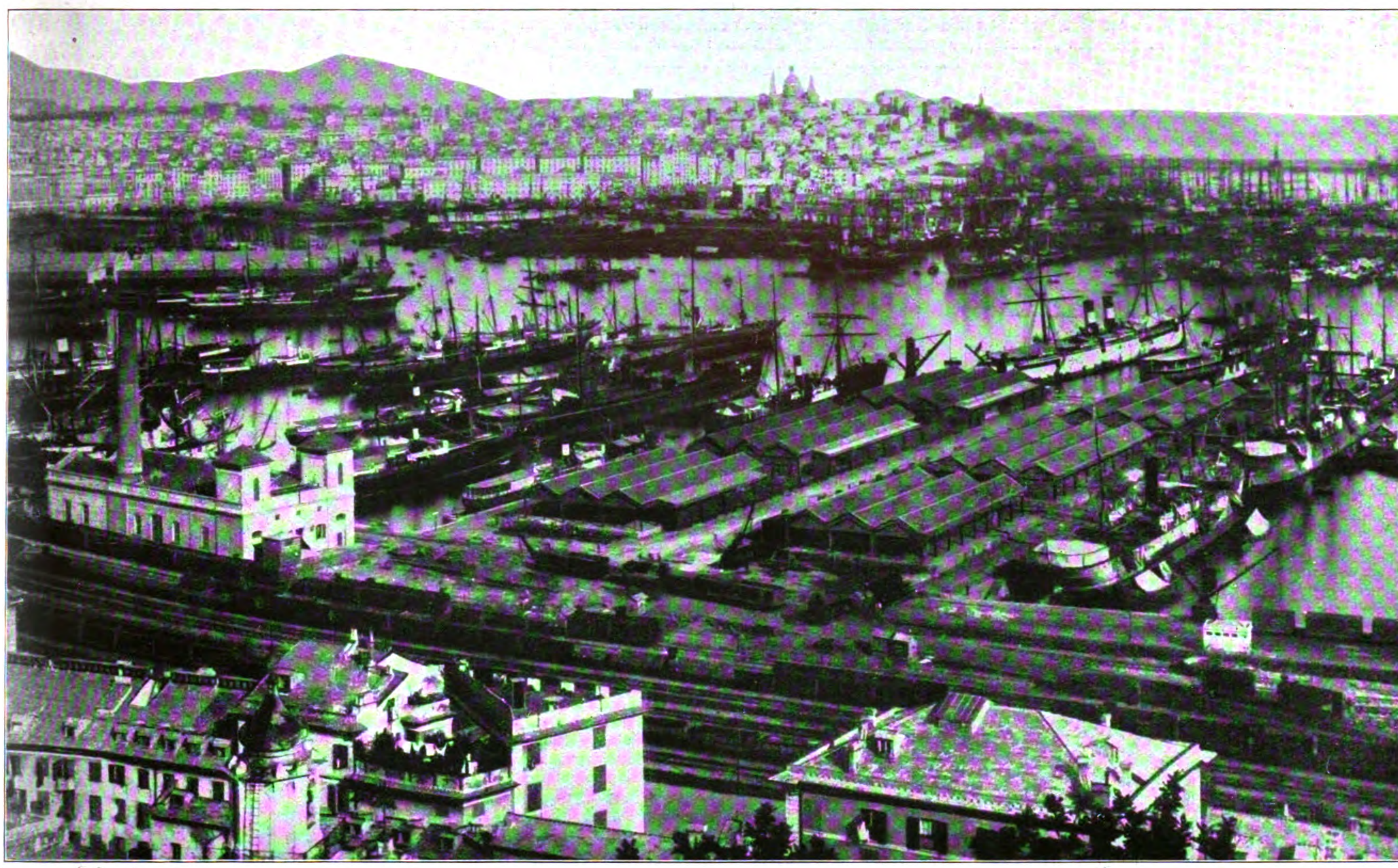
Links: Londoner Studenten sammeln auf der Straße zugunsten ihrer notleidenden Hospitalkasse. — **Mitte:** Berlin, das Dorado der valutastarken Ausländer: Eine neuerrichteter Kiosk als Wechselstube auf der Tauentzienstraße im Berliner Westen. — **Rechts:** Die bekannten zusammengewachsenen Schwestern Josefa und Rosa Blazek, die jetzt durch eine infolge der schweren Erkrankung der einen Schwester notwendig gewordene Operation, die die Trennung herbeiführen sollte, ihren Tod gefunden haben. Das Bild zeigt Josefa am Klavier und Rosa mit ihrem Kinde.



Saal im Königspalast zu Genua, in dem die Ausschüsse der Konferenz tagen.



Die Piazza Caricamento mit dem Palazzo di S. Giorgio in Genua, in dem die Vollsitzungen der Konferenz stattfinden.



Blick auf Genua mit dem Hafen.



Die deutsche Delegation: Reichsminister des Auswärtigen Dr. Walther Rathenau (rechts) vor der Abreise auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin.



Ankunft von Lloyd George in Genua; rechts von ihm der italienische Minister des Auswärtigen Schanzer.



Die deutsche Delegation: Reichskanzler Dr. Wirth (×) vor der Abreise auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin.

Zur Konferenz in Genua.



Moral. Groteskplastik von Paul Rosanowski.



Von der Uraufführung der von Leon Feuchtwanger Calderon nachgedichteten Komödie „Der Frauenverkäufer“ in den Kammerspielen zu München am 24. März: 7. Bild. Links oben: Arnold Marlé als Gines; in der Mitte stehend: Walter Gynt als Ganneri. (Phot. Li Osborne, München.)



Demaskierung. Groteskplastik von Paul Rosanowski.

Statt dessen verabschiedete sich der andere, und dann kam sie lachend auf ihn zu. Ein wenig zögerte sie, ob es ihm auch nicht unangenehm sei. Er äußerte seine Verwunderung, daß sie ihn noch kenne.

Wie er das glauben mochte! So schnell vergaß sie ihre guten Freunde nicht. Sie hatte ihn vorhin gleich erkannt, als er in den Garten gekommen.

„Haben Sie unser Gespräch mit angehört?“ fragte sie.

„Ich mußte wohl, es war laut genug.“

Er schien noch etwas sagen zu wollen, aber er brachte kein Wort mehr über die Lippen; die Erinnerung an ehemals kam mächtig über ihn, und er fühlte sein Herz sich zusammenkrampfen von unendlichem Schmerz und Mitgefühl.

Sie mochte eine Ahnung davon haben; auf ihrem Gesichte spiegelte sich etwas wie ein Anflug von Scham. Doch schon lachte sie auch wieder. Es war aber ein gezwungenes und fast rohes Lachen. Und verächtlich zuckte sie die Achsel. Was konnte sie dafür, daß die Welt so war und die Männer? Da war nichts zu ändern. Ein Rhinozeros, wer sich deswegen grämte. Lustig war's doch gewesen. Mit diesen Worten entfernte sie sich und ließ ihn sitzen.



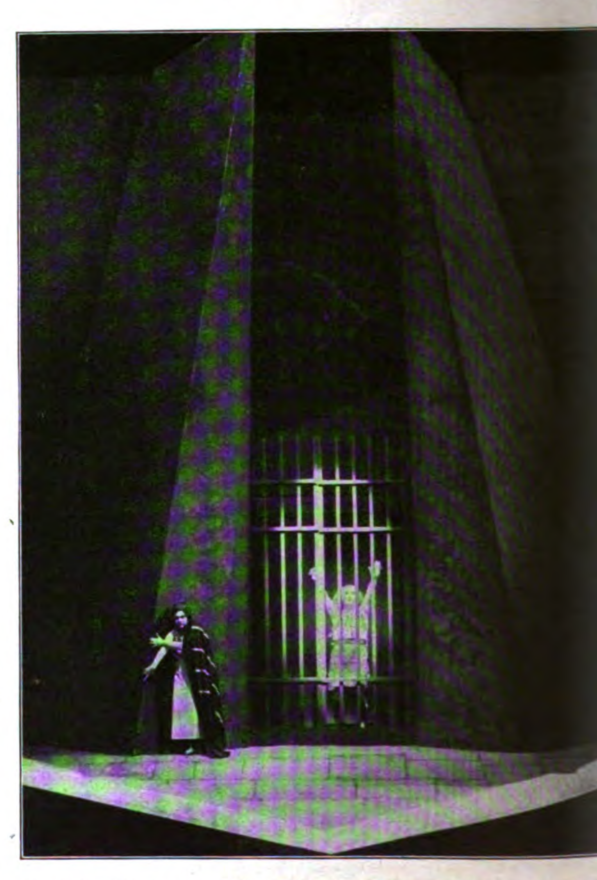
Von der Erstaufführung von Dr. Bergers „Genoseva“ im Schauspielhaus zu Berlin: Szene aus dem letzten Akt. Von links nach rechts: Br. Decarli, Lina Lossen (in der Hauptrolle), E. Stahl-Nachbaur, A. Kraußneck und O. Laubinger. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)

Musik und bildende Kunst.

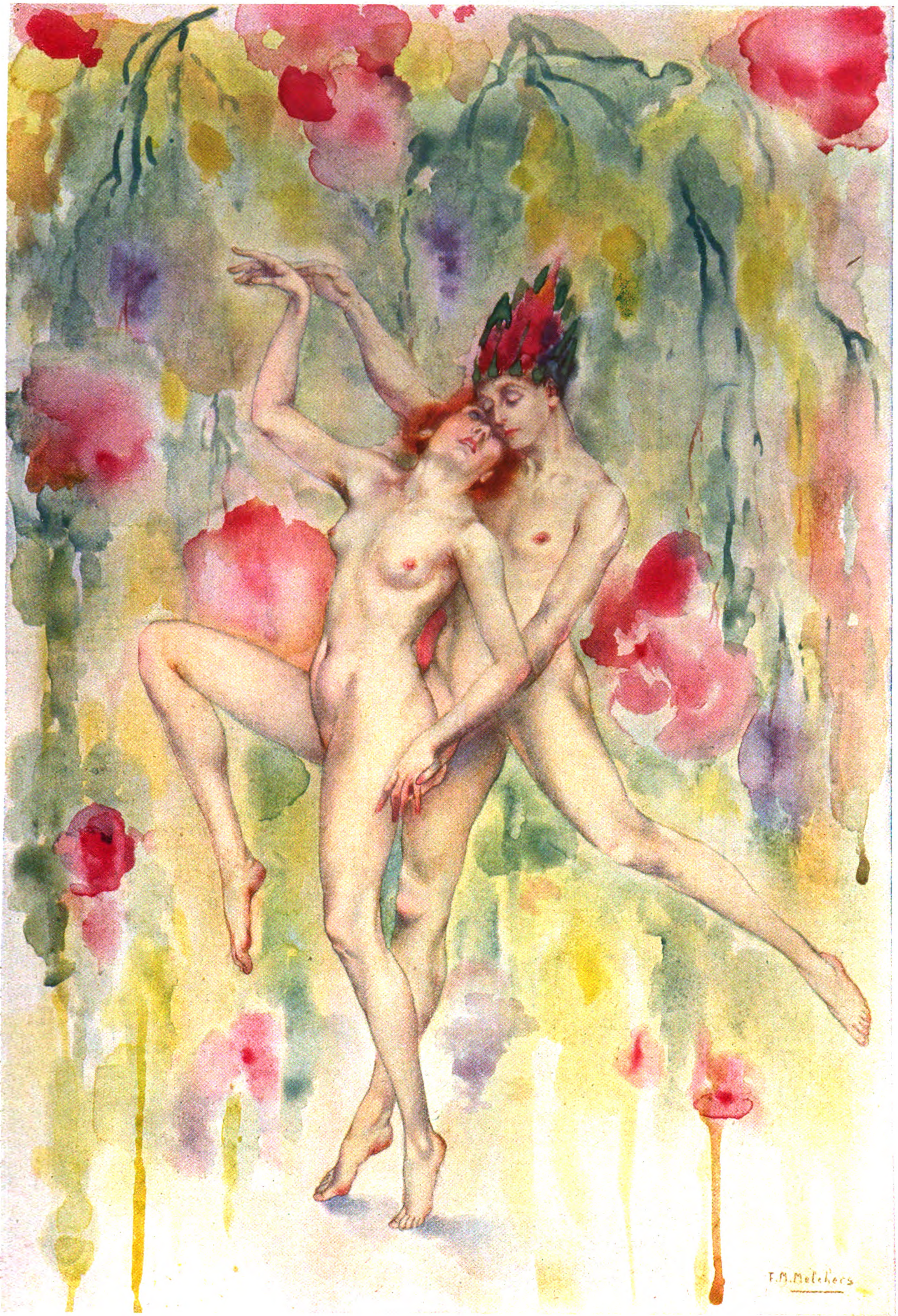
Daß die aufwühlendste aller Künste, die Seele und Sinne am unmittelbarsten packende und zum Mitschwingen fortreißende Musik, auch den bildenden Künstler beeinflussen, ihn zur Übersetzung des empfangenen großen Eindrucks in seine eigene künstlerische Sprache reizen müßte, ist eine Annahme, die von der Erfahrung überraschenderweise nicht eben häufig bestätigt wird. Wir wissen genug von intensiver Musikleidenschaft großer bildender Künstler aller Zeiten. Und doch — wenn wir ihre Werke näher daraufhin ansehen, ob und wie sich ihre Musikbegeisterung künstlerisch in ihnen niedergeschlagen hat, so finden wir, abgesehen von den allgemeinen Darstellungen des Tanzes und des Musizierens, äußerst selten Beispiele, die einen bestimmten empfangenen Musikeindruck wiedergeben, d. h. die bildnerische, malerische Resonanz aus der Komposition eines bestimmten Meisters darstellen. Am ehesten noch vollzieht sich der Prozeß der Umwandlung musikalischer in bildnerische Ausdrucksformen dort, wo das Wort als Brücke zwischen beiden Künsten dienen kann: also bei der Oper und beim Lied. Oft genug sind die Gestalten unserer großen Opernkomponisten, besonders häufig die Mozarts und Wagners, von der Malerei und neuerdings von den Griffelkünsten interpretiert worden. Aber hier sind es doch überall die großen Stoffmomente, das Dramatische, Menschliche an sich, nicht das Musikalische in seiner hinreißenden Sonderart, was wiedergeboren wird. Selbst wo die künstlerische Absicht deutlicher auf Wiedergabe des Mozart- oder Wagner-Stils gerichtet ist, wie bei Slevogts „Zauberflöte“-, Meids „Don-Juan“-Radierungen oder bei Stassens bekannten Nibelungenbildern, da ist der Künstler über stilistische Äußerlichkeiten kaum hinausgelangt. Absolute, nicht an einen literarischen Stoff gebundene Musik wiederzugeben, haben nur wenige gewagt. Klinger steht mit seiner Brahms-Phantasie einsam an ihrer Spitze. Immerhin ist nicht zu verkennen, daß gerade in neuester Zeit sich die Fälle mehren, wo die malerische Darstellung eines bestimmten Musikeindrucks mit den Mitteln der Farbe, häufiger mit denen der Radiernadel versucht wird. Wir bringen in nachstehenden Abbildungen ein paar interessante Beispiele dieser Art zur Darstellung. F. M. Melchers geht mit seiner Aquarell-Phantasie über Webers „Oberon“, sehr deutlich über die Wiedergabe stofflicher Reminiszenzen hinaus. Er will im Rhythmus der beiden Elfenleiber ebenso wie im schimmernd hinfließenden Spiel seiner farbigen Harmonien den Eindruck der anmutig romantisch zart hingaukelnden Weberschen Musik aufzaubern.



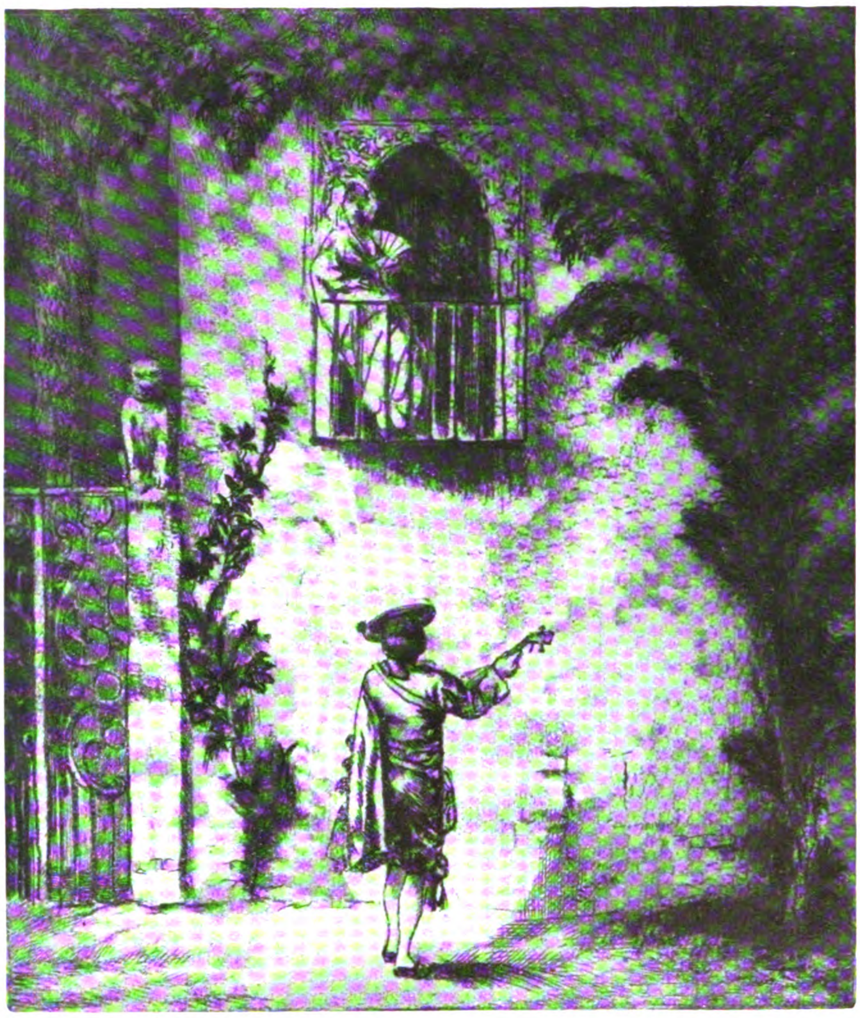
Von der Uraufführung von Paul Hindemiths einaktiger Oper „Sancta Susanna“ (Text von A. Stramm) im Opernhaus zu Frankfurt a. M. am 26. März. Emma Holl als Susanna und Magda Spiegel als Klementine. (Phot. R. u. C. Heß, Frankfurt a. M.)



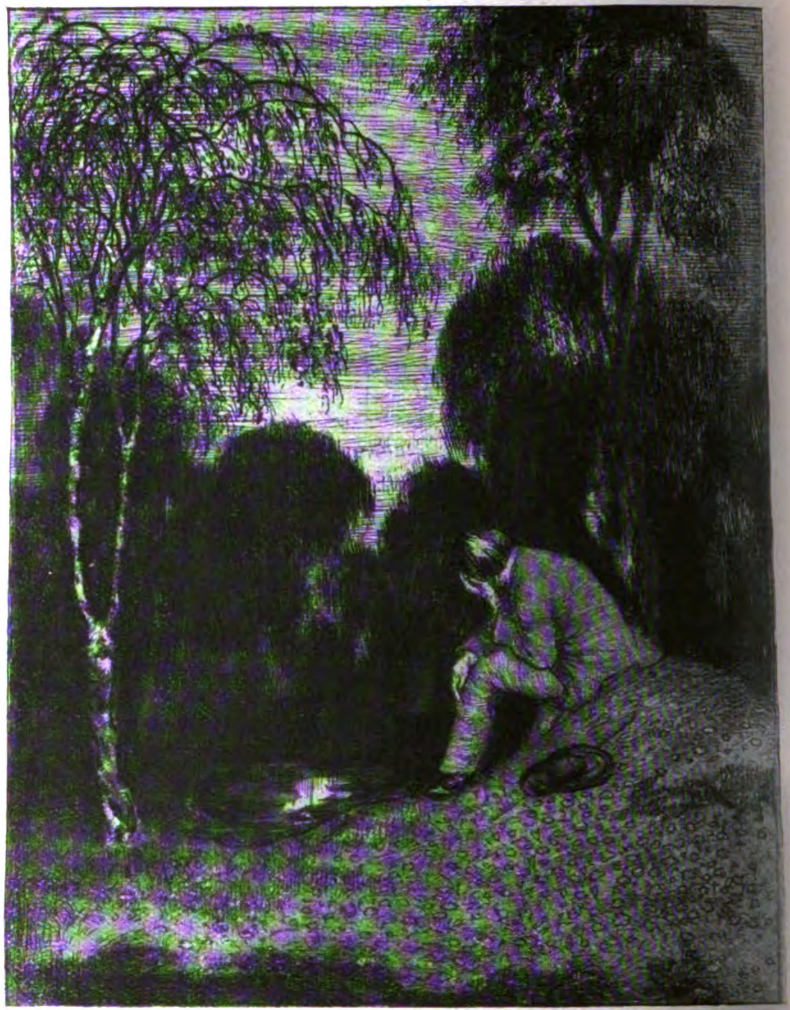
Zur Erstaufführung der einaktigen Oper „Mörder, Hoffnung der Frauen“ (Musik von Paul Hindemith, Text von Oskar Kokoschka) im Opernhaus zu Frankfurt a. M. am 26. März. Der Mann: Robert vom Scheidt; die Frau: Jessyka Köttrik. (Phot. R. u. C. Heß, Frankfurt a. M.)



Musik in Farben: Phantasie über Webers „Oberon“. Nach einem Aquarell von F. M. Melchers.



Hugo Wolf: Aus dem spanischen Liederbuch.



Schumann: Träumerei

und ist damit dem Eindruck der Elfenmusik wirklich nahegekommen. Die Radierungen des Wieners Erhard Amadeus Dier entstammen einer Folge „Ewige Melodien". Sie zeigen, wie dieser Künstler versucht, ganz bestimmte musikalische Eindrücke mit den individuellen Mitteln der Griffelkunst wiederzugeben. Hier gibt die Phantasie des Radierers Visionen aus dem eigenen Erleben wieder, von denen man wohl sagen darf, daß sie für das allgemeine Empfinden jenen Musikstücken gegenüber eingängliche bildliche Formulierungen gefunden hat. D. P.

Wilhelm Busch als Maler.

Von Dr. Egbert Delpy.

Am 15. April 1922 feierte die Busch-Gemeinde in Deutschland — und wer gehört eigentlich nicht zu ihr? — den 90. Geburtstag des Unvergeßlichen, der Deutschlands größter Humorist war. Man wird zu den berühmten Reservoiren seines Übermuts, aus denen man so oft gute Laune, Erfrischung, Fröhlichkeit, seelische Elastizität geschöpft, erneut hinpilgern und sich in lachendem Genießen seiner nie versagenden Vers- und Strich-Köstlichkeiten wieder einmal Befreiuung vom Alpdruck dieser Tage holen. Wer Wilhelm Busch von ganzer Seele liebt, weil er im Spaßmacher den großen Weltweisen, im Versjongleur den heimlichen Dichter, im Karikaturisten den überlegenen Künstler und in allem zusammengenommen den wundervollen großen und reifen Menschen verehrt, der wird sich freilich nicht mit der Huldigung an den Humoristen begnügen. Er wird es vielmehr für seine Festtagspflicht erachten, die Welt wieder einmal daran zu erinnern, welche Riesensumme von künstlerischem Ernst, Ringen, planvoll geschultem und gesteigertem Können hinter diesem drastisch knappen Possenspiel des Humoristen Busch verborgen lag. Welch Künstlertum und auch wohl — welche still und einsam durchgefochtene Tragödie.

Es ist ein eigen Ding um das Schicksal solcher Schaffenden, die ihr Talent im Dienst des Witzes, der Satire, der Karikatur verbrauchen. Über dem Stofflichen, das ihr das heiß begehrte Glück des Lachens schenkt, vergißt die Welt nur allzuoft den künstlerischen Kern, der immer ernst ist und ernst genommen sein will! Was an bitter ernster Arbeit in dem Leben und hinter den Späßen solch heiterer Spötter steht, das erfährt sie selten, fragt auch keiner danach. Bis dann der Tod eines Tages den Scherz mit grimmem Ernst beleuchtet und die Hülle abnimmt just von dem, was die Welt nie hat sehen wollen. Auch bei Wilhelm Busch ist es so gewesen. Als er starb, kam fast nur ernste Arbeit zutage. Eine Flut von Studien quoll ans Licht, die auf einmal das in hellstes Tageslicht rückte, was so gut wie niemand gekannt hatte: den Maler Busch. Und es war die große Überraschung: daß dieser Maler, ganz losgelöst vom Karikaturisten, eine wuchtige Potenz für sich innerhalb der Kunst seiner Zeit hätte darstellen können — wenn er es nur gewollt, wenn er nur seine Ölbilder der Öffentlichkeit nicht absichtlich vorenthalten hätte. Es enthüllte sich ein Künstler, der sich auf allen Gebieten der Malerei, im Porträt, im Genre, Stilleben, Tierstück, in der Landschaft mit einer Wucht der Pinselführung, einer malerischen Kraft des Ausdrucks, einer Delikatesse des Kolorits betätigt hatte, die auf ganz persönliche Weise die Brücke schlugen von der Kunst der großen niederländischen Temperamente Frans Hals, Brouwer, Steen hinüber zu den Licht- und Farbenproblemen des modernen Impressionismus. Das merkwürdigste dabei ist ja, daß in all diesen saftigen, wundervoll dem Leben abgelauschten Porträten, Trinker- und Rauferszenen, Bauernstuben und Stallinterieurs der Maler, der Kolorist, so souverän dominiert. Sie sind durchaus für sich und keineswegs etwa nur als Vorstufen zu Busch' Karikaturen zu bewerten. Aus ihnen spricht der reine, echte, seine Natureindrücke unmittelbar in der ihm gemäßen Verve und Wucht verarbeitende Künstler, der über rein malerische Qualitäten verfügte, die beim Karikaturisten gar nicht mitsprechen konnten. Wie ergreifend schön reden die Landschaften in ihrer Lichtfülle und Glut der Farben vom Poeten Busch und zugleich vom Impressionisten, der mit einem Temperament zusammendrängte, monumentalisierte, das in vielem doch stark über seine Zeit hinausging. Wie unerhört lebendig, dramatisch, mit vibrierendem innersten Nerv hingesetzt, gleichfalls mit großartiger Wucht über die normale Wirklichkeit hinausgehoben, geben sich seine Porträte, dies übermütige Selbstbildnis, diese beiden pfiffigdummen Holländer, dieser großartig selbstbewußte Bürgermeister mit der Napoleonspose, der, meilenfern von jeder Karikatur, vorbildlich zeigt, mit welch großartigen künstlerischen Mitteln Busch hier die Natur zugleich erschöpft und über sie gebietet. Nur wer die Natur in allen ihren Äußerungen so kannte, sie so beherrschte, der war imstande, sie dann in seinen karikaturistischen Extrakten so genial, aus ein, zwei urkomischen Verrenkungen, Drehungen, Biegungen wie mit Trompetenstößen zu uns reden zu lassen.

Es ist gut, an solchem Gedächtnistage, speziell an den Maler Busch wieder einmal zu erinnern. Seine Nachlaßausstellung, die im Todesjahre 1908 durch viele deutsche Großstädte wanderte, war allen künstlerisch Empfindenden damals eine große Sensation. Sie ist in unserer schnellebigen Zeit etwas allzurasch untergegangen und vergessen worden. Wohl auch deshalb, weil die neue Kunst des Expressionismus mit ihren verblüffenden Offenbarungen die Zeitgenossen ablenkte. Heute, wo wir aus der expressionistischen Hypnose zu erwachen beginnen und erkannt haben, daß in einem jeden gesunden Kunstwerk etwas von beiden künstlerischen Weltanschauungen lebendig sein muß, heute können wir uns den Werken des Malers Busch mit ganz neuem, vertieftem Verstehen hingeben.



Haydn: Die Schöpfung.

Ewige Melodien. Nach Radierungen von Erhard Amadeus Dier.

(Aus der im Verlag von Leopold Heidrich in Wien erschienenen gleichnamigen Radierungen-Folge.)







Bückeburger Bäuerin.

Links: Selbstbildnis. — Rechts: Beim Doktor.



Pfeife stopfender Bauer.



Weiden am Bach.



Der Bürgermeister.



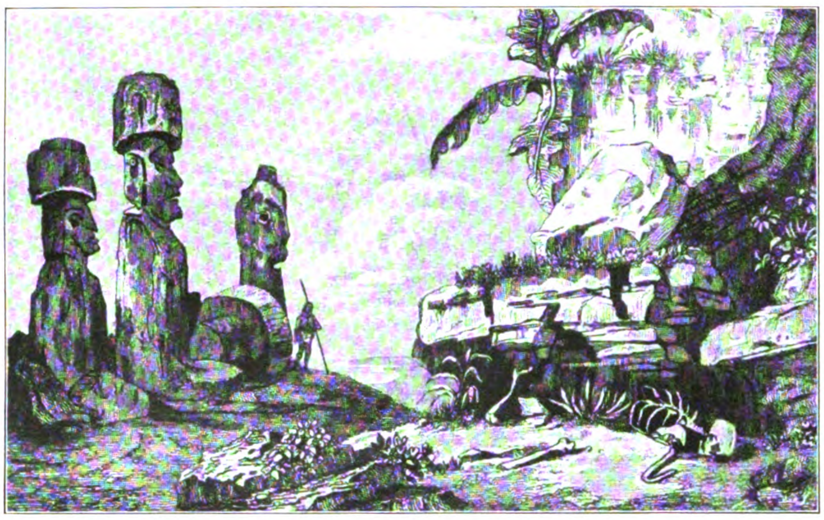
Ländliche Idylle.



Zwei Holländer.

Zum 90. Geburtstag Wilhelm Busch' am 15. April: Busch als Maler.

(Originale in der Sammlung Adrian Lukas Müller, Dresden-Loschwitz.)



Ältestes Bild von Steinfiguren auf der Osterinsel. (Nach Cook.)



Ältestes Bild von Steinbauten auf der Osterinsel. (Nach Rienzi.)

Die Entdeckung der Osterinsel vor 200 Jahren.

Von Dr. Hans Plischke, Leipzig.



Ältestes Bild einer Frau von der Osterinsel. (Nach Cook.)



Ältestes Bild eines Mannes von der Osterinsel. (Nach Cook.)

Am 1. August 1721 verließen drei Schiffe die niederländische Heimatsküste. Diese Expedition war auf Betreiben Jacob Roggeveens von der Holländisch-Westindischen Handelsgesellschaft ausgerüstet worden, um nach dem Südmeer zu fahren und dort nach unbekannten Ländern zu forschen. Der Hauptgrund, weshalb Roggeveen seinen Plan der Handelsgesellschaft gegenüber mit Erfolg vertreten konnte, lag in einer geographischen Vorstellung des 16. und 17. Jahrhunderts, die sich zwar in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als ein Irrtum erwies, die aber doch der Ansporn zu vielen Fahrten nach der Südsee gewesen ist: die Vorstellung von der Terra australis incognita, einem unbekannten, großen Südland, das bereits die Geographen des Altertums beschäftigt hatte, aber über das Mittelalter in Vergessenheit geraten und im Zeitalter des Humanismus mit der vertieften Kenntnis antiker Wissenschaft wieder aufgetaucht war. Als ein Teil dieser Terra australis wurde zu Beginn des 18. Jahrhunderts auch ein Land angesehen, das der englische Seeräuberkapitän Davis im Jahre 1687 rein durch Zufall auf einer Fahrt von den Galapagosinseln nach dem Atlantischen Ozean um das Kap Hoorn entdeckt hatte. Er war in weit nach Westen ausholendem Bogen von den Galapagosinseln südwärts in den Stillen Ozean gefahren und befand sich eines Morgens unter 27 Grad südlicher Breite vor einer kleinen, sandigen Insel, hinter der sich am Horizont ein längerer Küstenstreifen hinzog. Davis untersuchte jedoch dieses neuentdeckte Gestade nicht; denn er hatte Eile, noch zu günstiger Jahreszeit um das wegen seiner Stürme gefürchtete Kap Hoorn zu kommen. In der Folgezeit erscheint nun das von Davis gesichtete Land auf Karten und in Reisewerken als nördlichster Küstenteil des Südlandes.

Roggeveen hatte unter seinen ihm von der Westindischen Handelskompanie mitgegebenen Aufträgen auch den, nach diesem Davis-Land zu suchen. Über Roggeveens Fahrt sind wir eingehend unterrichtet. Das von ihm selbst geführte Tagebuch wurde erst 1838 veröffentlicht. Aber bereits wenige Jahre nach der Rückkehr der Expedition nach Europa hatte ein niederländischer Teilnehmer, der seinen Namen nicht genannt hat, seine Erlebnisse veröffentlicht. Dann erschien 1737 zu Frankfurt a. M ein Buch mit folgendem Titel: „Reise durch die Südländer und um die Welt", das 1738 zu Leipzig als „Der wohlversuchte Südländer" neu gedruckt wurde. Als Verfasser ist Karl Friederich Behrens genannt, ein Mecklenburger, der als Feldwebel an Roggeveens Weltumseglungsfahrt teilgenommen hat.

Die Expedition Roggeveens fuhr über den Atlantischen Ozean und an der brasilianischen Küste südwärts um das Kap Hoorn und ging, nachdem sie auf Juan Fernandez Wasser und andere Erfrischungen eingenommen hatte, nach der Gegend des Südmeeres, wo Davis 35 Jahre früher Land gesehen hatte. Am 6. April 1722 kam man auf der Suche nach der flachen, sandigen Insel des Davis in Sicht einer hohen Küste, von der Rauch aufstieg, woraus man schloß, daß die Küste bewohnt sei. Da dieses Gestade weder flach noch sandig war, sondern von weitem einen gebirgigen Eindruck machte, nahm Roggeveen an, daß es ein anderes als das von Davis gesehene Land sei, dem er nach dem Tage seiner Entdeckung den Namen Paasch-Eiland, Osterinsel, gab. Um das Land und seine Bewohner kennenzulernen, sandte Roggeveen eine Abteilung Seesoldaten an Land. Darunter befand sich auch der Deutsche Behrens, der nach seinem Bericht als erster Europäer den Fuß ans Gestade der Osterinsel setzte.

Bereits diese ersten Europäer erstaunten über große Steinbauten und Steinskulpturen menschlicher Gestalt, die in großer Menge am Strande standen. Gerade wegen dieser Steinmetzarbeiten hat die Osterinsel das Interesse weiter Kreise gefunden. Heute sind wir über sie eingehend unterrichtet, namentlich dank der Forschungen, die 1881 das deutsche Kanonenboot „Hyäne" und 1886 das amerikanische Kriegsschiff „Mohican" dort vorgenommen haben. Die 7 bis 8 m hohen menschlichen Gestalten, die vor allem auf dem südlichen Teil der 118 qkm großen Insel stehen und fast sämtlich auf die weiten Wasserflächen des Ozeans schauen, sind aus vulkanischem Gestein gemeißelt. Man hat deren 555 gezählt, von denen heute die meisten umgestürzt und verwittert im Grase liegen. Über ihre Bedeutung wissen wir nichts Bestimmtes, da die heutigen Bewohner derartige Kunstwerke nicht mehr auszuführen vermögen. Wahrscheinlich sind es Ahnenfiguren.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts machte die europäische Forschung auf der Osterinsel eine seltsame Entdeckung; man fand auf den Rücken der hohen Steinfiguren und auch auf Tafeln Schriftzeichen eingeritzt. Die ersten europäischen Besucher der Osterinsel berichten darüber nichts. Das ist insofern sehr zu bedauern, als die heutigen Bewohner der Osterinsel diese Schrift, die übrigens im Rahmen der gesamten Südseekulturen vereinzelt dasteht, nicht mehr zu lesen imstande sind. Betrachtet man die Schriftzeichen, dann fallen in abgeschliffener Form wiedergegebene Menschen-, Tier- und Pflanzengestalten auf, woraus der Schluß auf eine Bilderschrift berechtigt ist.



Schrifttafel auf der Osterinsel.

Man könnte nun aus den Tatsachen, daß man im 19. Jahrhundert auf der Osterinsel Steinmetzarbeiten nicht mehr auszuführen und auch die dort vorgefundene Schrift nicht mehr zu lesen verstand, schließen, daß die Steinbauten und die Schrift Reste einer Kultur sind, die von einer anderen Bevölkerung getragen wurde als die, die wir Europäer dort vorfanden. Dem muß entgegengehalten werden, daß auf der Osterinsel alten Leuten die Errichtung von Steinskulpturen noch bekannt war, ja, daß man stolz darauf war, einen Idolmacher — denn die Herstellung der Steinmetzarbeiten lag in bestimmten Künstlerhänden — als Ahnen zu besitzen. Auch wußte man von Leuten zu erzählen, die die Inschriften zu lesen verstanden hatten. Die Kultur der Osterinsulaner war wie die gesamte polynesische Kultur bereits in Verfall, als die Europäer mit ihr in Berührung kamen. Das Eindringen der weißen Rasse in die Südsee hat dann allerdings den Verfallprozeß beschleunigt, so daß heute nichts mehr von der alten Eigenkultur übriggeblieben ist.



Steinfiguren am Strande der Osterinsel im gegenwärtigen Zustand.



Vor dem Hause des Fischers. Nach einem Gemälde von Claus Bergen.







Links: Champagnefarbener Seidentrikot mit japanischer rot-blauer Stickerei Brauner Kreppbut mit Blumen (Modell Blanche) Trägerin: Maria Mindszenty — Mitte: Mädchenhaftes weiß-blaues Etaminkleid mit Stoffstickereiblumen. Heller Kreppblumenbut (Modell Blanche) Trägerin: Tilli Losch. — Rechts: Eine Garnitur Leibchenhose und Nachtgewand aus elfenbeinfarbenem Chinakrepp mit Spitzenstich und Abschluß aus Valencienner Spitzen. Trägerinnen: Maria Mindszenty und Tilli Losch. — Nebenstehend: Mit Schwan bordiertes Bettjäckchen aus rosa broschiertem Chinakrepp und Hoseleibchenkombination aus rosa Chinakrepp. Dazu passende Häubchen. Trägerinnen: Maria Mindszenty und Tilli Losch

Modelle von Louis Modern & Sohn. Modesonderaufnahmen von Trude Fleischmann für Claire Patek, Wien.





Fensterecke in einem Damenzimmer. (Entwurf: Professor E Fahrenkamp, Düsseldorf.)





Links: Rockleibchenkombination aus fliederfarbenem Chinakrepp mit Perlenachselspange. — Rechts: Schwarzes Chinakreppnachtgewand mit cremefarbenen Tüllseitenteilen und rosa Achselbändern. Tüllnachthäubchen mit rosa Maschen.

Modelle von D. Rosenfeld Modesonderaufnahmen von Edith Barakovich für Claire Patek, Wien.

Herrn Felix Spielmanns Hausdamen

Roman von Helene v. Mühlau.

(9. Fortsetzung und Schluß.)

Es dauerte lange, bis sie kam, und das Unbehagen in dem verärgerten Manne wuchs zu einem beängstigenden Grade an. Nun, da die Macht ihrer Persönlichkeit, ihr klingendes Organ und ihre geistige Überlegenheit nicht mehr auf ihn wirkten — kehrte ihm die klare Vernunft ungetrübt zurück — und diese zurückgekehrte Vernunft und Kaltblütigkeit sagte ihm mit unabweisbarer Festigkeit: „Keinen Tag länger darfst du ein solches Element in deinem Hause dulden! Du mußt all deinen Mut zusammennehmen und noch an diesem selben Abend Schluß machen, sonst nährst du den Feind an deiner eigenen Brust."

Endlich kam die Berinka; sie war erschöpft und hängte sich ihm an den Arm.

„Hungrig bin ich, und einen Durst hab' ich, daß ich ein Meer austrinken könnte! Gehen wir in ein Wirtshaus — aber nicht in so einen gräßlichen Protzkasten wie gestern. Sie werden begreifen, Spielmann, daß ich nach meiner Rede nicht Lust habe, in diese andere Welt zurückzukehren. Dahinten sehe ich eine Laterne hängen, da wird 's was zu essen geben!"

Dem armen Spielmann zitterte das Herz vor Empörung. Wie kam die dazu, ihn einfach „Spielmann" zu nennen, und wie konnte sie es wagen, ihm vorzuschreiben, in welches Lokal er ging!

Es fiel ihm, den die Natur mit diesem allzu nachgiebigen Wesen ausgestattet hatte, ganz unsäglich schwer, der starkgeistigen Berinka gegenüber seinen Willen durchzusetzen. Es war auch weniger Mut als eine wilde, etwas jungenhafte Bockigkeit, die ihn plötzlich beseelte.

„Mal sehen, ob ich mich von so einer unterkriegen lasse!" polterte eine kampfbereite Stimme in ihm, und zu seinem eigenen maßlosen Staunen kamen ihm die kolossal energisch ausgesprochenen Worte aus dem Mund:

„Wir werden überhaupt in kein Lokal gehen. Wenn Sie Hunger haben, können Sie zu Hause essen. Dahinten steht der Agawagen. Ich für meine Person werde ihn benutzen. Ihnen steht es frei, eine andere Fahrgelegenheit zu benutzen oder zu Fuß zu gehen! Ich habe auch nicht das geringste dagegen, wenn Sie vielleicht in die »Abstinenzia« zurückkehren wollen!"

„Ah" — machte die Berinka und sah den verwandelten Mann staunend von der Seite an — „ah, so läuft der Karren! Unbequem, wie? Ein bißchen verängstigt — aber beruhigen Sie sich, es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird."

Sie stieg ganz friedlich mit ihm in den Agawagen, aber sie sprach während der ganzen Fahrt kein Wort. Zu Hause war ein Tisch gedeckt, und die Berinka ließ sich sogleich daran nieder; Trude aber winkte dem Herrn, daß er ihr in die Küche folgen solle, und als er darin angelangt war, zog sie die Tür hinter ihm zu, damit ihre Stimme, die sie in diesem Falle nicht zu dämpfen vermochte, nicht bis zum Eßraum hinüberschalle.

„Entweder ich oder die!" begann sie mit großer Energie. „Aber das sag' ich Ihnen, Herr Spielmann, wenn es »die« ist, die bleibt, dann ist Ihr Haus die längste Zeit sauber gewesen —" Und der entsetzte Spielmann hörte den immer heftiger hervorströmenden Anklagen seiner reinlichkeitliebenden Trude eine lange, eine endlos lange Weile zu — dann gab er ihr die Antwort.

„Natürlich *Sie* — Trude! Morgen ist sie aus dem Hause!" Und zur Beruhigung tat er einen Griff in die Brusttasche und kehrte energischen Schrittes in sein Eßzimmer zurück.

Die Berinka ließ es sich gut schmecken; sie sprach auch dem „Mosel" tapfer zu.

„Haben Sie keinen Appetit, Spielmann?" fragte sie und sah ihn einladend an.

„Ich bin es gewohnt, »Herr Spielmann« genannt zu werden!"

„Aha!" sagte sie wieder. „Nun, ich will erst zu Ende essen — nachher können wir uns dann unterhalten."

Staunend sah Spielmann zu, wie sie reinen Tisch mit seinen guten Sachen zu machen verstand. „Total ausgehungert!" mußte er denken, und das Mitleid kam ihn wieder an. Er selbst hatte nicht die geringste Eßlust, und das war immer ein Zeichen, daß eine ernstliche körperliche oder seelische Verstimmung bei ihm vorlag.

Endlich war die Berinka fertig; sie zündete sich eine von Spielmanns kostbaren Importen an und lehnte sich in ihren Stuhl zurück.

„Ich habe feine Witterung!" sagte sie alsdann. Ich fühle, was Sie mir sagen wollen — Spielmann — ah — Pardon, Herr Spielmann. Menschen, die ich als mit mir gleichstehend in Bildung betrachte, pflege ich ohne jedes Attribut nur bei ihrem Namen zu nennen. Aber da Sie Wert drauflegen — — also, *Herr* Spielmann, machen wir keine Umschweife: die Berinka ist Ihnen nicht bequem! Ich bin kein kleinlicher Mensch — ich bin zwar ohne Obdach, aber ich gehe! Brauchen keine Angst zu haben! Morgen bin ich fort. Die Freiin von Reifenstal ist keine Menschenkennerin, hat Sie mir total falsch geschildert: sie ist Phantastin — Utopistin — Altruistin — aber schadet nichts; sie ist ein herrlicher Mensch, gibt sich selbst und alles, was sie hat, für andere hin und lebt in dem Wahne, ihre Mitmenschen müßten auch so sein. Schad't aber nichts! Morgen vor der Mittagsstunde bin ich aus Ihrem Hause, Spielmann — ah, Pardon! — Herr Spielmann! Jetzt wollen wir noch ein bißchen vernünftig zusammen schwatzen. Wie denken Sie über die Abrüstungsfrage im allgemeinen?"

Die Berinka sprach bis lange nach Mitternacht, sie sprach ganz wundervoll, ohne jede Hetzerei und Bitterkeit. Es war großartig, was diese Frau in ihrem Kopf beherbergte — aber leider hatte ihm ja Trude gesagt, daß sie auch *auf* ihrem Kopfe manches beherbergte. Sie war eine Polin, und sie war arm und obdachlos; das sprach zu ihrer Entschuldigung.

Sie sagte ihm freundschaftlich „Gute Nacht" und wünschte ihm „Wohl zu ruhen!" Aber Spielmann ruhte durchaus nicht wohl; es war geradezu eine kindliche Torheit von ihm gewesen, daß er sich überhaupt ins Bett gelegt hatte, denn er kannte seine Natur doch wirklich zur Genüge. Sobald da irgend etwas war, was ihn stark beschäftigte, floh ihn der Schlaf, als ob er sein Feind wäre, der sich von ihm verfolgt fühlte. Und in dieser Nacht beschäftigte den armen Spielmann ein ganzes Heer von Gedanken.

„Raus muß sie!" hieß zwar der immer wiederkehrende Schlußrefrain vor allen aufsteigenden Erwägungen und Grübeleien, aber was *dann* kommen würde, wenn dieser traurige Akt sich vollzogen hatte, wenn ein geistig überlegener Mensch, der sich im gewöhnlichen Alltag nicht ohne weiteres zurechtfinden konnte, sein Haus natürlich nicht ohne Verachtung verlassen haben würde, das war ihm noch längst nicht klar.

Öde, Leere, Selbstqual, Einsamkeit, Langeweile — Gott — mein Gott — er sah all diese entsetzlichen, grauenhaften Feinde in leibhaftiger Gestalt auf sich heranstürmen. Waffen trugen sie in der Hand, und ihre Gesichter waren höhnisch und verzerrt — — —

Gegen Morgen war ihm, als höre er Geräusch auf dem oberen Flur. Eine tödliche Angst überfiel ihn. Wenn die nun hinging und irgend etwas anrichtete — ihm vielleicht das Haus über dem Kopfe anzündete — oder eine Bombe legte — oder — — Sie hatte etwas im Blick der Augen, das sowohl auf das Alleridealste, was ein Mensch zu vollbringen imstande war, wie aber auch genau auf das Gegenteil schließen lassen konnte.

Wenn sie nun überhaupt keine einfach bürgerliche, einwandfreie Existenz war! Vielleicht so etwas wie eine Spionin, die gesandt war, um auszukundschaften, wie sein privates Leben war — die vielleicht in Erfahrung bringen sollte, ob er verborgene Schätze besaß, ob er irgend etwas über die Grenze befördert hatte — ob er Spekulationsgeschäfte machte — — und je länger er über solche Möglichkeiten nachdachte, um so unbehaglicher wurde ihm zumute.

Auch die Gestalt der milden, vornehmen Freiin von Reifenstal wollte ihm plötzlich im bösen Sinne mysteriös erscheinen — — Grauen erfüllte seine Seele — unsagbares Grauen! Es litt ihn nicht mehr im Schlafzimmer; lange bevor der erste Hahn in den Nachbargärten seinen Weckruf erschallen ließ, war er wieder angekleidet und saß dann fröstelnd in einem der netten Sessel, die auf der oberen Diele standen — und zwar ganz unmittelbar vor der Tür seiner unheimlichen Hausgenossin.

Gegen 6 Uhr kam Trude aus ihrer Kammer, huschte die Treppe hinab und hätte fast einen lauten Schrei ausgestoßen, als sie den Herrn mit bleichem Gesicht und vorgebeugter Haltung in dem Sessel sitzen sah. Er winkte aber mit beiden Händen zu ihr hin, was so viel bedeutete, daß sie um Gottes willen schweigen sollte — und das tat sie denn auch.

„Ist was passiert?" flüsterte sie, als sie dicht neben dem armen Herrn stand. Doch der beruhigte sie.

„Mir war in der Nacht nicht ganz wohl zumute. Ich hatte geglaubt, ein Geräusch zu hören, aber es ist, gottlob, alles still!"

„Gott im Himmel, und ich hab' doch auch so schreckliche Träume gehabt, Herr Spielmann; ich hab' geträumt, sie schwebte mit der Freiin von Reifenstal hoch über uns, und keine von beiden wollte noch was von uns wissen!"

Spielmann seufzte. Wie merkwürdig war es, daß das Mädchen so etwas träumen konnte! Das bestärkte nur die furchtbaren Zweifel, in denen er sich befand, ließ ihn erst recht eine ganz unaussprechliche Angst empfinden vor der Leere und den Gewissensqualen, die sich einstellen würden, wenn die Fremde sein Haus verlassen hatte.

„Wir wollen froh sein, wenn sie raus ist, Herr Spielmann, und ich werde dann gleich das Zimmer ausschwefeln. Gott, wenn Ihre selige Frau 'ne Ahnung hätte, wer alles schon in den schönen neuen Möbeln gewohnt hat!"

Spielmann stieß wieder einen Seufzer aus. Er ließ dem Chauffeur sagen, daß er einstweilen nicht vorfahren solle, denn er war zu dem Entschluß gekommen, nicht eher sein Haus zu verlassen, bis auch die Fremde endgültig gegangen war.

Um 8 Uhr hörte Trude das erste Geräusch droben im Zimmer. Sie teilte es triumphierend ihrem Herrn, der unten beim Kaffee saß, mit. Der sah sie mit einem dankbaren, erleichterten Blick an.

Eine halbe Stunde später nahm Trude sich ein Herz und klopfte an.

„Herein!" rief die Berinka, und als sie das Mädchen erblickte, lud sie sie freundlich zum Nähertreten ein. „Kommen Sie, liebes Kind, Sie können mir helfen; die Bücher sind gepackt. Legen Sie, bitte, die paar Sachen, die Sie finden, dazu, und schließen Sie ab! Wo ist der Herr? Hm, liebes Kind, Sie sehen ja ganz traurig aus!"

Dem Mädchen waren wirklich die Tränen nahe. Es ging ihr genau wie drunten dem Herrn; sie hatte kein klares Bild von dieser fremdartigen Erscheinung gewonnen und wußte nicht, ob es gut oder schlecht von ihr war, daß sie den Herrn Spielmann gegen sie eingenommen hatte.

Dann saß die Berinka beim Kaffeetisch und ließ es sich wieder gut schmecken. Spielmann hatte in seinem Gesicht einen halb kriegerischen, halb wehleidigen Ausdruck; aber alles, was er in dieser nächsten Viertelstunde zu hören bekam, ließ das Kriegerische in ihm vergehen, so wie der Nebel sich verflüchtigt, wenn die Sonne erscheint, und wenn diese seltsame Fremde es darauf abgesehen hätte, ihn zu ihren Gunsten zu stimmen, dann hätte sie wahrscheinlich erreicht, daß er sie trotz allem und allem gebeten hätte, weiterhin als seine Hausgenossin bei ihm zu weilen.

Aber das lag nicht in ihrer Absicht. Sie war, und daraus machte sie durchaus kein Hehl, herzlich enttäuscht über die Persönlichkeit dieses Mannes, den die weltunkundige Freiin ihr in ganz unwahren Farben geschildert hatte. Das einzige, was sie bei ihm erkannt hatte, das war sein gutes Herz, und an das richtete sie denn auch die Frage, die Spielmann halb und halb erwartet hatte — nämlich, ob er geneigt sei, ihr über die nächste Zeit hinwegzuhelfen, da sie im Augenblick ohne Mittel sei.

Natürlich wollte er das — ganz selbstverständlich, und als sie auf seine Frage „Wie viel?" eine bescheidene Summe nannte, legte er ihr das Vierfache des genannten Betrages neben ihren Frühstücksteller.

Die Berinka lächelte, steckte das Geld ein und dankte ihm.

„Man möchte Ihnen wünschen, das Ihnen geholfen werden könnte!" sagte sie, „aber unsereins kann das nicht. Sie sind — wie soll ich mich ausdrücken? — — Sie sind aus ihren alten Bahnen herausgeworfen und können in den neuen noch keinen rechten Fuß fassen! Wissen Sie, was für Sie der beste Wunsch wäre?"

„Nun?" Er sah sie mit großer Spannung an.

„Daß Sie wieder in Ihre früheren Verhältnisse zurückkämen, Sie armer Mann — daß — —" Aber sein Gesicht war bleich geworden und hatte einen verzerrten Ausdruck bekommen. Darum schwieg sie und stand auf. „Ich bin bereit! Ich fahre in die »Abstinenzia«. Die Freiin wird noch da sein. Soll ich sie von Ihnen grüßen?"

Er antwortete nicht, denn er wußte nicht, ob sie seiner spottete, oder ob sie solche Dinge ernst meinte.

„Sie bringen mich hin — in Ihrem Auto bringen Sie mich mitsamt meinem Koffer — einverstanden?"

Und Spielmann ging sogleich zur Tür und rief zur Küche hin: „Trude, Jochem soll vorfahren — gleich, hören Sie, und er soll den Koffer herunterholen — das Fräulein Doktor ist eilig."

Neuntes Kapitel.

Ja, nun war es wieder ganz still bei ihm im Hause. Die alte Sauberkeit war hergestellt, das Zimmer ausgeschwefelt, und Trude ließ es sich angelegen sein, den Herrn besser als je zu versorgen.

Er litt jetzt häufig unter allerlei gesundheitlichen Störungen. Der Arzt, den er befragt hatte, war zu dem Resultat gekommen, daß es mit seiner Leber nicht ganz einwandfrei sei, und riet ihm zu großer Mäßigkeit, besonders im Trinken. Das konnte aber Spielmann nicht so ohne weiteres befolgen, denn wenn man in der Stadt in einem Lokal saß, *mußte* man etwas trinken, ob man wollte oder nicht, und wenn Häuslein, der sich jetzt wieder häufig mit seiner jungen Frau ansagte, bei ihm war, dann war dem natürlich auch daran gelegen, einen guten Tropfen zu bekommen, und dann trank man eben selbstverständlich mit.

Eine reine Freude waren die vielen Besuche des Nachbarehepaares eigentlich nicht zu nennen. Für einen Einsamen, der Sehnsucht in seinem Herzen nährt, ist es wohl niemals etwas Erquickendes und Erhebendes, wenn er andere, die sich im Vollbesitz dessen, was er selbst schmerzlich entbehrt, befinden, bei sich sieht, und ganz besonders dann nicht, wenn man ganz genau weiß, daß diese Besuche nicht aus eigentlicher Freundschaft, sondern der materiellen Vorteile halber, die sie mit sich bringen, ausgeführt werden. Es war auch taktlos von Häuslein, daß er immer seinem Spott über die beiden Frauen, die Freiin von Reifenstal und die politische Doktorin, die Zügel schießen ließ, und daß er dem Manne, den er seinen besten Freund nannte, prophezeite, daß er wahrscheinlich noch viel tollere Erfahrungen in puncto „Hausdamen" machen werde.

Es gab wahrhaftig genug Ärger außerhalb des Hauses, und es war nicht nötig, sich die Abendstunden von einem durch und durch egoistischen, gewinnsüchtigen und ausbeuterischen Menschen vergällen zu lassen. Und einmal, als Häuslein wieder besonders hämisch und taktlos war, und als zum Unglück Leber und Galle des armen Spielmann heftig gereizt waren und seine Nerven folterten — ja — an einem solchen Abend geschah es, daß Spielmann einem jäh aufsteigenden Wutanfall nachgab, dem ehemaligen Freunde und Gönner so wuchtige und nie mehr gutzumachende Beleidigungen an den Kopf warf, daß der sich wortlos von seinem Stuhle erhob, der halb ohnmächtigen Frau den Arm bot und das Spielmannsche Haus verließ mit dem feierlichen, in drohender Art ausgerufenen Schwur, es in diesem Leben nicht mehr zu betreten.

„Gott, Herr Spielmann, das hätten Sie vielleicht besser nicht tun sollen!" warf Trude ihm vor, die alles gehört hatte. „Wo wir doch nun schon so allein sind, und wo Sie die Einsamkeit doch so schwer ertragen können!"

„Schweigen Sie! Das sind nicht Ihre Angelegenheiten!" herrschte er das erschrockene, an gute und milde Behandlung gewöhnte Mädchen an. Dieses sah eine Sekunde lang fassungslos zu ihm auf, rannte dann in die Küche und schlug die Tür hinter sich zu.

Andern Tages versöhnte Spielmann sie durch ein so reichliches Geschenk, wie sie es bisher noch nicht von ihm erhalten hatte, und außerdem entschuldigte er sich mit seinem quälenden Leberleiden bei ihr.

Ein paar Tage später aber hörte er sie laut und jammervoll in der Küche schluchzen. Es war ihm sehr unangenehm, aber es ließ sich nicht vermeiden, er mußte zu ihr gehen und sie um den Grund ihres Schmerzes befragen.

Sie saß auf einem niederen Schemel und hatte den Kopf in beide Hände vergraben; ihr Körper war gerüttelt von dem gewaltigen Schluchzen.

„Ja, aber um's Himmels willen, Mädchen, was ist es denn nur? Ist Ihnen jemand gestorben? Sind Sie krank? Haben Sie — —?" Er wollte etwas fragen, was ihm im selben Augenblick aber auch schon als eine große Indiskretion erschien, und nun richtete Trude den Kopf auf, und stoßweise kamen die Worte aus ihrem Munde:

„Sie haben es doch sicher schon gelesen, Herr Spielmann, denn es steht doch in allen Zeitungen!"

„Was soll ich gelesen haben?" fragte er bang und sah ihr ins Gesicht.

„Was Sie gelesen haben sollen?" rief Trude fast empört aus. „Nun, von Klante — und vom Atlantik- und Humboldkonzern und wie sie alle heißen mögen! Pleite sind sie — Herr Spielmann — pleite — einfach kaputt, und wir armen Mädchen — wir — —" Sie konnte nicht weitersprechen, sie weinte laut und jammervoll auf. „Und das wollen Sie nicht gelesen haben," fuhr sie nach einer Weile fort, „wo doch alle Zeitungen voll davon sind! Ich weiß auch ganz genau, was ich jetzt tue, Herr Spielmann — ich gehe in die Apotheke und kaufe mir Lysol — denn ich mag nicht mehr leben — ich hab' all meinen Glauben an die Menschheit verloren! Meinen letzten Pfennig hab' ich von der Sparkasse genommen und hab' es zu Klante und zu den andern, die einem den Kopf toll machten mit ihren Versprechungen, hingetragen — und nun — nun! Was mein Vetter ist, der hat mir vorgerechnet, in einem Jahre könnte ich ein reiches Mädchen sein — und wo doch heute jeder reich sein will — wo man für sein Geld überhaupt nichts mehr kriegt, da hab' ich mir's in den Kopf gesetzt und hab' auch reich werden wollen, und bei Klante haben Sie mir gesagt: ›Sie sind ja dumm, wenn Sie überhaupt noch einen Finger zur Arbeit rühren, denn heutzutage liegt das Geld doch auf der Straße!‹ Ja, so haben sie gesagt, und ich hab' ihnen geglaubt, weil sie so treuherzig dabei aussahen. Und wenn ich nicht Ihnen zulieb' hier geblieben wäre, Herr Spielmann, dann wäre ich womöglich auch noch fähig gewesen und hätte 'ne gute Stellung aufgegeben! Aber jetzt ist ja schon alles gleich! Ich kann an keinen Menschen in der ganzen Welt mehr glauben, und ich will auch an keinen mehr glauben — ich geh' in die Apotheke und kauf' mir Lysol — da ist man weg von dieser schlechten Erde und braucht sich nicht mehr betrügen zu lassen!"

Sie sprang auf und griff nach ihrem Tuch, aber Spielmann hielt ihre beiden Handgelenke umklammert und ließ sie nicht frei.

„Das werden Sie nicht tun, Trude! Hören Sie! Sie werden ganz ruhig und vernünftig sein!"

Aber das Mädchen heulte laut auf und schrie in wilder Verzweiflung auf.

„Lassen Sie mich los, Herr Spielmann! Die Welt ist zu schlecht und gemein — ich hab' das Leben satt — ich will an keinen einzigen Menschen auf der ganzen Welt mehr glauben!"

„Erst werden Sie mal ruhig, Mädchen! So — wir wollen mal die Tür zuschließen, und nun sagen Sie mal, wie viel Sie denn zu Klante und zu den andern Leuten hingetragen haben!"

Und Trude rief jammernd aus:

„Alles, aber auch alles, was ich gehabt habe, Herr Spielmann — woran ich gespart hab', seit ich in Stellung bin. An fünftausend Mark sind weg — betrogen — gestohlen — einfach gestohlen, Herr Spielmann. Nein, lassen Sie mich los, ich mag nicht mehr leben, ich kann an keinen Menschen mehr glauben!"

In Spielmanns Kopf arbeiteten die Gedanken schnell und sachgemäß. Wenn er hier helfen wollte, dann müßte er es gleich tun, dann dürfte er die Nacht nicht erst noch vergehen lassen. Das Mädchen war in wildester Verzweiflung, und das, was sie da von ihrem Lebensüberdruß sagte, das waren keine leeren Worte. Er hatte ein sehr feines Unterscheidungsgefühl für das, was echt und was unecht war, und dieses hier war echt, und ein Mensch, der sich in solcher Verfassung befand, der war ohne weiteres fähig, eine Gewalttat zu verüben.

Es war ihm nicht ganz gleichgültig, fünftausend Mark opfern zu müssen, denn der Geschäftsgang in seiner Firma war flau geworden, und das Geld flog nach allen Seiten hin fort, als ob es Flügel hätte. Auch ein Prozeß kostete ein wahnsinniges Geld, und was an Steuern, Notopfern, einmaligen Vermögensabgaben und dergleichen zu bezahlen war, das ging auf keine Kuhhaut mehr.

Hier aber war nicht die Stelle, an der er mit Sparen und Knausern beginnen durfte; das fühlte er deutlich. Es war hier ein Menschenleben in seine Hand gegeben, und wenn er da lässig und kaltherzig blieb — dann — — —

„Also, Trude, nun seien Sie mal ein ganz vernünftiges Mädchen, und hören Sie, was ich Ihnen sage. Ich bin durchaus kein reicher Mann mehr, wenn es auch nach außen hin noch so den Anschein hat, aber der Staat sorgt dafür, daß keiner mehr für seine alten Tage arbeiten darf. Das verstehen Sie natürlich nicht, Kind — und ich will Ihnen auch keinen langen Vortrag darüber halten. Kurz und gut: reich bin ich nicht, aber so viel hab' ich doch noch, daß ich Ihnen geben kann, was Sie verloren haben, Trude. Außerdem muß ich der Sache mal ein bißchen auf die Spur kommen und in Erfahrung bringen, ob wirklich alles verloren ist. Aber die fünftausend Mark bekommen Sie von mir — gleich — auf der Stelle — damit Sie nicht denken, ich wollte Sie mit leeren Versprechungen beruhigen!"

Starr und ungläubig sah das Mädchen zu ihm auf.

„Fünftausend Mark — Herr Spielmann — fünftausend Mark wollen Sie mir geben? Das ist ja ein ganzes Vermögen — daran hab' ich mehr als sechs Jahre gespart, Herr Spielmann. Und das wollen Sie mir auf einen Schlag geben? Nein, Herr Spielmann, ich weiß ja, daß Sie ein herzensguter und ein großmütiger Mann sind, wie es so leicht keinen andern mehr gibt — aber das ist doch zu viel — —"

„Still, Trude!" Und Spielmann ging in sein Arbeitszimmer. Er hatte ein paar tausend Mark in der Mittelschublade des Schreibtisches liegen; die nahm er, kehrte zur Küche zurück und drückte sie dem Mädchen in die Hand.

„Herr Spielmann — Herr Spielmann!" Es kam wie ein Schrei aus ihrer Brust. Sie war auf dem Boden vor ihm niedergesunken und hielt seine Knie umfaßt — ergriff seine Hände und küßte sie.

„Solange ich lebe, werde ich das nicht vergessen, Herr Spielmann! Wie eine Mutter werd' ich für Sie sorgen, Herr Spielmann — nie von Ihnen gehen — nie, in meinem ganzen Leben nicht!"

„Still, Trude!" Spielmann hob sie sanft von der Erde auf. „Wir müssen einander helfen, soweit es in unserer Macht steht!" sagte er leise. „Ich hab' jetzt noch zu arbeiten. Tun Sie das Geld gut fort, und kochen Sie für heute abend etwas recht Leichtes für mich; ich fühle mich nicht ganz wohl."

— — Leise zog der Herbst ins Land. In der Nacht kamen Stürme gezogen und brausten ums Haus und sangen ein schauerliches Lied zu Spielmanns halbwachen Träumen. Er war in einem erbarmungswerten Zustand, sowohl körperlich als auch seelisch. Alles beängstigte ihn, verwirrte ihn, ließ ihm das Leben wie einen hohen, hohen Berg erscheinen, den er besteigen sollte, und dazu fehlte ihm die Kraft. Aber das Schicksal hatte seine Launen noch lange nicht erschöpft an diesem zum Leiden geborenen Mann.

Es kam da eines Tages ein Ratsbeamter in die Spielmannsche Privatwohnung und bat den erstaunten Hausbesitzer um Besichtigung sämtlicher vorhandenen Räume.

Spielmann wollte die Sache gemütlich gestalten und bot dem behördlichen Manne eine von seinen Importen an und war auch schon im Begriff, eine Hand nach seiner Brusttasche auszustrecken, aber es zeigte sich, daß er es hier mit einem ganz selten gefühllosen Gesetzesmenschen zu tun hatte, der alles, was mit dem Wort „Bestechung" auch nur von weitem in Berührung gebracht werden konnte, weit von sich abwies, der sich die Zahl der Räume und ebenfalls die Zahl der im Hause wohnenden Menschen notierte und dann wieder nach seinem Hute griff.

„Also zu dreien sind Sie?" fragte er noch einmal, als er schon auf der Treppe, die zum Garten führte, stand: „Sie selbst, Ihre Hausdame und Ihre Köchin!" Eine Blutwelle schlug in Spielmanns Gesicht, weil er die Hausdame angegeben hatte, ohne daß sie vorhanden war — aber er gestand seine Lüge nicht ein, nickte nur und ließ den hinters Licht geführten Mann in dem guten Glauben, daß er schon wieder im glücklichen Besitz einer Hausgenossin sei.

„Wahrscheinlich werden Sie schon zu Anfang des nächsten Monats Zwangseinquartierung bekommen!" sagte der Mann mit einer so nüchternen Stimme, wie sie nur ganz eingetrockneten Paragraphenmenschen zu eigen zu sein pflegt. „Es liegen eine Menge Gesuche vor, und man will jetzt ohne Schonung vorgehen. Sie werden die größere Hälfte Ihrer Villa hergeben müssen!"

Sagte es, griff an den Hut, wartete keine Antwort ab und war auch schon fort.

Spielmann aber hatte das Gefühl, als begännen unsichtbare, brutale Hände, ihm die Kleider vom Leibe zu reißen, als nähme man ihm nun auch das Eigenste, das Allerintimste, was zu seiner Person gehörte, fort. Zwangseinquartierung! Natürlich hatte man wieder und immer wieder davon gelesen — hatte auch ein leises Bedauern für diejenigen, die vielleicht davon betroffen würden, in sich aufsteigen fühlen — im ganzen war es einem aber genau so dabei ergangen, wie wenn man vom Hunger fremder Menschen liest und selber satt ist.

Man fängt immer erst dann an, ein Unglück in seiner ganzen Tiefe und Tragweite zu begreifen, wenn es einen selbst betrifft.

Zwangseinquartierung! Das hieß doch so viel, daß vom nächsten Monat ab fremde Menschen in seiner Villa wohnen, auf seinen Teppichen herumtrampeln würden. Daß sie das Recht hatten, sich in seinen Zimmern, auf der Treppe, auf den Fluren, in der Küche breitzumachen — daß — —

„Trude — Trude!" Er stürzte in die Küche, wo er das Mädchen, eifrig in einem Briefe lesend, auf dem Kohlenkasten sitzend fand.

„Was ist denn los, Herr Spielmann?" fragte sie nicht eben freundlich, und es fiel Spielmann erst in diesem Augenblick schwer aufs Herz, daß sein Schützling Trude seit ein paar Tagen schon so ein merkwürdig abweisendes Gesicht hatte.

„Was ist denn los?" fragte sie noch einmal, und Spielmann sagte jammervoll:

„Zwangseinquartierung — Trude. Sie wollen uns wildfremde Leute ins Haus setzen — womöglich Leute, mit denen man nicht leben kann, die einem das Dasein vergiften. Es ist entsetzlich, Trude — es ist noch viel schlimmer als das ewige Steuerzahlen — es ist etwas, was überhaupt gar nicht auszudenken ist!"

Das Mädchen sagte fürs erste kein Wort; sie schien mit einem riesengroßen Entschluß zu kämpfen. Dann aber straffte sich ihre Gestalt; Kälte und Hochmut prägten sich in den Augen und in den Zügen ihres netten Gesichtes aus.

„Herr Spielmann, ich muß Ihnen was sagen, so schwer es mir auch fällt. Aber es geht nicht anders. Ich muß Ihnen zum nächsten Ersten kündigen, Herr Spielmann — es geht wirklich nicht anders. Nämlich, Sie müssen wissen, ich hab' eine Stellung nach Holland in Aussicht. Denken Sie mal, Herr Spielmann! Durch 'ne Verwandte bin ich da empfohlen worden, und es ist ein riesengroßes Glück für mich, denn ich kriege da ein Gehalt, wie Sie es mir nie geben können. Zwanzig Gulden im Monat — und meine Verwandte schreibt, wie heute die Valuta steht, sind das 1500 Mark. Sie können's mir glauben, Herr Spielmann, es ist mir wahrhaftig nicht leicht, Ihnen zu kündigen, weil Sie doch immer so gut und großherzig zu mir gewesen sind. Aber meine Verwandte schreibt: ›Jeder ist sich selbst der Nächste!‹, und das, was ich in Holland kriege, können Sie mir ja wirklich nicht geben und würde ich von Ihnen auch gar nicht annehmen — und außerdem freue ich mich auf die große Reise. Ich bin doch in meinem ganzen Leben noch nicht wirklich gereist!"

Über Spielmanns armen Kopf fuhr dieser Wortschwall des Mädchens, das ihm vor wenigen Wochen ewige Anhänglichkeit geschworen hatte, wie ein Schwarm lästiger Mücken dahin. Mit einer müden Handbewegung strich er sich über die Stirn, sagte kein Wort und schickte sich an, die Küche zu verlassen. Trude folgte ihm. Sie ergriff seine Hand und sagte bittend: „Sie sind mir doch nicht böse, Herr Spielmann? Das würde ich gar nicht ertragen, wenn ich denken müßte, daß Sie mir böse wären!"

„Jeder ist sich selbst der Nächste, Trude!" wiederholte er die Worte, die sie soeben ausgesprochen hatte. „Gehen Sie ruhig nach Holland, und werden Sie glücklich!"

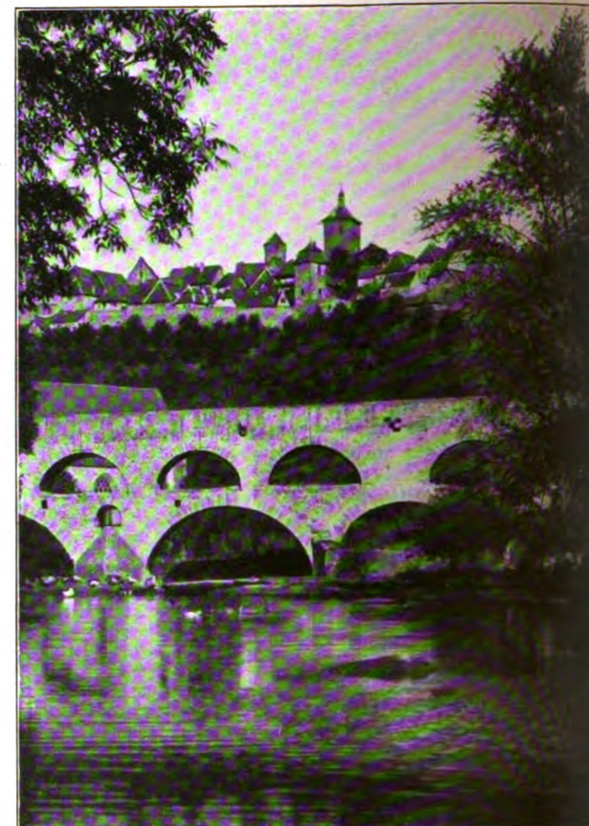
Nun weinte das Mädchen. „Ich komme mir aber so schlecht und so undankbar vor, Herr Spiel-



Morgen im Stall. Nach einem Gemälde von C. Mali.

(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)





Blick auf die Stadt vom Turm des Rathauses aus. In der Mitte der Kapellenplatz. Im Hintergrund, durch die Baumreihe kenntlich, die alte Stadtmauer mit dem Wehrgang. — Rechts: Ansicht der Stadt von der Tauber aus.



Der Weiße Turm mit dem Judentanzhaus.



Blick vom Wehrgang auf die Jakobskirche.



Am Plönlein. Links der Siebersturm, rechts unten das Coboldzeller Tor.



Die Klingenstraße gegen das Klingentor gesehen. Links hinter dem Turm der Giebel der Schäferkirche.

Zur 750-Jahr-Feier der Stadt Rothenburg ob der Tauber am 16. und 17. April. (Phot. Kester & Co., München.)

Rothenburg erhielt im Jahre 1172 von Kaiser Barbarossa die Rechte einer Freien Reichsstadt.

mann. Was ich allein bin, ich wäre ja auch gar nicht auf den Gedanken gekommen, von Ihnen zu gehen, aber meine Verwandte redet doch nu mal so zu und sagt, das wäre ein Glücksfall und — —"

„Es ist ja schon alles gut. Ich will jetzt einen Brief schreiben."

Sie ließ ihn gehen, aber nach wenigen Minuten schon stand sie neben seinem Schreibtisch.

„Ach, Herr Spielmann, ich hab' doch oft solche Angst um Sie im Herzen. Ich denke immer, dem armen Herrn Spielmann ist gar nicht wohl in seiner Haut. Alle Leute denken natürlich, Sie müßten glücklich sein und immerzu lachen, weil Sie so viel Geld und zwei Autos und eine Villa haben. Ich sag' aber immer: Und wenn mein Herr Spielmann ein ganzes Dutzend Autos und statt der Villa ein Schloß hätte, der wäre doch nicht, was man glücklich nennt. Ich weiß auch ganz genau, was Ihnen fehlt, Herr Spielmann: Sie brauchen jemand, der zu Ihnen paßt — so wie unsere selige Frau Spielmann gewesen ist. Nicht so 'ne Dame, die schließlich doch nur auf Sie herabsieht, und ich würde mal sehen, ob Sie nicht so jemand kriegen können. Rücken Sie doch mal 'ne Annonce ins Blatt, daß Sie eine Haushälterin suchen, Herr Spielmann — keine Hausdame, denn das ist nun einmal nichts für Sie!"

„Deshalb will ich ja gerade einen Brief schreiben, Trude!" sagte Spielmann. „Das heißt, ich hätte wieder geschrieben, daß es eine »Dame« sein soll; man hat sich so an das Wort »Hausdame« gewöhnt!"

„Das klingt ja auch ganz gut, Herr Spielmann — aber Sie wissen doch nun, wie das ist. Ja, und was die Zwangseinquartierung anbetrifft — das will ich Ihnen sagen, das hat Ihnen der Häuslein eingebrockt. Das Mädchen von ihm hat es gehört und hat es unserm Jochem gesagt — und überhaupt, dem Herrn Häuslein ist nicht zu trauen; das ist ein schlimmer Nachbar, seit er nicht mehr Ihr Freund ist."

Spielmann strich sich wieder mit der müden, gleichgültigen Bewegung über die Stirn. Wie häßlich und unharmonisch war es doch auf der Welt — und wie waren die Menschen darauf bedacht, einander das ohnehin schwere Leben noch drückender und unerträglicher zu machen.

„Vielleicht haben Sie recht, Trude! Ich werde also die Annonce anders abfassen!"

„Und Sie sind mir nicht böse, Herr Spielmann?"

„Weshalb soll ich Ihnen böse sein? Sie sind ja in Ihrem Rechte! Jeder ist sich selbst der Nächste!"

Sie seufzte erleichtert auf und ging. —

Eine halbe Woche später klingelte es an der Spielmannschen Villa. Es war noch nicht ganz 5 Uhr am Nachmittag, aber die Dämmerung sank schon leise hernieder.

Trude eilte die Treppe hinab, den Gartenweg entlang, und als sie die Pforte aufklinkte, hätte sie fast einen Schrei ausgestoßen. Es stand da eine weibliche Person, die in ihren Umrissen ganz merkwürdig an die verstorbene Frau Spielmann erinnerte. Und als Trude sie eingelassen hatte und ihr ins Gesicht sah, hatte sie das Gefühl, daß auch die Augen und die Züge des behaglichen breiten Gesichts an die selige Frau ihres Herrn erinnerten.

„Ich möchte zu Herrn Spielmann," sagte die Fremde, die einen schwarzen Umhang aus gepreßtem Plüsch und einen Kapottehut trug, „ich hätte was mit ihm zu besprechen!"

„Treten Sie nur näher!" lud Trude ein. „Der Herr ist zwar noch nicht zu Hause, aber in spätestens einer halben Stunde muß er kommen!"

Sie ließ die Dame vorangehen und führte sie in den Salon, direkt unter das Bild der verstorbenen Frau Spielmann.

Der Fremden lief ein Zucken übers Gesicht; sie sah unverwandt das Bild an, dann sagte sie: „Ich habe die Frau Spielmann nämlich gekannt, wie sie noch eine jüngere Frau war. Ich lebe in dem Stadtteil, wo die Fabrik vom Herrn Spielmann steht — und nun hab' ich gestern in der Zeitung gelesen, daß er eine Frau sucht, die ihm den Haushalt führt — —"

„Gott," sagte Trude, „das ist doch wirklich ganz kurios. Wie Sie eben da draußen standen, da fuhr es mir durch den Kopf: Ach, wenn diese hier doch in unser Haus käme und den Herrn Spielmann gut versorgte, denn er ist doch ein so selten guter und großmütiger Mann. Und wo ich doch nun auch fort muß, und wo er womöglich Zwangseinquartierung ins Haus bekommt — und überhaupt — er hat es doch so nötig, daß jemand für ihn sorgt! Aber da höre ich das Auto schon! Sonst kommt er immer erst später — aber vielleicht ist ihm 'ne Ahnung gekommen —"

Sie rannte hinaus und flüsterte dem Herrn zu, daß drinnen im Salon jemand auf ihn warte, und um Spielmanns Mund huschte ein halb wehes, halb frohes Lächeln.

„Ich decke gleich für zwei!" flüsterte ihm Trude noch zu — dann öffnete er die Tür zum Salon, und direkt unter dem Bild der seligen Frau, die nun gerade ein Jahr unter der Erde lag, stand da eine Gestalt, die so aussah, als wäre die Verstorbene noch einmal in das Haus ihres Gatten zurückgekommen, um nachzuschauen, wie dort alles geworden war.

„Herr Spielmann", sagte die Fremde und tat einige Schritte auf den ganz entgeistert dastehenden Mann zu. „Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern, Herr Spielmann. Ich wohne doch draußen, wo die Fabrik steht. Und ich hab' doch Ihre Frau gut gekannt und Sie selbst auch — damals, als Sie noch in der großen Fabrik, die dann abgebrannt ist, angestellt waren! Nachher sind Sie ja weggezogen, und dann sind Sie ein reicher Mann geworden, und die Frau ist gestorben, und nun suchen Sie eine Wirtschafterin. Wie ich das gelesen habe, Herr Spielmann — gestern abend um die neunte Stunde, da war's, als ob der Blitz bei mir einschlüge. Das ist das einzige Richtige, sagt' ich mir da, daß du dich da meldest. Denn ich bin doch auch Witwe geworden, und die Zeiten sind schwer für unsereins, Herr Spielmann: Ich hab meine nette Wohnung draußen, in demselben Hause, in dem Sie früher gewohnt haben, Herr Spielmann, und leicht wird es mir nicht, sie aufzugeben. Aber man kann ja einfach nicht mehr! Man hat gedacht, man hätte genug, um bis ans Lebensende ein bescheidenes Dasein zu führen, und nun auf einmal weiß man: Entweder arbeiten oder betteln oder verhungern! Harte Zeiten, Herr Spielmann, bitter harte Zeiten!"

Spielmann war auf sie zugetreten. „Mir ist's, als ob ich meine Minna sprechen hörte!" sagte er, und die Stimme zitterte ihm.

„Ja, ich hab' ja immer ein bißchen Ähnlichkeit mit Ihrer seligen Frau gehabt, das weiß ich. Aber nun sagen Sie mal, Herr Spielmann, Sie müssen doch nur so im Gelde schwimmen, wo Sie diese herrliche Villa haben und Autos und ein Meublement wie in einem Schloß! Aber eigentlich, wenn ich Sie mir so ansehe, sehen Sie gar nicht aus, als ob Sie viel glücklicher wären als früher. Ein bißchen gelb und schmal im Gesicht und gar nicht recht froh!"

„Wenn das Geld einen glücklich machen könnte!" antwortete Spielmann mit einem Seufzer. „Erstlich mal weiß man ja von seinem Gelde gar nicht, was man selbst davon besitzt, und was dem Staat gehört, und dann — ach, Frau Bergmann — nicht wahr, Frau Bergmann war doch der Name? — das Geld und die schönen Möbel und die Autos, das hat ja alles keinen Wert — gar keinen Wert — glauben Sie mir. Eine kurze Weile freut man sich dran — und dann sagt man sich: Wenn du's nicht hättest, wäre es gerade so gut und noch besser. Denn wenn man ein Auto hat, geht man natürlich nicht mehr zu Fuß und lebt also gesundheitswidrig. Und essen tut man zu viel und zu gut, bis man gar nichts mehr mag — vom Trinken ganz zu schweigen!

Und dann die Villa! Was denken Sie, Frau Bergmann, da kommen sie und wollen mir fremde Leute in mein Haus setzen, obgleich doch eine Villa, die nur »eine« Küche und gar keine Einteilung für zwei Parteien hat, zum Vermieten nicht taugt. Schad't nichts — sagen die! Ganz gleichgültig, ob du



dich sträubst oder nicht! Das Gesetz will es so — damit basta!

Nee, ich sage Ihnen, wenn ich heute 'ne kleine Wohnung draußen in meinem Fabrikvorort haben könnte, ich gäbe den ganzen Plunder hier mit Freuden dafür hin. Die Autos muß ich ohnehin über kurz oder lang abschaffen. Sie sagen, ich müßte im Gelde schwimmen, Frau Bergmann. Das ist aber ein Trugschluß von Ihnen. Ich verdiene, und der Staat zapft — ich lebe in den Tag hinein — ich weiß nicht, ob ich übers Jahr ein Bettler sein werde. — Nun, »Bettler« ist ja vielleicht etwas zuviel gesagt, denn man hat sich ja natürlich mit 'ner Kleinigkeit in Sicherheit gebracht. Aber die Villa hier, die kann ich nicht lange mehr halten, und heute nacht hab' ich mir folgendes überlegt: Wenn die Zwangseinquartierung kommt — und die kommt todsicher — dann zieh' ich aus und such' mir 'ne Stube und 'ne Kammer und lasse mich versorgen. Ich bin's leid, so zu wirtschaften, wie ich's bis jetzt getan habe, seit meine Frau gestorben ist — ich will meine Ruhe haben — meinen Frieden!"

„Bitte, die Herrschaften zum Kaffee!" rief Trude in den Salon hinein, und die Fremde nahm gern die Aufforderung an.

Sie sprachen lange, und es war ein großes Behagen ins Zimmer gekommen. Sie hatte ihren Hut abgelegt; sie glich ganz lächerlich der ehemaligen Herrin dieses Hauses. Ihre breite, warme Hand lag auf Herrn Spielmanns Arm.

„Sie tun mir leid, Herr Spielmann, bitter leid! Ich bin gekommen, um zu Ihnen zu ziehen als Ihre Wirtschafterin. Und da sagen Sie mir, daß Sie am liebsten die Villa hier aufgeben möchten und in Ihre Fabrikgegend ziehen. Seh'n Sie mal, Herr Spielmann — da ist es mir nun so in den Kopf geflogen, wie es denn wäre, wenn wir's umgekehrt machten — nämlich, daß Sie aus der Villa herausgehen und zu mir in meine Wohnung ziehen? Nein, nichts übereilen! Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Beschlafen Sie es eine Nacht, und morgen kommen Sie zu mir zum Kaffee, dann reden wir weiter. Ich muß jetzt ohnehin gehen, denn ich hab' mir ein Kind bestellt, das mir Kartoffeln bringen soll!"

„Ich werde Sie im Auto fahren!" bot ihr Spielmann an, aber das mochte sie nicht. Autos waren ihr unbehaglich, und sie hatte sich noch nicht überwinden können, in so einem Ding zu sitzen.

Spielmann brachte sie bis zur Bahn und kehrte in tiefe, tiefe Gedanken versunken in sein Haus zurück.

Er schlief gut in dieser Nacht, und in seinen Träumen sah er zwei behäbige, redselige, fröhliche Frauen, die einander glichen. Die eine von ihnen lebte, die andere war tot, aber beide schienen es ganz unglaublich gut mit ihm zu meinen.

Am andern Tag saß er bei Frau Bergmann an deren Kaffeetisch. Eine Lampe alten Stils über dem runden Tisch — eine dickbauchige Kaffeekanne, selbstgebackener Kuchen — ein behaglicher Kachelofen! Heimatluft — Heimatseligkeit, ein Sprechen von Seele zu Seele — ein Begreifen ohne Worte — Sicherheit — Ruhe — Wärme — selige Zukunftshoffnung! — —

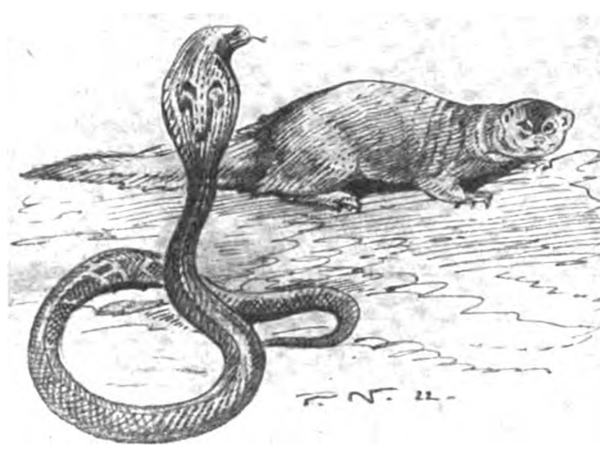
Die Geschichte von Felix Spielmann, dem äußerlich reich und innerlich arm Gewordenen ist zu Ende. Es ist eine wahre Geschichte, die ich da erzählt habe — und um den Leser zu befriedigen, will ich noch sagen, daß die Hochzeit mit Frau Bergmann, dem Ebenbild der seligen Minna Spielmann, noch vor dem Weihnachtsfeste stattfand.

Viele Spielmanns mögen in jetzigen Zeiten in der Welt umherlaufen — reich und doch arm — von vielen beneidet und doch bemitleidenswert! Möchte ein gütiges Schicksal ihren Nöten und Seelenqualen ein ähnliches gute Ende bereiten, wie es das bei dem Helden dieser Geschichte getan hat!

Aus Wissenschaft und Technik.

Neue Anschauungen über die Natur des Lichtes. Zur Erklärung der wunderbaren Eigenschaften des Lichtes, seiner Fortpflanzung, der Spiegelung, der Brechung und Beugung, der Interferenz, der Zerlegung in die Spektralfarben usw. haben bisher zwei Theorien gedient, jede von einem der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit vertreten: die Emissionstheorie von Newton und die Wellentheorie von Huygens. Nach der ersteren soll das Licht aus unendlich kleinen Teilchen bestehen, die von den leuchtenden Körpern ausgeschleudert werden, nach der Wellentheorie beruht das Licht in einer Wellenausbreitung eines alles durchdringenden Mittels, des Äthers. Etwa hundert Jahre lang hat der Kampf zwischen beiden Anschauungen gedauert, bis schließlich die Wellentheorie sich allgemein Geltung verschaffte und auf den Lehrstühlen aller Hoch- und Mittelschulen als die allein richtige vorgetragen wurde. Mit Anfang des jetzigen Jahrhunderts ergaben sich indes Schwierigkeiten, indem es nicht möglich war, gewisse Erscheinungen bei der Strahlung eines schwarzen Körpers und bei dem Interferenzversuch von Michelson mit Hilfe der Wellentheorie und des ruhenden Äthers zu erklären. Die Folge war, daß die Wissenschaft wieder auf die Emissionstheorie zurückgriff. Es gelang, eine Reihe von Gesetzen, z. B. über die Ausstrahlung des Fluoreszenzlichtes, dadurch zu erklären, daß man eine Ausstrahlung der Energie in einer Form annahm, die sehr nahe auf die Newtonsche Hypothese zurückkommt. Noch stehen sich die Meinungen der Gelehrten über diese Erklärungsversuche schroff gegenüber, und der endgültige Beweis für die Richtigkeit der einen oder anderen Theorie ist noch nicht erbracht; aber Einstein hat beim Ausbau seiner Relativitätstheorie bereits die Schlußfolgerung gezogen, daß die Lichtausstrahlung in der Tat mit Ausschleuderung von trägen Massen verbunden und ein Äther überhaupt nicht vorhanden sei. Für ihn bildete den Ausgangspunkt seiner Theorie der Versuch Michelsons über die Ablenkung eines Lichtstrahles, bei welchem es nicht gelang, den nach der Äthertheorie errechneten Zeitunterschied zu beobachten, der durch die Ablenkung und Rückwerfung eines Lichtstrahles eintreten müßte, wenn die Ausgangs- und Ablenkungspunkte des Lichtstrahles sich gegen den Äther bewegen. Aus der Vorstellung, daß die Lichtstrahlen aus ausgeschleuderten trägen Massenteilchen bestehen, folgt nun nach allgemeinen Gesetzen der Mechanik, daß das Licht eine größere Geschwindigkeit erhält, wenn sich der strahlende Körper auf uns zu bewegt, als wenn er sich von uns weg bewegt. An einem Beispiel wollen wir uns klarzumachen versuchen, welche Bedeutung dies unter Umständen haben kann. Wir stellen uns vor, daß im Weltenraum in einer Entfernung von 15 Mill. km von der Erde sich drei Himmelskörper (Meteore) begegnen. Der erste bewege sich in gleicher Weise wie die Erde, so daß er für einen irdischen Beobachter in Ruhe erscheint. Der zweite bewege sich mit einer Geschwindigkeit von 50000 Kilometersekunden auf die Erde zu und der dritte mit 50000 Kilometersekunden von der Erde weg. In dem Augenblick, in dem die drei Himmelskörper sich begegnen, zucke auf jedem von ihnen ein Lichtsignal auf. Wir fragen uns nun: Wann und wie wird der Beobachter auf der Erde diese drei Lichtzeichen empfangen? Die Anhänger der Äther- und Wellentheorie sagen: Da der Äther im Weltenraum unbeweglich verharrt, ist es für ihn gleichgültig, ob die Lichterregung von einem ruhenden oder einem irgendwie bewegten Körper ausgeht. Er wird die empfangene Lichtbewegung in jedem Falle mit der Geschwindigkeit von 300000 Kilometersekunden fortpflanzen. In dem von uns betrachteten Falle wird daher der Beobachter auf der Erde in $\frac{15\,000\,000}{300\,000} = 50$ Sekunden nach dem Aufflammen im Weltenraum die drei Lichtsignale, und zwar *gleichzeitig*, aufzucken sehen. Besteht das Licht jedoch nach der Emissionstheorie aus einem Ausschleudern kleiner Massenteilchen von den gedachten Himmelskörpern, so verhält sich die Sache anders. Von dem Körper, der sich nach unserer Annahme relativ zur Erde in Ruhe befindet, gilt zwar dieselbe Betrachtung wie im soeben behandelten Falle: die Massenteilchen werden

mit 300000 Kilometersekunden Geschwindigkeit vom Himmelskörper ausgeschleudert und gelangen nach 50 Sekunden in das Auge des irdischen Beobachters. Bei dem Körper jedoch, der sich mit 50000 Kilometersekunden auf die Erde zu bewegt, besitzen sämtliche Massenteile bereits diese Geschwindigkeit, und diejenigen Teilchen, die von ihm mit der Lichtgeschwindigkeit von 300000 Kilometersekunden ausgeschleudert werden, bewegen sich daher mit einer Gesamtgeschwindigkeit von 350000 Kilometersekunden auf die Erde zu und werden deshalb bereits nach rund 43 Sekunden den Beobachter auf der Erde erreichen. — Die Massenteile des dritten Himmelskörpers haben sämtlich eine Geschwindigkeit von 50000 Kilometersekunden, von der Erde weg gerichtet. Erhalten einzelne Teilchen nun die Lichtgeschwindigkeit, so werden sie in der Richtung nach der Erde zu sich nur mit dem Geschwindigkeitsunterschied, also mit 250000 Kilometersekunden bewegen können. Sie gelangen demnach erst nach $\frac{15\,000\,000}{250\,000} = 60$ Sekunden in das Auge des Beobachters auf der Erde. Ist die Wellen- und Äthertheorie richtig, so muß der Beobachter auf der Erde die gleichzeitig ausgehenden Lichtsignale von jenen drei Himmelskörpern auch gleichzeitig erblicken. Trifft hingegen die Emissionstheorie des Lichtes zu, so wird der Erdbewohner die Lichtstrahlen zu verschiedenen Zeiten, im angenommenen Falle nach 43, 50 und 60 Sekunden, nach ihrem gleichzeitigen Ausgang von den fernen Himmelskörpern beobachten. Gelänge unseren Gelehrten die Beobachtung eines derartigen Vorganges im Weltenraum, so wäre damit die Frage nach dem Vorhandensein des Äthers und nach der Erklärung der Lichterscheinungen einwandfrei beantwortet. Zwar hat man versucht, die Einsteinsche Ansicht über die Körperlichkeit der Lichtstrahlen durch Beobachtungen bei der Sonnenfinsternis vom 29. Mai 1919 zu stützen. Einstein lehrt, wenn die Lichtstrahlen aus Massenteilchen bestehen, müssen sie beim Vorübergehen an großen Massen, wenn z. B. die Lichtstrahlen eines Fixsternes an dem Sonnenkörper vorbeigehen, eine Gravitationswirkung, eine Ablenkung, erfahren. Die Größen dieser Ablenkung sind durch geistvolle Rechnungen für gewisse Sterne bestimmt worden, und bei der erwähnten Sonnenfinsternis haben Astronomen tatsächlich solche Ablenkungen von Lichtstrahlen einzelner Fixsterne beobachtet. Daraus ist der Rückschluß auf die Richtigkeit der Emissionstheorie Einsteins gezogen worden. Ich muß nun sagen — und wie ich aus Fachschriften entnommen habe, geht es anderen Leuten ebenso — die Beobachtungsergebnisse jener Sonnenfinsternis haben keine rechte Überzeugungskraft. Nach den Veröffentlichungen darüber liegen die Abweichungen der Beobachtungsergebnisse von den Rechnungsergebnissen zwischen — 14 Proz. und + 800 Proz.! Das sind so erhebliche Beträge, daß man daraus nicht wohl mit Sicherheit zuverlässige Folgerungen ziehen kann. — Mindestens ebenso zutreffend in bezug auf Genauigkeit ist die Erklärung, die die Anhänger der Wellentheorie für diese längst schon bekannte Beobachtung der Ablenkung der Lichtstrahlen in der Nähe der Sonne gegeben haben, indem sie sie auf die Brechung oder Beugung der Lichtstrahlen beim Durchgang durch die Sonnenatmosphäre zurückführten. Diese Erklärung wurde schon vor 40 bis 50 Jahren auf den Lehrstühlen für Physik vorgetragen, und es bleiben Zweifel berechtigt, ob nicht der Einfluß der Lichtbrechung in der Sonnenatmosphäre größer ist als die Massenwirkung des Sonnenkörpers auf die unendlich kleinen Massenteilchen des Lichtstrahles. Eine über jeden Zweifel erhabene Beweisführung kann daher in den bisherigen Ergebnissen nicht erblickt werden, und es bleibt Aufgabe unserer Gelehrten, durch weitere Forschungen die noch dunklen Punkte in der Lichttheorie aufzuhellen. Trautmann.





Der indische Mungo. Oben: Brillenschlange und Mungo. Nach Zeichnungen von Paul Neumann.

Der indische Mungo. Wenn Tiere populär werden, so ist das, abgesehen von dem Löwen, dem „König der Tiere“, und dem schlauen Reineke Fuchs, wohl meist keine Ehre für sie und beruht auf einer Verkennung ihrer Eigenschaften. So genießen Ochse, Esel und Gans ihren Weltruf als Gipfel der Dummheit durchaus unverdient; eher eignen sich schon Kamel, Rhinozeros und Pute als Vertreter dieser Geistes- und Gottesgabe. Nun aber der Mungo (sprich jetzt: Mungjo!). Ihn hat ein „Stumpfsinn“ populär gemacht, der an studentischen und anderen Kneiptischen seit Jahren schon umgeht. Im schönen Lande Sachsen fällt ein Eisenbahnreisender dadurch auf, daß er einen kleinen Kasten bei sich führt, in dem etwas Lebendiges rumort. Auf neugierige Fragen der Mitreisenden erzählt er: „Des is Sie nämlich e Mungjo für meine alte Tante; die sieht Sie nämlich in Troome eegal Schlangen, und die soll der Mungjo fressen.“ Den Einwurf, daß das doch keine wirklichen Schlangen seien, entkräftete er ebenso verschmitzt wie siegesbewußt: „Des is ja ooch kee wirklicher Mungjo; es is Sie nämlich bloß e Eechkätzchen.“ Wie „Stumpfsinne“ aber oft „löblich“ sind, so bis zu einem gewissen Grade auch dieser. Er gründet sich wenigstens auf die naturgeschichtliche Tatsache, daß der Mungo ein sehr beachtenswerter und anerkennungswürdiger Giftschlangenjäger ist. Trotz seiner bescheidenen Größe (Kopf-Rumpf-Länge nur 40 bis 50 cm) wagt er sich selbst an die Brillenschlange heran und wird ihrer auch Herr, aber nur durch Mut, Behendigkeit und Beharrlichkeit; eigentlich giftfest ist er nicht. Als Schlangenvertilger hat man den Mungo auch auf den West-

indischen Inseln eingeführt und eingebürgert; dort hat er sich aber als Rattenvertilger mindestens ebenso verdient und beliebt gemacht. In seiner Heimat Ostindien wird er zu denselben Zwecken ebenfalls viel zahm gehalten und erfreut durch sein zutrauliches und gelehriges Wesen. Im Tiersystem gehört er als Mungos mungo *Gm.* zu der Raubtiergattung der Ichneumons, deren seit grauer Vorzeit berühmter Vertreter der nordafrikanische Ichneumon oder die „Pharaonenratte" ist. Ihn hielten die alten Ägypter heilig und balsamierten ihn ein, weil er Eier und Junge der damals am unteren Nil noch häufigen Krokodile vertilgte. Jetzt muß er sich mit Hühnern und deren Eiern begnügen, und die heutigen Nilfellachen schätzen ihn deshalb sehr viel weniger als ihre antiken Vorfahren. Heck.

Die Zahl der zur Zeit bekannten Tierarten. In den Zeitungen tauchen gelegentlich statistische Übersichten über die Zahl der lebenden Tierarten auf, die sich, da sie meist auf Schätzungen beruhen, in auffallender Weise widersprechen. Genaue Zahlen aufzustellen, ist schon deshalb unmöglich, weil die Zoologen heute weniger als je über die Begrenzung des Artbegriffes einig sind. Im Jahre 1878 waren z. B. nur 2000 Säugetierarten bekannt, während man deren heute 7000 zählt. Neu aufgefunden sind hiervon natürlich die wenigsten; die Gelehrten haben vielmehr auf Grund genauerer Untersuchungen in vielen, bisher nur als geographische Formen derselben Art betrachteten Tieren selbständige Arten mit charakteristischen Merkmalen erkannt. Vögel dürfte es 1600 Gattungen mit rund 10000 Arten geben (in Deutschland nur 389!), doch weichen auch hier die Angaben der Forscher beträchtlich voneinander ab. Gray zählt (1871) 11164, Wallace (1876) 10200, Sclater (1880) 7300 Arten, während der große Katalog des Britischen Museums 12228 Arten aufweist, von denen jedoch manche nicht allgemein anerkannt sind. Bei den Kriechtieren schwanken die Angaben zwischen 2500 und 3873 Arten, bei den Lurchen zwischen 600 und 1319. Von Fischen, deren Aristoteles nur etwas mehr als 100 Arten zählt, kennen wir heute rund 10000 Arten. Drei Viertel davon sind Meeresfische, und von diesen nach Günthers Feststellungen 3600 Bewohner der Küstenregion. Was die Insekten anlangt, so waren 1883 nach Leunis-Ludwig 200000, 1908 nach Handlirsch 385000 Arten beschrieben; heute schätzt man die bekannten Käfer auf 300000, Zweiflügler auf 40000, Hautflügler auf 15000, Schmetterlinge auf mehr als 100000, Halbflügler auf 12000 und Netzflügler auf 1000 Arten, wozu noch die Geradflügler mit „mehreren Tausenden" kommen. Auch von Spinnentieren sollen „mehrere tausend" Arten festgestellt worden sein. Dazu kommen die Vielfüßler, Wenigfüßler, Zwergfüßler, Hundertfüßler, die Flügellosen und die Falschnetzflügler, deren Artenzahl vorläufig nicht einmal schätzungsweise zu ermitteln ist. Sodann folgen noch die niederen Tiere sowie die Chordatiere, Seescheiden, Salpen und Lanzettfischchen, über deren Artenzahl ebenfalls noch nicht auch nur einigermaßen zuverlässige Angaben vorliegen. Auf jeden Fall wird die Zahl aller lebenden Tierarten mit 500000 bis 600000 eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein. J. R. H.

Ein großer Tempel aus dem Steinzeitalter auf Malta entdeckt. Auf der Insel Malta ist eine große Tempelanlage aus dem Steinzeitalter freigelegt worden, die sowohl wegen ihrer Größe als auch wegen der in ihr aufgefundenen Altertümer von höchstem Interesse ist. Die Gesamtanlage umfaßt drei Tempel, die miteinander in Verbindung standen. Ihr äußerer Umriß ist der einer Ellipse, die in zwei Teile zerfällt, welche einer Apsis gleichen. Ihre Entstehung scheint ziemlich rasch vonstatten gegangen zu sein, während sie später von ihren Erbauern, einem neolithischen Volke, verlassen wurden. Wahrscheinlich benutzten nachdrängende Volksmassen der Bronzezeit die Anlagen als Grabkammern. Für diese Annahme spricht, daß auf der über dem Fundament der alten Tempel liegenden Erdschicht zahlreiche Reste von Einäscherungen gefunden wurden, deren Alter durch die daneben aufgefundenen bronzenen Geräte leicht bestimmt werden konnte. Eine solche Verwendung älterer Tempelanlagen durch jüngere Völker kommt öfters vor, z. B. auch in der berühmten, gleichfalls steinzeitlichen Anlage von Stonehenge in England. In einzelnen Nischen sind flache Steine entdeckt worden, die vermutlich Altäre darstellten. Sie sind mit Ornamenten bedeckt, die zwar Spiralformen zeigen, aber doch von den Funden in Ägypten und im Ägäischen Kulturkreis abweichen. Außerdem haben sich Friese mit Tierdarstellungen vorgefunden und ferner Statuetten menschlicher Gestalten, die sich durch merkwürdige Dicke auszeichnen. Sie stellen wahrscheinlich sowohl Götter als auch Priester dar, ihre Dicke hat zweifellos eine besondere Bedeutung. Wie gewöhnlich in solchen frühen Zeiten, sind die ornamentalen Verzierungen kunstvoller als die menschlichen Darstellungen, so daß man annehmen muß, daß die eigentlichen Gegenstände der Verehrung Steine konischer Gestalt waren, die sich in den Tempeln vorgefunden haben. Ein übrigens im Kulturkreis des Mittelmeeres sich wiederholender Vorgang. Im großen und ganzen weisen die Funde große Ähnlichkeit mit solchen in Griechenland auf, wenn auch gewisse Anklänge an phönizische Motive zu erkennen sind. Während bei ähnlichen Anlagen gewöhnlich die Werkzeuge fehlen, mit denen die oft gewaltigen Steinmassen errichtet wurden, ist bei den eben geschilderten eine Reihe von Steinkugeln entdeckt worden, die zweifellos zum Transport der großen Steine dienten. Tierverbrennungen müssen zum religiösen Ritus gehört haben, denn gewaltige Massen von Tierknochen fanden sich in den Nischen und an den Feuerplätzen in der Mitte der Anlagen vor. B.

Der Einfluß des Wetters auf den Spürsinn der Jagdhunde. Wenn ein lebendes Wesen einen Weg zurücklegt, so hinterläßt es gewisse Teilchen mit eigentümlichem Geruch, der es den mit feiner Riechkraft ausgestatteten Hunden ermöglicht, die Wegespur noch geraume Zeit nachher zu finden und zu verfolgen. Damit nun die Hunde diese Riechstoffe finden können, müssen Wetterverhältnisse herrschen, die diese Teilchen nicht fortführen, und zwar wären die Bedingungen, daß erstens keine Neigung zum Aufsteigen der Luft vorhanden ist, daß zweitens die Luftfeuchtigkeit verhältnismäßig hoch ist, und daß drittens Windstille herrscht. Die erste Bedingung bestände dann, wenn die Luftschicht dicht über dem Erdboden etwas kühler ist als die darüber lagernde, wenn z. B. Bodenfrost herrscht. Die zweite Bedingung kommt hauptsächlich dann in Frage, wenn jene Teilchen hygroskopisch sind und durch die Aufnahme der Feuchtigkeit schwerer werden. Die dritte Bedingung leuchtet ohne weiteres ein. Bei 53 großen Jagden in Mittelengland vom 30. August 1920 bis zum 2. März 1921 wurde gefunden, daß in 54 v. H. die Riechspur gut war. Von zehn Fällen mit Bodenfrost boten acht den Hunden gute Witterung. Betrug die relative Feuchtigkeit mindestens 85 v. H. (100 ist volle Sättigung der Luft mit Wasserdampf), so zeigten 70 v. H. Fälle gute Riechspur, bei geringerer Feuchtigkeit aber nur 50 v. H. Wehte der Wind mit mehr als 3 m Geschwindigkeit in der Sekunde, so gab es nur 50 v. H. gute Fälle, bei schwächeren Winden aber 64 v. H. Prof. Dr. C. Kaßner.

Vom Rotwerden der Krebse. Im Leben tragen Hummern und Krebse ein unscheinbares Schwarzgrau, das sie aber beim Kochen mit einem leuchtenden Rot vertauschen. Nun zeigt schon eine oberflächliche Untersuchung, daß die Veränderung in der Färbung nur in der obersten, nicht aber in den innersten Schichten des Panzers vor sich geht. Dort liegt unter der glatten und durchsichtigen Oberhaut, der sogenannten Cuticula, eine besondere Pigmentschicht, die aus verschiedenen Pigmenten, roten, braunen, bläulichgrünen und gelblichen, besteht. Ihre verschiedene Mischung sowie lokale Ansammlung bewirken sowohl den allgemeinen Farbenton als auch die verschiedenen Zeichnungen am Panzer der Krebse. Der rote Farbstoff ist nun viel beständiger als der blaugrüne; dieser wird beim Kochen zerstört, während der rote deutlich hervortritt. Übrigens geht das blaugrüne Pigment auch ohne Kochen leichter zugrunde, indem es mehr und mehr verbleicht. Aus diesem Grunde werden auch nicht gekochte tote Krebse allmählich rot oder doch blaß. Ewald Schild.

Für die Frauenwelt.

Die Wiener Sommermode. Der Frühling und der Sommer, das sind seit jeher Urwiener Angelegenheiten gewesen. Man lebt um diese Zeit am angenehmsten in Wien. Die Sonne lacht, die Frauen sind fröhlich, und die Mode breitet verführerisch ihre Schönheiten aus. Nur selbstverständlich, daß die Mode des Sommers den größten Erfolg bei uns hat und ihrer Einfachheit wegen das größte Verständnis bei den schicken Wienerinnen findet. Einfachheit ist nämlich die Grundlage des Schicks, der hier heimisch ist, und die Spezialität des Wiener Geschmackes: das duftige leichte Kleid aus Organdin, Tüll oder Batist, Krepp, Trikot oder Foulard. Diese Kleider wirken durch ihre Frische und ihren Duft, und die Frauen zeigen sich in den neuen Moden am liebsten zuallererst in dem blumenübersäten Prater oder in den wundervollen Gärten, die im Herzen der Stadt gelegen sind. Diese Stadtparkpromenade, der Ringkorso und der Aufenthalt in der Kriau, dem vornehmsten Gartencafé im Prater, wo auch alle Rennbesucher hinkommen, das sind die Lieblingsplätze der Mode. Dort fühlt sie sich heimisch und zeigt alle ihre neuen Nuancen. Japan in der Mode — vornehmlich durch die diskreten roten Stickereien ausgedrückt — ist der Ton, der im wahrsten Sinne des Wortes wie ein roter Faden durch die Sommermode läuft. Man ist des eintönigen Schwarz müde geworden; helle lebhafte Farben springen auf und zeigen, wie reizvoll sie wirken können, wenn geschickte Hände sie arrangieren. Ein ganz wundervolles Smaragdgrün, das, von der Sonne eingefangen, die schönste Wirkung auslöst, kommt neben Rot in Betracht, ein Fliederfarben in Organdin für Hellblondinen. die natürlich einen Roßhaarhut in Schwarz dazunehmen. Korallenfarbener Krepp kleidet Brünette vorzüglich. Die Modelinie, von der man früher immer anfangs jeder Saison sprach, ist nicht mehr mit ein paar Worten abgetan. Es gibt keine präzisen Richtlinien mehr! Wem die lange Gürtung paßt, der bleibt dabei; wer blusig arrangierte, Teekleidern ähnliche Kleider liebt, der kann sie tragen, ohne gegen die Mode zu verstoßen, und wer den losen Kittel anhängt, der ist ebenfalls modern. Nur Materialverschiedenheit brachte die Mode heuer in beängstigender Fülle. Da sie sich ja nie vorschreiben läßt, wie sie erscheinen soll, nahm sie in dieser Beziehung auch gar keine Rücksicht auf die Börsen der Frauen. Sie ist allzu kostbar und teuer und nimmt neben kostspieligen Stoffen auch noch Stickereien. Über sandfarbenem Seidentrikot ist z. B. eine Fülle japanischer Doppelmotive gestreut, natürlich in den blauroten Farben Japans, oder japanische Motive kehren im Gürtel wieder; der tiefe Kimono ist im selben Stil, und die Sonnenschirme basieren ebenfalls auf Japan.

Claire Patek.

Das Schwimmenlernen der Kinder. Es ist eine selbstverständliche Forderung, daß Kinder schwimmen lernen sollen. Eine Begründung dieser Forderung ist eigentlich unnötig. Im Alter lernt man, wie alles, so auch diesen Sport nicht mehr mit der Leichtigkeit, die für das Jugendalter charakteristisch ist; wie viele Erwachsene bedauern nicht, das Schwimmen nicht rechtzeitig erlernt zu haben. Außerdem trägt kaum ein zweiter Sport — von der Bedeutung zur Vermeidung von Unglücksfällen sei ganz abgesehen — so zur Ausbildung des wachsenden Körpers, namentlich zur Kräftigung und Weitung der Brust und Ausbildung der Lungen bei als gerade das verständig betriebene Schwimmen. So unbedingt der Arzt also für Schwimmenlernen des Kindes eintreten wird, um so energischer wird er sich gegen einen bösen, aus der Eitelkeit der Eltern entsprungenen Brauch wenden, nämlich zu früh die Kinder mit dem Schwimmen beginnen zu lassen. Auf die oft gestellte Frage: Wann soll das Kind schwimmen lernen?, gibt es eine ganz klare und eindeutige Antwort: Nicht zu früh, d. h. im allgemeinen nicht vor Schulbeginn und unter Umständen noch später. Es ist eine beklagenswerte, aber leider vielverbreitete Unsitte, die Kinder gegen ihren Willen aus erzieherischen Gründen und zwecks sogenannter „Abhärtung" schon mit drei und vier Jahren ins kalte Wasser zu tun, sie mit fünf Jahren schwimmen lehren zu wollen. Es gibt Kinder, die schon in diesen frühen Jahren außerordentlich gern ins Wasser gehen, und ihnen soll man ruhig ihren Willen tun, soweit eine vernünftige Zeitdauer dabei eingehalten wird. Aber nicht alle Kinder sind gleich, und viele Kinder sträuben sich gegen das Inswassergehen — nicht nur aus Angst und Weichlichkeit, sondern auch aus dem instinktiven Gefühl heraus, daß ihnen das kalte Wasser nicht guttut. Für den Menschenfreund wie für den Arzt ist es ein gleich empörender Anblick, wenn manche Kinder von unvernünftigen Vätern in den öffentlichen Schwimmbädern ins Wasser mit Gewalt gezerrt werden und entweder mit großem Geschrei oder mit Leichenblässe die Antwort auf solches Beginnen geben. Der eingebildete, nicht scharf genug zu bekämpfende „Stolz" mancher Eltern, daß ihr Kind besonders weit fortgeschritten ist, ist häufig die Triebfeder zu solchem Beginnen. Die Folge derartiger Gewaltmaßnahmen sind Blutarmut und Nervosität der Kinder, namentlich der feinfühligen, und weiterhin eine nicht so rasch schwindende Furcht vor dem künstlich unlieb gemachten Element. Es wird also in Wirklichkeit gerade das Gegenteil von dem erreicht, was angestrebt wurde. Man lasse den Kindern Zeit, bis sie selbst vernünftig genug sind, um ins Wasser zu wollen, bis sie kräftig und entwickelt genug sind, um es ohne Schaden zu ertragen. Dann kommt von selbst und unter Freude, was in zu jugendlichem Alter nur Ärger und Schädigung bereitet hätte.

Dr. W. Schweisheimer.

Die chinesische Witwe. Im neuesten Heft der „Deutschen Revue" veröffentlicht Dr. F. E. A. Krause in Heidelberg neue Mitteilungen über das Los der Witwen im Reiche der Mitte. Solange der Vater lebt, hat die Mutter nach außen nichts zu sagen. Mit dem Tode des Vaters tritt sie als Witwe und Mutter in die höchste Machtstellung, die eine Frau erhalten kann. Sie nimmt nicht eigentlich die Stelle des Vaters ein, denn die religiöse Leitung im Ahnenkult der Familie geht auf den Sohn über, die Witwe-Mutter wird aber nun, durch den Ausfall der väterlichen Gewalt, zu der für die Kinder einzig und absolut maßgebenden Person. Sie hat dann das vollkommene Verfügungsrecht über Person und Besitz der Kinder. Die Frau ist Eigentum des Mannes und bleibt dies selbstverständlich auch nach seinem Tode. Sie muß auch weiterhin den Schwiegereltern dienen. Die Witwe darf sich also niemals wieder verheiraten. Eine Witwe, die sich gegen die Sitte zum zweitenmal verheiratet, darf natürlich keinen Pfennig Vermögen und keinerlei Besitz mitnehmen. Ihre Kinder erster Ehe bleiben unbedingt in der Familie des verstorbenen Mannes. Leviratsehen mit dem Bruder des Verstorbenen sind im Gesetz streng verboten. In China hat jede Beamtenfrau einen mit dem Range des Mannes übereinstimmenden Titel. Heiratet eine solche wieder, so verliert sie den Titel und alle Vorrechte aus der Stellung des ersten Mannes und wird außerdem zu hundert Stockschlägen verurteilt. Die gleiche Strafe trifft auch jede Frau, die innerhalb der vorgeschriebenen Trauerzeit eine neue Ehe eingeht. Die Frage, wem ein nachgeborenes Kind bei zweiter Ehe der Frau gehört, kann also gar nicht entstehen. Nach dem Gesagten ist es selbstverständlich, daß ein Chinese nicht gern eine Witwe heiraten wird, weil er damit einen Toten bestiehlt und die Frau verächtlich macht. Die Not zwingt manchen armen Teufel dazu, weil Witwen billig zu haben sind, während er sich eine junge Frau nicht leisten kann. Ein Heiratskontrakt für eine Witwe wird

mit allen Vorsichtsmaßregeln geschrieben, im Freien, damit über das Haus kein Unglück komme; der benutzte Tisch und der Tuschstein werden gesäubert, die Tusche fortgegossen, der Pinsel verbrannt. Um die Witwe, die wieder geheiratet hat, trauern auch ihre Kinder nicht. Es ist häufig vorgekommen, daß Witwen ihrem Manne in den Tod folgten.

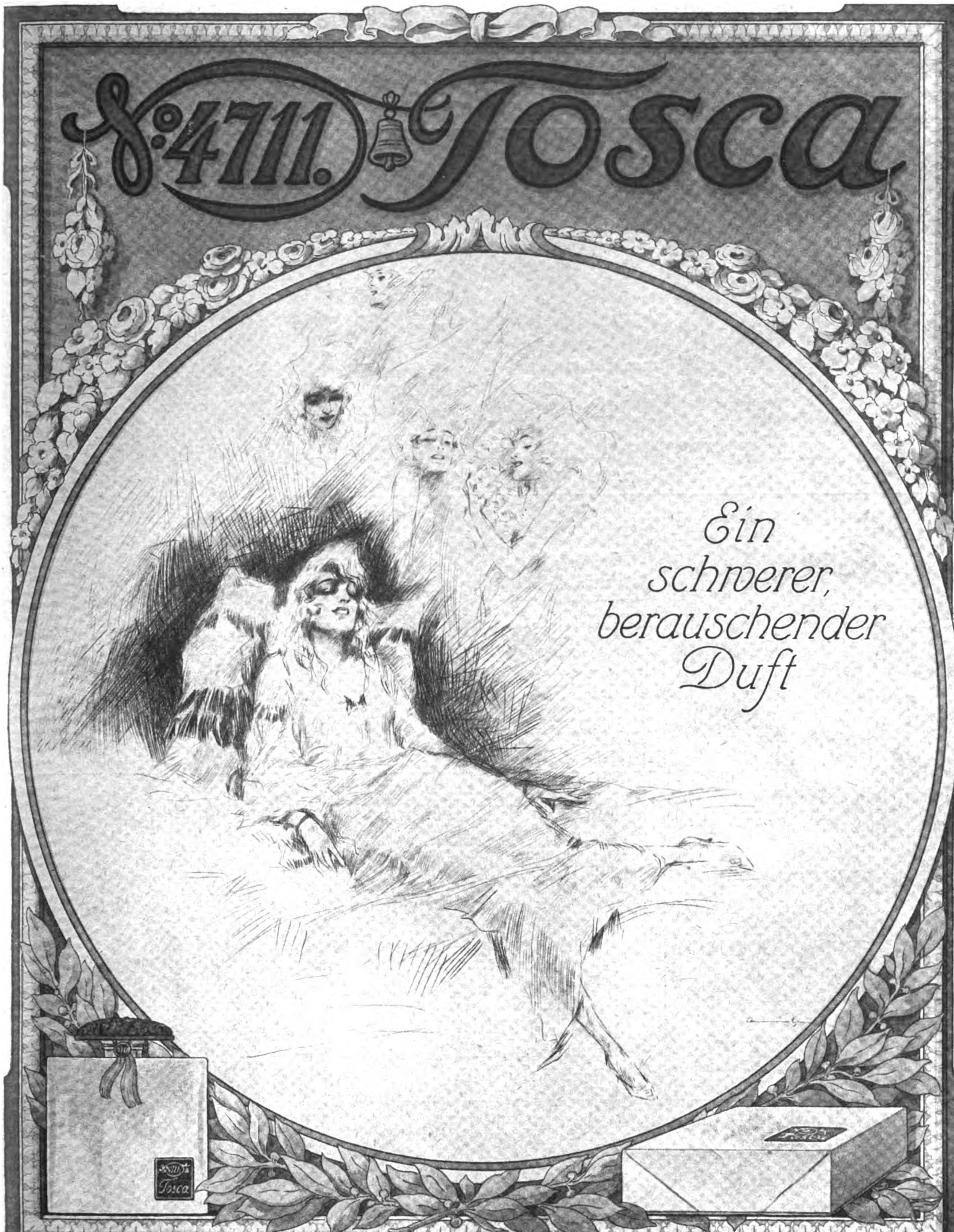
Wäschemoden. Die Wäsche der Frau umfaßt heuer viel Neues und Interessantes. Da Leinen- und Batistwäsche nicht nur in der Anschaffung, sondern auch durch das komplizierte Reinigen furchtbar teuer kommt und man die Hilfskräfte, die man eben zum Waschen der Hemden und Hosen braucht, fast nicht mehr erschwingen kann, sind die Mode und ihre Schöpfer auf die außerordentlich gute Idee gekommen, Seidenkreppmodelle zu machen. Man kann dieses Material nämlich außerordentlich gut selbst mit lauwarmem Wasser behandeln, ohne viel Seife und Aufwand von anderen so teuren Waschmaterialien. Und somit ist eigentlich die Seidenkrepplurus-wäsche nur scheinbar ein Luxus, und auch praktische Frauen können sich deshalb ganz ruhig mit ihr befassen. Die Linie der Mode, die tiefe Gürtung, hat auch auf die Wäschestücke übergegriffen; man arbeitet alle diese duftigen rosa, elfenbeinfarbenen, flieder, grün und gelben Rockleibchen- und Leibchenhosenzusammenstellungen tief im Schluß. Die ganze Unterkleidung besteht nun nur noch aus solch einem Stück; meist fallen dadurch das Hemd und der Unterrock fort, denn die Zusammenstellungen, wie sie unsere Bilder zeigen, ersetzen alle anderen Unterkleider. Neu sind auch die allerliebsten Bettjäckchen, mit Schwan besetzt, in zarten Pastellfarben. Gleich Hausgewändern wirken die Nachtkleider, die, lang und weit, ebenfalls aus Chinakrepp gearbeitet werden und nicht selten auch in schwarzer Farbe, mit eingesetzten Tüllseitenteilen in Hell, die Mode des Tages darstellen. Die Hauskleider liebt die Mode heuer in griechischer Linie; drapiert mit Geschmack, in Falten da und dort, durch kleine Perlenquasten gehalten, längs bordiert mit Schwan, lang, bis zur Fußspitze reichend, so sind sie wundervoll in den Formen. Eine besondere Mode sind auch die Häubchen, die aus Tüll und Spitzen bestehen, einem Hauch gleich, und die ganz wundervoll braune und blonde Schönheit heben. Bändchen und Schwanbesatz, kleine gestickte Kränze, Rüschen und gestickter Tüll, alles dies vereint sich zu einer Duftwolke voll Grazie, die Frauen mit Geschmack so reizvoll verwenden, daß diese Häubchen die hübscheste Ergänzung einer Morgen- und Nachttoilette werden. C. P.

Literatur und Kunst.

Ausländische Erzähler. Es ist ein alter Ruhm des deutschen Verlagsbuchhandels, daß er auch fremden Autoren, unabhängig von allem politischen Hader, jederzeit Gastrecht gewährt und dadurch dem deutschen Volk einen gesicherten Besitz an den Schätzen der gesamten Weltliteratur vermittelt hat. Von besonderem Interesse ist für uns augenblicklich Anatole France, der letzte Nobelpreisträger, der im Gegensatz zu den meisten seiner französischen Landsleute auch in politischen Dingen seine klare Weisheit bewahrt hat. Sein Werk „Die Insel der Pinguine" (Musarion-Verlag, München) ist schon im 6. bis 10. Tausend erschienen. Hier hält der geistreiche Gelehrte und Weltmann seinem eigenen Volk einen feinen und eisig klaren Spiegel vor; besonders die Vorrede bleibt gerade heutzutage bewundernswert zeitgemäß. — Im Gegensatz zu der feinen Ironie Anatole Frances bei ähnlicher geistiger Grundrichtung steht der bekannte Kriegsroman des großen Friedensfreundes Henry Barbusse „Klarheit" (Max Rascher, Verlag, Zürich) durch die leidenschaftliche Anteilnahme und das bewegte Temperament, das hier erschütternd ausbricht. Die Erzählung selbst gibt die seelische Wandlung eines kleinen französischen Durchschnittsbürgers wieder, der durch Leiden gleichsam erweckt und geklärt wird und als ein neuer Mensch aus dem Reich des Schreckens wiederkehrt, nachdem er in erhabenen Visionen das wahre Gesicht der Dinge erblickt hat. — Die Nachtseiten des Lebens behandelt auch der amerikanische Dichter A. Bierce in seinen Novellen aus dem amerikanischen Bürgerkrieg: „Physiognomien des Todes"
Scheffauer im Verlage Georg Hirth in München heraus
gezeichnete Unterhaltungsliteratur besitzen auch die nordisch
Erzähler Knut Hamsun, Martin Andersen Nexö tritt
gesprochenen Talenten, die mit einem sicheren künstlerisch
Handlung mit innerem Leben zu erfüllen verstehen. Hie
Bergstedts „Alexandersen" (Gyldendalscher Verlag, Berlin)
roman, quicklebendig, trotz seines weltanschaulichen Hinte
Ironie und satirischer Einfälle, eingezwängt in den ungew
philosophischen Schneiderseele, die nach allerhand Irrfahr
irdischen Stationen durch eine tiefsinnig-drollige Metamor
winzige Enge findet, von der sie ausgegangen ist. — Seh
anschaulich erzählt Johannes Bucholtz in seinem Werke „
wie der „Alexandersen" im Gyldendalschen Verlag in
versöhnlicher Humor lächelt über einer trostlosen Armeleu
Held die trübe Figur eines dilettantisch pfuschenden Erfind

Zur Geschichte der deutschen Schri
Seit kurzer Zeit erst haben sich nun auch die Schriftsteller un
und Förderung ihrer Berufs- und Standesinteressen zu fest
mengeschlossen und diese neuerdings sogar mehr und mehr a
lage aufgebaut. So entstanden vor wenig mehr als zehn
deutscher Schriftsteller" und der „Reichsverband der deutsche
und nach zu höchst bedeutsamen Vertretungen ihrer Mitglie
in wirtschaftlicher Beziehung überaus segensreich wirkendes
im Jahre 1893 gegründete „Pensionsanstalt deutscher Jou
Da ist es denn bei der jetzigen Neugestaltung dieser Dinge
Rückblick auf vergangene Zeiten zu werfen und zu sehen,
sicht getan und geleistet worden ist. Hierzu bietet ein a
fußendes, kleines Büchlein des Leipziger Stadtbibliothek
mann, betitelt: „Die erste deutsche Schriftsteller
Schriftstellerbewegung" (Verlag von Kurt Scholtze,
und lehrreiches Hilfsmittel. Der Verfasser zeigt hierin in
mit schöner Gründlichkeit, was der 1842 von Robert Bl
gründete „Leipziger Literatenverein" als erste Standes- u
deutschen Schriftsteller in seiner Blütezeit, das ist bis 1848,
Gedankens in der Schriftstellerwelt, zur Beeinflussung der
zugunsten dieses oft bitter um seine Existenz kämpfenden
Presse von den drückenden Fesseln der Zensur, zur Besserun
zur Unterstützung hilfsbedürftiger Berufsgenossen u. dgl.
reicht oder auch vergebens erstrebt hat. Und mit Recht sagt
„Der Leipziger Literatenverein war nur eine Durchgangs
liche. Sie hat der deutschen Schriftstellerbewegung die Weg
werden mußten." Um das Erstrebte voll zu erreichen, gilt
zu sein. Hoffen wir das Beste hierzu vom guten Willen
Beteiligten.

Die japanische Verlagsproduktion
groß geworden, daß sie unsere deutsche Produktion noch
„Deutschen Verleger-Zeitung" mitgeteilt wird, wurden im
36179 neue Bücher in Japan verlegt. Davon entfallen auf K
auf die Sozialwissenschaften 9184, auf industrielle Werke 6
Erziehung 4492, auf religiöse Literatur 2742, auf die Natur
Medizin 1243, auf Kriegsliteratur 603 und auf Philosophie
entfielen nur 148 Erscheinungen.


№ 4711. Tosca
Ein schwerer, berauschender Duft
4711 Tosca

Dies und das.

Über die deutschen Reparationsleistungen machte Reichsminister Dr. Rathenau kürzlich im Reichstag Aufsehen erregende Angaben, nach denen Deutschland bisher weit über 100 Milliarden Goldmark geleistet hat. Das deutsche liquidierte Eigentum im Ausland hat einen Wert von 11,7 Milliarden, die übergebene Flotte einen solchen von 5,7 Milliarden, das Reichseigentum in den abgetretenen Gebieten beträgt 6,5 Milliarden, übergebenes Eisenbahn- und Verkehrsmaterial 2 Milliarden Goldmark. Die Rückkaufsgüter, nicht militärischer Art, machen 5,8 Milliarden aus, die Ansprüche gegen unsere Kriegsverbündeten 7 Milliarden, und der Wert der Saargruben wird von uns auf 1,1 Milliarden beziffert. Die Kohlenlieferungen, die wir getätigt haben, belaufen sich, zum Weltmarktpreis gerechnet, auf 1,3 Milliarden. Für Reparationen haben wir bekanntlich bar bezahlt 1,3 Milliarden Goldmark. Mehrere kleinere Posten machen im ganzen 3,2 Milliarden aus. Die Gesamtleistung seit dem Kriegsende beträgt also [illegible] Milliarden Goldmark. Hierbei ist der Wert der Kolonien und der reine Wirtschaftswert, nicht der politische Wert der abgetrennten Gebiete Oberschlesiens und Westpreußens nicht in Ansatz gebracht. Fügt man ihn nach mittleren Schätzungen hinzu, [illegible] sich die Summe auf weit über 100 Milliarden Goldmark. Die deutsche [illegible] ist vollkommen durchgeführt. Es sind abgeliefert an Gewehren und Karabinern [illegible] Millionen, an Maschinengewehren 102000, an Minen- und Granatwerfern [illegible], an Geschützen und Rohren 53000, an scharfer Artilleriemunition und [illegible] Millionen, an scharfen Hand- und Gewehrgranaten 14 Millionen, an Zündern [illegible] Millionen, Pulver 31900000 kg. Die angeblich beabsichtigte Abrüstung der Welt [illegible] geführt, daß gegenwärtig in Europa nicht 3,7 Millionen Soldaten unter [illegible] Waffen stehen, wie vor dem Kriege, sondern 4,7 Millionen.

Der deutsche Etat für 1922 sieht mehr als zwei Drittel der Ausgaben für die Entente und nur ein Drittel für das Reich vor. Von den 86 Milliarden Papier, welche die Verwaltung des Reiches kostet, ist fast die Hälfte, nämlich [illegible] Milliarden,

für die Verzinsung der Reichsschuld und für die Fürsorge der Kriegerhinterbliebenen erforderlich. Heer und Marine beanspruchen 4,7 Papiermilliarden, während England 106 Mill. Pfund, Frankreich 4763 Mill. Franken schon in ihrem vorjährigen Budget für Heeres- und Marinezwecke verausgabt haben. Rechnet man diese Ziffern nach dem Durchschnitt des Kurses von 1921 auf Goldmark um, so ergeben sich für die Rüstungsausgaben der genannten Staaten: Deutschland 1921: 211 Mill. Goldmark, England 1696 Mill. Goldmark und Frankreich 1480 Mill. Goldmark. Auf die eigentliche Reichsverwaltung im engeren Sinne entfallen nach dem Etat bei im ganzen 86 Milliarden nur 9,6 Milliarden. Darin sind nicht einbegriffen die Zuschüsse zu den beiden Verkehrsministerien, die ja künftig wegfallen, die genannte Summe für die Reichswehr und etwa 10 Papiermilliarden für soziale Lasten, wirtschaftliche und kulturelle Ausgaben. Von diesen Posten abgesehen, umfaßt der Rahmen des großen Etats die bescheidene Summe von 9,5 Milliarden Ausgaben für alle Ministerien und alle ihnen nachgeordneten Stellen, sowohl persönliche als auch sachliche Ausgaben, mit einbegriffen alle Posten des Auswärtigen Amtes mit seinen durch die Valuta stark erhöhten Ausgaben für die Auslandvertretungen, ferner die Posten für die gesamte Finanzverwaltung und die Steuererhebung, die bei dem Umfang der Steuergesetzgebung allein 3,7 Milliarden betragen. Sämtliche Reichsminister, der Reichspräsident und der Reichskanzler kosten uns mit Einschluß der Aufwandentschädigungen zusammengenommen nicht so viel wie zwei Ententegenerale in Deutschland!

Die neuen Forderungen des Wiederherstellungsausschusses betragen nicht weniger als 135 Milliarden Papiermark bei einem Entwertungsfaktor der Mark von 45. In nächster Zukunft wird man schon mit einem weit höhern Entwertungsfaktor bis zu 80 zu rechnen haben. Die sogenannte Erleichterung der Wiederherstellungsforderung auf 2,17 Milliarden Goldmark bedeutet danach eine Leistung von 152 Milliarden Papier, denen vorläufig nur 16,5 Milliarden zur Deckung gegenüberstehen. Unsere Gegner behaupten, der deutsche Steuerzahler müsse mindestens ebenso stark herangezogen werden wie diejenigen der Siegerstaaten, und wir stünden in dieser Hinsicht erheblich gegen sie zurück. Das ist durchaus nicht zutreffend. Die Zahlen, die der Völkerbund über Volkseinkommen veröffentlicht hat, ergeben, daß die Belastung in Frankreich pro Kopf

3200 Franken beträgt, in Deutschland 3900 ℳ, die sich durch Inflation um ein Drittel auf 5200 ℳ erhöht. In Deutschland beträgt die steuerliche Belastung jetzt 31,1 Proz., in Frankreich nur 14 Proz., so daß die unsrige doppelt so groß ist. Das monatliche Durchschnittseinkommen in Deutschland beläuft sich auf 3578 ℳ, in Frankreich dagegen, die Kaufkraft des Franken nur zu 5 ℳ berechnet, auf 13745 ℳ. Das sind Zahlen, die von einer uns zweifellos sehr objektiv, wenn nicht ungünstig behandelnden Stelle im Völkerbund selbst festgestellt sind.

Von der Weltschiffahrt. In 36 englischen Haupthäfen liegen Handelsschiffe von insgesamt 2 Mill. t, die keine Fracht erhalten können. Davon sind 1900000 englische. In den Vereinigten Staaten ist die Lage noch schlechter, da dort 5 Millionen dem Staat gehörende Tonnen Schiffsraum von einer Gesamttonnage von 12½ Millionen ohne Fracht verbleiben. — Auf dem 9. Deutschen Seeschiffahrtstag schilderte der Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd Stimming die Lage des Wiederaufbaues der deutschen Handelsflotte. Es seien bisher 280 Schiffe mit 1,05 Mill. t Tragfähigkeit wiederhergestellt worden, im Bau befänden sich 230 Schiffe mit 1,25 Mill. t Tragfähigkeit. Die Entschädigung des Reichs hätte sich a[...] liarden ℳ belaufen. Schon im Mai vorigen Jahres sei aber das Wie[...] programm auf 16 Milliarden ℳ geschätzt worden, und damals habe der [...] eine Tonne Schiffbaustahl 2000 ℳ betragen, jetzt aber stelle er sich auf 8[...] die Tendenz einer sprunghaften Steigerung bestehe weiter.

Die Überfremdung Deutschlands. Einen interessan[...] für die fortschreitende Überfremdung des Grundbesitzes unter dem Einfl[...] wirkungen des Krieges, insbesondere der Entwertung der Mark und der fremden Be[...] satzung, liefert eine Feststellung des Statistischen Amtes der Stadt Köln. Danach sind bis zum 31. Dezember 1921 426 bebaute Grundstücke in fremden Besitz übergegangen, nämlich 209 an Holländer, 42 an Luxemburger, 39 an Franzosen, 36 an Belgier, 3[...] an Engländer, 25 an Amerikaner, 15 an Schweizer, 12 an Spanier, 27 an Tschechen und je eins an einen Portugiesen und Polen.

Die Zahl der Erwerbslosen. Die Zahl der unterstützten Voll[...] erwerbslosen im Reich zu Ende Februar betrug 209000, das heißt rund 10000 mehr

als zu Ende Januar. Die Zunahme entfällt ausschließlich auf die männlichen Erwerbslosen, während die Zahl der weiblichen noch eine geringfügige Abnahme aufweist. Die Zahl der Zuschlagsempfänger — das heißt der unterstützungsberechtigten Familienangehörigen Vollerwerbsloser — ist im Februar von 279000 auf 302000 gestiegen. Im Laufe des März hat die Zahl der Arbeitslosen abgenommen.

Die neue ärztliche Gebührenordnung. Am 1. April ist eine neue Gebührenordnung für Ärzte und Zahnärzte in Kraft getreten. Auch wird vierteljährlich, erstmalig im September, ein besonderer Ausschuß unter Vorsitz eines Vertreters des Volkswohlfahrtsministers prüfen, ob und welche Erhöhungen weiter entsprechend der Teuerung in Frage kommen. Vom 1. April gelten folgende Sätze: Beratung beim Arzt: am Tage 10 bis 200 ℳ, nachts (8 Uhr abends bis 8 Uhr morgens) 20 bis 400 ℳ. Besuch des Arztes: am Tage 20 bis 400 ℳ, nachts 40 bis 600 ℳ. Inanspruchnahme außerhalb der Sprechstunde oder sofortige, beziehungsweise zu bestimmter Zeit verlangte Besuche sind entsprechend höher zu bezahlen (z. B. ein sofortiger Nachtbesuch mit 50 bis 800 ℳ). Konsultationen am Fernsprecher (die immer noch in manchen Kreisen nicht als ärztliche Leistung angesehen werden, sind mit 10 bis 100 ℳ am Tage, mit 20 bis 200 ℳ nachts zu honorieren; Entbindungen ohne Kunsthilfe mit 250 bis 5000 ℳ.

Das ist unter aller Kanone. Wie wenig man bei der Sprache nachdenkt, zeigt diese sinnlose Redensart. Sie bedeutet etwa: Das ist unter aller Kritik, d. h. nicht wert, daß man es überhaupt beurteilt. Was hat aber „Kanone“ da zu tun? Es heißt ursprünglich: unter allem Kanon, unter dem Maßstab, der Richtschnur. Im Griechischen ist kanôn Rohrstab, aus dem man den Maßstab der Zimmerleute fertigte; aber das Wort ist assyrischen Ursprungs; es heißt ganu (Rohr). Aus dem Orient kamen den Griechen ja viele Kenntnisse. Das Wort kanôn ging ins Lateinische über und kam in lateinischer Betonung (Kánon) zu uns. Wir brauchen es nur noch in übertragener Bedeutung: Vorschrift, dann auch Gesamtheit der anerkannten biblischen Bücher. Im letzten Grunde ist freilich Kanone desselben Ursprungs wie Kanon; der hohle Rohrstab, das hohle Rohr der Kanone, ferner auch Kanal, Kaneel (Zimt), sie alle gehen auf das assyrische Wort ganu zurück.

Kakao **Lohmann** Schokolade

Neugebaur & Lohmann Aktiengesellschaft, Kakao- und Schokoladenfabrik, **Emmerich a. Rh.** Gegründet 1852.



Weltruf!



SCHWECHTEN
BERLIN S.W. KOCHSTRASSE 60-61
der Meister Flügel

Cirine DRP 132216 flüssiges **Bohner-wachs**



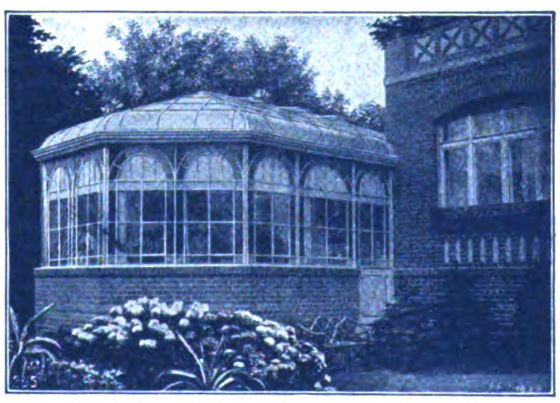
Kinderleichtes Arbeiten.
Seit 1901 glänzend belobt. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell. Stahlspäne u. Terpentinöl entfallen. Fast überall erhältlich.
Fabriken: CIRINE-WERKE BÖHME & LORENZ, CHEMNITZ und EGER-Böhmen.
Verl. Sie grat. u. fr. d. Broschüre: „Wie behandle ich mein Linoleum od. Parkett sachgemäß?“



Auswahlsendung direkt an Private ohne Kaufzwang, Liste frei.
JOSEF HEINRICI, Optische Anstalt Zwickau Gegründet 1847

Detektiv Hauschild Wachtmeister a. D. der politischen Polizei.
Berlin W 8, Friedrichstr. 183. Tel.: Zentrum 9691.
Beobachtungen. / Ermittlungen. / Erledigung aller Vertrauensangelegenheiten. / Refer. aus ersten Kreisen. / In- und Ausland.

Unsere „Illustrirte Zeitung“, von J. J. Weber in Leipzig, hat im vaterländischen Interesse Anspruch darauf, nicht bloß gelesen, sondern vor allen Dingen gegen die vierteljährliche Bezugsgebühr von 75 ℳ (Ausland 120 ℳ) auch ständig gehalten zu werden. Jeder gebildete Deutsche im In- und Ausland sollte dies tun.



Winter-gärten als Schmuck und Zierde jeden Eigenheims
★
Gewächs-häuser für Herrschafts- und Betriebs-gärtnereien
★
Rentabelste Kapitalsanlage

Verlangen Sie Spezialkataloge

Höntsch & Co., Dresden-Niedersedlitz 44

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Schriftleiter Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Hermann Schinke; für den Anzeigenteil Ernst Meckel; sämtlich in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3. Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Generalvertreter für die Vereinigten Staaten von Nordamerika: Bertalan Barna, 42 Broadway, New York.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG VON J·J·WEBER ★ LEIPZIG

Nr. 4073 A. A. Einzelpreis Mk. 12.50 (für das Ausland Mk. 20.—) Vierteljährlich Mk. 75.— (für das Ausland Mk. 120.—) 158. Band





Copyright May 4th 1922 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig. Nummer 4073. 158. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4073. 158. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 75 ℳ (Ausland 120 ℳ). Preis dieser Nummer 12 ℳ 50 ₰ (Ausland 20 ℳ). Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 10 ℳ; bei Platzvorschriften werden tarifmäßige Aufschläge erhoben. 4. Mai 1922.

KARLSBAD GRAND HOTEL BRÜDER HANIKA

Weltberühmte Küche. **Meistfrequentiertes Restaurant.**

Die deutschen Weltkurorte Böhmens

MARIENBAD - FRANZENSBAD - KARLSBAD

Hauptkurzeit: 1. Mai — 30. September.

Einreisebewilligung und Passvisum durch die tschechoslovakischen Konsulate in Leipzig, Berlin, Bremen, Breslau, Chemnitz, Dortmund, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Köln a. Rh., München, Nürnberg und das tschechoslovakische Reise- und Verkehrsbüro in Berlin W 9, Potsdamerplatz 3.

☞ **Auskünfte und Prospekte durch die städtischen Kurverwaltungen.** ☜

Dr. Petersons Sanatorium
Brambach i. V. Höhenluftkurort, ca. 600 Meter.
Radiumkuren, Radium-Schrothkuren.
Sog. zentrifugale Kuren. Prospekte.

Karlsbad HOTEL KROH

Neu umgebaut. Große Halle. Zimmer mit Bad.

Verlangen Sie den Prospekt „L".

Sanatorium Dr. Rosell
Privatkrankenanstalt
Ballenstedt im Harz

S.-R. Dr. Bielings Waldsanatorium
Tannenhof
Friedrichroda i. Thür.

IMPERIAL-HOTEL KARLSBAD

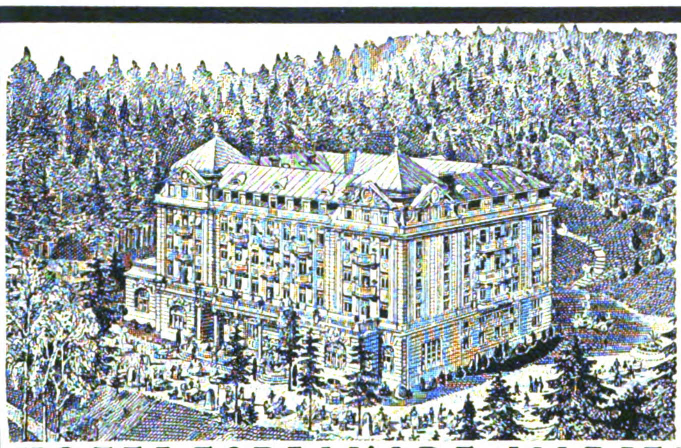
Letzter Komfort. **Das führende Hotel am Platze.** Saison Mai–September

Vor- und Nachsaison bedeutend ermässigte Preise.

☞ Anfragen an die Generaldirektion. ☜

Deutsche Gewerbeschau München 1922
MAI–OKTOBER

Die Deutsche Gewerbeschau München 1922 bietet eine umfassende Auslese der gediegenen, formenschönen Arbeit deutscher Industrie und deutschen Handwerks vom einfachen bis zum höchstwertigen Gegenstand.



Saison Mai bis Oktober

Vorsaison Mai u. Juni ermässigte Preise

HOTEL ESPLANADE, MARIENBAD
BESITZER JOSEF ZISCHKA.

Karlsbad HOTEL PARADIES
gegenüber dem Kurhause.
Ganzjährig geöffnet.
Modern, vornehm. Erstklassiges Restaurant.

Karlsbad HOTEL POST
Haus I. Ranges in nächster Nähe der Quellen und Bäder.
Modernster Komfort. Pensions-Arrangements.
Ganzjährig geöffnet. Mässige Preise.

Emser Quellsalz
zum Gurgeln bei Katarrhen.

Metallbetten
Stahlmatr., Kinderbetten dir. an Priv., Katal. 100 frei.
Eisenmöbelfabrik Suhl (Thür.).

KURGARTEN-HOTEL
→ Friedrichshafen a. B. ←
Haus ersten Ranges. Mit allen Einrichtungen der modernen Hoteltechnik. Direkt am See gelegen. Erstklassiges Restaurant. Pensionsvereinbarung. Das ganze Jahr geöffnet.

Bad Blankenburg, Thüringerwald.
Dr. Karl Schulze's
Das ganze Jahr geöffnet. **Sanatorium Am Goldberg** Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.

Bad Blankenburg Thür. Wald.
Waldsanatorium **„Schwarzeck"** für nervöse und innere Kranke.
Leitende Ärzte: S.-R. Dr. Wiedeburg, S.-R. Dr. Poensgen, Dr. Weiss-Reval.

Bad Flinsberg

Im schles. Isergebirge, 524 – 970 m, Bahnstation. Gebirgs-Stahlquellen-Kurort. Natürliche, arsen. radioakt. Kohlensäure- und Moorbäder. Fichtenrindenbäder. Inhalatorium. Angezeigt bei Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Herz- u. Nervenleiden. Gicht. Brunnenversand. Moderne Badeanstalten, grosses Kurhaus. Illustrierte Prospekte frei durch die Badeverwaltung.

Friedrichroda Thür. Wald
Beliebtester **Sommer- und Winterkurort Thüringens.**
Kurzeit ganzjährig. Prosp. gegen Porto: Städtische Kurverwaltung.



Sanatorium v. Zimmermann'sche Stiftung, Chemnitz 34

Freie Höhenlage. Vorzügliche Kureinrichtungen. Individuelle Behandlung. Seelische Beeinflussung. Beste diätetische Pflege. Behandlung von Nerven- und allen Organleiden, Korpulenz, Magerkeit, Gicht, Rheuma, Zuckerkrankheit, Frauenleiden, Lähmungen, Ausschlägen usw. Abhärtungs- und Stoffwechselkuren. Ausführl. Prospekt. Tel. 2150. Chefarzt: **Dr. Loebell.**

Geh. San.-Rat Dr. Köhler's Sanatorium
Alle Kurmittel auch die des Bades (spez. Moorbäder), Zander-Institut, Röntgen-Tiefen-Therapie.



Bad Elster

1. Blutarmut, Herz-, Magen-, Nervenleiden, Verstopfg., Fettsucht.
2. Frauenleiden.
3. Rheumatismus, Ischias, Lähmungen, Gelenkleiden.

Kurgemäße Diät. Höchster Komfort.

Bad Homburg

(im unbesetzten Gebiet)

Altberühmtes Heilbad, 25 Minuten von Frankfurt a. M., am Fuße des Taunus gelegen. Ausgedehnte Parkanlagen inmitten herrlicher Wälder, **Trink- und Badekur** (Magen, Darm, Herz), **Sport**, unbeschränkte Aufenthaltsdauer.

Hotel Victoria

und seine Villen.

Familienhotel ersten Ranges, umgeben von eigenen, schönen Gärten, mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattet. Privatbäder, abgeschlossene Appartements. **Reichliche Verpflegung.**

Auskünfte:
Direktion Hotel Victoria, G. m. b. H., Bad Homburg.

Bad Homburg
SANATORIUM DR. BAUMSTARK
Kuranstalt für innere, spez. Magen-, Darm- und Herzkrankheiten
Natürliche Kohlensaure Bäder im Hause.
Das ganze Jahr geöffnet.

Sol- und Moorbad **Bernburg** in Anhalt

bewährt bei *Rheumatismus, Blutarmut, Skrophulose, Nerven- und Frauenkrankheiten usw.*
Stärkste Sole Deutschlands
Herrliche Waldumgebung am schönen Saaletal
Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekt 23 durch die Kurverwaltung

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Allgemeine Notizen.

Für die internationale Büchermesse in Florenz macht sich in der deutschen Verlegerwelt ein reges Interesse bemerkbar. Die bedeutendsten deutschen Verleger haben sich bereits bei der deutschen Ausstellungsleitung der Deutschen Gesellschaft für Auslandsbuchhandel in Leipzig angemeldet. Von deutschen Persönlichkeiten sind Geheimrat Dr. Vollmann, Professor Dr. Kippenberg, Hofrat A. Meiner, sämtlich in Leipzig, von den internationalen Veranstaltern eingeladen worden, dem Ehrenkomitee beizutreten. Nach den letzten dem Wochenblatt für deutschen Buchhandel vorliegenden Meldungen aus Florenz haben sich ferner zur Beteiligung angemeldet: Frankreich, Holland, Spanien, Österreich, Ungarn, Tschechoslowakei, Polen, Rußland, Rumänien, Vereinigte Staaten, Brasilien, Belgien, Schweden und Norwegen. In der Sonderausstellung im Deutschen Saal wird eine vollständige Sammlung der seit 1914 erschienenen Drucke der deutschen Privatpresse gezeigt werden. Die dekorative Gestaltung des gesamten Raumes liegt in den Händen des Architekten Raymund Brachmann-Leipzig. Den Mittelpunkt der deutschen Ausstellung wird ein Tempel bilden, der unter dem Titel „Hundert Typen deutscher Bücher der Gegenwart" eine Sonderausstellung der wesentlichsten Sammlungen und Reihenwerke zeigen wird. Über die Aufnahme in den Typen-Tempel entscheidet eine vom deutschen Arbeitsausschuß eingesetzte Jury.

Von den Bayreuther Festspielen. Siegfried Wagner wird, wie wir hören, alles aufbieten, das Bayreuther Festspielhaus wieder im alten Glanze aufleben zu lassen. Er hofft, dieses Ziel im Jahre 1923 erreichen zu können. Er begibt sich diesen Sommer nach Amerika, um dort die Mittel für die Festspiele zu mehren.

Die Gründung einer ungarischen Goethe-Gesellschaft wurde im Anschluß an das Goethe-Museum in Budapest beschlossen. Die Gesellschaft hat die Aufgabe, in Ungarn den Goethe-Kultus sowie die deutsche Literatur zu pflegen.

Einen Wohltätigkeitsbasar in Tokio für deutsche und österreichische Kinder haben die deutschen und österreichischen Frauen Tokios und Jokohamas vor kurzem in den Räumen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens veranstaltet. Weitaus die größte Zahl der Besucher und Käufer stellte die japanische Bevölkerung. Anwesend waren unter anderm auch drei Prin-

zessinnen des japanischen Kaiserhauses, während die Beteiligung des diplomatischen Korps recht dürftig war. Der Reinertrag wies die stattliche Höhe von 20000 Jen auf, wovon 3000 Jen dem österreichischen Konsul überwiesen, der Rest unter die Abteilungen für Kinderhilfe der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen, der Nothilfe des deutschen Offiziersbundes und des Kaiserin-Augusta-Viktoria-Hauses verteilt wurde.

Baden-Baden wird auch in dieser Saison in künstlerischer, gesellschaftlicher und sportlicher Beziehung Außerordentliches bieten. Hervorragende Dirigenten, wie Busch, Lohse und Stransky, werden Opern und Konzerte leiten, berühmte Künstler, wie Friedberg, Flesch und Becker, werden bei dem Brahmsfest mitwirken, man wird Elly Ney, Ludwig Heß, das Rosé-Quartett und viele andere zu hören und hervorragende Tänzerinnen zu sehen bekommen. Die Reihe der sportlichen Veranstaltungen wird eingeleitet durch das Frühjahrstanzturnier in den herrlichen Prunksälen des Kurhauses, dann folgen das Golfwettspiel, Hockey-Turnier, die Reit- und Springkonkurrenz, das Automobilturnier. Den Höhepunkt bilden die berühmten großen Pferderennen auf der Iffezheimer Bahn, woran sich noch verschiedene Herbstturniere anschließen. Außer seinen heilkräftigen Thermen aber bietet Baden-Baden durch seine herrlichen Wälder und Berge einen wahren Jungbrunnen, der auch in diesem Jahre schon Tausende von Fremden angezogen hat.

Friedrichroda hat ganzjährige Kurzeit eingerichtet. Die offizielle Sommersaison hat mit dem 1. Mai begonnen. Gute Hotels, Sanatorien und Pensionshäuser sind reichlich vorhanden. Speziell bei Heilung [illegible] armen usw. werden gute Erfolge erz[illegible] kostenlos erhältlichen Prospekt der [illegible] waltung, Friedrichroda i. Th.

Bad Liebenstein (Thüringer Wa[illegible] verwaltung hat sich zahlreiche, tiefgrei[illegible] in den Einrichtungen des Bades a[illegible] Insbesondere wurde die große Bä[illegible] neuesten technischen Verbesserungen [illegible] ausgebaut. Die Unterkunftsverhältni[illegible] dadurch günstiger gestaltet, daß man [illegible] den großen Hotels die Zahl der [illegible] Zur Unterhaltung der Kurgäste wu[illegible] rand gelegene prächtige „Villa Feodo[illegible] Café umgewandelt, das besonders [illegible]

tagen ein **behaglicher**, der Erholung und Erfrischung dienender Aufenthalt zu werden verspricht. Musikalische, literarische und andere Veranstaltungen künstlerischer Art sorgen im Verein mit den täglichen Konzerten der Kurkapelle und den Aufführungen in dem stimmungsvollen Kurtheater für angenehmste Zerstreuung. Die Pensionspreise sind mäßig.

Bad-Nauheim hat die Sommerkurzeit am 1. April eröffnet. Die Nauheimer Kuren erfreuen sich aufsteigender Beliebtheit. Die Zeit des Wiedererwachens, des Keimens und Blühens in der Natur übt auf den Gemütszustand des Menschen eine wohltuende Wirkung aus und ist beim Gebrauch einer Bade- oder Brunnenkur ein nicht zu unterschätzender Bundesgenosse. Gerade Bad-Nauheim, das von reichen Obstgärten und Parkanlagen umrahmt ist, bildet jetzt einen entzückenden Anblick. Der Besuch des Bades nimmt täglich zu. Vorzügliche Konzerte finden regelmäßig statt, ferner wird den Kurgästen eine Reihe von sonstigen angenehmen Veranstaltungen geboten.

Schnelleres Handeln erfordert die jetzige Zeit mehr denn je in allen Dingen, so auch in der Ausübung des Schreibens. Nicht nur die Geschäftswelt und die Behörden haben Feder und Tinte längst in den Hintergrund gestellt, sondern auch der Privatmann, der Gelehrte, der Handwerker ziehen aus Gründen der Ersparnis an Zeit und Geld vor, sich der Schreibmaschine zu bedienen. Aus dieser Erkenntnis heraus hat die deutsche Firma Aktiengesellschaft vorm. Seidel & Naumann, Dresden die Aufgabe erfüllt, Schreibmaschinen in technisch vollendeter Konstruktion herzustellen und in den Handel zu bringen. Es sind dies die seit einer Reihe von Jahren in Industrie und Handel sowie bei Behörden äußerst beliebt gewordenen „Ideal"-Bureau-Schreibmaschinen, die mit allen Neuerungen der Technik versehen, vielseitigste Verwendungsmöglichkeit gestatten. Für den Privatgebrauch, für kleinere Bureaus, Detailgeschäfte und auf Reisen, in einem handlichen Koffer leicht mitführbar, entspricht die „Erika"-Schreibmaschine als ein kleineres Modell, aber trotzdem in vollkommener Konstruktion, den gestellten Anforderungen. Zur Ausführung von Rechenarbeiten (Additionen, Multiplikationen) fertigt die Firma eine sinnreich konstruierte, handliche Rechenmaschine „S & N" an, die, in der Hand gehalten oder auf das Pult gelegt, bei einfacher Handhabung schnelles und sicheres Rechnen gewährleistet. Zu den Erzeugnissen der Aktiengesellschaft vorm. Seidel

& Naumann, Dresden gehören ferner noch die seit Jahrzehnten beliebten und über die ganze Erde verbreiteten Naumann-Nähmaschinen und Naumann-Germania-Fahrräder, ebenfalls technische Vollkommenheit und gewissenhafteste Präzisionsarbeit aufweisend. Die Naumann-Nähmaschinen, vor- und rückwärtsnähend, eignen sich für alle Näharbeiten im Haushalt sowie zum Sticken und Stopfen, aber auch für gewerbliche Zwecke aller Art und werden in praktischen, vornehmen Möbelausstattungen geliefert. Schlagende Beweise von hervorragender Stabilität und Leistungsfähigkeit, leichtem Gang und größter Fahrgeschwindigkeit geben die Naumann-Germania-Fahrräder, in Ausführung und Bau mustergültig und mit allen Neuerungen der Technik versehen, als Fahrräder für Sport und Beruf, und zwar selbst in schwierigstem Gelände. Die Firma Aktiengesellschaft vorm. Seidel & Naumann, Dresden, gegründet 1868, zählt zu den ältesten Fabriken der Feinmechanik; ihre Fabrikanlagen nehmen gewaltigen Flächenraum ein und über 3000 bestgeschulte Arbeiter und Beamte sind jahrein, jahraus beschäftigt, bedeutende Mengen erstklassiger Naumann-Fabrikate dem Weltmarkte zuzuführen.

Der schöne Ringtisch, schreibt Generalfeldmarschall v. Hindenburg, hat meinen vollen Beifall gefunden. Er bewährt sich außerordentlich, ziert mein Zimmer und ist meine tägliche Freude. — General der Infanterie v. Ludendorff schreibt: Die sinnreiche Anlage und treffliche Art der Ausführung hat mich sehr erfreut. Ich sage Ihnen und Ihren Arbeitern nochmals meinen besten Dank für die schöne Arbeit.

Wie man Sekt trinken soll, wie überhaupt Sekt aufzubewahren, zu behandeln und richtig zu genießen ist, ist in reizenden leichten Plaudereien in einem Werk besprochen, das die Sektkellerei Kupferberg in Mainz unter dem Titel „Das neue Kupferberg-Gold-Buch, Blätter von Frohsinn, Liebe und Sekt" soeben veröffentlicht hat. Das 50 Seiten starke, zweifarbig auf feinstem Kunstdruck-Papier ausgeführte Buch enthält neben einer Erzählung von F. W. Koebner zweiunddreißig Künstler-Zeichnungen des beliebten Berliner Malers A. M. Ca[illegible] und zahlreiche Lichtbilder, die den Werdegang des „flüssigen Goldes" von der Traube bis zur Tafel erläutern. Die Sektkellerei Kupferberg in Mainz sendet den Lesern unseres Blattes das Buch gern kostenlos gegen Einsendung von 4 Mk. für Porto und Verpackung.

Unsere „Illustrirte Zeitung", von J. J. Weber in Leipzig, hat im vaterländischen Interesse Anspruch darauf, nicht bloß gelesen, sondern vor allen Dingen gegen die vierteljährliche Bezugsgebühr von 75 ℳ (Ausland 120 ℳ) auch ständig gehalten zu werden. Jeder gebildete Deutsche im In- und Ausland sollte dies tun.





Fußbetrieb – Elektrisch
Beides vereinigt
Unverbindl. Vorführung

VIRTUOLA

Römhildt A.-G., Berlin W. 66, Leipzigerstr. 119-120
Potsdamer Str. 126.
ERFURT, Neuwerkstr. 7 ◇ WEIMAR ◇ HAMBURG, Mönkebergstr. 9.

Pelz-Haus
ABUCO
Zahlungserleichterung
Berlin SW. 19,
Leipziger Strasse **58**
Nach auswärts Auswahlsendung

Webers Illustrierte Handbücher.
Verzeichnis kostenlos.
Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.



Kartenregister.

DAS NEUESTE AUS ALLER WELT

bringen in vorzüglicher **Tiefdruck**ausführung die „**Aktuellen Bilder**" des Verlags
J. J. WEBER (Illustrirte Zeitung), **LEIPZIG**

Für **Ladengeschäfte** eine wirksame und unentbehrliche **Schaufensterreklame.**

Man verlange Probebilder und Bezugsbedingungen.

LANGNESE
KEKS

BEWÄHRT
und
BEGEHRT



A. H. LANGNESE Ww. & CO. m. b. H.
HAMBURG 20

Witwenrente
Gothaer
Lebensversicherungsbank
auf Gegenseitigkeit. Begründ. 1827
Abgeschlossene Versicherungen:
drei ein halb
Milliarden Mark.
Alle Überschüsse gehören den Versicherten.
Invaliditätsversicherung
Altersversicherung

Tetra
hygien. Windeln etc.
In allen besseren einschlägigen Geschäften erhältlich.
Fabrik nur en gros. **Tetra A.G.** CHEMNITZ Telephon 1609

Soeben erschien:

Die Leiden des jungen Wert[illegible]

Herausgegeben von Max Hecker. — Mit 71 Abbildungen nach zeitgenössischen [illegible]lagen und einer Einführung in Werther und seine Zeit von Fritz Adolf [illegible]

Preis in Ganzleinen gebunden 90.— Mk. — Der Text ist auf holzfreies Papier, der [illegible] ausgezeichnetes Kunstdruckpapier gedruckt.

Mit magischer Kraft zieht auch heute noch, da die Menschen um vieles sachlicher geworden sind, Werther die Herzen an. Die [illegible] des Romans, die wir zur Feier der 150. Wiederkehr des Tages, an dem Goethe Wetzlar betrat, veranstalten, zeichnet sich von allen [illegible] be-durch aus, daß in ihr sowohl die Dichtung, als auch ihre ungeheure Wirkung in Wiedergaben nach den vorzüglichsten, darunter [illegible] zeitgenössischen Bildern deutscher, französischer und englischer Künstler veranschaulicht wird. Den Text hat Max Hecker als der [illegible] auf das sorgfältigste überwacht. Die Einleitung erörtert die historischen Voraussetzungen des Romans und schildert dann auf Grund [illegible] Beschäftigung des Verfassers mit dem Stoff eingehend die umfassenden literarischen Nachwirkungen.

Früher erschienen:

Faust

Erster und zweiter Teil

Herausgegeben v. Prof. Dr. Max Hecker. Mit Bildern nach 7 Handzeichnungen von Goethe und zahlr. Illustrationen zeitgenössischer deutscher Künstler Hersgeg. u. eingeleitet v. Franz Neubert
Preis in Ganzleinen 55.— Mk.

„Es ist eine außergewöhnlich beachtenswerte Publikation, mit der uns der Verlag von J. J. Weber hier beschenkt. Dem von Max Hecker mit gewohnter Meisterschaft herausgegebenem Text gliedern sich mehr als hundert Abbildungen von künstlerischen Zeitgenossen Goethes an, denen sich noch sieben Zeichnungen zum Faust zugesellen, die von des Dichters eigner Hand stammen, und deren einige bisher überhaupt noch nicht bekannt waren. Die sorgfältige Einleitung zum Bildteil behandelt kurz, aber feinsinnig Goethes Verhältnis zu den zeitgenössischen Faustillustratoren".
Deutsche Literaturzeitung.

„Franz Neubert gibt zu dem vorzüglichen Bildgute einen interessanten kunstgeschichtlichen Vortext".
Neues Land.

„So freuen wir uns der fleißigen Sammlerarbeit von Franz Neubert, der uns schon in einem trefflichen Abbildungswerke des gleichen Verlages, Goethe und seinen Kreis vor Augen geführt hat und der nun nach einer kurzen geschichtlich-kritischen Einführung die ältesten deutschen Bilder zu Goethes Faust vor uns aufmarschieren läßt ... Der Text der Dichtung zeichnet sich von dem herkömmlichen dadurch aus, daß der Herausgeber durch kleine Abänderungen in der Zeichensetzung und in der Schreibung der fremden Wörter dem Verständnis vorzuarbeiten versucht hat".
Rob. Petsch im Hamb. Corresp.

Das Märchen

Mit 10 farbigen Bildern nach Gemälden von Hermann Hendrich
Textlich nachgeprüft und durch ein Nachwort erläutert von Prof. Dr. Max Hecker
Preis gebunden 46.— Mk.

„In ausgezeichneter Weise erläutert Prof. Dr. Max Hecker das schwer zu erfassende Werk, und Hermann Hendrich läßt in zehn großen Bildern die magische gleißende Glutkraft der dichterischen Schau sichtbar erstehen. Die Blattgröße und der batikartige Einband dazu verleihen dem Buche einen Zug luxusartiger Ausstattung, der sich mit dem verschwenderischen Schalten und Walten der Goetheschen Erfindung recht gut verträgt".
Neues Land.

„Die Hendrichschen Bilder, sehr glücklich reproduziert, sind dem Werkchen ein prächtigbunter Schmuck. Den Text hat Prof. Dr. Max Hecker überprüft, dessen kluges Nachwort dem mit Goethes Werk weniger Vertrauten das Verständnis dieser tiefsinnigen politischen Dichtung Goethes erschließt".
Leipz. Neueste Nachr.

„Prof. Dr. Max Hecker hat das erklärende Geleitwort geschrieben, das alle Schwierigkeiten wegräumt".
Almanach der Tägl. Rundschau 1921.

Reineke Fuchs

Mit Illustrationen nach den 57 Radierungen von Allart van Everdingen
Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Johannes Hofmann
Preis in Ganzleinen 46.— Mk.

„Eine entzückende Ausgabe des „Reineke Fuchs".
Hamb. Corresp.

„Die Ausgabe ist vorzüglich [illegible] und wird jeden Bücherfreund dauernd erfreuen".
Mannheimer Tageblatt.

„Mit Recht weist der Leipziger [illegible] Dr. Johannes Hofmann, dem [illegible] die hier zur Besprechung stehende Ausgabe mit den [illegible] hochbedeutenden Illustrationen zu danken ist, in seiner geistvollen literarischen Einführung auf die [illegible] der rastlos schaffenden Volksseele und auf deren Mitarbeit hin. Diese Einleitung [illegible] hohen ästhetischen Genuß". Neue Leipz. Zeitung.

„Wie sich Goethe zeitlebens an [illegible] hat, können wir nun auch [illegible] Aber abgesehen von diesem [illegible] Buches hat der Herausgeber [illegible] noch anderes geboten. [illegible] und Entwicklung der [illegible] von ihren ersten [illegible] uns einen Einblick in die [illegible] diesem ein Trost wurde [illegible] Treiben der [illegible]

Von dem Ende 1919 erschienenen Werke von Franz Neubert „Goethe und sein Kreis. Erläutert und dargestellt in 651 [illegible] führung in das Verständnis von Goethes Persönlichkeit" ist die erste Auflage (1—15. Tausend) vergriffen. Die zweite [illegible] bereitung und soll im Juli dieses Jahres erscheinen.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, Lei[illegible]
Reudnitzer Straße 1—7


Continental
Cord Reifen
ist ausgesprochen schnell
federt vorzüglich,
spart Betriebsstoff.
CONTINENTAL CORD


KLOSS u. FOERSTER
FREYBURG A/U.
CABINET u. ROTKÄPPCHEN
* SEKTE *
PREISWERT, GUT BEKÖMMLICH
DEUTSCHES ERZEUGNIS *

Illustrirte Zeitung



Die Deutsche Pelzmodenschau 1922: Vorführung der neuesten Pelzmoden im Rahmen des Tierspiels „Teufelsspuk“ von Walter Querll unter künstlerischer Leitung von Erich Gruner in der Alberthalle zu Leipzig (24. und 25. April). Nach einer Zeichnung von Rudolf Lipus.



Lloyd George (links) im eifrigen Gespräch mit Barthou, dem Führer der französischen Delegation.



Gartenanlage im Palazzo Reale, in dem die Kommissionssitzungen der Konferenz abgehalten werden.



Das Eden-Hotel in Genua, in dem der Hauptteil der deutschen Delegation Wohnung genommen hat, während der Rest, vornehmlich der Stab des Sekretariats, in dem nur wenige Minuten entfernten Hotel Bavaria untergebracht ist.



Der Deutsche Reichskanzler Dr. Wirth im Gespräch mit den drei führenden Sowjet-Vertretern Krassin, Tschitscherin und Joffe (von links nach rechts)



Der schwedische Ministerpräsident Branting, einer der Führer der „Neutralen" auf der Konferenz.



Der österreichische Bundeskanzler Dr. Johann Schober (im Vordergrunde links) mit den Mitgliedern der deutschösterreichischen Delegation.



Der deutsche Minister des Äußern Dr. Walther Rathenau (links) auf einem Spaziergang mit dem bekannten schwedischen Finanzfachmann Prof. Dr. Cassel.



Der englische Wirtschaftspolitiker J. M. Keynes, ein eifriger Vorkämpfer für die Revision des Vertrags von Versailles.

Von der Konferenz in Genua.

Vom Werte. / Von Professor Friedrich Thiele.

Werten oder schätzen lassen sich nur Güter, und die Menschen werten oder schätzen sie verschieden, je nachdem sie Bedarf daran haben. Natürlich müssen die Güter verfügbar sein, müssen sich zum wenigsten beschaffen lassen, sonst sind sie wertlos. Der Wert haftet mithin den Dingen nicht selbst an, sondern liegt im Menschen begründet, der ihrer bedarf, um sie zu seinem Nutzen zu verwenden. Dabei ist es selbstverständlich, daß dieser Gebrauchswert bei geringem Vorrat steigt, bei größer werdendem fällt. Die Grenze dieses Nutzens, kurz Grenznutzen genannt, liegt immer in dem geringsten Vorteil, den der Besitz einer bestimmten Menge dem Menschen noch gewähren kann. Je mehr Güter der gleichen Art der Mensch besitzt, desto geringer schätzt er ihren Wert, z. B. Geld. Hat er viel davon, oder kann er es sich leicht verschaffen, so gibt er es leicht aus. Umgekehrt wird er es zu Rate halten, insbesondere wenn ihm die Beschaffung Mühe und Arbeit verursacht. Das ist eine alltägliche Erscheinung.

Aber der Nutzen macht den Wert des Gutes noch nicht aus. Er spielt bei der Bewertung keine ausschlaggebende Rolle und ist vor allem für den Wert kein Maßstab. Vor dem Kriege war der Wert des Brotes trotz seines hohen Nutzens gering, weil wir große Getreidevorräte hatten. Heute steigt der Wert des Brotes beständig, weil die Getreideproduktion im Lande nicht hoch genug ist, um die Bevölkerung auskömmlich zu versorgen, und nicht durch eine ausgleichende Einfuhr ergänzt werden kann. Die Wertschätzung der Güter hängt mehr vom Vorrat ab als vom Nutzen. Darin findet die heutige Teuerung ihren Hauptgrund. Ist es erst möglich, den Vorrat an Gütern durch stärkere Produktion im Lande und durch freien Austausch zwischen den einzelnen Ländern zu vermehren, so wird die Teuerung nachlassen und schließlich beseitigt sein.

Soweit der Nutzen für die Bewertung in Frage kommt, hängt der Wert eines Gutes immer nur von dem persönlichen Empfinden des Einzelnen ab. Infolge dieser subjektiven Natur des Wertes weichen auch die Wertschätzungen ein und desselben Gutes bei den einzelnen Menschen oft weit voneinander ab und werden durch Herkommen und Sitte, Erziehung und Bildung, Umgebung und Anschauung beeinflußt.

Der Mensch wird sich ein Gut zu beschaffen suchen und gegebenenfalls ein anderes dafür hingeben, wenn er Verwendung dafür hat und es sich für seinen Zweck der Bedarfsdeckung eignet, ihm dazu tauglich erscheint. Dann schätzt er es und wird es einzutauschen suchen. Die Höhe des so bestimmten Tauschwertes beruht auf der größeren oder geringeren Fähigkeit, gewünschte andere Güter dafür einzutauschen. Insofern ist die Brauchbarkeit die Vorbedingung für die Wertschätzung. Dinge, die nicht verwendbar sind, sind wertlos. Aber auch hierfür ist das subjektive Empfinden des Einzelnen maßgebend, der das Gut für brauchbar hält. Ist er von seinen brauchbaren Eigenschaften überzeugt, und glaubt er, eine Verwendung dafür zu haben, so wird er den Erwerb desselben anstreben und keine Mühe und Anstrengung scheuen, um es sich zu verschaffen. Größere Tauglichkeit hebt den Wert eines Gutes, während geringere ihn herabdrückt bzw. fehlende das Gut wertlos macht. Andererseits kann ein Gut, das lange Zeit als wertlos galt, plötzlich einen Wert bekommen, wenn eine Erfindung oder Entdeckung des menschlichen Geistes es in den Bereich der Verwendbarkeit rückt, z. B. Steinnüsse, die anfangs nur als Schiffsbalast dienten und später in der Knopfindustrie Verwendung fanden, oder Abraumsalze, die jahrzehntelang auf die Halde geschüttet, später aber als vorzügliches Düngemittel erkannt wurden.

So ist der Mensch selbst das Maß aller Dinge und verschafft sich mit seiner Arbeit die Mittel zu ihrem Erwerb. Heute möchte die Welt die geleistete Arbeit als Maßstab für den Wert gelten lassen, und es klingt sehr schön und poetisch, wenn gesagt wird, sie sei die einzige Ware, die der Arbeiter anzubieten habe, sonst habe er nichts, was er verkaufen könne. Deshalb müsse er danach hinsehen, daß er diese Ware so teuer wie möglich verkaufe. Diese Theorie ist ein Irrtum. Arbeit ist nie eine Ware, da sie weder gemessen noch gezählt noch gewogen werden kann. Sie verschafft lediglich die Mittel zum Gütererwerb. Ebensowenig ist eine Erfindung ein Gut, das gewertet werden kann. Wer eine Erfindung verkauft, erhält lediglich einen Anteil aus der zukünftigen Ausbeute seiner Erfindung, niemals kann aber die Erfindung selbst richtig gewertet werden, da sich ihre Ausbeute anfangs gar nicht überblicken läßt. Die Arbeit des Erfindens verschafft auch hier nur Mittel zum Gütererwerb. Wer nicht arbeitet, bekommt diese Mittel nicht und kommt im Grunde genommen auch gar nicht in die Verlegenheit, die Dinge zu bewerten. Was gilt der Wert eines Autos demjenigen, der keins bezahlen kann!

Arbeit und Wert der Dinge müssen in richtigem Verhältnis zueinander stehen. Jedes Mißverhältnis zwischen ihnen führt zu wirtschaftlichen Krisen, wofür die Welt heute das klassische Beispiel gibt. Sie zeigt uns, daß kein Ding, sogar Gold, ein Maßstab für die Güter ist. Diese entwerten bei großem Vorrat und stockendem Absatz selbst dort, wo Gold im Überfluß vorhanden ist. Die goldreichen Länder haben große Vorräte an Lebensmitteln und Rohstoffen, so daß die Amerikaner sie vielfach vernichten, um sie im Werte zu halten. Alle ihre Goldvorräte nützen ihnen nichts. Sie können damit keine Höherbewertung ihrer Güter herbeiführen. Das kann nur durch Arbeit geschehen, und die haben sie nicht. Die goldarmen Länder sind knapp mit Rohstoffen und Lebensmitteln versorgt, die deswegen bei ihnen hoch im Werte stehen. Aber alle Arbeit, die sie leisten, wird den Wert der Dinge nicht herunterdrücken, solange kein Ausgleich zwischen Gütervorrat und Arbeit stattgefunden hat. Die Folgen dieses Mißverhältnisses äußern sich in allen Ländern gleich. Die Staatskassen leeren sich, die schwebenden Schulden steigen fortgesetzt, die Einnahmen werden geringer und die Ausgaben größer, mit dem Unterschiede, daß die goldreichen Länder Unsummen zur Linderung der durch die Arbeitslosigkeit hervorgerufenen sozialen Not aufbringen müssen und die goldarmen Länder Unsummen zur Zahlung von Löhnen und Gehältern, die durch die immer teurer werdende Lebenshaltung ständig in die Höhe gehen. Es ist Aufgabe der Politiker aller Länder, die Dinge wieder in Fluß zu bringen und das Mißverhältnis zwischen Arbeit und Wert der Güter in der Welt zu beseitigen.

Je mehr der Mensch arbeitet, desto mehr Mittel erwirbt er sich zur Güterbeschaffung, die er schließlich, sofern er sie nicht gleich ihrem Zweck zuführt, zu einem Vermögen ansammelt. Je größer nun sein Vermögen ist, desto geringer wird er die Güter einschätzen, und je geringer sein Vermögen ist, desto höher wird er ihren Wert bemessen und von ihrem Erwerb Abstand nehmen müssen. Erstrebt der Mensch das Eigentum an einem Gute, weil er es brauchen kann oder haben will, so muß er die Mittel in Betracht ziehen, die er zur Beschaffung aufwenden kann. Zu seinem Kräftespiel kommt das Gegenspiel derjenigen Menschen, die Überfluß an dem gewünschten Gute haben und es deshalb zum Verkauf stellen. Von diesem Augenblicke an ist ein Maßstab für die Güter nötig, der von der persönlichen Wertschätzung des betreffenden Gutes scheinbar unabhängig ist, dessen Höhe vielmehr von den Kosten der Roh- und Hilfsstoffe und dem Lohn, der bis zur Bereitstellung des Gutes für den Verkauf erforderlich war, abhängig zu sein scheint. Das ist der Kostenwert, der Wert schlechthin, der absolute Wert, der durch den Wert der Roh- und Hilfsstoffe und die Höhe der Löhne bestimmt wird. Dafür kann indes das Gut nicht hingegeben werden, sondern es soll einen Gewinn bringen. Dieser wird dem Verkaufenden auf dem offenen Markt zugebilligt, wo Angebot und Nachfrage sich treffen und den Handels- oder Tauschwert festsetzen. Jedoch kann es auch geschehen, daß hier der Tauschwert den Kostenwert nicht erreicht, weil das Angebot die Nachfrage überwiegt. In diesem Falle könnte das Gut nur mit Verlust abgesetzt werden.

Die Sehnsucht nach dem Dichter. / Novelle von Georg Hirschfeld.

Vinzenz Bullinger hatte mit seiner Familie alle Fährnisse der Zeit überstanden. Das lag an seinem praktischen Kopf und seiner schlichten Menschenkenntnis. Er verpflichtete sich nie durch allzu selbständige Ansichten, er hielt sich auf der goldenen Mitte und erlauschte stets den endlichen Vorteil. So gehörte er allen und keinem. Man konnte ihn immer in Anspruch nehmen und besaß ihn doch nur so lange, bis das Fähnlein sich im Winde drehte.

Nur sein Buttergeschäft hatte Bestand — er selbst war eine schillernde Begleiterscheinung. Dafür ging es um so fester in seinem Hause her. Hier waltete Frau Kordula, die Gattin des gewandten Mannes. Sie war ein starkes, tüchtiges Weib, das zu wenig Kinder gehabt und sich daher in Arbeit austoben mußte. In einem Münchner Vorort besaß man ein nettes Haus und einen fruchtbaren Garten. Hier kochte, scheuerte und pflanzte Frau Kordula den ganzen Tag, und die Haustiere hatte sie auch zu versorgen. Dabei wurde sie immer heißblütiger und korpulenter, und ihre Kräfte wuchsen, je mehr sie sich anstrengte. Sie bildete einen wunderlichen Gegensatz zu den Ihrigen. Der Gatte brachte es durch drei Telephongespräche zu einer Tageseinnahme von tausend Mark, und Edith, die Tochter, wurde von der tüchtigen Mutter durchaus nicht für die Wirtschaft erzogen, sondern träumte und sehnte sich.

Wonach? — Nun, Edith hatte in der Tat eine wichtige Ursache, sich zu sehnen. Was das Schlaraffenleben auf dem Sofa, den Roman in der Hand, die Konfektschachtel auf dem Tische, in ihrer Seele leer ließ, füllte die Nachbarschaft aus. Diese Nachbarschaft ihrer Eltern bestand nämlich aus einem Dichter, einem wirklichen und sehr bekannten Dichter, der sich in dem stillen Vorort niedergelassen hatte und seltsamerweise neben den Butterhändler geraten war. Herr Borromäus und seine Frau waren zurückgezogene, kinderlose Leute, die nur ihrer geistigen Arbeit lebten. Gute Nachbarschaft bestand von vornherein, so verschieden man auch war. Vinzenz Bullinger hatte allerdings nicht die leiseste Vorstellung von der Tätigkeit eines Dichters. Für ihn bestand dieses Gebiet aus dem Schulbegriff von Goethe und Schiller sowie aus einem Hochzeitsgeschenk im Glasschränkchen, einer Reihe schön gebundener Bücher, die er nie gelesen hatte. Nun war er bereits achtzehn Jahre verheiratet. Zum Lesen kam er nicht mehr, aber er freute sich oft an den vornehmen Einbänden.

Etwas anders stand es um seine Gattin. Frau Kordula las zwar auch nur die „Neuesten Nachrichten“, aber sie ging oft mit Edith ins Theater und mit Vorliebe zu Stücken, von denen man „etwas hatte“. Sie ließ sich ebensogern rühren, wie sie knisternd Schokolade aus ihrem Pompadour holte und Edith, die in hohen Gefilden schwebte, zusteckte. So begriff sie es mehr als ihr Mann, daß Edith nach dem ersten Monat der Nachbarschaft mit übergroßen Augen rief: „Aber wißt ihr denn eigentlich, wer neben uns wohnt? Habt ihr eine Ahnung, wer uns gestern persönlich besucht hat?“

Vinzenz Bullinger zuckte die Achseln und nahm sich einen Rollmops: „Wenn du Herrn und Frau Borromäus meinst, dann weiß ich das allerdings, mein Kind. Was sollen die Fisimatenten?“

„Sehr nette Leute“, meinte Frau Kordula, Kartoffeln schälend. „Und so was Freundliches haben sie immer und gar nicht stolz, und dabei ist er doch Doktor.“

„Das sind jetzt viele Leute, Kordelchen. Es kommt auf die Däuser an.“

Edith wurde blaß und rot, die Flügel ihrer länglichen Nase bebten. „Aber Papa!“ rief sie mit sonorer Stimme. „Herr Borromäus gehört zu unseren ersten Schriftstellern! Er ist ein richtiger Dichter, der noch lebt!“

„Das gibt es ja gar nicht. Dichter sind immer tot und stehen elegant gebunden im Glasschränkchen.“

Ganz so meinte Herr Bullinger es nicht, aber er neckte seine begeisterte Tochter gern.

Edith ging der Atem aus: „Papa, es ist wirklich unerhört, wenn man sich gar nicht darüber klar ist ... Täglich begegnest du diesem Mann ... Man sieht ihn hier zwischen den gewöhnlichsten Leuten ... Dabei ist er in ganz Deutschland berühmt — sogar im Auslande werden seine Werke gelesen ... »Das Lächeln am Kreuz« ist doch von ihm — und »Die liebe Todsünde« ...“

„Was? Was ist das für'n Zeug?“

„Du bist wirklich schrecklich ungebildet, Papa.“

„Und du bist 'ne Quatschliese.“

Es endete mit Tränen schmerzlicher Empörung. Edith lief aus dem Zimmer, aber Frau Kordula war von der großen Neuigkeit betroffen und schämte sich ihres materialistischen Gatten. Bald ging sie in Ediths Zimmer, tröstete sie und verschwor sich mit ihr gegen den ungebildeten Vater. Der sei im übrigen der beste, fürsorglichste Mann der Welt und liebe nichts so wie sein Töchterchen Edith. Das sah die Empörte ja ein, indem sie schmerzvoll zum Himmel blickte und noch einmal die furchtbare Bezeichnung „Quatschliese“ hinunterschluckte. Aber daß die Mutter für die Nachbarschaft eines Dichters empfänglicher war als der Vater, freute sie sehr. Beide beschlossen, in einer Leihbibliothek nach Herrn Borromäus' Büchern zu fragen und zu lesen, was irgend erreichbar war.

Bald hatte man die wichtigsten Werke im Hause. Herr Borromäus ahnte nicht, wie sein Geist nun bei Vinzenz Bullinger herrschte. Nur in den Raum, den der Butterhändler am meisten liebte und zum gemeinsamen Speisezimmer ernannt hatte, in Frau Kordulas Küche, drang der Geist natürlich nicht. Sonst aber war er, wo Edith war, und auch die gute Mutter zwang sich mit ehrlichem Schweiß dazu, die beiden Bände der „Lieben Todsünde“ durchzulesen. Es war für ihren Kopf ein hartes Stück Arbeit. Schließlich bewunderte sie doch nur, daß ein einzelner Mensch so unendlich viel hatte schreiben können.

Edith aber drang in die Welt des Dichters ein, soweit es ihrem verzärtelten Köpfchen möglich war. Der Borromäusrausch wäre aber wohl nicht so über sie gekommen, wenn sie die Person des Dichters nicht täglich vor sich gehabt hätte. Seine Nachbarschaft war das Entscheidende. Sie bildete ein unerschöpfliches Lockmittel für Ediths lüsterne Jahre. Es war die Schönheit ihres reifenden Mädchentums, der Stolz vor ihren neidischen Freundinnen, das Werk gleichsam an dem Schöpfer nachprüfen zu können. Das tat nämlich Edith unverdrossen, geheim und offenkundig, ohne schließlich die Gefahr, von dem verehrten Manne ertappt zu werden, sonderlich zu fürchten.

Sie lernte von ihrem Beobachterposten am Treppenfenster einen großen Teil seines täglichen Lebens kennen. Im Garten sah sie ihn umhergehen und stille Zwiegespräche mit seinen Blumen führen. Er besuchte sie, wenn sie im Morgentau lagen oder abends geisterhaft in ihren Urfarben leuchteten. Auch in das Heiligtum des Nachbarhauses, Herrn Borromäus' Arbeitszimmer, konnte Edith spähen. Dort sah

sie oft, was sicherlich selten war, einen richtigen Dichter dichten. Der verehrte Mann, der sich gewiß nicht beobachtet glaubte, ging rastlos zwischen seinen Büchern umher und griff an den ergrauenden Kopf und schien seltsame Qualen zu erdulden. Dann setzte er sich wieder an den Schreibtisch, ließ mit fiebernder Hast die Feder über das Papier gleiten, um plötzlich zu stocken und das Gesicht auf die Tischfläche zu werfen. Es sah dann aus, als ob Herr Borromäus weinte.

Wenn Edith dies beobachtete, wurde sie unwillkürlich rot — eine seltsame Scham überfiel sie. Ihre Füße bewegten sich instinktiv, als wollte sie davoneilen. Dann aber siegte doch die Neugier, und sie blieb.

Nicht immer ging das interessante Beobachten so glatt ab. Einmal, als Edith abends in das erleuchtete Speisezimmer der Nachbarn starrte und zusah, wie Herr Borromäus seiner leidenden, im Lehnstuhl ruhenden Gattin vorlas, wurde sie plötzlich von grober Hand gepackt und fortgerissen. Die Empörte sah ihren Vater vor sich. Er war unerwartet heimgekommen. „Gaffst du den Leuten in die Stube? Das gehört sich nicht!“ So rief der Butterhändler in ehrlichem Ärger. Er hätte es wohl auch gerufen, wenn sein Nachbar kein berühmter Dichter gewesen wäre.

Lange verwand Edith diese Zurechtweisung nicht. Erstens kam sie vom Vater, der ja doch keine Ahnung von ihren Gefühlen hatte, zweitens: „Den Leuten in die Stube gaffen!“ Eine abscheuliche, sehr ungerechte und unzutreffende Bezeichnung für ihre erhabenen Traumstunden.

Aber sie wurde vorsichtiger. Ihr Kontakt mit dem Dichter hob sich immer mehr ins Seelische. Ihre Phantasie ersetzte, was sie durch Beobachtung nicht erfahren konnte. Mutter Kordula schüttelte oft den Kopf, wenn sie Edith zu dem Nachbar hinüberträumen sah. Das verstand sie nicht. Ihre Tochter war doch ein siebzehnjähriges Mädel, und Herr Borromäus war ein ergrauter, verheirateter Mann. Natürlich handelte es sich um harmlose Schwärmerei, aber gesund konnte das unmöglich sein.

„Glaubst du, daß seine Ehe glücklich ist, Mutter?“ fragte Edith eines Tages mit übergroßen Augen, und ihre Nase wurde noch etwas länglicher.

„Ach, das glaub' ich doch“, meinte Mutter Kordula. „Die arme Frau ist ja oft krank, aber er weicht nicht von ihr, der gute Mann — sie sitzen immer beisammen. Es sind wirklich anständige Leut'. Das merk' dir nur. So muß die Ehe halt sein, Edith.“

Edith nickte schwer: „Vielleicht, Mutter. Aber des Dichters G l ü c k? . . .“

Frau Kordula sah sie groß an und knetete ihren Strudelteig weiter. Edith kämpfte lange. Dann war sie entschlossen. Unzweifelhaft war eine herrliche Liebe in ihr. Die wollte sie nicht länger verbergen. Die mußte sie dem verehrten Manne zeigen. Es war gewiß ein großer Trost für ihn. Das Bewußtsein von einer Mädchenseele, die ihm wunschlos gehörte, entschädigte. Es heiligte seinen Verzicht. Aber wie es ermöglichen? Nun, selbstverständlich durch Musik. Wozu hatte Gott ihr denn die Stimme gegeben, die nach allgemeinem Urteil reizend war?

Edith öffnete das Fenster, das zu Herrn Borromäus' Arbeitszimmer hinaus gerichtet war. Sie sang nun täglich alle erreichbaren Lieder, die von Liebe handelten, zu ihm hinüber. Sie begleitete sich selbst gefühlvoll auf dem Klavier.

Herr Borromäus war eine duldsame Natur. Doch am dritten Tage verließ er sein Arbeitszimmer und suchte die Gattin auf: „Anna, ich halte es nicht mehr aus. Bisher waren die Bullingers so angenehme Nachbarn. Nun aber hat sich die Tochter als Sängerin aufgetan und schreit den halben Tag mit ihrer verbildeten Stimme durchs offene Fenster hinaus. Das zerstört mir jede Möglichkeit der Arbeit. Ich schreibe an Frau Bullinger einen Brief und bitte ganz höflich, beim Musizieren das Fenster schließen zu wollen.“ —

Frau Kordula hatte Herrn Borromäus' Brief gelesen und ging damit beklommen zu ihrer Tochter. Sie fand sie neben dem offenen Fenster am Klavier. Edith sang eben: „Meine Liebe ist grün!“ Frau Kordula wartete, bis es zu Ende war, dann erzählte sie, daß ein Brief von dem Dichter gekommen sei. Erglühend griff Edith danach, doch die Mutter meinte: „Du wirst dich, glaub' ich, ärgern. Der Brief ist gar nicht nett. Er möchte, daß du von jetzt an das Fenster beim Singen zuhältst. Er kann sonst nicht dichten.“

Edith erbleichte. Tränen würgten ihr die Kehle, aber sie beherrschte sich: „So? . . . Ja, das hatte ich freilich nicht erwartet. Aber gut, Mutter — schön, Mutter. Wie es Herrn Borromäus beliebt.“

Sie war abgekühlt, denn die Wirklichkeit hatte sie angerührt. Immerhin hütete sie sich vor Verbitterung. Herr Borromäus blieb ja trotz allem ein richtiger Dichter. Sie konnte sich auch weiter seiner Nachbarschaft rühmen. Aber nun sang sie nur noch bei geschlossenem Fenster. Schließlich dachte sie sogar nicht mehr daran, daß man sie drüben hören könnte. Das bekam ihrem Gesang recht gut, und es war das erste Opfer, das sie ihrem Nachbar brachte.

Die Kunst, müßig zu sein.

Von Käthe v. Keiser.

Wie, soll hier der Müßiggang verherrlicht werden, der Müßiggang, der doch aller Laster Anfang ist?“ so wird mancher beim Lesen dieser Überschrift vielleicht entrüstet ausrufen. Nein, nicht dem Müßiggang soll hier das Wort geredet werden, sondern der Kunst, nach getaner Arbeit wahre Muße zu genießen.

In glücklichem Nichtstun dahinzuleben und nur zu genießen, ohne zu arbeiten, wie die ersten Menschen im Paradiese oder wie die Götter Griechenlands, ist uns armen Menschenkindern seit Evas leichtsinnigem Biß in den Apfel leider nicht vergönnt; wir müssen uns vielmehr die Freude an der Muße, am süßen Nichtstun erst durch harte Arbeit verdienen.

Mir scheint nun, daß die Menschheit, besonders die deutsche, die Kunst der Arbeit — wenn wir mal von dieser Revolutionszeit absehen — in überreichem Maße erlernt habe, daß sie aber in der Kunst, mit Anstand müßig zu sein, recht stümperhaft geblieben sei. Seht euch nur unsere Beamten, Kaufleute, Industriellen, Gelehrten und sonstigen Berufsstände an — arbeiten sie nicht von morgens bis abends mit unermüdlicher Ausdauer? Hatten wir es nicht durch unsere Arbeit zu solchem Wohlstand gebracht, daß die ganze Welt uns darum beneidete? Arbeiten also können wir, die Kunst edler Muße aber ist den meisten von uns ein unbekannter Genuß. Kennt doch die große Mehrzahl der Menschen, leider auch der sogenannten Gebildeten, kaum eine bessere Verwendung ihrer arbeitsfreien Zeit, als sich in einen Strudel von Vergnügungen, gesellschaftlichen Verpflichtungen oder sonstigen für unser Innenleben ganz bedeutungslosen, ja vielfach schädlichen Beschäftigungen zu stürzen. Ist das Muße, ist das Erholung? Ermüden wir nicht vielmehr damit Körper und Geist in neuer, nur andersgearteter Anstrengung? Gewiß nehmen viele von uns auch ab und zu ein gutes Buch zur Hand, und der Wert einer solchen Lektüre für unsere geistige und seelische Ausbildung soll hier ebensowenig geleugnet werden wie der eines guten Theaterstückes oder eines Konzertes. Aber völlige Entspannung des Körpers und Geistes nach schwerer Arbeit können uns auch diese edleren Genüsse nicht bringen, um so weniger, mit je größerem Verständnis wir sie in uns aufnehmen; dazu bedürfen wir voller Ruhe, wahrer Muße.

Wie wenig Menschen aber gibt es, die, auf einem bequemen Lehnstuhl sitzend oder in kühlem Waldesschatten ruhend, sich einer edlen Muße restlos hinzugeben vermögen. Die beim Rauschen der Winde, beim Zuge der Wolken, beim leisen Plätschern der Wellen am Strande alles um sich herum vergessen und sich eins fühlen mit der unendlichen Natur. Die in sich selbst hineinzuschauen und in ihrer Seele zu lesen suchen, als in dem wertvollsten und seltsamsten aller Bücher, von unserm Herrgott selbst geschrieben. Und ist nicht die Beschäftigung mit der eigenen Seele, das Nachdenken über das Wesen des eigenen Ichs, über seine Beziehungen zum Weltall und zu der übrigen Menschheit, über seine Entstehung und sein Zukunftslos das Köstlichste, was dem Menschen gegeben ist, was ihm erst recht eigentlich das Bewußtsein seiner Persönlichkeit gibt? Der Persönlichkeit, von der Goethe sagt, daß sie „höchstes Glück der Erdenkinder“ sei?

Wilhelm v. Humboldt sagt einmal: „Wirklich aber ist es wahr, daß Männer sich nicht genug im müßigen Denken gehen lassen.“ Dieses Urteil aus berufenem Munde sollte uns eine Mahnung sein, inmitten der rastlosen, auf äußere Werte gerichteten Arbeit unserer Tage Zeit zu finden für stille Stunden wahrer Muße, in denen wir ausruhen vom Lebenskampf, der uns seelisch zu veröden droht, in denen wir Zwiesprache halten mit dem eigenen Ich und uns besinnen auf das Beste, das Göttliche in uns.

Deutsche Pelzmodenschau 1922.

Der Pelzmodenteufel, der schon seit Wochen in Leipzig auf dem Brühl und an allen Plakatsäulen sein Unwesen trieb, veranstaltete in diesen Tagen einen „Teufelsspuk“ in der Alberthalle. Die Tiere des Waldes, die wieder einmal dem Jäger glücklich entronnen sind, protestierten gegen die gewalttätigen Menschen und klagten ihrem König, dem Löwen, der hinzukommt, ihr Leid und ihre Not. Der mächtige Herrscher muß aber bekennen, daß er gegen die Menschen auch machtlos ist, und er schlägt vor, die Göttin Diana als Helferin in der Not herbeizurufen. Umgeben von zahlreichen Nymphen, erscheint sie. „Nicht den Menschen müßt ihr anklagen,“ ruft sie den versammelten Waldbewohnern zu, „sondern den Modeteufel, der der Urheber eurer Not ist.“ — „Der Mensch macht euch unsterblich durch seine Kunst!“ erwidert der Modeteufel, der sich als Wildkatze unter die Versammlung geschlichen hat und auf die Anklagen hin seine Hülle fallen läßt. Er ruft die Pelzverbrämten durch Zauberspruch herbei — und dann kommen sie, die Wunderwerke der Kürschnerkunst, von schönen Frauen getragen, Bewunderung und Staunen erweckend.

Wahrhaftig, es ist wie ein Teufelsspuk. Prachtvolle Edelpelze in mannigfaltigen Formen und Farben ziehen an den Augen der tausendköpfigen Zuschauermenge vorüber, die von der Fülle des Gebotenen und der Schönheit der verschiedenen Pelzarten entzückt ist. Mit Genugtuung erklärt der Modeteufel den staunenden Tieren, was der Mensch aus ihren zottigen Fellen geschaffen hat.

Der Pelzmantel zeigt in diesem Jahre etwas längere Form und tiefere Taille, auch bei den Pelzjacken ist die verlängerte Taille vorherrschend. Die Vielseitigkeit der Verwendung des Pelzwerkes zeigte sich nicht nur bei Mänteln und Jacken, unter denen sich besonders wahre Meisterwerke von Nutria-, Persianer-, Zobel- und Chinchilla-Mänteln für Straße und Theater befanden, sondern auch in der Verarbeitung bei Capes, Stolas, Müffen, Pelzhüten, Schulterkragen, für welch letztere man neuartige, reizvolle Formen erdacht hat. Großen Wert legt man auf das Futter, das in allen Farbenzusammenstellungen verwendet wird und einen hohen Grad künstlerischen Geschmacks aufweist. Auch in Sportpelzen und ganzen Sportkostümen waren sehr fesche Modelle vertreten.

Hatte man im ersten Teil Gelegenheit, kostbare ausländische Edelpelze zu bewundern, so zeigte der zweite Teil, welch hohen Grad von Vollkommenheit die Veredlungstechnik im Kürschnerhandwerk erreicht hat. Hier ist Leipzig mit bahnbrechend gewesen. Was die Kunst der Rauchwarenzurichter und Rauchwarenfärber aus den Fellen unserer heimischen Pelztiere hervorzaubert, läßt den Stand der hochentwickelten Technik auf diesem Gebiete im hellsten Lichte erkennen. Der Laie ist kaum imstande, die Imitationen aus Kanin-, Schaf-, Ziegen-, Maulwurfs- und anderen Fellen von einem Edelpelz zu unterscheiden. Auch hier sah man aparte Modelle und fein abgestimmte Farbenzusammenstellungen. Eine Anzahl dieser Neuerscheinungen der Pelzmode werden wir unseren Lesern in einer späteren Nummer im Bilde vorführen.

Die ganze Veranstaltung war von dem Maler Erich Gruner, der die künstlerische Gesamtleitung hatte, mit viel Geschick und gutem Geschmack geleitet. Um das von Walter Querll verfaßte szenische Spiel hatten sich Lina Carstens, Margarete Anton, Käte Franck-Witt und Hans Steiner sehr verdient gemacht. Der Gesamteindruck war vorzüglich, und die Veranstalter, der Reichsbund deutscher Kürschner, können mit Befriedigung auf den Erfolg der zweiten Deutschen Pelzmodenschau blicken.

E. W.

Die Pelzmode auf der Leipziger Rennbahn.

Der Rennsport hat seine Freunde fest an der Hand. Das bewiesen die Eröffnungsrennen in Leipzig, die am 23. April eine Völkerwanderung nach der schönen Rennbahn am Scheibenholz hervorriefen. Mit Auto, Roß und Wagen, aber auch auf Schusters Rappen setzte der große Anmarsch um die zweite Mittagsstunde ein, kurz nachdem der launische Gesell April noch einmal großes Reinemachen gehalten und mit kalten Regenschauern das frische Grün, das sich endlich überall zeigt, abgewaschen hatte. War schon der Zustand der Bahn vorher infolge der Ungunst der Witterung nicht sonderlich befriedigend, so wurde das Geläuf dadurch völlig verdorben, und es ist nicht verwunderlich, daß der gebotene Sport nicht aufregend war. Die Favoriten fielen dem sinkenden Boden zum Opfer, und die Reiter hatten keine leichte Arbeit. Einige unvermeidliche Stürze liefen glimpflich ab.

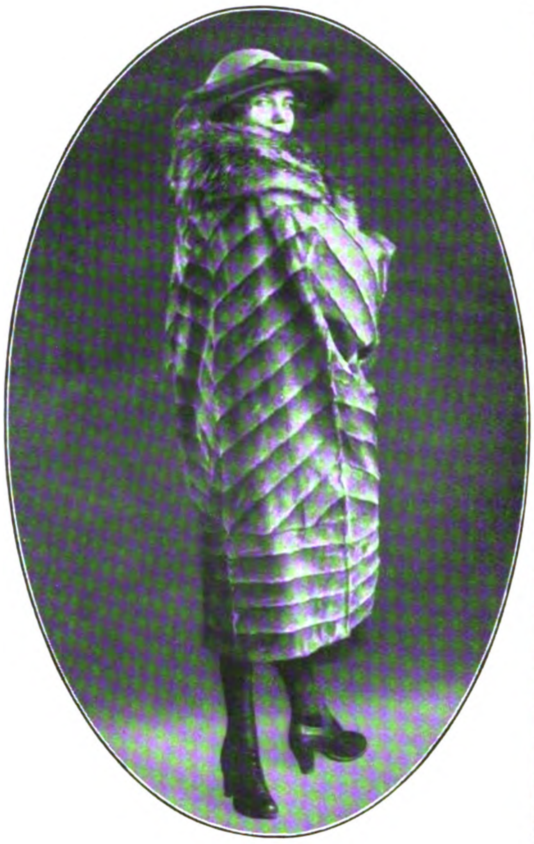
Enttäuschung malte sich auch auf den Gesichtern derjenigen, die das Rennen nicht lediglich des Sports oder des Wettens wegen besuchten, sondern die sich an dem gesellschaftlichen Bild ergötzen wollten, das doch eine gern gesehene Begleiterscheinung eines jeden großen Renntages zu sein pflegt. Zu ihrem Leidwesen aber haben die meisten Damen ihre neue Frühjahrstoilette im Schranke liegen lassen müssen und das elegante Kostüm oder den modischen Covercoat mit dem Regenmantel vertauscht. Auch Strohhutwunder konnten nicht zur Geltung kommen. Farbige Lederhüte waren vorherrschend.

Und doch sollte den Verehrern schöner Frauen und den weiblichen Untertanen der Königin Mode eine Überraschung eigener Art zuteil werden, die für Leipzig entschieden eine Neuheit darstellte. Soeben war das zweite Rennen beendet, da wurde auf dem grünen Rasen vor der großen Tribüne eine Gruppe schöner Frauengestalten sichtbar, die, in kostbare Pelzmäntel gehüllt, sofort Mittelpunkt des allgemeinen Interesses wurden. Ein staunendes „Ah!“ ging durch die dichten Zuschauerreihen. Frau Sonne lugte flugs hinter dem grauen Wolkenvorhang hervor und beleuchtete ein Bild, das man mit Recht als einen Triumphzug der deutschen Kürschnerkunst bezeichnen durfte. Der Laie, der die Werte kaum ahnte, die an ihm vorüberzogen, hörte aufmerksam, wie Fachleute urteilten. Da wurde ein prächtiger Chinchillamantel auf mindestens 1½ Mill. ℳ geschätzt. Besonderen Neid bei der Damenwelt erweckte auch ein herrlicher Nerzmantel, als deren Trägerin man die bekannte Künstlerin Susi Gabler erkannte, sowie ein Gazellenpelz und ein Iltismantel. Freilich, all diese Herrlichkeiten werden für die meisten Besucher unerreichte Wünsche bleiben, aber schon das bloße Beschauen löste Freude aus. Man dürfte eine derartige reichhaltige Auswahl der wertvollsten Pelzmäntel in der Öffentlichkeit vorgeführt so leicht nicht wieder zu sehen bekommen. Die von dem bekannten Modehaus Heinrich Radó in Berlin überraschenderweise in Szene gesetzte Schau konnte als wohlgelungener Auftakt zu der am nächsten Tag in der Leipziger Alberthalle beginnenden großen Pelzmodenschau gelten. Das Schauspiel bildete nach Schluß der Rennen in den Erholungsstätten noch lange den Gesprächsstoff der Fach- und Laienwelt. So hatte das unter der Ungunst der Witterung leidende Eröffnungsrennen doch noch eine besondere Note erhalten, die als Richtung gebend für die Zukunft und als belebendes Moment für die künftigen Rennveranstaltungen anzusprechen ist.

A. S.



Von dem Leipziger Eröffnungsrennen am 23. April: Pelzmode-Vorführungen des Berliner Modehauses Heinrich Radó auf der Rennbahn. Nach einer Zeichnung von Hanns Langenberg.













Oben links: Gazellenmantel. — Oben Mitte: Mäntel aus Tigerkatze (links) und Zibetkatze. — Oben rechts: Maulwurf-Cape. — Unten links: Chinchillamantel. — Unten rechts: Nerzmantel.

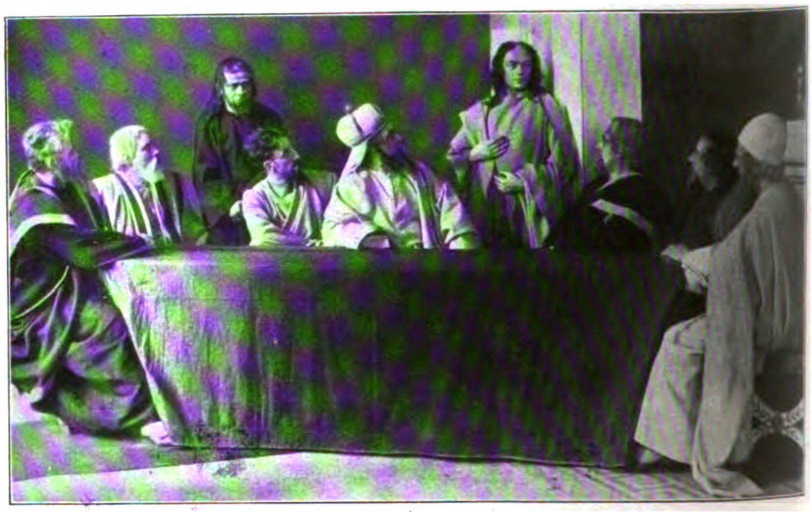
Die kommende Pelzmode

(Modelle von Heinrich Radó, Berlin.)

Moderne Badekostüme: Gestrickter Bademantel. Modell: Else Tischler. Modesonderaufnahme von Trude Fleischmann für Claire Patek, Wien.

Moderne Badekostüme: Plissiertes gebatiktes Strandkleid. Modell: Else Tischler. Modesonderaufnahme von Trude Fleischmann für Claire Patek, Wien.





Links: Zur plattdeutschen Uraufführung des von dem Mönch Peter Kalff auf einem Klostergute bei Wismar 1464 geschaffenen altniederdeutschen Redentiner Osterspiels in Flensburg durch die „Flensborger Speeldeel" in der diesjährigen Osterwoche: I. Teil; Jesus überantwortet dem Erzengel Michael die Seelen der Erlösten. — Rechts: Szene aus der Aufführung von Strindbergs bereits 1905 entstandener, aber erst in seinem Nachlasse gefundener Tragödie „Christus" im Städtischen Opern- und Schauspiel zu Hannover: Der Hohe Rat.



Frau Dr. Alice Salomon,
die bekannte Vorkämpferin in der bürgerlichen Frauenbewegung, feierte am 19. April ihren 50. Geburtstag.



Aus dem Internationalen Schachmeisterturnier in Pistyan vom 7. bis zum 27. April: Eine Gruppe der Teilnehmer beim Spiel. 1. Reti. 2. Euwe. 3. Dr. Tarrasch. 4. Prokesch.



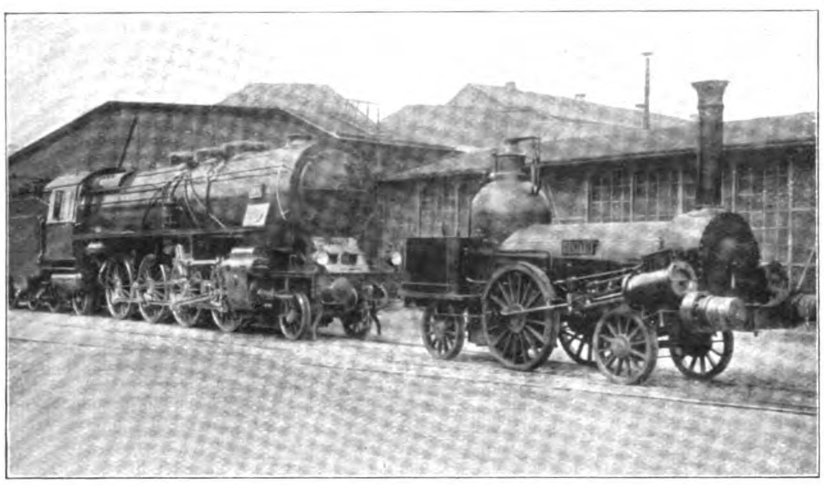
A. B. Houghton,
der neue nordamerikanische Botschafter in Berlin. (Spezialaufnahme für die „Illustr. Ztg." von H. Noack, Berlin.)



Zur 750-Jahr-Feier der Stadt Rothenburg ob der Tauber: Szene aus dem Schäfertanz.



Zur 1000-Jahr-Feier der Stadt Quedlinburg am Harz: Festrede des Oberbürgermeisters Bansi.



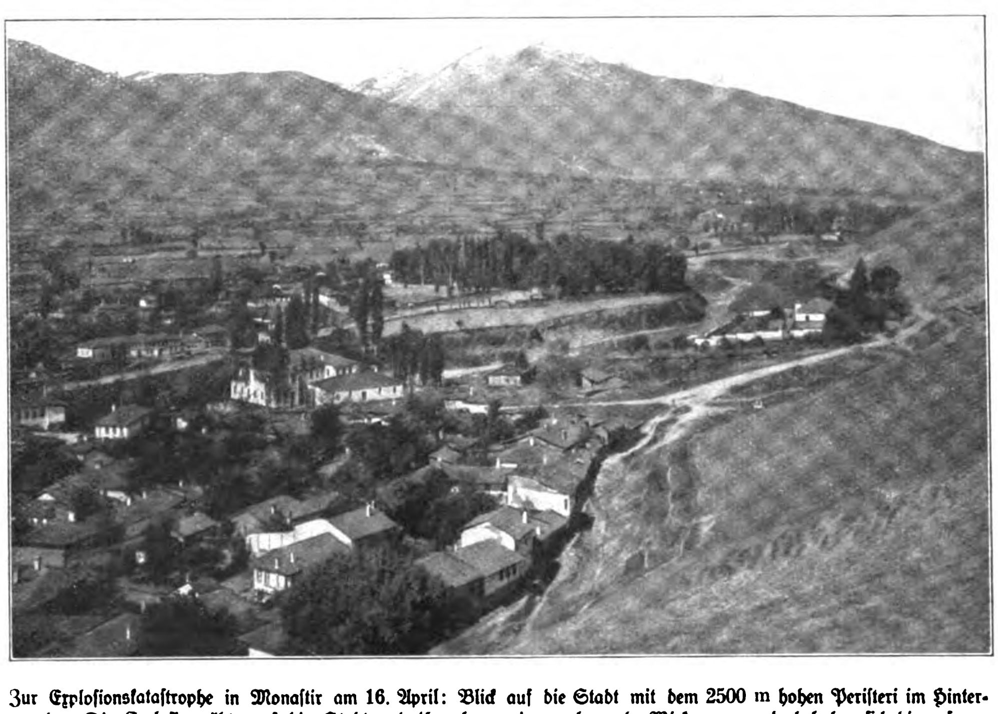


Zur Geschichte des Lokomotivbaues in Deutschland: Die von A. Borsig in Berlin-Tegel kürzlich fertiggestellte 11000. Lokomotive. Ein Vergleich mit der rechts abgebildeten ersten Lokomotive der Firma zeigt die Fortschritte im Lokomotivbau.

Die Beisetzung der von Armeniern ermordeten türkischen Staatsmänner Djemal Azmi-Bei und Prof. Dr. Behaeddin Chakir-Bei in Berlin am 24. April: Der Trauerzug auf dem türkischen Friedhof in der Hasenheide.



Karl Binnen,
geschätzter Landschaftsmaler, † am 16. April in München im Alter von 59 Jahren. (Phot. Elvira, München.)



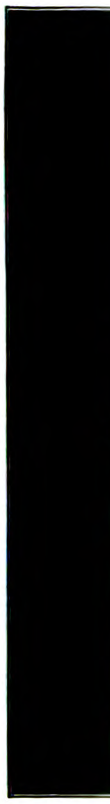
Zur Explosionskatastrophe in Monastir am 16. April: Blick auf die Stadt mit dem 2500 m hohen Peristeri im Hintergrund. Die Explosion übte auf die Stadt und Umgebung eine verheerende Wirkung aus, doch haben sich die anfangs gemeldeten Verluste von 1300 Menschenleben glücklicherweise nicht bewahrheitet.

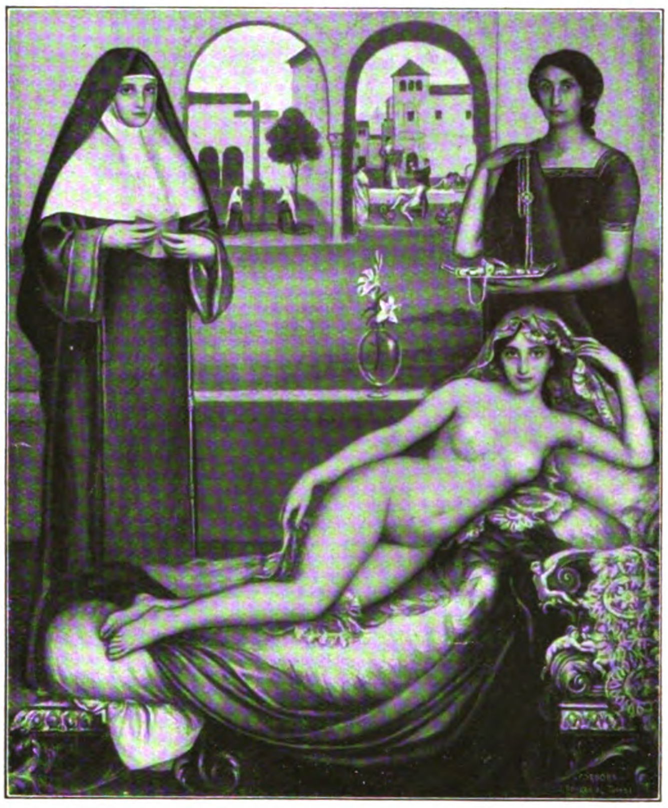


Dr. Arthur Schnitzler,
der namhafte Wiener Dichter, begeht am 15. Mai seinen 60. Geburtstag. (Phot. Franz Löwy, Wien.)



Elias Salaverria: Fronleichnamsprozession in Lero.





J. Romero de Torres: Die zwei Wege.



J. Zuloaga: Die Herzogin von Arion.





Valentin de Zubiaurre: Der Bürgermeister von Torre Caballeros.



Garnelo y Alba: Meine Mutter.



Spanische Ma

(Hierzu de



›briguez Acosta: Paquilla.



F. Pradilla: Johanna die Wahnsinnige.



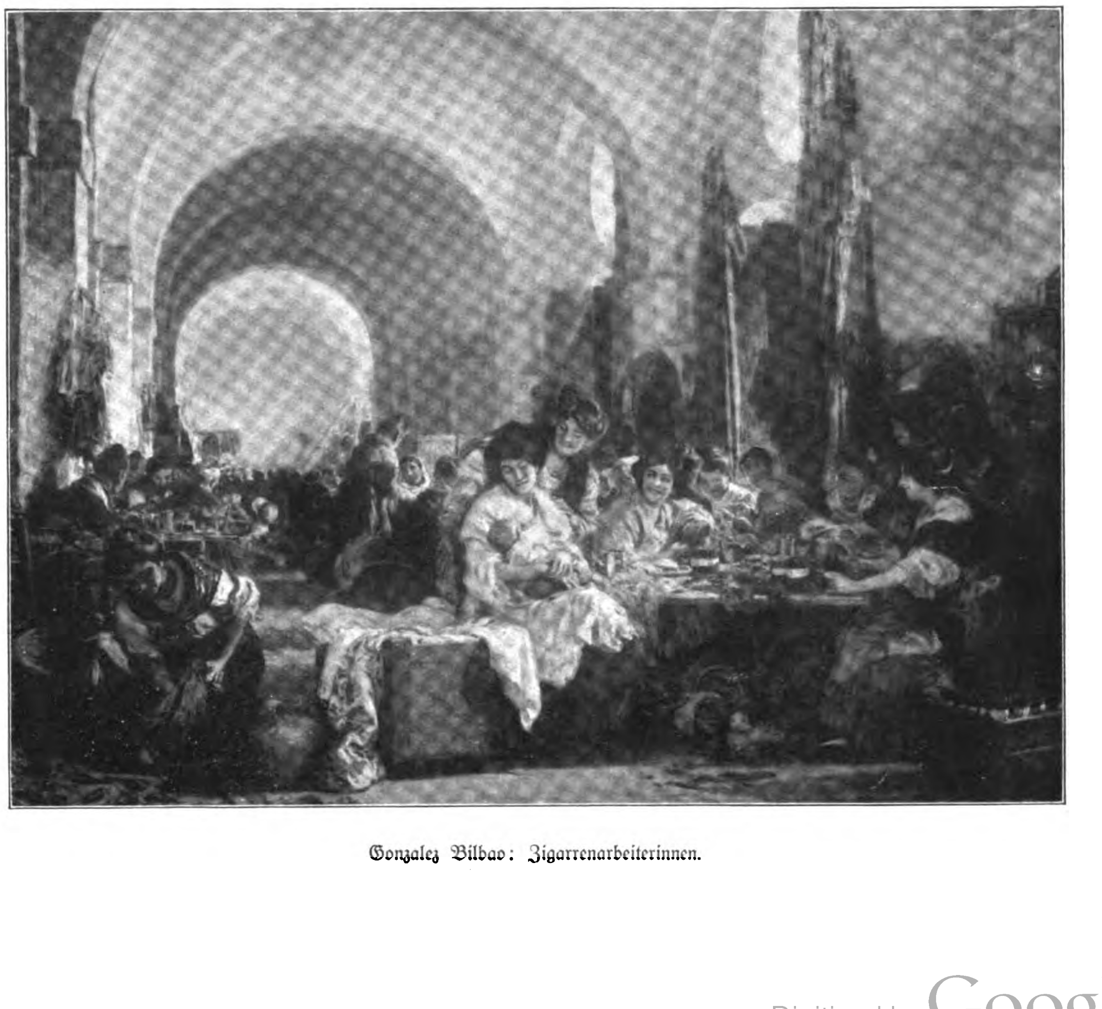
T. Murillo Rams: Nach der Taufe.



José Villegas: Spanische Zigeuner (Morgentoilette).



Sorolla: Traurige Erbschaft.



Gonzalez Bilbao: Zigarrenarbeiterinnen.

›der Gegenwart.

›rf Seite 406.)



Eine Herde Flußpferde im Rutschuru, einem südlichen Zufluß des Edwardsees.

Was vom Wein.

Von ihm selbst erzählt.

Spaßige Leute da droben über meinem Keller! — meinen, ich, der Wein, sei ihretwegen da. Und derweilen sind sie meinetwegen da.

Heute früh war einer hier, hat an mein rundes Holzhaus angeklopft und stolz versichert, er habe mich in Aßmannshausen wachsen lassen. Haha, er hat mich wachsen lassen!

Stellt mal eine meiner Reben — nein, nur eine meiner Trauben — nein, ein Zellchen nur von meiner Hülle — stellt mal das in euren eingebildeten Retorten her — ich gebe euch hundert Jahre Zeit — hundertmal will ich derweilen blühen, reifen und die Fässer füllen und zum hunderteinten Male euch in die Retorten gucken: Na, was ist? Schon fertig mit der Rebe, mit der Traube, mit dem Schalenzellchen? — Wie, noch nicht? — Schön, dann will ich wieder hundert Jahre setzen — adieu derweil!

Was sagt ihr da? Ich hätte euch doch gedient? Ihr könntet mit mir tun, was immer euch gelüstet? Und jetzt wolltet ihr mich trinken, weil ihr fröhlich wäret?

Ach, ihr großen Kinder, ihr habt mich auch getrunken, weil ihr traurig waret. Ihr tranket mich, weil ihr eine Taufe hattet. Ihr tranket mich, weil ihr jemand auf den Friedhof trugt. Ihr tranket mich, um euch Mut zu machen. Ihr tranket mich, weil ihr einen übertölpeln wolltet. Ihr tranket mich, weil euch künstlerische Hochgedanken kommen sollten. Ihr tranket mich, weil ihr nichts mehr denken wolltet. Zu euren Siegen habt ihr mich getrunken, und eure Niederlagen habt ihr auch in mir ersäuft. Ich weiß auf Erden keinen Grund, bei dem ihr nicht nach mir gegriffen hättet.

Und oh, wie habe ich oft lachen müssen, wenn ihr tiefsinnig in eure Gläser schautet und priestergleich behauptetet: Der Wein erfreut des Menschen Herz. — Der Wein zermürbt des Menschen Herz. — Aus dem Wein steigt Fröhlichkeit. — Leid kommt aus dem Weine. — Der Wein ist Wahrheit. — Ein Bündel Lügen ist der Wein. — Golden blinkt im Weine göttliches Gelächter. — Aus Tränen ist der Wein gemischt. — Der Wein ist gut. — Der Wein ist schlecht.

Ach, Kinder ihr: Nicht der Wein ist gut und schlecht — nicht der Wein ist Lüge und ist Wahrheit — nein, ihr selber seid es, die ihr gut seid oder schlecht, fröhlich oder traurig.

Nicht aus dem Weine wachsen euch die Schwerter großer Taten, wächst die Keule, die euch niederschlägt — nein, Kinder, darin traut ihr mir zu viel zu.

Nur eure Seelen blättre ich ein wenig an und schaue nach, was wohl darunterliegt.

Und nur eines ist, was ich, der Wein, euch Menschen lehren könnte: Horcht, wenn ich auf euch spiele. Denn seht, ich bin ein Musiker, und ihr seid meine Instrumente. Ach, ich bin ein alter Spieler auf euch Instrumenten.

Choräle kann ich auf euch spielen, wenn Choräle in euch stecken. Und Gassenhauer, wenn die Gassenhauer in euch stecken.

Den Deckel auf vom Flügel eurer Seele! Horcht, was in euch steckt! Horcht, ob es eine Melodie gibt. Horcht, ob ihr verstimmt seid, oder ob ein Sprung durch euch hindurchgeht — das ist alles, was der Wein mit euch zu tun hat.

Und wenn ihr glaubt, das sei der Mühe wert — gut, so nehmt die Gläser — kling und klang, stoßt an: Auf eine gute Melodie! Fritz Müller.

Die Henne und das Krokodil.

Afrikanische Tierfabel.

Es war einmal eine Henne, die täglich zu einem Ufer des Flusses kam, um nach Nahrung zu suchen. Eines Tages näherte sich ihr ein Krokodil, das gewillt schien, sie zu ergreifen und aufzufressen. Die Henne aber rief aus: „O Bruder, tue es nicht!"

Und das Krokodil verschonte die Henne und kroch ganz verwirrt davon, staunend, wieso denn die Henne es ihren Bruder nennen konnte. Aber es kam am nächsten Tage wieder zum selben Platze und wollte diesmal die Henne gewiß auffressen.

Aber die Henne rief aufs neue: „O Bruder, tue es nicht!"

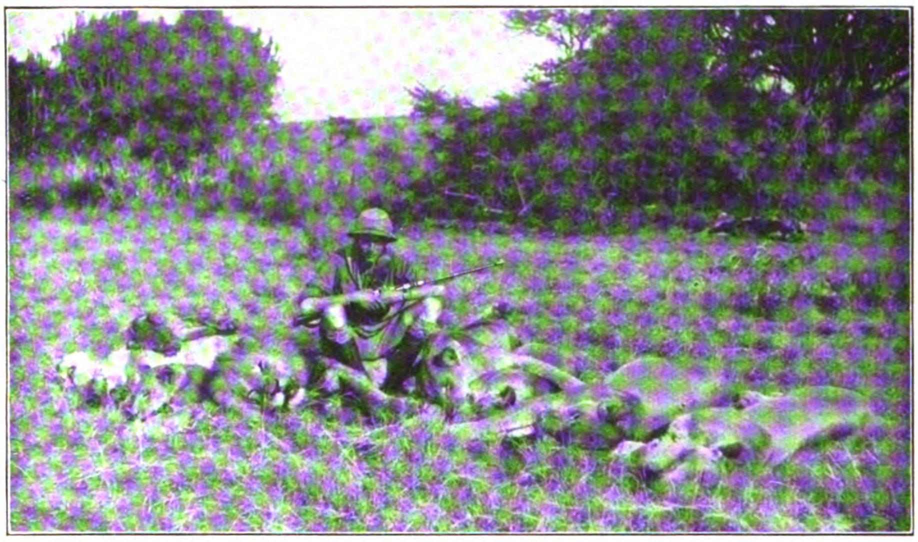
„Wie kann ich denn ihr Bruder sein?" knurrte das Krokodil, als es die Henne nochmals hatte entwischen lassen. „Sie lebt auf dem Lande, in einer Stadt, und ich lebe im Wasser!"

Das Krokodil beschloß, vom großen Wassergeiste Erleuchtung zu erfragen. Aber auf dem Wege zum Wassergeiste traf es mit der Eidechse zusammen und sagte ihr: „O Freundin, ich bin in arger Verwirrung! Ich kenne eine schöne, fette Henne, die täglich zum Ufer meines Flusses kommt, doch sobald ich sie ergreifen und auffressen will, nennt sie mich ihren »Bruder«! Das halte ich auf die Dauer nicht aus, und deshalb bin ich auf dem Wege zum großen Wassergeiste, um mit ihm die Sache zu besprechen!"

„Ah, das ist ja ganz einfach!" rief die Eidechse dienstbereit, „du brauchst gar keine Zeit zu verlieren und deine Unwissenheit nicht zu zeigen! Siehst du denn nicht, teures Krokodil, daß die Ente im Wasser lebt und Eier legt? Siehe, dasselbe tut auch die Schildkröte! Und siehe, auch ich lege Eier! Und siehe, dasselbe tut die Henne! Deshalb sind wir im gewissen Sinne alle Brüder!"

Als das Krokodil diesen hochweisen Unterricht erfahren hatte, beschloß es, hinfort keine Henne mehr zu fressen, aus Brüderlichkeit und Schwesterlichkeit.

Und in der Tat ist nie bekannt geworden, daß ein Krokodil eine Henne aufgefressen hat.









Eingeborenenträger bei der Bergung der Jagdbeute. Im Vordergrunde eines der erlegten Flußpferde.

Oben: Prinz Wilhelm von Schweden mit acht von ihm in der Ruindi-Ebene (Belgisch-Kongo) geschossenen Löwen.

Links: Erlegter Berggorilla (Seitenansicht).

Rechts: Erlegter Berggorilla (Rückansicht).

Von der Jagdexpedition des Prinzen Wilhelm von Schweden in Zentralafrika.



Die in Deutschland wohnenden Familienmitglieder des ehemaligen Deutschen Kaiserhauses anläßlich der Konfirmationsfeier der beiden ältesten Kronprinzensöhne (links und rechts von Kronprinzessin Cecilie stehend) in Potsdam am 10. April. (Nach einer photographischen Aufnahme von Hofphot. W. Niederastroth [Selle & Kuntze], Potsdam.)

Von links nach rechts, vorderste Reihe: Prinz Alexander Ferdinand (Sohn des Prinzen August Wilhelm), Prinz Hubertus (3. Sohn des Kronprinzen), Prinzessin Alexandrine (älteste Tochter des Kronprinzen), Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin und Prinzessin Cecilie (2. Kronprinzentochter). Zweite Reihe: Prinzessin Heinrich, Prinz Wilhelm (ältester Sohn des Kronprinzen), Kronprinzessin Cecilie, Prinz Louis Ferdinand (zweitältester Sohn des Kronprinzen), Herzogin Viktoria Luise von Braunschweig und Prinzessin Eitel Friedrich. Dritte Reihe: Prinzessin Oskar, Prinzessin Adalbert und Prinz Heinrich. Hinterste Reihe: Prinz August Wilhelm, Prinz Adalbert, Prinzessin Reuß geb. Viktoria Margarete von Preußen, Prinz Eitel Friedrich, Prinzessin Friedrich Sigismund, Prinz Christian zu Schaumburg-Lippe, Prinz Heinrich Reuß, Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, Prinz Friedrich Sigismund, Prinz Oskar und Prinz Friedrich (4. Sohn des Kronprinzen).

Schmale steile Wege.

Von Walter Truhlsen.

Schmale steile Wege. — Schwierige Pfade. Von Mensch zu Mensch. Mitfühlen, Mitleiden müssen dich führen, sonst findest du niemals den Weg. Niemals den Weg von Mensch zu Mensch.

Mitfühlen! Sonst kommst du niemals ans Ziel!

Mitleiden! Kommst sonst nie von Mensch zu Mensch!

Du magst noch so nahe an einen Mitmenschen herantreten — du tust es — du wähnst dich dicht an seiner Seite, und doch — plötzlich blickst du in eine tiefe, grundlose Schlucht!

Kein Weg führt hinab in das geheimnisvolle Tal.

Kein Blick dringt durch den drohenden Nebel.

Kein Licht leuchtet in der schwer atmenden Finsternis!

Tief und grundlos ist diese Schlucht.

Und der andere Mensch steht jenseits!

Du kannst nicht zu ihm gelangen. Deine ganze Aufrichtigkeit, deine gebende Zuneigung, deine opfernde Liebe ist nicht imstande, dich über diese Kluft zu tragen.

Was tun? —? — Brücken bauen?!

Unermüdlich Brücken bauen!

Du schleppst alles heran, um eine Brücke zu bauen.

Und du baust mit schmerzendem Herzen und blutender Seele und weißt nicht, ob du jemals über diese Brücke schreiten wirst.



Die Ankunft der Kölner Sänger in Berlin am 24. April: Der Präsident Wilkert (2) des Kölner Männer-Gesangvereins dankt dem Oberbürgermeister Böß (1) für den feierlichen Empfang.

Du baust schwingende, klingende Brücken von Mensch zu Mensch.

Die Angst packt dich. Eine fieberhafte, pulsende Angst.

Du fragst dich: Wird der Mensch da drüben auch warten, bis deine Brücke fertig ist? Sieht er dich? Fühlt er dein Bemühen? Sieht er, wie du Pfahl auf Pfahl in die grundlose Tiefe rammst, um zu ihm zu gelangen?

Sieht er, wie du den wildbrausenden Wassern der Leidenschaften zu dämmen trachtest? Den Wassern, die Menschen zusammenführen und trennen?

Sieht er, wie du mit diesen Wassern ringst und kämpfst?

Sieht er und fühlt er wie du?

Warum hilft er dir nicht? Reicht dir keine Hand und nichts?

Verstehst du es?

Die Dämme brechen! Die brausenden Wasser schäumen und füllen die tiefe Schlucht mit ihren taumelnden Wogen!

Sie reißen euch auseinander!

Weit, weit — endlos weit klafft die Kluft.

Die Kluft von Mensch zu Mensch.

Donner dröhnen in der Höhe!

Blitze sprühen spaltend nieder!

Was nun? —? Brücken bauen!

Brücken von Mensch zu Mensch!

Ihr müßt beide daran bauen.

Mitfühlend, mitleidend.

Einer mit dem anderen.

Dann findet ihr vielleicht den Weg über die Tiefe.

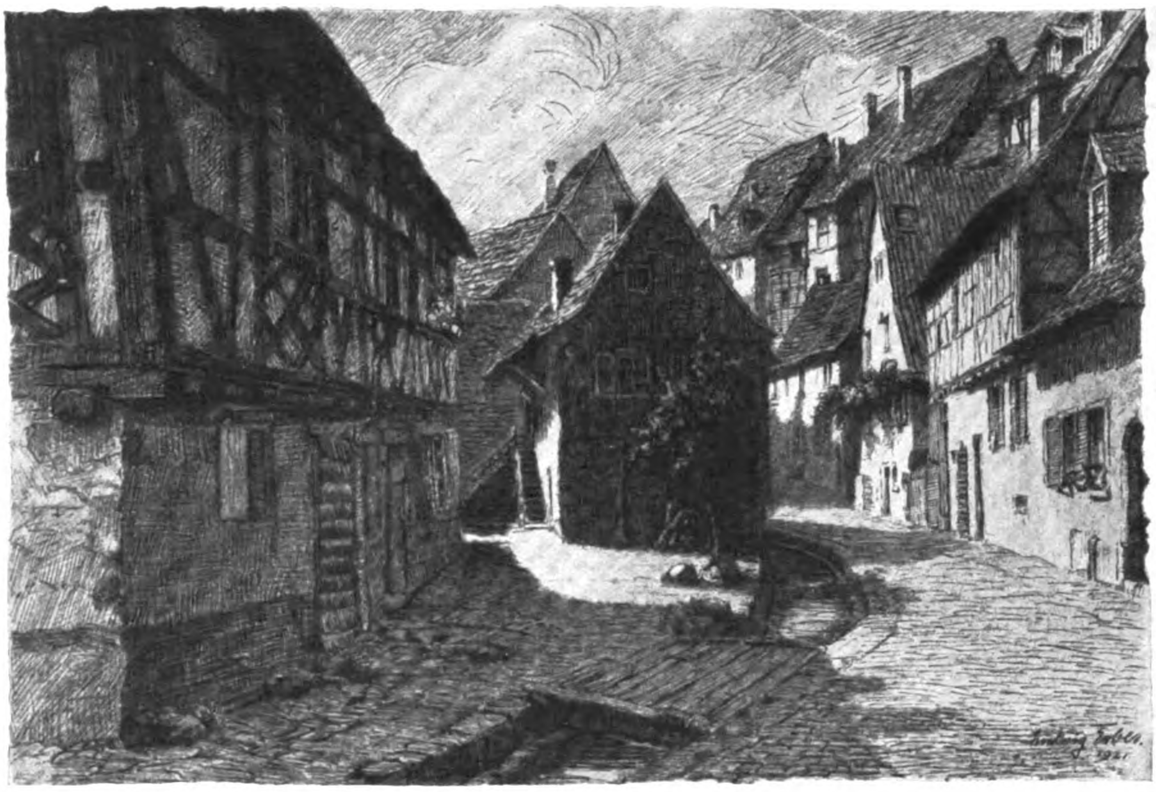
Den Weg über die Tiefe, die euch trennt.

Ihr findet die Wege!

Schmale steile Wege.

Schwierige Pfade.

Wege von Mensch zu Mensch.



Weinheim: Gerberbach.



Weinheim: Höllenstaffel.



Zwingenberg: Am großen Berg.



Auerbacher Schloß.



Heppenheim: Marktplatz mit Liebig-Apotheke.



Seeheim: Kirche mit Eingang.

Aus dem malerischen Hessenland: Die Bergstraße.

Nach Originalzeichnungen von Wilhelm Gerling und Ludwig Erbes in Darmstadt.

Die beiden Rottinger

Eine Geschichte aus dem Moor von Herm. Anders Krüger

An der äußersten Ostgrenze der trostlosen Barntweder Heide, hart an der Scheide zwischen Sand und Moor, steht einsam, wie von Gott und Welt vergessen, eine armselige Waldschenke. Es kommt wohl selten vor, daß ein ungefüger, holzbeladener Bauernkarren, der sich im unergründlichen Sande des verkommenen Fahrweges müde gequält, an der Schenke haltmacht oder gar einmal ausspannt. Nur der Förster und seine Waldläufer oder die finstern, trotzigen Gestalten benachbarter Torfstecher sitzen hier zur Vesper oder zum Feierabend rauchend und spuckend um den einzigen, grobgehobelten, runden Tisch, der in der Mitte der niedrigen, unsauberen Wirtsstube steht. Geredet wird nicht viel, sie sind schweigsam, die Männer der Heide, und auch der Wirt und seine alte, halb taube Wirtschafterin, die Stine, haben einander wenig zu sagen. Das eintönige, gespenstische Ticken der wurmstichigen Schwarzwalduhr, deren fröhlicher Kuckuck schon längst regungslos aus dem verklemmten Türchen herausstarrt, das derbe, leidenschaftliche Aufschlagen der Karten, deren Spieler nach dem Dreivierteltakt der Tenne zu arbeiten gewohnt sind, dazwischen wohl einmal ein grimmiger Landserfluch — das ist alles, was die tiefgebräunten Holzwände des baufälligen Hauses zu hören bekommen. Und sie sind still und zufrieden damit. Aber wenn sie selbst einmal reden könnten, dann würde es sicherlich interessanter ausfallen als die kurzatmige Unterhaltung der mürrischen Tafelrunde.

Die alte Waldschenke hat man jetzt „Zur goldnen Krone" benamst, obwohl zwei Wegstunden im Umkreis kein ander Gold zu sehen ist als das der lieben Sonne, wenn sie abends zwischen den graugrünen Föhrenstämmen funkelnd versinkt. Lang ist's freilich noch nicht her, da hieß sie nur der „Heidekrug", wie sie schon geheißen hat im furchtbaren, großen Kriege, als die Schweden drüben im Beesbüttler Schloß hausten, während im nahen Quitzdorp ein kaiserlich Fähnlein im Quartier lag, das aber bald verschwinden mußte, weil es in Quitzdorp nichts mehr gab als faulende Leichen und veraschte Trümmer.

Damals ging es hoch her im Heidekrug. Hierher hatte sich der verscheuchte Rest der Quitzdorper geflüchtet, auch von Everden und Oostrupp waren etliche gekommen mit Hab und Gut. Die Spuren der einsamen Beesbüttler Straße hatte man zugeworfen, ein paar gefällte Kiefern darübergestürzt, die Beesbrücke abgebrochen, gegen das Moor zu einen tiefen Wassergraben gezogen, gen Quitzdorp hin endlich jenen rundlichen Wall aufgeschüttet, der noch immer am Waldrande bemerkbar ist. Da hat man gedarbt und gebebt, auch bisweilen geplündert und gemordet, aber das Dasein gefristet, bis Schweden und Kaiserliche zur Heide hinausgehungert waren. Das ist lang vorbei und vergessen, nur die alte verrostete Wetterfahne vom Dachfirst, auf der die 1623 kaum zu lesen ist, denkt noch manchmal heimlich daran, und in wilder, stürmischer Novembernacht stöhnt sie auch leise wie in bösen Träumen. Sonst aber ist sie unbeweglich.

Seit dem großen Kriege hat sich im Heidekrug gar viel ereignet, was Licht und Leute nicht sehen durften, aber niemand weiß es mehr, und das ist gut. Der letzte, der vielleicht noch manches wissen müßte, das ist der Herr, der alte Rottinger, aber seit er seine beiden Söhne an einem Tage verlor, redet er noch weniger als die taube Stine.

Die Rottinger sind ein altes Geschlecht, deren erster, Florian, ein entlaufener Landsknecht, den Heidehof gebaut hat. Ihr Ruf war nie sonderlich gut, obwohl Hans Georg, der älteste Sohn des Erbauers, der Anführer der flüchtigen Bande im Dreißigjährigen Kriege, sogar Schultheiß von Quitzdorp gewesen, wie das Beesbüttler Kirchenbuch erzählt. Verdient haben die Rottinger blutwenig mit ihrem Kruge, aber Geld hatten sie meist, obwohl man nie anders davon erfuhr als durch die bitteren, mitunter blutigen Streitigkeiten der Erben. Man trieb neben der kargen Wirtschaft allerlei heimliche Geschäfte, von denen man unten im Dorfe munkelte, sie seien nicht sauber, aber niemand wußte Näheres. Die Schenke lag einsam und versteckt, geheuer war's in ihrer Nähe auch nicht, und die Rottinger waren verwegene Leute, mit denen keiner gern anbinden mochte. Freilich, jetzt ging's zur Rüste mit ihrem Geschlecht, denn die zwei Augen des alten, mürrischen Krügers „Zur goldenen Krone", auf denen es nunmehr stand, würden sich wohl bald für immer schließen, vollends seit dem traurigen Tode seiner Leibeserben. Das war die letzte Geschichte, die man von den Rottingern erzählte, aber düsterer, erschütternder denn alle zuvor.

Die Rottingerin — Gott hab' sie selig, sie verstarb früh an gebrochenem Herzen — hatte ihrem Manne zwei Buben beschert, nach den Ahnherren Florian und Hans Georg genannt. Einen größeren Gegensatz mochte es kaum geben als diese beiden. Hans Georg, der Jüngere, war ein echter Rottinger in seiner äußeren Erscheinung, untersetzt, stämmig, mit trotzigem Nacken, schwarzem, struppigem Haar, finsteren, mürrischen Zügen und schweigsam wie die Nacht. Florian dagegen, im ganzen Kreise mit Recht der hübsche Flori genannt, stach gegen die üblichen Rottingergestalten so seltsam ab wie ein weißer Spatz gegen die grauen. Eine hohe blonde Gestalt, ragte er schon auf der Schule wie ein Riese empor über die kleingliedrigen Sohne der armseligen Barntweder Heide. Niemand konnte ihm widerstehen, am wenigsten die überglückliche Mutter, die selber kaum recht zu wissen schien, wie sie, eine bleiche, verhärmte Kossätentochter aus Beesbüttel, zu dem stattlichen Sohne käme. Sie verhätschelte ihn auf alle Weise, während der Vater den seiner Art mehr verwandten Hans Georg heimlich lieber mochte.

Und wer den Hans Georg kannte, der mußte ihn auch lieber mögen, denn unter dem schmutzigen Wams des scheinbar so mürrischen Gesellen schlug ein braves, gutmütiges Herz, das jedenfalls kein gut Rottingerisch Erbstück war. Das wußte niemand besser als der hübsche Flori, und niemand verstand es auch besser auszunützen als er. Hans Georg aber liebte seinen älteren Bruder abgöttisch; ja, wie ein närrisch treuer Pudel hing er an ihm, mochte ihm auch mitunter mit Püffen und Fußtritten dafür gedankt werden. Des Flori Seele war jedoch nicht so edel wie sein Körper. Gerade in Flori war die gewalttätige, verschlagene Rottinger Art fest eingewurzelt. Die Lehrer wußten davon zu erzählen, die Mitschüler mußten sie fühlen; aber man konnte nichts dagegen tun; sie fürchteten ihn alle, selbst der sonst unerbittliche Kantor von Quitzdorp. Hans Georg aber war blind wie seine Mutter für Floris Schwächen, er kämpfte mit seinen derben Fäusten für seinen unbeliebten Bruder, er schützte ihn mit seinem breiten Rücken, wenn Gefahr drohte, ja, er log sogar, um seinen Liebling zu retten. Und er tat alles umsonst, denn niemals hatte der stolze Flori auch nur ein Wort des Dankes für seinen „Kleinen", der ja froh war, wenn sein blonder Abgott sich überhaupt mit ihm abgab. In der Schule hielten die Söhne des Heidekrügers auch ziemlich zusammen, schon um des Hasses der anderen willen, und es war oft genug nötig, obwohl die beiden Rottinger für fast unüberwindlich galten, auch Heide und Moor besser kannten als alle Quitzdorper.

Aber als sie die Schule verließen, ward es anders. So wenig die jungen Burschen den schönen Flori leiden mochten, so sehr waren ihm die Quitzdorper Mädchen hold. Es dauerte nicht allzulang, da hieß man ihn den „Tanzbodenkönig", denn auch hier blieb er Sieger. Freilich sein Verdienst war es nicht, denn er behandelte die Schönen des Dorfes kaum besser als seinen „Kleinen". Daß man ihm huldigte, war ihm ganz selbstverständlich, und große Leidenschaft empfand er kaum dabei, wenn er ein süßes Mädel im Arme hielt. Auch treu war er nicht. Heute die und morgen jene; und manche stille Träne ward über Florian im stillen Kämmerlein geweint, wohl auch manch bittrer Fluch ihm nachgerufen. Ihn kümmerte das eine so wenig wie das andere; er lächelte selbstbewußt, wenn ihm ein feuchtschimmerndes Auge vorwurfsvolle oder verzweifelte Blicke zuwarf; er lachte trotzig, wenn ein eifersüchtiger Bursche ihm drohend die Faust ballte, und verächtlich schrie er denen, die ihn schließlich warnten, ins Gesicht: die Dummen würden niemals alle.

Hans Georg ging selten auf den Tanzboden, blieb lieber in seinem schwarzen Torfbruch; er war kein Pläsiermacher, hatte kein Glück bei den Mädchen. Und er empfand das als etwas ebenso Selbstverständliches wie die unerhörten Triumphe seines älteren Bruders. Freilich runzelte er wohl einmal finster die Stirn, wenn er von der braunen Lene, seiner munteren Vorarbeiterin, erfuhr, daß der Flori abermals ein Mädel in Schande gebracht; ja, es stiegen vielleicht auch bitter böse Gedanken in ihm auf, aber er sagte nichts. Eines Abends jedoch, als er vom Riedgrund her über den schwanken Moorpfad dem violett schimmernden Walde zuschritt, begegnete ihm der Florian, ein wenig aufgeregt, aber stolzer und herrischer denn je.

„Gut, daß du kommst, Kleiner, brauche dich wieder mal, kommt ja jetzt selten vor."

„Du willst, Flori?"

„Hast du Geld, Kleiner, wieviel?"

„Auf der Sparbank die 40 Taler — sonst nichts."

„Also — kannst sie mir morgen holen, ich brauche sie, und später — dann reden wir schon. Sag', hast du nicht noch mehr — für den Torf?"

„Das ist Vaters Sache, der ist nicht mein."

„Sei kein Narr, gib's her, den Bettel, der Alte braucht nichts. Jetzt wenigstens nicht."

Hans Georg stutzte, er sah seinem Bruder verwundert ins Antlitz und fragte dann zögernd: „Was willst du tun, Flori?"

„Weg will ich, hab's satt das Hundeleben hier beim Alten."

Hans Georg nickte verständnisvoll mit dem Haupte. Aha — so stand's, es hatte wieder mal etwas gegeben zwischen Flori und dem Vater. Er wollte nicht fragen, aber der stürmische Bruder kam ihm zuvor: „Na Gott, Kleiner — du weißt doch — die dumme Geschichte wieder mit der Gans, der dummen Margot — und nun ist der Vater fuchsteufelswild geworden — na ja — als ob er nicht auch mal jung gewesen wär' — also kurz und gut, ich hab's satt, will nach Berlin oder Potsdam — vielleicht nehmen sie mich bei der Garde."

Vier Wochen darauf war der Flori Gardekürassier, und zwar bei der ersten Schwadron.

* * *

Die Rottingerin war tiefbetrübt, als ihr blonder Flori davongezogen — aber seine Aushebung für die Kürassiere machte sie auch wieder froh und stolzer denn zuvor, und kein Monat verging, ohne daß der Flori sein Paket bekam, in dem neben Speck, Wurst und Butter gar mancher harter Taler lag aus dem Sparstrumpf in der Hochzeitstruhe.

Auch Hans Georg hatte sich neidlos über das Glück seines Lieblings gefreut, aber es machte ihm oft schlimmes Kopfzerbrechen, das viele Geld aufzutreiben, um das der Flori bat. Für den einzigen Bruder war ihm jedoch nichts zu schade, und hatte er einst in der Schule wacker gelogen, wenn es galt, dem Flori irgend etwas zu ersparen, so brachte er es auch jetzt wohl übers Gewissen, dem Vater über die Erträgnisse des Torfstichs gelegentlich ein X für ein U zu machen. Für sich nahm er ja nichts, arbeitete jetzt auch mit verdoppelten Kräften, um sein Unrecht wieder gutzumachen.

Von früh an, wenn kaum die erste Röte über den mächtigen, uralten Eichen der unweiten Beeswiesen heraufdämmerte, bis zum späten Abend, wenn die letzten zuckenden Sonnenstrahlen über die rundlichen Kiefernkuppen herüberblitzten, schaffte er draußen in seinem schwarzen Bruch, oft mit drei, vier Mägden, mitunter auch nur allein mit der rastlosen Vorarbeiterin, der braunen Lene.

Es war ein sonderbares Verhältnis zwischen dem schweigsamen Hans Georg und der immer lustigen, temperamentvollen Lene, seiner alten Schulkameradin. Man hatte sich gern, solang man denken konnte, doch große Zärtlichkeiten waren nicht üblich in ihrer Liebe. Beim Gutenacht ein derber Händedruck, das genügte; erst einmal hatten sie sich geküßt, das war am Konfirmationstag gewesen, da hatten sie sich Treue gelobt, aber niemand wußte davon. Und ansehen konnte man es den beiden wahrlich nicht, daß sie sich liebten.

Auch hübsch war sie eigentlich nicht, die Lene, vollends nicht auf dem Tanzboden, wohin sie freilich lieber ging als Hans Georg, obwohl sie so wenig Eroberungen zu machen verstand wie er. Im Sonntagsstaat sah die Lene eben plump, ja reizlos aus. Aber wenn die braune Dirn, im kurz aufgeschürzten Röckchen, barbeinig im nassen Moore stand, der Atem flog und die vollen Brüste das kurze, pralle Jäckchen fast zu sprengen drohten, wenn das lieblich glühende Gesichtchen nach der harten Arbeit wie verklärt ins Abendrot hinausstarrte, wenn endlich gar die reichen dunklen Haarflechten den Widerstand der wenigen Nadeln siegreich durchbrochen hatten und üppig über Nacken und Schultern herabfluteten, dann brauchte man eben nicht einmal der heimlich verliebte Hans Georg zu sein, um das Mädel entzückend zu finden. Hier auf dem heimischen Moorboden wirkte sie dann berauschend, die braune Lene, gleich einer üppigen, verführerischen Moornixe, auch wenn man ihre schlichten, melodischen Heideliedchen, die sie so gern anstimmte, nicht einmal mit in Rechnung stellen mochte.

Im städtischen Tanzbodenstaat dagegen nahm sich die Lene fast trullenhaft aus und fand darum nur höchst selten Gelegenheit zum Tanzen, was das arme Ding nicht wenig wurmte. Oft genug bestellte sie darum ihren Schatz zum Wirtshaus, aber der schüchterne Hans Georg kam nicht sonderlich gern, obwohl er die Lene wirklich liebte mit der ganzen verhaltenen Innerlichkeit seiner langsamen, zähen Heidjernatur.

* * *

Sechs Monate waren vergangen, da kam der schöne Flori zum ersten Male auf Urlaub heim. Das war ein Gucken und Zischeln im ganzen Dorfe, als er plötzlich in seiner gelbweißen Paradeuniform, den blanken Adlerhelm auf dem Kopfe, gleich einem strahlenden Siegfried, sporenklirrend durch die Gassen von Quitzdorp schritt. Die Mutter auf dem Heidekrug schloß ihren Liebling glückselig in die Arme und überschüttete ihn mit Küssen und Liebkosungen aller Art. Ja, des Abends, als er schlafen gegangen war, stand sie noch stundenlang wie verzückt vor der ausgezogenen Uniformpracht ihres Erstgeborenen und streichelte zärtlich das weiße Tuch des schimmernden Waffenrocks. Selbst der alte Rottinger war aufgeräumter denn je; etwas wie Zufriedenheit schien mit einem Male aus den ehernen Falten seines sonst so mürrischen Gesichtes zu leuchten.

Am glücklichsten war jedoch Hans Georg, auch wenn er sich nichts merken ließ, weder in Worten noch Mienen. Keine Ahnung von Neid durchzog sein Gemüt, keine noch so leise Anwandlung von Eifersucht regte sich in ihm.

Flori war übrigens diesmal weit liebenswürdiger zu seinem „Kleinen“, als es wohl sonst seine Art gewesen. Er schwang sich wahrhaftig dazu auf, dem Bruder einmal in später Abendstunde ein ganz kurzes Wort des Dankes für die Geldsendungen zu sagen, allerdings mit der dringenden Weisung, der Kleine möge nun in seinem Eifer auch nicht nachlassen. Hans Georg war tief befriedigt und dankbar.

Am nächsten Sonntag forderte Flori sogar seinen Bruder höchst gnädig auf, mit ihm zu Tanze zu gehen; aber Hans Georg traute sich nicht recht und schwieg. Flori drängte auch nicht weiter, er glaubte schon ein übriges getan zu haben, und leise stieg überdies der Gedanke in ihm auf, der Kleine ärgere sich vielleicht im stillen über seine Erfolge bei dem anderen Geschlecht. Dazu machte in der Tat der Kleine ein ganz seltsam bewegtes Gesicht, als drücke ihm etwas Bitteres die Kehle ab. Flori meinte gönnerhaft: „Na, sprich dich aus, Kleiner, kränkst dich wohl, wenn ich dich aussteche.“

„Nein, Flori — meinetwegen ist's gewiß nicht — nur, weißt du — vielleicht der Lene wegen — wenn sie dich sieht und mich dagegen — dann ärgert sie sich am Ende nur noch mehr über mich — denn — hm —“

Hans Georg stockte verwirrt und schwieg lange; endlich brachte er mühsam heraus: „Tu mir einen Gefallen, Flori — tanze heut abend doch ein paarmal mit meiner Lene, bitte, tu's, sie soll nicht immer sitzen bleiben. Gelt, du tust mir die Liebe?“ Seine Stimme zitterte.

Flori lachte ausgelassen: „Weiter nichts, Kleiner — sollst du haben! Die andern Mädel mögen sich mal heute die Hälse ausrenken nach mir. Will mal deine braune Lene feiern — ist ja auch ein ganz strammes Ding geworden — also laß mal gut sein — ich tanze mit ihr und — noch eins — nicht wahr, du vergißt das auch nicht mehr mit dem Geld? Ich brauche viel in dem sündhaft teuren Nest, dem Potsdam! — Also verstanden — nicht vergessen!“

„Nein, nein, gewiß nicht, und hab' heißen Dank, Flori, will's dir gedenken“, war die vor Freude fast verwirrt herausgestoßene Antwort des überseligen Hans Georg.

Am nächsten Tage war unter den jungen Mädchen von Quitzdorp eine ganz außergewöhnliche Aufregung. Der schöne Flori hatte so oft mit der braunen Lene getanzt, daß kein Zweifel mehr darüber walten konnte, auf wen es der Unwiderstehliche, der Unersättliche diesmal abgesehen habe — auf die Braut seines Bruders! Das war denn doch zu arg, das war empörend!

Und die Lene, das eitle, freche Ding — es war fast nicht zu begreifen, wie sie dem Florian entgegengekommen war. Gewiß, er sah herrlich, verführerisch aus als Gardekürassier — aber trotz alledem — so etwas war nicht zu verstehen, war schlechthin unerhört. Außerdem hatte der stolze Rottinger-Flori gerade so getan, als gäbe es in ganz Quitzdorp kein schöneres Mädchen als die dralle Moorlene; und das war ein niederträchtiger Schimpf für sie alle. Aber warte nur, Sankt Florian, so hatte ihn eine bissige Maid getauft, wir wollen dir auftrumpfen.

Daß Flori vier Mädel ins Unglück gestürzt, das verzieh man dem vergötterten Burschen schon, aber diese Geschmacklosigkeit — die konnte man ihm schlechterdings nie verzeihen.

Am nächsten Sonntag nahm man Rache — der schöne Flori holte sich anfangs nichts als Körbe bei den Quitzdorper Mädchen. Dafür tanzte die Lene um so begeisterter, um so hingebender mit dem Verstoßenen. Das war eben doch noch etwas anderes, mit dem galanten, schönen Kürassier dahinzuschweben, als mit dem ungefügen, fast täppischen Hans Georg einherzustampfen. — Der mochte wohl wieder mürrisch zu Hause sitzen!

Aber er saß nicht zu Hause, sondern er hatte eben erst verstohlen zum Fenster hereingeschaut und voll Stolz seine Lene am Arm des herrlichen Flori wahrgenommen und sich innerlich gefreut über die grimmigen, betroffenen Blicke der anderen Mädchen. Dann hatte er wirklich einmal hell aufgelacht vor seligem Glück und war hinausgetrabt vor Übermut, hin durch die stille Frühlingsnacht, hinaus zu seinem einsamen, vertrauten Torfmoor, über dessen breiten, schimmernden Lachen der hofumgebene Mond seine feierlich langsame Bahn wandelte, während die braune Lene die leuchtende Asengestalt des hochgewachsenen Kürassiers in träumerisch wollüstigen Schauern immer enger an den stürmisch wogenden Busen drückte.

Nach zehn Tagen war der schöne Flori wieder in seine Garnison zurückgekehrt, und Hans Georg arbeitete wieder im Schweiße seines Angesichts von früh bis Abend im öden Torfmoor mit der braunen Lene zusammen, um dem geliebten Bruder sein gegebenes Versprechen auch treulich halten zu können.

Hans Georg war still zufrieden, nur manchmal bedrückte es ihn, daß die Lene den Sommer durch gar nicht mehr so lustig sang wie früher; ja, es wollte ihm bisweilen scheinen, als werde ihr Händedruck beim Abschied immer zaghafter, und jedenfalls vermied sie es, dem alten Schulkameraden dabei gerade, fest und unbefangen ins Antlitz zu sehen.

Es ward schlimmer und schlimmer, je schneller die Tage abnahmen, je fahler das Laub der fernragenden Eichenriesen im mürbenden Herbstnebel erglomm, bis eines Morgens die braune Lene gänzlich ausblieb und man sie nach langem Suchen am gespenstischen Raubschloß aus den trägen Fluten der schwarzen Bees zog. — Im Dorfe drunten, wohin Hans Georg selten kam, hatte man schon längst allerlei gemunkelt.

* * *

Seitdem arbeitete Hans Georg allein im Moore; keine Magd mochte er mehr um sich sehen, ja, er mied die Menschen überhaupt. Erst schaffte er mit schier übermenschlichen Kräften, als wolle er das Drei- und Vierfache des Pensums allein bewältigen, dann aber erlahmte er allmählich, und es kam immer öfter vor, daß er wie versunken hinabstarrte in das schwarze, dumpf gurgelnde Moorwasser, als sähe er dort jene dralle, kernige Dirn, die noch unlängst rüstig und lebensfroh daringestanden hatte, als hörte er leise verstohlen liebliche Weisen heraufklingen aus der schlammigen Tiefe, schmelzend und sehnsuchtsvoll wie ein schwermütiges Lied von verlorenem Glück. Und sie stiegen ihn ihm auf, die quälenden Gedanken, die nagenden Zweifel, die düsteren, bangen, furchtbaren Fragen nach dem Warum!

Er wußte nun auch, was die Leute erst heimlich gemunkelt und schließlich offen ausgesprochen hatten. Ganz allmählich hatte er es stückweise erfahren, zuletzt durch die lauten Reden in der Wirtsstube, ohne daß er hätte den Lauscher zu spielen brauchen. Und wie war es ihm da glühend heiß zu Kopfe gestiegen, wie flimmerte es ihm seitdem so oft vor den schmerzenden Augen, das rote, nach Rache schreiende Blut.

Aber nein — es konnte ja nicht möglich sein. Flori, sein geliebter, vergötterter Flori, für den allein er gearbeitet, gelebt hatte, er sollte ihm sein armselig bißchen Glück nicht gegönnt haben! Er, der stolze, verwöhnte Günstling der Frauen, sollte ihn, den simplen, unscheinbaren „Tölpel“, um die kleine braune Torfarbeiterin beneidet haben? Er sollte es gemacht haben wie jener herzlose Judenkönig, von dem damals der Beesbüttler Pfarrer beim Begräbnis gepredigt hatte, jener überreiche, doch unersättliche David, der noch gierig lechzte nach dem einzigen Schäfchen des armen Mannes? Das ist ja ganz undenkbar; und wenn es wäre — hatte er die schwache, eitle Lene nicht selbst in die verführerischen Arme des berückenden Bruders getrieben? Und ihm konnte ja nun einmal kein Weib widerstehen! Ach, kein Ende der Fragen und Zweifel, die ihn immer von neuem unbarmherzig quälten und ihn aufscheuchten von seiner Arbeit, ihn immer wieder ruhelos hinübertrieben übers düstere Moor hinweg nach der dämonisch lockenden Stelle, fern zu den himmelhohen, ernst und geheimnisvoll rauschenden Eichen des Raubschlosses, zu deren Füßen die schwarze Bees ihre schwerfälligen Fluten und Wirbel durch die grünen Wiesen dahinwälzt — dort, wo man sein liebes braunes Mädel bleich und starr aus dem dunklen Wasser gezogen hatte.

Nein, er mochte wollen oder nicht, immer und immer wieder zuckte es drohend in der krankhaft zusammengeballten Faust, arbeitete es keuchend und würgend in der breiten, stämmigen Brust, brauste und schäumte es wild wogend durch alle Adern — als zwänge ihn eine furchtbare, unwiderstehliche Gewalt, auf etwas Schreckliches, etwas Entsetzliches zu sinnen, was die Menschen Rache nennen.

Monde vergingen, aber das Drängen und Kämpfen im Innern des unglücklichen Hans Georg nahm kein Ende. Die Arbeit gab er allgemach ganz auf, er hockte, nur noch stumpf vor sich hinbrütend, wie in Trübsinn versunken, am Moor, ging jedem lebenden Wesen scheu aus dem Wege, ja, selbst das leise Krächzen der Waldkäuze, das platschende Flüchten aufgescheuchter Wasserhühner machte ihn schaudern. Und doch konnte er sich nicht losreißen von dem öden, reizlosen Fleckchen Erde, das ihm einst das Liebste getragen hatte. Vereinzelte Leute, die ihn sahen, verirrte Wanderer oder einsame Torfstecher, hielten ihn für ein Gespenst oder für einen Verrückten, denn längst war sein Äußeres verwildert, die Wangen bleich und eingefallen, Bart und Haare struppig und wirr, nur die geisterhaft leuchtenden Augen starrten flirrend aus dem kummervollen Gesicht, als suchten sie etwas.

Trotz der strengen Winterkälte blieb er oft ganze Nächte draußen im schwarzen Bruch oder am Raubschloß, und wenn der heulende Heidewind die dichten schwarzen Wolken übers Moor dahinpeitschte, dann hetzte es auch ihn ruhelos davon, als müßte er um die Wette rennen mit dem tobenden Heer des wilden Jägers, das er johlend und schnaubend durch die Lüfte reiten zu hören meinte.

Und kam er einmal nach Hause, verhetzt umd verhungert wie ein gescheuchtes Wild, dann stillte er nur gierig seinen Hunger, aber niemand, selbst nicht die bekümmerte Rottingerin, vermochte ihn festzuhalten oder auch nur ein Wort aus ihm herauszubringen.

Nur einmal, als der beherzte Beesbüttler Pastor ihn am schwarzen Bruch aufsuchte, um ihm den Trost des Evangeliums nahezubringen, da trat er drohend auf den Diener des Herrn zu und schleuderte ihm die trotzige Frage entgegen: „Steht nicht in eurer Bibel: Auge um Auge, Zahn um Zahn?“ Und als der Pastor ihm das verwies mit den Worten: „Nein, mein Sohn, das alte Gesetz hat Jesus Christus ausgelöscht und hat uns gelehrt, unsere Feinde zu lieben und die zu segnen, so uns fluchen“, da stöhnte er jammernd auf, schüttelte wie hilflos das Haupt und sank wiederum brütend in sich zusammen.

* * *

Es ward abermals Frühling im Lande, und auch die karge schwarzbraune Barntweder Heide schmückte sich allenthalben mit ihren hellgrünen Moosen und Flechten, hier und da an den Moorgräben auch mit den schüchternen blauen Enzianen und den gelben Kugeln des Hahnenfußes und der Butterblumen. Die graugrünen Föhren trieben neue Lichtlein empor, die Wacholder putzten sich mit goldigen Spitzen, und die wenigen zarten Birken des großen Walls am Waldrand hängten wieder ihre lichtgrünen Festgirlanden heraus zum Einzug Junker Mais.

Hans Georg freute es nicht; er sah wohl, wie alles erwachte vom langen, bleiernen Winterschlafe, aber die einsame Tote in der stillen Ecke des Quitzdorper Friedhofes, in der die Ehrlosen ruhen, wachte nimmer wieder auf. Auch er sehnte sich stärker denn je nach solcher Ruhe, und doch — er durfte ja nicht schlummern. Noch nicht, denn er hatte noch etwas zu tun auf Erden, etwas Grausiges, etwas Blutiges; aber getan mußte es werden. Das war ihm jetzt offenbar geworden in den sternenklaren Winternächten. Sonst fand der Geist der armen braunen Lene nimmer Ruhe. Und so wartete Hans Georg und wartete geduldig, bis der Flori wieder auf Urlaub heimkommen würde. Und Flori kam, berückend schön und unwiderstehlich wie immer, mit der Fechtlitze und dem Gefreitenknopf geziert. Wieder ging er zum Tanzboden und brach Mädchenknospen wie früher, nur zu seinem verrückten Kleinen im Moore, der ihm ja schon längst kein Geld mehr geschickt hatte, zu dem ging er nicht.

Der Urlaub verlief so glänzend und unterhaltend wie nur je zuvor, und mit stolzer Befriedigung nahm Flori wieder Abschied von dem alten, gebrechlichen Heidekrug.

Der Weg zum Oostrupper Bahnhof führte über die Beeswiesen, dicht am Raubschloß vorbei, einer rings von der Bees umflossenen, nur durch einen schmalen Steg mit dem Lande verbundenen Insel, auf der ehemals im großen Kriege eine befestigte Warte gestanden hatte — diese war freilich längst zerstört oder im morastigen Boden spurlos versunken, nur der Name hatte sich erhalten, ein letztes Zeichen der Erinnerung an die wilden Zeiten des furchtbaren Raubkrieges.

Hier am Raubschloß war es auch gewesen, wo man die Leiche der unglücklichen Lene geländet hatte. Hier hockte auch heute wieder der wahnsinnige Hans Georg in stumpfem Schmerze verloren.

Flori zuckte plötzlich der Gedanke durch den Kopf, seinem Bruder Lebewohl zu sagen, nicht um ihn etwa um Verzeihung zu bitten — nein — halb aus Trotz und halb aus Mitleid, denn wiedersehen würde er den Armen doch schwerlich noch einmal. Also zu ihm! Zwar so ganz behaglich war Flori nicht zumute, aber ein preußischer Kürassier kennt keine Furcht, und dann — irgendetwas trieb, ja zwang ihn dazu.

Hans Georg sah seinen ehemaligen Liebling, seinen Abgott, daherkommen; leicht und elastisch schritt die schlanke, soldatisch aufgerichtete Reckengestalt, den blitzenden Helm auf dem Haupte, die Hand am blanken Pallasch, daher durch die duftenden, sonnenbeschienenen Wiesen, gerade auf ihn zu.

Hans Georg schrak zusammen. Er wußte, daß die Entscheidung nahte, und er erhob sich taumelnd.

Auf dem schwanken Holzstege trafen die Brüder zusammen und maßen sich mit trotzigen, ja drohenden Blicken.

Flori wollte einlenken, als er des Bruders herabgekommene Gestalt erblickte, ja, er bot ihm nun wirklich ergriffen die Hand; dieser aber stieß sie rauh zurück und rief ihm mit heiserer und doch harter Stimme zu: „Lene! Lene!“

Damit sprang er pantergleich auf den überraschten Bruder zu, ein heißes, furchtbares Ringen begann. Flori war der Stärkere, denn Hans Georgs Kräfte waren von dem elenden Leben fast verbraucht, aber der ingrimmige Haß ließ sie noch einmal gefährlich auflodern. Auch hinderten der schwere Pallasch, die hohen Stiefel und die Sporen den Kürassier gar merklich am freien Gebrauch seiner mächtigen Glieder. Nur der Helm war ihm bei dem ersten Anprall stracks vom Haupte gestürzt und schon in den Fluten verschwunden.

Flori blieb besonnen — langsam wich er zurück, nur um den festen Boden wieder zu erreichen; doch als der Bruder es merkte, umfaßte er noch einmal mit letzter, verzweifelter Wut den Leib des riesigen Kürassiers, fest wie mit eisernen Klammern, warf sich mit der ganzen Wucht des eigenen Körpers zur Seite, das schwache Geländer des Steges brach krachend durch, und beide Brüder stürzten hinab in den wirbelnden Strudel des Flusses.

Hochaufspritzend schlugen die schwarzen Fluten zusammen; noch einmal hob sich krampfhaft der weiße Arm des Kürassiers aus den Wellen, ein dumpfer Aufschrei verklang gurgelnd im Wasser, und alles ward still wie zuvor.

* * *

Am andern Tage wurden die Leichen der festverschlungenen Brüder am Beesbüttler Wehr geländet. Weder die längst erstarrten Glieder noch die ineinander verbissenen Leiber waren zu trennen. In einem einzigen Riesensarge mußte man die beiden Rottinger auf dem Quitzdorper Friedhof begraben, abseits, in der Ecke der Ehrlosen, dicht neben dem niedrigen, verwahrlosten Hügel, unter dem die braune Lene der Auferstehung entgegenschlummerte.



März. Nach einem Gemälde von Karl Vinnen.

Zum Ableben des bekannten Künstlers, eines feinsinnigen Schilderers der deutschen Landschaft, dessen Name mit der Worpsweder Künstlerkolonie eng verbunden ist, in München am 16. April. (Porträt siehe S. 391.)

Fünfundzwanzig Jahre drahtlose Telegraphie. / Von O. Nairz.



Heinrich Hertz.



Ferdinand Braun.



Guglielmo Marconi.



Graf Georg v. Arco.

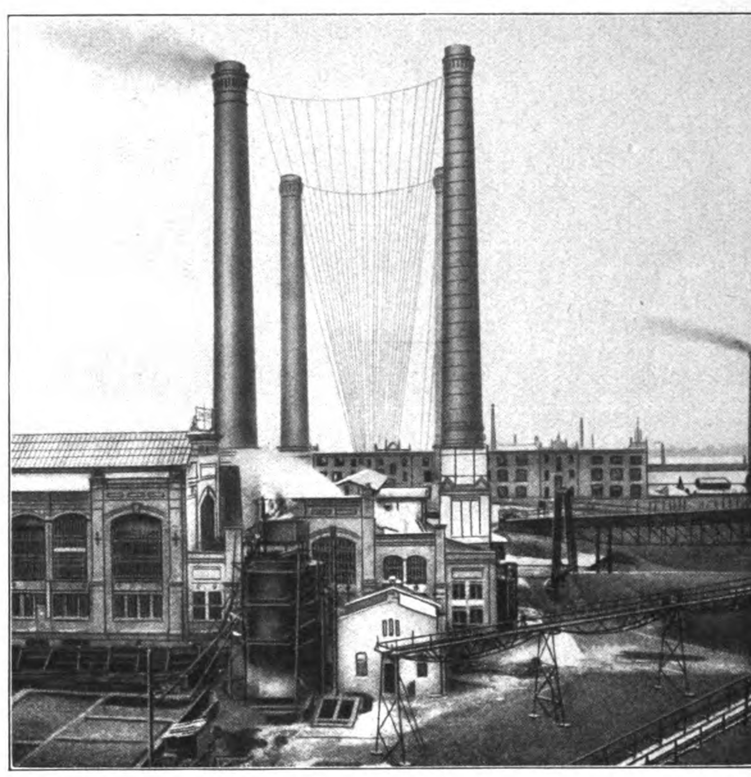


Adolf Slaby.

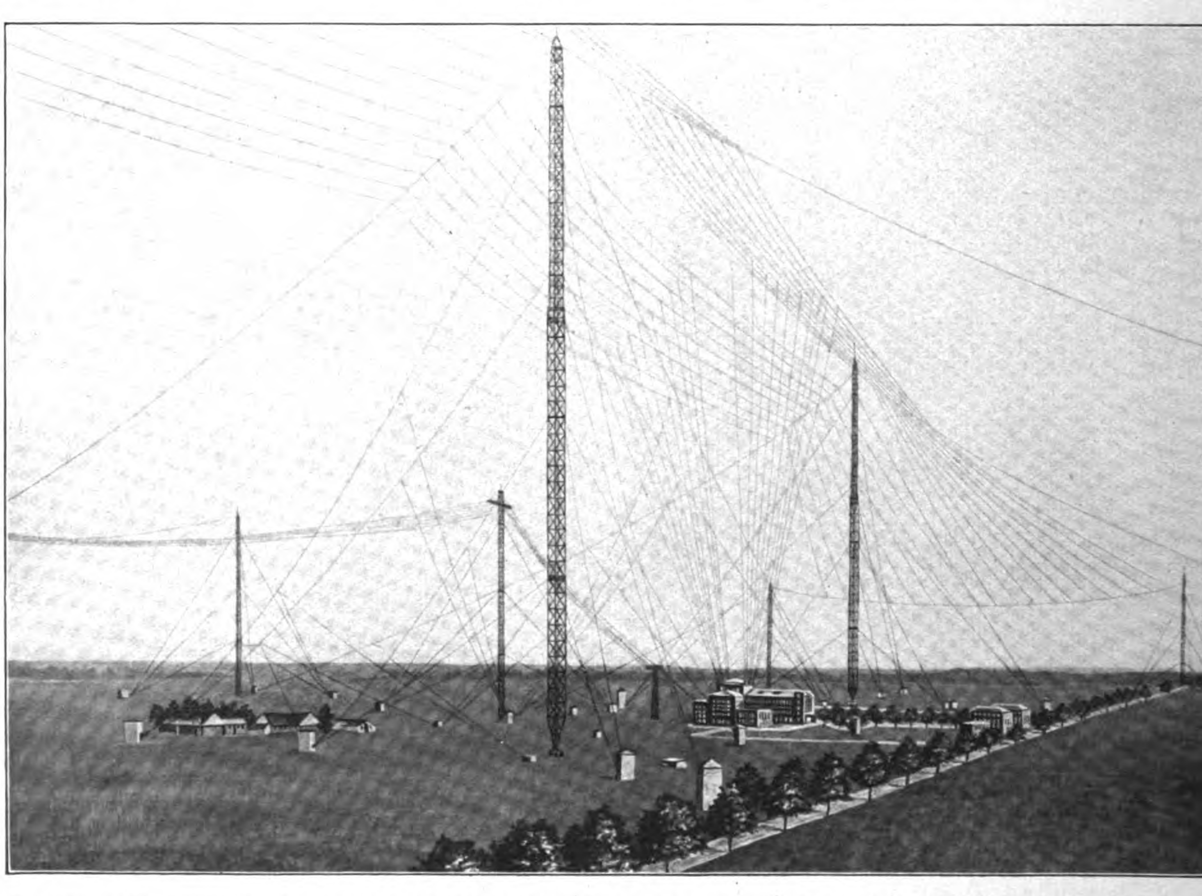
Die Bahnbrecher der drahtlosen Telegraphie.

Als im Winter 1896/97 die Tageszeitungen die Nachricht verbreiteten, daß es Marconi gelungen sei, Telegramme ohne verbindenden Draht zwischen nahe gelegenen Stationen zu übertragen, war die Maxwell-Hertzsche Fernwirkung des elektrischen Funkens erst in die Tat übertragen, die reformierend selbst in die vorhandene alte Telegraphie eingreifen sollte. Marconi war durch Vorlesungen an der Universität Bologna auf dieses interessante Gebiet gekommen und hatte erkannt, daß die Hertzschen Experimentiereinrichtungen einer Vervollkommung bedurften, wenn größere Entfernungen überbrückt werden sollten, an die Hertz selbst nicht geglaubt hat. Sämtliche Bausteine waren vorhanden: der Funke, der außerordentlich schnelle Wechselstrom-Entladungen ermöglichte, und Branlys Fritter als Modifikation des Hertzschen Wellennachweises, der sie anzeigt. Ja, selbst den Auffangedraht hatte Popoff schon hinzugefügt, um das Auftreten von Gewittern in der Ferne nachweisen zu können. Trotzdem war es eine Leistung, deren Verdienst stets mit dem Namen Marconis vereint bleiben wird, diese Bausteine in den Dienst einer praktisch brauchbaren Telegraphie zu stellen und sie durch die Anbringung eines Strahldrahtes, der Antenne, am Sender zu vervollkommnen.

Marconi führte im Mai 1897 der Britischen Telegraphenverwaltung die gelungene drahtlose Verbindung zwischen der Insel Flat Holme im Bristol-Kanal und den Klippen von Lavernock Point über 5 km vor. Damit war eigentlich das Problem der drahtlosen Telegraphie gelöst, dessen Hauptanwendung in der Verbindung solcher Orte zu suchen ist, zwischen denen eine Drahtverbindung entweder nicht gezogen werden kann oder unökonomisch ist. Professor Slaby von der Charlottenburger Technischen Hochschule, der schon nach den ersten Zeitungsnachrichten, die ihm der Kaiser zugesandt hatte, eigene Versuche anstellte, wohnte den Vorführungen in England bei. Begeistert und mit der Erkenntnis nach Deutschland zurückgekehrt, daß Marconi hauptsächlich seine Erfolge den Antennen verdankte, zog Slaby nach den königlichen Besitzungen an der Havel bei Potsdam, wo er zunächst zwischen der Heilandskirche in Sacrow und der Matrosenstation an der Glienicker Brücke seine ersten Versuche im Freien anstellte. Es waren „seine unterhaltendsten und angenehmsten Stunden, im herrlichen Laboratorium der Natur, unter einem fast immer lachenden Himmel in paradiesischer Umgebung“. Diese klassischen Versuche bilden den Ausgangspunkt der deutschen drahtlosen Telegraphie, in deren Dienst sich bald darauf auch der Straßburger Professor Braun stellte. Es entstanden damit zwei deutsche Systeme, deren Leistungen sich im Konkurrenzkampf gegenseitig steigerten und im Jahre 1903 durch die Vereinigung zum weltbekannten Telefunkensystem verschmolzen wurden. — Von einer Abstimmung zwischen Sender und Empfänger, deren Notwendigkeit zwar erkannt wurde, war im ersten Jahre der deutschen Funkentelegraphie noch keine Rede. Trotzdem gelang es Slaby bei diesen Versuchen im Herbst, die er im Verein mit militärischen Behörden machte, unter Benutzung einer von einem Fesselballon der Luftschifferabteilung getragenen 500 m hohen Antenne, für einige Zeit den Weltrekord aufzustellen und zu halten, indem er eine Verbindung zwischen dem Tempelhofer Feld in Berlin und Rangsdorf an der Zossener Bahnstrecke über 21 km herstellte. Zweifellos ist ein großer Teil des Erfolges dem Kaiser zu danken, der sich für diese Versuche besonders deshalb so interessierte, weil er ihre Bedeutung für Heer und Marine erkannt hatte und zugleich die Hoffnung hegte, zu einer vom Ausland unabhängigen deutschen drahtlosen Telegraphie zu gelangen. Professor Slaby zog am 1. November 1897 in einem Vortrag das Fazit seiner Versuche und hielt die „funkentelegraphische Verbindung zwischen Dover und Calais für durchaus möglich“, verhehlte aber nicht die Schwierigkeit der Geheimhaltung von Telegrammen, nicht zuletzt durch die der drahtlosen Telegraphie eigentümliche Zirkularwirkung, nach der der Wortlaut der Depesche nicht nur am Empfänger der Gegenstation aufgenommen, sondern unter Umständen auch zum Gemeingut aller Empfangsstationen wird. Der Sender war damals ein mehr oder weniger hoch in die Luft geführter Draht, der über eine Unterbrechungsstelle, die Funkenstrecke, mit den leitenden Schichten der Erde in Verbindung stand. Ein Funkeninduktor, über eine Morsetaste von einer Akkumulatorenbatterie mit Energie versorgt, lud den Draht auf und gab nach dem Einsetzen des Funkens den außerordentlich schnell schwingenden Wechselstrom in der Antenne, der elektromagnetische Wellen im Raum hervorruft, deren Verwandtschaft mit den Lichtwellen außerordentlich groß ist. Sie unterscheiden sich bekanntlich nur durch die Schwingungszahl von diesen. Diese Wellen breiten sich, gleich den Wasserwellen auf der Oberfläche eines von einem Stein getroffenen Wasserspiegels, mit der ungeheuren Geschwindigkeit des Lichtes von 300000 km in der Sekunde aus. Aber sie wandern nicht nur wie diese völlig geradlinig durch den Raum, sondern schmiegen sich der Krümmung der Erdoberfläche an. Sie treffen gleicherweise eine Station auf einem Luftfahrzeug wie eine solche auf den Antipoden, trotz der Krümmung unserer Erdkugel. Am Empfänger, d. h. an jedem ebenfalls hoch in die Luft sich erhebenden Draht, ja selbst an jedem Blitzableiter, der geerdet ist, rufen die Wellen nach einem Naturgesetz wieder elektrische Wechselströme hervor, deren Stärke ihren Höchstwert erreicht,



Antennenanlage der ersten deutschen „Großstation“ in Berlin-Oberschöneweide im Jahre 1903.



Gesamtanlage der Großstation Nauen, von der Spitze eines Antennenmastes aus gesehen. (Links die Häuser eines Gutshofes, die nicht zur Station gehören.)

wenn die elektrischen Schwingungseigenschaften des Empfängers genau denen des Senders entsprechen, d. h. wenn ihre Schwingungszahl, die in gewisser Beziehung zu der Länge der Wellen steht, durch Abstimmung genau gleichgroß gemacht ist. Natürlich sind es nur winzige Bruchteile der vom Sender ausgehenden Energie, die auch ein abgestimmter Empfänger in größerer Entfernung noch aus dem Raum herausholen kann. Diese schnell schwingenden Wechselströme können nicht ohne weiteres wahrgenommen werden, jedoch Branlys Fritter zeigt sie an und bringt sie, verstärkt durch mechanische Relais, zur Niederschrift auf dem Papierstreifen eines Morseapparates. Ein derartiger, noch höchst unvollkommener Empfänger ist aber zugleich ein Popoff-Gewitter-Fernanzeiger, dessen Zeichen nicht nur an gewitterschwülen Tagen die Lesbarkeit des niedergeschriebenen Funkspruches arg schädigt.

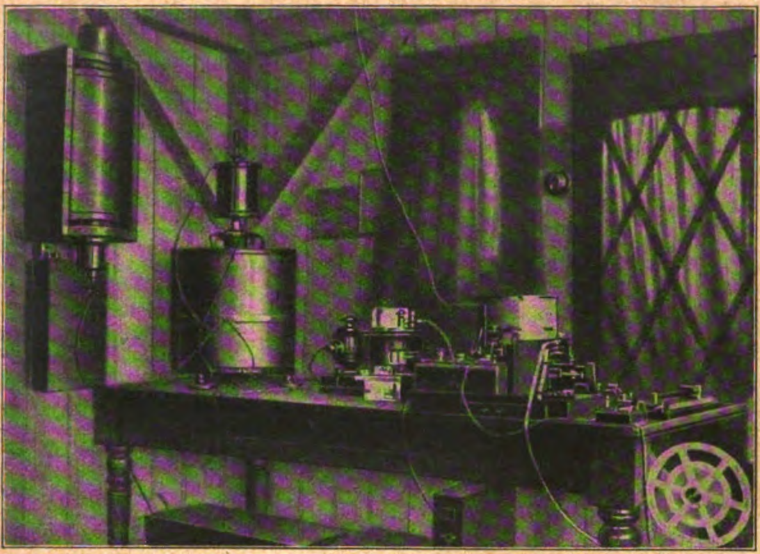


Nauens Gegenstation in Amerika: Telegraphierraum in Neuyork.

Der Fritter ist 1906 endgültig verlassen worden, nachdem man durch Kontaktdetektoren gelernt hatte, die schnellen Wechselströme auf das Zeitmaß der sekundlichen Funkenentladungen am Sender zu vermindern und, einem Telephon zugeführt, als Töne abzuhören. Zur Aufnahme größerer Energie am Sender vermehrte man die Antennendrähte und verwendete nach Professor Brauns Vorschlag (1898) parallel zur Funkenstrecke geschlossene, mit Leidener Flaschen ausgerüstete Schwingungskreise, deren Energieaufnahme einfachen Drähten überlegen ist. Die von Funken erzeugten sogenannten gedämpften Schwingungen gleichen den sichtbaren Bewegungen eines einmal angestoßenen Pendels oder den hörbaren Schwingungen einer Stimmgabel. Die Zeitdauer einer so erzeugten Periode ist begrenzt und unvergleichlich kürzer als die notwendige Dauer der Pausen bis zum nächsten Schwingungsanstoß. Damit ist aber auch die Ausnutzung des Senders schlecht. Die Verbesserungen am Sender bewegten sich nach zwei Richtungen hin, einmal durch Verringerung der Schwingungswiderstände, um die Dauer einer Schwingungsperiode zu erhöhen, und zweitens, um die Pausen zu verkürzen. Die Wiensche Stoßerregung, auf der das System der „Tönenden Löschfunken" (1907) aufgebaut wurde, bedingte den Siegeslauf dieses deutschen Systems, das in der ganzen Welt eingeführt wurde und sich bis heute durch die späteren Verbesserungen vermöge seiner Einfachheit in der Bedienung und Apparatur nicht hat verdrängen lassen. Von den etwa 13500 Schiffsfunkstationen arbeiten mindestens 90 Proz. heute noch nach diesem System. Trotzdem gehört die Zukunft den ungedämpften, d. h. kontinuierlich schwingenden Sendern, und da war es der Däne Poulsen (1906), dem es als ersten gelungen ist, die Pausen zwischen den Schwingungsperioden ganz zum Verschwinden zu bringen. Er benutzte den elektrischen Lichtbogen, der an ein schwingungsfähiges System angeschlossen wird, als Erzeuger der Wellen. Durch ihn war auch zum ersten Male das Problem der drahtlosen Telephonie gelöst, bei der der Antennenstrom, statt durch Morsezeichen unterbrochen zu werden, nach den Sprachlauten schwingt. Damit schwanken die elektromagnetischen Wellen im Raum und die Ströme in der Empfangsantenne sowie im Telephonkreis im selben Rhythmus.

Man glaubte damals, das Ende der Funkentelegraphie herbeigeführt zu haben; es wird aber verbesserten Methoden vorbehalten sein, den Funken ganz zu verdrängen. Insbesondere sind es für die Großstationen die Hochfrequenzmaschinen (1911), mit denen aber die sehr schnell schwingenden Wechselströme, wie sie bisher gebraucht wurden, nicht ohne weiteres erzeugt werden können. Es bedarf besonderer Kunstgriffe zur Vervielfachung der auf maschinellem Wege hergestellten Schwingungszahlen. Groß dimensionierte Antennen von Großstationen brauchen übrigens gar keine so sehr schnellen Schwingungen, denn Antennengröße und Schwingungszahl stehen in einem einfachen Verhältnis.

Zur Aufnahme der von ungedämpften Sendern erzeugten Wellen am Empfänger kann auch der Detektor der Funkentelegraphie nicht mehr verwendet werden. Er wird heute allgemein durch einen wunderbaren Apparat ersetzt, dem es vorbehalten bleibt, den gesamten Betrieb einer drahtlosen Station von Grund aus zu reformieren: die Kathodenröhre (1911). Sie ist der universalste Apparat, den man sich denken kann, indem sie in gleicher Weise die Verstärkungen vorhandener



Inneres einer Funkstation nach Slaby-Arco in Bremerhaven im Jahre 1901.

Empfangsströme bis zum Millionenfachen vorzunehmen gestattet, die schnelle Schwingungen wahrnehmbar macht, wie sie in etwas größerer Ausführungsform sogar zur Erzeugung solcher Schwingungen, ähnlich wie der Lichtbogen, nur viel vollkommener, verwendet werden kann. Ein luftleer gemachtes Glasgefäß enthält zunächst einen Metalldraht, der durch eine besondere Akkumulatorenbatterie bis zur Weißglut erhitzt wird. Von diesem Glühdraht gehen unsichtbare Strahlen aus, die aus mit negativer Elektrizität geladenen Masseteilchen bestehen und einer zweiten Elektrode zufliegen, welche mit dem positiven Pol einer Spannungsquelle verbunden ist, deren negativer am Glühdraht liegt. Auf ihrem Wege in der Röhre passieren sie ein elektrisches Hindernis in der Form eines Gitters, der dritten Elektrode. Wird zwischen dieses Gitter und den Glühfaden eine wechselnde Spannung gelegt, wie sie z. B. am Empfangsapparat durch die ankommenden Empfängerströme dargestellt wird, so werden die Strahlen teils geschwächt, teils verstärkt, aber die Wirkung ist unvergleichlich größer als die Ursache, und man vermag mit einer derartigen Röhre die nicht mehr wahrnehmbaren Empfängerwechselströme auf das Fünfzigfache und bei zwei hintereinander geschalteten Röhren schon auf das Zweitausendfünfhundertfache zu verstärken. Durch mehrere hintereinander geschaltete Röhren ist eine fast unbegrenzte Verstärkungsziffer zu erreichen.

Die Fortschritte, die die Sender im Laufe der Jahre erfuhren, sind gar nicht vergleichbar mit den Verbesserungen, die die Empfänger durch diese Glühkathodenröhren durchgemacht haben. Durch sie sind die großen Reichweiten von heute erst möglich geworden. Benutzt man eine solche Glühkathodenröhre zur Erzeugung von Schwingungen, wie dies 1907 möglich geworden ist, so kann eine viel größere Anzahl von Stationspaaren auf engem Raum gleichzeitig Telegramme wechseln, ohne daß gegenseitige Störungen eintreten. Jedes Stationspaar braucht von den anderen nur eine Schwingung oder Wellendifferenz von 0,5 Proz. zu erhalten. Es darf nämlich nicht vergessen werden, daß sich die drahtlose Telegraphie eigentlich zum Verkehr zweier Stationen bei weitem nicht so eignet wie die Linientelegraphie, da es heute noch nicht möglich ist, mit gerichteten Strahlen, ähnlich jenen eines Scheinwerfers, zu arbeiten. Die elektrischen wie die Lichtstrahlen verbreiten sich ja gleichmäßig über den Raum. In der Ausnutzung der Zirkularwirkung dagegen ist die drahtlose Telegraphie ihrer älteren Schwester konkurrenzlos überlegen.

Im Laufe der Jahre (1916) ist es möglich gewesen, einzig die Empfangstenne für gerichtete Wirkung zu bauen, indem man von der gewöhnlichen Antennenform zu der eines Rahmens mit vielen Wicklungen überging. Eine solche Antenne, die nach ihrem Entdecker die Braunsche Rahmentenne heißt, nimmt nur Wellen auf, wenn sie mehr oder weniger in der Rahmenebene eintreffen, dagegen nicht, wenn die Wellenrichtung auf der Rahmenebene senkrecht steht. Durch diese Eigenschaft der Rahmenantenne ist auch der sogenannte Duplexverkehr ermöglicht worden, bei dem, wenigstens für Großstationen, eine Trennung zwischen der Sende- und der Empfangsstation vorgenommen wird, um eine bessere Ausnutzung des Anlage- und des Betriebskapitals zu ermöglichen. Der Sender vermag dann den ganzen Tag zu senden und der Empfänger gleichzeitig die vollen 24 Stunden zum Empfang auszunutzen. Immerhin müssen Sender und Empfänger, die zu einer Station gehören, einige Kilometer voneinander entfernt sein, weil ja die von der eigenen Senderantenne ausgestrahlte Energie immer noch viele Millionen mal stärker ist als die Energie der mehrere 1000 km entfernten Gegenstation.

Die Reichweite einer Großstation wie der Nauens geht weit über das hinaus, was Professor Slaby vor 25 Jahren als möglich hielt: Die Wellen von Nauen sind heute auf jedem Punkt des Erdballes, selbst unter Benutzung kleiner Rahmenantennen, aufnehmbar. Ja, es kann sogar festgestellt werden, welchen Weg über die Erde diese Wellen eingeschlagen haben, um zur Empfangsstation zu gelangen. Die drahtlose Telegraphie ist heute sogar so weit, daß man nicht nur aus der Not eine Tugend macht, wenn man sagt, daß sie im Überseeverkehr den Kabeln, die wir durch den Weltkrieg und seine Folgen verloren haben, überlegen ist. Die Wörterleistung eines Kabels beträgt zur Zeit nur etwa 35 in der Minute. Auf drahtlosem Wege liegt bereits eine Telegraphiergeschwindigkeit von nahezu 100 Wörtern in der Minute vor, die während der günstigsten Tagesstunden sicher bald weitergesteigert werden kann. Der Verkehr der beiden deutschen Großstationen Nauen und Eilvese hat die erste Million gebührenpflichtiger Wörter für einen Monat schon überschritten. Viele Telegramme richten sich dabei an mehrere Empfänger, z. B. an die Schiffe auf dem Ozean, die außer mit politischen und wirtschaftlichen Nachrichten mit Wetterberichten und dem Zeitsignal bedient werden.



Kleine transportable Rahmenempfangseinrichtung für drahtlose Telegraphie und Telephonie.

Aus Wissenschaft und Technik.

Zimmerpflanzenkultur. Es ist eine betrübende Tatsache, daß trotz sorgsamer Pflege nur verschwindend wenige Pflanzenarten in der Zimmerluft der Großstädte gedeihen. Kleine Blätter mit krankhaftem Blattgrün, kümmerliche oder ganz unterdrückte Blütenbildung sind hervorstechende Züge dieser sogenannten „Stubenpflanzen". Der freudige, kraftstrotzende Habitus der Freiland- bzw. Gewächshauskultur ist im Zimmer niemals zu erzielen. Nur Pflanzen mit harten, lederartigen Blättern, sogenannte Xerophyten, wie Aspidistra, Aucuba, Euvonymus, Ficus, Laurus, Myrtus, oder solche mit „fleischigem" Blatthabitus, sogenannte Sukkulenten, wie Mesembryantemum, Opuntia, Sedum, Aloe, widerstehen den schadenbringenden Zimmereinflüssen. Am besten entwickeln sich Zimmerpflanzen, sachgemäße Pflege vorausgesetzt, in nach Süden oder nach Westen gelegenen Schlafzimmern, auch in Küchenfenstern, weil in diesen Räumen lange Zeit des Tages die Fenster geöffnet sind. Diese Beobachtung deutet darauf hin, daß die Ursache des Kümmertums in der Beschaffenheit der Zimmerluft zu suchen ist. Manche Forscher machen die chemische Zusammensetzung des Zimmerluftgemenges für das krankhafte Aussehen der Topfpflanzen verantwortlich. Diese Anschauung wird jedoch widerlegt durch die Tatsache, daß in der Klassenzimmerluft der Schulen mit ihrem starken Sauerstoffverbrauch und ihrer Anreicherung von Kohlensäure Zimmerpflanzen sich gewöhnlich sehr gut entwickeln. Andere Forscher schieben der Vergiftung der Zimmerluft durch Leuchtgas und seinen Bemischungen an schwefeliger Säure u. a. die Hauptschuld zu. Man weiß, schon nach einer Woche ist bei abgestelltem Haupthahn die Gasleitung fast leuchtgasleer, aber mit atmosphärischer Luft gefüllt. Durch die Gashähne diffundiert Leuchtgas in die Zimmer. In welch minimaler Menge Leuchtgas, schwefelige Säure, selbst Tabaksrauch auf Keimlinge tötend wirkt, haben die schönen Untersuchungen von Molisch gelehrt. Allein auch in Zimmern, die nur elektrisch beleuchtet werden, erkranken die Zimmerpflanzen. Deshalb behauptet Sorauer, ohne jedoch experimentelle Beweise hierfür erbracht zu haben, die Ursache des kümmerlichen Gedeihens liege in der zu niederen Wasserdampfspannung der Zimmerluft. In der Tat liegt die Vermutung nahe, daß hiermit der ausschlaggebende Faktor getroffen ist. Zwischen Doppelfenstern mit ihrem lebhaften Luft- und Feuchtigkeitsaustausch, in besetzten Klassenzimmern mit ihrer Anreicherung von Kohlensäure, die nach Fischer die Produktion organischer Substanz fördert, mit ihrer Anreicherung an ausgeatmetem Wasserdampf, hinter den einfachen Fenstern der Dorfbewohner gedeihen Zimmerpflanzen recht gut. Experimentelle Feststellungen über den Wasserdampfgehalt der Zimmer- und Straßenluft mußten Aufschluß geben über diese für das Leben der Pflanze so maßgebende Lebensbedingung. Die Luftfeuchtigkeit im Zimmer und auf der Straße wurde abends 6 Uhr psychrometrisch gemessen mit Berücksichtigung aller Fehlerquellen für stehende und bewegte Luft. Die täglichen Notierungen begannen im Januar 1916 und wurden Ende Juni abgebrochen. Die nachfolgende Tabelle gibt den mittleren Feuchtigkeitsgehalt bei den Ablesungen in Prozenten:

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni
Zimmerluft:	57 Proz.	51 Proz.	58 Proz.	60 Proz.	62 Proz.	65 Proz.
Straßenluft:	76 „	73 „	73 „	78 „	80 „	83 „

Wir erkennen, daß zwischen Zimmerluft- und Straßenluftfeuchtigkeit ein Unterschied von durchschnittlich 20 Proz. besteht, und daß besonders in den Wintermonaten Januar und Februar die Zimmerluft kaum halb mit Feuchtigkeit gesättigt ist, während die Straßenluft Dreiviertel-Sättigung aufweist. Diese Untersuchungen wurden in einem Zimmer ausgeführt, dessen Temperatur im Januar und Februar nicht unter + 15° C fiel. In einem anderen Raume, dessen Luftfeuchtigkeit künstlich auf 80 bis 85 Proz. gehalten wurde, gediehen trotz der Gasbeleuchtung Primeln, Alpenveilchen, Cinnerarien, Begonien vortrefflich. Da die relative Feuchtigkeit der Luft eine Funktion der Temperatur ist, so kann man verstehen, daß im geheizten Zimmer Topfgewächse im Winter einer Wüstentemperatur ausgesetzt sind: hohe Wärme, verbunden mit großer Trockenheit der Luft. Natürlich schwankt der Feuchtigkeitsgehalt der Straßenluft innerhalb des Tages. Allein im Stadtklima sind die täglichen Schwankungen nicht so weitgehend wie auf dem freien Lande. So fiel beispielsweise in dem Leipziger Botanischen Garten mit steigender Temperatur die relative Feuchtigkeit bis auf 45 Proz., um allmählich gegen Abend den Wert von 95 Proz. zu erreichen. Da nun aber das Wachstum der Pflanzen in der Hauptsache während der Nacht sich vollzieht, so ist klar, daß ein geringer Feuchtigkeitsgehalt der Luft entwicklungshemmend wirken muß. Die herrlichsten Zimmerpflanzen sieht man deshalb in den Wohnungen der See- und Gebirgsbewohner.

Dr. B. Stange.

Kokainsucht in Italien, Frankreich und Amerika. In Nr. 4004 vom 25. März 1920 hatten wir auf die Zunahme des Kokainismus in Deutschland, namentlich in den Großstädten, in der Zeit nach dem Kriege hingewiesen. Während des Krieges, im Feld und in der Etappe, wo das Verlangen nach betäubenden Genußmitteln groß war, kamen viele Leute zur Kokaingewöhnung, die sonst zweifellos ihr ganzes Leben sich nicht damit befaßt hätten. Sie brachten die Kenntnis des verderblichen, in kurzer Zeit zum Tode führenden Lasters nach Deutschland mit und gaben dort Anstoß zu weiterer Verbreitung. Aber in gleicher Weise wie Deutschland sind auch die anderen am Krieg beteiligten Länder von der Ausbreitung der Morphium- und der Kokainsucht betroffen. Veröffentlichungen in den Zeitungen und den medizinischen Zeitschriften aller Länder zeigen die gleichen Verhältnisse auf; gleiche Gründe haben in den verschiedensten Ländern die gleichen Verhältnisse geschaffen. Aus Österreich und Ungarn liegen Schilderungen über den Mißbrauch mit Kokain vor. In Belgien erforderten die dort herrschenden Zustände eine neue königliche Verordnung, die den Handel mit Kokain, Morphium und Morphiumabkömmlingen in zielbewußter Weise zu regeln versucht. In Italien hat, neueren Berichten zufolge, der Mißbrauch von Kokain und Morphium große Verbreitung genommen. Professor Tirelli (Turin) hat ausführlich über eine beträchtliche Anzahl selbstbeobachteter Fälle berichtet. Er weist darauf hin, daß die Kokainsucht in Italien sich besonderer Verbreitung in vornehmen Kreisen erfreut. Er berichtet auch über die Wahrnehmung, daß in Mädcheninstituten die Anwesenheit einer einzigen Kokainistin hinreichte, um — wenigstens vorübergehend — alle Mädchen anzustecken, d. h. zu Mißbrauch des Kokains zu verleiten. — Auch in Paris spielt der Kokainmißbrauch eine große Rolle; dort blüht im verborgenen ein schwunghafter Kokainhandel. Neuere Veröffentlichungen in französischen und amerikanischen Zeitschriften weisen darauf wieder hin. Paris bildet den Mittelpunkt des ganzen französischen Kokainhandels, des Handels mit „Coco", wie es gewöhnlich bezeichnet wird. Das Hauptquartier des Kokainhandels bildet der Bezirk Montmartre, wo die Droge in Kabaretten und Tanzpalästen hausiert wird. Im Quartier Latin treibt die künstlerische und studentische Jugend eine Art Sport damit, ohne sich der zu erwartenden verderblichen Folgen bewußt zu sein. Häufig wird das Kokain als „Tollheitspulver" bezeichnet. Der gewohnheitsmäßige Mißbrauch wird in der Regel in größerem Kreise durchgeführt. Jede List erscheint erlaubt, um eine Entdeckung zu vermeiden. Auf einem Versteck, in dem sich für Tausende von Mark Kokain befindet, hat beispielsweise eine Katze ihren gewöhnlichen Ruheplatz. Ein Musikant, der mit einer Mandoline singend und spielend umherzieht, besucht eine Bar nach der andern, sammelt durch seinen Gesang eine größere Menschenmenge um sich, nimmt dann die Droge aus seinem Instrument, wo er sie verborgen hält, heraus und bietet sie den Zuhörern zum Verkauf an. Von überallher kommt das Kokain nach Paris. Amerikanische Soldaten, die es in den besetzten Gebieten gekauft haben, bringen es auf einem Urlaub mit nach Paris. Flieger verschaffen sich große Mengen des Mittels in anderen Ländern und schaffen es im Flugzeug über die Grenze. Schmuggler bringen es aus Belgien, Spanien usw. herbei. Alle möglichen und un-

möglichen Leute nehmen an dem Kokainhandel teil, so besonders die Einkäufer von Apotheken, natürlich auf ihre eigene Rechnung. Dabei wird es nicht selten erforderlich, Schriftstücke zu fälschen, aber das spielt keine Rolle. Denn der Gewinn ist groß: Kokain, das etwa in Deutschland zu dem hier schon sehr hohen Preis aufgekauft worden ist, kommt in Paris zum Teil mit einem Aufschlag von 2500 Prozent zum Verkauf. — Derartige Dinge bleiben nie auf einzelne Länder beschränkt, und so ist es nicht weiter verwunderlich, daß nach den allerneuesten Berichten auch in den Vereinigten Staaten von Amerika, namentlich in Neuyork, der Mißbrauch von Kokain, Morphium, Opium und Heroin (einem Morphiumabkömmling) zunehmende Verbreitung erfährt. Die durch den Mißbrauch dieser Gifte hervorgerufenen Todesfälle haben sich in den letzten Jahren vermehrt. Dr. W. Schweisheimer.

Eine neue Gewittertheorie. Über die Ursache der Gewitterelektrizität ist bisher noch keine endgültige Klarheit geschaffen worden. Mehrere Theorien bestehen nebeneinander. Eine besonders von Lenard vertretene Anschauung geht von der sogenannten „Wasserfallelektrizität“ aus. Trifft ein Wasserstrahl auf eine Unterlage, so entsteht bei dem Zerplatzen der Wassertropfen eine Scheidung der Elektrizität, die zur Folge hat, daß die umgebende Luft negativ aufgeladen wird, während die positive Ladung im Wasser bleibt. Diese auf Wasserzerstäubung beruhende Trennung von Elektrizitätsmengen hat man schon früh für eine Gewittertheorie dienstbar zu machen versucht. In den Gewittern bestehen bekanntlich starke aufsteigende Luftströme, in denen die Regentropfen zum Teil in ganz erhebliche Höhen emporgerissen werden. Es fragte sich nur, wie in diesen starken vertikalen Luftströmen ein dem Wasserfalleffekt analoger Effekt auftreten könnte. Der Nachweis dafür ist jetzt Lenard und seinem Schüler Hochschwender gelungen. Der Letztgenannte untersuchte im Laboratorium das Verhalten von Tropfen, die von einem starken Luftstrom emporgerissen wurden, und fand die bemerkenswerte Erscheinung, daß die Tropfen in einer sehr eigenartigen Weise durch Luftströme zerblasen wurden. Der Wassertropfen wird nämlich durch den Luftstrom von unten her hutartig ausgehöhlt und dann von innen heraus zerblasen, wobei sein oberer Teil auf Augenblicke sich in eine dünne Haut verwandelt. Diese wird kurz darauf durch den Luftstrom durchlöchert und in eine große Zahl kleinster Tröpfchen zerrissen, während vom Rande größere Tropfenteile übrigbleiben. Bei diesem Vorgang findet eine sehr wirksame Trennung der Elektrizitäten statt. In den feinsten Tröpfchen sitzt negative Elektrizität, in den großen Resten positive Elektrizität. Geht dieser Vorgang im aufsteigenden Luftstrom vor sich, so werden die feinen negativ geladenen Wassertröpfchen in große Höhen fortgeführt, und die schweren, positiv geladenen Teile bleiben in geringen Höhen oder fallen herab. So entsteht die Scheidung der Elektrizitäten, die die Ursache für das Zustandekommen der Blitze sind. Der besondere Mechanismus des Zerblasens der Tropfen findet nicht im gleichmäßigen Luftstrom, sondern nur dann statt, wenn plötzliche Schwankungen im Luftstrom einsetzen. Dann werden die Tropfen eben von unten her durch den schneller eilenden Luftstrom in der geschilderten Weise ausgewölbt und zerblasen. Solche Änderungen der Luftgeschwindigkeit sind beim Gewitter vielfach vorhanden. Die erforderlichen Geschwindigkeiten und die erforderlichen Tropfengrößen sind von der Größenordnung, wie sie in der Natur wirklich vorkommen, so daß die auf der „Wasserfallelektrizität“ beruhende Gewittertheorie durch die neu beobachtete Erscheinung eine feste Stütze erhält. Ludwig Thor.

Die Erhitzung der Kleidung durch die Sonnenstrahlung ist in Khartum in Oberägypten untersucht worden. Es wurden verschiedene Stoffe und von verschiedenem Gewebe geprüft, und dabei ergab sich auffallenderweise, daß das Khaki schlecht abschnitt, obwohl man diesen Stoff doch gerade für die Tropen zu empfehlen pflegt. Weißer Drell erhitzte sich in der Sonne um 11° C über die in der Luft herrschende Temperatur, dünner Khakidrell aber um 29° und dicker sogar um 33°, während schwarze Baumwolle um nicht viel mehr, nämlich um 41°, heißer war als die Luft. Hinsichtlich der Durchlässigkeit bildet weißer Kaliko den am meisten befriedigenden Stoff. Khaki hat ja eine nützliche Farbe, wo es auf Haltbarkeit und schlechte Erkennbarkeit im Freien ankommt, aber vom gesundheitlichen Standpunkt aus kann es nicht empfohlen werden, und Khakiuniformen verursachen ein unnötiges Unbehagen. Für Wände und Dächer erweist sich in den Tropen ein Kalkanstrich als am besten, doch ist auch Zinkweiß nahezu ebenso gut. Prof. Dr. C. Kaßner.

Aufgaben der Eisenforschung. Die deutsche Eisenindustrie hat in Düsseldorf ein neues Institut für Eisenforschung eröffnet, bei dessen Begründung sie von der sehr richtigen Erwägung ausging, daß gerade die Eisen verarbeitenden Industriezweige ihre hauptsächlichste Förderung durch rein wissenschaftliche Arbeiten erfahren haben. Es sei in dieser Hinsicht nur daran erinnert, daß vor allem der Stahl ein geradezu unberechenbarer Geselle ist, dessen Verhalten sich früher überhaupt nicht vorausbestimmen ließ. Da sprang z. B. von tausend genau in gleicher Weise hergestellten Uhrfedern eine einzige, während andere jahrzehntelang unverändert blieben. Hunderte von Schiffswellen hielten allen Beanspruchungen stand, eine aber, die auf Grund der gleichen Erfahrungen angefertigt worden war, zerbrach schon nach kurzer Zeit. Woher kam das? Der Stahl zeigte in allen diesen Fällen genau gleiche chemische Zusammensetzung und das gleiche physikalische Verhalten. Erst als man mit Hilfe besonderer Verfahren und besonders gebauter Mikroskope seine kristallinische Struktur näher durchforschte, lüftete sich das Geheimnis. Eine neue Wissenschaft, die „Mikrographie“ erstand, und sie wird auch im neuen Eisenforschungsinstitut mit an erster Stelle ihre Pflege finden müssen, dürfte doch gerade das Eindringen in die Kristallstruktur der einzelnen Eisensorten noch so manchen wertvollen Aufschluß geben. Dann wird es sich angesichts der gegenwärtigen Lage Deutschlands darum handeln, Verfahren zu finden bzw. zu verbessern, um einheimische, bisher als minderwertig betrachtete Eisenerze in weitestem Umfange der Verhüttung zuzuführen. Die Untersuchung der in den Hüttenwerken zur Verwendung kommenden Brennstoffe und Zuschläge wird einen weiten Raum in den Aufgaben dieses Instituts einnehmen. Zahlreiche Apparate, die zur Messung der Temperaturen in Eisenöfen dienen, und die bei Glüh- und Härteprozessen Verwendung finden, werden zu prüfen sein. Der Härteprozeß selbst, bei dem aus weichem Eisen harter Stahl gemacht wird, bedarf noch in vielen Punkten der Aufklärung. Ein ausgedehntes Feld der Betätigung stellt auch das große Gebiet der Eisenlegierungen dar, deren Zahl sich gerade in jüngster Zeit sehr vermehrt hat und in ständigem Wachsen begriffen ist, und von denen viele insbesondere als Werkzeugstähle ausgedehnte Verwendung finden, zeichnen sie sich doch vor allem durch eine ganz beträchtliche Härte aus. Es ist zu hoffen, daß die Tätigkeit des neuen Instituts der gesamten deutschen Eisen erzeugenden und verarbeitenden Industrie zum Segen gereicht. Dr. Albert Neuburger.

Für die Frauenwelt.

Von der Herkunft unserer Spitzen. Die Herkunft der Spitze, unseres zartesten und schönsten Kleiderschmucks, ist eigentlich in ein gewisses Dunkel gehüllt. Und das ist merkwürdig, weil die Geschichte der Spitze durchaus nicht in altersgraue Fernen zurückreicht, sondern eine Zeit umfaßt, von deren Kultur wir recht gut unterrichtet sind. Die erste Erwähnung einer Spitze findet sich in einem im Jahre 1390 ausgestellten Vertrag der Stadt Brügge mit England. Aber aus diesem Vertrag geht nicht hervor, welcher Art diese Spitzen waren, und um eine Spitze im heutigen Sinne kann es sich auch nicht gehandelt haben, da um diese Zeit noch keine Art der Spitzentechnik bekannt war. Was man damals Spitzen nannte, waren durchweg gestickte oder genähte Zackenborten oder Leinendurchbrucharbeiten — ein Musterbuch für solche Durchbrucharbeiten aus dem Jahre 1527 zeigt z. B. ganz reizende Muster — und die, gut ausgeführt, auch spitzenähnlich aussahen. Um so mehr, als man in Italien, besonders in Venedig, diese Zackenbesätze späterhin sehr künstlerisch bestickte, so daß sie in den ersten Moden der Renaissance schließlich eine ziemlich wichtige Rolle spielten. Allein, wie gesagt, als Spitze kann man diese Nähzacken noch nicht bezeichnen, denn die erste Spitzentechnik, die uns eine künstlerisch vollendete Spitze brachte, nämlich die Klöppeltechnik, tauchte erst später, und zwar erst gegen das Ende des 15. Jahrhunderts auf. Genaues wissen wir über die erste Entstehung der echten Klöppelspitze nicht. Aber man kann annehmen, daß sie sich allmählich aus der gerade im 15. Jahrhundert hochentwickelten Fransenknüpferei herausgebildet hat, aus der Technik, aus nebeneinanderliegenden Fäden durch Verschlingungen und Verknüpfen ein schönes, einfache Ornamente bildendes Flechtwerk herzustellen. Zum ersten Male finden wir, wie die jüngsten Forschungen Dregers ergaben, eine Klöppelspitze in einem Teilungsvertrag genannt, der im Jahre 1493 in Mailand zwischen zwei Schwestern aus dem Hause Sforza-Visconti abgeschlossen wurde. Und da die erste bildliche Darstellung einer Spitzenklöpplerin — auf einem Gemälde von Quentin Messys — aus dem Jahre 1495 stammt, kann angenommen werden, daß um diese Zeit die Klöppeltechnik ihre ersten Anfänge nahm. So ist denn also die Klöppelspitze die älteste unserer Spitzen und vermutlich in Italien erfunden worden. Im Jahre 1500 malt Vittore Carpaccio auf dem Bildnis einer vornehmen Dame schon eine sehr schöne Klöppelspitze, die den Ärmelrand ziert, und 1561 erscheint in Zürich dann das erste Musterbuch für „Dentelschnüre", wie man die vielfach noch einsatzähnlichen Klöppelspitzen damals nannte. Und nun wurde die Klöppelspitze mit einmal Mode. In Italien wurden die Klöppelmuster immer kunstvoller und komplizierter; es entstanden die sogenannten Spinnwebmuster und aus ihnen schließlich die wundervolle Reticellaspitze. Auch in den Niederlanden wurde die Kunst des Spitzenklöppelns technisch verbessert und vervollkommnet, und bald gelangte sie auch nach Deutschland, wo als erste deutsche Frau Barbara Uttmann das Spitzenklöppeln in Annaberg im sächsischen Erzgebirge lehrte und dadurch ihrer Heimat eine edle und schöne Verdienstmöglichkeit schuf. In früherer Zeit wurde Barbara Uttmann von vielen für die Erfinderin des Spitzenklöppelns gehalten, aber dafür hat sich die tüchtige Frau niemals ausgegeben; sie berichtete vielmehr ganz aufrichtig, das Klöppeln von einer Brabanterin gelernt zu haben. Übrigens waren ihre Spitzen auch noch sehr einfach und fast durchweg als mehr oder weniger schmale Einsätze gearbeitet, wie denn überhaupt die deutsche Klöppelspitze im allgemeinen damals noch etwas primitiv war und selbst im Jahre 1718 noch die Spitzenweber Nürnbergs zu den Posamentierern gezählt wurden. Erst später wird auch die deutsche Klöppelspitze veredelt. Nunmehr erstehen aber auch in Deutschland Klöppelspitzen von einer Schönheit, die jeden Vergleich mit der italienischen und niederländischen Spitze aushalten können. Im 17. Jahrhundert tauchte dann die Nähspitze, und zwar wieder von Italien ausgehend, auf und wird zur beliebtesten Mode des Barocks und ihre Herstellung zur Lieblingsbeschäftigung der vornehmen Dame. Aber so wenig wir wissen, wer die erste Klöppelspitze anfertigte, so wenig wissen wir, von wem die erste Nähspitze stammt. Und so sind wir denn über die erste und eigentliche Herkunft unserer Spitzen noch immer in einer seltsamen Unklarheit. Wir können annehmen und vermuten und Zusammenhänge geltend machen, aber die Namen der Menschen, die als die ersten diese schöne Kunst schufen, sind uns bis heute verborgen geblieben.

M. A. v. Lütgendorff.

Badekostüme. Das Kunstgewerbe hat sich nun in der Mode so ziemlich zurechtgefunden. Man erfindet und arbeitet nun auf allen Modegebieten und streift die Note allzu großer Kunst ab, um sich um so mehr mit der Mode zu verbinden. Und das ist gut, denn so entstehen allerlei originelle Dinge, die der Schönheit der Frauen zugute kommen. Für den Strand wird gestrickt und gebatikt in den buntesten Farbentönen, die zu Ehren der Sonne am Strande stets willkommen sind. Bademäntel, in breiten abstechenden Farben gestrickt, mit Kragenkapuze geschmückt und weiten, breiten Taschen versehen, sind die neuesten Modelle. Unten ein strammes Trikot, darüber zum Spazierengehen im weichen Sand ein reizendes Strandkostüm. Zum Sonnenbad gehört heuer ein allerliebster gebatikter Strandanzug, der, plissiert und in Zacken gearbeitet, eine sehr reizvolle Badetoilette abgibt. Die Badeschuhe und das kokette Tuch sind beide ebenfalls aus dem leichten gebatikten Seidenstoff gemacht, der, in der Taille gegürtet, bald in Hell, bald in Dunkel, sehr hübsch aussieht. Nebst den Strandkostümen gibt es auch noch Turnkostüme für Freiluftbäder, die, da sie mit Wasser gar nichts zu tun haben, sich schon etwas prunkvoller geben können. Seide mit breiten broschierten Borten und ein etwas modischer Gürtel, der mit dem Band im Haar harmoniert, gehört da zum Schick. Auch hier kann die Kunstgewerblerin sich ausleben und Modelle schaffen, welche, da sie neu in der Mode sind, aparte Nuancen zeigen, denen man vielleicht in kurzer Zeit wieder in der Kleidermode begegnen dürfte.

Claire Patek.

Literatur und Kunst.

Moderne spanische Malerei. (Zu der doppelseitigen Bildertafel.) Als Goya 1828 stirbt, erlischt in Spaniens Malerei das künstlerische Genie. Ein Können bleibt zurück, das einzelne bedeutsame Leistungen schafft, aber es entsteht kein Werk, das sich ebenbürtig den großen Ahnen spanischer Kunst zur Seite stellen kann. Es überrascht, zu sehen, wie gering der Einfluß ist, den Goya selbst in seinem Lande ausübt, er, der die Maler Frankreichs bald entscheidend anregen wird. Spanien folgt fremden Stimmungen, die nicht geeignet sind, seine besondere Eigenart zu wecken und zu frischem Blühen zu bringen. Es ergibt sich einer Historienmalerei, die sowohl klassizistischen als auch romantischen Bedürfnissen gerecht wird. Wir kennen diese Art der Malerei auch in dem übrigen Europa, in Deutschland vertritt sie Kaulbach oder Piloty, Spanien aber betreibt sie in einem Umfang und in einer Dauer, daß es jedem andern Land schwer werden dürfte, mit ihm auf diesem Gebiet zu konkurrieren. Das Museo de Arte Moderno in Madrid zeigt charakteristische Proben dieser Kunst, die in allen Einzelheiten gut ist, in der Technik oft Bemerkenswertes leistet, im ganzen aber vielfach leer und unkünstlerisch erscheint. Dabei ist auffallend, wie wenig national diese Malereien wirken, die doch alle der nationalen Geschichte Spaniens entnommen sind. Die berühmtesten Beispiele haben wir in Rosales' Werk: „Das Testament Isabellas der Katholischen", das uns die große Königin im Sterben vorführt, und in Pradillas bekanntem Gemälde von Johanna der Wahnsinnigen, die die Leiche ihres Gatten begleitet. Beide Bilder sind trefflich gemalt, im ganzen aber krankt diese Kunst, wie gesagt, am Akademismus, und trotz des sentimental-romantischen Empfindens fehlt ein starker Eindruck, ein voller kräftiger Ton. Auffallend lange hat sich der Geschmack für diese erzählende Kunst erhalten; er biegt sich indessen mit der Zeit von den einmaligen geschichtlichen Momenten, die fatalerweise immer eine Erklärung fordern, um zur Darstellung von Szenen aus dem Volksleben, die ohne weiteres verständlich sind, und die mehr Eigenes, Persönliches zum Ausdruck kommen lassen. Hierher gehören von den Bildern jüngster Zeit etwa Salaverrias Fronleichnamsprozession, ein Bild das jetzt auch im Museo de Arte Moderno in Madrid hängt. In der Darstellung der Köpfe dieser Dorfbewohner, die nichts kennen als blinde Hingebung an die Kirche, feiert der spanische Realismus seinen Triumph, aber wie immer in Spanien spielt daneben gleich ein übersinnlicher Zug hinein. Wie sich die goldleuchtenden Gewänder der Priester hier von der harten schwarzen Kleidung der Bauern abheben, das erweckt den Eindruck, als wären sie vom Glanz der Hostie überstrahlt. José Villegas gibt dann heitere Bilder aus dem Volksleben in seinen Zigeunerszenen, die auch schon in den Farben bunt und lustig sind und südliches bewegtes Leben spiegeln.

Zu dieser Malerei trat dann ganz stark der Einfluß des französischen Impressionismus, des Feindes dieser reinen Inhaltsbilder. Er machte sich zunächst im Osten und Norden Spaniens geltend, hat sich aber bald alle Kreise spanischer Kunst erobert. Durch ihn sind Künstler geweckt, die Großes und Eigenes geben konnten; hier ist an erster Stelle Joaquin Sorolla zu nennen, der Valencianer, der vielleicht der größte moderne Maler Spaniens und sicher einer der bedeutendsten Vertreter des Impressionismus in Europa ist. Er erzählt nur wenig in seinen Bildern, und wenn er es tut, geschieht es ohne jedes Pathos, meist aber zeigt er nur Ausschnitte der Natur, erfüllt von Luft und Sonnenschein. Mit Vorliebe malt er das blaue Meer, das in der Sonne leuchtet, den hellen glitzernden Strand und Menschen, die ganz umwoben sind von Licht und Sonne. Er geht aus vom französischen Impressionismus, aber wie die Sonne Spaniens anders leuchtet und brennt als jene Frankreichs, so zeigt er statt der zarten duftigen Töne kräftigere, sattere Farben; sein Pinselstrich wirkt breiter und energischer. Er bringt das impressionistische Sehen zur Herrschaft in Spanien, das nun auch in die Inhaltsbilder eindringt. Man vergleiche z. B. das Gemälde von Murillo Rams: „Nach der Taufe", und sehe, wie die Gesichter dort fast nur aus den Gegensätzen zwischen Hell und Dunkel bestehen.

Vereinzelt erhält sich die klassizistische Richtung, die Kunst der Linie, der festen Begrenzung der Form, der wohlgebauten, wohlausgewogenen Bilder. Hier ist der bedeutendste Vertreter Juan Romero de Torres aus Cordoba, dessen Hauptwerk: „Die Muse der Zigeuner", im Museo de Arte Moderno in Madrid die Kunst der Linie mit warmem Leben füllt, was ihm nicht immer in seinen Werken gelingt. Es ist begreiflich, daß auch in der Porträtkunst sich mehr die sachlich gegenständliche Manier dem aufgelösten malerischen Sehen gegenüber erhält. Es überwiegt die klare feste Art, von der wir in Bildnissen von Rodriguez Acosta oder Garnelo y Alda gute Beispiele haben.

Es ist interessant, wie sich gerade jetzt in Spanien wieder einzelne Kunstzentren entwickeln und eigenes künstlerisches Leben aufblühen lassen. Da ist die Kunst von Gonzalez Bilbao für das heitere, bewegte, farbenprächtige Leben Andalusiens noch nicht so charakteristisch wie die der Maler des Ostens und Nordens von Spanien. Wir nannten hier schon den Valencianer Sorolla als Meister, daneben aber ragen die Katalanen hervor. Hier verdient besonders die Landschaft unsere Beachtung. Rusiñol und Joaquin Mir mögen als die hervorragendsten Vertreter genannt sein. Rusiñol gibt Garten- und Parkansichten von eigentümlichem, schwermütigem Reiz. Er weiß den ganzen Zauber der gebundenen Schönheit der Natur zu schildern. Seine Gärten von Aranjuez sind hierfür köstliche Beispiele. Trotz allen überreichen Blühens wirken sie melancholisch, die Farbe erscheint schwer und dunkel. Joaquin Mir wählt sich nicht mehr gepflegte Gartenschönheit, er nimmt das freie Leben der Natur und zeigt diese in Licht und Sonne, in zarten, hellen Farben. Einen starken sinnlichen Klang bringt Anglada Camarasa mit seinen Bildern. Hier zuckt und glüht die Leidenschaft, die sich ihr Feuer von Pariser Boulevards geholt zu haben scheint. Im schärfsten Gegensatz zu diesem Künstler steht die Malerei, die sich im Norden Spaniens in den Baskischen Provinzen findet. Dort ist Ignacio Zuloaga der große Name, der zuerst

genannt werden muß. Seine Kunst, von der wir in Deutschland Proben, z. B. in der Nationalgalerie in Berlin und im Museum in Leipzig, besitzen, ist herb und männlich. Am besten wirkt er in ruhigen Darstellungen, wo man die verhaltene Energie durchspürt. Seine bewegten Szenen machen oft einen verzerrten, unnatürlichen Eindruck, in einzelnen Porträten und Typen aus dem Volk dagegen hat er Treffliches gegeben und uns die ganze Herbheit von Kastilien vorgeführt. Neben ihm steht im Baskenland noch eine Reihe anderer namhafter Künstler. In der Landschaft geht der schon verstorbene Dario de Regoyos immer wieder Lichtproblemen nach, zeigt bald die helle Sonne des Südens, die verschleierte Atmosphäre seiner Heimat oder die Wirkung künstlicher Beleuchtung. Der zarte Arteta, der baskisch herbe Art umbiegt in Weichheit, bildet einen scharfen Kontrast zu den Brüdern Zubiaurre, die vielleicht die persönlichste Note hier geben. Ihre Gestalten sind wie aus Holz geschnitzt, hart und eckig in den Linien. Sie wirken karikiert, doch kommt ein starker Ausdruck heraus. Sehr eigentümlich ist auch ihr Kolorit. Jede Farbe scheint für sich genossen und strahlt in höchster Leuchtkraft und satter Schönheit, aber im Bilde stehen sie ganz kalt zusammen und wirken hart, wie es die Linien tun. — Es ist interessant, daß Spanien kaum einen nennenswerten Vertreter des eigentlichen Expressionismus oder gar Kubismus hat. Seine Kunst ist zwar immer wieder gern Ausdruckskunst, aber für das realistische Land bleibt Ausdruck untrennbar mit der Naturform verbunden.

Gertrud Richert.

Historische Romane. Mit diesem Beiwort bezeichnet man sowohl solche Romane, die wirklich geschichtliche Ereignisse und Personen in den Mittelpunkt ihrer Handlung stellen, als auch solche, die völlig frei erfundene Gestalten und deren Erlebnisse in eine vergangene Zeit verlegen und dabei höchstens an irgendwelche Vorkommnisse jener Zeit anknüpfen oder auch nur Sitten und Gebräuche derselben in ihre Erzählung hineinspielen lassen. Zu der erstgenannten Art gehört von einigen neu erschienenen Romanen z. B. ein Roman „Untergang“, aus den letzten Tagen des alten Jerusalem, von Fritz Namenhauer (Verlag von Richard Mühlmann, Halle a. S.). Er führt mit lebendiger Schilderung der Ereignisse, der Natur, des Judentums usw. in die Zeit nach Christi Tod, wo der innere Zerfall des Judentums, der Zwist im

Königshause, der Kampf der Juden gegen Christen und Heiden, die Christenverfolgungen durch die Römer Jerusalem in ständigem Aufruhr halten, bis sich das Volk zum Befreiungskampfe aufrafft, aber — wie 1918 das deutsche Volk — durch Zwietracht und Not unterliegt. — Hierher gehört auch der Roman „Papst Alexander VI. und Savonarola“ (im selben Verlag erschienen) von Kurt Delbrück, der reizvoll und fesselnd Kämpfe, Liebes- und politische Intrigen, Sittenverfall, Lustbarkeit und Ähnliches aus der Renaissance, vom Hofe des Papstes und der Medici, das Auftreten des leidenschaftlichen, strengen Bußpredigers Savonarola bis zu dessen Tod auf dem Scheiterhaufen erzählt. — Und weiter ist hierherzurechnen der Roman „Das Mädchen von Domremy“ (Verlag der Wiener Literarischen Anstalt Wila) von Georg Terramare, ein Buch, das, ebenso interessant wie gemütstief geschrieben, das Schicksal der Jungfrau von Orleans, des einfachen, aber sich seiner göttlichen Sendung vollbewußten Hirtenmädchens aus Domremy, schildert. — Zur zweiten Gruppe gehören: Der Renaissanceroman „Isabella von Orta“ (Verlag von Ed. Strache, Wien) von Joseph Gregor, ein ernstes, zum Nachdenken anregendes Werk für reifere Menschen, das von einem jungen Mädchen handelt, welches seine von Feinden bedrohte Vaterstadt errettet, von Vater und Volk als Heilige verehrt und vom Papst zur Königin von Orta gekrönt wird. — „Auf heißumstrittener Erde“ (Bibliographisches Institut, Leipzig) von Margarete von Gottschall, eine Liebesgeschichte zwischen vornehmen Deutschen und Polen, in die die Politik hineinspielt, Fäden knüpft und löst, eine geschickte Mischung von beiden, von Leidenschaft und Feuer erfüllt, und so den Leser in Spannung haltend bis zum glücklichen Ende. — „An den Externsteinen“ von Conrad Maß (in der Sammlung „Hermannsbücher“ der Meyerschen Hofbuchhandlung in Detmold), worin, ähnlich wie in G. Freytags mittelalterlichen Romanen, von einem kühnen Bauernsohn erzählt wird, der, wegen einer Schuld vom Hof seiner Väter verwiesen, mit nach dem Heiligen Lande zieht, dann Klausner wird, aber schließlich noch das Weib freit, das er einst in Jugendübermut umfangen und zur Mutter gemacht hat. Ein Buch, das sich besonders für die reifere Jugend eignet. — Der Roman aus der jüngsten deutschen Vergangenheit „Ausklang“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) von Nikolaus Bruck, der mit starker Treffsicherheit Stimmung und Denken, Treiben des Volkes und der

Soldaten, der heimischen wie der fremden, in Straßburg zur Zeit des Weltkriegs kennzeichnet bis zu Revolution und Waffenstillstand und dabei die Altertümlichkeiten der Stadt lebendig in die Handlung verwebt und so ein reizvolles Kulturbild aus alter und neuer Zeit entrollt.

Dr. Max Mendheim.

Deutsche Dorfgeschichten. Eine Sammlung von „Bauerngeschichten“ von J. P. Hebel, Jeremias Gotthelf, Berthold Auerbach, Hermann Kurz, Ludwig Anzengruber und anderen, vorzugsweise süddeutschen Dichtern hat H. Missenhauer (Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart) zusammengebracht, gute, derbe Kost, in der bewußt Ernstes und Heiteres, Robustes und Gefühlvolles auf herzhafte und bekömmliche Art gemischt ist. Es ist nur zu bedauern, daß der Stoffkreis lediglich auf oberdeutsches Bauerntum beschränkt bleibt. — Schilderungen aus idyllischen Kindertagen in Oberlausitzer Mundart, hübsche farbige Bilder aus längst vergangenen Kriegs- und Friedenstagen in volkstümlicher Darstellung, umfassen die Erinnerungen von Leopold Hörmann: „Mein Weg“, erster Band: „Andenken an Dahoam“ (Wiener Literarische Anstalt, Wien). — Ein Bauernschicksal aus der Lüneburger Heide, das in die Neue Welt hinüberführt, um sich in der alten Heimat zu vollenden, schildert Gustav Kohne in seiner Erzählung „Kurt Haselhorsts Erbe“ (Fr. W. Grunow, Leipzig). — Einen Entwicklungsroman mit offensichtlichen Ansprüchen auf eine Bewältigung geheimnisvoller menschlicher Beziehungen versucht Georg Ruseler in seinem Roman „Das Haus am See“ (Friesen-Verlag, Wilhelmshaven), doch führt gerade der Versuch der psychologischen Motivierung den Erzähler auf abseitigen Wegen zu mancherlei ungewollten Willkürlichkeiten in der Begründung von Schicksalen und Begebenheiten.

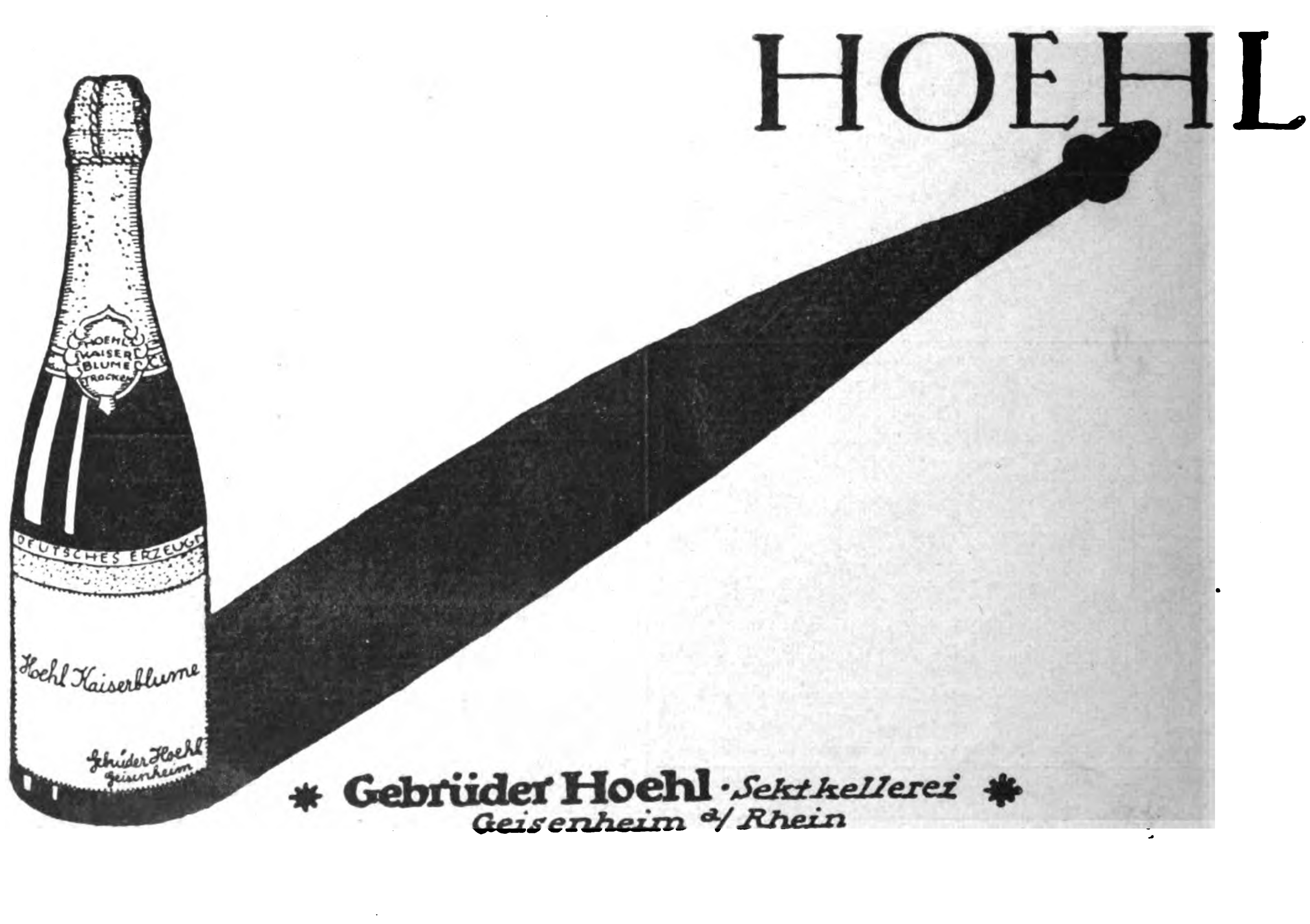
Dr. Karl Bland.

Musikliteratur. Die menschliche Erscheinung von Richard Strauß und dessen neue Gebiete erschließende künstlerische Offenbarung stellt Richard Specht in der zweibändigen, mit Thementafeln bereicherten monumentalen Arbeit dar: „Richard Strauß und sein Werk“ (E. P. Tal & Co., Leipzig). Der Verfasser spiegelt das Essentielle der Tonschöpfungen; er fördert durch seine tiefgründigen Betrachtungen über das ureigene Wesen dieses Genies das allgemeine Verständnis für Strauß. Allerdings setzt Specht bei seinen Lesern einen bedeutenden Wissensfundus voraus.

Von dem Entwerfen eines durch Daten belegten Lebensbildes sieht er ab und wendet seinen Scharfsinn dafür an die Schilderung der inneren Entwicklung. — Siegmund von Hausegger hat „Richard Wagners Briefe an Frau Julie Ritter“ herausgegeben (F. Bruckmann, München) und der Sammlung eine fesselnde Würdigung der opferfreudigen Gönnerin Wagners sowie eine Skizze über mancherlei Beziehungen ihrer Familie zu dem Tondichter vorausgeschickt. — Der graphisch trefflich ausgestattete „Almanach der deutschen Musikbücherei“ (Gustav Bosse, Regensburg) gewinnt die Aufmerksamkeit u. a. durch die von allen Vorbildern unabhängigen Parsifal-Dekorationen, die Hans Wildermann entwarf. — Max Steinitzer entspricht dem Verlangen weit umgrenzter Musikkreise mit seinem Buche „Meister des Gesanges“ (Schuster & Loeffler, Berlin). Es enthält eine wohlgeordnete und nahezu vollständige Sammlung von künstlerischen Charakteristiken der bedeutendsten Sänger und Sängerinnen in historischer und nationaler Gruppierung. — Eine schöne und dankbare Aufgabe löste Edgar Istel in seinem „Buch der Oper“ (Max Hesse, Berlin), das die deutschen Meister der entsprechenden Kunstgattung von Gluck bis Wagner musikdramaturgisch behandelt. Notenbeispiele und Bildnisse steigern das Interesse. — „Die Kriegsmusik der deutschen Klassiker und Romantiker“ zum Gegenstande eines musikwissenschaftlichen Buches zu wählen (Chr. Friedrich Vieweg, Berlin-Lichterfelde) ist in Anbetracht der Zeitverhältnisse vielleicht gewagt; der hohe Ernst, die bedeutenden Kenntnisse, die Leopold Hirschberg dazu mitbringt, rechtfertigen die entschieden wertvolle Arbeit. — Gewissenhafte Einführung in Musikverständnis und Musikgeschichte setzen sich Dr. E. Dickhoff und Georg Bader in dem Buche „Die Welt der Töne“ (C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin) zum Ziele, das vornehmlich Musikpädagogen, Erziehern, Freunden des nach höherem Kulturbesitz verlangenden Volkes gutes und wohlgeordnetes Material darbietet. — Einen kurzen Überblick über Wesen und Form der Musik gibt Hermann Unger in seinem „Musikalischen Laienbrevier“ (Drei Masken-Verlag, München). — Die Beethoven-Literatur empfing einen Beitrag, den Dr. Max Unger besorgte: „Beethoven und seine Verleger Steiner, Haslinger, Schlesinger“ (Schlesingersche Buch- und Musikhandlung Berlin-Wien). Zum erstenmal sind hier 28 Schriftstücke des Komponisten abgedruckt, die den angenehmen Verkehr mit den Genannten kennzeichnen.

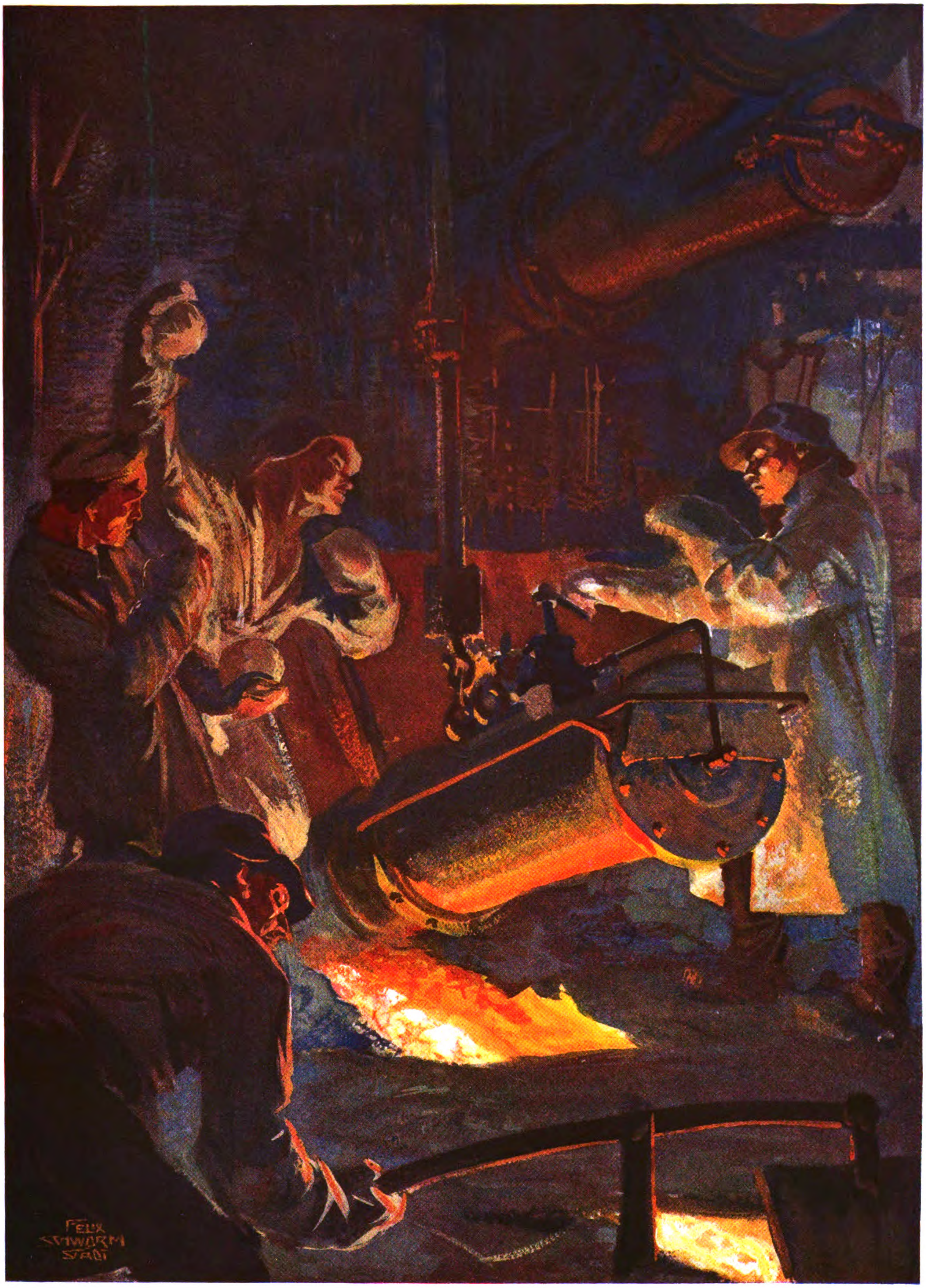
P. Daehne.





Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Schriftleiter Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Hermann Schinke; für den Anzeigenteil Ernst Meckel; sämtlich in Leip
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Joseph Schuller, Budapest VI, Liszt Ferenc tér 3.
Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Generalvertreter für die Vereinigten Staaten von Nordamerika: Bertalan Barna, 42 Broadway, New York.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



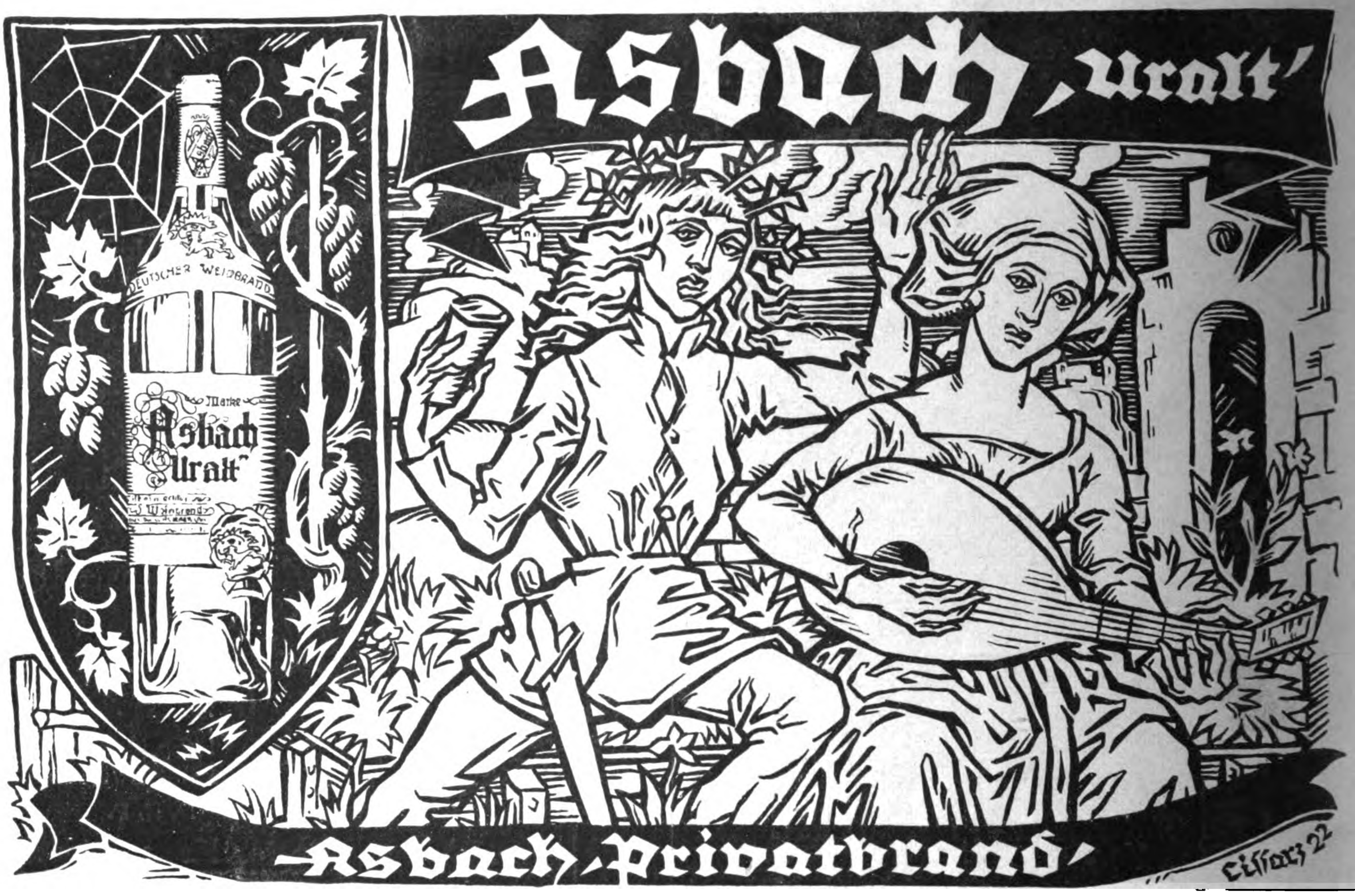
DAS RHEINISCH-WESTFÄLISCHE INDUSTRIEGEBIET

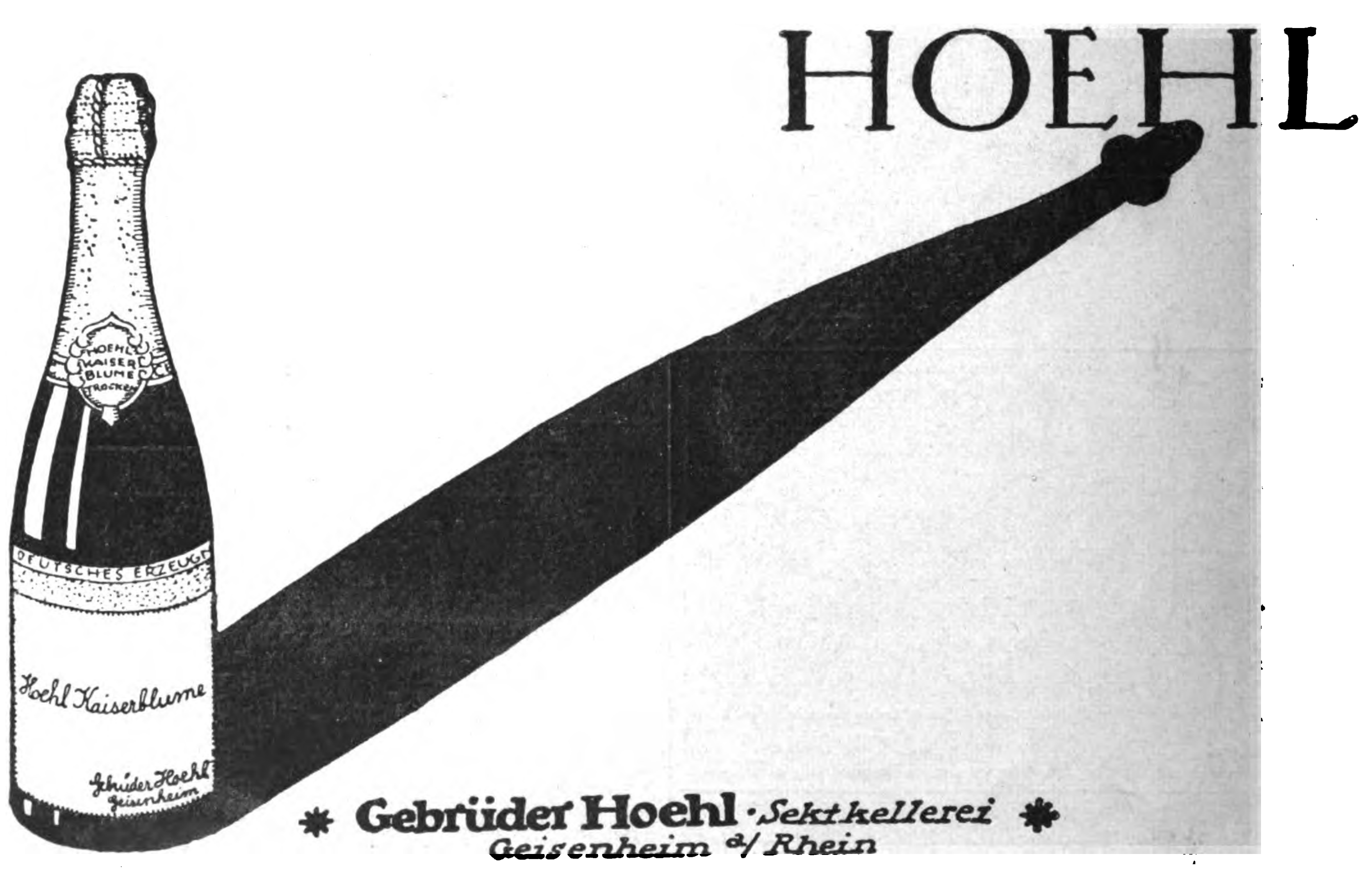
VERLAG VON J. J. WEBER, LEIPZIG

Nr. 4074

Einzelpreis Mk. 25.– (für das Ausland Mk. 40.–)
Vierteljährlich Mk. 75.– (für das Ausland Mk. 120.–)

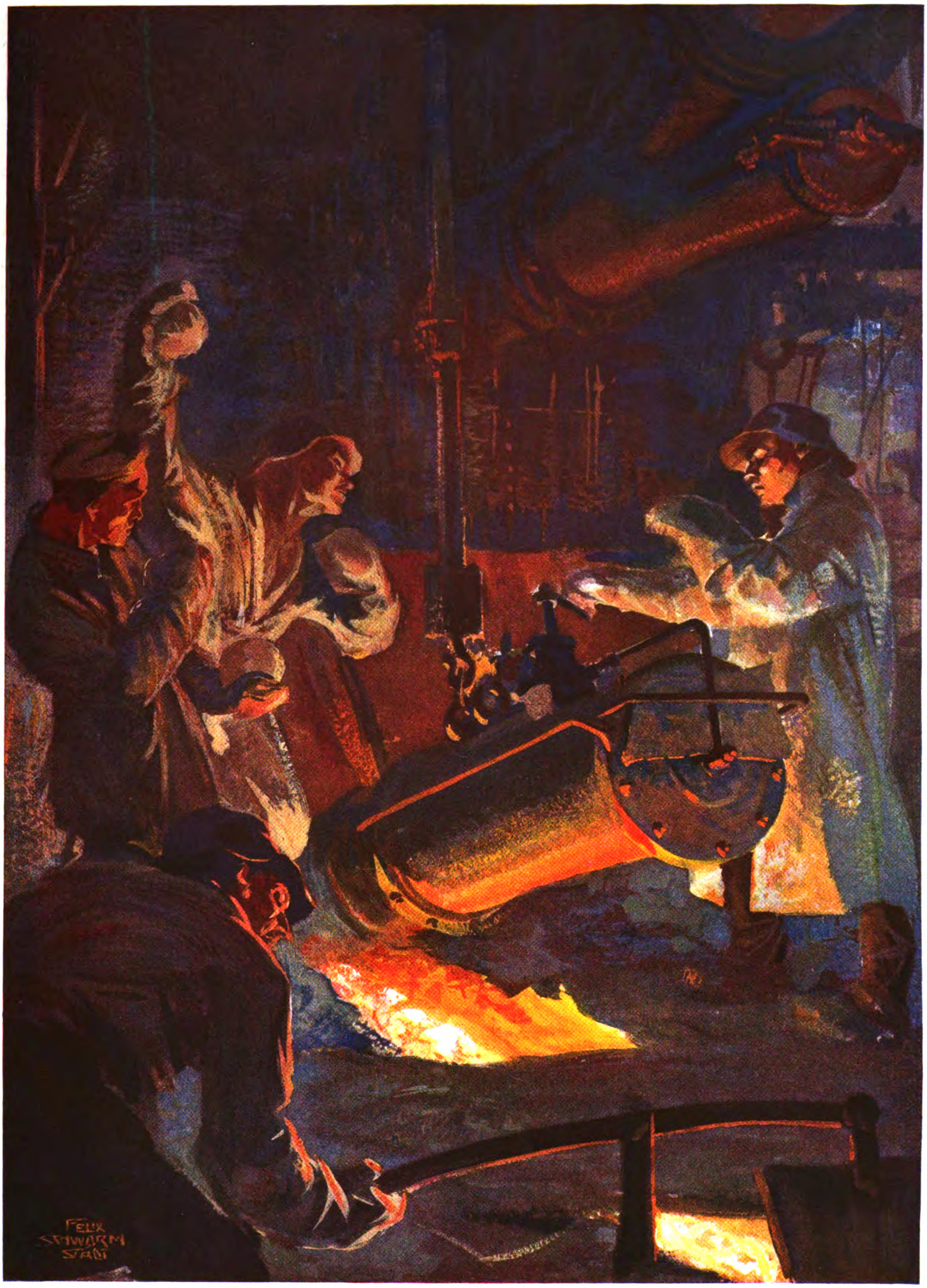
158. Band





Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Schriftleiter Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Hermann Schinke; für den Anzeigenteil Ernst Meckel; sämtlich in Le
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Joseph Schuller, Budapest VI, Liszt Ferencz tér 3.
Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Generalvertreter für die Vereinigten Staaten von Nordamerika: Bertalan Barna, 42 Broadway, New York.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



DAS RHEINISCH-WESTFÄLISCHE INDUSTRIEGEBIET

VERLAG VON J. J. WEBER, LEIPZIG

Nr. 4074

Einzelpreis Mk. 25.– (für das Ausland Mk. 40.–)
Vierteljährlich Mk. 75.– (für das Ausland Mk. 120.–)

158. Band

Nummer 4074. 158. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7.

Illustrirte Zeitung

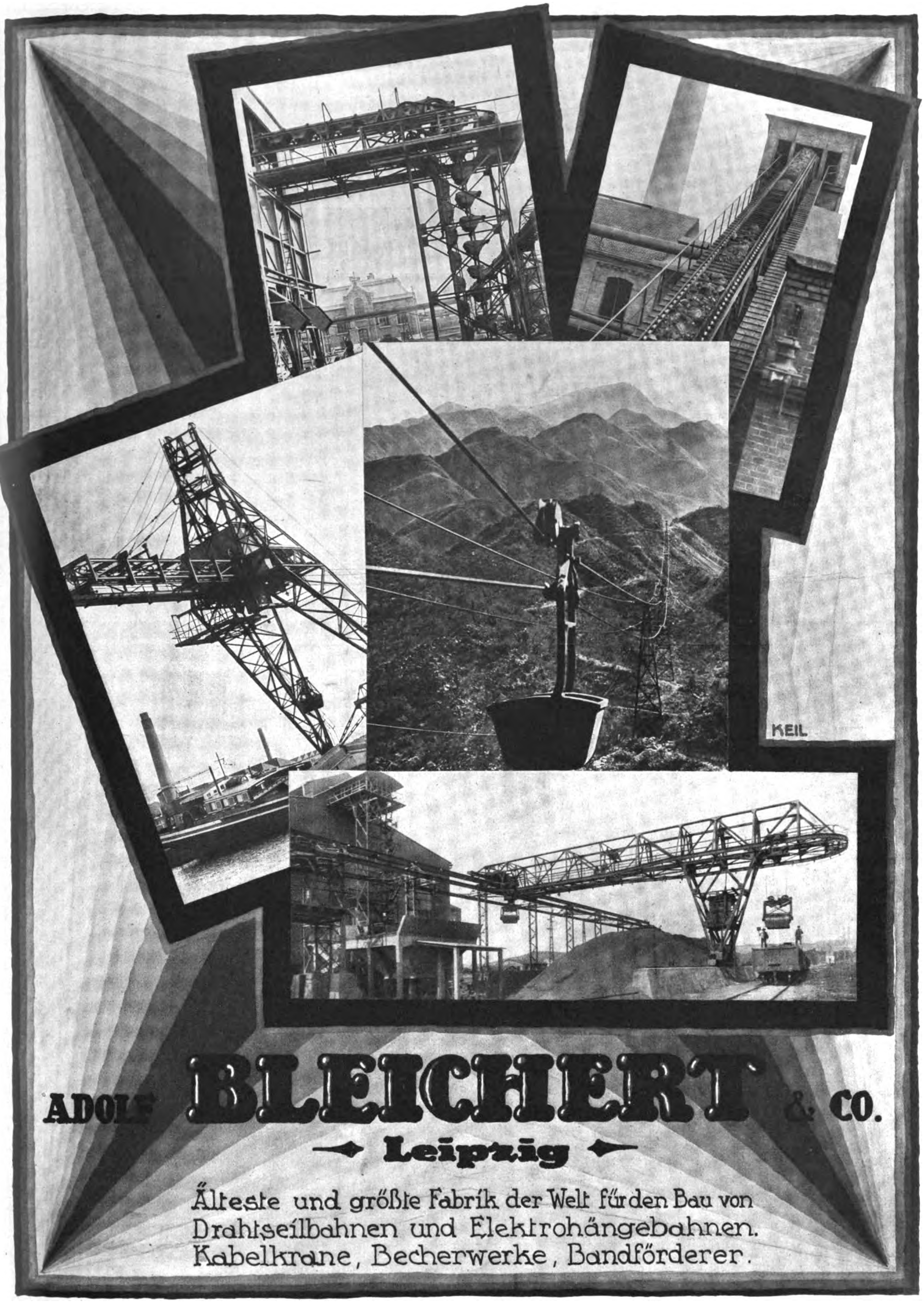
Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

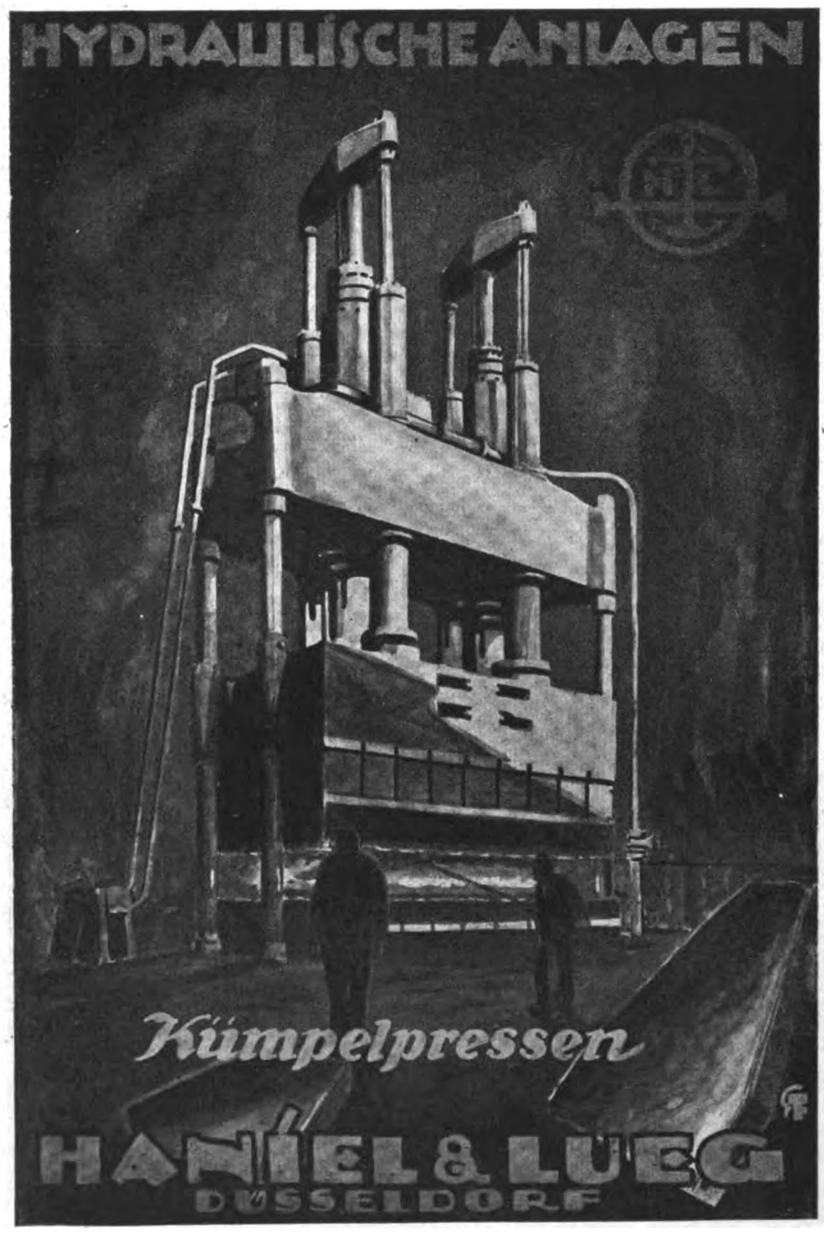
Nr. 4074. 158. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 75 M (Ausland 120 M). Preis dieser Nummer 25 M (Ausland 40 M). Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 10 M; bei Platzvorschrift werden tarifmäßige Aufschläge erhoben. 18. Mai 1922.


SCHAEFER
C. H. JUCHO
DORTMUND
UND HAMM (WESTF.)
Eisenbauten


KRUPP
F.H. BRÜHNE
DÜSSELDORF
SONDER- u. EDELSTÄHLE


★ ANKERMÆNNCHEN-MARKE


KEIL
ADOLF BLEICHERT & CO.
Leipzig
Älteste und größte Fabrik der Welt für den Bau von
Drahtseilbahnen und Elektrohängebahnen.
Kabelkrane, Becherwerke, Bandförderer.



HYDRAULISCHE ANLAGEN
Kümpelpressen
HANIEL & LUEG
DÜSSELDORF



TURBOKOMPRESSOREN
TURBOGEBLÄSE
TURBOGASSAUGER
DAMPFTURBINEN
GUTEHOFFNUNGSHÜTT
OBERHAUSEN-RHLD.

DAAG

Die Deutsche Last-Automobilfabrik Akt.-Ges., Ratingen-Düsseldorf betreibt

12 Jahre Nutzauto-Fabrikation

als ausschliessliche Spezialität. In den unter schärfsten Bedingungen abgehaltenen Prüfungsfahrten im Frieden unter Kontrolle der Militärbehörden ist die zweckmäßige Bauart, die sorgfältige Werkstattausführung unserer Fahrzeuge nachgewiesen worden, sodass bereits im Jahre 1910 den Erwerbern unserer Fahrzeuge die staatliche Subvention vom preußischen Kriegsministerium zugesichert wurde. Im Jahre 1912 entsandten wir einen normalen Serienwagen auf dem Landweg über Österreich und Ungarn durch den Balkan, Rumänien und Bulgarien bis an das Schwarze Meer, eine in weiten Kreisen Aufsehen erregende Prüfungsfahrt, welche die Leistungsfähigkeit unserer Marke glänzend bewies. Neben dem normalen Lastkraftwagen für $1\frac{1}{2}$–2, 3–$3\frac{1}{2}$, 4–5 Tonnen Nutzlast haben wir besonderes Augenmerk auf die Ausbildung von Sonderfahrzeugen, wie

Kipper, Langgutwagen, Sprengwagen, Tankwagen, Möbelwagen

gelegt, welche den Sonderbedürfnissen in Industrie, Handel und Gewerbe dienen. Wir liefern

Kraft-Omnibusse

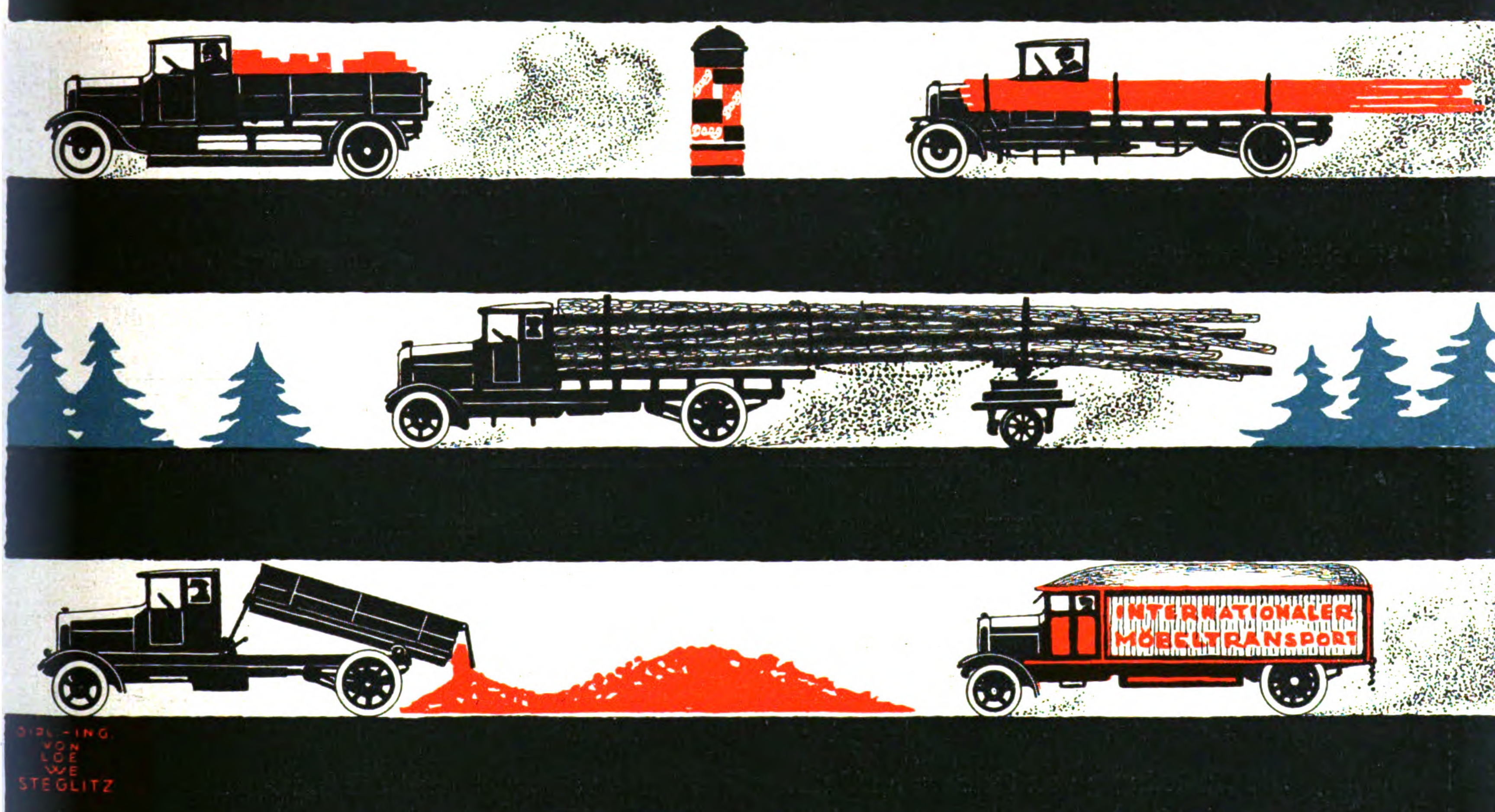
für Stadt- und Überlandverkehr, welche durch gute Federung und vornehme Innenausstattung einen anerkannten Ruf genießen. Besonderen Anklang wird unser neuester Typ,

der offene Omnibus „Char-à-banc“ auf Riesen-Luftbereifung

als Gesellschaftswagen für Ausflüge und Reisen in Badeorten und Sommerfrischen finden. Die Verwendung von Luftbereifung an Stelle der Vollgummibereifung, die Steigerung der Fahrgeschwindigkeit, die bequeme Ausbildung der Sitze nach der Art des Personenautos, der freie Ausblick von den terrassenförmig angeordneten Sitzreihen verwirklichen alle Annehmlichkeiten, an welche sich das Publikum durch Tourenfahrten im Personenauto gewöhnt hat.



LAST-AUTOS



DEUTSCHE-LAST-AUTOMOBILFABRIK-AKT.-GES.

DÜSSELDORF – RATINGEN



Gesetzlich geschützt! Verlag W. Girardet-Essen

Produkte der Kohlendestillation



Bank: Dresdner Bank, Köln
Postscheck: Köln Nr. 13329

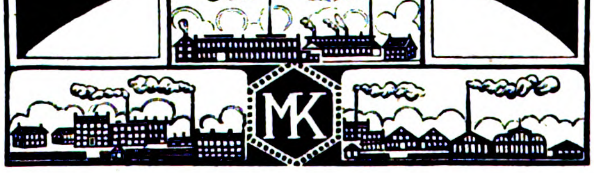


Drahtanschrift: Feuerhönig Köln
Fernsprecher: A 1173



MK

Aluminium-
Haushaltungsgegenstände
Kochgeschirre, Wasser-
kessel, Eßbestecke.



Innen- und Schaufenster-
Dekorationsartikel,
Reklameartikel, Rollbandmaße,
Segeltuchösen, Unterleg-
scheiben, Metallkurzwaren.

Metallwerke Max Kamper, Lüdenscheid 52.

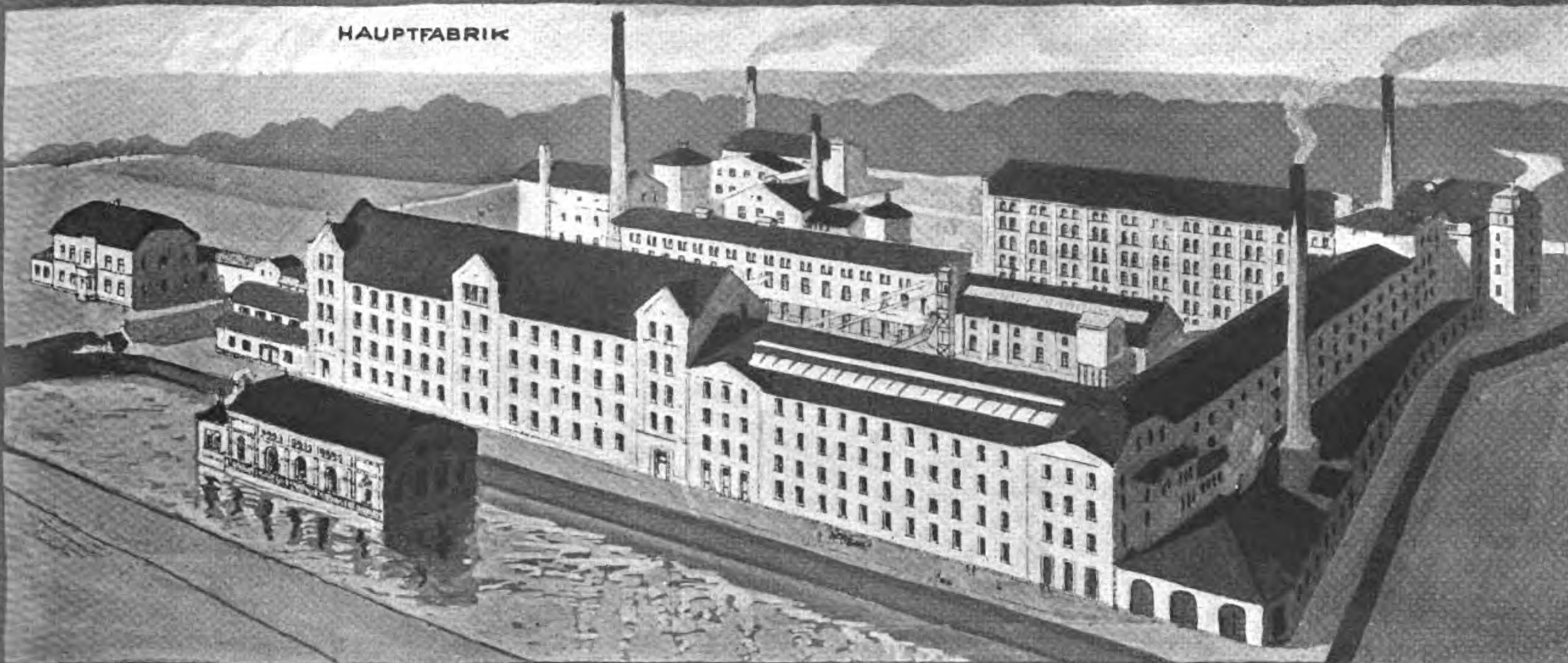
Eigene Walzwerke und Gießereien!

Werke gegr. 1874.


MINIMAX



Mackensen
Drahtseilbahnen Hängebahnen Kettenbahnen
Seilförderungen Rangieranlagen
Transportanlagen f. alle Zwecke d. Industrie
A·W·MACKENSEN
Maschinenfabrik u. Eisengießerei G·m·b·H
MAGDEBURG



FORSTMANN & HUFFMANN AKT.-GES.

Tuchfabrik, Werden a. d. Ruhr

Die Firma Forstmann & Huffmann begann ihr Unternehmen im Jahre 1803 mit sechs Webstühlen und 120 Arbeitern, die größtenteils im Hausbetrieb beschäftigt wurden.

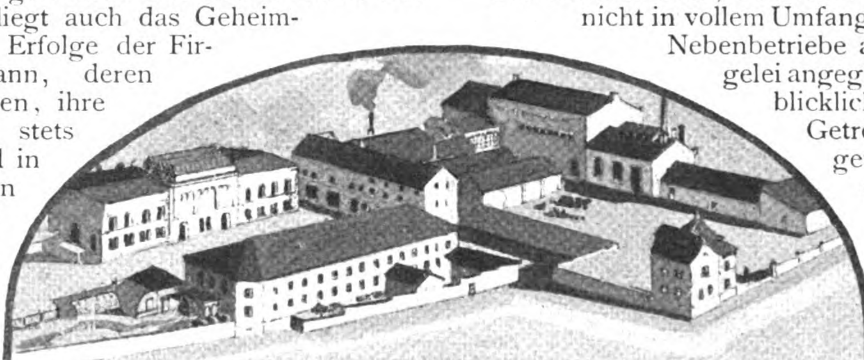
Verhältnismäßig schnell machten sich Vergrößerungen der Anlagen notwendig. Im Jahre 1834 entstand der erste große Flügelbau der jetzigen Hauptfabrik. Ihm schlossen sich in den Jahren 1836 und 1838 weitere zwei Seitenflügel an. 1853 wurde zur Errichtung einer eignen Gasanstalt, ein Jahr später eines großen Walkereigebäudes geschritten. Der Bau eines Woll-Lagerhauses, eines Dekatierhauses, eines neuen großen Tuchlagerhauses und eines neuen Kontorgebäudes reihte sich in rascher Aufeinanderfolge an. Gebäude für Wäscherei, Wollsortiererei und Färberei wurden angelegt, das Spinnereigebäude entsprechend der ständig sich steigernden Erzeugung erheblich erweitert, Kraft- und Lichtanlagen geschaffen — und so wuchsen die Fabrikanlagen beständig, mit der Vervollkommnung der Technik gleichen Schritt haltend.

Die Firma Forstmann & Huffmann hat von jeher ihren Ehrgeiz darein gesetzt, das denkbar beste Erzeugnis herzustellen, wobei ihr die weit über ein Jahrhundert lange Schulung der ortseingesessenen Arbeiter zu Hilfe kam. Doch selbst die besten Vorbedingungen gewinnen erst Leben durch den schaffenden Geist. Darin liegt auch das Geheimnis der einzig dastehenden Erfolge der Firma Forstmann & Huffmann, deren Gründer es verstanden haben, ihre Tuchfabrikation technisch stets auf der Höhe zu halten und in der Anschaffung der besten Maschinen, der Einführung vollkommenster Fabrikationsmethoden keine Kosten scheuten. Durch unermüdliche Arbeit und unentwegtes Festhalten am richtig erkannten Ziel ist es der Firma Forstmann & Huffmann gelungen, in erfolgreichem Wettbewerb auch mit dem Ausland das Allerbeste der Tuchbranche herzustellen, was in allen Ländern der Erde rückhaltlos anerkannt wird. Gibt es doch kaum ein Land des ganzen Erdballs, in dem Forstmann & Huffmann'sche Stoffe und Tuche keinen begehrten Absatz fänden, sowohl für Zivil- als auch für Militärbekleidung.

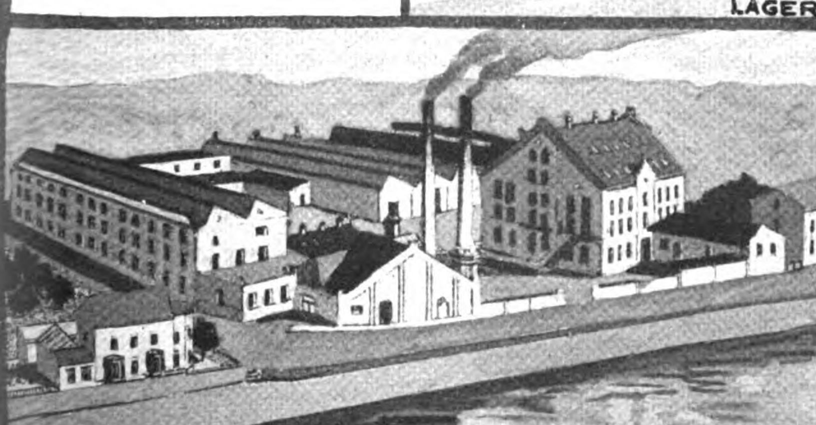
Den ausgezeichneten Ruf der Firma sich zu erhalten und ihn durch ständige Verbesserungen und Vervollkommnungen ihrer Erzeugnisse noch zu mehren, betrachten die heutigen Leiter der seit dem 1. Januar 1913 in eine Aktiengesellschaft umgewandelten Firma als ihre vornehmste Aufgabe.

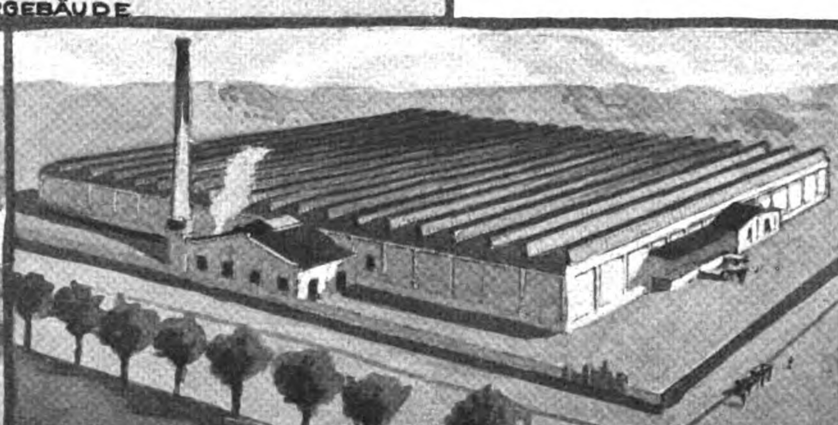
Darüber hinaus erachten sie es als eine selbstverständliche Pflicht, nach besten Kräften für das Wohl ihrer Mitarbeiter zu sorgen. Wohlfahrtseinrichtungen aller Art, zahlreiche Werkswohnungen, Konsumanstalt, verschiedene Stiftungen, eine erhebliche Anzahl von Jubilaren unter den Werksangehörigen, die bis 60 Jahre und mehr der Firma treue Dienste geleistet haben, geben u. a. Kunde von dem sozialen Sinn der früheren und jetzigen Geschäftsleiter.

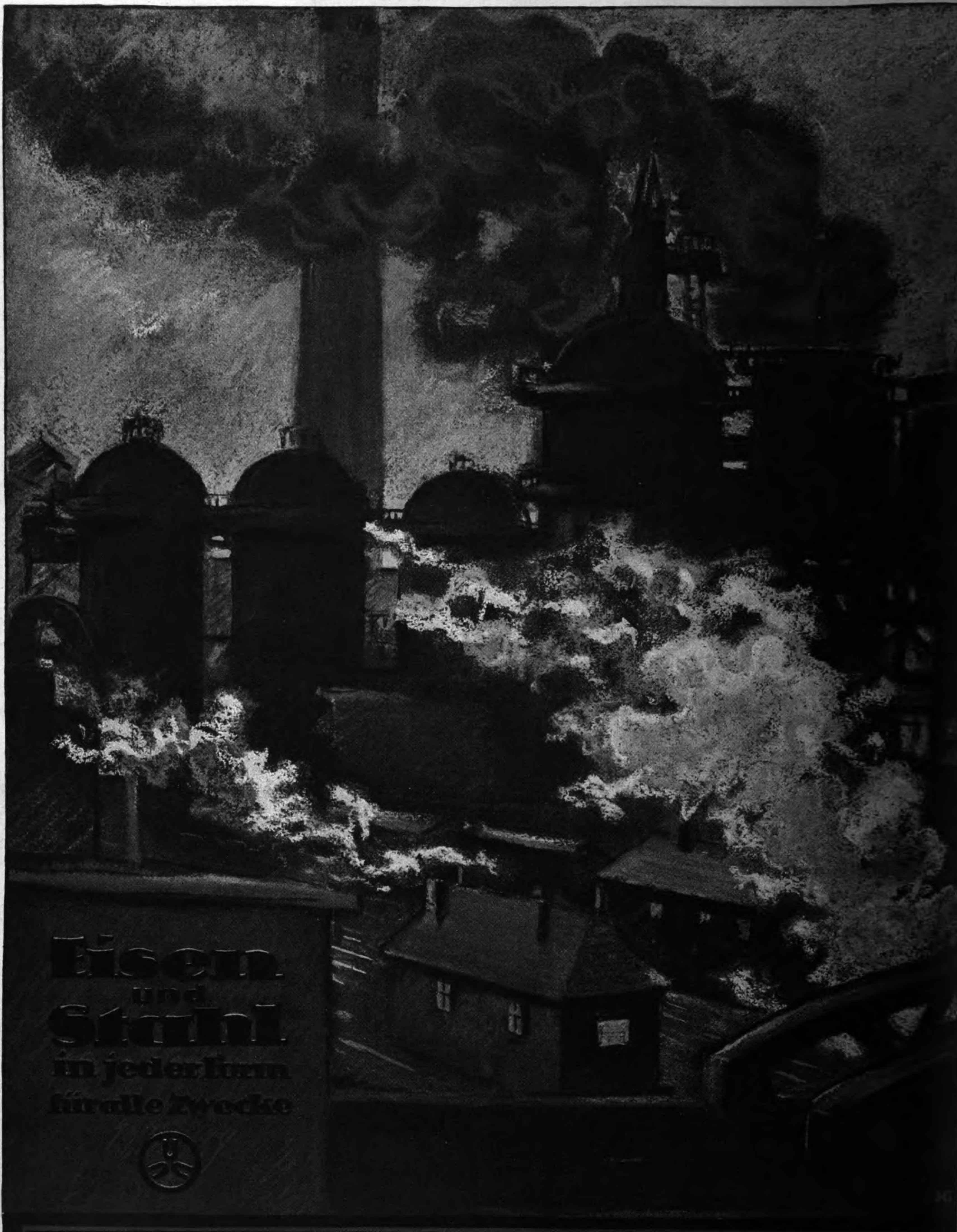
Das Unternehmen, welches in seiner Gestaltung bildlich hier nicht in vollem Umfange zur Geltung kommt, dem als Nebenbetriebe auch Landwirtschaft und Ziegelei angegliedert sind, beschäftigt augenblicklich an 1000 Beamte und Arbeiter. Getreu dem von den Begründern gewählten Wahrspruch: „Labore et Constantia" wirkt es auch seinerseits im rheinisch-westfälischen Industriebezirk „durch Arbeit und Beharrlichkeit" zum Segen der deutschen Volkswirtschaft.



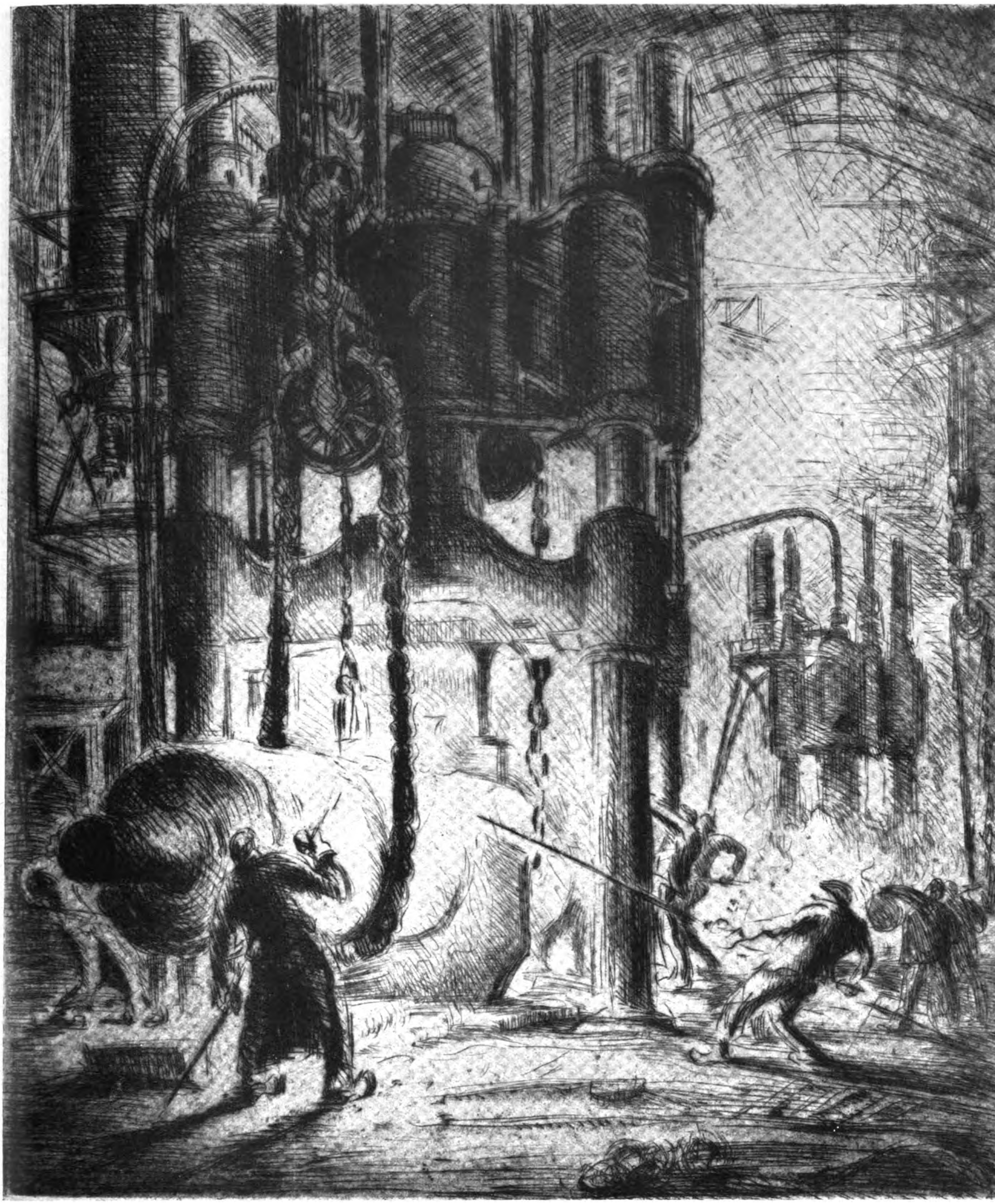
LAGERGEBÄUDE






Eisen
und
Stahl
in jeder Form
für alle Zwecke
Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- u. Hütten-A.G.
Dortmunder Union, Dortmund

Illustrirte Zeitung



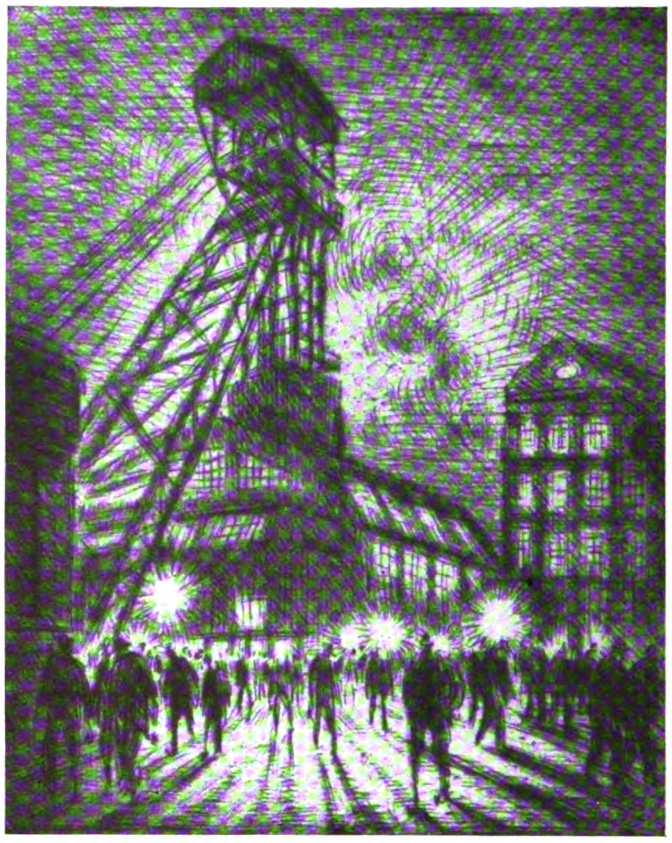
Schneiden eines großen Blockes unter der hydraulischen Schmiedepresse. Nach einer Radierung von Hermann Kupferschmid.

Arbeit!

Von Wilhelm Schmidtbonn.

Vor wenigen Jahrzehnten noch: Märchenland. Wiesen flach und horizontweit wie das Meer. Kirchtürme spitz wie Schiffsmaste und nicht näher aneinandergerückt, als daß jeder den nächsten noch aufblitzend grüßen konnte. Dörfer wie bunte Schiffe im Grasmeer schwimmend. Kuhherden wie Scharen besonnter Fische, die Schiffe der Dörfer umspielend. Über dem allem die Ruhe des ungestörten Himmels. Und im Ost und Süd um den Rand dieses grünen Meeres die Steilküste der waldigen Berge.

Aber heute! Riesensaat der Schornsteine. Unabsehbare Ketten von roten Mauern. Zyklopische Türme der Hochöfen. Eine einzige ungeheuerliche Stadt. Lange Stunden fahren die Eisenzüge, und Schornsteine, Mauerketten, Hochöfen enden nicht. Einen Himmel für sich hat diese Stadt. Aus den unzählbaren Schornsteinen rollt es schwarz hinauf, Blau und Sonne dringen seltsam gefärbt und in erschütternder Ferne hindurch. So schnell ist aus weitem Land weite Stadt geworden, daß oft Männer, die jetzt an Rädern und Hämmern stehen, als Knaben am selben Fleck noch die Kühe mit schallenden Peitschenschlägen, unter dem Geläut der Abendglocken, zum Dorf heimgetrieben haben. So gierig frißt rotes Gemäuer grünes Gras, daß da, wo im Herbst noch Ernte in die Scheunen gefahren wird, im Frühjahr schon die Schornsteine ihre Wolkenfahnen in den Wind hängen. Tag und Nacht tosen, wie der Wasserfall eines Riesenstromes, Räder und Hämmer. Man steht wie in der aufgerissenen Werkstatt der Natur selbst. Getöse nimmt Rhythmus und Melodie an. Gebrause wird Gesang: Das Hohelied der Arbeit.



Kohlenzeche. Nach einer Radierung von Hermann Kupferschmid.

Es ist wahrlich nicht nötig, nachts im Expreßzug durch dieses Land zu fahren, um im Feuerschein der Hochöfen seine Phantastik zu erkennen. Auch am Tage, in Sonne, in Nebel ist hier für Augen, die sehen können: Märchenland. Aber Märchenland einer neuen Zeit. Unserer Zeit. Nicht Menschen, Riesen scheinen hier am Werk. Bis zum Springen gefüllt ist die Luft mit der Spannung eines einzigen gigantischen Willens. Der Mensch hat sich erhoben. Er hat sich zum Herrn der Erde gemacht. Die Elemente sind gebändigt, sie dienen ihm. Tobend, aber in Rhythmus und Gestalt gezwungen.

Arbeit ein Fluch? Die Menschen einst aus dem Paradies verdammt, um im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot zu gewinnen? Dann haben sie verstanden, aus Fluch Segen zu machen. Dann muß es der tiefste Sinn jenes Fluches gewesen sein, Segen zu werden. Denn wo wäre je ein Höherstieg der Menschheit gewesen, der nicht aus Not und Mühsal entsprungen wäre? Die Menschen der Urzeit, mühelos von Früchten eines tropischen Klimas sich nährend, dennoch hatten sie ihr Leben gegen wilde Tiere zu verteidigen: auch das Arbeit, ohne die es eine Existenz nicht gab. Die wilden Tiere der Wälder sind ausgerottet, aber die Feindseligkeit eines veränderten Klimas zeigt sich: durch die Pflugschar wird sie wettgemacht. Wieder findet das dunkle Geschick, das über allem Menschentum waltet, neue Not, ihm das Dasein schwer zu machen: Überfüllung des Erdbodens mit Menschen tritt ein. Es heißt sich rühren. Es heißt, der Tiefe der Erde Schätze entreißen. Es heißt, Dinge herstellen. Es heißt, sie zu andern Menschen, Ländern, Weltteilen hinschaffen. Die Menschen hier, zwischen Rheinland und Westfalen, denen Kohle und Erz gegeben sind, zögern nicht. An die endlosen Ketten der Mauern und Eisenschienen reihen sich bald die Sammelbecken der Häfen, die zahllosen Scharen der Schiffe. Ruhe ist Fäulnis. Wieder sind die Menschen Sieger geworden. Metallen klingt der Sang ihrer Hämmer zum Himmel.

Ameisenarbeit? Laßt euch nicht abschrecken durch dieses Wort der Entwürdigung. Es heißt nicht nur, die Hände rühren, sondern es heißt mehr noch, die edelsten Kräfte der Stirn wachrufen, den höchsten Mut des Herzens aufbringen. Und ist es nicht ergreifend, gibt es nicht, mehr als irgendein anderes Zeichen, Glauben an die Zukunft der Menschheit: zu sehen, wie gerade hier, mitten im Lärm und Ruß, der Baum der Wissenschaft, die Blume der Kunst hochwächst? Schon deutet sich hier überall eine neue Form des Bauens an. Zahlreich wie nirgendwo entstehen hier Paläste der Hochschulen, Tempel der Bühnen, Säle der Bilder, in denen der Pulsschlag der neuen Zeit und ihre verborgene Sehnsucht weiterschwingt. Hier, unter dem Schlag der Hämmer, wird der Geist der Zukunft geboren werden. Vielleicht ist es das geheime Ziel all dieser Hämmer, das Paradies, wenn es verloren ist, wiederzugewinnen. Einst. Es ist auch ein Gebet: der morgendliche Ruf der Dampfsirenen, der den idyllischen Hahnenschrei abgelöst hat.

Hier ist die Tat. Seht in die Augen dieser Millionen Männer, die in den Leib der Erde hinunterfahren, die in die Hallen der Arbeit eilen, die gebückt über Zeichenpulten und Schreibtischen lehnen: ihr werdet Stolz in diesen Augen finden. Das sind die Blicke der Pioniere, der Männer des Vortrupps, die schon auf dem Wege sind, während die anderen noch träumen.

Hier ist die Tat. Wem wäre sie nötiger als dem bedrohten Deutschland? Während die Klugen der Welt miteinander streiten und nicht vermögen, die Menschenwelt zu ordnen: hier singen die Hämmer. Jeder Hammerschlag hier wird gehört von einer Welt, und es ist, als ob er es wisse. Dieser heldenhafte Trotz, nicht unterzugehen, diese Urfreude am Dasein, dieser Wille zu leben ist es, der Deutschland rettet, vielleicht Europa, vielleicht die Welt. Hier wird die Zukunft gebaut.

Die Wirtschaft in Rheinland-Westfalen.

Von Dr. Josef Wilden, Geschäftsführer der Handelskammer Düsseldorf.

Die Hauptschlagadern der deutschen Wirtschaft, die unentbehrlichen Lebenssaft sogar anderen Völkern spenden, liegen in Rheinland-Westfalen: da, wo die beiden Provinzen nebeneinander lagern, durch die Industrie zu einem einzigen Wirtschaftskörper verschmolzen. Nicht scharf und genau läßt sich der Bezirk abgrenzen, den wir rheinisch-westfälisches Industriegebiet nennen. Er ist keine „isolierte Industrie-Provinz“, die abgeschlossen für sich allein steht. Wohl dreht sich sein eigentlicher Stamm gleichsam um eine Achse, die ihre Pole in Düsseldorf und Hamm hat; aber nach allen vier Himmelsrichtungen entsendet er Sonderzweige des Gewerbfleißes, die, mit dem Stamme zwar mehr oder weniger verwachsen, dennoch selbständige Wirtschaftsgebiete für sich sind, zum Teil sogar mit eigenem Stammbaum.

Um Kohle und Eisen, die den Kern bilden, liegen in weitem Bogen die Webstoffbezirke um Elberfeld-Barmen, um Krefeld, M.-Gladbach-Rheydt bis Düren und Aachen im Westen, Bielefeld und Rheine gen Osten; die bergische Kleineisenindustrie um Solingen, Remscheid, Gevelsberg und Hagen; die Braunkohlengruben in der Kölner Bucht; das Steinkohlen- und Salzbecken in der Grafschaft Moers links des Rheins. Und durch den völkerverbindenden Strom selbst reicht der Industriebezirk gar noch der mächtigen uralten Handelsstadt Köln mit einer stark aufblühenden Maschinenindustrie die Hand.



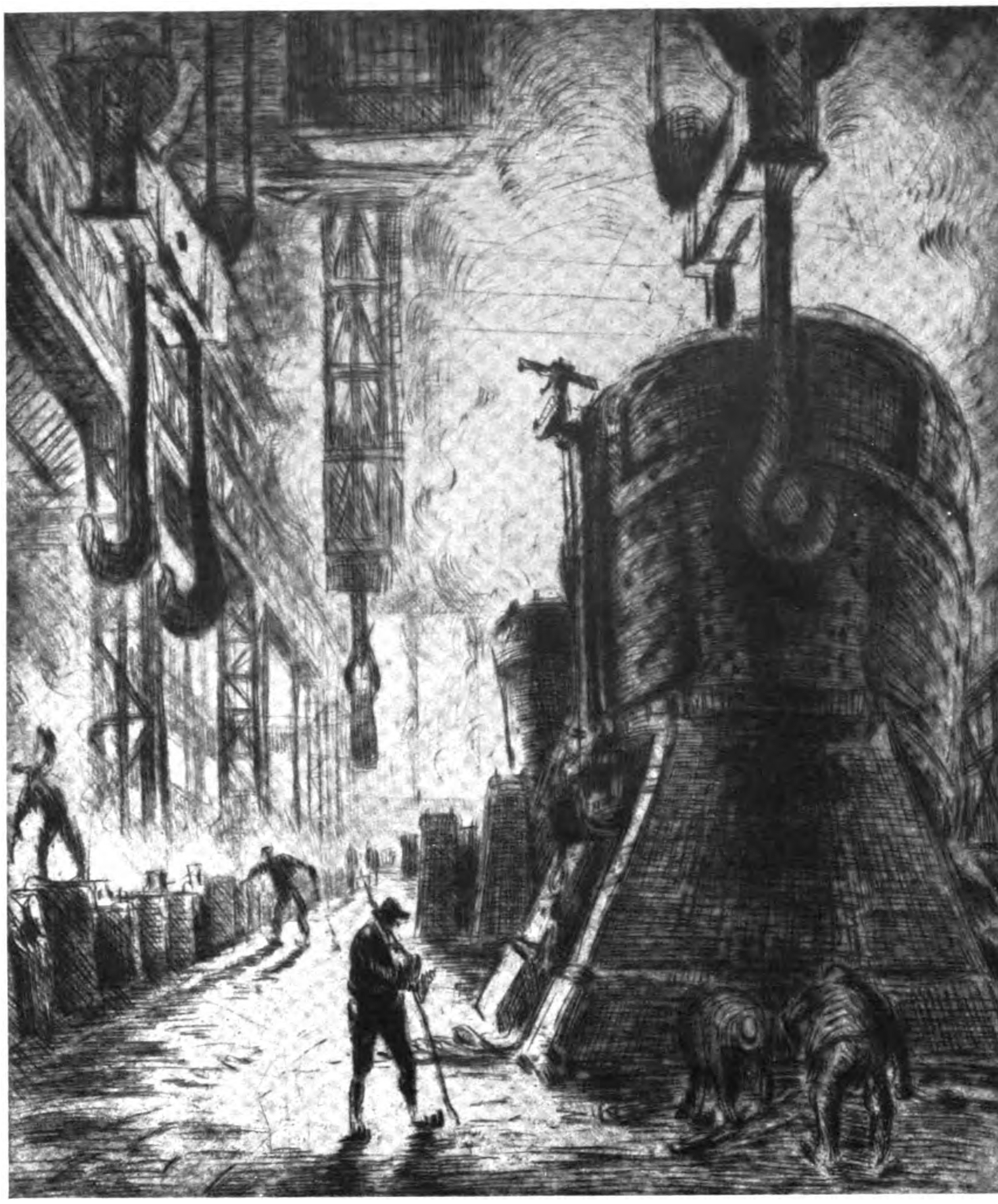
Arbeit am großen Dampfhammer in einem Hammerwerk. Nach einer Radierung von Hermann Kupferschmid.

Bedeutende Handelshäuser vermitteln die Erzeugnisse der Industrie allen Völkern der Erde und versorgen das eigene Land mit Rohstoffen und Lebensmitteln. Die Hauptplätze sind Köln, Düsseldorf, Neuß, Duisburg hauptsächlich für Getreide und Lebensmittel, Düsseldorf für Holz und vor allem Maschinen und Werkzeug mit zahlreichen Zweigstellen der großen Werke anderer deutscher Industriebezirke, für den Filmhandel, Essen und Mülheim für Kohlen. Verkehrsunternehmungen aller Art, öffentliche und private, schaffen die Gegenstände von Ort zu Ort und von Land zu Land, teils durch die Eisen- und Straßenbahn, teils zu Schiff. Dem Kredit- und Geldbedürfnis dienen die vielen Banken, selbständige und Zweigstellen der großen deutschen Banken. Bergwerks-, Getreide- und Lebensmittelbörsen beleben das Geschäft und sind überall tonangebend für die Preise ihrer Erzeugnisse. Zahllose Kleinbetriebe das Handels und des Handwerks blühen neben der Großindustrie. Weit in das nördliche Rheinland und Westfalen erstrecken sich landwirtschaftliche Bodenflächen, auf denen Ackerbau und Viehzucht gedeihen. Das Ganze ist eine durch tausend Fäden verbundene und untrennbar verwobene geschlossene Einheit, ein Wirtschaftsgebilde, wie es seinesgleichen kaum noch auf der Welt gibt. Dicht aufeinander wohnen die Menschen. Mehr als sechsundeinhalb Millionen im Rheinland und beinahe vier Millionen in Westfalen.

Gewiß und glücklicherweise hat das deutsche Volk noch viele andere bedeutende Industriebezirke: so in Schlesien, Sachsen, Bayern, Württemberg, Baden und im Saarland. Aber keines reicht an Vielgestaltigkeit und Ergiebigkeit an die „Werkstadt des Westens" heran. Hier sind darum die Wurzeln der deutschen Kraft und Stärke, die Quellen unseres Volksvermögens.

Das Gepräge geben der rheinisch-westfälischen Wirtschaft Kohle und Eisen. Die darauf ruhenden Industrien sind nicht etwa Kinder unserer Zeit, künstlich ins Land verpflanzt, sondern aus dem Boden gewachsen, auf den Schätzen an Kohle und Erz, die er birgt. Schon im Mittelalter hat die gewerbfleißige Bevölkerung diese Stoffe zutage gefördert und verarbeitet. Dortmunder Urkunden aus dem Jahre 1302 und Essener vom Jahre 1317 wissen uns davon zu berichten. Aber erst die Dampfmaschine ermöglichte den Bergbaubetrieb großen Stiles, mit deren Hilfe man vermochte, die Steinkohlenlager unmittelbar von der Oberfläche aus durch den Schacht zu erreichen. Seitdem begnügt man sich aber auch nicht mehr wie früher damit, die Kohle hervorzuholen und im rohen Zustande dem Verbrauch zu übergeben, sondern ist immermehr zu einer Veredlung der Kohle übergegangen, aus der man zahlreiche Nebenerzeugnisse wie Ammoniak und Teer, Benzol, Teerpech, Anthrazenöl, Kreosotöl, Leichtöl sowie Gas durch die Verkokung gewinnt.

Auf diesen Nebenerzeugnissen bauen sich viele Unternehmungen auf, die in den letzten Jahrzehnten entstanden sind, vor allem die der chemischen Industrie.



Martinstahlwerk. Nach einer Radierung von Hermann Kupferschmid.

Die Hauptstätten des Bergbaues sind Essen, Dortmund, Oberhausen, Hamborn, Bochum, Gelsenkirchen und Wanne. Sogar unter dem Rheinbett ziehen sich die Flöze und Stollen hin, das rechte Ufer mit dem linken verbindend. Mehrere Gruben erschließen schon links des Rheins ein Kohlenbecken riesigen Umfanges, dessen Gesamtgröße man auf mehr als 830 qkm schätzt. Fast der ganze Kreis Moers, besonders die Bürgermeistereien Rheinberg, Xanten und Büderich, große Teile des Kreises Geldern bis nach Homberg gehören in das neue Kohlenreich. Man darf es als eine Fortsetzung des Ruhrkohlenbeckens unter dem Rhein betrachten; glaubt sogar an eine unmittelbare Verbindung mit dem Wurmkohlengebiet bei Aachen. Der Reichtum an Bodenschätzen scheint unermeßlich, denn nicht nur Kohle birgt die Erde, sondern auch Salz, an dessen Abbau hauptsächlich die Solvaywerke beteiligt sind, benannt nach dem Belgier Erneste Solvay, dessen Verfahren zur Herstellung von Soda hier seit vielen Jahren angewandt wird.

Wie im engeren rheinisch-westfälischen Industriegebiet, so ist auch in dem linksniederrheinischen mit dem Kohlenbergbau die Herstellung und Verarbeitung von Stahl und Eisen aufs engste verknüpft. Sie gründet sich auf dem Reichtum an Erzen, der schon den Römern bekannt war. Er ist so groß, daß Rheinland und Westfalen zusammen $^1/_6$ bis $^1/_5$ allen Eisenerzes im Deutschen Reiche hervorbringen; an Kupfererzen ist es etwa $^1/_{12}$. Welche Bedeutung die Eisen- und Stahlindustrie Rheinlands und Westfalens, namentlich in Walz- und Hammerwerken, für die deutsche Volkswirtschaft hat, ergibt sich daraus, daß von 170614 darin beschäftigten Personen 100968 auf unsere beiden Provinzen kommen, und daß an der gesamten Roheisenerzeugung Deutschlands die Schwesterprovinzen mit weit über der Hälfte beteiligt sind. Die großen Unternehmungen des Bergbaues und der Hütteninbustrie haben sich immermehr miteinander verbunden. Heute sind sie von einigen wenigen Riesenunternehmungen z. B. Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft, Harpener Bergbau, Deutsch-Luxemburgische Bergwerksgesellschaft, Phönix, und von den Unternehmungen der Familien Haniel, Stinnes und Krupp beherrscht. Der einheitlichen Regelung der Erzeugungs- und Verkaufsbedingungen dient das im Jahre 1893 hauptsächlich durch Emil Kirdorf begründete Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat, das jüngst wieder erneuert worden ist. Der Vertretung der Gesamtinteressen des niederrheinisch-westfälischen Steinkohlenbergbaues dient der Verein für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund mit dem Sitz in Essen. Auch die Hütteninbustrie, deren technischer Fortschritt hauptsächlich den Erfindungen von Henry Bessemer, Thomas, Gilchrist und Martin zu danken ist, ist ebenfalls immer mehr mit den übrigen Industriezweigen durch Betriebsvereinigungen verquickt worden. Häufig sind sogar mehrere Werke zu einer Einheit zusammengefaßt, die mehrere aufeinanderfolgende Erzeugungsstufen in sich vereinigen. So hat man z. B. durch Verkauf, Fusion oder Umbau Hochofenwerke mit Stahl- und Walzwerken vereinigt, wodurch das „gemischte Werk" in den Vordergrund getreten ist, hinter dem das „reine Werk", das nur einem Herstellungsvorgang dient, immer mehr zurücktritt. In der neueren Zeit hat sich sogar die Entwicklung dahin vollzogen, daß die zur Herstellung eines Fertigfabrikats erforderlichen Vorgänge in einem Unternehmen vereinigt sind, angefangen mit der Gewinnung des Erzes und der Kohle über die Herstellung des Roheisens und dessen Umwandlung in Stahl bis zur letzten Verarbeitung zur gebrauchsfähigen Ware. Das klassische Beispiel eines solchen Unternehmens ist die Friedrich-Krupp-Gesellschaft. Andere sind außer den schon genannten namentlich der Bochumer Verein, das Eisen- und Stahlwerk Hoesch, der Georgsmarien-Bergwerks- und Hüttenverein, die Unternehmen von August Thyssen, die Gutehoffnungshütte, die Rheinischen Stahlwerke. Wie die bergbaulichen Unternehmungen im Kohlensyndikat, so haben die Hüttenvereinigungen und die Werke der Eisenverarbeitung ihre Vereinigung im Stahlwerksverband, der allerdings inzwischen durch den Eisenwirtschaftsbund abgelöst worden ist. Andere Verbände dieser Industriezweige sind der Verein deutscher Eisen- und Stahlindustrieller mit der wichtigen Nordwestlichen Gruppe, der Verein deutscher Eisenhüttenleute und der Verein deutscher Eisengießereien, die alle ihren Sitz in Düsseldorf haben. Die wirtschaftspolitischen Angelegenheiten dieser Industriegruppen besorgt vor allem der Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen. Mit diesen Verbänden sind Namen wie Hugenberg, Beukenberg, Vögler, Petersen, Beumer und Schrödter aufs engste verknüpft.

Große Bedeutung hat auch der Braunkohlenbergbau, der hauptsächlich in den rheinischen Kreisen Köln, Bergheim und Euskirchen betrieben wird. Sein Anfang läßt sich bis ins 16. Jahrhundert verfolgen. Er hat namentlich in der neueren Zeit einen erheblichen Aufschwung genommen, so daß die rheinische Braunkohle, meist in der Form des Briketts im Handel, im deutschen Wirtschaftsleben eine große Rolle spielt.

Zahlreiche Werke, namentlich in Düsseldorf und den Nachbarorten Benrath und Reisholz sowie in Duisburg, Mülheim a. d. Ruhr, Oberhausen, dienen der Verarbeitung des Eisens. Die wichtigsten Gegenstände der sogenannten Fertigwarenindustrie sind Kessel, Röhren (Mannesmann), Fördergerüste, Brücken, Werkzeugmaschinen, landwirtschaftliche Maschinen, Schienen, Schwellen, Träger, Lokomotiven, Eisenbahnmaterial, Eisenbahnwagen usw.

Mit der Wissenschaft fortschreitend, hat sich die chemische Industrie an dem Siegeslaufe der Wirtschaft beteiligt. Sie erzeugt hauptsächlich Sprengstoffe, Farbwaren und Kunstdünger sowie chemisch-pharmazeutische und photographische Präparate. Ihre Niederlassungen sind vor allem in Leverkusen bei Mülheim, in Köln, Düsseldorf, Duisburg, Solingen und Aachen. Die Kleineisenindustrie in Solingen und Remscheid bringt hauptsächlich feine Stahlwaren (Solinger Artikel), Schippen, Schaufeln, Spaten, Messer, Scheren, Waffen, Rillen, Sägen, Beitel, Hobeleisen, Bohrer, Ambosse, Hämmer, Schraubstöcke und Schlittschuhe hervor.

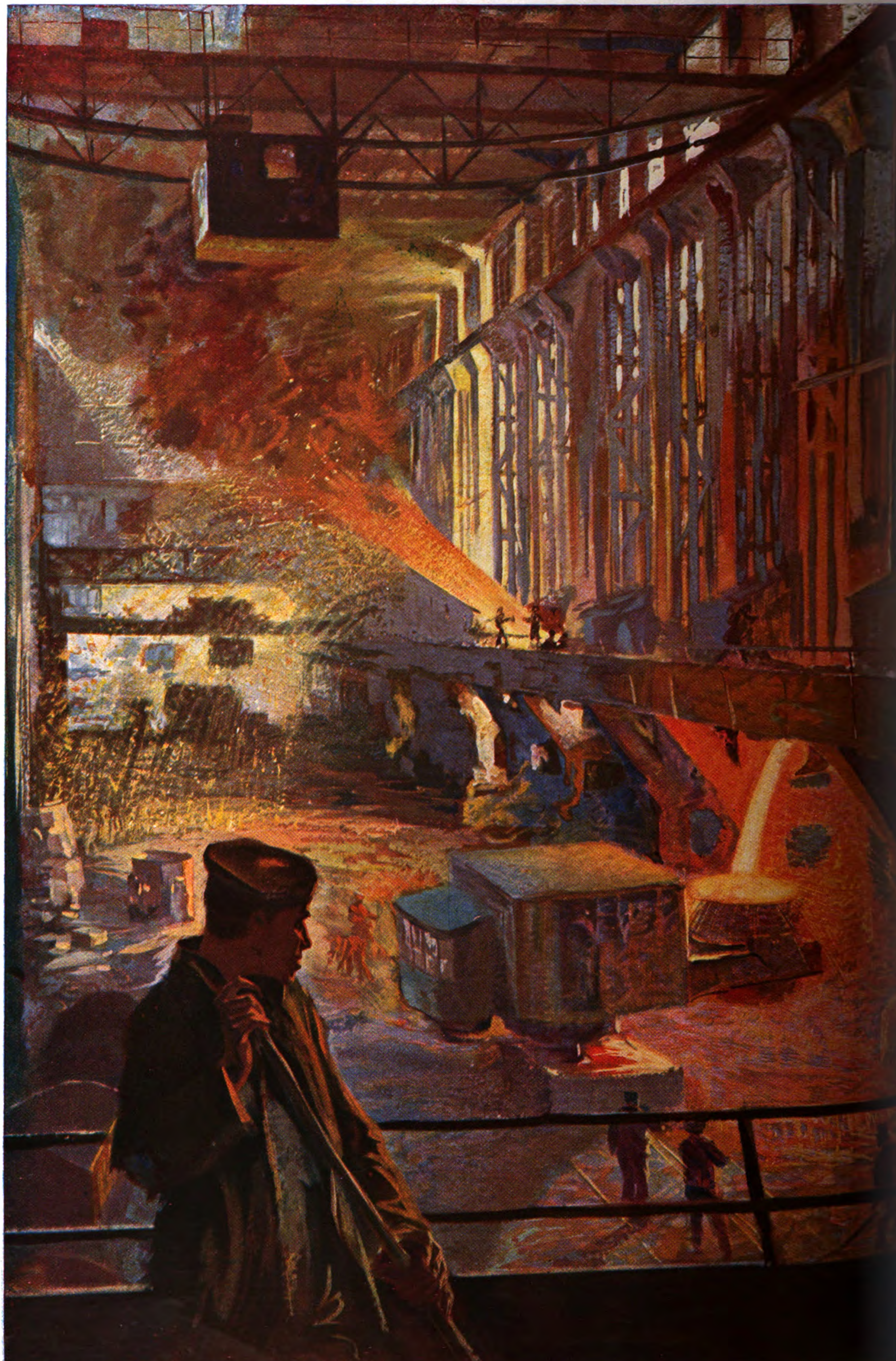
Die Webstoffindustrie steht obenan in Deutschland und übertrifft an Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse alle anderen Bezirke. Ihre Hauptplätze haben eine führende Stellung erlangt, so Krefeld für die Seiden-, Aachen für die Woll- und M.-Gladbach für die Baumwollindustrie. Elberfeld-Barmen sind maßgebend für Seide, Samt, Band, Garn, Plüsch und Teppiche; Aachen mit den benachbarten Städten Düren, Eupen und Stolberg für die Tuchwirkerei, im besonderen Kammgarn, Cheviot, Buckskin, Rock- und Mantelstoffe.

Der industriellen Wirtschaft entspricht der Eisenbahn- und der gewaltige Schiffsverkehr, der sich auf dem Rhein abspielt. Er sammelt sich in den zahlreichen Häfen des Industriebezirks, vor allem in Düsseldorf, Duisburg-Ruhrort, dem größten Binnenhafen der Welt, in Neuß, Krefeld, Ürdingen und Köln. Von dem Umfang des Schiffsverkehrs allein auf der Strecke von Köln bis Wesel kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man sich den Verkehr in den Rhein-Ruhr-Häfen vergegenwärtigt, der im Jahre 1910 eine Tonnenzahl von 28575000 erreichte, wovon allein auf die Steinkohlen- und Koksabfuhr 15674886 Tonnen kommen.

Sind das die vorherrschenden Industriezweige, so sind zahlreiche andere mit ihnen aufs engste verschlungen: die Papier- und die Lederindustrie, die Industrie der Holz- und Schnitzstoffe, die Industrie der Nahrungs- und Genußmittel sowie schließlich die Bekleidungsindustrie.

Daß da, wo die Wirtschaft eine solch hohe Blüte erreicht hat, auch der Kultur Stätten bereitet sind, braucht man nicht besonders zu betonen. Namentlich die Stadt Düsseldorf hat sich von jeher bemüht, neben der Wirtschaft der Kultur zu dienen. Düsseldorf ist darum nicht nur eine Industrie-, sondern zugleich eine in der ganzen Welt anerkannte Kunst- und Gartenstadt. Auch die übrigen Städte, selbst solche, die bisher ausschließlich nur von der Industrie beherrscht waren, bestreben sich immermehr und mit sichtlichem Erfolge zugleich Stätten der Kultur zu werden.

So haben wir im rheinisch-westfälischen Industriegebiet ein Land vor uns, das fast alles in sich vereinigt, was Menschenhand und Menschengeist hervorbringen können, ein Land, dem unbegrenzte Möglichkeiten noch heute offen stehen. Haben auch der Krieg und seine Folgen auf die Wirtschaft dieses Bezirks verheerend gewirkt, so sind doch alle Kräfte vereinigt, die Schäden wieder gutzumachen, eine blühende Kultur und reiche Wirtschaft auf der alten aufzubauen und neu zu schaffen. Damit geht uns fürwahr im Westen das Bild eines Landes auf, das uns in leuchtenden Farben den Fleiß und die Tatkraft der Bevölkerung des Westens verkündet.



Konverterhalle eines Thomasstahlwerkes. Nach einer im Auftrag der Leip



…en Zeitung" geschaffenen farbigen Zeichnung von Felix Schwormstädt.

Die Grundlagen der rheinisch-westfälischen Wirtschaft: Kohle und Eisen

Von Dr. Ramin, Syndikus an der Handelskammer Essen.



In der Kokerei. Nach einer Zeichnung von Willi Borutta.



Auf dem Weg zur Zeche. Nach einer Zeichnung von Willi Borutta.

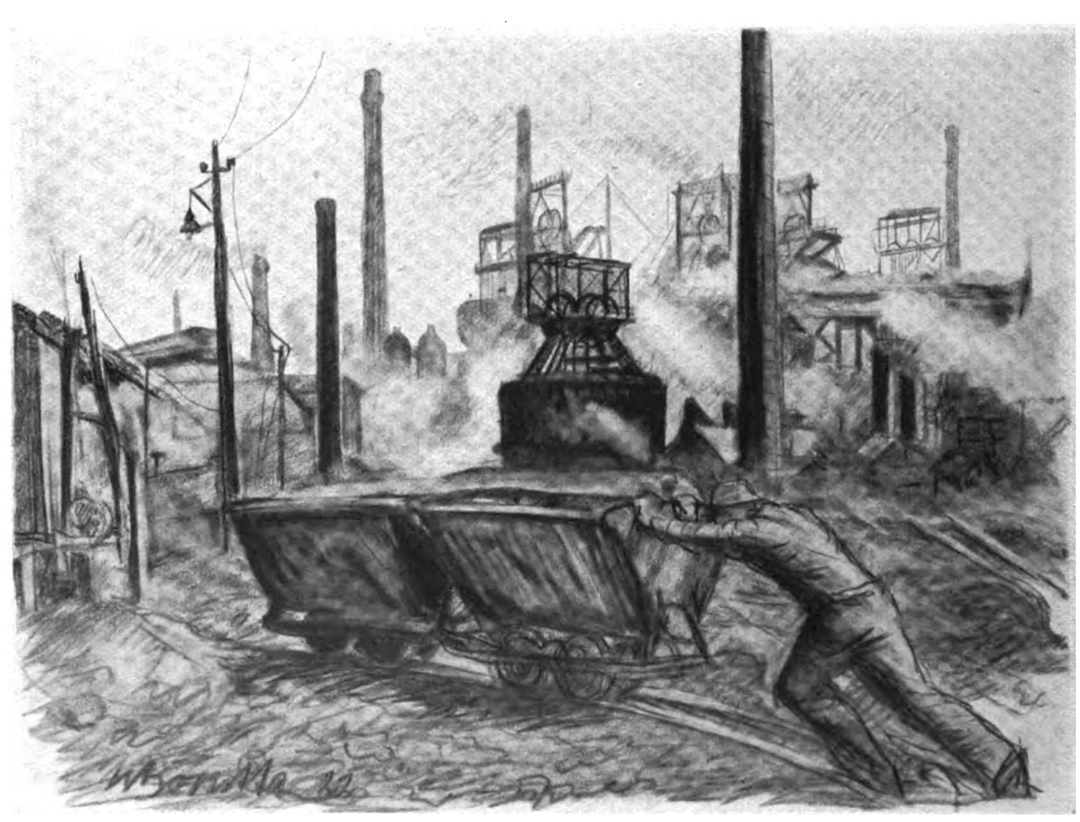
Der verlorene Krieg hat die wirtschaftliche Lage Deutschlands völlig umgestaltet. Der Verlust an Land, Menschen und Produktionswerten hat in Verbindung mit den finanziellen Forderungen des Versailler Diktats und des Londoner Ultimatums unsere Handels- und Zahlungsbilanz passiv werden lassen. Eine Änderung dieses Zustandes zur Aktivität ist nur möglich durch eine wesentliche Steigerung unserer Produktion und beträchtliche Vermehrung unserer Warenausfuhr. Weitestgehende Ausnutzung aller Produktionsmittel, einfachste Gestaltung der gesamten Produktionsvorgänge und damit größtmögliche Herabsetzung der Selbstkosten sind dabei zur Erzielung maximalster Wertleistungen naturwendige Voraussetzung. Aus diesem Grunde ist es durchaus zu verstehen, daß die Bedeutung des rheinisch-westfälischen Industriebezirks in Rücksicht auf seine ausgedehnten Kohlenlager und den für Deutschland heute ausschlaggebenden Wert seines Steinkohlenbergbaues eine außerordentliche Steigerung erfahren hat. Dieser wichtige Urstoff Kohle hat deshalb aus den angedeuteten Sparsamkeitserwägungen beim Produktionsprozeß die Roheisenerzeugung und Halbzeugherstellung zusammen mit den Industrien der Weiterverarbeitung stark im Bezirk verankert.

Schon im 14. Jahrhundert gewann man im Ruhrrevier die Kohle in „Pützen“, die in der Art von kleinen, brunnenartigen Schächten da, wo die Kohlenflöze zutage traten, angelegt wurden. Im 16. Jahrhundert baute man im Ruhrtal die ersten Stollen; im Jahre 1542 wurde die erste Bergordnung erlassen und 1738 das märkische Bergamt zu Bochum errichtet. Der heutige Oberbergamtsbezirk Dortmund beschäftigte im Jahre 1920 bei der Steinkohlengewinnung 457392 Beamte und Arbeiter und erzielte eine Förderung von 84992931 t an 188 Betriebsstätten. Das bedeutet zusammen mit den 6620752 t des Oberbergamtsbezirks Bonn 72,10 Proz. der Gesamtförderung von Preußen. Für die gewaltige Entwicklung des Steinkohlenbergbaues im Oberbergamtsbezirk Dortmund möge der vergleichende Hinweis genügen, daß im Durchschnitt der Jahre 1850 bis 1854 nur 2066000 t von 15878 beschäftigten Personen zur Förderung gebracht wurden. Das Jahr 1913 erbrachte dagegen bei 394569 beschäftigten Personen die bisherige Höchstfördermenge von 110765000 t. Wie groß die Fortschritte sind, die bei der Verwendung der Kohle zur Herstellung veredelter Brennstoffe bereits gemacht wurden, läßt sich erkennen aus der Höhe der jährlichen Kokserzeugung, die in Rheinland und Westfalen, d. h. im Aachener und im Ruhrbezirk, im Jahre 1918 bei einer Menge von 29153773 t einen Wert von 877882000 Mark ausmachte und verglichen mit der Gesamterzeugung im Reich und in Preußen 80,37 Proz. bzw. 81,54 Proz. darstellte. Die großzügig organisierte Verkaufsvereinigung des Steinkohlenbergbaues im Ruhrgebiet ist das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat. Es wurde am 16. Februar 1892 aus verschiedenen örtlichen Verkaufsvereinigungen mit dem Verwaltungssitz in Essen gegründet. Im Jahre 1920 erfaßte es für die ihm angeschlossenen Zechen eine Förderung von 87,546 Mill. t gleich 67,19 Proz. der Gesamtförderung Deutschlands. Die Verkaufsvereinigung für Teererzeugnisse, welche den gemeinschaftlichen Absatz der durch ihre Gesellschafter beispielsweise im Jahre 1920 in Höhe von 732409 t verarbeiteten Rohteermengen betreibt und bei der Wichtigkeit der beim Verkokungsprozeß gewonnenen Nebenprodukte erhöhte Bedeutung besitzt, hat ihre Verwaltungsstelle ebenfalls in Essen. Der Verein für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund und der Zechenverband in Essen stellen die Vertretung der freiwillig zusammengeschlossenen Bergbauverwaltungen des gesamten Reviers dar. Die wissenschaftliche Ergründung des chemischen Wertes der Kohle findet inmitten des Industriegebietes im Kohlenforschungsinstitut Mülheim a. d. Ruhr eine bedeutsame Pflegstätte. Rhein- und Kanalschiffahrt ermöglichen den Massenabtransport der Kohle aus dem Bezirk nach Süden, Norden und Osten. Den Beweis für den großen Umschlagsverkehr in diesem größten deutschen Wirtschaftsgebiete erbringen die Zahlen in den Jahren 1913 und 1918—1920. So betrug unter anderm der Kohlenverkehr 1913:1918:1919:1920 in der Bahnzufuhr nach den Duisburg-Ruhrorter Häfen in Tonnen entsprechend 19176746:7609811:4366643:8310330 und in der Schiffsabfuhr von diesen und den Zechenhäfen am Rhein 21458491:9914970:5240128:9423125.

Was von der Kohle gesagt wurde, gilt in ähnlicher Weise von dem Eisen und seiner Weiterverarbeitung. Der Verlust Elsaß-Lothringens und des aus der Zollunion mit Deutschland ausgeschiedenen Luxemburg hat die deutsche Roheisenerzeugung um 33,2 Proz. und die deutsche Rohstahlerzeugung um rund 20 Proz. vermindert. Weitere 11 Proz. Roheisen und 14 Proz. Rohstahl des verbleibenden Restes wurden uns mit dem Saargebiet genommen, und auch von den rund 1 Million Tonnen Roheisen und 1,4 Million Tonnen Rohstahl Oberschlesiens mußten 52 Proz. bzw. 73 Proz. dem polnischen Staat überlassen werden. Die somit um etwa 58 Proz. Roheisen- und 65 Proz. Rohstahlerzeugung verminderte Produktionsmenge des Jahres 1913 stellt jetzt im wesentlichen das rheinisch-westfälische Industriegebiet. Als unerträglicher Mangel wird es dabei empfunden, daß infolge der Zwangslieferungen von deutscher Kohle an den Verband beispielsweise im Jahre 1918 von den 125 vorhandenen Hochöfen Rheinland-Westfalens nur 100 im Betrieb sein konnten. In den Flußeisen- und Flußstahlwerken des Bezirks wurden im gleichen Jahre 8122296 t Rohblöcke und Stahlformguß mit einem Gesamtwert von 1945756000 Mark hergestellt. Der Roheisenverband, welcher die deutschen Hochofenwerke als Verkaufsvereinigung für den Absatz ihrer Roheisensorten in sich vereinigt, brachte von Essen aus im Jahre 1920 1329477 t Roheisen und Rohstahl zum Verkauf, wovon 1294124 t im Inland blieben, während 35353 t ins Ausland gingen. Entsprechend dem Kohlenforschungsinstitut in Mülheim ist ein Eisenforschungsinstitut in Düsseldorf eingerichtet worden. Die bedeutsamste wirtschaftliche Vereinigung für die Eisen- und Stahlerzeugungsindustrie haben wir im Verein deutscher Eisenhüttenleute (Sitz Düsseldorf) vor uns.

Von der Eisenindustrie Rheinland-Westfalens nahm auch jene industrielle Zusammenschlußbewegung ihren Ausgang, die unter der Bezeichnung eines „vertikalen Aufbaues unserer Wirtschaft“ immer stärker die Rohstoffgewinnung mit der Fertigfabrikation in wirtschaftlich geschlossenen Betriebsformen bindet. Diese Konzentrationsbestrebungen schufen gewaltige Wirtschaftsgebilde, die unter möglichster Vermeidung von verkehrs- und betriebstechnisch — finanziell und kaufmännisch — unnützen Reibungen aus der Zusammenfassung aller Werte einen für unsere Wirtschaftserhaltung unbedingt erforderlichen, gesteigerten Nutzen erfolgreich zu ziehen bemüht sind. Es sei hier nur erinnert an die Interessengemeinschaft zwischen der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-A.-G. und der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. mit ihren Auswirkungen, an den Konzern der Gutehoffnungshütte, an die Entwicklung der Thyssengruppe, die Erweiterung des Eisen- und Stahlwerks Hoesch, an Krupp, Phönix u. a. m. Als ein besonderes Wirtschaftsunternehmen ist noch das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk A. G. in Essen hervorzuheben, das — auf der unmittelbaren Belieferung mit Kohle von den Zechen aufgebaut — als größtes deutsches Stromversorgungsunternehmen den Industriebezirk planmäßig mit elektrischer Energie versieht. Es wurde 1900 als erster gemischt-wirtschaftlicher Betrieb ins Leben gerufen. Die Stromabgabe, die im Geschäftsjahr 1900/01 nur 2,7 Mill. KW ausmachte, war für das Geschäftsjahr 1919/20 auf 626 Millionen gestiegen. Auch die Versorgung der Gemeinden mit Gas liegt zu einem großen Teil in der Hand dieses Unternehmens.

Es führte zu weit, hier auf weitere Einzelheiten des rheinisch-westfälischen Wirtschaftslebens einzugehen. Die eine Gewißheit aber dürfte auch aus diesen kurzen Darlegungen gewonnen werden, daß in dem wichtigsten deutschen Industriegebiet lebendige Kräfte am Werke sind, die, soweit es in unserer Macht steht, dafür sorgen werden, daß im Interesse der Weltwirtschaft ein Wiederaufbau Deutschlands gelingt, sobald auch in Frankreich die Notwendigkeit weltwirtschaftlicher Zusammenhänge dämmert.



Kohlenzeche und Hochöfen. Nach einer Zeichnung von Willi Borutta.



Im Duisburg-Ruhrorter Hafen. Nach einer im Auftrag der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ geschaffenen Zeichnung von Felix Schwormstädt.

Die Auswanderung der Industrie.

Von Josef Winckler. Mit einer Tuschzeichnung von Fritz Buchholz.

Ich glaube nicht mehr an Gespenster. Ich bin zu aufgeklärt. Meine Freunde sind Ingenieure und Herren der Industrie. Sie kennen mit dem Finger auf der Karte, wie wir hier oben Berge und Flüsse, tief unten in der Erde unsichtbar große Lagerungen der Kohlen- und Erzflöze und haben auch Namen für sie, wie für unterirdische Länder und Kontinente. Mit Senkungen, Brüchen, Strömungen. Sie wissen auf den Zentner genau, wie viel sie täglich herausbuddeln auf hunderten Schächten, in tausenden Zügen, mit Millionen Händen der Hauer, Steiger, Lokomotivführer. Ununterbrochen in bestimmten Gezeiten, wie Ebbe und Flut. Wir sind daran gewöhnt und beachten es kaum noch. Ich wohne mitten unter den Schloten. Unser Nachbar, Vater Säntes, arbeitet fast ein halbes Kilometer tief. Gestern kam er grabesbleich nach Hause. Er saß am Tisch und schüttelte den Kopf. Sein ganzer Leib zitterte noch. Was ist geschehen? Explosion? Ein Schlagwetter? Wie viele Tote?

Stockend sprach er: „Diese Nacht — es mochte knapp zwölf Uhr sein — ich hatte gerade meinen Kontrollrundgang auf der dritten Sohle angetreten, da höre ich einen furchtbaren Schlag. Ich sah, wie die Laufschienen, die Schüttelrutschen sich knüllten und unter meinen Füßen wie von den Wänden wegsausten, als risse sie eine Riesenfaust wie Gedärm aus den Stollen. Am Förderschacht polterte der Förderkorb ohne Signal brausend empor, und alle Wagen stoben ihm geisterhaft nach, die Schienen, die Rutschen hinterdrein, Wirbelwind hebt auch mich, und oben über Tag sehe ich den ganzen Förderturm samt den surrenden Seilrädern wahrhaftig davonrasseln, daß die Schienenstränge und das Förderseil aus der Erde wie Wurzeln mitflattern. Ich starre noch wie schreckbenommen, da sehe ich schon die Schlote der Kokerei, der Hochöfen, alles bewegt sich, kracht, wankt — ich glaub' an ein Erdbeben und will mich hinschmeißen — da kommen schon die Konverter in Feuermäntel wie Jehova vor Israel, flammenmähnig saust das ganze Stahlwerk daher, die Säulen der Windhitzer, Mann für Mann, laufen wie schwarze, dicke Riesen, die Kühltürme marschieren, die Rangierbahnhöfe, die Hallen mit fauchenden Schleppzügen, alle Grundmauern lösen sich vom Grund, die chemische Fabrik, die Schamottefabrik, die Mühlenwerke folgen, die Kesselschmiede, die Schweißerei, die Gießerei, Wände und Dächer Schulter an Schulter, die Schlackenhalden und Erzlager, Bunker und Bagger, Krane, Silos: alles langsam gen Norden in unentwirrbar gigantisch donnerdem Knäuel, von Sirenen schreiend übergellt: »Wir hungern . . . wir hungern . . . wir fronen . . . wir fronen . . .!«

Vor Entsetzen stand mein Herz still, als ich von noch gewaltigerem Lärm im Rücken niedergeschmettert wurde. Da sah ich es heranwälzen wie ein Weltsturz, in Wolken Rauch und Staub — das waren die Bruderwerke von ferner her im Westen, deutlich erkannte ich sie. Wer zählt sie? Und schlossen sich an — und kaum hab' ich vom Grausen mich erholt — seh' ich schon: aus Schlesien, Sachsen, Mitteldeutschland, alles schließt sich an — — die gesamte, große, gewaltige, deutsche Industrie wandert aus! Wie ein Heerzug dem Norden zu! Geführt von unsern Werken!

Ich lief mit, von magischer Gewalt gezogen, immer hinterdrein. Die Reise ging durch die Lüfte, kaum ein Krümelchen Ruß fiel nach unten. Der Mond schoß durch die Hallen und Silos. Alle Gewitter der Erde sind ein Säuseln gegen das tobende Lärmen und Rollen um mich her. Schon erkannte ich Soest, Münster, jetzt Lüneburg mit dem alten Backsteinturm, dann schwenkte der Zug wirbelnd und wabernd ab über Oldenburg. Ich schlag' ein Kreuz nach dem andern. Alle elektrischen Lampen brennen weiter in den Maschienen und Fabriken, keine Kurbel feiert, nur ohne Menschen, von selber in Gang und Betrieb. Die Werften und Hellinge mit Skeletten von Schiffen und Hafenspeicher von Bremen und Hamburg schließen sich an. Ganze Dampfer fahren voraus. Der Zug ward unruhiger, hastiger, toller und bereitete sich auf einen riesigen Sprung vor.

Und kam an die Nordsee. Aber drüben im Nebel, getürmt auf einer großen Insel, standen gleiche Babelwerke von Lärm und Rauch und brüllten übers Meer: »Zurück!«

Und die Sturzflut der Schlote und Türme polterte zurück und stob gen Süden und brandete die Alpen empor. Aber die Eisgletscher und hinter ihnen Dome und wunderbare Städte und sonnige Ebenen schrien: »Zurück!«

Und abermals machte die unheimliche Wanderung sich auf und donnerte gen Norden, und weite, zertrümmerte, unfruchtbare Öden gähnten: »Zurück!«

Verzweifelt jagten sie nun über Städte und Dörfer, Straßen und ganze Provinzen im Flug bedeckend, mit Mammutgepolter gen Westen, über den Rhein und — eine gleich gewaltige, fest gefügte Industriewoge schäumte hoch auf: »Zurück!«

Grollend, keuchend knirschte es durch die finstern Ungetüme: »Voran, Gesellen! brecht durch! Walzt nieder, was im Wege steht, schlagt eine Bresche und erobert die Freiheit des Erdkreises auch für uns!« Hunderttausend Maschinen summten und stöhnten durch die Portale und Tore: »Wir sind die Hungersklaven der ganzen Welt, eingekäfigt in unendliche, hoffnungslose Mühsal! Fressen das Volk ohne Sinn und Zukunft!« Rasender aufheulten alle Sirenen. Und nochmals zu zermalmendem Anprall holten die Gewaltigen aus — — siehe: da wuchsen graue Männer von Horizont zu Horizont in langen Linien aus der Erde, jeder ein blutend Herz in der Brust, und rechten fordernd, abwehrend die Hände. Und in gleicher Sekunde an allen Grenzen ringsum, im Nord, im Süd, im Ost erstanden die gleichen grauen Männer mit gebieterisch »Heimkehr« fordernden Händen.



Und da also kein Ausweg war und die gestauten Giganten wie suchend ins Land lugten, gewahrten sie, daß überall an Fenstern und Türen der Häuser die Menschen der Heimat standen und bleich die Hände falteten: »Bleibt hier!«

Und ein alter großer Konverter hub sich vor der rußigen Versammlung und blies wie ein Baal seinen Feuerodem aus und donnerte in tiefem Baß: »Freunde, es bleibt uns nichts anderes übrig, als immer fester hier im eigenen Land zusammenzustehen, für unser Volk. Oder wißt ihr was Besseres?« Die Hämmer, die Essen begannen zu sprechen: »Wie wir einst schmiedeten gegen die ganze Welt — schmieden wir jetzt für die ganze Welt! Schafften wir einst Tod — schaffen wir jetzt Leben!« — »Helft in Beharrlichkeit. Pflicht, bis Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit sich Bahn brechen! Nichts anderes hilft, nichts! Verlaßt nicht das Volk — dient!« brauste und sauste es aus den schwingenden Rädern und stampfenden Achsen. Da warf der größte Hochofen seinen Flammenbart, daß Garben tanzender Funken fernste Schlote rubinrot beleuchteten: »An die Arbeit!«

Just schlugen die Glocken von Königberg bis München über ganz Deutschland: »Eins!« . . .

Und wie erwachend sah ich die Laufschienen und Schüttelrutschen ruhig schwingen und klingen, der Förderturm begann wieder zu rollen, die Gichten stiegen, die Kühltürme wehten ihre weißen Fahnen, alles am alten Fleck, alles wie vordem. Bald strömte die Frühschicht mit Millionen Arbeitern ein. Daß die Räder noch emsiger surrten, die Werkkolosse noch flinker preßten, verluden, siebten, stampften und das Eisen glühender kochte." — — —

Vater Säntes war ein „Spökenkieker“ von Jugend auf, ein echter Westfale. Aber diesmal schlotterte und stotterte er so heftig und bleich noch von innerster Erregung, daß wir ihn schnell zu Bett brachten; seine Tochter betete und schickte zum Pastor.

Aber nachdenksam ging ich still hinaus, und es ergriff mich die Unruhe dieser wilden Vision im Bergwerk, unerklärliche Sehnsucht trieb mich ins Freie. Ich löste eine Fahrkarte und bestieg den Zug und fuhr kreuz und quer mitten durch die unabsehbaren Schlotwälder und Schlackenhalden — zum erstenmal seit Kriegsende — und sah sie alle stehen, die furchtbar mächtigen Werke, in alter Ungeheuerlichkeit ihren Rauch mit den Wolken vermengend, die Erde mit Zittern füllend, daß man glaubt, sich rollenden Kratern zu nähern, in tiefem Frieden arbeitend — und dies schien mir plötzlich wie ein Wunder nach dem Ansturm einer ganzen Kriegswelt, wie ein Wunder auch die dunklen Kolonnen unabsehbarer Scharen von Männern, die da noch immer aus- und einzogen nach dem Riesensterben und dem fressenden Hungertod, der hier umschlich jahrelang, und ein Gesicht stieg mir auf, voll schmerzlich erhabener Bedeutung, schrecklich und beseligend zugleich, über der weiten rheinisch-westfälischen Industrieebene im Glanz dieses starken Morgens: O gewaltig pulsendes Herz unserer Zukunft!

Vielleicht hat Vater Säntes doch den tiefsten Sinn dieses neuen Industrielebens im Traum erschaut. . . .



Am Niederrhein.

Gedicht von Herbert Eulenberg

Der Himmel ruht auf vielen schwarzen Säulen,
Der diese Landschaft deckt. Die Arbeit speit
Den düstern Weihrauch aus Dampfpfeifen heulen.
Und von der Hämmer Schlag das Eisen schreit.
Aufstöhnend hallt es stets bei Tag und Nacht:
Hier wird Gold gemacht.

Verschlafen dehnen sich die letzten Wiesen,
Die Fleiß und Gier noch müßig stehen ließ,
Und staunen zu den Schloten, die gleich Riesen
Der Wunsch zu herrschen aus der Erde stieß.
Dumpf dröhnt es murrend drunten tief im Schacht:
Hier wird Gold gemacht.

Mit roten Zungen leckt es aus den Röhren
Des Walzwerks an den grauen Himmelsrand,
Unförmig ragt's gleich einem Wald von Föhren
Mit Rädern und mit Tuben wirr verspannt.
In weißen Schwaden faucht der Dampf und lacht:
Hier wird Gold gemacht.

Und zwischen diesen aufgetürmten Bauten
Zieht lastbeladen hin der alte Rhein.
Die Wellen, die noch eben Burgen schauten,
Sie glühen auf vom Schmiedefeuerschein.
Und stolz verkündet seine schwere Fracht:
Hier wird Gold gemacht.

So treibt sich rastlos Lohn und Arbeit weiter,
Es reiht die Nacht sich mühend an den Tag.
Und wechselnd ziehen immerzu die Streiter
Dem goldnen Vlies auf Abenteuer nach.
Es wächst der Städte wild gefügte Pracht:
Hier wird Gold gemacht.

Der Strom, der alles dieses widerspiegelt,
Jauchzt, aus dem Traum erwacht, vor Tatendrang.
Die neue Zeit hat laut ihn aufgewiegelt,
Und um ihn tönt es hell wie Zukunftsklang,
Das Losungswort, das heut die Welt entfacht:
Hier wird Gold gemacht.

Das Kulturleben im rheinisch-westfälischen Industriegebiet.

Von Oberstudiendirektor Dr. Kurt Swet.

Die größeren Städte des rheinisch-westfälischen Industriegebiets sind vor allem Stätten fleißiger Arbeit. Das Kulturleben war in ihnen deshalb, abgesehen von Düsseldorf, wo von jeher ein altes Kulturleben vorhanden war, früher nicht so ausgeprägt, wie es heute der Fall ist. Die letzten Jahre vor dem Weltkriege wie auch nach dem Weltkriege ist jedoch überall im Industriegebiet eifrig am Ausbau des Kulturlebens gearbeitet worden. Es versteht sich von selbst, daß die größeren Städte des Industriegebietes ein ausgebautes höheres Schulwesen, namentlich realer Richtung, sowie auch ein blühendes Fach- und Fortbildungsschulwesen, sowohl in technischer und gewerblicher als auch in kaufmännischer Hinsicht, besitzen. Industrie, Gewerbe und Handel hatten ein Interesse an der besonders liebevollen Pflege dieser Unterrichtszweige. Von Bedeutung für das ganze Unterrichtswesen im Industriegebiet war die Gründung einer Zweiganstalt des Berliner Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht in Essen. Das Institut wächst sich immer mehr aus. Das Erwachsenenbildungswesen, das in Deutschland im allgemeinen erst nach der Revolution erhöhte Beachtung fand, wurde im Industriegebiet vereinzelt schon vor dem Weltkriege gepflegt. In Essen wurden bereits 1907 von der Stadt und der Handelskammer „Akademische Kurse für Handelswissenschaften und allgemeine Fortbildung" ins Leben gerufen, die, wie schon ihr Name sagt, zunächst zwar die Pflege kaufmännisch-fachwissenschaftlicher Bildung auf akademischer Grundlage, dann aber auch die allgemeine Fortbildung der Erwachsenen zum Ziele haben. Die Essener Akademischen Kurse haben sich immer mehr zu einer Art hochschulmäßigen Mittelpunktes des geistigen Lebens des mittleren Industriegebietes entwickelt. Später wurden in Düsseldorf, wo bekanntlich auch eine Hochschule für kommunale Verwaltung besteht, ebenfalls Akademische Kurse ins Leben gerufen, die sich dort wie auch in Essen großer Beliebtheit und Wertschätzung erfreuen.

Außer nach der handels- und wirtschaftswissenschaftlichen Seite, die in Essen seinerzeit zur Gründung der vorgenannten Akademischen Kurse für Handelswissenschaften führte, gehen die fachlichen Interessen der großen Schicht der wirtschaftlichen und technischen Angestellten naturgemäß nach der Seite der technisch-wissenschaftlichen Fortbildung. Seit April 1919 besteht in Essen eine Vereinigung zur Förderung technisch-wissenschaftlicher Vorträge im westlichen rheinisch-westfälischen Industriegebiet. Diese Vereinigung gehört zum Rheinisch-Westfälischen Verband für technisch-wissenschaftliche Förderung. Der Verband umfaßt außer der Essener Vereinigung noch die entsprechenden Vereinigungen von Bochum, Dortmund, Düsseldorf und Köln. Die Vereinigung, die ursprünglich den Zweck hatte, den aus dem Kriege heimkehrenden Technikern eine Auffrischung ihrer fachlichen Kenntnisse zu gewähren, hat später ihre Ziele weiter gesteckt. Sie will heute einmal solchen Leuten, die in ihrem Betriebe weiterkommen wollen, die Möglichkeit geben, sich weiterzubilden, und sie will zweitens solchen Herren, die schon länger im praktischen Betriebe stehen, Gelegenheit geben, sich sowohl hinsichtlich der Fortschritte ihrer technischen Spezialwissenschaften als auch über die Fortschritte der allgemeinen Technik auf dem laufenden zu erhalten.

Nach dem Kriege sind in den größeren und kleineren Orten des Industriegebietes Volkshochschulen entstanden. Neben den großen Volkshochschulen in Düsseldorf, Duisburg, Dortmund und anderen Städten nimmt die in der bedeutendsten Stadt des eigentlichen Industriegebiets gelegene Volkshochschule der Stadt Essen eine besondere Stellung ein, im Hinblick sowohl auf die Besucherzahl als auch auf die diesem Institut eigentümliche Organisationsform. Die Eigenart der Essener Volkshochschule beruht in dem sogenannten Gruppensystem, das vier Weltanschauungsgruppen umfaßt, nämlich die evangelische, katholische, freie (sozialistische) und neutrale oder unabhängige Gruppe. Da bei uns in Essen wie auch sonst in weiten Teilen des Industriegebiets die konfessionellen und sozialen Gegensätze ziemlich stark ausgeprägt sind, mag immerhin das Essener Gruppensystem einen beachtenswerten Versuch bedeuten, die verschiedenen, sonst auseinanderstrebenden Gruppen zu gemeinsamer Arbeit innerhalb einer Volkshochschule zusammenzuführen.

Durch die im Jahre 1919 in Essen erfolgte Gründung der Gesellschaft für Wissenschaft und Leben im rheinisch-westfälischen Industriebezirk, deren Vorsitz der Essener Oberbürgermeister Dr. Luther führt, hat das Industriegebiet auch eine große wissenschaftliche Gesellschaft erhalten. Sie soll einmal eine stärkere Belebung des rein wissenschaftlichen Gedankens fördern. Nicht die Trennung in örtliche Kreise, sondern die fachwissenschaftliche Gruppierung ist die Grundlage der Gesellschaft, um so auch die Sonderwissenschaften aus dem ganzen Industriegebiet praktisch fördern zu können. Die Gesellschaft hat sich weiter zum Ziel gesetzt, reine und angewandte Wissenschaft in Wechselbeziehung zu bringen. Die Herausgabe von wissenschaftlichen Veröffentlichungen ist in die Wege geleitet.

Das wissenschaftliche Leben im Revier der Schornsteine der Berg- und Eisenindustrie ist also durchaus lebendig. Dasselbe kann auch von dem künstlerischen Leben gesagt werden. Die Mittel, welche die größeren Stadtverwaltungen des Industriegebiets zur Pflege des Theaters und der Musik alljährlich in ihren Etats bereitstellen, sind ganz erheblich. Die nahe Nachbarschaft der Industriegroßstädte bringt es mit sich, daß zwischen ihnen in dieser Beziehung eine Art friedlicher Wettstreit entstanden ist, der beachtenswerte Leistungen auf dem Gebiet des Theater- und Musiklebens gezeitigt hat. An der Spitze der städtischen Orchester stehen in den größeren Städten des Industriegebiets Dirigenten von gutem Ruf: in Düsseldorf Generalmusikdirektor Prof. Karl Panzner, in Duisburg Paul Scheinpflug, in Essen Prof. Max Fiedler, der bekannte Brahms-Interpret, in Bochum Rudolf Schulz-Dornburg, der sich besonders als Pionier der Moderne schnell einen Namen gemacht hat, in Dortmund Wilhelm Sieben. Ähnliches gilt vom Theaterleben. Die vorgenannten Städte führen ihre Bühnen in Eigenverwaltung unter Intendanten. In Düsseldorf schwingt Dr. Willy Becker, der vorher in Essen wirkte, das Intendantenzepter. Die Städte Duisburg und Bochum haben sich seit vergangenem Herbst unter dem Intendanten Dr. Saladin Schmitt zu einer Theatervereinigung zusammengeschlossen, deren künstlerische Leistungen sich schnell warme Anerkennung errungen haben. Die Essener städtischen Bühnen (Stadttheater und Städtisches Schauspielhaus), seit Herbst 1921 unter Leitung des Intendanten Stanislaus Fuchs stehend, erfreuen sich einer stetigen Aufwärtsentwicklung. Essen, durch seine zentrale Lage als das Herz des Industriebezirks zu bezeichnen, strebt immer mehr auch in künstlerischer Beziehung vorwärts. Die Bewohner der vielen größeren und kleineren Orte der volkreichen Umgebung sind ständige Besucher der Essener Kunstveranstaltungen. Das Dortmunder Stadttheater schließlich hat sein zielbewußter Leiter, Intendant Dr. Johannes Maurach, zu einer neuen Blüte geführt; in dem schönen Dülfer-Bau wurde manche Aufführung von künstlerischer Gediegenheit herausgebracht.

Für das künstlerische Leben des Industriegebiets ist der Bund der Künste im rheinisch-westfälischen Industriegebiet von Bedeutung. Die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse erschwert der einzelnen Stadt, der einzelnen Gemeinde und den in ihnen wirkenden, kulturellen Zwecken dienenden Vereinigungen immer mehr die selbständige Veranstaltung wertvoller und fruchtbringender Unternehmungen auf dem Gebiete des Vortragswesens, des Ausstellungswesens, der Musik und des Theaters. Hier kann durch gemeinsame Gewinnung von Vortragskräften, von Solisten und Gästen, durch Organisation von Wanderausstellungen mannigfacher Art mit verhältnismäßig sparsamen Mitteln auch heute noch dasselbe, ja, unter Umständen mehr erreicht und geleistet werden, als unter früheren Verhältnissen dem einzelnen möglich gewesen ist. Glückliche Anfänge sind auf allen diesen Gebieten schon gemacht. Der Bund gliedert sich in fünf Fachabteilungen: Musik; Theater; Literatur; freie bildende Kunst (Malerei, Graphik und Bildhauerei); Baukunst und angewandte Künste. Man kann sagen, daß der Bund der Künste im rheinisch-westfälischen Industriegebiet mit seinen zusammenfassend-organisatorischen Bestrebungen auf künstlerischem Gebiete in mancher Hinsicht das Gegenstück darstellt zu der Gesellschaft für Wissenschaft und Leben, die auf wissenschaftlichem Gebiete ähnliche zusammenfassend-organisatorische Ziele sich gesetzt hat.

Aus den vorstehenden Zeilen dürfte hervorgehen, daß im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, dem Lande der rastlosen Arbeit und des materiellen Verdienstes, die kulturellen Aufgaben durchaus nicht vernachlässigt werden, sondern sich der Förderung erfreuen, die sie in einem für das deutsche Volksleben so wichtigen Landesteil auch verdienen.



Neuzeitliches Hochofenwerk mit Beschickungsanlage (System „Stähler & Demag").

Nach einem Aquarell von Fritz Buchholz.

Rheinisch-westfälische Städte.

Von Oberbürgermeister Dr. Otto Most, M. d. R.

Rheinisch-westfälisches Industriegebiet: zwei Provinzen, zwei Stämme verschmelzen sich zu einer Einheit. Rheinisch-westfälische Städte: es gilt das gleiche. Bei den Worten denkt keiner an die lieben rheinischen Nester, weingesegnet und burgengekrönt, beren Namen allein schon die Herzen jungfreudig schlagen lassen; keiner an das goldene Mainz oder das heilige Köln; keiner auch an Westfalens domberühmte Plätze Osnabrück und Paderborn, an Münsters Schönheit oder Soests malerische Reize. In ihnen lebt vielmehr die Vorstellung von einem aus rheinischer Lebendigkeit und westfälischer Zähigkeit Erwachsenen, dem Größten und Sinnfälligsten wohl, was aus dieser Ehe entsprang: Stadt gewordene Industrie, Industrie gewordene Stadt. Den, der niemals dort war, überkommt es dabei mit Ehrfurcht oder mit Grauen: mit Ehrfurcht vor diesem sichtbarsten Ausdruck unablässigen Schaffens; mit Grauen vor der Vorstellung öder, luft-, licht- und freudloser Steinmeere.

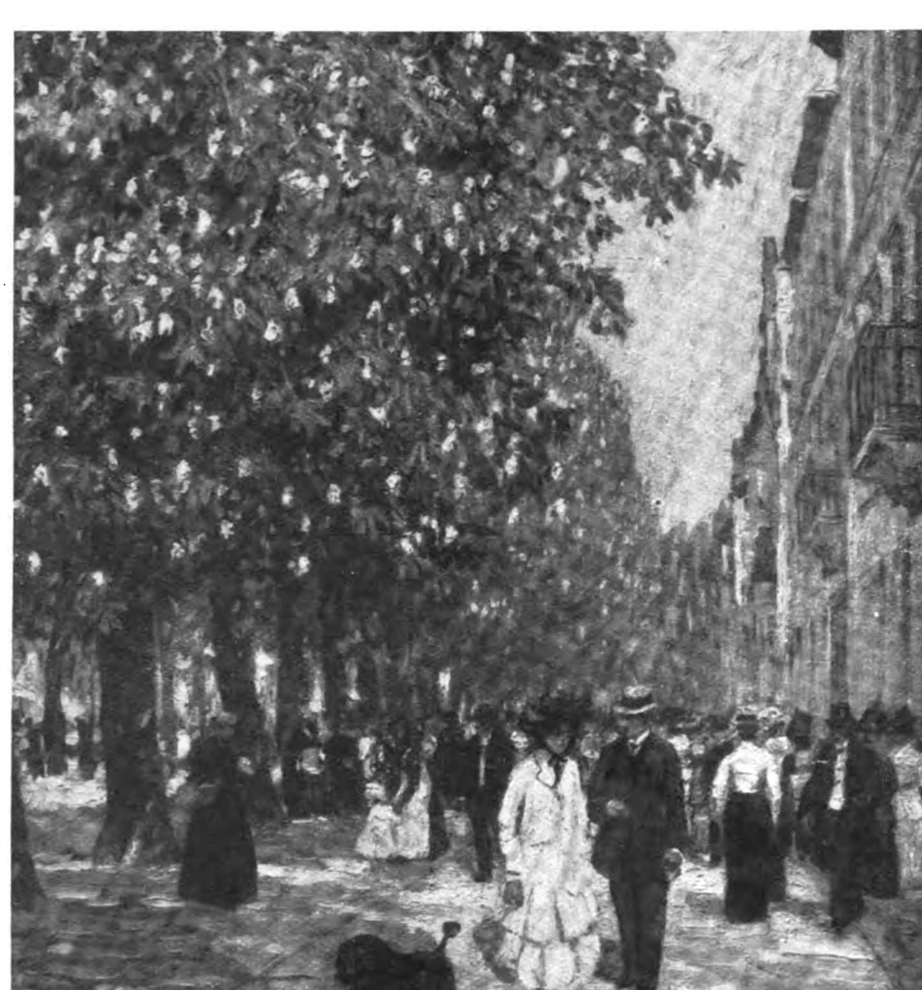
Wer aber in das Land von Lippe, Ruhr und Niederrhein je selbst gekommen ist, und wer von dessen Seele auch nur einen Hauch verspürt hat, weiß es besser. Er weiß, wie bunt das Bild, wie vielgestaltig der Inhalt ist. Er mischt freudigen Stolz über so vieles Große mit banger Sorge ob mancher dunklen Schattenseite zur Liebe zu dem, was diese Städte an deutscher Gegenwart, Zukunft und auch Vergangenheit in sich bergen.

Die Städte sind dem übrigen Lande immer vorangegangen, im Guten wie im Bösen. Höchstzeiten der Zivilisation, aber auch meist der Kultur, sind von jeher zugleich Zeiten stärkster städtischer Entwicklung gewesen Vor hundert Jahren zählte Deutschland 2 Städte mit über 100000 Einwohnern, Großstädte, wie sie die Statistiker nennen; 1880 waren es 15, darunter eine einzige in den Westprovinzen. Heute 47, darunter 15 allein in Rheinland und Westfalen, 9 allein im engeren „Industriegebiet“.

„Ich bin von Hamm nach Duisburg gefahren
Des Nachts, da sie am Werken waren.“

Wer erlebt hat, was der Dichter in seiner „Nächtlichen Fahrt“ schildert, wie aus der Nacht Werk um Werk, Haus um Haus in endloser Folge sich aneinanderreihend emporwächst, ein Bahnhof dem andern folgt, überall das Dunkel erhellend und den Lärm des Zugs übertönend Tausende von Feuer sprühen, Zehntausende von Maschinen sich rühren; oder wer tagsüber mit offenem Blick und offener Seele diese Strecke durchfahren und, soweit das Auge reicht, rechts und links kaum irgendwo freien Raum, sondern nur Arbeitsstätten und Wohnungen für die dort Schaffenden gesehen hat, wie die Bergwerke und Hochöfen, die Stahl- und Walzwerke mit den menschlichen Siedlungen geradezu um den letzten Platz zu kämpfen scheinen: der wirft den Begriff Städte und Dörfer überhaupt über Bord. Dem erscheint das alles als nur eine einzige Stadt der Arbeit und der Massen. Vom Herzen Westfalens reicht sie bis zu den Grenzen Hollands, bis zum Rhein und drüber hinweg. Eine Stadt, gegen die — um mit Vershofens Cunz von der Rosen zu sprechen — London klein und ruhig ist.

Und doch! Stationsnamen tönen ans Ohr, und jeder hat eigenen Klang, der sich der Gesamtmelodie beimengt, ohne sich je ganz zu verlieren. Schon Hamm ist etwas ganz anderes, als sein, Gott sei Dank! jetzt endlich verschwindender schwarzrußiger Bahnhof vermuten läßt: rechtsberühmt durch



Die Königsallee in Düsseldorf im Mai. Nach einem Gemälde von Max Stern.

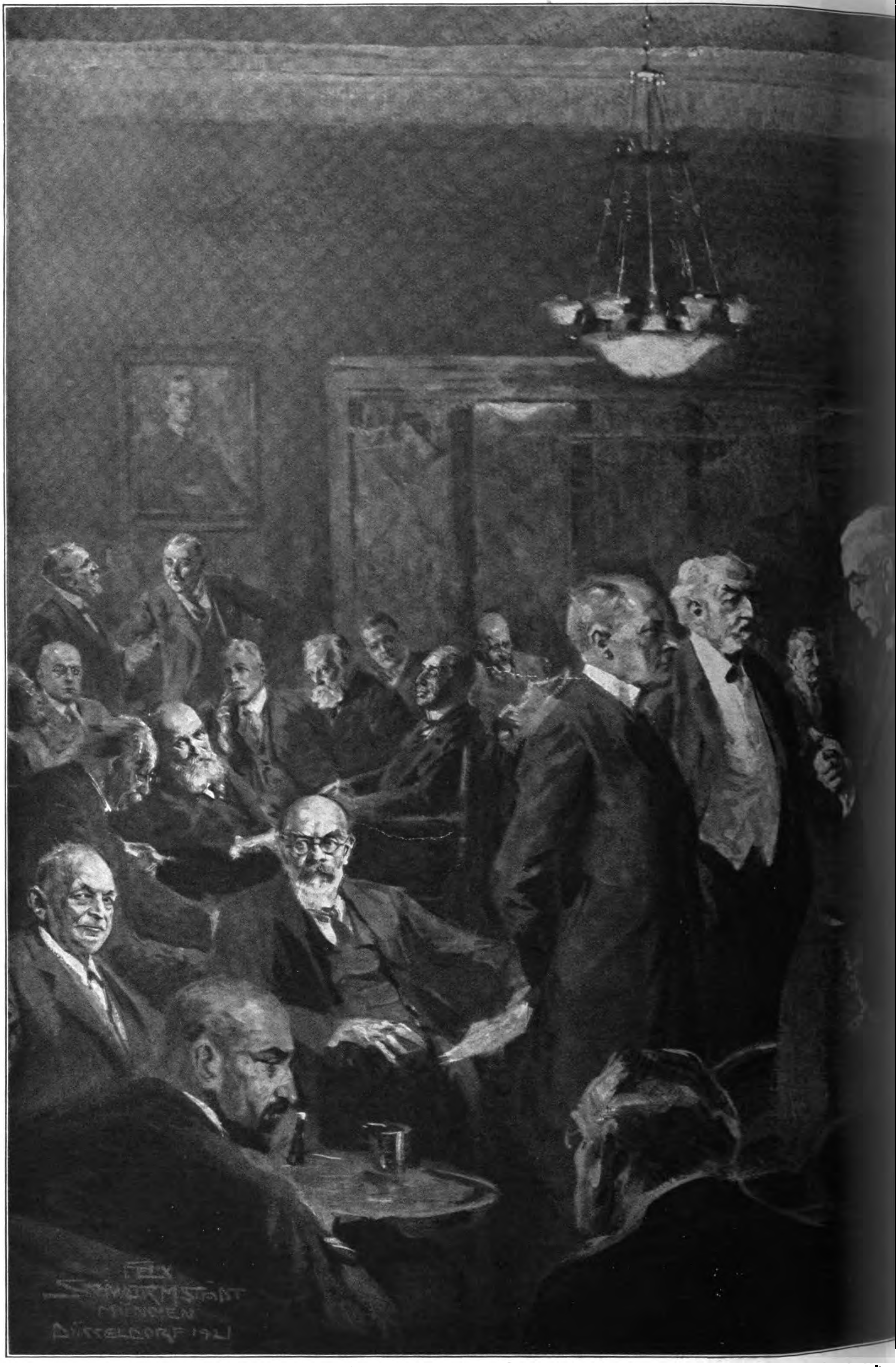
sein altes, hochangesehenes Oberlandesgericht, lieber freilich vielen wegen seines in freundlichem Waldgrün gelegenen Solbades. In den Anlagen des Hauptbahnhofes Dortmund, mit seinem Vorplatz einer der modernst wirkenden Deutschlands, grüßt das Mittelalter in der Linde der Feme, die einst hier ihr schauervolles Wesen trieb; und weiter, wenige Minuten entfernt, auf dem Markt, in dem alten Rathaus der ehrenfesten Hansastadt, die heute eine der mächtigsten Industriemetropolen Deutschlands ist und doch in keiner Weise ihre Vergangenheit verleugnet. Ohne daß man sie sucht, findet man sie auf Schritt und Tritt; zugleich aber auch die Zeugnisse dessen, was eine tüchtige Stadtverwaltung — auch, ja gerade in einer Zeit, die in den letzten Jahren von Neunmalklugen so oft als rückschrittlich gescholten worden ist — in schlechthin bewundernswürdiger Tatkraft und Zielsicherheit getan hat, um die mit dem Wachsen der Bevölkerung in geometrischer Progression zunehmenden Aufgaben zu lösen: durch städtebauliche Maßnahmen ein regelloses Zusammenballen, Zusammenpferchen zu verhindern; durch hygienische Einrichtungen, Kranken- und Heilanstalten das körperliche,



Ostenhellweg mit Reinoldikirche in Dortmund. Nach einer Zeichnung von Job. (Mit Genehmigung des Kunstverlags E. M. May, Dortmund.)



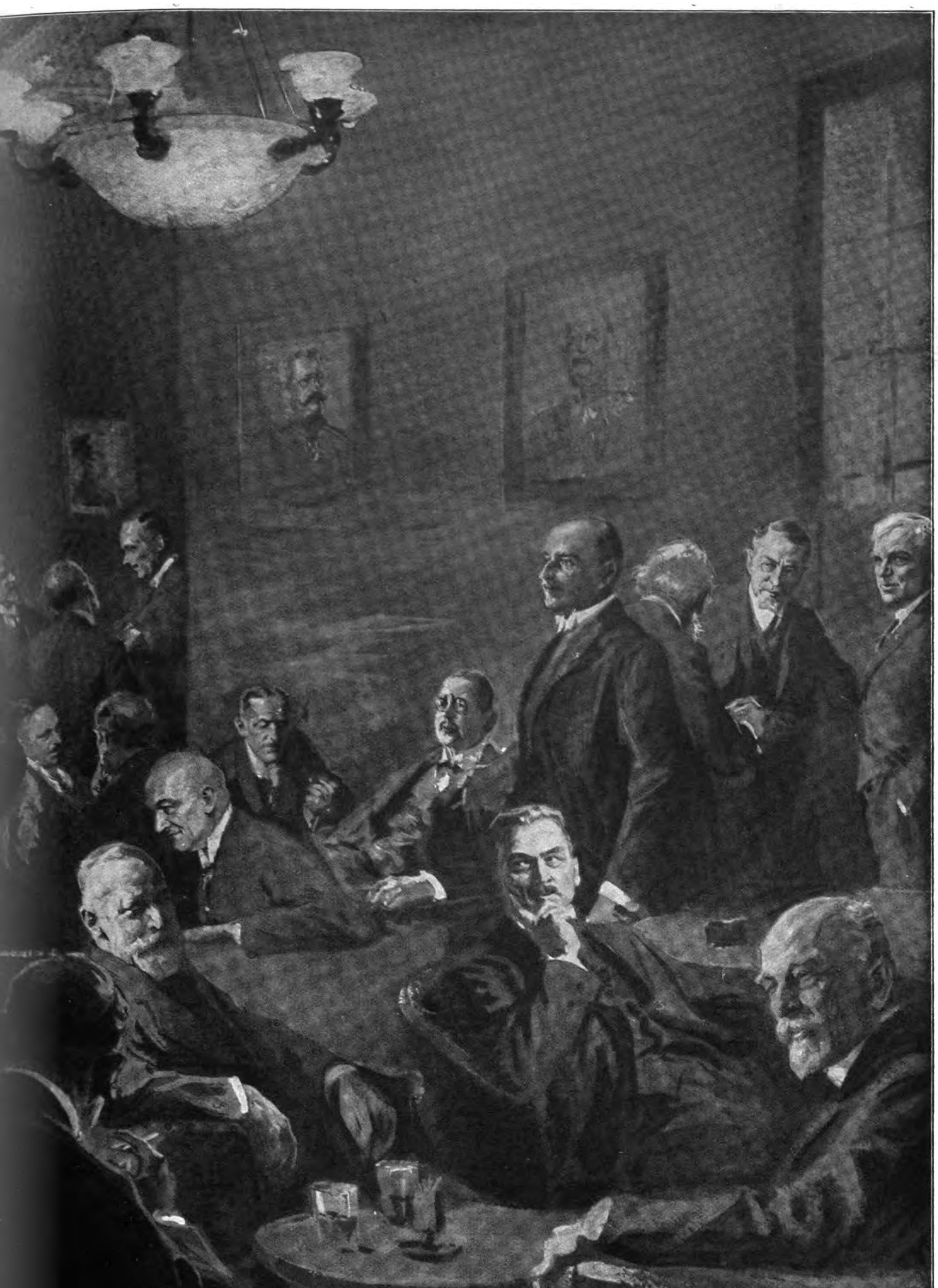
Entwurf eines Bureauturmes im Zuge der Königsallee in Düsseldorf nach den Plänen von Professor Wilhelm Kreis und Stadtbaurat Deneke.



Ein Abend im Industrie-Klub in Düsseldorf. Nach einer im Auftrag



1. August Thyssen; 2. Hugo Stinnes; 3. Geheimrat Dr.-Ing. h. c. Emil Kirdorf; 4. Dr. Gustav Krupp von Bohlen und Halbach; 5. Dr. Dr.-Ing. h. c. Wilhelm Beumer, Generalsekretär des Vereins zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen; 6. Oberbürgermeister Wilhelm Marx, Erster Vorsitzender des Industrie-Klubs; 7 Kommerzienrat Dr.-Ing. h. c. Friedrich Springorum; 8. Dr.-Ing. Albert Vögler, Generaldirektor der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-Akt.-Ges.; 9. Geh. Baurat Dr.-Ing. Wilhelm Beukenberg; 10. Geh. Justizrat Eduard Carp; 11. A. Kauermann, Generaldirektor der Werkzeugmaschinenfabrik Schieß Akt.-Ges.; 12. Vizeoberlandesgerichtspräsident Julius Treis; 13. Oberlandesgerichtspräsident a. D. Wirkl. Geh. Rat Ratjen; 14. Hauptmann a. D. Andreas Reuter; 15. Kommerzienrat C. R. Poensgen,



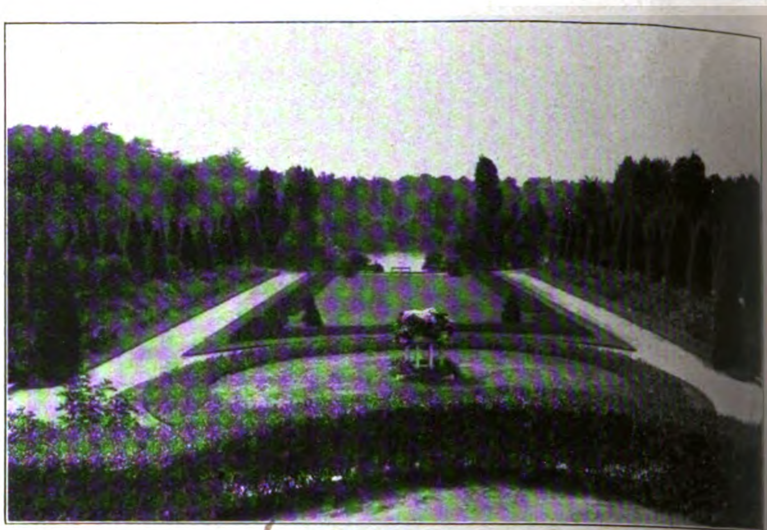
Illustrirten Zeitung" geschaffenen Zeichnung von Felix Schwormstädt.



Handelskammerpräsident; 16. Baurat Dr.-Ing. Gustav Müller, Generaldirektor der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik; 17. Bürgermeister Schmid; 18. Dr.-Ing. Richard Krieger, Vorsitzender der Arbeitgebervereinigung für Düsseldorf und Umgegend; 19. Hüttendirektor Adolf Wirtz, Vorstandsmitglied der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-Akt.-Ges.; 20. Dr. Wedemeyer, Direktor der Gutehoffnungshütte; 21. Dr. Wilden, Geschäftsführer der Handelskammer Düsseldorf; 22. Dr. Köttgen, Oberbürgermeister der Stadt Düsseldorf; 23. Dr.-Ing. Otto Petersen, Geschäftsführendes Vorstandsmitglied des Vereins deutscher Eisenhüttenleute; 24. Kommerzienrat Wilhelm Schmitz-Scholl; 25. Kommerzienrat und Bankier Max Trinkaus; 26. Otto T. Schüller, Rentner, Hausvorstand des Industrie-Klubs; 27. Fabrikbesitzer Dr.-Ing. Siegfried G. Werner.



Blick auf Kaiserswerth. (Phot. Dr. Erwin Quedenfeldt, Düsseldorf.)



Stadtpark in Bochum. (Phot. Fritz Mielert, Dortmund.)

durch Schulen, Volksbildungsanstalten, Theater u. dgl. das geistige, durch kommunale Betriebe und Anstalten aller Art das wirtschaftliche Wohl dieser Massen zu fördern.

Dortmund hat dabei freilich auf alter Kultur aufgebaut. Andere Städte dieses Gebietes sind darin weniger glücklich gewesen: Städte von, wie man sagt, „amerikanischem Wachstum"; so etwa Bochum an der südlichen, Gelsenkirchen und Oberhausen, auch in kleinerem Ausmaß Herne, an der nördlichen „Quer-Industriegebietsbahn". Musterbeispiel ist Hamborn, dessen Entwicklung mit dem Namen Thyssen verknüpft ist, wie Oberhausens und Sterkrades Name auf immer mit der Gute-Hoffnungs-Hütte, der Mülheims mit Stinnes verbunden bleibt.

Gewiß ist Hamborn nicht „schön" — auch andere der genannten Orte können dieses Eigenschaftswort nicht für sich beanspruchen — obschon seine alte Abtei sich im wahrsten Sinne des Wortes „sehen lassen" kann. Gewiß fehlt seinen Straßen wie auch seinen Bewohnern alles, was in Städten alter Tradition, seien es nord- oder süddeutsche, uns jene so anziehend, diese (oft freilich nur bis zur näheren Bekanntschaft) so liebenswert macht. Aber Hamborn ist im Zeitraum eines Jahrzehnts (1900—1910) aus einem Ort mit 30000 Einwohnern ein solcher mit 100000 geworden. Zustrom aus aller Herren Ländern, mit Sack und Pack! Finanzielles Rückgrat nicht wie unter anderen, glücklicheren Verhältnissen, die Einkommensteuer auf der Grundlage einer breiten Mittel- und einer erheblichen Oberschicht, sondern allein in der werdenden Industrie! Dieser Schwierigkeiten Herr geworden, trotzdem, namentlich auf fast allen Gebieten der Sozialpolitik, führend gewesen zu sein, vorbildlich Schulen und Krankenhäuser geschaffen und bei alledem die Sorge um Grünanlagen und Volksparke inmitten der rauchenden Schlote nicht vergessen zu haben, dieses und viel mehr, was jeder Kenner des preußisch-deutschen Gemeindewesens weiß, ist ein dauernder Ruhmestitel der rheinisch-westfälischen Kommunalverwaltung in ihrer Gesamtheit. Und ebenso wie die Industrie, mit der sie nun einmal auf Gedeih und Verderb verbunden ist, darf auch sie zu den Ihrigen Männer zählen, deren Namen in der Vergangenheit und in der Gegenwart zu den besten des Vaterlandes gehören.

Wer aber kennt diese Städte wirklich? Wer weiß, daß die Krupp-Stadt Essen, die jetzt an die halbe Million Einwohner zählt, einen Stadtwald und eine Umgebung hat, die beide zu den schönsten Deutschlands gehören? Wer aber Essen kennt, kann an Deutschlands gutem Geist und innerer Kraft nicht verzweifeln: Wie die dortige Fast-nur-Waffen-Industrie in grandioser Weise umgestellt worden ist auf Friedenszwecke, ohne nach außen sichtbare Erschütterungen! Wie eine nimmer müde Stadtverwaltung keinen Weg scheut, um in stets neuer Einstellung auf veränderte Verhältnisse das Verlorene doppelt hereinzuholen!

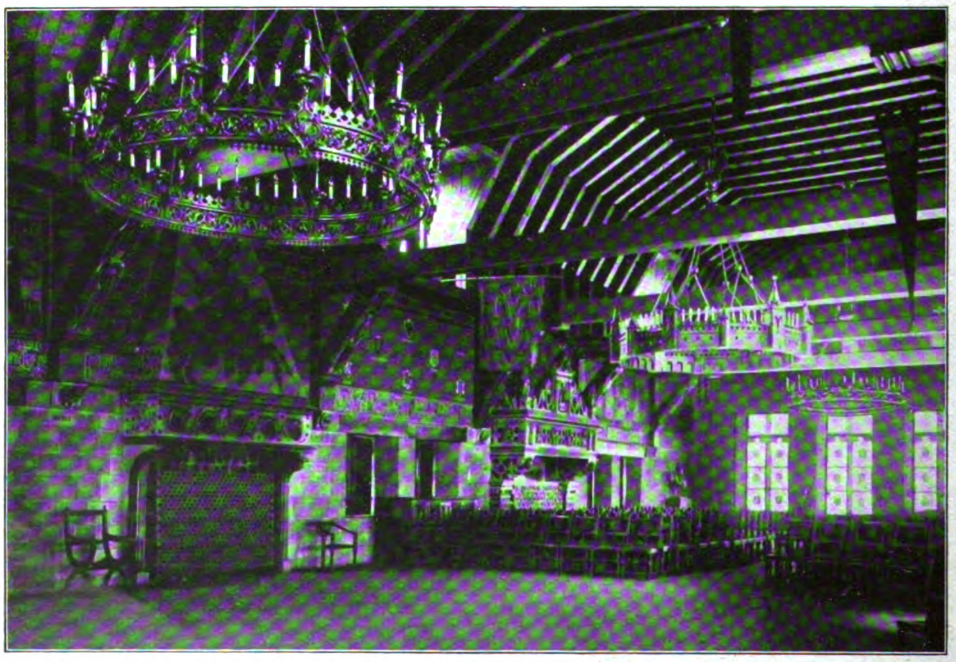
An Essen grenzt Mülheim, an Mülheim Duisburg. Mülheim erinnert mich stets an Dortmund, und der Mülheimer hat einen nicht unberechtigten Eigenstolz auf seine Stadt, zu der vor etwa 15 Jahren ein ganzer Landkreis geschlagen wurde. Duisburg erlebt mit seinen Vororten Ruhrort und Meiderich jetzt schwere Zeiten. Mit Düsseldorf steht es — im März 1921 „sanktionshalber", d. h. wider jedes Recht, besetzt — unter fremdem Kriegsrecht. Aber an eine große Zukunft der Stadt glaubt jeder Einsichtige. Der größte Binnenhafen der Welt, der in der ganzen Rheinschiffahrt führende Platz, die größte Eisen- und Stahlschmiede Deutschlands, der Mittelpunkt eines nach zwei Seiten hin sich mächtig ausdehnenden, erst in den Anfängen der Entwicklung befindlichen Bergbaues (im Norden: Richtung Hamborn-Dinslaken, im Westen: über den Rhein Richtung Homberg-Moers), das sind neben vielem anderen Grundpfeiler, die sich nicht so leicht erschüttern lassen, und auf denen Stadtverwaltung, Handel und Industrie, Schiffahrt und Spedition getrost und zielsicher weiterbauen können.

Von Duisburg-Ruhrort führt das Dampfboot den Niederrhein herab nach dem um eine neue wirtschaftliche Blüte wacker ringenden Wesel, das nun auch zur Messestadt geworden ist, nach Orsoy und Rees, nach Xanten und Emmerich. Von der Schönheit der niederrheinischen Landschaft, von den Köstlichkeiten ihrer Städte, Dome, Schlösser und Wälder zu reden, ist hier nicht Platz. Auf der Fahrt stromaufwärts aber, nach Düsseldorf, darf ich dem Leser raten: Gib acht auf Kaiserswerth! Sein ehrwürdiges Münster, dem Apostel des Niederrheins, Suitbertus, geweiht, grüßt zum Schiff hinüber über alte Mauern. Daneben ragt die Barbarossapfalz durch hohe Bäume, an die sich so manche Erinnerung der deutschen Geschichte knüpft, nicht zuletzt die an Heinrichs IV. Entführung. Im Burghof trinkt man heute an schönen Sommerabenden ein „Hümpchen". Auf der anderen Seite aber des Städtchens liegt die Diakonissenanstalt Kaiserswerth, mit all ihren Nebenanstalten und -einrichtungen eines der schönsten Zeugnisse christlicher Liebe.



Platz vor dem Hauptbahnhof in Essen.

Mit der elektrischen Bahn geht es von dort weiter nach Süden. Und nun sind wir am Ende der Reise, sind am Ausgangs- oder, je nach der Richtung, Eingangstor des rheinisch-westfälischen Industriegebietes: in der Garten- und Kunst-, in der Industrie- und Ausstellungsstadt Düsseldorf. Hier sitzt die Direktion mancher Unternehmung, deren Werke mitten im Industriegebiet liegen; hier finden zahllose Unternehmungen ihre Spitze in Syndikaten und Verbänden; den geselligen Mittelpunkt für die Industrie des ganzen Reviers verkörpert das stattliche Haus des „Industrieklubs"; in weiterem Ring lagern sich um die Stadt selbst Fabriken von Weltruf. Aber wenn man — ähnlich, wie Heine es von sich in seinem Buche „Le Grand" erzählt — Düsseldorf im Herzen hat und in der Ferne daran denkt, so sind es doch andere Dinge, in deren Erinnerung man freudig lächelt. Der Blick vom Rheinufer in die Weite; das köstliche Juwel des Hofgartens; der Corneliusplatz mit dem Stadtgraben; „Jan Wellem" auf dem Alten Markt; dazu vielleicht noch der alte Jacobische Garten, in dem sich einst Goethe erging, und der jetzt dem Künstlerverein „Malkasten" zu eigen ist; auch die Altstadt mit ihren krummen Straßen, gemütlichen Kneipen und alten Bauwerken, der Lambertuskirche zumal am stimmungsvollsten Kirchplatz der ganzen Gegend: das ist nur einiges aus dem Reichtum dieser Stadt, aber auf jeden Fall genug, um, wenn man einmal dort geweilt, gelebt und gewirkt hat, sie für immer liebzubehalten.



Im Festsaal des Alten Rathauses in Dortmund. (Phot. Fritz Mielert, Dortmund.)

Weitere Textbeiträge über das rheinisch-westfälische Industriegebiet auf den Seiten 463 bis 475.



Aus einem modernen Walzwerk: Auswalzen eines Blockes. Nach einer im Auftrag der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ geschaffenen farbigen Zeichnung von Felix Schwormstädt.

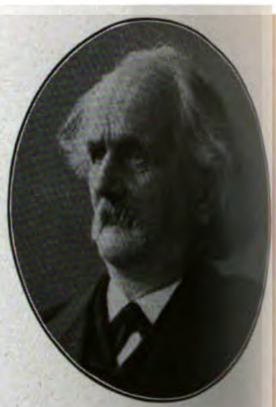


Johannes Haarklou,

der Nestor der skandinavischen Tondichter, der seine musikalische Ausbildung in Leipzig und Berlin erhielt, Schöpfer von fünf Opern, einem Oratorium, Orchesterwerken u. a., beging am 13. Mai seinen 75. Geburtstag. (Phot. Eelma Genthe, Leipzig.)



Die Minoritäten-Studienkommission der Internationalen Föderation der Völkerbundligen, die nach Prüfung der Lage der völkischen Minderheiten in Europa Mittel suchen soll, Unzuträglichkeiten zu beseitigen, bei einer Sitzung in München. 1. Prof. Dr. Dembinsky (Polen). 2. Baron Th. Adelswärd (Schweden) 3. Prof. G. Seferiodes (Griechenland). 4. Prof. Th. Ruyssen (Frankreich). 5. Sir W. Dickinson (England), Vorstand der Kommission. 6. Senator Fr. Ruffini (Italien), Präsident des Vereins der Völkerbundligen (Schweiz). 7. D. Stepanovitsch (Jugoslawien). 8. Prof. Aeby (Schweiz). 9. Senator G. Brubec (Tschechoslowakei). 10. Dr. Poka-Pirny (Ungarn). 11. Graf Bernstorff (Deutschland). 12. Signorian Mazzuchetti (Italien). 13. Senator H. La Fontane (Belgien). 14. Al. de Paikert (Ungarn). 15. Don Vercesi (Italien). 16. D. G. Kunz (Österreich). 17. Pastor Keller (Schweiz).



Geh. Rat Prof. Dr. Carl Neumann,

der verdiente Mathematiker, von 1868–1910 Vertreter seines Lehrfachs an der Leipziger Universität und auch jetzt noch um die Erforschung seiner Wissenschaft und um die Förderung des mathematischen Schulunterrichts rastlos bemüht, wurde am 7. Mai 90 Jahre alt.



Zu dem „begeisterten" Empfang des Weltboxmeisters Jack Dempsey durch das sportfreudige Publikum in Berlin: Jack Dempsey (ohne Hut) bei einer Ausfahrt. Links neben ihm stehend der bekannte Radrennfahrer Walter Rütt, der ihn zu einem Besuch Berlins eingeladen hatte.



Zu dem drohenden Bürger- und Religionskrieg in Irland: De Valera, der Präsident von Irland, spricht bei einer Versammlung unter freiem Himmel in der Stadt Enniscorthy in der südöstlichen Ecke Irlands.



Von der Beisetzung der Großherzoginwitwe Maria von Mecklenburg-Schwerin, geb. Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt, in Schwerin: Der Trauerzug mit den Familienangehörigen auf dem Wege zur Begräbnisstätte.

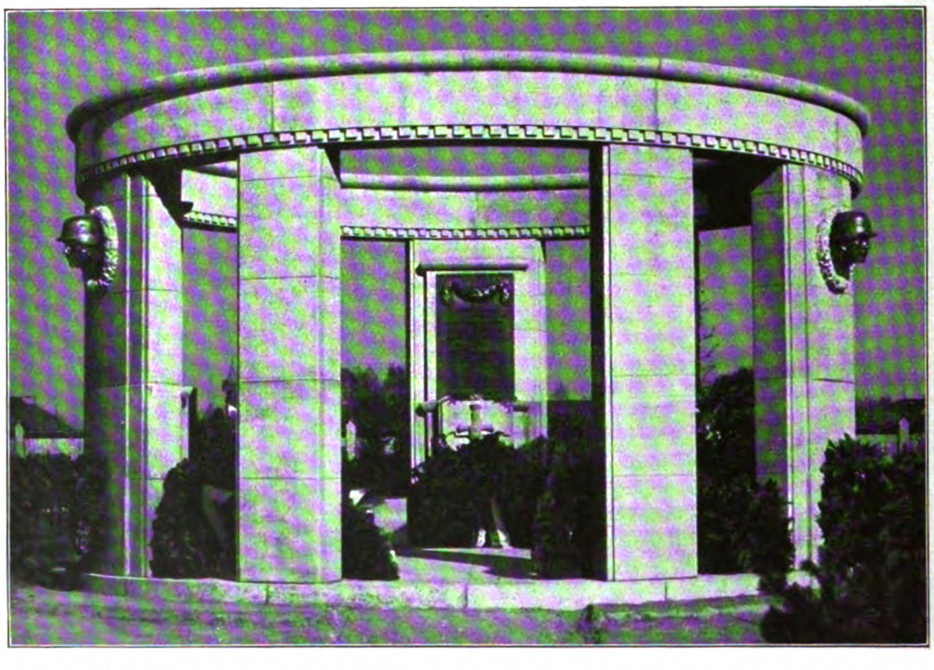


Vor der auf dem Hauptbahnhof in Leipzig am 27. April erfolgten Abfahrt unterernährter Leipziger Schulentlassener nach Ostpreußen, wo sie sich bei leichter Landarbeit im Sommer erholen sollen, um alsdann einem Beruf zugeführt zu werden.



Geheimrat Dr. Otto v. Falke,

Generaldirektor der Berliner Museen und Direktor des Schloßmuseums, feierte kürzlich seinen 60. Geburtstag.

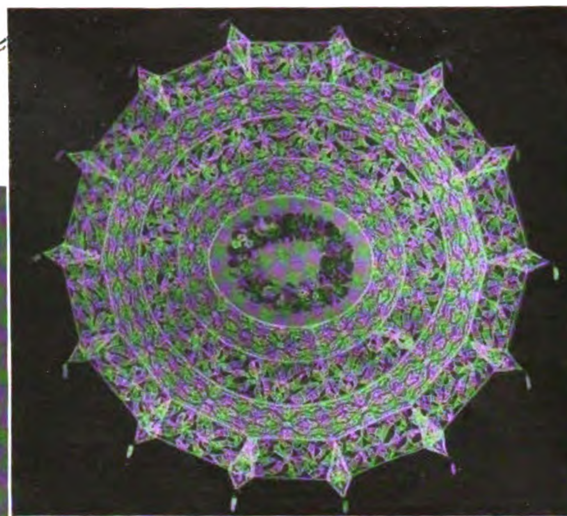


Von der feierlichen Einweihung des Denkmals der 107er auf dem Südfriedhof in Leipzig. Das Denkmal, eine überaus glückliche Schöpfung des Leipziger Architekten O. P. Burghardt, ist dem Andenken der im Weltkriege gefallenen Angehörigen des ehemaligen Infanterieregiments Nr. 107 und seiner zugehörigen Kriegsformationen gewidmet.



Geh. Kommerzienrat Hermann Oehmig,

Großindustrieller und Seniorchef der bekannten Firmen C. H. Oehmig-Weidlich und [illegible] in Zeitz, wird am 31. Mai 80 Jahre alt.



Decke in echten Spitzen mit feinem Gobelinmittelstück. Entwurf und Ausführung: Marianne Theiner, Prag.



Kleid aus weiß-schwarzem Crêpe Georgette mit breitem schwarzen Taftgürtel (Modell: R. M. Maassen; Phot. Ernst Sandau, Berlin.)



Graues Crêpe-de-Chine-Kleid mit Plauener Spitzen. Weißseidener Hut mit großen Blumen. Sonnenschirm aus geraffter weißer Seide. (Kleidmodell: Drecoll; Hut: Friedlaender; Phot. Becker & Maaß, Berlin.)



Morgenkleider: Korallenfarbener Chinakrepp in griechischer Drapierung und zartblauer Chinakrepp mit langen, von weißem Marabu bordierten Seitenschlupfteilen. (Modell: Louis Modern & Sohn; Modesonderaufnahme Claire Patek durch Trude Fleischmann, Wien.)



Nachmittagskleid aus schwarzem Crêpe de Chine mit weißer **Stickerei** in japanischer Art. Weißer Strohhut mit breitem **Plisseerand**. (Modell: Spiegel; Phot. Becker & Maaß, Berlin.)



Fliederfarbene Batisttoilette mit schwarzem Roßhaarhut. (Kleidmodell: Louis Modern & Sohn; Hut: Blanche; Modesonderaufnahme Claire Patek durch Trude Fleischmann, Wien.)



Silberarbeit von Ignatius Taschner für einen Tafelschmuck.

Fritzl. / Skizze von Fred Heller.

Gertis neue Puppe war halb so groß wie Thea mit dem natürlichen Haar und den Schlafaugen. Und es war ein Bub. Einen Buben hatte sie sich immer gewünscht, seit ihr das Brüderchen versprochen worden. Das Brüderchen aber kam und kam nicht, sooft Gerti die Eltern auch an das Versprechen mahnte. Als man sie zum soundsovielten Male wieder um ein paar Tage vertröstete, sagte Gerti endlich gerade heraus, was sie seit einiger Zeit mit immer weniger Zweifel vermutete: „Ihr habt den Kleinen gewiß abbestellt, weil ein Bub für mich zu viel Geld kostet.“ Da kriegte denn Gerti ihren Buben, und einen Tag später war auch das Brüderchen im Haus.

Fritzl hieß er, der Gerti ihrer. Mamas Bub sollte zwar den Namen Hermann erhalten, aber dabei tat Gerti nicht mit. Hermann konnte man heißen, wenn man so groß war wie der Papa oder der Onkel, für einen kleinen Knaben paßte sich nur Fritzl, auch der von Direktors im zweiten Stock wurde so gerufen. Also. Überhaupt was war das für einer, der Hermann! Weinen tat er beinahe den ganzen Tag, und angreifen durfte man ihn nicht, nicht einmal mit einer Fingerspitze seine Augen betasten. Ach, und ein Bub wollte das sein? Wo er doch gar keine Hosen trug! Gerti wollte Mama bloß nicht kränken, aber mit dem Brüderchen waren sie bös hineingefallen!

Um so inniger freute sich Gerti mit ihrem Fritzl. Das war ein süßer Kerl, ein Schatz von einem Kind. In seinem weißen Matrosenanzug mit langen Hosen und einer abnehmbaren Kappe, auf der in Goldbuchstaben etwas geschrieben stand, sah der Junge wie aus Zucker aus.

Auch einen blauen Anzug hatte er, für schlechtes Wetter. Seine Augen waren braun, man konnte sie, sooft man wollte, berühren, er machte sie nicht einmal im Schlafe zu. Und dem Fritzl von Direktors im zweiten Stock sah er ähnlich.



Frau Eleanor Schloßhauer-Reynolds,

bekannte deutsche Konzert- und Opernsängerin, die in der letzten Saison mit großem Erfolg an der Chikagoer und Neuyorker Oper gastierte und jetzt nach Deutschland zurückgekehrt ist. Die Sängerin genießt als Altistin einen internationalen Ruf. Ihre Hauptrollen in Amerika waren Brangäne in „Tristan und Isolde“, Amneris in „Aida“ und Herodias in „Salome“. (Phot. Edith Barakovich, Wien.)

Thea? Gerti mochte sie gar nicht mehr recht.

Einmal begann sie sie zu kämmen, doch als sie dabei ungeschickterweise ihren Fritzl vom Tische schmiß, warf sie einen Blick des Hasses auf Thea, denn sie schob ihr die Schuld an dem Schmerze Fritzls zu, der sich zwar in den Armen Gertis bald erholte, aber auf der Wange eine Schramme behielt.

Grollend steckte sie Thea zur Strafe in den Kasten und — und holte sie nicht mehr heraus.

Gertis ganze besorgte, aufopfernde Liebe gehörte von nun ab ihrem Buben, und sie konnte sich an Zärtlichkeit für ihn nicht genugtun.

Eine Zeitlang ging Gerti so sehr in ihrer Beschäftigung mit Fritzl auf, daß sie dem, was um sie herum geschah, weiter nicht viel Beachtung schenkte.

Man ließ sie auch voll gewähren, war es zufrieden, daß sie ihr Spiel so in Anspruch nahm, nannte sie ein braves Kind und ließ sich von Hermannchen völlig in Anspruch nehmen.

Mama war um ihn, und Papa war um ihn. Bei Tische sprachen die Eltern von ihm, diskutierten sein Lallen, sein Strampeln, ereiferten sich in endlosem Recken, wenn es festzustellen galt, wem Hermannchen ähnlich sah, und es geschah nicht selten, daß darüber Gerti, die lauschend, meist ihren Fritzl auf dem Schoß, mit am Tische saß, vergessen wurde, daß ihr „Küß' die Hand, Papa“ und „Küß' die Hand, Mama“ ebensowenig volle Beachtung fand wie ihr Gutenachtwunsch, daß ihr flüchtig die Lippen, oft auch nur die Stirn zum Kusse geboten wurde, weil just von Hermannchen die Rede war.

„Bin ich schlimm gewesen?“ fragte eines Tages Gerti die Mama.

„Nein, sei nur schön brav“, erwiderte diese und strich die Patschhändchen der Kleinen von ihrem Arm, sich in strahlendem Mutterglück Hermannchen zuwendend, den man gerade getragen brachte.

Still schlich Gerti aus dem Zimmer, so gedrückt, als wäre sie gescholten worden. Zum ersten Male erinnerte sie sich Theas wieder und holte sie aus dem Kasten. Sie wiegte die Schlafpuppe eine Weile in ihren Armen, setzte sie nieder und blickte nach Fritzl. Es war ein kritischer Blick. Ihre Augen wanderten zwischen Fritzl und Thea hin und her. Und sie fand, daß Fritzl viel kleiner, bloß halb so groß wie Thea war, und daß er braune Augen hatte, Thea aber blaue wie sie selbst. Und er sah so herausfordernd auf Thea, fand sie, so garstig, als ob er mit ihr gleich raufen wollte. Buben wollen gleich raufen. Aber ein Brüderchen? War Fritzl nicht Theas Brüderchen? Und hatte sie gar nicht lieb?

Eine Welle herzlicher Zärtlichkeit schwang von Gerti zu Thea.

Sie hatte viel an ihr gutzumachen; so lange war sie im dunklen Kasten eingesperrt gewesen — Fritzls wegen.

Gerti zog Thea an die Brust.

„Armes Mädi“, sprach sie sanft und tätschelte ihr den Rücken.

Ärgerlich blickte sie auf Fritzl. „Was hast du dich hier eingedrängt!“ fuhr sie ihn an. „Ich kenne die Thea doch länger als dich! Du ...!“

Sie wandte sich ab und liebkoste ihr Mädel.

Am nächsten Tage schalt die Mama mit Gerti, weil sie ins Zimmer gekommen war, als Hermannchen schlief, und ihn durch die Frage, ob er schliefe, geweckt hatte.

„Wenn Hermannchen schläft,“ sagte Mama ungehalten, „mußt du draußen bleiben. Was hast du hier immer zu suchen?“

Mama machte böse Augen.

Und Papa, der mittags nach Hause kam, war auch nicht freundlich zu ihr. Mama hatte geklagt. Hermannchen brauche Ruhe vor ihr, schalt er, sie möge mit den Puppen spielen. So erzürnt war Papa, daß er sie beim Weggehen gar nicht küßte.

Gerti weinte. Das hatte sie schon lange nicht getan.

Dann geschah es.

Die Mama kam gerade dazu, als Gerti ihrem Fritzl das zweite Bein ausriß. Das eine und die beiden Arme lagen bereits am Boden. Vom Kopf fehlte die Schädeldecke. Thea saß breit daneben.

„Um Gottes willen, was tust du denn?“ rief die Mama aus.

Da sah die Kleine mit haßvollen Blicken auf und schrie mit tränenerstickter Stimme: „Er ist ein Bub, und ich will keinen Buben, ich hab' die Mädel viel, viel lieber!“ ...



Die Herrenmode.

Moderner Sportanzug aus Tuchweste mit seidenen Ärmeln, Breeches und Gamaschen. Dazu seidene Tellermütze. Träger ist der Filmschauspieler Bruno Kastner. (Phot. Becker & Maaß, Berlin.)



Von der Wiener Aufführung von Richard Strauß' „Josephs-Legende“: Potiphars Weib (Marie Gutheil-Schoder) mit ihrer Lieblingssklavin (Frl. Marie Bruchinger) und Joseph (Birkmayer). (Phot. Franz Setzer, Wien.)



Die Herrenmode.

Auf Taille gearbeiteter dunkelblauer Sakko mit weichem breitkrempigen Hut, getragen von Bruno Kastner, dem bekannten Filmschauspieler. (Phot. Becker & Maaß, Berlin.)



Rehwild auf der Waldblöße. Nach einem Gemälde von Albert Holz.



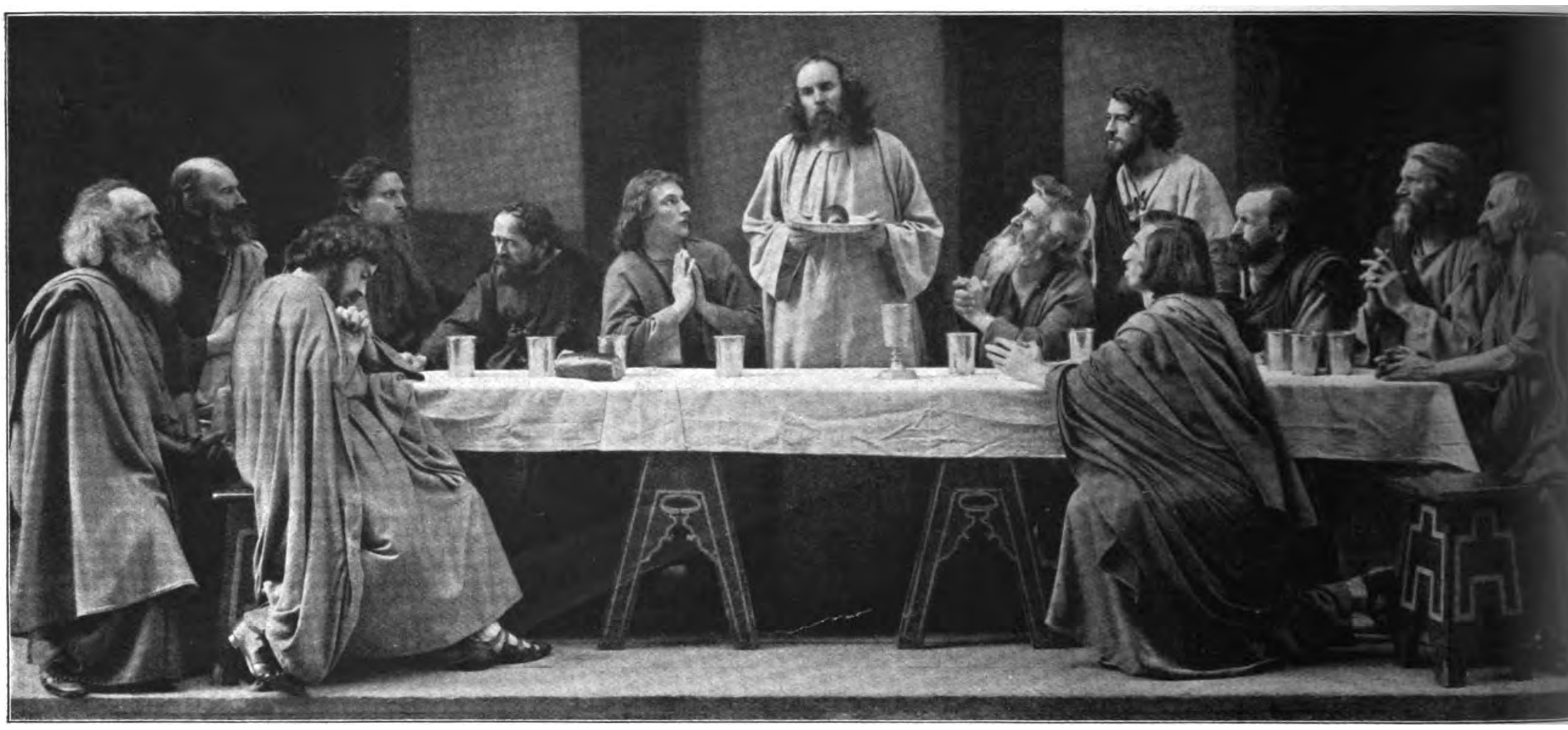
Annas (Sebastian Lang).



Magdalena (Paula Rendl).



Kaiphas (Hugo Rutz).



Abendmahlszene.



Christus, betend (Anton Lang).



Christus und Maria (Anton Lang und Martha Veit).



Johannes (Melchior Breitsamter).

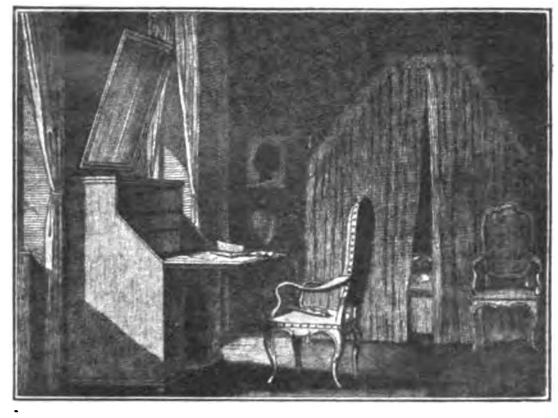
Die Hauptdarsteller der Oberammergauer Passionsspiele 1922, die am 14. Mai begonnen haben.



Daniel Chodowiecki: Lotte, den Geschwistern Brot schneidend. Kupferstich vom Künstler selbst.

Der vielbeweinte Schatten.

Zum Gedächtnis von Goethes erstem Eintritt in Wetzlar (Mai 1772)



Daniel Chodowiecki: Werthers Sterbezimmer. Kupferstich vom Künstler selbst.



Karl Wilhelm Jerusalem.

Über der Allgegenwart der großen Werke des dichterischen Geistes vergessen wir leicht ihre Verbundenheit mit den Lebenswirklichkeiten, die mit ihrem Ineinanderspiel der Schicksale erst die Voraussetzungen dazu schaffen. Wir haben darum ein Recht, die 150. Wiederkehr des Zeitpunktes zu feiern, da Goethe zum erstenmal Wetzlar betrat: denn wäre er nicht dahin gegangen, so wäre die Welt um ein Kleinod deutscher Dichtung ärmer. Im Frühjahr 1772 hatte der junge Goethe, gewiß auch froh, aus Frankfurt, das er kürzlich noch ein Nest, ein leidig Loch genannt hatte, und der Bevormundung im Elternhause entrinnen zu können, dem Wunsche des Vaters nachgegeben, als Praktikant am Kammergericht in Wetzlar den Reichsprozeß zu studieren und sich für den juristischen Beruf weiter auszubilden. Das erste Zeichen seiner Anwesenheit in Wetzlar ist die Eintragung in die Matrikel des Reichskammergerichts: Johann Wolfg. Goethe von Frfurt am Mayn 25. May 1772. Wir werden uns nicht wundern, das junge stürmische Genie, das, nach Goethes eigener späterer Aussage, weniger der Trieb nach Kenntnissen, als die Lust, seinen Zustand zu verändern, nach Wetzlar geführt hatte, nicht häufig in den Sitzungen des Reichskammergerichts oder über vielleicht noch langweiligere Rechtsbücher gebeugt zu finden. Waren die wenigen Annehmlichkeiten der Stadt Wetzlar erschöpft, so lockte die Umgebung in der vom Zauber des Frühlings erhöhten Herrlichkeit ihrer Landschaft zum Verweilen. Hier fand das schwärmerische Naturgefühl des Jünglings Nahrung, hier las er seinen Homer und erlebte Idyllen, wie sie Goldsmith gedichtet hatte. Bald lernte er auch den Gesandtschaftssekretär Johann Christian Kestner kennen und am 9. Juni dessen Braut Charlotte Buff. Ein Liebessommer voller Bezauberung brach für ihn an, und er überließ sich ihr ohne Bedacht des Endes. Am 13. August hatte er sich hinreißen lassen, Lotte zu küssen, und war damit über die durch stillschweigende Vereinbarung gezogene Grenze hinausgegangen. Lottes und Kestners ferneres Verhalten ließ ihn nicht im Zweifel, daß er auf eine Fortsetzung der Beziehungen in der bisher gepflegten Weise nicht würde hoffen dürfen. Nur schwer riß er sich los. Am 11. September schied er im Morgengrauen aus Wetzlar.

Langsam formte sich in ihm die Dichtung; ihr Abschluß, der nur tragisch sein konnte, und den aus sich selber abzuleiten, ihm widerstrebte, stellte sich erst ein, als er von dem Selbstmord des jungen Wetzlarer Legationssekretärs Karl Wilhelm Jerusalem erfuhr, den dieser aus gekränktem Ehrgefühl und unerwiderter Liebe zu der Frau eines anderen im Oktober 1772 begangen hatte. Über ein Jahr lang noch arbeitete der Stoff in dem jungen Dichter, ein neues Liebeserlebnis zu Anfang des Jahres 1774 beschleunigte die Abfassung des Werkes, in wenigen Wochen war es beendet und erschien in der Michaelismesse unter dem Titel „Die Leiden des jungen Werthers". Ein uns heute kaum faßbarer Aufruhr der Seelen folgte ihm Die Werther-Zeit ist ein gesellschaftliches und kulturgeschichtliches Problem, das aus einer Menge von Nachdrucksausgaben, Nachahmungen, Bearbeitungen, Übersetzungen und Schriften für und wider den Roman erschlossen werden muß. Eine Mode à la Werther begann. Man ahmte dem Helden nach und identifizierte sich mit ihm bis zu den letzten Folgerungen. „In diesem Jahrhundert", so heißt es in einer der zahlreich im Gefolge Werthers erschienenen Abhandlungen über den Selbstmord, „gab es eine Epoche, wo die Empfindelei weit um sich griff, wo beide Geschlechter von dieser Epidemie angesteckt wurden — man kennt das Wertherfieber! wie solches in teutschen Landen grassierte, wie Jünglinge ihre Nerven abstumpften, und empfindsame Toren wurden, wie Mädchen Wertherinnen sein wollten . . . und das Leben gering schätzten." Drei Jahrzehnte lang muß sich Werther in der Roman- und Dramenliteratur die verschiedenartigsten und merkwürdigsten Anwendungen und Verwandlungen gefallen lassen. Eine Flut von Romanen, die von seiner Gefühlswelt zehren, ergießt sich auf die Leserschaft. Dankbare Motive bot der Roman der Kunst: Daniel Chodowieckis Stiche und die Bilder Johann Heinrich Rambergs, die am schönsten von Francesco Bartolozzi nachgestochen wurden, entzücken uns noch heute. Freilich sind wir, im Zeitalter der Maschinen, zu sachlich geworden, um den Überschwang Werthers und seiner Zeit teilen zu können, aber er rührt uns, dieser Frühgeschiedene, als einer von denen, die dem Leben nicht standgehalten haben.

F. A. Hünich.



Daniel Chodowiecki: Entwurf zu einem Werther-Fächer. Vorderansicht.



Johann Georg Christian Kestner.



J. H. Ramberg: Lotte übergibt Werthers Diener die Pistole. Kupferstich von F. Bartolozzi.



Charlotte Buff.

Die Abbildungen sind der soeben im Verlag von J. J. Weber in Leipzig erschienenen Neuausgabe der „Leiden des jungen Werther", mit 71 Abbildungen und einer Einführung in Werther und seine Zeit, entnommen.

Die heilige Petronella.

Novelle von Paul Ernst.

Eine Familie Fraser besaß in einer kleinen deutschen Stadt von alters her ein bürgerliches Ackerwesen, das mit dem Hafnergewerbe verbunden war. Zu der Zeit unserer Geschichte, um die Mitte des 19. Jahrhunderts, saßen auf dem Hof zwei Brüder. Der ältere war unverheiratet und betrieb die Landwirtschaft, der jüngere war Hafnermeister und hatte eine Frau und ein einziges Kind, ein Töchterchen. In der Landwirtschaft wurde noch eine Magd beschäftigt, und der Meister hatte einen Gesellen, namens Joseph, einen älteren, unverheirateten Mann. Auch die Magd war schon lange im Hause und hatte bereits die erste Jugend hinter sich; und so lebte denn das kleine Mädchen, es hieß Petronella, zierlich und verhätschelt zwischen lauter älteren Personen.

Es gibt ja ein altes Wort: „Wer keine Kinder hat, der weiß nicht, wozu er lebt.“ Die Eltern hatten naturgemäß ihr Leben auf das Kind eingerichtet; aber auch die drei unverheirateten anderen Menschen dachten ihr Leben und ihr Lebensziel immer in Beziehung auf das Kind. Wenn der Oheim mit den langsam wandelnden und mißvergnügten Ochsen nach Hause kam, dann sprang ihm Petronella hüpfend entgegen und griff in seine Ledertasche, die über dem Rücken des Sattelochsen hing; da hatte er immer etwas von seinem Nachmittagsbrot aufbewahrt, oder er hatte Haselnüsse gesammelt oder eine Merkwürdigkeit eines wunderlichen Steines oder einer sonderbaren Frucht, an der er dann dem Kind lehrhaft mit erhobenem Finger die Allmacht Gottes aufwies. Am Sonntagnachmittag saß sie mit Joseph zusammen in der Gesellenkammer, da schloß der seine buntblumig bemalte Truhe auf und nahm aus der Beilade sein Sparkassenbuch und sein Quittungsbuch über die Sterbekasse; dann setzte er sich die Brille auf die Nase und las mit Petronella zusammen die Eintragungen durch. Wenn er starb, mußte die Sterbekasse fünfzehn Taler auszahlen; dafür wollte er ein ehrliches Gesellenbegräbnis haben, denn das hatte er sich sauer verdient, und es gab Gesellen, die jedes Jahr den Meister wechselten, aber so einer war er nicht, er blieb bei seinem Herrn. Das Sparkassenbuch, wenn er es auf seine alten Tage nicht angreifen mußte, was er aber ungern getan hätte, denn es wäre schade gewesen, sollte Petronella erben, weil er nämlich keine Geschwister hatte, und die entfernteren Verwandten gingen ihn nichts an; die hatten sich nie um ihn gekümmert, und er wußte auch nichts von ihnen. In der Beilade lagen noch andere Sachen, aber die bekam Petronella nicht zu sehen, denn davon verstand sie noch nichts. Die Magd aber nahm das Kind gleichfalls wohl zu sich auf ihre Kammer und zeigte ihr, was sie besaß. Sie hatte eine Nichte, die nun auch schon in Dienst war, die sollte sie einmal beerben; aber einiges war Petronellen doch zugedacht, nämlich eine Brieftasche und eine Gipsfigur, auf der unten geschrieben stand, daß sie den König Ludwig von Bayern darstellte. Diese beiden Stücke hatte sie einmal von ihrer ersten Herrschaft geschenkt bekommen, wie ein Umzug gewesen war, und die waren passender für Petronellen als für die Nichte.

Petronella war ein sittiges und fleißiges Kind. Sie ging mit zwei straff geflochtenen blonden Zöpfchen, roten Backen, niedergeschlagenen Augen, sauber und ordentlich zur Schule, machte alle ihre Aufgaben und saß immer unter den Ersten. Wenn sie ihre Schularbeiten beendet hatte, dann saß sie gern in der Werkstatt und sah dem Vater und dem Joseph zu. Die Töpferscheibe drehte sich, unter den geschickten Händen bildete sich flink der Topf, mit ein paar Griffen wurde ihm der Henkel angesetzt, dann wurde das Gebäu mit dem Draht von der Scheibe abgeschnitten und vorsichtig zum Trocknen hingestellt. Der Geselle stellte Betrachtungen an. Er fand, daß des Menschen Los Ähnlichkeit mit dem Topf habe. Man wurde gebraucht, dann kriegte man den ersten Sprung, man wurde mit Draht umsponnen, dann ging man in Scherben und wurde fortgeworfen. Am Schluß solcher Betrachtungen säuberte er sich die Hände sorgfältig an der starrenden Schürze, zog sein Schnupftabakshörnchen vor, schüttelte sorgfältig von dem kostbaren Stoff auf den linken Handrücken und zog ihn mit Genuß in die Nasenlöcher, in eines nach dem andern. Der Meister schüttelte über solche Gedanken den Kopf und sagte: „Du vergißt die unsterbliche Seele, Joseph.“ Joseph aber meinte, die unsterbliche Seele sei eine Sache für sich, er spreche nur von dem Leben, wie es hier auf der Erde ist. Solchen Gesprächen hörte das Kind mit großen Augen zu. Lange aber durfte sie in der Werkstatt nicht bleiben, denn die Mutter rief sie in die Küche, wo sie bei Kartoffelschälen, Gemüseputzen und Geschirrabwaschen schon fleißig mithelfen konnte. Dabei erzählte ihr denn die Mutter, was eine Frau tun muß in ihrem Haushalt, daß alles ordentlich ist und nichts verschwendet wird, denn der Mann fährt es im Fuder ein, aber die Frau trägt es in der Schürze hinaus, und eine tüchtige Frau kann ihren Mann hochbringen.

Seit Urzeiten verfertigen die Hafner allerhand kleine Figürchen als Spielzeug für Kinder: einen Affen, der an einem Stabe geht, einen Bären, allerhand andere Tiere. Es hat sich eine bestimmte Form für diese Tiere entwickelt, die von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wird, denn dem Lehrling wird nicht etwa das lebende Tier vorgeführt und ihm gesagt, daß er nach diesem Vorbild seinen Ton kneten soll, sondern der Meister zeigt ihm die Handgriffe, durch die er die Figur herstellt, die man als Affen oder Bären bezeichnet. In der Fraserschen Familie war außer diesen allgemeinen Tierfiguren auch eine Heiligenfigur überkommen, die heilige Petronella. Ein Bild der Heiligen aus Ton und bunt glasiert stand in einer Nische über der Haustür; es war gewiß vor mehr als hundert Jahren von einem Ahn Fraser geformt worden. Nach demselben Muster, nach dem dieses Bild hergestellt war, hatten die Hafnermeister Fraser immer weiter heilige Petronellen gebildet, die dann auf dem Jahrmarkt verkauft und so im ganzen Kreis verbreitet wurden, so daß im Lauf der Zeit viele Hunderte von Petronellen, eine immer wie die andere, in den Gehöften des Kreises eingemauert standen und die Heilige im ganzen Kreise die größte Verehrung genoß.

Die heilige Petronella war aber die Tochter des heiligen Zwölfboten Petrus gewesen und war schön und hatte Gott lieb und diente ihm, lag aber lange siech. Einmal kam Petrus mit anderen Jüngern zu ihr. Da sprach einer mit Namen Tyrus: „Meister, du machst viele Sieche gesund, warum hilfst du nicht auch deinem Kind?“ Petrus antwortete ihm: „Ihr ist besser, wenn sie siech ist, denn desto leichter wird sie eingehen zum ewigen Leben.“ Da wollten die Jünger essen, und Petrus sprach zu seiner Tochter: „Petronella, stehe schnell auf und diene uns.“ Petronella aber erhob sich und war gesund geworden und diente ihrem Vater und den andern zu Tisch. Nachdem sie den Dienst vollbracht hatte, sagte Petrus: „Nun gehe wieder in dein Bett.“ Petronella war ihrem Vater gehorsam, legte sich und war wieder siech wie vorher. Da sah der heilige Petrus, daß sie geduldig war, und daß es ihr nicht schadete, wenn er sie gesund machte, und deshalb machte er sie für immer gesund. Da sie nun gesund war und sehr schön, kam ein vornehmer Jüngling zu ihr, ein Graf, der ein Heide war, und begehrte sie zur Ehe. Sie sprach zu ihm: „Wollt Ihr mich zur Ehefrau nehmen, so heißet ehrbare Frauen und Jungfrauen über drei Tage zu mir kommen, daß ich mit Ehren eingehe in Euer Haus.“ Da war der Graf froh, denn er dachte, sie wollte ihn zum Manne nehmen und wollte nur vorher ihre Sachen bereiten, rüstete alles zur Hochzeit und lud viele Jungfrauen und Frauen. Petronella aber betete zu Gott mit Ernst, daß er seinen Willen tue mit ihr und nahm das heilige Abendmahl. Darauf legte sie sich auf ihr Bett und starb am dritten Tag.

Das war die Geschichte der Heiligen, die Petronella oft genug gehört und gelesen hatte. Die Heilige war aber auf ihren Bildern dargestellt, wie sie im Bett aufrecht saß und die Hände faltete.

Nun hatte der Meister zum Jahrmarkt wieder eine Reihe von zehn Petronellen hergestellt, und als der Tag kam, da fuhr der Joseph mit dem großen Handwagen auf den Jahrmarkt, auf dem die Töpfe und Schüsseln und auch die Figuren neben den Heiligen in Stroh verpackt lagen, und die Mutter ging nebenher und hatte Petronellen an der Hand; dann packten sie alles aus und stellten es auf, und die Leute kamen und handelten. So verkaufte die Mutter alles, nur eine Petronella wollte ihr niemand abnehmen, obgleich sie einen ganz mäßigen Preis verlangte, denn von ihrem Heiligenschein war auf der Fahrt die Hälfte abgebrochen. Als es auf den Nachmittag ging, kam der Joseph wieder, das Stroh wurde wieder auf den Wagen gepackt, die unverkäufliche Heilige daraufgelegt, und man kehrte ins Haus zurück. Dort berechneten die Eltern den Erlös, denn von dem Jahrmarktsgelde wurden immer die Holzeinkäufe gemacht. Petronella aber stand neben den Eltern und wartete, bis sie mit der Berechnung zu Ende waren. Dann zog sie den Vater am Rock, der Vater beugte sich zu ihr nieder, sie faßte seinen Kopf mit beiden Händchen und flüsterte ihm ins Ohr, er möge ihr die schadhafte Petronella schenken.

Das tat nun der Vater. Sie setzte die Heilige in der Wohnstubenecke, die ihr gehörte, auf ihr Kindertischchen und schmückte sie. Unter ihren Puppensachen hatte sie einen schönen roten Flicken, der von der Sonntagsweste des Joseph abgefallen war, und den sie immer aufgehoben hatte. Aus dem schneiderte sie ein Jäckchen für ihre Heilige und zog es ihr über ihre Jacke aus Ton, die sie bereits anhatte, und damit man den schadhaften Heiligenschein nicht sah, pflückte sie Marienblümchen, wand sie zu einem Kranz und setzte den der Heiligen auf. Und wenn es einmal Gebetszeit war, und es war niemand im Zimmer, dann kniete sie immer vor ihrer Heiligen und betete zu ihr.

So wuchs nun das Kind heran zu einem ernst-heiteren Jungfräulein, das mit fröhlichen Augen zutraulich in die Welt sah und kein Arg aus dem Leben hatte. Und weil sie gesund war und gerade gewachsen, ein gutes Gemüt hatte und fleißig und häuslich war und einmal von ihren Eltern erbte, so kamen denn auch bald die Heiratsvorschläge. Die Eltern aber sagten immer, sie sei noch zu jung, und sie selber dachte an ihre Heilige, und so wurden denn mehrere Freier abgewiesen oder vertröstet. So war sie wie ein Borsdorfer Äpfelchen auf dem Baum, das fest an seinem Zweige sitzt. Der Gärtner geht an dem Baum vorbei und lächelt, denn er weiß, die Zeit ist nicht mehr fern, da löst es sich von selber, wenn man es in die Hand nimmt.

Unter den Freiern kam zuletzt auch ein Mann, der dem Vater gewichtiger schien als die anderen. Er war ein wohlgestellter Seilermeister, der mit seiner Mutter zusammen lebte und drei Gesellen hatte. Sein Haus war schön und geräumig und neu gebaut, und es gehörten auch Felder und Wiesen dazu, und wenn Petronellens dereinstiges Vermögen sich mit dem seinigen vereinte, so konnte es ein recht ansehnliches Gehabe abgeben. Nur war der Mann nicht mehr so ganz jung, denn er war schon fünfunddreißig, und die Haare wurden ihm schon etwas dünn, was ja eigentlich nichts zu bedeuten hat, denn manche Leute haben schon graues Haar, ehe sie zwanzig sind, aber ein junges Mädchen denkt doch in solchen Dingen noch nicht vernünftig.

Zunächst besprachen die Eltern untereinander die Angelegenheit. Die Mutter sah ja wohl die Vernunftgründe des Vaters ein, sie meinte auch, daß ein Mädchen sich schließlich eingewöhnt, denn der Seilermeister war ein guter Mann, und man hatte von der Familie nie etwas Unrechtes gehört, sie konnte aber doch eine Sorge nicht unterdrücken. Sie bat den Mann, daß er das Kind nicht zwingen sollte, denn es war ja doch das einzige. Nun redete der Vater mit Petronellen. Er sagte ihr, daß sie nun älter werde und nicht mehr so kindisch bleiben könne, sondern Pflichten übernehmen müsse, und er selber könne einmal plötzlich sterben, und so redete er mehreres, indessen Petronella erschrocken zuhörte. Bald begann sie zu weinen, und als der Vater seine Rede beendet hatte, da sagte sie, es sei ja ihre Schuldigkeit, daß sie ihm gehorche, aber der Seilermeister sei ihr doch ein fremder Mann, und zuletzt schlang sie ihre Arme um den Vater und küßte ihn, und dann lief sie weinend fort. Da wußte der Meister nicht, an was er sich halten sollte; er dachte aber, daß es das beste sei, wenn man abwarte.

Seit Petronella erwachsen war, hatte sie ihr eigenes Schlafkämmerchen unter dem Dach bekommen, und dort hatte sie, auf ihrem Wäschekasten, ihre Heilige aufgestellt. Als sie vom Vater fortgelaufen war, eilte sie die Stiegen hinauf in ihr Kämmerchen, riegelte die Tür hinter sich zu und kniete vor ihrer Heiligen, um Hilfe und Rat von ihr zu bitten.

Da geschah nun etwas, das sie nachher als ein Wunder erzählte. Sie erzählte es nur ihren Eltern, dann ihrem späteren Mann, und sonst erfuhr es kein Mensch. Der Vater schüttelte wohl den Kopf zu der Geschichte, auch ihrem späteren Mann kam sie wunderlich vor, aber beide Männer sahen doch, wie verständig sie sonst war, und so verschwiegen sie ihre Zweifel und dachten bei sich, daß es manches Unerklärliche gibt. Die Mutter aber glaubte die ganze Erzählung.

Nämlich Petronella wußte ganz genau, daß sie bei vollen Sinnen war und nicht etwa schlief. Da sah sie, wie ihre Heilige sich vom Bett erhob und ihre Schuhchen anzog, die unter ihrem Bett standen. Das rote Jäckchen hatte Petronella ihr schon längst ausgezogen, weil das doch kindisch war, nur ein Kränzchen hatte sie ihr aufgesetzt, im Winter aus Strohblumen, im Sommer aber jeden Tag aus frischen Blumen. Da ging sie denn nun, so klein sie war, wie ein lebendiges Püppchen mit ihrem Marienblümchenkränzchen auf dem Kopf, an den Rand des Kastens und sprach mit feiner Stimme zu Petronella: „Petronella, ich bin eine Heilige, mich hat Gott zu sich genommen, ehe ich heiratete, aber du mußt einen Mann nehmen, dazu hat dich Gott geschaffen. Nur ist der Seilermeister nicht für dich bestimmt, du sollst warten, bis der Rechte kommt. Daß du aber weißt, welches der Rechte ist, so will ich ihn dir zeigen.“ Und damit hatte sie auch schon ein anderes Püppchen an der Hand, nicht größer als sie selber; auf das wies sie, das war ein junger Mann mit einem Strohhut. Ob sich Petronella den genauer angesehen hatte, das sagte sie nachher den Eltern nicht; sie wurde immer rot und war verlegen, wenn man sie danach fragte. Es war nur sicher, daß sie laut aufgeschrien hatte, so daß die Mutter, welche nebenan auf dem Speicher etwas suchte, zur Tür kam und rüttelte; da schritt sie zur Tür und schob den Riegel zurück, und die Mutter trat in das Kämmerchen; die Heilige aber lag ruhig in ihrem Bettchen und war wieder aus Ton, wie sie vorher gewesen war, und das andere Püppchen mit dem Strohhut war verschwunden.

Also, diese Geschichte erzählte Petronella nun den Eltern und sagte, sie wolle ihrer Heiligen gehorchen und wolle heiraten, aber sie müsse auf den Rechten warten, und der Seilermeister war nicht der Rechte. Die Mutter sprach für sie, und der Vater sah ja wohl ein, daß er nichts gegen die Frauen machen konnte; er hatte auch doch wohl einige Scheu vor der Heiligen. So sagte er denn dem Freier ab mit großem Bedauern, indem er hinzufügte, wenn es auf ihn ankäme, dann sollte er die Tochter haben, aber wenn man ein Kind zwinge, so könne es ja wohl gut ausgehen, es könne aber auch schlecht ausgehen, und er habe doch nur dieses einzige Kind. Der Freier erwiderte ihm, das sei recht, wie er denke, und er selber würde ebenso handeln, und deshalb, so weh es ihm tue, daß er abgewiesen werde, könne er dem Nachbar doch nicht gram sein, und er wolle Petronellen alles Gute wünschen.

Nun verging die Zeit. Der Hafnermeister und der Joseph formten ihre Töpfe, Kacheln, Tiere und Heiligen; der Oheim zog mit den Ochsen aufs Feld, die Magd besorgte den Stall und half dem Oheim Mist breiten, die Mutter kochte und hielt das Haus in Ordnung, und Petronella war überall mit tätig, wo eins einspringen mußte, in Stall und Küche, auf dem Felde und am Nähtisch. Denn allmählich wurde jedes älter, hier kam einmal eine Krankheit, da wollte die Arbeit nicht mehr

(Fortsetzung siehe Seite 462.)

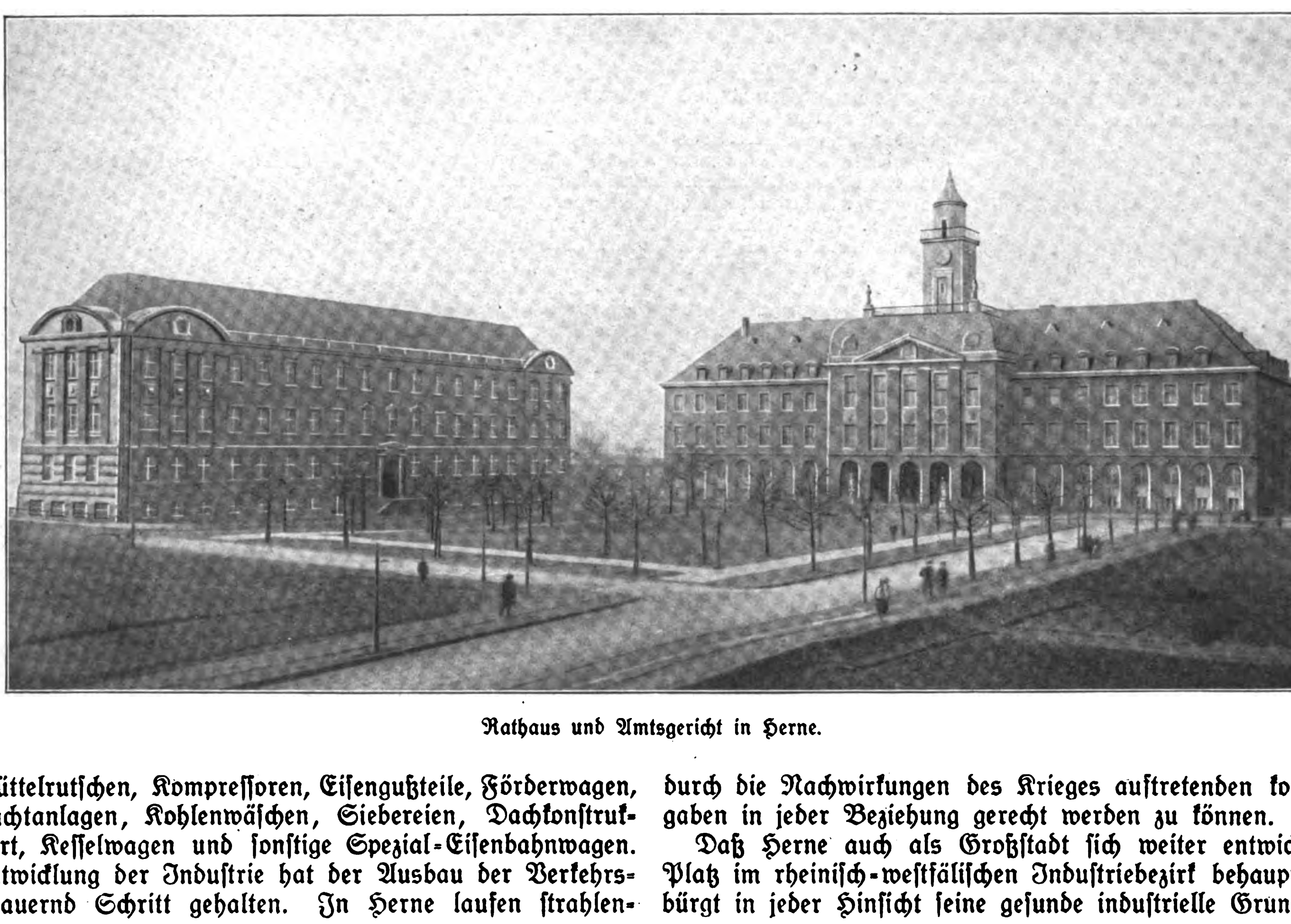
Die Stadt Herne in Westfalen.

Nicht viele Städte im rheinisch-westfälischen Industriebezirk haben eine solche Entwicklung erlebt, wie es bei der Kohlen- und Eisenstadt Herne der Fall ist. Herne konnte am 1. April 1922 auf eine 25jährige Stadtgeschichte zurückblicken. Auch als Stadt ist Herne das geblieben, was es bereits vorher geworden war und wodurch allein seine rasche Entwicklung zur Stadt veranlaßt wurde, eine Kohlenstadt, eine Keimzelle zunächst, dann in rascher Entwicklung ein Zentralpunkt des rheinisch-westfälischen Kohlenbergbaus und der auf den Bergbau sich gründenden Eisenindustrie. Die Entwicklung der Stadt Herne ist im übrigen ein Spiegelbild der Gesamtentwicklung des Industriebezirks. Sie erfolgte sprunghaft und mit fast gewaltsamer Umkehrung aller Verhältnisse in wirtschaftlicher, sozialer, kultureller und verwaltungsmäßiger Hinsicht. Im Jahre 1897 zählte die Stadt Herne 21971 Einwohner. Im Jahre 1901 belief sich die Einwohnerzahl auf 28674, im Jahre 1906 auf 34359, im Jahre 1911 nach einer im Jahre 1908 erfolgten Eingemeindung, die einen Bevölkerungszuwachs von 21000 brachte, auf 59653, im Jahre 1916 auf 63366. Im Jahre 1921 wohnten in Herne 68725 Menschen.



Einmündung des Rhein-Herne-Kanals in den Herne-Dortmund-Ems-Kanal bei Herne.

Herne ist Sitz der Bergwerksgesellschaft Hibernia, deren Schachtanlage Shamrock 1/2 im Stadtgebiet sich befindet. Außerdem befinden sich in Herne die Schachtanlagen der Harpener Bergbau A. G. (Julia und von der Heydt), der Gewerkschaft Friedrich der Große (Schacht 1/2 und V) und der Gewerkschaft Constantin der Große (Schacht 4/5 und 10/11). Im Jahre 1897 waren auf den in Herne belegenen Kohlenzechen und Fabriken 7700 Arbeiter und Angestellte beschäftigt. Im Jahre 1921 ist diese Zahl auf 18000 gestiegen. Die gesamte Kohlenförderung auf den Herner Steinkohlenzechen betrug im Jahre 1897 insgesamt 2016000 Tonnen gegen 2286000 Tonnen jetzt. Eine Förderziffer von 3000000 Tonnen war bereits vor dem Weltkrieg erreicht. Von der innerhalb des Stadtgebiets gelegenen, eisenverarbeitenden Industrie sind die Fabriken Baum A.G., Flottmann A.G., Beien, Gewerkschaft Dorn, Halstrick, Estner und Schmidt, Berninghaus und Christian zu nennen. Hergestellt werden Bohrmaschinen, Schüttelrutschen, Kompressoren, Eisengußteile, Förderwagen, komplette Schachtanlagen, Kohlenwäschen, Siebereien, Dachkonstruktionen jeder Art, Kesselwagen und sonstige Spezial-Eisenbahnwagen.



Rathaus und Amtsgericht in Herne.

Mit der Entwicklung der Industrie hat der Ausbau der Verkehrsmöglichkeiten dauernd Schritt gehalten. In Herne laufen strahlenförmig fünf Straßenbahnlinien zusammen, die auch als Zubringerlinien an die wichtige Eisenbahnstation Herne dienen und den Verkehr aus dem Herzen des Industriegebiets nach allen Richtungen des Reiches ermöglichen.

Von ganz besonderer Bedeutung für das Verkehrsleben sind die wichtigen Wasserstraßen des Herne—Ems- und des Rhein—Herne-Kanals, die mit ihren Schleusen größeren Ausmaßes den für Industrie und Handel so wichtigen Wasserweg vom Rhein zur Nordsee bilden.

Herne besitzt eine städtische Oberrealschule, ein Gymnasium und ein städtisches Lyzeum mit Frauenschule, gewerbliche und kaufmännische Berufsschulen, Bergvorschule und ein städtisches Schulkino. Der Siedlungsfrage hat die Stadt gerade in der Nachkriegszeit ihr Hauptaugenmerk zugewandt und versucht, durch Schaffung zahlreicher neuer Wohnhäuser und Arbeitersiedlungen der Wohnungsnot zu steuern. Es ist kennzeichnend für Herne als reine Industriearbeiterstadt, daß bisher keine Arbeitslosenunterstützung gezahlt wurde. Auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge hat die Stadt Ersprießliches geleistet. Den Armen wird im Versorgungshaus Pflege und Wartung zuteil. Erholungsbedürftige Kinder finden Aufnahme in den städtischen Erholungsheimen Hullern (Haardt) und Stapelage (Teutoburger Wald). Die heranwachsende Jugend tummelt sich auf den städtischen Spiel- und Sportplätzen. Durch berufliche Abwesenheit ihrer Eltern unbeaufsichtigte Kinder finden Aufnahme in den städtischen Kinderhorten. Die von der Stadt verfolgten Eingemeindungsbestrebungen werden voraussichtlich einen weiteren Zuwachs an Bevölkerung und Gebiet bringen, so daß zu erwarten ist, daß die Stadt Herne in absehbarer Zeit in die Reihe der Großstädte des Reiches einrückt. Die Erweiterung des Stadtgebietes ist notwendig, weil bei einem Gebietsumfang von 1702 ha Herne eine außerordentliche Bevölkerungsdichte von 40,66 Einwohnern je ha bereits erreicht hat. Im weiteren soll die Eingemeindung im Interesse der allgemeinen Wirtschaftlichkeit eine Zusammenfassung der Kräfte auf breiter kommunaler Grundlage ermöglichen, um den insbesondere auch durch die Nachwirkungen des Krieges auftretenden kommunalen Aufgaben in jeder Beziehung gerecht werden zu können.

Daß Herne auch als Großstadt sich weiter entwickeln und seinen Platz im rheinisch-westfälischen Industriebezirk behaupten wird, dafür bürgt in jeder Hinsicht seine gesunde industrielle Grundlage.

Bochum.

An dem alten Hellwege (Höhenweg), der zwischen Ruhr und Emscher vom Rhein ins Weserland führt, und der vermutlich schon den Römerzügen gedient hat, liegen im engeren Industriebezirk drei alte, geschichtsreiche Städte: Essen, Bochum und Dortmund.

Bochum (Buchenhain), die Stadt, „in der der Märker Eisen reckt", ist zwar an Fläche und Einwohnerzahl seinen beiden Schwesterstädten, die durch umfangreiche Eingemeindungen seit 1900 ihr Gebiet und ihre Einwohnerzahl vervielfacht haben, noch unterlegen, aber mit seinen Vororten zusammen hat es dieselbe wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung im Ruhrgebiet wie jene.

Schon um 900 wird **Bochum** genannt. Es war ein sächsischer Königssitz. 1268 wird es als Oppidum bezeichnet, 1321 erhielt es durch den Grafen Engelbert von der Mark beschränktes Stadtrecht. Besonders erwähnenswert ist der Bochumer Freistuhl (Fehmgericht), der sich unter allen Stühlen auf roter Erde des höchsten Alters (1090) rühmen darf.

Schweres hat die durch Wall und Graben befestigte Stadt im Laufe der Jahrhunderte durch Krieg, Brände und Seuchen durchgemacht, sich aber immer wieder erholt. 1750 war Bochum eine offene Stadt geworden. Im verflossenen Jahrhundert begann mit dem Aufblühen des **Bergbaues** und der **Eisenindustrie** der Aufstieg der Ackerbürgerstadt zu einem der ersten **Industriemittelpunkte**, wobei die Schiffbarmachung der Ruhr (1781) und der Anschluß an die Eisenbahn (1860) eine bedeutende Rolle spielten.

Während die Stadt noch vor hundert Jahren wenig über 2000 Einwohner zählte, nähert sich die Einwohnerzahl jetzt 160000 und dürfte durch die bevorstehenden Eingemeindungen 300000 überschreiten.

Bochum wird von den Eisenbahnlinien Köln—Essen—Bochum—Dortmund—Hannover—Berlin bezw. Dortmund—Leipzig, Bochum—Hagen—Frankfurt a. M., Bochum—Wanne—Münster—Hamburg durchschnitten und besitzt fünf Bahnhöfe (Bochum H. B., B.-Nord, B.-Präsident, B.-Gußstahl, B.-Riemke). Dem Ortsverkehr und der Verbindung mit seinen Vororten und Nachbarstädten dienen zwölf verschiedene Straßenbahnlinien.

Die Schwerindustrie mit Eisen und Kohle gibt der Stadt das Gepräge. An großen Bergwerksgesellschaften haben hier ihren Sitz: Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation, Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten-A.-G., Gewerkschaft ver. Constantin der Große, Bergbau-A. G. Lothringen, die Kohlenzechen der Fried. Krupp A. G., Bergwerksgesellschaft Becker A. G. und eine Reihe weiterer Gewerkschaften. 1921 betrug die Kohlenförderung über 2650000 t.

Die mit dem Bergbau und den Kokereien zusammenhängende chemische Industrie gewinnt immer mehr an Bedeutung.

Bochum ist ferner der Mittelpunkt einer starken und erfreulich aufwärts strebenden Eisenindustrie. Die Bochumer Gußstahlfabrik, 1842 bis 1845 von dem Württemberger Jakob Mayer und dem Magdeburger Eduard Kühne erbaut, später von der Familie Baare ausgebaut, erzeugt heute über 600000 t Roheisen und Stahl. Die ersten Gußstahlgeschütze wurden auf diesem Werke hergestellt. In der Tochteranstalt Stahlindustrie werden die feinsten Stähle für alle denkbaren Zwecke gefertigt. Riesige Neuanlagen sind im Werden.

Namentlich erwähnt sei weiter die Rombacher Hütte, Abteilung Westf. Stahlwerke Bochum, die bei einer Erzeugung von 120000 t Stahl und Eisen sich kräftig weiterentwickelt.

Eine Reihe bedeutender Eisenwerke und Maschinenfabriken schließen sich an. Genannt seien: Maschinenfabrik Elsaß, Bochumer Eisenhütte, Eisenhütte Westfalia, Maschinenbau-A.-G. Balcke, Maschinenfabrik Gebr. Eickhoff, Maschinenfabrik Gröppel, Mummenhoff & Stegemann, Orenstein & Koppel.

Daneben haben in Bochum hohe Bedeutung das Braugewerbe, die chemische Industrie, Tabakindustrie, Holzwaren- und Fahrzeugindustrie, Ziegeleien und das Baugewerbe.

In der Gesamtindustrie werden über 40000 Arbeiter und Angestellte beschäftigt.

Entsprechend der Bedeutung der Stadt haben in Bochum eine Reihe Behörden, Verbände und dergl. ihren Sitz: der Rheinisch-Westfälische Zementverband, die Deutsche Ammoniak-Verkaufs-Vereinigung und der Benzol-Verband, die Henschel-Lothringen-Verkaufs-Vereinigung, das Elektrizitätswerk Westfalen, der Allgemeine Knappschaftsverein (535000 Mitglieder), die Westf. Berggewerkschaftskasse mit der größten Bergschule des Festlandes und hervorragendem Bergbaumuseum, die Knappschaftsberufsgenossenschaft Sektion II, zwei Bergreviere, fünfzehn Banken, vier bedeutende Tageszeitungen, eine Handelskammer (1856 errichtet für den Bezirk Bochum-Gelsenkirchen-Herne-Witten-Hattingen), Landgericht, Amtsgericht, Polizeidirektion, Post- und Eisenbahnbehörden, Finanzamt und andere.

Bochum ist aber nicht nur ein wirtschaftlicher, sondern auch ein kultureller Mittelpunkt im rheinisch-westfälischen Industriebezirk. Es verfügt über ein hervorragendes Stadttheater und weitberühmtes Orchester, ein „Neues Operettentheater", mehrere kleine Bühnen, ein Heimatmuseum, eine Gemäldegalerie, acht höhere Schulen, mehrere Fachschulen, vier Krankenhäuser (darunter das **Bergmannsheil**) und die Landesfrauenklinik. Es besitzt zwei große Parks, darunter den Stadtpark mit über 30 ha Größe, der als die Perle der westfälischen Gärten gilt. In seinem vornehmen Parkhaus glaubt man sich nicht in einer Industriestadt, sondern in einer Bäderstadt zu befinden.

Von den Söhnen Bochums ist wohl am bekanntesten der Dichter und Arzt C. A. **Kortum** durch seine „Jobsiade" geworden.

Auskünfte über die Stadt erteilt der Verkehrsverein in Bochum und das städtische Verkehrsamt.

Die Stadt Buer

in Westfalen ist die jüngste Großstadt im Deutschen Reich. Sie liegt im nördlich-westfälischen Kohlenrevier zwischen Lippe und Emscher und hat seit den siebziger Jahren ein Wachstum der Bevölkerung und eine wirtschaftliche Entwickelung hinter sich, wie es in der Geschichte der deutschen Städte wohl selten vorkommt. Bis zur Mitte der siebziger Jahre eine ländliche Gemeinde, die allerdings damals schon einen Flächeninhalt von 6200 ha aufwies, begann die Entwickelung mit dem Einzug der Kohlenindustrie. Nacheinander entstanden die Zechen „Hugo" der Harpener Bergbau-Aktien-Gesellschaft, der Gewerkschaften „Graf Bismarck" und „Ewald". Mit wachsender Bevölkerung wuchs der Ausbau der inneren Stadt, sowie der äußeren Stadtteile, die heute durch immer neu entstehende Wohnviertel das große Gemeindegebiet ausfüllen. Im Jahre 1902 begann der Fiskus, der im Norden der Stadt große Grubenfelder vom Thyssen-Konzern erworben hatte, mit dem Abtäufen neuer Schächte, den heute zu den Berginspektionen III und V gehörenden Gruben Bergmannsglück, Westerholt und Scholven. Im Süden greifen die unterirdischen Anlagen und die Wohnsiedlungen der Zeche Nordstern der Phönix Aktiengesellschaft auf den Stadtbezirk über. — Den Verkehr innerhalb der Stadt und mit den Nachbarstädten Gelsenkirchen, Essen und Recklinghausen vermitteln drei Straßenbahnlinien. Zwei Bahnhöfe liegen im Stadtgebiet, von denen einer dem Ost-Westverkehr auf der Strecke Oberhausen-Hamm dient und einer an der Strecke Wanne- bezw. Essen-Winterwyk dem Nord-Südverkehr. Die verkehrsmäßige Aufschließung des ganzen nördlichen Bezirks wird durch die projektierte Bahn Essen-Hauptbahnh.-Horst-Buer-Haltern vollendet werden. Sie stellt die kürzeste Verbindung zwischen Köln und Hamburg her. Der außerordentlich große Bodenvorrat und die dadurch beeinflußten niedrigen Bodenpreise begünstigen industrielle Ansiedlungen sowie Kleinsiedlungen in großem Umfange. Bedeutende Vergrößerungen der vorhandenen Bahnanlagen neben der neu hinzukommenden Nord-Süd-Verbindung verleihen dem vorhandenen Bau- und Industrie-Gelände günstige Bahn- und Straßenverbindungen. Da der Rhein-Herne-Kanal das Stadtgebiet in einer Länge von etwa 5 km berührt, stehen für den Schiffsverkehr eine Anzahl Häfen zur Verfügung, zu denen Anschlußbahnen vorhanden oder projektiert sind. Billige Kraftquellen, Kohle und Elektrizität, sowie reichliches Angebot an Arbeitskräften bietet die günstigsten Vorbedingungen für industrielle Ansiedlungen aller Art. Auch die Fertigindustrie findet hier ein äußerst günstiges Arbeitsfeld. Die heute vorhandenen achtzehn Kohlenschächte beschäftigen rund 31000 Bergarbeiter und produzieren etwa den vierten Teil der Kohlenförderung im gesamten Regierungsbezirk Münster und etwa 7% der gesamten Förderung im Oberbergamtsbezirk Dortmund. An größeren gewerblichen Unternehmungen sind außer den Kohlenbergwerken und den mit diesen verbundenen bedeutenden Koks- und Ammoniakfabriken folgende Privatbetriebe vorhanden: Eine Maschinenfabrik, eine Eisenkonstruktionsfabrik, eine Segeltuchfabrik, mehrere Druckereien, eine Mineralölfabrik, Lager in Holzbekleidung, eine Zünderfabrik, Ziegeleien, Zementfabriken, mehrere große Brotfabriken usw. Neben sozialen Einrichtungen wie Kindermilchanstalt, Mutterberatungsstellen, Krankenhäusern, Säuglingsheim, Versorgungsheim, Waisenhaus usw. besitzt die Stadt eine nach modernsten Anschauungen eingerichtete Lungenfürsorgestelle unter der Leitung eines Facharztes. Höhere Schulen für Knaben und Mädchen und städtische Berufsschulen sind vorhanden. Neben den genannten Vorzügen verkehrspolitischer und siedlungstechnischer Art ist die landschaftliche Schönheit der engeren Umgebung der Stadt zu erwähnen, die durch die Grünflächenpolitik der Stadt erhalten wird.



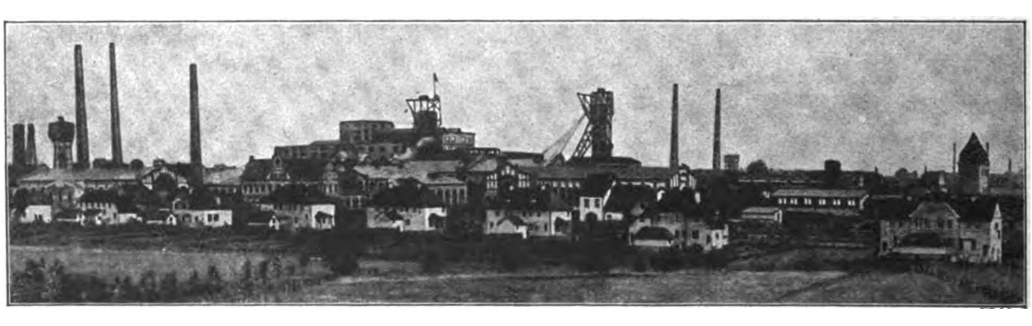
Teilansicht der Stadt Buer.



Rathaus in Buer.



Haus Lüttinghof in Buer.



Zeche Bergmannsglück in Buer.

Das schöne Düsseldorf.

Von Hans Arthur Lux, Leiter des städtischen Presseamts.

Als kürzlich einmal die Presse von Rheinland und Westfalen in Düsseldorf versammelt war, sagte ein Redner, der sein Glas der gastfreundlichen Stadt Düsseldorf weihte: „Wie der Doktor Jüttner in ‚Alt-Heidelberg' den Namen Heidelberg ausspricht, so ganz begeistert von der Liebe zu dieser Stadt, so sprechen wir am Niederrhein den teuern Namen Düsseldorf aus." Man denke sich diese Worte in eine Versammlung von Rheinländern oder auch nur von Düsseldorfern geworfen und man wird sofort die Vorstellung einer erregten Auseinandersetzung für und wider diesen Lobspruch haben. Lob und Tadel werden laut werden, neben dem Hosianna wird das Kreuzige erklingen, aber keiner wird teilnahmlos bleiben. Man kann eben diese Stadt nicht mit einem beliebigen Schlagwort kennzeichnen, und dann, zufrieden damit, daß man sie in seinem Urteil bewältigt hat, an ihr vorübergehen. Ist sie die Stadt des Malkastens, der Kunst und der Künstler, oder die Stadt der Konzerne, der Eisenhüttenleute, der Haniel & Lueg, der Mannesmannwerke, des Phönix, der Rheinmetall? Ist sie die stille Gartenstadt am Rhein, die lockende Ausstellungsstadt oder die aus Amerika an den Fuß des Bergischen Landes versetzte brausende Großstadt? Mit vielen Namen wird diese Stadt genannt, und keiner trifft doch ganz ihr schillerndes und vielfach zusammengesetztes Wesen. Hat sie überhaupt ein Wesen? Ist es nicht gerade dies, was die Geister erregt und in einer bisweilen komischen Erregung erhält, daß diese Stadt noch ihr Wesen sucht, daß sie nicht am Ziel, daß sie immer noch unterwegs ist, voll großer Pläne, voll gährenden Geistes, voll ungebändigten Willens? Darum gerade werden die Geister alarmiert, wenn der Name Düsseldorf genannt wird, singen die Freunde Hymnen, schreiben die Feinde Pamphlete, darum gerade schweigt auch nie der Kampf um ihre Seele, um ihr Werden, um ihre Vollendung.

Als Krieg und Revolution Düsseldorf mit schweren Schlägen trafen, klagten die Freunde voller Mitleid, riefen die Gegner voller Schadenfreude: Düsseldorf ist tot! Gewiß, Düsseldorf hat in dieser Zeit mehr gelitten als die meisten anderen deutschen Städte, aber — tot? Nein, auch Erzzerstörer können diese Stadt nicht umbringen, und ehe man sich's versah, war auch Düsseldorf wieder auf dem Plan, noch ein wenig mitgenommen von schwerem Siechtum, aber entschlossen, sich nicht aus den Reihen der Ringenden drängen zu lassen. Und in dem Wettbewerbe stärkte seitdem bereits mancher Erfolg die Kampffreudigkeit und das Selbstvertrauen Düsseldorfs, belehrte den Gegner über die unbesiegbaren Kräfte dieser Stadt. Große Industriekonzerne verlegten ihre Verwaltung nach Düsseldorf. Und wenn es auch noch nicht wieder gelungen ist, eine der weltbewegenden Ausstellungen in Düsseldorf zu veranstalten, so künden doch kleinere Ausstellungen bereits, daß Düsseldorf nicht gewillt ist, seinen Vorrang als Ausstellungsstadt des Westens aufzugeben.

Freilich: die Nachbarn sind glücklicher als Düsseldorf. Köln, das kraft des Friedensvertrages besetzte Köln, zog viele Vorteile daraus, daß die Besetzung es zu einer internationalen Stadt machte, in der die Freude am Gewinn lange vor den Diplomaten das Kriegsbeil begrub und von Volk zu Volk den friedlichen Güteraustausch anbahnte, als im übrigen Deutschland sich noch kaum eine Hand zum Wiederaufbau regte. Essen, der andere Rivale Düsseldorfs, hatte das Glück, unbesetzt zu bleiben. Düsseldorf aber traf gerade im Augenblick der Erholung neues Unglück: es wurde auf Grund des Londoner Ultimatums besetzt, und wird heute noch wider alle Gerechtigkeit besetzt gehalten. Seit mehr als einem Jahre lebt Düsseldorf unter dem Belagerungszustand, ist ein militärischer Vorposten geworden und erlebt das beklagenswerte Schicksal, ein Spielball in der europäischen Politik, in der unglücklichsten aller Ungewißheiten, in der offenbar unverbesserlichsten aller menschlichen Torheiten zu sein. Und wenn die Stadt sich auch nicht als Verdienst anrechnen darf noch will, daß sie die drückendste Last für Deutschland auf sich nahm, so darf doch nicht ungesagt bleiben, daß Düsseldorf schwerste Einbuße durch die Besetzung erlitten hat. Es wird jahrelanger Anstrengung bedürfen, um auch nur einen Teil des Geländes zurückzuerobern, das Düsseldorf in diesem einen Jahre der fremden Militärherrschaft verloren hat. Und dabei muß noch Voraussetzung bleiben, daß aus großen Worten endlich Tat werde und Rechtsgefühl die Nutznießer des Versailler Friedens verpflichte, Düsseldorf freizugeben.

„Die Stadt Düsseldorf ist sehr schön, und wenn man in der Ferne an sie denkt und zufällig dort geboren ist, wird einem wunderlich zu Mute. Ich bin dort geboren, und es ist mir, als müßte ich gleich nach Hause gehen." So stehen Heines Worte auf der Bronzetafel an dem Hause in der Bolkerstraße, in dem der Dichter geboren wurde. Seither ist viel Wasser den Rhein hinabgeflossen, und die Stadt hat sich gedehnt und gehoben und hat im Drange des Wachstums nicht immer das groß geachtet, was alt und ehrwürdig war. Aber der schöne Hofgarten ist noch da und die herrliche Königsallee mit dem Stadtgraben, und der Rhein, der wandelbare, der schon mancher Stadt im Laufe der Jahrhunderte die Treue brach, strömt noch immer durch den gewaltigen Bogen, um den sich Heines Düsseldorf schmiegt. Freilich liegt der Hofgarten nicht mehr „vor dem Tor", und der Garten der Jacobis und Pempelfort und Grafenberg, das sind jetzt nur Teile der großen und immer weiterstrebenden Stadt. Streckt doch gerade in diesen Tagen Düsseldorf die Hand aus sogar nach dem alten Rheinstädtchen Kaiserswerth im Norden und im Süden nach Benrath, nach der Stadt mit dem prächtigen Schlößchen Pigages und dem alten Märchenpark, in dem auch heute noch Romantiker auf die Suche nach der blauen Blume gehen sollen. Trotz Not und Nöten bricht der unverwüstliche Lebensdrang sich Bahn, muß und will die Stadt ihre Grenzen erweitern, um neuen Geschlechtern Raum zum Schaffen und zum Wohnen zu geben. Aus der Erde wachsen die Mauern großer Bürohäuser, die Industrie und Handel Stätten des Wirkens bereiten sollen. Auf dem Gebiet des industriereichen Benrath, dessen Eingemeindung ziemlich gewiß ist, soll ein neuer großer Industriehafen erstehen. Der Norden soll nach dem Willen der vorausſorgenden und planenden Städtebauer die guten Wohnviertel aufnehmen und den schönen Zugang zu den Wäldern und Feldern der Erholung bieten. Und der Städtebauer hat hier im Norden auch nicht das Stadion und jenseits des zu eng gewordenen heutigen Ausstellungspalastes das zukünftige Ausstellungsgelände vergessen. Wohl erscheinen selbst uns, die wir Düsseldorfs unwahrscheinliches Aufblühen zum Teil mit erlebt haben, die Entwürfe des Städtebauers heute oft wie Märchen. Wohl zagen auch wir oft vor der dunklen Zukunft, aber, da wir an die mächtige Schöpferkraft und den unbezwinglichen Arbeitswillen Deutschlands glauben, so müssen wir auch an den guten Stern und den erneuten Aufstieg Düsseldorfs glauben. Der kommende Tag soll uns am Werke finden. Und darum ist es gut, daß die Führer und Planer auch jetzt in dunklen Tagen daran denken, daß die Stadt lebe und sich weite, daß sie eine Stätte zugleich der Arbeit und der Erholung werde, denn auch ein zukünftiger Heine soll von der Großstadt Düsseldorf schreiben: „Die Stadt Düsseldorf ist sehr schön....."

Die Stadt Essen.

Essen ist nach seiner geographischen Lage wirtschaftlicher Mittelpunkt des Rheinisch-westfälischen Industriebezirkes. Sitz vieler Reichs- und Staatsbehörden, Wirtschaftskörperschaften und bedeutender Wirtschafts- und Handelsverbände, darunter Eisenbahndirektion, Postscheckamt, Rheinisch-Westfälisches Kohlensyndikat, Bergbau-Verein, Zechenverband, Roheisenverband, Verkaufsvereinigung für Teererzeugnisse, Siedlungsverband „Ruhrkohlenbezirk“, Verkehrsverband „Industriebezirk“, Ruhrtalsperrenverein, Emschergenossenschaft und zahlreiche andere wirtschaftliche Verbände.

Zahlreiche Banken. Bedeutende Effektenbörse. Gewaltige Kohlen- und Eisenindustrie. 22 Kohlenzechen. Gußstahlfabrik Fried. Krupp A. G. Maschinenbau- und Metallverarbeitungswerke. Fabriken für Eisenbahnmaterial und Brückenbau. Eisengießereien. Hammer- und Drahtwerke, Dampfkessel-, Werkzeug-, Schrauben-, Geldschrank-, Papier-, Holz- und Glasfabriken. Bierbrauereien. Chemische Industrie. Sitz des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerkes.

Bedeutender Handel in Eisen- und Stahlwaren, Motoren- und Automobilen, Werkzeugen, Getreide, Holz, Kohlen, Leder, Tuch, Wein und Wolle. Weitbekannte Großhandelsfirmen in Lebensmitteln und Kolonialwaren.

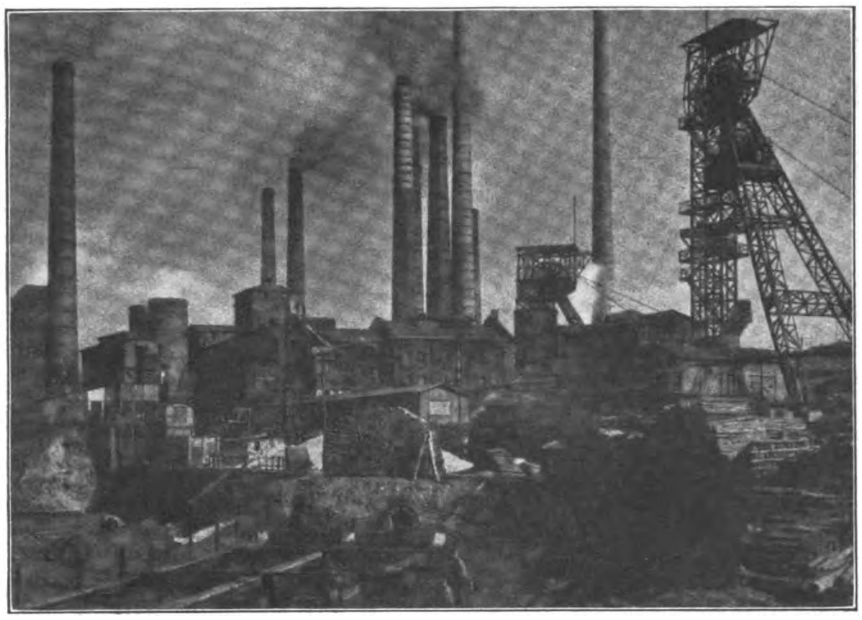
Für Industrie und Handel ist ausgedehnte Ansiedlungsmöglichkeit in besonderen Stadtteilen vorhanden. Große Bahnanlagen mit unmittelbarem Anschluß an den Rhein-Herne-Kanal sind im Bau. Im Stadtinnern stehen Baulücken an ausgebauten Straßen in ausgezeichneter Verkehrslage für kleine Industrieanlagen, für Handelshäuser und Handwerker, ferner Lagerplätze in reichlicher Zahl zur Verfügung.

Moderne Bürohäuser in zentraler Lage vorhanden. Ein Bürohausneubau mit 6500 qm Nutzfläche in kürzester Zeit bezugsfertig.

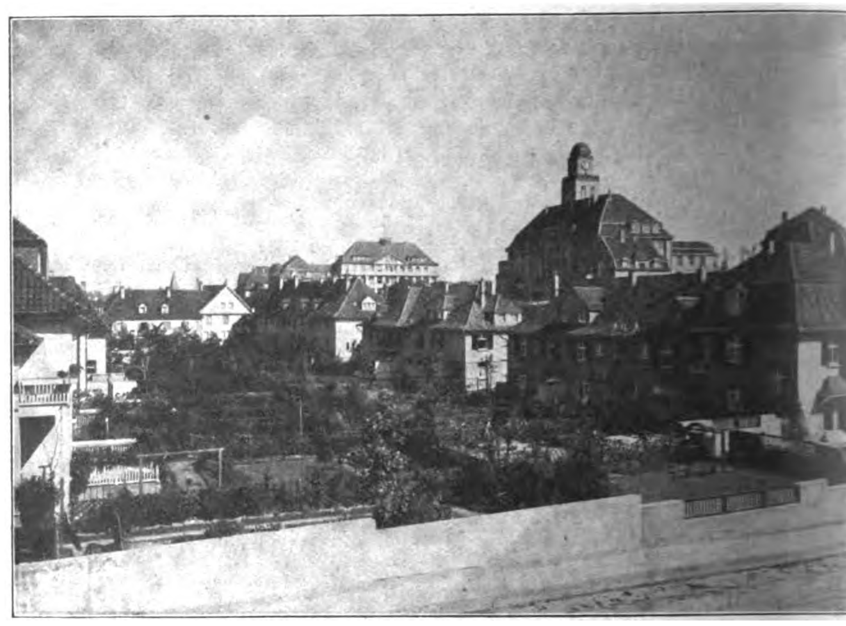
Sechzehn Personen- und achtzehn Güterbahnhöfe vermitteln günstige Verkehrsverbindungen nach allen Richtungen. Der Bau eines großen städtischen Hafens am Rhein-Herne-Kanal ist geplant. Nach Durchführung der Ruhrkanalisierung sind auch hier Hafenanlagen vorgesehen.

Baureifes Gelände zur Ansiedlung von Arbeitern in schöner, gesunder Lage reichlich vorhanden. Die Wohnviertel im Süden und an den Abhängen der Ruhr werden den verwöhntesten Anforderungen gerecht.

Zur Abhaltung von Kongressen, Versammlungen und Ausstellungen bestehen mustergültige Versammlungsräume mit großen Sälen, sowie Ausstellungshallen mit ausgedehntem Ausstellungsgelände und Bahnanschluß.



Essen, Industrie.



Essen, Siedlung Eigenheim mit Baugewerksschule.

Auskunft erteilt das städtische Verkehrsamt (Rathaus).


Flottmann
Der 100000ste Bohrhammer
den 10.V.1922
FLOTTMANNWERKE
erste Specialfabriken Europas
für den Bau von
PRESSLUFT-GESTEINBOHRANLAGEN
Herne i/Westf., Marktredwitz i/Bayern, Gelsenkirchen
(Westfalia) Essen-Altenessen, (Förster) Gross-Kunzendorf bei Mährisch Ostrau, Budapest, Cardiff.

Firma Carl Still, Recklinghausen.

Bau von Kokerei- und Nebenproduktengewinnungsanlagen.

Wer die Bedeutung der Steinkohle für unsere rheinisch-westfälische Industrie nur nach dem Maße ihrer unmittelbaren Verwendung als Brennstoff beurteilen wollte, würde sich ein durchaus falsches Bild von den tatsächlichen Verhältnissen machen. Ungleich wichtiger als die Ausnutzung der ihr im Rohzustand innewohnenden Heizkraft ist die Aufschließung der Kohle bei der Entgasung unter Luftabschluß, der Verkokung.

Notwendig wurde die Durchführung dieses Veredelungsprozesses zunächst durch die große Nachfrage der Roheisenwerke nach einer für den Hochofenbetrieb geeigneten Kohle. Eine solche kann in der Form des Kokses mit verhältnismäßig einfachen technischen Hilfsmitteln gewonnen werden, wobei gleichzeitig noch eine Reihe anderer, hochwertiger Stoffe, nämlich bedeutende Mengen eines heizkräftigen Gases und, in diesem enthalten, Teer, Ammoniak und Benzolkohlenwasserstoffe für die verschiedensten industriellen und gewerblichen Zwecke verfügbar werden. In den ersten Zeiten nach dem Aufkommen der Steinkohlenkokerei war freilich die Koksgewinnung als solche das ausschließlich angestrebte Endziel. Man begnügte sich deshalb damit, Ofenanlagen zu bauen, bei denen in luftdicht verschlossenen, gasbeheizten Kammern mit einem Fassungsvermögen von ungefähr 5 bis 7 Tonnen die eingebrachte Kohle hoch erhitzt und dadurch zur Abgabe ihrer leichter in Gasform überzuleitenden Bestandteile veranlaßt wurde. Mit den erzeugten Gasen beheizte man die Öfen selbst, anfänglich ohne Rücksichtnahme darauf, daß bei diesem Verfahren infolge ungenügender Entwicklung der Ofenkonstruktion eine außerordentliche Gasverschwendung in Kauf genommen werden mußte und zur Gewinnung der neben den rein gasförmigen, brennbaren Bestandteilen der Gase vorhandenen wichtigen Stoffe Teer, Ammoniak und Benzol keine Möglichkeit gegeben war. Die dauernde Erhöhung des Koksverbrauches, die Notwendigkeit, seine Gestehungskosten, die ja auch auf die Gestaltung der Roheisenpreise von wesentlichem Einfluß sind, herabzusetzen, und nicht zuletzt schließlich die durch die Fortschritte der chemischen Industrien in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts einsetzende bedeutende Erhöhung der Nachfrage nach den erwähnten Bestandteilen der Kokereigase ließen den Ruf nach Umgestaltung der Koksöfen in einer diesen Wünschen Rechnung tragenden Weise immer lauter werden.

So entstanden denn bald die sogenannten „Nebenproduktenöfen" in ihren verschiedenen Formen, als Abhitze-, oder Regenerativöfen, die noch heute, technisch bis ins kleinste vervollkommnet und durchkonstruiert, unserer Volkswirtschaft unschätzbare Dienste erweisen und das Kokereiwesen über seine frühere Stellung als reine Hilfsquelle der Roheisenerzeugung hinaus zu einer mächtig erblühten selbständigen Großindustrie emporgeführt haben. Bei ihnen ist die wirtschaftliche Bedeutung der Kokserzeugung wesentlich eingeschränkt worden durch den Ausbau der Nebenproduktengewinnungsanlagen, und man kann in manchen Fällen im Zweifel sein, ob nicht die letztere überhaupt das Übergewicht über die ursprüngliche Aufgabe der Öfen gewonnen hat.

Unter den Firmen, die regen Anteil an dieser Entwicklung des Koksofenbaues genommen haben, ist mit an erster Stelle das Unternehmen von Carl Still in Recklinghausen zu erwähnen, das hauptsächlich durch zweckentsprechende Ausnutzung theoretisch-wissenschaftlicher Erkenntnisse für die Bedürfnisse der Praxis durchaus neuartige Gesichtspunkte beim Ausbau der Öfen verwirklicht hat.

Naturgemäß beschäftigt sich diese Firma auch mit allen übrigen in das Gebiet der Kokerei fallenden Aufgaben, so insbesondere mit der Ausführung von Koksverladeanlagen, die dazu dienen, den von den Öfen gelieferten Koks unter Ausschaltung der früher notwendigen Handarbeit mit maschinellen Hilfsmitteln in die Eisenbahnwagen, die Hochofenbegichtungskübel usw. unter gleichzeitiger Ausscheidung von Asche und Kleinkoks zu verladen. Solche Vorrichtungen erwiesen sich mit der Zeit als notwendig, weil einerseits durch die fortschreitende Verbesserung der Ofenbeheizung die Garungszeit, d. h. die zur Durchführung des Verkokungsvorganges nötige Zeit, beträchtlich vermindert und damit die Koksausbeute, bezogen auf den einzelnen Ofen, entsprechend vermehrt wurde, und anderseits die durch den dauernd steigenden Koksbedarf herbeigeführte Vergrößerung der Gesamtanlagen die zum Versand kommenden Mengen des Erzeugnisses so anschwellen ließen, daß die Kosten des nur mit einem großen Arbeiteraufgebot zu bewältigenden Verladegeschäftes eine unwirtschaftliche Höhe zu erreichen drohten.

Wie sich aber unter Berücksichtigung der oben angebeuteten wirtschaftlichen Momente beim Kokereiwesen im Laufe der Jahre allgemein das wirtschaftliche Schwer-

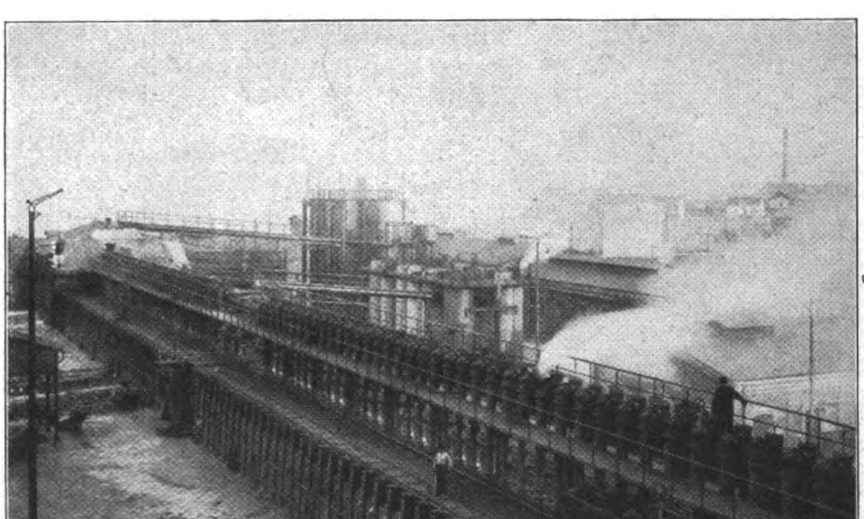


Abb. 1. Kokereianlage, Bauart Still, von 90 Koksöfen mit vollständiger Nebenproduktengewinnung.

gewicht von der eigentlichen Kokserzeugung zur Nutzbarmachung der Nebenprodukte hin verschob, verlegte auch die Firma Still ihre Haupttätigkeit auf die technische Durchbildung der mannigfachen zur Teer-, Ammoniak- und Benzolgewinnung und -Verarbeitung nötigen Einrichtungen.

Der Umfang der dabei zu bewältigenden Aufgaben wird vielleicht am besten klar, wenn wir in kurzen Zügen die einzelnen Arbeitsstufen verfolgen, welche das Kokereigas nach seinem Austritt aus den Öfen zu durchlaufen hat, bis es nach Abgabe aller wertvollen Bestandteile als reines Heizgas zu den Öfen zurückkehrt oder anderweitige Verwendung als Heiz- und Leuchtmittel findet.

Durch Kühlung — unter mittelbarer oder unmittelbarer Einwirkung von Wasser — wird zunächst seine Temperatur soweit herabgesetzt, daß der bei höheren Wärmegraden dampf- oder nebelförmig in ihm vorhandene Teer sich zu einer schwärzlichen Flüssig-

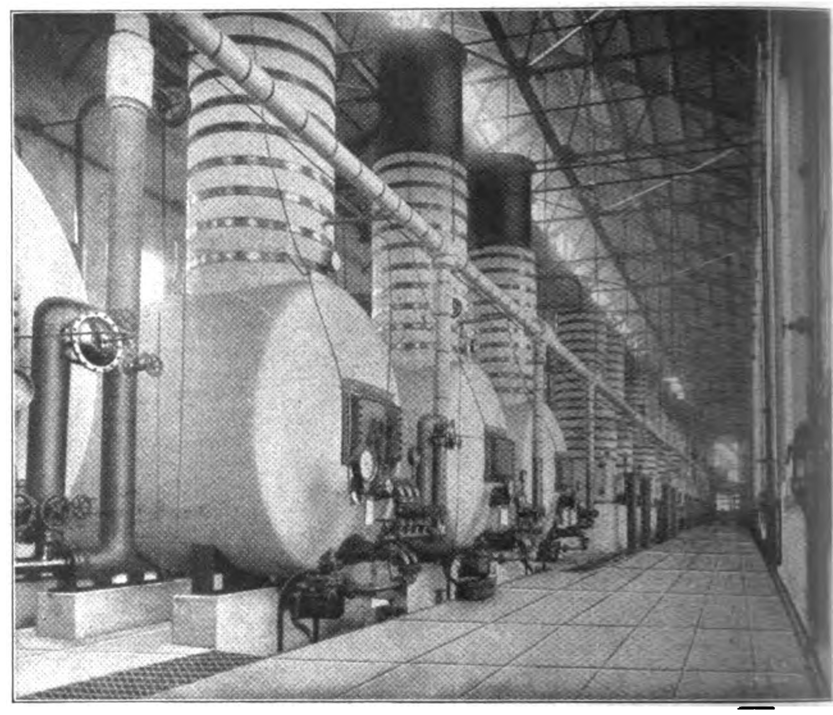


Abb. 2. Benzolgewinnungs-, Rektifikations- und Reinigungsanlage, Bauart Still, für eine Kokerei mit täglich 6000 t Kohlendurchsatz.

keit verdichtet und sich als solche von den Gasen abscheidet. In den Teerdestillationsanlagen wird er unter wiederholter Behandlung in Destilliergefäßen in eine Reihe von Ölen und ähnlichen Stoffen zerlegt, die infolge ihrer verschieden hoch gelegenen Siedepunkte, ihrer Unterschiede im Grade der Flüssigkeit und in ihrer chemischen Natur zu den verschiedensten Zwecken verwendet werden. Die Dachpappen- und Brikettindustrie schätzt die Endprodukte teilweise als Rohstoffe; andere Arten von ihnen eignen sich zur Verwertung als flüssige Brennstoffe für Feuerungsbetriebe; wieder andere spielen eine wichtige Rolle in manchen Zweigen der chemischen Großindustrie.

Die Ausnutzung der aus dem Rohteer durch diese Veredelungsprozesse gewinnbaren Erzeugnisse ist auf jeden Fall eine so weitgehende, daß er praktisch in seiner Gesamtmasse ohne wertlose Rückstände zu liefern verarbeitet werden kann.

Die nächste Arbeitsstufe in der Gasbehandlung befaßt sich mit der Ausscheidung des Ammoniaks, das zu einem großen Teil in der Form des schwefelsauren Ammoniaks, eines auch in Laienkreisen weit bekannten Düngemittels, in den Handel kommt. Für die Herstellung dieses landwirtschaftlich wertvollen Produktes sind zwei Verfahren üblich, von denen das eine besonders durch die Firma Still ausgebaut worden ist. Der Grundgedanke bei beiden ist, das im Gas enthaltene Ammoniak in ein mit Schwefelsäure gefülltes Gefäß zu leiten, in dem es sich durch chemische Reaktionen mit der Säure zu einem im reinen Zustand weißen, kristallinischen Salz verbindet. Weitere wichtige Verwendungsgebiete erschließen sich dem Ammoniak in der Form des verdichteten Ammoniakwassers, das nichts anderes darstellt, als eine möglichst stark konzentrierte Lösung des Ammoniaks in Wasser. Dieses Zwischenprodukt bildet den Ausgangsstoff für eine große Reihe von Arbeitsprozessen in den chemischen Industrien, bei denen Ammoniak zum Aufbau neuer Verbindungen benötigt wird.

In der letzten Stufe ihrer Behandlung gelangen die Gase in die Benzolwäscher. Durch Vermischung mit einer besonderen Art von Teerölen, sogenannten Waschölen, geben sie ihren Gehalt an Benzolkohlenwasserstoffen fast restlos an jene ab. In verschiedenen Destillations- und Reinigungsprozessen, deren technische Vervollkommnung das Hauptverdienst der Firma Still ist, werden aus dem Waschöl die Benzole zunächst als „Vorprodukt" wieder isoliert, dann in Rohbenzol, -Toluol, -Xylol und -Solventnaphtha zerlegt und endlich auf Reinprodukte verarbeitet, von denen die bekanntesten das zu technischen, chemischen und medizinischen Zwecken verwendete Benzol, das für die Sprengstoffindustrie wichtige Toluol, ferner das Naphthalin, Anthracen und viele andere sind. Aus Rückständen bei diesen Reinigungsverfahren lassen sich noch die auch schon weiteren Kreisen bekannten Cumaronharze gewinnen, außerdem eine Reihe von Zwischenprodukten, die wieder in der Teerdestillation weiterverarbeitet werden.

Einen Begriff von der Größe der in solchen Benzolgewinnungsanlagen zur Aufstellung kommenden Apparaturen vermag die beigefügte Abbildung zu vermitteln, die eine der bedeutendsten von der Firma Still erstellten Anlagen veranschaulicht. Die Abbildung wird zugleich auch für jeden Laien ein Musterbeispiel dafür sein, wie die Verkörperung eines technischen Gedankens durch das künstlerische Empfinden des Konstrukteurs und die Hilfsmittel der Werkstattarbeit zu einem ästhetischen Genuß für den Beschauer werden kann, dessen Bedeutung für die Erziehung unseres Arbeiterstammes nicht unterschätzt werden soll.

Der im Vorstehenden gegebene kurze Überblick über die Bedeutung und die Hilfsmittel unserer einheimischen modernen Kokereibetriebe wird wohl als Beitrag zur Verbreitung des richtigen Verständnisses für diesen Zweig deutschen industriellen Schaffens wenigstens in kleinem Ausmaß auch weiteren Kreisen Neues gebracht und vor allem gezeigt haben, welch einflußreicher und wichtiger Faktor die Kokerei für unsere Volkswirtschaft geworden ist, der längst seine ursprünglich eng gezogenen Grenzen weit hinter sich gelassen hat und damit aufs neue beweist, wie Unternehmungsgeist und technisches Können nimmer erlahmen im Schaffen neuer Werte als Führer auf neuen Wegen der Entwicklung und des Fortschrittes.

Gruben- und Hütten-Ventilatoren der Firma Benno Schilde.

Die Grubenbewetterung bildet das älteste Anwendungsgebiet des Ventilators. Ursprünglich durch sogenannte „Wetteröfen“, bann durch Pumpvorrichtungen betrieben, erfolgt jetzt die Lüftung und Kühlung des unterirdischen Grubenbaues ausschließlich durch Zentrifugal-Ventilatoren. Die Ventilatoren saugen die „Wetter“ aus dem Bergwerk und an deren Stelle tritt durch den „einziehenden“ Schacht die frische, atmosphärische Luft hinein. Diese Anordnung ist mit wenigen Ausnahmen die gebräuchlichste. Stellenweise werden auch Ventilatoren verwendet, welche die frische Luft einblasen und auch solche, die abwechselnd blasend und saugend verwendet werden, wofür umstellbare Klappen und entsprechende Luftkanäle angebracht sind. An die Hauptbewetterungs-Ventilatoren werden sehr hohe Ansprüche hinsichtlich des Wirkungsgrades gestellt. Gute Hauptbewetterungsanlagen weisen einen Nutzeffekt von 80 bis 85 % auf. Unsere Abbildung 1 zeigt die Montage einer von den zahlreichen Ausführungen der Grubenventilatoren der Firma Benno Schilde G.m.b.H. in Hersfeld. Es ist eine Hauptbewetterungsmaschine für 12 000 m^3 in der Minute Wetterleistung bei rund 83% Wirkungsgrad mit Riemenantrieb von einem Elektromotor. Der obere Teil des Gehäuses ist in Schmiedeeisen, der untere Teil in Mauerwerk oder Beton ausgeführt. Nicht immer wird jedoch der Ventilator in Form einer Hauptbewetterungsmaschine aufgestellt. Häufig und auch neben derselben findet man die Anwendung von Streckenventilatoren oder Luttenventilatoren. Figur 2 und 3 zeigen die Ausführung solcher Ventilatoren der Firma Schilde mit Druckluft-Turbinen- und Druckluft-Kolbenmaschinen-Antrieb. Diese Ausführungen zeichnen sich durch ihre solide, gedrungene Bauart aus. In beiden Fällen sitzt das Flügelrad direkt auf der verlängerten Welle der Antriebsmaschine. Der Druckluftantrieb findet in Bergwerken sehr häufig Verwendung. Jedoch kann anstelle der Druckluft auch Dampf als Antriebsmittel treten. Sehr verbreitet ist auch der Antrieb durch Elektromotor, wobei der Ventilator entweder mit Hilfe einer Kupplung mit dem Motor gekuppelt wird, oder das Flügelrad fliegend auf der Motorwelle sitzt. Unsere Abbildung 4 zeigt als Sonderausführung einen doppelt saugenden Gasventilator, wie er im Hüttenbetrieb Verwendung findet. Die beiderseitige Anordnung der Saugkästen gibt die Möglichkeit, eine doppelte Leistung des Ventilators zu erzielen. Der Antrieb erfolgt durch einen Elektromotor, der auf einem kräftigen schmiedeeisernen angebauten Untersatz aufgestellt wird und durch eine elastische Kupplung mit dem Ventilator gekuppelt ist. Das am Ventilator liegende Lager erhält wegen hoher Temperatur des zu fördernden Gases Wasserkühlung. Die ganze Ausführung zeichnet sich durch überaus starkes Material mit entsprechenden Verstärkungen aus.

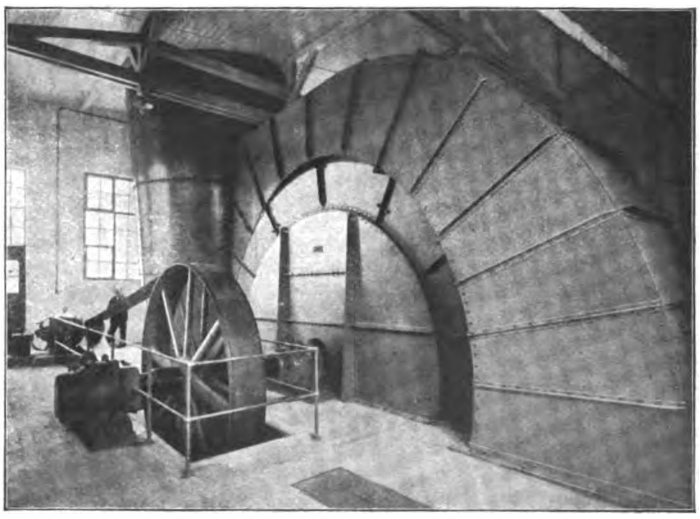


Abbildung 1.

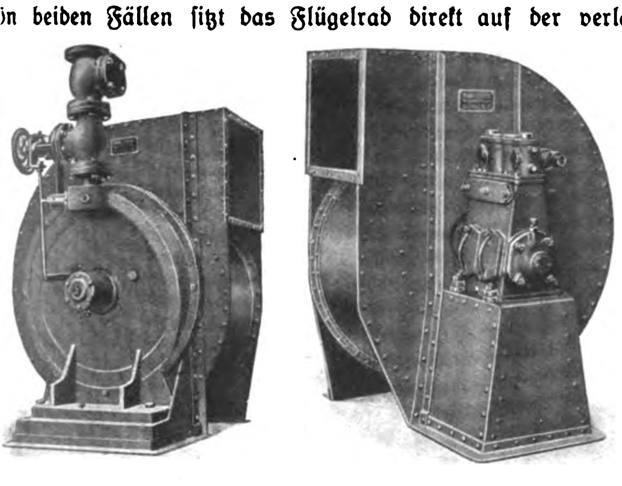


Abbildung 2 und 3.

Die Antriebsfrage des Ventilators ist in erster Linie eine Frage der Wirtschaftlichkeit. Der elektromotorische Antrieb hat unbestritten den Vorzug, überall dort, wo es sich um konstante Umlaufzahlen des Ventilators handelt. Bei Veränderlichkeit der Umlaufzahlen erfordert dieser Antrieb umständliche und kraftverzehrende Reguliervorrichtungen, was namentlich bei großen Leistungen fühlbare Verluste verursacht. In den meisten Fällen wird der Dampfantrieb ein sehr günstiges Bild zeigen, überall dort, wo Dampf zur Verfügung steht, und namentlich in direkter Kupplung mit der Dampfmaschine. Für Streckenventilatoren ist dagegen die Preßluft oder Druckluft besonders vorteilhaft. Die Zwillingsmaschine ist dabei etwas günstiger hinsichtlich des Luftverbrauches für die Turbine, letztere aber zuverlässiger und einfacher im Betrieb. Wenn es bei Grubenventilatoren infolge ihrer großen Leistungen und der großen Entfernungen, auf denen das Betriebsmittel geleitet werden soll, auf hohe Wirtschaftlichkeit ankommt, so spielt bei dem Hochofengebläse und den sonstigen Verwendungsarten des Ventilators im Hüttenwerke die Wirtschaftlichkeit nur eine zweite Rolle. In erster Linie kommt es dort auf die Zuverlässigkeit und unbedingte Stabilität der Ausführung an. Nur zu ungern haben sich die Praktiker im Hüttenbetriebe an einen Ventilator mit schmiedeeisernem Gehäuse gewöhnen können, weil ihnen dieses gegenüber dem gewohnten gußeisernen zu leicht vorkam. Man findet jedoch heute keinen gußeisernen Ventilator mehr im Betrieb vor, denn mit diesem Vorurteil, wie mit manchem anderen, ist nun endgültig gebrochen. Diese beiden Verwendungsgebiete des Ventilators, nämlich im Grubenbetrieb und im Hüttenwerk, zeigen uns, daß die Anforderungen an den Ventilator grundverschieden sein können. Wenn wir aber bedenken, daß wissenschaftlich 8 bis 9000 Typen verschiedener Ventilatoren festgestellt sind, so liegt es klar auf der Hand, daß an den Ventilator in jedem Verwendungsfalle andere Anforderungen gestellt werden, die richtig konstruktiv zu lösen nur eine Firma im Stande ist, welche auf allen Gebieten seiner Verwendung entsprechende Erfahrungen besitzt. Die Firma Benno Schilde baut seit 45 Jahren als Spezialität Ventilatoren für alle Zwecke und Verwendungen in der Industrie. Ihre Fabrikate sind in Fachkreisen der ganzen Welt bekannt und als erstklassig bezeichnet.

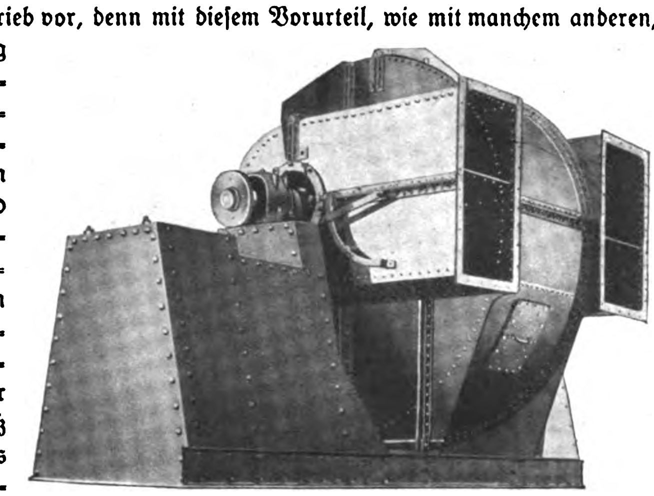


Abbildung 4.

(Fortsetzung der Novelle „Die heilige Petronella“ von Seite 454.)

recht fertig werden, und Petronellens Hilfe war überall nötig. Auch der Vater fühlte, daß er und der Joseph älter wurden, und daß es Arbeit genug gab für einen tüchtigen Schwiegersohn; denn das wäre ihm ja wohl nun das liebste gewesen, wenn einer in seine Wirtschaft hineingeheiratet hätte. Der Rheumatismus setzte beiden zu, und sie sagten sich, daß das beständige Arbeiten in dem feuchten Ton nicht gut war für ihre alten Knochen.

Da kam einmal ein Handlungsreisender von einem Geschäft, welches Farben für die Hafnerei vertrieb. Der Reisende war ein hübscher junger Mann mit einem Schnurrbärtchen und einem feinen Strohhut. Er packte in der Werkstatt seinen Musterkoffer aus und breitete seine Proben dem Meister vor. Der schüttelte den Kopf. Er machte sich nichts aus der Fabrikglasur; er rieb sich alles selber und ließ die Oxydierung durch die Hitze kommen; da hatte er denn nicht den glatten Auftrag, den die Fabrikware hat, der nichts sagt, sondern er hatte die Unregelmäßigkeiten, in denen das Licht sich fängt, und die die Fläche belebt machen, und dann kamen alle die Zufälligkeiten, welche durch das verschiedenartige Oxydieren und Fließen des Auftrags entstanden. Der junge Mann sah ihm treuherzig ins Gesicht und erwiderte ihm, eigentlich habe er ganz recht, er selber denke auch so, er sei selber gelernter Hafner und hätte lieber seine eigene Werkstatt und seine Arbeit, als daß er auf der Bahn herumliege, aber an Selbständigmachen sei heute nicht mehr zu denken, das Fabrikwesen verschlinge alles. So sprachen die beiden Männer, und der Joseph hörte zu von seiner Töpferscheibe her und nickte beistimmend oder warf auch einmal ein verständiges Wort dazwischen.

Indessen aber stand Petronella an der Tür und lauschte, und da die obere Füllung der Werkstattür einen Spalt hatte, so konnte sie den jungen Mann mit dem Strohhut ganz deutlich sehen. Solange die Männer miteinander sprachen, lauschte sie. Als aber der junge Mann seine Proben seufzend zusammenräumte und wieder in seinen Koffer packte, da faßte sie sich ein Herz, machte sich ein Gewerbchen und kam wie zufällig in die Werkstatt, um sich einen Tiegel zu erbitten, weil der alte Tiegel in Stücke gegangen war. Sie trat hochrot und mit klopfendem Herzen ein, mit niedergeschlagenen Augen, und tat, als sei der Fremde gar nicht anwesend. Der aber begrüßte sie höflich, daß sie nicht umhin konnte, einen Augenblick die Augen zu ihm zu erheben und ihn wieder zu begrüßen. Dabei aber vertiefte sich das Rot noch, und aus Verlegenheit und Ärger, weil sie das merkte, brachte sie ihr Anliegen nur stotternd vor.

Nun ist es wohl von der Natur so eingerichtet, wenn zwei junge Leute sich irgendwie treffen, und der eine Teil wird innerlich bewegt durch die Begegnung, daß der andere Teil gleich merkt, was die Glocke geschlagen hat. Geschäftsreisende pflegen ja nicht leicht verlegen zu werden, das gehört zu ihrem Beruf. Aber man hat wohl schon gemerkt, daß der junge Mann mit dem Strohhut gar nicht so ein richtiger Geschäftsreisender war. Er wurde auch verlegen und wurde rot bis an die Haarwurzeln.

Der Meister Fraser war ein tüchtiger Handwerker, der an seine Arbeit dachte, die Rechnungen und die Buchführung seiner Frau überließ und sich um Dinge nicht viel sorgte, die über seine Arbeit hinausgingen. Aber so harmlos er war, fiel ihm doch die Verlegenheit der beiden jungen Leute auf, und dazu warf ihm der Joseph auch noch einen verständnisvollen Blick zu. Der junge Mann hatte ihm gefallen, er hatte etwas Bescheidenes und Festes und konnte wohl einen guten Hafnermeister abgeben. So fragte er denn unvermittelt Petronellen, was die Mutter zu Mittag vorbereitet habe. Es gab Kartoffelpuffer. „Das ist etwas Gutes“, sagte der Meister, und dann lud er den Fremden ein, weil er ihm so gefallen habe, so solle er zu Mittag sein Gast sein.

Wir wollen nicht weitläufig erzählen, was der Leser schon ahnt: Es dauerte nicht lange, da kam der junge Mann in schwarzem Rock, Handschuhen und Zylinder zu dem Meister und bat um Petronellens Hand.

Die jungen Leute heirateten und lebten im Hause der Eltern. Ihre zwei Kinder waren schon halb erwachsen, Vater und Oheim waren schon gestorben, da erzählte Petronella an einem Abend errötend ihrem Manne, daß sie ihn gleich erkannt habe, damals, als er zuerst in das Haus gekommen sei als Handlungsreisender. Sie hatte am Fenster gesessen mit einer Flickarbeit, denn es mußte ein neuer Boden in des Vaters Arbeitshose gesetzt werden. Sie hatte ihn gleich erkannt und hatte gesehen, daß er der Rechte war, denn als die heilige Petronella ihr den Rechten an der Hand vorgeführt hatte, da hatte sie ja wohl nur einen Blick auf ihn geworfen, aber sie hatte sich das Gesicht und die ganze Figur doch genau gemerkt, und das hatte alles gestimmt.

Dorfbilder aus Vergessenshagen.

Vergessenshagen — ein ganzes Bilderbuch voll Schönheit. Vor dem märchendunkeln Kiefernwald, zwischen meterhohen Kornfeldern, hat es sich ausgebreitet und schläft. Kein Krieg und keine Revolution vermochte es aufzuwecken — es schläft immerzu im festen bäuerlichen Schnarcherton. . .

Dreißig Häuser vielleicht — einige sind in ein blaßgrünes oder hellblaues Gewand geschlüpft. Die Fensterläden sind braun oder grün angestrichen, oben mit einem ausgesägten Herz verziert. Wacklige Gartenzäune aus dünnen, morschen Latten und Brettern, Töpfe darüber gestülpt und Kinderwäsche ausgebreitet, ein paar dicke, rote Bauernstrümpfe lachen in die Sonne. Höfe hinter den Häuschen mit Scheunen voll Spuk der Roggenmuhme. Überall: gackernde Hühner und schwanzwedelnde Hofhunde vor ihren Hütten. Zufrieden und behäbig schnurren Katzen in den Fenstern. Tauben fliegen über die braunroten Dächer hinaus auf die Felder. Manchmal geht ein Kuhgebrüll durch die Gassen.

Die Menschen zufrieden, starkknochig; ihr Gemüt: Ehrlichkeit; ihr Leben: Säen und Ernten — Arbeit und Schlaf. Keine ortsfremden Wünsche beunruhigen ihre hohen Stirnen. Sie sind zufrieden. . .

Der Dorfteich. — Mitten im Nest. Er macht immer solch langweiliges Gesicht; sagt nur „glucks“, wenn ein übermütiger, barfüßiger Junge mal einen Stein hineinwirft. Wenn im Sommer das Abendrot hinter Kiefernwald und Dorfkirche steht, gibt es immer großes Symphoniekonzert der Grünbefrackten. — In einer Ecke liegt ein morscher Kahn angekettet. — Enten und Gänse schnattern lustig auf dem Weiher, gründeln überglücklich in dem schmutzigen Wasser. Ein paar Fische sind drin, schlammmüde und faul. Wenn die Knechte abends die Pferde im Dorfteich schwemmen, dann ist ein lustiges Leben am Ufer. Da breiten sich schaukelnd die Wasserringe immer größer und größer aus. . .

Das Schulhaus ist ein schmuckloser, roter Backsteinbau, so trocken wie der Herr Schulrat im Ministerium. Ein einziges Klassenzimmer — die andern Räume im Hause bewohnt der Lehrer mit seiner Familie. Das Schulzimmer hat so kahle, graue Wände. An der einen Wand hängt ein Öldruckbild Kaiser Wilhelms I. mit einem verdorrten Eichenkranz darum und einer verblaßten Schleife. — Lange, graue Bänke — Dummheiten und Naseweisigkeiten sitzen in all ihren Ecken und Fugen versteckt. — Das Katheder — um das Tintenfaß herum ein Sternhimmel von Klecksen. In des Lehrers Schrank hängt eine liebe Geige, die kann wie die Nachtigall abends auf dem Kirchhof singen, aber auch so weinen wie ein Schulmädchen, das sich im Wald verirrt hat.

Ferien sind ins Schulhaus gezogen. — Der Sonnenstrahl sieht so gelangweilt durch die ungeputzten Fensterscheiben auf die Schulbänke und findet schon seit Tagen gar nichts mehr zum Lachen über die Tollheiten der Schulbuben und -mädel, die alle jetzt daheim sind und den Eltern fleißig helfen. — Im Schubfach des Katheders hat der neue Rohrstock Seiner Ortsgewaltigkeit des Dorfschullehrers mit dem Lineal eine Sommerliebschaft angebändelt . . . Karl Demmel.

Fortsetzung der Beiträge: Das rheinisch-westfälische Industriegebiet.

Der Rheinstrom in seiner wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung.

Von Handelskammersyndikus R. Eggermann, Köln.

Der Rhein — Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze — ist durch das Versailler Diktat international geworden. Er teilt damit zwar das Schicksal der übrigen deutschen Flüsse; auf ihm aber macht sich die Internationalisierung deshalb besonders bemerkbar, weil eine ganze Reihe von Völkern an seinem Verkehr seit alters großes Interesse hat. In den letzten Jahrzehnten vor Ausbruch des Weltkrieges waren es ausschließlich Deutschland und Holland, deren Schiffe den Rhein belebten. In der Nachkriegszeit ist namentlich die französische Flagge hinzugekommen, und auch belgische Kähne sind heute nicht selten auf unserem Strom zu finden. Englands Fahrzeuge, die sich auf den Wellen des Rheines schaukeln, dienen wohl vorwiegend militärischen Zwecken, dagegen ist die Schweiz in neuester Zeit bestrebt, ebenfalls im Rheinverkehr dauernd vertreten zu sein. Mit der jetzt restlos durchgeführten Freigabe des Rheinstroms für alle Nationen, die grundsätzlich bereits im Pariser Frieden von 1814 ausgesprochen, durch die Rheinschiffahrtsakte von 1831 aber eingeschränkt und durch die revidierte Akte von 1868 mit gewissen Kautelen zugunsten Deutschlands und Hollands wieder erneuert worden ist, sind die Vorrechte und Begünstigungen dieser beiden letztgenannten Länder gefallen. Abgaben für die Befahrung des Rheinstroms, auch Zollabgaben im Durchgangsverkehr, dürfen nicht mehr erhoben werden. An seiner Verwaltung, die bisher in den Händen der deutschen Uferstaaten und der Niederlande lag, beteiligt sich heute außer den oben schon erwähnten Ländern auch Italien. Der Vorsitz in der Zentralkommission für die Rheinschiffahrt, die von Koblenz nach Straßburg verlegt worden ist, liegt jetzt in den Händen Frankreichs.

Die frühzeitige Entwicklung und die reiche Entfaltung der Schiffahrt auf dem Rheine hängen mit dem schon in den ältesten Zeiten in hoher Blüte stehenden kulturellen Leben im Westen Deutschlands zusammen. Schon in den Sagen, die sich an den Rheinstrom knüpfen, liegt ein Stück deutscher Kultur, schon in den Reben, die auf seinen Bergen wachsen, liegt ein Stück deutscher Wirtschaft. Diese enge Verbindung von Kultur und Wirtschaft an den Ufern eines Flusses, der in über 1000 km Länge fruchtbare Niederungen und Gegenden mit wertvollen Bodenschätzen durchzieht und wichtige Stätten des internationalen Handels miteinander verbindet, hat den Verkehr auf dem Rhein im Laufe der Jahrhunderte ständig gesteigert und dem Strom selbst, der in eines der befahrensten Meere der Welt ausmündet, den Vorrang vor allen deutschen und europäischen Wasserläufen verschafft. Die Kultur bildet die Grundlage, der Verkehr das Mittel der Wirtschaft. Beide zusammen haben die Rheinlande zu einer der blühendsten deutschen Provinzen gemacht. Die Bedeutung des Rheines in der aus dieser Entwicklung sich ergebenden Güterbewegung ist auch bestehen geblieben, als die Eisenbahnen aufkamen und den Hauptteil des Verkehrs an sich rissen. Auf jedem seiner Ufer ziehen sich seit einigen Jahrzehnten wichtige Schienenstränge hin, deren Ausläufer das Interessengebiet des Rheines ganz erheblich erweitert haben. Der Rhein hat den Eisenbahnen vornehmlich den Stückgut- und den eiligen Wagenladungsverkehr überlassen. In der Heranschaffung der Kohlen und der Rohstoffe für die Industrie, in geringerem Umfange weiterhin der Nahrungsmittel für die Bevölkerung spielt er auch heute noch eine recht erhebliche Rolle und beteiligt sich in Ergänzung der Eisenbahnen fernerhin am Abtransport der Industrieerzeugnisse. Die gewerblichen Niederlassungen, die namentlich in der Zeit des wirtschaftlichen Aufstiegs unseres Vaterlandes in immer stärkerer Zahl und Ausbreitung an seinen Ufern entstanden sind, die Menge der Handelsplätze, die sich hier angesiedelt und immer größeren Umfang angenommen haben, sind der beste Beweis dafür, daß der Rheinstrom auch in der Zeit der Eisenbahnen an Anziehungskraft nicht eingebüßt hat. Auf deutschem Gebiet allein wurden 1918 37 Rheinhäfen unterhalten, die insgesamt 37,5 Millionen Tonnen umgeschlagen haben.

Die hier kurz geschilderte Entwicklung der Bedeutung des Rheines für das westdeutsche Wirtschaftsleben steht, wenn die vorhandenen Anzeichen nicht trügen, vor einem neuen Zeitabschnitt. Der Ausgang des Weltkrieges hat das wirtschaftliche Schwergewicht Europas nach dem Westen verlegt. Die aus dem Kriege siegreich hervorgegangenen Staaten, insbesondere aber England und Frankreich, haben heute auch in wirtschaftlicher Hinsicht das Heft in der Hand. Den Rheinlanden fällt die Aufgabe zu, aus dieser Sachlage für Deutschland zu retten, was zu retten ist. Seine Nachbarschaft zu Frankreich und England, dann auch zu Holland, Belgien und die günstige Verbindung mit der Schweiz und Italien geben ihm den Wegweiser für seine Handlungen. Der Handel folgt der Flagge — diese alte Erfahrung tritt jetzt wieder in die Erscheinung. Die Zahl der im Rheinlande tätigen Kaufleute hat seit dem Einzug der Besatzung ganz erheblich zugenommen. Berliner, Hamburger und andere rechtsrheinische Firmen sind in starker Zahl zur Errichtung von Zweigniederlassungen im besetzten Gebiet übergegangen. Eine große Menge Ausländer hat sich hier angesiedelt, die sich teilweise durch Erwerb eigener Geschäftsgebäude auf eine dauernde Seßhaftmachung eingerichtet haben. Es gilt dies namentlich von Banken, Kommissionsgeschäften und von Verkehrsunternehmungen. Die rheinischen Hafenplätze weisen viele neue Speditionsgeschäfte auf. Der Warenverkehr ist gewaltig gestiegen. Die westdeutschen Börsen, insbesondere die Kölner, haben einen Andrang wie nie zuvor. Die Großstädte, und an ihrer Spitze die alte Hansastadt Köln, sehen sich notgedrungen gezwungen, ihre der Abwicklung des Verkehrs dienenden Einrichtungen erheblich zu vergrößern oder neue zu beschaffen.

Friedrich der Große und auch das Frankreich von 1870 haben das Heil der schwerverwundeten Länder mit Erfolg in Kanalbauten gesehen — auch jetzt soll der Kanalbau dazu beitragen, das im Weltkrieg unterlegene Deutschland wieder auf die Höhe zu bringen. Freudig zu begrüßen und ohne Zweifel vielversprechend sind die in neuester Zeit beschlossenen Ausbauten des Rhein-Main-Donau-Kanals und des Rhein-Neckar-Kanals, die als Großschiffahrtswege die Verbindung des Rheins mit der Donau herstellen sollen und voraussichtlich eine große volks- und verkehrswirtschaftliche Bedeutung erlangen werden. Schwarzes Meer—Nordsee: Odessa—Köln—Antwerpen: das sind die Pfeiler dieser Brücke. Auch die energisch verfolgten Absichten der Schweiz, das Rheinbett von Straßburg bis Basel zu regulieren und die Schweiz über den Rhein ans Meer anzuschließen, haben auf deutscher Seite viele Freunde gefunden. Die schweizerischen Pläne haben weiterhin das Interesse Italiens hervorgerufen, das den Einfluß seiner adriatischen Seehäfen auszubreiten gedenkt. Selbst England erwärmt sich für den Großschiffahrtsweg bis Basel, der auch ihm dereinst zustatten kommen soll. Nur Frankreich bleibt abseits stehen. Dieses Land, dessen Ziele anders gerichtet sind, hat durch den Versailler Friedensvertrag das Recht erhalten, auf elsässischem Boden einen Seitenkanal an den Rhein anzuschließen. Hiermit ist die Gefahr verbunden, daß die Wassermengen des Rheines zu Zwecken verwertet werden, die die Erfüllung der großen Aufgaben dieses Stromes erheblich erschweren können.

Die norddeutschen Kanalbauprojekte verdienen nicht minder Beachtung. Der Friedensvertrag sieht den Ausbau eines Kanals vom Rhein zur Schelde vor. Antwerpen, die Seestadt Belgiens, soll Rheinhafen werden wie Rotterdam. Frankreich, das sich auch der Frage der Kanalisierung der Mosel angenommen hat, unterstützt diesen Plan lebhaft. In Deutschland, das sich gegebenenfalls auch finanziell

an dem Bau des Kanals beteiligen muß, ist die öffentliche Meinung in bezug auf die Notwendigkeit und die Rentabilität des Rhein-Schelde-Kanals im großen und ganzen zurückhaltend. Die deutschen Schiffahrtskreise lehnen den Kanal ab. Die übrigen Kanalbauprojekte in Norddeutschland (vornehmlich Hansa-Kanal) hängen, nachdem der Rhein-Herne-Kanal die Verbindung mit Mitteldeutschland hergestellt hat und der Ausbau des Mittellandkanals nunmehr sichergestellt ist, in erster Linie mit dem Bestreben zusammen, die durch den Verlust der deutschen Seehandelsflotte und den ebenfalls durch den Friedensvertrag herbeigeführten Wegfall der Seehafen-Ausnahmetarife ganz wesentlich in den Hintergrund gedrängten deutschen Nordseehäfen wiederaufzurichten. Es läßt sich nicht verkennen, daß Rotterdam, Amsterdam und Antwerpen den Hamburger und Bremer Häfen den Vorrang ablaufen möchten und in neuester Zeit über Westdeutschland hinaus auch für Mittel- und Süddeutschland wichtige Im- und Exporthäfen geworden sind. Schließlich ist auch auf die große Schädigung hinzuweisen, die der deutschen Rheinflotte durch den Zwang der Abgabe von Schiffen an Frankreich zugefügt wird.

Vielfach wird im freien Deutschland die Lage am Rhein durchaus verkannt. Man hört jenseits der grünweißen Pfähle von glänzendem Geschäftsgang und guter Laune und übersieht dabei, daß es für ein kulturell und wirtschaftlich hochentwickeltes Volk nichts Schrecklicheres gibt, als der Willkür fremder Mächte ausgesetzt zu sein. Der in den Einzelheiten seines Aufbaues scharf durchdachte sogenannte Friedensvertrag, der der jahrhundertealten Sehnsucht Frankreichs nach dem Besitz des Rheines neue Grundlagen und neue Nahrung gegeben hat, ist im Laufe der Zeit durch eine ganze Reihe politischer und wirtschaftlicher Maßnahmen der Entente kunstgerecht ergänzt und erweitert worden.

Die Augen ganz Deutschlands sind seit jenen Unglückstagen, da das Heer des stolzen Kaiserreiches nach mehr als vierjährigem heldenhaften Kampfe sich über den Rhein zurückziehen und seine linksrheinischen Befestigungen und Standorte fremden Truppen überlassen mußte, auf den Rhein und auf die Lande am Rhein gerichtet. Der alte deutsche Strom, der so oft in der wechselvollen Geschichte unseres Vaterlandes eine hervorragende Rolle gespielt hat, hat auch diesmal wieder die Aufgabe, die deutschen Stämme vom Links- und vom Rechtsrhein zusammenzuhalten und sie, die auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen sind, für alle Ewigkeit zu verbinden. Es ist ihm aber noch Höheres vorbehalten: Der Rhein, dessen Weg zum Weltmeer weist, und der ein wichtiges Bindeglied darstellt zwischen den maßgebenden Staaten der europäischen Wirtschaft und der europäischen Kultur, ist in höchstem Grade berufen, zum Völkerfrieden und damit zum Wiederaufbau des vor dem Abgrund stehenden Abendlandes beizutragen.

Die weiterverarbeitenden Industrien in Rheinland-Westfalen.

Von Ernst Heinson,
Syndikus des Vereins zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen.

Bei der weltbekannten Bedeutung, die das rheinisch-westfälische Industriegebiet für die deutsche Volkswirtschaft und die Weltwirtschaft hat, bedarf es keines besonderen Hinweises, daß Bergbau und Großeisenindustrie allein den wirtschaftlichen Ruf dieses Gebietes nicht hervorgebracht haben. Auch die sogenannten „weiterverarbeitenden" Industrien sind mit so zahlreichen Betrieben vertreten und spielen mit ihren einzelnen Zweigen eine so führende Rolle in der Wirtschaft, daß auch sie mit Recht Kohle und Eisen gleichgestellt werden können. Im allgemeinen läßt sich feststellen, daß diese Industrien entweder ihre Entstehung und Entwicklung besonderen Eigenschaften eines bestimmten Gebietsteiles und seiner Bevölkerung oder der Nähe von Kohle und Eisen verdanken. Im ersteren Falle sind sie meistens bedeutend älter als der Bergbau und die eisenschaffende Industrie des Bezirkes und zeigen bis zum Entstehen der modernen Wirtschaft enge Zusammenhänge mit der Landwirtschaft. Darauf ist es auch zurückzuführen, daß das gesamte rheinisch-westfälische Industriegebiet wieder in einzelne Gebietsteile zerfällt, denen ein besonderes Gewerbe sein Gepräge gibt.

Die wichtigste, verbreitetste „weiterverarbeitende" Industrie ist der Maschinenbau, dessen Erzeugnisse sämtliche andere Industrien gebrauchen. Er ist deshalb auch nicht auf einzelne Bezirksteile beschränkt, sondern erstreckt sich über das ganze Gebiet. Alle Arten des Maschinenbaues sind vertreten. Zum Teil haben auch hier Bergbau und Eisenindustrie einzelne Geschäftszweige des Maschinenbaues besonders gefördert, wie die Herstellung von Fördermaschinen und Wasserhaltungsmaschinen, von Kompressoren, Gebläsen und Ventilatoren, von Pumpen, von Großgasmaschinen, den Bau von Anlagen der Großeisenindustrie, wie Hochöfen, Stahlwerks- und Walzwerksanlagen. Auch der Apparate- und Kesselbau ist mit weltbekannten Firmen vertreten, ebenso wie der Eisenbau und Brückenbau. Besondere Erwähnung verdient sodann der Werkzeugmaschinenbau, dessen Erzeugnisse sich von der schwersten Maschine bis zu den feinsten Sonderwerkzeugmaschinen erstrecken. Der Einfluß der übrigen weiterverarbeitenden Industrien zeigt sich sodann in dem Bestehen von Sondermaschinenfabriken für die Textilindustrie, chemische Industrie, Papier- und Nahrungsmittelindustrie und viele andere mehr. Der Rhein und die Kanäle haben Betriebe des Schiffbaues und des Schiffsmaschinenbaues in das Gebiet gebracht. Krieg und Friedensvertrag haben vor allem in den beiden ehemaligen Kanonenwerkstätten „Krupp" und „Rheinmetall" gewaltige Veränderungen hervorgerufen, durch die die bisherige Herstellung des Gebietes an Lokomotiven, Eisenbahnwagen und landwirtschaftlichen Maschinen eine starke Zunahme erfahren hat. Die Leistungen des rheinisch-westfälischen Maschinenbaues gehen aber weit über den Bedarf Deutschlands hinaus. Die Erzeugnisse bilden einen großen Teil der deutschen Ausfuhr seit je und haben immer die ganze Welt als Absatzgebiet gehabt. In engem Zusammenhang mit dem Maschinenbau müssen die Eisen- und Stahlgießereien genannt werden, die meistens als besonderer Betrieb den Maschinenfabriken angegliedert sind oder selbständig die Versorgung der Maschinenfabrik mit Eisen- und Stahlguß vornehmen.

Die Kleineisenindustrie oder, wie man sie neuerdings richtiger bezeichnet, die Eisen- und Stahlwarenindustrie ist in der Hauptsache die Industrie des bergisch-märkischen Landes. Ihre Hauptorte sind Solingen, Remscheid und Hagen. Jeder dieser drei Orte gibt aber gleichzeitig wieder verschiedene Arten dieser Industrie an. Solingen ist der Hauptort für feine Stahlwaren, vor allem Messer, Scheren, Waffen; in Remscheid ist seit Jahrhunderten die Werkzeugindustrie heimisch; als Sondererzeugnis der Remscheider Industrie verdienen noch Schlittschuhe hervorgehoben zu werden. Hagen und Umgegend hat schon Ähnlichkeit mit der eisenschaffenden Industrie, weil hier Stahl- und Walzwerke vorhanden sind, die das Halbzeug für die schweren Stahlwaren liefern. Überragend in diesem Gebiet aber sind die Hammerwerke und Schmieden. In ersteren werden die schweren Stahlwaren, wie Ambosse, Anker, Schaufeln, Spaten, Pflugschare, Sensen, Sicheln usw., hergestellt. Die Erzeugnisse der Schmieden sind vollzählig nicht aufzuführen. Die Wasserkräfte des märkischen Sauerlandes haben aber nicht nur diese Hammerwerke und Schmieden betrieben; weiter östlich gaben sie Veranlassung zur Ansiedlung von Fabriken der Draht- und Drahtwarenindustrie. Iserlohn und Altena sind ihre Hauptorte. Hier werden nicht nur alle Sorten des gezogenen Drahtes hergestellt, wie Klaviersaiten, Spiraldraht, sondern auch Drahtwaren aller Art: Drahtgewebe, Stacheldraht, Spiralfedern, Matratzenfedern, Hut- und Mantelhaken, Hosen- und Westenschnallen, Haarnadeln, Stopf- und Nähnadeln, Haken und Ösen werden hier verfertigt. Metallvorkommen bei Iserlohn hat im 18. Jahrhundert bereits nach Iserlohn und Lüdenscheid eine Metallwarenfabrikation gezogen, in der ein Teil der soeben aufgeführten Waren aus Messing anstatt aus Eisen und Stahl hergestellt werden.

Als zweites typisches Beispiel einer Industrie, deren einzelne Gruppen in ganz bestimmten Teilen des rheinisch-westfälischen Industriegebietes ansässig sind, muß die Textilindustrie genannt werden. Das Wuppertal (Elberfeld-Barmen), München-Gladbach, Krefeld und Aachen sind ihre Hauptstätten. Die Geschichte der Textilindustrie des Wuppertales ist besonders abwechslungsreich; sie entbehrt wegen der häufigen politischen Einflüsse nicht eines gewissen aktuellen Interesses. Ursprünglich im 16. Jahrhundert Leinenbleicherei, entwickelten sich in Elberfeld und Barmen bald Webereien und Färbereien. Ende des 18. Jahrhunderts kamen Baumwoll- und Seidenwebereien hinzu. Als aber bald darauf durch die Verlegung der französischen Zollgrenze an den Rhein dem Wuppertal der französische Markt verloren ging, wanderten 300 Unternehmer aus in den linksrheinischen München-Gladbacher Bezirk. Die Seidenindustrie war dann eine Zeitlang die Hauptbeschäftigung Elberfelds und Barmens, bis Krefeld die überragende Rolle in dieser Industrie übernahm. Jetzt gelten als Sondererzeugnisse des Wuppertales Streich- und Kammgarnstoffe. Barmen zeichnet sich außerdem durch seine bedeutende Posamentenindustrie aus, die Besätze, geflochtene Bänder, Kordeln, Litzen und Schnüre herstellt. Erwähnt sei schließlich noch die Spitzenherstellung in Barmen und Umgegend. Auf den Zusammenhang der Entwicklung der Textilindustrie des Wuppertales mit der von M.-Gladbach wurde schon hingewiesen. Die auswandernden Elberfelder fanden hier eine Bevölkerung, die schon seit Jahrhunderten im Spinnen und Weben geübt war. M.-Gladbach ist der Hauptplatz der Baumwollspinnereien und -webereien. Von den in Deutschland vorhandenen 10 Mill. Baumwollspindeln sind 1,5 Millionen hier in Tätigkeit, von 250000 Webstühlen 25000. Die Baumwollspinnereien versorgen ganz Deutschland mit Gladbacher Garnen. Die alten Beziehungen zum Wuppertal zeigen sich in seiner Versorgung durch M.-Gladbach. Auch die Woll- und Buckskinindustrie findet sich hier vor. Krefeld ist die Stadt der Seiden- und Samtindustrie. Sie nimmt bereits Ende des 17. Jahrhunderts einen glänzenden Anfang. Vor dem Kriege machte die Krefelder Seidenproduktion mehr als ein Drittel der gesamten Erzeugung in Deutschland aus, und der Anteil der Krefelder Samtproduktion an der gesamten deutschen betrug die Hälfte. Krefeld nimmt besonders in der Herstellung von Krawattenstoffen eine führende Rolle ein. An sonstigen Erzeugnissen sind zu nennen: seidene und halbseidene Kleiderstoffe, Konfektionsstoffe, Blusenstoffe, Futterstoffe, Schirmstoffe, Hutputzstoffe, Bänder und alle Arten von Samten und Plüschen. Aachen ist der Hauptsitz der deutschen Wollindustrie. Spinnereien und Webereien sind vertreten. Die Haupterzeugnisse sind Tuche, wie Kammgarn-, Cheviot- und Buckskinstoffe sowie Filztuche. Allen Einzelgebieten der rheinisch-westfälischen Textilindustrie ist gemeinsam, daß sie für ihre Sonderindustrien noch besondere Betriebe der Textilveredlung, wie Bleichereien, Druckereien, Färbereien, Appreturen u. a., besitzen.

Als weiterer wichtiger Teil der weiterverarbeitenden Industrie sei die Glasindustrie genannt. Außer Glashütten sind Spiegelglasfabriken und Flaschenfabriken vertreten. Während früher die Herstellung von Glasflaschen im Osten Deutschlands stattfand, ist im Laufe der letzten Jahrzehnte das Schwergewicht der Erzeugung nach dem Westen verlegt worden. Als wichtigste Orte der Glasindustrie seien genannt Aachen, Stolberg, Düsseldorf mit seinen Vororten Gerresheim und Reisholz, Crengeldanz und Witten.

Die chemische Industrie ist im rheinisch-westfälischen Industriegebiet durch weltbekannte Firmen vertreten. Eine große Bedeutung nehmen dabei die Farbenfabriken ein. Als Lieferanten für Bergbau und Hüttenwerke seien die Sprengstofffabriken und die Fabriken für Schwefel- und Salpetersäure genannt. In letzter Zeit spielen eine besondere Rolle für chemische Erzeugnisse die Kokereien und andere Nebenanlagen der Zechen, die in immer größerem Umfange die Erzeugnisse der Kohlenvergasung verwerten.

Von den übrigen weiterverarbeitenden Industrien seien noch erwähnt die Kalkindustrie, die die Hochöfen und Stahlwerke mit Kalksteinen und gebranntem Kalk versorgt; die Papierindustrie einschließlich Zellstoffabriken und die Lederindustrie, die in Mülheim a. d. Ruhr durch zahlreiche Gerbereien vertreten ist. Die Holzindustrie ist zum Teil am Rhein, zum Teil mitten im Gebiet ansässig. Auch sie ist als Lieferantin von Grubenholz von großer Wichtigkeit für den Bergbau.

Das Bankgewerbe und die Börsen im rheinisch-westfälischen Industriebezirk.

Von Wilhelm Schaefer, Düsseldorf.

Die organische Verbindung des Depositengeschäftes nicht nur mit der Befriedigung kurzfristiger Kredite aller Art, sondern auch mit dem langfristigen Anlagegeschäft ist das hervorstechende Merkmal des modernen deutschen Bankgeschäftes. Die Geschäftsführung verläuft dadurch in wesentlich anderen Bahnen als in den anderen Ländern, kommt aber den durch die wirtschaftliche Entwicklung gegebenen heimischen Bedürfnissen in nahezu idealer Weise entgegen. In wenigen Menschenaltern hat sich der Übergang zum Industriestaat vollzogen, und namentlich im rheinisch-westfälischen Industriebezirk entwickelten sich kleine Landgemeinden zu Großstädten in einem Tempo, das nur in den Vereinigten Staaten von Amerika sein Gegenspiel findet. Das konnte nicht geschehen, ohne daß das Bankgewerbe in weitest gehendem Maße daran teilhatte. Nicht nur in der Weise, daß es mit der Zunahme der Bevölkerung an Zahl und Kapitalkraft wuchs, es sah vielmehr jederzeit auch seine Aufgabe darin, ratend und helfend der Industrie und dem Handel zur Seite zu stehen, und daß die geleisteten Dienste gern und voll gewertet wurden, beweisen die Listen der Aufsichtsräte, in denen die Bankfachleute einen breiten Rahmen einnehmen. Von der ersten Erschließung der Kohlenlager durch Tiefbau und den Versuchen, beim Schmelzprozeß des Eisens die Holzkohle durch die Steinkohle zu ersetzen, bis zur heutigen Technik der Massenfabrikation, vom Zunftwesen über den wirtschaftlichen Liberalismus zum Kartell und zur Konzentration auf vertikaler oder horizontaler Basis ist ein unglaublich weiter Weg.

Naturgemäß gingen die Zeichen der Zeit auch am Bankgewerbe nicht spurlos vorüber. Die wirtschaftliche Entwicklung hatte die Aufbringung immer größerer Kapitalmengen zur Voraussetzung. Der Privatbankier konnte allen Aufgaben nicht mehr nachkommen, zu ihm gesellte sich die Aktienbank, die Konzentration griff auch über auf das Bankwesen, manches alte Bankhaus ging in der Aktienbank auf, Aktienbanken legten ihre Kapitalien zusammen; immer größer wurde die Kapitalkraft der einzelnen Unternehmungen.

Die neueste Zeit brachte die Milliardenbank, und gerade ehe diese Zeilen in Druck gehen, überraschte die Deutsche Bank die Öffentlichkeit mit einem Projekt, das ihre eigenen Betriebsmittel auf über 2 Milliarden ℳ bringen soll.

Als erste Aktienbank entstand 1848 in Köln, am Rande des Industriebezirkes, der A. Schaaffhausensche Bankverein (die schon vorher ins Leben gerufene Diskontogesellschaft wurde erst anfangs der 50er Jahre als Kommanditgesellschaft a. A. errichtet). Um das Jahr 1870 wurde in Barmen der Barmer Bankverein, in Elberfeld die Bergisch-Märkische Bank, in Aachen die Aachener Diskontogesellschaft, nachmals Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft, in Essen die Essener Kreditanstalt ins Leben gerufen. Aus kleinen Anfängen heraus entwickelten sich diese namentlich seit 1895, nach der Gründung des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats, zu Instituten mit einem großen Filialnetz, das den ganzen Industriebezirk überspannte und sie zu einem Machtfaktor des Gebietes werden ließ, ohne daß sie aber das Vordringen der Berliner Aktienbanken bei den immer größer werdenden Aufgaben ganz ausschalten und entbehren konnten. Die immer schärfer sich akzentuierende Entwicklung des rheinisch-

westfälischen Bezirks als Industriebasis für das ganze Reich ließ bei den Großbanken den Wunsch nach eigenen Niederlassungen im Westen je länger, je mehr hervortreten, und dieser Zug nach dem Westen wurde rasch Tatsache, als im Jahre 1914 kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges der A. Schaaffhausensche Bankverein von der Diskontogesellschaft, die Bergisch-Märkische Bank von der Deutschen Bank übernommen wurden. Auch die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft verlor durch Fusion mit der Dresdner Bank ihre Selbständigkeit, und heute findet der Beobachter in jeder Stadt von einiger Bedeutung die Filialen fast aller deutschen Großbanken vertreten.

Die Tatsache, daß trotz großer und innerlich gefestigter, im Gebiete selbst wurzelnder Aktienbanken und eines kapitalkräftigen Privatbankierstandes das Eindringen der Berliner Großbanken im Industriebezirk so vollen Erfolg hatte, beleuchtet einmal die Wucht des Konzentrationsgedankens, dann aber auch die Bedeutung, die die Börse erhalten hat als Sammelbecken aller Kapitalien, welche dauernd oder vorübergehend Anlage in langfristigen Kreditformen suchen. Ob es sich um die Errichtung einer neuen Aktiengesellschaft oder Gewerkschaft, um Kapitalerhöhung oder Ausgabe von Anleihen und Obligationen handelt, stets ist es die Börse, die mit einiger Sicherheit die Heranziehung fremder Kapitalien ermöglicht, da die Börse erst die Gewähr gibt, gelegentlich die übernommenen Werte auch wieder an den Mann zu bringen. Vor allen deutschen Börsen hat die Berliner es verstanden, sich eine überragende Stellung zu erringen, und diese Tatsache verhalf zu einem erheblichen Teil den Berliner Banken auch zu ihrem Übergewicht in der deutschen Bankwelt.

Im rheinisch-westfälischen Industriebezirk haben die Städte Essen, Düsseldorf und Köln eigene Börsen. Letztgenannte hat aber, abgesehen von dem Markt für Versicherungsaktien, trotz aller Anstrengungen vorläufig nur lokale Bedeutung. Anders die Börsen zu Essen und Düsseldorf. Diese haben seit ihrem Bestehen bewußt den Kuxenhandel gepflegt. Der Kux, für die Erschließung eines Bergwerks mit seinen anfangs nicht übersehbaren Risiken die ideale Form sans phrase, fand trotz aller Anstrengungen weder in Berlin noch an einer anderen deutschen Börse dauernde Einführung. In gewissem Umfange hat sich lediglich in Hannover ein Handel in Kalikuxen entwickelt. In Düsseldorf und Essen haben sämtliche Kuxe, ob es sich um Kohlen-, Braunkohlen-, Kali- oder Erzkuxe handelt, seit Jahrzehnten ihre dauernde Heimstätte gefunden, und wenn auch mancher Kux im Laufe der Jahre der Konzentration zum Opfer gefallen ist, immer neue Werte sind an die Stelle der alten getreten. Nachdem durch ein entsprechendes Gesetz die Teilbarkeit der Kuxe in kleinere Abschnitte ermöglicht ist, wird in einiger Zeit wohl auch eine Mobilisierung der „zu schwer" gewordenen Werte eintreten. Gibt es doch heute schon mehrere Kuxe, die über 1 Mill. ℳ das Stück kosten.

Auch auf einem anderen Gebiete beginnen die Börsen zu Düsseldorf und Essen eine allmählich steigende Bedeutung anzunehmen. Das ist der Markt für „unnotierte" Werte. Wenn ein Wertpapier an einer deutschen Börse zum Handel und zur Notierung zugelassen werden soll, muß es die Zulassungsstelle passieren, durch die auf Herz und Nieren geprüft wird, ob die Unterlagen solid sind. Einer solchen Kontrolle unterlagen seither die unnotierten Papiere nicht. Als in dem Haussetaumel des Jahres 1921 an dem Markt für unnotierte Werte auch Papiere auftauchten, die alles andere als „emissionsreif" waren, schafften sich die übrigen deutschen Börsen die Möglichkeit, den inoffiziellen Handel solcher Werte innerhalb ihrer Räume zu verbieten. Die Börsen zu Düsseldorf und Essen gingen über diese zum Schutze des Publikums ergriffenen Maßnahmen weit hinaus, indem sie ihrerseits auch für solche nicht offiziell, aber „geduldet" gehandelten Wertpapiere eine Kontrollinstanz schufen.

Wenn auch im großen und ganzen die Entwicklung des Bankwesens in Rheinland und Westfalen nicht viel anders verlaufen konnte als im übrigen Deutschland, abgesehen von der Dichtigkeit, in der Privatfirma auf Privatfirma, Aktienbank auf Aktienbank, Filiale auf Filiale sitzt, in einem unterscheidet sich der Westen doch von dem übrigen Deutschland mit Ausnahme vielleicht von einigen wenigen großen Handelsstädten, und diese Verschiedenheit hat er wieder der Eigenart seiner Börsen zu verdanken. Der Stand der Kuxenhändler knüpft bewußt an die guten Traditionen des Privatbankiers der achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an, des Privatbankiers, dem der Gesetzgeber unbewußt und ungewollt die Existenzfähigkeit durch das Depot- und Börsengesetz nahm.

Der Kuxenhändler stellt in seinen Geschäftszweigen die Beratung des Anlage suchenden Publikums in den Vordergrund, sein Geschäft basiert vorzugsweise auf dem Handel in Aktien, Kuxen und Obligationen. Die Inflation als Auswirkung unserer Niederlage im Weltkriege und der uns im Vertrag von Versailles auferlegten schweren Bedingungen hat, wie ja nicht anders zu erwarten war, das ganze Bankgewerbe befruchtet. Eine große Reihe neuer Privatbankgeschäfte ist eröffnet worden, die bestehenden konnten sich erweitern. Seither hat die Wirtschaftskrisis in den valutastarken Ländern noch nicht auf Deutschland übergegriffen, die starken Schwankungen in der Kaufkraft der Mark mit all ihren Begleiterscheinungen hat das Bankgewerbe gut überstanden. Es ist zu hoffen, daß in der kommenden schweren Zeit mit den heute fast unlösbar erscheinenden Problemen einer Besserung und Stabilisierung der Mark unser Wirtschaftsleben vor allzu schweren Erschütterungen bewahrt bleibt. Vorbedingung ist, daß der Feindbund zur Einsicht kommt: Das Deutsche Reich kann die ihm auferlegten schweren Lasten nicht tragen, und ohne eine Wiederaufrichtung von Mitteleuropa ist auch die Weltwirtschaftskrisis nicht zu überwinden.

Städtebau und Siedlungswesen im Ruhrkohlengebiet.

Von Oberregierungsrat Dr.-Ing. Rappaport,

1. Beigeordneten des Siedelungsverbandes Ruhrkohlenbezirk.

Großstädte und Kleinstädte des Industriebezirks wachsen im Verhältnis nahezu gleichmäßig. Aber die Art, in der das Wachstum vor sich geht, hat sich gegen die Vorkriegszeit grundlegend gewandelt. War in der Vorkriegszeit in der Großstadt das mehrgeschossige Mehrfamilienhaus vielfach üblich und drohte es auch auf dem flachen Lande des Industriebezirks immer mehr heimisch zu werden, so beherrscht heute der Flachbau, „die Kleinsiedlung", unsere Großstädte und das flache Land in gleicher Weise. Es kann als eine der wenigen günstigen Folgen des traurigen Kriegsendes angesehen werden, daß jene schablonenhaften, übergroßen, menschengefüllten Mietkasernen, jene überbreiten, öden, gepflasterten Straßen, wie sie auch in den Städten und Kleinstädten









des Industriebezirks fast allgemein üblich wurden, infolge der gewandelten sozialen Anschauung des Wohnwesens nach dem Kriege weichen. Der Drang nach dem eigenen Haus, der Drang nach eigener Erde, der Drang nach Licht und Luft hat die seit den Gründerjahren, seit 1870, also seit dem glücklichen Kriege, entstandene schlechte Wohnweise mit einem Schlage geändert. Großstadt und Land müssen heute ihre Erweiterungen nach der nun einmal von den weitesten Schichten des Volkes als erwünscht erachteten Wohnweise, dem Flachbau, einrichten.

Als Übertreibung nach der anderen Seite sei auf Bestrebungen für Bureau-Hochhäuser in unseren Großstädten hingewiesen. Auch dieser vorübergehende Rausch wird bald wieder verschwinden, und das Streben nach gesunden Bureauhäusern wird sich bald nicht mehr in diesen unnötig überlebensgroßen Gebilden auswirken. Bureauhäuser und Banken sind die einzigen größeren städtebaulichen Werke, die hier auch nach dem Kriege wieder in Angriff genommen werden. Alles übrige, wie Theater, Konzerthallen, Rathäuser, Verwaltungsgebäude, ruht infolge der wirtschaftlichen Notlage Deutschlands im wesentlichen auch im Industriebezirk.

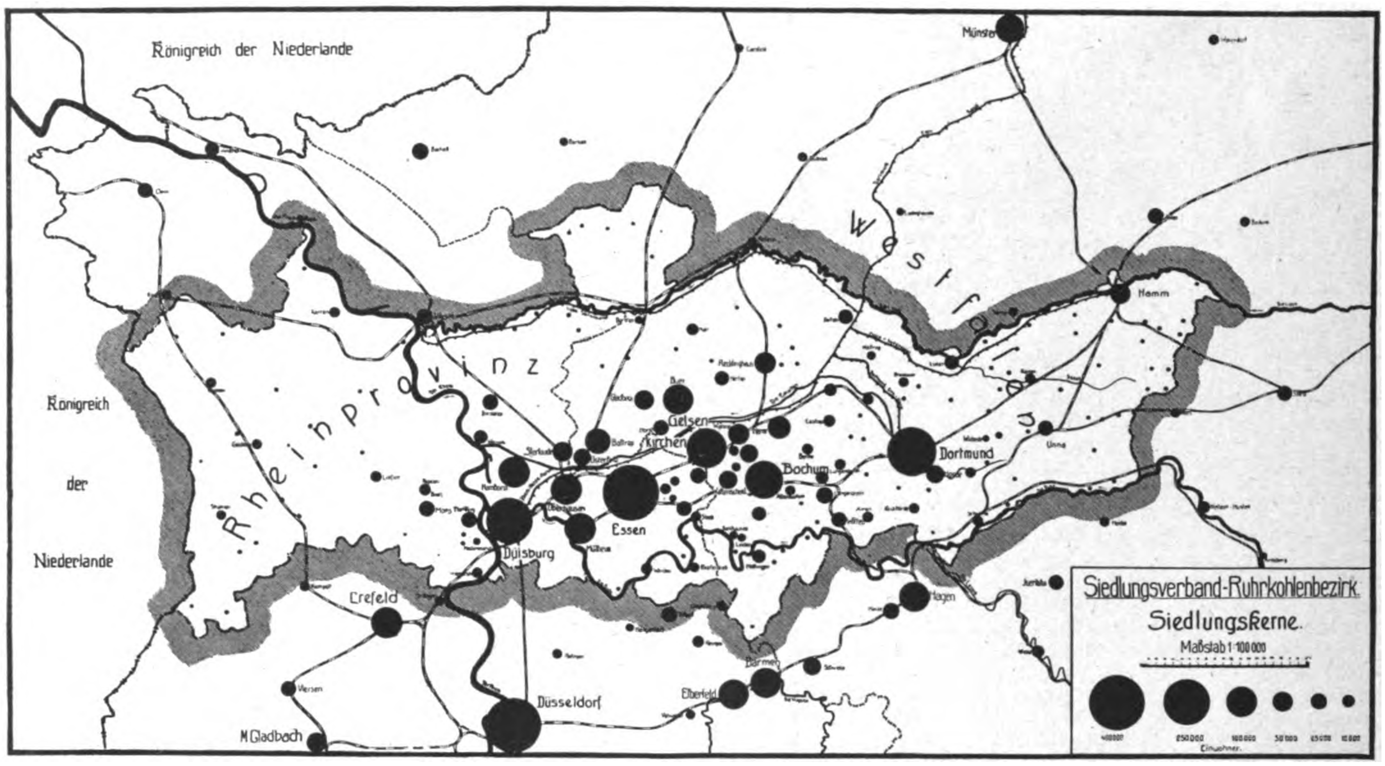
Aber zurück zur eigentlichen Wohnung! Auf diesem Gebiet bedeuten die oben erwähnte Abkehr von der Mietkaserne und das Hinstreben zum Flachbau in der gesamten Entwicklung des Industriebezirks eine vollkommene Wandlung der bisherigen Bebauungsart. Noch liegen in großen Längen die fertigen, aber unbebauten Straßen der Vorkriegszeit da, breit, mit Asphalt ausgelegt, mit gepflasterten Bürgersteigen und allem Zubehör. Nur schwer entschließt man sich dazu, an ihnen Flachbauten und Kleinhäuser nach heutiger Auffassung zu errichten. Und doch geschieht es, weil es immerhin noch billiger ist, als draußen vor den Städten neue Straßen für diese neue Flachbauweise auszuführen. So entstehen oft mit knappem Übergang von der hohen, geschlossenen Bauart weiträumige Kleinhausanlagen. Straßen, die sicher für „hochherrschaftliche“ Miethäuser bestimmt waren, werden mit Kleinhausreihen bestellt. Und genau die gleichen Kleinhausanlagen entstehen draußen auf dem flachen Land.

Soweit Wohnungen für Bergleute in Betracht kommen — und diese sind zur Zeit der größte Teil — erfolgt die Errichtung teils durch die Zechen unmittelbar, teils durch die eigens gebildete „Treuhandstelle zur Errichtung von Bergmannswohnstätten im rheinisch-westfälischen Steinkohlengebiet“. Die letztere hat in jedem der letzten Jahre etwa 5000 Bergmannswohnungen im hiesigen Bezirk errichtet. Die Bauweise ist im wesentlichen immer eine lockere und offene; man verfällt hinsichtlich der Weiträumigkeit der Bebauung vielfach sogar etwas ins Übertriebene.

Die Wohnungsnot im Industriegebiet ist, entsprechend dem Zuzug aus ganz Deutschland, wohl erschütternder als in allen übrigen Teilen des Vaterlandes. Unsere Großstädte hier haben Wohnungslosenziffern zwischen 10 000 und 15 000 Familien; das sind Zahlen, die einschließlich der Familienangehörigen zwischen 40 000 und 60 000 Personen schwanken. Die Städte versuchen mit allen Mitteln, dieser Wohnungslosigkeit Herr zu werden. Helfen kann nur Neubau von Wohnungen. Alles Rationieren der vorhandenen Wohnungen, vollends der Unsinn der Wohnungsluxussteuer sind nahezu zwecklose, jedenfalls völlig unproduktive Mittel. Aber wie das Bureau-Hochhaus auf der einen Seite eine Übertreibung der Nachkriegszeit ist, so geht es umgekehrt auch mit dem Einfamilienhaus im Flachbau. Als ob es zwischen der Mietkaserne mit vier und fünf Geschossen, mit Seitenflügeln und Hintergebäuden einerseits und dem kleinen Häuschen im Garten andererseits nicht eine Fülle verständiger Mittelstufen gäbe, die einen weiten Fortschritt gegenüber der Mietkaserne bedeuten und mit Rücksicht auf unsere Wirtschaftslage wirklich angemessen sind. In einer Reihe von Städten, wie Dortmund, Düsseldorf, Recklinghausen, sind Versuche dieser Art, zwei- und dreigeschossige Reihenhäuser in geschlossener Bauweise mit großem Gartenland herzustellen, in durchaus anerkennenswerter Weise durchgeführt.

Jedenfalls sind die in den ersten Jahren nach dem Kriege in den hiesigen Städten zur Ausführung gelangten „Siedlungen“, d. h. einzelne in sich völlig abgeschlossene Kolonien, die kaum einen richtigen Zusammenhang mit dem Stadtganzen haben, als ein Fehler unseres Städtebaues der Nachkriegszeit anzusehen. Würde man die Städte in dieser Weise erweitern wollen, so würde dazu ein Landbedarf erforderlich sein, der im hiesigen Gebiet nicht mehr zur Verfügung steht. Man würde zudem für den Verkehr ganz ungewöhnlich schwierige Verhältnisse schaffen, weil die Abstände von der Arbeitsstätte und dem Stadtinnern sehr schnell anwachsen würden. Auch in diesem Punkte übertreibt man den Gedanken der Kleinsiedlung. Unsere Städte, auch wenn sie in weiträumiger, flacher Bauweise erweitert werden, sind einheitliche Organismen, denen man nicht einzelne selbständige, dem Ganzen nicht untergeordnete „Kolonien“ anreihen darf. Im Gegenteil, gerade wegen der weiträumigen Bauweise und der schnellen Zunahme muß der Städtebauer sich hier einen großen Übersichtsplan schaffen, in dem er Verkehrswege, Industrieflächen, Wohnflächen, Grüngebiete klar scheidet. Derartige klare Stadtübersichtspläne nach heutiger Auffassung zu schaffen, ist eine der Hauptaufgaben im hiesigen Industriegebiet. Erinnert sei z. B. an den häufig besprochenen Übersichtsplan der Stadt Köln, neuerdings auch an einen entsprechenden Plan der Stadt Düsseldorf und anderer.

Aber nicht die Großstädte an sich spielen im Industriegebiet die ausschlaggebende Rolle auf dem Gebiete des Städtebaues und Siedlungswesens. Maßgebend ist hier die Erschließung der Kohle. Die Übertaganlagen, die Förderstellen der Kohle sind durch das Vorkommen unter Tag und durch sonstige bergtechnische Voraussetzungen mehr oder minder festgelegt. An diese Feststellen müssen sich in gemessenem Abstand die menschlichen Wohnungen anschließen, seien es nun Großstädte, Kleinstädte oder selbst einzelne Werkniederlassungen. Dies bedingt, daß für weite Gebiete



des Industriebezirks solche einheitliche Bebauungsübersichtspläne, wie sie eben geschildert wurden, notwendig werden und nicht nur für die Großstädte in sich.

Alle diese Fragen, die notwendigerweise über den Rahmen der einzelnen Stadt hinausgehen, bearbeitet zur Zeit im engeren Industriegebiet der „Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk", der auf Grund eines preußischen Gesetzes von 1920 gebildet wurde. Für ihn ist das Gebiet, wie es aus der obenstehenden Karte ersichtlich ist, also zwischen Hamm und der holländischen Grenze von Ost nach West und zwischen der Ruhr und der Lippe von Süd nach Nord, ein einheitliches Siedlungsgebilde. Dieses ganze Gebiet, in dem über 3,8 Millionen Menschen wohnen, ist in dieser Hinsicht eine riesige neuzeitliche Großstadt, für die nach einheitlichen Gesichtspunkten ein großer Plan städtebaulicher und siedlungstechnischer Art geschaffen werden muß. Beschaut man den Plan etwas näher, so sieht man im Innern, etwa im Zuge Duisburg—Essen—Dortmund, eine starke Zusammenballung der Menschenmassen und gleichlaufend mit der größten Bevölkerungsdichte auch die am stärksten belasteten Verkehrswege. Nach Süden und vor allem nach Norden zu wird die Bevölkerungsdichte erheblich geringer; da sind noch weite, mehr oder minder unbebaute Flächen. Aber schon wandert der Bergbau, von der Ruhr kommend, zur Lippe und über die Lippe nach Norden. Der heutigen Technik entsprechend, ist die Tiefenlagerung der Kohle kaum noch ein Hindernis für ihre Ausbeutung, und mit der Ausbeutung der Kohle wandert auch die Entwicklung des Siedlungswesens mit nach Norden. Es muß rechtzeitig gesorgt werden, daß die Verhältnisse in diesen Gebieten sich einst günstiger gestalten, als sie es an manchen Stellen des innersten Industriebezirks hinsichtlich der städtebaulichen und wohnungstechnischen Gestaltung leider sind. Vorab sind es wieder die erforderlichen Grünflächen, die für das ganze Gebiet sichergestellt werden müssen. Der Westfale und teilweise auch der Bewohner des Niederrheins liebt es, in einzelnen zerstreuten Gehöften zu wohnen, ein Zustand, der zur Zeit des seligen Tacitus noch möglich war, ein Zustand aber, der heute — man möge in 50 Jahren etwa mit einer Einwohnerschaft von 6 Millionen Menschen im Industriebezirk rechnen — völlig undenkbar ist. Da heißt es, bestimmte Flächen dauernd von der Bebauung auszuschließen, um sie der Bevölkerung als Grünfläche zu erhalten. Da heißt es, den Menschen bestimmte Wohngebiete anweisen, selbstverständlich, ohne sie auf diesen zusammenzupferchen wie in den Großstädten der Vorkriegszeit. Da heißt es, die durch die Kohle bedingten Industrieflächen soweit möglich festzulegen und für ihren Zweck zu sichern. Da heißt es, große durchgehende Verkehrswege schaffen, die einmal den Verkehr in D-Zug-Tempo durch das ganze Industriegebiet hindurchtragen, und daneben bescheidene Verkehrsverbindungen, die von Ort zu Ort, von Wohnstätte zur Arbeitsstätte als Vermittler dienen. Das ist Städtebau für das rheinisch-westfälische Industriegebiet. Das sind Aufgaben, wie sie die Städtebaukunst früherer Zeit nicht kannte, und die zu lösen, erst durch das neuzeitliche Zusammenströmen der Bevölkerung gerade im hiesigen Gebiet notwendig geworden ist.

Diese Aufgaben im einzelnen zu lösen, haben sämtliche Gemeinden des Industriegebietes und mit ihnen der vorerwähnte Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk nach dem Kriege kraftvoll in Angriff genommen. Ihre Durchführung erfordert eine Fülle neuartiger, städtebaulicher Arbeit. Wohl ist das Kleinhaus mit seinem Garten als einzelnes vielfach künstlerisch und reizvoll gelöst; aber viele unserer Kleinhausanlagen im ganzen wirken leider noch häufig wie Nürnberger Spielzeugkästen, ohne Einheitlichkeit und ohne Gesamtorganismus. Und dann heißt es vor allem, neben dem frei stehenden Einfamilienhaus die etwas geschlossenere Kleinhausbauweise mit Reihenhäusern und Wohngevierten mit großen Innengärten künstlerisch zu gestalten. Unsere alten Kleinstädte hier zeigen gute Beispiele dafür. Es ist noch an keiner Stelle voll erreicht, diese alte überlieferte Bauweise im Sinne unserer Tage neu zu gestalten.

(Fortsetzung auf Seite 470.)



TOSCA
Das Parfüm der grossen Welt
N°4711.

(Fortsetzung von Seite 468.)

Da bedarf es noch manches Versuches, ehe man sagen kann, daß auf diesem Gebiete etwas Vollendetes geschaffen sei. — Aber das rheinisch-westfälische Industriegebiet marschiert mit der durch die wirtschaftliche Lage bedingten Notwendigkeit auch hier vielen Teilen Deutschlands voran. Jede neue Aufgabe und jede ihrer Lösungen bringt uns hier dem Ziel einer städtebaulichen Neugestaltung auf gesundheitlicher Grundlage erheblich näher. Was in den letzten 50 Jahren häufig planlos hier geschah, nämlich das rechtzeitige Ineinandergreifen von Städtebau und Siedlungswesen, das gegenseitige Auswirken von Stadt und Land, das muß in den nächsten 50 Jahren, in denen ein starkes Anwachsen der Kohlenförderung und damit der hiesigen Bevölkerungsziffer eintreten wird, vermieden werden. Es bedarf eines weit vorausschauenden Siedlungsplanes für die gesamte Fläche des Ruhrkohlengebietes. Nicht Großstädte im bisherigen Sinne brauchen wir hier, sondern nach sorgfältiger Einteilung des Gesamtplanes Wohngebilde, die weniger auf die Höhe ihrer Einwohnerzahlen als auf ihre gesundheitliche und kulturelle Entwicklung stolz sind.

Die Wohlfahrtseinrichtungen der rheinisch-westfälischen Industrie.

Von Dr. E. Hoff.

Die soziale Fürsorge bildet ein Ehrenblatt im Buch der Geschichte der rheinisch-westfälischen Industrie. Lange vor Erlaß der sozialen Gesetze wurden von ihr durch das Verständnis und die Opferwilligkeit des Unternehmertums private Fürsorgeeinrichtungen geschaffen. Mit Namen wie Krupp, Stumm und Baare verbindet auch der der Industrie an sich fernstehende Gebildete ohne weiteres den Begriff sozialer Fürsorge. Die Mitglieder der Nordwestlichen Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller gaben in den Jahren 1914 bis 1917 an freiwilligen Unterstützungen für Angestellte und Arbeiter in der Zeit vom August 1914 bis zum Juli 1915 = 17517698 ℳ, in der Zeit vom August 1915 bis zum Juli 1916 = 39587787 ℳ, in der Zeit vom August 1916 bis zum Juli 1917 = 50371853 ℳ. Im letzt-





genannten Jahre kommt für Teuerungszulagen noch die ansehnliche Summe von 54407216 ℳ hinzu.

Die Wohlfahrtspflege ist der Ausfluß eines sozialen Empfindens, das, unbekümmert um Anerkennung und Dank, eine Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeitnehmerschaft anstrebt. Schon lange vor der in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beginnenden reichsgesetzlichen Regelung der Kranken-, Unfall-, Invaliden- und Altersversicherung hatten viele Werke des rheinisch-westfälischen Industriegebietes entsprechende private Einrichtungen ins Leben gerufen, so unter anderen Gebr. Stumm 1806, Gutehoffnungshütte 1846, Bochumer Verein 1854, Gerresheimer Glashüttenwerke 1867, Hoesch 1874. Nach der reichsgesetzlichen Regelung haben viele Werke die schon bestehenden Kassen teils über die Forderungen des Gesetzes hinaus ausgebaut, teils in Pensionskassen und andere Versicherungskassen umgewandelt, die die Lücken, die das Gesetz natürlich haben mußte, ausfüllten. Hier sind zu erwähnen die Einrichtung der Arbeiterpensionskasse und der Beamtenpensionskasse für die Gußstahlfabrik der Firma Fried. Krupp A.-G., Essen, und die vielen Stiftungen, die wohl nirgends so reich ausgestattet sind wie bei Krupp; so verfügt die Kruppsche Arbeiterstiftung über ein Vermögen von 2 Mill. ℳ, deren Erträgnisse zur Unterstützung aktiver Arbeiter in Fällen unverschuldeter Not dienen, die Kruppsche Invalidenstiftung über ein Vermögen von 11800000 ℳ, deren Erträgnisse zur Unterstützung von invaliden Arbeitern und ihren Witwen und Waisen bestimmt sind. Laufende Unterstützungen aus diesen Stiftungen werden besonders da gewährt, wo mangels ausreichender Dienstjahre satzungsgemäß die Pensionskasse nicht beansprucht werden kann. Die Unterstützungen werden durch laufende Zuschüsse aus der Geschäftskasse des Werkes ergänzt. Außerdem bestehen verschiedene Stiftungen in Gesamthöhe von 3720000 ℳ, deren Erträgnisse Verwendung finden für Beihilfen zu den Kosten der Krankenhauspflege, der Benutzung der Erholungshäuser, notwendiger Erholungskuren, von Wachen- und Hauspflege sowie zur Unterstützung bei länger dauernden Krankheiten und dadurch entstandener Notlage. Für letztere Zwecke leistet die Firma außerdem noch besondere Zuschüsse und stellt dem Krankenkassenvorstand einen Dispositionsfond zur Verfügung. Die Erträgnisse des Beamten-

Unterstützungsfonds (1500000 ℳ) kommen als einmalige oder laufende Unterstützungen im Bedürftigkeitsfalle den vor dem 8. November 1918 pensionierten Beamten oder deren Hinterbliebenen zugute; die Fürsorgekasse für Beamte (5000000 ℳ) gibt den nach dem 8. November 1918 in den Ruhestand getretenen Beamten und deren Hinterbliebenen einmalige oder laufende Unterstützungen. Zur Deckung der Ausgaben dient außer den Zinsen auch das Stiftungsvermögen selbst. Eine Stipendienstiftung, die durch Zuschüsse aus der Geschäftskasse den heutigen Verhältnissen angepaßt wird, gewährt Söhnen von Werksangehörigen Beihilfe zum Besuch von Fachschulen. — Ferner sei hier erwähnt die Gutehoffnungshütte, die 1885 die Altersfürsorge durch eine besondere „Pensions- und Unterstützungskasse“ regelte, aus der Ruhegeld, Witwen- und Waisengeld an die Arbeiter gezahlt wurde. Die Kasse zahlte in den Jahren 1885 bis 1920 die gewaltige Summe von 4194421 ℳ aus. Daneben besteht seit 1893 eine entsprechende Beamtenkasse; deren Leistungen seit ihrer Errichtung bis Ende 1920 betrugen 1866595 ℳ. — Weiter ist hier zu nennen bei Hoesch die Unterstützungskasse für Arbeiter und Angestellte, die 1897 als Albert-Hoesch-Stiftung ins Leben gerufen wurde, mit heute 3520000 ℳ, die Beamten- und Arbeiterversorgungskasse mit heute 2½, bzw. 6½ Mill. ℳ Vermögen, die Pensions-, Witwen- und Waisenkasse für die Beamten mit 3100000 ℳ Vermögen. — Die Phoenix-Werke haben eine „Beamtenpensionskasse“ mit einem Vermögen von rund 11 Millionen und eine „Arbeiterpensions- und Unterstützungskasse“ mit einem Vermögen von rund 18½ Mill. ℳ. — Bei den Farbenfabriken vorm. Fried. Bayer & Co., Leverkusen, wurde 1897 eine Beamtenpensionskasse mit einem Kapital von ¼ Million gegründet. Schon 1909 betrug ihr Vermögen etwa 4½ Mill. ℳ, die Höhe der im gleichen Jahre gezahlten Pensionen 47869 ℳ. Der Arbeiterunterstützungsfonds, aus dessen Zinsen Arbeiter und Arbeiterinnen in Krankheitsfällen, bei hohem Alter und eingetretener Invalidität sowie Witwen und Waisen in Fällen der Hilfsbedürftigkeit unterstützt werden, betrug 1910 3 Mill. ℳ; an Unterstützungen wurden im gleichen Jahre 153296 ℳ ausgezahlt. Im Laufe der Zeit haben die Farbwerke diese Wohlfahrtseinrichtungen weiter ausgebaut. So besteht jetzt bei ihnen ein Arbeiterhilfsfonds mit 22 Mill. ℳ, ein Beamtenhilfsfonds mit 11 Mill. ℳ, eine Beamtenpensions-

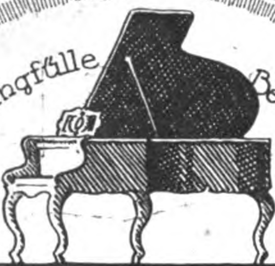
kasse mit 13½ Mill. ℳ und ein Kriegsinvalidenfonds mit 6½ Mill. ℳ Vermögen. Über das Verhältnis der gesetzlichen und freiwilligen Aufwendungen für Wohlfahrtszwecke gibt eine Aufstellung von 1920 Aufschluß; nach ihr betrugen die gesetzlichen Aufwendungen 4731534 ℳ, die freiwilligen Aufwendungen 18097388 ℳ.

Die große Bedeutung guter Wohnverhältnisse zur Erhaltung eines seßhaften Arbeiterstammes wurde früh erkannt; schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts finden wir Bestrebungen, durch Bau von Werkswohnungen die Lage der Arbeiter zu verbessern.

Auch auf diesem Gebiete der Wohlfahrtspflege gingen die Kruppschen Werke führend voran. Bis 1870 hatte die Fabrik etwa 350 Werkswohnungen. Dann entstanden große Kolonien, so daß die Firma 1874 über rund 3200 Familienwohnungen verfügte; 1902 waren 4084, 1920 11400 Werkswohnungen vorhanden. Neben dieser Fürsorge für die Unterkunft der Verheirateten begann schon früh die für die ledigen Arbeiter: 1855 entstand die erste Menage für 200 Arbeiter, 1900 konnten schon über 1000 Arbeiter von dieser Einrichtung Gebrauch machen. Im Kriegsjahre 1918 wurden 24000 Arbeiter in 45 zum Teil behelfsmäßig eingerichteten Heimen untergebracht. Zur Zeit bestehen nur noch drei Heime mit zusammen 2460 Betten. Der Preis für Wohnung und volle Beköstigung betrug bis zum Jahre 1916 für den Tag 40 ₰. Auch für invalide Arbeiter wurden Kolonien geschaffen; von diesen ist der in der Nähe vom Wohnsitz der Krupps auf dem Hügel liegende Altenhof (518 Wohnungen) als der reinste Ausdruck baulicher Wohlfahrtspflege zu betrachten. — Noch früher als Krupp nahm die Gutehoffnungshütte den Bau von Werkswohnungen in Angriff. Ihre älteste Arbeiterkolonie stammt aus dem Jahre 1844. Am 1. Juli 1921 besaß sie 235 Beamtenwohnhäuser mit 374 Wohnungen, 1023 Arbeiterwohnhäuser mit 3412 Wohnungen, 5 Kasernen und 16 Baracken mit Raum für 2108 Arbeiter, zusammen 1306 Häuser mit 3786 Wohnungen. Die Farbwerke von Bayer in Leverkusen haben heute 3 Arbeiterwohnkolonien mit 1968 und eine Beamtenkolonie mit 133 Wohnungen.

Der Bergbau ließ sich naturgemäß den Bau von Wohnungen besonders angelegen sein. Die Abteufung von Schächten in zum Teil dünnbevölkerten Gegenden









und die Notwendigkeit, eine große Arbeiterzahl auf engeren Gebieten zu vereinigen, machten diese Fürsorge für die Bergleute für ihn zur zwingenden Notwendigkeit. Die Ausstattung der Wohnungen aber, die vor allem in neuerer Zeit weit über das Maß des Notwendigen hinausgeht, die Fortsetzung des Wohnungsbaues auch in unserer an Verkehrsmitteln reicheren Zeit und die in gar keinem Verhältnis zu den Baukosten stehende billige Überlassung der Wohnungen an die Bergleute und Arbeiter fallen, wie besonders hervorgehoben werden muß, in das Gebiet der reinen Wohlfahrtspflege. Nach einer Aufstellung vom Bergbauverein, Essen, vom 1. Juni 1919 betrug die Zahl der Wohnungen im Ruhrgebiet 118467 mit insgesamt 159443 Arbeitern; eine kürzlich vom Oberbergamt Dortmund vorgenommene Erhebung stellte 132180 Wohnungen mit 192108 Arbeitern fest. Die Zahl der Zechenwohnungen hat sich demnach in Jahresfrist um 13613 oder um 11,58 Proz. vermehrt. Wie hoch die finanziellen Lasten dieses Wohnungsbaues sind, ersieht man aus einer hierüber im rheinisch-westfälischen Industriegebiet vor kurzem veranstalteten Erhebung, die von 28 (ungefähr 1/3 der befragten) Werken beantwortet wurde. Die von diesen gemachten Aufwendungen belaufen sich für 1919 bis 1921 auf insgesamt 307659756 ℳ. 3518 Wohnhäuser wurden fertiggestellt, ein großer Teil ist im Bau (diese Summe beträgt 80 Proz. der in denselben Jahren gezahlten Dividenden).

Die Fürsorge für Unterkunft erstreckt sich auch auf Gewährung zinsfreier Darlehen zum Ankauf oder zur Erbauung von Häusern an die Arbeiter oder auf Unterstützung von Baugenossenschaften.

Auch auf dem Gebiete der Gesundheitspflege hat das Unternehmertum umfassend und musterhaft gearbeitet. Bäder für die Werksangehörigen finden wir fast in jedem Betrieb. Großzügig wird die ärztliche Fürsorge inner- und außerhalb der Werke durchgeführt. Hervorgehoben sei hier die großartig eingerichtete ärztliche Hilfsstation der Gutehoffnungshütte. Viele Werke besitzen eigene Polikliniken und Krankenhäuser. Das Krankenhaus der Firma Krupp hatte 1921 601 Betten; in ihm wurden im letzten Jahre 56000 Heilbäder, 41000 Bestrahlungen und 32600 Massagen verabfolgt; neben diesem Krankenhause gibt es bei Krupp das Kaiserin-Auguste-Viktoria-Erholungshaus, das Raum für 104 erholungsbedürftige Männer, 65 Frauen

und 88 Kinder bietet. Auch für Wöchnerinnen und Säuglinge wird gesorgt durch Bestellung von Pflegerinnen und durch eigene Heime für diese. Bildung und Erziehung bilden einen weiteren Zweig der Wohlfahrtspflege des modernen Unternehmertums, der besonders hohe Mittel erfordert. In größerem Ausmaße kann er deshalb nur von großen, kapitalkräftigen Werken ausgeübt werden. Diese haben es sich in erster Linie angelegen sein lassen, Büchereien für die Werksangehörigen einzurichten; so besitzen die Farbwerke von Bayer in Leverkusen eine Bücherei von 21000 Bänden, die von Krupp eingerichtete „Bücherhalle“ stellt 105000 Bände zur unentgeltlichen Benutzung. Fortbildungs-, Handarbeits-, Haushalts-, Kleinkinderschulen sind in vorbildlicher Weise bei der Phoenix A.-G. und der Gutehoffnungshütte eingerichtet; die Zuschüsse der letzteren zu ihren 6 Kleinkinderheimen und 6 Handarbeitsschulen betrugen in den letzten 10 Geschäftsjahren allein 1367897 ℳ. Stipendien erleichtern den Söhnen von Beamten und Arbeitern die Ausbildung in ihrem Berufe.

Mit den bisher gestifteten Wohlfahrtseinrichtungen ist aber das Bestreben der Unternehmer, das Wohl ihrer Arbeiter zu fördern, nicht erschöpft. So war z. B. schon lange Zeit vor dem Kriege in manchen Werken die Gewährung von Urlaub an ihre Arbeiter geregelt; es ist daher nicht richtig, daß die Industrie sich zu dieser Urlaubsgewährung erst unter dem Druck der Revolution entschlossen hat. Für die beurlaubten Arbeiter und Angestellten wurden vielfach Erholungsheime eingerichtet.

Die starke Belastung und die fortlaufende Steigerung dieser Lasten, die alle diese Aufgaben für die Werke mit sich bringen, zeigen folgende Zahlen: Bei der Phoenix A.-G. betrugen die Aufwendungen für gesetzliche und freiwillige Wohlfahrtseinrichtungen 1896 97 1,3 Proz., 1906 1,9 Proz., 1911/12 3,9 Proz. des Aktienkapitals. Sie stiegen je Kopf des Arbeiters von 32,40 ℳ im Jahre 1887/88 auf 105,60 ℳ im Jahre 1911/12. Die Ausgaben für Steuern und Beiträge zu den gesetzlich vorgeschriebenen und freiwillig eingerichteten Kassen zum Wohle der Beamten und Arbeiter einschließlich der Zahlungen aus dem Unterstützungsfonds erreichten im Geschäftsjahr 1920/21 die Höhe von 193613203 ℳ. Die ausgeschüttete Dividende des Werkes betrug im gleichen Jahre 25 Millionen!


HORCH
WERKE A.-G. ZWICKAU I. SA.
PERSONENWAGEN LASTWAGEN
VERKAUFSZENTRALE: BERLIN N.W. 7, UNTER DEN LINDEN 40/1


1821
Felsche
1921
Kakao * Schokolade * Pralinen

Allgemeine Notizen.

Das Deutschtum im Ausland. Eins der jüngsten Hefte des „Phönix“, der vom Deutschen wissenschaftlichen Verein in Buenos Aires herausgegebenen Zeitschrift für deutsche Geistesarbeit in Argentinien, enthält wiederum eine Reihe von bemerkenswerten Beiträgen. Die Entstehung und bisherige Tätigkeit des Argentinischen Zentralverbandes schildert fesselnd der frühere deutsche Gesandte in Buenos Aires, Frhr. v. d. Busche. Der Vorsitzende des Ateneo-Hispano-Americano in Berlin, Albert M. Candioti, fordert in schwungvollen Worten zur Mitarbeit an der geistigen Annäherung zwischen Deutschland und Argentinien auf. Die Geschichte des Deutschtums in Brasilien verfolgt Mark Neven-DuMont, der Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung“ in Südamerika, in einer eingehenden Darstellung bis in ihre ersten Anfänge. Aus Anlaß der Verteilung von Literaturpreisen der Stadt Buenos Aires gibt der Herausgeber der Zeitschrift, Dr. Albert Haas, eine Charakteristik der bei dieser Gelegenheit ausgezeichneten argentinischen Dichter und Schriftsteller. Unter ihnen befindet sich insbesondere auch der in Deutschland bereits bekannte Manuel Galvez, von dem eine Novelle in deutscher Übersetzung die betreffende Nummer beschäftigt.

Eine vielsprachige Universität. Die Hamburgische Universität, der bei ihrer Gründung die besondere Pflege der Auslandstudien zur gesetzlichen Aufgabe gemacht wurde, und die über eine große Reihe von Auslandinstituten verfügt, hat ein besonderes Verzeichnis ihrer auslandkundlichen Vorlesungen und Übungen für S.-S. 1922 herausgegeben. Es sind 140 Vorlesungen, Praktika und Kurse angekündigt, die auf dem Gebiete der allgemeinen Auslandkunde die Geographie und Völkerkunde, Geschichte und Politik, Wirtschaftswissenschaft, Landwirtschaft, Rechtswissenschaft, Medizin und Mission betreffen. Die „regionale Auslandkunde“ umfaßt Sprache, Landeskunde, Geschichte und Politik der einzelnen Kulturkreise. Folgende moderne Sprachen und Verkehrsmundarten werden praktisch und wissenschaftlich gelehrt: Spanisch, Katalanisch, Portugiesisch, Italienisch, Französisch, Englisch, Schwedisch, Niederländisch, Russisch, Polnisch, Bulgarisch, Suaheli, Somali, Gala, Amharisch, Tigrino, Aethiopisch, Arabisch, Persisch, Osmanisch-Türkisch, Syrisch, Chinesisch, Siamesisch, Japanisch, Melanesisch, Papua, Malaiisch, Javanisch.

Die sogenannte Wasa-Bibliothek des Königs Friedrich August III. von Sachsen, ist in den Besitz des Berliner Pantheon-Verlags, Inh. Fritz Jentsch, übergegangen und in dessen „Bücherstube" im Kaufhaus des Westens in Berlin aufgestellt. Die Bibliothek war von Gustav Adolf IV. von Schweden, der 1809 dem Thron entsagte, begründet worden und befand sich auf Schloß Haga in Schweden. Von Gustav Adolf ging sie auf seinen Sohn, den Prinzen Gustav Wasa über. Als dieser 1877 in Pillnitz starb, erbte sie seine Tochter Carola, die Gemahlin des damaligen Kronprinzen, späteren Königs Albert von Sachsen. Nach dem Tode Carolas ging die Bibliothek auf den König Friedrich August III. von Sachsen über. Die Bibliothek ist etwa 3000 Bände stark und umfaßt hauptsächlich Geschichts-, Karten- und Reisewerke neben schöner Literatur und anderm. Die Sammlung ist ausgezeichnet durch ihre gute Erhaltung, die Pracht der Einbände, die meist in Leder mit reicher Goldpressung gebunden sind, und die Fülle besonders kostbar gebundener Widmungsexemplare. Ein großer Teil der Bibliothek betrifft die französische Revolution, in welcher die Sammlung entstanden ist, darunter ist die Memoirenliteratur vollständig vertreten. Die geographischen und Reisewerke behandeln alle Länder der Welt; unschätzbar sind die Atlanten aus dem achtzehnten Jahrhundert. Schwedens Geschichte und Geographie sind natürlich besonders gründlich gesammelt worden. In der literarischen Abteilung fällt die prächtig ausgestattete 30bändige Großquartausgabe der Werke Voltaires auf, die Gravelot illustriert hat. Die lateinischen Klassiker sind in reizenden kleinen Ganzlederbändchen vorhanden, ebenso deutsche und französische Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, wie Ramler, Klopstock, Fritz Jacobi in gesuchten Erstausgaben, ein schönes Marivaux-Werk, die Schriften Ludwigs XIV. Sehr wertvoll sind auch die alten Modenzeitungen mit den kolorierten Modekupfern, und von hoher kulturhistorischer Bedeutung die ersten Bände der 1832 gegründeten satyrischen Pariser Tageszeitung „Charivari", deren genialer Zeichner Daumier war. — Der Verschleiß wertvoller Sammlungen nimmt überhand. Ob diese Erscheinung eine Kulturförderung bedeutet, steht auf einem anderen Blatt.

Das Automobilplakat der Dürkoppwerke, von dem auf Seite 422 der vorliegenden Nummer eine verkleinerte Wiedergabe enthalten ist, ist eine ausgezeichnete Leistung des Bielefelder Kunstgewerbeschülers F. Landwehr. Bild

und Schrift in knappster Form darstellend, allem Nebensächlichen und Zufälligen entkleidet, ist es eine vortreffliche künstlerische Ausdrucksweise, die das Plakat zum Symbol der werbenden Firma, ein Zeichen starken, zielbewußten und großzügigen Vorwärtsstrebens, werden läßt.

Der Große Zeitungs-Katalog der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse ist nach achtjähriger Unterbrechung, die durch Krieg- und Kriegsfolgen bedingt war, kürzlich wieder erschienen. Daß die Herausgabe dieses Kataloges für das Jahr 1922, wie in seinem Vorwort bemerkt ist, sehr erheblichen Schwierigkeiten begegnete, darüber kann niemand im Zweifel sein, der die wirtschaftlichen Krisen und die ungeheuren Preissteigerungen und Preisschwankungen kennt, die das Zeitungsgewerbe in eine gefährliche, seine Existenz bedrohende Lage brachten. Wenn sich die Annoncen-Expedition Rudolf Mosse trotz alledem auf den Standpunkt stellte, daß der kataloglose, die Zeitungsreklame benachteiligende Zustand beendet werden müsse und daß die Wiederherausgabe des Großen Zeitungs-Katalogs eine Verpflichtung sei, der sie sich im Interesse der Inserenten und der Verleger auch bei den bestehenden Schwierigkeiten nicht länger entziehen dürfe, so hat sie sich damit ein Verdienst um das Zeitungsgewerbe erworben. Dies um so mehr, als neuerdings den Inserenten außer dem als wirksamst anerkannten Zeitschriften- und Zeitungsinserat zahlreiche andere Reklamemöglichkeiten empfohlen werden. Der in vornehmer Ausstattung als stattlicher Band vorliegende Katalog enthält das sinngemäß und übersichtlich für den Gebrauch des Inserenten geordnete Verzeichnis der Zeitschriften und Zeitungen nebst allen für den Inserenten wissenswerten Angaben. Außer statistischem, zeitungstechnischem und dem unter den heutigen Verhältnissen freilich fortwährend veränderlichen tariflichen Material ist in seinem textlichen Teil manches Neue und Wertvolle enthalten, und so dürfte der Katalog besonders in Handels- und Industriekreisen freundliche Aufnahme finden.

Der Große Preis von Deutschland für Automobile, und zwar Zwei- und Drei-Ltr.-Wagen, wird durch den Automobilklub von Deutschland am 24. September auf der Avus (Automobil-Verkehrs- und Übungsstraße in Berlin-Grunewald) ausgetragen. Das Rennen ist international mit der Beschränkung, daß nur Fabriken der Länder nennen können, die zu ihren Veranstaltungen deutsche Fabrikate zulassen. Am 11. Juni wird bereits das A.D.A.C.-Avus-Rennen für 6, 8 und 10 PS-Wagen abgehalten, tags zuvor Motorrad-Rennen.

Bad Ems. Trotz der erheblichen Mehrunkosten sind auf allen Gebieten Neuerungen und Neuanschaffungen getroffen worden, die in weitestgehendem Maße allen Ansprüchen der Kurgäste genügen. Die Fabel von den unerschwinglichen Preisen in den Kurorten des besetzten Gebietes ist durchaus unberechtigt, wie sich jeder Kurgast bei einer Anfrage an die Hotelbesitzer überzeugen wird. Es wird darauf hingewiesen, daß die landschaftlichen Schönheiten, die Bad Ems auszeichnen, ganz besonders in der Jetztzeit zum Ausdruck kommen. Immer wieder muß darauf hingewiesen werden, daß durch Entgegenkommen der hiesigen Besatzungsbehörde keinerlei Beeinträchtigung des Kurlebens und der Bewegungsfreiheit der Kurgäste besteht.

In Franzensbad wird im unmittelbaren Anschluß an die deutsche Naturforscherversammlung in Leipzig, und zwar vom 22. bis 24. September d. J. zum erstenmal ein ärztlicher Spezialkurs für Herz- und Frauenkrankheiten abgehalten, zu dem bereits mehrere hervorragende Professoren des In- und Auslandes in zuvorkommendster Weise Vorträge angemeldet haben. Diese segensreiche Neueinrichtung soll zu einer bleibenden Institution ausgebaut werden und alljährlich verschiedene Indikationsgebiete des Kurortes Franzensbad umfassen. Auskünfte erteilt der vorbereitende Ausschuß des Ersten ärztlichen Spezialkurses für Herz- und Frauenkrankheiten in Franzensbad (Stadthaus).

Bluterneuerung ist alles, ist Gesundheit. Dazu braucht das Blut rote Blutkörperchen. Diese werden direkt gebildet durch das auf elektrolytischem Wege hergestellte Eisenpräparat „Hygiopon". Es enthält das Eisen in einer Form, die dem Vorkommen im menschlichen Organismus nahekommt. Deshalb beruht seine Wirkung nicht auf geheimnisvollen Zauberkräften, sondern auf streng naturwissenschaftlich-physiologischen Gesetzen. Alles nähere erfährt mcn auf Anfrage durch die Hygiopcn m. b. H., Berlin S.W. 48, Friedrichstraße 2.

Die Erfindung des Setts durch einen Mönch im Jahre 1680 sowie viele interessante Einzelheiten über die Sektbereitung und den Sektgenuß enthält ein kleines Werk, das mit zahlreichen Künstler-Zeichnungen des beliebten Berliner Malers A. M. Cay ausgestattet soeben von der Sektkellerei Kupferberg in Mainz herausgegeben worden ist. Das Buch ist in zweifarbigem Druck auf 50 Seiten feinsten Kunstdruck-Papiers ausgeführt. Leser unseres Blattes erhalten es von der Sektkellerei Kupferberg in Mainz kostenlos gegen Einsendung von 4 Mk. für Porto und Verpackung.

Unsere „Illustrirte Zeitung", von J. J. Weber in Leipzig, hat im vaterländischen Interesse Anspruch darauf, nicht bloß gelesen, sondern vor allen Dingen gegen die vierteljährliche Bezugsgebühr von 75 M (Ausland 120 M) auch ständig gehalten zu werden. Jeder gebildete Deutsche im In- und Ausland sollte dies tun.

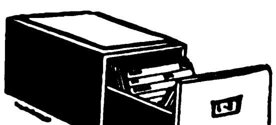
Theodor Sinner, Organisationshaus

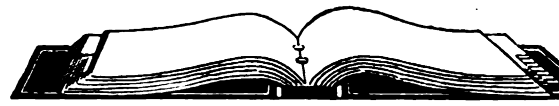
Gutenbergstraße 30
Fernruf Nr. 4633

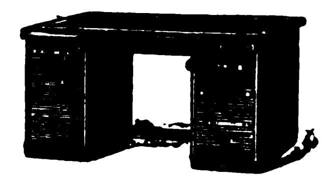
ESSEN

Rellinghauserstraße 102
Fernruf Nr. 4633

Karteien **Kippordner** **Büro-Möbel**







Registraturen

HANS RICHARZ G.M.B.H.

ESSEN 36

FERNRUF 5104 UND 5593 ✶ TELEGR.-ADRESSE: KOHLENRICHARZ

Abt. I: Zeche Hindenburg, Ibbenbüren; Zeche Auguste, Steinbeck i. W.

Abt. II: Kohlengrosshandlung.

Abt. III: Erze.

Laub- und Nadelholz

Waldbestände

in jeder Größe geeignet für

Schwellen, Grubenholz und Leitungsmaste

sowie in- u. ausländische

Kief.-Stammware

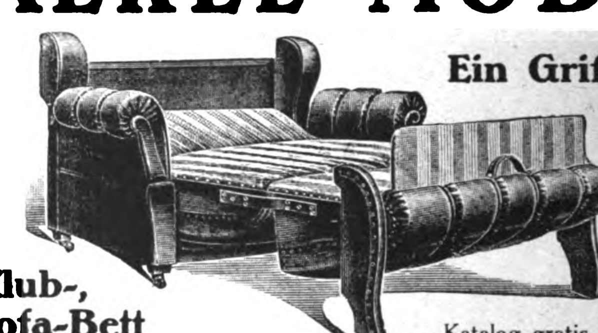
kauft laufend

W. Reschop, Holzgroßhandlung, Essen-Ruhr
Zweigbüros: Charlottenburg und Danzig.

Schlafe patent und spare Raum

durch Benutzung von

JAEKEL-MÖBEL



Ein Griff, ein Bett!

Klub-, Sofa-Bett

Katalog gratis und franko

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik
München, Dienerstraße 6 — **Berlin,** Markgrafen-, Ecke Kochstraße.

Garantiert
ist die **unbedingte Sicherheit** der

Bank-Depot-Verschlüsse

sowohl für den **Vermieter** als auch den **Mieter** durch das

Integral - Schloss

mit absolut unkopierbarem Schlüssel.

Alle Versuche durch andere lästig verstellbare oder auswechselbare Schlösser diesen Zweck zu erreichen sind durch dieses wenig teuerere Schloss beseitigt.

Referenzen von grossen Banken u. ausführl. Prospekt durch die Fabrik des

weltbekannten Patent-**„Protector"**-Schlosses

Theodor Kromer, Freiburg-Baden. Fabrik für Geldschrankschlösser.

KIOS

CIGARETTEN

verdanken ihren guten Ruf den ausgezeichneten
■ Qualitäts-Eigenschaften ■

Der gute Ton und die feine Sitte. Von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem.
7. Auflage. Geb. M. 10.-. Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

In unserem Verlage erschien soeben:

Franz Adam Beyerlein
Sechs fröhliche Legenden
Mit Zeichnungen von Alfred Seckelmann.

INHALT:
Die Heilige und die Eidechse. Wächter-Legende. — Der Dieb Unserer Lieben Frau. — Hieronymus und Paula. — Gozbert. Schulmeister-Legende.

PREIS:
auf holzfreies Papier gedruckt und mit Pergamentrücken gebunden Mk. 65.—.

Verlag J. J. Weber, Leipzig 26,
Reudnitzer Strasse 1—7.





Igeha
MARKE FÜR FEINSCHMECKER
Schokolade
Kakao
Hauswaldt



Parfümerie Minaret
C. H. Oehmig-Weidlich



Agfa
PHOTO ARTIKEL
Katalog A
auf 16 Seiten ausführliche Angaben enthaltend über
Photoplatten / Filmpacke
Rollfilme / Lichtfilter
Belichtungs-Tabellen
Entwickler / Hilfsmittel
Blitzlicht-Artikel
kostenlos durch die Photohändler
L. ZABEL



Kempe Exquisit
St. AFRA

Digitized by Google

KARLSBAD GRAND HOTEL BRÜDER HANIKA

Weltberühmte Küche. Meistfrequentiertes Restaurant.

Die deutschen Weltkurorte Böhmens

FRANZENSBAD – KARLSBAD – MARIENBAD

Hauptkurzeit: 1. Mai — 30. September.

Einreisebewilligung und Passvisum durch die tschechoslovakischen Konsulate in Leipzig, Berlin, Bremen, Breslau, Chemnitz, Dortmund, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Köln a. Rh., München, Nürnberg und das tschechoslovakische Reise- und Verkehrsbüro in Berlin W 9, Potsdamerplatz 3.

Auskünfte und Prospekte durch die städtischen Kurverwaltungen.

Dr. Petersons Sanatorium
Brambach i. V. Höhenluftkurort, ca. 600 Meter. Radiumkuren, Radium-Schrothkuren. Sog. zentrifugale Kuren. Prospekte.

Karlsbad HOTEL KROH
Neu umgebaut. Große Halle. Zimmer mit Bad.
Verlangen Sie den Prospekt „L"

Ahlbeck a/Usedom.
Kurort u. Ostseebad.
Prospekt durch die Badedirektion.

Sanatorium Dr. Rosell
Privatkrankenanstalt
Ballenstedt im Harz

S.-R. Dr. Bielings Waldsanatorium **Tannenhof** Friedrichroda i. Thür.

IMPERIAL-HOTEL KARLSBAD

Letzter Komfort. **Das führende Hotel am Platze.** Saison Mai–September
Vor- und Nachsaison bedeutend ermässigte Preise.
Anfragen an die Generaldirektion.

Franzensbad Spiegl's Franzensbad
HOTEL ATLANTIS
Meistfrequentiertes Restaurant. Anerkannt beste Küche
Tel. 114 Garagen Tel. 114

Franzensbad Dr. A. Sommer's „Sächsisches Haus"
Vornehme Kur- und Familien-Pension.

Karlsbad HOTEL PARADIES
gegenüber dem Kurhause. Ganzjährig geöffnet.
Modern, vornehm. Erstklassiges Restaurant.

Franzensbad E. Loimann's „3 Lilien"
April-Oktober Vornehme Familienpension

FRANZENSBAD
HOTEL KÖNIGSVILLA
Renommiertes Haus I. Ranges mit großem Garten.
Beste Lage für den Kurgebrauch.

Karlsbad HOTEL POST
Haus I. Ranges in nächster Nähe der Quellen und Bäder. Modernster Komfort. Pensions-Arrangements. Ganzjährig geöffnet. Mässige Preise.

Bad Blankenburg, Thüringerwald.
Dr. Karl Schulze's **Sanatorium Am Goldberg**
Das ganze Jahr geöffnet. Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.



Saison Mai bis Oktober
Vorsaison Mai u. Juni ermässigte Preise

HOTEL ESPLANADE, MARIENBAD
BESITZER JOSEF ZISCHKA.

Emser Wasser gegen Katarrh, Husten u. s. w.

Böttger & Eschenhorn G. m. b. H.
Berlin-Lichterfelde



Fabrik für **Gartenmöbel** in Holz nach künstlerischen Entwürfen.

Browning Kal. 7,65 M. 550, Kaliber 6,35 M. 420, Mauser M. 500, Jagdwaffen, Benekendorff, Berlin-Friedenau, Rheinstr. 47.



Bad Blankenburg Thür. Wald.
Waldsanatorium „**Schwarzeck**" für nervöse und innere Kranke. Leitende Ärzte: S.-R. Dr. Wiedeburg, S.-R. Dr. Poensgen, Dr. Weiss-Reval.

Bad Liebenstein (S.-M.)

Perle des Thüringer Waldes
Stahlbad — Luftkurort — Herzbad
Stärkste Eisen-Mangan-Arsen-Quelle Deutschlands.
Bade-, Trink-, Terrain-Kuren.
Hotel Kaiserhof, Haus allerersten Ranges.
Hotel Herzog Bernhard, **Hotel Königin Olga** – vornehme Familienhotels.
Café Feodora mit Klub- und Spielzimmern.
Pensionshäuser.
Prospekte und Auskunft durch die **Badedirektion.**

Davos-Dorf (Schweiz). **Sanatorium Seehof.** Chefarzt Dr. Alexander. Preise täglich von Fr. 19.- an.

Sol- und Moorbad Bernburg in Anhalt

bewährt bei *Rheumatismus, Blutarmut, Skrophulose, Nerven- und Frauenkrankheiten usw.*
Stärkste Sole Deutschlands
Herrliche Waldumgebung am schönen Saaletal
Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekt 23 durch die Kurverwaltung

Bad-Nauheim

Hessisches Staatsbad – Am Taunus bei Frankfurt am Main – Kurzeit vom 1. März bis 31. Oktober.

Hervorragende Heilerfolge bei **Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmarks-, Frauen- und Nervenleiden.**
Sämtliche neuzeitliche Kurmittel.
Vorzügliche Konzerte, Theater, Tennis, Golf, Krocket, Wurftaubenschießstand. Herrliche Park- u. Waldspaziergänge. Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt.
Man fordere die neueste Auskunftsschrift D. 8. von der Bad- und Kurverwaltung Bad-Nauheim.

Das Geheimnis der weißen Schuhe

*liegt in der Wirkung ihrer blendenden Reinheit und Sauberkeit. Reines Weiß wird erzielt bei Gebrauch von Erdal Schuhweiß in Pulverform oder Erdal flüssige weiße Pasta. Die Flecken werden schnell und sicher gedeckt, das Weiß haftet am Schuh und färbt nicht ab. Es beschmutzt also **nicht** die Kleider, hält hingegen den Schuh sauber und elegant.*



Webers Illustrierte Handbücher. Verzeichnis kostenlos von J. J. Weber, Leipzig 26.

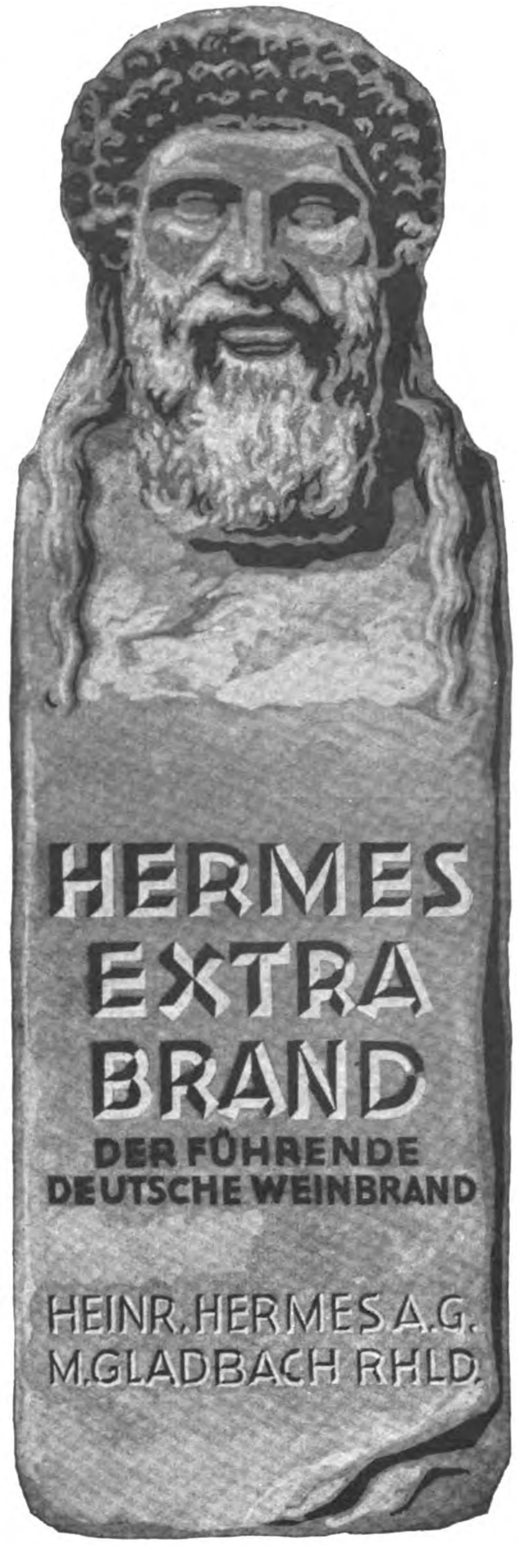
Aureol Haarfarbe
seit 25 Jahren anerkannt beste
Haarfarbe
färbt echt u. natürlich blond. braun, schwarz etc. M. 65.- Probe M. 22.-
J. F. Schwarzlose Söhne Berlin, Markgrafen Str. 26.
Überall erhältlich.

Harmoniums mit edl. Orgelton. Katalog umsonst.
Alois Maier, Hofl., Fulda 172.

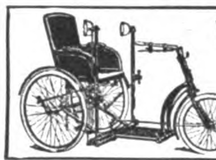
Carl Kästner, Act.-Ges., Leipzig.
Spezialfabrik für
Panzerschränke
aller Art. - Gegr. 1846.



Tresor- und Schliessfächer-Anlagen, **Stahlkammern** Archiv-Anlagen, neuester, unübertroffener Konstruktion.



Dr. Hoffbauer's ges. gesch.
Yohimbin-Tabletten
Anregend! Kräftigend!
Reinstes Yohimbin ohne jeden Zusatz
Original- 25 50 100 200 Stück Literatur **diskret**
Packung: 22.50 44.- 85.- 165.- Mk. und **gratis**.
Elefanten-Apotheke, Berlin 212, Leipzigerstr. 74 (Dönhoffplatz).



Wildhirt & Eilbrecht,
Offenbach am Main 3.
Spezialfabrik von
Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle.
Katalog gratis.

Sie erreichen
Vollendete Technik
speziell für Klavier und Geige durch:
System Energetos-Ritte.
System Energetos Ritte . . . . geb. M. 20,—, geh. M. 16,—
Der Höhenweg des Pianisten . . . . „ „ 20,—, „ „ 16,—
Die grosse energetische Violinschule . . . . „ „ 20,—
Schack & Co., Verlagsges. m. b. H., Berlin-Wilmersdorf, Rüdesheimerpl. 11.



Briefmarken
Illustrierte Preisliste auch über **Notgeld** und **Alben** gegen Rückantwortkarte.
Max Herbst, Markenhaus, **Hamburg Z.**



Briefmarken
aller Länder bis zu den grössten Seltenheiten.
Auswahlsendung ohne Kaufzwang auf Wunsch.
Bedingungen in der illustr. Fachzeitschrift „Der deutsche Philatelist". Probenummer kostenlos.



M. Kurt Maier, Berlin 58 W8 Friedrichstrasse 185 Fernsprecher: Zentrum 7039.

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

TECHNIKUM MITTWEIDA

Direktor: Dipl.-Ing. Hofrat Professor A. Holzt.



Höheres technisches Institut
für Ausbildung in der
Elektrotechnik und im gesamten **Maschinenbau.**

Getrennte Studienpläne f. **Elektro-Ingenieure, Maschinen-Ingenieure, Bureau- u. Betriebstechniker u. Werkmeister der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.** Reich ausgestattete elektrotechnische und Maschinenbau-Laboratorien.

Lehrfabrik-Werkstätten
zur Ausbildung von Praktikanten und Lehrlingen.

Auf allen bisher beschickten Industrie- und Welt-Ausstellungen erhielten das Technikum Mittweida und seine Präzisions-Werkstätten erste Auszeichnungen und Staatsmedaillen „für hervorragende Leistungen im technischen Unterrichtswesen".

Aelteste und besuchteste Anstalt.

Aufnahmen im April und Oktober.

Programm und Jahresbericht der Anstalt sowie nähere Auskunft erhält man unentgeltlich vom Sekretariat des Technikum Mittweida.

Schulhaus.



Evang. Pädagogium
Godesberg (Rhein) u. **Herchen** (Sieg)
Realgymnasium i. E., Oberrealschule i. E., Progymnasium, bisher mit Einjähr.-Berechtigung, jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt. Höhere Handelsfachklasse. 500 Schüler, 75 Lehrer u. Erzieher. Internat in 22 Familienhäusern. Direktor: Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.

Pädagogium Neuenheim - Heidelberg.
Seit 1895: **Abitur. Prima. OII.** Übertritt i. d. Staatsschule. Gymnas. u. real. Klass. **Sexta-Reifeprüfung.** Förderung körperl. Schwacher. Sport. Verpflegung durch eigene Landwirtschaft.

Dir. Fischer
Berlin, Zietenstr. 22. T. Ltz. 2921
Vorbereitungsanstalt für alle Schulexamina.
Seit 1888 best. 5678; Ostern 21 best. 18 Abit., 16 Reife Ober-Sek. Internat. Vorb. auch v. Damen.

HALT!
Sie bleiben zurück, weil Sie noch nichts getan haben, um Ihre Stellung zu verbessern, Ihr Einkommen zu erhöhen, fehlende Schulbildung, Examina oder Fachbildung nachzuholen. Verlangen Sie also sofort ausführlichen Prospekt R 16 der Selbstunterrichts-Methode Rustin (5 Dir., 22 Prof. als Mitarbeiter) oder für technische und gewerbliche Fachbildung Prospekt K 17 kostenlos und unverbindlich. Geben Sie bitte Stand und Beruf genau an, damit wir Ihnen das für Sie in Frage kommende empfehlen können.
Keine Berufsstörung.
Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam

Fördernde Wertung der
Persönlichkeit
durch **Handschrift-Analysen,** wie sie der Verfass. von „Seelen-Aristokratie" (450 Seiten) intim **ausarbeitet.** Seit 24 Jahr. **Prospekt.** **Psycho**graphologe P. P. Liebe, München, Amt 12, West.

Briefmarken



großer illustrierter Katalog mit auswechselbaren Preisen; Versand **nur** an ernsthafte Interessenten gegen Voreinsendung v. Mk. 5.—, für die Gutschein beiliegt.
W. Franke, Berlin W 8,
Unter den Linden 17-18. Postscheckkonto 29443.

Briefmarken - Preisliste
Bequemste Bestelliste für Sammler.
Ankauf.
Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 8.

VIERZEHNTÄGIG
★ **Die schöne Literatur** ★
HERAUSGEBER:
Will Vesper
ZUVERLÄSSIGE
Berichte über Literatur Dichter, Theater
HALBJÄHRLICH
M. 18.-
Ed. Avenarius
LEIPZIG-ROSZSTR. 5

Briefmarken-Auswahl
ohne Kaufzwang, garantiert echt. Alben-Preisliste gratis. — Kunst-Pracht-Katalog in Tiefdruck mit über 1400 Abbild. Mark 10.-.



Höchste Bezahlung für Ankauf.
S. Faludi, Berlin W. 50, Neue Bayreutherstr. 3, gegr. 1893.

Briefmarken Deutsche Kolonien und Auslandspostämter, 12 verschied. Sätze, je 5 bzw. 4 Werte 58 postfrische Marken nur **160 M.** Porto besond. Verlang. Sie geg. Eins. von **2 M.** Probenummer der **Deutschen Briefmarken-Zeitung.**
F. Junghanss, Leipzig 13.
Postschließfach 6.

Briefmarken
Auswahlen inkl. grösster Raritäten billigst. Ankauf von Einzelstücken u. Sammlungen zu Höchstpreisen.
Paul Strauss, München L., Rosenthal 2.

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst.
Versandhaus G. Röhr, Mollhagen i. Holstein. f.

Detektive Klante v. ehem. Geheimdienst d. Kaisers, langj. Tätigkeit am Berl. Pol.-Präs.
Berlin W. 8, Friedrichstr. 63. Zentrum 1934.
Für höchste Herrschaften, Behörden, Anwälte tätig. Zuverlässig, diskret.
Ermittlungen — Beobachtungen — Auskünfte.

Das führende Wirtschaftsblatt.

Es ist zweckmäßig, der Oeffentlichkeit mitzuteilen, wie man in den verschiedensten Kreisen des In- und Auslandes über die „Deutsche Bergwerks-Zeitung" (Hauptgeschäftsstelle Essen, Postfach 184) urteilt.

Die Praxis:

Aus einem Briefe des Herrn Generalkonsuls **Ludwig Roselius** in Bremen:

„Daß Ihre Zeitung längst **über ein Blatt für die engeren Bergbauinteressen hinaus gewachsen** ist und eine **große allgemeine wirtschaftliche Tageszeitung** darstellt, habe ich im Laufe der Jahre mit besonderem Interesse feststellen können."

Die **Reichstreuhand** A.-G., Essen, schreibt unterm 4. April 1922:

„Wir bestätigen gerne, daß wir, solange Ihre Zeitung uns bekannt ist, durch in derselben vorgefundene Annoncen pp. öfter gute Geschäfte abgeschlossen haben."

Das Patent-Büro des **LZ.-Konzern im Luftschiffbau Zeppelin** in Friedrichshafen a. B. schreibt:

„... Ihrer geschätzten Zeitung, deren wertvolle Berichterstattung über den gewerblichen Rechtsschutz wir stets mit sehr großem Interesse verfolgen..."

Aus einem Briefe des Herrn Dr. **Hasselmann**, Syndikus der Hamburg-Amerika Linie, Hamburg:

„...in der „Deutschen Bergwerks-Zeitung", die im übrigen in letzter Zeit sehr viele wertvolle Aufsätze auch auf dem Gebiete der Weltwirtschaft gebracht hat..."

Herr Wilh. **Schweppe**, Osnabrück, äußert sich wie folgt:

„Ich selbst bin schon lange Jahre Abonnent Ihrer Zeitung und muß gestehen, daß sich die Fülle der anregenden Artikel von Jahr zu Jahr vermehrt hat. Ihre Zeitung ist mir, ehrlich gesprochen, heute unentbehrlich geworden."

Die Maschinenfabrik **Plath & Co.**, Lambertheim bei Mannheim, schreibt uns:

„Ihre Zeitung ist uns, besonders in dem redaktionellen Teil und in den Börsen- und Kursberichten, so außerordentlich wertvoll geworden, daß wir sie nicht gerne mehr missen möchten. Wir sprechen Ihnen hiermit unsere volle Anerkennung aus über die vorzügliche Gestaltung der Wochenberichte und über den echt-deutschen Kern, den diese in sich tragen, der um so erfreulicher ist, als man heute diesen in vielen anderen Zeitschriften vermißt."

Die Wissenschaft:

Herr Dr. **André**, Professor der Rechte an der Universität Marburg, teilt uns mit:

„...Nun lese ich in diesem Wintersemester eine stark besuchte Vorlesung über „Arbeitsrecht" für Juristen und Nationalökonomen. Die Universität hat mir bislang ein Exemplar der Bergwerks-Zeitung zur Verfügung gestellt, welches ich mit besonderem Dank für die gesamte Vorlesung über „Arbeitsrecht" benutzt habe. Es ist mir sehr wertvoll, meinen Zuhörern unmittelbar aus dem praktischen Leben Anschauungen mit Tatsachen vorführen zu können, und auch für mich selbst sind die Berichte der „Deutschen Bergwerks-Zeitung", insbesondere soweit sie das Arbeitsrecht und namentlich die Betriebsräte, Einrichtungen, Ausschüsse und Streiks betreffen, von großem Wert . . ."

Die Mitarbeiter:

Herr Dr. jur. **Röder**, Berlin-Schöneberg, teilt uns mit:

„Der Artikel scheint Erfolg gehabt zu haben, denn ich habe während seiner Veröffentlichung verschiedene Anfragen aus Ihrem Leserkreise über Schadenersatzfälle erhalten, die ich selbstverständlich sofort erledigt habe. Ein Fall davon ist sogar durch Zahlung der Bahn (Wissener Stahlwerke) schon zur Erledigung gebracht worden. Früher hätte die Bahn den Schaden rundweg abgelehnt."

Aus einem Briefe des Herrn Dr. Hans v. **Eckardt**, Referent für Rußland und die Oststaaten am Hamburgischen Weltwirtschaftsarchiv:

„Jedenfalls freue ich mich, zu sehen, welche erstaunliche Resonanz meine Aufsätze in Ihrem Blatte haben.... Beziehungen knüpfen sich auf Grund Ihres Leserkreises".

Die Presse:

Das **„Berliner Tageblatt"** vom 23. Mai 1921 schreibt:

„Wer in bewegten politischen Tagen die wahre Meinung der rheinisch-westfälischen Großindustrie kennen lernen will, darf sich nicht allein an die offiziellen Erklärungen der Verbände halten, sondern muß auch die „Deutsche Bergwerks-Zeitung" aus Essen zur Hand nehmen".



Die **„Postzeitung"**, Augsburg, vom 25. November 1921 schreibt:

„Die „Deutsche Bergwerks-Zeitung", ein Blatt, das bei aller Entschiedenheit der Verfechtung der ihm obliegenden Interessen seit der Revolution ein feines Empfinden für die Bedürfnisse einer anderen Zeit entwickelt und in dieser Beziehung manch treffendes Urteil abgegeben hat."

Ausland:

Die „Deutsche Bergwerks-Zeitung" ist eine der wenigen großen deutschen Tageszeitungen, die auch im Ausland regelmäßig gelesen werden. Insbesondere hat man in Amerika die Bedeutung der D. B. Z. für die internationalen Beziehungen der großen Industrieländer richtig erkannt. Das bekannnte amerikanische Fachblatt **„The Iron Trade Review"** macht seine Leser in auffallendem Druck auf unsere Zeitung aufmerksam und schreibt:

„The Deutsche Bergwerks-Zeitung is published in Essen, the heart of the German iron and steel industry. It is an influential paper, with important connections, and is read by the leaders of the German industry".

The Carlton Iron Company, Limited, London schreibt:

„We may say that we find your paper most useful, and it gives us exactly the information which we desire".

Zum Schluß eine kleine

Szene aus dem Reichstag:

(Besprechung des Kohlensteuergesetzes
194. Sitzung.)

Abg. Frölich: Meine Herren! Regen Sie sich bitte nicht auf. Wenn Sie hier behaupten wollen, daß die Gewinne der Kapitalisten in dieser Zeit bescheidener geblieben wären, dann mache ich Sie auf eine Tatsache aufmerksam. Ihr Organ, Herr Leopold — wollen Sie, bitte, darauf hören, — ist die „Deutsche Bergwerks-Zeitung", **eine der besten kapitalistischen Zeitungen, das gebe ich Ihnen zu, eine der Zeitungen, die in unerhört raffinierter Weise die Interessen der Kapitalisten vertreten.** (Abg. Leopold: Die immer die Wahrheit schreibt!) — Auf die „Wahrheit" der „Bergwerks-Zeitung" komme ich jetzt. Diese Zeitung hat es gewagt, auf Grund von Berechnungen des A. E. G.-Direktors Deutsch — auch eine gute Marke! — herauszufinden, daß die Kapitalisten eigentlich pleite sind und daß reiche Leute heutzutage die Arbeiter sind. (Rufe rechts: Sind sie auch!) — Es freut mich sehr, daß sie das bestätigen und diese unerhörte Lüge unterstreichen. Die „Deutsche Bergwerks-Zeitung" hat mit den Mitteln unerhörter Fälschung und Täuschung gegen ihr eigenes wirtschaftliches Gewissen diese Berechnung aufgestellt. Und was muß die „Deutsche Bergwerks-Zeitung" jetzt schreiben? Vor wenigen Tagen, — ich habe leider nur ein Zitat hier, wäre ich auf diese Debatte gefaßt gewesen, hätte ich mir den ganzen Artikel der „Bergwerks-Zeitung" mitgenommen — hat die „Bergwerks-Zeitung" ein hohes Lied auf den Profit gesungen, ein Lied, in dem sie preist, wie der Gewinn den Kapitalisten, Ihren Trustkapitalisten (nach rechts), Ihren Herren von Kohle und Eisen zuströmt, hat sich begeistert und hat unter anderem gesagt — —

(Zuruf rechts: Wann stand das drin?)

— Am 19. März! (Zuruf rechts: Lesen Sie vor!) — Nur ein einziges Zitat, das ich mir vorgemerkt habe, will ich Ihnen geben:

Eine unübersehliche Fülle glänzender Dividenden und Kapitalserhöhungen mit Bezugsrechten ergoß sich über die ganze Kapitalistenwelt.

(Hört, hört! bei den Kommunisten.)

Wollen Sie noch mehr? Wo bleiben jetzt Ihre Rufe? (Zuruf rechts: Was steht vorher und nachher?) — Das ist ein einziges Zitat aus einem einzigen großen Jubellied, das da von der „Bergwerks-Zeitung" angestimmt wird. Herr Helfferich, ich werde im Verlauf dieser Finanzdebatte Ihnen Gelegenheit geben, **den ganzen Artikel der „Bergwerks-Zeitung" vorzulesen.**

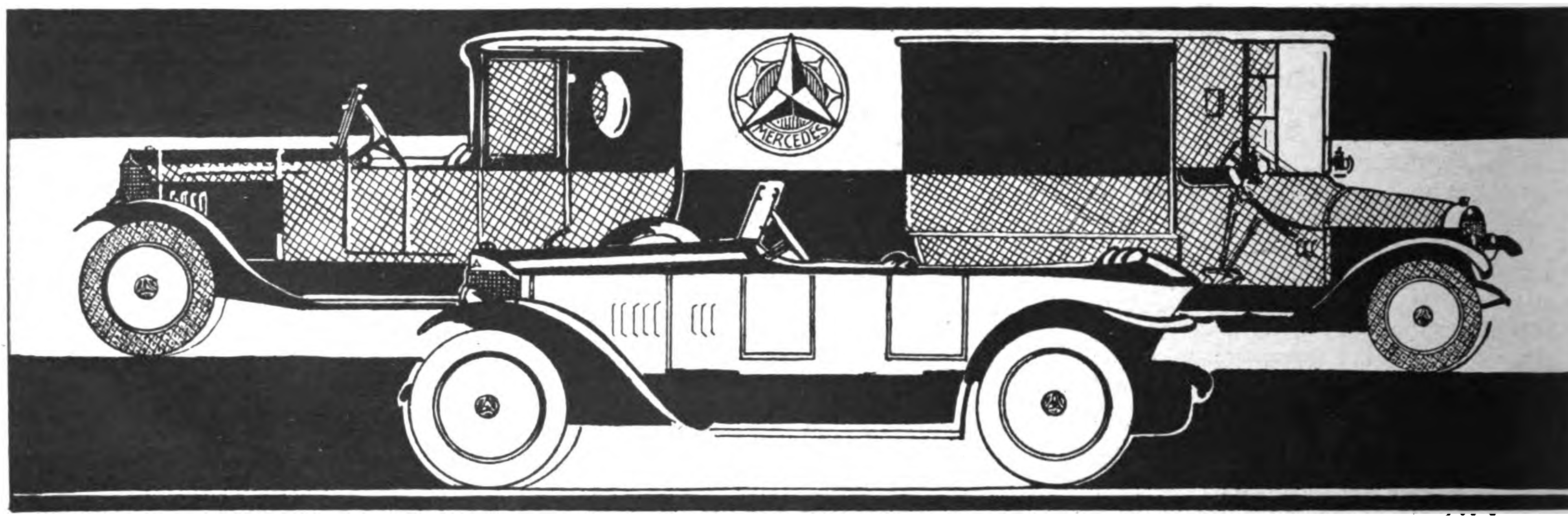
(Zuruf rechts: Sie wird schon geholt!)

Ich bin überzeugt, daß der Herr Präsident mir die Gelegenheit dazu geben wird.

(Anmerkung: Es handelt sich bei dem fraglichen Artikel um eine Abhandlung über die Scheinblüte der deutschen Industrie).

MERCEDES-AUTOMOBILE

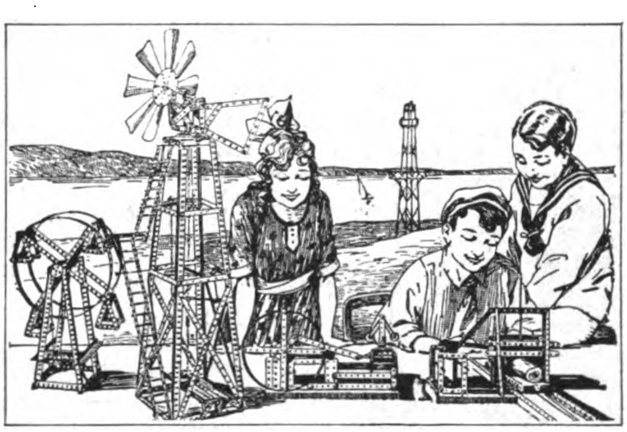
Daimler-Nutzwagen



Stadtwagen / Tourenwagen / Krankenwagen
Lieferungswagen / Omnibusse / Zugmaschinen

DAIMLER-MOTOREN-GESELLSCHAFT

STUTTGART-UNTERTÜRKHEIM



Der Knaben schönstes Spiel, das ist und bleibt

STABIL

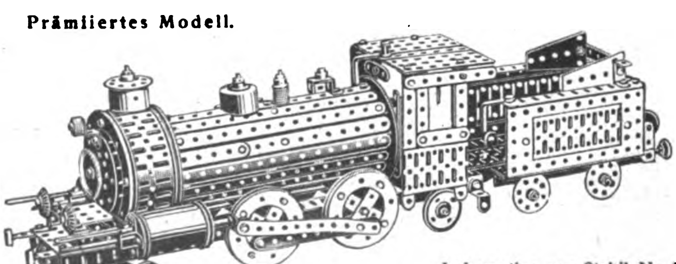
STABIL ist der technisch-vollkommenste Baukasten. ::
STABIL enthält 1000 Modelle in einem einzigen Baukasten. ::
STABIL ist der einzige psychotechnische Baukasten, denn ::
STABIL lehrt spielend die Grundlagen der Technik, weckt Talente.
STABIL veranstaltet Wettbewerbe und Prämiierung neuer Modelle.
STABIL veröffentlicht laufend die prämiierten Modelle u. ihre Erfinder.
STABIL ist deutsches Erzeugnis und wird hergestellt in der

Fabrik technischer Lehrmittel

WALTHER & CO., BERLIN S. O. 36 Grünauerstr. 21

STABIL ist in allen besseren Spielwaren- und optischen Geschäften zu haben.
Werbeschriften senden wir jedermann umsonst.

Prämiiertes Modell.



„Lokomotive aus Stabil Nr. 53 von Heinz Guttmann, 15 Jahre alt, Cöpenick".

WELTE-MIGNON

Reproduktions-Piano

Getreue Wiedergabe
des Spiels berühmter Klavier-Virtuosen.

Steinway-Welte
Ibach-Welte
Piano
Flügel



Prof. Artur Nikisch schreibt:
Man meint, den betreffenden Künstler in Person vor sich zu sehen u. ihn spielen zu hören.

Blüthner-Welte
Feurich-Welte
Piano
Flügel

Welte-Philharmonie-Orgel

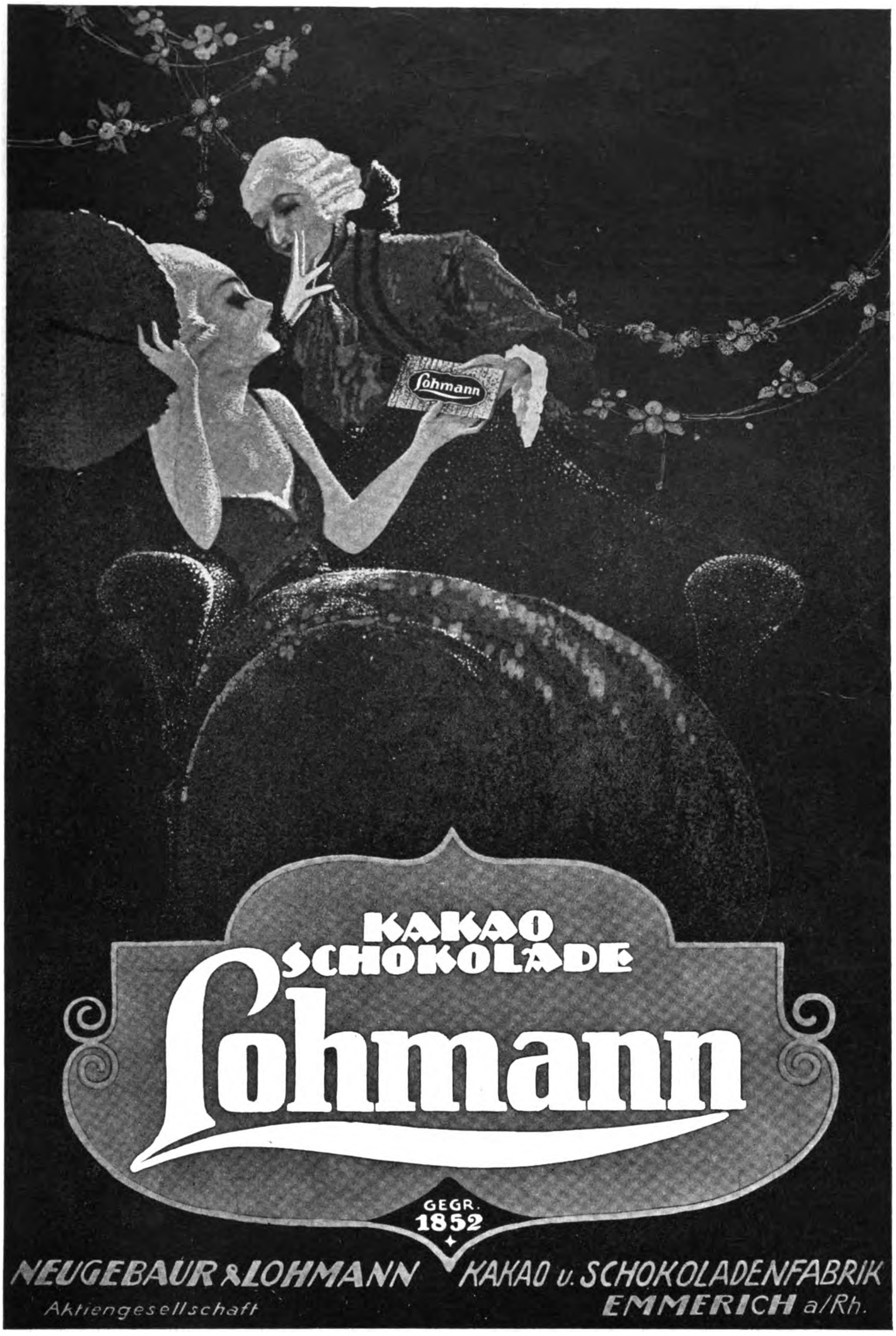
für Privat-Salons das individuelle Spiel erster Orgel-Virtuosen wiedergebend.

Alleinige Fabrikanten:

M. Welte & Söhne G. m. b. H.

Freiburg in Baden.

Korrespondenz deutsch, englisch und französisch.


Lohmann
KAKAO
SCHOKOLADE
Lohmann
GEGR.
1852
NEUGEBAUR & LOHMANN
Aktiengesellschaft
KAKAO u. SCHOKOLADENFABRIK
EMMERICH a/Rh.





Herausgeber dieser Nummer: Dr. J. Wilden, Geschäftsführer der Handelskammer in Düsseldorf; Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Lei[pzig].
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferenc tér 3.
Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Generalvertreter für die Vereinigten Staaten von Nordamerika: Bertalan Barna, 42 Broadway, New York.

Illustrirte Zeitung



Oberammergau

Verlag von J. J. Weber in Leipzig

Nr. 4075 Einzelpreis Mk. 20.– (für das Ausland Mk. 35.–) 158. Band



 Nummer 4075. 158. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4075. 158. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 75 M, Ausland 120 M, ab 1. Juli d. J. 120 M, Ausland 200 M. Preis dieser Nummer 20 M, Ausland 35 M. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 12 M, bei Platzvorschrift mit tarifmäßigem Aufschlag. **1. Juni 1922.**




Tell-
Schokolade
Kakao
Hartwig & Vogel A.G.
Tell
Dessert

KARLSBAD GRAND HOTEL BRÜDER HANIKA

Weltberühmte Küche. Meistfrequentiertes Restaurant.

IMPERIAL-HOTEL Das führende Hotel am Platze. KARLSBAD

Saison Mai—September • Vor- u. Nachsaison bedeutend ermässigte Preise.



* * *

Saison Mai bis Oktober

Vorsaison Mai u. Juni ermässigte Preise

* * *

HOTEL ESPLANADE, MARIENBAD

BESITZER JOSEF ZISCHKA.



Deutsche Gewerbeschau München 1922

MAI—OKTOBER

Die Deutsche Gewerbeschau München 1922 bietet eine umfassende Auslese der gediegenen, formenschönen Arbeit deutscher Industrie und deutschen Handwerks vom einfachen bis zum höchstwertigen Gegenstand.

Schweiz

Tarasp & Vulpera

1250 m ü. M. Endstation (Schuls-Tarasp) der Rhätischen Bahn und der Autokurse Oberbayern—Tirol—Engadin, vereinigt infolge zehn ganz verschiedenartiger, weltberühmter Heilquellen und moderner Kurmittel die Vorzüge als

1. **Ein Bad wie Karlsbad, Marienbad, Kissingen, Vichy usw.**
2. **Ein Bad wie Wildungen, Pyrmont usw.**
3. **Ein Höhenkurort und bevorzugter Touristenplatz in der grossartigen Alpenwelt des Schweiz. Nationalparkes.**

Die Tarasper Heilquellen überragen an festen Bestandteilen und Kohlensäure, darunter an Lythium, Borsäure und Kalksalzen alle Quellen Europas. Trink- und Badekur werden vom milden Höhenklima im höchsten Grade beeinflusst. All dies erklärt die glänzenden und vielseitigen Heilerfolge.

Prospekte No. 14 bereitwilligst durch die Badeverwaltung Kurhaus Tarasp und Verkehrsbureau Vulpera.

Franzensbad

in Böhmen.

Erstes Moorbad der Welt!

Ideales Herzheilbad in ebener Lage.
Altbewährtes Stahlbad.
Stärkste Glaubersalz-Quellen.
17 gr Natriumsulfat im Liter.
Natürliche Kohlensäure-, Mineral-, Stahl- und Gasbäder.

Hauptkurzeit 1. Mai bis 30. September.

Bäderabgabe 1. April bis 31. Oktober.
Gelegenheit zu Sport und Spiel.
Werbeschriften unentgeltlich durch die Kurverwaltung.

Dr. Petersons Sanatorium
Brambach i. V. Höhenluftkurort, ca. 600 Meter. Radiumkuren, Radium-Schrothkuren. Sog. zentrifugale Kuren. Prospekte.

Karlsbad HOTEL KROH

Neu umgebaut. Große Halle. Zimmer mit Bad.

Verlangen Sie den Prospekt „L"

Sanatorium Dr. Rosell
Privatkrankenanstalt
Ballenstedt im Harz

Echte Reiher



das vorn 10 fache Büschel 25,- M., 20 fache 70,- „ 30 „ 150,- „ 40 „ 300,- „ 50 „ 500,- „

Echte Atama Edel-Straussenfedern

30 cm lang nur 18,— M., 35 cm lang nur 25,— M., 40 cm 45,— M., 45 cm 60,— M., 50 cm 95,— M. Echte Straußfederboas 30,— M., 60,— M., 100,— M., 300,— M. Hut-, Vasen-, Kranzblum., Laub, Beeren, Pilze, Einzelblum., Ranken, Ball- u. Ansteckblumen, wie Rosen, Chrysanthemen, Orchideen, Kamelien, Malven, Mohn etc., auch Gold- und Silberrosen per St. 30, 50 bis 100 M. Versand per Nachn. Preisl. fr.
Hesse, Dresden, Scheffelstr.

Metallbetten

Stahlmatr., Kinderbetten dir. an Priv., Katal. 100 frei.
Eisenmöbelfabrik Suhl (Thür.).

Rom

Pension Hannover
Zimmer m. Pens. v. 25 Lire an pro Person.
Der bisherige Besitzer: P. WACKER.

Panflavin-Pastillen

(ges. geschützt)
zur Desinfektion der Mund- und Rachenhöhle besonders bei
Grippe, Heiserkeit, Halsentzündung, Verschleimung.
Erhältlich in den Apotheken u. Drogerien.

Detektive Klante v. ehem. Geheimdienst d. Kaisers, langj. Tätigkeit am Berl. Pol.-Präs.
Berlin W. 8, Friedrichstr. 63. Zentrum 1934.
Für höchste Herrschaften, Behörden, Anwälte tätig. Zuverlässig, diskret.
Ermittlungen — Beobachtungen — Auskünfte.

Franzensbad Spiegl's Franzensbad

HOTEL ATLANTIS

Meistfrequentiertes Restaurant. Anerkannt beste Küche
Tel. 114 Garagen Tel. 114

FRANZENSBAD

HOTEL KÖNIGSVILLA

Renommiertes Haus I. Ranges mit großem Garten.
Beste Lage für den Kurgebrauch.

Franzensbad E. Loimann's „3 Lilien"

April-Oktober Vornehme Familienpension

Franzensbad
Dr. A. Sommer's „Sächsisches Haus"
Vornehme Kur- und Familien-Pension.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Diätet. Kuren** Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. —Prospekte frei.—



ZURICH

Die bedeutendste Stadt der Schweiz,

in prächtiger Lage am See und am Fusse der Alpen.

Alle Sommer-Vergnügen und Sportsarten. Golf
Weltberühmte Schulen, glänzende Verkaufsmagazine.

3. bis 10. September:
Internationales Flugmeeting.

Pensionspreise in Hotels I. Ranges von Fr. 18.— an, in Hotels II. Ranges von Fr. 12.— an, in Pensionen von Fr. 10.— an pro Tag.

Illustrierte Preisliste der Hotels und Pensionen durch das Offizielle Verkehrsbureau.

Krankenfahrstühle



für Zimmer und Straße. **Selbstfahrer,** *auch mit Motorantrieb.* Ruhestühle, Lesetische, verstellbare Keilkissen. Katalog grat.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 2.



Wund- und Kinderpuder, Körperpuder, Fußstreupuder u. Pasta
LANULA
Chemische Fabrik
Langbein & Lange, Plauen i. V.
Inh.: Dr. R. Bauer.

Alte Reserve Winkelhausen

die deutsche Weinbrandmarke

Elektr. Antrieb; Elektr. Selbstausschalter; Geräuschloser Gang; Reiner, voller Klang; Für alle Stromarten bei geringstem Stromverbrauch verwendbar.



Alleinige Herstellerin: Electromophon-A.-G. Stuttgart-Vaihingen a. F. 8.

Das Musikinstrument der guten Gesellschaft.

Hauptverkaufsstellen:

Aachen: Hermann jr., Dahmengraben 2 und 4.
Augsburg: Fleiner, Pianohaus.
Baden-Baden: Electromophon, Badischer Hof.
Bamberg: Frank, Luitpoldstraße 10.
Barmen: Poyda, Neuer Weg 54.
Berlin: Bell & Voss: Tauentzienstraße 5, Rosenthalerstraße 10, Badstraße 42 bis 43, Gr. Frankfurterstraße 110, Kottbuserstraße 1, Hauptstraße 9, Nollendorfplatz 7.
Bielefeld: Festing, Bahnhofstraße 6.
Bochum: Wolters, Friedrichstraße 9.
Braunschweig: Miether, Neuestraße 20a.
Bremen: C. Hitzegrad, Herdentorsteinweg 49.
Breslau: Albert Jeske, Friedrich-Wilhelmstraße 89.
Cassel: Reinhold, Unt. Karlstraße 16.
Chemnitz: Brader & Münch, Innere Klosterstraße 15.
Coblenz: C. Prem, Löhrstraße 76.
Cottbus: Czada, Sprembergerstraße 35.
Crefeld, Adam, Westwall 69.
Dessau: Olberg, Rathausstraße.
Dortmund: Schulze z. Wiesch, Krügerpassage.
Dresden: Electromophonhaus, Viktoriastr. 19.
Duisburg: Missing, Amtsgerichtstraße 22.
Düsseldorf: Standke, Schadowstraße 73.
Eisenach: Weise, Johannisstraße 7.
Elberfeld: Mitsching, Poststraße 17.
Erfurt: Musikhaus Holtzhausen, Kasinostraße 8.
Essen: Roth, Huysen-Allee.
Frankfurt a. M.: Apelt, Katharinenpforte 1.
Freiburg i. B.: Musikhaus Liebers, Salzstr. 11.
Geestemünde: Heinr. Daetz, Georgstraße 64.
Gelsenkirchen: Willeke, Bahnhofstraße 44.
Gotha: Kröger, Margarethenstraße 30.
Halle a. d. Saale: Manthey, Gr. Ulrichstr. 12.
Hannover: Pianohaus Gertz, Thielenplatz 3.
Heilbronn: Rob. Barth, Sülmerstr. 31.
Karlsruhe: J. Kunz, Karl-Friedrichstr. 21.
Kehl a. Rh.: Musikhaus Meyer, Hauptstr. 79.
Kiel: Krull & Bollmann, Flämische Straße 19.
Köln: Julius Lüdemann, Kreuzgasse 5–7.
Konstanz: Hug & Co.
Leipzig: Electromoph., Petersstraße 10.
Liegnitz: Musikhaus Gareis, Ring 35.
Lübeck: Ernst Robert, Breitestraße 29.
Mainz (Rhein): Apelt, Näh. s. u. Frankfurt a. M.
Mühlhausen i. Th.: Heysche Buchhandlung.
Mülheim-Ruhr: Gebr. Wellershaus.
München: Schmid Nachf., U. Hensel, Residenzstraße 7.
Münster i. W.: Bisping Nachf., Prinzipalmarkt 12.
Neuß a. Rh.: Lorenz, Crefelderstr. 66.
Nürnberg: Karl Lang, Karlstraße 19.
Pforzheim: Grießmayer & Liphardt, Westl. Karl Friedrichstraße 9.
Plauen i. V.: Musikindustrie Katzmarek.
Remscheid: Pianohaus Stahmann, Bismarckstraße 46.
Rostock: Trutschel, Neuer Markt 18.
Saalfeld (Saale): Musikhaus Holtzhausen.
Saarbrücken 3: Louis, Bahnhofstraße 47.
Siegen: Hermann Loos, G. m. b. H.
Sorau (N.-L.): Musikhaus Hasche.
Stuttgart: Rob. Barth, Alter Postplatz.
Trier: Schellenberg, Simeonstraße 51, Musikhaus Hans Keßler.
Weimar: Schaller, Schillerstraße 10.
Wesel: Gerh. Adam, Kaiserplatz 4.
Wiesbaden: Ernst Schellenberg, Große Burgstraße 14 und Bleichstraße 39.
Zwickau: Musikhaus Wolf, Bahnhofstraße 22.

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Halle a. S. **Dr. Harangs** Höhere Lehranstalt. Vorbereitung f. Abiturium, Obersekunda, Reife, Reichsverbandsprüf., Umschulung. 57jährige glänzende Erfolge. — Schülerheim. — Bericht frei.

Dr. Buslik's Röntgen-, Bakteriologie- u. Chemie-Schule für Damen, Leipzig I, Keilstr. 12. Schulauskunft u. Jahresber., 10 frei.



Haushaltungspensionat „Haus Seeburg" Überlingen a/Bodensee. Ausbildung junger Mädchen i. Hauswirtschaft u. Gartenbau. Neuzeitiger Komfort, beste Verpfl. Unterricht, Sport, Gesundheitspflg.

Dir. Fischer Berlin, Zietenstr. 22. T. Ltz. 2921. Vorbereitungsanstalt für alle Schulexamina. Seit 1888 best. 5678; Ostern 21 best. 18 Abit., 16 Reife Ober-Sek. Internat. Vorb. auch v. Damen.

Briefmarken-Auswahl ohne Kaufzwang, garantiert echt. Alben-Preisliste gratis. — Kunst-Pracht-Katalog in Tiefdruck mit über 1400 Abbild. Mark 10.–. Höchste Bezahlung für Ankauf. **S. Faludi,** Berlin W. 50, Neue Bayreutherstr. 3, gegr. 1893.

Briefmarken Ankauf — Verkauf — Tausch. Preisl. kostenl. Schwaneb. Album. Arns & Schrott, Wörishofen i. B.

Briefmarken Illustrierte Preisliste auch über **Notgeld** und **Alben** gegen Rückantwortkarte. **Max Herbst,** Markenhaus, **Hamburg Z.**

In 3.–5. Auflage erschien:

Die beiden Ehen des Edgar Hallinger

Ein Roman für reife Menschen von **Kurt Martin**

Preis brosch. 30 M., fein geb. 40 M., Leinenband 45 M.

Es sind im Grunde genommen keine zwei Ehen, die Edgars Leben in wechselseitiger Bestürmung von Kampf und Licht ausfüllten, bis schmerzhafte Nacht seinen hohen Geistesadel für immer der Welt entzieht. Vor der Welt, nach den Lettern des Gesetzes, wohl; aber undogmatischen, gesellschaftlich nicht versklavten Menschen wird die zweite Ehe die notwendige Fortsetzung der ersten sein, wird psychologisch folgerichtig dem Sehnsuchtsdrang einer ins feinste verästelten Schönheitsseele gehorchend erscheinen. Ein Buch, bemerkenswert in seinen Leitfäden für jeden Forschenden, mag er psychologisch denken wie er will.

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Kaufpreises oder Nachnahme (zuzüglich 3 M. Portospesen) von **„VERLAG AURORA"** Kurt Martin, Weinböhla bei Dresden

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst. Jul. Reimers, Hamburg, Gr. Burstah 53 f.

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst. Versandhaus G. Röhr, Mollhagen i. Holstein. f.

HALT! **Sie bleiben zurück,** weil Sie noch nichts getan haben, um Ihre Stellung zu verbessern, Ihr Einkommen zu erhöhen, fehlende Schulbildung, Examina oder Fachbildung nachzuholen. Verlangen Sie also sofort ausführlichen Prospekt R 16 der Selbstunterrichts-Methode Rustin (5 Dir., 22 Prof. als Mitarbeiter) oder für technische und gewerbliche Fachbildung Prospekt K 17 kostenlos und unverbindlich. Geben Sie bitte Stand und Beruf genau an, damit wir Ihnen das für Sie in Frage kommende empfehlen können. **Keine Berufsstörung.** Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam.

Missions Briefmarken der ganzen Welt, nicht sortiert, nach Gewicht (beste Kapitalsanl.). Verl. Sie sofort Probe-Kilo (ca. 20000 St.) Briefmarken-Ein- u. Ausfuhrgesellschaft m. b. H., Köln-Gewerbehaus.

Briefmarken großer illustrierter Katalog mit auswechselbaren Preisen; Versand nur an ernsthafte Interessenten gegen Voreinsendung v. Mk. 5.–, für die Gutschein beiliegt. **W. Franke,** Berlin W 8, Unter den Linden 17-18. Postscheckkonto 29443.

Briefmarken Deutsche Kolonien und Auslandspostämter, 12 verschied. Sätze, je 5 bzw. 4 Werte 58 postfrische Marken nur 160 M. Porto besond. Verlang. Sie geg. Eins. von 2 M. Probenummer der Deutschen Briefmarken-Zeitung. F. Junghanss, Leipzig 13. Postschließfach 6.

Briefmarken Auswahlen inkl. grösster Raritäten billigst. Ankauf von Einzelstücken u. Sammlungen zu Höchstpreisen. **Paul Strauss, München L.,** Rosenthal 2

Briefmarken aller Länder bis zu den grössten Seltenheiten. Auswahlsendung ohne Kaufzwang auf Wunsch. Bedingungen in der illustr. Fachzeitschrift „Der deutsche Philatelist". Probenummer kostenlos. **M. Kurt Maier, Berlin 58 W8** Friedrichstrasse 185, Fernsprecher: Zentrum 7039.

Seit 24 Jahren Seelen-Spezialist: 1.) acht Werke „Seelen-Aristokratie", 2.) einfühlende intime Handschriften-Beurteilung nach Briefen. Prospekt. Psychographologe P. P. Liebe, München, Amt 12, Weft.

VIERZEHNTÄGIG ★ **Die schöne Literatur** ★ HERAUSGEBER: **Will Vesper** ZUVERLÄSSIGE Berichte über Literatur Dichter, Theater HALBJÄHRLICH M. 18.– **Ed. Avenarius** LEIPZIG-ROSZSTR. 5



Aquarien Terra[illegible] Tiere[illegible] Pflan[illegible] A. Glasch[illegible] LEIPZIG L.4. Liste fr.! Prachtkatalog u. Brosch. 500 Abb. M. 8.–



Allgemeine Notizen.

Die Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte erläßt aus Anlaß ihrer Hundertjahrfeier, die vom 18. bis 24. September d. J. in Leipzig stattfindet, einen Aufruf, in dem es unter anderm heißt: Die Versammlungen Deutscher Naturforscher und Ärzte bilden seit einem Jahrhundert den Mittelpunkt der deutschen Forschung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und Medizin. Die bedeutendsten Ergebnisse deutscher Geistesarbeit sind auf den jährlich stattfindenden Tagungen kundgegeben worden und haben reiche Früchte getragen für die Ausbildung der Heilkunde, für die Ernährung unseres Volkes und zur Förderung der chemischen und mechanischen Industrien. Auf der Hundertjahrsversammlung sollen in vier allgemeinen Versammlungen Fragen besprochen werden, die die wissenschaftliche Welt gegenwärtig besonders beschäftigen, zugleich aber auch für jedermann von großem Interesse sind. In über 30 Abteilungen werden sodann die Vertreter der Sondergebiete die Ergebnisse ihrer Forschungen in einzelnen und gemeinschaftlichen Sitzungen austauschen. Die Unkosten der Versammlungen werden jedoch ganz bedeutende sein und auch die in Aussicht genommene umfangreiche Ausstellung erfordert außerordentlich hohe Geldopfer. Wir richten daher an alle Deutschen, insbesondere an die deutsche Industrie die Bitte, daß sie recht zahlreich zu den großen Unkosten der geplanten Hundertjahrsversammlung beisteuern mögen. Kommen doch die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und Heilkunde jedem Einzelnen und zugleich allen unseren industriellen und Handelsunternehmungen zugute. Beiträge erbitten wir auf das Konto Hundertjahrsversammlung bei der Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt in Leipzig, Brühl 79, (Postscheckkonto 71, Amt Leipzig).

Lähmung und Rückenmarksschwindsucht heilbar? Prof. Dr. Oskar Fischer und Prof. Dr. Wiechowski von der Prager deutschen Universität machten in einer Sitzung des Deutschen Ärztevereins in Prag die Mitteilung, daß es ihnen gelungen sei, ein Heilmittel gegen Auszehrung (Tabes) und Lähmung (Paralyse) herzustellen, mit welchem ganz hervorragende Erfolge erzielt wurden. Bei Paralyse liegen ausgesprochene Heilerfolge vor, ebenso bei Rückenmarksschwindsucht, die bisher allen Behandlungsmethoden widerstand. Besondere Bedeutung kommt dem neuen Heilmittel hinsichtlich seiner prophylaktischen Wir-

kung zu. Wenngleich eine stattliche Reihe von einwandfreien Erfolgen vorliegt und bereits auf eine mehrjährige Erfahrung zurückgeblickt werden kann, wird natürlich abzuwarten sein, wie sich die allgemeine Verwendung des Mittels bewährt. Das neue Mittel heißt Phlogetan und ist jedenfalls ein ganz enormer Fortschritt der medizinischen Therapie. Die Wirkung des neuen Heilmittels fußt auf der Erkenntnis, daß bei der bisher schon geübten Albuminkörpertherapie bei Paralyse (nicht bei Tabes) gewisse Erfolge erzielt wurden und nicht die Albuminkörper, sondern gewisse Abbauprodukte derselben die wirksame Grundursache sind.

Eine Reichsanstalt für Erdbebenforschung soll an Stelle der ehemaligen Kaiserlichen Hauptstation für Erdbebenforschung in Straßburg vom Reich in Jena errichtet werden. Die Carl-Zeiß-Stiftung in Jena wird die erforderlichen Geldmittel aufbringen.

Passagier- und Frachtdienst nach Cuba—Mexiko. Mit den beiden von den Holländern gekauften Doppelschraubendampfern „Hammonia" (früher „Hollandia") und „Holsatia" (früher „Frisia") sowie einem noch zu bestimmenden dritten Dampfer ist von der Hamburg-Amerika Linie ein besonders schneller Personen- und Frachtdienst von Hamburg nach Cuba und Mexiko eingerichtet worden. In Europa sollen Santander, La Coruna und Vigo, in Mittelamerika Haboma, Vera Cruz, Tampico und evtl. Puerto Mexico angelaufen werden. Die ersten Abfahrten von Hamburg fielen auf den 10. April für den Postdampfer „Hammonia" und auf den 10. Mai für den Postdampfer „Holsatia". Die Einrichtung der Dampfer ist im allgemeinen unverändert geblieben; die zweite Klasse ist unter dem Namen Mittelklasse weitergeführt worden. In der ersten Klasse befinden sich außer zwei Staatszimmerfluchten, bestehend aus Wohnzimmer, Schlafzimmer und Badezimmer, auch eine größere Anzahl einbettiger Kajüten. In allen zweibettigen Kajüten stehen beide Betten zu ebener Erde; Oberkojen sind also nicht vorhanden. Die Kammern der Mittelklasse sind zwei- und vierbettig; einige wenige auch sechsbettig. Den Passagieren dieser Klasse steht ein großer Speisesaal und ein schönes Promenadendeck zur Verfügung. An Stelle der dritten Klasse führen die Dampfer ein geräumiges Zwischendeck mit großen luftigen Schlafräumen.

Das Semmeringrennen 1922. Nach einer Pause von dreizehn Jahren läßt der Österreichische Automobilklub in

diesem Jahre das hervorragende Semmeringrennen wieder aufleben. Das Rennen findet Sonntag, 24. September statt. Die Strecke ist dieselbe, wie bei früheren Semmeringrennen: Schottwien — Semmering, zehn Kilometer lang. Die Fahrzeuge sind eingeteilt in vier Arten von Motorrädern, zwei Arten von Fahrrädern, neun Arten von Wagen mit Seriengestellen und vier Arten von Wagen der offenen Klasse. — Nennungsschluß ist der 2. September.

Abnahme des Eisenbahnverkehrs. Nach der Feststellung hat die im November v. J. vorgenommene Tariferhöhung auf den Verkehr in den Reisebüros kaum einen merkbaren Einfluß gehabt. Dagegen haben die letzten Erhöhungen der Fahrpreise einen wesentlichen Rückgang der Reisen gebracht. Verglichen werden die Verkehrsziffern im März 1921 mit denen im gleichen Monat des laufenden Jahres. Während im März v. J. 10235 Fahrkarten und Fahrscheinhefte ausgegeben wurden, ist in diesem Jahre die Zahl auf 7291 zurückgegangen. Die in der ersten Klasse ausgegebenen Fahrkarten haben eine Mehreinnahme von rund 100 v. H. gebracht, eine Folge des gestiegenen Fremdenverkehrs, in der zweiten Klasse ist eine Verkehrsabnahme von rund 4 v. H. und in der 3. Klasse eine solche von 50 v. H. zu verzeichnen. Zusammen wurden also an amtlichen Fahrkarten rund 35 v. H. weniger verkauft als im gleichen Monat des Vorjahres, während die Zahl der verausgabten Fahrscheinhefte des Mitteleuropäischen Reisebüros um 18 v. H. gestiegen ist. Ebenso wie in der Zahl der verausgabten Fahrtausweise ist auch in der Zahl der abgeschlossenen Versicherungen für Reisegepäck ein Rückgang eingetreten: Im März 22 sind genau die Hälfte der Versicherungen abgeschlossen worden als wie im gleichen Monat des vergangenen Jahres, die Höhe der Versicherungssummen ist zusammen gleich groß wie die der Versicherungen des März 1921, sie entspricht also keineswegs der vorgeschrittenen Geldentwertung.

Bad Kudowa, Schlesiens ältestes Herzheilbad, ist weit bekannt durch seine vorzüglichen Heilmittel, die nicht allein in den ausgezeichneten stark kohlensäure- und arsenhaltigen Quellen, Moorbädern usw. bestehen, sondern auch in seiner Lage in prächtiger Gebirgsgegend und in seinem milden Klima. Der Ort besitzt alle modernen hygienischen Einrichtungen, ist von leicht erreichbaren, bewaldeten Höhenzügen umgeben und besitzt einen präch-

tigen, mit altem Baumbestand versehenen Kurpark, der den Kranken einen angenehmen Aufenthalt bietet. Künstlerische, sportliche und sonstige Unterhaltungen werden reichlichst geboten. Vorzügliche Aufnahme findet man in dem erstklassig geführten Kurhotel Fürstenhof sowie in den vielen modern eingerichteten Logierhäusern.

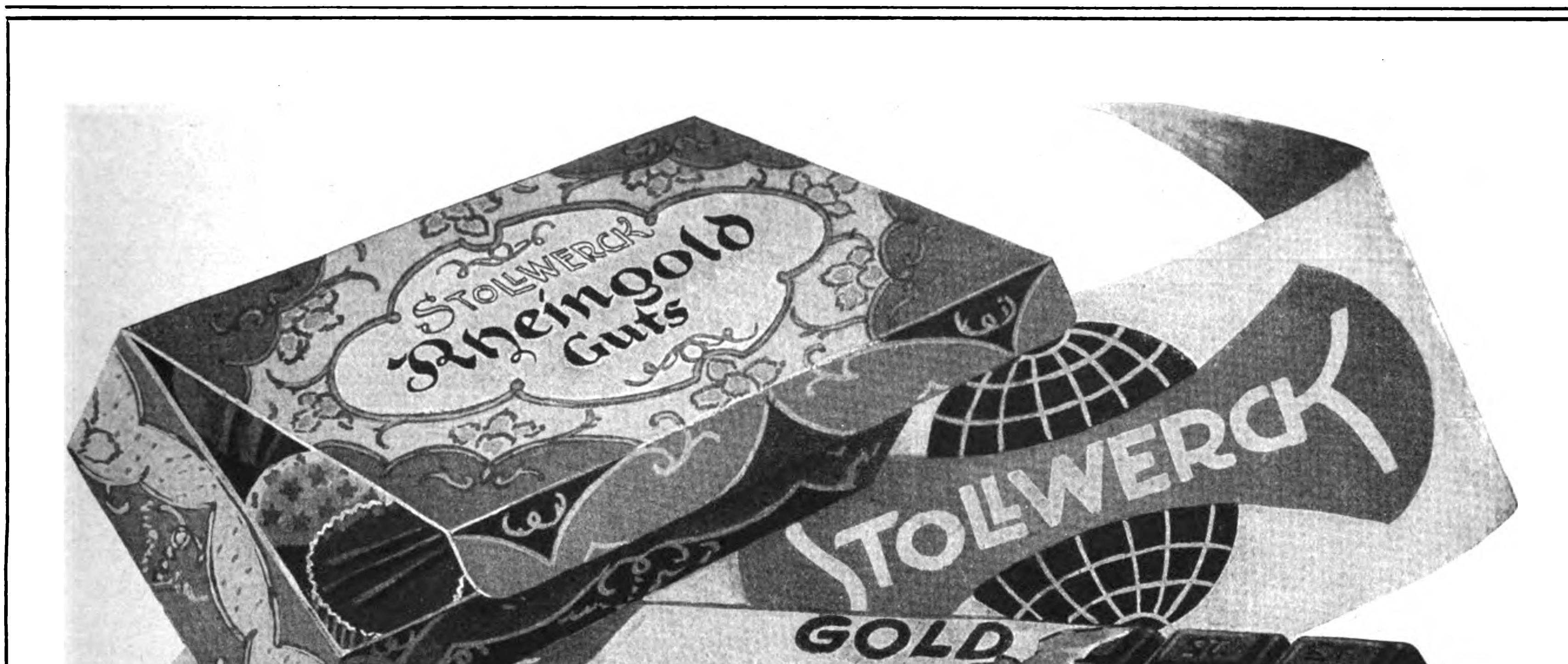
Fremdenverkehr in Wiesbaden. Die Legende, daß in Wiesbaden die ausländischen Kurgäste in überwiegender Zahl vorhanden sind, wird durch eine von dem städtischen Verkehrsbüro aufgestellte amtliche Statistik widerlegt. Hiernach waren in der Zeit vom 1. Januar bis 31. März 1922 anwesend: 32463 Fremde, und zwar aus Deutschland 17086 und aus dem Auslande 15377. Nach Nationalitäten geordnet, setzten sich letztere wie folgt zusammen: Österreich 276, Schweiz 602, Frankreich 3744, Nordamerika 907, Südamerika 159, England 991, Rußland 1065, Holland 3698, Belgien 712, Italien 144, Spanien und Portugal 65, Schweden 843, Norwegen 230, Dänemark 442, Baltische Länder und Finnland 175, Balkanländer 365, Polen 579, aus verschiedenen Ländern 380.

Eine Badereise mit Kindern bedeutet nur dann eine Erholung für die Mütter, wenn ihre Kinder gesund bleiben. Nahrungs- und Klimawechsel haben für Säuglinge häufig Nachteile im Gefolge dadurch, daß sie Verdauungsstörungen verursachen. Es empfiehlt sich deshalb, die Säuglinge mit „Kufeke" und Milch zu ernähren; bieten die verdauungsregelnden Eigenschaften des „Kufeke" doch einen Schutz gegen die Gefahren der Reise. Außerdem besitzt „Kufeke" die Vorzüge, bequem zubereitet werden zu können und lange haltbar zu sein, und es ist somit besonders auch in der Reisezeit eine unentbehrliche Hilfe in der Kinderpflege.

Ein reizendes Album galanter Kunst, das von Anfang bis zu Ende Sektlaune und Sektstimmung trägt, ist unter Mitwirkung bekannter Berliner Künstler von der Sektkellerei Kupferberg in Mainz soeben herausgegeben worden. „Das neue Kupferberg Gold-Buch, Blätter von Frohsinn, Liebe und Sekt", ist auf 50 Seiten feinsten Kunstdruck-Papiers in zweifarbiger Ausführung gedruckt und enthält nette lustige Plaudereien über den Sektgenuß sowie zahlreiche Lichtbilder über die Bereitung des köstlichen Getränkes. Leser unseres Blattes erhalten es kostenlos gegen Einsendung von 4 Mk. für Porto und Verpackung von der Sektkellerei Kupferberg in Mainz.


DÜRKOPP
AUTOMOBILE
DÜRKOPPWERKE·AG
BIELEFELD


DIE STIMME SEINES HERRN
bringt die hervorragendsten Instrumente und Künstlerplatten.
Battistini. Bohnen. Caruso. Frieda Hempel. Hutt. Jadlowker. Nikisch. Onegin. Pattiera. Reutter. Schlusnus. Smirnoff.
„Grammophon"
Offizielle Verkaufsstellen in allen Städten.


Stollwerck
Rheingold
Guts
STOLLWERCK
GOLD

Kakao Lohmann Schokolade

Neugebaur & Lohmann Aktiengesellschaft, Kakao- und Schokoladenfabrik, **Emmerich a. Rh.** Gegründet 1852.



Leitz·Prismenfernrohre für Jagd und Sport
E·Leitz·Optische Werke Wetzlar.

Greif zu geschwind



Sächsische Landes-Lotterie
(In Österreich u. Ungarn verboten)
5 Klassen. Ziehung 1. Klasse am 14. und 15. Juni.
Höchstgewinn im günstigst. Falle
1 1/2 Million Mark.
Prämien:
1 à **500000 M.** 5 à **100000 M.**
Gewinne:
1 à **1 Million** 1 à **500000**
2 à **300000** 2 à **200000**
1 à **150000** 1 à **120000**
1 à **110000** 7 à **100000**
usw.
Klassenlose zur 1. Klasse:
1/10 Los 1/5 Los 1/2 Los 1/1 Los
M. 15.- M. 30.- M. 75.- M. 150.-
Versand durch die Sächs. Staatslotterie-Einnahme
J. F. Dietrich, Leipzig,
Löhrstraße 2.
Postscheckkonto Leipzig Nr. 3120.
Reichsbank-Girokonto.

Bankbuchhaltung.
Von Hofrat Professor Rob. Stern.
Preis gebunden 15 Mark.
Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.



Rein's Farbpapier.
Kartenregister.



Das gute Bild gibt Jahr's **Sigurd-Platte.**
Richard Jahr, Trockenplattenfabrik,
Aktien-Gesellschaft, **Dresden-A. 16.**

Photo- Moment-Apparate **Mordhorst-** Berlin W. 30
mit lichtstarker Optik von Goerz — Voigtländer — Zeiss — Prismen-Feldstecher — Projektions-Apparate — Megaskop- u. Globoskop-Lichtbild-Apparate. — Prospekt 111 frei.

Franz Mosenthin
Eisenbaufabrik u. Eisengiesserei, Leipzig-Eutritzsch 3a.

Feinste Referenzen.



Kataloge und Anschläge kostenlos.

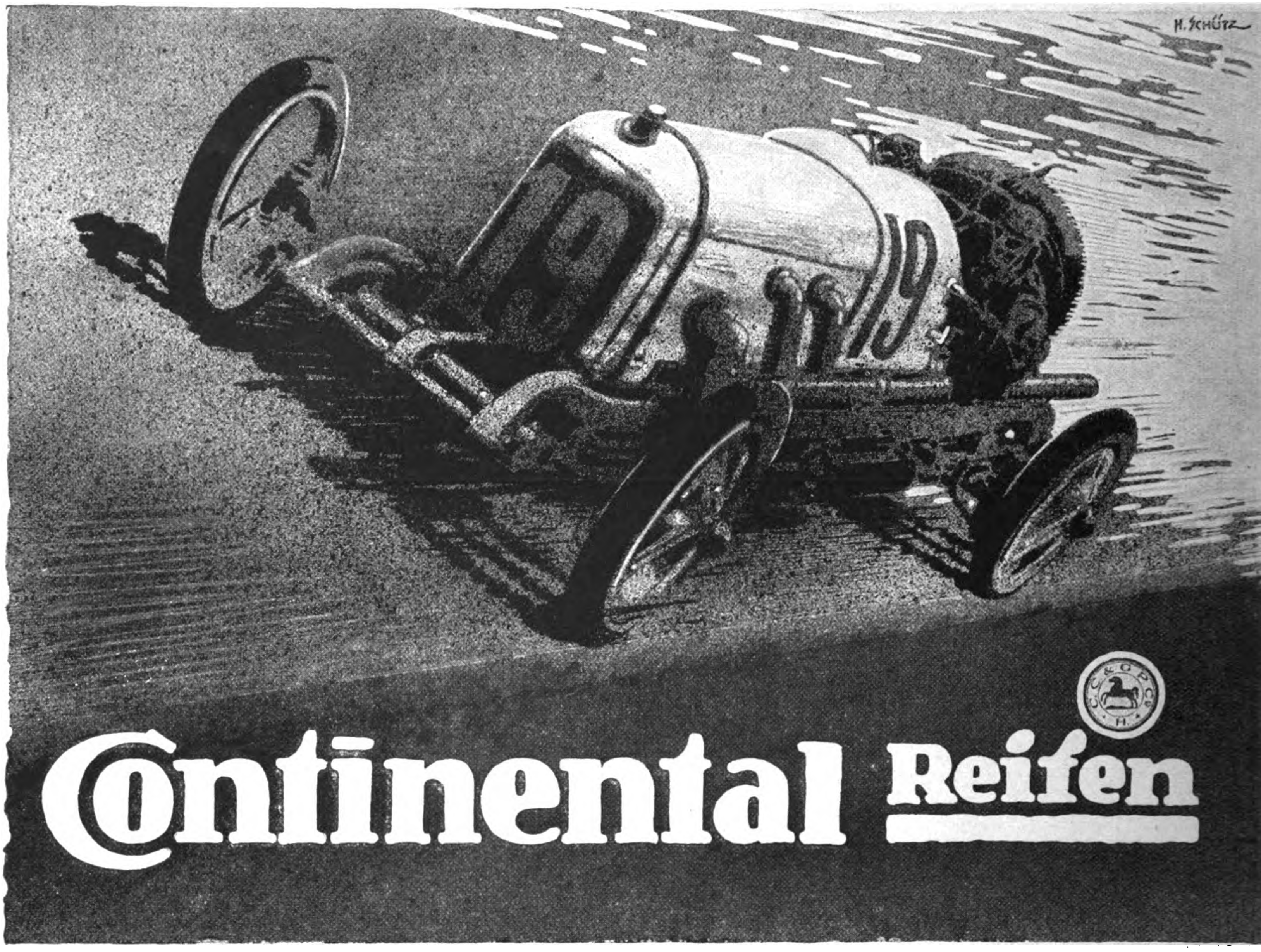
Gewächshäuser / Heizungen.

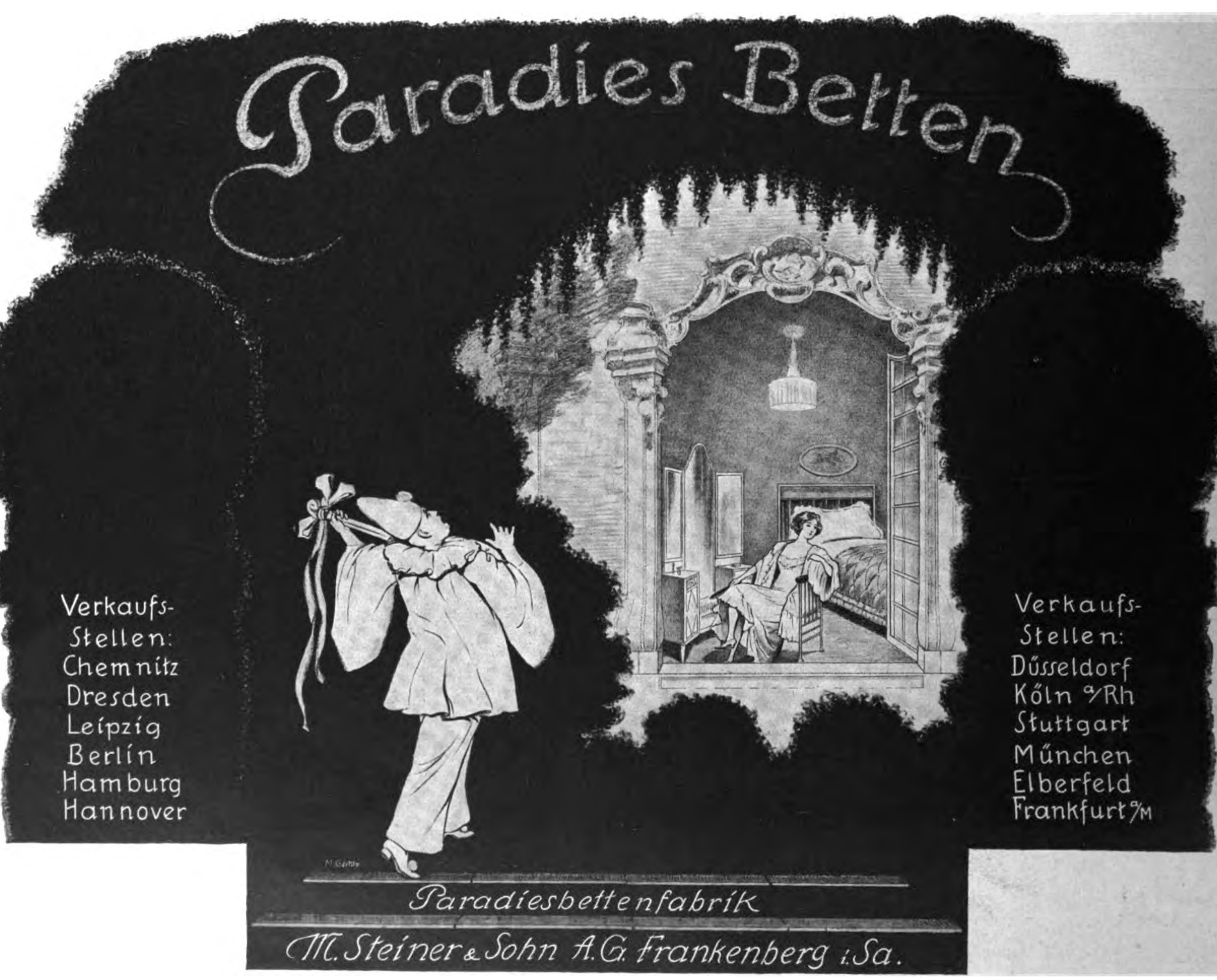


SCHIMMEL HOF-PIANO-FABRIK **LEIPZIG**
GEGR. 1885 WEISSESTR. 22



Haben Sie schon eine
Frühlingskur
mit
Dr. Dralle's
Birken-Haarwasser
gemacht?
Sie werden mit dem Erfolg zufrieden sein!

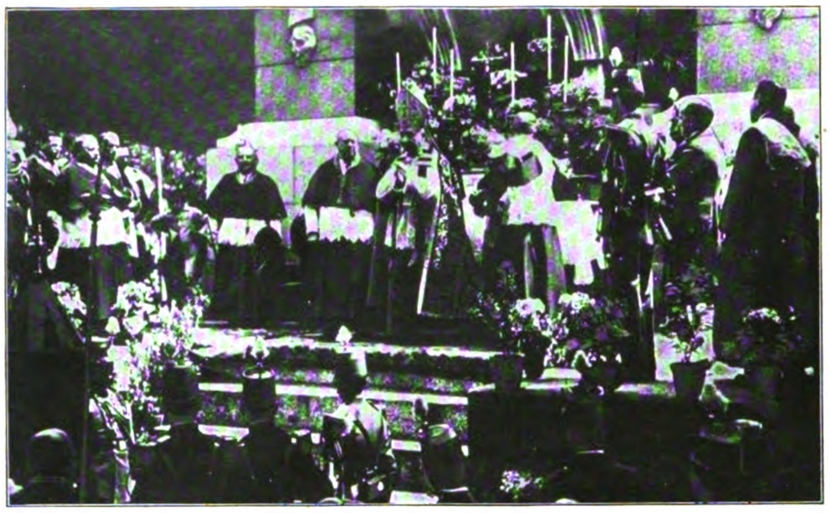

H. Schütz
19
Continental Reifen


Paradies Betten
Verkaufs-
Stellen:
Chemnitz
Dresden
Leipzig
Berlin
Hamburg
Hannover
Verkaufs-
Stellen:
Düsseldorf
Köln a/Rh
Stuttgart
München
Elberfeld
Frankfurt a/M
Paradiesbettenfabrik
M. Steiner & Sohn A.G. Frankenberg i. Sa.

Illustrirte Zeitung



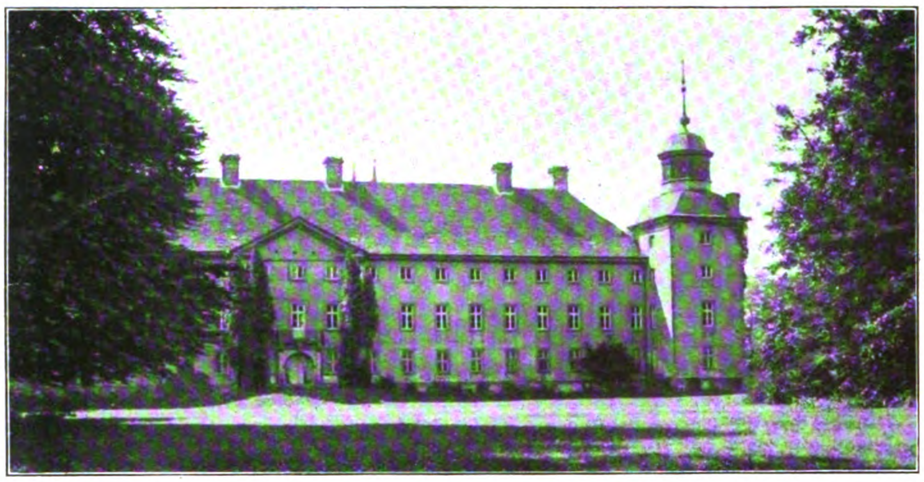
Ein Plauderstündchen. Nach einem Gemälde von E. Rau.



Gedenkfeier des Tages, an dem die Franzosen aus Spanien vertrieben wurden, in Madrid: Der Bischof von Madrid zelebriert eine Messe vor dem Grabmal der bei der Vertreibung der Franzosen gefallenen Spanier.



Der Einzug des neuen Bischofs von Trier, Dr. Bornewasser: Der Bischof, der Volksmenge den Segen erteilend, auf dem Wege zum Dom.



Schloß Corvey, vom Garten aus gesehen.



Inneres der Klosterkirche von Corvey.

Zur Feier des 1100jährigen Bestehens der gefürsteten Abtei Corvey an der Weser, der ältesten christlichen Niederlassung im heidnischen Sachsenlande, vom 18. bis zum 25. Juni. (Phot. Hugo Kindermann.)



Vom IX. Deutschen Bauerntag in Ulm: Die Preisrichter bei der Arbeit; Miesbacher Bäuerinnen werden auf die Echtheit ihrer Tracht untersucht.



Die Ausstellung gestohlener Wäsche im Berliner Polizeipräsidium: Durchsuchen der meist aus Bodendiebstählen herrührenden Wäsche durch das Publikum.



Vom Rennen auf die Ries bei Graz am 10. Mai: Die beiden Sieger Döller und Brosch auf D. K. W.



Wett- und Übungsfliegen des Berliner Modell- und Segelflugvereins auf dem Tempelhofer Feld: Start von Modellen mit Gummimotor und Luftschraube.



Fußball-Wettspiel Leipziger Oper und Operette gegen Schauspiel am 14. Mai: Rudi Gfaller (Operette) und Fritz Reiff (Schauspiel) im Kampf um den Ball. (Phot. Gg. Zschäpitz, Leipzig.)

Glaube ist Tat

Von Gustav Schröer

Es war am Tage vor dem Pfingstfeste. Simon Petrus saß unter einem Ölbaume, und ihm zu Füßen lag Jerusalem. Von Golgatha herüber kam ein leises Klagen, aber eine Nachtigall begrub das Klagen mit ihrem jauchzenden Liede.

Petrus strählte den Bart, der in den letzten Wochen grau geworden war. Er hatte die Knie hochgezogen, stützte die Ellenbogen darauf, ließ die Finger der Rechten durch den Bart gleiten und wußte es nicht. Es war eine wundersame Ruhe in seiner Seele, und in seinen Augen lebte ein frommes Ahnen. Kein Zagen und kein Zweifeln mehr. Petrus wußte, daß etwas kommen werde, ihn von Unvollkommenheit zu befreien. Das Wissen um Unvollkommenheit und Fehle machte seinem Herzen keine Not mehr. Es war stille in ihm geworden, wie damals des Meeres Wogen einschliefen, da der Meister die Hand reckte. So reift die Frucht ihrem Tage entgegen, so still und so demütig fromm.

Da weckte ein Gruß den Träumer aus seiner Versunkenheit. Maria aus Bethanien hatte ihn gesucht, weil sie ein starkes Zutrauen zu ihm hatte und in Not war.

Nun sie ihn fand, fragte sie: „Was tust du hier, Simon? Ich habe dich gesucht, und keiner wußte, wohin du gegangen. Johannes meinte gesehen zu haben, daß du dem Berge zuschrittest. Was tust du hier, Simon?“

Petrus hob abwehrend die Hand. „Was ich hier tue, Maria? Ich weiß es nicht. Ich warte.“

„Worauf wartest du?“

„Ich weiß es nicht. Es wird etwas kommen, das weiß ich. Was es sein wird? Vielleicht wird ihm niemand einen Namen geben können, weil es unaussprechlich ist. Das wird kommen und uns dahin bringen, wohin wir möchten und aus eigener Kraft nicht kommen können.“

„Wohin möchtest du? Willst du nach Rom?“

Da erglänzten des Petrus Augen in heiligem Lichte. Er sah weit, weit über das Land. Sein Herz schlug froh, und es rann ihm doch zugleich ein Schauer über den Leib.

„Nach — Rom? — Vielleicht komme ich auch nach — Rom.“

Seine Stimme sank zu einem scheuen Murmeln herab. „Vielleicht — muß ich auch — nach — Rom.“ Er wischte den Seelentraum aus den Augen. „Warum suchst du mich, Maria?“

„Meine Schwester ist krank. Du sollst ihr helfen.“

Da erschrak Petrus. „Maria!“ Seine Augen waren ganz weit. „Ich soll deiner Schwester helfen?“

„Ja. Du sollst die Hand auf sie legen, daß es besser mit ihr werde.“

„Bin ich denn der Meister?“

„Hat der Meister nicht gesagt, so ihr Glauben hättet, würdet ihr Berge versetzen?“

„Ich will mit dir gehen, Maria.“

Sie gingen schweigend nebeneinander, und Petrus schlug das Herz in tatfrohem Erbarmen. Es dünkte ihn ein großes Unterfangen, aber zugleich meinte er doch, des Erfolges gewiß zu sein, da er im Namen des Meisters ging. Seine Füße hoben sich leicht von der Erde. Zuletzt drängte er vorwärts.

Martha von Bethanien lag im Fieber und richtete ihre heißen Augen erwartend auf Petrus. Der trat raschen Schrittes näher, streckte die Hand aus, wie er es von dem Meister gesehen, und gebot der Krankheit, daß sie weiche. Mit erhobener Stimme gebot er und reckte sich dabei, aber das Fieber schüttelte das Weib stärker denn zuvor, und sie stöhnte vor Schmerzen. Da erhob Petrus abermals die Hand, gewalttätig, in Zorn. Seine Stimme war ein Schreien, und der Schweiß stand ihm auf der Stirn.

Die Krankheit aber verbiß sich um so stärker in des Weibes Leib. Ihre Glieder schlugen, und über ihre verdorrten Lippen kamen wirre Worte.

Da erbebte Petrus vom Scheitel bis zur Sohle in einem ungeheuren Schrecken. Wahnwitzig schien ihm sein Unterfangen, frevelhaft, und sein vergeblich Bemühen war ihm Zeugnis dafür, daß er noch immer vor der Pforte des Heiligsten stand, er, der vermeint hatte, schon des Altars Kerzen knistern zu hören.

Maria legte ihm die Finger auf den Arm. „Laß ab, Petrus, du vermagst ihr nicht zu helfen.“

Sie drehte ihn sacht herum. Petrus schlug die Hände vor das Gesicht und klagte: „Meister, ich bin dir ferner, als ich vermeinte. Meister, lieber Meister!“

Langsam, schweren Schrittes, kehrte er nach Jerusalem zurück und lag die Nacht schlaflos. Als der Morgen des Tempels Zinnen vergoldete, sank das fromme Erwarten wieder in sein Herz. Demütig und still schritt er zum Tempel, demütig saß er im Kreise der anderen, schwieg und wartete. Da sich aber des Sturmwinds Brausen erhob, flog des Petrus Seele dem Winde entgegen und vermählte sich ihm. Da das Feuer die Stirnen der Männer küßte, tauchte Petrus unter in der Glut und richtete sich auf, ein flammender Mann, der doch nicht Rechenschaft zu geben vermochte von dem, das ihm geschehen war. Sturmwind und Feuer war er und wußte es nicht. —

Der Abend sank. In dreitausend Herzen brannte eine heilige Glut. Dreitausend Herzen waren eins in Liebe.

Da stahl sich Petrus aus der Runde. Es war eine Nacht gleich der, da sich über Bethlehem der Himmel auftat; so voll stiller, heiliger Gottesnähe. Die Rosen beteten am Wege, und die Nachtigallen sangen ihre Psalmen.

Langsam, schweren Schrittes, gleichmäßig einen Fuß vor den anderen setzend, zu Häupten schweifend den Sieg, herrschend über alle Macht, schritt Petrus seines Weges, und als er in das Haus der Schwestern trat, ging eine unbändige Gewalt vor ihm her. Das Haupt vorgeneigt, still und himmelfroh das Antlitz, gottvermählt die Augen, schritt er langsam auf das Lager der Kranken zu, hob die Hand kaum ein wenig, lächelte, wie ein Kind lächelt: „Komm, Schwester!“

Martha zitterte, stand auf und sank vor Petrus in die Knie. Der Apostel hob sie empor und legte ihre Hand in die Marias.

Still und fromm stand Maria zur Seite. Sie nahm Petri Rechte, streichelte sie und sprach leise: „Nun ist dein Glaube wie ein Senfkorn.“

Petrus aber sah in die Weite. „Maria, wer will sagen, was Glaube ist!“ Und nach einer Weile prophetisch: „Völker werden stehen und werden fallen. Die ohne Glauben sind, werden vergehen, und ihr Name wird ausgelöscht werden. Glaube ist Tat, die, ungeboren, lebendig ist von Anbeginn. Kein Volk wird wieder auferstehen aus seiner Not, des Glaube nicht Sturmwind und Feuer ist, und wo ein Zweifel, ein einziger, seinen Schatten über den Weg wirft, da bricht der Glaube in die Knie. Das Volk aber wird stärker sein als seiner Feinde grimmigster Haß, das so gläubig ist, daß es in heiliger Einheit nicht weiß, daß es glaubt.“ Er hob verzückt die Hände. „Meister, du lässest mich deine Herrlichkeit sehen! Glaube wird dereinst der Menschheit langen Karfreitag in ihr Pfingsten wandeln.“

„Othello.“

Skizze von Rudolf Brook.

Der große Tragöde Hatvany saß vor dem Café, auf der Straße, und sah dem Straßenverkehr zu. Es ist gut hier, dachte er, es ist warm und sonnig, und es ist angenehm, nichts zu tun und nur zuzusehen. Er zog ein wenig an seinem Strohhalm, ließ das Eis auf der Zunge zergehen und musterte die Frauen. Eine nahe Uhr schlug 10. Hatvany lauschte auf die langsamen Schläge und wiegte leise den Kopf. Erste Arrangierprobe, dachte er, ohne Kostüm, ohne Beleuchtung. Man erwischt gerade noch die Tram, um zurechtzukommen. Der letzte Abend liegt einem noch in den Gliedern. Viele Hervorrufe, Kränze; nachher Feier, Wein, Musik, Frauen. Die Uhr hatte ausgeschlagen, Hatvany hob den Kopf. Wie unwahrscheinlich hier Kälte erschien. Man saß unter einer rotweißen Markise, das Licht war angenehm dämmerig, drüben leuchtete ein Streifen des Meeres ab und zu durch das Straßengewirr, und hinten war die Spitze des Vesuvs zu sehen. Es war 10 Uhr, und es war heiß. Oben in Helsingfors zog man sich jetzt den Pelz an, rieb sich die Hände und schüttelte sich in der Morgenfrische.

Hatvany nahm eine Zeitung und sah nach den Theateranzeigen. „Othello.“ Er lächelte. Wie wird man das hier spielen? Die Presse hatte es hundertmal bestätigt, es gab nur einen Othello: den großen Hatvany. Den letzten Akt, Desdemonas Ermordung, mit der berühmten Geste machte ihm keiner nach. Eine ganz kleine, kaum merkliche Schwenkung der Hand — ganz locker, ganz leger, und doch alles zusammen: Todesdrohung, Verzicht, Liebe, Verzeihung.

Hatvany starrte über die Menge. Eine Frau in rotem Rock schob sich langsam an den Tischen vorbei; sie trug unwahrscheinlich große Ohrringe. Er blickte ihr zerstreut nach. Wie wäre es, wenn man sich den hiesigen „Othello“ ansähe? Eine interessante Studie — „Othello“ im Süden, sozusagen in der Heimat — vielleicht ließe sich manches beobachten. Die Presse würde darüber berichten. „Der große Hatvany hat jetzt seinen bewundernswürdigen Othello womöglich noch gesteigert. Herr Hatvany kommt aus dem Süden, wo er interessante Studien zu machen Gelegenheit hatte. Der rauschende Beifall des gestrigen Abends bewies ihm, daß er sich selbst übertroffen hatte.“ — Am besten, man ginge gleich zur Probe hin. Unter Kollegen ist man zu Hause, vielleicht kennt man den Namen Hatvany. Es war zu bedenken.

Hatvany zahlte und ging. Er mußte eine Reihe enger Seitengassen, dann wieder ein Stück einer größeren Straße, dann noch engere und schmutzigere Nebenstraßen durchqueren und stand endlich vor dem Theater. Es roch nach Knoblauch im Flur. Die Kasse war geöffnet. Herr Antonio Salvatore saß selbst im Verschlag und zählte die Karten. Er war entzückt. Selbstverständlich war „il illustre tragedo“ hier bekannt. Man kannte doch — per dio — die große Welt. Herr Antonio Salvatore war untröstlich; die Probe sei heute nicht. Man war eingeübt. Vielleicht sähe sich „il grande collega“ die Vorstellung an. Man könne ihm noch einen guten Logenplatz geben — zum Vorzugspreise natürlich — das Theater war so gut wie ausverkauft.

Hatvany starrte auf die Ankündigung; ihm ging seit einigen Minuten immer der gleiche Gedanke durch den Kopf: Wenn er den Othello spielte? Othello auf der italienischen Bühne. Er müßte ihn in seiner Sprache spielen, aber um so größer würde er sein. Man würde seine Mimik, seine Gesten um so stärker bewundern. Telegramm aus Neapel: „Hatvany im Süden. Riesenerfolg als Othello. Ein Sieg nordischer Schauspielkunst.“

Herr Antonio Salvatore war bereit. Allerdings seien einige Unkosten zu decken — Abänderung der Zettel, die Presse. „Die Presse,“ wiederholte Hatvany, „reservieren Sie auf meine Kosten drei Reihen!“ Herr Salvatore nickte anerkennend; man verstand sein Fach. Er rechnete etwas zwischen den Fingern aus. Il celebre collega konnte versichert sein, daß mit 1000 Lire alles gut besorgt und billig berechnet war. Herr Antonio entdeckte, daß das Theater doch noch eine Reihe guter Plätze frei hatte. Man würde alles gut verteilen.

Eine junge Frau trat an die Kasse. „Signorina Franchetti,“ sagte Herr Salvatore, „unsere Desdemona.“ Er übernahm die Information. Sie lächelte Hatvany zu — sie hatte einen sehr kleinen herzförmigen Mund und goldbraune Augen — und nickte. Tutto era compreso.

Hatvany schlug einen Spaziergang vor, man könnte noch einiges besprechen. Sie saßen auf der Terrasse des Hotels. Hatvany war entzückt. Sie wird gut sein, dachte er, sehr jung, sehr frisch. Er fragte nach Einzelheiten, aber sie schüttelte lachend den Kopf. Das Theater — am Abend war noch Zeit genug dazu. Aber ihr Weinglas war leer, und sie möchte noch Eis. Hatvany sah auf ihre kleinen weißen Zähne und schenkte ein. Unten lag das Meer — blau, leise rauschend — und die Luft war weich wie Samt. „Alla Sua Salute!“ sagte sie und trank ihm zu. Er lächelte — eine angenehme Müdigkeit überkam die Glieder — und sah auf ihren kleinen süßen Mund. Später, dachte er, später. Erst den Erfolg, dann das Konfekt. Eine wunderbare Nacht hier oben über dem Meere, mit Sternen, Champagner und mit ihren roten Lippen. Aber sie sollte nicht immerfort lachen, wenn man von „Othello“ spricht.

Der erste Akt verlief etwas befremdend. Hatvany sah durch das Guckloch in das Theater. Es war nicht übermäßig voll, aber die Hauptsache war die Presse. Er sah auf die drei reservierten Reihen. Die Presse sah etwas seltsam aus. Viele Frauen. Berühmte Pointen verpufften, dagegen unwahrscheinlicher Applaus auf offener Szene. Herr Antonio Salvatore beruhigte. Die Hauptsache war Desdemonas Ermordung — recht realistisch. Nur nicht zimperlich. Helsingfors war eine große Stadt, certamente, eine berühmte Stadt, wer kannte Helsingfors nicht? Aber in Neapel bevorzuge man kräftige Ware!

Der dritte und vierte Akt verlief still. Der Beifall war matt, etwas Zischen — großer Gott, war so etwas möglich! — schien gewaltsam unterdrückt zu werden. Hatvany stand bebend am Guckloch. Diese verfluchte Idee, hier den Othello zu spielen! Und dazu noch drei Reihen für die Presse! Jago ging vorüber und stieß ihm grinsend in den Rücken, Desdemona stand mit Cassio zusammen und lachte. Cassio zeigte auf ihn und sagte etwas, und dann lachten sie wieder. Hatvany sah sich um. Mein Gott, diese Kulissen! Diese Schmiere! Wie hat man überhaupt so etwas nicht sehen können. Das Zeichen ertönte. Der fünfte Akt wird alles herausreißen. Sie müssen folgen, sie müssen einfach.

Desdemona zog sich aus. Sie sieht hübsch aus, dachte Hatvany, sie wird nachher die Haare offen haben und über die Brüste fallen lassen. Unten wird das Meer rauschen. Aber sie spielt schlecht, mein Gott, sie spielt schlecht. Alle spielen sie schlecht. Es ist eine jämmerliche Schmiere.

Desdemona schlief, Othello trat ein. Der Monolog kam, Desdemona wachte auf. Und nun kam sie, die berühmte Geste. Sie gelang, sie gelang besser als je — Hatvany fühlte es — es war Feuer darin und Rache und Liebe und Tod, nun mußte Desdemona bitten. Er stand, den Kopf zur Seite gewandt, und wartete. Es war still. Aus dem Parkett kam ein Räuspern. Es war unheimlich still. Er blickte auf, blickte in Desdemonas Gesicht und — wahrhaftig, sie lachte! Sie lachte! Das Parkett wurde unruhig. Ihr kleiner herzförmiger Mund lachte, ein schonungsloses, grausames Lachen. Über ihn, Hatvany, den großen Othello! In der Kulisse stand Herr Antonio Salvatore und bog sich.

Da erwürgte er sie.

Geistiges Leben. Von Kurt Engelbrecht.

Sehr wohl weiß ich es: Der schwingende, pochende, unruhvolle Rhythmus unserer Tage ist nicht auf das Geistige gerichtet. Verlohnt es sich dann überhaupt, davon zu reden? Alles Suchen und Trachten, alles Streben und Jagen, alles Wetteifern und Ringen scheint nur auf das Erreichen diesseitiger Ziele, die Erfüllung materieller Hoffnungen und Wünsche eingestellt zu sein. Von jenem tiefen Sehnen, jenem geheimen Ahnen einer verborgenen, erdenthobenen Welt, wie es zu anderen Zeiten überall lebendig auch im Alltagsleben wahrzunehmen gewesen, ist heute nur wenig zu bemerken, wenig in seinem aufwühlenden, wahrhaft daseinbestimmenden Wirken zu spüren.

Man muß schon eine große Liebe zum Menschengeschlecht und den Tiefblick eines starken, unerschütterlichen Glaubens an die höhere Bestimmung des Menschen mitbringen, um sich durch die an der Oberfläche unseres Gegenwartslebens gemachten Beobachtungen nicht abschrecken zu lassen und in die verborgenen Schächte geistiger Quellströme, in das Reich der Mütter, der letzten, wirkenden Ursachen vorzudringen.

Schon früher galt es als ein gefährliches Unterfangen, den Schleier des Bildes von Saïs zu lüften. Aber es war durchaus nichts Ungewöhnliches, daß man gläubig und zuversichtlich zu ihm hinpilgerte, um möglicherweise doch ein Zipfelchen des geheimnisvollen Vorhanges zu erfassen und einen kurzen Blick dahinterzutun. Man besuchte zu diesem Zweck die Gottesdienste, man philosophierte und trieb Wissenschaft, nicht um einer Vermehrung der Kenntnisse, sondern um einer Bereicherung der Erkenntnis willen.

Wer aber hält es heute noch der Mühe wert, jene Pilgerreise anzutreten? Die Wissenschaft hat es mit klaren, errechenbaren Dingen zu tun. Wissenschaften, die nicht eine mathematische Grundlage aufweisen können, müssen sich von vornherein über die Achsel ansehen lassen. Wissenschaften vollends, die sich nicht auf das Experiment, den „exakten" Versuch, die sinnenfällige Beobachtung berufen können, werden höchstens noch als Pseudowissenschaften gewertet, deren Pflege man getrost einem phantasievollen Dilettantismus überlassen darf.

Die Religion aber ist entweder im exakten, historisch-kritizistischen Wissenschaftsbetrieb, für den ja Skeptizismus und Relativismus so ungemein kennzeichnend sind, aufgegangen und hat damit alles letzhin Eigene, Auszeichnende, alles mit jenem verborgenen Reich geistiger Erkenntnisse Verbindende eingebüßt, oder sie ist jedem inneren Bedürfen entwachsen und zur Gewohnheitssache geworden, hier wie dort dem geistigen Tode verfallen.

Bleibt am Ende noch die Kunst. Wer weiß etwas von ihrem geistigen Leben in unseren Tagen? Wer wirft sich zu seinem Propheten und Verkünder auf? Wer muß nicht offen zugeben, daß an dem, was nach außen sichtbar ist, nichts anderes als Schein und sinnbetäubender Glanz offenbar wird? Wir kennen ja die Zeichen des inneren Todes zu genau, um noch lang und breit davon zu reden. Jeder aufrichtige Kunstfreund ist ja des Jammerns voll über die Erscheinungen offensichtlicher Veräußerlichung, die hier zutage treten.

Wahrlich, man darf keinerlei Mühe scheuen, man muß tief vordringen, um wirkendes, geistiges Leben unter der bestrickenden, blendenden Oberfläche unseres heutigen Kulturlebens aufzuspüren. Ja, es mag wunderlich klingen, aber es ist doch zweifellos gut und nötig, an sein Vorhandensein zu glauben wie an ein kirchliches Dogma.

Denn — die Pilgerfahrt nach Saïs ist heute noch ungleich gefährlicher als in früheren, erkenntnisfreudigeren Zeiten. Glaubte man damals, der naiven Lebensfreude durch ein allzu tiefes Eindringen in die göttliche Erkenntniswelt beraubt zu werden, so muß man heute schon vor Antritt der Reise eines bitter verletzenden, verstandeskalten Spottes gewärtig sein und alle Unannehmlichkeiten, vor den Zeitgenossen lächerlich zu erscheinen, geduldig über sich ergehen lassen. Wer sich im Rahmen des tätigen Weltlebens zu irgendeiner Form des platonischen Idealismus bekennt, der muß es sich gefallen lassen, als erdfremder Wolkenwandler, als Ideologe verschrien zu werden. Wahrhaftig, man muß nicht nur Bekenner-, sondern auch Duldermut mitbringen, denn Zeit und Welt drängen zu einem Verleugnen des geistigen Lebens.

Um jedoch die tiefer wirkenden Ströme in unserem öffentlichen und privaten, unserem kulturellen und zivilisatorischen Leben erkennen zu können, bedarf es unbedingt der felsenfesten Überzeugung, daß das geistige Urbild und Vorbild die Grundlage und Voraussetzung des realen, sichtbaren, körperlichen Lebens sei. Wer aber wagt heute, von einem geistigen Urbild und Vorbild zu sprechen, ohne dabei jenes mitleidige Lächeln zu fürchten, das man für gewöhnlich guten, harmlosen Idioten und ihrem unverständigen Treiben schenkt! Und doch ist das geistige Leben das einzig Wahre und darum in tieferem Sinne auch das einzig Wirkliche, ohne daß man dabei die Realität der Körperwelt zu leugnen braucht. Mehr noch, es ist der letzte und sicherste Grund all unserer Hoffnung für die Zukunft, all unseres Glaubens an Wiedergeburt, Aufbau und neues Werden. Denn das geistige Leben bleibt unberührt vom Wahnsinn der Zeit. Der Irrtum irgendeiner Gegenwart kann ihm nicht gefährlich werden und es etwa gleichfalls zum Irren verleiten. Es ist und bleibt im Ewigen, Vorzeitlichen, Überzeitlichen gegründet. Hier ist der Schatz verborgen, der unausschöpflich ist, aus dem auch die Zukunft Reichtum und neue Fülle nehmen wird.

Und wenn wir genau zusehen, so ist auch unsere Gegenwart selber geistig nicht so verarmt, wie es uns auf den ersten Blick erscheinen möchte. Überall ist ein Sehnen nach Wahrheit und Tiefe lebendig. Es wird freilich hervorgerufen durch ein berechtigtes Unbefriedigtsein. Aber es ist doch vorhanden und läßt sich nicht leugnen. Und sicher hat Fr. Th. Vischer, der unvergeßliche Kerndeutsche, recht, wenn er feststellt, daß alle Sehnsucht des Deutschen auf Idealität beruhe.

„Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quellen hin."

Im Religiösen tritt das am deutlichsten und unleugbarsten zutage. Die zahllosen Sekten und Religionsgemeinschaften, deren Bekenntnisse fast aus allen Religionen des ganzen Erdballes stammen, legen beredtes Zeugnis dafür ab. Eine deutlichere und verständlichere Sprache jedoch reden die ernstlichen Bestrebungen der Kirche, sich zu verinnerlichen und ihre religiösen Fundamente zu festigen.

Auch Kunst und Wissenschaft sind für den tiefer Blickenden eines aufrichtigen Sehnens und Strebens nach Vergeistigung voll. Kampf ist hier allerorten in vollem Gange. Wo aber Kampf und Reibung, da ist auch geistiges Leben im Unterstrome wirksam; denn das rein äußerliche, oberflächliche, körperliche Leben kennt nur Befriedigung, Genuß, Stillstand.

Wir dürfen hoffen; aber wir müssen auch tätig wirken, daß das geistige Leben zur Oberfläche hindurchdringe und ihre Herrschaft siegreich überwinde.

Indexziffern. Von Dr. Julius Reiner.

Unsere Zeit ist auf Abkürzungen eingestellt. Die Denkökonomie schafft immer neue Symbole, um die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen übersichtlich und kurz auszudrücken. Die kompliziertesten Vorgänge werden in eine Formel gepreßt und möglichst sinnfällig veranschaulicht. Die verwickeltsten sozialen und wirtschaftlichen Beziehungen müssen es sich gefallen lassen, in die Zwangsjacke einer Ziffer gesteckt zu werden, damit sie jedem klar zum Bewußtsein gebracht werden können. Dies ist auch der Fall bei dem jetzt so beliebten Verfahren, die Bewegung der Preise, die Kaufkraft des Geldes, den Grad der Teuerung u. a. in das Schema der Indexziffern zu zwingen.

Die Methode der Indexziffern ist seit 1859 — als sie zum ersten Male von William Newmarch im „Journal of the Statistical Society" veröffentlicht wurde — bis heute entschieden vervollständigt worden. Aber als unbedingt zuverlässiges Verfahren, um die verschiedenartigen Erscheinungen des Weltmarktes und der Einzelwirtschaft festzustellen, wird sie kein mit der Problematik der Indexziffern Vertrauter hinstellen.

Schon die verschiedenen Methoden der Berechnung der Indexziffern erschweren ihre allgemeine Vergleichbarkeit. Man unterscheidet einfache und gewogene Indexziffern. Die einfachen Indexziffern werden durch das Addieren der Preise für eine Reihe von Waren für einen bestimmten Zeitabschnitt gewonnen. Die Durchschnittssumme dieses Preiszeitabschnittes wird gleich 100 und die Zahlen der späteren Preiszeitabschnitte werden ins Verhältnis zum Ausgangsresultat gesetzt. Diese Methode nimmt keine Rücksicht auf das Gewicht, mit dem jede Ware im Einzelhaushalte vertreten ist. Es ist daher nicht angängig, die auf diese Weise festgestellten Indexziffern zum Ausgangspunkte bei Lohnverhandlungen zu machen oder die Kaufkraft des Arbeitslohnes danach zu berechnen. Denn wenn z. B. der Preis der lebenswichtigen Waren sich nur um 10 Proz. hebt, der nichtlebenswichtigen dagegen um 100 Proz., so ist es geradezu irreführend, wenn man diesen beiden Gattungen denselben Rang und dasselbe Gewicht innerhalb der Einzelwirtschaft einräumt.

Die gewogenen Indexziffern suchen diesen Fehler zu beseitigen, indem sie das Gewicht, mit dem die Waren im Einzelhaushalt vertreten sind, berücksichtigen. Aber auch diese Methode ist noch lange nicht einwandfrei. Denn es können nicht alle in Betracht kommenden Waren in Rechnung gestellt werden, außerdem werden bald die Großhandels-, bald die Kleinhandelspreise berücksichtigt, was zu Mißverständnissen Anlaß gibt. Für den Verbraucher kommen ja nur die Kleinhandelspreise in Betracht, und diese weisen wiederum bei den jetzt herrschenden Verhältnissen schon innerhalb ein und desselben Ortes und Zeitraumes große Spannungen auf.

Als Symbole volkswirtschaftlicher Vorgänge können die Indexziffern nur dann gedeutet werden, wenn sie die Besonderheiten des zu illustrierenden Falles genau berücksichtigen. Sonst führen sie irre. Will man z. B. die Kosten des Existenzminimums für eine vierköpfige Familie für einen bestimmten Zeitraum feststellen, so muß man ein Verfahren wählen, das alle Eigenheiten des Falles berücksichtigt. So hat die statistische Zentralkommission der Stadt Wien den Preis der wirklichen Aufwendungen für Ernährung, Bekleidung, Wohnung und Verschiedenes (Hygiene, intellektuelle Bedürfnisse, Fahrgeld) festgestellt und berechnet, daß eine vierköpfige Familie in Wien im Juli 1914 159,71 Kronen und im März 1921 15404,92 Kronen ausgeben mußte, um das Notwendigste zu bestreiten. Setzt man für Juli 1914 den Index gleich 1, so ergibt sich für März 1921 die Indexziffer 96,3, d. h. das Existenzminimum hat sich um das 96,3fache verteuert.

Die englische Zeitschrift „The Economist" veröffentlicht seit 1864 Indexziffern von 44 Waren des Großhandels, die in fünf Gruppen eingeteilt sind. Für jede Gruppe wird eine Indexziffer berechnet, die dann mit den anderen durch Summierung die Generalindexziffer ergibt. Auf diese Weise kann man die Preisbewegung innerhalb einer jeden Gruppe verfolgen. Diese Indexziffern sind ungewogene Werte des Großhandels; man darf sie also nicht zum Ausgangspunkt des Existenzminimums machen.

Die „Frankfurter Zeitung" veröffentlicht seit Januar 1920 Großhandelsindexziffern, die 77 wichtige Artikel berücksichtigen und in vier Gruppen eingeteilt sind, die Lebensmittel, Textilien, Mineralien und Verschiedenes umfassen. Diese Indexziffern geben ein möglichst zuverlässiges Bild der Preissteigerung der berücksichtigten Waren innerhalb eines jeden Monats. Andere Folgerungen daraus zu ziehen, ist nicht angebracht. Sie zeigen nur, daß der Preisstand seit Januar 1920 für die erste Gruppe auf 668, für die zweite auf 377, für die dritte auf 498 und die vierte auf 724 anfangs Mai 1922 gestiegen ist, wenn man für Januar 1920 den Wert mit 100 ansetzt. Für alle vier Gruppen zusammen ergibt sich dann eine Generalindexziffer von 585, die höchste bis jetzt erreichte. Wenn man die Preise mit den Friedenspreisen vergleicht, so erfährt man, daß die Gesamtteuerung nahezu das 66fache des Friedensstandes ausmacht, wobei z. B. Textilien und Leder sogar eine 100fache Verteuerung aufweisen.

Wie aus den wenigen Beispielen zu ersehen ist, geben die Indexziffern nur Aufschluß über das Gebiet, dem sie entnommen sind. Mehr darf man von ihnen nicht verlangen. Die Ursachen der Teuerung, die gegenseitige Beeinflussung der Preissteigerung verschiedener Warengattungen, die Kaufkraft des Geldes und die Bestimmung des Existenzminimums und Lohnes können aus den rechnerisch ermittelten Indexziffern nicht erschlossen werden, weil dabei eine Fülle von wechselnden Einflüssen mitwirkt, die sich jeder starren Zahlensymbolik widersetzen.

Der Volksredner. Von F. Joß.

Mit einem übervollen Herzen stieg er auf die Tribüne. Seine ganze Liebe gehörte diesen Menschen dort unten. Er fühlte ihr Leid und ihre Sorgen wie seine eigenen. Tief ergriffen stand er in dem hell erleuchteten Saal und ließ seine Blicke von einem zum andern gehen. Du und du und du. Jeder ein Schwankender, Irrender, Suchender. In eure Seele will ich greifen und euch mit starker Hand zum Lichte meiner Erkenntnis und meiner Zuversicht emporziehen.

Lange schon hatte er diese Stunde ersehnt. Und da nun der Moment gekommen war, wo er zum Volke sprechen sollte, übermannte ihn schier das Gefühl der Größe und Heiligkeit seines selbstgewählten Amtes, dem Volke Lehrer und Pfadweiser zu sein. Seine Stimme zitterte leicht, als er zu sprechen anfing. Und sie klang so schüchtern, so zag und demütig, wie wenn der junge Priester, vor dem Allerheiligsten, die Gesänge seines ersten Meßopfers anstimmt.

Da wurden die Leute unruhig. Man hüstelte und scharrte mit den Beinen. Seine Stimme wurde nun noch leiser, noch zaghafter, verlor sich in einem kaum hörbaren Flüstern, und nun schwieg er plötzlich. Schwieg und starrte mit feuchten Augen in die Menge.

Die Leute horchten eine Weile. Dann wurden sie ungeduldig. Welche murrten. Andere lächelten geringschätzig oder mitleidig. Und wieder andere gaben ihren Unmut durch beleidigende Zurufe ganz offen kund.

Das brachte den Redner, wie mit einem Zauberschlag, wieder zu sich selbst. Und ein gewaltiger Zorn stieg in ihm auf. Wie? Er erschauerte in tiefstem Mitgefühl mit diesen Menschen da unten, und die begriffen nichts, so gar nichts von dem, was in seiner Seele vorging? Sein Schweigen war ihnen bloß Schwäche? Bloß erbärmliche Unfähigkeit, der Gedanken lückenlose Kette, Glied auf Glied, mit gleichem Schwung zu schweißen? In diesem Augenblick verachtete er die da unten so gründlich, so innig er sie eben noch geliebt hatte. Mit kedem Ruck erhob er das Haupt, gebieterisch blitzten seine Augen über die Menge, und mit klangvoller, weithin tönender Stimme begann er zu sprechen. Und je weiter er in seiner Rede fortschritt, je stärker die Wirkung seiner Worte war, je atemloser die Leute lauschten, je andächtiger sie an seinen Lippen hingen und in Verehrung zu seinem strahlenden Antlitz aufblickten, um so weiter entfloh seine Seele. Und als er endlich, unter brausendem Beifall, geendet und hundert dankbare Hände sich ihm entgegenstreckten, da sah er mit leerem, erstauntem Blick in die Menge, wie in ein sinnlos tobendes Element.

Aphorismen. Von Alfred Friedmann.

Glücklich der Gatte, der als der zweite Mann seiner Witwe wieder auf die Welt kommen möchte!

Die Pflicht runzelt die Stirn, wenn man ihr ausweicht; folge ihr, sie lächelt.

Der Greis bereut, wessen der Jüngling sich berühmte.

Der Person, von der man sagt, man sage ihr alles, sagt man nur die Hälfte.

Der Fortschritt kommt nur vom Individuum.

Der größte Egoismus in einer glücklichen Ehe ist, zuerst zu sterben.



Die Ankunft des Dampfers „Hansa“ der Hamburg-Amerika Linie mit 1000 Deutschamerikanern an Bord in Hamburg am 17. Mai: Begeisterte Begrüßung der amerikanischen Gäste durch die hamburgische Bevölkerung am Landungsplatz



Geh. Hofrat Prof. Dr. Karl v. Linde, Professor an der Technischen Hochschule in München, weltbekannt als Erfinder eines Verfahrens zur Verflüssigung der Luft, begeht am 11. Juni seinen 80. Geburtstag.



Die Einweihung des vom ehemaligen Großherzog von Mecklenburg-Schwerin den im Weltkriege gefallenen mecklenburgischen Staatsforstbeamten gewidmeten Jägerdenkmals, einer Schöpfung des Bildhauers Prof. Hugo Berwald-Berlin, im Schloßgarten zu Ludwigslust. × Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg. (Hofphot. F. Esch, Ludwigslust.)



Prof. Dr. Georg v. Hauberrisser, berühmter Architekt, Erbauer des Münchner Rathauses und der Münchner Paulskirche, Ehrenbürger der Stadt München, † im Alter von 81 Jahren am 17. Mai.



Prof. Dr. phil. h. c. Otto Ubbelohde, feinsinniger hessischer Landschaftsmaler, Zeichner und Radierer, hervorragender Buchillustrator (Grimms Märchen), † am 9. Mai, 55 Jahre alt.



Geh. Rat Prof. Hermann Prell, bekannter Historienmaler und Bildhauer, Professor an der Dresdner Akademie, † am 19 Mai im 68. Lebensjahre. (Phot. Hugo Erfurth Dresden)



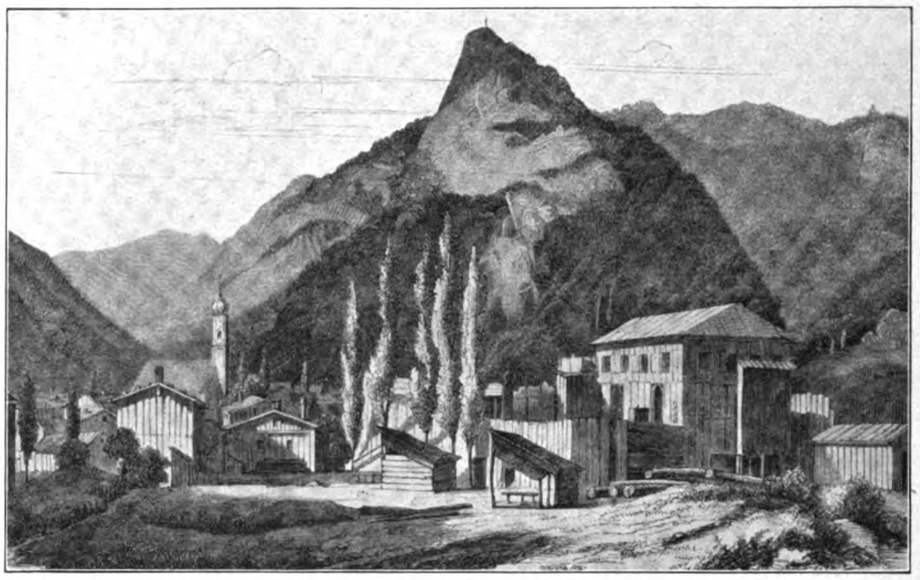
Vom Stapellauf des Stinnes-Dampfers „Karl Legien“, des jüngsten Schiffes unserer wiedererstehenden Handelsflotte, in Wilhelmshaven am 20. Mai. 1. Oberpräsident Noske. 2. Hugo Stinnes. 3. Admiral Behnke. 4. Reichspräsident Ebert. 5. Frl. Cläre-Nore Stinnes, die den Taufakt vollzog.



Empfang des Wiener Männergesangvereins in Berlin am 21. Mai: Ankunft der Wiener Sänger am Anhalter Bahnhof und Begrüßung durch Ehrenjungfrauen. Sämtliche Berliner Gesangvereine hatten mit ihren Fahnen am Bahnhof Aufstellung genommen.

Oberammergau einst und jetzt. / Von Gustav Herrmann.

Tempora mutantur, nos et mutamur in illis — dies kirchenlateinische Wort vom Wandel der Zeiten, mit dem der Wandel unserer eigenen Einstellung zu den Dingen treulich Schritt hält, läßt einige Besorgnis darüber aufkommen, wie sich wohl die revolutionierte Menschheit der Nachkriegszeit zu dem altehrwürdigen Mysterienspiel stellen wird, das die Oberammergauer Bürger und Bildschnitzer in treuer Erfüllung eines Gelübdes vom Jahre 1633 nach zwölfjähriger Pause heuer wieder vorführen. Wird „der Passion“, wie man im Oberlande sagt, fähig sein, die Pest des entgötternden Rationalismus, der Ehrfurchtslosigkeit vor Überkommenem, der Illusionslosigkeit aller Glaubenslehre gegenüber ebenso, wenigstens auf Stunden, zu bannen, wie er die körperliche einst verlöschen ließ und den Zorn des vergeltenden Gottes sänftigte? Gewiß, an Besuchermassen wird es dem Spiele nicht fehlen, das bewies schon der an 4300 Köpfe zählende Andrang zur Hauptprobe, die am 9. Mai unter den glücklichen Auspizien eines blauen, sonnedurchtränkten Himmels stattfand. Aber die feierliche Darstellung vom Leiden und Opfertode des Mensch gewordenen Gottessohnes, der die Schuld der ganzen Welt auf sich nimmt, ist doch viel mehr als eine Sensation, ein Anderes denn ein — Spektakel, das jeder gesehen haben muß, so er etwas auf sich hält. Uns Deutschen soll sie zum mindesten ein Dokument unserer Kultur sein, den Oberammergauern ist sie heiliges Pflichtgebot.



Ansicht von Oberammergau mit dem Passionsspielhaus im Jahre 1850. Nach einer zeitgenössischen Zeichnung aus der Leipziger „Illustrirten Zeitung“.

Oft wandelte sich im Laufe der Jahrhunderte die textliche Fassung, vom Benediktbeurer Osterspiel des 13. Jahrhunderts, über die um 1535 vom Augsburger Meistersinger Sebastian Wild verfaßte Tragödie „Um den Leyden und sterben auch die Auferstehung unseres Herren Jesu Christi“, zum jetzt gespielten Buche, dem vor allem Pater Dr. Othmar Weis 1811 dauernde Gestalt gab, die nur noch, neben den Abänderungen des Manuskriptes von 1815, im Jahre 1860 durch seinen Schüler Alois Daisenberger, pietätvoll revidiert wurde. Das Spiel wurde so in die komödienferne Würde erhoben, in der wir es jetzt auf uns wirken lassen können; ganz besonders wurden die grotesken Teufelsszenen beim Tode des Judas, deren das naive Volksbedürfnis des Mittelalters nicht entraten konnte, gestrichen. Die anfänglich stiefmütterlich behandelte Passionsmusik schuf in harten, von Unglücksfällen aller Art heimgesuchten Kämpfen innerhalb der Jahre 1810 bis 1820 der Lehrer und Chorregent Rochus Dedler, ein Oberammergauer Wirts- und Metzgerssohn. Die bisweilen Mozartisch anmutenden Weisen, Chöre, Soli und korrespondierenden Gesänge erhielten eine Anpassung an die neuzeitlichen Erfordernisse durch den Passionsmusikdirigenten von 1900, Ferdinand Feldigl, den äußerst verdienstvollen Verfasser des diesjährigen offiziellen Führers.

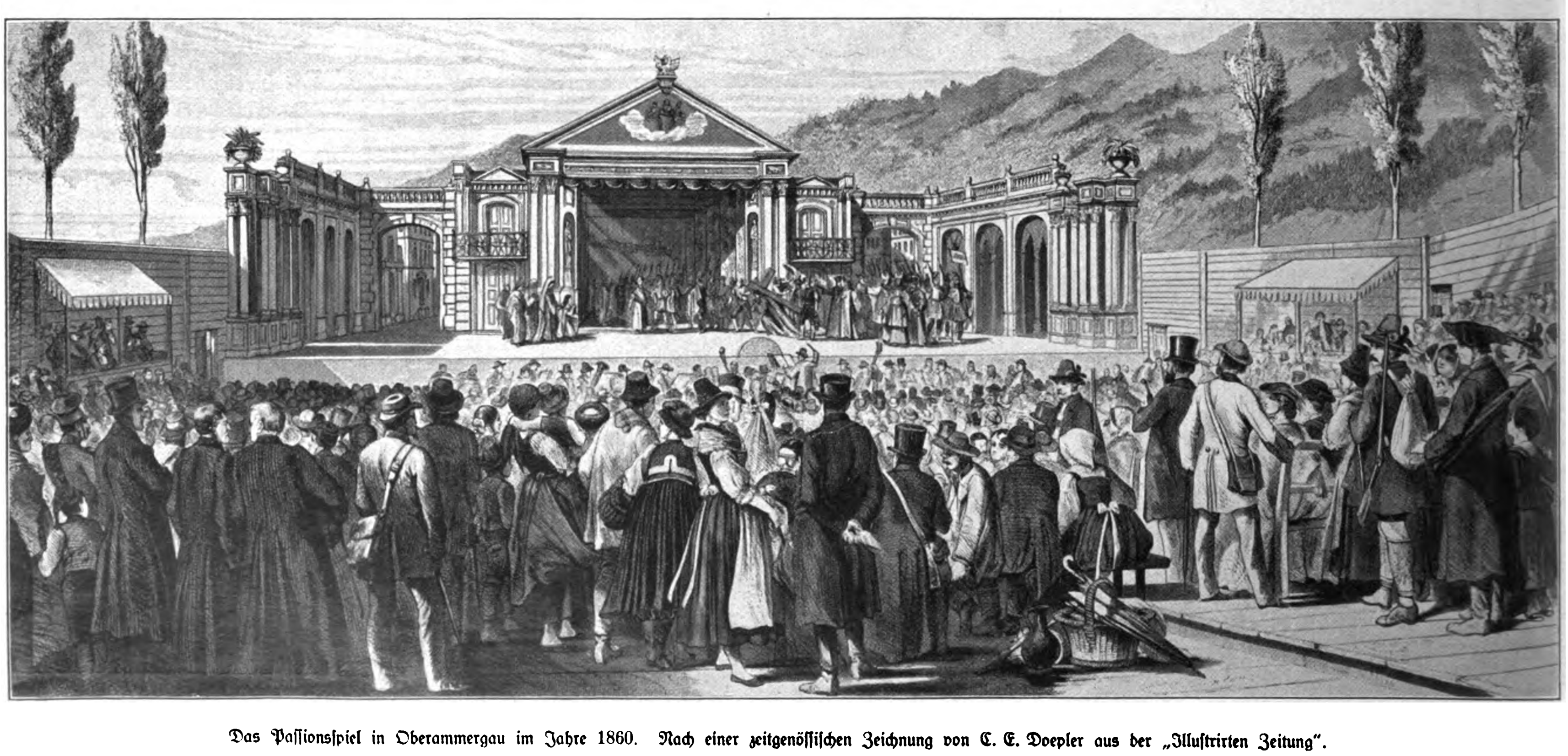


Oberammergau im Jahre 1880: Auf dem Heimweg nach Schluß des Passionsspiels. Nach einer zeitgenössischen Zeichnung von E. Horstig aus der Leipziger „Illustrirten Zeitung“.

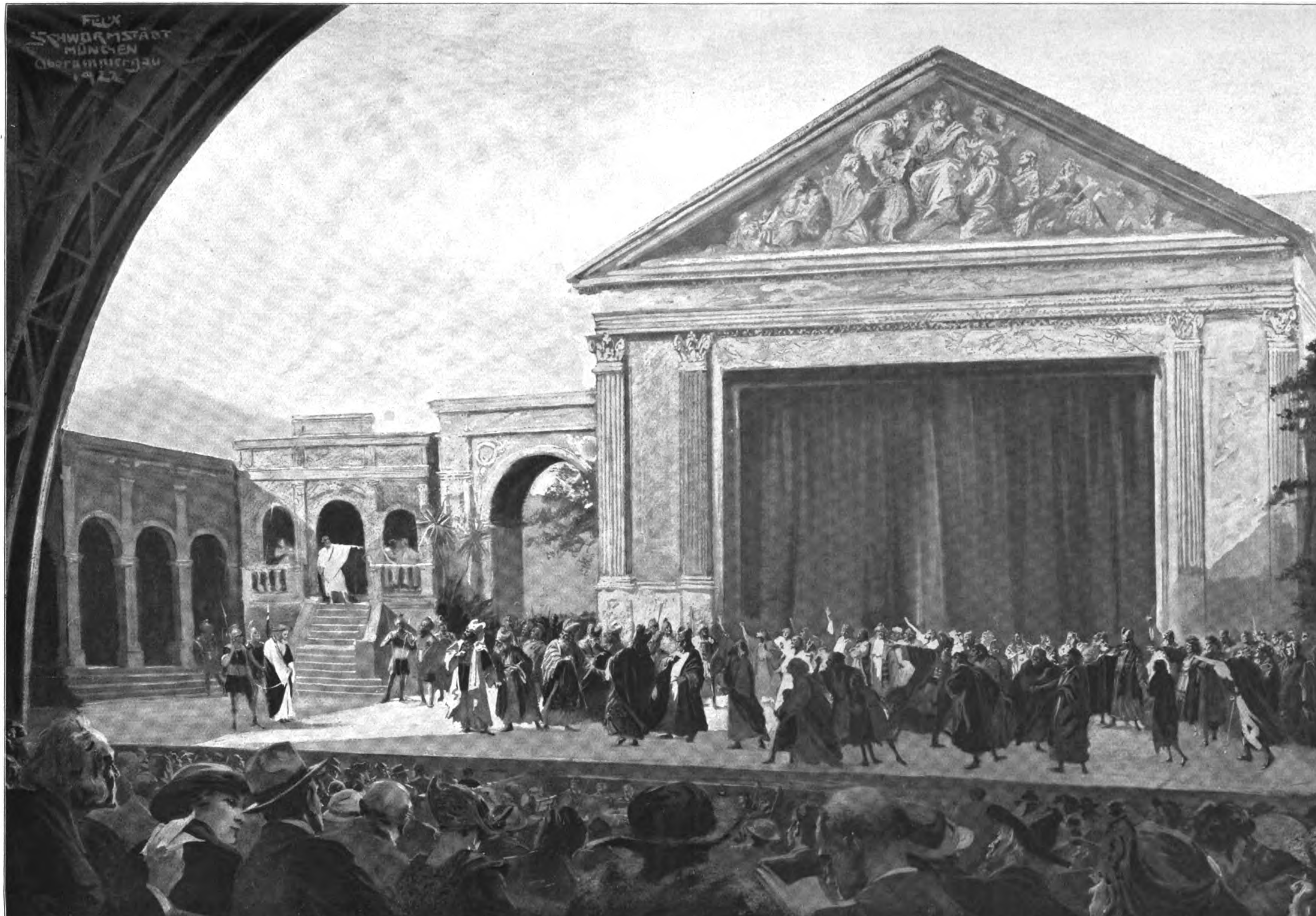
Kaum geringer waren die Wandlungen des Schauplatzes für das geistliche Spiel. Ursprünglich galt als Bühne lediglich der Altar. Bald aber fand sich von selbst, besonders durch das Kirchenverbot gegen die Weihnachts- und Osterbühne, die heutige Einteilung in eine Vorbühne für die Handlungen im Freien, eine Hauptbühne für die internen Szenen und die Seitenbühnen — für die Gassen, das Kaiphas- bzw. Annas- und das Pilatushaus. „Bruck“ hieß die Hauptbühne mit schließbarem Vorhang, „Vorbruck“ das offene Proszenium. Der erste Passionsspielplatz war der Gottesacker, unmittelbar an der Nordseite der Kirche. Die Sitzplätze auf offener Tribüne. In den Jahren 1820 und 1830 wird die Bühne im Empirestil auf dem jetzigen Platze errichtet, 1840 wird sie in griechische Architektonik gekleidet, 1870 und 1880 wird der Zuschauerraum vergrößert, 1890 durch Verlegung der Häuser des Pilatus und Annas an die Seitenabschlüsse abermals mehr Bühnenraum gewonnen. Die neue, in mächtiger Eisenkonstruktion bogig überdeckte Zuschauerhalle wurde ebenfalls für das Jahr 1870 geschaffen.

Noch weit größerem Wechsel als das Werk und seine Schaustätte war aber die Umwelt untertan, für die es in Erscheinung trat. Innerlich und äußerlich, durch geschichtliche Vorgänge, ethische Begriffsverschiebungen, Verkehrswandlungen bot jede neue „Passion“ ein anderes Bild. Das erste Parkett war eine strenggläubige, um Erlösung von der Gottesgeißel Pest flehende, sich sündenbekennend an die Brust schlagende Gemeinde.

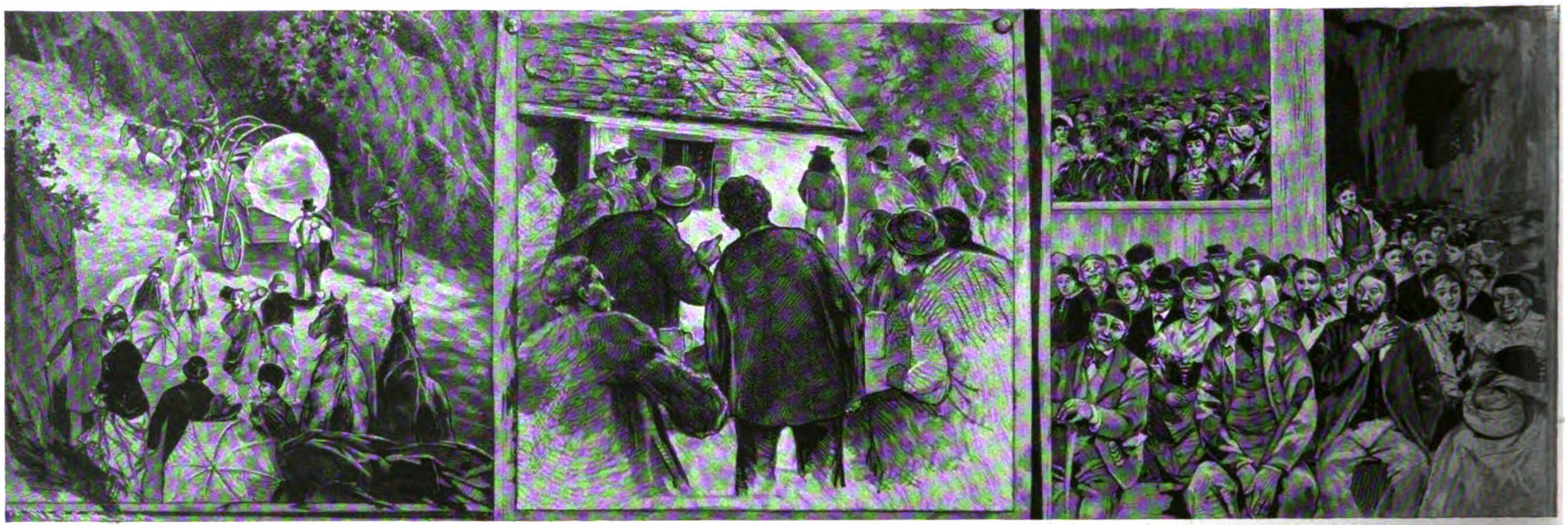
Bald aber strömten Schaulustige aus der Umgebung zu Fuß und auf blumengeschmückten Wagen herbei — bunte Trachten drängten sich neben der Bürgerpelzschaube



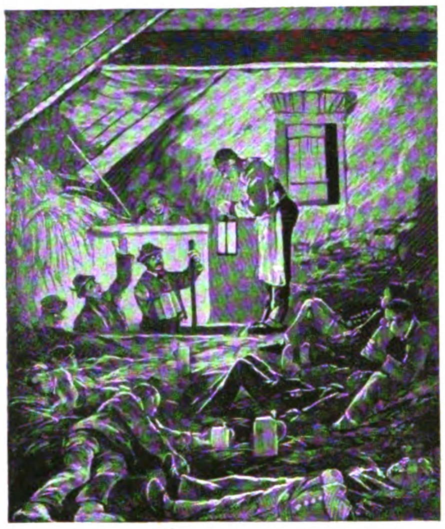
Das Passionsspiel in Oberammergau im Jahre 1860. Nach einer zeitgenössischen Zeichnung von C. E. Doepler aus der „Illustrirten Zeitung“.



Von den diesjährigen Oberammergauer Passionsspielen: Christus vor Pilatus. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.



Oberammergau im Jahre 1880: Augenblicksbilder aus dem Zuschauerkreise. Nach zeitgenössischen Zeichnungen von E. Horstig aus der Leipziger „Illustrirten Zeitung". Links: Den Ettaler Berg hinauf. Mitte: Ein Künstler des Passionsspiels. Rechts: Das Publikum während der Vorstellung.



Oberammergau im Jahre 1880: Nachtquartier auf dem Heuboden.

Würden alle, die hier zusammenkommen, sich willig dem tiefen Sinne des Mysteriums hingeben, das ebensogut englisch wie deutsch, indisch-brahmanisch wie katholisch-christlich zu unserem inneren Menschen sprechen kann — Oberammergau könnte die Aufgabe lösen, die in Genua gestellt wurde. Und gerade deshalb ist es ein hoher Ruhm für die Darsteller und zugleich ein köstliches Ziel, die alte klangvolle Tradition so würdig bewahrt zu haben, wie es diesmal von neuem geschieht. Namen wie Johann Georg Lang, der uns das Erlebnis des in Sturmflut der Empörung wider das Pilatushaus um Christi Blut gewiegelten Judenvolkes schenkt, Ludwig Wittmann, der Meister des Orchesters, der altliebe Prologus Anton Lechner, Chorführer Guido Diemer, Sohn Zenos und Enkel Wilhelmine v. Hillerns, Anton Lang (Christus), Guido Mayr (Judas), ein neu aufgetauchter Schauspieler von Rang, Hugo Rutz, der sprachgewaltige Kaiphas — sie und fast alle des



Oberammergau im Jahre 1880: Morgentoilette am Brunnen.



Gruppe mitwirkender Jungen mit den für das Spiel erforderlichen „langen" Haaren.

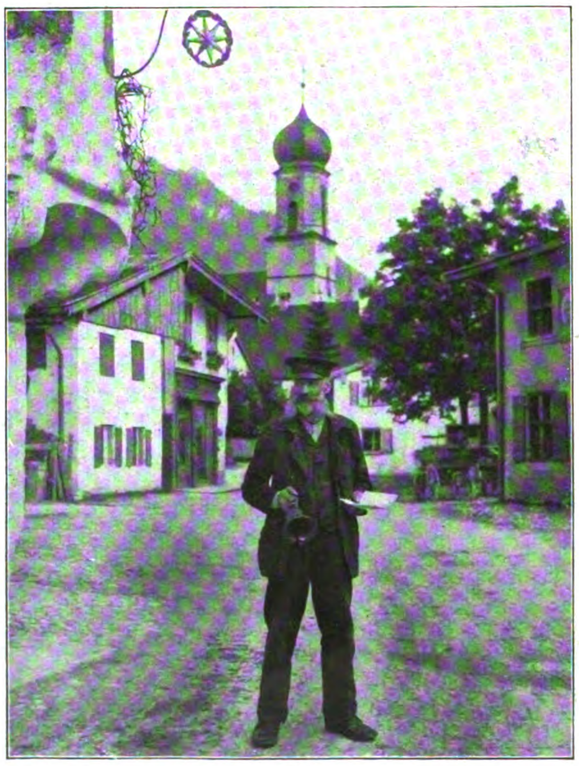
der Oberammergauerin. Nun hat das internationale Allerweltskleid die oberländlerische Lederhose und den Janker abermals in den Hintergrund gedrängt. In elektrischen Fernzügen, staubumwölkten Autos, an Bord knatternder Riesenvögel eilen die Tausende herbei; fast symbolisch muten die zitronengelben, amphitheatralisch aufgebauten Kraftwagen einen an, die mit metergroßen Lettern sich „Faun" nennen. Das Heidentum sucht das Christentum auf. Allversöhnung, Bund der Geister und Völker. Noch frappiert uns der Christuskopf unseres Gepäckträgers unter roter Lacklederrnummernmütze, freut uns hie und da ein Grützner-Pfäfflein, eine wettergebräunte, sehnige Gebirgsgestalt, ein charakteristischer Künstlerkopf — eine verwitterte Bäuerin aus Niederbayern.

diesjährigen Spiels werden in goldenen Lettern das Passionsgeschichtsbuch Oberammergaus zieren. Und der unermüdliche Bürgermeister Wilhelm Rutz sorgt durch energische Vertretung kluger Finanzpolitik dafür, daß jeder Zug der Geschäftlichkeit fernbleibt.

So möge denn das hohe Kreuz des Kofels freundlich leuchten über dem lieblichen Ammertale, den traulichen, bemalten und schnitzwerkgezierten Häusern, den Stätten der Holzbildhauerkunst, dem Geburtshause Ludwig Thomas, dem Sterbehause des Dichters der „Morgenröte", Josef Ruederers, der historischen Krippe in Mesner Langs Heim. Vor allem aber über der Weihestätte und seinem werktätigen Spielervölkchen. Dank diesem Idealismus, der uns wieder Glauben schenkt an den Gott im Menschen!



Oberammergauer Mädchen im Sonntagsstaat.



Straßenbild aus Oberammergau. Der Gemeindediener Peter, ein Oberammergauer Original, ruft die Mitglieder zu den Proben.



Blick auf Oberammergau mit dem Passionstheater. Im Vordergrund: Abgabe eines Böllerschusses zum Zeichen des Spielbeginns.



Alte Oberammergauerin in der Sonntagstracht.

Von den Oberammergauer Passionsspielen 1922.









Tiroler Berge: Aus den Hohen Tauern und den Ötztaler Alpen.

Oben links: Blick auf die Granatspitzgruppe. Im Mittelgrunde: Der Weißsee und die Rudolfshütte. — Oben rechts: Aus dem Kapruner Tal; Blick auf das Wiesbachhorn. Links unten der Talschluß des Moserbodens; in der Mitte der Karlinger Gletscher. — Unten links: Der Großglockner und das obere Ködnitz-Kees. — Unten rechts: Anstieg zur Wildspitze; Taschachferner mit Brochkogel. (Nach photographischen Aufnahmen von Richard Voigtländer, Leipzig.)

Jul. Seidlers plastische Hauszeichen.

Von Dr. Georg Jacob Wolf.



Relief im Weinkeller des Schlosses Stein im Erzgebirge.



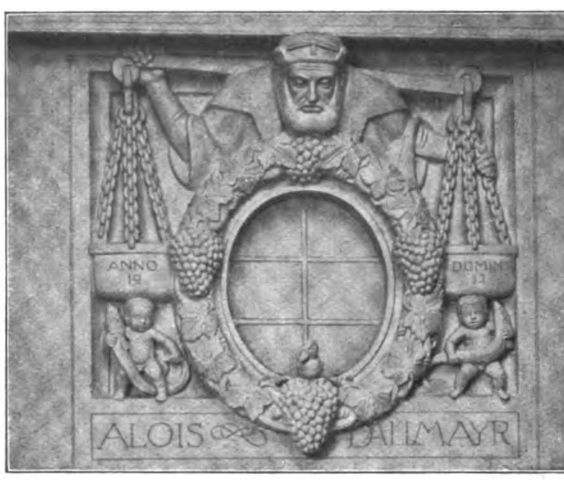
Hauszeichen an einem Metzgerhaus in Pforzheim.

Eine schöne, von hoher und doch schlichter Kunstgesinnung unserer Vorfahren zeugende Sitte bestand in der Verzierung der Häuser durch sogenannte „Hauszeichen“. Sie prangten teils in Freskomalerei, teils als Steinplastiken, teils auch als beachtenswerte Leistungen des Kunsthandwerks, in Metall, Holz oder Keramik ausgeführt, an öffentlichen wie an privaten Gebäulichkeiten. Wer heute etwa durch alte fränkische Städte geht, der stößt bald auf ein Haus „Zum Elefanten“, „Zum Einhorn“, „Zum Dromedar“, oder er fragt sich, was wohl die beiden Pferdeköpfe da oben bedeuten sollen, er freut sich des schönen Hauszeichens am Gebäude der Stadtwage und liest mit Behagen die Inschrift unter dem als sprechendes Abzeichen an der Stadtmetzg angebrachten Ochslein. Jedes Haus erhält so durch sein Abzeichen Charakter und Eigenart, ist vom Nebenhaus unterschieden, wirkt heimatlich und individuell, ist besonders in seiner Eigenschaft als Heimstätte eines Handwerkers oder Gewerbetreibenden deutlich gekennzeichnet.

Die Zeiten verschütteten den schönen Brauch. In der jammervollen Periode der Vernüchterung der deutschen Baukunst, die nach den Befreiungskriegen einsetzte, verschwand auch das Hauszeichen, das bis dahin als notwendiger Bestandteil des guten und behäbigen Bürgerhauses wie des öffentlichen Gebäudes gegolten hatte, und erst als in den siebziger Jahren die deutsche Architektur — in der Hauptsache vom deutschen Süden her — neue Impulse erfuhr, kam der Brauch schüchtern wieder in Aufnahme. Obwohl er von Heimat- und Kunstpflegevereinen nach Kräften gefördert wurde und allerseits Anregungen in diesem Sinne erfolgten, blieb es im allgemeinen bei Ansätzen. Der Hauptgrund für die Zurückhaltung wird darin zu suchen sein, daß es an den rechten Künstlern gebrach, deren Art und Wesen, deren Reichtum an Phantasie und Gestaltungskraft diese kleine reizvolle Abzweigung der angewandten Kunst zu meistern verstanden hätten.

Einen „Spezialisten“ des plastischen Hauszeichens, einen an heiteren, ziervollen Einfällen ungemein reichen und in Hinblick auf die Formgebung eigenartigen und künstlerisch feinfühlenden Meister, besitzt München in Professor Julius Seidler. In Konstanz 1867 geboren, dann Schüler der Karlsruher und zuletzt der Münchner Akademie unter Ruemann, hatte er im Atelier Anton Pruskas sich der Architekturplastik zugewandt, die er, seit nun mehr als zwei Jahrzehnten selbständig arbeitend, um manches Stück, das im Münchner Stadtbild entscheidend mitspricht, bereicherte. Seidlers Eigenart, die in die herkömmliche, im Dienste der Baukunst wirksame Bildhauerei eine ganz neue Note hineintrug, brauchte nicht lange im verborgenen zu blühen. Die Münchner Baukünstler bedienten sich ihrer und waren auf einen Mitarbeiter wie Seidler stolz: war er doch wie kaum ein zweiter berufen, durch seine schmuckfrohe Kunst die Zweckstrebigkeit und konstruktive Sachlichkeit eines Bauwerkes aufzulockern und aufzuhellen, den Zug des Amüsanten, des künstlerisch Spielenden, hinter dem gleichwohl das ganze Gewicht des ernsthaft Schaffenden steht, in ein architektonisches Gebilde hineinzutragen. Gabriel v. Seidl war ziemlich der erste, der Seidler für seine Bauten heranzog, er und andere Meister des Zirkels und Senkbleies beriefen Seidler auch zur Mitarbeit an großen Arbeiten, die außerhalb München entstanden. So kam es, daß zwei Hauptwerke Seidlers fern seiner künstlerischen Wahlheimat in die Erscheinung traten: der überaus reiche Schmuck des Rathauses in Bremen und die plastisch-dekorative Ausgestaltung des von Emanuel v. Seidl erbauten Schlosses Stein im Erzgebirge. Anderes freilich wuchs in München empor. Der prächtige Schmuckerker an Hönig-und-Söldners Geschäftshausbau an der Kaufinger-Straße, an entscheidender Stelle des Stadtbildes, und der figürliche Schmuck des Angerklosters seien hier, um von vielem einiges besonders Gelungenes hervorzuheben, namentlich erwähnt.

Wo der Charakter des Baues strengere Einfachheit heischt oder die für dekorative Zwecke ausgeworfenen Mittel zur Einschränkung zwingen, bedient sich Seidler gern des alten Hauszeichens, dem er, selbst ein Freund alten künstlerischen Brauches und in der originellen künstlerischen Formensprache abgeklungener Zeiten wohlbewandert, seine ganze Liebe entgegenbringt. Da kann sich seine immer wache, immer webende Phantasie ausleben und sein unversieglicher Humor ausschwingen. An der Fassade des Weinhauses Kurtz z. B. wird ein Relief in Muschelkalk eingelassen, das einen Putto in einem üppigen Rebengerank, von Trauben durchglüht, zum Gegenstand hat. Ein ähnliches Motiv kehrt wieder im Rotweinprobekeller des Schlosses Stein: nur daß da die Fassung noch knapper wurde und an Stelle des Puttos ein allerliebstes — Affchen trat. Über dem Portal eines Pforzheimer Schweinemetzgerhauses prangt in unübertrefflicher Fülle und Fettigkeit ein Mastschwein, aber schon hat das Knäblein das Messer gezückt — ein lustiges, in seinem architektonisch klaren Aufbau unvergeßliches Motiv. Über dem Eingang des Lebensmittelhauses Dallmayr in München erblickt man den Kaufmann mit der überlebensgroßen Wage, am Warenhaus Tietz in München, das mit Gütern aller Art beladene Botenfuhrwerk, wie es einst die bekannteste Staffage altbayrischer Landstraßen bildete. An der Fassade des Geschäftshauses der Kleiderfabrik von Isidor Bach in München treiben Putten mit Schere und Bügeleisen ihr munteres Wesen, und an der Nürnberger Filiale dieses Hauses ist, in geschickter Edlösung aus dem Relief in die Rundplastik übergehend, das vielberühmte Schneiderlein mit dem Ziegenbock angebracht. Das Rappeneck und Schöne-Turm-Eck in München ziert Seidler mit Bildwerken aus, die den alten volkstümlichen Bezeichnungen dieser Örtlichkeiten entsprechen. An der Poliklinik der Universität sind die Medizin-Heiligen Damian und Cosmas ins Relief gesetzt, am Angerkloster wurde in monumentaler Erscheinung der heilige Riese Christophorus als Schutzpatron des Hauses bestellt.



Hauszeichen am Geschäftshaus Dallmayr in München.

Aus der Fülle Seidlerscher Hauszeichen ist dies eine kleine Auslese. Stets sind Einfall und Form neu und eigenartig, und doch geht die stilistische Einheitlichkeit, die von einer reifen künstlerischen Persönlichkeit Zeugnis ablegt, durch die Gesamtheit der Arbeiten. Nirgends drängen sich naturalistische Züge hervor. Seidler bleibt im Stil und arbeitet die dekorativen Züge heraus, besonders bestrebt, den Schmuck stets sinnvoll und zurückhaltend in den Charakter des Bauwerkes einzuordnen.

Schöner Brauch des Hauszeichens: mögest du dich in bessere Zeiten hinüberretten! Eine Hausfassade mit pompösem plastischen Schmuck zu übersäen, daran lassen uns die wirtschaftlichen Verhältnisse im Bauwesen nicht mehr denken, aber die Hauszeichentafel müßte auch in schwerer Zeit in Wirksamkeit bleiben.



St. Damian und St. Cosmas, Hauszeichen an der Poliklinik in München.



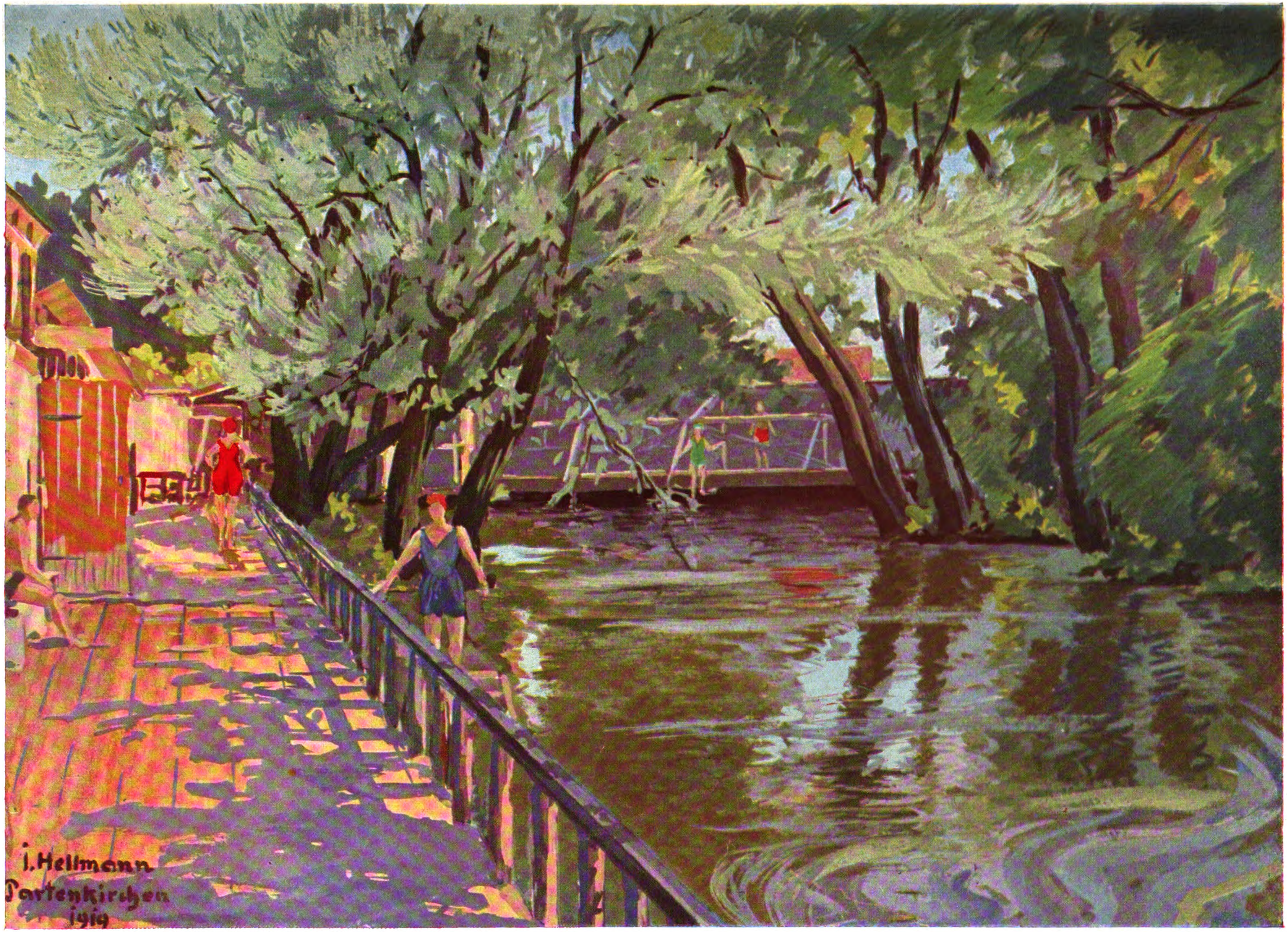
Wasser. Am Tramway-Verwaltungsgebäude in Bremen.



Vom Hause der Kleiderfabrik J. Bach in München.



Erde. Am Tramway-Verwaltungsgebäude in Bremen.



Heißer Tag. Nach einem Gemälde von J. Hellmann.

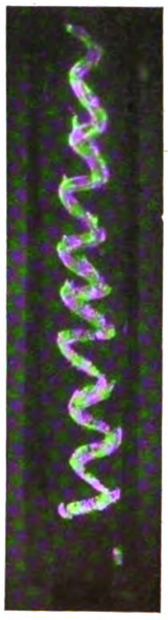
Leuchtende Bakterien.



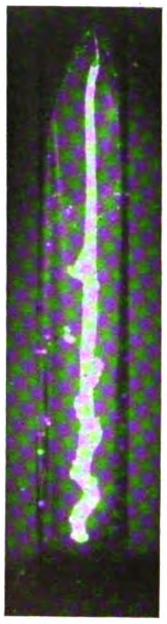
1. „Petri-Schalen-Reinkultur" von Leuchtbakterien im Anfang der Entwicklung. Bei einer Belichtungsdauer von 9 Stunden im eigenen Licht aufgenommen. 1/2 natürlicher Größe.

Wenn man zur Nachtzeit einen Raum betritt, in dem durch mehrere Tage hindurch tote Seefische oder gewöhnliches Schlachtviehfleisch aufbewahrt wurde, so wird man höchst erstaunt sein, auf einzelnen Fleischstücken ziemlich helle, grünlichweiße Lichtpunkte wahrzunehmen, die vermöge ihrer Helligkeit gestatten, auch die Umrisse des Fleischstückes zu erkennen. Diese einzelnen Lichtpunkte stellen die Kolonien gewisser Arten von Leuchtbakterien (am häufigsten Bacterium phosphoreum) dar, die sich nicht gleich einstellen, sondern erst dann, wenn sich das Fleisch dem ersten Fäulnisgrad nähert und die Bakterien zu üppiger Entwicklung gelangen können. — Bringt man nach den in der Bakteriologie angewendeten Methoden mittels einer keimfreien Platinnadel ein wenig von der leuchtenden Substanz — den Leuchtbakterien — in Reagenzgläschen mit einem geeigneten künstlichen, gleichfalls keimfreien Nährsubstrat, der sogenannten „Nährgelatine", so gelingt es dadurch, sogenannte „Reinkulturen" der Leuchtbakterien zu erhalten, und an solchen Kulturen lassen sich deren Eigenschaften genauer beobachten. Das von solchen Kulturen ausstrahlende Licht ist z. B. kräftig genug, um bei Pflanzenkeimlingen heliotropische Krümmungen zu bewirken. Wenn man nämlich Keimlinge unter völligem Abschluß anderen Lichtes nur dem Lichte einer Kultur von Leuchtbakterien aussetzt, so zeigt es sich, daß sich schon nach Verlauf von ein bis zwei Tagen die Keimlinge zum Bakterienlichte hingewendet, sich „heliotropisch" gekrümmt haben.

Selbstverständlich wirkt das kalte Licht der Leuchtbakterien durch seinen Reichtum an blauen Strahlen auch auf die photographische Platte kräftig ein, und es gelingt leicht, Kulturen der Leuchtbakterien in ihrem eigenen Lichte zu photographieren. Jedoch muß dabei in Betracht gezogen werden, daß zur Erzielung guter Bilder wegen der relativ geringen Lichtintensität des Bakterienlichtes eine stundenlange Belichtungsdauer erforderlich ist.



3. Reinkultur von Leuchtbakterien i. Reagenzglasröhrchen. Die Kultur zeigt durch die Art der Impfung schlangenförmiges Wachstum auf dem Nährboden. Eigenlichtaufnahme bei 10-stündiger Belichtungsdauer. Natürliche Größe.



4. Ähnliche Reinkultur von Leuchtbakterien wie in Abb. 3. Durch die längere Einwirkung des Bakterienlichts (12 Stunden) auf die photographische Platte sind auch hier die Umrisse des Glasröhrchens ähnlich wie bei Abb. 3 zu erkennen. Nat. Größe.

Die in unseren Gegenden beobachteten Leuchtbakterien, die das spontane Leuchten des Fleisches usw. hervorrufen, finden sich auch regelmäßig im Meerwasser, und aus diesem Umstande erklärt sich nun eine merkwürdige Eigenschaft der Leuchtbakterien, daß nämlich die Photobakterien in hohem Grade halophil sind. Legen wir z. B. Fleischstücke (gewöhnliches Rind- oder Pferdefleisch) in Glasschalen und füllen in diese bis zur Hälfte eine dreiprozentige Lösung von chemisch reinem Kochsalz, so zwar, daß die Fleischstücke noch zum Teil aus der Flüssigkeit herausragen, bedecken dann das Ganze mit einem Glassturze und stellen die Schalen in einem kühlen Zimmer schattig auf, so tritt bereits nach zwei bis vier Tagen die Lichtentwicklung auf; denn die Leuchtbakterien gedeihen und leuchten bei weitem besser, wenn sie einen Überschuß an Kochsalz, das ja im gewöhnlichen Fleisch wohl vorhanden ist, vorfinden.



2. Dieselbe Kultur wie in Abb. 1 auf dem Höhepunkte ihrer Entwicklung. Durch das starke Licht sind, im Gegensatz zu Abb. 1, auch die als Kulturbehälter dienenden runden Glasschalen in ihren Umrissen sichtbar geworden. Aufgenommen bei 7stündiger Belichtungsdauer im eigenen Licht. 1/2 natürl. Größe.

Fragen wir nach der Natur des Leuchtens selbst, so wurde durch eingehende Untersuchungen festgestellt, daß ein Oxydationsprozeß vorliegt; aber welcher Stoff eigentlich der Träger der Lichterscheinung ist, bzw. auf welchen chemischen Vorgängen sie beruht, ist noch in geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Manche Forscher nehmen an, daß in den Bakterien ein besonderer Stoff — das Photogen — gebildet werde, auf dessen Gegenwart das Leuchten zurückzuführen sei; andere wieder vertreten die Ansicht, daß ohne eine besondere Leuchtstoffbildung das Leuchten lediglich eine physiologische Funktion der Bakterienzelle darstelle. Wie dem auch sei, feststehend ist, daß die Lichterscheinung an die lebende Pflanze gebunden ist und sogleich erlischt, wenn die Bakterien ungünstigen Lebensbedingungen ausgesetzt oder getötet werden. Ewald Schild, Wien.

Die Steinsburg bei Römhild.

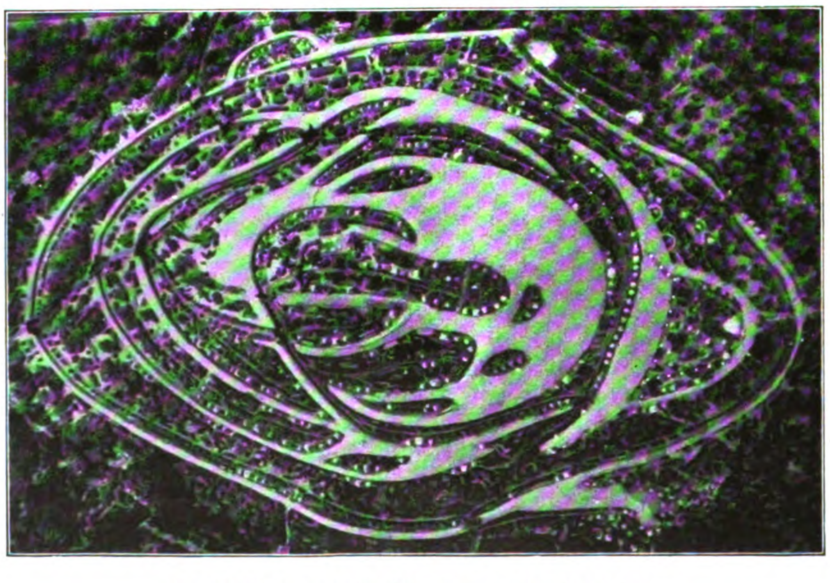
Mitten aus der thüringisch-fränkischen Ebene, zwischen den Städten Hildburghausen und Römhild, erhebt sich ein Bergzwilling, der Große und der Kleine Gleichberg, der durch seine prähistorische Bedeutung die größte Aufmerksamkeit verdient. Gewaltigen Wasserströmen der letzten Glazialzeit verdankt er seine Entstehung. Die Basaltkuppen beherrschen eine Fläche von 6000 Quadratkilometern, haben also in ihrer dominierenden Lage kaum einen Konkurrenten. Schon in neolithischer Zeit war von beiden Bergen der kleinere, die Steinsburg, besiedelt. Dann wurde diese ein Hauptkultplatz der Kelten, die ihr Heiligtum mit drei gewaltigen Mauerringen umgaben und eine Blütezeit der Bronzetechnik entstehen ließen. Sie pflegten Verbindungen nach den Mittelmeerländern, bezogen von dort ihre Rohbronze und ihr Saatgetreide. Die Formen ihrer gewerblichen Erzeugnisse deuten auf Bekanntschaft mit den Etruriern hin. Auch Glas und Bernstein waren ihnen bekannt,

Die von Norden kommende germanische Invasion nötigte die Kelten, um 400 v. Chr. die Steinsburg zu räumen und nach den Alpengebieten auszuweichen. Lange Zeit lag dann der Berg verödet. Dann fiel er in das Interessengebiet der sich nach Süden hin ausbreitenden Cherusker, die ihn zu einem gewaltigen Brückenkopf gegen chattische Bedrohungen um- und ausbauten. An Stelle der alten Mauern trat ein raffiniert ausgedachtes Wallsystem, das noch in seinen heutigen Resten unsere Bewunderung alter Festungsingenieurkunst hervorruft. Unter den Cheruskern wurde die Steinsburg nicht allein ein Kultplatz Wodans, sondern auch eine hervorragende La-Tène-Station. Die Cherusker waren Meister in der Eisengewinnung und -verarbeitung. Viele Tausende von Funden an Waffen und Werkzeugen legen beredtes Zeugnis von ihrer technischen Fertigkeit ab. Cheruskische Waffen waren ein vielbegehrter Handelsartikel. Der cheruskischen Reiterei war die römische nicht gewachsen; sie entschied auch den Sieg im Teutoburger Wald. Die Ermordung des Arminius brachte den Zerfall der cheruskischen Macht. Diese sah sich wegen der Grenzgefahren im Westen, Norden und Osten gezwungen, sich nördlich des Thüringer Waldes zu konzentrieren. Die Steinsburg mußte als Brückenkopf aufgegeben werden, und damit war ihr Geschick besiegelt, ihre Kultur für immer erloschen. Die Hermunduren drangen in das Werratal ein und stießen im Jahre 58 n. Chr. mit den vorrückenden Chatten wegen des Besitzes der Salzquellen zusammen. Sie siegten und wurden Herren des Landes, auch der Steinsburg. Aber eine neue Kulturperiode konnte auf ihr nicht mehr entstehen. Dazu waren die Zeiten zu unruhig geworden. Aus dem Norden kamen Semnonen, Alemannen, Markomannen, dann auch die Angeln und Warnen. Letztere brachten den Thordienst mit. Es entstand ein Völkergemisch, in dem Angeln und Warnen den Kern bildeten. Auf der Steinsburg mögen die Abgesandten der verschiedenen Volksstämme zusammengekommen sein, um sich zu der neuen Götterlehre zu bekennen, d. h. Eidgenossen Thors zu sein. Sie nannten sich nunmehr Thoringe. Daraus entstand wohl der Name der Thüringer. Daß die Steinsburg ihre Würde als Kultplatz noch lange zu bewahren wußte, geht daraus hervor, daß nach Einführung des Christentums an der Stelle des altheidnischen Altars die St.-Michaels-Kapelle entstand, die noch im 16. Jahrhundert als berühmter Wallfahrtsort bekannt war.

C. Kümpel, Leipzig.



Der Große Gleichberg (links) und der Kleine Gleichberg (Steinsburg) bei Römhild in Thüringen.



Das Wallsystem auf der Steinsburg aus der Vogelschau.



Reste einer Keltenmauer auf der Steinsburg.



Siamesische Schauspielerinnen.



Zum Schutze gegen die Flut als Pfahlbauten errichtete Eingeborenenhäuser am Menam in der Nähe der Mündung des Flusses in den Golf von Siam.



Reisboote auf dem Menam, dem größten Flusse Siams, der bei der Hauptstadt Bangkok eine Breite von etwa 400 m hat.



Siamesischer Straßenhändler (Speisenverkäufer).



Junges Mädchen aus dem Nordwesten des Landes an der birmesischen Grenze.



Wandelnde Priester, die, von Ort zu Ort, von Tempel zu Tempel wandernd, das ganze Land durchziehen. Die großen Schirme werden bei der Rast in Zelte umgewandelt.



Junges Mädchen aus dem Schan-Staat im Nordwesten Siams.

Aus dem fernen Osten: Bilder aus dem Königreich Siam in Hinterindien.



Landschaft.



Stilleben.



Junge mit roter Weste.



Sitzender Bauer.



Selbstbildnis.



Bäume.



Straßenbiegung.

Meisterwerke von Paul Cézanne in deutschem Privatbesitz.

(Hierzu der Aufsatz über den großen Bahnbrecher der modernen Malerei auf Seite 534 der vorliegenden Nummer.)

Der Dritte

Novelle von Toni Harten-Hoencke

Auf Ihren Freund könnte man wahrhaftig neugierig werden, Bob! Im Laufe der Jahre habe ich nun so viel von ihm gehört, daß er mir wie ein alter Bekannter erscheint. Ich wäre gespannt darauf, ihn endlich einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Was treibt er denn jetzt eigentlich?"

„Das mögen die Götter wissen! Ich habe in Ewigkeit keine Nachricht von ihm gehabt. Er wollte ja längeren Urlaub nehmen in diesem Sommer und irgendeine Grönland- oder sonstige Nordpolpartie machen. Vielleicht sitzt er augenblicklich in einem Eskimozelt und trägt den braven Leuten da oben deutsche Jurisprudenz vor."

„Oh, es muß furchtbar interessant sein im Norden! Ich möchte auch nach Grönland oder den Nordpol hinauf. Das wäre doch einmal etwas gründlich anderes, als man sonst tagtäglich um sich herum sieht und hört."

Ein Laut, halb Seufzer, halb unterdrücktes Gähnen, entrang sich den roten Lippen der Sprecherin.

„Wissen Sie, Bob: wenn Sie mein Bräutigam wären, würden Sie mir nicht so viel von diesem Detlev erzählen."

„Das ist richtig. Aber weil ich Ihr Bräutigam nicht bin — leider! — weil Sie sogar einen anderen zum Bräutigam erkoren haben — leider! — so habe ich gar keine Veranlassung, von meinem Freund zu schweigen. Im Gegenteil!"

„Im Gegenteil?" Die Spitze des elegant beschuhten Fußes tippte auf den Boden, und der Schaukelstuhl flog heftig auf und nieder.

„Im Gegenteil. Es macht mir Spaß, sein Lob- und Preislied zu singen und Ihnen zu beweisen" — Er brach ab und zog die Brauen zusammen. „Könnten Sie nicht um ein kleines bißchen sanfter wippen, Lizzie? Sie wissen recht gut, daß mir dieses Fliegen mit dem Stuhl auf die Dauer ein Gefühl hervorruft" —

Ein leises Lachen.

„Armer Bob! Ihre Seekrankheiten sind freilich berüchtigt. Ich werde Ihre Gefühle schonen und sanfter wippen, wenn Sie mir schnell sagen, was Ihnen Spaß macht, mir zu beweisen."

„Daß es außer Ihrem Bräutigam noch andere Männer von Wert auf der Welt gibt. Meine eigene Persönlichkeit reichte ja — leider! — zu solchem Beweis nicht aus. Aber Detlev" —

„Nun? Detlev?"

„Wer weiß, wenn Sie ihn vor Ihrer Verlobung kennengelernt hätten —! Ich bin ja der Ansicht und habe Ihnen das gleich gesagt, daß Sie mit dieser Verlobung sehr vorschnell gewesen sind."

Ein tiefes melodisches Lachen.

„Nehmen Sie sich in acht, Bob! Sie begegnen mir sonst in einem ferneren Leben noch einmal in Gestalt einer dicken, alten Unke, wenn ich als Philomele meine schönsten Lieder singe!"

Der Mann, Bob genannt, erhob sich seufzend aus dem niederen Korbsessel, in dem er nach seiner Art mehr gehockt als gesessen hatte, und reckte lässig seine langen Glieder zu ihrer vollen Höhe empor.

Da die junge Dame, die er mit Lizzie anredete, noch immer lachte, wandte er sich schweigend ab und trat an die Brüstung der Veranda.

Es war dies die behaglich ausgestattete Veranda einer kleinen, einzeln gelegenen Strandvilla. Man hatte von hier aus das Meer gerade vor sich und überblickte zur Rechten und Linken einen breiten Streifen einsamen Strandes. Sonst nichts. Denn der Badeort, dem die Villa zugezählt wurde, versteckte sich vor der hier vortretenden Küste in einer tief ins Land zurückdringenden Bucht.

Die See da draußen lag endlos und still unter blendender Julisonne. Hin und wieder nur schien sie zu blinzeln mit schläfrigen Augen, aber wachem Geiste. Dann hob sich eine lange, niedere Welle hier — und dort — und wieder hier — blitzte auf und versank —

„Man sieht, wie tückisch sie ist."

„Wer?" fragte Lizzie erstaunt.

„Die da draußen", sagte der Mann mit einem melancholischen Seitenblick von der See fort auf seine Gefährtin. „Sie dehnt sich behaglich lächelnd wie ein schönes Weib und blinzelt einen voller Tücke dabei an."

„Brr! Bobbie! Reden Sie doch ein Mal im Leben wieder etwas Vernünftiges!"

Bobbie stand abgekehrt und schwieg.

„Wissen Sie noch," ihr Ton wurde weicher, und ein feines Schwanken klang hindurch, „denken Sie noch daran, wie schöne, ernste Gespräche wir oft miteinander hatten, Bobbie?"

Er schwieg und starrte auf die See hinaus.

„Ja," sagte er endlich langsam, „das war damals —! Ist es nicht schon recht lange her? Es waren wunderschöne Abende, wenn der gute Onkel Joachim, nachdem er über seine Zeitung hinweg etzliche Male den Kopf geschüttelt, die arge Jugend endlich ganz allein ihren geistigen Spaziergängen überließ, indem er in seiner Sofaecke sanft entschlummerte! Ob ich es noch weiß, Lizzie! Wenn ich dann von Ihnen kam, erzählte ich Detlev noch manche Nachtstunde hindurch, was wir miteinander geredet hatten, überhaupt was für ein Weib Sie seien. — Na, Sie wollen ja nichts davon hören. Detlev hat mich auch jedesmal ausgelacht."

„Ausgelacht?" Der Schaukelstuhl stand jählings still, und der schlanke Fuß klopfte ungeduldig und entrüstet den Boden.

Aber der Mann an der Verandabrüstung wandte sich nicht um. Es war plötzlich Leben in seine lässigen Glieder gekommen, und er blickte angelegentlich nach rechts zum Strand hinunter.

„Merkwürdig", murmelte er vor sich hin. Dann in erhobenem Ton: „Wenn das nicht —! Aber das ist ja ganz unmöglich! Er sollte doch jetzt etwa mit den Lappländern eine Schlittenfahrt machen!"

„Was ist denn los, Bobbie? Sie werden ja ganz aufgeregt."

„Na, das soll man nicht! Er ist es wahrhaftig in höchsteigener Person! Lupus in fabula!"

Sie stand schon neben ihm. Der leere Stuhl flog klappernd auf und nieder.

„Detlev? Meinen Sie Detlev?"

Bob zeigte nach dem Strand hinüber.

„Das ist er."

„Ah!" Ein langer, prüfender Blick. „Rufen Sie ihn herbei, Bob! Ich will ihn sehen. Aber daß Sie mich nicht verraten! Ich will auch einmal meinen ‚Spaß' haben und nachher ihn auslachen!"

Bob legte die hohle Hand an den Mund und stieß einen langgezogenen Laut aus. Der Wanderer am Ufer hatte gehört.

„Er kann doch nicht ahnen, daß ich hier bin?" fragte Lizzie rasch. Bob zuckte die Achseln. „Na ja, natürlich, Sie können es nicht wissen. Aber einerlei, ich bin ein — ein Fräulein Friedrichsen meinetwegen, hören Sie, Bobbie?"

„Sie stecken voller Schnurren, Lizzie. Wozu die Komödie?"

Jetzt bat sie. Aber es kam einem Befehl gleich. Denn wer mochte solchen Augen widerstehen? Dachte Bobbie und ging dem Angerufenen entgegen.

Stürmische Begrüßungsszene zwischen den beiden Freunden; lautes Woher und Wohin, dem Lizzie belustigt zuhörte, worauf Bob den Ankömmling nach dem Hause zulenkte und man bald zu dritt in der kleinen schattigen Veranda saß.

Detlev mußte berichten, warum er im langweiligen deutschen Badeort anstatt bei Samojeden oder arktischen Eisblöcken gelandet wäre. Er behauptete, schon unterwegs gewesen zu sein, aber in Bergen plötzlich kehrtgemacht zu haben wegen einer ihm zufällig in die Hand geratenen Zeitungsnotiz, die ihn unwiderstehlich hierhergezogen habe, just nach diesem langweiligen deutschen Badeörtlein. Lizzie fragte lachend, ob man nicht erfahren dürfe, welch eine sonderbare Notiz das gewesen sei. Aber Detlev verneinte, ebenfalls lächelnd, geheimnisvoll. Es sei etwas ganz Besonderes um diese Sache. Er richtete seine klaren grauen Augen ab und zu forschend auf das Antlitz der jungen Dame, und als sie ihm fragenden Blickes dabei begegnete, sagte er ernsthaft: „Sie verzeihen, gnädiges Fräulein — Sie haben so große Ähnlichkeit mit einer anderen, meinem Freunde Bob bekannten jungen Dame. Wenigstens dem Bilde nach, das ich einstmals bei ihm sah. Meinst du nicht auch, Bob? Es ist mir gleich aufgefallen."

„Wirklich?" Freund Bob brachte diese Gegenfrage mit einer Mischung von Unschuld und Verlegenheit hervor.

„Du weißt auch, an wen ich denke, Bob. An Fräulein Lizzie von der Teut."

Noch eine kleine beklommene Pause. Dann hatte sich Lizzie gefaßt. Sie lächelte.

„Lizzie von der Teut? Ist das nicht das junge Mädchen, das sich hier kürzlich mit einem Baron Soundso verlobt hat? Ich habe davon gehört."

Bob war froh, die Spannung erleichtert zu sehen. „Da dürfen Sie sich aber geschmeichelt fühlen, mein gnädiges Fräulein! Die junge Deutsche mit dem undeutschen Namen soll eine Schönheit sein."

„Soll?" fragte Lizzie kampflustig. „Sie kennen sie ja. Finden Sie sie etwa nicht schön?"

„Das habe ich nicht gerade gesagt" —

„Ich finde Sie schön", sagte Detlev mit ruhigem Nachdruck. „Aber ich bedaure das Mädchen."

„Bedauern?" Das kam von beiden Seiten wie aus einem Munde. Detlev heftete den Blick fest auf Lizzie.

„Man spricht freilich nicht gern über solche Sachen" —

Er machte eine Pause und fuhr dann fort, indem er sich von dem Mädchen abwandte und vor sich hin sah: „Mich interessiert nun einmal das Schicksal dieses jungen Menschenkindes. Wie mich dünkt, ist es eine reich veranlagte Natur. Ich urteile da nicht nach den übertriebenen — verzeih, Bob, aber es ist so — nach den übertriebenen Schilderungen meines einst sterblich verliebten Freundes Bob — Verzeihung, Fräulein — Friedrich — aber Bob war damals — es ist noch nicht einmal lange her — in jene andere Dame" —

„Bitte!" fiel Lizzie heftig ein, „fahren Sie ohne Umschweife fort. Es ist mir höchst gleichgültig, in wen Bobbie je verliebt war und ist."

Armer Bob! Sein Gesicht wurde um einen Ton farbloser als gewöhnlich, aber er lächelte dem Freunde zu, der verständnisvoll zu ihm hinüberschaute.

„Ich kann es Bob nicht mehr verdenken, daß er verliebt war," sagte Detlev ernst, „und wenn ich ihn auch damals törichterweise auslachte, so nahm ich die Sache innerlich doch ernst genug und erkundigte mich in der Stille eingehend nach jener Dame seines Herzens. Nach alledem, was ich über ihren Lebensgang und ihren Charakter erfuhr, muß ich jetzt leider die Überzeugung hegen, daß sie einer unglücklichen Ehe entgegengeht. Der Baron, ihr Verlobter — ich kenne ihn persönlich" —

„Ach!" Lizzie preßte unwillkürlich das seidene Taschentuch gegen die Lippen. Sie war sehr bleich geworden.

„Wendelin ist ein verlebter Mann. Nicht schlecht, nicht dumm. Aber einem gesunden und frischen Mädchen kann er nichts bieten als von allen Lebenswerten — die — Neige."

„Detlev!" Bob war in die Höhe gefahren und starrte den Freund entsetzt an.

„Was gibt's, Bob?"

„Ich glaube, weißt du" — Er wußte nicht recht weiter zu kommen vor der Ungerührtheit des anderen. „Die Hitze hier" — stammelte er — „das gnädige Fräulein" —

Ein zorniger Strahl aus des Mädchens Augen verwirrte ihn vollends.

„Ich finde es gar nicht heiß hier", sagte sie mühsam beherrscht; dann langsam, mit schwerer Betonung zu Detlev gewandt: „Die Neige —?"

Er bestätigte.

„Ich glaube auch nicht, daß Lizzie von der Teut den Baron Wendelin liebt. Vielleicht hat sie es sich eingeredet, weil ihr eine Verlobung just paßte. Sie ist kapriziös neben ihren guten Eigenschaften. Die Stellung und der Reichtum des Mannes, den sie gewählt, mögen immerhin ausschlaggebend gewesen sein."

„Herr Doktor!"

Lizzies Blick flammte aus todblassem Antlitz in den seinen.

„Wie können Sie ein Mädchen so schwer verleumden?" stieß sie leidenschaftlich hervor. „Im Namen meines Geschlechts protestiere ich! Ich hätte nie geglaubt, daß ein Mann sich so weit vergessen würde, eine Abwesende, der die Verteidigung unmöglich ist, zu beleidigen."

Bob war im höchsten Grade vom Lauf der Dinge beunruhigt. Er mühte sich vergeblich, eine Wendung des Gespräches herbeizuführen. Niemand kümmerte sich um seine Einwürfe.

Detlev hatte sich erhoben. Auch ihn schien jetzt die bis dahin bewahrte entschlossene Sicherheit verlassen zu wollen. Er schritt ein paarmal hastig auf und nieder und blieb schließlich in etwas gebeugter Haltung dicht vor Lizzie stehen. Sie hatte den Kopf im Stuhl zurückgelehnt und die Lider minutenlang geschlossen. Nun sah sie auf und umfaßte mit großen Augen, in denen eine zugleich stolze und angstvolle Frage stand, die Gestalt vor ihr, die sich scharf vom hellen Hintergrund des Himmels und der See abhob.

Ein kurzes bedrückendes Stillschweigen.

„Sie haben recht", sagte Detlev endlich leise, wie zu Lizzie allein. „Aber ich habe eine Entschuldigung für mich; von der spreche ich Ihnen vielleicht später. Aber auch für das Mädchen. Sie soll einen anderen gern gehabt haben. Ich weiß nicht, warum es eine unglückliche Liebe war; seitdem soll sie" — Er zögerte. Da nahm sie selbst das Wort auf:

„Seitdem mag sie den Glauben an ein volles Glück verloren haben, meinen Sie, nicht wahr? Und da mag es ihr bis zu gewissem Grade gleichgültig erschienen sein, wen sie schließlich heirate" —

„Von ihren zahllosen Verehrern, unter denen sich recht respektable Männer befinden", nickte Detlev. „Gewiß, so denke ich es mir auch, gnädiges Fräulein. Wenn ich nur wüßte, warum denn überhaupt durchaus geheiratet werden muß? Warum hatte es nicht wenigstens Zeit damit?"

„Oh!" Lizzies Wangen röteten sich. Das alte Lächeln umspielte ihren Mund. Aber während sie sprach, wurde sie eifrig und ernst. „Oh, ich meine, Herr Doktor, das Mädchen möchte seines bisherigen Lebens, das ohne einen rechten Inhalt war, leid gewesen sein. Ich kenne das. So eine junge, wohlhabende, noch dazu alleinstehende Dame —: wie soll sie sich retten aus der Banalität ihrer pflichtlosen Tage, wenn sie keine großen Talente hat, die ihr einen festen Lebenszweck geben? Alles, was sie sonst in der Welt beginnen könnte, liegt von ihrem Wege ab, ist mühselig anzugreifen, erscheint auch einem jugendlichen Gemüt leicht schal, trübselig, nutzlos, weil es jeder andere ebensogut tun könnte als man selbst. Und da — nun, da mag Lizzie von der Teut vielleicht gedacht haben, daß sie als Frau und — und vielleicht Mutter doch einige ernste Pflichten finden würde, die des Daseins lohnten" —

Sie brach ab, indes ein helles Rot ihr Antlitz übergoß. Aber auch dem Manne ihr gegenüber schienen sich unter der gebräunten Haut die Wangen tiefer gefärbt zu haben. In seinen Augen leuchtete es auf, und sein Blick hielt den ihrigen eine ganze Weile schweigend gefangen.

Bob, der zusammengesunken in seinem Stuhl lehnte, schien völlig vergessen.

Nur zu dem Mädchen gekehrt, in demselben gedämpften Ton sprach Detlev weiter: „Und wenn Lizzie von der Teut so dächte, wie Sie annehmen, gnädiges Fräulein, — wäre es dann nicht tief zu beklagen, daß sie einer ungeheueren Enttäuschung entgegengeht? Denn nichts Leichtes steht ihr bevor. Aus dem großen Irrtum, in dem sie jetzt befangen ist, wird sie in ihrer Ehe nur zu grausam erwachen, denn Pflichten können nur dann befriedigen und erlösen, wenn sie einer inneren Notwendigkeit entstammen; und Pflichten einer Gattin und Mutter dürfen ihren Ursprung nur in der Liebe zum Mann haben, wenn sie die charaktervolle Frau nicht zerstören sollen, anstatt sie zu voller Reife ihrer Persönlichkeit zu erheben. Glauben Sie nicht, gnädiges Fräulein, daß Lizzie von der Teut zu dieser Erkenntnis kommen wird? Und sollte das nicht möglich sein, noch bevor es für sie — zu spät wäre?"

Sie erhob den Blick nicht mehr.

„Ich weiß nicht — vielleicht — wenn jemand so zu ihr spräche wie Sie. Sie hat sonst niemanden auf der Welt, der das täte — glaube ich" —

„Und wenn ich zu ihr spräche, und wenn sie begriffe, um was es sich für sie handelt, ob sie dann den Mut haben würde, ihr Schicksal noch jetzt zu wenden?"

Sie antwortete nicht. Mit tief gesenktem Kopf saß sie stumm und regungslos da. Nur die schlanken Hände verschränkten sich krampfhaft im Schoß, falteten sich wieder auseinander und streckten sich plötzlich wieder Halt suchend aus. Da sprang Bob herbei, erfaßte die kleine, eiskalte Rechte und drückte einen schnellen Kuß darauf.

„Ich muß mich für heute verabschieden, mein gnädiges Fräulein — Detlev, ich denke, du kommst mit; wir haben jedenfalls den gleichen Weg."

Am Strande gingen die beiden Männer trotz der Hitze in beschleunigtem Tempo dahin, ohne zu reden. Endlich stand Bob still.

„Halt einmal an", sagte er, des anderen Arm ergreifend. „In dieser Gangart geht es nicht weiter. Auch mit Lizzie nicht, das kann ich dir versprechen."

Detlev erwiderte nichts.

„Ich sehe ein, daß man Tücke nicht bloß bei Weibern zu suchen braucht", sagte Bob empört. „Hätte ich geahnt, als ich dir früher mein ganzes Herz ausschüttete, daß du mein Vertrauen jemals so mißbrauchen könntest, wie du es heute getan hast, — nie im Leben hätte ich dir ein Wort von Lizzie gesagt! Aber nun erkläre dich wenigstens. Wie kommst du hierher? Was wolltest du hier eigentlich? Sprich einen Ton. Mir scheint, es wäre an der Zeit, mir gegenüber dies unerhörte Betragen" —

„Bob, sei still, alter Junge! Ich hab' sie ja schon lange geliebt. Wollt' mir's nur selber nicht zugeben, weil ich nicht auch noch zu dem Schweif gehören mochte, der dem Star nachschleppt."

„Aber du kanntest sie doch gar nicht, Unglücksmann."

„Ich kannte sie ganz genau. Das wirst du doch wohl gemerkt haben, mein Bester. Nur hatte ich sie zufällig noch nie anders als im Bilde gesehen — bis gestern. Gestern begegnete ich ihr gleich, als ich vom Schiffe kam. Und ich nahm das als gute Vorbedeutung. Was meinst du, Bob? Weißt du, was für eine Zeitungsnotiz das war, die ich eines schönen Morgens in Bergen beim Frühstück las? Ihre Verlobungsanzeige! Seit dem Augenblick war es mir klar, daß ich nirgends in der Welt Ruhe finden würde, bis ich sie gesehen und gesprochen hätte, bis ich gewiß wüßte, ob sie mir auf immer verloren sei, ob sie mit Wendelin — ich brauche dir über ihn nichts weiter zu sagen; du kennst ihn so gut wie ich — ob sie mit Wendelin wirklich glücklich werden könne — Und was weiß ich mehr — Na, du wirst mich ja verstehen, mein Junge. Ich denke, du wirst jetzt auch begreifen, wie mich die unverhoffte Gelegenheit, die höchst seltsame Gunst der Stunde heute so weit hinreißen konnte — daß ich bei völlig kaltem Blut anders gehandelt haben würde, brauche ich dir doch wohl nicht erst zu versichern. Aber jetzt — jetzt bin ich bereit, mit meinem Leben zu vertreten, was ich getan und gesagt habe, und werde natürlich Wendelin gegenüber kein Hehl daraus machen."

Schweigend schritten die beiden Männer weiter, zuletzt vor Detlevs Hotel auf und ab. Bobs Miene war tief umdüstert.

„Du wirst der Dritte werden, mein Junge", grollte er zum Schluß. „Ich gratuliere."

„Danke", sagte Detlev kurz und kehrte sich ab; doch kam er wieder zurück und hielt dem Freunde die Hand hin.

Zögernd schlug Bob ein: „Na, wenn du denn wenigstens der Letzte wärst —!"

Hier aber nahm das Gesicht des andern einen Ausdruck an, der den Mißvergnügten schnell zur Besinnung brachte. „Ich will alles Beste glauben. Du brauchst mich nicht gleich aufzufressen. Könntest meiner Stimmung schon allerlei zugute halten. Der Baron — du weißt doch — hm, der war immerhin erträglich; aber du —! Na, adieu für diesmal!"

„Halt!" sagte Detlev, ihn am Ärmel fassend. „Nicht so überstürzt jetzt! Ich will dir lieber gleich noch zweierlei sagen: erstens, daß der Baron für dich gar nichts taugt, sondern es nur zu deinem Besten wäre, wenn ich wirklich noch einmal an seine Stelle rückte; und zweitens, daß ich selbst es für einen unschätzbaren Vorzug halte, der — wie du dich auszudrücken beliebst — ‚Dritte' zu werden, anstatt z. B. der Erste gewesen zu sein. Ein Mädel wie Lizzie kann sich richtig nur durch eigene, ernste Erfahrungen entwickeln, — wenn es sich entwickelt, Bob, — wenn es sich durchkämpft! Wenn nicht — dann —" Sein Blick ward finster.

Bob starrte ihm ins Antlitz und entsetzte sich. Also so schlimm stand es!

„Denk nicht so etwas!" rief er hastig. „Lizzie ist gesund durch und durch. Sie wird sich durcharbeiten, dafür stehe ich dir! Morgen, so früh wie möglich, bin ich bei ihr und bringe dir dann gleich Bescheid."

* * *

Es war am Abend des folgenden Tages, als Bob heftig erschüttert in das Zimmer seines Freundes stürzte.

„Da haben wir die Bescherung!" stieß er heraus und ließ seine langen Glieder auf den ersten besten Stuhl fallen.

Durch Detlevs Körper ging es wie ein schwerer Schlag. Mittags wie nachmittags hatte Bob die Meldung gemacht, daß sich Lizzie nicht sehen ließe und er nichts von ihr erführe. Jetzt zog er einen Brief aus der Brusttasche hervor und reichte ihn dem qualvoll Wartenden.

„Lieber, guter Bobbie", lautete der Brief. „Ich kann's nicht! Ich kann nicht treulos werden. Wendelin ist, wie Ihr Freund sagt, nicht schlecht. Er hat mir nichts getan. Ich wußte, daß mich an seiner Seite kein volles Glück erwarte — und ich gab ihm dennoch mein Wort. Jetzt muß ich's halten. Wenn Sie diesen Gruß von mir haben, bin ich fort. Ich will eine Zeitlang allein sein, ganz allein. Au revoir, mon ami! Lizzie."

Es war ein langes, bedrückendes Schweigen, das in dem kleinen Hotelzimmer herrschte.

Detlev regte sich zuerst. Er sah auf die Uhr. Da richtete sich auch Bobs zusammengesunkene Gestalt auf.

„Fort ist sie noch nicht", sagte er. „Sie hat geglaubt, ich erhielte den Brief erst morgen früh, was auch der Fall gewesen wäre, wenn ich mir die Post nicht noch heute abend selbst geholt hätte. Sie wird morgen früh mit dem ersten Schiff fahren wollen."

Detlev durchmaß mit großen Schritten den Raum.

„Das ist auch meine Meinung. Und heute abend ist nichts mehr zu machen. Aber morgen, Bob" — und er blieb stehen, und der ganze Mensch erschien Willen und Zuversicht — „morgen werde ich sie finden und — nun, du wirst sehen" —

Und Bob sah. Einen Brief nämlich, den er zwei Tage später erhielt, den er immer wieder durchlas und dazu melancholisch den Kopf schüttelte.

„Ich brauchte den ganzen Tag, Bob. Zum Glück war die übrige Gesellschaft an Bord hoffnungslos seekrank, von den Damen wenigstens hielt sich nur Lizzie tapfer. So hatte ich Zeit und Ruhe für meinen Kampf mit ihr. Als wir abends in Hamburg ankamen, hatte ich gesiegt. Dein alter Detlev."

„Was sagen Sie, Bobbie, dear friend? Wenn ich nun doch einmal jemandem untreu werden mußte, so durfte es nicht Detlev sein, nicht wahr? Er hat mir bewiesen, daß ich ihn längst geliebt, lange bevor ich mich Wendelin verlobt.

Seien Sie gut wie immer, Bob, und besuchen Wendelin manchmal! Ihre alte Lizzie."

Ausblick auf die kommende Pelzmode. / Von Margarete v. Suttner.

Begriffe umzustürzen, Werte umzuwerten, Vorstellungen hinfällig zu machen und neue zu schaffen — das gehört zum Wesen der Mode. Nicht auf allen Gebieten ihres weiten Arbeitsfeldes gelangt das so offensichtlich zum Ausdruck wie auf dem des Pelzwerks. Was ist hier im engen Raum der letzten zwanzig Jahre neu geschaffen worden! Die Leipziger Pelzmodenschau gestattete darüber einen Gesamtüberblick und bestätigte, daß dekorative Momente, solche der Eleganz und Kleidsamkeit, Feinheiten des technischen Könnens heute das Gebiet beherrschen und mit der alten Vorstellung, die Pelzwerk nur um seiner wärmespendenden Eigenschaften willen gelten ließ, gründlich aufgeräumt haben. Wie es dort, wo man fortschreiten und nicht stillstehen will, unvermeidlich ist, wurden auch kühne Versuche gezeigt, oder sagen wir, neue Ideen, „materialisierte Ideen", die sicher noch der Veredelung bedürfen, aber nicht von vornherein zu verwerfen sind. Ich deute nur an: Bemaltes Leder, mit Pelz kombiniert. Futuristisch angekränkelt. Möglicherweise unter dem Griff eines Poiret ausbau- und tragfähig. Auf alle Fälle unbekümmerter um jede Tradition, als wir das ohnehin schon gewohnt sind. Man weiß, daß es heute „Sommerpelze" gibt. Maulwurf und Hermelin gelten vor allem als solche, aber auch die verschiedenen Bisamarten — denen man durch kunstvolle Bearbeitung großen Reiz abgewann — rechnet man zu ihnen. Unter den Sommerpelzumhängen gibt es wahre Wunder an phantastischen Formen, richtig „paßgerecht" ausgearbeitet werden sie nicht. Die Trägerin hängt sie um und muß sehen, wie sie damit fertig wird! Hier sieht man einen dolmanartigen, lose und gerade fallenden Rücken in Verbindung mit viel kürzeren Vorderteilen; dort hängen lange Schalenden herab, bestimmt, fichuartig nach hinten geleitet und verschlungen zu werden, über oder unter dem capeartigen Rücken. Man sieht auch noch das große drei- oder viereckige Pelztuch, fransenbegrenzt. Ein etwas anspruchsloserer — aber, weiß Gott, noch immer genügend anspruchsvoller! — Sommerpelz ist der breite und lange Pelzschal aus den genannten Pelzarten, aus Skunks, Zobel- oder Naturfeh, Murmel, Kolinski oder Nerz. Der Nerzmantel gilt weiter als der eleganteste Wagen- und Abendpelz. Er trat an die Stelle der Zobel- und Chinchillapelze, vor deren Preisen selbst die valutastärksten Länder ein wenig zurückschrecken. Kolinski und Murmel werden in Nerzfarbe geblendet und als Allerneuestes sogar Iltis — denn die Pelzmode berauschte sich geradezu an dem Farbton des Nerz. Die Formen der winterlichen Pelzmäntel erfuhren kaum eine Veränderung gegen das Vorjahr: Eine Passe, hieran leicht eingekräuselt angefügt der Mantelkörper, der Ärmel aus ihm oder aus der Passe herausgebildet, mit sehr weitem Armloch, mäßig weit ausladend. Der Kragen schalförmig oder eckig. Daneben Phantasieformen mit eingearbeiteten Gürtelteilen, die Taillenlinie tief gestellt. Oder, eine ganz verschmitzte Sache: Eine capeartiger Umhang, der Ärmel hat und einen in lange Enden auslaufenden Kragen, so daß man sich gehörig in ihn einhüllen kann. Die klassische Form des ganz leicht glockig fallenden Mantels, der mit oder ohne Gürtel getragen wird, besteht fort; er ist der praktische Pelzstraßenmantel par excellence, der — es ist wichtig, das zu bemerken — für alle Figuren kleidsam ist. Und welche Pelzarten bevorzugt die Mode für den Straßenbedarf? Das Eleganteste zu diesem Zweck sind, wie schon im Vorjahr, die schwarzen Pelze: Astrachan, Fohlen, Persianer, Breitschwanz — so rangieren sie im Preise und, meiner Ansicht nach, auch bezüglich der Schönheit. Daneben gelten als modern der graue Fehmantel, der aus Biber und Bibrette, der aus Sealkanin und Sealbisam. Slinks und Gazelle, braune Fohlen, Seehund und endlich die ganze Liste der Katzenarten werden zu kurzen, höchstens dreiviertellangen Jacken verarbeitet, die entweder ganz gerade, sackartig fallen oder leicht glockig, um dann mit einem Gürtel — dessen phantasievoller Ausgestaltung anscheinend keine Grenzen gesetzt sind — getragen zu werden. An besonderen Apartheiten werden Paletots gezeigt aus Leopardenfell, aus japanischer Ratte, aus braun gefärbtem Slinks, sogar aus dem sehr langhaarigen amerikanischen Opossum — all das ist fesch und wirkungsvoll, wenn es am richtigen Ort und von der richtigen Frau getragen wird. Die schwarzen, eleganten Straßenpelze liebt die Mode ganz schwarz zu lassen. Der Kragen ist oft aus demselben Fell wie der Mantel. Zur abstechenden Verbrämung dienen Affenpelz, Skunks, schwarz gefärbter Fuchs und von hellen Pelzen Opossum oder Schuppen; auch das Verbrämen der schwarzen Pelze mit Nerz ist — wie Anno dazumal — wieder beliebt. Ein Kapitel für sich bildet das Futter. Nichts ist zu teuer und zu schön, um die Innenseite der Pelzumhüllten zu bekleiden. Die mit Goldfaden durchschossenen Stoffe bleiben das Schönste. Man greift gern zu dem neuesten Typ auf diesem Gebiet: den monumentalen, abgesetzten Mustern.



Die Pelzmode im Sommer: Typen vom Rennplatz. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Lutz Ehrenberger.



Russischer Naturbisam-Mantel.
Modell: Pelzmodehaus Gebrüder Sieber, Berlin.



Zobelkolinski-Mantel, neuartige Flügelform, nach Fledermausart.



Echter Alaska-Sealskin-Capemantel mit Silberbrokatfutter.
Modell: Pelzmodehaus Paul F. Schwabe, München.

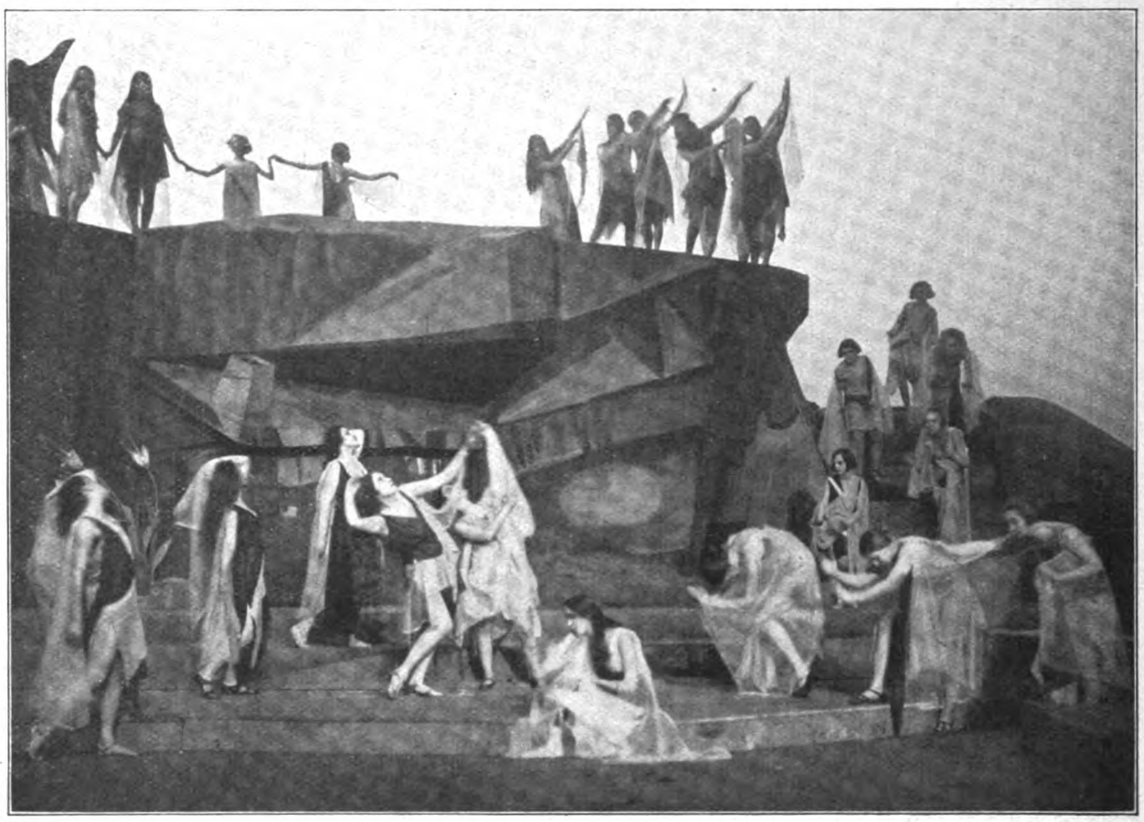


Hermelin-Cape.
Modell: Pelzmodehaus G. Nauck, Leipzig.

Von der Deutschen Pelzmodeschau 1922 in Leipzig: Die kommende Pelzmode.



Amerikanischer Opossum-Mantel mit Opossum-Hut.



Von der in neuer Inszenierung erfolgten Aufführung von Gerhart Hauptmanns symbolischem Märchendrama „Die versunkene Glocke“ im Großen Schauspielhaus zu Berlin: Szene aus dem V. Akt; Tanz der Elfen. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Nutria-Mantel. Modell: Pelzmodehaus G. Nauck, Leipzig.



Polo-Sportkostüm aus schwarz und weißem Glacéleder. Kragen mit Katzenfell besetzt.

Die kommende Pelzmode.



Szene aus der Uraufführung von Rudolf Klutmanns Tragikomödie „Der Tanzbär“ an dem unter der Direktion von Renato Mordo stehenden Landestheater in Oldenburg i. O.



Automantel aus Fohlen mit Opossumkragen. Dazu braune Leder-Autokappe.

Die kommende Pelzmode.

Jakob Miesgesicht.

Erzählung aus dem Neuyorker Getto von Henry F. Urban.

Im großen und ganzen war der Miesgesicht doch recht zufrieden damit, daß er Neuyork für Minsk eingetauscht hatte. Dieses Neuyork erinnerte ihn ständig an seine Heimatstadt. Es war fast ebenso schmutzig, verlottert und stinkig — wenigstens in dem jüdischen Viertel, wo er hauste. Und die Polizeibestechung und Polizeierpressung war genau die gleiche. Er arbeitete in einem kleinen, schmutzigen, jüdischen Restaurant, wo hinten allerhand verbotene Spielchen gemacht wurden und ebenso verbotener Wein (verboten durch das Abstinenzgesetz) zu haben war. Das kostete dem Moiseiwitsch, dem Wirt, allerhand Sümmchen in die hohle Hand der Polizisten oder der amtlichen Alkoholschnüffler. Na, und wenn die Israeliten in Neuyork mal in einer Versammlung zu radikal redeten, bekamen sie die harten Polizeiknüppel auf den Schädel und flogen ins Gefängnis. Minsk zur Zeit Väterchens! Sonst aber war's doch recht gemütlich. Schließlich spielten sie doch eine große Rolle in Neuyork und sonstwo in Amerika, vor allem die Reichgewordenen.

Ein Kummer trübte Miesgesichts strahlendes Glück: der Name, der verwünschte Name! Seinem Vorfahren, der ihn erhielt, sollte er gepaßt haben wie angegossen, weil er wirklich ein ganz verekeltes Gesicht gehabt hatte. Aber Jakob hatte ein jettes, blasses, ewig vergnügtes Gesicht mit funkelnden schwarzen Äugelchen, schön glatt gekämmtes Haar und eine Stumpfnase. Im allgemeinen kein übler junger Mann. Sein Freund Lewitzky hatte ihm gesagt: „Wenn du willst zu was kommen und willst heiraten die Rebekka, mußte ändern dein Namen. Es geht nich anders. Er is zu lächerlich, und er is zu jidisch, und er is zu deitsch fir Amerika, wo se wollen nischt wissen von Deitsche und Deitsches. Und dann — wie soll man sprechen dem Namen, wenn du erst bist geworden e richtiger Mister? Er is iberhaupt nich zu sprechen im Englisch! Die Leit brechen sich die Zung. Nu, und werden se wollen se sich brechen? Oser!"

Dem Jakob leuchtete das ein. Aber er sagte weiter nichts, sondern erkundigte sich nur so hintenherum in der Stille. Und eines Vormittags ging er zum Richter Sanderson, ganz allein. Selbst Lewitzky wußte nichts davon. Wie er das Vorzimmer betrat, näselte ihn ein Schreiber an, was er wünsche. Miesgesicht fragte zurück, ob er Jüdisch spreche. Der Schreiber, der seine Leute kannte, gestand, daß er zwar nicht Jüdisch spreche, aber Deutsch verstehe. Was er wolle. Seinen Namen ändern, meinte Miesgesicht. Schön! Er werde ihn anmelden. Und er kam mit der Meldung zurück, daß er gleich hineinkommen könne. Der Richter sei gerade frei. Ob er einen Dolmetscher haben wolle. Das bejahte Miesgesicht. Der Schreiber schärfte ihm noch ein, daß er den Richter immer „Euer Ehren" titulieren müsse. Wenig später stand Miesgesicht vor dem Richter, der in einem Nebenzimmer am Tische saß und in seinen Akten las. Es war ein höchst kahler Raum mit gelblich gestrichenen Wänden. Der einzige Schmuck war ein Bild des kleinen George Washington und seines Vaters, dessen Kirschbaum George umgehauen hatte. Darunter standen die berühmten Worte: „Vater, ich kann nicht lügen, ich hab's mit meinem Beil getan!"

Miesgesicht dachte: Wie konnte er's, ohne zu lügen, so weit bringen?

Richter Sanderson hatte ein hageres, faltiges, graues Gesicht mit einem sauern Ausdruck und einen kahlen Kopf. Neben ihm saß ein Protokollführer. Links stand ein dürrer kleiner jüdischer Mann. Das war Gladstone (früher Freudenstein), der Dolmetscher. Er sah sehr aufgeblasen aus, als ob er die Hauptperson sei. Der Richter sah endlich von seinen Akten auf

Also, er wolle seinen Namen geändert haben. Wie er denn hieße.

„Jakob Miesgesicht, Euer Ehren."

„Hm — wie buchstabieren Sie das?"

Der Dolmetscher besorgte das.

„Meisdschesickt!" versuchte der Richter den Namen englisch auszusprechen, wobei er pfauchte und spuckte und sein Gesicht noch saurer wurde. „Das ist allerdings fast unaussprechbar!" fügte er hinzu.

„Und es is e lächerlicher Name obendrein!" meinte Miesgesicht.

Das mußte er genauer erklären, und der Richter wollte nun wissen, was ein mieses Gesicht sei.

„Nu — es is e Gesicht wie das Ihre, Euer Ehren!" sagte Miesgesicht mit der Treuherzigkeit Parsifals.

Gladstone blickte zu Tode erschrocken zu Seiner Ehren hinüber. Aus Seiner Ehren mußte doch unfehlbar ein Blitz und Donner fahren.

„So!" sagte der Richter, sah erst noch saurer aus. Dann zog er den einen Mundwinkel zu einem halben Lächeln aufwärts. Der Dolmetscher und der Protokollführer grinsten.

Es gab noch so allerhand Nebenfragen in bezug auf Miesgesichts Geburtsort, Geburtstag, Geschäft, Wohnung und so weiter. Seine Ehren meinte zuletzt, es seien wirklich die triftigsten Gründe vorhanden, warum der Antragsteller zu einer Namensänderung berechtigt sei. Was für einen Namen er denn annehmen wolle.

„Vanderbilt!" sagte Miesgesicht wieder mit der unverfälschten Parsifal-Treuherzigkeit

Der Richter, der Schreiber und Mr. Gladstone (früher Freudenstein) starrten ihn mit ebenso sprachlosen wie offenen Mündern an. Der Richter erholte sich zuerst.

„Vanderbilt!" rief er und machte zunächst wieder eine Pause. „Wie kommen Sie denn da—a—a—rauf?"

„Nu, warum soll ich nicht heißen Vanderbilt, Euer Ehren? Das is das Land der Freiheit, wo ich kann nehmen irgend e Namen. Die Leit werden denken, ich bin verwandt mit die feine Familie, und es wird mir helfen im Geschäft, wenn ich hab mein eigenes."

Nein, nein — das ginge doch nicht so ohne weiteres, meinte der Richter. Johnson oder Miller oder Brown wären doch genau so gut. Oder Harris oder Gordon — wie sich die meisten Juden umtaufen ließen.

„Was tu' ich schon mit so e miesen Namen?" erwiderte Miesgesicht.

Und er blieb bei Vanderbilt.

Der Richter griff zu einer List.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Mr. Meisdschesickt," schlug er vor, „ich heiße Sanderson. Ein sehr schöner Name — so schön wie irgendeiner. Nehmen Sie *meinen* Namen. Wie wäre das?" (Den hatte er schon in vier anderen Fällen jüdischen Umtaufungskandidaten aufgehängt, und die hatten sich sehr geschmeichelt gefühlt).

Miesgesicht zog kritisch die Augenbrauen hoch und die Mundwinkel herab, wiegte seinen Kopf von rechts nach links und fragte unendlich freundlich:

„Werden Se mer adoptieren, Euer Ehren?"

Darüber mußte der Richter lachen. Mr. Gladstone (früher Freudenstein) murmelte: „Chuzpe!" und sah sehr verächtlich aus. Wenn er nicht Gladstone hieße — diesem Gannef hätte er was gesagt. Aber so!

Da kein Zureden half, griff der Richter zu einem letzten Ausweg. Er meinte, der Fall sei so schwierig, daß er ihn eine Woche vertagen wolle. Inzwischen solle er sich die Sache gründlich überlegen. In acht Tagen solle er wiederkommen. Damit war Miesgesicht entlassen. Dem Dolmetscher trug der Richter auf, in der Zwischenzeit zu Miesgesicht zu gehen und ihm die verrückte Idee mit dem Vanderbilt auszureden.

AUTO-TOTAL

Von G. Ohrtmann-Clauder, Charlottenburg.

Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.

Wie? Altweibermoral? — Sie sind Sportsmann, Automobilist?! Gewohnt, der Gefahr ins Auge zu sehen!?

Gewiß. Und trotzdem gilt das Wort. Denken Sie doch an die gefährlichste der Pannen! An den Brand. Wie — passiert kaum? — —

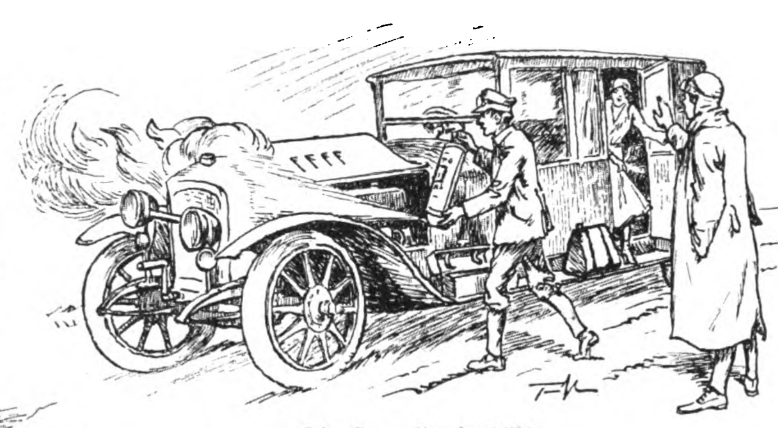
Stellen Sie sich vor: Ihr Chauffeur muß die Düsen reinigen oder sie gegen solche anderer Bohrung umtauschen; er öffnet den Vergaser, und aus dem Zuleitungsrohr läuft das Benzin in die Blechwanne —

Davon brennt es noch nicht? —? — Nein.

Aber Ihr Chauffeur könnte sich unvorsichtigerweise eine Zigarette anzünden; es könnte eine Fehlzündung entstehen; durch Anwärmen der Zylinder oder der Saugleitung mit einer offenen Flamme — und das tun auch Sie bei kalter Witterung — könnte sich das Benzin in der Wanne entzünden.

Nehmen Sie an, Sie betätigen den Benzintipper. Brennstoff läuft zu den Brennstoffdüsen. Überschüssiges Benzin fließt über das Schwimmergehäuse und —

Sie wissen das alles? Kennen alle Möglichkeiten? Ja — und — —?



Keine Sorge. Auto-Total löscht.



Wenn doch wer käme und mich mitnähme. (Abgebrannt.)

Ach so.

Der Brandherd ist ja gewöhnlich am Vergaser. Sie stellen den Benzinhahn ab. Sie versuchen, mit Decken oder mit Sand das Feuer zu ersticken.

Nur — das gelingt dann meistens vorbei auf der Fahrt.

Und Sie stehen in Gottes freier Natur. Sie retten, was zu retten ist. Vielleicht die Gummireifen. Vielleicht auch nur das nackte Leben.

Der Wagen ist zum Teufel.

Struppi schickt seine Klage zum Himmel hinauf. Und Sie beten: Wenn doch wer käme und mich mitnähme —

— Nu nee —? —?

Auf Schusters Rappen!? —

Und wenn Sie mit einer Dame reisen? —

— —?! — — — —?

Und wenn diese Dame zufällig — —? — —

— — Laß sie reden, Liebchen, — laß sie reden —? —

Nicht doch. — Fahren Sie nicht ohne Total. Auto-Total meine ich selbstverständlich, den Feuerlöscher des Kraftfahrers.

Kennen Sie nicht? — Ist ja beinahe unglaublich. — Die neueste Errungenschaft für den Automobilbetrieb?! Den kleinen, handlichen Auto-Total? Das hübsche Messingding?

Nein? — Werden wir also nüchtern, sachlich. Hören Sie:

Auto-Total ist ein automatisch arbeitender Kohlensäure-Trocken-Feuerlöscher. Sie können ihn bequem im Auto mitführen. Er liegt in einem eleganten Blechkasten von geringen Abmessungen. Sie bringen ihn entweder an dem Trittbrett an, oder vor dem Führersitz oder wo Sie sonst ein kleines, leicht erreichbares Plätzchen haben. Er ist immer gebrauchsfertig. Brennt's, runter vom Wagen, — Auto-Total aufdrehen, — wirkt sofort. In ein paar Sekunden ist alles vorbei. Sie machen den Total wieder betriebsbereit, tun ihn in den Behälter und — fahren weiter. —

Und — —

Keine Sorge. Die Löschmittel des Total sind vollkommen unschädlich. Sie bestehen aus Natriumbikarbonat, das durch starken Kohlensäuredruck in einem mehrere Meter weit wirkenden Strahle auf den Brandherd getrieben wird. Dadurch ist der Flamme der Sauerstoff der Luft abgeschnitten. Sie erstickt. Die Löschwirkung ist absolut sicher. Das Feuer hat keine Zeit, sich auszubreiten. Da Auto-Total auf trockenem Wege löscht, wird auch nichts durch Nässe beschädigt, und Sie selbst kommen bei der Löscharbeit nicht in Gefahr.

Alles, was sein kann.

Die Kosten?

Sind gering. Würden sie ein Mehrfaches betragen, so fielen sie auch nicht ins Gewicht bei dem hohen Werte eines Automobils. — Also nicht mehr ohne Auto-Total! — Einverstanden?

Ja?

Dann schreiben Sie noch heute an die Total-Gesellschaft m. b. H., Berlin-Charlottenburg 2, Total-Haus, Guerickestraße 21.



Bravo! Auto-Total!

Doch was geschah?

Der Protokollführer des Richters hatte die Geschichte dem Berichterstatter eines Sensationsblattes verraten, und am nächsten Tage stand sie in der Zeitung, lang und breit, aber zugleich auch sehr spaßhaft. Wer es las, kugelte sich oder hatte wenigstens Lust dazu. Dann kam ein Photograph des Blattes, nahm Miesgesichts Bild und zahlte ihm drei Dollar dafür. Das erschien in der „Illustrierten Täglichen Beilage“ mit der Unterschrift: „Mr. Jakob Miesgesicht, der in die Vanderbilt-Familie will.“ Danach kam ein Filmphotograph, zahlte ihm sechs Dollar und nahm sein Bild für eine wöchentliche Filmserie, worin die sensationellen Ereignisse der Woche vorgeführt wurden.

Zwei Tage darauf kam an Miesgesicht ein Brief von einer Anwaltsfirma. Jenkins, Simpson, Brown & Thornton — stand außen auf dem Umschlag und innen am Kopfe des Briefbogens. „Nur die ganz feinen und großen Anwälte haben solche großspurige Firmen,“ sagte Lewitzky, „die Anwälte der Dollarkönige.“ In dem Briefe stand, daß „wir“ Ihnen, Mr. Miesgesicht, zu ganz besonderem Danke verpflichtet sein würden, wenn Sie die Güte hätten, „uns“ am Donnerstagvormittag um 11 Uhr in „unserem“ Bureau mit Ihrem Besuch zu beehren, da „wir“ Ihnen wegen Ihrer Namensänderung wahrscheinlich von Nutzen sein können. Miesgesicht zog wieder die Augenbrauen hoch, die Mundwinkel herunter und wiegte seinen Kopf, als ihm Lewitzky das übersetzt hatte.

Natürlich ging er hin. Die Anwälte mit dem endlosen Namen hatten ihr Bureau in einem der Wolkenkratzer am Broadway, im 24. Stockwerk. Ein Expreßaufzug schoß Miesgesicht wolkenwärts. Oben nahm ihn ein hoheitsvoller blonder Jüngling in einer wunderschönen Uniform in Empfang (Miesgesicht dachte: Er sieht wie ein ehemaliger russischer Gardeoffizier aus!) und führte ihn über weichste Teppiche in ein hochelegantes Zimmer, wo an einem hocheleganten Tisch ein hocheleganter grauhaariger Herr saß. Er war sehr freundlich und stellte sich als Mr. Simpson von der Firma vor, bat Miesgesicht, Platz zu nehmen, äußerte, daß Miesgesicht wohl einen Dolmetscher haben möchte, was Miesgesicht bejahte. Er drückte auf einen weißen Knopf neben sich, eine Tür öffnete sich lautlos, und der Dolmetscher erschien, ein ebenfalls sehr vornehmer junger Mann mit einem geradezu steinernen Gesicht. Darauf drückte Mr. Simpson wieder auf einen weißen Knopf; wieder öffnete sich lautlos die Tür, und hinein tänzelte in modernen Schuhen mit hohen Hacken eine wunderschöne junge Dame mit knallroten Backen, tief ausgeschnittener Seidenbluse und sehr kurzem Röckchen. Sofort durchflutete ein köstlicher Wohlgeruch das ganze Zimmer.

Die möchte ich in einem Blumentopf haben, dachte Miesgesicht.

Sie hatte eine Art Schreibheft in der Hand, nebst einem Bleistift und nahm an einem Seitentisch Platz, wo sie von nun an ununterbrochen schrieb.

Miesgesicht war immerhin etwas beklommen zumute.

Mr. Simpson eröffnete ihm ohne Umschweife, aber überaus liebenswürdig, daß er im Namen der Familie Vanderbilt, die von seiner geplanten Namensänderung gehört habe, beauftragt sei, mit ihm deswegen Rücksprache zu nehmen. Ob er wirklich auf den Namen bestehe. Miesgesicht hatte eine angenehme Ahnung von einer geschäftlichen Aussicht und erwiderte, daß er in den Namen ganz verliebt sei. Darauf fragte ihn Mr. Simpson noch liebenswürdiger, ob er nicht doch einen anderen Namen wählen würde, wenn er ihm einhundert Dollar zahlte — sofort — bar.

Miesgesicht zog wieder die Augenbrauen in die Höhe, die Mundwinkel herunter und wiegte den Kopf.

„Nu,“ sagte er, „wenn ich dem Mister Vanderbilt tu damit e Gefallen!“

„Also abgemacht!“ bemerkte Mr. Simpson lächelnd, griff in ein Schubfach und hielt Miesgesicht zehn funkelnagelneue Zehndollarscheine hin. „Wenn ich bitten darf!“

„Ein Augenblick!“ sagte Miesgesicht. „Ich hab mer gedacht — kennen Se nicht telephonieren an dem Mr. Vanderbilt und ihm fragen, ob er's machen will fir zweihundert Dalers. Was kommt's ihm an auf zweihundert bei die Mesummen, und wo ich bin e armer Kerl?“

Der Mr. Simpson lächelte noch stärker und sagte, das sei entschieden zuviel verlangt. Aber Miesgesicht ließ nicht locker, und so willigte Simpson in die zweihundert — die er sowieso hatte zahlen wollen. Miesgesicht mußte eine Erklärung unterschreiben, daß er für die zweihundert Dollar auf den Namen Vanderbilt verzichte, auch nichts darüber verlauten lassen wolle, erhielt sein Geld und wurde von dem russischen Gardeoffizier hinausgeleitet.

Draußen biß er in seinen linken Zeigefinger, nickte mit dem Kopfe und sagte lächelnd:

„Ich wach!“

Aber er sagte keinem Menschen etwas von dem Geschäft, nicht mal Lewitzky. Er log, die fünf Anwälte seien über ihn hergefallen und hätten ihn verprügelt, wenn er nicht auf den Vanderbilt verzichtete.

„Nu — und was hab' ich kennen machen gegen fünf?“

„Ausgerechnet!“ sagte Lewitzky und weiter nichts.

Danach kam der zweite Termin vor Richter Sanderson unter gütiger Mitwirkung des aufgeblasenen Dolmetschers Gladstone.

„Also haben Sie sich's überlegt mit dem Vanderbilt?“ knurrte Richter Sanderson.

„Euer Ehren — ich hab' mer's überlegt. Ich werd' nich wählen dem Namen.“

„Das ist vernünftig. Sie werden den meinen nehmen?“

„Nu — warum soll ich nemmen dem Ihren? Ich werd' heißen Astor.“

Somit ging die ganze Geschichte von vorne an. Denn auch die Astors, hoffte Miesgesicht, neben den Vanderbilts die vornehmste Familie Neuyorks, würden sich gewiß für den Familienzuwachs aus Minsk bedanken und ihm eine Abfindung zahlen. Es war gar nicht auszudenken, was für ein glänzendes Geschäft sich hier eröffnete. Eine Goldmine konnte es werden! Also wiederum Vertagung des Falls um eine Woche.

„Mir ahnt was!“ sagte Gladstone zum Richter, als Miesgesicht hinaus war. „Ich komme doch auch aus der Gegend, Euer Ehren.“

Draußen standen schon die Berichterstatter, die auf Miesgesicht warteten, und sagten:

„Hallo, Mr. Vanderbilt! Dürfen wir jetzt so sagen?“

Miesgesicht erklärte, daß er sich's überlegt habe. Der Name sei doch zu holländisch. Er werde Astor wählen, denn Astor sei „auch“ ein Deutscher gewesen wie er. Nun ging das ebenfalls durch die Zeitungen. Aber es kam kein Brief von fünf Anwälten. Miesgesicht wartete und wartete. Es kam keiner — nicht von vier, nicht von drei, nicht von zwei, nicht mal von einem einzigen lumpigen Anwalt. Miesgesicht bat um eine Terminverlängerung von noch acht Tagen, verschaffte sich die Adresse von dem Mr. Astor und schrieb mit Hilfe von Lewitzky einen sehr lieben Brief, worin er anfragte, ob der Herr Astor wohl etwas dagegen habe, daß er, Jakob Miesgesicht aus Minsk, seinen Namen in Astor abändern lasse Es kam keine Antwort. So begab er sich sehr enttäuscht abermals zum Richter, nahm dessen Namen, kaufte sich für die zweihundert Dollar von Vanderbilt ein Schreibmaterialiengeschäft und setzte die Hochzeit mit Rebekka fest. Zur Hochzeit lud er Richter Sanderson ein und fügte hinzu, daß er den Erstgeborenen dem Richter zu Ehren auf dessen Vornamen Thomas taufen werde. Daß es ein Junge sein würde, erschien ihm sicher. Der Richter konnte leider nicht kommen, schickte aber als Hochzeitsgeschenk einen Scheck über zehn Dollar — was Miesgesicht ebenso lieb war.

Das war nun die vierte Einnahme aus der Namensänderung, zusammen zweihundertneunzehn Dollar.

Gerade kam Lewitzky, als der Scheck eingetroffen war.

„Ich sag der, Lewitzky, es is e großartiges Land!“ versicherte er ihm.

„Recht haste, Miesgesicht!“ erwiderte Lewitzky.

„Sanderson!“ schrie Miesgesicht erbost und gab ihm eine Ohrfeige.

KHASANA

Ein eigner Duft

ist der Herold der Schönheit. Unmerklich lenkt er das Auge, wirbt um Aufmerksamkeit für alle Reize. Er hilft die Erscheinung ins Gedächtnis prägen und erhält die Erinnerung.



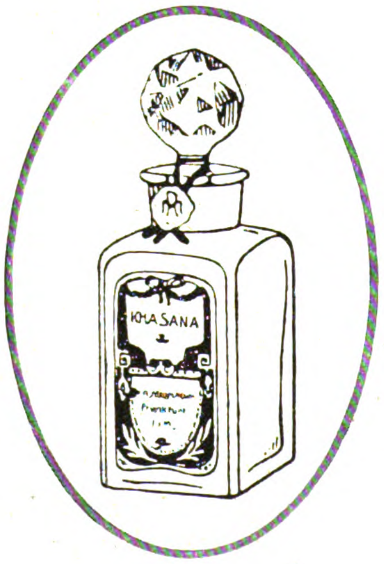
Khasana

ist solch ein Wesen eigner Art. Ihr Duft ist keiner Blume entlehnt, sondern aus erlesenen Riechstoffen frei geschaffen. Ein Tropfen bewahrt seinen Geruch unvermindert eine Woche lang.

KHASANA-
Parfüm, Zimmer-Parfüm, Eau de Cologne, Kopfwasser, Toilettewasser, Sachet, Puder, Talkpuder, Kristallbrillantine, Stangenpomade, Bade-Salz, Hautcrème, Seife.

Überall erhältlich!

Man achte beim Einkauf auf den Namen unserer Firma: er bürgt für die Güte der Erzeugnisse.



Dr. M. Albersheim, Frankfurt a. M.

Fabrik feiner Parfümerien. Gegründet 1892

Aus Wissenschaft und Technik.

Aus der Geschichte des menschlichen Blutes. „Blut ist ein ganz besonderer Saft!" sagt Mephistopheles. „Und in der Tat", fährt der frühverstorbene Forscher Theodor Bilharz (gest. 1862) in seinem Tagebuch fort, „nicht nur hat Klio die glänzendsten Blätter der Weltgeschichte mit dieser kostbaren Tinte geschrieben, auch in der Geschichte des leiblichen Lebens wie in der Geschichte der Wissenschaft, der Physiologie wie der Medizin, spielt kein Teil des Organismus eine größere Rolle als dieses physiologische Grundelement, dieses stets bildungsfähige und bildungstätige Prinzip, diese formlose Mutter aller Form, die wie der göttliche Okeanos der Griechen um die große Welt, so um die kleine den wunderbaren Zauberring schlingt, aus dem alle jene reichen Formen und Bildungen, deren unendliche Mannigfaltigkeit wir im Organismus bewundern, aufschießen, in den sie wieder zurücksinken. Hunderte von Forschern haben in stillem Genusse das verborgene Weben dieses freundlichen Geistes belauscht, Tausende von neugierigen Augen hingen in frohem Erstaunen an dem Spiele des kreisenden Blutes, eine Menge medizinischer Systeme sind auf seinen beweglichen Wellen gebaut worden." Diesen poetischen Ausführungen sei kurz beigefügt, daß zwar schon Servetus 1553 den sog. kleinen oder Lungenkreislauf beschrieb, daß aber dem englischen Arzte William Harvey das unzweifelhafte Verdienst zukommt, den Kreislauf des Blutes gezeigt zu haben (1616 in seinen Vorlesungen und 1628 in Buchform). Erst 1661 entdeckte Malpighi die Haargefäße und erwies und zeigte ihre Bedeutung. Die einzelnen Bestandteile des Blutes — die roten Blutkörperchen — sah zuerst 1675 Leeuwenhoek in Delft, die weißen Blutkörperchen beobachtete erst 100 Jahre später (1770) Hewson, und erst 1882 entdeckte Bizzozero die Blutplättchen und zu guter Letzt H. F. Müller (1895) die stark lichtbrechenden Blutstäubchen (Hämokonien). Seit dieser Zeit sind bis auf den heutigen Tag die Forschungen über das Blut und seine Bestandteile nicht zur Ruhe gekommen. Und doch wissen die meisten nur, wie Kaiserling kürzlich betont hat, daß es eine rote Flüssigkeit ist. Alles andere ist in der Regel totes Gedächtniswissen. Die Zahlen beleben sich erst, wenn sie im Raume gesehen werden. Legt man nämlich die roten Blutkörperchen wie Geld nebeneinander, so ergibt sich eine Strecke von 187000 km, die soviel bedeutet als 4,7mal den Umfang des Äquators. Zählt man 10 rote Blutkörperchen in jeder Sekunde auf, so sind rund 80000 Jahre ununterbrochener Arbeit dazu nötig. Die roten Blutkörperchen zweier Menschen genügen, um eine Brücke auf den Mond zu bauen. Auch alle diese Größen sind kaum vorstellbar. Ein D-Zug mit 70 km Geschwindigkeit braucht 111,6 Tage, um die Blutkörperchenlänge abzurasen. Aufeinandergelegt, umschlingt die Blutkörperchensäule von 62000 km 1,5 mal den Erdäquator. In eine Fläche nebeneinandergelegt, decken die roten Blutkörperchen 1400 qm, die ganze Oberfläche als Zylinder gedacht, rund 3680 qm. Das ist die Atemfläche! Noch erstaunter waren Kaiserlings Hörer, wenn sie erfuhren, daß die 35 Milliarden weißer Blutkörperchen 350 km — das ist eine Entfernung von Königsberg bis Posen — bei 10 qm Oberfläche ausmachen. Diese Berechnungen können noch weiter ausgedehnt werden und so zu einem „elementaren Blutmodell" führen. „Wenn jeder einzelne durch eigene Arbeit sich selber so zwingt, nichts zu denken, was er nicht darstellbar sieht, und bei allem Sehen sich etwas Begriffliches klar denkt, dann können wir vielleicht aus unseren metaphysischen Träumen, unserem toten Gedächtniswust und dem gläubigen Lauschen auf hohlen Wortklang herauskommen und eine Nation von Wirklichkeitsmenschen werden, die den metaphysischen Spekulationen den einzig richtigen Platz im Gemüte anweist. Das ist der tiefernste Sinn des anscheinend kindlichen Spieles." Damit schließt Kaiserling diese wertvollen und verständlichen Betrachtungen.

Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

Vom Blattgrün zum Ölkugelauge. Bei dem feinen und verwickelten Bau des Auges fällt uns die Vorstellung schwer, daß es sich vor Jahrhunderttausenden allmählich aus der Haut heraus gebildet haben soll. Und doch lassen die neuesten Forschungen und Versuche von Professor Wachs, Rostock, daran keinen Zweifel. Ferner hat Geheimrat v. Heß, München, unlängst nachgewiesen, daß einige Seesternarten aus dem Golf von Neapel ihre Augen nicht am Kopf, sondern über ihre etwa 800 Füßchen und Stacheln hin verteilt tragen, die, aneinandergereiht, einen acht Meter langen Streifen lichtempfindlicher Substanz bei jedem Tier ergeben würden. Das ist ein verhältnismäßig sehr großer, dadurch fast an Pflanzenblätter erinnernder Teil der Körperoberfläche eines Tieres, der hier zum Sehen dient und in jedem seiner Glieder auf die geringsten Licht- und Farbenveränderungen der Außenwelt hin durch Zusammenziehen bzw. Wiederausstrecken antwortet. Und sehen wir uns auf der so schwer zu ziehenden Grenze zwischen Tier- und Pflanzenreich um, so finden wir bei den kleinen Planktonalgen der Diatomeen, Peridineen und Trichodesmien unten im Kiel einen frei beweglichen Schirm, der sich, wenn Sonnenstrahlen ihn treffen, wie eine Jalousie zum Schutze der Blattgrünkörperchen nach oben schiebt. Die letzteren sind nicht so einfacher Natur, wie man früher meinte, sondern bestehen nach Professor Willstätters Forschungen auch bei den höheren Blattpflanzen aus vier verschiedenen Farbstoffen, nämlich aus zwei grünen Chlorophyll- und zwei gelben Karotin- und Xanthophyllkörpern, deren chemische Zusammensetzung wieder äußerst verwickelt ist, aber in ihrer Art und Weise eine auffallende Ähnlichkeit mit dem roten Blutfarbstoff, dem Hämoglobin, zeigt, was auf eine gemeinsame Art der Entstehung in grauester Vorzeit hindeutet. Professor Henning, Frankfurt a. M., erklärt diesen das Pflanzen- mit dem Tierreich auf dem Gebiete der Optik in der Wurzel verbindenden Vorgang folgendermaßen: Die Erdatmosphäre war noch zur Steinkohlenzeit andauernd viel feuchter und dunstiger als heute, so daß von der Sonne fast nur die roten Strahlen zu uns hindurchdrangen. Die ersten Lebewesen mußten sich, um ihren Lichthunger zu befriedigen, dem anpassen. Die Pflanzen mußten daher, um die roten Strahlen verschlucken zu können, notgedrungen ihre Lichtaufnahmekörper, die Chlorophyllkörnchen, in der Komplementärfarbe zum Rot, d. h. in Grün anlegen, um sie so dauernd sehfähig zu erhalten. Die Pflanze als festgewachsenes und deshalb zähkonservatives Lebewesen behielt dann diese Farbe, an die sie sich so gründlich angepaßt hatte, im Grün ihrer Blätter bei, auch als die Beleuchtung durch die übrigen Farbstrahlen der Sonne vielseitiger und heller wurde; diese Lichtbesserung machte sich mehr auf den immer bunter werdenden Blumenkronen bemerkbar. Was die aus der gemeinsamen Wurzel sich abzweigenden Tiere betrifft, so konnte sich bei ihrer Bewegungsfreiheit und Beschattungsmöglichkeit der Blut- und Hautfarbstoff nach anderen Gesichtspunkten entwickeln, aber ihre Augen, die sie so notwendig bei dem trüben Dunst brauchten, mußten auch die Tiere in der Linsenfärbung anpassen. Das geschah durch Einlagerung roter Ölfarbkugeln. Nach Henning war die Färbung dieser Kügelchen in früheren Erdepochen und noch zur Zeit der Saurier bedeutend dunkler als heute, wo sie bei den Amphibien und Fischen fast verschwunden ist. Bei den Krokodilen, Schlangen, Eidechsen und gewissen Tagvogelarten kam später noch eine weitere Umbildung der Augen durch Hinzutreten der Stäbchen mit Sehpurpur zu den Zapfen hinzu. Die Farbe der Ölkugeln aber änderte sich vielfach in Orange- und Gelbfilter. Alle diese Tiere mit Ölkugelaugen können daher auch heute noch, im Gegensatz zu uns und den Säugetieren, direkt und dreist in die Sonne sehen. Außerdem erklärt sich nunmehr zwanglos das vielfach beobachtete Ziehen der Zugvögel bei einem Nebel, der für unsere Augen völlig undurchdringlich ist, der aber nach Hennings lehrreichen Versuchen, die er mit Vögeln in künstlich dunsterfüllten Kellern anstellte, diesen Tieren noch ein ziemlich deutliches Fernsehen und Vermeiden der gezogenen Hindernisseile gestattete.

Hermann Radestock.

Die Fortleitung des Wund- und Berührungsreizes als chemischer Vorgang. In Nr. 4058 war an dieser Stelle berichtet worden, daß es gelungen ist, bei Pflanzen den Lichtreiz über eine Wundstelle, welche mit einem fremden, leblosen Stoff (Gelatine) ausgefüllt ist, hinüberzuleiten, um so an einer vom Reizort entlegenen Stelle, die selber ungereizt im Dunkeln liegt, eine Krümmungs-

bewegung auszulösen. Ganz entsprechend ist es nun Peter Stark gelungen, den Reiz, der durch Verwundung, Ätzung oder nur durch Reibung erzeugt wird, von dem gereizten Pflanzenteil nach dem räumlich durch einen Schnitt von ihm getrennten anderen Pflanzenteil hinüberzuschicken. Auch der Wundreiz wird im Pflanzenkörper, ähnlich wie bei Tier und Mensch (wie könnten wir anders den Schmerz empfinden?), von der Wunde weggeleitet. Das geschieht eine bestimmte Strecke weit, und wir erkennen das Vorhandensein der Reizleitung daran, daß, entfernt vom Reizort, eine Krümmung des betreffenden pflanzlichen Organs, etwa des Stengels, Blattstiels od. dgl., stattfindet. Stark schnitt von Getreidekeimlingen die Spitze ab und reizte diese Spitze, entweder so, daß er sie mit Höllenstein betupfte oder mit einem glühenden Glasstab ansengte, oder daß er sie nur mit einem Korkstückchen rieb. Dann setzte er dem Keimlingsstumpf die Spitze wieder auf. In allen Fällen war damit die Reizvermittlung zwischen Spitze und Stumpf nicht unterbunden. Überall krümmte sich der Stumpf nach derselben Seite, wo oben an der Spitze gereizt worden war, was selbstredend nicht bei ungereizter Spitze geschah. Eigenartig und neu ist ferner die Entdeckung Starks, daß es ganz gleichgültig ist, ob hierbei Stumpf und Spitze demselben Individuum oder verschiedenen Individuen angehören, ja, ob sie derselben Art oder von Pflanzen verwandter Arten entstammen. Ein Spitzenstück vom polnischen Weizen (Triticum polonicum) konnte den Reiz auf den Dinkel (Triticum spelta) oder auf den gewöhnlichen Weizen (Triticum sativum) übertragen. Und selbst von Pflanzenteilen verschiedener Gattungen gelten diese Verhältnisse. Der Reiz läßt sich vom Hafer auf Roggen und umgekehrt übertragen, oder vom Weizen auf die Gerste usw. Das ist wirklich sehr merkwürdig und wird erst in seiner Eigenheit klar, wenn man sich Ähnliches bei Mensch und Tier vorstellen wollte. Ein Wund- oder Berührungsreiz sollte von einer Person auf eine andere übertragen werden, oder von einem Affen auf den Menschen. Der Affe wird verwundet, und der Mensch empfindet den Schmerz. Dieser Vergleich ist gar nicht einmal so von der Hand zu weisen, und sicher gibt es auch im Tierkörper Reizleitungsvorgänge, die ähnlich verlaufen. Dr. Günther Schmid.

Wirkt Tabakrauch desinfizierend? Die Raucher sind felsenfest überzeugt, daß der Tabak die Mundhöhle von Mikroben reinige. Die Tabakgegner leugnen dies. Zur Klärung der Streitfrage hat ein französischer Arzt neue eingehende Versuche angestellt. Er hat die verschiedensten Mikroben dem Rauch von Zigarren ausgesetzt und dabei beobachtet, daß die Krankheitserreger in einem Zeitraum, der je nach ihrer Art zwischen 5 und 30 Sekunden schwankt, zugrunde gehen. Allerdings ist die Wirkung des Tabakrauches im Munde nicht so stark wie in der Retorte des Laboratoriums. Die Qualität des Tabaks scheint übrigens bei dieser Frage keine Rolle zu spielen. Versuche mit verschiedenen Tabaksorten gaben keine abweichenden Ergebnisse. Interessant ist übrigens, daß sich die desinfizierende Wirkung des Tabakrauches auch dann feststellen läßt, wenn durch komprimierte Baumwolle das Nikotin vorher abgefangen wird, wie das bei vielen Zigaretten mit Pappmundstück geschieht.

Ein einzigartiges Wettergedächtnis ist kürzlich bei dem Lic. Otto Schrader von der Staatsbibliothek zu Berlin durch streng wissenschaftliche Prüfungen in der Psychischen Studien-Gesellschaft und in der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft (Zweigverein Berlin) einwandfrei festgestellt worden. Er ist 1875 geboren und kann von 1885 an, vereinzelt auch schon vorher, für jeden Tag das jeweilige Wetter angeben, und zwar nicht etwa nur allgemein, sondern in seinem Verlauf von früh bis nachts, natürlich nur von den Orten, an denen er gerade gewesen war, größtenteils von Berlin. Es handelt sich also um rund 14000 Tage. Herr Schrader ist von verschiedenen Fachleuten, auch vom Unterzeichneten geprüft und stets in seinen Aussagen richtig befunden worden. Dabei gibt er den Wochentag, häufig noch die Mondphase und Mondstellung sowie einen etwaigen Festtag an, oft auch die Temperatur und bisweilen den Barometerstand. So z. B. antwortete er, nach dem 26. November 1890 gefragt: „Sehr klare Nacht; Mittwoch vormittags wolkig mit leichtem Schneefall; Temperatur — 8° bis — 9° R; der Abend ganz klar, die Temperatur geht auf — 10° herunter und hielt sich zwischen — 9° und — 10° bis zum 27.", und auf eine andere Frage: „Es war der Sonntag Jubilate; der Mond, einen Tag vor dem ersten Viertel, ging in leichtem Dunst auf, doch wurde es bald klarer usw." Alle Antworten wurden an der Hand der amtlichen Beobachtungstabellen genau geprüft, so daß jeder Zweifel ausgeschlossen ist. Die Antworten erfolgen stets sofort, ohne jedes Überlegen, und zwar geradezu unheimlich plötzlich, so daß oft die Frage noch nicht ganz ausgesprochen ist, gerade als wenn man ihm die aufgeschlagene Tabelle hinhalte und er sie sofort ablese. Er selbst aber macht sich keine Wetteraufzeichnungen. Es handelt sich hier um ein Spezialgedächtnis, denn sein Personengedächtnis ist nicht besonders gut. Fernsprechnummern, Buchnummern der Bücherei usw. setzt er in Daten um und verknüpft sie so mit dem Wetter der betreffenden Tage. Die Grundlage bleibt also das Wettergedächtnis. Ähnliche starke Gedächtnisbegabungen liegen in seiner Familie nicht vor, doch habe schon sein Vater, wie er sagte, sich viel mit Meteorologie und Astronomie beschäftigt. Es wurde auch noch festgestellt, daß es sich nicht um ein ausdrückliches Merkenwollen des Wetters handelt, sondern um ein unwillkürliches Aufnehmen und Festhalten des Wettereindrucks. Herr Schrader sieht geistig immer nur das Wetter des einzelnen Tages, wenn er auch ohne die geringste Pause und ohne zeitweiliges Zögern das Wetter für Wochen und Monate, aber immer nur Tag nach Tag, zu schildern vermag. Es ist ihm aber nicht gegeben, z. B. das Wetter des Aprils binnen 10 oder 20 Jahren sofort zu überblicken und daraus etwa den Tag des allerletzten Schnees zu nennen; er muß erst die einzelnen Aprilmonate sich vergegenwärtigen, so daß also danach ein Zuhörer leicht die Frage beantworten kann. Er gibt oft den allgemeinen Witterungscharakter eines Monats als Einleitung an, z. B. beim November 1890: „Merkwürdiger November!", beim Juli 1904: „Einer der heißesten Juli, die wir erlebt haben", beim August 1913: „War nicht schön." Prof. Dr. C. Kaßner.

Unzerbrechliches Glas. In einer ausländischen Glashütte ist ein Hartglas hergestellt worden, das eine derartige Bruchfestigkeit aufweist, daß man es auf den Boden werfen kann, ohne daß es zerbricht. Außerdem verträgt es einen Temperaturunterschied von 400 Grad, ohne zu springen. Man kann es also auf 400 Grad erhitzen und dann plötzlich auf Null Grad abkühlen — es zeigt sich kein Sprung. Seiner Zusammensetzung nach besteht es in der Hauptsache aus Kieselsäure, also aus Quarz, von dem es 98 v. H. seines Gewichtes enthält. Es ist nur allzu natürlich, daß die Nachricht von einer derartigen Erfindung Aufsehen erregen mußte, und viele sehen vielleicht schon der schönen Zeit entgegen, wo Karaffen, Trinkgläser, Brillen usw. nicht mehr zerbrechen. Es ist aber zu bezweifeln, ob wir diesen Idealzustand jemals erleben werden, denn das Hartglas ist an und für sich nichts Neues, und auch die deutsche Glasindustrie stellt bereits seit Jahren die verschiedensten Sorten her. Sie fertigt nur klugerweise keine Gebrauchsgegenstände daraus an; sonst würde sie sich ins eigene Fleisch schneiden und ihren Umsatz verringern, der sich ja vor allem auch darauf gründet, daß Glas nun eben einmal zerbricht. In der Technik und in wissenschaftlichen Laboratorien steht Hartglas bereits in ausgedehntem Maße im Gebrauch. Es gibt, wie erwähnt, verschiedene Arten; zunächst einmal das sogenannte „Verbundglas", das durch Zusammenschmelzen zweier verschiedener Glassorten erhalten wird, und dann das „Quarzgut". Ersteres ist aus reinem Bergkristall erschmolzen und daher klar und durchsichtig, letzteres wird aus Quarzsand hergestellt und ist undurchsichtig. Beide Sorten zeigen eine bemerkenswerte Härte. Sie lassen sich erhitzen und dann sofort abkühlen, ohne dabei zu springen. Diese Eigenschaft rührt von dem außerordentlich geringen Ausdehnungskoeffizienten des Quarzes her, der bewirkt, daß sich das Glas bei der Erhitzung kaum ausdehnt und beim Abkühlen kaum zusammenzieht. Es können also keine Zerrungen und Spannungen entstehen, die ein Springen bewirken. Die Härte des Quarzglases erschwert das Schleifen derart, daß man wohl kaum je Brillengläser usw. daraus herstellen wird. Ob das ausländische Glas besser sein wird als das deutsche, wird sich erst beurteilen lassen, wenn nähere Angaben über den Ausdehnungskoeffizienten, die Bruchfestigkeit, die Härte usw. vorliegen. Dr. A. Neuburger.

Literatur und Kunst.

Paul Cézanne. Mit einer Kollektivausstellung der in deutschem Privatbesitz befindlichen Werke Paul Cézannes hat der Kunstsalon Paul Cassirer kürzlich große Wirkung hervorzurufen vermocht. Eine künstlerisch nicht hoch genug zu bewertende Tat war mit dieser Ausstellung vollbracht, die eine würdige Fortsetzung jenes mit der Munch-Ausstellung erstmalig zur Wirklichkeit umgesetzten Gedankens bildete, die großen Bahnbrecher und Führer der modernen Kunstbewegung möglichst vollständig dem deutschen Publikum vorzuführen. Diese Idee erscheint einleuchtend genug und sollte billigerweise von jedem Kunstfreunde freudig aufgegriffen werden. Trotzdem, fürchte ich, wird es nicht an chauvinistischen Tadlern fehlen, die die Ausstellung von Werken eines französischen Künstlers lediglich als eine Verbeugung vor dem bisher feindlichen Auslande empfinden. Ohne Frage ist der Wunsch, unseren westlichen Nachbarn bei dieser Gelegenheit auf künstlerischem Gebiete unseren Verständigungswillen zu zeigen, keineswegs für die Veranstalter maßgebend gewesen. Aber lassen wir die Mäkler mit ihren überflüssigen Argumenten beiseite! Kunstpolitisch interessant und wertvoll bleibt die Festnagelung jener Tatsache, daß die Kunst eines in Frankreich jahrelang mißachteten und verkannten großen Künstlers in Deutschland frühzeitig eine würdige Pflegstätte gefunden hat. Man tut gut, sich diese Tatsache zu notieren und sich ihrer bei Gelegenheit zu erinnern, wenn man uns Deutschen jenseits der Vogesen wieder einmal das Verständnis für „culture" beibringen will. Die deutschen Besitzer dieser stattlichen Reihe auserlesener Meisterwerke Cézannes dürfen auf ihren Besitz stolz sein. Ihr einst vor Jahren beim Ankauf dieser Gemälde bewiesenes Qualitätsgefühl hat sich bewährt. Der einst vielumstrittene Künstler ist eine internationale Berühmtheit geworden, von dem die ganze junge Generation voller Ehrfurcht als dem Führer zu neuen künstlerischen Bahnen spricht. In Paris rühmt man sich laut der großen Tradition, die der Name Cézanne verbürgt, und auch in Deutschland wird Cézanne als der eigentümliche Führer zu neuen Ausdrucksmöglichkeiten gefeiert. Was man nicht täglich Neues an ihm entdeckt! Wochen und Monate sind erforderlich, um all die tiefgründige Gelehrsamkeit herunterzuschlucken, mit der man uns die Vorzüge seines Lebenswerkes in literarisch gut formulierten Gedanken näherzubringen versucht. Bald gilt der Hymnus der Cézanne-Verehrer dem Harmonisten der Farben, bald dem Visionär, der über die Naturabmalerei der Impressionisten hinausging, bald dem nachdenklichen Grübler, der über die Abstufung der Farbtöne nachdachte, und der den heute so merkwürdig zeitgemäßen Satz aufstellte: „Alles in der Natur modelliert sich gemäß der Kugel, dem Kegel und dem Zylinder. Man muß auf Grund dieser einfachen Figuren malen lernen, nachher wird man alles machen können, was man will." Der nun verstandesmäßig zu bewältigende, literarische Kunstgenuß sollte unterbleiben, wo große Kunst unsere Seelen in ihren Bann zwingt. Bekanntlich hat Cézanne diese mit den einfachsten Mitteln hervorzurufen vermocht. Allem landläufig Interessanten geht er bewußt aus dem Wege: Landschaften und Stilleben treten uns als die stets wiederkehrenden Motive seiner Kunst entgegen. Und doch, wie ist das alles empfunden! Es ist nicht der denkende Künstler, der uns erregt; nein, es ist der stark empfindende Mensch in Cézanne, der unsere Herzen weit macht und uns die Sinne öffnet und uns sagt, wie schön die weite Gotteswelt ist, und wie auch das scheinbar Einfachste und Belanglose durch die liebevolle Hingabe des Künstlers zur Natur geadelt werden kann. Eine naiv glückliche Sinnlichkeit ist über diese Bilder hingebreitet, fast mühelos scheinen sie auf die Leinwand hingezaubert zu sein, und doch wissen wir, wie unendlich hart der Künstler um die Realisierung seiner Landschaftsphantasien gerungen hat. Nachdenklich blieb er oft vor seiner Arbeit stehen, schritt im Atelier auf und ab oder ging in den Garten hinunter, wo er mit entmutigter Miene dasaß und den Fragen und Problemen nachhing, die ihn am meisten quälten. Das Handwerksmäßige, die Beherrschung der technischen Qualitäten, die viele von Cézannes Nachfolgern mit Routine meistern zu können glauben, war für Cézanne etwas, das er sich in ernster, mühevoller Arbeit erkämpfte, getreu seinem Grundsatz, den uns Emil Bernard in seinen „Erinnerungen" mitteilt: „Arbeiten, ohne sich um irgendeinen Menschen zu kümmern, und tüchtig werden, das ist das Ziel eines Künstlers, alles übrige taugt rein gar nichts." Diese Tüchtigkeit ist es, die uns den Künstler und Menschen Cézanne in gleicher Weise verehrungswürdig erscheinen läßt, und womit sein Name der jüngsten Generation vor allem als leuchtendes Vorbild erstrahlen sollte. **Joachim Kirchner**

Graphische Bücher. Einen guten Überblick über moderne Graphik vermittelt **Fritz Gurlitts** „Graphisches Jahr" (Fritz Gurlitt Verlag, Berlin). Es ist ein Verlagskatalog, gehalten in der reizvollen Form eines graphischen Bilderbuchs und anmutig belebt durch kurze autobiographische Skizzen der Künstler, die der Verlag vereinigt. Da sie den verschiedensten Richtungen angehören, so bilden sie in der Gesamtheit eine höchst interessante Gesellschaft, die für die Mannigfaltigkeit unserer heutigen Kunstströmungen ein beredtes Zeugnis ablegt. Von dem großen Daumierwerk, das **Eduard Fuchs** im Verlag Albert Langen in München herausgibt, ist der 2. Lithographienband erschienen, der die Zeit von 1852 bis 1860 umfaßt. Es ist die Zeit, da aus dem malerischen Stil des jungen Daumier der zeichnerische Stil des reifen Mannes hervorwächst — ein Zeichner von der Größe Rembrandts. Diese Lithographien, in denen sich das Leben während des zweiten Kaiserreichs, von einem scharfsinnigen Satiriker gesehen, widerspiegelt, sind nicht nur von einzigartigem künstlerischen Wert, sondern auch von hervorragend kulturgeschichtlicher Bedeutung. Die Kennerhand des Herausgebers hat das Beste des Künstlers hier zusammengetragen. Die Wiedergabe der Blätter ist von so trefflicher Qualität, daß man die Originale selbst zu sehen glaubt. Als ein Musterbeispiel für die künstlerische Verschmelzung von Schrift und Bild im Druck ist das neueste Erzeugnis der Rudolfinischen Drucke anzusprechen: „Die Weihnachtsgeschichte", ein Blockbuch in zehn Holzschnitten von **Rudolf Koch** (Verlag Wilh. Gersting, Offenbach a. M.). Bild und Schrift sind nach Art der Blockbücher des späten Mittelalters mit dem Messer in Holz geschnitten, wodurch das Seitenbild eine kraftvolle Lebendigkeit und das Buchganze eine Einheitlichkeit erhält, wie sie kaum schöner erreicht werden kann. In das Gebiet der angewandten Graphik gehört der Ornamentstich, der vielleicht am überzeugendsten die Stilwandlungen seit dem Mittelalter zum Ausdruck bringt, und der die Anregung für die jeweils beliebten Ornamentmotive in der Architektur und im Kunstgewerbe liefert. **Peter Jessen**, der Direktor der Bibliothek des Berliner Kunstgewerbemuseums, wohl einer der gründlichsten Kenner dieses Gebiets, hat nunmehr im Verlag für Kunstwissenschaft, Berlin, eine Monographie des Ornamentstiches erscheinen lassen, die einen äußerst interessanten Beitrag zur Stilforschung bildet und wichtige Anhaltspunkte für die Entstehungsgeschichte vieler architektonischer und kunstgewerblicher Gegenstände gibt. Das Buch, das nicht nur den Kunstfreund und Forscher interessiert, dürfte auch manchem Künstler und Kunsthandwerker wertvolle Fingerzeige bieten. Dr. T.

Aus dem Morgenlande. Es scheint, daß wir auch in der Belletristik in eine Zeit hineingeraten, wo gegenüber dem Zerfall des Abendlandes die Romantik des Orients neu erblüht. Sehr geschickt ist der uralte Gegensatz zwischen zwei Welten, die sich in ständigem Wechsel, in Anziehung und Abstoßung berühren, in der Erzählung von Paul Farkas „Das Vermächtnis des Mithradates“ (Georg Müller, München) erfaßt, worin der unerschütterlich ruhige Fortbestand altorientalischer Weisheit gegenüber allem fieberhaft rüttelnden Ansturm Europas betont wird; dieser tiefere Sinn des Werkes ist in eine Handlung aus der Zeit von Napoleons Expedition nach Syrien eingekleidet. — Ganz unmittelbar empfunden ist Eugen Hoeflichs „Feuer im Osten“ (E. P. Tal, Leipzig), die Entdeckung des heutigen Ostens durch einen Kulturjuden, der während des Weltkrieges in der Urheimat seines Volkes starke innere Erschütterungen erlebt und sich zu seinem eigentlichen Selbst zurückfindet. — In den alten Orient führt dagegen Ch. Ruths' historischer Roman „Die indische Entscheidung“ (Verlag Zimmer, Stuttgart), eine Episode aus dem indischen Feldzug Alexanders des Großen, voll Liebeslust und Waffenruhm, in lyrisch-dramatisch-epischem Gemisch.

Dr. Karl Bland.

Für die Frauenwelt.

Besuche am Wochenbett. Schon immer waren Besuche am Wochenbett eine beliebte Aufmerksamkeit, die man der jungen Mutter erwiesen, auch wohl der eigenen Neugierde zuliebe ausgeführt hat. Auf alten Bildern sieht man häufig eine ganze Schar von Frauen, die sich um das festlich geschmückte Wochenbett herum versammelt haben. Es handelt sich also um eine alte, bei allen Völkern bekannte Sitte. Dieses ehrwürdige Alter macht diese Sitte indes nicht besser, macht, kurz gesagt, aus einer Unsitte keine Sitte. Für die junge Mutter gibt es nur eines, was ihr vorteilhaft ist: am Wochenbett möglichst spät und möglichst wenig Besuch zu empfangen. Die Besuche womöglich schon an den Tagen unmittelbar nach der Geburt — nur von der normal verlaufenden Geburt und der gesunden Frau ist hier die Rede — bedeuten eine außerordentliche Anstrengung und unter Umständen eine Gefährdung der Wöchnerin. Es soll durchaus nicht verkannt werden, daß die Besucher der Wöchnerin eine besondere Aufmerksamkeit und eine Freude bereiten wollen, und daß in vielen Fällen dieser beabsichtigte Zweck auch erreicht wird. Denn die junge Mutter brennt häufig darauf, ihr Kindlein den teilnehmenden Verwandten und Freunden zeigen zu können, erzählt auch gern ihr eigenes Erlebnis und hört vielleicht in gewissen, nicht ganz seltenen Fällen auch mit Interesse, was sich inzwischen in der ihr vertrauten Welt alles zugetragen hat. Die seelische Beeinflussung kann infolgedessen ganz gut sein. Diesem Vorteil steht aber als Nachteil die große körperliche Anstrengung gegenüber, die jeder, auch ein kurzer Besuch für die geschwächte und absolut ruhebedürftige Wöchnerin bedeutet. Eine Wöchnerin ist nicht so widerstandsfähig wie eine gesunde Frau; sie ist Krankheiten gegenüber besonders empfänglich und muß sich vor Erkältungen ebenso hüten wie vor Ansteckung mit irgendeiner Infektionskrankheit. Es besteht aber viel eher die Möglichkeit, irgendeine Infektionskrankheit zu erwerben, wenn viele Besucher in die Wochenstube kommen. Die einfachste Rücksicht auf Mutter und Kind sollte es deshalb jedenfalls zum mindesten jedem, der sich nicht ganz gesund fühlt, oder der beispielsweise kranke Kinder selbst zu Hause hat, verbieten, einen Wöchnerinnenbesuch zu machen. Die Besuche sollten daher zielbewußt nur auf die allernächsten Verwandten beschränkt werden; gute Freunde müssen auf die Zeit vertröstet werden, wenn die Wöchnerin wieder außer Bett ist, was ja bei normalem Verlauf des Wochenbettes sehr rasch der Fall sein wird. Niemand wird es als eine Kränkung empfinden können, von einer Wöchnerin nicht empfangen zu werden, wenn das einheitlich und „ohne Ansehen der Person“ durchgeführt wird. Im Notfall muß eben auf das Verbot des Arztes, Besuch zu empfangen, verwiesen werden.

Dr. W. Schweisheimer.

Das Pudertäschchen. In letzter Zeit fällt eine reizende Neuheit auf: das Pudertäschchen, das im Pompadour, in der Hand- und Besuchstasche, im Perlbeutel seinen Platz finden soll, und das bei der eleganten Frau sicherlich viel Anklang finden dürfte. Es ist so groß oder so klein wie eine der beliebten Geldscheintaschen aus Leder oder Stoff und sehr ähnlich geformt. Man sieht es nur in den besten Qualitäten, denn sobald es in billigen Imitationen hergestellt werden wird, sobald es populär werden wird, dürfte es mit seiner Beliebtheit in der Welt der Großen vorbei sein. Diese Pudertäschchen aus kostbarem Brokat, aus Affenhaut, feinstem Leder, Ripsseide oder Samt sehen außerordentlich geschmackvoll aus; an ihrer Innenseite sind geschliffene Spiegel angebracht, deren Form sich nach der Form des Täschchens richtet, oval, rund, quadratisch und rechteckig. Die zweite Innenseite zeigt eine flache Tasche, in der die winzige Puderquaste und der Puder enthalten sind. Das Täschchen ist mit hellfarbiger, meist leichtgemusterter Seide gefüttert, die leicht parfümiert wird.

E. L.

Der Frauenüberschuß. Durch den Krieg hat sich in allen Staaten das Zahlenverhältnis der Geschlechter ganz erheblich verändert. Die während des Krieges in Kopenhagen gegründete „Studiengesellschaft für soziale Folgen des Krieges“ bringt in einer Denkschrift auch Zahlen über die Verschiebung der Geschlechter, aus denen uns vor allem die Angaben über den Frauenüberschuß in Deutschland interessieren. Der Vergleich findet zwischen dem Jahre 1913 und 1919 statt. Feststellungen, die in Deutschland gemacht wurden, haben die Angaben dieser Denkschrift bestätigt. Nach neueren Feststellungen vom Jahre 1920 ist der Frauenüberschuß in Deutschland noch beträchtlich größer geworden. Während wir im Jahre 1913 etwa 840000 Frauen mehr in Deutschland zählten als Männer, werden im Jahre 1920 etwa 2,8 Millionen Frauen in Deutschland mehr angegeben. Wie in Deutschland, so hat sich hauptsächlich in allen Ländern, die am Kriege beteiligt waren, der Frauenüberschuß herausgebildet. In Österreich-Ungarn ist er von 700000 im Jahre 1913 auf etwa 2,2 Millionen im Jahre 1919, in England von 1,3 Millionen auf 2,1 Millionen, in Frankreich von 700000 auf 2,1 Millionen, in Italien von 0,6 auf 1,2 Millionen gestiegen. Er hat sich also in den Mittelmächten und Frankreich verdreifacht, in Italien verdoppelt und in England um 60 Proz. vermehrt. Insgesamt stieg in den fünf Großstaaten der Frauenüberschuß von 4,1 Millionen auf 10,4 Millionen. Er hat sich also gegen 1913 mehr als verdoppelt. In den heiratsfähigen Altersklassen ist das Verhältnis noch weit größer.

Literatur und Kunst.

Paul Cézanne. Mit einer Kollektivausstellung der in deutschem Privatbesitz befindlichen Werke Paul Cézannes hat der Kunstsalon Paul Cassirer kürzlich große Wirkung hervorzurufen vermocht. Eine künstlerisch nicht hoch genug zu bewertende Tat war mit dieser Ausstellung vollbracht, die eine würdige Fortsetzung jenes mit der Munch-Ausstellung erstmalig zur Wirklichkeit umgesetzten Gedankens bildete, die großen Bahnbrecher und Führer der modernen Kunstbewegung möglichst vollständig dem deutschen Publikum vorzuführen. Diese Idee erscheint einleuchtend genug und sollte billigerweise von jedem Kunstfreunde freudig aufgegriffen werden. Trotzdem, fürchte ich, wird es nicht an chauvinistischen Tadlern fehlen, die die Ausstellung von Werken eines französischen Künstlers lediglich als eine Verbeugung vor dem bisher feindlichen Auslande empfinden. Ohne Frage ist der Wunsch, unseren westlichen Nachbarn bei dieser Gelegenheit auf künstlerischem Gebiete unseren Verständigungswillen zu zeigen, keineswegs für die Veranstalter maßgebend gewesen. Aber lassen wir die Mäkler mit ihren überflüssigen Argumenten beiseite! Kunstpolitisch interessant und wertvoll bleibt die Festnagelung jener Tatsache, daß die Kunst eines in Frankreich jahrelang mißachteten und verkannten großen Künstlers in Deutschland frühzeitig eine würdige Pflegstätte gefunden hat. Man tut gut, sich diese Tatsache zu notieren und sich ihrer bei Gelegenheit zu erinnern, wenn man uns Deutschen jenseits der Vogesen wieder einmal das Verständnis für „culture" beibringen will. Die deutschen Besitzer dieser stattlichen Reihe auserlesener Meisterwerke Cézannes dürfen auf ihren Besitz stolz sein. Ihr einst vor Jahren beim Ankauf dieser Gemälde bewiesenes Qualitätsgefühl hat sich bewährt. Der einst vielumstrittene Künstler ist eine internationale Berühmtheit geworden, von dem die ganze junge Generation voller Ehrfurcht als dem Führer zu neuen künstlerischen Bahnen spricht. In Paris rühmt man sich laut der großen Tradition, die der Name Cézanne verbürgt, und auch in Deutschland wird Cézanne als der eigentümliche Führer zu neuen Ausdrucksmöglichkeiten gefeiert. Was man nicht täglich Neues an ihm entdeckt! Wochen und Monate sind erforderlich, um all die tiefgründige Gelehrsamkeit herunterzuschlucken, mit der man uns die Vorzüge seines Lebenswerkes in literarisch gut formulierten Gedanken näherzubringen versucht. Bald gilt der Hymnus der Cézanne-Verehrer dem Harmonisten der Farben, bald dem Visionär, der über die Naturabmalerei der Impressionisten hinausging, bald dem nachdenklichen Grübler, der über die Abstufung der Farbtöne nachdachte, und der den heute so merkwürdig zeitgemäßen Satz aufstellte: „Alles in der Natur modelliert sich gemäß der Kugel, dem Kegel und dem Zylinder. Man muß auf Grund dieser einfachen Figuren malen lernen, nachher wird man alles machen können, was man will." Der nun verstandesmäßig zu bewältigende, literarische Kunstgenuß sollte unterbleiben, wo große Kunst unsere Seelen in ihren Bann zwingt. Bekanntlich hat Cézanne diese mit den einfachsten Mitteln hervorzurufen vermocht. Allem landläufig Interessanten geht er bewußt aus dem Wege: Landschaften und Stilleben treten uns als die stets wiederkehrenden Motive seiner Kunst entgegen. Und doch, wie ist das alles empfunden! Es ist nicht der denkende Künstler, der uns erregt; nein, es ist der stark empfindende Mensch in Cézanne, der unsere Herzen weit macht und uns die Sinne öffnet und uns sagt, wie schön die weite Gotteswelt ist, und wie auch das scheinbar Einfachste und Belanglose durch die liebevolle Hingabe des Künstlers zur Natur geadelt werden kann. Eine naiv glückliche Sinnlichkeit ist über diese Bilder hingebreitet, fast mühelos scheinen sie auf die Leinwand hingezaubert zu sein, und doch wissen wir, wie unendlich hart der Künstler um die Realisierung seiner Landschaftsphantasien gerungen hat. Nachdenklich blieb er oft vor seiner Arbeit stehen, schritt im Atelier auf und ab oder ging in den Garten hinunter, wo er mit entmutigter Miene dasaß und den Fragen und Problemen nachhing, die ihn am meisten quälten. Das Handwerksmäßige, die Beherrschung der technischen Qualitäten, die viele von Cézannes Nachfolgern mit Routine meistern zu können glauben, war für Cézanne etwas, das er sich in ernster, mühevoller Arbeit erkämpfte, getreu seinem Grundsatz, den uns Emil Bernard in seinen „Erinnerungen" mitteilt: „Arbeiten, ohne sich um irgendeinen Menschen zu kümmern, und tüchtig werden, das ist das Ziel eines Künstlers, alles übrige taugt rein gar nichts." Diese Tüchtigkeit ist es, die uns den Künstler und Menschen Cézanne in gleicher Weise verehrungswürdig erscheinen läßt, und womit sein Name der jüngsten Generation vor allem als leuchtendes Vorbild erstrahlen sollte. **Joachim Kirchner.**

Graphische Bücher. Einen guten Überblick über moderne Graphik vermittelt **Fritz Gurlitts** „Graphisches Jahr" (Fritz Gurlitt Verlag, Berlin). Es ist ein Verlagskatalog, gehalten in der reizvollen Form eines graphischen Bilderbuchs und anmutig belebt durch kurze autobiographische Skizzen der Künstler, die der Verlag vereinigt. Da sie den verschiedensten Richtungen angehören, so bilden sie in der Gesamtheit eine höchst interessante Gesellschaft, die für die Mannigfaltigkeit unserer heutigen Kunstströmungen ein beredtes Zeugnis ablegt. Von dem großen Daumierwerk, das **Eduard Fuchs** im Verlag Albert Langen in München herausgibt, ist der 2. Lithographienband erschienen, der die Zeit von 1852 bis 1860 umfaßt. Es ist die Zeit, da aus dem malerischen Stil des jungen Daumier der zeichnerische Stil des reifen Mannes hervorwächst — ein Zeichner von der Größe Rembrandts. Diese Lithographien, in denen sich das Leben während des zweiten Kaiserreichs, von einem scharfsinnigen Satiriker gesehen, widerspiegelt, sind nicht nur von einzigartigem künstlerischen Wert, sondern auch von hervorragend kulturgeschichtlicher Bedeutung. Die Kennerhand des Herausgebers hat das Beste des Künstlers hier zusammengetragen. Die Wiedergabe der Blätter ist von so trefflicher Qualität, daß man die Originale selbst zu sehen glaubt. Als ein Musterbeispiel für die künstlerische Verschmelzung von Schrift und Bild im Druck ist das neueste Erzeugnis der Rudolfinischen Drucke anzusprechen: „Die Weihnachtsgeschichte", ein Blockbuch in zehn Holzschnitten von **Rudolf Koch** (Verlag Wilh. Gersting, Offenbach a. M.). Bild und Schrift sind nach Art der Blockbücher des späten Mittelalters mit dem Messer in Holz geschnitten, wodurch das Seitenbild eine kraftvolle Lebendigkeit und das Buchganze eine Einheitlichkeit erhält, wie sie kaum schöner erreicht werden kann. In das Gebiet der angewandten Graphik gehört der Ornamentstich, der vielleicht am überzeugendsten die Stilwandlungen seit dem Mittelalter zum Ausdruck bringt, und der die Anregung für die jeweils beliebten Ornamentmotive in der Architektur und im Kunstgewerbe liefert. **Peter Jessen**, der Direktor der Bibliothek des Berliner Kunstgewerbemuseums, wohl einer der gründlichsten Kenner dieses Gebiets, hat nunmehr im Verlag für Kunstwissenschaft, Berlin, eine Monographie des Ornamentstiches erscheinen lassen, die einen äußerst interessanten Beitrag zur Stilforschung bildet und wichtige Anhaltspunkte für die Entstehungsgeschichte vieler architektonischer und kunstgewerblicher Gegenstände gibt. Das Buch, das nicht nur den Kunstfreund und Forscher interessiert, dürfte auch manchem Künstler und Kunsthandwerker wertvolle Fingerzeige bieten. Dr. T.

Aus dem Morgenlande. Es scheint, daß wir auch in der Belletristik in eine Zeit hineingeraten, wo gegenüber dem Zerfall des Abendlandes die Romantik des Orients neu erblüht. Sehr geschickt ist der uralte Gegensatz zwischen zwei Welten, die sich in ständigem Wechsel, in Anziehung und Abstoßung berühren, in der Erzählung von Paul Farkas „Das Vermächtnis des Mithradates" (Georg Müller, München) erfaßt, worin der unerschütterlich ruhige Fortbestand altorientalischer Weisheit gegenüber allem fieberhaft rüttelnden Ansturm Europas betont wird; dieser tiefere Sinn des Werkes ist in eine Handlung aus der Zeit von Napoleons Expedition nach Syrien eingekleidet. — Ganz unmittelbar empfunden ist Eugen Hoeflichs „Feuer im Osten" (E. P. Tal, Leipzig), die Entdeckung des heutigen Ostens durch einen Kulturjuden, der während des Weltkrieges in der Urheimat seines Volkes starke innere Erschütterungen erlebt und sich zu seinem eigentlichen Selbst zurückfindet. — In den alten Orient führt dagegen Ch. Ruths' historischer Roman „Die indische Entscheidung" (Verlag Zimmer, Stuttgart), eine Episode aus dem indischen Feldzug Alexanders des Großen, voll Liebeslust und Waffenruhm, in lyrisch-dramatisch-epischem Gemisch. Dr. Karl Bland.

Für die Frauenwelt.

Besuche am Wochenbett. Schon immer waren Besuche am Wochenbett eine beliebte Aufmerksamkeit, die man der jungen Mutter erweisen, auch wohl der eigenen Neugierde zuliebe ausgeführt hat. Auf alten Bildern sieht man häufig eine ganze Schar von Frauen, die sich um das festlich geschmückte Wochenbett herum versammelt haben. Es handelt sich also um eine alte, bei allen Völkern bekannte Sitte. Dieses ehrwürdige Alter macht diese Sitte indes nicht besser, macht, kurz gesagt, aus einer Unsitte keine Sitte. Für die junge Mutter gibt es nur eines, was ihr vorteilhaft ist: am Wochenbett möglichst spät und möglichst wenig Besuch zu empfangen. Die Besuche womöglich schon an den Tagen unmittelbar nach der Geburt — nur von der normal verlaufenden Geburt und der gesunden Frau ist hier die Rede — bedeuten eine außerordentliche Anstrengung und unter Umständen eine Gefährdung der Wöchnerin. Es soll durchaus nicht verkannt werden, daß die Besucher der Wöchnerin eine besondere Aufmerksamkeit und eine Freude bereiten wollen, und daß in vielen Fällen dieser beabsichtigte Zweck auch erreicht wird. Denn die junge Mutter brennt häufig darauf, ihr Kindlein den teilnehmenden Verwandten und Freunden zeigen zu können, erzählt auch gern ihr eigenes Erlebnis und hört vielleicht in gewissen, nicht ganz seltenen Fällen auch mit Interesse, was sich inzwischen in der ihr vertrauten Welt alles zugetragen hat. Die seelische Beeinflussung kann infolgedessen ganz gut sein. Diesem Vorteil steht aber als Nachteil die große körperliche Anstrengung gegenüber, die jeder, auch ein kurzer Besuch für die geschwächte und absolut ruhebedürftige Wöchnerin bedeutet. Eine Wöchnerin ist nicht so widerstandsfähig wie eine gesunde Frau; sie ist Krankheiten gegenüber besonders empfänglich und muß sich vor Erkältungen ebenso hüten wie vor Ansteckung mit irgendeiner Infektionskrankheit. Es besteht aber viel eher die Möglichkeit, irgendeine Infektionskrankheit zu erwerben, wenn viele Besucher in die Wochenstube kommen. Die einfachste Rücksicht auf Mutter und Kind sollte es deshalb jedenfalls zum mindesten jedem, der sich nicht ganz gesund fühlt, oder der beispielsweise kranke Kinder selbst zu Hause hat, verbieten, einen Wöchnerinnenbesuch zu machen. Die Besuche sollten daher zielbewußt nur auf die allernächsten Verwandten beschränkt werden; gute Freunde müssen auf die Zeit vertröstet werden, wenn die Wöchnerin wieder außer Bett ist, was ja bei normalem Verlauf des Wochenbettes sehr rasch der Fall sein wird. Niemand wird es als eine Kränkung empfinden können, von einer Wöchnerin nicht empfangen zu werden, wenn das einheitlich und „ohne Ansehen der Person" durchgeführt wird. Im Notfall muß eben auf das Verbot des Arztes, Besuch zu empfangen, verwiesen werden. Dr. W. Schweisheimer.

Das Pudertäschchen. In letzter Zeit fällt eine reizende Neuheit auf: das Pudertäschchen, das im Pompadour, in der Hand- und Besuchstasche, im Perlbeutel seinen Platz finden soll, und das bei der eleganten Frau sicherlich viel Anklang finden dürfte. Es ist so groß oder so klein wie eine der beliebten Geldscheintaschen aus Leder oder Stoff und sehr ähnlich geformt. Man sieht es nur in den besten Qualitäten, denn sobald es in billigen Imitationen hergestellt werden wird, sobald es populär werden wird, dürfte es mit seiner Beliebtheit in der Welt der Großen vorbei sein. Diese Pudertäschchen aus kostbarem Brokat, aus Affenhaut, feinstem Leder, Ripsseide oder Samt sehen außerordentlich geschmackvoll aus; an ihrer Innenseite sind geschliffene Spiegel angebracht, deren Form sich nach der Form des Täschchens richtet, oval, rund, quadratisch und rechteckig. Die zweite Innenseite zeigt eine flache Tasche, in der die winzige Puderquaste und der Puder enthalten sind. Das Täschchen ist mit hellfarbiger, meist leichtgemusterter Seide gefüttert, die leicht parfümiert wird. E. L.

Der Frauenüberschuß. Durch den Krieg hat sich in allen Staaten das Zahlenverhältnis der Geschlechter ganz erheblich verändert. Die während des Krieges in Kopenhagen gegründete „Studiengesellschaft für soziale Folgen des Krieges" bringt in einer Denkschrift auch Zahlen über die Verschiebung der Geschlechter, aus denen uns vor allem die Angaben über den Frauenüberschuß in Deutschland interessieren. Der Vergleich findet zwischen dem Jahre 1913 und 1919 statt. Feststellungen, die in Deutschland gemacht wurden, haben die Angaben dieser Denkschrift bestätigt. Nach neueren Feststellungen vom Jahre 1920 ist der Frauenüberschuß in Deutschland noch beträchtlich größer geworden. Während wir im Jahre 1913 etwa 840000 Frauen mehr in Deutschland zählten als Männer, werden im Jahre 1920 etwa 2,8 Millionen Frauen in Deutschland mehr angegeben. Wie in Deutschland, so hat sich hauptsächlich in allen Ländern, die am Kriege beteiligt waren, der Frauenüberschuß herausgebildet. In Österreich-Ungarn ist er von 700000 im Jahre 1913 auf etwa 2,2 Millionen im Jahre 1919, in England von 1,3 Millionen auf 2,1 Millionen, in Frankreich von 700000 auf 2,1 Millionen, in Italien von 0,6 auf 1,2 Millionen gestiegen. Er hat sich also in den Mittelmächten und Frankreich verdreifacht, in Italien verdoppelt und in England um 60 Proz. vermehrt. Insgesamt stieg in den fünf Großstaaten der Frauenüberschuß von 4,1 Millionen auf 10,4 Millionen. Er hat sich also gegen 1913 mehr als verdoppelt. In den heiratsfähigen Altersklassen ist das Verhältnis noch weit größer.

Dies und das.

Das neue Gesicht des deutschen Sportes. Im Laufe der Nachkriegsjahre hat unzweifelhaft das deutsche Sportleben in wohl allen Lagern beträchtliche Umwälzungen erfahren, die den äußeren Erscheinungsformen des Sportes ihren Stempel sichtlich aufgedrückt haben. Bei der verhältnismäßigen Jugend unseres Sportlebens — man treibt ja bei uns erst in der zweiten Generation Sport, und erst jetzt können erwachsene Söhne ihre Sportzeiten mit denen des Vaters vergleichen — war es kein Wunder, daß die Organisation noch nicht unerschütterlich feststand, daß ein Wandel erfolgen mußte, wenn in politischen und kulturellen Dingen grundlegende Änderungen stattfanden. Denn der Sport, der selbst täglich von neuem mit tausend Armen nach den Herzen der Jugend beiderlei Geschlechts greift und mit Recht ein Kulturfaktor genannt wird, fügt sich eng ein in die Geschehnisse des Lebens und ist von ihnen abhängig. Wobei man gleich von vornherein bemerken darf, daß diese Abhängigkeit dem Sport, von Einzelheiten abgesehen, leiblich gut bekommen ist. In erster Linie schuf das neue Gesicht des Sportes die Stärkung des Zusammenschlußgedankens. Der Einzelne ist nichts, die große Masse der Sporttreibenden alles! Die großen Sportverbände, deren Glieder sich häufig in kleinliche Streitereien verloren hatten, gaben sich ein festeres Gefüge und wandten sich den eigentlichen Aufgaben von Sportorganisationen zu. Der in den langen Kriegsjahren von 1914 bis 1918 geschaffene „Burgfrieden" zwischen den Ortsgegnern unter den Sportvereinen wurde zur allseitigen Befriedigung verlängert, den Tagungen der Verbände ein vornehmerer und würdigerer Rahmen gegeben. In dem Reichsausschuß für Leibesübungen, der aus jenem Reichsausschuß für olympische Spiele entstand, dessen erste große, für 1916 geplante Weltveranstaltung in Otto Marchs Grunewaldstadion der Krieg zunichte machte, finden alle Verbände ihre Vertretung dem Reiche und den Staaten gegenüber — auch hier hat der Gedanke des Zusammenschlusses für die Sache des Sportes viel Gutes gewirkt. Auch innerhalb der Sportvereine selber ist die Organisation straffer geworden, eine Notwendigkeit, die sich ergab, als nach der Revolution

Hunderttausende und mehr dem Sport zuströmten. Nur so war es auch möglich, daß sich vielerorten sogenannte „Sportplatz-Gesellschaften“ bildeten, Vereine in einer besonderen, rechtlich bedeutsamen Form, deren Aufgabe es war, Sportplatzanlagen für diesen oder jenen Klub zu schaffen, ohne daß dieser Klub von vornherein von der Last der finanziellen Verpflichtungen erdrückt worden wäre. Auch der Gedanke der Gemeinschaftsarbeit hat hier Fuß gefaßt. An mehreren Plätzen ist durch solche freiwillige Arbeit der Klubkameraden ein Sportplatz, ein Klubhaus entstanden; es sei nur an die wundervolle Anlage des Freiburger Schwimmvereins am Titisee, hoch oben im Schwarzwald, erinnert. Die Wiederaufnahme der sportlichen Auslandsbeziehungen ist noch nicht restlos vollzogen worden. Noch immer stehen die Sportverbände der „Siegerstaaten“ abseits und untersagen einen Start deutscher Sportsleute in dem betreffenden Lande oder, umgekehrt, einen Start ihrer eigenen Landsleute innerhalb der deutschen Grenzpfähle. Das mag im allgemeinen Sportinteresse natürlich bedauerlich sein, kann aber die Weiterentwicklung des deutschen Sports wenig stören. Erfreulicherweise haben die Neutralen und auch Glieder der Entente, wie Italien, diesen Sportboykott der ehemaligen Mittelmächte herzlich satt, und wir stehen gerade in der kommenden Sportsaison vor einer Überfülle internationaler Begegnungen. Die deutschen Tennis- und Fußballspieler konnten überdies zahlreiche Auslandsreisen antreten. Der Berliner Jockeyklub unternahm mit gutem Erfolg eine bemerkenswerte Spanienfahrt; in Magdeburg, Leipzig, Nürnberg und München fanden spannende Dreiländerkämpfe Ungarn-Schweden-Deutschland statt — kurz, der deutsche Sport kann wirklich warten, bis das feindliche Ausland zu ihm kommt. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß es eines Tages kommen muß; haben doch gerade die letzten olympischen Spiele in Antwerpen gezeigt, daß eine Olympiade ohne Deutschland, Österreich und Ungarn sehr geschmälerten sportlichen Wert besitzt. Bemerkenswert ist auch der Kampf, der in den Reihen der Sportler um die Aufrechterhaltung des reinen Amateurbegriffs ausgefochten wird. Es ist ein Zeichen der Zeit und — leider — allzunahe liegender Gedanke, auch den sportlichen Kampf in klingende Münze umzuwandeln. Es ist auch zuzugeben, daß ein offenes und ehrliches Berufssportlertum immer noch begrüßenswerter erscheint als ein unechter Liebhabersport, der unter falscher Flagge dahersegelt. Andererseits ist doch zu sagen,

daß jedes Zugeständnis an den Professionalsport dem Amateurismus den schwersten Schaden zufügt und an den Grundfesten wahren Sporttums rüttelt. Reinliche Scheidung erscheint für beide Teile wohl am zweckmäßigsten. Für Staat und Gemeinde aber sollte unbedingt nur eine Förderung des Amateursports in Frage kommen! Die bevorstehende Sommersportzeit erhält ihr besonderes Gepräge durch die Veranstaltung der Deutschen Kampfspiele im Grunewaldstadion bei Berlin. Zum ersten Male wird also ein deutsches Olympia abgehalten werden, wird Deutschlands Sportjugend zum friedlichen Kampf zwischen den Flaggen antreten. Über zwei Wochen hindurch wird auf allen Sportgebieten die Auslese der Besten stattfinden und eine Übersicht über das sportliche und turnerische Können des neuen Deutschlands ermöglicht werden, wie sie noch nie zuvor gestattet war.

Hans Gränitz.

Schlesiens Edelstein. Der schöne, apfelgrüne Halbedelstein, der den Namen Chrysopras trägt, kommt in Europa fast ausschließlich in Schlesien vor. Dort findet man ihn z. B. in der Nähe von Frankenstein, südlich von Breslau. Nicht selten liegt der Chrysopras so oberflächlich, daß er durch Regengüsse ausgewaschen und beim Bestellen der Felder mit ausgepflügt wird. Die schönsten Exemplare stammen aus der Umgebung von Gläsendorf. Nach einer früheren Beschreibung, sagt Dr. Max Bauer in seinem großen Werke „Edelsteinkunde", geht in jener Gegend eine drei Meilen lange Chrysoprasader durch den Serpentin und die begleitenden Gesteine hindurch. Diese wurde 1740 in ihrem nördlichen Ende bei der Windmühle von Kosemütz von einem preußischen Offizier zufällig entdeckt. In der Folge interessierte sich Friedrich der Große für diesen schlesischen Stein und verwendete ihn mit zur Ausschmückung von Sanssouci. Die Entdeckung des Offiziers ist nach Meinung Sachverständiger nur eine Wiederentdeckung gewesen, und allem Anschein nach sind schon die Chrysoprase an den herrlichen Mosaikwänden der aus dem 14. Jahrhundert stammenden Wenzelskapelle auf dem Hradschin in Prag schlesischer Herkunft. Außerhalb Schlesiens findet man den Chrysopras in Europa kaum. Nur ganz spärlich kommt er in dunkel apfelgrünen Stücken bei Wintergasse im salzburgischen Stubachtal sowie an einem Punkt Siebenbürgens vor. Außerhalb Europas wurde er in Ostindien gefunden. Ferner kommt er im Ural östlich von Katharinenburg auf einer Nickelockergrube und schließ-

lich in Nordamerika vor. Hier bildet er in einer Nickelgrube im Staate Oregon bis zolldicke Adern im Nickelerz, hat eine schöne, apfelgrüne Farbe und ist in Platten von einigen Quadratzoll Oberfläche erhältlich. Die Farbe des Chrysoprases, den uns der Mineraloge als einen ziemlich stark durchscheinenden Hornstein bezeichnet, ist bald heller, bald dunkler, wird aber nie allzu tief, sondern verschwindet eher manchmal bis ins Farblose. Ja, der Chrysopras hat überhaupt die Eigenschaft, unter gewissen Umständen seine Farbe einzubüßen. Erhitzt man einen Chrysopras oder setzt ihn direkter Sonnenbestrahlung aus, so wird er allmählich immer blasser und endlich ganz weiß. Man kann dem ausgebleichten Stein aber auch die Farbe wiedergeben, indem man ihm Wasser zuführt. Dies geschieht dadurch, daß man ihn in feuchte Erde oder Baumwolle legt. In dem Maße, wie das Wasser in die Poren des Steines eindringt, färbt er sich wieder. Man kann dabei sogar einen Kunstgriff üben, d. h. man kann ihm eine lebhaftere Tönung verschaffen, als er ursprünglich besaß, indem man ihn statt mit reinem Wasser mit einer Lösung von Nickelvitriol in Berührung bringt. Ja, mit Hilfe dieser grünen Nickellösung stellt man aus einem verwandten Stein, dem Chalcedon, sehr häufig künstliche Chrysoprase her, die recht schön wirken und weder bei Erhitzung noch bei Sonnenbestrahlung ihre Farbe einbüßen. Obwohl der echte Chrysopras, da er an den Rändern leicht splittert, nicht ganz einfach zu bearbeiten ist, versteht man ihn doch wirkungsvoll zu verwerten. Früher verwendete man ihn nicht nur zu Schmucksachen, sondern mit Vorliebe auch zu Einlegearbeiten. Zwei mit Chrysopras eingelegte Tische ließ z. B. Friedrich der Große in Sanssouci aufstellen. K. v. J.

Die Gesamtverluste der deutschen Wehrmacht im Weltkriege betragen nach den neuesten amtlichen Feststellungen: 1 808 555 Todesfälle und 4 246 779 Verwundungen. Im Kriege 1870/71 wurden 41 413 Tote und 88 543 Verwundete gezählt. Der deutsche Verlust im Weltkrieg bedeutet nach den Berechnungen des soeben in 2. Auflage erscheinenden Buches „Vom Sterben des deutschen Offizierkorps", herausgegeben von Generalleutnant a. D. v. Altrock (E. S. Mittler & Sohn, Berlin), daß an jedem einzelnen der 1623 Tage des Weltkrieges 1114 Tote und 2616 Verwundungen, in jeder einzelnen Stunde 46 Tote und 109 Verwundungen zu beklagen waren. Aus dem reichen tabellarischen Material, das hier zum ersten Male

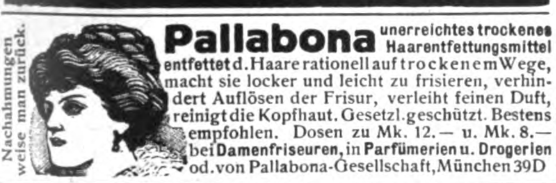




















der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird, sei ferner hervorgehoben, daß die Gesamtzahl der deutschen Kriegsteilnehmer 13 Millionen betrug. Von je sieben Mann ist also einer im Felde geblieben. Das aktive Offizierkorps hat 52 006 Offiziere und 1319 Fähnriche durch den Tod verloren, 96 213 Offiziere, Fähnriche und Fahnenjunker wurden verwundet. An den Offiziersverlusten ist die Infanterie mit 75,3 Proz. überragend beteiligt; an Toten kommen auf einen Offizier bei den Landheeren und Schutztruppen 33, bei der Marine 23 Unteroffiziere und Mannschaften. An Kriegstodesfällen verloren vom Hundert der männlichen Bevölkerung: Preußen 5,64 Proz., Bayern 5,62, Sachsen 5,43, Württemberg 6,28, das Deutsche Reich 5,64 Proz. Von der Gesamtbevölkerung des Deutschen Reichs betrugen die Kriegstodesfälle 2,79 Proz. Nach den Berechnungen des Generals v. Altrock hat Deutschland durch den Weltkrieg und seine Folgen einen Seelenverlust von 12 Millionen erlitten.

Die Bevölkerungszahlen in Sowjet-Rußland. Die russische Zentralverwaltung für Statistik hat am 18. August 1920 mit der Zählung der Bevölkerung begonnen, die aber bei den in Sowjet-Rußland herrschenden Zuständen zur Zeit wohl nicht eine genaue Schätzung ergeben wird. Soweit jedoch Angabe[n] veröffentlicht worden sind, läßt sich im Vergleich mit den Ziffern der Volkszählun[g] im Jahre 1913 in den großen Städten, besonders in Petersburg, ein starker Rückgan[g] der Bevölkerung feststellen. Im Jahre 1913 wies Petersburg 2319000, 1920 abe[r] nur noch 706000 Einwohner auf, was einer Abnahme um etwa 70 % entspricht. I[n] denselben Jahren 1913 : 1920 hatten, auf tausend berechnet, Moskau 1817 : 102[illegible] (44 % Abnahme), Saratow 235 : 188 (— 20 %), Kasan 195 : 146 (— 25 %), Iwanow[o-]Wosnessensk 168 : 58 (— 66 %), Astrachan 163 : 121 (— 26 %), Tula 140 : 12[illegible] (— 8 %), Jaroslawl 120 : 73 (— 39 %), Nishnij Nowgorod 112 : 88 (— 22 %), Homel 105 : 61 (— 43 %), Ufa 106 : 93 (— 13 %), Perm 105 : 74 (— 30 %), Zarizyn 100 : 81 (— 19 %), Irkutsk 130 : 100 (— 23 %) und Orel 97 : 64 (— 34 %). Was die Landbevölkerung betrifft, so ist anzunehmen, daß sie sich nicht in demselbe[n] Grade vermindert hat. Immerhin haben der Krieg und die Nachkriegszeit für Ruß[-]land eine viel fühlbarere Bevölkerungsverringerurg mit sich gebracht als in jede[m] andern Lande Europas.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Schriftleiter Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Hermann Schinke; für den Anzeigenteil Ernst Meckel; sämtlich in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3.
Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Generalvertreter für die Vereinigten Staaten von Nordamerika: Bertalan Barna, 42 Broadway, New York.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG J.J.WEBER
LEIPZIG

Nr. 4076 Einzelpreis Mk. 30.— (für Brasilien 3 Milreïs, für das übrige Ausland Mk. 40.—) 158. Band

Copyright June 15th 1922 by Illustrirte Zeitung, J. J. Weber, Leipzig. Nummer 4076. 158. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße [...]

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4076. 158. Band.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 75 ℳ (Ausland 120 ℳ), ab 1. Juli d. J. 120 ℳ (Ausland 200 ℳ).
Preis dieser Nummer 30 ℳ (für Brasilien 3 Milreïs, für das übrige Ausland 40 ℳ).
Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 12 ℳ; bei Platzvorschrift werden tarifmäßige Aufschläge erhoben.

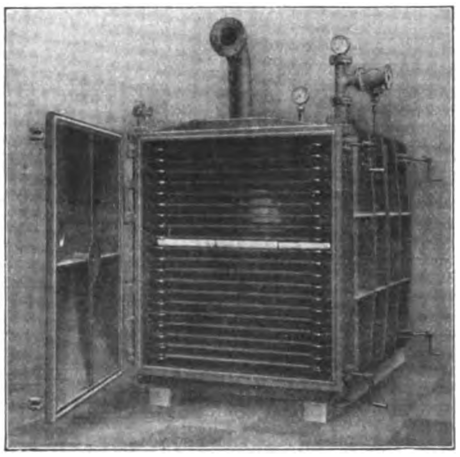
15. Juni 1922.

Emil Passburg, Maschinenfabrik, Berlin N. W. 23,

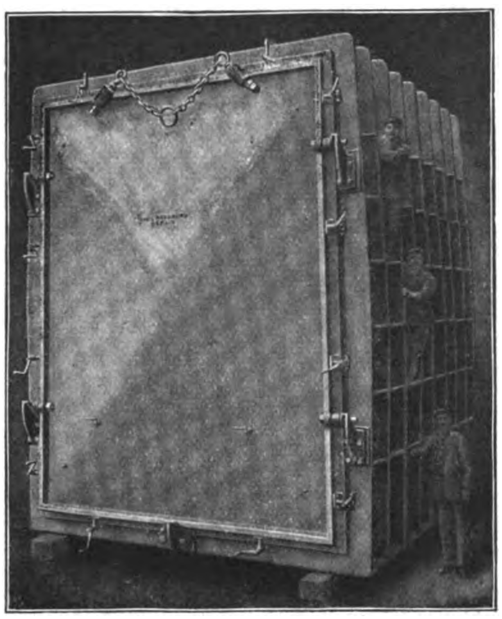
Brückenallee 30 Telephon Hansa 96

Erfinder der Vakuumtrocknung

Schnellstes, billigstes, staubfreies, geruchloses Trocknen bei niedrigster Temperatur.



Vakuum-Trockenschrank für alle Zwecke.



Vakuum-Trockner für Transformatoren in Kabeln.

1. Vakuum-Trockenschränke

Almarios de seccar pelo vacuo

mit **geschweißten Heizplatten zur vollständigen Entwässerung** derselben bis zu 250 qm Heizfläche pro Apparat, für **alle festen, breiartigen und flüssigen Stoffe**, Kautschuk, Pulver, Farben, Fleisch- und Pflanzen-Extrakte, Fische, Fleisch, Sprengstoffe **mit Rückgewinnung von Alkohol, Benzin, Aether usw.**

2. Vakuum-Trockentrommeln,

Tambores de seccar pelo vacuo

kontinuierlich arbeitend, Trocknung von **flüssigen** und **breiartigen** Substanzen bei niedrigster Temperatur **in wenigen Sekunden** unter Verwendung von Abdampf.

Erfolgreich im Betrieb für **Laugen** chemischer Fabriken, für Sprengstoffe, Ammonitratlaugen, Farb- und Gerbstoffextrakten, Leimbrühen, eiweißhaltigen Flüssigkeiten, Bierhefe, Blut, Farben, Pasten, Salzlösungen, Pflanzen- und Fleischextrakten, Fischguano, Abfällen von Küchen, Schlachthäusern, ferner auch **hervorragend** zur Trocknung von **Eiern** und **Milch** geeignet.

3. Vakuum-Schaufel-Trockner

Pás seccadoiros pelo vacuo

für schaufelbare Produkte, staubfrei arbeitend. **Kartoffel-, Mais- und Reisstärke**, Oelsamen, Tapiokamehl, **Tabak, Kaffeebohnen**, Kakaobohnen, Palmkerne, **regenerierter Gummi, Superphosphate**, Bleiweiß, Kreide, Talkum, **Fischguano**, Fleischabfälle, **Düngemittel**, Kunstleder, Seifenpulver, Salpeter, Strontium-Karbonat, Magnesium-Karbonat, **Anilinfarben**, Erdfarben, Porzellanerde, Weintrester, **Ammonitratsalz** und **Kalium-Chlorate, Getreide** und **Getreidemehl.**

4. Explosionssichere Vakuumtrockner

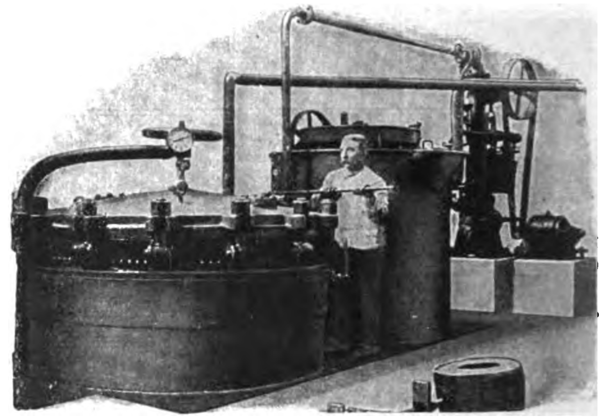
Seccadoiros pelo vacuo contra a explosão

für Knallquecksilber, rauchloses Pulver und andere Sprengstoffe, mit **Wiedergewinnungseinrichtungen** der Lösungsmittel wie Alkohol, Benzin, Aether usw., gewähren **sicheren** und **schnellen** Betrieb bei großem **pekuniären Gewinn.**

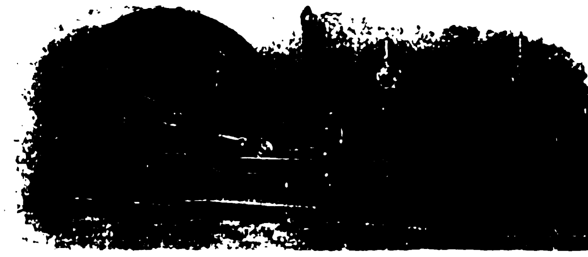
5. Vakuumtrocknung u. Tränkung

Seccagem e molhadura pelo vacuo

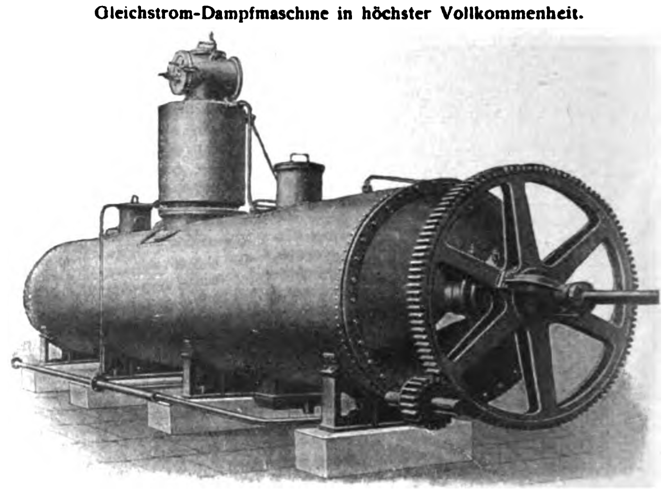
für Kabel, Anker und Spulen der Dynamomaschinen, Transformatoren usw., ergeben beste Leistungsfähigkeit und Haltbarkeit der Drähte.



Vakuum-Trockner und Tränkanlage für Kabel, Anker und Spulen etc.



Gleichstrom-Dampfmaschine in höchster Vollkommenheit.



Zylindrischer Vakuum-Trockner staubfrei arbeitend, Länge des Zylinders 11 m bei 2 m Durchmesser, 190 qm Heizfläche, 38 000 kg, in einem Stück geschweißt.

6. Vakuum-Verdampfanlagen

Installaçoes de vaporização pelo vacuo

in Eisen, Kupfer und Aluminium mit Ein- und Mehrfachwirkung, auch nach bestbewährter **Spezialkonstruktion** mit außenliegenden Heizkörpern für salzausscheidende Laugen.

7. Bau von chemischen und Nährstoff-Fabriken und Salinen,

Construcção das fabricas chimicas e de materias alimentaes e das salinas

Einrichtungen zur Herstellung von **Salpetersäure, Ammonitratsalzen, Trinitrotoluol-Pikrinsäure** u. anderen **Explosivstoffen** nach bestbewährten Verfahren.

8. Spezial-Vakuumtrockenanlagen

Installaçoes especiaes para seccar por vacuo

für fortlaufenden, automatischen, billigsten Betrieb mit Kühlvorrichtungen für **Getreide** und **Getreidemehl** für die größten Leistungen.

9. Vakuumtrockner für Zuckerraffinaden.

Seccadoiros por vacuo para refinarias d'assucar

10. Dampfmaschinen bis zu je 2000 P. S. und Vakuumpumpen

Machinas de vapor até 2000 cavallos-vapores e bombas de vacuo

Grösster Nutzeffekt, solide Ausführung.

11. Kompressoren bis zu 300 Atm.

Compressores até 300 atm.

auch fahrbar angeordnet, in bestens bewährter Spezialkonstruktion, für Schiffswerften, Marinezwecke und für Dieselschiffe sowie für zahlreiche andere Zwecke, erfolgreich im Betrieb.

12. Eis- und Kühlmaschinen.

Congeladores e machinas frigorificas

13. Extraktionsbatterien, Aufschließkessel,

Baterias d'extracçao, caldeiras para preparar

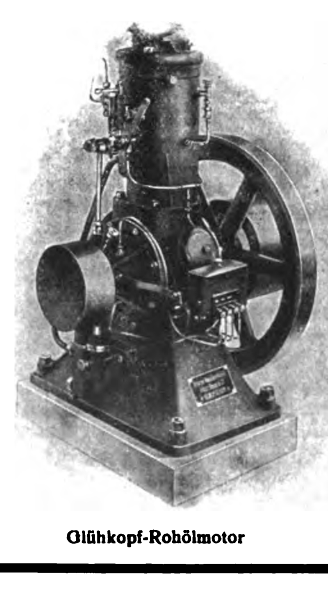
Autoklaven, Kugelkocher usw.

14. Rohölmotore bester Ausführung.

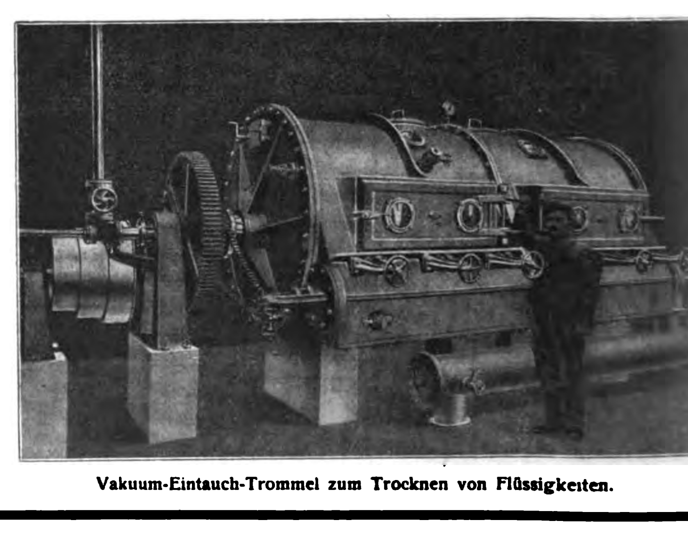
Motores a naphta bruta da melhor execução



Vierzylinder-Kompressor speziell für Schiffswerften, Marinezwecke und zur Verwendung auf Schiffen in Kuppelung mit Verbrennungsmotoren oder stehenden Dampfmaschinen.



Glühkopf-Rohölmotor



Vakuum-Eintauch-Trommel zum Trocknen von Flüssigkeiten.

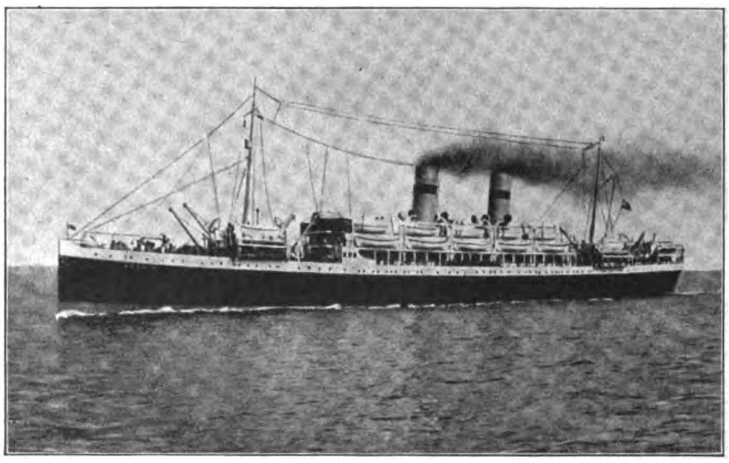

Rheinmetall
Rheinische Metallwaaren- u. Maschinenfabrik
Düsseldorf
5593
Lokomotiven
JEDER ART UND GRÖSSE
964–517

Königlich Holländischer Lloyd

LLOYD REAL HOLLANDEZ

AMSTERDAM

EUROPA — SÜD-AMERIKA



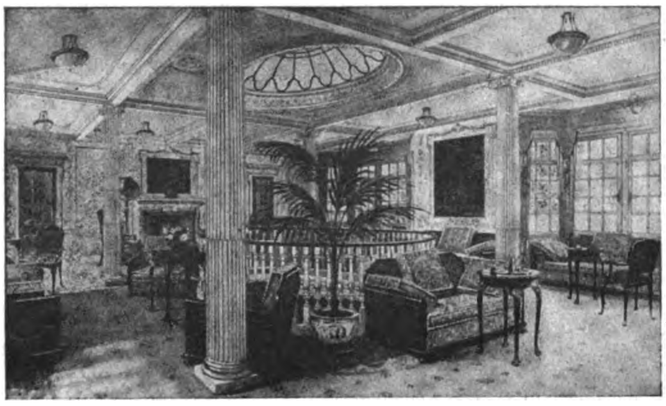
D. D. Orania

EUROPA — AMERICA DO SUL

Luxus-Schnelldampfer-Dienst

SERVIÇO RAPIDO COM VAPORES DE LUXO

GELRIA-ORANIA-FLANDRIA-ZEELANDIA



Gesellschaftszimmer D. D. Orania — O Salão de conversação



Schreibzimmer mit Bibliothek D. D. Orania — O Escriptorio com Bibliotheca



Rauchzimmer D. D. Orania — O salão de Fumar



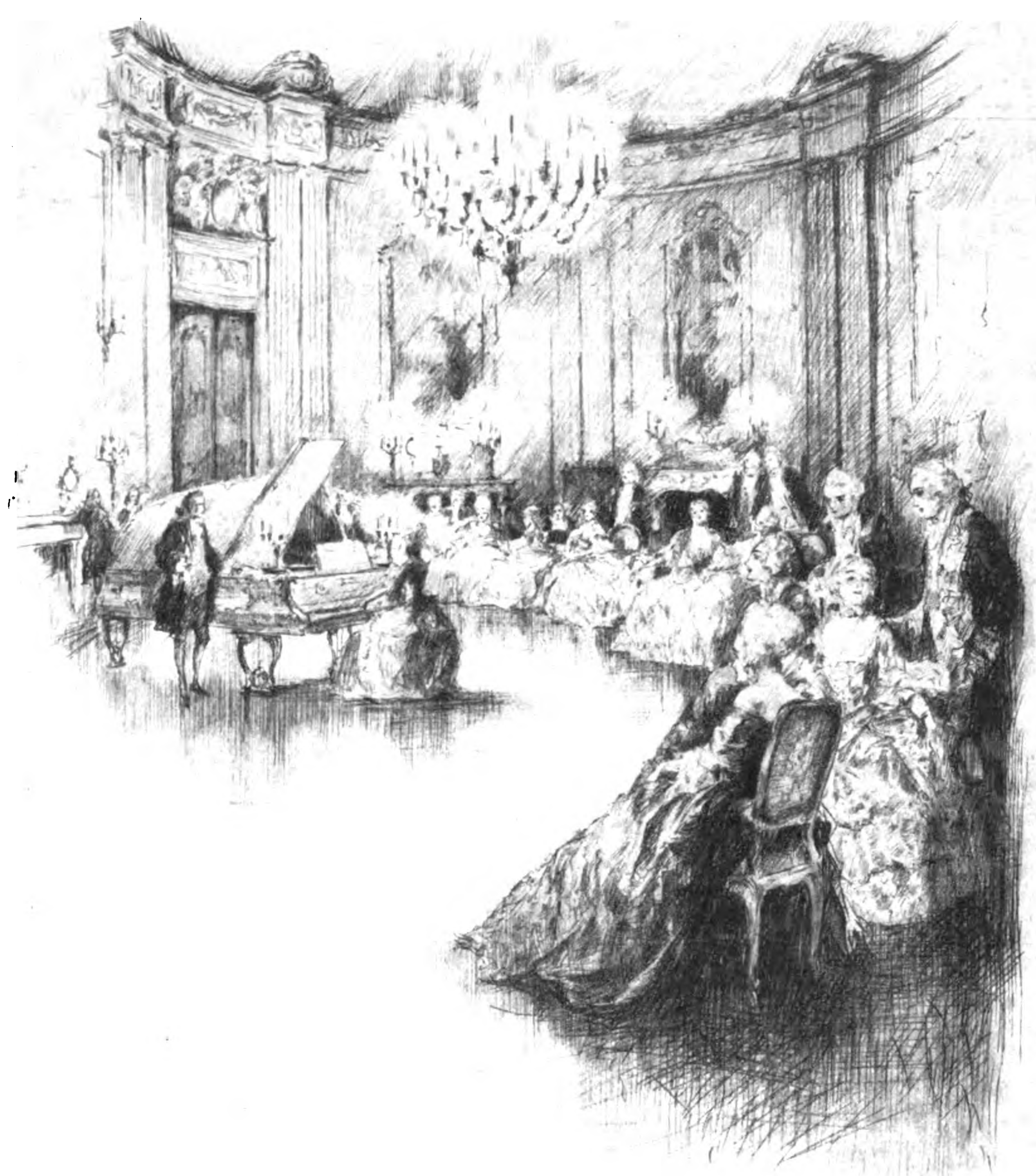
Speisesaal D. D. Orania — A sala de jantar

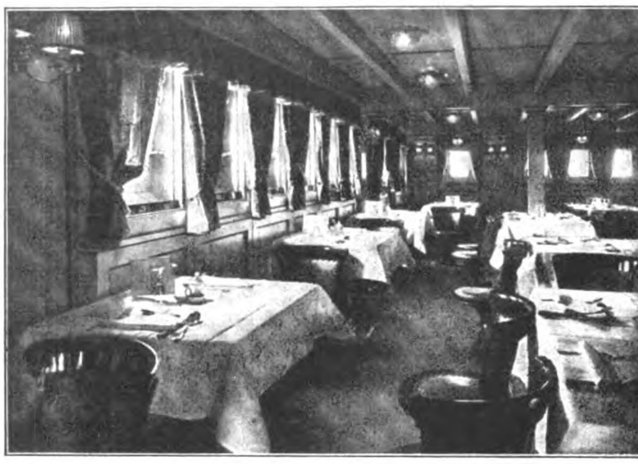
HAUPTAGENTEN IN DEUTSCHLAND:

BERLIN — Passage-Agentur, Dr. W. J. v. Balen, Unter den Linden 68 a
CASSEL — Aug. Pechmann, Niederl. Consul
DÜSSELDORF — Charlier & Scheibler, Königsallee 38—40
FRANKFURT a. Main — Wilhelm Kern, Bethmannstr. 56
HAGEN, Westfalen — Marx & Schulte, Bankgeschäft
HAMBURG — Rettmeyer & Hessenmüller, Neuer Jungfernstieg 6
KÖLN — J. Hartmann, Hohestrasse 104/6
MANNHEIM — Gundlach & Bärenklau, Bahnhofplatz 7
MÜNCHEN — Amerikanisches Reisebüro Carl Bierschenk, Karlsplatz 8
NÜRNBERG — Philipp Gutmann, Marienstrasse 6
STUTTGART — H. Anselm & Co., Schellingstrasse 13
WIESBADEN — Born & Schottenfels, Kaiser-Friedrich-Platz 3

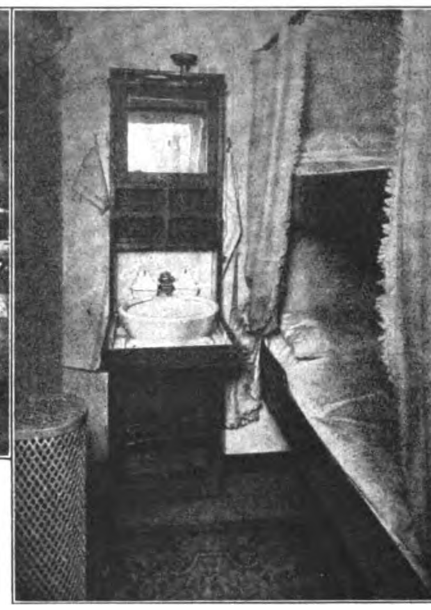
AGENCIAS NOS PORTOS:

SOUTHAMPTON — Wainwright Bros. & Co. 10, Orchard Place
CHERBOURG — Holuigue & fils, 62, Quai Alexandre III
LA CORUÑA — Raym. Molina y Couceiro, Marina 22
VIGO — Raym. Molina y Couceiro, Avenida de Montero Rios 1
LISBOA — Orey Antunes & Cia, 4, Praça do Duque da Terceira
LAS PALMAS — Comp. Carbonera de Las Palmas Ltda.
PERNAMBUCO — Julius von Söhsten & Co.
BAHIA — Conde & Co.
RIO DE JANEIRO — Soc. An. Martinelli, Avenida Rio Branco 106/8
SANTOS — Soc. An. Martinelli, 24, Praça Barao do Rio Branco
MONTEVIDEO — Antonio Piaggio, Piedras 425
BUENOS-AIRES — Lloyd Real Holandés 240, Reconquista, 250.





Lloyd-Dampfer „Köln“, Fensterreihe im Speisesaal der IIa Klasse.



Lloyd-Dampfer „Köln“, Kabine der Mittelklasse.



Lloyd-Dampfer „Köln“, Rauchzimmer der IIa Klasse.

Die Mittel- oder IIa Klasse auf den neuen Südamerikadampfern „Köln“ und „Crefeld“ des Norddeutschen Lloyd, Bremen.

Die vorstehenden Aufnahmen zeigen den für 126 Personen berechneten Speisesaal, das Rauchzimmer und eine Kabine der Mittelklasse des Lloyd-Dampfers „Köln“, der bei seiner ersten Ankunft in Vigo das Ziel zahlreicher Besucher war, die das Schiff besichtigten. Die Zeitung „Faro de Vigo“ schreibt in ihrer Ausgabe vom 31. März dieses Jahres unter anderm über die Einrichtung der Mittelklasse: „Alle Besucher des glänzenden Schiffes sprechen von seinen Vorzügen, von seiner weisen Einrichtung für die Passagiere, von seinem Komfort und seinen hygienischen Einrichtungen. Der Speisesaal, geräumig, hübsch dekoriert, von Licht glänzend, ist in der Tat ein prachtvoller Raum. Der Rauchsalon und das Gesellschaftszimmer für Damen sind zwei Räume von prächtigem Anblick. Sie können wetteifern mit den ähnlichen Räumen der ersten Klasse anderer schöner Postdampfer“. Mit Worten gleicher Anerkennung spricht das spanische Blatt auch von den Einrichtungen der dritten Klasse.

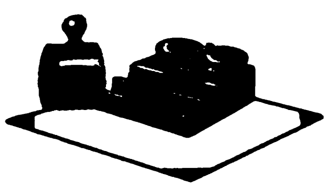
SOENNECKEN-ARTIKEL

Schreibfedern
Pennas para escrever



Bonna-Feder	Eil-Feder	Kugelspitz-Feder 516	Rundschrift-Feder	Schulfeder 111
Penna Bonna	Penna rápida	Penna com ponta esphérica 516	Penna para Lêtras redondas	Penna para escolas

Schreibwaren
Artigos para escriptorios



Löscher Nr 87 · Tintenfafs Nr 469
Schreibunterlage Nr 439
Enxugador No 87 · Tinteiro No 469
Escrivaninha No 439

Briefordner · Locher
Registradores · Perfuradores



Locher Nr 231
Perfurador No 231

Hebelordner Nr 114
Registrador, systema de arcos e alavanca No 114

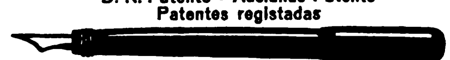
Umlegkalender
Calendarios de virar

No 266  No 261

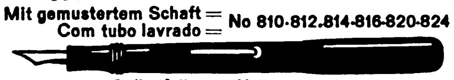
Kalenderblöcke in 6 Sprachen
Calendarios de supprir em 6 idiomas

Goldfüllfedern
Canêtas com tinta

Sicherheits-System
Systema de segurança
D. R. Patente · Auslands-Patente
Patentes registadas



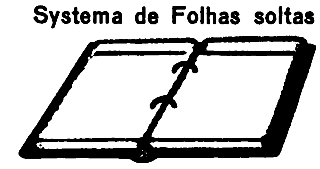
Mit glattem Schaft = Com tubo liso = No 10 · 12 · 14 · 16 · 18 · 20 · 24
Mit gemustertem Schaft = Com tubo lavrado = No 810·812.814·816·820·824



Selbstfüller = No 701 · 702
Enchendo-se automaticamente = No 701 · 702

Ringbücher
Livros de notas, systema de aneis

Lose Blätter - Notizbücher
Systema de Folhas soltas



1244/710 7,5×10	1244/1015 10×15,5
1244/912 9×12	1244/1117 11×17

Weitere Ausführungen und Gröfsen
Outras classes e tamanhos

Kataloge in deutscher, englischer, französischer, spanischer und portugiesischer Sprache
Catalogos em idiomas portuguez, allemão, hespanhol, inglez e francez

F. SOENNECKEN Fabriken in / Fábricas a BONN

Felix Homberg
Barmen

Fernsprecher 6130 und 6131, Drahtanschrift: FELIXO,
ABC-Code 5th und 6th edit. — Western Union Code.

EIGENE FABRIKATION VON:

Ösen und Haken für Schuhe
Einniet-Druckknöpfe für Handschuhe und Lederwaren, sowie ähnliche Kleinmetall- und Celluloidwaren

EXPORT IN

allen Bedarfsartikeln für die Schuhfabrikation

Vertretung für einige Plätze Brasiliens noch zu vergeben.

Felix Homberg
Barmen

= Teléf. 6130 e 6131, Endereço telegr.: FELIXO, =
ABC-Code 5th e 6th edit. — Western Union Code.

FABRICAÇÃO PROPIA DE

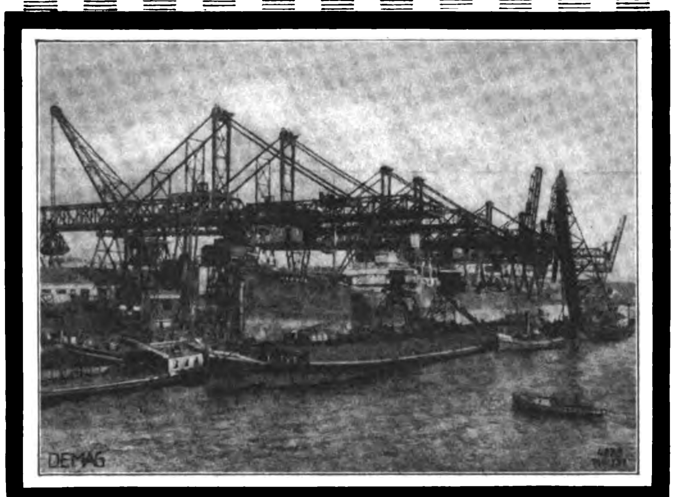
ganchos e ilhoses para calçado
botões de presão para luvas y artigos em coiro e semelhantes artigos de metal e celluloide

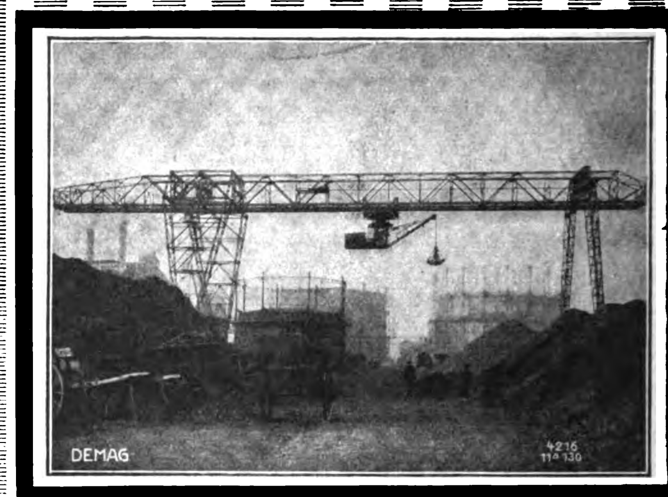
EXPORTAÇÃO DE

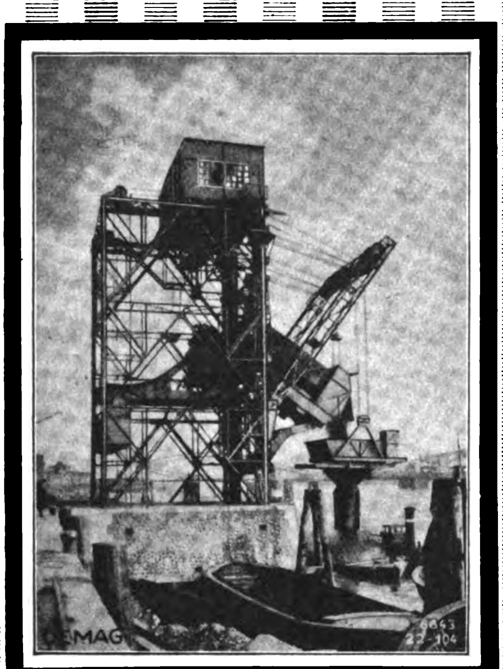
todos os artigos para a fabricação de calçado

Desejo representantes ainda nalgumas praças no Brazil.

DEMAG

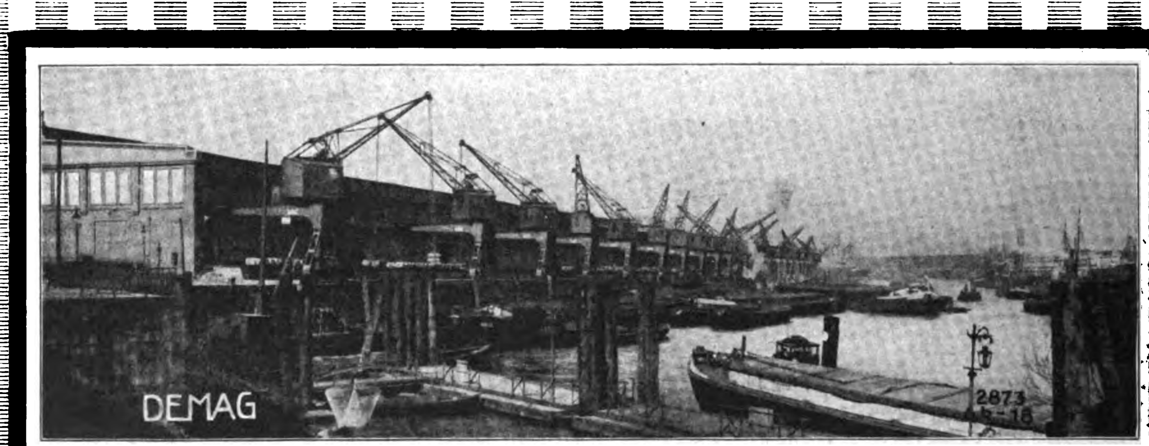






Construimos todos os apparelhos de descarga e transporte para portos marítimos e fluviaes assim como para qualquer serviço na terra.





DUISBURG

Illustrirte Zeitung



Verladen von Kaffee im Hafen von Santos. Nach einer Zeichnung von Hanns Langenberg auf Grund einer Skizze von Kurt Schiering.

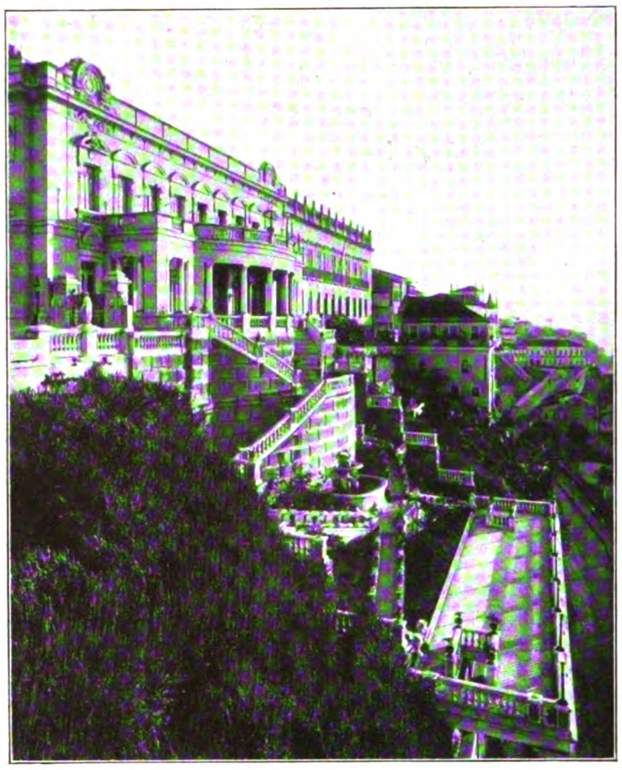
Deutschland und Brasilien. / Von M. de Oliveira Lima.

Es gibt mir, der ich nie aufhörte, Deutschland in den schlimmsten Stunden der schrecklichen vier Jahre des Weltkrieges Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die größte Befriedigung, daß das bedeutendste historische Ereignis im Leben Brasiliens — ich meine die hundertjährige Feier seiner Unabhängigkeit — durch die Wiederherstellung der Beziehungen zwischen den beiden Ländern und in einer Atmosphäre der Herzlichkeit, die das frühere Übelwollen Lügen straft, begangen werden soll.

Tatsache ist, daß selbst nach den Vorfällen mit den Unterseebooten, dem Abbruch aller politischen Beziehungen und der Beteiligung Brasiliens am Kriege es nie ein allgemeines und tiefeingewurzeltes feindliches Gefühl gegen Deutschland gegeben hat. Franzosenfreunde hatten zwar gleich bei Kriegsausbruch die Partei der Alliierten ergriffen und der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß die französische Kultur in Gefahr wäre, durch die sogenannte deutsche Barbarei vernichtet zu werden.

Brasiliens Geisteskultur steht stark unter dem Einfluß französischer Ideen. Daher war ihr Argument sehr überzeugend, besonders da die von Deutschlands Feinden in den neutralen Ländern unternommene Propaganda darin gipfelte, daß der Krieg durch Deutschland entfesselt worden und nicht etwa auf rachsüchtigen Motiven, auf politischem Ehrgeiz und Handelsneid beruhe, sondern ein schädlicher Angriff auf Recht und Gerechtigkeit sei, in der Absicht, Kultur und Zivilisation zu vernichten. Als ob Deutschland nicht in jeder Hinsicht das Haupt der Zivilisation gewesen wäre!

Auf diese Weise wurde Brasilien eine alliierte Macht. Trotzdem war von Haß nicht die Rede. Es ereigneten sich einige höchst bedauerliche Exzesse gegen deutsches Eigentum — nicht gegen deutsches Leben —, aber die Anstifter waren klar erkennbar fremde Elemente, die Triebfeder war nicht Vaterlandsliebe, sondern Habgier. Die große Mehrheit der Bevölkerung bedauerte und verurteilte diese unehrlichen und deshalb unentschuldbaren Kundgebungen. Die Regierung Brasiliens selbst handelte mit großer Einsicht und dem bei ihr üblichen Sinn für internationalen Anstand. Sie schützte deutsches Privateigentum und auch einzelne Personen, die schutzbedürftig waren, und hörte nicht auf, die Gesetze des Völkerrechts zu befolgen, zu einer Zeit, da diese fast überall über Bord geworfen zu sein schienen. Wir können sagen, daß sich Brasilien auf die Seite der Alliierten stellte, um gegen die Abschaffung der Befolgung von Grundsätzen zu protestieren, die, wie es schien, so festgewurzelt waren.



Regierungspalast des Staates Bahia in São Salvador.

Deutschlands Untergang löste keinen lauten Beifall aus. Der Vertrag von Versailles wurde — wenn man von ein paar glühenden Franzosenparteigängern absieht — als der verabscheuungswürdige Ausdruck eines Rachegeists betrachtet, der das Volk vernichten wollte, das das Beste, was Europa an Kultur aufzuweisen hat, hervorgebracht hat. Fast jedermann hatte heftige Worte der Entrüstung gegen jenes einzigartige Zeugnis von Schadenfreude und Furcht, und es ist nur bedauerlich, daß die Vereinigten Staaten von Amerika nicht sofort politisch hierzu Stellung nahmen, da dann die Unterschrift Brasiliens aller Wahrscheinlichkeit nach unterblieben und ein anderer Sondervertrag entworfen worden wäre. Dieser mußte zwischen den beiden Kriegführenden eine ganz anders geartete, auf Gleichberechtigung beruhende, wohlwollende Auffassung der Beziehungen zum Ausdruck bringen und damit einen wirklichen Friedenszustand schaffen.

Deutschland ist im Nachteil durch die Tatsache, daß es in Brasilien weniger bekannt ist als Frankreich oder England. Gelehrte bewundern zuallererst seine Errungenschaften auf dem Gebiete der geistigen und der angewandten Wissenschaften; Industrielle und selbst die Menge der Verbraucher bewundern die Geschicklichkeit und die verhältnismäßige Billigkeit seiner Erzeugnisse; Handelsleute fanden ihre Beziehungen leicht, gewinnreich und angenehm. Die Mehrzahl, die große Mehrzahl der Brasilianer wurde an einem tieferen und herzlicheren Verkehr mit den Deutschen, vor allem durch ungenügende Kenntnis ihrer Sprache, behindert.

Die Deutschen ihrerseits haben ihr möglichstes getan, diese Hindernisse zu überwinden, indem sie Portugiesisch lernen und soviel wie möglich sich ihrer Umgebung anpassen, was bei ihnen schon zur Tradition geworden ist. Sie waren die einzigen Fremden, die an den öffentlichen Festlichkeiten teilnahmen, die die Unabhängigkeit Brasiliens feierten, wo sie in geschlossener Menge und feierlich angetan für den zu Bahia stattfindenden Festzug der Bürger antraten. Man warb deutsche Soldaten als eine Art Ehrenleibwache für den ersten Kaiser, und eine deutsche Legion kämpfte gegen Rosas im Kriege von 1852; letztere jedoch bestand nur aus Söldnern. Im Kriege gegen Paraguay aber haben deutsche Kolonisten zu Rio Grande do Sul sich freiwillig bewaffnet und zur Verfügung gestellt.

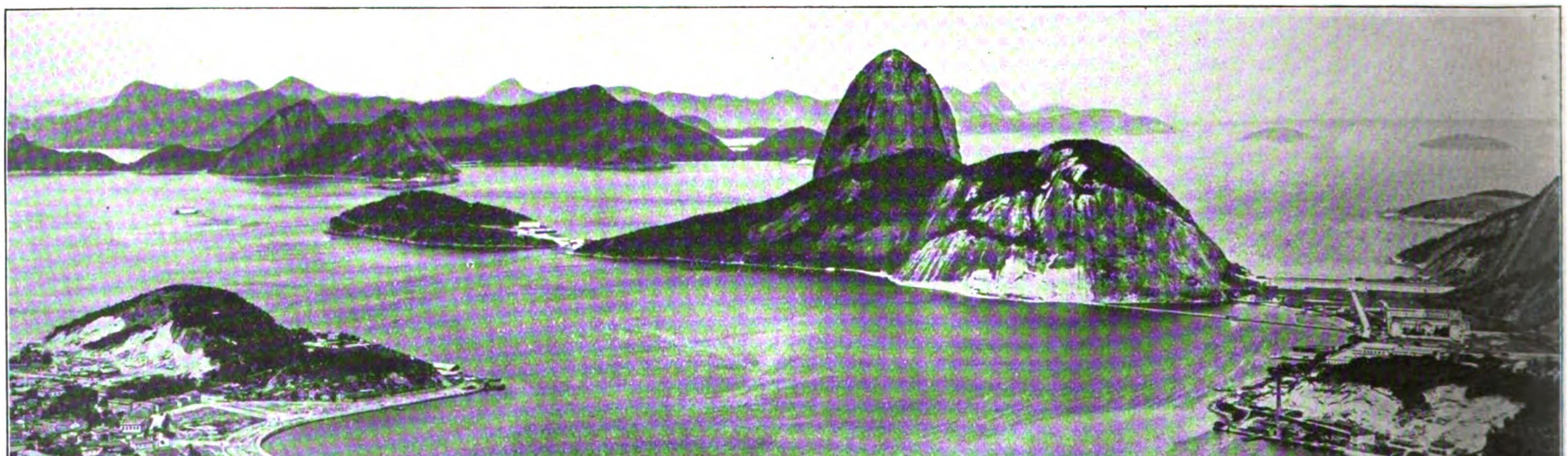
Nie war Grund zu Streitigkeiten zwischen den beiden Ländern. Ein internationaler Zwischenfall, wie der durch das Kanonenboot „Panther“ hervorgerufene, wurde aufs glücklichste mit aller gebührenden Achtung der Hoheitsrechte Brasiliens beigelegt. Andere Nationen klagten Deutschland an, daß es politische Macht über die südlichen Provinzen Brasiliens gewinnen wollte. Es gab gewiß Alldeutsche, die ebenso ehrgeizig waren wie die Panslawisten, die Panamerikaner oder andere Gleichgesinnte. Wonach deutsche Ausdehnungspolitiker hauptsächlich strebten, war, den ihren Kolonien gebührenden Einfluß dazu zu benutzen, ihre Handelsinteressen zu fördern und möglicherweise ein wirtschaftliches Vorrecht über andere fremde Länder zu gewinnen.

Und warum nicht, wenn andere genau ebenso handelten? Beim Kriegsausbruch hatte ein brasilianischer, durch seine treue Anhänglichkeit an die Alliierten wohlbekannter Schriftsteller ein Interview mit Sir Edward Grey, wobei er ihn fragte, ob Deutschland sich je mit England über die Zukunft Brasiliens ausgesprochen habe. Sir Edward Grey verneinte dies der Wahrheit gemäß; die politische Leidenschaft des Augenblicks veranlaßte ihn jedoch, hinzuzufügen, daß das eines Tages der Fall sein würde, wenn die Ausdehnung des unmäßigen deutschen imperialistischen Ehrgeizes weiter um sich griffe.

Die beste Verteidigung Deutschlands in dieser Hinsicht findet sich in ernsthaften französischen Reisebeschreibungen, wie z. B. in denen von Jonnellat und Pierre Denis, die die deutschen Kolonisten von Rio Grande do Sul und Santa Catharina als ebenso gute Brasilianer betrachten wie alle andern. Ihre Anhänglichkeit an die Sprache ihres Mutterlandes ist durchaus nicht schädlich, wenn Brasilien ihnen nur die Möglichkeit bietet, auch seine eigene Sprache zu lernen.

Franzosen und Italiener streben, durch Lyzeen und Vereine die Kenntnis ihrer Sprachen und Kulturen zu verbreiten. Warum sollte dies den Deutschen verboten sein? Weil sich eine genauere Kenntnis ihrer Wirksamkeit und Ziele durch eine ausgedehntere Kentnis ihrer Sprache und ihrer Kultur, ihrer sozialen Einrichtungen und ihrer politischen Bestrebungen gewinnen läßt? Deutschlands Bild, von seinen Feinden gezeichnet, könnte nur ein verfälschtes sein.

Wie viele in Brasilien, mit Ausnahme der Studenten der Jurisprudenz, wußten von der beachtenswerten Entwicklung der deutschen gesetzlichen Einrichtungen und der weitgehenden bürgerlichen Rechte, deren sich deutsche Bürger erfreuen, deren Zivilgesetzgebung ein wahres Muster ist! Man war überall der Meinung, daß Deutschland eine Autokratie sei, ähnlich wie Rußland, von einer militärischen Kaste grausam regiert. Wenige dachten daran, daß der Reichstag durch allgemeines Stimmrecht gewählt wurde, daß die Sozialisten darin die stärkste Partei waren, und daß alle Reichsausgaben von ihm bewilligt sein mußten. Gewiß hatte unseres Erachtens die Krone noch zu viele Privilegien, das Militär einen zu großen Einfluß; die Verfassungsentwicklung Deutschlands war jedoch schon auf dem Wege und bestimmt, auf friedliche Weise voranzukommen. Auf alle Fälle war Deutschland das bestregierte der europäischen Länder; das Land, wo der Sinn für Gesetz und Zucht sich am besten mit der Ausübung der Freiheit verband. All dies müßte ein Volk vom andern wissen, wenn beide in einem guten Einvernehmen miteinander leben sollen. Ein gutes Einvernehmen braucht nichts mit Politik zu tun zu haben oder dadurch den Charakter eines bedrohenden Bündnisses anzunehmen: es kann auf moralischer Grundlage beruhen und sein Ziel im Wohle der Menschheit sehen.



Die Bucht von Botafogo, vom Corcovado (780 m) aus gesehen; in der Mitte der berühmte „Zuckerhut“, das Wahrzeichen des Hafens von Rio de Janeiro.



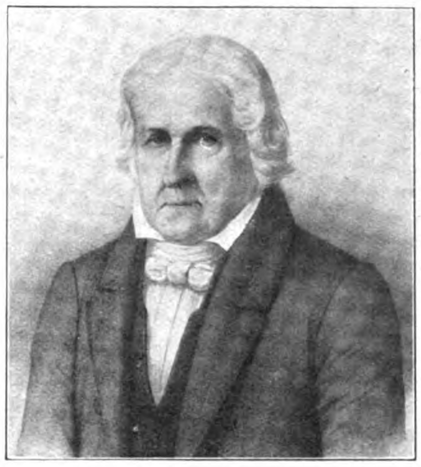
Landschaft im Staate São Paulo. Nach einem Aquarell von Kurt Schiering.

Brasiliens geschichtliche Entwicklung.

Von Prof. Dr. HERMANN WÄTJEN, Karlsruhe.



Kaiser Dom Pedro I., der erste Herrscher von Brasilien.



Der Patriach José Bonifacio de Andrada e Silva, Begründer der Unabhängigkeit Brasiliens.



Kaiser Dom Pedro II., der 1889 entthronte letzte Herrscher Brasiliens, am Tage seiner Krönung (18. Juli 1841).

Im Jahre 1500 wurde Brasilien von dem Portugiesen Pedro Alvares Cabral entdeckt, der seine Küste bei PortoSeguroam 27. April betrat. Über die Frage der Zugehörigkeit des neuen Gebietes entspann sich sofort ein Zwist zwischen der spanischen und der portugiesischen Krone. Die Spanier erklärten, das Land läge in dem ihnen durch die päpstliche Erdteilung von 1494 überwiesenen Bereich und müsse daher als spanisches Besitztum angesehen werden. Portugal betonte demgegenüber sein Entdeckerrecht. Der Streit ward endlich so geschlichtet, daß man die Demarkationslinie etwas weiter nach Westen verschob, wodurch ein breiter Küstenstrich Brasiliens noch in die portugiesische Zone fiel und Portugals Anspruch als berechtigt anerkannt wurde.

Da das neuentdeckte Land — vom Brasilholz abgesehen — den Portugiesen zunächst keine wertvollen Handelsartikel zu bieten vermochte und hier keine ostindischen Gewürze wuchsen, ging die Erschließung Brasiliens sehr langsam vor sich. Regeres Interesse gewann Portugal an der Kolonie erst, als der Anbau von Zuckerrohr gute Resultate zu zeitigen versprach.

Nach Ausweis von Lissaboner Zollregistern war das Zuckerrohr im zweiten oder dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts von Madeira nach Brasilien gebracht worden, wo es zuerst im Süden, seit 1550 auch im Norden mit Erfolg angebaut wurde. Die Kultur der Pflanze machte so rasche Fortschritte, daß man um die Wende des 16. Säkulums in der Hauptmannschaft Pernambuco 66 und vierzig Jahre später schon 166 vollbeschäftigte Zuckermühlen zählte.



Proklamation der Unabhängigkeit Brasiliens am Ufer des Ipiranga im Staate São Paulo am 7. September 1822.

Portugals Eroberung durch Philipp II. (1580) wurde auch für die portugiesischen Kolonien verhängnisvoll. Die Spanier betrachteten sie als „quantité négligeable", für die sie ihre volle Kraft nicht einzusetzen brauchten. Und da zum Schutz der ehemaligen portugiesischen Besitzungen nur das Notwendigste geschah, war es kein Wunder, daß sich Philipps Gegner, Holländer und Engländer, mit aller Wucht darauf warfen.

Die Zuckerkultur Pernambucos stand in hoher Blüte, als die Holländer 1630 ins Land hereinbrachen. Der Zuckerreichtum hatte die begehrlichen Blicke der Niederländisch-Westindischen Kompanie hierher gelenkt. Aber erst nach sechsjährigen blutigen Kämpfen vermochten die Eindringlinge Nordbrasilien zu erobern, und hätten sie nicht das Glück gehabt, in dem in Dillenburg geborenen Grafen Johann Moritz von Nassau-Siegen einen Statthalter und Organisator von ungewöhnlichem Geschick zu finden, das Land wäre ihnen 1637 bereits wieder verlorengegangen. Nach Johann Moritz' Heimkehr (1644) waren die Glanztage von Pernambuco vorüber. Die Portugiesen erhoben sich, das Plantagengebiet geriet in die Hände der Aufständischen, und nach neunjähriger tapferer Verteidigung kapitulierte das letzte Bollwerk der Holländer, die Stadt Recife de Pernambuco, am 26. Januar 1654. Damit war der Kampf um Brasilien zu Ende. Das Besitzrecht der Portugiesen ist in der Folgezeit von den Großmächten nicht mehr bestritten worden.

Bis tief ins 18. Jahrhundert hinein blieb Brasilien das Hauptzuckerland der Welt. Darin trat zunächst auch keine Änderung ein, als infolge der Entdeckung von Goldminen und Diamantenfeldern im Süden das Zentrum des Wirtschaftslebens sich in die südlichen Kapitanien verlegte. Von der Mitte des 18. Säkulums an begann aber die Zuckerproduktion zurückzugehen. Sie mußte sich in der Versorgung Europas mit der westindischen Konkurrenz teilen, von der sie dann völlig überflügelt wurde.

Doch der Goldsegen währte nicht lange, rasch war das Alluvialgold erschöpft. Inzwischen hatten die Portugiesen mit dem Anbau eines Gewächses begonnen, von dem sie damals nicht ahnen konnten, daß sein Erzeugnis im 19. Jahrhundert Brasiliens Hauptexportartikel werden sollte. Gemeint ist der Kaffee. Doch bevor S. Paulo sich anschickte, der größte Kaffeeproduzent der Erde zu werden, waren die iberischen Kolonien Amerikas aus ihrer jahrhundertelangen Erstarrung erwacht. Die Ideen der französischen Revolution und die Lehren des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges setzten das träge, durch Priesterherrschaft und Monopolwirtschaft niedergehaltene, von Gouverneuren und Beamten ausgesogene Volk Lateinamerikas in furchtbare Erregung; der Freiheitskampf des Südens begann. Er endete 1829 mit der völligen Losreißung des spanischen Amerikas vom Mutterland.

Friedlicher trennte sich Brasilien von Portugal. Die Übersiedlung der Dynastie Braganza nach Rio (1807) brachte der Kolonie die Handelsfreiheit, brachte ihr auch die Selbständigkeit. Am 12. Oktober 1822 bestieg Dom Pedro I. den brasilianischen Kaiserthron.

Unsägliche Mühen kostete es dem Hause Braganza, Ordnung in dem neuen Staate zu schaffen und den Streit der sich grimmig befehdenden politischen Parteien zu schlichten. Das gelang erst Dom Pedro II. Im Jahre 1840 ergriff dieser treffliche Fürst und tüchtige Staatsverwalter die Zügel der Regierung. Er stellte sein Reich auf feste Füße; er tat für den wirtschaftlichen Aufbau, was in seinen Kräften stand; er sorgte für die deutschen Bauernsiedlungen im Süden des Landes. Die Sklavenbefreiung von 1888 führte zum Konflikt zwischen dem Kaiser und den allmächtigen Plantagenbesitzern, die in hellen Haufen zu den Republikanern übergingen. Eine unblutige Revolution fegte am 15. November 1889 das Kaisertum der Braganzas hinweg. Brasilien wurde zur Republik, die sich nach furchtbaren inneren Erschütterungen allmählich konsolidierte und die Fundamente erhielt, auf denen Brasiliens Stellung in der Welt heute ruht.



Dr. Epitacio da Silva Pessôa, der gegenwärtige Präsident der Republik Brasilien bis 15. November 1922.

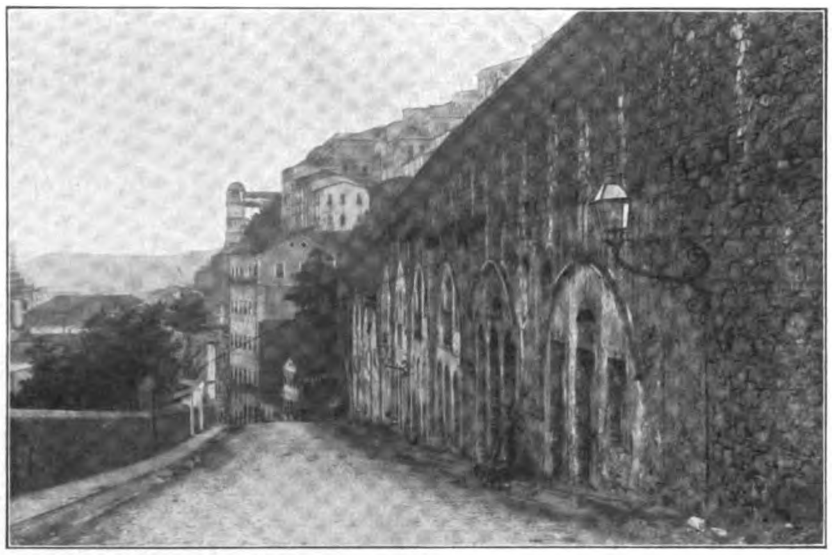
Die geographische Gliederung Brasiliens. / Von Dr. B. Brandt.

Bodengestaltung und Klima gliedern das größte Staatengebilde Südamerikas in drei voneinander deutlich geschiedene Hauptgürtel: das äquatoriale feuchtheiße Tiefland des Nordens, das tropische Bergland Mittelbrasiliens und die subtropischen Hochländer jenseits des Wendekreises.

In Nordbrasilien beherrschen Wasser und Wald in ihrer Wechselbeziehung die Landschaft der ungeheuren, von Gebirgsländern umrahmten, vom Atlantischen Ozean bis zum Fuße der Kordilleren reichenden Ebene. Die größte Waldwildnis der Tropen dehnt sich hier aus und geht nur im Bereich der jahreszeitweise anschwellenden, weite Striche unter Wasser setzenden Ströme in niedrigen Überschwemmungswald und in amphibische Grasländereien über. Die ungeheure Üppigkeit der Vegetation ist die Folge des äquatorischen Klimas, das, heiß und feucht zugleich, den Weißen die Daueransiedlung versagt. Darum hat hier die ursprüngliche Indianerbevölkerung weniger als in anderen Teilen Brasiliens den Kolonisten weichen müssen. Bis an die Schwelle der Gegenwart vermochte der Norden den Weißen auch kaum zu locken; die Pflanzenwelt bot nicht mehr, als sie es an der Küste tat, der aus Flußablagerungen aufgebaute Boden birgt keine Schätze, seine Bewirtschaftung erschwert neben dem Klima auch die mangelnde Absatzfähigkeit. Erst die Einführung des Kautschuks auf dem Weltmarkt und die Erkenntnis des Reichtums an diesem Naturerzeugnis erweckten Nordbrasilien aus seinem Dornröschenschlafe, belebten den Strom mit den Schiffen des Auslandes und schlossen ihn ans Weltverkehrsnetz an. Gleichwohl ist das Amazonasbecken auch jetzt noch der am wenigsten zivilisierte Teil des Landes, lediglich eine



Blick auf Olinda, Vorstadt von Recife, der auch Pernambuco genannten Hauptstadt des Staates Pernambuco. (Phot. Burkhardt, Recife.)



Steile Straße zur Unterstadt von São Salvador, der Hauptstadt des Staates Bahia.

wertvolle Rohstoffkammer, die man mit Hilfe indianischer Kräfte nach Eingeborenenart im Raubbau ausbeutet, und allein auf dem Kautschuk beruht die scheinbare Blüte des mit amerikanischer Hast emporgeschossenen Manaos im Mittelpunkte des Beckens.

Südlich der Amazonasmündung verschwinden mit ansteigendem Boden die labyrinthischen Tieflandflüsse, die Wälder werden lichter. Aber das Land ist dem Äquator nicht weniger benachbart als das berüchtigte Cayenne und die übrigen guayanischen Kolonien. Auch suchen Dürren es häufig heim. Daher und weil sie sich gegenseitig den Raum wegnehmen, sind die Nordstaaten Brasiliens, die sich hier drängen, in ihrer kolonialen Entfaltung zurückgeblieben. Ein harter, Entbehrungen gewohnter Mischlingsschlag, die braunen Cearener, bevölkern das Land und suchen, wenn die Heimat kargt, Unterhalt in den Nachbarländern, vornehmlich in den Gummibezirken Amazoniens.

Wo die Küste nach Südwesten einbiegt, beginnt Mittelbrasilien. Der Boden hat sich zum welligen, von Höhenzügen unterbrochenen Hochlande erhoben, das, weniger feucht als das Tiefland, keinen zusammenhängenden Wald, sondern Savannen und Grassteppen trägt. Die Höhenlage mildert das Tropenklima; es herrschen Verhältnisse wie in den Hochländern des tropischen Afrikas, mit dem Unterschiede, daß die Niederschläge größer sind. An der Küste verraten altehrwürdige Städte jahrhundertealte Kultur, in erster Linie Bahia, die alte Hauptstadt Brasiliens. Hier faßten die Eroberer schon frühzeitig Fuß, in klarer Erkenntnis, daß diese Regionen ihnen die Möglichkeit dauernder Niederlassung und tropischer Kolonialwirtschaft zugleich boten. Indem sie sich der Pflege der einheimischen und der aus Indien hierher übertragenen Kulturgewächse zuwandten, machten sie Mittelbrasilien zur Zone der tropischen Pflanzungswirtschaft, die sie heute im Haushalte des Landes ist, zur Erzeugungsfläche von Zucker und Baumwolle, Tabak und Kakao.



Blick auf die Gavea, einen bekannten Berg in der Umgebung von Rio de Janeiro, von der Avenida Niemeyer aus. (Phot. Bippus in Rio de Janeiro.)

Jenseits der Ketten des Berglandes und seiner einzigen großen Wasserstraße, des São Francisco, dehnen sich die Binnenstaaten aus, Minas Geraes, Goyaz und Matto Grosso. Der Name des erstgenannten, „allgemeine Minen“, weist auf die Bodenschätze des Berglandes hin. Einst waren es Gold und Diamanten, um derentwillen man das natürlicher Straßen ermangelnde wilde Innere aufsuchte; heute sind Eisen und Kohle, Wolfram, Kupfer, Zinn und Platin die Bodenschätze, die man nicht nur hier, sondern auch im Süden zum Teil in erheblichen, den Staat von der Einfuhr unabhängig machenden Mengen gefunden hat.

In Südbrasilien mildern die höhere Breite und die auch hier ausgesprochene Hochlandnatur das tropische Klima zum subtropischen, ähnlich dem der Mittelmeerländer. Da diese Gebiete die portugiesische Heimat wirtschaftlich nicht zu ergänzen vermochten, blieben sie lange ungenutzt. Ihre Häfen, Rio de Janeiro und Santos, traten, obwohl frühzeitig besetzt, in den Hintergrund gegenüber Bahia und Pernambuco. Bis seit 1820 Brasilien eine neue Aufgabe erwuchs, die Aufnahme der Auswandererströme aus dem übervölkerten Europa, die ein ihrer Heimat möglichst ähnliches Land in gewohnter Weise bewirtschaften wollten. Dazu war nur der Süden geeignet, der sich nun im Laufe eines Jahrhunderts zur Zone der europäischen Bauernkolonisation und der außertropischen Wirtschaft entwickelte, die das Land mit Weizen, Gerste, Roggen, Kartoffeln und sonstigen Bodenfrüchten gemäßigten Klimas zu versorgen bestimmt ist. Demgemäß ist die Bevölkerung überwiegend weiß. Deutsche, auch Polen erfüllen die südlichen, Italiener die Regionen um den Wendekreis; fränkische Höfe, aus Fachwerk errichtet, slawische Blockhäuser und südeuropäische Dörfer geben dem Siedlungsbilde seinen Stempel. In meilenweiten, nach amerikanischem Schema streng rechteckig aufgeteilten Kolonien sucht neuerdings der Staat die ganze dem Ackerbau zugängliche Fläche des Berglandes planmäßig der Wirtschaft dienstbar zu machen, wobei er gleichzeitig die Kolonisten durchmengt und den national geschlossenen Ansiedlungen zugunsten eines brasilianischen Nationalempfindens ein Ende zu bereiten bestrebt ist.

Zwischen den eigentlichen Südstaaten und Mittelbrasilien gelegen, nimmt der Staat São Paulo eine Sonderstellung ein. Eine in höherer Tropenbreite heimische Kulturpflanze macht seinen Reichtum aus, der Kaffeebaum. Indem es seine Kaffeepflanzungen von Europäern bearbeiten läßt, vereinigt São Paulo tropische Pflanzungswirtschaft mit weißer Arbeitskraft. Der äußerste Süden, Rio Grande do Sul, gehört bereits dem als „Pampas“ bekannten Graslandgürtel Argentiniens an und hat als vorzügliches Weidegebiet die Grundlage zu einer blühenden Viehzucht und zu einer Fleischkonservierungsindustrie gegeben, die Brasilien auch nach dieser Richtung hin selbständig machen soll. Vermöge seines Reichtums an Eisen und Kohle, zu der in Wasserfällen der Gebirgsflüsse aufgespeicherte „weiße Kohle“ tritt, und seiner weißen Bevölkerung ist der Süden zur Förderung einer brasilianischen Schwerindustrie berufen.



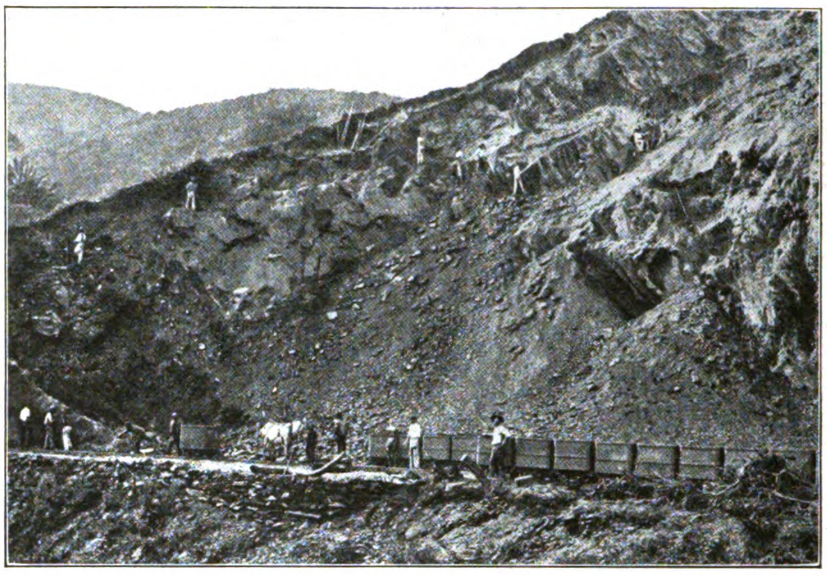
Straßenbild aus Porto Alegre, der Hauptstadt des Staates Rio Grande do Sul.



Avenida Rio Branco, die Hauptstraße in Rio de Janeiro. (Phot. Affonso, Rio de Janeiro.)

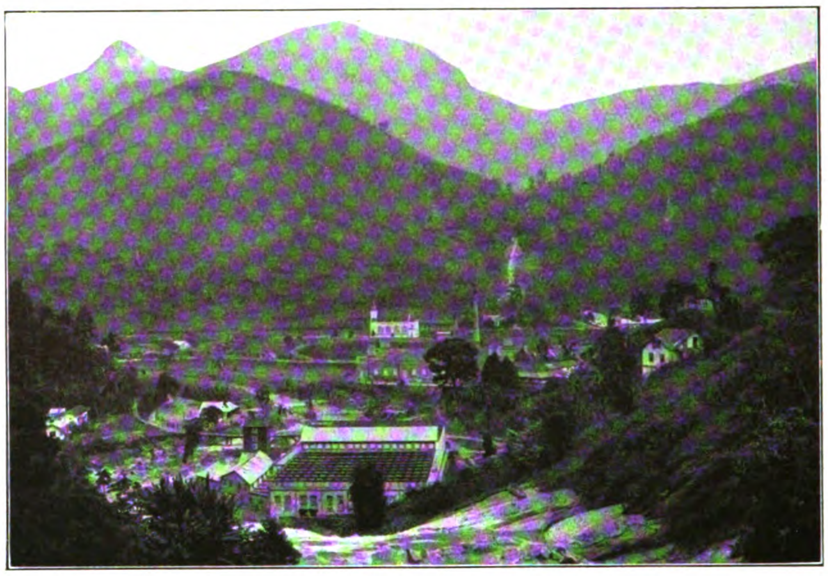
Von Land und Leuten in Brasilien. / Von Karl Schüler.

Ich stand an der Reeling eines deutschen Dampfers und blickte wieder wie gebannt auf das wunderbare Panorama, das sich um mich ausbreitete. Ich kannte es. Ich hatte es schon oft genossen, aber immer wieder berauscht es die Sinne. Der Dampfer hatte soeben den steil ansteigenden mächtigen Steinkoloß, den 450 m hohen, granitenen Wächter an der Einfahrt in die Bai von Guanabara passiert, den Pão d'Assucar, den Zuckerhut, das Wahrzeichen Rios. In früheren Jahren galt er als unbesteigbar. Ein Engländer, der sich einmal hinaufgewagt hatte, fand beim Abstieg seinen Tod. Heute schwebt man auf einer Drahtseilbahn, die der deutsche Ingenieur Dr. Hinden gebaut hat, auf die Spitze des Riesen und genießt von dort eine Aussicht von so überwältigender Schönheit, wie sie die Welt nicht zum zweiten Male zu bieten vermag.



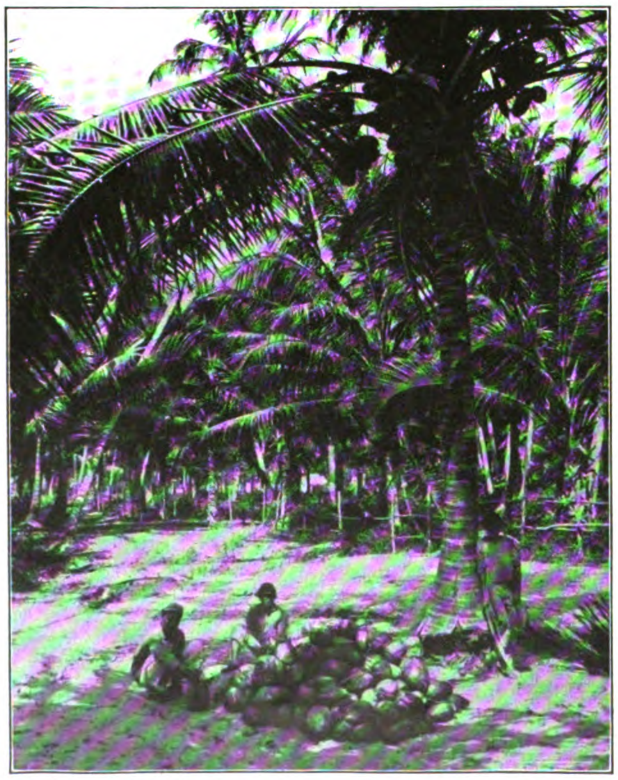
Goldmine von Morro Velho im Staate Minas Geraes.

Im Gegensatz zu anderen Städten des Südens, die sich dem Ankömmling vom Meere aus fast immer wie eine kokett aufgeputzte, alternde Schöne präsentieren, die nur aus der Entfernung wirkt, enttäuscht Rio de Janeiro nicht, wenn man sich in seinen Straßen ergeht. Vor etwa 16 Jahren begann man hier mit einer Reformarbeit, wie man sie sich großzügiger kaum denken kann. Eine Millionenstadt mit engen, dunklen und feuchten Straßen, eine Stadt, in der das gelbe Fieber jährlich Tausende hinwegraffte, wurde im Zeitraum von wenigen Jahren vollkommen saniert. Ganze Stadtteile wurden abgerissen, niedergebrannt, Berge abgetragen, die im Innern der Stadt den Verkehr hinderten, durch andere Berge wurden Tunnels gebaut, breite, hohe, Tag und Nacht elektrisch beleuchtete Durchlässe, die den Straßenbahnen, den Autos, den Fußgängern es ermöglichen, ohne Umwege die Vorstädte zu erreichen. Da, wo früher schlammige Ufer sich hinzogen, hat man meilenlange, aus gewaltigen Granitquadern zusammengefügte Kaimauern weit in die Bai hinausgeschoben und auf den aufgefüllten, neu gewonnenen Uferstreifen herrliche Parkanlagen und schattige Promenaden geschaffen, und da, wo früher dicht gedrängt schmutzige Baracken standen, erheben sich heute an breiten Aveniden prunkvolle Geschäftspaläste. Diese Umwandlung Rio de Janeiros ist nicht zum wenigsten auf die Initiative eines Deutschbrasilianers, des Ministers Lauro Müller, zurückzuführen. Dies und der Umstand, daß unter den Prunkpalästen in der Avenida Rio Branco diejenigen deutscher Firmen zu den imposantesten zählen, hat mich immer mit Stolz erfüllt.



Anlagen einer Textilfabrik in Petropolis.

„Die Königin des Lichts", so nennt der Brasilianer die Hauptstadt seines Landes, weil sie, wie keine andere Stadt, sich abends in einen Strahlenmantel elektrischen Lichtes hüllt. Es gibt keinen reizvolleren Anblick, als abends von dem Restaurant, das ein geschäftstüchtiger Italiener auf der Spitze des Zuckerhutes errichtet hat, zu sehen, wie sich Stadt und Hafen nach und nach in ein Lichtermeer verwandeln. Längs der Ufer spiegeln sich die Perlenketten der Bogenlampen im Wasser der Bai. Bis hoch auf die Berge hinauf sind Straßen, Häuser, Parke in eine Fülle von Licht getaucht. Die vielen, buntfarbigen Signallichter der Schiffe im Hafen vervollständigen die traumhafte Schönheit des Bildes. Und über der Stadt spannt sich der dunkle Nachthimmel mit dem funkelnden Sternbild des Kreuzes des Südens.



Achtjähriger Kokosbaum mit Früchten im Norden von Brasilien.

Rio wimmelt von Autos. Der Brasilianer schwärmt für die Fahrt in schnellen Wagen. Schwere Tourenwagen — beliebt sind deutsche Marken — erklimmen mit Leichtigkeit die auf den Corcovado, den Tijuca, die Gavea führenden, wohlgepflegten Wege. Bald schlängeln sich diese Wege durch dichten, schattigen Urwald, bald kleben sie an steilen Felswänden, an deren Fuß die Wogen des Meeres prallen.

Zwei Eigenschaften besitzt der Brasilianer, die den Verkehr mit ihm überaus angenehm gestalten; das sind seine Gastfreiheit und seine Höflichkeit. Seine Gastfreiheit lernt man naturgemäß weniger in den großen Städten kennen, die gute Hotels besitzen, als auf dem Kamp, wo man zu jeder Tages- und Nachtzeit mit seinem ganzen Troß an Knechten und Pferden auf jeder Fazenda die beste Aufnahme findet. Aber die Höflichkeit, die in manchen europäischen Ländern fast ganz abhanden gekommen zu sein scheint, die ist auch in den brasilianischen Städten zu Hause.

Besonders Frauen gegenüber ist der Brasilianer von einer nie versagenden Höflichkeit. Dabei ist es gleichgültig, ob es sich um eine junge oder alte, um eine schöne oder häßliche weibliche Person handelt. In allen öffentlichen Bureaus wird stets die Frau außer der Reihe abgefertigt. Der Kaufmann, der Offizier, der Arbeiter, alle treten zurück, und der diensttuende Beamte betrachtet es als selbstverständlich, daß die Frau vor allen anderen Wartenden an die Reihe kommt.

Diese Höflichkeit des Brasilianers wirkt auch erzieherisch auf die eingewanderten Elemente. Nicht nur in der Stadt, sondern auch auf dem Lande. Der deutsche Kolonist in Rio Grande do Sul ist im Durchschnitt ein liebenswürdiger und umgänglicher Mensch, im Gegensatz zu vielen seiner Vettern im alten Vaterlande.

Die brasilianische Bevölkerung stellt noch keinen einheitlichen Typus dar. Fast alle europäischen Nationen sind in diesem Volk vertreten, wenn auch in der Hauptsache Nachkommen von Portugiesen den Stamm bilden. Zu ihnen kommen die farbigen Rassen, die indianischen Ureinwohner und die Nachkommen der als Sklaven aus Afrika eingeführten Neger. In Brasilien hat weder ein Gesetz noch die gesellschaftliche Überlieferung eine Vermischung der weißen mit den farbigen Rassen verhindert. Man findet wohl kaum in einem anderen Lande so viele Abtönungen der Hautfarbe wie gerade in Brasilien. Vom Schwarz des unvermischten Negers bis zum blendenden Weiß des Sohnes der skandinavischen Länder ist jede Hautfarbe vertreten. In den großen Cafés und Konditoreien, die an der Avenida Rio Branco liegen, kann man interessante ethnographische Studien machen. Besonders bei der holden Weiblichkeit. In Rio bevorzugt die Damenwelt die Pariser Mode, und zu einem Besuch des Cafés oder der Promenaden kleidet sich die Brasilianerin mit großem Schick.

Das Familienleben des Brasilianers kann man im allgemeinen als ein glückliches bezeichnen. Die Kinder bringen den Eltern Liebe und Achtung entgegen. Die Frauen sind gute Mütter und Gattinnen, die Töchter werden in einer gewissen Abgeschlossenheit erzogen. Die Heiraten werden meist von den Verwandten der jungen Leute beschlossen, und die Kinder fügen sich meistens willig den elterlichen Wünschen. Besonders auf dem Lande findet man noch viele Gebräuche, die daran erinnern, daß in Spanien und Portugal durch mehrere Jahrhunderte die Mauren geherrscht haben. Sitten, die von den Portugiesen von ihren Bezwingern übernommen wurden, haben portugiesische Einwanderer nach Brasilien verpflanzt, und sie haben sich auf dem Kamp noch ziemlich rein erhalten. Bei den brasilianischen Fazendeiros sitzt man nur mit den Männern zu Tisch, der Anblick der Frauen ist dem Fremdling versagt. Will der Gastgeber seinen Gast besonders ehren, so läßt er wohl seine Töchter bedienen, aber es wäre eine grobe Taktlosigkeit, wenn der Fremde dem Hausherrn irgendeine Schmeichelei über seine Töchter sagen würde. Er hat sie weder anzublicken noch sich mit ihnen zu unterhalten. Schon ein Erkundigen nach dem Befinden der Frau oder Töchter wird dem Fremden als ein Verstoß gegen die gute Sitte angerechnet.

Andere Länder, andere Sitten.



Ruine einer Jesuitenklosterkirche im Staate Rio Grande do Sul.



Deutsche Siedlung im Staate São Paulo. (Phot. O. Achtschin.)

Das geistige Brasilien. / Von Dr. Pontes de Miranda.

I. Die Wissenschaften in Brasilien.

Der portugiesische Kolonisator gab sich die redlichste Mühe, die Bevölkerung Brasiliens zu isolieren. Das hauptsächlichste Mittel hierfür bildete die intellektuelle Isolierung. Männer des Wissens waren in dem Portugal des 16. und des 17. Jahrhunderts eine Seltenheit. Die es besaßen, wie Amatus und Zacutus Lusitanus, wurden nicht nach Brasilien gesandt. Und den Gelehrten der anderen Völker erlaubte Portugal nicht, die neue Kolonie zu durchqueren. Moritz v. Nassau verdankt man, daß die erste Gelehrtengruppe im Jahre 1637 nach Pernambuco kam (Wilhelm Piso und die Deutschen J. Marckgraff und H. Cralitz). Marckgraff ist der Begründer der Naturgeschichte Brasiliens. Von seinem ungeheuren wissenschaftlichen Vermächtnis blieben acht Bücher übrig, unter den zwölf, aus denen sich die „Historia Naturalis Brasiliae“ des Piso zusammensetzt (1648). Später tauchte eine Historia auf, die als Anhang den „Tractatus topographicus et meteorologicus Brasiliae“ von Marckgraff und die Bücher des Bontius, „Historia Naturalis et medicalis Indiae orientalis“, bringt. Bontius und Piso waren die Begründer der kolonialen Medizin. Mit dem Auszuge der Holländer verlassen auch die Wissenschaften Brasilien. Portugal war und blieb der despotische Beurteiler dessen, was die große Kolonie „wissen“ und „tun durfte“. Aber ein neues Geschlecht wuchs in Brasilien heran. Zu Ende des 18. Jahrhunderts und beim Beginn des darauffolgenden war die Mehrzahl der hervorragendsten Talente in Brasilien geboren. Das waren: Hypolito da Costa; Moraes, der größte Lexikograph der portugiesischen Sprache; der Bischof von Elvas, der erste portugiesische Nationalökonom; der Geometer Villela Barbosa; der Marquis von Baependy, der die Hydraulik in Portugal lehrte und die Chemie in der Industrie zur Anwendung brachte; der Professor der Chemie Vicente Seabra; Conceição Velloso, der Verfasser der „Flora fluminense“; der Naturforscher Alexander Ferreira; der Mineralog Silva Feijó und die Ärzte Mello Franco und Elias da Silveira. Der Größte unter ihnen war jedoch José Bonifacio de Andrada, der verschiedene europäische Länder, Museen, Sammlungen, Laboratorien besuchte. Der an der portugiesischen Universität errichtete Lehrstuhl der Mineralogie fiel ihm zu. Ein solch ungewöhnlicher Mann war es, daß man ihn in Brasilien, wohin er zurückkehrte, als den Patriarchen seiner politischen Unabhängigkeit anerkannte.

Die Militärakademie, die im 19. Jahrhundert von D. João VI. gegründet wurde, bildet den Mittelpunkt in der Geschichte der gelehrten mathematischen Forschungen in Brasilien. Der Bedeutendste war Joaquim Gomes de Sousa. Der jüngsten Zeit gehören Morize und Licinio Cardoso an.

Um die Geologie machen sich am Anfang deutsche Gelehrte verdient: G. L. v. Eschwege, v. Feldner, Friedrich Varnhagen, die Beamte der portugiesischen Regierung waren, der Mineraloge Pohl, der Zoologe João Bapt. Spix, der Botaniker v. Martius, der Diplomat v. Olfers und der Sammler Sellow. Trotzdem besaßen wir schon in der Mineralogie die Arbeiten eines Vieira Souto, José Bonifacio, Martim Francisco und des Engländers Marve. Bis zum Jahre 1857 verdankt die brasilianische Geologie alles, was sie besitzt, den Ausländern. Es gab indessen auch einige Brasilianer (Manoel de Sousa, in Amazonas, und Pereira Cabral, in Rio Grande do Sul). Im Jahre 1865 unterstützt die Regierung die Expedition Agassiz', der sich G. F. Hart anschließt, der im Jahre 1870 die „Geology and physical geography of Brasil“ veröffentlicht. Im Jahre 1907 organisierte die Regierung einen geologischen und mineralogischen Dienst unter der Direktion Derbys, an dem Francisco de Paula e Oliveira und Gonzaga de Campos beteiligt waren, deren Arbeiten unbestreitbaren Wert besitzen. Als Botaniker zeichnete sich aus Baron v. Capanema, dem man die Vorstellung von dem ersten Mikrotom verdankt. Die Parasitologie hat zwei Namen von Bedeutung aufzuweisen: Adolf Lutz und Arthur Neiva, der mit der Einrichtung des Bakteriologischen Instituts in Buenos Aires (Argentinien) beauftragt wurde. Die Archive von Manguinhos bedürfen keiner Empfehlung bei den Deutschen. Von Manguinhos oder von dem Institut Oswaldo Cruz, wie es heute genannt wird, gingen hervorragende Entdeckungen aus, und auf den Gebieten der experimentellen Pathologie können sich nur Deutschland und — heute auch — die Vereinigten Staaten in die erste Linie mit Brasilien stellen.

In der Ethnographie verdienen Erwähnung: Alexander Rodrigues Ferreira, Couto de Magalhães, Rodrigues Peixoto, Lacerda, Capistrano de Abreu, Roquete Pinto. Von Deutschen waren unsere Lehrmeister und Anreger: Martius, Ehrenreich, von den Steinen, Koch-Gruenberg, Schmidt. Auf dem Gebiet der Volkskunde betätigten sich Capistrano de Abreu, Sylvio Romero und João Ribeiro.

II. Die Literatur in Brasilien.

Die brasilianische Literatur hat vier Phasen durchlebt: die erste erstreckt sich bis zum Jahre 1750; die zweite, in der die Anpassung stattfindet, wobei sich das lusitanische Element umgestaltet (1750—1830); die dritte, in der die Krise ihren Fortgang nimmt, sich aber noch die europäische Gegenwirkung im Denken und in der Form bemerkbar macht; und die vierte, in der sich die Unabhängigkeit nicht mehr bestreiten läßt. Bei der Umgestaltung waren zwei Nebenerscheinungen von der allergrößten Bedeutung für die Befreiung: der unmittelbare französische Einfluß und später die im Norden Brasiliens zur Geltung gelangende germanistische Strömung, die sich von Tobias Barreto, Clovis Bevilacqua und anderen bis auf Pontes de Miranda und Assis Chateaubriand erstreckt, von denen sich dieser, trotz des französischen Namens, einem eifrigem Studium der deutschen Politik widmete, jener die deutsche philosophische Strömung eines Mach, Avenarius, Petzoldt, die biologischen Lehren der Jenaer und die Energetik eines Ostwald repräsentiert. Nach dem Kriege ist ein Kampf zwischen den beiden Kulturen — der französischen und der germanisch-nordamerikanischen — entbrannt, in dem sich einige bewährte tonangebende Stimmen hervortun, wie Afranio Peixoto, Reinaldo de Carvalho, Gustavo Barrosso (französischer Einfluß, der sich in unverhüllter Feindseligkeit jeder deutschen Denkweise gegenüberstellt) und die hervorragendsten brasilianischen Ärzte, der Verfasser dieser Zeilen, Araujo Jorge, die unlängst von der Brasilianischen Akademie preisgekrönte Dichterin Rosalina Coelho Lisboa (mit ihrer ausgeprägten Vorliebe für das Germanentum).

In der ersten Periode, die der Anpassung vorausgeht, setzen wir die portugiesische Denkweise fort: im 16. Jahrhundert — mit dem Pater Anchieta, Bento Teixeira Pinto (Verfasser der „Dialoge über die Naturwunder Brasiliens“), mit dem Ordensbruder Francisco do Rosario und Jorge de Albuquerque; im 17. Jahrhundert — mit dem Ordensbruder Vicente do Salvador, Manuel de Moraes, Diogo Gomes Carneiro und anderen, unter denen die vornehmste Stelle Gregorio de Mattos einnimmt, der zuerst in Brasilien für die geistige Unabhängigkeit und Anpassung eintrat. Reinaldo de Carvalho hat die große Ähnlichkeit nachgewiesen, die dieser brasilianische Dichter des 17. Jahrhunderts mit Verlaine, sowohl im Leben als auch in seinen Versen, aufweist.

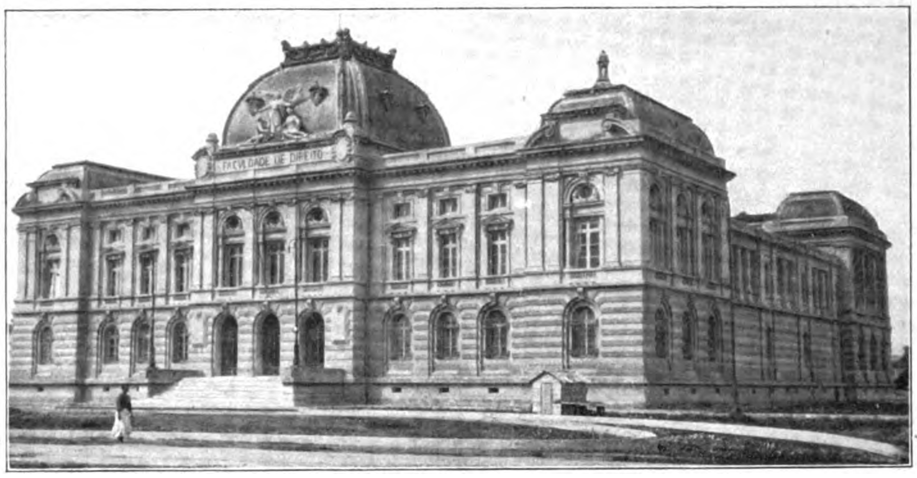
Die „Bandeiras“ (Eingänge in die Wildnis) ließen im Lande das Heldenepos wiederaufleben, die Verherrlichung der Taten, die die ursprüngliche Rasse auf dem Meere, in Afrika und Asien vollbrachte. Das „brasilianische Volkstum“ beginnt sich zu entfalten. Der Einfluß des Auslandes macht sich in den Literarischen Akademien bemerkbar, wie es die der „Vergessenen“ (1724), die der „Glücklichen“ (1736) in Bahia, die der „Auserwählten“ (1752) in Rio de Janeiro, die der „Wiedergeborenen“ (1759) in Bahia waren. In jene Zeit fallen der „Pilgrim in Amerika“ des Nuno Marques Pereira, die „Militärgeschichte Brasiliens“ von José de Mirales, die „Geschichte des portugiesischen Amerika“ von Rocha Pitta und die Dichtung „Brasilia“ des Soares da Franca. In der Geschichtschreibung von Rocha Pitta gelangt der literarische Nationalismus in der Übertreibung der Naturwunder und -schönheiten Brasiliens zum Ausdruck. Nuno Marques war der Reisende, machte Aufzeichnungen und besang alles, was er gesehen hatte. (Fünf Auflagen hat der „Pilgrim Amerikas“ im 18. Jahrhundert erlebt.) Antonio José, der Jude, ist die Rebellennatur, deren Empörung sich in Versen und Theaterstücken äußert. Seine Stücke wurden unter großem Beifall zur Aufführung gebracht (1727—1737).

Die Krise der Anpassung beginnt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und zwar mit der „Schule von Minas Geraes“, der José de Santa Rita Durão, José Basilio da Gama, Claudio Manoel da Costa, Thomaz Antonio Gonzaga, Alvarenga Peixoto und Silva Alvarenga angehörten. José Basilio da Gama, der Verfasser der Dichtung „Uruguay“, der vollkommensten Dichtung der brasilianischen Kolonialperiode, besang in sehr schönen Versen den Krieg Portugals und Spaniens gegen die sieben Völker der „Missões“ in Uruguay, die, im Gegensatz zu dem Traktat von 1750, von den Jesuiten zum Aufstande aufgestachelt wurden. In dem Werke „Caramurú“, einer Dichtung von Durão, gibt es weder denselben Glanz noch dieselbe originelle Note. Er ist, seinem Temperament und seiner Erziehung nach, ein „portugiesischer Klassiker“. Claudio Manoel da Costa ist ein guter Sonettendichter. Thomaz Antonio de Gonzaga ist der Dichter der Liebe und zur gleichen Zeit auch der Verfasser von nationalen Versen. „Marilia de Direu“ hieß sein Buch, das von 1792 an bis zum heutigen Tage dreißig und mehr Auflagen erlebte. Alvarenga Peixotos Dichtungen tragen einen pompösen Charakter, haben einen bewegten Inhalt und einen klangvollen Rhythmus. Der andere Alvarenga, Silva Alvarenga, ist ein Vorläufer der Romantik: seine Poesie ist schon brasilianisch.

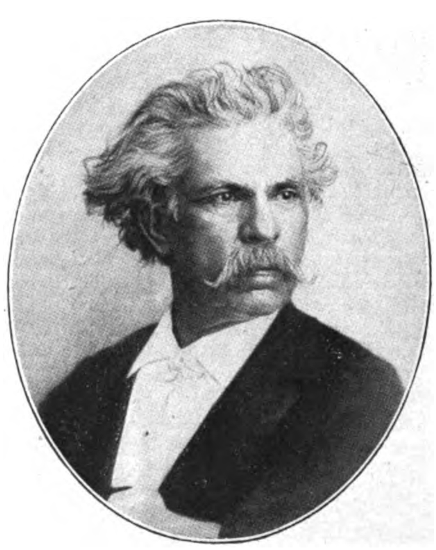
Die Erhebung Brasiliens zum Königreich, die Ankunft des portugiesischen Hofes in Rio de Janeiro, die Öffnung der Häfen für den Welthandel, die tonangebenden Zeitungen, die Hofdruckerei (heute Nationaldruckerei) und endlich noch die politische Unabhängigkeit gaben, zu Anfang des 19. Jahrhunderts, den Anstoß zu einem neuen Aufschwung Brasiliens. Sousa Caldas lautet einer der berühmtesten Namen in unserer subjektivistischen, weltschmerzlichen, religiösen Poesie: er ist, für sein Jahrhundert, ein sehr verbitterter Lamartine. Der Arkadier José Eloy Ottoni ist elegant, ein Weltschmerzler, weiß aber wunderbare und kraftvolle Töne anzuschlagen. José Bonifacio, der Gelehrte, war ebenfalls Dichter: er war, um das Jahr 1820 herum, ein wenig Goetheaner. Er war ein hervorragender Kenner der Kulturzentren Europas und ein bemerkenswerter Mineraloge. In der Politik ist er als der Patriarch der Unabhängigkeit bekannt. Von seinen Werken ist das bedeutendste das Handels-Recht, das in zwei großen und umfangreichen Bänden erschien. Der Marquis de Maricá war unser La Rochefoucauld und veröffentlichte Maximen, Gedanken und Betrachtungen. Fernandes Pinheiro, Verfasser der Jahrbücher der Stadthalterschaft S. Pedro und der Memoiren, war ein reiflich überlegender Geschichtschreiber. Hypolito da Costa war der erste Journalist von Fach in Brasilien und ein gefürchteter Polemiker, dessen Kämpfe gegen Portugal zu den Denkwürdigkeiten gehören.



Stadttheater in Rio de Janeiro.



Universität in Pernambuco. (Phot. Fidanza.)



Carlos Gomes, hervorragender brasilianischer Komponist der Oper „Guarany“.

Mit dem Jahre 1830 beginnt die Ära der Romantik. Gonçalves de Magalhães ist ein Meister der Sprache; seine „Poetischen Seufzer“ (1836) hatten zu der Zeit einen großen Erfolg. Religion, Natur und Vaterland sind die hauptsächlichsten Stoffe seiner Poesie und — wie man vielleicht mit größerem Recht sagen könnte — seiner Seele. Zwischen einen solchen Poeten und Gonçalves Dias stellt sich die Persönlichkeit Porto-Alegres mit der „Stimme der Natur“ (1835), den „Brasilianas“, den ersten Vorboten unserer Romantik, und der Dichtung „Kolumbus“. In Gonçalves Dias verkörpert sich das Naturgefühl, die Seele des Wilden (bei ihm lag eine Mischung des Blutes vor): er besang in den „Sestinen des Bruders Antão“ — den Portugiesen; in der Dichtung „Tymbiras“, in dem „Liede des Tamoyo“ oder in den berühmten „Y-Juca-Pyrama“ — den Indianer; und in der „Sklavin“ — den Neger. Er ist ein großer Dichter, blickt unmittelbar in die Natur, in das Leben und entwickelt, ihrem Wesen nach, die Poesie der neuen Rasse. Die Poesie des Zweifels, der Hysterie, der Schlüpfrigkeit — wir finden sie bei Alvares de Azevedo, der Byron, Musset und Leopardi in sich vereinigt: die ironische Bitterkeit, die Herbheit der Melancholie und den Pessimismus. Die „Lyra aos vinte annos“ wurde und wird sehr viel gelesen. Laurindo Rabello ist ein volkstümlicher und leiderfüllter Stegreifdichter; Casimiro de Abreu — der Dichter eines subjektivistischen, anmutigen Zartgefühls, der in ergreifenden Tönen zu der nationalen Seele redet. Castro Alves war unser sozialer Dichter, der den Vers als Waffe für die abolitionistische Propaganda und im Kampfe verwendete. Er war der Nationaldichter, der unübertrefflich blieb: der größte Brasiliens, was den Einfluß anbelangt. In der Prosa, ganz besonders aber im Roman, tun sich Manoel de Macedo und José de Alencar hervor, die, nach Teixeira de Sousa und Norberto Silva, den Grund zu dem nationalen Roman legen. Bei keinem von ihnen gelangt die Darstellung unserer Sitten, unseres sozialen und häuslichen Lebens so zum Ausdruck, wie bei Macedo in seiner „Kleinen Brünetten“ und in dem „Blonden Jüngling“ usw. Er ist der Sittenschilderer seiner Zeit, das heißt, in dem dritten Viertel des 19. Jahrhunderts. Alencar war der Romandichter, bei welchem das lyrische und das malerische Element, der Subjektivismus und das landschaftlich Schöne die innigste Verbindung miteinander eingehen. Manoel Antonio de Almeida hieß unser Novellendichter, ein scharfsinniger Beobachter und Verfasser der „Memoiren eines Miliz-Sergeanten“. Bernardo Guimarães war der Bannerträger der Empfindsamkeit, der die Phantasie und die Beobachtungsgabe meisterte. Nach dem Dahinschwinden der Epoche der Biographien und der literarischen Abschweifungen ist es die deutsch-englische Bewegung der sogenannten Schule Nordbrasiliens oder derjenigen von Recife, welcher man die nationale Kritik verdankt. João Francisco Lisboa war ein mit kritischem Sinne begabter Mann, der auch ein überzeugender Stilist war. Auf geschichtlichem Gebiete taten sich Mello Moraes, Joaquim Caetano und Joaquim Felicio hervor.

Seit dem Jahre 1870 bis zum heutigen Tage bezieht Brasilien seine Geistesnahrung aus dem eigenen Lande. Der poetische Parnaß, mit Machado de Assis, Theophilo Dias, Raymundo Correia, Olavo Bilac und Alberto de Oliveira, behauptete die Herrschaft, weil die brasilianischen Geisteskräfte des 19. Jahrhunderts sich notwendigerweise, schon von einem gewissen Zeitpunkte des 18. Jahrhunderts an, an die vorausgehenden brasilianischen Geister anlehnten. Alberto de Oliveira ist der Künstler, der Mann der geläuterten und vollendeten Form. Unter den Parnassiens der Gegenwart haben wir zwei große Namen zu verzeichnen: Goulart de Andrade und Luis Carlos, ohne von der lebensfreudigen Dichterin Francisca Julia zu reden. In Augusto de Lima haben wir den Parnassien und den Denker. Der letzte große Romantiker ist Luis Murat, mit seiner mystisch-philosophischen Voreingenommenheit. Luis Delfino ist ein großer Sonettendichter. Im Roman vertraten die naturalistische Richtung Aliosio de Azevedo, Julio Ribeiro, Raul Pompeia. Aber unter allen Namen ist derjenige Machado de Assis' am bedeutendsten, des Mannes aller Schulen und keiner einzigen von ihnen, — ein weniger zynischer, aber vielleicht um so skeptischerer Anatole France, jedenfalls aber ihm vorausgehend. Aloisio de Azevedo war ein bilderreicher, impressionistischer, die kräftigen Farbentinten des Naturalismus verwendender Schilderer der Verhältnisse und Sitten bei den Mestizen. Die fleischliche, sinnliche, aber doch lyrische Lüsternheit findet in Julio Ribeiro ihren Vertreter. Mehr Psychologe und ein größerer Stilistiker war Raul Pompeia, der Verfasser des Werkes „Athenäum“, des Romans eines eleganten und unruhigen, ziemlich originellen Schriftstellers. Es folgt Coelho Netto, von dem drei Werke ins Deutsche übertragen wurden. Er ist ein Nabob hinsichtlich des Wortschatzes, aber auch der größte Phantast, den wir gehabt haben. Xavier Marques vertritt, auch in der Gegenwart, die naturalistische Richtung. Afranio Peixoto schlägt in dem Roman neue Töne an, aber er ist nicht weniger Brasilianer als die anderen, trotz seiner Voreingenommenheit für die Geistesströmungen und Ideen Frankreichs.

Tobias Barreto, das Oberhaupt der (deutsch-englischen) Bewegung von Recife, war, im genauesten Sinne des Wortes, unser erster Kritiker, obwohl sein Gefährte, Sylvio Romero, Verfasser der Literaturgeschichte Brasiliens und vieler anderer kritischer Werke, der Größere von beiden war. Wie alle Zöglinge der Schule Nordbrasiliens war er ein Verehrer Deutschlands. Araripe Junior und José Verissimo waren dagegen mehr literarische Kritiker: der erstere — ein subjektivistischer; der andere — ein ehrenhafter, taktvoller, gewissenhafter Kritiker, dessen hauptsächlichster Charakterzug darin bestand, aufrichtig zu sein. Beiden mangelte aber das, was man als Wissenschaftlichkeit bezeichnete, der Germanismus von Recife. Aus der Gegenwart können wir nachstehende Namen anführen: Nestor Victor, Ronald de Carvalho, Duque-Estrada, aber — alle übrigen überragend — João Ribeiro, einen der am meisten von Deutschland Beeinflußten, mit seiner umfangreichen Kultur und seinem sauberen und geläuterten Stil, — ferner Tasso da Silveira und Renato Almeida (Verfasser des Buches „Fausto“).

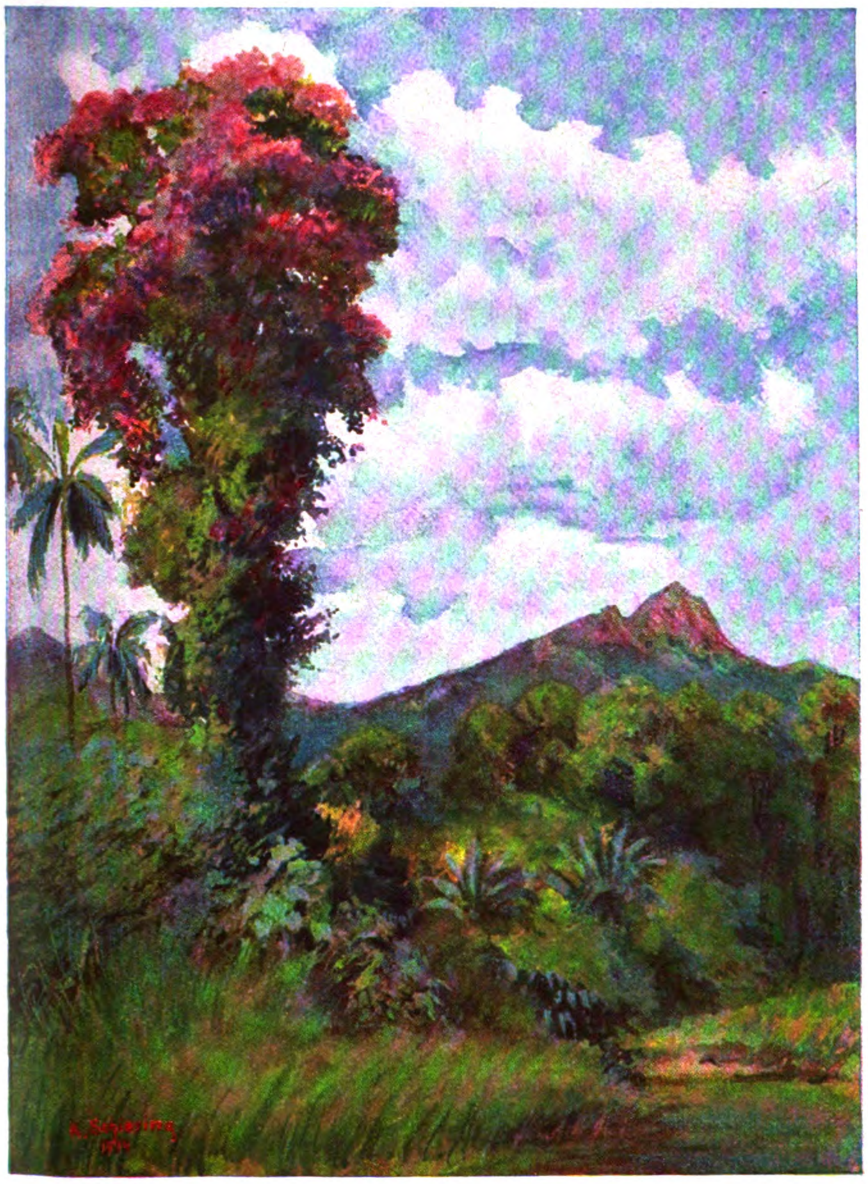
Auf dem Gebiete der Geschichte sind zu nennen: Joaquim Nabuco, Eduardo Prado, Oliveira Lima, der sich gegen die frankophilen Tendenzen während des Krieges behauptete. Rocha Pombo, João Ribeiro. Die „Geschichte Brasiliens“ (10 Bde.) von Rocha Pombo ist wertvoll; diejenige João Ribeiros verdiente wohl, übersetzt zu werden. Auf dramatischem Gebiet nennen wir: Arthur Azevedo, Moreira Sampaio, Valentim Magalhães, Coelho Netto, Orris Soares, Claudio de Souza, Oduvaldo Vianna, João do Rio, Renato Vianna, Julia Lopes de Almeida. Seit kurzem besitzen wir auch einen Metaphysiker, Farias Brito, dem jedoch die wissenschaftliche Vorbildung abgeht; ferner einen Schriftsteller von unbestreitbarer Kultur, Euclydes da Cunha; endlich noch einen dekadenten Neger-Dichter, der aber Spuren von einer unbestreitbaren Originalität aufweist: Cruz e Sousa. Die von dem Zartgefühl eines B. Lopes und dem Wahnsinn eines Augusto dos Anjos durchdrungene Poesie gelangt in einer gesunden oder krankhaften Weise bei Hermes Fontes, Pereira da Silva, Gilka Machado, Guilherme de Almeida, bei den Expressionisten, Futuristen usw. zum Ausdruck. Während der letzten Jahre tauchten Namen zum Teil talentvoller Impressionisten auf, wie der Mario Pederneiras. Auf dem letzten literarischen Wettbewerb hat die brasilianische Akademie mit ersten Preisen die nachstehenden Bücher ausgezeichnet: „Die Weisheit der Instinkte“ (Prosadichtung) von Pontes de Miranda; „Der Heidnische Ritus“ (Poesie) von Rosalina Coelho Lisboa sowie eine Arbeit über die portugiesische Sprache von Said Ali; bei deren Verfassern, wenn man von einem ausländischen Einfluß reden kann, es nur derjenige Deutschlands ist.



Blick auf den Hafen von Santos, vom Monserrate aus. Nach einem Aquarell von Kurt Schiering.



Herrenhaus einer brasilianischen Fazenda mit Blumengarten. Nach einem Aquarell von Kurt Schiering.



Aus dem Gebiet der Kolonie Hansa im Staate Santa Catharina. Nach einem Aquarell von Kurt Schiering.



Morgen im Maisfeld. Nach einem Aquarell von Kurt Schiering.

Der Staat São Paulo.

Von PAULO PESTANA, Direktor der Abteilung für Handel und Industrie im Ackerbau-Ministerium des Staates São Paulo.

Die Küste des Gebietes des heutigen Staates São Paulo wurde zum ersten Male im Jahre 1502 von einem portugiesischen Geschwader aufgesucht. Die dauernde Besitznahme dieses von der Natur bevorzugten Landstriches begann jedoch erst 1532, als der portugiesische Admiral Martim Affonso de Souza mit fünf Schiffen dort landete, mit dem Auftrag, die Kolonisierung in die Wege zu leiten. Er ging im Hafen von São Vicente, unweit der jetzigen Stadt Santos, vor Anker und gründete an jenem Platze mit den von ihm mitgebrachten Kolonisten, Soldaten und Beamten einen Flecken, wo alsbald mit der Anpflanzung von Zuckerrohr begonnen wurde. Später gründete Martim Affonso die Stadt Santos, den nachmaligen Sitz der Kolonieverwaltung. Bald auch wurde die Kolonisation mit Unterstützung von Indianerhäuptlingen und Jesuitenpatres bis zur Hochebene im Innern des Landes ausgedehnt. Dort wurde die Stadt São Paulo, die gegenwärtige Hauptstadt des Staates, der eine rasche Entwicklung beschieden war, gegründet.



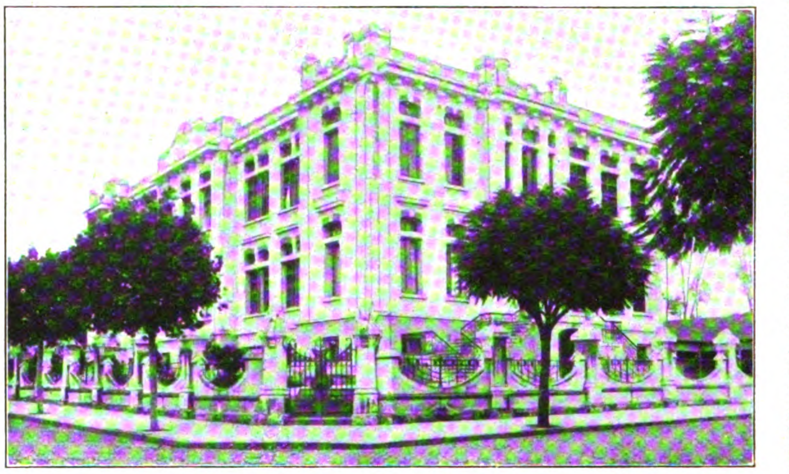
Die Gründung der Stadt São Paulo im Jahre 1554. Nach einem Gemälde von Pereira da Silva.

Während des 16. und 17. Jahrhunderts übten die gewaltigen geheimnisvollen Wälder, die rings die Kolonie umgaben, eine mächtige Anziehungskraft auf die Kolonisten aus. Die Gier nach Gold und Edelsteinen ließ sie selbst vor dem Kampf mit den Wilden nicht zurückschrecken. Militärexpeditionen wurden ausgerüstet. Mit gebrechlichen Fahrzeugen fuhren sie die Flüsse hinauf nach dem Hinterlande Matto Grosso, Goyaz und Minas, ja sogar bis an die Grenzen des Amazonasgebietes. Furchtlos und voll kühner Kraft zogen diese „Bandeirantes“ auf ihren abenteuerlichen Fahrten mit ihrem Schwerte die Grenzen des ungeheuren Landes, das heute die Vereinigten Staaten von Brasilien bildet.



Das Museum in Ipiranga (São Paulo). Auf dem Platze davor wurde 1822 die Unabhängigkeit Brasiliens erklärt.

Der Wagemut und die Unternehmungslust ihrer Söhne brachten die portugiesische Kolonie, die inzwischen den Namen „Kapitanie São Paulo“ erhalten hatte, bald zum Wohlstande. Kein Wunder also, daß sie auf die Ereignisse des Jahres 1822, die zur Unabhängigkeit Brasiliens führten, einen großen Einfluß ausübte und Dom Pedro gerade in ihren Grenzen auf dem Ipiranga-Felde am 7. September des gleichen Jahres sein „Unabhängigkeit oder Tod“ erschallen ließ. Als Provinz des neuen amerikanischen Kaiserreichs hat sich São Paulo stets durch seinen freiheitlichen und fortschrittlich gesinnten Geist ausgezeichnet und mit seiner mächtigen republikanischen Partei wesentlich zu der am 15. November 1889 erfolgten Erklärung der Republik in Brasilien beigetragen, der São Paulo von da an als einer der zwanzig Bundesstaaten angehört.



Elementarschule der Regierung im Staate São Paulo.

Während der letzten fünfzig Jahre haben die Bewohner des Staates alle ihre Kräfte der wirtschaftlichen Entwicklung ihres Landes gewidmet, große Waldstrecken niedergelegt, um für die Landwirtschaft und vor allem den Kaffeebau Boden zu gewinnen. Sie haben Bahnen zur Beförderung ihrer Erzeugnisse gebaut, neue Städte gegründet und weite Strecken Landes mit Hunderttausenden von europäischen Einwanderern bevölkert.

Die Brücke zwischen dem Norden und Süden Brasiliens bildend, liegt der Staat São Paulo zwischen dem 45. und 54. Grade westlicher Länge und dem 20. und 25. Grade südlicher Breite, somit unter dem Wendekreis des Steinbocks. Mit seinen 290876 Quadratkilometern übertrifft der Staat an Größe Italien, Holland, Belgien, Portugal.

Eine gewaltige Gebirgskette, die Serra do Mar, teilt dieses weite Gebiet in zwei gänzlich verschiedene Zonen, in die tiefgelegene, heiße der Küste zwischen der Serra und dem Meere, und in das weite, von dem Kamm der Serra in nordöstlicher Richtung nach den Flüssen Paraná und Paranapanema abfallende, von zahlreichen Wasserläufen durchfurchte Hochland, dessen Erhebungen zwischen 400 und 600 Metern schwanken.

Dieses Hochland, das mittels einer von Santos nach São Paulo führenden Eisenbahn zu erreichen ist, deren die stärkste Steigung überwältigende Strecke ein hervorragendes Werk brasilianischer Ingenieurkunst darstellt, wird von großen Flüssen bewässert, die nach dem Innern führen. Einige dieser Flüsse, wie der Rio Grande, Tieté, Paranapanema usw., besitzen prächtige Wasserfälle, die als unerschöpfliche Quellen elektrischer Energie zum Teil schon für industrielle Zwecke ausgenutzt werden.

In seinem noch wenig geschürften Boden birgt der Staat wertvolle Schätze, wie Eisen, Gold, Torf, Marmor, Kristalle, Kaolin usw.

Was sein Klima betrifft, so ist der Staat einer der bevorzugtesten Landstriche der ganzen Erde. Der nördliche, zwischen dem 20. und 24. Breitengrade liegende Streifen gehört zur südlichen heißen Zone, der schmale, südlicher gelegene Streifen zur gemäßigten Zone. Die Temperatur ist mild und angenehm. Während des heißesten Monats, Januar, beträgt die mittlere Temperatur im Küstengebiet 24° C, auf dem Hochlande im Innern 21° C. Die größte Kälte macht sich im Monat Juli bemerkbar, wo die Temperatur an der Küste ein Mittel von 18° C, auf dem Hochlande ein solches von 14° C erreicht. Allerdings sinkt sie hier zuweilen auch auf 0°, so daß sich die Kampflächen mit Reif bedecken.

Das Klima des Hochlandes ist ausgezeichnet und von Europäern sehr geschätzt; das der Hauptstadt, die 700 m über dem Meere liegt, ähnelt dem Palermos und Nizzas.

Der wichtigste Hafen des Staates, Santos, ist mit den bedeutendsten Ländern Amerikas und Europas durch überseeische Schiffahrtslinien verbunden.

Das Eisenbahnnetz hat eine Ausdehnung von 6616 km und verbindet den Staat mit Rio de Janeiro und den Nachbarstaaten. Außer diesem Eisenbahnnetz, welches das bestergiebige Brasiliens ist, besitzt der Staat Flußschiffahrtsstrecken mit insgesamt 800 km Länge.

Für die Zwecke der Verwaltung ist der Staat in 205 Munizipien eingeteilt, deren jedes seinen Präfekten und seine Munizipalkammer hat. Die Munizipien sind in Gerichtsbezirke zusammengefaßt mit je einem oder mehreren Rechtsrichtern. Innerhalb der Munizipien gibt es ferner Friedensgerichtsbezirke mit gewählten Friedensrichtern.

Die Bevölkerung nimmt infolge des großen Geburtenüberschusses und der europäischen Einwanderung rasch zu. Von 1384753 Einwohnern im Jahre 1890 stieg sie 1900 auf 2279608 und erreichte 1920 die Zahl 3885000, davon 540000 in der Hauptstadt.

Durch ein abwechslungsreiches, mildes Klima und die beneidenswerte Bodenbeschaffenheit begünstigt, hat der Staat São Paulo im Laufe der letzten 30 Jahre eine schnelle und immer bedeutungsvollere Entwicklung seiner Landwirtschaft zu verzeichnen gehabt. Die europäische Einwanderung, die die Bevölkerung verdoppelte, lieferte die für den weiteren Ausbau der Kulturen notwendigen Arbeitskräfte. Die Eisenbahnen sorgten für vorteilhafte und unbeschwerliche Abfuhr der steigenden Produktion, derzufolge weite Urwaldsflächen dem Kaffee-, Zuckerrohr-, Baumwoll-, Getreidebau usw. Platz geben mußten.

Die 1918/19 aufgestellte Statistik der Landwirtschaft ergab einen Bestand von 86841 Anwesen mit einer Gesamtfläche von 5749695 Alqueires (übliches brasilianisches Landmaß = 24200 qm), die in folgender Weise verteilt waren:

			In Prozent der Gesamtfläche
Wälder und Forste	2190440	Alqueires	37,2 Proz.
Kampflächen und Weiden	2308741	„	40,1 „
Bauflächen	1129914	„	19,6 „
Unbrauchbares Land	120600	„	2,0 „

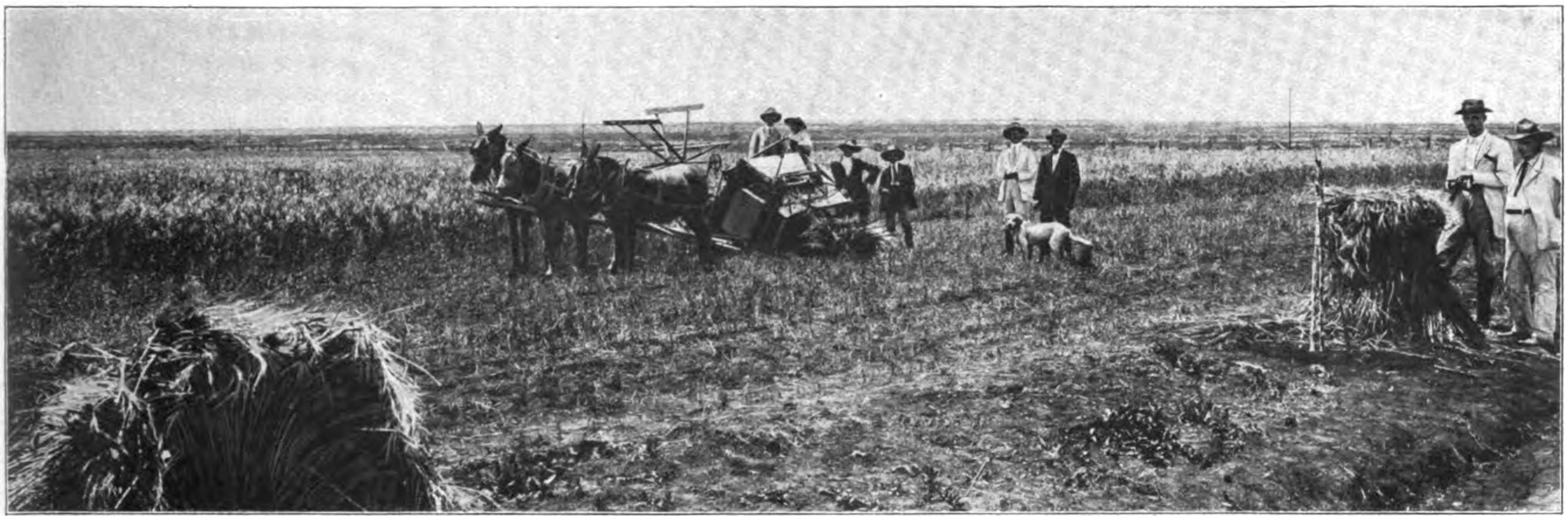
Im Vergleich zu den Ergebnissen der Aufstellung von 1905 und 1919 ergibt sich eine merkliche Abnahme der Wald- und Forstflächen; dagegen wuchs die Kamp- und Weidefläche, und die für Kulturen wurde doppelt so groß.

1918/19 werteten die 86841 Anwesen 1539316,6 Milreis. Auf ihnen waren 681704 Arbeiter beschäftigt, davon 377084 Brasilier und 304620 Ausländer.

Die landwirtschaftliche Produktion des Jahres 1919/20 bestand in der Hauptsache aus Folgendem:

Produkte	Mengen		Werte (Milreis)
Kaffee	4154700	Sack	378908640
Baumwolle (in Kapseln)	4588299	Arroben*)	43588840,5
Zucker	528821	Sack	33971161,4
Branntwein und Alkohol	95300042	Liter	49406877
Tabak	215509	Arroben	6880719
Reis (ungeschält)	4686015	Hektoliter	82005262,5
Bohnen	2859377	„	40031278
Mais	15963900	„	183584850
		Insgesamt:	818377628,4

*) 1 Arroba = 15 kg.



Reisernte im Staate São Paulo.

Der Kaffeebau, der wichtigste des Staates, begann im Jahre 1835 sich zu entwickeln und hat sich während der letzten 30 Jahre verdoppelt, so daß er heute die Hälfte der gesamten Weltproduktion ausmacht. Der Reis-, Bohnen- und Maisbau hat ebenfalls während der letzten Jahre eine bedeutende Zunahme zu verzeichnen.

Die Bedingungen für Baumwollbau sind im Staate São Paulo derart günstig, daß er mit Nordamerika in Wettbewerb treten kann. Mit seinen 5029798 ha Kamp- und Weideflächen, die hauptsächlich im Grenzgebiet von Minas Geraes liegen, hat der Staat während der letzten zehn Jahre seine Viehzucht ganz bedeutend entwickelt, obwohl diese nicht den Haupterwerbszweig der Bewohner São Paulos bildet. Der Bestand an Vieh aller Art, das noch durch die Einfuhr von gutem Rassevich verbessert wurde, ist schnell gewachsen und erreichte 1919 folgende Ziffern:

Arten	Kopfzahl	Werte (Milreis)
Rindvieh	3108205	357443575
Pferde	551005	66120600
Esel und Maultiere	428348	72819160
Schweine	4989574	274426570
Schafe	106061	1166671
Ziegen	362048	3982528
Insgesamt:	9545241	775959104

Außerdem werden alljährlich aus den benachbarten Staaten Matto Grosso, Goyaz und Minas, die sich der Viehzucht widmen, etwa 150000 Stück Rindvieh eingeführt. Die Gefrierfleischindustrie hat sich im Laufe der letzten zehn Jahre außerordentlich entwickelt. Gegenwärtig zählt der Staat bereits vier Gefrierfleischfabriken, deren Kapital sich auf 36000 Contos de reis beläuft. In ihnen werden jährlich für die Ausfuhr 240000 Stück Rindvieh, 65000 Schweine und 2500 Schafe geschlachtet.

Der Überseehandel des Hafens Santos hat während der verflossenen 30 Jahre eine Entwicklung genommen, wie sie in so kurzer Zeit in keinem andern Lande zu verzeichnen war. Schon 1895 erreichte die Einfuhrziffer die doppelte Höhe der von 1890, und 1896 und 1898 überstieg sie 100000 Contos de reis im Jahre infolge des niedrigen Kursstandes und der Vermehrung des umlaufenden Geldes. Die Ausfuhrziffer verdoppelte sich jedoch erst nach 1901, als die Kaffeernte eine ungeahnte Höhe erreichte. Von 1902 bis 1905 trat sowohl in der Einfuhr als auch in der Ausfuhr ein Niedergang ein, der auf die finanzwirtschaftliche Krise zurückzuführen war. Im Jahre 1906 begann der Handel von neuem sich zu heben, wurde aber vier Jahre lang durch den europäischen Krieg unterbrochen.

Der Verlauf des Außenhandels über Santos ist aus folgender Zusammenstellung zu ersehen, worin für jedes Jahrfünft der Wert der Ein- und Ausfuhr in Papier und Gold angegeben ist.

	Einfuhr		Ausfuhr	
	Papier-Milreis	Pfund Sterling	Papier-Milreis	Pfund Sterling
1890	32636752	2186237	143244098	13429972
1895	72422479	2979980	279615854	11505404
1900	76816839	3341168	264090577	11746568
1905	78372959	5151494	220230469	14549510
1910	141799919	9047760	282142602	19745474
1915	156886816	8085228	465212904	24147214
1920	613456564	36838795	860476149	53250298
1921	508564409	18323622	841016978	28771553

Im vergangenen Jahre war infolge der Weltkrise eine merkliche Abnahme des Handels zu verzeichnen. Der außerordentliche Sturz des Kurses verursachte die Verminderung der Werte in englischem Golde (Pfund Sterling).

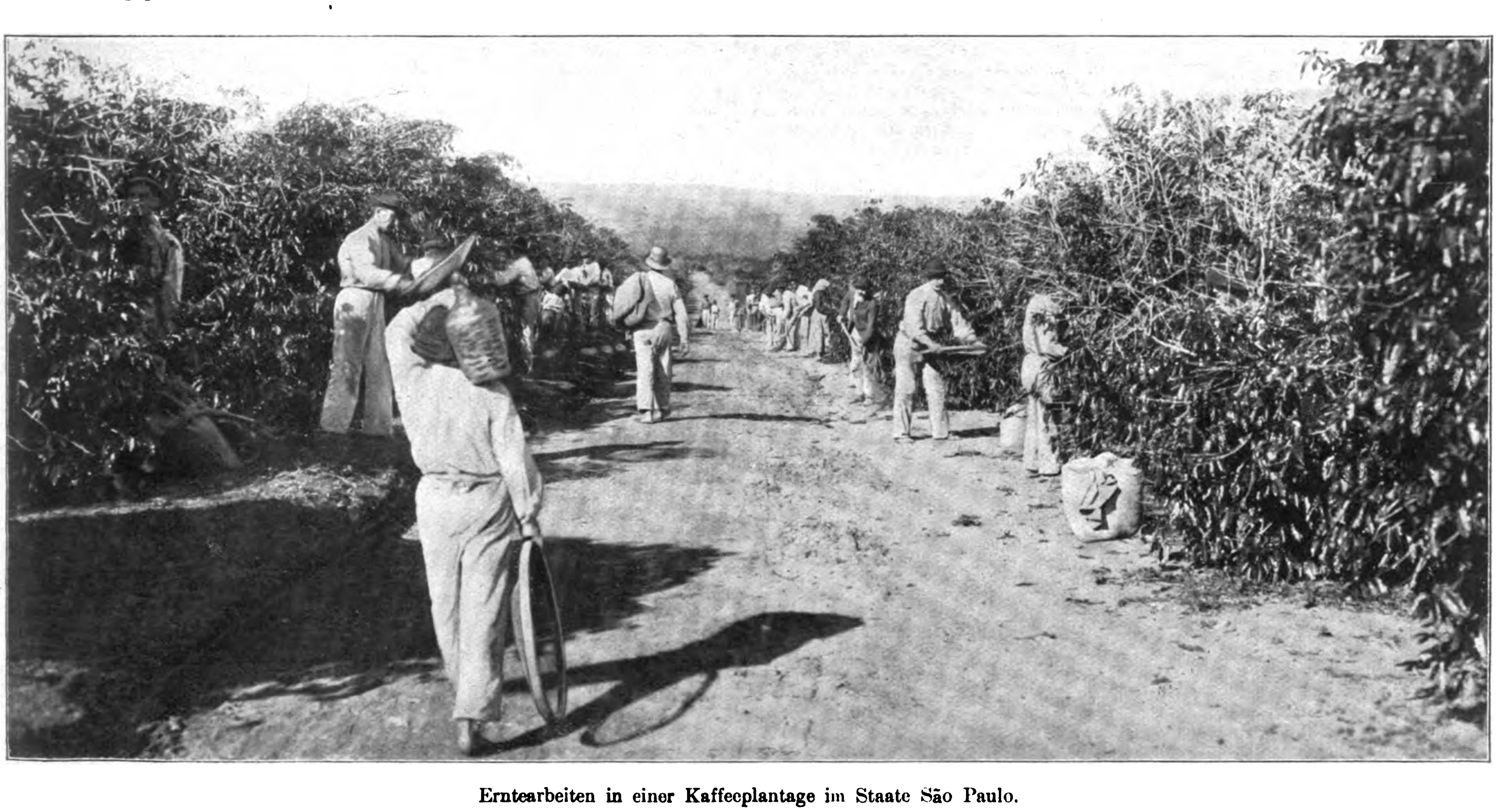
Wie man aus obigen Daten ersieht, ergibt sich aus dem Handel mit dem Auslande ein bedeutendes Saldo zugunsten des Staates.

Die Einfuhr über Santos besteht in der Hauptsache aus Eisen- und Stahlwaren, Gewebe aus Baumwolle, Wolle, Leinen, Seide usw., roher Jute, Geschirr und Gläsern, Papier, Zement, Steinkohle, Weizenmehl usw.

Während der letzten zwei Jahre waren die Hauptausfuhrwaren:

Waren	Januar bis Dezember			Werte an Bord in Santos Papier-Milreis	
	Menge 1920	Menge 1921		1920	1921
Baumwolle, roh	11260733	4736081	kg	38689192	13262666
Reis	83331981	15465413	kg	59893622	7811977
Bananen	2304434	2295591	Trauben	2304434	2711641
Schmalz	2807300	1106590	kg	5552549	2187924
Kaffee	8480887	8770042	Sack	671363457	761327301
Gefrierfleisch	32710441	24673330	kg	36532942	29943463
Fleischkonserven	570172	734568	kg	1425093	1306313
Häute	4096680	2460090	kg	8559629	3370592
Mehlsorten	113900	193664	kg	86599	83442
Bohnen	20998466	197940	kg	7584637	93895
Ölfrüchte	30121564	9394854	kg	9411343	3547839
Öle	3396972	4344561	kg	5368844	5927641
Andere Waren				13703809	9452184
			Ingesamt:	860476150	841016878
			Werte in englischen Pfunden:	53250301	28771553

An der Einfuhr sind hauptsächlich beteiligt: Nordamerika, England, Argentinien, Deutschland und Frankreich. Die Ausfuhr erfolgte in der Hauptsache nach Nordamerika, Frankreich, Holland, Italien und Deutschland.



Erntearbeiten in einer Kaffeeplantage im Staate São Paulo.

Deutsche Siedlung in Brasilien. / Von Dr. Alfred Funke.



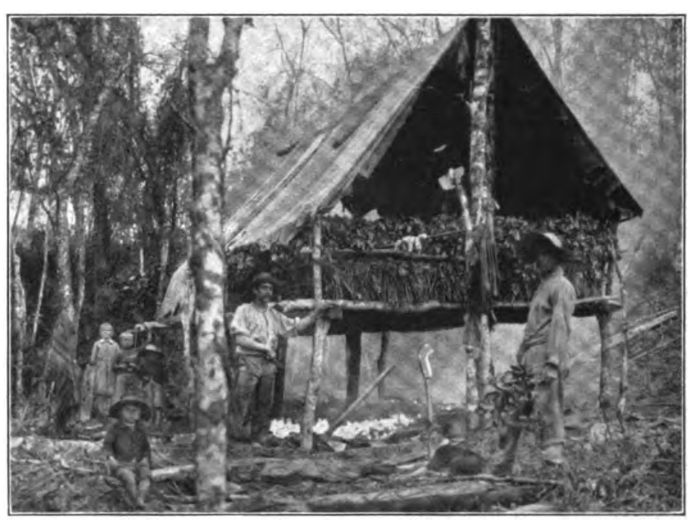
Hauptstraße in Blumenau.



Straße in Joinville.

Jede Darstellung deutscher Kolonisation auf Brasiliens Boden begann bisher mit der Besetzung der ehemaligen Krondomäne Feitoria Velha im Gebiete des Rio dos Sinos (Rio Grande do Sul) mit deutschen Siedlern (1824). Dies soll der Anfang der Kolonisationsarbeit der damaligen kaiserlichen Regierung Brasiliens gewesen sein. — In Wahrheit wurde schon 1818 ein heute blühendes Munizip im Staate Rio de Janeiro als Kolonie angelegt: Nova Friburgo. Auch andere Versuche — mit und ohne Erfolg — sind vor hundert Jahren gerade in tropischen Strichen Brasiliens gemacht worden. So legte Freireis, ein Begleiter des Prinzen Max von Neuwied, eine Kolonie Leopoldina im heutigen Staate Bahia unter 18° Süd an. Allerdings arbeiteten in den Pflanzungen Neger. Die weiße Bevölkerung vermehrte sich nicht. Die Nachkommen der Gründer von Leopoldina in Bahia sind heute wohlhabende Pflanzer.

Der berüchtigte Ritter von Schäffer, Major in brasilianischen Diensten, besann sich darauf, daß schon Graf Moritz von Nassau, Statthalter der Holländer in Olinda (Pernambuco), im 17. Jahrhundert geraten hatte, man solle aus der niederländischen Heimat „alles leichtfertige Gesindel und Galeerensträflinge in dieses Land (Brasilien) bringen, ihre Bubenstücke auszuschwitzen und dem Vaterlande nützlich zu werden". Also brachte Schäffer Kettengefangene aus Dreibergen, denen die heimische Regierung die Wahl zwischen Zwangsauswanderung und Zwangsarbeit ließ, über den Ozean nach Brasilien. Meutereien an Bord und Erschießungen bildeten erregende Momente auf dieser Reise, bei der Schäffer sehr gutes Geld verdiente. Auch er machte auf Bahianer Boden einen Siedlungsversuch und legte Frankenthal am Bache Jacarandá bei Villa Viçosa an. Der russische Staatsrat von Langsdorff versuchte sein Glück 1821 mit einer Siedlung auf der Fazenda Mandioca. Im Jahre 1825 wurde Ilheos bei Bahia angelegt, heute als Kakaopflanzungsgebiet bedeutend, und im gleichen Jahre eine Gründung in Pernambuco, über deren Entwicklung historisch nichts zu ermitteln ist. Deutsche Auswanderer vom Hunsrück wurden 1827 in Santo Amaro (S. Paulo) seßhaft gemacht; 1828 folgte die Gründung von Rio Negro im heutigen Staate Paraná und von S. Pedro de Alcantara in Santa Catharina. Für dieses Jahr 1828 gibt es zum ersten Male eine amtliche Statistik über die Zahl der deutschen Einwanderer: 1261. Dem Kolonialhistoriker sind wahrscheinlich weitere Daten über die deutsche Einwanderung in Brasilien willkommen. Sie sind jüngsten Datums in der amtlichen Veröffentlichung des Ministeriums für Ackerbau in Rio de Janeiro: 1829 723 deutsche Einwanderer in Brasilien, 1830 bis 1836 kein Zuwachs, 1837: 207 Zuwanderer, 1840: 63, 1841: 191, 1842: 332, 1845 nur 53. Dagegen wanderten 1847 nicht weniger als 1500 Deutsche ein.



Der erste Unterschlupf deutscher Kolonisten im Urwald.

Die Kolonisation des Kaiserreichs Brasilien wurde durch die lange Jahre flammende Farrapenrevolution in Rio Grande do Sul (1835—1845), an der auch Garibaldi teilnahm, empfindlich gestört. Denn gerade in dieser südlichsten Provinz hatte die deutsche Siedlung in S. Leopoldo, Tres Forquilhas und Torres verheißungsvoll eingesetzt. Erst 1848, als die Provinzialvertretung von Rio Grande do Sul auf eigene Rechnung zu kolonisieren begann, kam neues Blut ins Land. Santa Cruz im Gebiet des Rio Pardinho, heute vielleicht das blühendste Munizip des Staates, entstand 1848. Santo Angelo, Neu-Petropolis, Mont' Alverne wurden vermessen und besetzt. Privatunternehmer schufen Santa Maria do Mundo Novo (1850), Teutonia und São Lourenço (1858). Conventos, Rio Vermelho, Porto Mariante, Estrella, Ferraz, Sinimbu, Maratá, Candelaria sind weitere Stationen privater Siedlung. Dann verließ die staatliche Kolonisation die bisherigen Wege. Man begann, planmäßig Italiener, Polen und andere Nationalitäten anzusiedeln und deutsche Kolonisten dazwischenzusetzen, um alle Kolonisten zu zwingen, das Portugiesische, die Landessprache Brasiliens, als allgemeines Verständigungsmittel zu gebrauchen. Nach dem Sturz des Kaiserreichs (1889) wurden in Rio Grande do Sul Ijuhi, Guarany, Santo Angelo das Missões, Jaguary angelegt, auf denen Deutsche zwischen Andersblütigen sitzen. Rein deutsch dagegen wurden von vornherein die Kolonien des Herrn Dr. Herrmann Meyer-Leipzig angelegt: Neu-Württemberg, heute die dichtbesetzte Musterkolonie des Staates, Xingu und Aguas do Mel.

Bei diesem kurzen Überblick über die Entwicklung der deutschen Siedlung in Rio Grande do Sul darf man die „Brummer" nicht vergessen. Das waren Soldaten der 2. brasilianischen Fremdenlegion, zum Kampf gegen Rosas von Argentinien geworben. Unter diesen 1500 Mann waren ehemalige Schleswig-Holsteiner, politische Flüchtlinge von 1848, Preußen, die 1846 in Polen gefochten hatten, und anderes abenteuerlustiges deutsches Blut. Die Preußen hatten die großen polnischen Kupfermünzen „Brummer" genannt, übertrugen diese Bezeichnung auf die brasilianischen Doppelvintems und hießen schließlich selbst die „Brummer". Viele von ihnen blieben nach Auflösung der Legion in Brasilien. Einzelne arbeiteten sich zu Ansehen und Einfluß empor, wie Karl von Koseritz, bis zur Revolution 1889 unstreitig der Führer des riograndenser Deutschtums. Die Siedlung am Alto Uruguay—Serro Pellado und Serro Azul — setzte 1899 als Privatunternehmen ein. Gegenwärtig arbeiten viele Privatgesellschaften in Brasilien, um ihre großen Landkonzessionen mit europäischen Einwanderern zu besetzen. Aber auch die Nachkommen der älteren deutschen Kolonisten sehen sich schon seit zwei Jahrzehnten nach gutem und billigem Lande weitab vom Heimatsitz um.

Am stärksten ist die deutsche Siedlung stets im Süden Brasiliens geblieben, also in den Staaten Rio Grande do Sul, Santa Catharina und Paraná. Blumenau, 1851 am Itajahy angelegt, war bis in die neueste Zeit wohl die in Deutschland bekannteste Kolonie. Neben ihr blühen Santa Thereza, Theresopolis, Angelina, Santa Izabel, S. Miguel, Brusque, Badenfurt, Dona Francisca mit Joinville, S. Bento und Annaberg. Die ausgedehnte Hansakolonie wurde 1898 angelegt; Assunguy, Rio Negro, Rio do Peixe im Staate Paraná, Cananéa im Staate S. Paulo, Nova Friburgo, Petropolis und Theresopolis im Staate Rio de Janeiro, Santa Izabel und Leopoldina im Staate Espirito Santo, Mucury, Theophilo Ottoni und Juiz de Fora im Staate Minas Geraes waren bei der Gründung als deutsche Kolonien angelegt.



Die Kolonie Hansa-Hammonia bei Blumenau.

Die neueste Kolonisation amtlichen Charakters kennt nichts mehr von rein deutschen Koloniegründungen. Sie setzt Einwanderer jeder Nationalität auf Neuland und erwartet ein sprachliches und politisches Amalgam als Ergebnis dieses Systems. Sehr mißtrauisch sind amtliche Stellen Brasiliens, die ängstlich jeden Einwanderer fernzuhalten bestrebt sind, der kommunistisch oder bolschewistisch gesinnt ist, gegen die jüngste deutsche Einwanderung geworden, und zwar aus guten Gründen. Denn diese letzte Welle deutscher Emigration hat allerlei Elemente nach Brasilien gespült, auf die als Träger deutschen Namens wir nicht gerade stolz zu sein brauchen. Mit ihnen ist aber auch viel guter Wille, Fleiß und Mut ins Neuland gekommen, alterprobte Kolonistentugenden, die heute zumeist das mangelnde Bargeld ersetzen müssen. Die deutsche Auswanderung nach Brasilien ist heute lediglich eine Valutafrage. Wäre unsere deutsche Mark in Brasilien dem Milreis gegenüber nicht zu einer Lächerlichkeit geworden, bedeutete der Preis für die Überfahrt im Zwischendeck, in deutscher Mark gerechnet, heute nicht einen



Abend in einer Kaffeeplantage (Fazenda „Iracema“). Nach einem Aquarell von Kurt Schiering.

Aufwand, für den man vor dem Kriege als Kajütereisender rund um die Erde fahren konnte, so würde sich eine wahre Sturzflut deutscher Einwanderer über Brasilien ergießen. Raum genug ist in diesem Lande unbegrenzter Möglichkeiten, das heute erst am Anfang des Weges steht, den es als Wirtschaftsmacht spielen kann, wenn „Ordnung und Fortschritt" nicht nur im Wappen stehen, sondern das staatliche und ökonomische Leben wirklich beherrschen.

Wer die deutschen Siedlungen Brasiliens, von der ersten Nothütte im frisch gehauenen und gebrannten Urwaldstück bis zur hochentwickelten alten Siedlung voll behäbiger Bauernhöfe, besucht, wird mit heimlichem Stolz zugeben müssen, daß die deutschen Ansiedler seit einem Jahrhundert den Wappenspruch ihrer neuen Heimat wirklich zur Richtschnur genommen haben. Von Ordnung und Fortschritt zeugt jede deutsche Pikade in Brasilien. Auch die Erschütterungen, die der Krieg mit sich brachte, haben daran nichts geändert. Ob das Deutschtum in Brasilien



Aus der deutschen Kolonie Neu-Württemberg in Rio Grande do Sul, Südbrasilien: Blick nach Süden vom unteren Potreiro der Direktionskolonie aus.

neben den vererbten Tugenden der Väter, dem Fleiß, der Achtung vor Gesetz und Obrigkeit, der Sparsamkeit, auch die deutsche Sprache in alter Weise hüten und bewahren kann und wird — vom Gebrauch im Kultus und im engsten Familienkreise abgesehen — ist eine Frage, die heute noch nicht zu entscheiden ist. Daß aber deutsche Kolonisten auch dem einseitigsten brasilianischen Nativisten höchst erwünschte Neubürger seines Vaterlandes sein müssen, steht außerhalb jedes Zweifels. Also wird man auch in Zukunft in Brasilien mit deutscher Einwanderung rechnen, trotz der großen Geste und der wilden Worte, die hin und wieder die Französlinge des Landes und Überpatrioten gegen die „Boches" vom Stapel zu lassen, sich bemüßigt sehen. Die wirklichen Staatsmänner Brasiliens denken besser von dem Werte deutscher Kolonisation in ihrem Lande, für dessen wichtigste Innenpolitik auch heute noch das Wort jenes südamerikanischen Staatsmannes gilt: „Regieren heißt kolonisieren!"

Der wirtschaftliche Werdegang Brasiliens. / Von Heinrich Schüler.

Brasiliens Jugend kann man mit der eines reichen Kindes vergleichen, das von einem strengen und eifersüchtigen Vormund in klösterlicher Abgeschiedenheit erzogen wird. Der Vormund und einzige Nutznießer des Mündels war Portugal.

Während dreier Jahrhunderte hat Portugal das reiche Kolonialland Brasilien von allem Handelsverkehr mit anderen Ländern abgeschlossen und gleichzeitig seine Entwicklung durch eine kurzsichtige Gesetzgebung gehemmt. So war es z. B. in Brasilien verboten, andere als nur ganz grobe Baumwollstoffe herzustellen.

Franzosen, Holländer, Spanier und Engländer haben wiederholt versucht, Teile Brasiliens an sich zu reißen. Ein französischer Edelmann, der kecke Nicolas Durand de Villegaignon, war um die Mitte des 16. Jahrhunderts an der Spitze einer Schar von Hugenotten in die Guanabara-Bai, an der Rio de Janeiro liegt, eingedrungen, um von hier aus ein „antarktisches Frankreich" zu gründen. Noch heute trägt eine befestigte Insel der Bai seinen Namen, die einzige an jene Zeit gebliebene Erinnerung.

Im 17. Jahrhundert haben Holländer dreißig Jahre lang in Pernambuco, der Hauptstadt eines großen, von der Holländisch-Westindischen Kompanie eroberten Kolonialreiches, gesessen, das unter ihrem Gouverneur, Moritz von Nassau, blühte. Auch dieses gewaltige Unternehmen hat keine Spur hinterlassen.

Erst als der Prinzregent Johann, später König Johann VI., vor den Heeren Napoleons fliehend, mit seinem Hofe 1808 nach Brasilien übersiedelte und den Sitz seiner Regierung nach Rio de Janeiro verlegte, begann für Brasilien ein neues, selbständiges Leben. Aber erst einige Jahre später, nach mancherlei Enttäuschungen und Kämpfen, schlug für Brasilien die Stunde voller Freiheit und Unabhängigkeit.

Am 7. September 1822 erklärte Dom Pedro unter dem Rufe „Unabhängigkeit oder Tod" auf dem Felde von Ypiranga Brasilien als ein freies, unabhängiges und unteilbares Kaiserreich, dessen Thron er als Pedro I. bestieg.

Brasilien rüstet sich zu einer großartigen Jahrhundertfeier seiner Unabhängigkeit, wozu es vollkommen Anlaß hat, denn es kann mit berechtigtem Stolz auf seinen Werdegang während dieser hundert Jahre zurückblicken, in denen es sich von einer macht- und mittellosen Kolonie zu einem reichen, mächtigen Staat entwickelt hat.

Brasiliens politische und kulturelle Entwicklung beruht auf seiner wirtschaftlichen, wie das bei allen Kolonialländern der Fall ist. Für diese Tatsache zeugt sogar sein Name. Der erste große Ausfuhrartikel Brasiliens war ein rotes Farbholz. Schon seit vier- oder fünfhundert Jahren hatte man ein ähnliches Holz, Brasilholz genannt, aus Ostindien bezogen. Sehr bald hat man diesen Namen auf das neue Land übertragen, das große Mengen des beliebten Farbholzes lieferte, und das seine Entdecker das „Land des wahren Kreuzes" getauft hatten.

Bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erwuchs dem roten Holz in dem gelben Metall ein übermächtiger Nebenbuhler. Ganze Scharen von Goldsuchern unternahmen, von der Küste ausgehend, abenteuerliche Züge bis weit in das Innere des unbekannten Landes; sie sind die eigentlichen Entdecker des riesigen brasilianischen Hinterlandes geworden.

Die erste sichere, durch Eintragung in ein Buch bewiesene Nachricht des Vorhandenseins von Gold stammt von 1568. Seit diesem Jahre bis 1900 dürften rund 700 000 kg Gold ausgeführt worden sein.

Das Gold hat Brasilien kein Glück gebracht. Es wurde zwangsweise nach Portugal ausgeführt, während die Bewohner der „Golddistrikte" unter einer harten Polizeiaufsicht seufzten und meist in Dürftigkeit lebten.

Ganz anders sah es in Pernambuco aus, von wo zuerst 1527 Zucker nach Portugal ausgeführt wurde. Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat brasilianischer Rohrzucker die Weltmärkte beherrscht, und mehr als drei Viertel dieses Zuckers kamen aus Pernambuco.

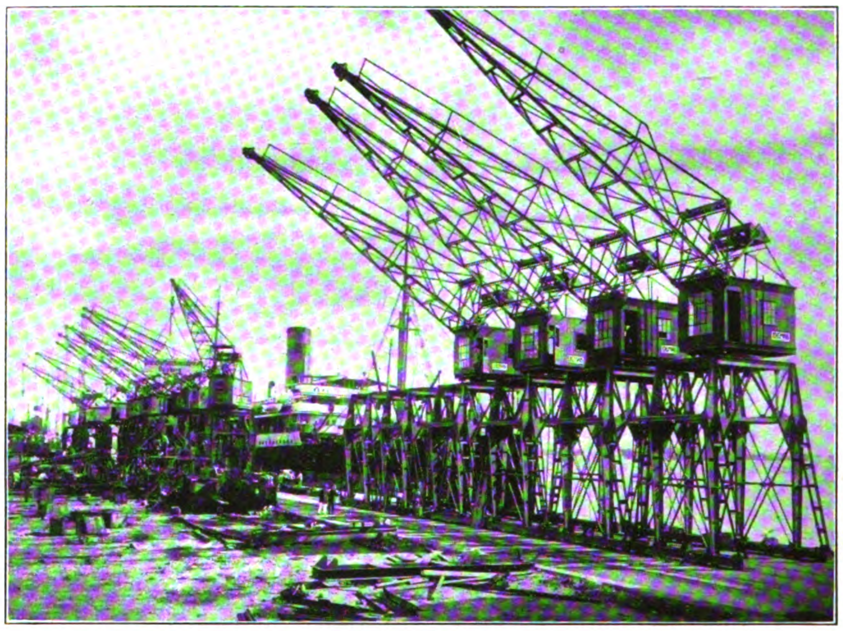
Der Besitzer einer Zuckerplantage mit Siederei, ein Senhor d'engenho, war ein Aristokrat. Diese Pflanzeraristokratie trieb ungeheuren Aufwand und erfreute sich Portugal gegenüber einer größeren Freiheit als irgendein anderer Teil der Bevölkerung. Begünstigt durch die Meeresströmungen, war Pernambuco zur Zeit der Segelschiffahrt ein Welthafen, der auch von Afrika- und Ostindienfahrern aufgesucht wurde. Reichtum, Luxus und leichte Sitten herrschten in der Stadt.

Ungefähr um die Zeit, als der Rohrzucker seine besten Märkte an den Rübenzucker abgeben mußte, begann ein anderes Landeserzeugnis seinen Eroberungszug, nämlich der Kaffee. Es läßt sich leider nicht genau feststellen, seit wann er in Brasilien kultiviert wird, man weiß jedoch, daß schon 1770 Kaffee aus Brasilien ausgeführt wurde. Im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts war Brasilien der größte Kaffeeproduzent der Welt geworden und ist es seitdem geblieben. Brasilien erzeugt im Durchschnitt jährlich 12 Millionen Sack Kaffee, alle anderen Länder 3 Millionen. Die größten Kaffeetrinker sind die Nordamerikaner; sie trinken ungefähr ebensoviel Kaffee wie alle übrigen Bewohner unseres Planeten zusammengenommen. Ohne diese Vorliebe für Kaffee wäre es nicht möglich gewesen, in den Vereinigten Staaten das Antialkoholgesetz durchzusetzen. Nächst den Amerikanern sind die Deutschen die besten Kaffeetrinker — gewesen. Im Jahre 1850 hat Deutschland 800 000 Sack Kaffee eingeführt, seit Anfang unseres Jahrhunderts bis zum Beginn des großen Krieges jährlich durchschnittlich 3 Millionen Sack.

Der große Bedarf Deutschlands an Brasilkaffee hat wesentlich zu dem lebhaften Handel zwischen beiden Ländern beigetragen, der sich 1913 auf 400 Mill. Mark bezifferte. Daß der Kaffeeverbrauch in Deutschland so sehr zurückgegangen ist, ist zu bedauern, und zwar nicht nur aus handelspolitischen, sondern auch aus wirtschaftlichen und moralischen Gründen. Körperliche und geistige Kaffee trinkende Arbeiter leisten mehr als ihre Kollegen, die sich diesen Genuß versagen müssen. Verminderter Kaffeeverbrauch ist gleichbedeutend mit Zunahme des Alkoholverbrauches und damit Zunahme von Verbrechen und Geisteskrankheiten.

Zu den beiden genannten Erzeugnissen, Zucker und Kaffee, haben sich nach und nach andere gesellt. Es seien genannt: Kautschuk, Kakao, Mate- oder Paranatee, Mais, Tabak, Baumwolle, Hölzer, Paranüsse, Kokosnüsse, Obst, Honig, ferner Fleisch, Häute und viele andere Dinge.

Die brasilianische Erde belohnt reichlich den fleißigen Ackerbauer und Viehzüchter, aber sie umschließt nicht nur das wunderbare Geheimnis lebenspendender Fruchtbarkeit, sondern sie birgt in ihrem Schoße auch das schon erwähnte Gold und viele andere Erze. Vom äußersten Norden bis zum äußersten Süden trifft man überall Eisen an. Man glaubt in Fachkreisen, daß Brasilien bezüglich der Menge und der Güte eines der eisenreichsten Länder unserer Erde sei. Neben Eisenerzen werden besonders Manganerze in großem Maßstabe ausgebeutet, und zwar in erster Linie von Nordamerikanern. Kupfer, Zinn und Wolfram findet man in den verschiedensten Teilen des weiten Landes.



Die deutsche Technik in Brasilien: Von der Deutschen Maschinenfabrik A.-G. in Duisburg für den Hafen von Rio de Janeiro gelieferte Vollportalkrane.

Sehr geschätzt sind brasilianische Diamanten, die an Feuer und Reinheit die afrikanischen weit übertreffen. Wer kennt nicht die vielen brasilianischen Halbedelsteine? Kohle, Monazitsand und selbst Petroleum werden in Brasilien gefunden.

Wenn man sich die Masse dieser unschätzbaren Reichtümer vor Augen führt, so könnte man glauben, daß Brasilien ein Schlaraffenland sei, daß sein wirtschaftlicher Werdegang mühe- und dornenlos gewesen. Das ist nicht der Fall.

Wie eingangs bereits gesagt, war Brasilien bis vor hundert Jahren von Portugal abhängig und begann erst dann sein Eigenleben. Nun hat es in der Kolonialzeit zwar reiche Leute in Brasilien gegeben, aber die Kolonialregierung hatte kein Geld. Am Tage der Unabhängigkeitserklärung waren die Staatskassen leer. Damals zählte Brasilien drei Millionen Einwohner. Das geldarme, schwach bevölkerte Land mußte mit Schulden beginnen. Die riesigen Entfernungen erschwerten den Bau von Fahrstraßen und Eisenbahnen sowie Flußregulierungen. Ferner war auch die politische Verwaltung der weit auseinanderliegenden Teile



Aus einer Kaffeeplantage: Kaffee wird abgeladen und gewaschen. Nach einer Zeichnung von Kurt Schiering.

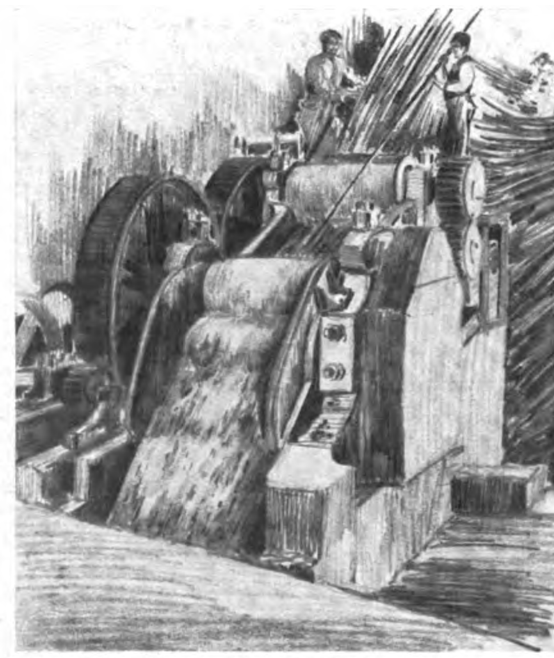
schwierig. Noch bis vor wenigen Jahren beanspruchte z. B. eine Reise von der Hauptstadt des Staates Matto Grosso bis nach Rio de Janeiro einen Monat, und noch heute wird man vom Acregebiet bis ebendahin vielleicht zwei Monate und länger gebrauchen.

In Anbetracht dieser Umstände muß man die Vaterlandsliebe und das Nationalbewußtsein der Brasilianer bewundern, denen es zu verdanken ist, daß Brasilien nicht ähnlich wie das spanische Südamerika sich in eine Reihe von Einzelstaaten aufgelöst hat.

Die Entwicklung Brasiliens war nicht sprunghaft wie die der Vereinigten Staaten, aber sie war stetig, und sie wird sicherlich in der Zukunft schneller vor sich gehen als in der Vergangenheit.

Die freundschaftlichen Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Brasilien sind ebenso alt wie des letzteren Unabhängigkeit und können auch eine Jahrhundertfeier begehen. Bald nach der erlangten Unabhängigkeit hat Brasilien deutsche Einwanderer in das Land gezogen. Heute zählt Brasilien mehr als 600000 Einwohner deutscher Abstammung.

Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß die hundertjährige Freundschaft, die Deutschland mit Brasilien verbindet, und die nicht nur aus materiellen Interessen geknüpft wurde, die nicht nur eine Geschäftsfreundschaft ist, sondern auch eine kulturelle, ja, die der Blutsbande nicht entbehrt, in dem nun beginnenden neuen Jahrhundert fortdauern und sich immer enger gestalten werde.

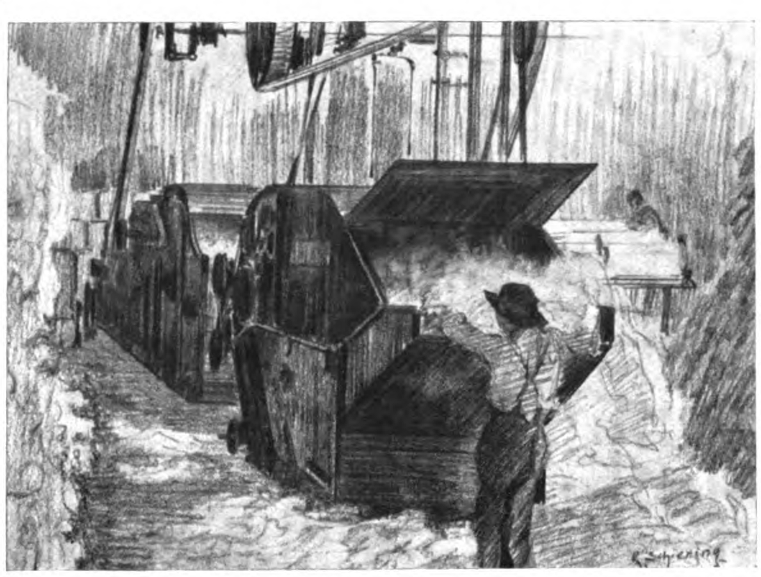


Aus einer Zuckerplantage: Verarbeitung des Zuckerrohrs. Nach einer Zeichnung von Kurt Schiering.

Die Textilindustrie Brasiliens. / Von Maria Kahle.

Brasilien ist nicht nur das Land geheimnisvoller Wälder und Weiten, herrlicher Gestade und Buchten, ungeheurer Wasserfälle, das Reich glühenden Sonnenzaubers — es ist auch das Land verblüffender Kontraste: das Land der Riesenschmetterlinge und der winzigen schillernden Kolibris; das Land der völkerbelebten Weltstädte und der schier endlosen unerforschten Urwälder.

Dies verblüffende, bizarre Nebeneinander macht sich besonders in São Paulo geltend. Man nennt es das Chikago Südamerikas; mit viel größerer Berechtigung könnte man es aber als das Düsseldorf des amerikanischen Kontinents bezeichnen, eben einer Kontrastwirkung halber, die auch die Metropole des rheinisch-westfälischen Industriegebietes charakterisiert: Wundervolle gepflegte Gärten, schöne alte Alleen, stolze Gebäude und Industriepaläste, Blumenpracht in üppigster Fülle — und das Bild rauchender Schlote an der Peripherie. Wer in São Paulo durch die elegante Avenida Paulista zum Stadtteil Hygienopolis wandert und sich an den in Lilien, Rosen und Passifloren eingebetteten Villen entzückt, wo lila leuchtende Flut der Primavera Hecken und Tore überschüttet, der möchte wohl kaum ahnen, daß jenseits des Tieté in der Vorstadt Santa Anna wie in der Braz Fabrik an Fabrik sich reiht und die reizlos nüchternen Häusermassen, die lärmdurchbrüttelten Straßen, die dem Bereich der Schlote und Maschinenhallen untertan sind, schier endlos sich dehnen. Hier liegen die großen, verschiedenste Industriezweige umfassenden Fabriken des Stinnes von Brasilien, des Conde Mattarazzo, der vor kaum vier Jahrzehnten als Unbemittelter den Boden Südamerikas betreten hat, zuerst mit Textilwaren handelte und heute als unbestrittener Industriekönig mächtig und schaffensgewaltig dasteht. Web- und Wirkwaren sind auch heute noch das Haupterzeugnis seiner Unternehmungen. Angefangen von der Woll- und Baumwollspinnerei bis zur vollständigen Ausrüstung: der Bleicherei, Färberei und Merzerisation, ist in seinen verschiedenen Fabriken jedes Entwicklungsstadium der Textilfabrikation und -veredlung zu beobachten.



Verarbeitung der Baumwolle. Nach einer Zeichnung von Kurt Schiering.

Hier in der Braz und noch an einigen anderen Punkten der Peripherie São Paulos liegen die bedeutenden, zum Teil riesenhaften Werke brasilianischen Unternehmertums. Wenn von diesem die Rede ist, so sind damit nicht ausschließlich Landeseingeborene gemeint, denn Brasilien ist das Land aller Rassen. Neben den ausgedehnten Fabriken der Italiener Crespi, Pinotti Gamba, Scarpa, Mortari, Camillis stehen die mächtigen Gründungen der Syrier Jafet, Assad, Said Gebara, Pereira, Estefno, Maluf; der Brasilianer und Portugiesen Pereira Ignacio, Fabrica Labor, Guedes. Campos Irmoes und anderer. Im Innern des Staates, in Jundiahy (S. Bento, Japy, Trevisioli), Votorantim (1500 Webstühle, 50000 Spindeln, 2500 P. S. Hyd), Piracicaba, Atibaia, S. Carlos, Taubaté, Jacarehy, Itu, Tatuhy, Mogy das Cruzes und anderen Orten finden sich namhafte Werke.

Nach den eigentlichen Pionieren der Textilindustrie, den Engländern (ich nenne nur die Namen Kennworthy, Marc Sutton), haben auch die Deutschen in mehrfacher Hinsicht verdienstvollen Anteil an dem Hochstande brasilianischer Industrie. Wie von Deutschland aus die großen Farbwerke, besonders Leverkusen, es nie an Kosten und Mühe haben fehlen lassen, um der jungen Industrie zu helfen, so sind es Deutschbrasilianer gewesen, die bahnbrechend für die Erreichung von Echtheit der Textilwaren sich betätigen. Lange bevor aus allen Ländern Europas herbeigeholte Meister und technische Leiter die Indanthren-, Algol- und andere Küpenfarben anwandten, wurde an Urwaldsrand von dem deutschen Fabrikbesitzer Karsten am Testo bereits mit synthetischem Indigo gearbeitet, während nicht weit von Blumenau, in der Garcia — auch am Urwaldsrand — und in Brusque bei Renaux Türkischrot gefärbt wurde. Echtes Oxydationsschwarz führte gleichfalls eine deutsche Fabrik, die heute dem deutschen Großindustriellen Arp gehört, ein. Hier wie bei der vorbildlichen Heringschen Wirkwarenfabrik in Blumenau und bei der durch den Deutschen Fenzelau gegründeten Cia Porto-Alegrense in Porto Alegre stehen fast ausschließlich deutsche Maschinen.

Die Tuch-Echtfärberei steht heute in ganz Brasilien auf ansehnlicher Höhe. Bahnbrechend hierfür war aber wiederum ein deutsches Unternehmen, die für Brasiliens Militär schon seit Jahrzehnten arbeitende Militärtuchfabrik Rheingantz in Rio Grande do Sul.

Ein Deutscher ist auch der Pionier der Baumwollpflanzungen im Kaffee- und Industriestaat São Paulo. Müller-Carioba genießt bei der Staatsregierung und beim Unternehmertum hohen Ruf als Baumwollpflanzer. Die eigentliche Heimat der brasilianischen Baumwolle ist aber der hohe Norden, vor allem Pernambuco. Auch qualitativ steht die Baumwolle des Nordens höher wegen ihrer längeren Faser. In Pernambuco wie im Nachbarstaat Bahia befindet sich eine große Reihe namhafter Textilwerke, von denen viele mit mehreren tausend Webstühlen arbeiten.

In Brasilien sind die Betriebe nicht spezialisiert, sondern sie umfassen gewöhnlich Spinnerei, Weberei, Bleicherei, Färberei, Merzerisation, kurzum, alle Prozesse vom Entkörnen der Baumwolle bis zur letzten Ausrüstung und Veredlung, wodurch sich Fabrikanlagen ergeben, wie wir sie in Deutschland überhaupt nicht kennen. Ein solch gigantisches Unternehmen ist beispielsweise Bangu, dessen Websäle je 1000 Stühle enthalten; der Zu- und Abtransport der Roh- und Fertigware erfolgt dort mittels Wägelchen, die in unterirdischen Gängen auf Schienen laufen. — Vorbildlich auf fast allen Gebieten ihrer Fabrikation ist die am Fuße des herrlichen Tijucaberges in Rio gelegene Amerika-Fabril. Hier wird die Ware vom feinsten Etamin bis zu den gröbsten Stoffen in ausgezeichneter Qualität hergestellt. Hochbedeutend sind in Rio de Janeiro auch noch die Cia Allianca, Cia Carioca, Fabrica Corcovado, Sta Heloisa, Cia Petropolitana sowie in Petropolis S. Pedro de Alcantara, Cometa, Sta Isabel, N. S. do Rosario.

Als leitende Firma auf dem Gebiete der Leinen- und Halbleinenfabrikation ist Sapopemba-Deodoro bekannt. Hervorragendes in der Seidenstück- und Bandweberei leisten die Fabriken Werner-Bingen, Petropolis, Sta Helena, von der Leyen in Villa Americana, Petersen, Amerital und Italo-Brazileira in S. Paulo. Ob die seit kurzem in der Gegend von Campinas systematisch betriebene Seidenraupenzucht dauernd von Erfolg begleitet sein wird, muß abgewartet werden.

Eine Reihe von Geweben für Matten usw. wird aus Pflanzenfasern hergestellt, die nur in den Tropen wachsen. Segeltuch für Fußbekleidung und Zeltbespannung verfertigt die S. Paulo Alpargartas Cy. Ein Rohmaterial, das heute aus weiter Ferne nach Brasilien geholt wird, ist die für die Sackfabrikation unentbehrliche, aus Indien stammende Jute. Brasilien, das größte Kaffee-Ausfuhrland der Welt, hat einen nur schwer zu deckenden Bedarf an Jutesäcken. So kommt es denn auch, daß die Jutewebereien S. Paulos viele Tausende von Webstühlen zählen. Ich nenne hier die wichtigsten Werke: Paulista de Aniagem, Cia Juta Anglo-Brazileira, Cia Nac. de Tec. de Juta.

Entsprechend dem Klima, dem Verbrauch und der Rohstofferzeugung — Baumwollpflanzungen im hohen Norden, Schafzucht im Süden und in den südlichen Grenzgebieten — überwiegt in den rein tropischen Gegenden die Herstellung von Baumwollstoffen und im Süden die Wollfabrikation, während in den Subtropen auffallenderweise die Wollfabrikation gleichfalls einen starken Aufschwung aufzuweisen hat. Bezeichnend für die Güte der Wollwaren ist die Tatsache, daß bei einem internationalen Wettbewerb in Buenos Aires jüngst eine brasilianische Fabrik vor englischen Tuchen die beste Auszeichnung erhielt.

Einen bemerkenswerten Hochstand hat die Textilindustrie im Staate Minas Geraes erklommen. Der Großindustrielle Mascarenhas und Ernesto Gepp stehen hier mit vielen anderen Unternehmern im Wettbewerb.

Die deutsche Textilmaschinen-Industrie hat mit ihrer Werbearbeit erst lange nach den Engländern eingesetzt. In der Wollindustrie wurden zwar von jeher deutsche Webstühle aus dem Sachsenlande bevorzugt, doch stand die Belieferung der Baumwollwerke durch die deutsche Industrie hinter der englischen zurück, was eigentlich — besonders bei der Unübertrefflichkeit deutscher Ausrüstungsmaschinen — zu verwundern war. Heute ist die Vorliebe für deutsche Maschinen allgemein; angefangen bei den Entkörnungsmaschinen der Crimmitschauer Firma Trützschler & Gey, den Zwirnmaschinen von Hamel-Chemnitz, den Neugersdorfer Webstühlen von C. H. Roscher bis zu den Merzerisiermaschinen und Kalandern, Trockenapparaten, Färbereieinrichtungen und Rauhmaschinen der Welthäuser Kleinewefers-Krefeld, Haas-Lennep, Krantz-Aachen, Müller-München-Gladbach und Bemberg-Barmen.

Sport, Spiel und Tanz bei den Indianern Nordbrasiliens.

Von Professor Dr. Theodor Koch-Grünberg, Direktor d. Museums f. Völkerkunde (Linden-Museum) in Stuttgart.

Mit neun Abbildungen nach eigenen Aufnahmen des Verfassers.



Taulipáng-Indianer im Tanzschmuck.



Taulipáng-Indianerin im Tanzschmuck.

Sport, Spiel und Tanz gehören zu den Lebenselementen des Indianers, erfrischen ihm Leib und Seele. In mannigfacher Weise übt er sie aus. In den Nachmittagsstunden, wenn die Schatten länger werden und ein kühler Windhauch allmählich die brütende Hitze mildert, spielen die Jünglinge und jungen Männer auf dem sauberen Dorfplatz Ball. Die Bälle sind aus den Deckblättern des Maiskolbens verfertigt, indem der Fruchtkolben entfernt und die Deckblätter so umgebogen und zusammengebunden werden, daß sie um die Ansatzstelle eine ballartige Verdickung bilden. Die überstehenden langen Enden der Blätter geben dem geworfenen Ball eine größere Sicherheit. Meistens spielen vier Spieler mit zwei Bällen, die sie sich gegenseitig mit der flachen Hand zuschlagen. Es geht nach bestimmten Regeln. Der Ball soll die Erde nicht berühren. Man darf ihm aber nachlaufen und ihn im Lauf abschlagen. Da hat der schlanke, nackte Mensch Gelegenheit, seine Gewandtheit zu zeigen. Gute Spieler halten den Ball eine Viertelstunde und länger in der Luft.

Wilder verlaufen die Ringkämpfe. Sie finden bei freundschaftlichen Besuchen zwischen Wirten und Gästen statt, besonders beim Neubau eines großen Sippenhauses, wenn die Jungmannen aus anderen Siedlungen kommen, um den Nachbarn zu helfen. Es ist ein freundschaftliches Messen der Kraft und Gewandtheit, ein prächtiges Schauspiel bei den schönen nackten Körpern. Gewöhnlich treten die Ringer einzeln paarweise an. Mit vorgebeugtem Oberkörper, wie Kampfhähne, gehen sie aufeinander los, umfassen sich mit gleichem Griff. Beinstellen scheint erlaubt zu sein. Das eigentliche Ringen ist kurz. Schon gewinnt der eine die Übermacht. Krachend fliegt der Gegner zu Boden, der Sieger über ihn hin. Lachend springen beide auf. Der Freundschaft tut es keinen Abtrag. Auch Massenringen kommt vor. Die beiden Parteien treten einander gegenüber. Auf ein Zeichen eines älteren Mannes, des Unparteiischen, stürzen sie mit Indianergebrüll aufeinander los. Jeder sucht seinen Gegner. Einen Augenblick sieht man ein Gewirr rötlich glänzender Leiber, fliegender Beine, hört ein Krachen, als wenn alle Knochen brächen. Schon entwirrt sich der Knäuel. Lachend treten sie auseinander und nehmen die Kalebassen mit dem beliebten Festtrank aus den Händen rot bemalter Mädchen.



Ringkampf.

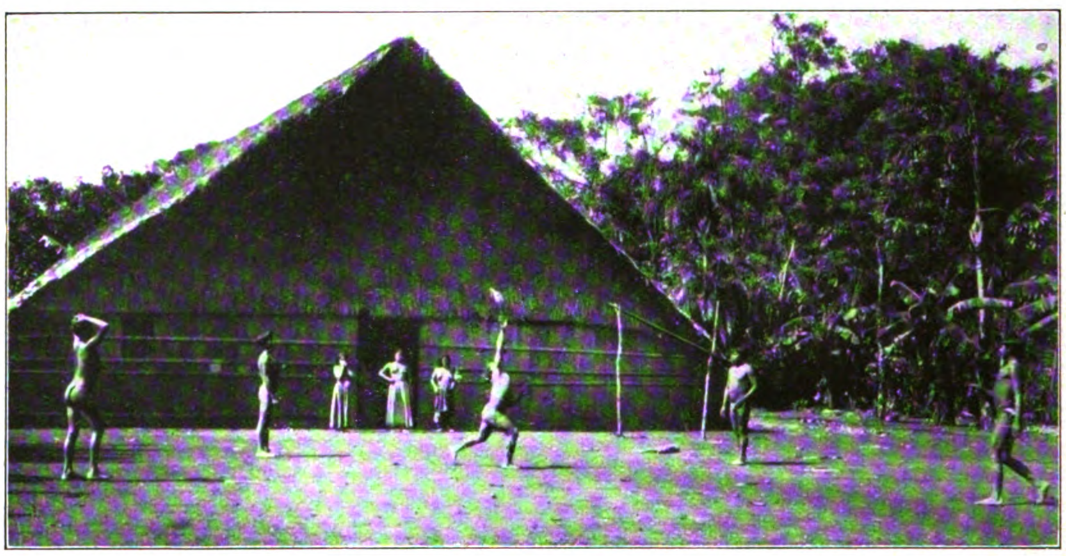
Auch die Jugend hat ihre Spiele. Von den zahlreichen Gesellschaftsspielen, die ich auf den Savannen Nordbrasiliens sah, will ich hier nur das „Jaguarspiel" schildern: Knaben oder auch Knaben und Mädchen bilden eine lange Kette hintereinander, indem eins das andere mit beiden Armen um den Leib faßt. Ein größerer Knabe steht an der Spitze; ein anderer stellt den Jaguar dar. Auf seinen beiden Händen und einem Bein, das andere Bein, das den Schweif markiert, hochgestreckt, hüpft er knurrend vor der Kette hin und her. Die Kinder singen eintönig: „Ich sagte es schon, daß dies ein Jaguar sei!", wobei sie die Kette hin- und herschwenken. Plötzlich springt der Knabe, der den Jaguar darstellt, auf und sucht das letzte Kind zu haschen, indem er an der Kette rechts und links entlangläuft. Die anderen suchen ihn durch Abwehren und rasches Hin- und Herschwenken der Kette daran zu hindern, wobei die Kleinsten, die den Schluß der Kette bilden, manchmal zum allgemeinen Jubel zu Boden purzeln. Gelingt es ihm nicht, so muß er auf seinen Platz zurückkehren und die Sache nochmals versuchen. Gelingt es ihm, so schleppt er den Gefangenen im Triumph an einen bestimmten Platz, in seine Höhle. So geht es fort, bis auch das letzte Kind gefangen ist. Die Teilnehmer an der Kette stellen verschiedene Tiere dar, Jagdtiere des Jaguars, wie Hirsche, Wildschweine, verschiedene Nagetiere u. a.

Wie überall, so spielen auch im Leben dieser Indianer die Tanzfeste eine bedeutende Rolle. Sie sind anscheinend nicht an eine bestimmte Jahreszeit gebunden; doch finden sie wohl meistens in der Trockenzeit statt, wenn keine Überschwemmung mehr das Zuströmen der Gäste hindert.

Ganz abgesehen von der Lust am Frohsinn, am Gesang und an rhythmischen Bewegungen, sind die Tanzfeste noch zu vielen anderen Dingen nütze. Sie dienen dazu, nachbarliche Beziehungen mit Stammverwandten oder auch Angehörigen anderer Stämme zu pflegen, alte Freundschaften zu erneuern, neue anzuknüpfen. Die uralten Gesangstexte werden durch sie von Generation zu Generation weitergetragen. Sie bieten aber auch Gelegenheit zum Austausch von Neuigkeiten, zu allerhand Klatsch, zu Flirt und ernsthafteren Liebeshändeln der jungen Leute und endlich zu lebhaftem Tauschhandel vor dem Auseinandergehen.

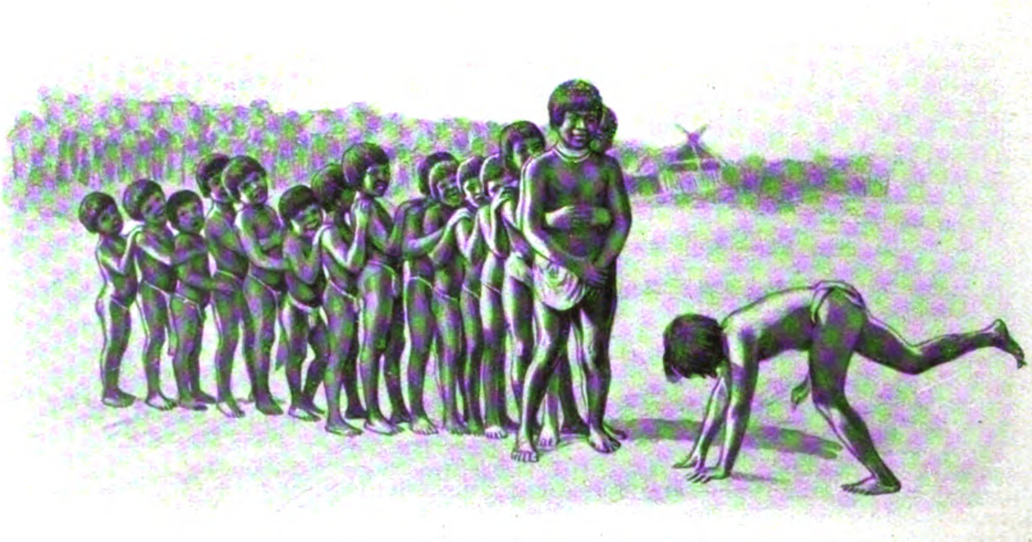
Gewöhnlich gibt der Häuptling das Tanzfest, sobald die Weiber genug Getränk bereitet haben. Um die Gäste, oft aus weiter Entfernung, zusammenzurufen, bedient er sich einer Art Knotenkalenders. Er schickt an alle befreundeten Niederlassungen durch rasche Boten gleiche Schnüre aus Palmfasern, in die er so viele Knoten geknüpft hat, als Tage bis zum Fest verstreichen werden. Zur Kontrolle behält er selbst eine ebensolche Schnur zurück. Beide Teile lösen nun jeden Tag einen Knoten, und am bestimmten Tag sind alle an Ort und Stelle.

Auch für gewöhnliche Aufträge und Verabredungen bedient man sich dieser Knotenschnüre.



Indianer beim Ballspiel.

Am Morgen des Festes oder schon am Tage vorher kommen die Gäste von allen Seiten in langen Zügen aus der Savanne, voran die Männer, geführt von ihrem Häuptling oder Ältesten, dann die Weiber mit den kleinen Kindern, endlich die jungen Mädchen und halbwüchsigen Knaben, unter dem dumpfen Klang der Trommeln und den gellenden Tönen der Knochenpfeifen. Eine Strecke vor dem Dorf haben sie längere Rast gemacht, um sich zu bemalen und aufs beste zu schmücken. Zur Anmeldung feuern sie einige Schüsse ab, die vom Dorf aus erwidert werden. — Dies tut man auch im gewöhnlichen Leben, wenn man sich einer fremden Niederlassung nähert. Die Bewohner sollen wissen, daß Freunde kommen; denn ein Feind nähert sich möglichst lautlos und unbemerkt. — Die Frauen schleppen neben den Kindern in ihren Kiepen einen großen Teil ihres Hausrates mit sich, die Hängematten der Familie, Körbe, Töpfe, zusammengeklappte Maniokfladen und anderen Reiseproviant; denn sie haben sich auf mehrere Tage einzurichten, solange das Fest dauert. Die Männer tragen meistens nur ihre Waffen, Bogen und Pfeile, den langläufigen englischen Vorderlader, einzelne auch die alte,



Indianerkinder beim Jaguarspiel.



Feierlicher Anmarsch der Gäste bei einem Tanzfest der Taulipáng-Indianer in Nordbrasilien.

braun polierte Keule aus Väterszeit, die heute, nachdem die Kriege aufgehört haben, nur noch als eine Art Würdezeichen den friedlichen Zwecken des Tanzes dient. Nach kurzer Begrüßung durch den Häuptling und Gastgeber und nach der üblichen einfachen Bewirtung mit Maniokfladen und Pfefferbrühe machen es sich die Gäste bei Verwandten oder Freunden oder unter leerstehenden Schuppen bequem, die sich bei fast jeder größeren Siedlung finden. Nachmittags gegen drei Uhr, wenn die größte Hitze vorüber ist, beginnen die Tänze, die so lange dauern, als der Stoff reicht.

Das Fest verläuft meistens in voller Eintracht, obwohl mit dem Getränke, einem leicht alkoholischen Gebräu aus Maniok oder Mais, nicht gespart wird und die Teilnehmer häufig verschiedenen Stämmen angehören. Doch kommen in der Trunkenheit, wenn man sich plötzlich alter Feindschaften und Beleidigungen erinnert, auch wüste Ausschreitungen vor, Zänkereien und Schlägereien, die manchmal, wenn auch selten, mit dem Tode eines Menschen enden und Veranlassung zur Blutrache geben. Die Ordnung hängt viel ab von der Energie und dem Einfluß des Häuptlings, der das Fest leitet.

Der beliebteste Tanz ist der Parischerá. Es ist eine Art Maskentanz. Die Tänzer kommen in langer Reihe hintereinander, den Oberkörper zur Seite gewendet, aus der Savanne. Sie tragen eigentümliche, aus Palmblättern geflochtene Kopfbedeckungen, die das Gesicht zum Teil verhüllen und über der Stirn fächerförmig auseinanderstehen. Lange Gehänge aus demselben Material sind um den Leib gewickelt und bedecken die Beine bis herab auf die Füße. In der linken Hand halten sie Röhren aus leichtem Holz, auf die vorn Brettchen in allerhand bunt bemalten Figuren, stilisierten Menschen- und Tierfiguren u. a., gesteckt sind, und entlocken ihnen dumpf heulende Laute, wobei sie die Instrumente auf und ab schwingen. Mit einknickenden Knien machen sie, den rechten Fuß aufstampfend, einen Schritt vorwärts, während sie den Oberkörper neigen, und ziehen dann den linken Fuß nach. Die Tanzbewegungen werden von jedem einzelnen so genau ausgeführt, daß es jedesmal wie ein Zug durch die lange Reihe geht und diese wie ein zusammenhängendes Ganzes wirkt. Jede Abteilung hat ihren Vortänzer und Vorsänger; auch Frauen können dies sein. Sie halten in der rechten Hand den langen, am oberen Ende mit Gehängen aus Hirschklauen oder halbierten Fruchtschalen umwundenen Tanzstock, den sie im Takt der Stampfschritte rasselnd aufstoßen. So bewegen sie sich immer eine längere Strecke vorwärts, eine kürzere rückwärts und kommen allmählich auf den Dorfplatz, wo die eigentlichen Tänze beginnen, die die ganze Nacht bis in den anderen Tag hinein, nicht selten zwei Tage



Indianer vor dem Abmarsch zum Tanzfest in einem Nachbardorf.



Parischerá-Tänzer vor dem Sippenhaus.



Parischerá-Tanz am Roroima.

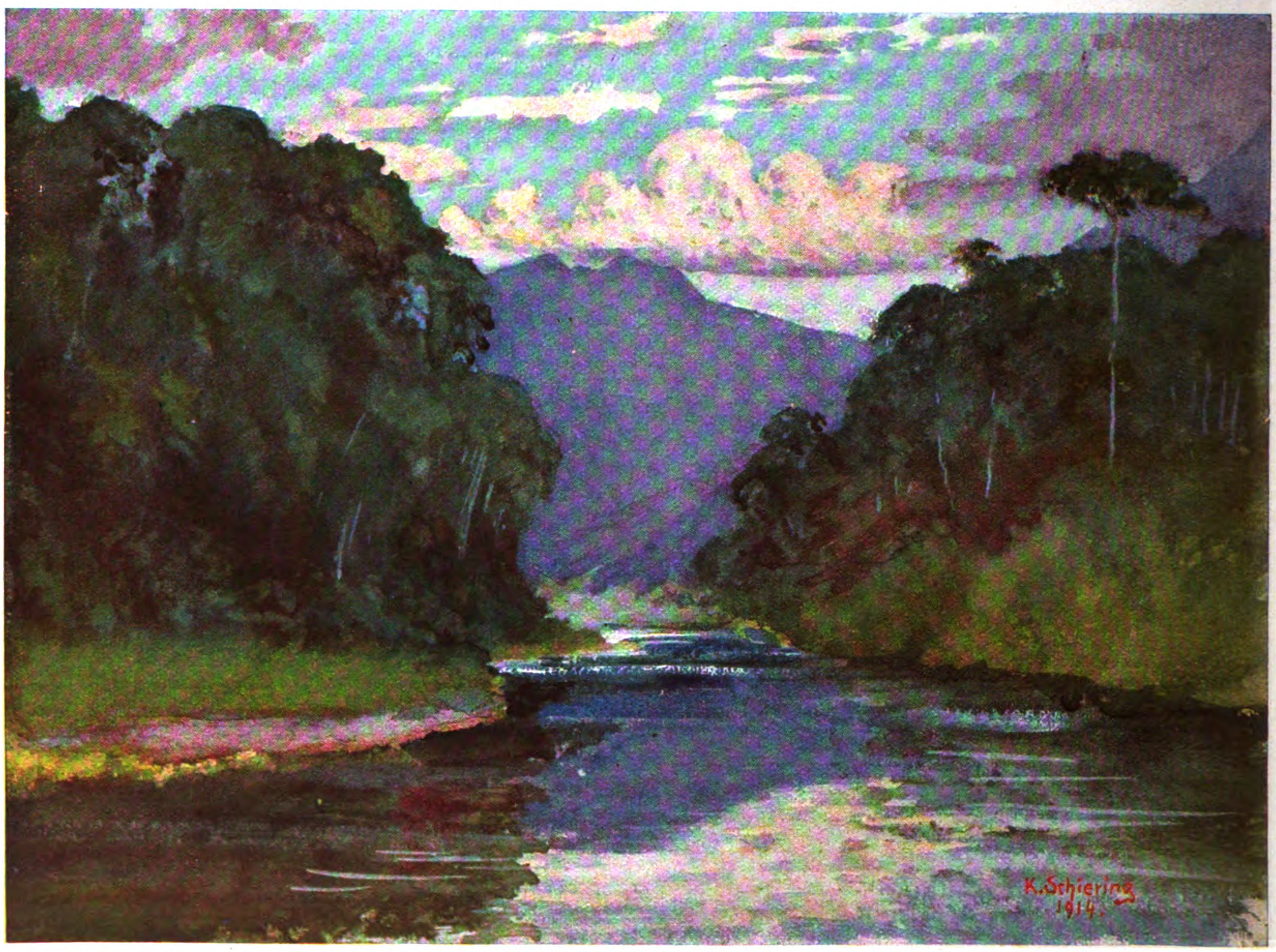
und zwei Nächte andauern. Rot und schwarz bemalte, reich geschmückte Mädchen und Frauen haben sich angeschlossen. Die rechte Hand auf der linken Schulter ihres Partners oder beide Hände auf den Schultern des rechten und linken Nebenmannes, trippeln sie in zweiter Linie oder an der Seite mit, ebenso zahlreiches halbwüchsiges Kindervolk. Nun bilden die Tänzer eine große offene Runde und bewegen sich, abwechselnd nach rechts und links schwenkend, bald vorwärts, bald rückwärts. Nach jeder Tour stampfen sie mehrmals an der Stelle und stoßen ein lautes Geschrei aus: „Hö-hö-hai-hai-hai!“ Auf ein Zeichen des Vortänzers stehen sie still, das Gesicht nach dem Innern des Kreises gewendet, halten die Instrumente mit der einen Hand vor sich oder unter den Arm geklemmt und singen ihre einfachen rhythmischen, getragenen Weisen. Der Vortänzer singt einige Takte vor, worauf die anderen einfallen. Leise beginnend, lassen sie ihre Stimmen immer mehr anschwellen und allmählich wieder verklingen in den eintönigen, unzähligemal wiederholten Refrain: „Hai-a-a hai-a-a.“

Während des Tanzes und in den Pausen wird fleißig getrunken. Unter wildem „Hai-hai-hai“ springen ein paar alte Weiber. die vollen Kalebassen in den Händen, aus dem Festhaus den aus der Savanne kommenden Tänzern entgegen und hüpfen mit eingeknickten Knien vor ihnen hin und her. Frauen und Mädchen in vollem Schmuck treten in den Kreis der Tanzenden und reichen ihnen den Festtrank, den diese beim Weiterschreiten literweise in hastigen Zügen hinunterschlucken. Jeder Tänzer muß die Kalebasse leeren.

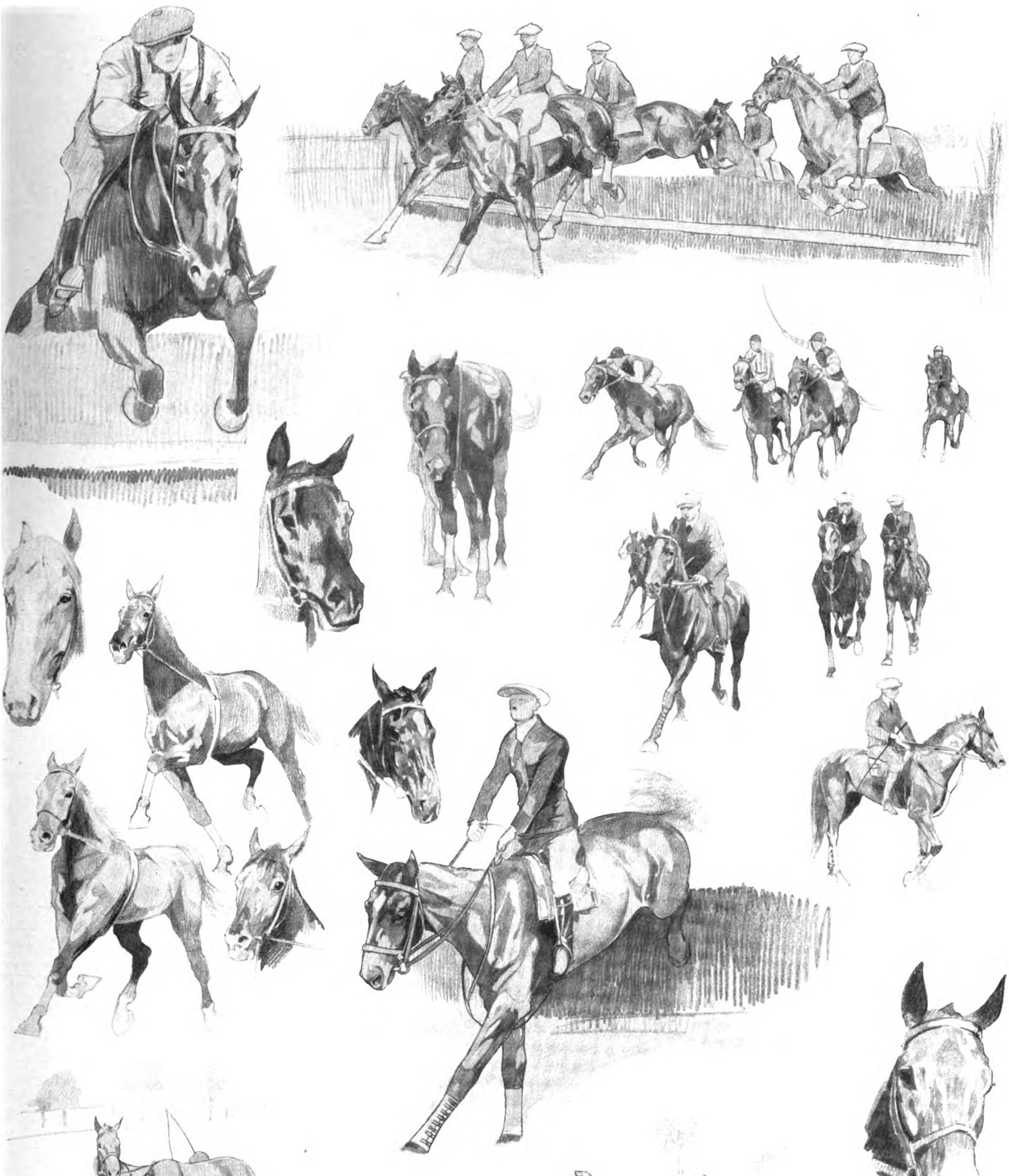
Alle Tänze und Tanzgesänge dieser Indianer hängen eng mit ihren Mythen und Märchen zusammen, beziehen sich auf diese. Die Gesänge sind gewissermaßen poetische Erzählungen der Mythen, die sich vom Vater auf den Sohn vererben. Für die Texte, soweit sie überhaupt noch zu deuten sind, gibt uns der betreffende Mythus erst den Schlüssel. So bezieht sich der Parischerá auf eine lange märchenhafte Erzählung, in der zauberkräftige Jagd- und Fischereigeräte eine Rolle spielen, die ein Zauberer von den Tieren bekommt, um sie schließlich durch die Schuld böswilliger Verwandter wieder an die Jagdtiere zu verlieren, deren Vortänzer er dann wird. Deshalb ist der Parischerá der Tanz aller Jagdtiere unter den Vierfüßlern, besonders der Wildschweine. Die lange Kette der Tänzer, die unter der dumpfen Musik der Holztuten dahergestampft kommen, stellt die unter dumpfem Grunzen dahinziehende Rotte der Wildschweine dar. Ursprünglich ist der Tanz ein Zaubermittel, um auf der Jagd reiche Beute zu erlangen. Die Jagdtiere sollen durch mimische Nachahmung ihrer Gewohnheiten in den Machtbereich der Menschen gebannt werden.



Morgenstimmung bei der Fazenda „Iracema“. Nach einem Aquarell von Kurt Schiering.



Landschaft in der Kolonie Hansa im Staate Santa Catharina. Nach einem Aquarell von Kurt Schiering.



Vom grünen Rasen: Morgenarbeit auf der Rennbahn.

Nach Zeichnungen von Hermann Ulke für die Leipziger „Illustrirte Zeitung".



Vom Besuch des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg in Ostpreußen: Der Generalfeldmarschall im Gespräch mit Kriegsveteranen. (Phot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.)



Grüne und silberne Hochzeit im Hause des Herzogs von Calabrien: Der Hochzeitszug. (Phot. Rich. Wörsching, Starnberg.)
Erstes Paar: Graf zu Stolberg-Wernigerode mit seiner Braut Prinzessin Barbara von Calabrien. Zweites Paar: Der Herzog von Calabrien mit seiner Gemahlin. Dahinter Kronprinz Rupprecht von Bayern.



Dr. jur. Gaston Carlin, der neue schweizerische Gesandte in Berlin.



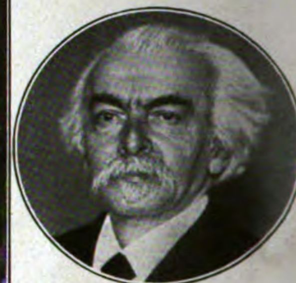
Prälat Prof. Dr. Ignaz Seipel, der neue österreichische Bundeskanzler (christlich-sozial).



Der 9. Preußische Städtetag im Kaiserhause zu Goslar, an dem etwa 500 Bürgermeister teilnahmen. Am Rednerpult der Vorsitzende Oberbürgermeister Böß (Berlin). Nach der neuen Satzung kann nunmehr auch eine Stadt mit 10000 Einwohnern Mitglied des Städtetags werden. (Phot. Hugo Werle, Goslar.)



Houston Stuart Chamberlain, Vorkämpfer Richard Wagners, wurde aus Anlaß des 50. Gründungsjahres des Bayreuther Festspielhauses von der Stadt Bayreuth zum Ehrenbürger ernannt.



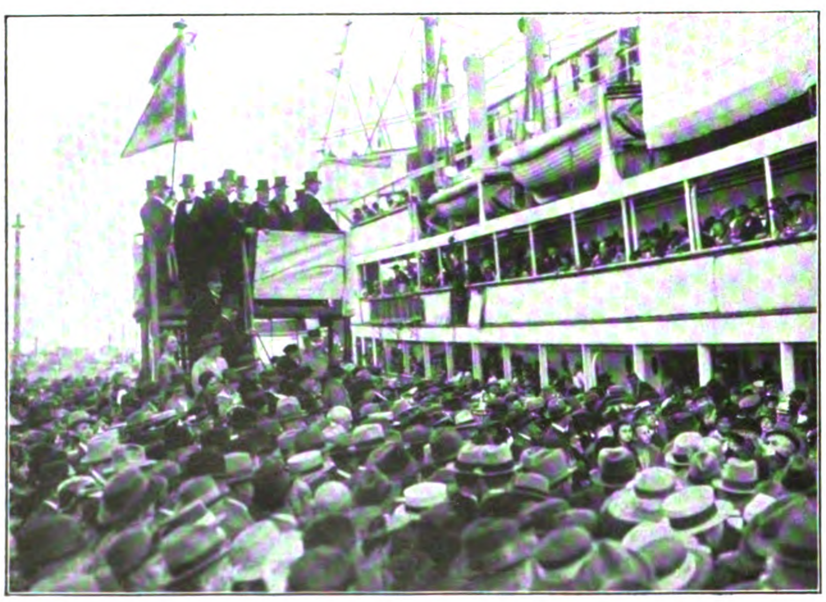
Hans Paul Frhr. v. Wolzogen, Herausgeber der „Bayreuther Blätter", wurde aus Anlaß des 50. Gründungsjahres des Bayreuther Festspielhauses Ehrenbürger der Stadt Bayreuth.



Johannes Schlaf, namhafter Schriftsteller, Mitschöpfer des naturalistischen Dramas, bedeutend als Novellist, Essayist und Übersetzer (Walt Whitman, Verhaeren), ideenreicher Philosoph, begeht am 21. Juni seinen 60. Geburtstag.



Kommerzienrat W. Mathiesen, Vorsitzender des Aufsichtsrats von Körting & Mathiesen in Leipzig, wurde von der Techn. Hochschule in Karlsruhe wegen seiner hervorragenden Verdienste um die Lichttechnik zum Dr.-Ing. e. h. ernannt. (Phot. Pieperhoff, Leipzig.)



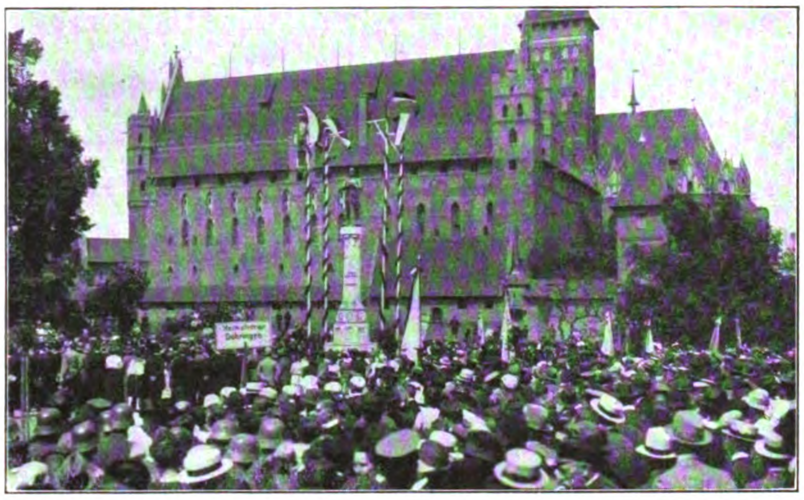
Deutschamerikaner in der alten Heimat: Empfang des Lloyddampfers „Yorck" in Bremerhafen mit den amerikanischen Gästen für die „Plattdeutsche Woche" an Bord.



Von der Explosionskatastrophe in Blumau bei Wien: Die Trümmer des in die Luft geflogenen Gebäudes der Dynamitfabrik und der Maschinen. Dem Unglück fielen 15 Tote und 120 Schwerverletzte zum Opfer.



Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Heinrich Quincke, berühmter Kliniker, früher Gynäkologe der Universität Kiel, zuletzt Professor an der Universität in Frankfurt a. M., Erfinder der Punktion des Rückenmarkkanals, Bahnbrecher der Lungenchirurgie, † im 80. Lebensjahre. Nach einer Radierung von Emil Orlik.



Von der Tagung des Deutschen Schutzbundes in Ostpreußen: Die Einweihung des Abstimmungsdenkmals, einer Schöpfung des Bildhauers Professor Victor Seifert in Berlin, in Marienburg (Westpreußen) am 6. Juni, die den Abschluß der Tagung bildete. Im Hintergrund die Marienburg.

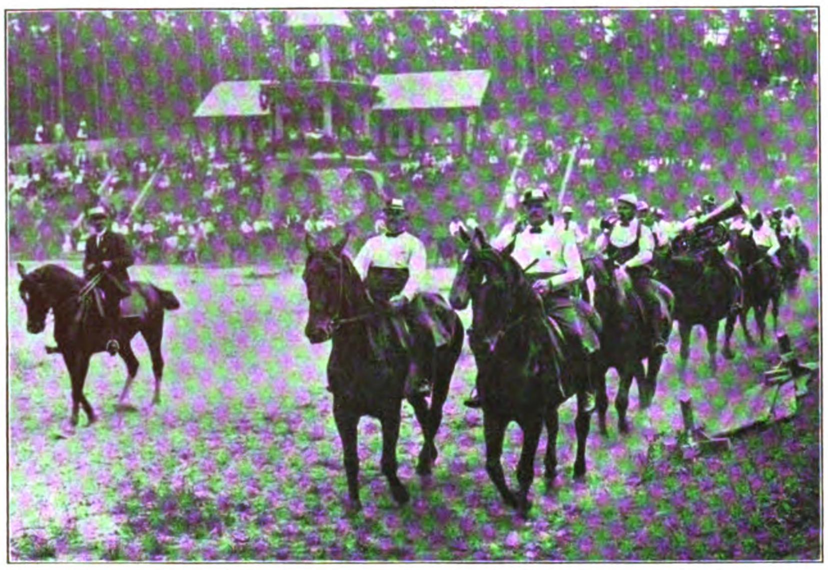
Das Denkmal dient der Erinnerung an den Sieg des Deutschtums im westpreußischen Abstimmungsgebiet. Die Festrede hielt Regierungspräsident Graf v. Baudissin.



Dr. phil. Walter de Gruyter, bekannter Berliner Verlagsbuchhändler, Leiter der Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, wurde von der Universität Berlin anläßlich seines 60. Geburtstags wegen seiner Verdienste um die Rechtswissenschaft zum Ehrendoktor ernannt .Nach einer Radierung von Emil Orlik.



Vom Trachtenfest in Cottbus (Niederlausitz) am 28. Mai: Wendische Trachten aus Guhrow.



Vom landwirtschaftlichen Sportfest in Zossen: Aufmarsch der Teilnehmer mit Musik.



Karl Neuner (Skiklub Partenkirchen), der Sieger in Klasse I, im Sprung (25 m).

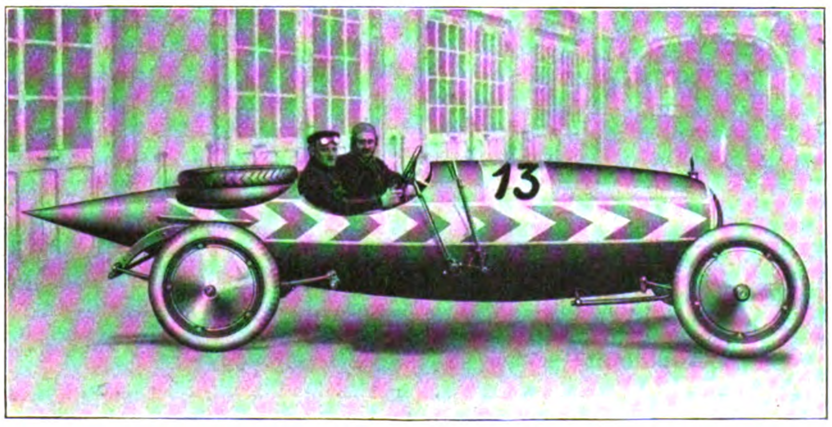


Die Knorrhütte (2052 m), der Versammlungsort der Teilnehmer an den Wettläufen.

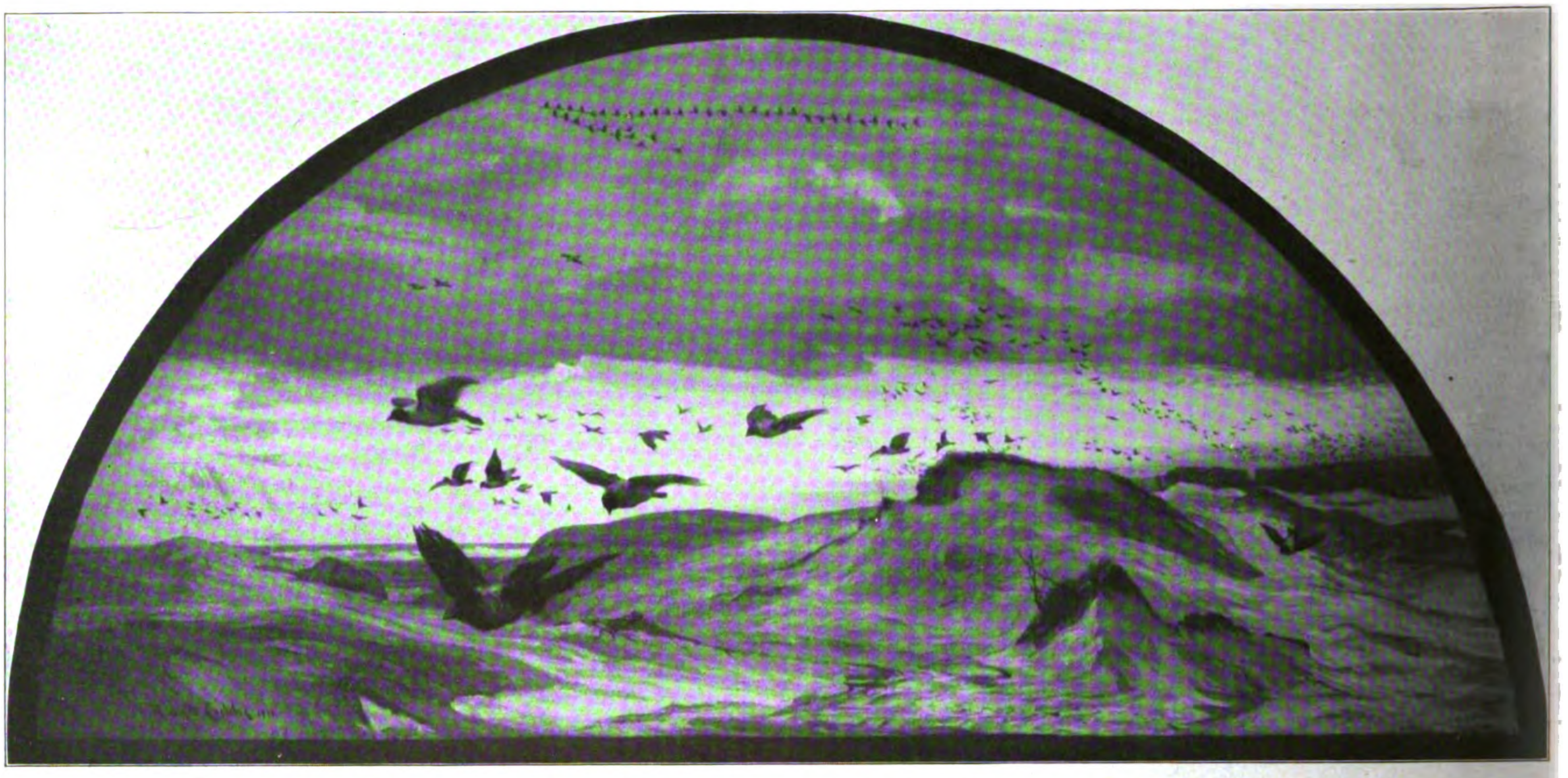
Skisport im Sommer: Skiwettläufe am Zugspitzplatt (Schneeferner, 2600 m hoch) zu Pfingsten. (Phot. Max Beckert, Partenkirchen.)



Das Erste Motorboot-Rennen des Deutschen Kraftboot-Verbandes am 28. Mai: Der Kreuzer „Hedwig", Sieger in der Großen-Kreuzer-Klasse.



Ein neuartiger Rennwagen: Ingenieur Fiedler auf Dürkopp 8/24 Tourenwagen mit neuartiger Rennkarosserie vor der Abfahrt zum Grunewaldrennen.

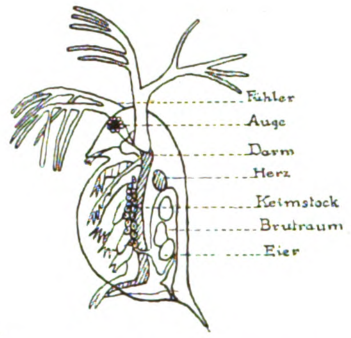


Vogelzug auf der Kurischen Nehrung im Herbst bei schwerem Wetter. Nach einem im Museum für Meereskunde zu Berlin befindlichen Gemälde von Richard Eschke.

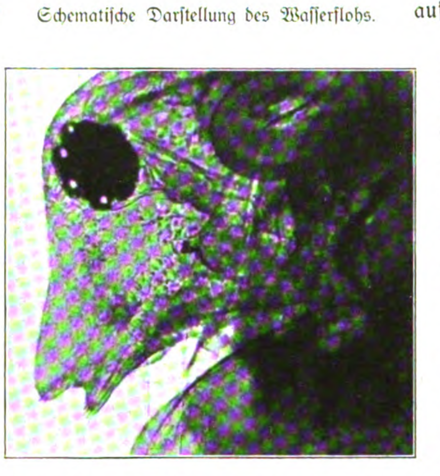
Tierstudien im Film: Aus dem Leben des Wasserflohs.

Jede noch so unscheinbare Ansammlung von Süßwasser enthält unzählbare Scharen von kleinsten Lebewesen, deren Vorhandensein allerdings den meisten Menschen durchaus verborgen bleibt. Nur dem, der ein Mikroskop zu handhaben wußte, erschlossen sich bisher tiefere Einblicke in die Wunder dieser Kleintierwelt. Der vervollkommneten kinematographischen Technik erst verdanken wir die Möglichkeit, derartige Erscheinungen weitesten Kreisen von Naturfreunden zugänglich zu machen. Eine besondere Schwierigkeit solcher Aufnahmen liegt noch darin, daß die Tiere nur mit Hilfe des Mikroskops und unter Wasser erreichbar sind. Dazu ist nicht allein ein erhebliches Maß von Geduld und Geschicklichkeit erforderlich, sondern auch weitgehende biologische und psychologische Vorstudien; außerdem aber natürlich unbedingtes Beherrschen aller technischen Methoden sowie ein sicherer Blick für das filmmäßig Wirksame und Eindrucksvolle. Gewöhnlich müssen sich drei Personen zur Herstellung solcher biologischer Filme zusammenfinden: der die naturwissenschaftlichen Grundlagen liefernde Zoologe, der das Verfilmen leitende Regisseur und der die Aufnahme selbst ausführende Operateur. Und selbst dann werden brauchbare Ergebnisse nur erzielt, wenn die Zusammenarbeit dieser drei sich wechselseitig aufs glücklichste ergänzt. Viel wünschenswerter aber, und freilich auch viel seltener, ist es, daß alle drei Aufgaben von ein und derselben Persönlichkeit gemeistert werden. Einer solchen glücklichen Konstellation verdanken die heute hier veröffentlichten Aufnahmen ihr Entstehen. Es handelt sich um Arbeiten der jungen Biologin Lola Kreutzberg, die sich durch ihre wissenschaftlichen Tierfilme schon seit geraumer Zeit auch im Auslande einen guten Namen gemacht hat.

Diesmal zeigt sie uns in verschiedenen Vergrößerungen Bilder aus dem Leben des Wasserflohs, eines Krebstierchens von wenig über ein Millimeter Körperlänge, das in bedeutenden Mengen unsere stehenden Gewässer bewohnt. Das Tierchen eignet sich zu solchen Aufnahmezwecken in besonderem Maße, weil es infolge einer fast vollständigen Durchsichtigkeit die Beobachtung auch aller inneren Lebensvorgänge aufs beste gestattet. So sieht man (auf dem vollständigen Film) das Pulsieren des Herzens, die Atmung, die Drehung des Auges durch die umgebende Muskulatur und die Vorgänge im Verdauungsapparat. In dem als „Brutraum" bezeichneten Körperteil des Weibchens sieht man die Eier heranreifen und sich zum Jungen ausbilden; in ihm sieht man dann auch die fertigen Jungen selbst sich regen und bewegen. Unser Film zeigt ferner, wie 32 dieser Jungen schließlich das Licht der Welt erblicken und alsbald ein ganz selbständiges Leben beginnen.



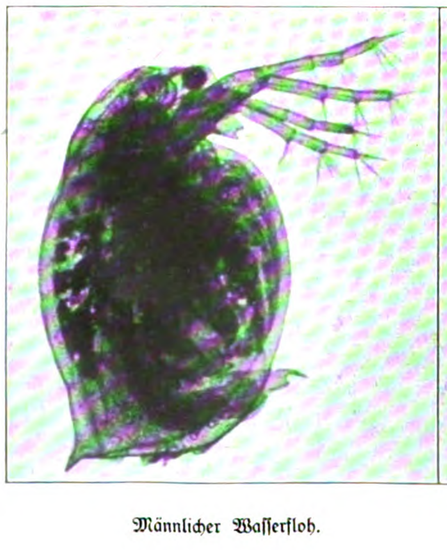
Schematische Darstellung des Wasserflohs.



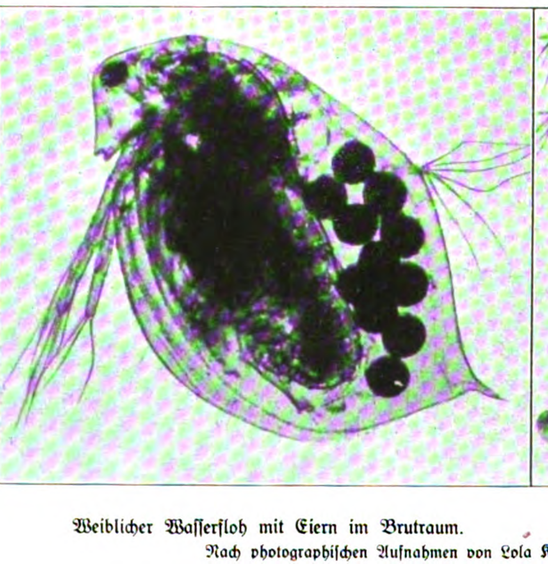
Der Kopf des Wasserflohs bei stärkster Vergrößerung.

Auf der schematischen Zeichnung sehen wir an dem stark vergrößerten Tierchen die weit über den Kopf vorragenden, auf der Abbildung als „Fühler" bezeichneten Ruder-Antennen, die ihm zur Fortbewegung dienen. Die wichtigsten Organe sind auf der gleichen Abbildung mit Namen bezeichnet: Auge, Darm, Herz, Keimstock, Brutraum usw. Von den Naturaufnahmen Lola Kreutzbergs zeigt je ein Bild den weiblichen und den männlichen Wasserfloh. Ein weiteres Bild bringt den Kopf in etwa 150facher Vergrößerung. Dann sehen wir den Augenblick des Ins-Leben-Tretens junger Wasserflöhe. Eine andere Aufnahme zeigt jene Schar von 32 Geschwistern, die gleich nach der Geburt jene charakteristischen hüpfenden Bewegungen der Alten auszuführen beginnen.

Daphnien, wie die Wasserflöhe mit dem wissenschaftlichen Namen bezeichnet werden, stellen schon im Freileben — unter anderen kleinen Wasserbewohnern — das Hauptkontingent der Nahrung für zahlreiche Fischarten. Für die Aufzucht junger Fische, sei es nun in der Teichwirtschaft oder auch in der jetzt so hochentwickelten Zucht wertvoller Aquarienfische, bilden sie ein äußerst wertvolles, für manche Arten schlechthin unentbehrliches lebendes Futter. Dr. Philipp Lehrs.



Männlicher Wasserfloh.



Weiblicher Wasserfloh mit Eiern im Brutraum.



Geburt der Wasserflöhe.



Junge Wasserflöhe, wenige Minuten nach ihrer Geburt.

Nach photographischen Aufnahmen von Lola Kreutzberg.



Von der Gründung des Deutschen evangelischen Kirchenbundes in Wittenberg am Himmelfahrtstag (25. Mai): Die feierliche Unterzeichnung der Bundesakte durch die Bevollmächtigten der 28 Landeskirchen am Grabe Luthers in der Schloßkirche. Nach einer Zeichnung des nach Wittenberg entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Rudolf Lipus.

Am Pult: Ephorus Prof. D. Jordan, der Konservator der Luther-Halle in Wittenberg. Im Bilde links von dem Unterzeichner: D. Veit, Kirchenpräsident, München. Neben ihm, sitzend: D. Moeller, Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats, Berlin-Charlottenburg.









Neue Sommerkleider.

1. Weißes Spitzenkleid mit fliederfarbenen Kreppärmeln und Gürtel. Wiener Modellhaus Becker, Berlin.

2. Rotes Gabardinekleid mit Metallstickerei. Kleid: Lechtner. Hut: Richter. Trägerin: Ursula Werner.

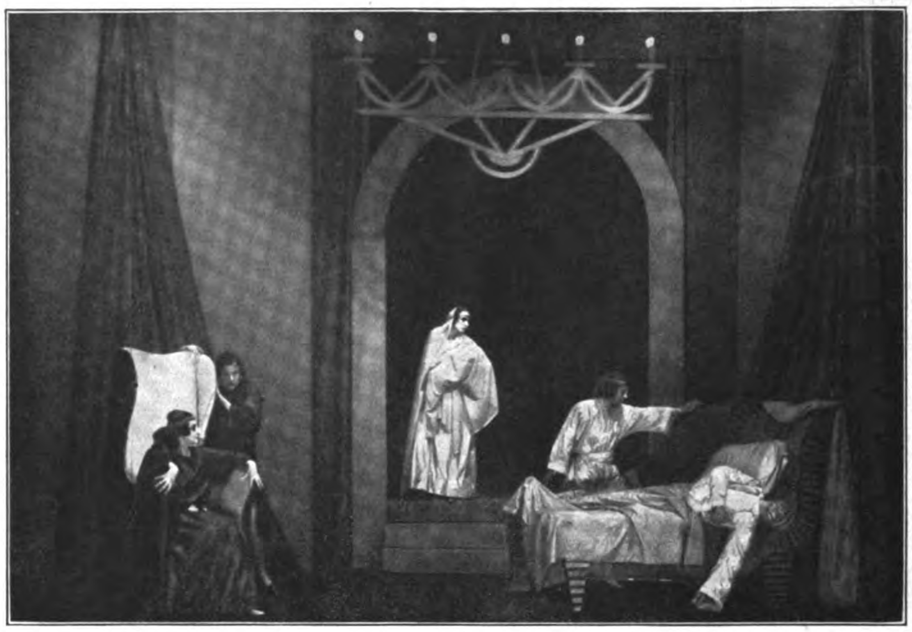
(Phot. Becker & Maaß, Berlin.)

Neue Sommerkleider.

3. Kleid aus heliotropfarbenem Tuch mit Rosengürtel. Cape aus gleichfarbenem Samt und Tuch. Mode Gerstel.

4. Kleid aus fliederfarbenem Crêpe Georgette mit breitem Ansatz aus weißen geschnittenen Tuchblättern. Kleid: Martha Posse. Hut: Hanna Hars.

(Phot. Becker & Maaß, Berlin.)



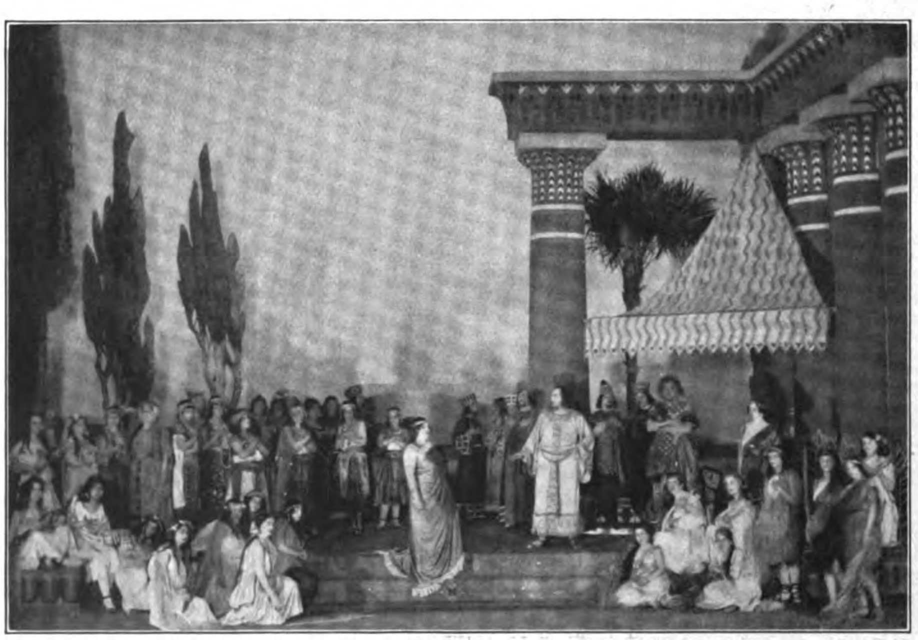
Von der Uraufführung des Dramas „Der Untergang des Königs“ von Karl Röttger im Stadttheater Bonn (Intendant Dr. Alb. Fischer): Der Tod des Königs. Der König: Siegfried Urias. Die Königin: Grete Ernest. (Spielleitung: Dr. Karl Loewenberg; Bühnenbild: Walter v. Wecus; Phot. Hanns Herff, Bonn.)



Strohhut mit gebatikten Bändern. Modesonderaufnahme Trude Fleischmann für Claire Patek, Wien.



Großer Sommerhut aus zitronenfarbenem Krepp mit Rosen an der Innenkrempe. Modell: Blanche. Modesonderaufnahme Trude Fleischmann für Claire Patek, Wien.



Von der Erstaufführung des Musikdramas „Esther“ von Ernst Heinrich Bethge, Musik von Hans Albert Mattausch, im Stadttheater Magdeburg (Inszenierung: Intendant Heinrich Vogeler): Erster Aufzug.

Auf der Treppe: Esther (Ilonka v. Ferenczy). Rechts von ihr: König Ahasveros (Carl Jahn). Rechts von diesem, auf das Schwert gestützt: Haman, ein Großer des Reiches (Hans Springer). (Phot. Th. Claßens, Magdeburg.)



Großer blauer Krepphut mit gelben Rosen. Trägerin: Operettensängerin Betty Fischer. Modesonderaufnahme Franz Setzer für Claire Patek, Wien.



Schwarzer Tüllhut. Trägerin: Filmschauspielerin Lucy Dorain. Modesonderaufnahme Edith Barakovich für Claire Patek, Wien.

Mein schönstes Geschenk.

Von Hans Zoozmann.

Im Theater.

Der eine geht aus, um eine Frau zu suchen, der andere um sie zu finden. In der alten guten Zeit lernte man sich auf Tanzstundenbällen kennen, heute beim Shimmi, Jazz oder auf den sogenannten Wohltätigkeitsfesten. Derartige Bekanntschaften zu machen, ist aber nicht jedermanns Geschmack. Ein Freund von mir will sogar seine Frau unter dem Regenschirm kennen gelernt haben. Wer aber von ihnen, den oder die unter die Haube, besser gesagt, unter den Schirm gebracht hat, habe ich nie erfahren. Ich habe niemals eine Frau gesucht, dafür aber eine gefunden, doch verlor ich sie gleich wieder und da mußte ich sie also wider Willen suchen. Wo und wie ich sie fand, will ich jetzt erzählen.

Mein Freund Ralph hatte sich mit mir im Theater verabredet, wo wir uns ein gut kritisiertes Stück ansehen wollten. Ich ging schon frühzeitig von Hause fort, um als rücksichtsvoller Mensch durch Zuspätkommen nicht zu stören, weil ich es durchaus nicht leiden kann, wenn noch bei Beginn der Vorstellung Türen und Sitze klappen und ich es nicht liebe, mit fremden Beinen und Füßen in Reibung zu geraten. Auch Ralph ist rücksichtsvoll, nur schien er es heute nicht sein zu wollen, denn ich suchte ihn vergebens im ganzen Hause. Das erste Klingelzeichen ertönte schon, als ich mich nochmals mit meinem Theaterglase auf die Suche machte. Trotz der Schärfe meines Glases war er nicht zu entdecken. Plötzlich gewahrte ich durch mein Glas in schönster Vergrößerung ein reizendes Wesen in einer Loge; da wurde es dunkel . . . .

Endlich war der erste Akt vorüber und ich suchte nur noch die Schöne; mein Freund war vergessen. Ich fand sie auch gleich und war begeistert — als Ralph neben mir Platz nahm. Ich hörte garnicht nach dem Warum und Wie, womit er seine Verspätung entschuldigte, ich war nur ganz Auge. Er bemerkte dies und dann auch meine Schöne, und wurde stumm. Der zweite Akt dauerte mir viel zu lange; — endlich die große Pause. Ich stürzte ins Foyer, in der Hoffnung, sie zu sehen. — Keine Spur — ich ging zurück und suchte sie in der Loge. — Verschwunden — blieb also nur noch die Garderobe — auch da nicht. — Rasch nahm ich Hut und Mantel und eilte auf die Straße. — Da sah ich ein Auto davonrasen. —

Die Schöne kam mir wie das Glück vor: man darf es weder suchen noch verfolgen . . . .

Auf der Jagd.

In der nächsten Zeit ging ich jeden Abend ins Theater. Ich kannte tatsächlich jedes neue Stück und das will heutzutage viel heißen. Die ganze Freundschaft und Verwandtschaft bewunderte nicht nur meine Theaterkenntnisse, sondern holte sich bei mir auch fast täglich telephonisch Rat, welches Stück ich ihnen empfehlen könnte. — Das Telephon hat sich bei mir noch nie so gut rentiert wie in dieser Zeit. So ging es aber nicht weiter, ich wurde nervös, sah elend aus und verlor die Farbe. Es blieb mir nur noch übrig, entweder das Telephon abzustellen oder Geld aus meinen Kenntnissen zu schlagen, wenn ich eine Auskunftei für gute Theaterstücke aufmachte. Die einzige Möglichkeit aber, dem Ganzen ein Ende zu machen, fand ich nicht, und das war sie . . .

Ralph riß mich schießlich aus diesem Leben heraus und lud mich zu einer Auerhahnjagd ein. Es war ein wunderbarer Aprilmorgen, der uns schon um 4 Uhr früh aus den Betten geholt. Ich hatte einen vorzüglichen Stand vom Förster bekommen. Bald hörten wir den Auerhahn balzen. Es klang zuerst, als wenn ein Champagnerpfropfen knallt — ich bekam ordentlich Durst darauf — und dann, als ob eine Sense gewetzt würde. Der verliebte Hahn ließ während seines Trillerns die Flügel hängen, schlug mit dem Schwanze ein prachtvolles Rad, sträubte die Federn und trippelte umher. Dies sah ich alles haarscharf durch mein Jagdglas. Jetzt galt es, den vor Liebe blinden und tauben Verehrer zu erlegen. Aber was war das? Im selben Augenblick war von drüben auch ein Schuß gefallen und als ich aus dem Gehölz hervorsprang, eilte auch von jenseits eine weibliche Gestalt ins Freie, um die Jagdbeute zu ergreifen. Erstaunter mußte der Auerhahn nicht gewesen sein, sich so schnell ins Jenseits befördert zu sehen, als ich es war, indem ich in der Jägerin meine schöne Unbekannte aus dem Theater wiedererkannte. Hocherfreut zog ich meinen Hut.

„Ich gratuliere, meine Gnädigste, zu dem famosen Schuß."

„Ich weiß nicht, mein Herr, ob ich Ihren Glückwunsch annehmen darf, denn sehen Sie doch, der Hahn hat in der Tat zwei Schüsse erhalten — —"

„Gestatten Sie mir meine Gnädige, Ihnen die Beute abzutreten, denn mein Schuß hat nur den Flügel gestreift, der Ihre aber das Herz. — Sie scheinen immer in das Herz zu treffen" setzte ich lächelnd hinzu.

Sie errötete lieblich und reichte mir ihre Hand.

„Ich danke Ihnen für Ihr Geschenk, das mich umsomehr erfreut, als es mein erster Hahn ist, den ich erlegte."

„Der zweite wird bald folgen" scherzte ich und drückte einen Kuß auf ihre niedliche Hand.

Der Auerhahn wird leicht erlegt,
Wenn er vor Liebe balzt.
Drum liebe stets geräuschlos nur,
Daß man dirs nicht versalzt — —

„Sie kennen doch den alten Jägerspruch, meine Gnädige?" Sie drohte mir lächelnd mit dem Finger. „Dann beherzigen Sie ihn auch, mein Herr, und lieben Sie schweigend."

„Ich werde es versuchen, aber ob es mir gelingt, kann ich nicht versprechen", entgegnete ich.

Was soll ich noch viele Worte machen. Ich liebte und schwärmte sie trotz dem Verbot geräuschvoll an, so daß wir uns noch am selben Abend verlobten. — Sie hatte also an diesem Tage den zweiten Hahn zur Strecke gebracht, wieder durch einen Meisterschuß mitten ins Herz.



Auf der Reise.

Unsere Hochzeitsreise war himmlisch. Wir fuhren zunächst nach Baden-Baden, wo Ingeborg, so hieß meine entzückende Frau, im Spiel verlor, aber bei mir gewann — und zwar immer mehr an Liebe und Zuneigung. — Dann fuhren wir an den Thuner See, wo wir einige entzückende Flittertage verlebten. Thun ist reizend, aber nichts tun ist noch schöner, — ich will sagen: Nichts tun als sich küssen und necken, wie es jungen Eheleuten zukommt. In Interlaken blieben wir nicht lange. Die Jungfrau interessierte mich nicht so, wie meine junge Frau, denn jene ist kalt und schwer zugänglich, aber Ingeborg ist es nur äußerlich: innen glüht sie — der reine Vulkan unter Gletschern — und zugänglich ist sie auch, natürlich nur für mich. Vom Joch, das bei der Jungfrau besonders unangenehm sein soll, habe ich bis jetzt noch nichts gemerkt. Es kommt vielleicht erst später. So sahen wir uns die Jungfrau, ihren Gatten, das Matterhorn, und ihre Schwiegermutter, das Schreckhorn, von unten an, was wir glänzend konnten, denn mein Oigee ist so scharf, daß wir die Berge durch und durch sahen.

Mein schönstes Geschenk.

Daß meine Inge auch einen Geburtstag habe, war mir gar nicht in den Sinn gekommen, zum Glück hatte sie aber wirklich nur einen, während viele Frauen zwei oder mehrere haben, und trotzdem nicht älter werden. Ich hatte schon eine kleine Wagenladung von allen möglichen Dingen eingekauft, z. B. Stoffe zu Kleidern, Unterröckchen, Unterhöschen, ein paar Hüte, Handschuhe, Seidenstrümpfe, Näschereien usw.

Aber nun wollte ich doch noch etwas ganz Außergewöhnliches für mein zuckersüßes Geburtstagskind haben. — Lange zergrübelte ich mir den Kopf, endlich fand ich das einzig Richtige, was man überhaupt einer jungen Frau schenken kann, soll und muß!

Soll ichs verraten, was es ist? Es ist etwas ganz Helles, Feines, Zartes; es ist aus Glas, aber nicht so zerbrechlich, also kein Trinkglas, kein Blumenglas, auch keine Likörflasche oder Fensterscheibe — halt, beinahe hätte ich mich verschnappt. Durch eine Fensterscheibe kann man hindurchsehen und das kann man durch mein Geschenk auch, außerdem habe ich sie dadurch kennengelernt. Nun können sich die Leser den Kopf zerbrechen, — ich verrate es nicht!

„Es ist so leicht und klein wie eine Maus,
Doch scharf ist es wie ein Florett,
Man brauchts im Schauspiel- oder Opernhaus,
Das Ganze heißt OIGELET!"

Aber Ingeborg hat sich riesig gefreut und mir gerade für diese Gabe einen extra süßen Kuß geschenkt, da sie sich, wie sie sagte, über meinen „Scharfsinn" beim Herausfinden gerade dieses Geschenkes von „unübersehbarem" Wert gewundert und gefreut habe. Es zeige ihr von neuem mit aller „Klarheit" und „Deutlichkeit", wie lieb ich sie hätte und wie „sichtbar" meine Gefühle für sie selbst dem Blinden wären. Ja selbst den Blinden (mindestens aber den Kurzsichtigen) müßten die Augen aufgehen, wenn sie durch dies Geschenk das wahrnehmen könnten, was Ingeborg dadurch wahrgenommen hat: eben meine alles umfassende Liebe zu ihr.

Ein Retter in der Not.

So lieb und reizend meine kleine Frau auch ist, einen Fehler hat sie doch. Einen Fehler, den alle Frauen haben — sie kann nämlich nicht pünktlich sein. Gestern, als wir in die Oper wollten, wurde sie nicht fertig, und heute zur Premiere dasselbe Theater. Aufgeregt ging ich im Zimmer auf und ab, zündete mir zur Beruhigung eine Zigarette an und setzte mich dann in den Klubsessel. Nach einer Weile klopfte ich bescheiden an ihre Zimmertür und fragte mit sanfter Stimme:

„Ingeborg, bist du bald so weit?"

„Ja, Schatz, gleich!"

Ich wußte, was das zu bedeuten hat und nahm wieder meine Wanderung auf.

Jetzt klingelte auch noch das Telephon. Ich ging an den Apparat und erkannte die Stimme meines Freundes Ralph.

„Seid Ihr fertig?"

„Ich ja."

„Deine Frau also nicht? Dann gehe ich immer schon voraus."

„Tue das."

Endlich war sie so weit. — Ihr entzückender Anblick versöhnte mich wieder mit ihrer Unpünktlichkeit. —

Wir saßen kaum in der Loge, wo uns Freund Ralph mit den schönsten Komplimenten für meine Frau begrüßte, als sich auch schon der Vorhang erhob.

Plötzlich neigte sich Ingeborg zu mir und flüsterte mit schuldbewußter Miene:

„Siehst Du, jetzt habe ich in der Eile das schöne Glas vergessen, das Du mir erst zum Geburtstag geschenkt hast."

„Das kommt davon" sagte ich nur.

Ralph stellte ihr sofort sein Glas zur Verfügung. —

Zufällig griff ich in meine Rocktasche und hatte Inges reizendes kleines Theaterglas in der Hand, das sich noch seit gestern darin befand. Innerlich mußte ich mich wundern, daß es selbst vom Mädchen beim Reinigen der Kleider nicht bemerkt sein sollte. Ich reichte es meiner Frau. Ralph sagte erstaunt: „Hast Du denn das Glas nicht in Deinem Smoking bemerkt, es müßte sich doch in der Tasche markieren?"

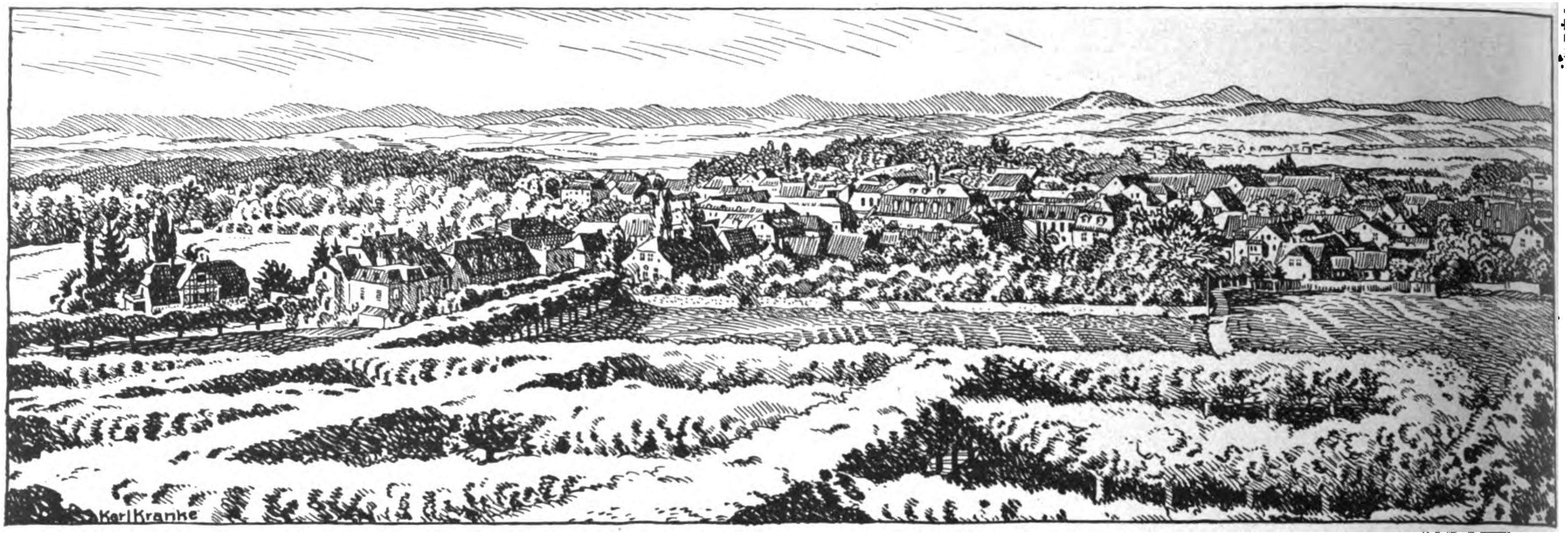
Wortlos reichte ich ihm das Oigelet hinüber; er machte große Augen und sagte: „Ja allerdings, bei dieser Kleinheit."

Während der Vorstellung bat sich Ralph, der immer etwas zu kritteln hat, das Glas noch öfter aus, um es auf seine Schärfe und Güte zu prüfen.

Am Schluß waren meine Frau und ich wieder bei bester Stimmung und als sich Ralph verabschiedete, sagte er:

„Ich muß mir morgen auf jeden Fall so ein Glas kaufen. Wie heißt es?" Ich sagte es ihm:

„OIGELET" das kleinste OIGEE-Binocle!



Gesamtansicht von Herrnhut in der Oberlausitz.

200 Jahre Brüdergemeine!



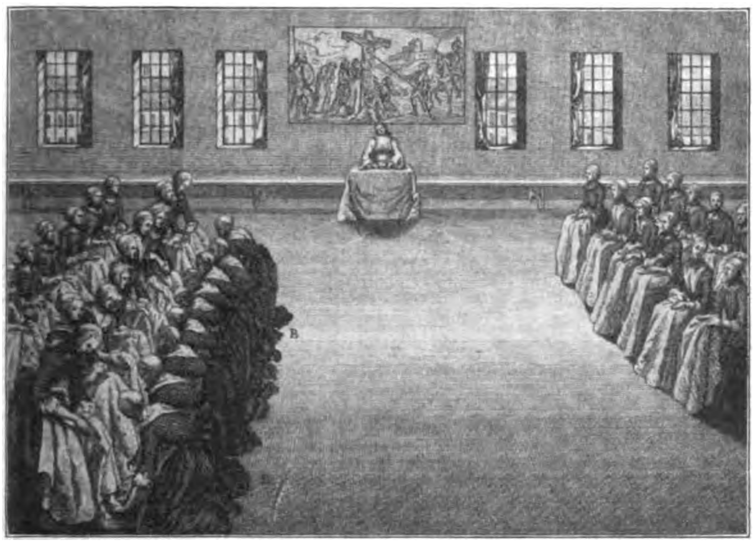
Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, der Stifter der Brüdergemeine (1700—1760).

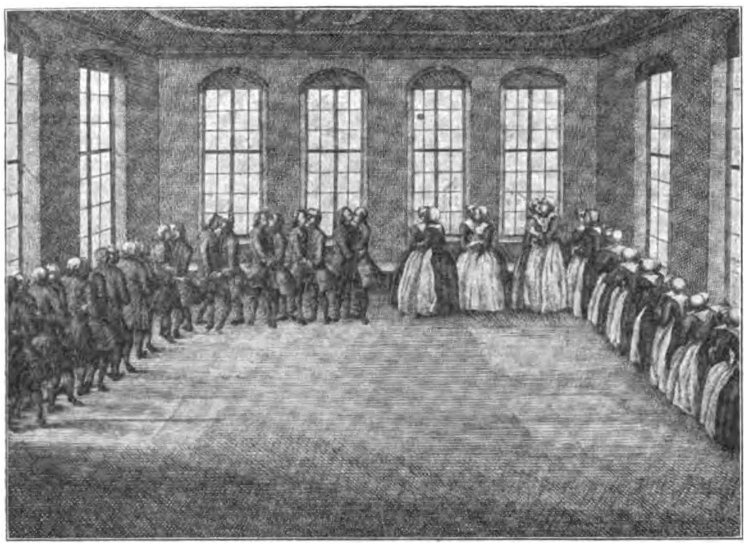
Am 17. Juni sind es 200 Jahre, daß der erste Baum zum Anbau Herrnhuts gefällt wurde. Dieses Städtchen der sächsischen Oberlausitz ist der Ausgangspunkt einer weltweiten Wirksamkeit eigener Art geworden. Evangelische Mähren, Reste der durch den Dreißigjährigen Krieg zerstörten böhmischen Brüderkirche, die um ihres Glaubens willen unter Drangabe alles Besitzes ihre Heimat verließen, fanden 1722 auf dem Gut des jungen Grafen v. Zinzendorf, Berthelsdorf, Aufnahme. Zinzendorf selbst war damals am sächsischen Hof in Dresden tätig. Sein Haushofmeister Heitz wies den Auswanderern an der Löbau-Zittauer Straße Land zum Anbau an. Schon vor dem Zuzug der Mähren war Zinzendorf für ähnliche Bestrebungen tätig gewesen wie sein Lehrer Francke in Halle. Auch Zinzendorf hatte ein warmes Herz für die geistige Not des Volkes. In Halle war auch seine Liebe zur Heidenmission genährt worden. Mit seinem Freund Friedrich v. Wattewille hatte er sich schon dort verbunden; sie wollten sich einst derer annehmen, um die sich sonst niemand kümmern würde. Besonders aber lag es ihm an, über die kirchlichen Schranken und konfessionellen Gegensätze jener Zeit hinweg die innere Verbundenheit der Liebhaber Jesu überall zu pflegen. Schon als Student in Wittenberg, dann auf einer Bildungsreise nach Paris hatte er sich darum bemüht und sogar mit dem Kardinal von Noailles dort Verbindung zu diesem Zweck angeknüpft. Ganz ungesucht wuchs ihm nun in der auf seinem Gut entstehenden Auswandererkolonie eine Schar zu, die er für seine Bestrebungen in Anspruch nehmen konnte. Denn rasch folgten den ersten Mähren andere, und bald gesellten sich zu ihnen Gleichgesinnte aus den verschiedensten Gegenden. Es gelang Zinzendorf, diese sehr verschiedenen Elemente zu einer Gemeinde mit bestimmter christlicher Lebensordnung zu vereinigen, und gemeinsame religiöse Erlebnisse

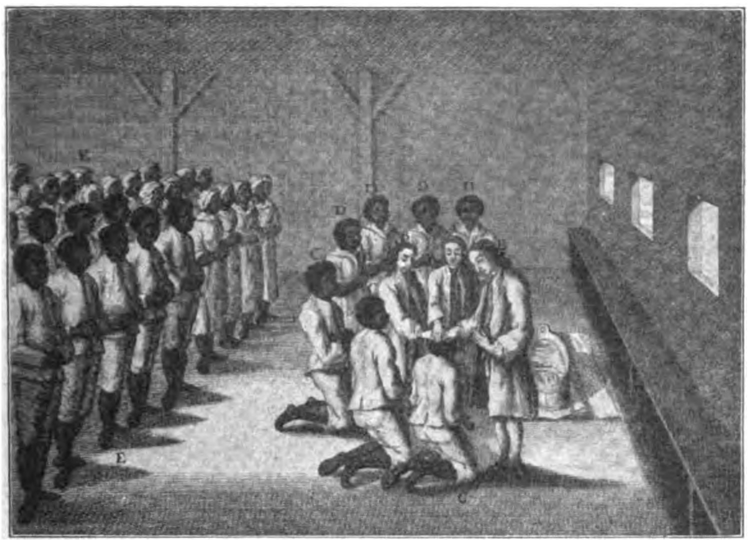


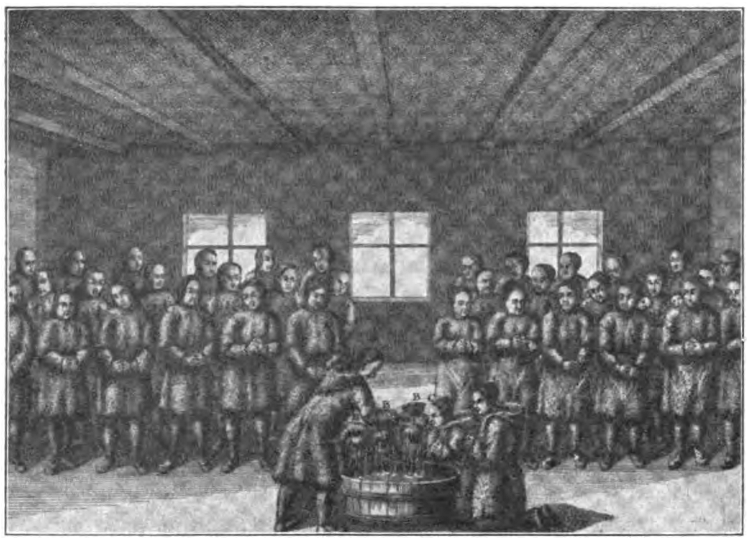
Aug. Gottlieb Spangenberg, Zinzendorfs Hauptmitarbeiter (1704—1792). Stich von J. G. Müller nach einem Gemälde von Anton Graff.

Zur 200jährigen Jubelfeier der Brüdergemeine am 17. Juni.









Oben links: Das Fußwaschen der Schwestern. A. Der Pastor, der die Liturgie verrichtet. BB. Einige Diakonissen, die ebenso vielen Schwestern die Füße waschen. — Oben rechts: Der heilige Kuß des Friedens. — Unten links: Teufelaustreibung bei den Täuflingen unter den Negern. A. Der Pastor, der die Handlung verrichtet. BB. Die Diakonen, die ihm beistehen. CCC. Drei Neger-Täuflinge. DDDD. Vier Negerinnen-Täuflinge. EE. Die Negergemeinde. — Unten rechts: Taufe der Grönländer. A. Der taufende Priester. BBB. Drei Grönländer, die getauft werden. CC. Zwei Grönländerinnen, die der Taufe harren. DD. Die Grönländische Gemeinde.

Zur 200jährigen Jubelfeier der Brüdergemeine am 17. Juni.

Nach Kupferstichen aus dem Werke „Kurze, zuverlässige Nachricht von der unter dem Namen der Böhmisch-Mährischen Brüder bekanten Kirche Unitas fratrum“ (1757).

schlossen dieses bunte Gemisch von Leuten zu einer in Liebe verbundenen Lebens- und Arbeitsgemeinschaft zusammen, die sich nun freudig der Verwirklichung der Gedanken Zinzendorfs widmeten.

In einer Zeit schärfster Scheidung der Stände verbanden sich hier hohe Aristokraten, Gelehrte, Handwerker und einfache Arbeiter als Brüder und Schwestern zu gemeinsamem Wirken. Herrnhut stellte sehr bald einen neuen religiös-sozialen Organismus dar, der sich nicht nur neue Formen des Kultus schuf, sondern in dem sich auch der Gedanke der Brudergemeinschaft in der Gestaltung des Zusammenlebens wie in der Fürsorge für die Schwachen auswirkte. Vor allem aber fand Zinzendorf in dieser Gemeine die Gehilfen und Werkzeuge für seine Bestrebungen in der Welt. Sie fanden ihren Halt an neuen Gemeinden, die nach dem Muster Herrnhuts da und dort entstanden. Besonders Friedrich der Große unterstützte die Entstehung solcher Gemeinden in dem neu erworbenen Schlesien. Er schätzte die Brüder um ihres Gewerbfleißes willen und gewährte ihnen volle kirchliche Freiheit. Auch in Dänemark, Holland und der Schweiz wurden Brüdergemeinen begründet; in größerem Umfang in England und Nordamerika. Der englische und der amerikanische Zweig haben sich selbständig entwickelt. Sie traten aber mit dem deutschen Zweig etwa alle zehn Jahre zu einer Generalsynode zusammen und unterhalten gemeinsam mit ihm das Werk der Heidenmission, die Evangelisation in Böhmen und Mähren und das Aussätzigen-Asyl in Jerusalem.

Im Jahre 1732 zogen von Herrnhut die ersten Missionare zu den Negersklaven nach Westindien aus und begründeten das später über alle Erdteile sich ausbreitende Werk der Brüdermission. In Grönland, Labrador, Alaska, Nikaragua, Surinam, unter den Indianern Nordamerikas, den Hottentotten und Kaffern Südafrikas, in den Hochtälern des Himalaja, in Australien und Deutsch-Ostafrika waren Brüdermissionen tätig und sind es in den meisten dieser Gebiete noch. Neben der Gewinnung der Eingeborenen für das Christentum haben die Brüder hier ein großes Stück Kulturarbeit geleistet, und verschiedene dieser Männer waren hervorragende Sprachforscher und Ethnologen. Die Tätigkeit der Herrnhuter beschränkte sich aber nicht auf die Heidenmission. In der Heimat pflegten sie ein reges christliches Gemeinschaftsleben und suchten, über die Schranken der Bekenntnisse hinweg, die Glieder verschiedener Kirchen, ohne sie diesen zu entfremden, in der Liebe zum Gekreuzigten und zu den Brüdern zu verbinden. Auch auf dem Gebiet der Erziehung hat die Brüdergemeine besonders im 19. Jahrhundert gearbeitet. In ihren Erziehungsinstituten, von deren Leben der Herrnhuter Bubenroman von Hermann Anders Krüger ein anschauliches Bild zeichnet, haben die Brüder in ihren stillen ländlichen Kolonien im freundschaftlichen Zusammenleben von Erziehern und Zöglingen auf christlicher Grundlage vieles von dem verwirklicht, was neuerdings die Landerziehungsheime anstreben. 3400 nicht zur Brüdergemeine gehörige Kinder werden zur Zeit in ihren Erziehungsheimen und Schulen erzogen.

Lange bevor es staatliche Kranken- und Armenkassen gab, hatten die Brüder in ihren Gemeinden eine geordnete Fürsorge für die Bedürftigen und Kranken und eine weit ausgebildete gegenseitige Hilfeleistung der Gemeinden. In besonderen „Chorhäusern“ hatten und haben zum Teil noch die ledigen Männer, die alleinstehenden Jungfrauen und Witwen die Möglichkeit einer schlichten Unterkunft und Arbeitsverdienstes. Waren und sind die Herrnhuter Gemeinden doch Stätten regen Gewerbfleißes, gediegener Handwerkskunst und blühenden Handels. Eine eigene religiöse Kultur, in der der aristokratische Einschlag bei der Entstehung dieser Gemeinden nachwirkt, und die durch die zahlreichen Bildungsanstalten in ihnen gepflegt wurde, hat sich bis heute erhalten und weitergebildet, und Allgemeinbildung, Kunst und Musik haben in diesen Gemeinden jederzeit eine Stätte gefunden. So hat sich die Brüdergemeine in dem Wandel der Zeiten und Sitten doch durch 200 Jahre in ihrer Eigenart erhalten und sucht mit ihren besonderen Gaben als religiös-soziale Gemeinschaft auch heute noch der Umwelt zu dienen.

D. Roy.

Der Weisheit Rat.

Von Käthe Altwallstädt.

Es war einmal ein Dichter, auf den hatte die Weisheit einen solchen Eindruck gemacht, daß er sie eines Tages zu sich ins Haus nahm und heiratete. Das war vielleicht eine Dummheit gewesen. Denn die Frau, die klüger war als er, verdarb ihm allmählich die ganze Freude am Dichten. Zu allem, was er vorbrachte, sagte sie gewöhnlich: „Unsinn!“ oder: „Mein Lieber, so siehst ja nur du die Welt an!“ oder: „Das ist ja in Wirklichkeit alles ganz anders!“. Kein Wunder, daß ihm zu guter Letzt kein einziger Vers mehr kam. Das aber war seiner gestrengen Hausehre auch wieder nicht recht, denn ihrer Meinung nach hatte ein Mann in dem Handwerk, das er nun einmal erwählt, auch jeden Tag etwas Hübsches fertigzustellen.

Darum nahm sie eines Tages ihren Dichter beiseite und fragte mit ernster Miene: „Was treibst du denn eigentlich immer? Du dichtest wohl gar nicht mehr?“

Da sah er sie kläglich von unten herauf an, denn sie war nicht nur älter, sondern auch größer und stattlicher als er, und sprach:

„Wenn mir im Spazierengehen die guten Gedanken kommen, dann habe ich kein Papier bei mir, und wenn ich daheim vor dem Papier sitze, dann kommen mir keine guten Gedanken!“

„Das sind Ausreden!“ sagte die Weisheit mit ihrer tiefen Stimme. „Du mußt eben Papier mitnehmen, wenn du spazierengehst!“

Und damit lief sie schon über die Dorfstraße ins Buchbinderlädchen, brachte aus diesem ein kleines geblümtes Heftchen zurück, an dem ein braunes Stiftchen mit einer weißen Kuppe stak, schob das Ganze dem Manne in die Rocktasche, versorgte ihn mit einem Butterbrot und sechs gewaschenen Radieschen und sprach:

„So, nun geh dichten!“

Da machte sich der Dichter auf den Weg, und es war ein Sommertag, wie er schöner gar nicht sein konnte. Tausend lichte, liebliche Gedanken stiegen aus den Blumen und schwatzten aus den Wellen und schwebten in der Sonnenluft umher wie Schmetterlinge und Libellen. Aber von all diesen schönen Sommergedanken gelang es keinem, in des Dichters Seele einzubringen. Denn die war schon ganz und gar angefüllt mit einer einzigen großen, grauen Sorge. „O weh!“ rief die ununterbrochen. „Was wird deine Frau sagen, wenn du heute heimkommst, ohne etwas gedichtet zu haben! Nun gibt es ja keine Ausrede mehr! Nun hast du ja Papier bei dir!“

Als der arme Mann eine Stunde und länger in der schönen Welt herumgewandert war, sah er selber ein, daß vor diesem einen, bösen Angstgedanken alle hübschen, guten Einfälle Reißaus nahmen. Da stapfte er gottergeben eine kleine Anhöhe hinauf, setzte sich auf eine alte morsche Bank, die unter einer großen Linde stand, und aß sein Butterbrot und seine sechs Radieschen. Und gerade hatte er sich den Mund gewischt, da kam — so recht, als solle er ihn vor Langerweile bewahren — ein alter, knackeriger Landmann an seinem Stock heraufgekeucht und ließ sich mit ächzendem Gruße an seiner Seite nieder.

„Schönes Wetter heut!“ sagte der Dichter erfreut.

Das Bäuerlein aber legte die Hand ans Ohr und blinzelte ihn fragend an.

Aha! dachte der Dichter. Er hört nicht mehr recht. Wie gut, daß ich Papier bei mir habe!

Damit zog er auch schon sein geblümtes Heftchen aus der Tasche und malte mit recht schönen, deutlichen Buchstaben die Frage hinein:

„Wo kommst du her?“

Mühselig entzifferte der Alte die Worte, sah den Nachbar an, hob die Faust und wies mit dem Daumen zurück in die Richtung, aus der er gekommen war. Der Dichter gab sich mit dieser Auskunft zufrieden, und weil ihm sein buntes Heftchen Freude machte, malte er flugs noch die andere Frage hinein:

„Wo gehst du hin?"

Der Alte las langsam auch diese, nahm dann bedächtig die Pfeife aus dem Mund, sah den Nachbar wieder bedeutungsvoll an, öffnete ein paarmal die zitterigen Lippen und wies zuletzt mit der Pfeife in die Richtung, in der sein Weg ihn weiterführen mußte. Und als der Landmann merkte, daß der andere auch diesmal zufriedengestellt war, wagte er selbst nun eine Frage.

Die lautete: „Und du?"

„Und du?" echote der Dichter leise und sah sich in der Landschaft um. Ja, wo wollte er selber eigentlich hin? Er war ja nur zum Dichten ausgezogen und nicht, um einen bestimmten Ort zu erreichen, wie andere Menschen. Also seufzte er ein bißchen beschämt, beugte sich über sein geblümtes Heftchen und schrieb die Worte hinein:

„Ach, Freund, mir liegt kein Ziel im Sinn!"

Der alte Bauer las langsam, sah den Schreiber verächtlich an, räusperte sich, spuckte aus, erhob sich mühselig mit Hilfe seines Stockes und stapfte ohne Gruß so recht geringschätzig davon, als wollte er sagen:

„Du bist mir ein schöner Tagedieb!"

Da gefiel es dem Dichter auch nicht mehr auf seiner Bank. Traurig zupfte er ein paar grüne Blätter von der Linde, die schon ganz abgeblüht war, schlenderte noch eine Stunde in der Welt herum und zog dann verdrossen nach Hause.

Und wahrhaftig — als er in die Dorfstraße einbog, da stand in seiner Haustür schon Frau Weisheit und schaute ihm erwartungsvoll entgegen. Und kaum hatte er die Schwelle überschritten, so zog sie ihm im dämmerkühlen Flur neugierig das geblümte Heftchen aus der Tasche, klappte es auf und las halblaut:

„Wo kommst du her? Wo gehst du hin?
Ach, Freund, mir liegt kein Ziel im Sinn!"

„Nicht viel, aber wenigstens etwas!" sagte sie seufzend. „Dein Blumenkohl steht in der Ofenröhre!"

Der Dichter aber riß weit die Augen auf, nahm eifrig das Heftchen, sah, daß er wirklich wieder einen Reim gemacht hatte, und ließ sich seinen Blumenkohl nun schmecken wie kein Gericht seit langem. Denn er wußte wohl, war erst einmal der Anfang da, dann kam das andere wie von allein.

Und in der Tat! Als er nach dem Mahle nur ein kleines Weilchen auf der Bank vor dem Hause zwischen Pfingstrosen und Sonnenblumen gesessen hatte, da war auch schon die ganze erste Seite in dem geblümten Heftchen mit Reimen angefüllt, und fröhlich wie ein Knabe lief er zu seiner Frau, die in der Küche am Fenster stand und aufwusch.

Da malte sich eine mütterliche Freude auf dem Gesicht der Weisheit. Schnell trocknete sie sich die Hände ab, nahm das Heftchen, hielt es als weitsichtige Person, die alles aus einem gewissen Abstand zu betrachten gewohnt war, etwas von sich, und las mit leisem Murmeln:

„Wo kommst du her? Wo gehst du hin?
Ach, Freund, mir liegt kein Ziel im Sinn!
Die Menschheit selber hat kein Ziel,
Ihr Gang ist nur wie Tanz und Spiel —
Ein blutiger Tanz, ein böses Spiel,
Das keinem Guten je gefiel.
Doch also bleibt's in Ewigkeit,
Das Böse wechselt nur das Kleid,
Hängt andere Namen nur sich um
Und tanzt im Kreis damit herum.
Drum bleibt die Menschheit immerdar,
Und flöhen Millionen Jahr',
Doch *wo* sie war und *wie* sie war!"

Als die Weisheit zu Ende gelesen hatte, schüttelte sie sanft den Kopf, blieb für ein paar Augenblicke stumm und sagte dann: „Lieber Mann, wem machst du wohl mit so was eine Freude?"

Und als der Dichter betroffen schwieg, wurde ihr sonst so strenges Gesicht noch weicher. Und nachdenklich die arbeitsliebenden Hände faltend, sprach sie:

„Es ist übrigens auch zu hart, was du da gesagt hast. Es gibt doch wohl ein Besserwerden auf Erden. Am Ganzen kann man das nicht sehen, aber am Einzelnen. Und *wenn* man es sehen darf, dann ist es sehr rührend und schön!"

Und die Weisheit, die ja weit mehr Erfahrung hatte als ihr Mann, sah mit stillem, feuchtem Blick durch das Küchenfenster über das blühende Fuchsienstöckchen hinweg nach der Kirche, um die sie den Friedhof liegen wußte, und sprach weiter: „Ich habe wohl ein paar Menschen gekannt, die im Laufe der Jahre immer schönere, sanftere, opferwilligere Herzen bekamen, die sich immer mehr überwanden und immer mehr zum Segen wurden, so daß man gar nicht mehr an die paar Fehler denken mag, mit denen sie in der Jugend sich selber das Leben schwer gemacht. Nein, nein, es *gibt* ein Besserwerden auf Erden! Was kann die Menschheit dafür, daß die Leute sterben müssen, nachdem sie so schöne Arbeit an sich getan haben, und daß die Kinder, die statt ihrer kommen, wieder allerlei mitbringen, was überwunden werden muß? Das ist das Unglück der Menschheit, aber nicht ihre Schuld. Und darum soll man sie eher beklagen als schelten."

Und damit stand Frau Weisheit, die heute ihre milde Stunde hatte, auf, ging in die Speisekammer, kam wieder mit einem Stück Kirschkuchen, reichte es ihrem Manne als Dreingabe zu ihrer Belehrung und sagte freundlich: „Iß! Aber schlucke mir ja nicht die Kerne mit hinunter, du mein Dichter und Sorgenkind! Denn was andere Menschen vertragen können, das macht dir schon große Beschwer!"

Da ging der Dichter getröstet hinaus, setzte sich auf die grüne Bank zwischen die Pfingstrosen und Sonnenblumen, spuckte gehorsam die Kerne auf die Beete und dachte nach über die Menschheit. Und als er schon eine ganze Weile mit dem Essen fertig war und sich nur noch mit dem Denken unterhalten konnte, da kam flinken Schrittes ein hübsches, strahlendes Mädchen auf das Haus zu, ging mit munterem Gruße an ihm vorbei und verschwand in der offenen Tür. Diese junge Magd hieß Heiterkeit, und Frau Weisheit hatte sie sich für den Nachmittag als Hilfe bestellt, weil sie schwere, schmutzige Reinmachearbeit vorhatte. Es dauerte nicht lange, da hörte der Dichter den Ausklopfer drinnen lärmen, daß es eine Lust war. Dazwischen erklang von Zeit zu Zeit ein frohes Wort, oder ein Lachen flog auf wie ein Triller.

Und weil in der Heiterkeit nun einmal ein stiller Zauber steckt, der alle Menschen in ihre Nähe zieht, stand unser Dichter schließlich auf von seiner Bank, ging langsam in das Haus hinein und trat neugierig durch die geöffnete Stubentür. Da sah er die beiden Frauen dastehen in einer Wolke grauen Staubes, die aus den Möbeln aufgestiegen war.

„Ach, ihr armen Frauen!" rief er mitleidsvoll. „Was habt ihr doch für garstige Mühe und Arbeit! Warum ist doch die Welt so traurig und häßlich eingerichtet, daß immer wieder Staub auf alles fällt! Nun ist euer Leben ein ewiger Kampf gegen den Schmutz!"

Da lachte die Heiterkeit hell auf und rief vergnügt: „Ist ja gut, Herr Dichter, daß es immer wieder zu tun gibt in der Welt! Da findet man doch sein Brot dabei!" Und noch einmal lachte sie ihren Triller.

„Ach!" sprach der Dichter verdutzt. „Und ich wollte schon ein Klagelied singen auf euch arme Frauen!"

„Das wird allen Faulpelzen ein Ohrenschmaus sein!" sagte die Weisheit laut, und leise sagte sie: „Mach' dich doch nicht lächerlich vor den Leuten! Du verdirbst sie mir noch." Und um ihn aus der Wohnung loszuwerden, schickte sie ihn zurück auf seine Bank. Und wie er da nun saß und sich wunderte, bald über die anderen Menschen, bald über sich selber — da trat eine große, dunkle Wolke vor die Sonne, so daß nur noch ein

fahles, wehmütiges Licht in der Welt war. Und ein unendlich feierlicher und trauriger Gesang klang näher und immer näher heran, und als der Dichter mit großen Augen auf die Straße blickte, da sah er den Leichenzug geschritten kommen und sah den Heiland auf der Kreuzesstange langsam vorüberschwanken und sah die Kranzblumen auf dem Sarge zittern und sah die Häupter schwarzgekleideter Frauen im Schmerze sich neigen wie Gräser im Wind. Und als durch die Klänge des Liedes hindurch ein Weinen an sein Ohr drang, da kamen ihm selber die Tränen, so daß er aufstand und hilfesuchend Umschau hielt nach seiner Frau Weisheit.

„Hast du sie weinen hören?“ fragte er leise und schauernd, als er sie drinnen fand, wie sie schweigend am Fenster lehnte und dem Zuge nachsah. „Wie bitter ist doch der Tod! O Weisheit, was sagst du zu ihm?“

Da kehrte ihm die Heiterkeit, die am anderen Fenster stand, ihr kindliches Gesicht zu und sprach tröstend mit unschuldigen Augen: „Man muß doch froh sein, daß er tot ist, der arme Mann! Er hat doch gar zu viele Schmerzen gehabt.“

Die Weisheit aber strich dem Verstörten über das Haar und sprach milde: „Das ist eine schlimme Stunde für dich. Länger als andere wirst du dies Bild in dir herumzutragen haben.“

„Aber ich werde leichter daran tragen, wenn ich ein Lied darüber singen darf“, sagte der Dichter.

Und weil ihm Herz und Augen überströmten, wandte er sich ab, ging in die Tiefe des Waldes und sang in seinem Dunkel das Lied vom Tode.

Nach langen Stunden erst fand er zurück zu den Menschen. Da lag über dem Lande schon goldener Abend, und auf der Bank vor des Dichters Hause saßen Frau Weisheit und Heiterkeit, die ewig junge Magd. Und ein so friedlicher und schöner Glanz lag auf den Gesichtern der Frauen, daß er das Lied vom Tode in sich verschlossen hielt, um ihre Mienen nicht zu trüben. Mit stillem Gruße nur nahm er bei ihnen Platz. So feierten sie Seite an Seite, und ihre Ruhe ward noch holder, als liebelockende Klänge vom Nachbargarten herübergeschwebt kamen, wo sich ein junger Bursche die Sehnsucht vom Herzen herunterblies.

Doch noch bevor die langgezogene, schmachtende Weise vollendet war, brach jäh der Bläser ab; denn ein kleiner, trüber Zug kam auf der abendlichen Straße daher, und sein Anblick lähmte das drängende Verlangen und den seligen Schwung des Herzens.

Im dunklen Krankenfahrstuhl ein sieches, junges Weib mit hoffnungslosen Augen, die verzweifelten Neides voll die blühenden Frauen hinter den Zäunen der Gärten streiften! Ein freudloser Mann schob den traurigen Stuhl, neben dem reisemüde Kinder mit kränklichen, altklugen Gesichtern einhertaumelten!

Als aber die drei auf der Bank diese trüben Sommergäste vorüberziehen sahen, da stand die Heiterkeit verstohlen auf und schlich lautlos davon. Und als der Dichter nun wie hilfesuchend sein Auge auf die Weisheit wandte, siehe, da war auf ihrem Gesicht der ruhige Glanz der Zufriedenheit erloschen, und selbst in ihrem sonst so klaren Blicke stieg es dunkel empor wie heimliche, ratlose Angst. Mit einem tiefen Seufzer legte sie den Arm um ihren Mann, zog ihn aufstehend empor und führte ihn langsam in die verschwiegene Laube, wo niemand sie sehen konnte. Und hier im Dämmer legte sie seine Hände liebevoll auf ihre Brust und bat ihn mit schmerzlicher, beschwörender Stimme:

„Mein Dichter,“ bat sie, „mein Sorgenkind! Laß dir raten und folge mir! Siehe, du mußt klagen, wenn dein Herz voll ist, du kannst nicht anders, ich weiß es wohl. Klage, klage — von allem Leide der Erde, nur von dem Einen nicht! Klage vom Leide der Liebe, und gern wird man dir lauschen, denn selbst das Leid der Liebe noch hat seine Schönheit. Klage, daß die Welt ohne Sinn sei und ihr Geschehnis ohne Ziel, und niemand wird an deinem Lied zerbrechen. Denn siehe, es hat ein jeder sein eigenes, kleines Ziel, das seinem Leben Sinn gibt, und das ihn mehr bewegt als aller Zweck der Welt! Klage vom Tode, mein Dichter, wenn dein Herz von ihm voll ist. Selbst dieses dunkle Lied, sie werden es ertragen. Wenn sie am offenen Grabe stehen, dann wirst du ihrem Schmerz das Wort verleihen, und es wird ihnen Balsam sein und Trost. Und wenn des Lebens Wirbel sie wieder faßt und mit sich reißt, dann wird das Lied der Arbeit deine Klage übertönen, so daß ihre Seele nicht von Trauer kann überwältigt werden.

Klage, mein Dichter, klage von allem — nur von dem Einen nicht! Niemals, niemals klage vom Siechtum, oder du schüttest die Herzen voll Angst. Von allen Leiden der Erde ist dies das dunkelste, weil es das Licht der Arbeit aus der Hand schlägt, dem, der sein Opfer wird. Darum graut vor ihm auch dem Tapfersten, darum fürchtet sich vor ihm auch der Furchtlose, der keine Gefahr des Lebens scheut. Denn was ist der ganze Tod gegen den halben!“

So sprach die Weisheit. Und schwieg.

Aber da kam es hereingezogen in das Dämmer der Laube, schmachtend und drangvoll, das Lied des Verlangens, das drüben der Bläser von neuem begann.

„Hörst du die Liebe?“ fragte der Dichter leise. „Den dunkelsten Schrecken der Erde hat sie gesehen, und schon hat sie ihn überwunden. Schon hat sie den Schauer besiegt, und unbeirrt greift sie in ihrer gewaltigen Sehnsucht nach der Wonne der Welt wie zuvor.“

„Seltsam!“ sprach die Weisheit. Aber der Dichter nahm sanft ihre Hand, und schmeichelnd zog er die Gattin nieder auf die verschwiegene Bank. Lange ruhten sie dort, und der Himmel, an dem der goldene Glanz erloschen war, tönte sich tiefer und tiefer, und die Sterne begannen zu funkeln. Und empor zu den Sternen stieg unermüdlich, stieg überströmend das Lied der Liebe.

Für die Frauenwelt.

Für die Kurpromenade. Hat man sich endgültig entschieden, einen Badeort als Reiseziel aufzusuchen, so muß man sich sorgfältig vorbereiten. Das Leben spielt sich selbstverständlich zu einem Teil in den Hotels, zum anderen auf der Kurpromenade ab. Wie großzügig auch ein solcher Ort angelegt sein mag, das Terrain, auf dem sich das gesellschaftliche Leben abrollt, ist immerhin beschränkt. Naturgemäß wendet sich aus diesem Grunde das Interesse sehr stark der Kleidung zu. Man verbringt mit Beobachten in angenehmer Weise einen Teil der Zeit, und durch andere angeregt, will man nicht zurückstehen. Gute Kleidung hebt die Stimmung. Es ist stets ein unsympathisches Gefühl, unmodern oder nicht der Zeit und Gelegenheit entsprechend gekleidet zu sein, bewegt man sich unter Menschen, deren soigniertes Aussehen Interesse für Dinge der äußeren Kultur bekundet. Man muß sich klar sein, ob man sich an einem Badeort vollkommen in die Einsamkeit zurückzieht, oder ob man sich durch Teilnahme an dem allgemeinen Betriebe zerstreuen will. Es bleibt jedem unbenommen, seinen Becher heilenden Wassers zu nehmen und sich dann in stille Alleen zurückzuziehen, sich zu weniger belebten Stunden in den Badehäusern einzufinden. Im allgemeinen jedoch haben die meisten Menschen den Wunsch, in den Wochen der Erholung auch die Stimmung durch abwechslungsreiche Eindrücke zu heben. Die Geselligkeit in den Badeorten ist meist auf einen harmlos-anspruchslosen Ton gestimmt, so daß es eine selbstverständliche Erscheinung bedeutet, sich besonders viel mit Kleidung zu befassen. Will man gerecht und aufrichtig sein, so muß man zugeben, daß hübsch aussehende und gut gekleidete Menschen für die Promenade eines Kurortes ebenso notwendig sind wie die blühenden Blumen, mit denen man in abwechslungsreicher Pracht die Beete schmückt. Während für den frühen Morgen und den Vormittag allgemein der beliebte Sportstil gepflegt wird, für den es eine Fülle hübscher Anregungen gibt, sieht man am Nachmittag auf den Promenaden, die meist mit einem Fünfuhrtee enden, sehr hübsche und elegante Kleider. Neben dem immer gut aussehenden hellfarbigen Kostüm liebt man in diesem Jahre besonders Crêpe Georgette, Crêpe marocain und Crêpe de Chine, ein Beweis für die Vorliebe weich fließender, schmiegsamer Gewebe. In den Farben wird nur geringe Zurückhaltung geübt. Neben Weiß und Weiß-Schwarz, das in diesem Sommer wiederum stark begünstigt wird, schätzt man leuchtende Nuancen, vor allem brennendes Kirschrot, sowie alle roten Schattierungen, hinüberspielend in einen matten lachsfarbenen Ton. Auch Gelb wird sehr gern getragen, daneben Blau und der aparte, grünlichgelb schimmernde Ton der Lindenblüte. Die Länge der Röcke ist vollkommen ungleich. Man sieht ziemlich kurze Kleider, dann wiederum Kleider, die fast den Boden berühren. Sehr apart und elegant ist das mattweiße Glasbatistkleid mit leuchtend farbigen Stickereien, die den Rock in außerordentlich origineller Weise beleben. Ein kräftiges Gelb überstrahlt alle übrigen in der Stickerei vertretenen Farben. Wiederum hat man sich entschlossen, den Kragen aus Crêpe marocain und die Aufschläge der Ärmel in demselben gelblichen Ton zu halten. Die vordere Partie des Kleides ist zu kleinen Fältchen geordnet, während eine breite Schärpe, seitlich geknotet, um die Hüften geschlungen ist. Mit dem Kleide harmoniert der Hut aus Glasbatist, über dessen Rand eine feine Stickerei herabhängt, in der die gleichen Farben, die am Kleide vertreten, sich wiederholen. Dieses Kleid bietet mancherlei Anregung und ist ein Beweis für die außerordentlich große Vorliebe, die augenblicklich diesem sommerlichen und empfindsamen Material gezollt wird. Glasbatist steht im Brennpunkt des Interesses. Es wird in allen lebhaften Farben getragen, teils mit Stickerei verziert, teils durch Hohlnähte verschönt. Zu diesen Kleidern gehören stets Hüte aus dem gleichen Material, die in der kompliziertesten Weise hergestellt werden. Diese Hüte zeigen fabelhafte Handtechnik, denn man begnügt sich nicht damit, sie auf schlichte Weise zu arbeiten, sondern legt besonderen Wert darauf, ihnen eine möglichst differenzierte Arbeit zuteil werden zu lassen. Vielfach sind diese Hüte ganz und gar aus kleinen Blättchen zusammengesetzt, oder feine Glasbatiststreifen werden ineinandergeflochten; dann wiederum sieht man drei bis vier Streifen dieses duftigen Materials leicht gewellt übereinandergeschichtet, kurzum, man findet eine Menge Möglichkeiten, diese Entwürfe abwechslungsreich zu gestalten. Neben Glasbatist interessiert man sich sehr für Foulard, und zwar sind es nicht nur bescheidene Muster, mit denen man sich beschäftigt, sondern man liebt es, ausdrucksvolle Zeichnungen zu verwenden. Ein interessantes Kleid dieser Richtung zeigt das gestreifte Foulardkleid mit den weiten Chiffonärmeln, die am Handgelenk wieder zusammengenommen sind. Die Streifen sind rot-weiß, die Ärmel bestehen aus dunkelrotem Chiffon, dazu wird ein großer, weißer Hut und ein roter, sehr hübscher Sonnenschirm getragen. Sonnenschirmen wendet man in diesem Jahre ganz besonderes Augenmerk zu. Es gibt eine reiche Fülle aparter Neuheiten auf dieser Linie. Die Stöcke sind kurz und dick, während die Dächer neue Formen zeigen. Sehr originell ist es, wenn die rund gespannten Sonnenschirme sich nach dem Stock hin wieder vertiefen. Andere Sonnendächer sind vollkommen glatt in japanischem Stil, dann wiederum sieht man übertrieben große Kuppelformen. Die meisten Schirme sind mit plissierten Volants umsäumt; dann sieht man Ränder, die aus Sternchen bestehen und aus dem gleichen Material hergestellt sind. Man liebt es auch, den Rand mit feinen Lederstreifchen einzufassen oder duftige Chiffonschirme mit Straußfederrüschen zu versehen. Kurzum, man verwendet für die Ausgestaltung dieser Schirme, die zur farbigen Belebung des Anzuges recht viel beitragen, außerordentliches Interesse. Auf den Promenaden der Kurorte wird man viele hübsche und kesche Sonnenschirme sehen, die ob ihrer Originalität geschätzt werden. O. A.

Fieber bei Kindern. Zahlreiche Erkrankungen des Kindesalters gehen mit einer Erhöhung der Körpertemperatur, mit Fieber, einher. Der Verdacht auf Bestehen von Fieber wird rege, wenn das Kind sich heißer anfühlt als sonst, was man namentlich an der Stirn, am Mund und an den Händen fühlen kann. Die Mutter wird aufmerksam werden, wenn das Kind einen geröteten Kopf hat oder glänzende („fiebrige“) Augen zeigt, und wenn es sonst Zeichen von Unbehagen,

Appetitlosigkeit usw. bemerken läßt. Manche Mutter hat ein untrüglich feines Gefühl für ganz geringe Änderungen im Befinden ihres Kindes, zu einer Zeit, wo sonst noch niemandem in der Umgebung etwas Abnormes auffällt. Aber in Wirklichkeit gibt es nur ein einziges sicheres Zeichen, das Aufschluß über Vorhandensein und Höhe des Fiebers gewährt: das ist die Messung mit einem zuverlässigen Fieberthermometer. Auch der Arzt, auch die erfahrene Mutter kann sich nicht mit Sicherheit auf das Gefühl verlassen, sondern sie erfahren nur mit Hilfe des Fieberthermometers Sicheres. Im Zweifelsfall wird man also das Kind stets messen — ein Fieberthermometer gehört in jeden Haushalt — und wird dadurch auch dem eintreffenden Arzt gleich einen wichtigen, zeitsparenden Hinweis geben können. Die Messung in der Achselhöhle erfüllt beim Erwachsenen und beim vernünftigen Kind vollkommen ihren Zweck. Beim kleinen Kind, namentlich beim Säugling, ist die Temperaturmessung im Darm vorzunehmen. Nachdem die Quecksilbersäule durch energische Schleuderbewegung ganz heruntergeschleudert worden ist, wird das etwas mit Salbe eingefettete Thermometer langsam und vorsichtig in den Darm eingeführt. Das Kind, das auf die rechte Seite gelegt worden ist — denn so kann der die Temperatur Feststellende selbst am besten mit seiner rechten Hand tätig sein — wird zweckmäßigerweise von einer anderen Person festgehalten. Wenn es auch im Augenblick der Einführung vielleicht etwas zuckt, so ist es doch bei Ruhighaltung des Thermometers sofort still. Durch Ablenkung mit einem Spielzeug vergißt es fast immer augenblicklich die rasch vorübergegangene Unannehmlichkeit. Nach zwei bis fünf Minuten, in der Achselhöhle nach acht bis zehn Minuten, ist die Messung vollendet. In der Achselhöhle ist die Temperatur bis zu 37,2 Grad Celsius als normal anzusehen: Was darüber ist, das ist erhöhte Temperatur, und etwa von 38 Grad an wird man vom Vorhandensein von Fieber sprechen können. Im Darm ist, worauf bei der Beurteilung sehr zu achten ist, die Temperatur um ein halbes Grad, also 0,5 Grad, höher. Wenn man dem Arzt Mitteilung von der Messung macht, ist darum genau anzugeben, wo sie stattgefunden hat. Zu beachten ist auch der Zeitpunkt der Messung: die normalen Temperaturen zwischen der Morgen- und Abendzeit können fast um ein Grad schwanken. — Im übrigen ist zu beachten, daß der Grad des Fiebers allein noch kein Maßstab für die Gefährlichkeit einer Krankheit ist. Je kräftiger der Körper sich gegen die Krankheit wehrt, um so höher ist oft, namentlich bei Kindern, in kürzester Zeit das Fieber. Bei manchen Krankheiten ist gerade hohes Fieber als günstiges Zeichen für eine voraussichtlich rasche Überwindung des Krankheitsprozesses anzusehen. Durch hohes Fieber des Kindes allein darf sich also die Mutter durchaus nicht aus der Fassung bringen lassen. Dr. W. Schweisheimer.

Aus Wissenschaft und Technik.

Über die Schätzung des Alters bei Pflanze, Tier und Mensch. So häufig man die Frage hört: „Wie alt schätzen Sie mich?", so wenig ist bisher in wissenschaftlicher Beziehung darüber mitgeteilt worden. Daher ist es mit Freude zu begrüßen, daß es der Direktor der medizinischen Klinik in Erlangen, Ludwig Robert Müller, unternommen hat, dieser Frage auf Grund eines reichen Beobachtungsmaterials näher zu treten. Er hat sie in einer auch für Laien recht verständlichen Form in einer akademischen Antrittsrede vorgetragen (Verlag J. Springer, Berlin). Der Forstmann ist insofern dem Arzte über, als er aus dem Querschnitt des gefällten Baumes an der Zahl der Jahresringe das Alter wirklich abzählen kann, während das dem Arzte aus dem Leichenbefund nicht möglich ist. Er muß sich auf die Altersschätzung beschränken, wie es auch der Botaniker bei dem Anblick alter Bäume tun muß. Im Reich der Tiere kann man z. B an der Muschel ebenfalls Jahresringe feststellen, die einer bestimmten Wachstumsperiode entsprechen. Viel zuverlässiger ist der Anhaltspunkt für die Feststellung des Alters an den Krucken der Gemse. In ähnlicher Weise kann man an den Kuhhörnern aus der Anzahl der Hornringe nicht nur die Zahl der zur Welt gebrachten Kälber, sondern auch das Alter des Muttertieres ablesen. Derartige Hilfsmittel stehen uns bei der Altersbestimmung des Menschen leider nicht zur Verfügung. Indes liefern die Messung der Körpergröße und der Durchbruch des ersten und zweiten Gebisses — allerdings nur bis zum Abschluß des Wachstums, also etwa bis zum 22. bis 24. Jahre — brauchbare Zahlen für die Bestimmung des Alters. Sind das Längenwachstum und die Zahnentwicklung erst zum Abschluß gelangt, so erlauben die bessere Ausbildung der Körpermuskulatur und besonders die Entwicklung des Fettpolsters Schlüsse auf das betreffende Lebensalter. Dabei handelt es sich besonders um die Art der Fettverteilung. So sind wir manchmal schon imstande, aus dem Fettschwund an den seitlichen Teilen der Wange oder aus der Andeutung eines Doppelkinnes oder aus einem feisten Nacken oder aus den Konturen eines feisten Bäuchleins Schlüsse zu ziehen. Bei der Betrachtung der Haut interessiert mit zunehmendem Alter ihre allmählich nachlassende Spannung, die zu Falten- und Runzelbildung führt. Veranlagung, Vererbung und Rasse sowie Beruf des zu Schätzenden spielen eine Rolle, die nicht unterschätzt werden darf. Die sog. „Krähenfüße" — die feinen Fältchen, die von den Schläfen nach dem äußeren Augenwinkel ziehen — sowie die tiefen Nasenmundfalten bilden sich z. B. um die 30er Jahre aus, während die Faltenbildung in der Umgegend des Auges und an der Nasenwurzel mit den 40er Jahren auftritt. Stärkere häutige Längsfalten, die von dem Kinn nach dem Schlüsselbein ziehen, zeigen an, daß das 50. Jahr überschritten ist. In den 60er Jahren entwickeln sich dann häufig tiefe Furchen im Nacken. Ein viel weniger zuverlässiges Zeichen für die Altersschätzung ist die Abnahme des Pigmentgehaltes der Haare. Denn manche Menschen beginnen schon Ende der 20er Jahre zu ergrauen, während andere bis ins hohe Alter die Farbe ihrer Haare unverändert behalten. Auch der sogenannte Greisenbogen an der Hornhaut des Auges, der meistens mit den 60er Jahren entsteht, kann auch früher in die Erscheinung treten und liefert auch kein sicheres Zeichen der Altersschätzung. An dem Zustand der Hände kann man zwar nicht das Schicksal voraussagen, wie die Chiromantie es noch heute glauben machen will, aber aus dem Aussehen der Hohlhand und den in ihr befindlichen Schwielen läßt sich doch ein Urteil fällen, was sie bei schwer körperlich Arbeitenden geleistet hat. Daß trotz dieser zahlreichen Hinweise — von denen hier nur einige genannt werden konnten — nicht nur dem Laien, sondern auch dem Arzte Fehlerquellen bei der Schätzung des Lebensalters unterlaufen, liegt einmal darin begründet, daß sich die verschiedenen menschlichen Organe durchaus nicht immer in der gleichen Zeitfolge entwickeln, und daß andererseits diese in ganz verschiedener Reihenfolge und in ganz verschiedenem Tempo altern. In kranken Tagen erwachsen dem Arzte noch dadurch Schwierigkeiten, daß damit die Beurteilung verknüpft ist, wieviel von dem vorzeitigen Verfall des Kranken auf Kosten des Alterns und wieviel auf Kosten der Krankheit zu setzen ist. Am wenigsten dürfen sich die Ärzte durch beabsichtigte Täuschungen beeinflussen lassen, die Müller in den Worten zusammenfaßt: „So werden wir kaum Gefahr laufen, eine alte Kokette oder einen alten Geden für jünger zu halten, als sie in Wirklichkeit sind." Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

Neuere Behandlung der Paralyse. Die Behandlung der progressiven Paralyse oder fortschreitenden Gehirnerweichung hat auch nach Erkennung des Wesens der Krankheit keine entscheidenden Fortschritte gemacht. Es wird wohl durch geeignete Behandlungsmethoden Besserung, meistens vorübergehender Natur, einzelner Symptome erzielt, im allgemeinen ist es aber nicht gelungen, den Verlauf der Erkrankung durch Einwirkung auf ihren Sitz, das Gehirn, in günstiger Richtung auf die Dauer zu beeinflussen. Neuerdings werden nun neben spezifischer antiluetischer Behandlung in zum Teil erfolgreicher Weise Behandlungsmethoden angewandt, die auf neuen Gedankenwegen zu ganz alten Heilmethoden zurückführen. Es handelt sich dabei um die Benutzung des Prinzips des Heilfiebers, das auch sonst in der neueren Therapie eine bedeutungsvolle Rolle zu spielen beginnt. (Vgl. Schweisheimer, „Heil-

(Fortsetzung auf Seite 599.)

Gloria Film Rio de Janeiro

Rua Theophilo Ottoni 21 :: Telegramm-Adresse: Rombauer

Vertreten in Berlin durch Rombauer & Co., G. m. b. H., Friedrichstrasse 233

Telegramm-Adresse: Copacabana :: Telephon: Kurfürst 6459.



Cine Palais, Avenida Rio Branco.

Einzige Firma, die in Deutschland direkt einkauft und über ein eigenes Uraufführungstheater verfügt. Sämtliche Filme, die wir kaufen, werden daher auch in ganz Brasilien bekannt und bekommen dadurch einen Namen.



Wartesaal im Cine Palais.

Os maiores importadores e exhibidores das melhores producções allemães no Brasil cujas estrellas são universalmente conhecidas como: Pola Negri, Mia May, Lotte Neumann, Eva May, Iça Lenkeffy, Lil Dagover, Carolla Toelle, Lucy Doraine, Grete Haid, Mady Christians, Henny Porten, Ossi Oswalda, Magda Sonya, Aud Edga Nissen, Daisy Desni.

Correio da Manhã

Director RAYMUNDO SILVA

Proprietario Edmundo Bittencourt

Endereço telegraphico – „CORREOMANHA"
Impresso em papel de HOLMBERG BECH & Ca. – Stockholmo e Rio

TELEPHONES
Director, 1558, C.–Red. 5698, C.–Administração, 32 Centro

Rio de Janeiro, 2. Januar 1922

Die Theater- und Kinozensur im Jahre 1921:

Während des Jahres 1921 wurden 1295 kinematographische Films zensuriert, welche 139 verschiedenen Fabriken gehörten. Unter den Importeuren und Kinobesitzern nahmen Teil mit: 366 Films die Agencia Universal, 249 Films die Paramount Artcraft, 157 Films die Foxfilm, **107 Films die Herren Rombauer & Cia. u. s. w.**

Was die Meterzahl der Films, die zensuriert wurden, anbetrifft, gehörten: 409,500 Meter der Universal, 250, 166 Meter der Paramount Artcraft, **190, 164 Meter den Herren Rombauer & Cia.,** 165, 105 Meter der Foxfilm usw.

Rio de Janeiro, 4. Januar 1922

Herr Dr. Roberto Eichbarne, der Filmzensor der Polizei, bestätigt und konstatiert in seinem Jahresbericht, daß nach den amerikanischen Fabriken, welche in Rio de Janeiro eigene Filialen unterhalten, **unter den Film-Importeuren Brasiliens den ersten Platz im Jahre 1921 die Herren Rombauer & Cia einnehmen.** — Denn sie importierten im Jahre 1921 **die größte Quantität** und **die größte Auswahl von Films,** und versichern in diesem Jahre eine noch größere und abwechslungsreichere Produktion. — Alle Films von Pola Negri und Lotte Neumann, die beiden notablen Künstlerinnen, gehören ausschließlich der Fa. Rombauer & Cia.



Cina Theatro America Praça Säens Penna.



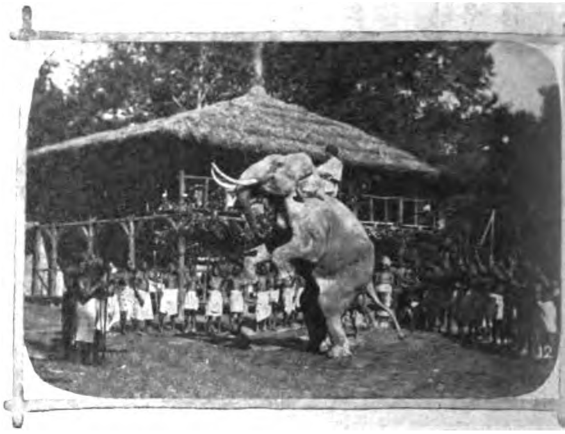
Cine Theatro Americano Rua Copacabana.

Raubtierfilme.

Von JOHN HAGENBECK, Direktor der John Hagenbeck-Film A.-G., Berlin.



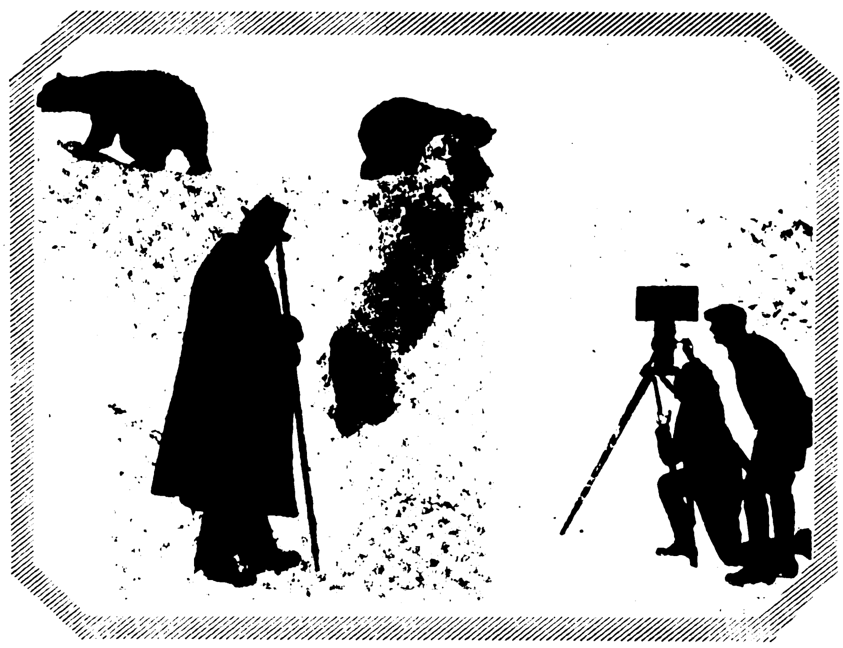
Kinder und Tiere, die beste Filmbesetzung. „Allein im Urwald". Photo: Hagenbeck Film.



Jumbo gibt eine Vorstellung vor dem Farmerhaus. „Allein im Urwald". Photo: Hagenbeck Film.

Es wäre mir unmöglich, mir mein Leben ohne engen Zusammenhang mit Tieren zu denken. Meine frühesten Kindheitserinnerungen sind die an unser altes Tiergeschäft in St. Pauli, an den Tierpark am Neuen Pferdemarkt. Meine ersten Fahrten ins Ausland galten der Herbeischaffung von Tieren fremder Zonen. Während all meiner Reisen durch die ganze Welt mit Schaustellungen und Zirkus, während meines jahrzehntelangen Aufenthaltes in Indien sind immer Tiere um mich gewesen, und der Stellinger Tierpark war für mich immer nur eine Zusammenfassung vieler Einzelerinnerungen. Wenn man, wie mein Bruder Carl und ich, in jahrelangem engen Konnex mit Tieren gestanden hat, müßte man ein Rohling sein, wenn man nicht nach und nach das Tier liebgewinnt.

Als ich mich, durch den Krieg aus dem indischen Paradies Ceylon vertrieben, dem neuesten Zweig der „Schaustellung", dem Film, zuwandte, war es für mich eine Selbstverständlichkeit, daß in den unter meiner Leitung hergestellten Filmen das Tier eine wesentliche Rolle zu spielen hat. Das war nicht ganz leicht, denn abgesehen davon, daß einmal in Deutschland ein Regisseur eine schläfrige Schlange oder einen müden Löwen verwandte, stand man hier der Technik des Tierfilms noch fremd gegenüber. Ich kann mich noch besinnen, als wir die erste Szene mit Löwen drehten, und der Aufnahmeleiter genau, als hätte er nur mit zweibeinigen Schauspielern zu tun, kommandierte „Aufnahme los, die Löwen haben von links ins Bild einzutreten!" Welch erstauntes Gesicht machte er, als die Löwen erst gar nicht und schließlich gerade von rechts vor das Objektiv traten. Sofort wurde nach dem Dresseur gerufen, der die unbotmäßigen Darsteller mit der Peitsche an ihre Pflicht erinnern sollte. Natürlich hatte dies keinen Erfolg, denn genau wie beim Menschen ist es auch beim Tier: Nur mit liebevollem Eingehen auf die Eigenheiten ist das aus dem Darsteller herauszuholen, was man haben will. Viel Geduld erfordert es allerdings und unendlich schwer ist es, dem Tier begreiflich zu machen, was es tun soll. Bei manchen Tieren, z. B. bei den Elefanten, ist oft ein direktes Eingehen auf die Wünsche des Vorführenden zu verspüren. Andere Tiere sind auch hierin weniger entgegenkommend und innerhalb einer bestimmten Tierrasse gibt es eben auch wie bei den Menschen — kluge und — minder begabte.



Mit meinem Operateur Mutz Greenbaum bei einer der gefährlichsten Aufnahmen zur: „Weißen Wüste". Photo: Hagenbeck Film.



Der kleine Meister Petz spielt die erste Heldenrolle seines Lebens im neuesten Film: „Die weiße Wüste". Photo: Hagenbeck Film.



Nora Swinburne bei den Aufnahmen zu „Allein im Urwald" in einer gefahrvollen Situation. Photo: Hagenbeck Film.

Man muß, wenn man das Tier zu Filmaufnahmen verwenden will, eingehen auf seine Eigenheiten, dazu ist vor allen Dingen nötig, daß man auch vor dem „blutdürstigsten" Raubtier keine Angst zeigt, daß man mit ihm nicht nur par distance, durch das Gitter, verkehrt. Natürlich hatte ich bei den Herren meines Aufnahmestabes hierin Schwierigkeiten, die ich dadurch nur überwinden konnte, daß ich selbst an die Tiere heranging. Dieses Vorgehen soll natürlich nicht zur Tollkühnheit ausarten. Außerdem muß von Fall zu Fall erwogen werden, wie weit gerade einem bestimmten Tier zu trauen ist. Wenn man aber der „Bestie" einen Rahmen schafft, in dem sie sich wohl fühlt, so wird sie sich darin natürlich und darum in bildmäßig sehr glücklicher Weise bewegen.

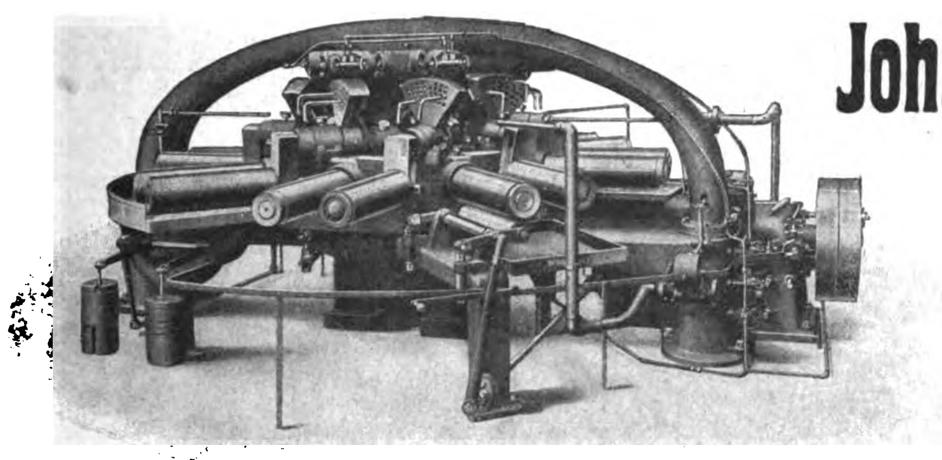
Gerade bei den Aufnahmen zu dem letzthergestellten Film „Die weiße Wüste" waren die Eisbären zum Schluß kaum zu bewegen, aus der ihnen lieb gewordenen Umgebung, aus den Schnee- und Eisfelsen, die sie, von Natur aus gern spielend, als Rutschbahn benutzten, herauszubringen. Diese Aufnahme hat mir, da man bekanntlich beim Film immer wieder zulernt, neue Perspektiven eröffnet. Aber alle kulminieren in dem einen Punkt: Liebevoll eingehen auf die Eigenheiten des Tieres, ihm eine Umgebung schaffen, in der es sich natürlich geben kann, dann zeigt der Film das was wir wollen: Das Tier in seinem natürlichen Wesen, in seinen angeborenen Instinkten.



Eine gefleckte Hyäne benimmt sich während der Aufnahmen unbotmäßig. Photo: Hagenbeck Film.



Mein „Alter" — der männliche Star unsres Films: „Allein im Urwald". Photo: Hagenbeck Film.



Joh. Kleinewefers Söhne

Maschinenfabrik

Crefeld

(Rheinland).

ABC Code 5th Edition. Telegramme: Kalander, Crefeld.

Kleinewefers Revolver-Merzerisiermaschine — Kleinewefers Revolving mercerisation machine — Machina-revolver de mercerisação Kleinewefers.

SPEZIALITÄTEN:

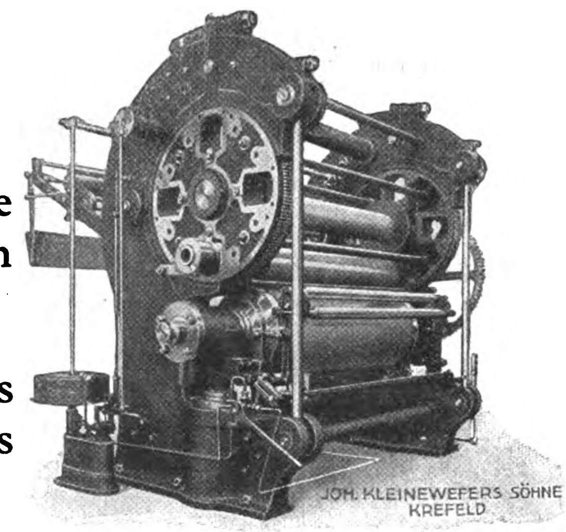
Textil- und Papierkalander jeglicher Art und Grösse
Hydraulische Mangeln / Garn-Merzerisiermaschinen

SPECIALTIES:

Textile and paper calenders of all sorts and sizes
Hydraulic mangles / Yarn mercerisation machines

ESPECIALIDADES:

Calandras textis e para papel de toda classe e tamanho
Cylindros de repassar hydraulicos / Machinas para mercerisar o fiado



Kleinewefers Revolver-Seidenfinish-Kalander
Kleinewefers silk finishing revolving calender
Calandra-revolver de refinar a seda Kleinewefers

Maschinenfabrik H. KRANTZ Aachen 21 Rheinland

Für Wollwäschereien:
Entschweißungs-, Wasch-, Trocken- und Karbonisier-Maschinen, Wollöffner, Karbonisier- und Krempelwölfe

Für Appreturen:
Tuch-Trocken- und Karbonisier-Maschinen, elektro-hydraulische Spanpressen, hydraulische Muldenpressen, hydraulische Tafel-Dekatier-Maschinen

Färberei-Maschinen
für **Kreuzspulen** im Scheibensystem „Spindellos" (D. R. P.), **Stranggarn** im **Reitersystem** (D. R. P.), Kopse und Kettbäume

Bleicherei-Anlagen
für **alle** Garne und Kettbäume

Pendel-Zentrifugen
ohne halbgeschränkten Riemen, ohne Grube, ohne Podest
Alle Maschinen werden reihenweise in neuzeitlicher Bauart hergestellt! Große Ersparnisse an Dampf, Kraft, Öl und Arbeitslohn!

For wool washers:
Disyolking-, washing-, drying- and carbonizing-machines, wool openers, carbonizing-and card-willows

For finishers:
Cloth-drying- and carbonizing-machines, hydraulic paper presses, heated by electricity, hydraulic rotary presses, hydraulic flat lustering (decatizing) machines

Dyeing machines
for cheeses in discs system without spindles (Patent), hanks in riding system (Patent), cops, warp on beams

Bleaching plants
for all kind of yarns and beams

Hydro-Extractors
oscillating suspended without half cross belt, no pit no platform needed
All machines are made in series of modern construction! Great saving in steam, power, oil and wages!

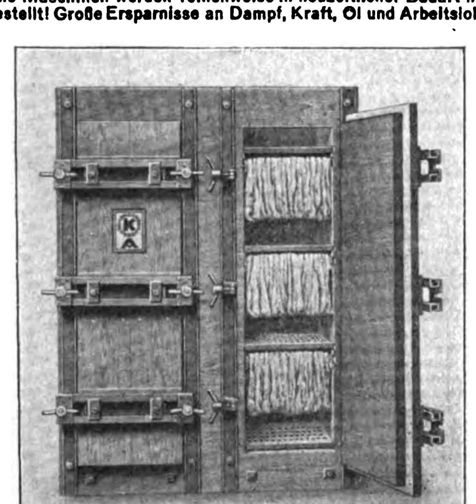
Para lavadeiros de lã:
Machinas para extractar o suor da lã, machinas para lavar, seccar, carbonizar e abrir a lã, lobos para cardar e misturar a lã, lobos para bater a lã carbonizada.

Para aprestos:
Machinas para carbonizar e seccar os pannos. Prensas hydraulicas electricas. Prensas cylindricas. Machinas hydraulicas para decatir os pannos

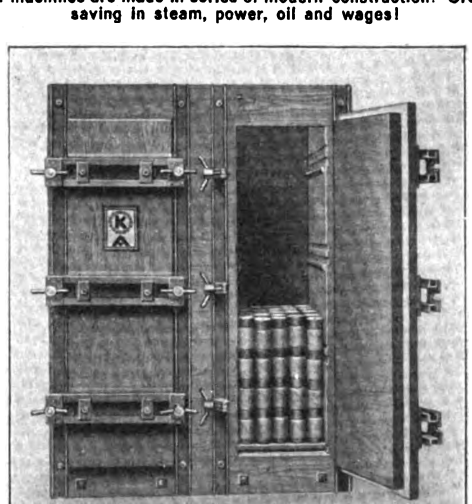
Machinas para tinturarias:
machinas para tingir bobinas cruzadas empilhadas em discos sem fusos (Patente), fios em meadas suspendidas dobradas sobre bastões (Patente), canilhas, liços enrolados em cylindros.

Installações de branqueio:
para todas formas de fios

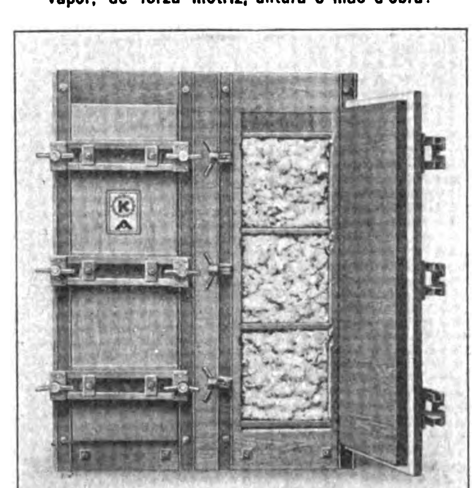
Centrifugas suspendidas
sem correia semi-cruzada, sem fosso e sem pedestal
Construcção moderna em serie. Economia consideravel de vapor, de forza motriz, untura e mão d'obra!



Universal-Wollfärbeapparat für Stranggarn, Kreuzspulen und lose Wolle.



Universal Wool Dyeing-Apparatus for dyeing hanks, cheeses and loose material.



Machina Universale para tingir fios em meadas, bobinas cruzadas e lã em flocos.



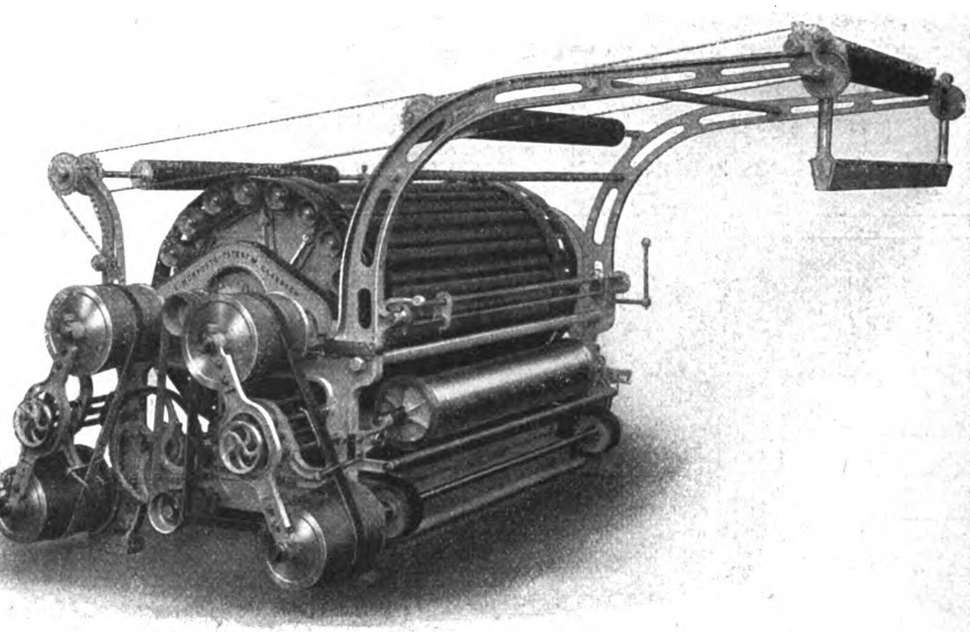
Fabrikansicht der Firma A. Monforts, M.-Gladbach.

A. Monforts, Maschinenfabrik, M.-Gladbach (Rheinland)

Unter den zahlreichen deutschen Fabriken der Textilmaschinenindustrie und insbesondere auf dem Gebiete der Textilausrüstungsmaschinen nimmt die überall im In- und Auslande, einschließlich der Übersee-Länder rühmlichst bekannte Textilmaschinenfabrik A. Monforts einen Platz in vorderster Reihe ein. Gegründet im Jahre 1884 und aus kleinen Anfängen hervorgegangen, zählt die Firma heute, nach Inbetriebnahme der während der letzten Jahre errichteten und mit den neuesten, rationellsten Betriebseinrichtungen und den modernsten Werkzeugmaschinen, teils eigener patentierter Konstruktion, ausgestatteten neuen Werke mit zu den modernsten und leistungsfähigsten Maschinenfabriken Deutschlands. Das gilt nicht nur von der Maschinenfabrik, sondern auch von der der letzteren angegliederten und vor einigen Jahren bedeutend vergrößerten Eisengießerei. Auch letztere ist auf Grund der neuesten praktischen Erfahrungen auf dem Gebiete des Gießereiwesens mit den modernsten hydraulischen Formmaschinen und allen sonstigen modernen Arbeitsmethoden der Neuzeit ausgestattet und gilt überall in Fachkreisen als mustergültiger Betrieb. Ein der Gießerei angeschlossenes chem.-physikalisches Laboratorium verbürgt eine gleichmäßige und für die besonderen Zwecke der Firma bestgeeignete Zusammensetzung des Gusses. Maschinenfabrik und Eisengießerei bedecken in ihrer heutigen Ausführung ca. 22000 Quadratmeter bebauter Fläche. Beide Betriebe beschäftigen etwa 550 Arbeiter und Angestellte.

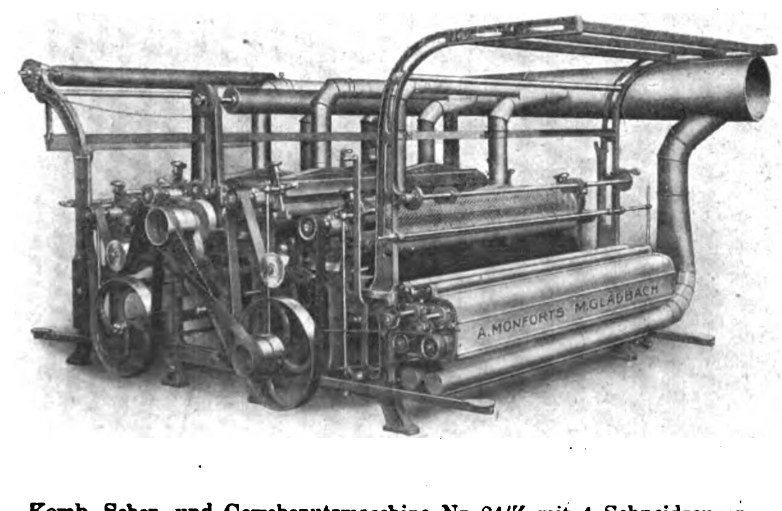
Für das soziale Verständnis der Firma ihren Arbeitern und Angestellten gegenüber zeugen die mustergültigen Einrichtungen der Wasch- und Speiseräume, Bade-Einrichtungen usw.

Das Hauptarbeitsfeld der Firma liegt auf dem Gebiete des Appreturmaschinenbaues, und zwar umfassend alle Maschinen für die Ausrüstung, Veredlung und Aufmachung von Baumwoll-, Leinen-, Jute-, Seiden- und Sammetgeweben. Eine Hauptspezialität der Firma bildete von jeher der Bau von Rauhmaschinen, die den Namen Monforts in alle Länder getragen und den Weltruf der Firma hauptsächlich mitbegründet haben. Geradezu bahnbrechend wirkte die Firma auf diesem Gebiete durch den Bau der Kugellager-Rauhmaschine, die heute unbestritten als die beste und leistungsfähigste Rauhmaschine gilt. Rund 1500 von der Firma Monforts während der letzten zwölf Jahre gelieferte Kugellager-Rauhmaschinen legen heute Zeugnis ab von der Überlegenheit dieser Konstruktion. Außer den Rauhmaschinen erfreuen sich auch die übrigen maschinellen Erzeugnisse der Firma, so insbesondere Bürstmaschinen, Schermaschinen, kombinierte Scher- und Gewebeputzmaschinen, Schmirgelmaschinen, Bürst- und Dekatiermaschinen, Meß- und Aufmachungsmaschinen in vielfacher Kombination, infolge ihrer peinlich sauberen, wohldurchdachten Präzisions-Ausführung und ihrer unübertroffenen Leistungsfähigkeit überall im In- und Auslande größter Wertschätzung, und der Weltruf der Firma Monforts ist hauptsächlich begründet auf die vorerwähnten Eigenschaften ihrer Erzeugnisse. Zahlreiche eigene in- und ausländische Patente zeugen von dem Schaffensdrang und der bahnbrechenden Tätigkeit der Firma auf dem Gebiete des Appreturmaschinenbaues.

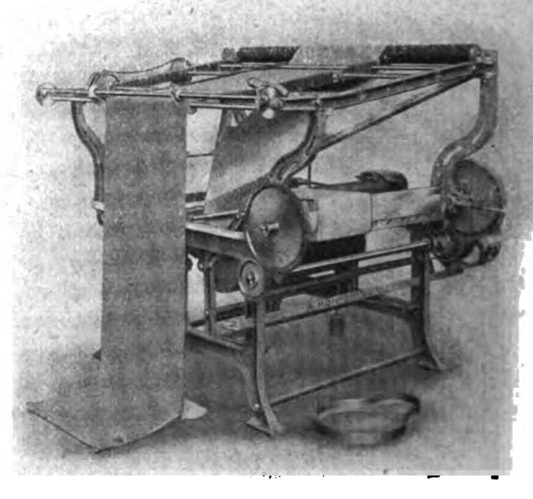


36-walzige Kugellager-Rauhmaschine.

Die hier abgebildeten Maschinen veranschaulichen einige Modelle der von der Firma Monforts hauptsächlich gebauten Maschinengattungen. Mit ausführlichen Angeboten steht die Firma, die in Brasilien durch die Firma Lodovico Lazzati in São Paulo, Rua Florencio de Abreu 158, vertreten ist, Interessenten jederzeit gern zu Diensten.



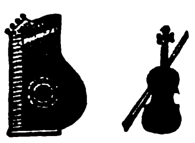
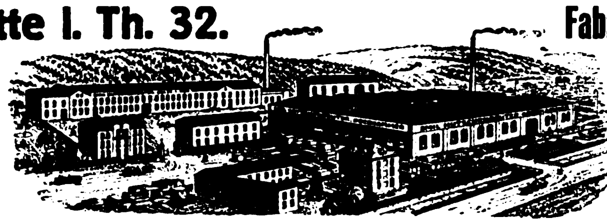
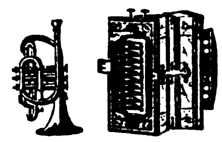
Komb. Scher- und Gewebeputzmaschine Nr. 24/Z mit 4 Schneidzeugen, je 2 für jede Warenseite, mit Staubabsaugung.

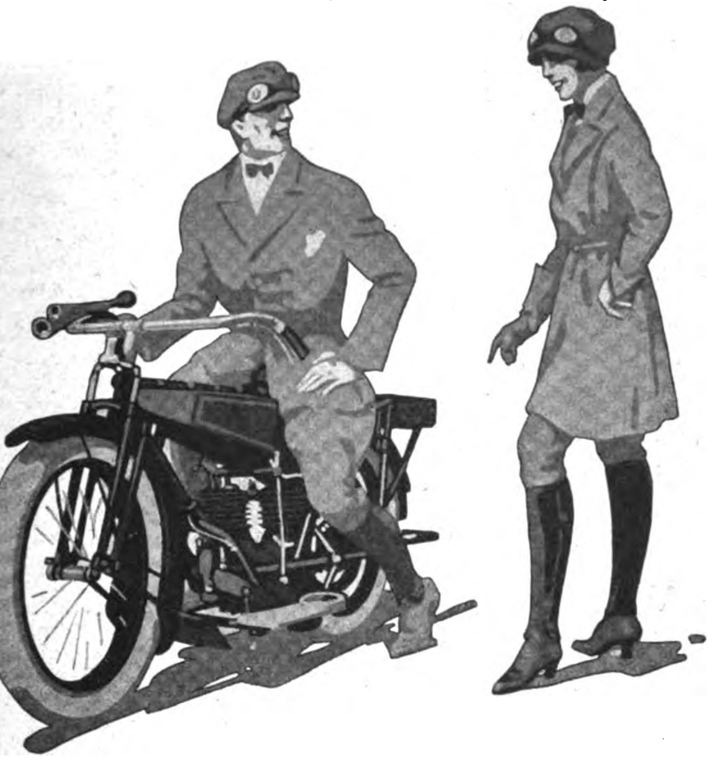


Dublier-, Mess- und Wickelmaschine.

(Fortsetzung von „Wissenschaft und Technik“ auf Seite 594.)

fieber und Heilentzündung“, Leipziger „Illustrirte Zeitung“, 19. Mai 1921.) Die dabei angewandten Einzelmethoden unterzieht Weygandt, Hamburg, in der „Münchner Medizinischen Wochenschrift“ einer vergleichend kritischen Untersuchung. Das Heilverfahren stützt sich auf alte Erfahrungen, nach denen Geisteskrankheiten nach zufällig auftretenden fieberhaften Erkrankungen manchmal in Besserung und Heilung übergingen. Weygandt weist darauf hin, daß schon 1786 Reuß Fälle von Tobsuchtsheilung durch Pockenerkrankung beschrieb, daß Rosenblum 1875 22 Geisteskranke mit Rekurrensfieber impfte, von denen 11 geheilt worden seien, daß Nasse 1870 Besserung von Paralyse durch Malaria beschrieb. Auch nach Scharlach, Lungenentzündung, Typhus und anderen hochfieberhaften Krankheiten kam es zu Besserung oder Stillstand der Paralyse. — In neuerer Zeit wurden zur absichtlichen Fiebererzeugung bei derartigen Kranken außer chemischen Mitteln (Natrium nucleinicum usw.) Bakterienkulturen verwandt, Typhus, Streptokokken, auch Tuberkulin und andere. Nachdem Wagner v. Jauregg 1917 mehrere Paralytiker mit Malaria geimpft hatte, nahm Weygandt 1919 die Impfung mit den verschiedenen Malariaerregern, Malaria tertiana, tropica, quartana, und Rekurrensspirillen bei einer großen Reihe von Kranken vor. Ihm folgten noch weitere Autoren. Nach Weygandts Äußerung sind die Erfolge dieser Impfungen nach Häufigkeit, Stärke und Dauer der Wirkungen wesentlich günstiger als bei irgendeiner anderen Methode; auch wenn man angesichts der wenigen Jahre Beobachtungszeit das Wort „Heilung“ vermeidet, sind doch sicher ganz ausgezeichnete, bisher unbekannte Besserungen erzielt. Es kommt nach der Impfung in der Regel zu sechs bis acht, gelegentlich auch zu mehr Fieberanfällen, die vielfach 41 Grad übersteigen und vereinzelt 42 Grad erreichen. Zur Abheilung der Malaria wird dann Chinin gegeben, das wirksamer erschien als bei natürlich erworbener Malaria. — Von 150 nach dieser Impfmethode behandelten Paralysefällen ist die Kur bei 51 seit eineinhalb Jahren, bei weiteren 26 seit einem Jahr beendet. Besserungen des Leidens (Remissionen) traten in 72,5 Proz. ein; dabei sind die meisten Remissionen dem Grad nach stärker und auch bereits von längerer Dauer als die von selbst sich ergebenden Remissionen und auch als die durch andere Behandlungsweisen erzielten Remissionen.






Nimmt man, wie es berechnet wurde, die Aussicht auf Spontanremission durchschnittlich mit 11,7 Proz. an, und betrachtet man selbst die behandelten Fälle als teilweise ausgewählt, frisch erkrankt und von kräftiger Allgemeinbeschaffenheit, so müssen doch 40 Proz. lediglich auf Rechnung der Heilfieberkur gesetzt werden. Ebenso günstig sind die Ergebnisse bei den seit einem Jahr behandelten und auch bei den späteren Fällen. Die Besserungen sind beurteilt nach klinischen, psychologischen und sozialen Gesichtspunkten, insbesondere hinsichtlich der Arbeitsfähigkeit. Die besten Aussichten haben Fälle in jüngeren Lebensjahren, von rüstiger Körperbeschaffenheit und möglichst frisch. nach dem Ausbruch der Paralyse. Unter geeigneten Vorsichtsmaßnahmen ist die Methode, wie auch von anderer Seite betont wird, ungefährlich. Die günstige Wirkung kann wenige Wochen nach der Impfung eintreten, manchmal aber auch erst nach einer Reihe von Monaten. Bei allen Erfolgen hält Weygandt es doch für ratsam, noch eine Kombination der Behandlung vorzunehmen, entweder mit Salvarsan und Quecksilber oder besonders mit Tuberkulin, auch Typhusimpfstoff oder nicht bakteriellen Stoffen, die Fieber erzeugen, wie Milcheinspritzung. Allerjüngste Berichte melden auch aus Prag, daß eine neue Behandlungsart, anscheinend mit Einspritzung von Abbaustoffen von Eiweißkörpern, Erfolge bei Paralyse und Tabes (Rückenmarkschwindsucht) erzielt hat. Nach Berichten von O. Fischer und Wiechowski wurden dabei in mehrjähriger Erfahrung Heilungen erzielt. Es ist freilich, ganz allgemein gesprochen, ehe erweckte Hoffnungen enttäuscht werden, geraten, längeren vielseitigen Gebrauch neuer Heilmittel abzuwarten. Wahrscheinlich werden bei der Impfmethode durch die unspezifische Fieberreaktion Abwehrstoffe gebildet, soweit der Körper noch dazu imstande ist, und weiterhin die im Gehirn eintretenden Veränderungen dadurch in ihrem Fortschreiten aufgehalten. Es wäre jedenfalls ein großes Ereignis in der Krankheitsbehandlung, wenn es durch die Methode der Heilfiebererzeugung gelänge, wenigstens einen großen Teil der Paralysefälle zu heilen. Dr. W. Schweisheimer.

Gasvorkommen in Kalisalzen. Einer interessanten Erscheinung, dem Gasvorkommen in Kalisalzbergwerken, ist Bergassessor Gropp nachgegangen. In dem Zeitraum zwischen 1907 und 1917 hat er in 106 Fällen feststellen können, daß Gas den Kalisalzen entwich. Diese Gasarten verteilten sich auf Wasserstoff in 3,

Methan und Stickstoff in 44, Stickstoff in 3, Stickstoff und Wasserstoff in 1, Schwefelwasserstoff in 4, Schwefelkohlenstoff in 1, Kohlensäure in 11, nicht analysierte Gase in 31 Fällen. Man nimmt an, daß die Entstehung der Gase eng mit dem Werden und späteren Verändern der Kalisalzlager in Verbindung steht. Die Bildung von Gasen kann Einflüssen zu danken sein, die aus den Salzen selbst stammen, oder es haben bei der Entstehung von Gasen Prozesse mitgewirkt, die außerhalb des Salzkörpers tätig waren. Nachträgliche Umbildungsvorgänge ließen auf letztere Art gebildete Gase auf Klüften und eben entstandenen Spalten ins Salz eindringen. Die Temperatur der Salze als Folge von Überdeckung durch jüngere Schichten und postpermische Veränderungen spielen bei der Entstehung der Gase ebenfalls eine nicht unwichtige Rolle, wenn man bedenkt, daß bei 2000 m Schichtenüberdeckung mit einer Wärme von 75° C, bei 5000 m Schichtenüberdeckung mit einer solchen von 167° C gerechnet werden muß. Bestimmte Schichten zeigen auch gewisse Gase. So tritt Wasserstoff in beträchtlicher Menge im Karnallit auf. Von Erdmann wurden in dem Gasrest aus dem Karnallit Helium und Neon nachgewiesen. Er faßt diese Edelgase als Umwandlungsprodukte radioaktiver Substanzen auf. Er glaubt, daß sich mit dem Karnallit zusammen Radiumsalze ausgeschieden haben. Da dem Radium nur eine mittlere Lebensdauer von 2500 Jahren eigen ist, konnten auch nur die Umwandlungsprodukte, also Helium und Wasserstoff, erhalten bleiben. Im Karnallit ist auch Ammoniak vorhanden, das sich durch Radiumemanation in Stickstoff und Wasserstoff zerlegt. Kohlenoxyd ist in Gasgemischen auf dieselbe Art entstanden. Anders ist es mit der Entstehung von Kohlenwasserstoffen und Schwefelwasserstoffen, die aus organischen Substanzen entstanden sind, die im Anhydrit, im Salzton, im älteren Steinsalz vorhanden sind. Die reinen Stickstoffansammlungen des Salzes erklärt man sich aus eingeschlossener Luft entstanden, deren Sauerstoff durch Oxydation verbraucht ist. Von Methan hat sich auch Schwefelwasserstoff aus organischen Stoffen in Gegenwart von Gips, Kieserit gebildet. Wo Kohlensäure auftritt, ist es in gewaltigen Ausbrüchen geschehen. Sie ist in Verbindung mit tertiären Basalten zu bringen. Im Werra- und Fuldagebiet kennen wir sie besonders in den Salzen, wohin sie durch lockere Schichten hineingepreßt worden sind. Gase mit Wasserstoff, Kohlenoxyd, Helium, Neon treten in

beträchtlichen Mengen auf. Ihr Ausströmen geschieht ohne Druck. Gase mit Methan, Stickstoff, Schwefelwasserstoff, Schwefelkohlenstoff sind auf Spalten und Klüften zu Hause, kommen mit Laugen zusammen vor, die teils Mutterlaugen sind, teils von Tagewässern herrühren. Sie stehen unter erheblichem Druck. Rudolf Hundt.

Hydrophyt-Zellstoff. Es ist ja hinreichend bekannt, daß nicht nur ganz Deutschland, sondern daß auch andere Länder gegenwärtig unter sehr großer Papiernot leiden. Der Ursachen hierfür gibt es verschiedene. Zunächst einmal wurden während des Krieges weite Strecken Waldes vollständig abgeschlagen, deren Nadelhölzer noch auf Jahrzehnte hinaus zur Deckung unseres Papierbedarfs ausgereicht hätten. Der Zellstoff, den man aus den Nadelhölzern gewann, wurde auf Sprengstoffe, Schießpulver, Verbandstoffe, Papiergewebe usw. verarbeitet. Neue Rohstoffgebiete sind teils zu entlegen, teils sind sie noch nicht schlagreif. Früher kam auch viel Zellstoff aus Skandinavien, aber seine Einfuhr verbietet sich wegen des gesunkenen Wertes der Mark. So müssen wir noch auf geraume Zeit mit einer Papiernot rechnen, sofern es nicht gelingt, neue Rohstoffquellen zur Herstellung von Zellulose zu entdecken. Eine solche Rohstoffquelle hat man nun in der an so vielen Wasserläufen und Seen wachsenden Typha, dem allerseits bekannten Schilfkolben, gefunden. Die Typha enthält große Mengen von Zellstoff und Stärke sowie Rohrzucker, deren günstige Erschließung jedoch durch die harte umgebende Schale behindert wurde. Es ist nun gelungen, ein Bakterium, den „Bacillus fibrogenes *Branco*“, zu finden, das die harte Schale erschließt. Dadurch werden Zellstoff, Stärke und Rohrzucker frei. Aus dem Zellstoff lassen sich dann die verschiedensten Papiersorten sowie Pappen gewinnen, wodurch der Papierstoffnot um so mehr gesteuert wird, als dieser Zellstoff wegen des hohen Wertes der Stärke und des Rohrzuckers als billiges Nebenprodukt betrachtet werden kann. Aus dem Rohrzucker z. B. kann man leicht Rum herstellen, die Stärke ist eine stets sehr gesuchte Ware. Es hat sich gezeigt, daß dieser Zellstoff, der „Hydrophyt-Zellstoff“, einer sehr vielseitigen Verarbeitung auf die mannigfachsten Erzeugnisse fähig ist. Rohmaterial steht in Mengen zur Verfügung, wird doch die Oberfläche der an den Gewässern der norddeutschen Seenplatte wachsenden Schilfdickichte auf 300000 bis 400000 Hektar geschätzt. Hierzu kommen dann noch die Vor-

kommnisse an der unteren Donau, am Nil, in Südamerika usw., deren Menge sich jeder Schätzung entzieht. Dr. Albert Neuburger.

Das Transjordanland. Wie früher die Türken, so herrschen auch die Franzosen und Engländer, die neuen Machthaber in Syrien, Palästina und Mesopotamien, tatsächlich nur über die Städter und die seßhaften Bauern; die nomadisierenden Bewohner der weiten Steppenflächen, die viehzüchtenden Beduinen, sind nach wie vor unabhängig. Als gewandte Politiker haben sich aber die Engländer beeilt, die gefährlichen Nachbarn, die sie mit Waffengewalt dauernd nicht unterwerfen konnten, durch Ausnutzung der Habgier und des Ehrgeizes ihrer Fürstenfamilien unschädlich und sich wohl gar dienstbar zu machen, wie sie auch schon während des Weltkrieges ihre Hilfe gegen die Türken und Deutschen erkauften. Die Hauptstütze der Engländer ist der Scherif Hussein von Mekka, der sich im Weltkrieg zum „König von Hedschas“ gemacht hat; sein Sohn Feisal wurde 1920 auf englisches Betreiben zum „König des Irak“ gewählt. Das Bindeglied zwischen den beiden halb unabhängigen Beduinenstaaten Hedschas und Irak, die den Nordwest- und Nordostrand Arabiens einnehmen, bildet ein dritter, unter der Dynastie der Scherifen von Mekka stehender Bezirk („Staat“ wäre vielleicht zuviel gesagt), Kerak oder Transjordanland (Transjordania) unter dem Emir Abdullah, einem Bruder von Feisal. Seine Grenzen sind nur im Westen bestimmt durch die Ostgrenze Britisch-Palästinas, das Tote Meer und den Jordan; im Süden stößt er an Husseins Herrschbereich, nach Osten und Nordosten verliert er sich in der nordarabischen und syrischen Wüste. Die Fläche wird mit 42000 qkm, die Bevölkerung mit 350000 Köpfen angegeben. Der Hauptort ist die alte Moabiterstadt Kerak, nahe dem Ostufer des Toten Meeres, eine natürliche, von tiefen Schluchten umgebene Festung, die schon im Alten Testament mehrfach erwähnt wird, später Sitz eines christlichen Erzbischofs, fester Stützpunkt der Kreuzfahrer und Ejubidenfestung war, also eine reiche geschichtliche Vergangenheit hat. Die Hedschasbahn, die heute durch Transjordania führt, wie früher die Karawanenstraße von Ägypten nach Syrien, und als Stütze der Türkenherrschaft über die Beduinen gebaut wurde, muß heute eher als strategisches Machtmittel in der Hand der Beduinenfürsten selbst gewertet werden. Dr. W. Gerbing.

Hilfsmittel zur Erlernung der portugiesischen Sprache. Die vorliegende Nummer ist in ihrem Hauptteil der Darstellung der Geschichte und Wirtschaft sowie dem Kulturleben Brasiliens gewidmet, einem Land, für dessen 30 Millionen Einwohner das Portugiesische die Staatssprache ist. Wer als Kaufmann oder Kolonist sich in Brasilien eine neue Heimat gründen will, kann nur dann weiterkommen, wenn er die Landessprache beherrscht. Portugiesische Lehrer in Deutschland zu finden, ist nun nicht leicht, namentlich in abseits der Großstadt gelegenen Orten. Da ist es doppelt zu begrüßen, daß die Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung in Berlin-Schöneberg die Reihe ihrer bekannten Sprachbriefe für das Selbststudium um einen Lehrgang der portugiesischen Sprache erweitert hat, von dem der erste Kursus — Brief 1 bis 18 — jetzt vorliegt. Er enthält das Unterrichtsmaterial für etwa neun Monate und gibt den ersten praktischen Einblick in das gesamte Gebiet der portugiesischen Sprache. Ein zweiter, der Vertiefung der gewonnenen Kenntnis dienender Kursus, der auch eine ausführliche Behandlung der Grammatik bringt, folgt im Laufe dieses Jahres. Eine besondere Note erhalten auch die portugiesischen Unterrichtsbriefe durch die genaue Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Diese ist auch das Charakteristikum des im gleichen Verlag gleichzeitig in zwei Bänden erschienenen „Taschenwörterbuchs der portugiesischen und deutschen Sprache" von Louise Ey, eines auf der Höhe der Forschung stehenden Wörterbuchs, das den Benutzer kaum im Stiche lassen wird.

Ein Schädling des Kaffeebaums, der Kaffeebeerenkäfer, bedroht die Kaffeekultur Niederländisch-Indiens, und es ist bisher nicht gelungen, wirksame Mittel zu seiner Bekämpfung zu finden. Nunmehr ist ein deutscher Gelehrter mit der Aufgabe betraut worden, den gefährlichen Käfer unschädlich zu machen. Es handelt sich um den Regierungs- und Ökonomierat z. D., früheren Kolonialbeamten in Samoa, Privatdozenten für angewandte Zoologie an der Universität Rostock, Dr. K. Friederichs, der unter gleichzeitiger Ernennung zum außerordentlichen Professor für mehrere Jahre nach Niederländisch-Indien beurlaubt wurde. Als Arbeitsstätte ist ihm die Versuchsstation in Malang auf der Insel Java angewiesen worden. Die Kosten der Untersuchungen werden durch ein von den Kaffeepflanzern aufgebrachtes Kapital bestritten.

Oscar Götz & Cia.
Hamburgo

Exportacão Importacão

Casa fundada em 1889

Exportacão

em grande escala de cimento, machinas de toda especie, pianos, instrumentos de musica, artigos para o uso domestico, pharmaceuticos, de papeis, brinquedos, ferramenta, quincalheria etc. etc.

Attendem com a maxima brevidade a todas as solicitacões que se concernem a exportacão de artigos da industria allemã.

Importacão

de borracha, tabacco em rama, couros, café, pennas de garca etc. etc.

End. Telegr. „Ladario"

GDA

N·A·G
HANSA-LLOYD
BRENNABOR
HANSA

HAEFF 22.

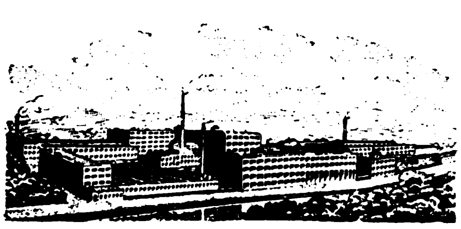
GEMEINSCHAFT DEUTSCHER AUTOMOBILFABRIKEN

BERLIN

UNSER WERKPLAN:

MITTLERE UND STARKE **PERSONENWAGEN**
LEICHTE UND SCHWERE **LASTWAGEN**

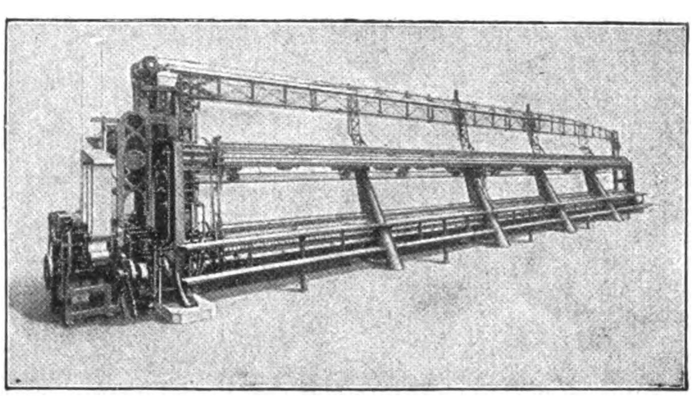
Vogtländische Maschinenfabrik
(vormals J. C. & H. Dietrich A.-G.), Plauen i. V.



Grösste Stickmaschinenfabrik der Welt
— bisher über 15500 Maschinen geliefert —
Grösste Rotationsmaschinenfabrik Europas
— bisher über 800 Maschinen geliefert —
Offsetrotationsdruckmaschinen

Spezialitäten:
Schiffchenstickmaschinen
Häkelstickmaschinen
Schnurenaufstick-apparate

15 yds. Schiffchenstickmaschine mit Automat „Zahn".

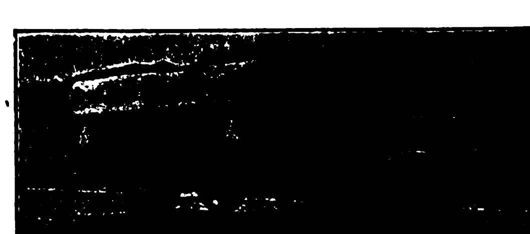


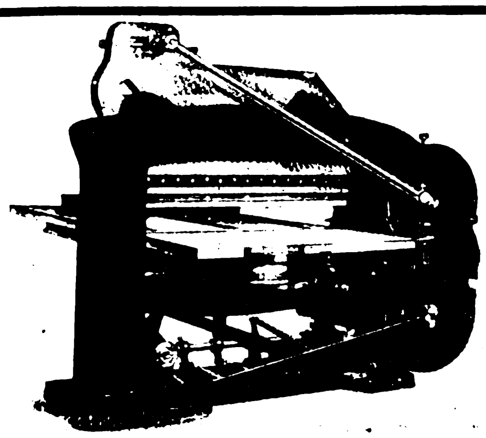
Webstühle

Omnibusse und Nutzkraftwagen
für alle Zwecke

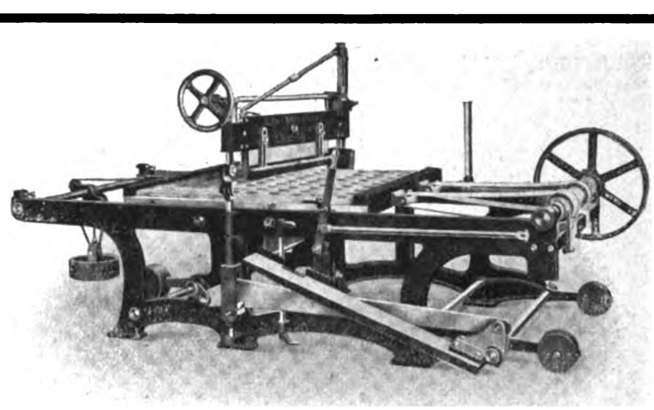
Modern eingerichtete Werkstätten. / Langjährige Erfahrungen. / Beste Referenzen.

VOMAG

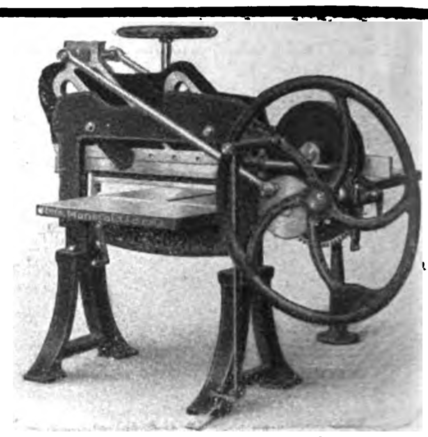




Hochleistungs-Schnellschneidemaschine
bis 42 Schnitte in der Minute



Umdruckpressen
(Hand- und Tritthebel) für Stein- und Offsetdruck

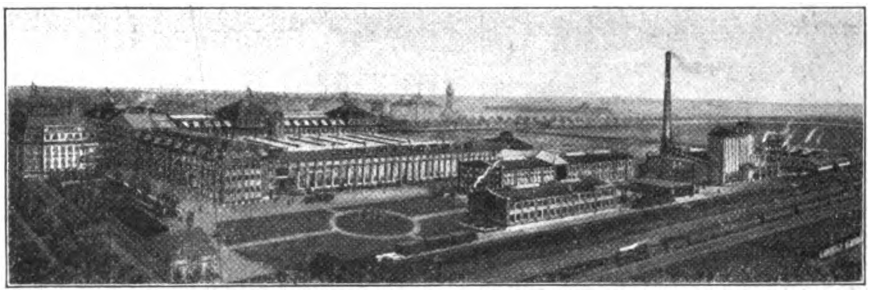


Papierschneidemaschine
für Handbetrieb

Mansfeld-Maschinen

für

Buch-, Stein- u. Kupferdrucker, Buchbindereien, Papier-, Papierwaren- u. Kartonnagen-Fabriken

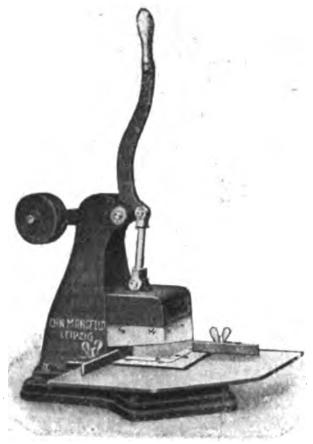


Fabrikanlagen der Firma Chn. Mansfeld, Leipzig

Mansfeld-Maschinen

zeichnen sich aus durch

Präzisionsarbeit, saubere moderne Ausführung, hohe Leistungen und lange Lebensdauer



Eckenausstoßmaschine

Chn. Mansfeld Maschinen-Fabrik Leipzig

Gegründet: 1861 / 900 Arbeiter / 800 Hilfswerkzeugmaschinen

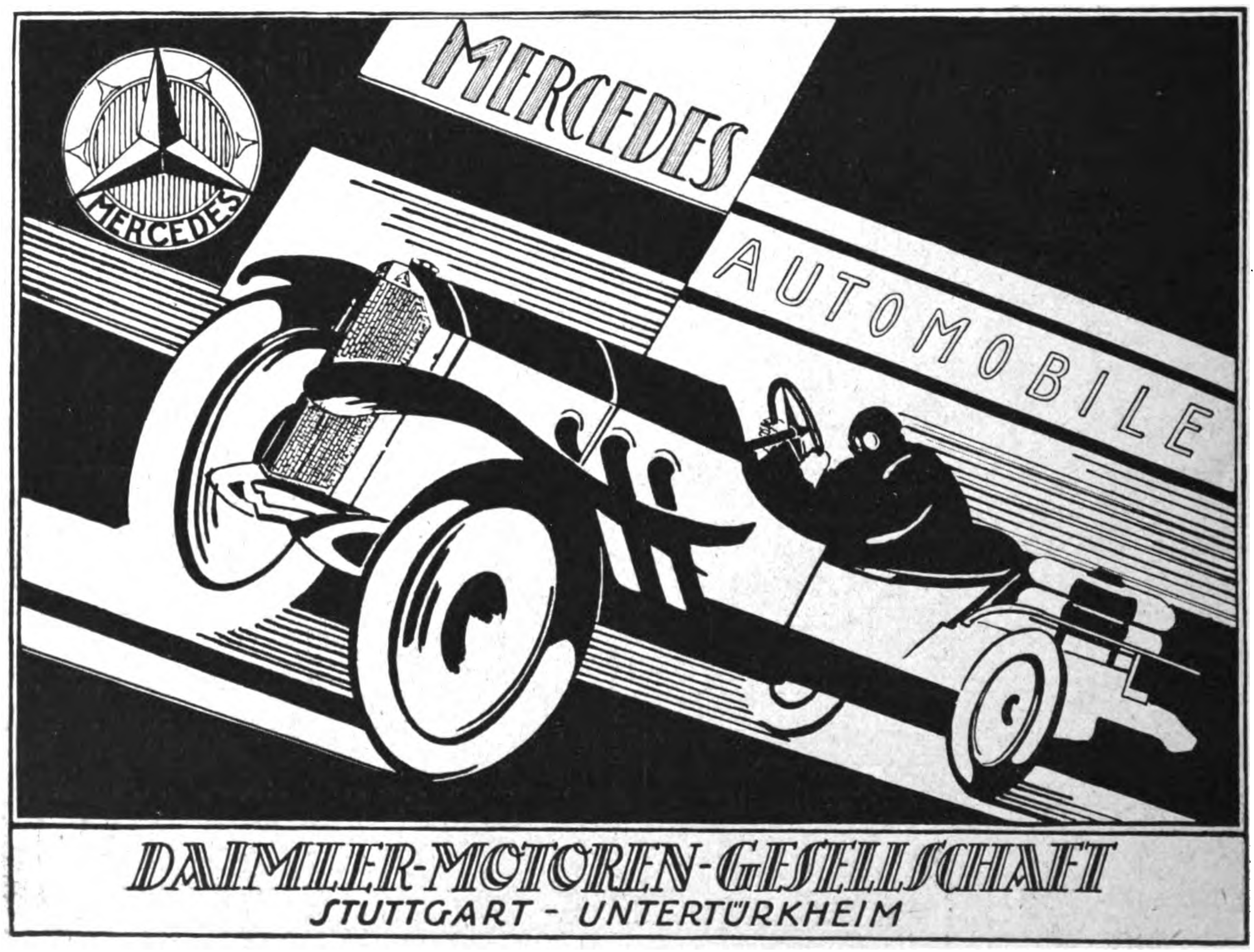
Telegramm-Adresse: Mansfeld, Leipzig

Vertreter für Brasilien:

Oscar Flues & Cia, São Paulo, Largo São Francisco 5



Kleine Packpresse




HORCH
WERKE A.-G. ZWICKAU i. SA.
PERSONENWAGEN LASTWAGEN
VERKAUFSZENTRALE: BERLIN N.W. 7. UNTER DEN LINDEN 40/1




PIANINOS
FLÜGEL
SCHIMMEL
HOF-PIANO-FABRIK
LEIPZIG
GEGR. 1885
WEISSESTR. 22


Bist Du Künstler?
Dann hast Du sicher oft genug Stimmungen beklagt, die durch Mattigkeit die Schaffenskraft und den Flug der Ideen hemmen. Hilf Dir in solchen Stunden durch
Dr. Dralle's Birkenwasser
das durch nachdrückliche Erquickung der Kopfnerven die Arbeitskraft aufleben lässt und Deinen Haarwuchs fördert und erhält.
Dr Dralle's
Birken Haarwasser





Agfa



PHOTO ARTIKEL

Katalog A

auf 16 Seiten ausführliche Angaben enthaltend über

Photoplatten / Filmpacke
Rollfilme / Lichtfilter
Belichtungs-Tabellen
Entwickler / Hilfsmittel
Blitzlicht-Artikel

kostenlos durch die Photohändler

L. ZABEL

„Debro"

BETRIEBSÜBERWACHUNGS-APPARATE
FÜR
Dampfkesselanlagen

DAMPFMESSER
KOHLENSÄUREMESSER
DIFFERENZZUGMESSER

ELEKTRISCHE PYROMETER

APPARATE-BAUANSTALT PAUL DE BRUYN G.M.B.H.
DÜSSELDORF 59

GOWE-SILBER



Nr. 248405 gesetzlich geschützt.

CHRISTIAN GOTTLIEB WELLNER
AKTIENGESELLSCHAFT
AUERHAMMER b. AUE i. SACHSEN

Wäscherei – Bleicherei – Färberei – Carbonisation – Schönfärberei –

Färbereien und Appreturanstalten

Georg Schleber
A. G. Greiz i./V.

Prägeanstalt – Druckerei – Appretur von Geweben aus allen Textilfasern

---

Lebens-Versicherungen

aller Art billig und vorteilhaft

Alte Leipziger

Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegens.
Leipzig, Dittrichring 21

Carl Kästner, Act.-Ges., Leipzig.
Spezialfabrik für
Panzerschränke
aller Art. – Gegr. 1846.



Tresor- und Schliessfächer-Anlagen, Stahlkammern, Archiv-Anlagen, neuester, unübertroffener Konstruktion.

Passarinho
Ouro e Aluminio em pó

L. AUERBACH & CO.
FUERTH Baviera

Representantes:
RIO DE JANEIRO: Fritz Häring, Rua General Camara 134, Caixa 1418.
SÃO PAULO: A. Trommel & Cia., N. 25-A, Rua Alvares Penteado, Caixa 359.

Die Jagd geht auf! Eine Sammlung farbiger Kunstblätter. Mit einem Begleitwort von Ernst Ritter von Dombrowski. Preis 75 Mark. Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Schleussner-

Belichtungs-Ermittler „Diskus" Preis 4 Mark.

Photo-**Platten**
Photo-**Chemikalien**

Moment-Ultrarapid- und farbenempfindliche Viridin-Platten für die Landschafts- und Porträt-Photographie.

Gebrauchsfertige Chemikalien in flüssiger, Patronen- und Tablettenform.

Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. Main 97.

Schleussner-Photo-Hilfsbuch. 1. Teil: Das negative Bild. Preis Mk. 3.50 · 2. Teil: Das positive Bild. Preis Mk. 2.—

J. A. Henckels
Zwillingswerk, Solingen

Fabrik feinster Stahlwaren

mit der bekannten Zwillingsmarke – Volle Gewähr für jedes Stück

Hauptniederlage: Berlin W. 66, Leipziger Straße 117/118.

Eigene Verkaufs-Niederlagen: Cöln a. Rh., Dresden-A., Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien I.



Versprich mir, daß Du nun endlich Sanatogen nehmen wirst.

Sanatogen

das altbewährte, durch mehr als 22000 ärztliche Gutachten anerkannte

Körperkräftigungs- und Nervennährmittel

von höchstem Nährwert und leichtester Verdaulichkeit ist in bekannter Güte in allen Apotheken und Drogerien erhältlich. — Druckschrift über Sanatogen als

Kräftigungsmittel

für Nervenleidende, bei Bleichsucht und Blutarmut,
für Magen- und Darmkranke, bei Ernährungsstörungen,
für Frauen und Kinder, bei Schwächezuständen aller Art,
für Wöchnerinnen

auf Wunsch kostenlos und postfrei durch Bauer & Cie, Berlin SW 48, Friedrichstr. 231.

„Engelhelm"

Die Socke des Kavaliers

hochfeine, kunstseidene Socke, zur Erhöhung der Festigkeit mit Flor plattiert, hell, mittelhell, dunkel, schwarz, ein- und mehrfarbig, in jeder gewünschten Farbenzusammenstellung, mit Längsstreifen, Doppelsohle und Hochferse liefern

ENGELSTÄDTER & HELM
Obererzgeb. Strick- und Wirkwarenfabrik
Oberwiesenthal i. Erzgeb.
Verkaufskontor: CHEMNITZ, Kasernenstrasse 1

Fein schneiden die Klingen wieder



Aureol Haarfarbe



seit 25 Jahren anerkannt beste
Haarfarbe
färbt echt u. natürlich blond. braun, schwarz etc. M.100.-Probe M.35.-
J. F. Schwarzlose Söhne
Berlin,
Markgrafen Str. 26.
Überall erhältlich.

Bei Krampfadern
Venenentzündung



geschwollenen Beinen, verdickten u. schwachen Gelenken ist mein anatomisch genau gearbeiteter nahtlos gewebter Gummistrumpf „Liberty" unentbehrlich. Porös, leicht und doch äusserst dauerhaft, schafft er einen festen, aber wohltuenden Halt, erhöht körperliche Leistungsfähigkeit und beseitigt oder vermindert die Beschwerden
Vorzüglicher Sitz.

J. J. Gentil, Berlin S 39
Potsdamer Strasse 5.
Grösstes Spezialgeschäft für Gummistrümpfe.

Panflavin-Pastillen

(ges. geschützt)
zur Desinfektion der Mund- und Rachenhöhle besonders bei
Grippe, Heiserkeit, Halsentzündung, Verschleimung.
Erhältlich in den Apotheken u. Drogerien.



Rein's Farbpapier.
Kartenregister.

Chr. Tauber
Photo-Haus
Wiesbaden I. 1.



Beste und billigste Bezugsquelle für solide photographische Apparate in einfacher bis feinster Ausführung und sämtliche Bedarfsartikel. Jllustr. Preisliste Nr. 1 kostenlos. Direkter Versand nach allen Weltteilen.



August Stösslein,
Werkstätten für Friedhofskunst,
Dresden-A. 21.
Künstlerische
Grabdenkmäler
in einfacher und reicher Gestaltung.
Kriegerehrungen, Mausoleen usw.
Lieferung einschließl. Aufstellung nach allen Plätzen, auch nach dem Auslande.
Beste Empfehlungen.
Nebenstehendes Bild zeigt Nr. 158: Das Kreuz nach Professor Sinding †.
Entwurf gesetzl. geschützt.





Allgemeine Notizen.

Für den Reiseverkehr nach Mittel- und Südamerika ist es von Interesse zu wissen, daß die Frachtdampfer für die Personenbeförderung in Anspruch genommen werden können. Die Fahrten auf den Frachtdampfern erfreuen sich stets besonderer Beliebtheit des reisenden Publikums, da sie mit der Annehmlichkeit des Anlegens auch in den Häfen, die für den Passagedienst noch nicht in Frage kommen, den Vorzug größter Billigkeit vereinen. So bewegen sich z. B. die Preise für die Frachten nach Mittelamerika mit den Dampfern der Hamburg-Amerika Linie, je nach den verschiedenen Bestimmungshäfen, zwischen 160 bis 240 Dollar. Für die Reise nach Südamerika — die einen noch ausgedehnteren Verkehr durch den gemeinsamen Dienst der Hapag mit den United American Lines gewährleistet — betragen die Kosten 30 Lstrl. Kinder von 5 bis 10 Jahren haben nur die Hälfte des Fahrpreises und unter 5 Jahren nur ein Viertel des Fahrpreises zu zahlen. Ein Kind unter einem Jahr kann von jeder Familie frei mitgeführt werden. Für gute Unterbringung der Reisenden ist auf den Frachtdampfern gesorgt. Die Beköstigung erfolgt am Kapitänstisch mit der allgemein guten Schiffskost. Bei der Gepäckzusammenstellung sind die gleichen Vorschriften wie auf den sonstigen Passagierfahrten zu beachten, es dürfen also Umzugsgut und Haushaltungsgerät, Kaufmannsgüter, Juwelen, Wertpapiere, Gelder, Wertsachen, explosive oder feuergefährliche Gegenstände nicht im Gepäck befördert werden. Hundert Kilogramm Gepäck werden als Freigepäck gerechnet. Überfracht ist mit 2 Mark für das Kilogramm zu bezahlen. Auch für die Legitimationspapiere gelten bei Passagierfahrten auf Frachtdampfern die gleichen Bestimmungen wie für die sonstigen Fahrten. Die Papiere müssen von den Reisenden selbst besorgt werden. Der Reisepaß muß den Sichtvermerk der deutschen Polizeibehörde tragen und außerdem den Vorschriften des Bestimmungslandes entsprechen, die am besten bei dem zuständigen Konsulat zu erkunden sind. Im übrigen gelten für diese Fahrten die allgemeinen Bestimmungen der Reederei für Personen- und Gepäckbeförderung. Auskunft erteilen die Reisebüros der Hamburg-Amerika Linie in Hamburg, Alsterdamm 25 und Jungfernstieg 16—20 (Kaufhaus Tietz); Berlin W. 8, Unter den Linden 8, Potsdamerplatz 3 und Leipzigerstraße (Kaufhaus Tietz); Baden-Baden: Luisenstraße 2;

Breslau, Schweidnitzer Stadtgraben 13; Dresden, Mosczinskystraße 7; Frankfurt a. M., am Kaiserplatz; Köln, Hohestraße (Kaufhaus Tietz); Leipzig, Augustusplatz 2; München, Arcisstraße 9 und Bahnhofsplatz 7 (Kaufhaus Tietz); Stuttgart, Schloßstraße 6; Wiesbaden, Taunusstraße 11. Ferner die Vertreter der UAL in Paris: L. P. Hattemer, 11, Rue Scribe; in London: Wm. H. Muller & Co. Ltd., 66/68 Haymarket, und die sonstigen Hapag-Vertreter an allen größeren in- und ausländischen Plätzen.

Die Gesellschaft deutscher Nervenärzte hält ihre diesjährige zwölfte Jahresversammlung am 13. und 14. Oktober in Halle a. d. S. ab. Das Referatthema behandelt die Topik der Großhirnrinde in ihrer klinischen Bedeutung.

Die Wärme-Ausstellung in Essen 1922 wird am 17. Juni in den Ausstellungshallen eröffnet werden. Sie soll vor allem die Neuerungen auf dem Gebiet der Technik und Wirtschaft der Wärme in Industrie, Gewerbe und Haushalt behandeln und vier Wochen dauern. Während der Ausstellung werden in Essen und Umgebung Versammlungen technischer Verbände abgehalten, wie auch der Industriebezirk selbst durch seine engsten Beziehungen zur Wärmewirtschaft ein außerordentlich wichtiger Mittelpunkt der deutschen und internationalen Wärmewirtschaft und Wärmetechnik überhaupt ist. Es werden nur Dinge berücksichtigt, die auf die Wärmetechnik Bezug haben, da es sich um eine hochwertige Fachausstellung handelt. Die Neuerungen werden in Betrieben vorgeführt, in Modellen, Zeichnungen usw. Bei dieser Ausstellung wird nicht nur die Wärmewirtschaft im Berg- und Hüttenwesen berücksichtigt, sondern ihre Bedeutung in der allgemeinen Kraftwirtschaft, in der Heizungstechnik und in andern Gewerbezweigen, wie in der keramischen, Kalk-, Zement-, Textil-, Metall-Industrie usw., da die Ausstellung das Gesamtgebiet der Wärmewirtschaft in den Fortschritten der letzten Jahre vorführen will.

Die erste Immatrikulation einer türkischen Frau, der Tochter des türkischen Dichters Aga Oglu, erfolgte an der Universität in Konstantinopel. In der Türkei waren den Frauen die Kollegien bisher verschlossen. Die medizinische Fakultät hat als erste erreicht, daß nunmehr auch Frauen als Hörerinnen zugelassen werden.

Der Weltbund der Krankenpflegerinnen hatte eine Geschäftssitzung in Kopenhagen anberaumt, zu der auch die Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands aufgefordert war, vier Delegierte zu entsenden, um

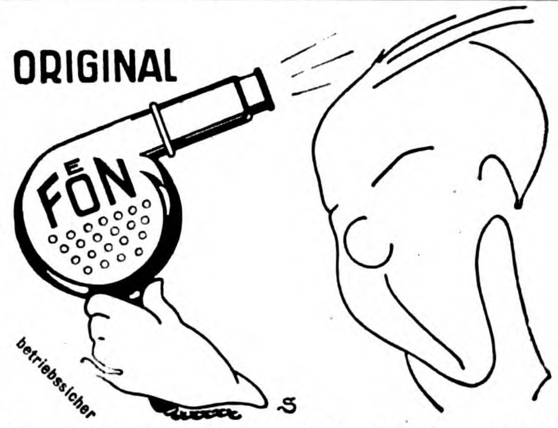
über die Aufnahme der gemeldeten Nationalverbände von Belgien, China, Italien und Norwegen zu entscheiden. Die Berufsorganisation lehnte jedoch ab, sich an den Geschäftsverhandlungen des International Council of Nurses zu beteiligen, „solange man Deutschland die alleinige oder Hauptschuld am Kriege beimißt und den deutschen Krankenpflegerinnen keine Gelegenheit gegeben ist, die Beschuldigungen zu widerlegen, daß sie Greuel an verwundeten Feinden begangen hätten, die von amerikanischen Krankenpflegerinnen gegen sie erhoben sind".

Für eine Missionsspende erläßt die Herrnhuter Brüdergemeine aus Anlaß ihres 200jährigen Jubiläums einen Aufruf, dem in der gesamten evangelischen Christenheit freudiger Widerhall zu wünschen ist. Lastet die Not der Zeit doch schwer auf der segensreichen, weltumfassenden Missionsarbeit der Brüdergemeine. Die letzte Jahresrechnung schloß mit einem Fehlbetrage von 685 349 Mk. ab. Soll die Herrnhuter Mission aus Mangel an Mitteln nicht zusammenbrechen, so sind reichliche Spenden dringend notwendig. Beiträge werden erbeten auf das Postscheckkonto: D. F. A. Spiecker, Herrnhuter Missionsspende, Nr. 118526, Berlin NW. 7, oder auf das Bankkonto: D. F. A. Spiecker, Schatzmeister der Herrnhuter Missionsspende, bei der Deutschen Bank, Depositen-Kasse A, in Berlin W. 8. Anfragen wolle man richten an D. A. W. Schreiber, Berlin-Steglitz, Humboldtstraße 14, I. Die Sammlung ist von den Behörden genehmigt.

Einen Wandteller mit dem Christusdarsteller Lang der Oberammergauer Passionsspiele hat die weltberühmte Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Co. A. G. in Selb (Bayern) in den Handel gebracht. Der Teller zeigt die ausdrucksvollen Züge des Lang'schen Christuskopfes, der von überirdischem Lichte umflossen erscheint. In seiner künstlerisch vorzüglich gelungenen Ausführung und in seinem tiefblauen, schönen Farbton bildet der Teller eine bleibende Zierde für jedes Zimmer und eine willkommene Erinnerung für alle Besucher der Oberammergauer Passionsspiele.

Bad-Nauheim. Das im schönen Hessenlande gelegene, von bewaldeten Taunushöhen gegen rauhe Winde geschützte weltbekannte Heil- und Erholungsbad ist außerordentlich gut besucht. Ein Blick in die Fremdenliste zeigt, daß erfreulicherweise unsere Landsleute in besonders großer Zahl vertreten sind. Ihnen folgen die Skandinavier, Schweizer und Holländer, die alljährlich die ersten An-





kömmlinge sind. Aber auch Kurgäste aus überseeischen Ländern — Chile, Indien, Amerika, Argentinien usw. — liefern den Beweis für die Beliebtheit Bad-Nauheims in der ganzen Welt. Die Kurverwaltung läßt es an nichts fehlen, selbst höchsten Ansprüchen an ein Weltbad vollauf zu genügen.

Die 35000 Einwohner zählende Stadt Bernburg, im lieblichen Saaletal gelegen, errichtete 1902 ein Sol- und Moorbad, das 1921 in eine Aktiengesellschaft übergegangen, bedeutend erweitert und mit allen Bad-Erfordernissen reichlich ausgestattet worden ist. Es ist 31%ige Sole zur Verfügung, sodaß Solbäder in jeder Stärke nach Bedarf gegeben werden können. Das Moor liefert das Moorlager in Schmiedeberg. Seit dem Bestehen des Bades ist die Zahl der Badegäste stetig gestiegen. Die Kurerfolge sind durchaus gute und zufriedenstellende: Solbäder bei Skrofulose, Blutarmut und Schwächezuständen; bei Benutzung des Inhalatoriums für katarrhalische Erkrankungen der Atmungsorgane; Moorbäder bei Rheumatismus und seinen Folgen, Neuralgien, chronischen Exsudaten. Außer den genannten Bädern stehen zur Verfügung: Kohlensäure- und Fichtennadelbäder, Heißluft- und Dampfbäder, elektrische Lichtbäder und Einzelbestrahlungen, ferner ein Saal mit medikomechanischen Apparaten unter Leitung von Ärzten und geprüften Masseuren bezw. Masseusen. Durch alle diese Einrichtungen ist Bernburg in die erste Reihe der deutschen Bäder gerückt.

Eisen schadet den Zähnen, dem Magen, dem Darm. Dies trifft aber nicht zu auf das auf elektrolytischem Wege hergestellte Hygiopon. Es ist vielmehr das Eisenpräparat, das direkt das Blut ernährt, kräftigt, erneuert, ohne die geringsten schädlichen Nebenwirkungen. Jeder Versuch wird das bestätigen, und ein solcher Versuch ist billig: die etwa 1000 Tropfen enthaltende Flasche kostet nur 40 Mk., bei einem täglichen Verbrauch von (je nach Lage des Falles) 6 bis höchstens 15 Tropfen. Im Bedarfsfalle wende man sich an die Hygiopon m. b. H., Berlin S. W. 48, Friedrichstraße 2.

Das große internationale Automobil-Rennen bei Mailand am 10. September hat bereits 30 Nennungen von fünf Nationen erhalten. Aus Deutschland gehen drei Mercedes mit Sailer, Lautenschlager und Salzer am Steuer, vier Benz und drei Heim. England und Italien haben bisher je sechs Wagen gemeldet. Frankreich und

Österreich (Austro-Daimler) je vier. Der zweite Meldeschluß für den Grand Prix der großen Wagen ist am 14. Juli, für den der kleinen Wagen am 31. Juli.

Eine Luftlinie Nürnberg—Zürich—Genf organisiert die Ad Astra-Aëro in Zürich für Passagier- und Postverkehr mit Station in Lausanne. Das eidgenössische Luftamt unterstützt das Unternehmen, für das drei sechsplätzige Junkersmaschinen in Dienst gestellt werden, nach Kräften. Oberzolldirektion und Fremdenpolizei bereiten eine rationelle Kontrolle unter Vermeidung von Zeitverlust vor. Mit der deutschen Postverwaltung werden die nötigen postalischen Abmachungen getroffen. Die neue Linie stellt eine Verbindung von Nordost- und Südwest-Europa dar, die durch Anschlüsse von Nürnberg nach Berlin, Stettin, Königsberg einerseits, nach Holland anderseits und im Süden von Genf nach Lyon, Marseille bis nach Rabat an der Westküste von Marokko hergestellt wird.

Der vom Schweizer Hotelier-Verein (Zentralbüro in Basel) herausgegebene Offizielle Schweizer Hotelführer, ein überaus nützliches Büchelchen, ist erschienen.

Das neue deutsche Hartgeld. Die Münzverwaltung ist bestrebt, das jetzige Papiergeldsystem durch ein neues Hartgeldsystem abzulösen. So werden im Laufe des Juni die ersten Metallmünzen zu 1, 2, 3 und 5 Mark in mehreren Millionen Stücken ausgegeben und die Papiergeldherstellung in diesen Werten eingeschränkt werden. Auch die Herstellung des schon vorhandenen Kleingelds wird weiter gefördert werden. In der Zeit von Januar 1919 bis jetzt sind über 3 Milliarden Stück 5-Pfennig-, 10-Pfennig- und 50-Pfennig-Münzen geprägt worden, die rund 500 Millionen Mark Wert haben. Durch die Ausprägung von Hartgeld wird die Reichsdruckerei stark entlastet, die in Zukunft hauptsächlich nur noch Papiergeld in höheren Nennwerten druckt.

Die Kosten der englischen Besatzung für den Heereshaushalt 1922/23 belaufen sich auf 2 225 000 Pfund Sterling (rund 3 Milliarden Mark!), die sich aus den nachstehenden Einzelposten zusammensetzen: 1 Kavallerieregiment mit 520 Militärpersonen aller Grade 113 900 £, 1 Brigade Feldartillerie mit 889 Militärpersonen aller Grade 201 400 £, 1 Garnisonbatterie mit 286 Militärpersonen aller Grade 75 900 £, 8 Infanteriebataillone, jedes mit 756 Militärpersonen aller Grade 1 021 300 £, technische und andere Truppen mit 2 924 Militärpersonen

aller Grade 663 600 £. Die genannten Truppen, in einer Gesamtkopfstärke von 10 667 Mann, erfordern an sachlichen und persönlichen Ausgaben den Kostenaufwand von 2 076 100 Pfund, was auf den Kopf der einzelnen Militärpersonen ungefähr 194 1/5 Pfund Sterling, in deutsche Währung zum Kurs von 1300 umgerechnet 252 460 Mark ausmacht. Dazu kommt dann noch eine Reihe von Ausgabeposten für Wagenparks, Depots, Hospitäler usw., so daß sich für Teil I des Haushalts (Unterhalt der stehenden Truppen) die erwähnte Summe von 2 225 000 Pfund ergibt. In diesen Betrag sind nicht eingeschlossen die Kosten des Quartiers, der Eisenbahnbeförderung innerhalb des besetzten Gebiets und einiger andrer Dienstleistungen, die gegenwärtig von der deutschen Regierung unentgeltlich getragen werden müssen!

Viele Khasana-Verehrer berührte es unangenehm, den wunderbaren, ihnen unentbehrlichen Khasana-Duft nicht auch in den andern von ihnen benutzten kosmetischen Mitteln vorzufinden. Es hat dies die Herstellerin des beliebten Modeparfüms Khasana, die Fabrik feiner Parfümerien von Dr. M. Albersheim in Frankfurt a. M., veranlaßt, auch Puder, Creme, Kopfwasser, Toilettewasser, Sachet, Badesalz, Seife, Brillantine, Pomade usw. mit Khasana-Duft in den Handel zu bringen. Alle diese vorzüglichen Khasana-Präparate sind überall erhältlich.

Für den Photo-Amateur ist jetzt die Hauptfrage: mit welchem Negativmaterial usw. rüste ich mich aus, um angesichts der jetzigen hohen Preise die Gewißheit zu haben, daß jede Ferienaufnahme zu einer bleibenden Erinnerung wird, daß also Fehlaufnahmen als ausgeschlossen betrachtet werden dürfen. Den zahlreichen Anhängern der Agfa-Materialien macht diese Frage keine Kopfschmerzen; sie bleiben „Agfa" treu und sind dadurch vor Enttäuschungen bewahrt. Denjenigen, die noch nicht zu diesem Kreis gehören, sei geraten, vom Photohändler den „Agfa"-Katalog nebst der neuesten „Agfa"-Preisliste kostenlos zu fordern, der sie über sämtliche „Agfa"-Erzeugnisse mit knappen Worten informiert, wenn sie nicht vorziehen, sich einen genaueren Einblick in deren Wesen zu verschaffen, indem sie das vor kurzem erschienene, außerordentlich lehrreiche „Agfa"-Photo-Handbuch von Dr. Andresen zum Preise von 15 Mk. kaufen, das ist zu einem Preise, für den heute nicht einmal das Kunstdruckpapier erstanden werden könnte, auf dem die 400 Seiten Text und Bilder dieses Werkchens hergestellt sind.

PERSONEN & LAST-KRAFTWAGEN • FAHRRÄDER • NÄHMASCHINEN

DÜRKOPP

FÜR HAUSHALT, GEWERBE & INDUSTRIE • MILCH-SCHLEUDERN

DÜRKOPPWERKE • AKTIENGESELLSCHAFT • BIELEFELD • GEGR. 1867

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

TECHNIKUM MITTWEIDA

Direktor: Dipl.-Ing. Hofrat Professor A. Holzt.



Höheres technisches Institut

für Ausbildung in der Elektrotechnik und im gesamten Maschinenbau.

Getrennte Studienpläne f. Elektro-Ingenieure, Maschinen-Ingenieure, Bureau- u. Betriebstechniker u. Werkmeister der Elektrotechnik und des Maschinenbaues. Reich ausgestattete elektrotechnische und Maschinenbau-Laboratorien.

Lehrfabrik-Werkstätten

zur Ausbildung von Praktikanten und Lehrlingen.

Auf allen bisher beschickten Industrie- und Welt-Ausstellungen erhielten das Technikum Mittweida und seine Präzisions-Werkstätten erste Auszeichnungen und Staatsmedaillen „für hervorragende Leistungen im technischen Unterrichtswesen".

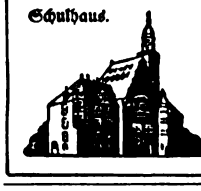
Aelteste und besuchteste Anstalt.

Aufnahmen im April und Oktober.

Programm und Jahresbericht der Anstalt sowie nähere Auskunft erhält man unentgeltlich vom Sekretariat des Technikum Mittweida.

Webers Jllustr. Handbücher. Verzeichnis kostenfrei. J. J. Weber, Leipzig 26.

Schulhaus.



Evang. Pädagogium Godesberg (Rhein) u. Herchen (Sieg)

Realgymnasium i. E., Oberrealschule i. E., Progymnasium, bisher mit Einjähr.-Berechtigung, jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt. Höhere Handelsfachklasse. 500 Schüler, 75 Lehrer u. Erzieher. Internat in 22 Familienhäusern. Direktor: Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg.

Seit 1895: Abitur. Prima. OII. Übertritt i. d. Staatsschule. Gymnas. u. real Klass. Sexta-Reifeprüfung. Förderung körperl. Schwacher. Sport. Verpflegung durch eigene Landwirtschaft.

HALT!

Sie bleiben zurück, weil Sie noch nichts getan haben, um Ihre Stellung zu verbessern, Ihr Einkommen zu erhöhen, fehlende Schulbildung, Examina oder Fachbildung nachzuholen. Verlangen Sie also sofort ausführlichen Prospekt R 16 der Selbstunterrichts-Methode Rustin (5 Dir., 22 Prof. als Mitarbeiter) oder für technische und gewerbliche Fachbildung Prospekt K 17 kostenlos und unverbindlich. Geben Sie bitte Stand und Beruf genau an, damit wir Ihnen das für Sie in Frage kommende empfehlen können. **Keine Berufsstörung.** Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam.

Fischer's Vorbereitungsanstalt für alle Schulexamina Berlin, Zietenstr. 22; Abteilungen ab U. III. bis O. I. Gegründet 1888. Internat! Vorbereit. v. Damen! Zahlenangabe unerreichter Erfolge im Prospekt. Dir. Fischer, Oberl. d. R. a. D.

Briefmarken aller Länder bis zu den grössten Seltenheiten. Auswahlsendung ohne Kaufzwang auf Wunsch. Bedingungen in der illustr. Fachzeitschrift „Der deutsche Philatelist". Probenummer kostenlos. **M. Kurt Maier, Berlin SW 8** Friedrichstrasse 185 Fernsprecher: Zentrum 7039.

Briefmarken Deutsche Kolonien und Auslandspostämter, 12 verschied. Sätze, je 5 bzw. 4 Werte 58 postfrische Marken nur 160 M. Porto besond. Verlang. Sie geg. Eins. von 2 M. Probenummer der Deutschen Briefmarken-Zeitung. F. Junghanns, Leipzig 13. Postschließfach 6.

Briefmarken - Preisliste Bequemste Bestelliste für Sammler. **Ankauf. Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 8.**



Briefmarken-Auswahl ohne Kaufzwang, garantiert echt. Alben • Preisliste gratis. – Kunst-Pracht-Katalog in Tiefdruck mit über 1400 Abbild. Mark 10.–. Höchste Bezahlung für Ankauf. **S. Faludi,** Berlin W. 50, Neue Bayreutherstr. 8, gegr. 1893.

CONRAD FERDINAND **MEYER WERKE** NEUE TASCHENAUSGABE

Soeben erschienen:
Das Amulett
Der Schuß von der Kanzel
Plautus im Nonnenkloster
Gustav Adolfs Page
Die Hochzeit des Mönchs
Das Leiden eines Knaben
Die Richterin

H. HAESSEL • VERLAG LEIPZIG

BÜCHER über:

Architektur, klassische u. moderne, Siedlungswesen, Städtebau, Kunst, Kunstgeschichte, Kunstgewerbe, Kostümkunde, Theater-Dekoration, Graphik, moderne deutsche u. französische.

Verlangen Sie unsere Prospekte und Kataloge.

Ernst Wasmuth, Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 31
Architekturverlag. Architekturbuchhandlung und Kunstanstalten A.-G.

Briefmarken großer illustrierter Katalog mit auswechselbaren Preisen; Versand nur an ernsthafte Interessenten gegen Voreinsendung v. Mk. 5.–, für die Gutschein beiliegt. **W. Franke,** Berlin W 8, Unter den Linden 17-18. Postscheckkonto 29443.

Briefmarken Auswahlen inkl. grösster Raritäten billigst. Ankauf von Einzelstücken u. Sammlungen zu Höchstpreisen. **Paul Strauss, München L.,** Rosenthal 2.

Ru-sapa Gesetzlich geschützt · Goldene Medaille

Gesichts-Sauerstoff-Packung die natürliche Schönheitspflege

Von ärztlichen Autoritäten empfohlen. Gibt dem Teint neue Lebenskraft, müde, welke Züge festigen sich — schafft jugendfrisches Aussehen

1 Karton komplett, 12-15 Gesichtsbehandlungen Mark 120.—

• Ru-sapa Massage Creme Tube Mk. 15.— •

Verlangen Sie in Friseurgeschäften Ru-sapa-Präparate, wenn nicht erhältlich, direkt bei der Firma

Rubner & Hess, Nürnberg II
Alleinhersteller Königstr. 72

Oskar Gerschel's
Buchhandlung u. Antiquariat G. m. b. H.
Stuttgart

Ankauf ganzer Bibliotheken und einzelner Werke von Wert.

Neueste Lagerkataloge: Nr. 97. Asien - Afrika - Amerika - Australien - Polarländer - Deutsche Kolonien. Geographie und Reisebeschreibg. — Nr. 98. Erstausgaben moderner Autoren. Illustrierte Bücher und Luxusdrucke.

Monatl. Verzeichnis „Der Bücherkasten".

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Diensten. Versandhaus E. Rühr, Meldorf i. Holstein. f.

Duncker & Humblot
München W 12, Theresienhöhe 3c

Soeben erscheint:

Der Neue Keynes
J. M. Keynes
Revision des Friedensvertrages
Einzig autorisierte Übersetzung
272 Seiten. 1.–20. Tausend. Preis 48 Mark.

Der Schlüssel zu dem weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Grundproblem der Gegenwart

„Es ist eines der seltenen Bücher, in denen sich der rechnende Verstand eines geschulten Volkswirts mit der verhaltenen Leidenschaft eines zielbewußten Reformators vereint. Ein Kritiker hat es geschrieben, der zum Seher geworden ist; ein Finanzmann hat es erdacht, der die Feder eines Künstlers führt."

Briefmarken Illustrierte Preisliste auch über **Notgeld** und **Alben** gegen Rückantwortkarte. **Max Herbst, Markenhaus, Hamburg Z.**

Die Kunst der Rede und des Vortrags. Von Karl Skraup. Mit 16 Abbildgn. Geb. 30 Mk., freibleibend, fürs Ausland zuzüglich Valutazuschlag. Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26, Reudnitzer Str. 1-7.



Physikalisch-diätetische Heilweise ✱ Luft- und Sonnenbäder ✱ Psychotherapie ✱ Inhalatorium

Dr. Lahmanns Sanatorium



Weißer Hirsch bei Dresden

Frauen- und Geburtsh.-Klinik (Prof. Dr. Küster-Breslau)
Eigene Milchwirtschaft und Obstplantagen.

Abteilung für Zuckerkranke (San.-Rat Dr. Beyer).
Chefarzt Prof. Dr. J. H. Schultz-Jena und 9 Ärzte.

✱ **Sol- und Moorbad Bernburg** in Anhalt ✱

bewährt bei Rheumatismus, Blutarmut, Skrophulose, Nerven- und Frauenkrankheiten usw.
Stärkste Sole Deutschlands
Herrliche Waldumgebung am schönen Saaletal
Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekt 23 durch die Kurverwaltung

---

Sanatorium Dr. Hufnagel, Bad Orb am Spessart

Herz- und Nervenkrankheiten.

Eigene Badehäuser mit starken natürlichen und kohlensäurereichen Solbädern. Gesamte moderne Licht- und Hochfrequenzbehandlung. Großer eigener Park. Herrliche Lage. Vorzügliche Verpflegung. Eigene Landwirtschaft. Mäßige Preise.

Wildbad Schwarzwald, 430 m ü. M.
Weltbekannter Kur- und Badeort.

Thermal-Bäder
Glänzend bewährt bei
Gicht, Rheumatismus, Nervenleiden, Kriegsbeschädigungen.
Dampf-, Kohlensäure- u. a. Bäder. Radiumemanat. Schwed. Heilgymnastik.

Auskunft durch die Badeverwaltung oder den Kurverein

GOSSMANNS SANATORIUM



WILHELMSHÖHE-CASSEL
Arztl. Leitg. Dr. med. W. Gossmann

S.-R. Dr. Bielings Waldsanatorium
Tannenhof
Friedrichroda i. Thür.

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke **Tannenfeld**
bei Nöbdenitz, Sa.-Altenburg. Prospekte durch Dr. med. Tecklenburg.

Katarrh u. Asthma

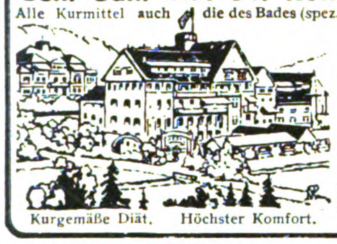


Hausinhalatorium Syst. Ems. **Kein Glaskugelvernebler!** Gr. Tisch-Luftpumpe! 4 Inhalat.-Sprühdusche od. Vernebelung. Wasser od. Öl – warm od. kalt! Spez. **Abhärtungskur!** Spez. **Asthma-Kur!** Ärztlich glänzend begutachtet. Verblüffende Erfolge. Prospekt umsonst. Preis Mk. 400.–.

C. Ronkarz, Apoth., **München**, L. I., Romanstr. 64

Taus. Urteile: 30jähr. Rachenkat. vollst. kuriert. Kommerz.-R. R. — 18 Jahre Asthma — keine Anfälle mehr. R. N. — 7jähr. Stirnhöhlen- u. Bronch.-Kat. verschwunden. F. G. — Als 76jähr. Greis v. m. furchtb. Asthma befreit. G. W.

Geh. San.-Rat Dr. Köhler's Sanatorium
Alle Kurmittel auch die des Bades (spez. Moorbäder). Zander-Institut, Röntgen-Tiefen-Therapie.



Bad Elster

1. Blutarmut, Herz-, Magen-, Nervenleiden, Verstopfg., Fettsucht.
2. Frauenleiden.
3. Rheumatismus, Ischias, Lähmungen, Gelenkleiden.

Kurgemäße Diät. Höchster Komfort.

Bad Liebenstein (S.-M.) bei Eisenach
Perle des Thüringer Waldes
Stahlbad — Luftkurort — Herzbad
Stärkste Kohlensaure Eisen-Mangan-Arsen-Quelle Deutschlands.
Bade-, Trink-, Terrain-Kuren.
Hotel Kaiserhof, Haus allerersten Ranges.
Hotel Herzog Bernhard | vornehme
Hotel Königin Olga | Familienhotels.
Café Feodora mit Klub- und Spielzimmern.
Pensionshäuser.
Prospekte und Auskunft durch die **Badedirektion.**



Ein Fernglas oder eine runde Silberlorgnette ist das willkommenste Geschenk!
Auswahlsendung direkt an Private ohne Kaufzwang. Liste frei.
Fritz Josef Heinrici, Optische Anstalt, Zwickau. Gegr. 1847.

Bad Homburg
(im unbesetzten Gebiet)

Altberühmtes Heilbad, 25 Minuten von Frankfurt a. M., am Fuße des Taunus gelegen. Ausgedehnte Parkanlagen inmitten herrlicher Wälder, **Trink- und Badekur** (Magen, Darm, Herz). **Sport,** unbeschränkte Aufenthaltsdauer.

Hotel Victoria
und seine Villen.

Familienhotel ersten Ranges, umgeben von eigenen, schönen Gärten, mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattet. Privatbäder, abgeschlossene Appartements.
Reichliche Verpflegung.

Auskünfte:
Direktion Hotel Victoria, G. m. b. H., Bad Homburg.

Schierke
— am Brocken! —
Der alpine Luftkurort im Harz.
Sommer- und Wintersportplatz.
Prospekte durch die Kurverwaltung, Tel. Nr. 50

Bad Warmbrunn Seit 1281 bekannter Kurort am Fuße des Riesengebirges. Bahnstation.
8 schwefelhaltige stark radioaktive Thermalquellen, heilkräftig bei allen Formen von Rheumatismus, Gicht, Zuckerharnruhr, Nieren- und Blasenleiden, bei Nerven-, Frauen- u. Hautkrankheiten, Kriegsverletzungen.
Konzerte, Gesellschaftsabende, Theater, Spielplätze usw.
Kurzeit Mai—Oktober.
Versand der „Neuen" und „Kleinen Quelle" sowie des Tafelwassers „Ludwigs-Quelle" durch „Warmbrunner Brunnenversand"
Auskunftsbücher frei durch die Badeverwaltung.

Schweiz
Tarasp & Vulpera

1250 m ü. M. Endstation (Schuls-Tarasp) der Rhätischen Bahn und der Autokurse Oberbayern—Tirol—Engadin, vereinigt infolge zehn ganz verschiedenartiger, weltberühmter Heilquellen und moderner Kurmittel die Vorzüge als
1. Ein Bad wie Karlsbad, Marienbad, Kissingen, Vichy usw.
2. Ein Bad wie Wildungen, Pyrmont usw.
3. Ein Höhenkurort und bevorzugter Touristenplatz in der grossartigen Alpenwelt des Schweiz. Nationalparkes.

Die Tarasper Heilquellen überragen an festen Bestandteilen und Kohlensäure, darunter an Lythium, Borsäure und Kalksalzen alle Quellen Europas. Trink- und Badekur werden vom milden Höhenklima im höchsten Grade beeinflusst. All dies erklärt die glänzenden und vielseitigen Heilerfolge.

Prospekte No. 14 bereitwilligst durch die Badeverwaltung Kurhaus Tarasp und Verkehrsbureau Vulpera.

Bad Homburg
SANATORIUM DR. BAUMSTARK
Kuranstalt für innere, spez. Magen-, Darm- und Herzkrankheiten
Natürliche Kohlensaure Bäder im Hause.
Das ganze Jahr geöffnet.

Dr. Warda-Villa Emilia
Heilanstalt für Nervenkranke
Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

Bad Blankenburg, Thüringerwald.
Dr. Karl Schulze's
Das ganze Jahr geöffnet. **Sanatorium Am Goldberg** Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.

Bad Blankenburg Thür. Wald.
Waldsanatorium **„Schwarzeck"** für nervöse und innere Kranke.
Leitende Ärzte: S.-R. Dr. Wiedeburg, S.-R. Dr. Poensgen, Dr. Weiss-Reval.



ZURICH

Die bedeutendste Stadt der Schweiz,
in prächtiger Lage am See und am Fusse der Alpen.

Alle Sommer-Vergnügen und Sportsarten. Golf
Weltberühmte Schulen, glänzende Verkaufsmagazine.

3. bis 10. September:
Internationales Flugmeeting.

Pensionspreise in Hotels I. Ranges von Fr. 18.– an, in Hotels II. Ranges von Fr. 12.– an, in Pensionen von Fr. 10.– an pro Tag.

Illustrierte Preisliste der Hotels und Pensionen durch das Offizielle Verkehrsbureau.

Ahlbeck
a/Usedom.
Kurort u. Ostseebad.
Prospekt durch die Badedirektion.

In unserem Verlage erschien:
Dr. Wilhelm Huber:
Die junge Frau
Betrachtungen und Gedanken über Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett.
Dritte, vermehrte Auflage.
Preis gebunden 75 Mark freibleibend, fürs Ausland zuzüglich Valutaaufschlag.
„... Das Buch ist für das junge Ehepaar ein vortrefflicher Ratgeber ..." „Ärztl. Zentralzeitung."
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26, Reudnitzer Straße 1–7.

Trink- und Badekur 1. April bis 15. November
bei **Erkrankungen** des **Herzens** und der **Gefäße,** der **Verdauungsorgane,** der **Gallenwege** und **Leber,** der **Luftwege,** bei **Zucker-, Gicht-, Blut-** und **Nervenerkrankungen.**
Mineralwasser-Versand des **Rakoczy** etc. durch die **Bäder-Verwaltung.**

Bad Kissingen

Konzerte, Theater, Reunions, Tennis, Golf, Schieß-Sport, Jagd und Fischerei.
30. Juli: **internationaler Fußball.** — 27. Aug.: **Leichtathletik.**
Neuzeitliche Hotels, Sanatorien, Kurhäuser u. Restaurants.
Werbeschriften und Auskünfte durch den **Kurverein.**

Fabrik für schmal- und normalspuriges Eisenbahnmaterial

Wagen aller Art
Gleisanlagen
Komplette Plantagenbahnen

Generalvertreter für Brasilien, Argentinien, Uruguay:

A. S. Nielsen & Winther
Kopenhagen,

Filiale in Brasilien:

Armando Busseti
Marechal Floriano 5
Rio de Janeiro

Glässing & Schollwer
Berlin W.



Fabrica de material para caminhos de ferro de vias estreita e normal

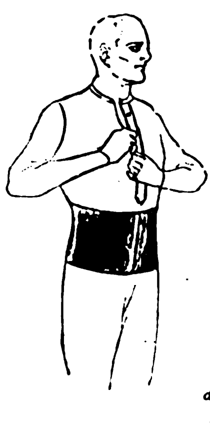
Carruagens de toda a espécie
Construcção de vias ferreas
Caminhos de ferro compl. p. plantaçoes

Agencia geral para o Brazil, a Argentina e o Uruguay:

A. S. Nielsen & Winther
Copenhague

Succursal no Brazil:

Armando Busseti
Marechal Floriano 5
Rio de Janeiro



Gentila Herrengürtel

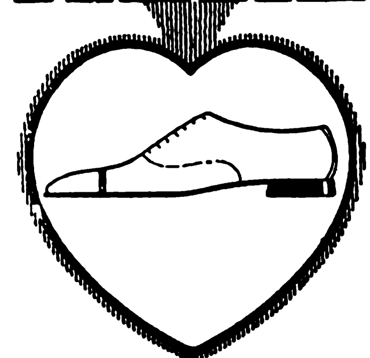
erhält und verbessert die Figur

verleiht der Erscheinung Eleganz erzeugt die jugendliche Linie und verdeckt Körperfülle. Beleibte Herren macht der Gürtel schlanker und verhindert Fettansatz; bei körperlicher Betätigung im Beruf, bei Sport und Tanz gibt er dem Träger Sicherheit und steigert die Leistungsfähigkeit außerordentlich. Er stützt das Kreuz, erleichtert die Atmungsfähigkeit, erweitert die Brust, verstärkt die Stimme, kräftigt die Bauchmuskulatur ***und hebt Erscheinung, Wohlbefinden und Leistungsfähigkeit des Trägers.*** *Auf wissenschaftlicher Grundlage entstanden und ärztlich begutachtet, stellt der GENTILA GÜRTEL das ausgeprobte, jahrelang bewährte Erzeugnis fachmännischer Arbeit dar, das außergewöhnliche ästhetische und hygienische Wirkung erreicht und ein angenehmes, bequemes Kleidungsstück von größter Dauerhaftigkeit ist. — Jeder Herr, der sich des unschätzbaren Wertes einer guten Figur bewußt ist, der andere um ihre elegante Linie beneidet, oder dessen Leib einer Stütze bedarf, findet in dem gesetzlich geschützten GENTILA GÜRTEL das, was er braucht.*

J. J. Gentil, Berlin H 39, **Potsdamer Strasse 5**

Grösstes Spezialgeschäft des Kontinents für Herrengürtel und Herrenkorsetts.

HERZ



Neuzeitliche Formen
in altbewährter Qualität

Die Sprache des Körpers. In 721 Bildern dargestellt von Dr. Karl Michel. 208 Seiten Lexikonoktav. Auf Kunstdruckpapier gedruckt. In steifem Umschlag M. 20.— freibleibend, fürs Ausland zuzüglich Valutaaufschlag. **J. J. Weber, Leipzig 26.**

In unserem Verlage erschien:

Franz Adam Beyerlein
Sechs fröhliche Legenden

Mit Zeichnungen von Alfred Seckelmann.

INHALT:
Die Heilige und die Eidechse. Wächter-Legende. — Der Dieb Unserer Lieben Frau. — Hieronymus und Paula. — Gozbert. Schulmeister-Legende.

PREIS:
auf holzfreies Papier gedruckt u. mit Pergamentrücken geb. 65 Mk. freibleibend, fürs Ausland zuzügl. Valutaaufschlag.

Verlag J. J. Weber, Leipzig 26,
Reudnitzer Strasse 1—7.

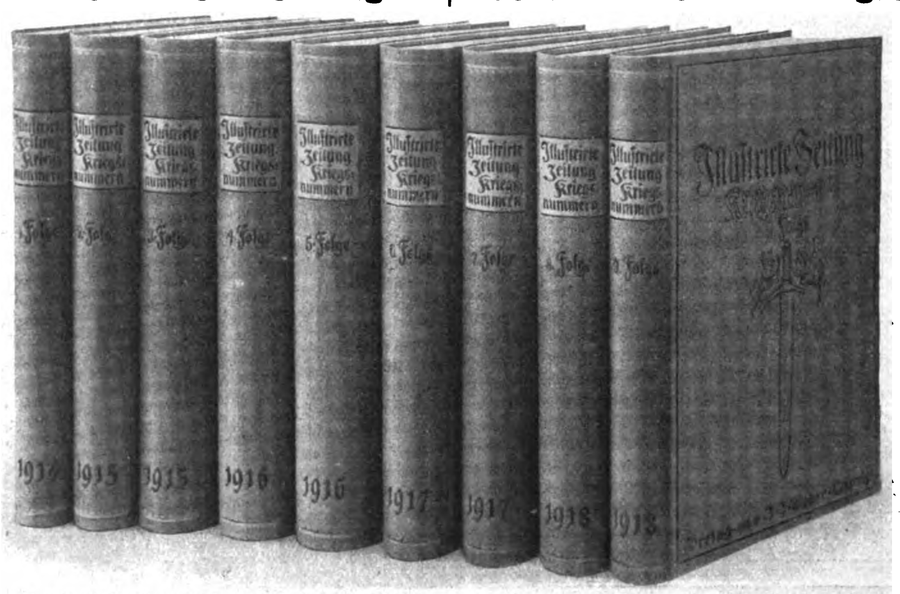
Die Kriegsnummern der Illustrirten Zeitung

sind eine unübertroffene Chronik des Weltkrieges.

Os numeros da guerra de Illustrirte Zeitung

são uma chronica sem igual da guerra do mundo.

Tausende von Bildern nach Originalen zahlreicher hervorragender Künstler, die ihre Eindrücke im Felde gesammelt haben, geben die vergangenen großen Ereignisse getreu und in anschaulicher Lebendigkeit wieder. Keine Chronik kann sich an der Fülle künstlerischer Beiträge, die nach eigenen Eindrücken gestaltet sind, mit der Leipziger „Illustrirten Zeitung" messen. Tausende von Abbildungen nach photographischen Aufnahmen ergänzen diese künstlerischen Darstellungen. In der Wiedergabe wechseln klare Autotypien mit vorzüglichen Tief- und Offsetdrucken und prächtigen vielfarbigen Abbildungen. Viele Hunderte von Aufsätzen aus der Feder bedeutender Schriftsteller, Gelehrter, Militärs usw. unterrichten über alle Fragen, die uns während des Krieges bewegt haben. Besonders wichtigen Gebieten wurden mehrfach umfangreiche Sondernummern gewidmet. — Die Kriegsnummern der Leipziger „Illustrirten Zeitung" in neun Bänden sind ein überaus wichtiges, wertvolles Quellenmaterial für die Geschichte des Weltkrieges. Ihr Studium ermöglicht es, das, was wir in den vergangenen Jahren erlebt und wie wir alles im Strudel der Ereignisse stehend aufgefaßt haben, in unmittelbarer Frische wieder aufleben zu lassen.



Jeder Band ist 41 cm hoch und 32 cm breit; alle zusammen 52 cm stark. Gewicht sämtlicher 9 Bände 68 kg.
Cada tomo tem a altura de 41 cm e largura de 32 cm, todos juntos uma espessura de 52 cm. O peso de todos 9 volumes 68 Kilo.

„Kein Volk besitzt ein ähnlich groß angelegtes und literarisch vertieftes Unternehmen." München-Augsburger Abendzeitung, München.

Der Vorrat dieses bedeutenden Erinnerungswerkes ist verhältnismässig nur noch gering. — Ein Neudruck ist infolge der ausserordentlich hohen Herstellungskosten ausgeschlossen.

Vorstehende neun Folgen kosten in Deutschland 9000.— Mark, im Auslande 18000.— Mark, freibleibend. Versandspesen z. Zt. in Deutschland 100.— Mark, nach dem Ausland 200.— Mark, Übersee 250.— Mark **ohne Frachtgebühr.**

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig 26.

Milhares de estampas do originaes dos numerosos artistas eminentes, os quaes tem colligido as suas impressões em campanha, reproduzão os acontecimentos notaveis passados fiel e expressivamente. Nenhuma chronica não pode igualarse com a nossa „Illustrirte Zeitung" de Leipzig com respeito á cheia das contribuições artisticas, formadas segundo as proprias impressões. Milhares de illustrações das reproducções photographicas completão issas pinturas artisticas. Na reproducção alternão as autotypias claras com pomposas oucas gravuras e offset e formosas polychromias. Centenares de discursos da mão dos illustres autores, lettrados, militares etc. informão sobre todas as questões interessantes da guerra. Aos dominios particularmente importantes estão dedicados os numeros especiaes. — Os numeros da guerra da „Illustrirte Zeitung" de Leipzig em nove tomos são a fonte muito importante para a historia da guerra do mundo. O seu estudio faculta de fazer reviver immediatamente os acontecimentos no voragem dos tempos.

„Nenhuma ontra nação não tem uma empreza semelhante tão grandiosa e de tal profundidade litteraria." München-Augsburger Abendzeitung, Munich.

As nossas provisões nesta importante obra monumental não estão que proprorcionalmente pequenas. Uma nova edição por causa dos gastos extremamente altos es impossivel.

Issas nove series custão em Allemanha 9000.— Marcos, no extrangeiro 18000.— Marcos, sem empenho. Gastos de expedição agora em Allemanha 100.— Marcos, ao extrangeiro 200.— Marcos, Ultra-Mar 250.— Marcos, **sem gastos de porte.**

Expedição de: Illustrirte Zeitung (J. J. Weber), Leipzig 26.

Unsere „Illustrirte Zeitung", von J. J. Weber in Leipzig, hat im vaterländischen Interesse Anspruch darauf, nicht bloß gelesen, sondern vor allen Dingen gegen die vierteljährliche Bezugsgebühr von 75 ℳ (Ausland 120 ℳ), ab 1. Juli d. J. 150 ℳ (Ausland 200 ℳ) auch ständig gehalten zu werden. Jeder gebildete Deutsche im In- und Ausland sollte dies tun.

Fabrik für schmal- und normalspuriges Eisenbahnmaterial

Wagen aller Art
Gleisanlagen
Komplette Plantagenbahnen

Generalvertreter für Brasilien, Argentinien, Uruguay:

A. S. Nielsen & Winther
Kopenhagen,

Filiale in Brasilien:
Armando Busseti
Marechal Floriano 5
Rio de Janeiro

Glässing & Schollwer
Berlin W.



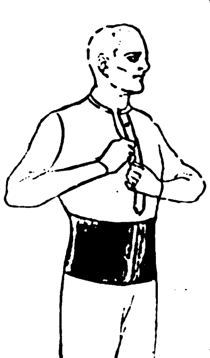
Fabrica de material para caminhos de ferro de vias estreita e normal

Carruagens de toda a espécie
Construcção de vias ferreas
Caminhos de ferro compl. p. plantaçoes

Agencia geral para o Brazil, a Argentina e o Uruguay:

A. S. Nielsen & Winther
Copenhague

Succursal no Brazil:
Armando Busseti
Marechal Floriano 5
Rio de Janeiro



Gentila Herrengürtel

erhält und verbessert die Figur

verleiht der Erscheinung Eleganz erzeugt die jugendliche Linie und verdeckt Körperfülle. Beleibte Herren macht der Gürtel schlanker und verhindert Fettansatz; bei körperlicher Betätigung im Beruf, bei Sport und Tanz gibt er dem Träger Sicherheit und steigert die Leistungsfähigkeit außerordentlich. Er stützt das Kreuz, erleichtert die Atmungsfähigkeit, erweitert die Brust, verstärkt die Stimme, kräftigt die Bauchmuskulatur

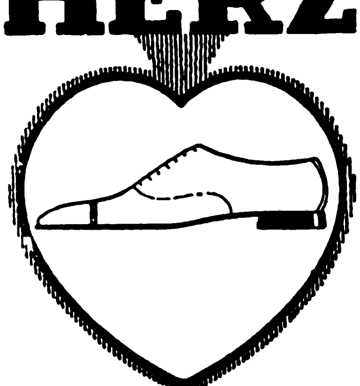
und hebt Erscheinung, Wohlbefinden und Leistungsfähigkeit des Trägers.

Auf wissenschaftlicher Grundlage entstanden und ärztlich begutachtet, stellt der GENTILA GÜRTEL das ausgeprobte, jahrelang bewährte Erzeugnis fachmännischer Arbeit dar, das außergewöhnliche ästhetische und hygienische Wirkung erreicht und ein angenehmes, bequemes Kleidungsstück von größter Dauerhaftigkeit ist. — Jeder Herr, der sich des unschätzbaren Wertes einer guten Figur bewußt ist, der andere um ihre elegante Linie beneidet, oder dessen Leib einer Stütze bedarf, findet in dem gesetzlich geschützten GENTILA GÜRTEL das, was er braucht.

J. J. Gentil, Berlin H 39, Potsdamer Strasse 5

Grösstes Spezialgeschäft des Kontinents für Herrengürtel und Herrenkorsetts.

HERZ



Neuzeitliche Formen
in altbewährter Qualität

Die Sprache des Körpers. In 721 Bildern dargestellt von Dr. Karl Michel. 208 Seiten Lexikonoktav. Auf Kunstdruckpapier gedruckt. In steifem Umschlag M. 20.— freibleibend, fürs Ausland zuzüglich Valutaaufschlag. J. J. Weber, Leipzig 26.

In unserem Verlage erschien:

Franz Adam Beyerlein
Sechs fröhliche Legenden
Mit Zeichnungen von Alfred Seckelmann.

INHALT:
Die Heilige und die Eidechse. Wächter-Legende. — Der Dieb Unserer Lieben Frau. — Hieronymus und Paula. — Gozbert. Schulmeister-Legende.

PREIS:
auf holzfreies Papier gedruckt u. mit Pergamentrücken geb. 65 Mk. freibleibend, fürs Ausland zuzügl. Valutaaufschlag.

Verlag J. J. Weber, Leipzig 26,
Reudnitzer Strasse 1—7.

Die Kriegsnummern der Jllustrirten Zeitung

sind eine unübertroffene Chronik des Weltkrieges.

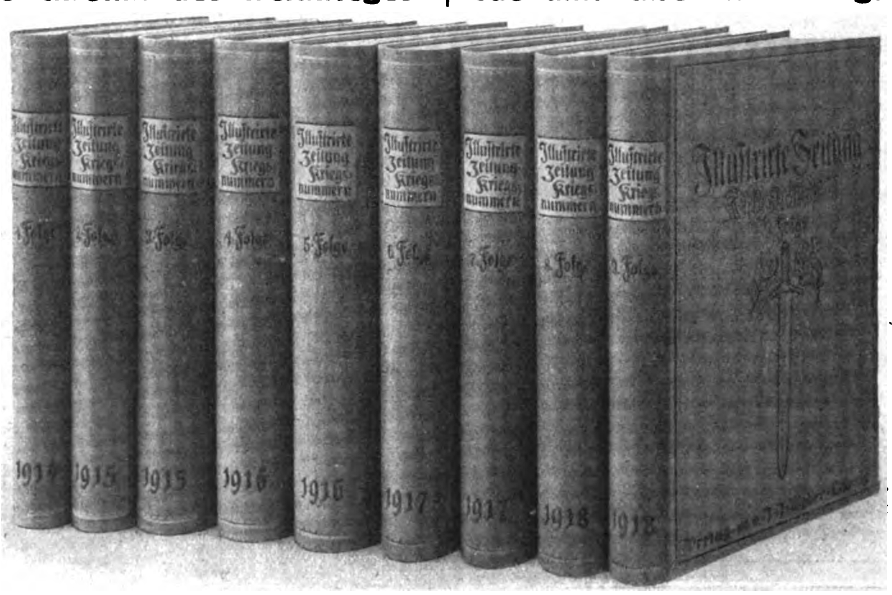
Tausende von Bildern nach Originalen zahlreicher hervorragender Künstler, die ihre Eindrücke im Felde gesammelt haben, geben die vergangenen großen Ereignisse getreu und in anschaulicher Lebendigkeit wieder. Keine Chronik kann sich an der Fülle künstlerischer Beiträge, die nach eigenen Eindrücken gestaltet sind, mit der Leipziger „Illustrirten Zeitung" messen. Tausende von Abbildungen nach photographischen Aufnahmen ergänzen diese künstlerischen Darstellungen. In der Wiedergabe wechseln klare Autotypien mit vorzüglichen Tief- und Offsetdrucken und prächtigen vielfarbigen Abbildungen. Viele Hunderte von Aufsätzen aus der Feder bedeutender Schriftsteller, Gelehrter, Militärs usw. unterrichten über alle Fragen, die uns während des Krieges bewegt haben. Besonders wichtigen Gebieten wurden mehrfach umfangreiche Sondernummern gewidmet. — Die Kriegsnummern der Leipziger „Illustrirten Zeitung" in neun Bänden sind ein überaus wichtiges, wertvolles Quellenmaterial für die Geschichte des Weltkrieges. Ihr Studium ermöglicht es, das, was wir in den vergangenen Jahren erlebt und wie wir alles im Strudel der Ereignisse stehend aufgefaßt haben, in unmittelbarer Frische wieder aufleben zu lassen.

„Kein Volk besitzt ein ähnlich groß angelegtes und literarisch vertieftes Unternehmen."
München-Augsburger Abendzeitung, München.

Der Vorrat dieses bedeutenden Erinnerungswerkes ist verhältnismässig nur noch gering. — Ein Neudruck ist infolge der ausserordentlich hohen Herstellungskosten ausgeschlossen.

Vorstehende neun Folgen kosten in Deutschland 9000.— Mark, im Auslande 18000.— Mark, freibleibend. Versandspesen z. Zt. in Deutschland 100.— Mark, nach dem Ausland 200.— Mark, Übersee 250.— Mark ohne Frachtgebühr.

Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig 26.



Jeder Band ist 41 cm hoch und 32 cm breit; alle zusammen 52 cm stark. Gewicht sämtlicher 9 Bände 68 kg.
Cada tomo tem a altura de 41 cm e largura de 32 cm, todos juntos uma espessura de 52 cm. O peso de todos 9 volumes 68 Kilo.

Os numeros da guerra de Jllustrirte Zeitung

são uma chronica sem igual da guerra do mundo.

Milhares de estampas do originaes dos numerosos artistas eminentes, os quaes tem colligido as suas impressões em campanha, reproduzão os acontecimentos notaveis passados fiel e expressivamente. Nenhuma chronica não pode igualar-se com a nossa „Illustrirte Zeitung" de Leipzig com respeito á cheia das contribuições artisticas, formadas segundo as proprias impressões. Milhares de illustrações das reproducções photographicas completão issas pinturas artisticas. Na reproducção alternão as autotypias claras com pomposas oucas gravuras e offset e formosas polychromias. Centenares de discursos da mão dos illustres autores, lettrados, militares etc. informão sobre todas as questões interessantes da guerra. Aos dominios particularmente importantes estão dedicados os numeros especiaes. — Os numeros da guerra da „Illustrirte Zeitung" de Leipzig em nove tomos são a fonte muito importante para a historia da guerra do mundo. O seu estudio faculta de fazer reviver immediatamente os acontecimentos no voragem dos tempos.

„Nenhuma ontra nação não tem uma empreza semelhante tão grandiosa e de tal profundidade litteraria."
München-Augsburger Abendzeitung, Munich.

As nossas provisões nesta importante obra monumental não estão que proprorcionalmente pequenas. Uma nova edição por causa dos gastos extremamente altos es impossivel.

Issas nove series custão em Allemanha 9000.— Marcos, no extrangeiro 18000.— Marcos, sem empenho. Gastos de expedição agora em Allemanha 100.— Marcos, ao extrangeiro 200.— Marcos, Ultra-Mar 250.— Marcos, **sem gastos de porte.**

Expedição de: Jllustrirte Zeitung (J. J. Weber), Leipzig 26.

Unsere „Illustrirte Zeitung", von J. J. Weber in Leipzig, hat im vaterländischen Interesse Anspruch darauf, nicht bloß gelesen, sondern vor allen Dingen gegen die vierteljährliche Bezugsgebühr von 75 ℳ (Ausland 120 ℳ), ab 1. Juli d. J. 150 ℳ (Ausland 200 ℳ) auch ständig gehalten zu werden. Jeder gebildete Deutsche im In- und Ausland sollte dies tun.

G. F. Grosser
Markersdorf Bez. Leipzig

GfG Gegründet 1869 GfG

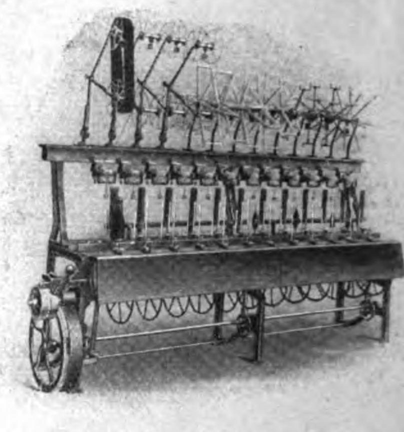
Flach- und Rundstrickmaschinen für Hand- und Kraftbetrieb für alle Strickwaren
Spulmaschinen / Garnparaffinierapparate D. R. P.
Kettelmaschinen / Näh- und Overlockmaschinen

Vertreter und Ausstellung von Strickmaschinen bei Herren:

Kortenhaus & Stummel
Rio de Janeiro, 69 Rua da Candelaria;
Filiale: **São Paulo, Largo Sta. Ephygenia 14—A.**



Strumpfautomaten
Krawattenmaschinen



Spulmaschinen mit Kugellagerspindeln und Paraffinierapparaten D. R. P.



LANGNESE
KEKS

BEWÄHRT
und
BEGEHRT



A. H. LANGNESE Ww. & CO. m. b. H.
HAMBURG 20



GOERZ
TENAX-FILM

das bequemste Negativmaterial
für den Amateurphotographen
Vorrätig in den Photohandlungen • Katalog kostenfrei

FABRIKANTEN
GOERZ PHOTOCHEMISCHE WERKE G·M·B·H STEGLITZ
GENERAL-VERTRIEB:
Optische Anstalt C. P. GOERZ A.-G. Berlin-Friedenau 9



SCHNELL VERGRÖSSERBAR
ERHÄLTLICH IN GRÖSSEREN MÖBELGESCHÄFTEN

H. FRITSCHE + Co
JNH: JOSEF SEILER
LIEGNITZ



HERKULES-
Windturbine
ist stets die beste



Kostenfreier Betrieb für Wasserpumpen, landwirtschaftl. Maschinen, Mühlen, Ent- u. Bewässerung, elektr. Lichtversorg. Tausende von Anlagen geliefert.
Vereinigte Windturbinenwerke,
DRESDEN-REICK.

Böttger & Eschenhorn
G. m. b. H.
Berlin-Lichterfelde
Spezialfabrik für



Gartenmöbel
in Holz nach künstlerischen Entwürfen.



G. SCHLEICHER & Co.
KUNSTGEWERBLICHE WERKSTÄTTEN FÜR DENKMÄLER UND FRIEDHOFSKUNST
ARCHITEKTURBÜRO / BILDHAUERATELIERS

Ueber 3000 Denkmäler am Lager

BERLIN W 35, LÜTZOWSTRASSE 82

Für das Ausland günstigste Angebote — Prospekte kostenlos
Para o estrangeiro offerecimentos vantajosos — Prospectos gratuitamente

Passionsspiele Oberammergau 1922

Spieltage: Ab 14. Mai bis mit 24. September 1922 an allen Sonn- und Feiertagen, ab 2. Juli bis mit 30. August Sonntags und Mittwochs.

Ausführliche Prospekte zu haben: 1. im gemeindl. off. Wohnungsbüro (Zweigstelle der bayer. Vereinsbank in Oberammergau) für In- und Ausland; 2. amtl. bayer. Reisebureau vorm. Schenker, für Deutschland und Österreich; 3. Th. Cook & Son für Ausland.

Das Passionsspielkomitee: Wilhelm Rutz, Vorsitzender.



Die besten Porzellane

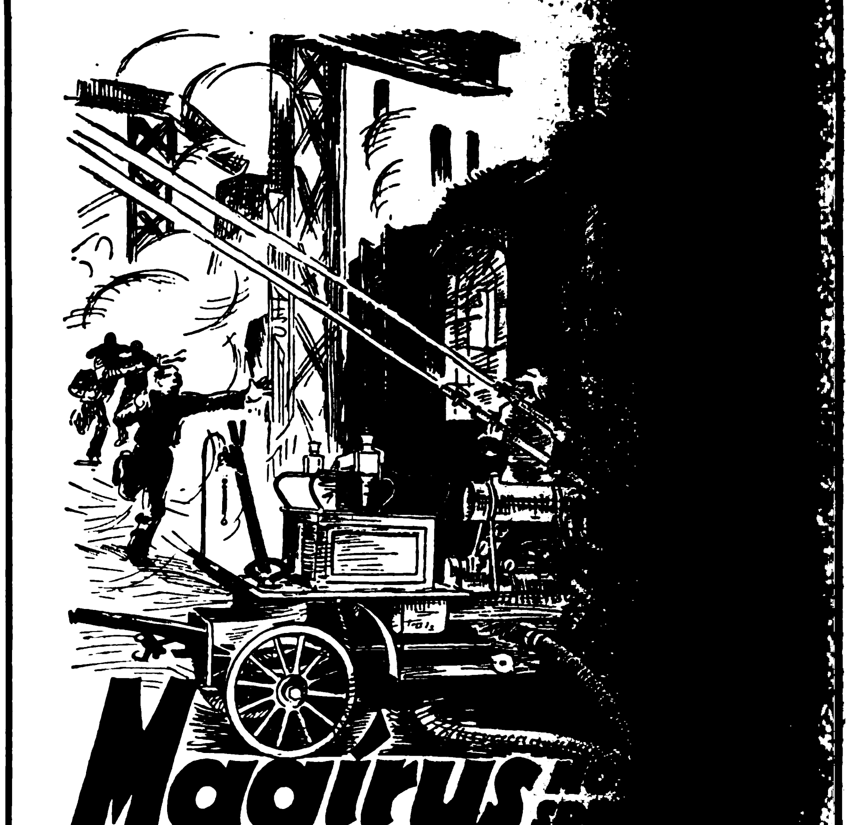
in Handmalerei:

Vasen,
Schreibzeuge,
Körbe,
Dosen,
Gebrauchsgeschirre

liefert die

Sächsische Porzellanfabrik
zu Potschappel
von CARL THIEME in
Freital-Potschappel.

ZUR MESSE IN LEIPZIG:
Städtisches Kaufhaus, Zimmer 75.



Magirus

MAGIRUS FEUERWEHRGE...

BERLIN W.10, ULM A DONAU, MÜN...

Magirus- Bombas de fogo ... Escadas de mão e ...

reconhecidas no mundo inteiro como ...

Por offertas dirigir-se directamente ...

Sociedade MAGIRUS-Ulm-Donau ...

KIOS CIGARETTEN

verdanken ihren guten Ruf den ausgezeichneten

■ Qualitäts-Eigenschaften ■

In der Sammlung J. J. Webers Handbücher erschien soeben

Daniel Sanders Zitatenlexikon

Sammlung von Zitaten, Sprichwörtern, sprichwörtlichen Redensarten und Sentenzen.

Vierte Auflage. VIII. 712 Seiten.

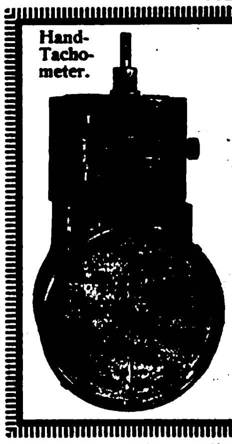
Von diesem bekannten u. beliebten Nachschlagewerk erschienen zwei Ausgaben. a) Ausgabe im gewöhnl. Format unserer Handbücher in Pappband Mk. 90.—; b) Geschenkausgabe auf holzfreiem Papier in Ganzleinen im größeren Format von 14:20,5 cm Mk. 120.—.

Preise freibleibend, für das Ausland zuzügl. Valuta-Aufschlag.

Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

Eine feuchtfröhliche Familie.

Vielen sind die Namen der lustigen Mitglieder dieser Familie schon bekannt. Wir wollen sie trotzdem nennen: die **„Witwe Bolte"** mit der **„Frommen Helene"**, deren **„Vetter Franz"** und **„Onkel Nolte"**. Jedes ist eine Type für sich, jedes ein ganz vorzüglicher, bekömmlicher, allgemein beliebter Likör. — Die Fabrikanten E. L. Kempe & Co. Aktiengesellsch., Oppach (Amtsh. Löbau) und die einschlägig. allerwärts befindlichen Verkaufsstellen sind gern bereit, die Bekanntschaft mit der genannten feuchtfröhlichen Familie zu vermitteln.



Hand-Tachometer.

DR. ...
Leip...
Hand-...
T...
Tach...
Hub- und ...
Elektr. ...

Hermsdorf-



Schwarz

ist das beste

Diamantschwarz.

Man achte beim Einkauf von Strümpfen, Handschuhen, Trikotagen und Garnen auf den Originalstempel:

DIAMANTSCHWARZ
GARANTIRT ECHT
Louis Hermsdorf
FÄRBER

Louis Hermsdorf, Chemnitz

✚ Magerkeit ✚

Schöne volle Körperformen durch unser **„Hegro"-Kraftpulver** in 6 bis 8 Wochen bis 30 Pfund Zunahme. Garant. unschädlich. Ärztlich empfohlen. Streng reell! Viele Dankschreiben. Preis Karton mit Gebrauchsanweisg. Mk. 20.–. — Porto extra. —

Herm. Groesser & Co., Fabrik chemischer Präparate, **Berlin W. 30/109,** Neue Winterfeldtstr. 41.

Globol

tötet Motten

Fritz Schulz jun. A-G, Leipzig



Zucht u. Handlung edler Rassehunde
Richter & Co., Eisenberg S.A. 26

Lieferung sämtlicher reiner Rassehunde

Jagd- u. Polizeihunde, Schosshunde. Prachtalbum mit Illustr. u. Preisverzeichnis 10 Mark.

Illustrierte Preisliste 5 Mark.

Volksgut deutscher D...

Ausgewählt und herausgegeben von Prof. Dr. Max Hecker ...

Deutsche Klass...

bequem anzuschaffen in Einzelbänden. Vollstän...

Preis eines Bandes in Leinen gebunden 56.— Mk., in ...

Von dieser Sammlung sind bisher 8 Bände ...
Ungefähr aller 2—3 Monate soll ein weiterer Band ... skription kann jederzeit begonnen werden. Sonderpro...

Die vorstehenden Preise erhöhen sich, der Valuta des Landes, nach ... entsprechend um 60% bezw. 100% (Brasilien um 80%). Die ... jedoch infolge der gegenwärtigen Verhältnisse als freibleib...

Verlagsbuchhandlung von J. J. We...



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich Hermann Schinke, für den Inseratenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3.
Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Generalvertreter für die Vereinigten Staaten von Nordamerika: Bertalan Barna, 42 Broadway, New York.

Illustrirte Zeitung



Verlag / J. J. Weber / Leipzig

Nr. 4077 Einzelpreis Mk. 25.– (für das Ausland Mk. 35.–) 158. Band



Palacio de la Generalidad.

BARCELONA



Kathedrale.

Barcelona ist wohl eine der interessantesten und der Lage nach schönsten Städte Europas. Etwa auf der gleichen nördlichen Breite wie Rom gelegen, steigt die Stadt vom Mittelländischen Meere sanft zu den Bergen auf, die sie in einem riesigen Halbkreise umschließen. Überwältigend ist das Bild, das sich dem überraschten Beschauer von der höchsten Stelle dieses Bergkranzes, dem 532 m hohen Tibidabo, darbietet, auf dem einige Hotels und Restaurants zu längerem Verweilen einladen. Nach Osten breitet sich das gewaltige Steinmeer der Weltstadt aus, umsäumt von grünen Parkanlagen und Gärten, dahinter das blaue Meer. Nach Westen reicht der Blick bis nach den Pyrenäen. Im Vordergrunde steigt das sägeförmig gezackte Massiv des vielgerühmten Montserrat aus dem Tale.

In dem geräumigen, übersichtlich angelegten modernen Hafen, der nach der Seeseite hin durch eine kilometerlange, gleichzeitig als Promenadensteg eingerichtete Mole abgeschlossen wird, herrscht reges Leben; Schiffe aus aller Herren Ländern geben sich hier ein Stelldichein. Eine mächtige Säule mit dem überlebensgroßen Standbilde des Columbus läßt schon von weither den Hafen erkennen. An ihn schließt sich die Altstadt mit ihren winkligen Gassen und eigenartigen Plätzen. Welche Fülle interessanter Sehenswürdigkeiten findet hier der Fremde! Inmitten der Altstadt erhebt sich auf einem kleinen Hügel majestätisch die herrliche Kathedrale, ein Wunderwerk spanischer Gotik. Nicht weit davon führt die Hauptstraße, die von alten Bäumen beschattete Rambla, vorbei. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein spielt sich hier der regste und interessanteste Verkehr ab. Ein großer viereckiger Platz, die Plaza de Cataluña, mit Palmen bepflanzt, bildet den Übergang zur Neustadt. Eine breite Prachtstraße, der Paseo de Gracia, etwa dem Berliner Kurfürstendamm vergleichbar, teilt sie in zwei gleiche Hälften.



Columbusdenkmal.



Triumphbogen.

Die Bevölkerung Barcelonas ist fleißig und arbeitsam. Die Barceloneser sind freundliche, liebenswürdige Menschen, die namentlich den Fremden gefällig sind, wo immer sich nur Gelegenheit dazu bietet. Seit dem Weltkriege hat die Stadt einen gewaltigen Aufschwung genommen. Prächtige Hotels, elegante Restaurants sind entstanden. Die Stadtverwaltung bemüht sich, alle Errungenschaften der Neuzeit zur Anwendung zu bringen, um Barcelona auch in sanitärer Beziehung zur Vollkommenheit zu gestalten. Gut geordnete Museen und modern eingerichtete Theater sorgen für die Belehrung und Unterhaltung der Bewohner. Die altehrwürdige Universität, die im Begriff steht, sich eine moderne Verfassung zu geben, zählt die hervorragendsten Gelehrten des Landes zu ihren Lehrern. Mit ihr wetteifert das Institut d'Estudis Catalans, eine wissenschaftliche Einrichtung Kataloniens, die auf vielen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und der Forschung Hervorragendes leistet. Mit wahrer Begeisterung wird der Musik gehuldigt. In dem besonders für Musikzwecke errichteten Palau de Música, im katalonischen Stile erbaut, finden während der Saison fast täglich gute Konzerte statt, bei denen gerade die deutsche Musik eine große Rolle spielt.

Barcelona ist der Haupthandelsplatz Spaniens. Zahlreiche Fabriken versorgen nicht nur die iberische Halbinsel, sondern auch das Ausland mit Textilwaren. Die größten Handelshäuser Spaniens haben in Barcelona ihren Stammsitz.

Für den begeisterten Naturfreund ist die hochinteressante Stadt als Standquartier wie geschaffen. Er kann am Meeresufer und in den nahegelegenen Gebirgen unzählige Ausflüge unternehmen, die ihm gleichzeitig vortreffliche Gelegenheit bieten, prächtige Baudenkmäler des Mittelalters, ja sogar des Altertums kennen zu lernen.



Plaza de Cataluña.



Universität.

Copyright June 29th 1922 by Illustrirte Zeitung, J. J. Weber, Leipzig. Nummer 4077. 158. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4077. 158. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 75 ℳ, Ausland 120 ℳ, ab 1. Juli d. J. 150 ℳ, Ausland 200 ℳ. Preis dieser Nummer 25 ℳ, Ausland 35 ℳ. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 12 ℳ, bei Platzvorschrift mit tarifmäßigem Aufschlag. 29. Juni 1922.

Allgemeine Notizen.

Die Deutsche Gesellschaft für ärztliche Studienreisen veranstaltet am 24. August einen Ausflug, der in Hamburg beginnt und die Ostseebäder bis nach Memel berühren wird. Es werden außerdem noch die Masurischen Seen, Allenstein, Marienburg und Königsberg besucht werden. Angesichts der hohen Kosten ist in Aussicht genommen, die Fahrt derart in zwei Teile zu zerlegen, daß nach Wahl die ganze Reise oder nur der zweite Teil von Swinemünde aus unternommen werden kann. Im erstern Fall wird der Preis unter Zugrundelegung des jetzigen Eisenbahntarifs auf etwa 9- bis 10000 Mark, für den zweiten Teil auf etwa 6500 Mark geschätzt. Die Reise wird ungefähr drei Wochen dauern und so frühzeitig beendet sein, daß die Teilnehmer Gelegenheit haben, an der Naturforscherversammlung in Leipzig teilzunehmen.

Die Handelsinteressen Deutschlands in Chile finden hervorragende Unterstützung durch das mühevolle Werk, das W. Bernhardi in Concepcion (Chile) in seinem „Deutschen Adreßbuch für Chile" vollendet hat. Das für das gesamte deutschsprechende Europa höchst wertvolle Adreßbuch ist das überhaupt erste chilenische. Es existiert in Chile weder ein spanisches, noch ein englisches, französisches, italienisches oder ein sonstiges. Das einzige Bernhardische Adreßbuch umfaßt etwa 10000 wertvolle Adressen, die einer Bevölkerungszahl von 44000 entsprechen. Da es in Chile kein Einwohner-Meldeamt gibt, auch keine öffentlichen Einwohnerlisten geführt werden, kann man den Wert dieses unschätzbaren Buches ermessen, das für den verhältnismäßig geringen Betrag von zehn Pesos moneda corriente (d. h. Papierpeso) ab Concepcion von W. Bernhardi, Annoncenbüro „Avisos Chilenos" in Concepcion (Chile), Casilla 10 bezogen werden kann. In Deutschland ist es auch erhältlich bei L. Bernhardi in Rehbrücke a. d. Zauche (Kreis Zauch-Belzig), Feldstraße. Die zweite Ausgabe soll in etwa 1½ Jahren erscheinen.

Englands Kunstausverkauf. Bei der Versteigerung der großen Sammlung Burbett Coutts in London sind wieder fast alle wichtigeren Kunstgegenstände, kostbaren Bücher und anderen Seltenheiten nach Amerika gegangen, und damit wird der „Ausverkauf" des englischen Kunstbesitzes nach der Neuen Welt fortgesetzt. Die neueste britische Kunsthandelsstatistik gibt für diese Tatsache, der man jetzt durch Gesetze steuern will, vernehmlich sprechende

Zahlen. Die amerikanischen Kunstkäufe, die allein in den letzten 28 Monaten in London gemacht wurden, werden auf die Riesensumme von 4 Millionen Pfund geschätzt. Trotz der vielbesprochenen Stockung im Kunsthandel haben also doch noch die amerikanischen Sammler Geld genug für englische Schätze. 1920 beliefen sich die amerikanischen Kunstkäufe in London auf über 10 Millionen Dollar; 1921 waren diese Erwerbungen nicht so groß, sondern betrugen nur 6 Millionen 400 000 Dollar. Die Zahlen für die ersten vier Monate 1922 übersteigen die des vergangenen Jahres bei weitem, obwohl die Preise für Gainsboroughs „Blue Boy“ und die der Burdett-Coutts-Sammlung noch nicht eingerechnet sind. Da der eigentliche Einkaufsmonat für amerikanische Kunstsammler in London in der Regel erst in den Monat Juni fällt, so ist damit zu rechnen, daß die Summe für 1922 diejenige von 1921 nicht unerheblich übertreffen wird.

Das Münchener Kunstpalast-Projekt der Geländebebauung beim Münchener Glaspalast (Alter Botanischer Garten) ist seitens des bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultur soweit gefördert worden, daß dieses nunmehr einen Ideenwettbewerb zur Erlangung geeigneter Entwürfe ausgeschrieben hat. Diese sollen neben den zu errichtenden Ausstellungsgebäuden auch die Errichtung neuer amtlicher und privater Bauten vorsehen. Entsprechend der gegenwärtigen Strömung sind nicht in Bayern geborene bzw. ansässige Architekten ausgeschlossen. An Preisen sind im ganzen 50 000 Mark ausgesetzt. Neben verschiedenen Regierungsvertretern gehören dem Preisgericht an die Oberbauräte Beblo und Blößner, der Akademiedirektor von Marr, die Professoren von Habermann, Wackerle, Graf Theodor Fischer, Jäger und Sattler.

Das Hilfswerk der holländischen Frauen an notleidenden Kindern wird zusammengefaßt in Leyden, in der Niederländischen Zentrale für Ferienkinder aus Deutschland. In dieser Zentralstelle laufen die Verwaltungsfäden von 52 Unterabteilungen in holländischen Städten zusammen. Bis Ende 1921 sind etwa 26 000 Kinder in Holland untergebracht worden, die in der Mehrzahl aus Deutschland stammten.

Japanische Stiftung für deutsche Preisarbeiten. Die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft veranstaltet ein Preisausschreiben von insgesamt 15 000 Mark für die beste Arbeit über die geistige, wirtschaftliche und sittliche Bedeutung des Werksstudenten. Die Beteiligung steht

allen Studierenden offen, die vor oder während ihres Studiums eine Erwerbstätigkeit ausgeübt haben. Die zur Verteilung gelangenden Geldpreise sind vom Präsidenten des japanischen Arbeitgeberverbandes zur Verfügung gestellt worden. Die Arbeiten sind bis zum 1. Dezember 1922 bei der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft, Dresden-A., einzureichen.

Erweiterte Gepäckabfertigung nach den Nordseeinseln. In früheren Jahren konnten nur die Reisenden Gepäck durchgehend nach den Nordseebädern abfertigen, die im Besitz einer Eisenbahnfahrkarte dorthin waren. Jetzt sind von der Eisenbahnverwaltung sogenannte Hilfsgepäcktarife eingeführt worden. Diese Tarife enthalten die Entfernungsangaben von den Stationen Rheine, Münster (Westfalen), Osnabrück Hbf., Bremen Hbf. und Hamburg-Altona nach den Abgangsplätzen der Seebäderdampfer und außerdem die Gepäcksätze für die anschließenden Schiffs- und Inselbahnstrecken. Dadurch wird die Möglichkeit gegeben, von allen Orten, bei denen Eisenbahnfahrkarten nach den vorgenannten Knotenpunktstationen aufliegen, Reisegepäck durchgehend, ohne Umbehandlung unterwegs, nach den Nordseeinseln abzufertigen, eine Erleichterung im Reiseverkehr mit den Nordseebädern, die von dem Publikum zweifellos dankbar begrüßt werden wird.

Die alljährliche Gesellschaftsfahrt des A.D.A.C.-Hannover ging diesmal über 355 km durch die schwierigsten Teile der Weserberge und des Harzes, und es waren die Teilnehmer in Herrenfahrer und Industrie-Herrenfahrer eingeteilt, wobei letztere ganz besonders schwierige Bedingungen zu erfüllen hatten, um ersteren mehr Siegeraussichten zu bieten. Erster Sieger wurde wieder der alte Kämpe und Industrie-Herrenfahrer Direktor Ernst Lehmann auf seinem 8/32 PS. Selve-Sport-Tourenwagen. Dieser erste Sieger hatte in der Elastizitäts- und Leistungsprüfung die höchste Punktzahl und fuhr in der außerordentlich schwierigen Bergprüfung die beste Zeit aller 33 startenden Wagen mit 2 Minuten 15 Sekunden. Der erfolgreiche Selvewagen war bereift mit Continental-Cord, hatte einen Solex-Vergaser und Rheinland-Kugellager.

Im Bilz-Sanatorium in Dresden-Radebeul haben ab Anfang Juni die besonders erfolgreichen Frühjahrskuren begonnen, die bei Nerven-, Verdauungs-, Stoffwechsel- und Frauenkrankheiten beliebt sind und auch Ruhe-, Erholungs- und Nachkurbedürftigen angenehmen Aufenthalt verbürgen. Der Betrieb erfolgt in der gleichen Weise

wie vor der Kriegszeit. Die Beköstigung wird als reichhaltig und abwechslungsreich empfohlen. Das Sanatorium ist renoviert und von Gästen aus allen Kulturländern sehr gut besucht. Alles weitere besagt der ausführliche, illustrierte Prospekt, der kostenlos auf Verlangen zugesandt wird.

Infantina (Dr. Theinhardt's lösliche Kindernahrung) hat sich in allen Fällen, in denen es unmöglich ist, dem Säugling die natürlichste und beste Nahrung, die Muttermilch, zukommen zu lassen, oder in denen diese einer Ergänzung bedarf, sowie bei den im Sommer auftretenden, so sehr gefürchteten Verdauungsstörungen bestens bewährt. Das Präparat ist nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen hergestellt. Auch für größere Kinder eignet sich Infantina in Abwechslung mit Hygiama zur Bereitung von wohlschmeckendem Brei und Pudding, besonders in Krankheitsfällen, die leichte, reizlose Kost erfordern. Infantina und Hygiama sind in den Apotheken und Drogerien zu haben. Prospekte und Aufklärungen verlange man kostenlos von der Herstellerin: Dr. Theinhardts Nährmittelgesellschaft, A.-G., Stuttgart-Cannstatt.

Das Geheimnis der Güte einer Sektmarke liegt in der Auswahl und besonders in der feinabgestimmten Zusammenstellung der dazu verwendeten Weine. Die renommierte Cantor-Sektkellerei Mainz a. Rh., gegründet 1852, ist nunmehr in der dritten Generation im Besitz der Familie Cantor, und so ist es möglich, daß 70jährige Erfahrung und hochgehaltene Familientradition ihren Ausdruck in der einzigartigen Vollendung der Cantor-Sektmarken finden. Die Cantor-Sektkellerei will den Kreis der Anhänger ihrer Qualitätserzeugnisse ständig erweitern und gibt deshalb Interessenten Probeflaschen zu Ausnahmepreisen direkt ab. Bezug nur durch den Weinhandel.

Das „Dauergetränk". So nennt Hans W. Fischer in seinem unterhaltsamen „Schlemmerparadies" den Tee. Er weiß sehr beredt von den vortrefflichen Eigenschaften des Tees zu plaudern. Wer so dem Kultus des Tees anhängt, hat sicher die Vorzüge der Tee-Marke „Teekanne" erkannt, die den verwöhntesten Geschmack durch die Vielheit ihrer Mischungen, durch die Güte der Teesorten befriedigt. Damen haben außerdem gewichtige Gründe, Tee-Marke „Teekanne" zu bevorzugen; erhalten sie doch für die den silbernen Päckchen aufgedruckten Gutscheine wertvolle Stücke Seide mit künstlerischen Motiven verziert, die zu allerlei praktischen Handarbeiten verwendbar ihr auch die Teilnahme am Preisausschreiben der Tee-Marke „Teekanne" ermöglichen.

Kakao — **Lohmann** — Schokolade

Neugebaur & Lohmann Aktiengesellschaft, Kakao- und Schokoladenfabrik, **Emmerich a. Rh.** Gegründet 1852.

Gegen übermäßige Schweißbildung

wirken sicher und prompt **Formoformpräparate**

A. Formoformstreupulver
für Touristen und Sportleute etc.
beseitigt alsbald übermäßige Schweißbildung, verhütet Fußschweiß und Wundlaufen

B. Formoformstreupulver
für Damen / In eleganter Packung
Wohlriechendes, kühlendes, mildwirkendes Mittel gegen Schweiß, besonders des so lästigen Achselschweiß

C. Formoformtabletten
Zur prompten zwanglosen Desinfektion der Krankenzimmer

Diese Präparate färben die Wäsche nicht, machen sofort geruchlos und sind gänzlich unschädlich

In **Leipzig** erhältlich:
Hofapotheke zum weißen Adler, Hainstraße 9, und **Engelapotheke,** Markt 12
In **Berlin** erhältlich: **Arkona-Apotheke, Berlin N. 28,** Arkonaplatz 5

Chem. Fabrik Krewel & Co. Akt.-Ges., Köln a. Rhein 2

Bohlig Keks für Feinschmecker

Aus blütenweissem Mehl und allerfeinsten Zutaten hergestellt. Preiswerteste Qualitäten.

R. BOHLIG · KEKSFABRIK · BAD LIEBENSTEIN S. M.

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Marie Voigts Bildungsanstalt, Erfurt in Thür.

Inh.: Frl. M. Voigt, Dr. phil.
Hauswirtschaftliche Frauenschule.
Seminar:
Hauswirtschafts-, Handarbeits-, Turnlehrerinnen.
Schülerinnenheim. Beste Empfehlungen. — Auskunftsheft.

Fischer's Vorbereitungsanstalt
für **alle** Schulexamina **Berlin,** Zietenstr. 22;
Abteilungen ab U. III. bis O. I. Gegründet 1888. Internat! Vorbereit. v. Damen! Zahlenangabe unerreichter Erfolge im Prospekt.
Dir. **Fischer,** Oberlt. d. R. a. D.

Ingenieurschule
Technikum Altenburg Sa.-A.
Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau
Preiswerte Verpflegung im Studierendenkasino
Programm auf Wunsch

Bedeutendste Zeitung / in Württemberg / — Täglich 2 Ausgaben — Erstes Anzeigenblatt
Stuttgarter Neues Tagblatt
Südwestdeutsche Handels- und Wirtschafts-Zeitung

Briefmarken
Illustrierte Preisliste auch über **Notgeld** und **Alben** gegen Rückantwortkarte.
Max Herbst, Markenhaus, **Hamburg Z.**

Briefmarken
Auswahlen gegen Depot oder Ia Referenzen macht
L. Hof, Frankfurt a. M.,
Kaiserstrasse 70.

Briefmarken-Auswahl
ohne Kaufzwang, garantiert echt. Alben-Preisliste gratis. — Kunst-Pracht-Katalog in Tiefdruck mit über 1400 Abbild. Mark 10.-.
Höchste Bezahlung für Ankauf.
S. Faludi, Berlin W. 50, Neue Bayreutherstr. 3, gegr. 1893.

Briefmarken
aller Länder bis zu den grössten Seltenheiten.
Auswahlsendung ohne Kaufzwang auf Wunsch.
Bedingungen in der illustr. Fachzeitschrift „Der deutsche Philatelist". **Probenummer kostenlos.**
M. Kurt Maier, Berlin 58 W 8 Friedrichstrasse 185, Fernsprecher: Zentrum 7039.

Detektiv Nabert
Kgl. Kriminalwachtmeister a. D.
Berlin W 9, Potsdamer Str. 141 (Potsdamer Platz). Tel.: Nolld. 875.
Erstkl. reelles Büro, sämtl. Beobacht., Ermittlungen, Spez.-Auskünfte.

Ein seelisches Födernis

durch die P. P. Liebeschen **Handschrift-Analysen** wurde von Ärzten, Künstlern, Ingenieuren usw. begutachtet. Gutachten zur Verfügung. Der Verfasser von „Seelen-Aristokraten" u. a. Werke gibt auch **brieflich** nur intime künstlerische Ausarbeitungen. **24 Jahre Berater.** Prospekt. Psychographologe P. P. Liebe, München, Amt 12, West.

HALT!
Sie bleiben zurück,
weil Sie noch nichts getan haben, um Ihre Stellung zu verbessern, Ihr Einkommen zu erhöhen, fehlende Schulbildung, Examina oder Fachbildung nachzuholen. Verlangen Sie also sofort ausführlichen Prospekt R 16 der Selbstunterrichts-Methode Rustin (5 Dir., 22 Prof. als Mitarbeiter) oder für technische und gewerbliche Fachbildung Prospekt K 17 kostenlos und unverbindlich. Geben Sie bitte Stand und Beruf genau an, damit wir Ihnen das für Sie in Frage kommende empfehlen können.
Keine Berufsstörung.
Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam.

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst.
Versandhaus G. Röhr, Mollhagen i. Holstein. f.

Briefmarken
Vorteilhaftes Angebot!
Sätze, die nicht gestempelt sind, sind mit einem Stern * versehen.

200 versch. Kriegsm. 1914/20	75.—
16 Bayern a. Germania kpl.	49.—
12 „Saargebiet" „ „ *	30.—
14 Danzig I „ „	68.—
3 „ Tuberkulose „	11.50
10 „ Kogge 1921 „	58.—
13 Allenstein II (Oval) „	39.—
7 Liechtenstein 1917/18 „	11.—
27 „ 1920 „	18.—
8 „ geschnitten „	7.50
3 „ Madonna „	4.90
8 Österreich. Parlament „ *	15.—
1 „ „ 50 Kronen *	10.—
20 „ Hochwasser kpl. *	39.—
7 „ Tonkünstler 1922 „ *	129.—
3 Südslav. Inval. 1921 „ *	8.—
5 Ungarn Räteköpfe „ *	37.—
5 „ „ kpl. a. Brf.	40.—
20 „ Sowjet „ *	40.—
2 „ Flugp. kpl. 1918 a. Brf.	40.—
8 „ Parlam. 1916/18 kpl. *	23.—
6 „ Karl u. Zita 1918 „ *	6.—
4 Rumän. Wohlt. 1907 „ *	11.50
4 Ital. Vittorio Veneto „ *	31.—
3 Russl. Sowjet Jubil. 1921 „ *	30.—

Porto extra. Ausw. ohne Kaufzwang.
Felix Fliess, Leipzig 5
Briefmarkenhaus u. Staats-Lotterie-Einnahme. Postscheck Leipzig 53790.

Webers Illustrierte Handbücher.
Verzeichnis kostenl. J. J. Weber, Leipzig 26.

HERZ



Neuzeitliche Formen in altbewährter Qualität

Conrad Ferdinand Meyer Werke
Neue Taschenausgabe
Soeben erschienen:
Das Amulett
Der Schuß von der Kanzel
Plautus im Nonnenkloster
Gustav Adolfs Page
Die Hochzeit des Mönchs
Das Leiden eines Knaben
Die Richterin
H. HAESSEL · VERLAG LEIPZIG



Aquarien
Terrarien Tiere und Pflanzen
A. Glaschker LEIPZIG J. 4.
Liste fr. I Prachtkatalog u. Brosch. 500 Abb. M. 8.—.

Briefmarken
großer illustrierter Katalog mit auswechselbaren Preisen; Versand **nur** an ernsthafte Interessenten gegen Voreinsendung v. Mk. 5.—, für die Gutschein beiliegt.
W. Franke, Berlin W 8,
Unter den Linden 17-18. Postscheckkonto 29443.

Briefmarken Deutsche Kolonien und Auslandspostämter, 12 verschied. Sätze, je 5 bzw. 4 Werte 58 postfrische Marken nur **160 M.** Porto besond. Verlang. Sie geg. Eins. von **2 M.** Probenummer der **Deutschen Briefmarken-Zeitung.**
F. Junghanss, Leipzig 13.
Postschließfach 6.

Missions Briefmarken
der ganzen Welt, nicht sortiert, nach Gewicht (beste Kapitalsanl.). Verl. Sie sofort Probe-Kilo (ca. 20 000 St.)
Briefmarken-Ein- u. Ausfuhrgesellschaft m. b. H., Köln-Gewerbehaus.

Der gute Ton u. die feine Sitte.
Von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem.
7. Auflage. Preis geb. Mk. 17.-, freibleibend, fürs Ausland zuzüglich Valutazuschlag.
Verlag J. J. Weber in Leipzig 26.

Lustige Fahrt auf Steiff Skirit!



Steiff-Skirit ist die Sehnsucht aller Kinder! Gediegene Ausführung, leichtester Lauf selbst auf schlechtesten Strassen! Skirit 70115, 70 cm lang, 115 cm hoch, Gewicht 5 kg. Preis 300 M. Zu haben in Spielwaren- und Fahrradhandlungen.

M. Steiff G. m. b. H., Giengen a. Brenz 7
Spielwarenfabrik — Württemberg.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Der Sommer in den Alpen: Begegnung am Pitztaler Jöchl (2995 m), dem vielbegangenen Übergang vom Pitztal ins Ötztal über die Braunschweiger Hütte. Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt.

Das Bild bringt nicht etwa Hochtouristen bei mühevoller Arbeit, es zeigt vielmehr eine Kletterpartie von weniger geübten Bergwanderern, die Freude an einer leichteren Tour haben.



Von der Einweihung der neuerbauten Schwedenkirche in Berlin. Im Vordergrunde links: Der Erzbischof von Upsala, Prof. D. Söderblom; rechts: Oberhofprediger D. Dryander, Berlin.



Die Trauerfeier für den plötzlich verstorbenen Schweizer Gesandten in Berlin, Dr. Gaston Carlin, in der Hedwigskirche zu Berlin am 17. Juni. Links: Der Sarg wird nach der Trauermesse aus der Kirche getragen. Rechts: Gruppe der ausländischen Diplomaten. Im Vordergrunde links: Der italienische Botschafter Frassati; rechts: Der amerikanische Botschafter Houghton.



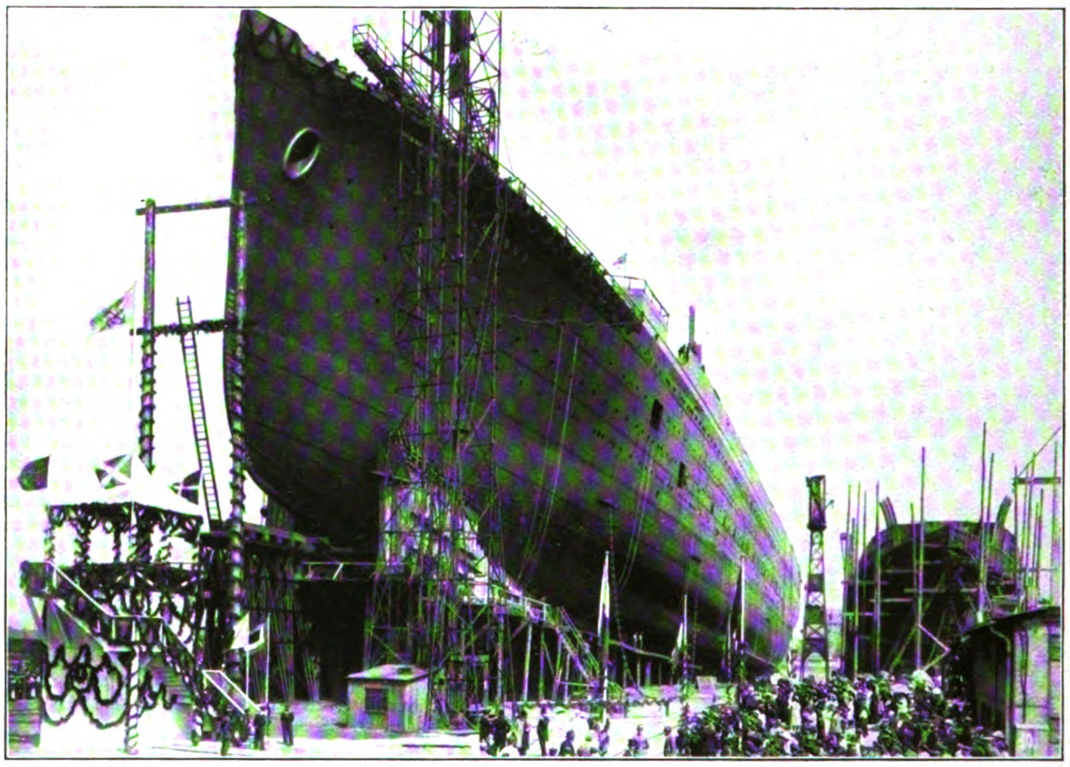
Der Abschied des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg aus Ostpreußen: Der Befreier Ostpreußens vor seiner Abreise in Pillau. (Hofphot. Küblewindt, Königsberg i. Pr.)



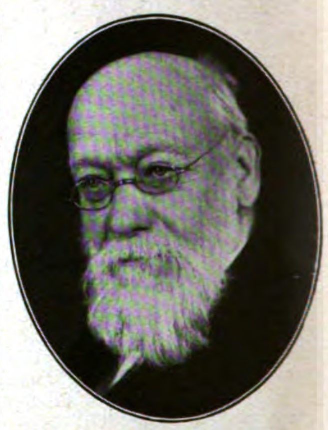
Zur Königshochzeit in Belgrad: König Alexander von Serbien mit seiner Braut Prinzessin Maria von Rumänien auf dem Donaudampfer, der die Braut nach Belgrad brachte.



Dr. Wolfgang Kapp, Generallandschaftsdirektor a. D., der vielgenannte Politiker, † in Leipzig im 64. Lebensjahre. (Hofphot. E. Bieber, Berlin)



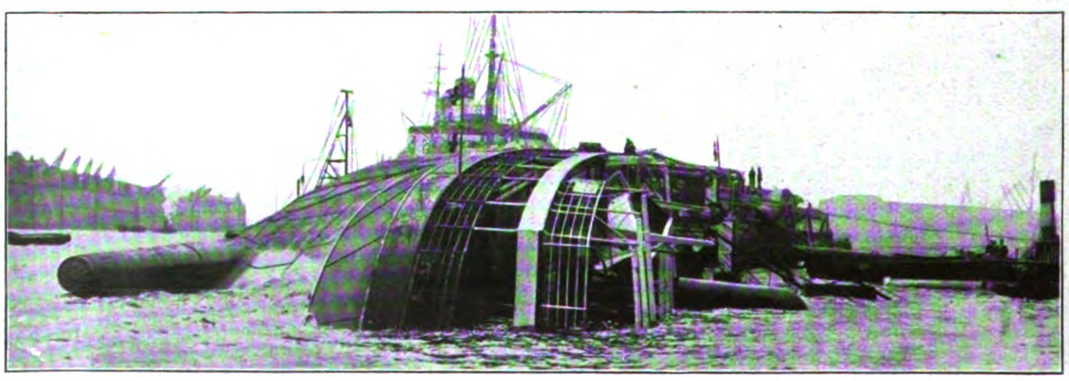
Vom Stapellauf des neuen Riesendampfers „Columbus" des Norddeutschen Lloyd auf der Schichau-Werft in Danzig am 17. Juni. Das Schiff ist mit 32000 Brutto-Register-Tonnen nunmehr das größte Schiff der deutschen Handelsmarine. Es hat 236,3 m Länge und 25,5 m Breite. In der ersten Klasse können 428 Personen, in der zweiten 356, in der dritten 1132 untergebracht werden.



Prof. Dr. Hermann Diels, Geh. Ober-Reg.-Rat, der ausgezeichnete Vertreter der klassischen Philologie an der Universität Berlin, † im 74. Lebensjahre in Berlin-Dahlem.



Dr. Ludwig Fulda, bekannter Dichter, feiert am 15. Juli seinen 60. Geburtstag. Ausschnitt aus einem Gemälde von F. Koko-Micoletzky, Berlin.



Die Schiffskatastrophe im Hamburger Hafen: Der beim Auslaufen aus dem Dock der Vulkanwerft gekenterte 12000-Tonnen-Dampfer „Avare" des Brasilianischen Lloyd. 48 Personen fanden bei dem Unglück den Tod.



Max Liebermann, der deutsche Großmeister der impressionistischen Malerei, begeht am 20. Juli seinen 75. Geburtstag.

Die Faszisten. / Von Dr. Albrecht Wirth.

Internationale Zusammenhänge hat es schon Jahrhunderte vor dem Weltkriege gegeben. So war es im Mittelalter und noch bis über die Wallensteinsche Zeit hinaus Sitte, daß Adlige aus aller Herren Ländern sich zu gemeinsamen Zügen zusammentaten. Jahr für Jahr zogen englische und schottische Barone nach den Ostseeprovinzen, um dort dem Deutschen Orden gegen die heidnischen Litauer und Finnen zu helfen. Noch in den Jugendtagen des Prinzen Eugen finden wir spanische und französische Ritter in den Heeren der Habsburger, um gegen die Türken zu streiten. Auf der anderen Seite verfügte der Papst und geboten seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts die Freimaurer über internationale Verbindungen. Dazu kamen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts Arbeiter- und Kommunistenverbände. Ich glaube, man wird in diesem Lichte auch das Aufkommen der Faszisten zu erblicken haben. Gegen die Übermacht und die Übergriffe der Sozialisten, zumal derer, die sich absichtlich über den engeren Rahmen ihres Vaterlandes und ihres Volkes hinaussetzen, sind Widerstände von rechts in der Entstehung und Gruppierung begriffen. So hat der Bauernführer Dr. Heim eine grüne Internationale, einen Zusammenschluß sämtlicher Agrarier Europas, in die Wege geleitet, um sie der roten und der goldenen Internationale entgegenzuwerfen. Auch die Faszisten stellen nur ein Glied in einer großen, zum mindesten Europa demnächst umfassenden Kette dar. Sie sind das elementare Anzeichen einer allgemeineren Rechtsbewegung, die sich in den verschiedensten Staaten ankündigt.

Es ist gar nicht anders möglich, als daß jede Partei von vornherein zwiespältig ist, daß sie Strömungen und Gegenströmungen hegt. So hat man es erlebt, daß die französischen Arbeiter trotz aller internationalen Phrasen dennoch lästigen Mitbewerbern, namentlich den italienischen Arbeitern, zu Leibe rückten und sie kurzerhand totschlugen, um sich von der Konkurrenz zu befreien. Ähnlich der Bolschewismus in Angora. Er ist als Ausfluß der Moskauer Internationale und als Verbündeter des Sowjets für allgemeine Völkerverbrüderung eingeschworen; tatsächlich aber wirkt er in nationalistischem Sinne. Genau so tragen die Faszisten zwei Seelen in ihrer Brust. Sie heißen so von den fasces der römischen Prätoren, dem Sinnbilde strengster Autorität, und sind demgemäß bereit und gewillt, überall der Autorität zu ihrem Rechte zu verhelfen. Sie sind daher die Schützer und Vorkämpfer jeder Art von bodenständiger Überlieferung. Sie sind für Thron und Altar gegen vaterlandslose Gesellen. Diese Geistesverfassung wird aber sofort feindselig und fanatisch, sobald es sich darum handelt, fremde Überlieferung und Autorität zu bekämpfen, wenn ihnen diese abträglich für Italien erscheint. So ergibt sich der Zwiespalt, die widerspruchsvolle Erscheinung, daß diese Monarchisten und Hüter der Tradition in Triest und Südtirol auf das gehässigste andere Hüter und Vorkämpfer verfolgen, nur weil es eben Deutsche sind.

Zweimal schon sind die Faszisten in Bozen eingedrungen und haben dort Schrecken zu verbreiten gesucht. Es ging nicht ohne einigen Totschlag ab. Das zweitemal jedoch fanden sie ihren Meister. Als fünfzehn von ihnen durch den engen Gang eines Gasthofes eingedrungen waren, um einen einheimischen Tiroler Führer aufzuheben, da ergriff dieser Recke, ein bärenstarker Mensch, den ersten der Angreifer, drehte ihn in der Luft um und schlug mit ihm auf die Nachfolgenden und schlug sie tatsächlich in die Flucht. Denn von einem harten Schädel getroffen zu werden, und wäre es auch der eines Freundes, schafft wenig Vergnügen.

Die Häupter der Faszisten sind Dr. Moggio, der zwischen Mailand, Venedig und Südtirol hin- und herpendelt, Mussolini, einer der größten Rufer im Streite, als es galt, Italien in die Reihen des Vielverbandes hinüberzudrängen, und der Journalist Onorevole Capponi, der Herausgeber des „Avenire d'Italia". Dies Blatt erscheint zu Bologna, das früher der Ausgangspunkt eines revolutionären Chauvinismus in der Art Crispis war. Führer war einst Forli, der vor mehr als einem halben Menschenalter gestorben ist. Seitdem haben sich die Zeiten gewaltig geändert, und selbst Garibaldis Name hat nicht mehr denselben Klang wie noch um die Wende des Jahrhunderts. Waren doch die Freunde Garibaldis, allen voran Mazzini, eher Gesinnungsgenossen der heutigen Freimaurerkreise Italiens, gegen die gerade die Faszisten sich empören. Wie groß der Anhang Mussolinis und Capponis sei, ist schwer zu schätzen. Jedenfalls gehört zu ihm ein großer Teil der Studenten und der goldenen Jugend von Italien. Diese aber haben es verstanden, auch bereits einen Teil der Arbeiter zu gewinnen und dadurch eine Partei zu schaffen, die, weil zugleich antisemitisch, ungefähr den Nationalsozialisten in Deutschland und Österreich gleichzustellen wäre. Es ist nämlich niemandem mehr verborgen, daß nur die erste Hälfte des national-sozialistischen Programms noch gilt, während der Ruf nach Sozialisierung längst in Vergessenheit geriet.

Die Feldzüge nach Bozen und Triest waren kein Jamesons Raid in ein zu eroberndes Transvaal, sie waren im Grunde nur unbedeutende Diversionen. Sie wollten unterstreichen, daß weder in Trient, wo fast die Hälfte der Bevölkerung Slowenen und die andere Hälfte Italiener ausmachen, während auf die Deutschen nur zwei Prozent entfallen, noch auch in Bozen, wo weitaus der überwiegende Teil der Bewohner aus unseren Landsleuten besteht, die Deutschen hinfort sich einbilden sollten, daß sie politisch noch etwas zu sagen hätten. Viel wichtiger ist das Vorgehen der Faszisten in ihrer angestammten Heimat, im alten „Regno". Sie begnügen sich dort keineswegs damit, Übergriffe der Sozialisten und Anarchisten abzuwehren, sondern sie gehen angreifend vor und scheuen auch vor Provokationen nicht zurück. Sie wollen ihren politischen Gegnern das Leben so unbehaglich gestalten, daß diese gar nicht mehr auf den Gedanken kommen sollen, selber sich unangenehm bemerkbar zu machen, selber anzugreifen. Es kam zu schlimmen Zusammenstößen, die schon wie Aufruhr aussahen, in Venedig und Ancona, in Mailand und Fiume.

In Fiume ging es hauptsächlich gegen die Ansprüche der Jugoslawen. Die Faszisten errichten nämlich eine doppelte Front, eine gegen den inneren, eine gegen den äußeren Feind. Sie sind mit den bisherigen Errungenschaften des Weltkrieges, so groß diese auch auf territorialem Gebiete waren, nicht zufrieden, sondern dürsten nach mehr. Sie erstreben ein noch größeres Groß-Italien. Sie wollen die italienischen Striche auf dem Balkan den Jugoslawen abspenstig machen, wollen womöglich, so wie es das Imperium Romanum tat, auch auf dem Ostufer der Adria, „all' altra sponda", herrschen. Sie haben ferner insgeheim eine neue Irredenta gegen Westen auf die Beine gebracht, eine Organisation geschaffen, um Korsika und das 1859 verlorene Savoyen mit Nizza wieder den Franzosen zu entreißen. Es kann kein Zweifel daran sein, daß die gegen Frankreich gerichtete Front zugleich ein Vorwerk für deutsche Hoffnungen bedeuet.

Durch das Auftauchen und die Tätigkeit der Faszisten hat sich bereits die Stellung des Königs außerordentlich gefestigt. Auch hat man schon längst bemerkt, daß die Carabinieri ganz offen sich für angegriffene Faszisten ins Zeug werfen. Zu dem Bunde gehören als eingeschriebene Mitglieder 70000 Mann, darunter, was besonders wertvoll ist, zahlreiche Eisenbahnbeamte. Die Methode bei Krawallen ist die, daß sie so rasch wie möglich und so viele ihrer Anhänger wie möglich in Lastkraftwagen an irgendeinen Punkt bringen, um dort überraschend einen Überfall zu machen. Leider werden bei solchen Krawallen auch Denkmäler und andere historische Erinnerungen von Wert zerstört. So richtet sich die Wut dieser Edelbanditen, die man den Sicarii des alten Rom und den Soshi Japans wie auch den Gefolgsmannen der Condottieri zur Seite stellen mag, in Südtirol gegen alle Zeugnisse der kaiserlichen, der habsburgischen Zeit, aber auch der tirolisch-patriotischen Zeit. So zerstörten sie verschiedene Denkmäler Tiroler Freiheitshelden wie des berühmten Peter Mayr, des Wirtes an der Mahr, der lieber sterben wollte, als eine ihm von den Schergen Bonapartes selbst nahegelegte Notlüge aussprechen.

Das Motorfahrzeug als Kulturfaktor. / Von H. C. Syrlin-Bernsee.

Drei Verkehrsmittel kennen wir als Bahnbrecher der Kultur. Hochbordige, buntbewimpelte und vielmastige Fregatten waren es, die wie trotzige Festungstürme auf den Wellen lagen, und die, vom kühnen, unbeugsamen Willen ihrer Führer gelenkt, den Ozean furchten und einen Kolumbus, einen Vasco da Gama, einen Cortez in fremde, nur geahnte, rätselhafte Länder trugen. Sie führten verwegene Abenteurer, kluge Staatsmänner, wilde Soldaten an die Küsten fremder Erdteile, ferner, nie betretener Himmelsstriche, von deren Gestaden dann durch Jahrhunderte hindurch Neulandsucher ins Innere der unbekannten Gebiete strebten. Mühselig und dornenvoll war ihr Pionierweg, und erst als im alten Europa der erste Eisenbahnzug klirrend über seine Stahlschienen dahingebraust war und dann die junge Erfindung in allen Ländern Fuß gefaßt hatte, begann eine neue Ära, und die Eisenbahn trug siegreich die Zivilisation im dröhnenden Tempo einer neuen Zeit durch die Welt. Die Siedelungen im Innern der Neulandgebiete wuchsen, der Boden wurde urbar, der Gewerbfleiß regte sich, und die Erzeugnisse menschlichen Mühens dienten nicht mehr allein dem eigenen Bedürfnis, sondern auch dem Handel mit ferneren Gegenden, und die Güterverteilung erheischte andere Transportmittel als die Bahnlinien, die zunächst nur als dünnmaschiges Netz über den der Kultur gewonnenen Landflächen lagen. Diese zu erschließen und ihre Produkte der Weltwirtschaft zu werten, blieb dem Kraftwagen vorbehalten.

Wenn das Kraftfahrzeug als Kulturfaktor gilt, ist es nicht erforderlich, den Blick auf fremde Erdteile schweifen zu lassen. Die Verbreitung und die Zahl der Kraftwagen in den einzelnen Ländern ist auch noch in der Alten Welt ein Kennzeichen der Kultur und des Wohlstandes der einzelnen Völker. Wenn auch in Europa durch den Krieg und seine unseligen Folgen die Zahlenverhältnisse der in Betrieb befindlichen mechanischen Fahrzeuge in ungünstigerem Verhältnisse zur Dichte der Bevölkerung stehen als in der Neuen Welt, so bleiben sie doch noch immer für die Entwicklung der einzelnen Staaten bezeichnend, und wenn sie speziell für Deutschland weniger hohe Zahlen aufweisen als für die uns feindlichen Länder, so liegen in dieser Tatsache doch noch beredt sprechende Wahrheiten über die Umstände unserer wirtschaftlichen Lage.

In den einzelnen Ländern aufgenommene Bestandserhebungen ergaben für den Erdball die stattliche Zahl von 12500000 Stück in Betrieb befindlicher Automobile; eine Summe, von der allein über 9 Millionen, das sind etwa 72 Proz., auf die Vereinigten Staaten von Amerika entfallen. Um diese Zahlen recht zu verstehen, ist es notwendig, sich klarzumachen, daß damit auf jeden elften Bürger der Union ein Kraftwagen kommt, ja, in einzelnen Staaten verschiebt sich das Verhältnis sogar derart, daß, wie in Jowa, jeder sechste Einwohner und damit durchschnittlich jede Familie ein eigenes Automobil besitzt. Die Vereinigten Staaten stehen mit diesen uns nahezu unbegreiflichen Ziffern unter allen übrigen Ländern an erster Stelle, aber noch immer ist eine Zunahme ihres Kraftwagenbestandes zu erwarten, und in absehbarer Zeit scheint eine Sättigung des nordamerikanischen Marktes nicht sobald einzutreten. Durch das fortlaufende Wiederausscheiden abgebrauchter Fahrzeuge wird ständig Raum für neue geschaffen, und doch liegt der Hauptgrund für das stetige Anwachsen der amerikanischen Automobilindustrie und des motorischen Verkehrs in der fast unglaublichen Billigkeit ihrer Erzeugnisse, durch die dem Automobil eine noch weit volkstümlichere Stellung gegeben wird, als sie bei uns das Fahrrad einnimmt.

Die Standardisierung, d. h. der gleichmäßige Zuschnitt der Einzelteile, und ihre Herstellung nach einem einheitlichen Normensystem geben die Möglichkeit einer Massenfabrikation in Serien von vielen tausend Stück. Die durch raffinierteste Ausnutzung automatisch arbeitender Maschinen und rücksichtsloseste Ausbeutung der Arbeiterkräfte erzielten Herstellungszahlen betragen 1000 und 1200 Stück pro Tag für eine einzige Fabrik (Ford). Die Preise für einen Kraftwagen bewegen sich denn auch zwischen nur 375 und 475 Dollar, so daß selbst dem Industriearbeiter, dessen ungefährer Monatsverdienst 180 bis 200 Dollar beträgt, die Anschaffung eines Kraftwagens möglich wird. Er erhält dadurch die Gelegenheit, seinen Wohnsitz in die weitere Umgebung der Industriezentren zu verlegen und so wiederum eine Verbilligung seines Lebensunterhaltes zu erzielen. Die rasche Verbindung mit seiner Arbeitsstätte gewährleistet ihm aber sein Motorfahrzeug.

Die Statistiken beziffern die Zahl der seit dem Jahre 1899 in den Vereinigten Staaten hergestellten Kraftfahrzeuge mit 11839083 Stück, von denen bis heute etwa zwei Millionen als abgenutzt abgeschrieben sind. Dabei ist zu berücksichtigen, daß in den ersten Jahren die Abnutzung schneller erfolgt ist als in der neueren Zeit, denn die modernen Typen sind immer mehr standardisiert worden, und in bezug auf sachgemäße Verwendung von Materialien, Qualität und Verminderung des Gewichtes im Verhältnis zur Kraft haben die Automobilkonstrukteure gewaltige Fortschritte gemacht. Die nächste Stelle nach den Vereinigten Staaten nimmt Kanada ein, in dem auf je 21 Einwohner ein Auto zu rechnen ist, und erst an dritter Stelle folgt Großbritannien mit dem Verhältnis 1:55. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, daß die Kulturstufe Kanadas eine höhere ist als die seines Mutterlandes — Ausnahmen kommen in Betracht, und das Zahlenunverhältnis wird durch die weit geringere Bevölkerungsdichte Kanadas hervorgerufen. Auf der anderen Seite lassen sich für Korea, das 17500000 Einwohner zählt, nur 80 Kraftwagen feststellen, so daß auf 218750 Köpfe ein Auto zu rechnen ist. Noch ungünstiger erscheint das Verhältnis in Liberia, der afrikanischen Eingeborenenrepublik, innerhalb deren Grenzen nur acht Motorfahrzeuge laufen, so daß der entsprechende Satz 1:250000 beträgt. Günstige Stellungen nehmen hingegen wiederum die hochentwickelten englischen Kolonien ein, denn in den Staaten Australiens entfällt auf je 64 Köpfe der Bevölkerung ein Auto, im Inselgebiete Neuseelands sogar auf je 41 eines, und in Südafrika ist unter jeweilig 206 Einwohnern ein Automobilbesitzer. Diese Zahlen sind in der Tat sehr günstige, wenngleich sie sich auch aus einer bescheideneren Einwohnerzahl ergeben. Die Durchschnittszahl für Frankreich beträgt 1:205, und erst mit einem Automobil auf 773 Einwohner folgt Deutschland, dessen Mißverhältnis die wirtschaftliche Lage kennzeichnet. Für die Niederlande stellt sich das Verhältnis 1:330, für Spanien 1:1161, für Norwegen 1:223, für Schweden 1:484 und für das europäische Rußland 1:4733.

Wie wir sehen, besitzt Amerika die günstigsten Verhältniszahlen, und der überwiegende Gebrauch des automobilen Fahrzeugs in der Union wird durch die großartige Aufklärung und Pressepropaganda bedingt. Von besonderer Wichtigkeit ist es, wenn es gilt, das Automobil als Kulturfaktor zu betrachten, die Verbreitung des Motorfahrzeugs im produktiven Erwerbsleben zu beurteilen. Unter den Abnehmern der amerikanischen Industrie ist die Landwirtschaft eine alle übrigen Käuferkreise überragende Kundin. Hier leistet das Auto produktive Kulturarbeit. Hier gilt es, Waren schnell und billig zu den Stationen der großen transkontinentalen Bahnen

zu befördern und die Güterverteilung so schnell als möglich durchzuführen. Nach Schätzungen befinden sich 33 Proz. des amerikanischen Gesamtkraftwagenbestandes in Ortschaften von mehr als 100 000 Einwohnern und für weitere 22 Proz. kommen Ortschaften von 1000 bis 5000 Einwohnern in Frage. Der vorhin erwähnte Satz: ein Auto auf sechs Köpfe, trifft für den Staat Jowa zu, einen reinen Agrarstaat, in dem im Jahre 1920 85 Proz. aller Landwirte Automobilbesitzer waren. An Stelle eines umfangreichen Pferdematerials besitzen mehr als 100 000 von ihnen zwei bis drei Automobile, neben denen noch weitere 15 000 Schlepper, Traktoren und Motorpflüge im Gebrauch der Farmen sind. Alles in allem dienen in den Vereinigten Staaten weit über drei Millionen Kraftfahrzeuge, das ist weit über ein Drittel des Gesamtbestandes, der Landwirtschaft. Aus den Forderungen, die der landwirtschaftliche Gütertransport mit sich brachte, entstanden die Lastkraftverkehrslinien, die für die Union charakteristisch sind, und die vorbildlich für alle Länder sind, wo es sich um die Erschließung der abseits der Bahnen gelegenen Hinter- und Binnenlandgebiete handelte. In den Gegenden mit relativ dünner Besiedelung bzw. in Gebieten, die der Erschließung durch Eisenbahnen geographische und technische Hindernisse entgegenstellten, waren bisher die erzeugten Bodenprodukte, Naturschätze usw. nicht für den allgemeinen Markt in Betracht gekommen. Die Automobillinien verlangten im Gegensatz zu den Eisenbahnen weiter nichts als eine leidlich feste Straßenbasis, und die Anlage und Unterhaltung derselben war mit viel geringeren Kosten verknüpft als der Ausbau einer Bahnstrecke. Wo in Südamerika die argentinischen Kupferminen ihre Schätze in Gebirgsklüften bergen, rollen jetzt schwere Lastkraftwagen auf kühnen, in das Gefels der Anden hineingesprengten Automobilstraßen. Der beschwerliche Weg aus dem Gebirge zur Küste wird durch die motorische Kraft leicht überwunden, und Städte und Häfen entstehen und blühen dort auf, wo durch den mechanischen Zug der Abbau und die Bergung der Bodenreichtümer gesichert sind. Wo in Chile, Südafrika und Australien in wochenlangem, mühseligem „Trecken“ die Wolle der Schafherden auf Ochsenkarren zur Küste befördert werden mußte und die Fütterung und die Tränkung der in großer Anzahl benötigten Zugochsen während dieser Reise oft kaum lösbare Schwierigkeiten boten, rollt jetzt in zweitägiger Fahrt der Motorlastzug zum Hafenplatz und führt eine Verbilligung der Transport- und Warenkosten um 50 Proz. herbei.

Aber auch die Frage der schnelleren Güterbeförderung in Ländern mit dichtem, wohlausgebautem Eisenbahnnetz erfährt durch die Einrichtung von Lastkraftwagen-Verkehrslinien eine neue Lösung. Auch bei uns in Deutschland haben Reich und Privatgesellschaften Schritte unternommen, um eine Entlastung der hochbeanspruchten Eisenbahnen durch den Motorverkehr herbeizuführen. Neben der Gütererzeugung bildet ja die Güterverteilung ein Haupterfordernis der Volkswirtschaft. Die Umladung der Frachtstücke jedoch stellt eine Verzögerung des Transportes dar, und die Aufgabe des Automobilverkehrs ist deshalb, den Eisenbahn-Hauptstrecken als Zubringer zu dienen. Die Entlastung der Bahnlinien auf kürzere Strecken und die durch Zeit- und Arbeitsersparnisse zutage tretenden Vorzüge liegen klar auf der Hand; ja, selbst für die Bahnen erwachsen aus diesem kombinierten Eisenbahn- und Kraftwagendienst noch bedeutende Vorteile, und die Erfahrungen der mustergültigen amerikanischen Autolinien lehren, daß keinerlei Beeinträchtigungen für die Bahn eintreten. Es ist, um ein amerikanisches Beispiel anzuführen, interessant, daß durch den Automobilzubringerdienst in dem von acht Eisenbahnlinien durchschnittenen Staate Cincinnati 66 802 Waggons für den Dienst auf den Hauptlinien frei wurden. Die Zugfolge konnte vergrößert werden, 300 000 Weichen wurden überflüssig, und die Schienenstränge konnten um 21,3 Proz. vermehrt werden.

Welche Vorteile die erhöhte Einführung von Kraftwagen für die allgemeine Wohlfahrt, für eine vollständige Erschließung und Auswertung der einzelnen Landesgebiete — sei es in Deutschland, im außerdeutschen Europa oder in fremden Erdteilen — hat, und welcher günstige Einfluß auf die Allgemeinentwicklung der einzelnen Länder und ihres Wirtschaftslebens hieraus entspringt, ist leicht einzusehen. Dem mechanischen Zug durch motorische Kraft gehört die Zukunft. Die Arbeit erzieht und veredelt. Im Austausch der durch sie hervorgebrachten Erzeugnisse aber liegen wichtigste Grundzüge der Kultur. Erst das Kraftfahrzeug war berufen, auf selbständigen Wegen diesen Autausch vollkommen zu machen.

An unsere Leser!

Die gegenwärtige Teuerungswelle mit ihren sprunghaften Steigerungen von Löhnen und Materialien, die das Buchgewerbe in besonderem Maße erfaßt hat, zwingt alle Zeitschriften zu erheblichen Erhöhungen des Bezugspreises. Als Vertreterin des Qualitätsprinzips hat die „Illustrirte Zeitung“ unter diesen gewaltigen Preissteigerungen besonders zu leiden, zumal wir nicht, wie viele andere Blätter, im Abbau, sondern im weiteren Ausbau der „Illustrirten Zeitung“ unsere Aufgabe sehen. Zahlreiche anerkennende Äußerungen aus unserm Leserkreis bezeugen uns, daß wir damit auf dem richtigen Wege sind. Der alte Charakter der „Illustrirten Zeitung“, die nicht nur in Deutschland, sondern durch ihre universelle Verbreitung von jeher in der ganzen Welt als Repräsentant deutschen buchgewerblichen Könnens gilt, kann aber nur aufrechterhalten werden, wenn auch der Bezugspreis den Verhältnissen angepaßt wird. Er beträgt ab 1. Juli im Inland 150 Mark und im Ausland 200 Mark für das Vierteljahr. Wir bitten, der „Illustrirten Zeitung“ auch fernerhin die Treue zu bewahren.

* * *

Die Ergebnisse des letzten Preisausschreibens „Wer ist es?“, das eine ungemein zahlreiche Beteiligung gefunden hat, gelangen in der nächsten Nummer zur Veröffentlichung. Dies zur Antwort auf die vielen Anfragen über die Richtigkeit eingesandter Lösungen.

* * *

In der nächsten Nummer erscheint ferner eine neue Preisaufgabe

„Wo ist Mr. Valutamann?“

mit Barpreisen von zusammen **15000 Mark**, die unseren Lesern wieder Gelegenheit geben wird, ihren Scharfsinn zu prüfen. Mr. Valutamann stellt den Typus des in Deutschland reisenden Ausländers dar, den auf seinen Kreuz- und Querfahrten durch Deutschland an der Hand der Abbildungen in den Nummern 4078, 4079 und 4080 der „Illustrirten Zeitung“ zu verfolgen, die Aufgabe der Preisbewerber ist. Mr. Valutamann hat sich bei seiner Ankunft in Deutschland photographieren lassen, und der Leser hat mit diesem Steckbrief in der Hand festzustellen, wie oft Mr. Valutamann auf seiner Reise von den Photographen und Zeichnern der „Illustrirten Zeitung“ auf ihren Bildern festgehalten worden ist. Nähere Angaben über dieses neue Preisausschreiben bringt die nächste Nummer.

Verlag und Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung“.

Der Mensch und die Zahl.

Von Marie Holzer.

Ich weckte dich zum Leben. Aus kleinen Einheiten schuf ich Gebäude, Gedankensysteme von gewaltiger Kraft. Ich zerbrach dich in Stücke, in winzig, winzig kleine, fügte sie zusammen, teilte sie je nach Wunsch und Wille. Mein bist du, mein Werk, mein Werkzeug.“

„„Und doch unterjoche ich dich. Zahlen umkreisen dich auf allen deinen Wegen, Zahlen zeugen wider dich, Zahlen beherrschen dich, knebeln dich. Was bist du gegen meine Überlegenheit, gegen meine Stärke, gegen meine Beweiskraft?

Ein Einziger du, ich eine Macht von unendlicher Größe.““

„Ich rief dich.“

„„Doch du kannst mich nicht verjagen. Denn ich bin groß geworden und gewachsen und lächle über dich. Ein Zauberlehrling du, ein Meister ich, der seine Zaubersprüche hersagt, gegen die du wehrlos bist. Du riefst die Geister, mein Wille beherrscht sie.““

„Und doch bist du Menschenwerk, Menschenvernunft rief dich, Menschengeist zwang dich.“

„„Und heute zwing' ich dich, denn klein bist du und armselig. Ein Herrscher ich und meine Heerscharen unübersehbar, ich rufe sie, und du bist ihr Sklave.““

„Ausgeburt der Hölle!“

„„Triumphator!““

Unser neuer Roman „Der Elfenbeiner“ und sein Verfasser.

Wir beginnen in der vorliegenden Nummer mit dem Abdruck des neuesten Romans von Alfred Bock „Der Elfenbeiner“. Der Dichter ist unseren Lesern kein Unbekannter mehr. Wir haben in unserer „Hessen-Sondernummer“ seine schlichtschöne Erzählung aus dem Vogelsberg „Der Teufelsmüller“ gebracht und in Nr. 4069 eine Würdigung seines Schaffens aus der Feder von Dr. Fritz Usinger. Sein Bildnis wurde bereits zweimal in der „Illustrirten Zeitung“ veröffentlicht, einmal in Nr. 3980, als er in Anerkennung seiner literarischen Verdienste von der hessischen Landesuniversität Gießen zum Dr. phil. ehrenhalber ernannt wurde, und dann in Nr. 4069. In seinem neuesten Roman behandelt der Dichter das tragische Schicksal eines von echtem Künstlertum erfüllten, weltabgekehrten Elfenbeinschnitzers, der an der Ehe mit einer ihm wesensfremden Frau zerbricht. Wieder wie in den Romanen „Die Pflastermeisterin“ (1900) und „Der Kuppelhof“ (1906) leuchtet Alfred Bock in die Abgründe einer zerrütteten Ehe. Seinen ersten Roman „Die Pflastermeisterin“ hatte Paul Heyse „ein wahres Kabinettstück echter, feiner und derber Erzählungskunst, ergreifend bis ans letzte Wort“ genannt. Auch der neueste Roman besitzt wieder alle Vorzüge Bockscher Erzählungskunst: Knappheit der Form, sparsame Verwendung poetischer Mittel, meisterliche Charakterisierung der einzelnen Figuren, unverfälschte Natur, ins Tiefe schürfende Seelenschilderung und eine mundartlich gefärbte, mit dem Wort-, Sprichwort- und Bilderschatz des Volkes reich belebte Sprache. Alfred Bock ist der Dichter des hessischen Dorfes und der hessischen Kleinstadt. Er hat die Provinz Oberhessen des ehemaligen Großherzogtums und jetzigen Freistaates Hessen als poetischen Bezirk für die deutsche Literatur erobert. Seine Werke sind Heimatkunst im besten Sinne, und er verdient daher, weit mehr gelesen zu werden, als es ihm bisher vergönnt war. Wir freuen uns, unserem Leserpublikum seine neueste reife Schöpfung bieten zu können. Über sich selbst hat der Dichter auf unseren Wunsch die nachfolgenden Zeilen, die auch sein künstlerisches Glaubensbekenntnis enthalten, niedergeschrieben:

„Ich bin in Gießen, der Hauptstadt Oberhessens, geboren, wo meine Familie seit 150 Jahren ansässig ist. An der hessischen Landesuniversität studierte ich Philosophie und Literaturgeschichte. Mein Vater war Klavierspieler von bedeutender Kunstmeisterschaft. Daß das Musikalische mir im Geblüt liegt, danke ich ihm. Meiner Mutter war gegeben, eine Fülle von Daseinsfreude in sich zu erzeugen und ihre Umgebung damit zu beglücken. Sie dichtete, leicht flossen ihr die Verse zu. Ich habe vieler Herren Länder gesehen. Ich stand auf der Akropolis, habe dem Hymettos, dem Parnaß gegenüber mich an der wundersamen Klarheit der griechischen Landschaft erhoben, ich war am Goldenen Horn, in Kleinasien, in Italien und Frankreich: All das Große, das Erhabene, das auf mich eindrang, hat sich mit meiner tiefen, heiligen Liebe zur Heimat verschmolzen, wohl wissend, daß die Totalität meines Gefühls der Heimat gehörte. Hier konnte ich die Harmonie meiner Kräfte finden, Wesen und Schicksal der Menschen gestalten. Immer, wenn ich schreibe, ist es mir nicht um besondere Spannung zu tun, sondern um Klarheit der Motive und Anschaulichkeit, um künstlerische Objektivität. Die Beschäftigung mit dem Metaphysischen füllt mir viele Stunden aus. Die Worte William James': »Die Welt unseres gegenwärtigen Bewußtseins ist nur eine von vielen existierenden Bewußtseinswelten. Jene anderen Welten müssen Erfahrungen enthalten, die auch für unser Leben von Bedeutung sind«, diese Worte sind die Orgeltöne meines Glaubensregisters. Zwei Sprüche, mit denen ich schließe, mögen aufzeigen, wie ich die Welt und das Leben betrachte.“

* * *

Mit Goethe stehe ich auf, mit Goethe lege ich mich nieder. Einzig dem Studium seiner Werke verdanke ich jene innere Freiheit, die der Meister seinen Jüngern verheißt. Ich verstehe darunter eine ruhige, klare Weltbetrachtung, die bedingungslose Anerkennung der Schranken, die unserm Dasein gesteckt sind, den festen Willen, nicht nach Idealen zu trachten, die unerreichbar sind, das unablässige Bemühen, unsere Gefühle sich zu Fähigkeiten entwickeln zu lassen, endlich Wahrhaftigkeit gegen sich und andere, kurz, jene starke Geistesgesundheit, jene vielbesprochene und doch so wenig verstandene Goethesche Objektivität.

* * *

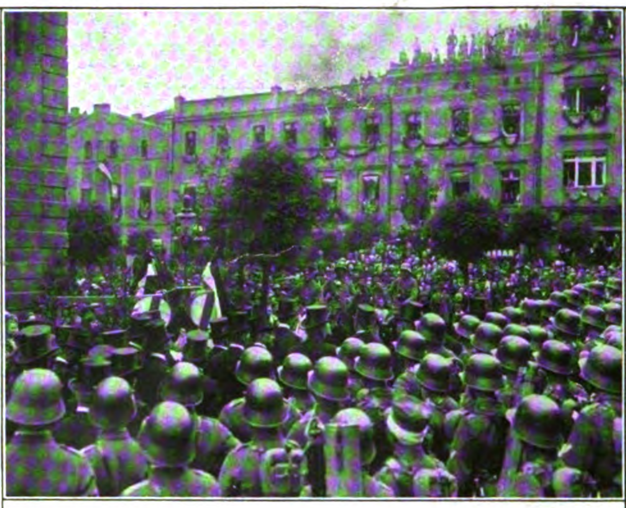
Ich schritt über die alte steinerne Brücke, die das Standbild der Minerva schmückt. Im Westen hinter glühenden Kuppen ging die Sonne zur Rüste. Auf dem Strom spielten gelbrote Lichter. Eine dunkle Wolke schob sich vor. Donner rollte. Den Talgrund überflogen bleigraue Schatten. Die Feuer auf den Höhen erloschen. Mit einem Male öffnete sich die schwarze Schicht, eine Welle schillernden Purpurs brach hervor, fern von rosigem Blau überwölbt, erschien ein traumhaft schönes Gefilde wie das biblische Land der Verheißung. Hunderte und aber Hunderte hasteten auf der Brücke an mir vorüber, schwatzend, lärmend oder in sich gekehrt. Nur einer war stehen geblieben, ein alter Mann mit verwittertem Gesicht und zerarbeiteten Händen, andachtsvoll in den Anblick des flammenden Himmels versunken. Ich wußte nicht, wer der Alte war, aber ich fühlte, daß er zu mir gehörte, daß er der Natur etwas ablauschen wollte, daß er hinter der Flucht der Erscheinungen sehnsüchtig das Ewige suchte. Und da ich weiterschritt, grüßte meine Seele ihn: „Mein Weggenosse, mein Bruder!“

Alfred Bock.



Am Strande. Nach einem Gemälde von Alice Janner.







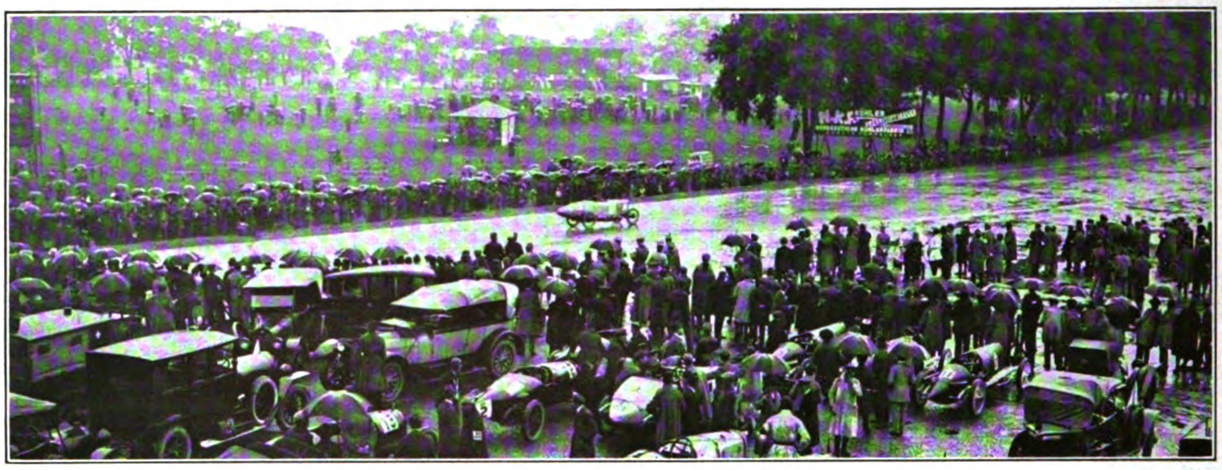
Zum Einzug der Reichswehr in dem deutsch gebliebenen Teil Oberschlesiens am 20. Juni: Der Vertreter der Stadt Kreuzburg, Dr. Menz, begrüßt die deutschen Truppen. Links: Kreuzburger Bevölkerung jubelt vor dem geschmückten Bismarck-Denkmal den einziehenden Truppen zu. Rechts: Kinder schmücken die Truppen mit Blumen.

Räuberblut.

Chinesische Skizze.

In Djin-Hsiang hatten die Soldaten zwei Räuber gefangen, Vater und Sohn; der Alte mochte fünfzig zählen, der Sohn gut zwanzig. Dazu noch einen zweiten Sohn, etwa elf Jahre alt. Obwohl der Kleine nicht als Räuber betrachtet werden konnte, wurde er vorsichtshalber mit Vater und Bruder zugleich zum Tode verurteilt, zum Tode durch das Schwert, wogegen er sich mit keinem Worte wehrte. Am anderen Morgen wurden alle drei, der kleinste ganz, die andern beiden halb nackend, von einem Trupp Soldaten durch die Stadt aus dem Westtor zum Richtplatz geführt. Dieser liegt bei den chinesischen Städten stets außerhalb des Westtores, etwa zwei bis drei Li (1—1½ km) von der Stadtmauer entfernt. Darum hat dieses „Tschu Si Menn", „aus dem Westtor (geführt werden)", in Räuberkreisen immer einen höchst brenzlichen Beigeschmack. Am Hinrichtungsplatze angekommen, knieten die drei am Boden. Einer der Soldaten nahm den dünnen Zopf des Alten und zog ihn über seinen Kopf nach vorn straff an, so zugleich den Kopf etwas niederziehend. Ein Schwerthieb, und der Kopf des Vaters rollte vor den Augen der beiden Söhne am Boden; ein zweiter Hieb, und auch der ältere Sohn hatte den Kopf verloren. —

Nach Errichtung der Republik vor etwa zehn Jahren hatten die Behörden das Enthaupten durch Erschießen ersetzt, mit dieser Neuerung aber schlechte Erfahrungen gemacht; und so ist man wieder zur Hinrichtung durch das Schwert zurückgekehrt. Denn die zum Tode verurteilten Räuber hatten durchweg vor einer Kugel wenig Angst; dagegen ist es ihnen außerordentlich peinlich, durch Schwert oder Beil umzukommen, da sie dann in alle Ewigkeit ohne Kopf in der Unterwelt umherlaufen müssen. —



Vom Automobil- und Motorrad-Rennen auf der Avusbahn im Grunewald am 10. und 11. Juni: Blick auf die Strecke am Torhaus während des ersten Automobilrennens. Im Rennen ein Agawagen.



Vom Reit-, Spring- und Fahrturnier in Bad Kissingen (8. bis 11. Juni): Frl. Obrist auf Hrn. Paul Laur' „Betvar", die zweite Siegerin im Großen Damenpreis (3. Tag). (Hofphot. E. Zinsel, Darmstadt.)

Die Reihe wäre nun an den Kleinen gekommen, jedoch der Befehlshaber ließ ihn aufstehen und richtete folgende Worte an ihn: „Du siehst nun, wohin ein Räuber kommt, nämlich ans Messer, zu einer sehr entehrenden Todesart. Wer so stirbt, hat kein Gesicht mehr. Du bist noch recht jung und hast noch keine Räubereien oder Mordtaten vollbracht. Wenn du mir jetzt fest versprichst, du wollest später nicht unter die Räuber gehen, sondern ein ehrlicher Mensch werden, so soll dir nichts geschehen, ich will dich dann jetzt sofort freilassen." — Der Offizier hatte sich aber mit dem Knaben bös verrechnet. „Was!" schrie dieser ihn an, und ein unbändiger Zorn funkelte aus seinen schwarzen Augen, „du hast meinen Vater und meinen älteren Bruder umgebracht, und mich willst du nun laufen lassen? Du kannst mich ja freilassen, wenn du das willst. Aber das sage ich dir, sobald ich nur ein Gewehr tragen und ein Schwert handhaben kann, werde ich Räuber, und dann werde ich noch zehnmal mehr rauben und brennen und morden als mein Vater und Bruder zusammen!"

„So? Wenn du das so machst, dann wirst du jetzt gleich geköpft."

„Mach' mich doch tot! Nur gewähre mir so viel Zeit, daß ich vorher meinem Vater Kotau machen kann!" Der Anführer gestattete das und ließ ihm die auf den Rücken gebundenen Hände lösen. Der Junge warf sich nun vor der Leiche des Vaters auf Knie und Hände auf den Boden und berührte, sich beugend und wieder aufrichtend, dreimal mit der Stirn die Erde, erhob sich dann und wiederholte die gleiche Ehrenbezeigung noch weitere zweimal. Das war der große Kotau, die neunmalige Verneigung bis zur Erde. —

Dann ein dritter Schwertstreich, und die Welt war vor den zukünftigen Missetaten des kleinen Sünders sichergestellt.



Prinz Heinrich von Preußen (rechts) und Großadmiral v. Koester auf dem Begleitdampfer.



An der Wendetonne.

Von der diesjährigen Kieler Woche. (Phot. Eduard Hohmann, Berlin.)



Kleid aus weißem Crêpe marocain mit Bandrüschen. Silbergraues Cape aus Crêpe marocain mit Bandrüschen. Weißer Bandhut.



Von der Uraufführung des neuen vieraktigen Dramas „Stürme" von Fritz v. Unruh im Hessischen Landestheater zu Darmstadt (Inszenierung: Gustav Hartung, Bühnenbilder: T. C. Pilartz): I. Akt. 3. Szene; Carl Ebert vom Schauspielhaus in Frankfurt a. M. als Fürst Friedrich. (Phot. N. & C. Heß, Frankfurt a. M.)



Marineblaues Sergekleid. Gürtel und Ärmel aus schottisch kariertem Band.



August Strindbergs Drama „Nach Damaskus", I. Teil, im Frankfurter Schauspielhaus (Bühnenbild: Ludwig Sievert). Der Unbekannte: Robert Taube. Die Dame: Gerda Müller.



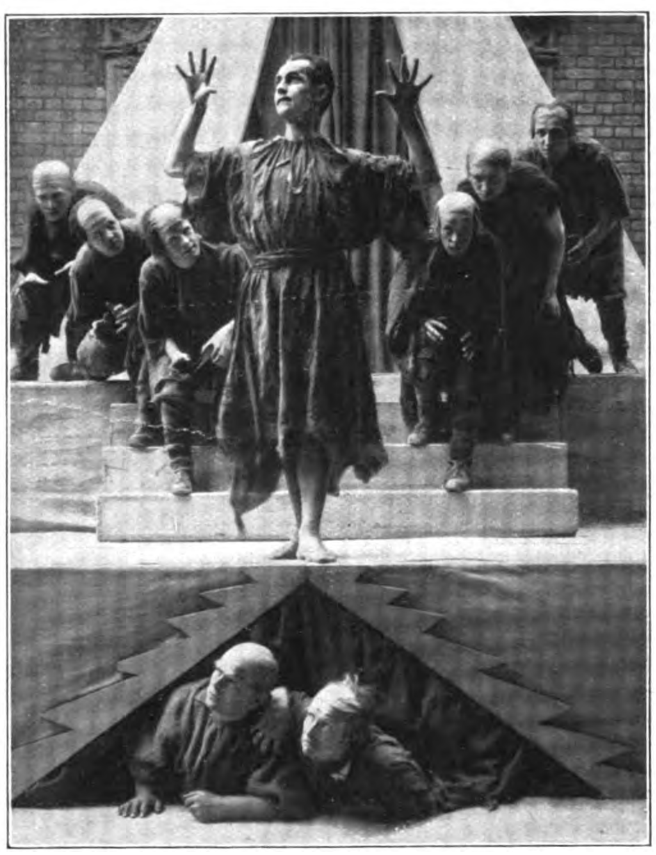
Elegantes Kleid aus rot-weißem Foulard mit roten Chiffonärmeln. Wiener Modellhaus Becker, Berlin. (Phot. Ernst Sandau, Berlin.)



Weißes Kreppkleid mit mauvefarbenem Seidenband. Weißer großer Kreppbut mit demselben Band, mit dem das Kleid garniert ist.



Karl Blasel,
berühmter Komiker, der volkstümlichste Wiener Possendarsteller, glänzender Coupletsänger, † im 91. Lebensjahre.



Szene aus dem Spiel „Der Antichrist", aus dem Mönchslatein der Hohenstaufenzeit übertragen von Ludwig Benninghoff, aufgeführt vor der St. Georgskirche in Hamburg. Der Antichrist: Friedrich Siems (Hofphot. John Thiele, Hamburg)



Gustav Rickelt,
Präsident der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger, beging am 21. Juni seinen 60. Geburtstag. (Phot. Erna Lendvai-Dircksen, Berlin-Charlottenburg.)

E. T. A. Hoffmann. / Von Dr. H. Benzmann.

Zur 100. Wiederkehr des Todestags des Dichters am 25. Juni.

Die Illustrationen sind dem Buche „Die Zeichnungen Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns. Zum ersten Male gesammelt und mit Erläuterungen versehen von Leopold Hirschberg“, Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam, 1921, entnommen.



Chamissos Peter Schlemihl. Von Hoffmann in einer Kammergerichtssitzung gezeichnet. Wohl Mai 1815 entstanden.



Selbstbildnis des Dichters, überaus ähnlich. Aus der Bamberger Zeit (1809—1813).

E. T. A. Hoffmann geb. Königsberg in Preussen den 24. Januar 1776 gest. Berlin den 25. Juni 1822 Kammer-Gerichts-Rath ausgezeichnet im Amte als Dichter als Tonkünstler als Maler. Gewidmet von seinen Freunden. — Diese Inschrift lesen wir auf dem Grabmal des Dichters (auf dem Friedhof vor dem Hallischen Tor in Berlin), und sie mutet in ihrem ergreifend lapidaren Stile nicht nur wie die knappste vollkommenste Charakteristik des wunderbaren genialen Mannes an, sondern auch wie eine Rechtfertigung des oft von oberflächlichen zünftigen Beurteilern Verleumdeten. Ganz gewiß war Hoffmann eine krankhaft sensible und nervöse Natur, und die fragmentarische Zerfahrenheit vieler seiner Dichtungen ist nicht allein durch die „Romantik“ und ihren willkürlichen Stil zu erklären; ganz gewiß bedurfte sein unter der Not des Lebens, unter dem Zwange des bürgerlichen Berufs frühzeitig dumpf und stumpf gewordener Genius — um sich von der Reflexion zu erretten und sich in seinem Urelement, in seiner unmittelbaren Hingebung an das Dämonische und Grotesk-Phantastische, wiederzufinden — der äußeren Anregungen, des Weingenusses, des ungebundenen geselligen Verkehrs mit gleichgestimmten Männern wie Ludwig Devrient. Aber diesem Erleben der grotesken Vorstellungen einer fast bis zum Wahnsinn gesteigerten visionären Phantasie, einer zwischen verzweifelter Ironie und kindlichster Märchennaivität hin und her getriebenen Dichterseele verdanken wir die einzigartige, wahrhaft märchenhafte Anschaulichkeit und Beseeltheit, die von intensivem Leben glühende und sprühende, zur Wirklichkeit gewordene Welt des Dämonischen in seinen Dichtungen. Es ist ein ganz undefinierbares, geisterhaft anziehendes und fesselndes Moment in den Erzählungen Hoffmanns, eine Mischung des Realen und Dämonischen, des Naiv-Kindlichen und fast Satanisch-Burlesken, wie in solcher Ursprünglichkeit und Suggestivität nirgends bei einem anderen deutschen Dichter. Nicht einmal Clemens Brentano, der Hoffmann an Genialität und verwandtem Fühlen vielleicht nahesteht, besaß eine derartige elementare Kraft zur Veranschaulichung des Dämonischen, des Geheimnisvollen, Geisterhaften wie andererseits des Grotesken und Skurrilen. Rabelais war einer der geistigen Vorfahren Hoffmanns und von Malern und Meistern etwa der Höllen-Breughel und Callot, von dessen bizarren Figuren sich Hoffmann so angezogen fühlte, daß er selbst mit genialem Nachempfinden in diesem Stile sich mannigfach versuchte. Wie überhaupt auf ihn die grotesken Masken der italienischen Komödie (im Zerrspiegel Jacques Callots) wie andererseits die klassische Kirchenmusik einen viel größeren Einfluß auf ihn ausübte als das literarische Studium.



Kopf eines Unbekannten, vielleicht nur Studienkopf. Zeichnung Hoffmanns aus der Bamberger Zeit (1809—1813).

Gerade dieses Moment — nur das Charakteristischste kann ja in dieser Skizze hervorgehoben werden — einer unheimlich suggestiven Veranschaulichung der Spukgestalten einer unsichtbaren Welt und des Dämonischen, des Doppelgängertums innerhalb der wirklichen Welt — die märchenhaft-romantisch-realistische Mischung beider Welten — läßt Hoffmann tatsächlich als ein einzigartiges dichterisches Phänomen innerhalb der deutschen Literatur, ja, der Weltliteratur erscheinen. Man kann das am besten nachweisen, wenn man die Gebilde und Gestalten anderer Romantiker, etwa Ludwig Tieds, mit Hoffmanns Dichtungen vergleicht. Sie muten hiergegen wie abstrakte Schemen an. Hoffmann lebte so im Wunderbaren, daß er selbst ernstlich meinte, diese Welt des Grauens und der Wunder sei so wirklich wie die Alltagswelt. Ähnlich wie Friedrich v. Hardenberg (Novalis) alles im Lichte eines „magischen Idealismus“ sah, sah Hoffmann alles im Zwielicht eines dämonischen Realismus. „Dem Menschen behagt das tiefste Entsetzen mehr als die natürliche Aufklärung dessen, was ihm gespenstisch erschienen.“ Nichts geht natürlich zu. Die trivialsten Figuren des Lebens, Barbiere, Kommissionsräte, Kanzleisekretäre, Offiziere (in Hoffmanns Novellen) entpuppen sich plötzlich unter unheimlichen Grimassen — das Grimassenschneiden war eine Lieblingsbeschäftigung des Dichters selbst — als irgendwie mit der Geisterwelt verbundene Wesen. Magier schreiten über den Gendarmenmarkt in Berlin, ein verwunschenes Haus liegt in der Hauptstraße der Residenz neben einer Konditorei. Grausigste Verwandlungen und spukhafte Beziehungen schlingen sich über Zeiten und Fernen, von Geschlecht zu Geschlecht. Ein Student verliebt sich in eine Puppe mit eingesetzten Augen. Der Kater Murr und der Hund Berganza sprechen und denken wie Menschen. Bilder, Nippesfiguren und Türschlösser beleben sich. „Krankhafte Seelenzustände sehen wir mit erschütternder Deutlichkeit vor Augen und fühlen fast die Leiden jenes furchtbaren Goldschmiedes Cardillacs mit, der seine Kunstwerke nicht lassen kann und den morden muß, der sie ihm abkauft.“

Man kann deutlich zwei Strömungen innerhalb des Gesamtschaffens Hoffmanns erkennen, von denen die eine durch die großen fragmentarischen Bekenntnisromane, die Selbstironisierungen und Selbstapotheosen der Geschichten und Tagebücher des Kapellmeisters Kreisler — diese phantastische Gestalt beschäftigt den Dichter bis zum Ende — und durch die „Lebensansichten des Kater Murr“ gekennzeichnet wird, auch etwa durch die phantastischen Halluzinationen der „Elixiere des Teufels“, in denen Hoffmann, wenn auch in straffer Komposition, eine ungeheure Fülle von abenteuerlichen Begebenheiten, von düsteren Verbrechen, von verhängnisvollen Beziehungen, von Heiligen, Teufeln, Wahnsinnigen, Hellsehern usw. an dem Leser vorüberziehen läßt. Die andere Seite seines Wesens, die rein künstlerische, objektivere — nie freilich verleugnet er seine selbsteigene Art in Phantasie, Behandlung des Seelischen und im Stil — offenbart sich in den abgerundeten Erzählungen, in Meisterwerken wie „Der goldene Topf“, „Meister Floh“, „Ritter Gluck“, „Klein-Zaches“, in rein unterhaltsamen, jedoch technisch höchst bewunderungswürdigen Novellen wie „Das Fräulein von Scuderi“, „Das Majorat“ und ähnlichen.

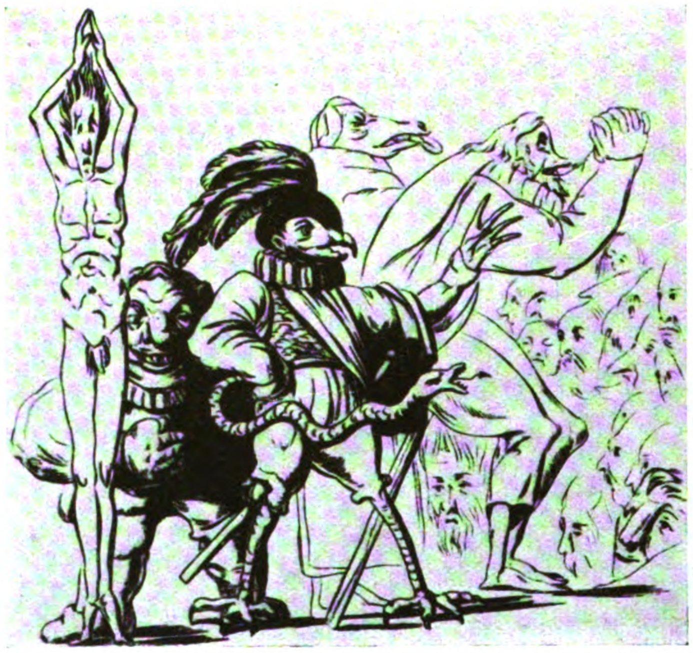


Hoffmann als Gichtiker auf dem Bette. (In einem Brief an Kunz, Leipzig, 4. März 1814.)

Ursprünglich ging Hoffmann von Jean Paul und seinem krausen Arabeskenstil aus. Jean Paul hat auch Hoffmanns erste Novellensammlung „Phantasiestücke in Callots Manier“ (1814) mit einem, freilich recht unbedeutenden, Vorwort versehen. Bis dahin aber hatte Hoffmann ein abenteuerliches Leben hinter sich. Wie unter fremdem Willen hatte er die Rechte in Königsberg studiert, 1800 wurde er Assessor bei der Regierung in Posen, sodann 1802 als Rat nach Plock und 1804 nach Warschau versetzt. Preußens Unglück 1806 machte ihn brotlos. Er wirkte dann als Musikdirektor in Bamberg, Dresden und Leipzig; 1816 wurde er wieder als Rat bei dem Kammergericht in Berlin angestellt. Die mit Ludwig Devrient in der Weinstube von Lutter u. Wegner durchschwärmten Nächte hielten ihn nicht ab, seine Pflicht als Richter aufs peinlichste zu erfüllen. Ein Rückenmarksleiden verzehrte jedoch schnell seine Kräfte. Ergreifend schildert er seinen Zustand in seiner letzten Novelle: „Des Vetters Eckfenster.“ Am 25. Juni erlag er dem Leiden.



Umschlag zu dem Märchen „Klein-Zaches, genannt Zinnober“ (Die Fee Rosabelverde mit ihrem Schützling Klein-Zaches). Berlin 1819



Phantasiegestalten. Zeichnung Hoffmanns aus der Bamberger Zeit (1809—1813).



Umschlag zu „Meister Floh. Ein Märchen in sieben Abenteuern zweier Freunde“. Frankfurt am Main 1822.



Eine Ruhmesstätte der Türken: Bei Kilid-Bahr an den Dardanellen. Nach einem Aquarell von Reinhard Pfaehler von Othegraven.

Der merkwürdige Peter Alardus. / Von Else Meerstedt, Hamburg

Jeder andere würde die Situation seltsam gefunden haben. Peter Alardus nicht. Man bedenke: Ein Mann, der nach fünfundzwanzig Jahren an einen Ort zurückkehrt, um seine Herzliebste aus der Ferne zu sehen. Seine Herzliebste, die wahrscheinlich nicht einmal wußte, daß sie es war. Die vielleicht längst tot war — — Nein, tot war sie nicht. Denn Peter Alardus hielt fünfundzwanzig Jahre lang das Kreisblättchen von, na, sagen wir, Dempsheim, 's ist natürlich ein Phantasiename, aber der Name tut ja nichts zur Sache. Und in dem Kreisblättchen, das nichts verschwieg, was in Dempsheim vor sich ging, war noch nicht die Rede von dem Tode einer Jungfer Anne Born gewesen. Wohl hatte ihr Name vor Jahresfrist unter einem Kreuzchen in schwarzem Rand gestanden. Peter Alardus hatte damals gemeint, das Herz müsse ihm stillstehen, als ihm die Buchstaben so schwarz und fett und unerbittlich entgegensprangen. Aber dann war es die Mutter gewesen. Die Mutter, die auch Anne hieß. Und darunter hatte noch einmal klein Anne Born gestanden, die trauernde Tochter. Da wußte Peter Alardus, daß Anne auch nicht geheiratet hatte. Denn manchmal, wenn er sich ganz besonders vom Leben bedrückt fühlte, meinte er, vielleicht könnte er ihre Vermählungsanzeige im Kreisblättchen übersehen haben, wiewohl das nicht gut möglich war. Peter Alardus las nämlich alles, sogar, wenn in der Umgegend von Dempsheim einer ein gut gemästetes Schwein zu verkaufen hatte, oder wenn man allmählich in den Honoratiorenfamilien die Kinderwagen losschlug. wegen Mangels an Frequentierungsmöglichkeiten. Doch wie gesagt, wenn ihn das Leben besonders quälte, dann setzte er diesen Qualen noch andere hinzu. Aber ebenso merkwürdig war es, daß sich ein Mann fünfundzwanzig Jahre lang an eine Frau hing, deren er gar nicht sicher war. Viele solcher Männer gab es jedenfalls nicht.

Und nun stampfte Peter Alardus mit merkwürdig schweren — das Wort „merkwürdig" wird noch manchmal in meiner Geschichte wiederkehren — nicht ganz sicheren Schritten über das Pflaster des Städtchens, das trotz eines zweimaligen Bürgermeisterwechsels in fünfundzwanzig Jahren keine Verbesserung erfahren hatte. Die Schwere seines Ganges kam von den Doppelsohlen. Sein Gehalt gestattete ihm keine Stiefel, die sich auch in Salons behaupten konnten, und die Unsicherheit hatte ihm das Leben gegeben, weil es ihn immer nur auf Halbheiten und darunter, nie auf etwas Ganzes gestellt hatte. Erfolg bringt Forschheit. Peter Alardus hatte nie welchen gehabt. Er war ein schlechter Jurist, weil er mit Unlust bei der Juristerei war. Drum würde man ihn dereinst auch als Referendar pensionieren. Und er war auch kein Dichter, wie er das früher immer gemeint hatte. Deshalb verzieh man ihm den nicht leistungsfähigen Beamten noch weniger. Man rechnete ihn zu den Dilettanten des Lebens. Das hatte ihm in seiner Laufbahn das Genick gebrochen. Eine Unvollkommenheit verzeiht man, zwei nicht. Und gerade auf die Dichtkunst hin hatte er geglaubt, Anne dermaleinst bitten zu können, mit ihm zu gehen. Um der Dichtkunst willen war er nach der Großstadt gegangen. Um der Dichtkunst willen hatte er seine sichere Laufbahn vernachlässigt. Um der Dichtkunst willen lief er tagelang mit abgerissenen Knöpfen, wenn seine Wirtin keine Laune hatte, sie ihm anzunähen, aß er sich im Jahre durch zwölf Mittagstische hindurch, ertrug er all die Lieblosigkeiten, mit denen eines alternden Junggesellen Weg gepflastert ist.

Aber nun ist schon wieder etwas Merkwürdiges. Man hätte doch nach dem allem meinen sollen, weil Leidensjahre doppelt zählen, daß Peter Alardus das Gefühl hatte, als wäre er nicht fünfundzwanzig, sondern fünfzig Jahre dem Städtchen fern gewesen. Aber ihm war, als hätte ihm erst gestern die Frau Gendarm Krüger, seine Wirtin vor fünfundzwanzig Jahren, gesagt: „Herr Alardus, Ihre Stiefel müssen unbedingt zum Schuster! Schiefe Absätze schiden sich weder für 'nen königlichen Referendar noch für 'nen königlichen Gendarm." Und so leibhaftig, wie er die rundliche Frau Krüger mit den blanken Aderbädchen vor sich sah, so sah er auch die feine, schlanke Anne, die eine so besondere Art gehabt hatte, den Kopf zu halten. Beinahe als drücke eine Hand auf ihren schwarzglänzenden Scheitel. Und zu der Kopfhaltung hatten die Augen gepaßt. Eine sanfte Traurigkeit glomm drinnen. Und dabei war sie doch das begehrteste Mädchen des Städtchens gewesen. Sämtliche Primaner, einerlei, wo sie wohnten, hatten des Mittags ihren Weg am Bornschen Hause vorübergenommen. Ihnen schlossen sich an die paar Herren aus den kaufmännischen Betrieben, die für eine Anne Born in Frage kommen konnten, der junge Assistenzarzt, der himmelnde Diakon und sein Kollege vom Amtsgericht, Referendar Frisch. Der begleitete ihn jeden Mittag unten dem gleichen Vorgeben, daß er den Aktenstaub auslüften müsse, am Bornschen Hause vorüber. Als ob er den nun gerade in entgegengesetzter Richtung von seinem Hause auslüften mußte! Aber Peter Alardus konnte ja nicht unhöflich sein, wenn er sich auch innerlich ärgerte. So bekam er auf diese Weise Anne stets nur in Gesellschaft zu sehen. Freilich hätte er ebensowenig von ihr gehabt, wenn er allein an ihrem Hause vorüberging. Aber dann hätte er wenigstens ihren Blick nicht zu teilen brauchen. So mußte sie zwei anschauen beim Grüßen. Das war nach Adam Riese eine Benachteiligung. Übrigens waren die Herbst- und Winterblicke kürzer als die Frühlings- und Sommerblicke. Solch ein Blick hinter der Scheibe hervor dauerte wirklich nur den Bruchteil einer Sekunde. Aber die Frühlings- und Sommerblicke kamen unter der alten Trauerweide des Gartens hervor, wo Anne mit einer Handarbeit saß. Der Garten lag an der Seite des Hauses, wie man das oft in alten Städtchen findet. Und er hatte ein niedriges, grün gestrichenes Holzstaket. Wer jemand unter der Weide suchte, oder umgedreht, wer jemand von der Weide aus auf der Straße suchte, konnte ihn schon von weither sehen. Und manchmal war es Peter Alardus, als suchten Anne Borns dunkle Augen ihn, als vollzöge sie die Teilung zu seinen Gunsten. Aber es konnte ja auch ein Irrtum sein. Kein Liebender, der nicht zugleich ein Zweifler war.

Wenn er wenigstens hätte tanzen können! Einen Winter lang begegnete er Anne Born auf allen Honoratiorenbällen des Städtchens. Und einen Winter lang sah er sie an sich vorübertanzen. Nicht einmal zur Kaffeetafel konnte er sie auffordern, weil dies Recht dem gehörte, der sie um den Kotillon bitten durfte.

Zwar hatte es Peter Alardus nicht an Versuchen fehlen lassen, in das Wesen der Tanzkunst einzudringen. Er hatte sich sogar dazu eine, wenn auch etwas merkwürdige Dame engagiert, die er in seiner Stube herumschwenkte, wenn draußen der Orgeldreher einen melancholischen Walzer mit manch fehlendem Ton nudelte. Sie meinen, dieser Damenbesuch sei nicht statthaft gewesen und für einen Liebenden eine zweifache Entgleisung? Du lieber Gott, gegen Peter Alardus' Partnerin, die er mit einer Kraft, wie sie die Angst gebiert, an sein Herz drückte, hätte selbst der Sittenstrengste des Städtchens nichts einzuwenden gewußt. Frau Krügers Rohrpuppe, die sie noch von ihren Mädchenjahren her besaß — sie war Schneiderin gewesen und hatte darauf ihre Kunstwerke abgesteckt — hatte zwar einen sanft gewölbten Busen, aber in ihm schlug kein Herz, und der luftigen Dame mangelte auch der Kopf. Es war wirklich in dieser Hinsicht nichts an Peter Alardus auszusetzen. Außerdem behandelte er die Angelegenheit mit einer Diskretion, als empfange er wirklichen Damenbesuch. Bevor er seine galanten Übungen machte, schloß er die Tür ab und steckte noch einen Papierpfropfen ins Schlüsselloch. Dann erst nötigte er die Dame von Rohr, die aus Platzmangel in den Krügerschen Appartements in seiner — in seiner Schlafstube untergebracht war, hinter dem flammenden Rosenmuster der Eckgarderobe hervor. Sie war es auch, die ihm stumm, aber beredt sagte, daß er zum Tanzen, sogar zu der als einfach angesprochenen Polka, verdorben sei. Denn wiewohl sie keine Füße hatte, trat er sie doch ständig dahin, wo bei einer wirklichen Dame die Füße zu sitzen pflegen. Er verhaspelte sich mit seinen Stiefeln in den Speichen des Reifrockes und glaubte jedesmal Anne Borns schmerzhaft verzogenes Gesicht zu sehen. Da gab er seufzend, entsagungsvoll das Tanzen auf. Und sah, wie schon gesagt, Anne an sich vorübertanzen und fing ihre Blicke auf, die nicht länger waren als die Herbst- und Winterblicke. Sich Anne anderweit zu nähern, dazu fehlten ihm die Keckheit und das Selbstvertrauen.

Aus dieser Entsagungsstimmung heraus schrieb er seine ersten Gedichte und Novellen, die als Talentprobe bezeichnet, gedruckt und auch honoriert wurden. Freilich „von wem", das geht auf die Talentprobe, „wo", das geht aufs Drucken, und „wie", das geht aufs Honorar. Man hatte Peter Alardus mit dieser dreifachen Anerkennung geschadet, wie so manch einem, der den Pegasus reiten wollte gleich einem Hippodromgaul. Ohne Qualifikation zum Dichter und zum Reiter.

Und dann war der Abschied von Anne gekommen, der sich wieder nur durch Blicke vollzogen hatte. Es waren lange Hochsommerblicke gewesen, die leidvoll unter der Weide hervorkamen, wo Anne in der letzten Woche, die Peter Alardus noch im Städtchen weilte, in schwarzem Kleide gesessen hatte. Als habe sie ob seines Scheidens Trauer angelegt. Denn Anne hatte es natürlich nicht verborgen bleiben können, daß Peter Alardus das Städtchen verließ. Nur war er sich nicht klar, ob diese Trauer ihm galt. Das war ja eben sein Fehler, daß er sich über nichts klar war. Daß er nicht wußte, wie weit seine Kraft, seine Aussichten gingen. Wenn er wenigstens seine Dichtkunst dazu benutzt hätte, sich Anne zu nähern. Dann hätte sie doch einen Zweck gehabt — — Aber was nützt alles Reden hinterher. Es war nun einmal so, wie es war.

Peter Alardus ging mit schweren, unsicheren Schritten, deren Charakter ich schon eingangs erklärt habe, über das holperige Pflaster des Städtchens, um Anne aus der Ferne zu sehen, wie er das heiß pulsierende Leben auch nur immer aus der Ferne geschaut hatte. Sein erster und letzter Roman war definitiv abgelehnt worden. In einer Form, hinter der man das spöttische Lächeln des Zeitungsmenschen sehen konnte. Und diese Ablehnung war für ihn auch zugleich der endgültige Abschied von Anne. Ein zu merkwürdiger Mensch war doch Peter Alardus.

Als er so im leichten Dämmern — die Sonne hatte ihre Leuchtkraft bereits abgeblendet — in die Straße einbog wo Anne wohnte, hoffte er wirklich auf einen Sommerblick. Er dachte gar nicht daran, daß die dunklen Augen von einst, dem Gang alles Irdischen nach gemessen, wohl längst ihren Glanz verloren haben mochten. Daß eine Anne von fünfundvierzig Jahren notgedrungen anders ausschauen mußte als eine von zwanzig. Peter Alardus war eben in der Erwartung von etwas Großem — das war seine Liebe zu Anne — stehengeblieben. Er hatte das Leben an sich vorbeifließen lassen, als er glaubte zu kämpfen, und war nun hinter seiner Zeit zurück.

Peter Alardus Augen weiteten sich. Da tauchte das Sommerwahrzeichen von einst auf, die Weide. Aber so hatte sie doch nicht ausgeschaut damals, als Anne unter ihr saß — — Wie sie sich nach vorn neigte — — Gleich einer alten Frau. Und wie ihre Zweige den Boden berührten, als wollten sie etwas verdecken. Den Platz von einst — — —? Ein seltsames Zucken ging durch Peter Alardus, von dem er nicht wußte, woher es kam. Ihm war plötzlich, als habe sich ein Vorhang geschlossen. Der Vorhang über einem Stück, das zu Ende war. Und da lagen ja auch die Blumen, die man dargebracht hatte. Auf der Treppe, die zu Annes Haus emporführte, lagen sie verstreut. Ein paar Efeublätter, ein paar Asternköpfe, ein Zweiglein Buchsbaum, ein weniges Immergrün, was man so schenkt, wenn's der, dem es gilt, nicht mehr sieht. Und Peter Alardus krampfte die Hände zusammen und zwang seine Blicke höher. Da war die messingne Türklinke, die früher wie Gold geblinkt hatte, unter schwarzem Samt mit langen, düstern Wollfransen begraben. — — — — —

War er deswegen hierhergekommen? Hatte schon vor ihm einer das letzte Kapitel seines Liebesromans geschrieben, wieder anders, als er gedacht hatte? Hatte er nicht ein einziges Mal freie Wahl — — —?

Peter Alardus ging die Stufen zu Annes Hause empor. Er wußte gar nicht, daß er es tat. Die dicken Sohlen seiner Stiefel stießen an jede einzelne Stufe an, daß es klang, als klopfe einer.

Da öffnete sich von drinnen die Tür. Eine alte Frau mit schwarzer Haube machte eine altmodische Handbewegung, die wohl eine Aufforderung zum Eintreten bedeutete.

Und Peter Alardus stolperte über die Schwelle. Er ließ vor sich eine Tür öffnen und hinter sich wieder schließen. Er wußte wirklich nicht, was er tat. Und er setzte sich, weil er das Gefühl hatte, sitzen zu müssen. Er schaute mechanisch auf, als er dumpf merkte, es nahe sich ihm jemand — — —

„Anne — —!" Zum erstenmal in seinem Leben sagte er den Namen laut, den er immer nur in Gedanken genannt hatte. Und er starrte die an, an die er fünfundzwanzig Jahre lang gedacht hatte, als müsse sie vor seinen Blicken zerfließen. Er schaute sie an, wie er kurz vorher die Weide angeschaut hatte, die vornüber hing, als wolle sie etwas verdecken. Und wieder ging das seltsame Zucken durch seinen Körper. Ein zweiter Vorhang hatte sich geschlossen über seiner Jugend.

„Peter Alardus!" Es war auch zum erstenmal, daß Anne seinen Namen voll aussprach, und in ihrer Stimme lag die gleiche Tonlosigkeit.

„Ich glaubte, Sie seien tot, Anne — —"

„Sind wir es denn nicht, Peter Alardus? Gestorben nach langem Leiden an einem Tage — — —?"

„Gestorben an einem Tage, Anne — —"

Und Peter Alardus erhob sich, und Anne erhob sich. Sie gingen zum ersten- und zum letzenmal dicht nebeneinander her den kurzen Weg bis nach der Tür. Ohne sich anzuschauen. Mit gesenkten Köpfen. Und Anne legte die Hand von drinnen auf die schwarzsamtene Türklinke mit dem düsteren Fransenbehang, um zu öffnen, und Peter Alardus von draußen, um zu schließen. Am Himmel verglomm der letzte helle Schein — — —

Ein leiser Klang. / Von Erich v. Beckerath.

Es folgt mir nach durch Lärm und Tag
Ein leiser, lieber Klang,
Und wo ich steh'n und gehen mag,
Die Gassen all' entlang,
Da geht es wie ein heimlich Lied
Getreulich, Schritt für Schritt,
Das leise mir die Brust durchzieht.
Durch alle Gassen mit.

Was mag das für ein Spielmann sein,
Der heut gar nimmer schweigt,
Der leise mir da hinterdrein
Auf seiner Fiedel geigt?
Wer bist du, lieber Spielmann mein,
Den nie mein Auge sieht,
Deß' Liedel aber leis und fein
Mir durch die Seele zieht?



Fritz Reusing: Dame mit Rosenhut.



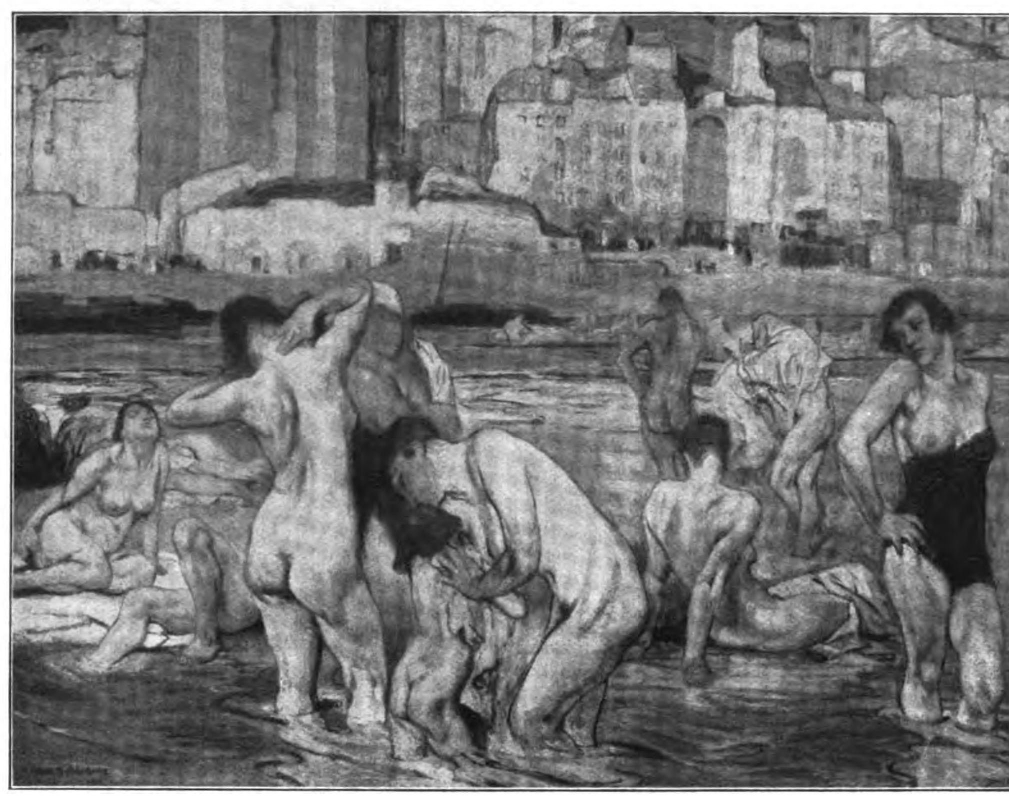
Ernst Paul Hinckelbey: Gefesselter.



Walter Miehe: Damenbildnis.



Willy ter Hell: Hohes Brett bei Berchtesgaden.



Professor Hans Kohlschein: Badende.



Friedrich Zuchantke: Fußballspieler.



Emil W. Herz: Dänische Dogge.



Otto Placzek: Mutterglück.

Aus der kürzlich eröffneten Großen Berliner Kunstausstellung 1922.

Die Frau in Hosen

Hierzu der Aufsatz auf Seite 661



Japanische Arbeiterin auf einer Reisfarm.



Vornehme Perserin.



Serbische Frau aus dem Volke.



Grönländisches Mädchen.



Chinesisches Mädchen.



Grubenarbeiterin in einem belgischen Kohlenbergwerk.



Sennerinnen auf der Spitzing-Alm bei Schliersee.



Die Tochter eines amerikanischen Farmers mit ihren Lieblingen.



Modernes Reitkostüm von Gerard Bresser, Berlin. (Phot. Ernst Sandau, Berlin.)



Modernes Sportkostüm. (Phot Atelier Eberth, Berlin.)



Neuartiges amerikanisches Straßenkleid aus schwarzkariertem Wollstoff und kurzen Hosen mit Cape.



Modernes Tenniskostüm, bestehend aus Kniehosen und einer an den Seiten geschlitzten Schoßbluse.

DER ELFENBEINER

Roman von Alfred Bock

Erstes Kapitel.

Meister Fabri legte Stichel und Schaber beiseite und besichtigte prüfend das vollendete Werk: die Gestalt eines Bettlers, aus Elfenbein geschnitzt. Das kleine Standbild, das der Wirklichkeit nachgebildet war, überraschte durch seine Natürlichkeit. Der Bettler hatte die Rechte bittend erhoben, seine Züge verrieten, daß Not ihn bedrängte. Die Figur war mit feinem Gefühl und bildnerischer Kraft geschaffen. „Ich will Ihnen nicht die Ohren kitzeln," äußerte der Kulturinspektor Winkler, der frühmorgens den Meister in seiner Werkstatt besucht hatte, „aber die Wahrheit darf man wohl sagen: Sie sind kein Handwerker, Sie sind Künstler!" Er berührte damit den Zwiespalt, der das Leben Gerhard Fabris durchdrang: das Handwerksmäßige befriedigte den Meister nicht, er lehnte letzthin die Herstellung marktläufiger Ware ab und wandte sich dem Künstlerischen, ganz besonders dem Figürlichen zu. Für Billardbälle, Manschettenknöpfe, Schirmgriffe und Pfeifen hatte er guten Absatz gefunden. Seitdem er künstlerisch arbeitete, dem Werkstoff eigenartige Formen abgewann, begegnete er, von einigen Kennern abgesehen, in der kleinen Stadt vollkommener Teilnahmlosigkeit. In der Werkstatt, ja, in den Wohnräumen standen die Modelle und fertigen Arbeiten gehäuft. Selten, daß sich ein Kauflustiger einstellte und ein Stück erwarb. Die natürliche Folge war, daß Fabri nur knapp verdiente, was er zum Unterhalt brauchte. „Eh daß du die Sputzen aufgibst und schaffst, wie sich's gehört, läßt du mich neunmal verderben!" warf ihm Dortel, seine Frau, vor. Herma, der Tochter, fiel die Aufgabe zu, zwischen Vater und Mutter zu vermitteln. Sie war im Vorjahr eingesegnet worden. Frühreife prägte sich in ihrem Wesen aus. —

Der Meister, ein Vierziger mit schöner, freier Stirn und großen, dunklen Augen, begann die fertiggestellte Statuette mit Bimsstein zu schleifen.

Es klopfte.

Fabri rief: „Herein!"

In die Werkstatt trat ein ältlicher Mann, aus dessen runzlichem Gesicht eine gebogene Nase vorsprang.

„Guten Tag, Herr Fabri!"

Des Meisters Augen weiteten sich.

„Ei, ei, der Herr Schlettenthal! Wo kommen Sie denn hèr?"

„Direkt aus Hamburg."

„Wie geht's?"

„Immer die koddrige Geschichte: andre schöpfen den Rahm von der Milch, mir bleiben die Molken!"

„Solang ich Sie kenne, klagen Sie, als ob der liebe Gott und alle Engel gestorben wären."

Schlettenthal sank auf einen Stuhl.

„Wissen Sie, was das heißt, in Hamburg eine Familie anständig zu ernähren?"

„Sie verdienen Geld wie Laub."

„Nu hören Sie aber auf! 's ist doch so, daß ich als Aufkäufer meine paar Prozent den Herren Grossisten abknappen muß. Und die verzwickte Elfenbeinbranche! Eine Mode frißt die andre. Ich bin ein alter Mann. Was hab ich nicht alles erlebt! Siebzig hat unser Weizen geblüht. Dann kam der Wiener Krach. Die halbe Welt war pleite. Vier Jahre wehte in unsrem Geschäft kein guter Wind. Anstatt daß Grossisten und Schnitzer sich in die Hände arbeiteten, boten Ihre Kollegen Hausierern um jeden Preis ihre Ware an und liefen auf die Messen. Nu war der Karren erst recht im Dreck. Wer nichts hineinzustopfen hatte, konnte verhungern. Achtundsiebzig kamen die Rosenbroschen auf. Die Schnitzer schwammen wie Pfannkuchen in der Butter, machten sich schöne Tage. Aber traue einer den Frauenzimmern! Sie waren auf einmal gegen das Dekolletieren, verschanzten sich hinter hochanschließenden Kleidern. Broschen und Kugelketten verschwanden, das Geschäft war wie abgeschnitten. »Wenn ich nicht im Elend sterben soll«, trug ich meinem Chef Alexander Möller vor, »muß ich wohl oder übel die Straße kehren!« Herr Möller ließ sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen. »In gewissem Sinne«, sagte er, »lieben die Damen die Offenheit. Ich wette zehn gegen eins, sie kehren zur Dekolletage zurück!« Die flaue Periode dauerte lange. Aber Möller hat recht behalten. Alles schreit jetzt wieder nach Rosen. Damit komme ich auf den Zweck meines Besuchs. Wieviel Gros können Sie mir liefern?"

Der Meister schüttelte den Kopf.

„Ich schnitze keine Rosen, Herr Schlettenthal."

Der Aufkäufer zog die Brauen hoch.

„Haben Sie mir nicht geliefert Billardbälle und Manschettenknöpfe und Schirmgriffe und Pfeifen? Warum schnitzen Sie keine Rosen?"

„Weil ich mich grundsätzlich nicht mehr mit Dutzendware befasse", erwiderte Fabri.

Schlettenthals Ellenbogen zuckten nach hinten.

„Wenn ich fragen darf: Wovon wollen Sie denn leben?"

Der Meister machte eine abweisende Gebärde.

„Das lassen Sie meine Sorge sein!"

Schlettenthal erhob sich.

„Herr Fabri, ich komme neun Jahre zu Ihnen. Ich betrachte mich als Ihren Freund. Deshalb nehme ich kein Blatt vor den Mund. Was Sie da reden, ist Stuß. Ich brauche mich bloß in Ihrer Werkstatt umzusehen, da treffe ich alte Bekannte: die Sphinx, den Jagdpokal, die Schäferin, den Herkules und das junge Mädchen, das nicht nötig hat, sich auszuziehen, wenn's seinen Badetag hat. Gewiß haben Sie noch allerlei in Ihrer Wohnung. Gott soll mich bewahren, daß ich die Sachen gering achte. Im Gegenteil, ich finde sie sehr nett. Aber das große Publikum hat für sowas kein Interesse. Gerade heraus, lieber Fabri, Ihnen fehlt der praktische Blick. Worauf kommt's denn an? Die Marktlage kennen, die Bedürfnisse der Kundschaft studieren, die Produktion danach einrichten und sich nicht auf Artikel versteifen, die nicht gangbar sind".

Der Meister tat einen Schritt zurück.

„Herr Schlettenthal, Sie sagen, Sie betrachten sich als meinen Freund. Zur Freundschaft gehören zwei. Was wissen Sie denn von mir? So gut wie nichts. Wissen Sie, daß ich schon auf der Fachschule in Erbach unglücklich war, wenn ich nicht figürlich arbeiten durfte? Wissen Sie, wie mich all die Jahre hier meine öde Handwerkerei angewidert hat? Sie wissen's nicht, verstehen's vielleicht auch gar nicht. 's ist mein felsenfester Entschluß: Massenware ist für mich abgetan. Ich hab einen harten Weg vor mir, darüber bin ich mir vollkommen klar, aber ich werd ihn gehen!"

Der Mann ist meschugge, dachte der Aufkäufer, dem ist nicht zu helfen!

Er hob die Schultern.

„Jeder geht mit seinem Sack in die Mühle. Denken Sie an mich, Sie kommen in Schwulitäten."

Er griff zum Hut.

„Ich habe vor zwei, drei Jahren einen Hausaltar bei Ihnen gesehen, eine Reliefarbeit: Wie sie den Moses fanden. Ich könnte jetzt was Religiöses gebrauchen. 's muß aber rissig sein und braun gebeizt. Sonst beißt kein Antiquitätenhändler an."

Fabri maß den Aufkäufer von Kopf bis zu Fuß.

„Für solche Kniffe bin ich nicht zu haben!"

Schlettenthal wandte sich, ehe er sich entfernte, an der Tür noch einmal um.

„Vielleicht überlegen Sie sich's mit den Rosen. Ich bin bis zwölf im »Wetterauer Hof«."

Der Meister nahm seine Arbeit wieder auf.

So ein Mensch wie der Schlettenthal, waren seine Gedanken, reiste herum und spielte sich als Vertreter der Elfenbeinbranche auf. Freilich, die vorher die Gegend unsicher gemacht hatten, waren nicht viel besser. Dabei öffnete man ihnen Tür und Tor. Sie kauften Schund, wenn er nur billig war. Er, der Meister, trug an seinem Handwerk schwer. Nur wenige erkannten, wie heruntergekommen, wie krank es war. Er setzte seinen Ehrgeiz darein, sich denen an die Seite zu stellen, die es wieder gesund machen wollten. Ob er frei schaffte oder Geschaffenes nachgestaltete, es mußte etwas erstehen, in dem seine Seele lebte. Sein Handwerk galt ihm nichts, wenn er es nicht zum Kunsthandwerk erhob. Mit einer Minderzahl stand er Tagnern ohne Liebe und höheren Zweck, nüchternen Krämerseelen gegenüber. Das beirrte ihn nicht. Sein Glaube war, Schönheitssinn und künstlerischer Geist mußten das altehrwürdige Gewerbe der Elfenbeinschnitzer früher oder später zur Wiedergeburt führen.

Dortel Fabri kam in die Werkstatt, eine Frau in den dreißiger Jahren mit rötlich blondem Haar und vollen, scharfgeschnittenen Lippen.

„War das nicht der Herr Schlettenthal, der da eben aus dem Haus ging?" hob sie an.

„Jawohl, der Herr Schlettenthal", versetzte der Meister.

„Bist du was losgeworden?"

„Wie wäre das möglich! Ich sollte ihm Rosen liefern. Und hab's abgeschlagen."

Dortel stieg das Blut in den Kopf.

„Das geht doch übers Bohnenlied! Du sitzt in deiner Werkstatt, als hätt dich das Wasser hingeflößt, läßt's laufen, wie's läuft. Ich muß mich im Haushalt krümmen und kratzen, muß mir den Kopf zerbrechen, wo ich das Geld hernehm. Der Staub tät sich unter der Erd wenden, wenn meine Eltern wüßten, wie schlecht ich angekommen bin!"

„Hab nur ein bißchen Geduld," begütigte der Meister seine Frau, „'s ist für mich eine Übergangszeit. Du meinst, ich bezahl sie mit meiner Haut. Kein Gedanke dran. Ich hab Aussicht, den Herkules, den Jagdpokal und die Jahreszeiten nach Frankfurt zu verkaufen. Dann ist uns fürs erste geholfen."

Dortel sah ihren Mann von der Seite an.

„Ich glaub's nicht eher, bis du das Geld in Händen hast. Warum bist du alsfort in der Scher'? Weil du nicht mit Vernünftigkeit über deine Arbeit denkst. Was ein rechter Handwerksmann ist, der richtet sich nach den Leuten. Tust du's? 's fällt dir nicht von weitem ein. Dessentwegen haben sie in der Stadt ihren Pfiff über dich. Ich steh alle Tag in Sorg, daß uns das Brot ausgeht. Ich soll warten, bis die Knotten platzen. Gelt? Ich bin's müd. Mein Leben ist schon halb herum und hab noch nichts davon gehabt. Ich will's genießen. Lang halt ich's hier nicht mehr aus. Ich sprech auf den Kloben: wenn ich durchwitsch, bist du dran schuld!"

Sie drehte sich auf dem Absatz herum und ging.

Bekümmert ließ der Meister seine Arbeit ruhen und schritt in der Werkstatt auf und ab. Daß er gegen sein innerstes Empfinden nichts schaffen mochte, ging seiner Frau nicht ein. Ihr war's gleichgültig, was er schnitzte, wenn sie nur aus vollem Beutel zählen konnte. Daran war vorläufig nicht zu denken. Er mußte mit bescheidenen Einnahmen rechnen. Dortel verstand es auch nicht, sich einzurichten. Sie hatte einen Zug ins Großartige, machte gern Staat und war leckermäulig. Ihre Drohung, sie halte es hier nicht mehr lang aus, war nicht neu. Vor ein paar Jahren hatte sie nach einem heftigen Auftritt abends mitten im Winter das Haus verlassen. Er ängstigte sich, saß wie auf Nadeln. Als sie um zehn Uhr noch nicht zurückgekehrt war, rannte er fort, sie zu suchen. Nahe bei der Leonhardskirche traf er seinen Arzt, den Medizinalrat Moser. Dem schüttelte er sein Herz aus. Der alte Herr sprach: „Gehn Sie ruhig heim, ich kenne Ihre Frau. Sie kommt wieder. Fragen Sie mich, was ich ihr verordne, sag ich, eine kräftige Prügelsuppe. Die wirkt oft Wunder!" Der Meister ging heim. Kurz vor Mitternacht erschien Dortel. Er war murremausstill. Mit Sanftmut erreichte man mehr als mit Gewalt. So schwer seine Frau zu behandeln war, so widerborstig sie sich gab, zuzeiten konnte sie goldig sein. Und daß er sich's nur eingestand: trotz all ihrer Naupen hing er an ihr. —

Herma brachte ihrem Vater das Frühstück. Sie hatte kluge Augen und einen festen Mund.

„'s hat wieder ein Donnerwetter gegeben", richtete sie an den Meister das Wort.

Fabri nahm vor der Fräsmaschine Platz.

„Weißt du, warum?"

„Ja, die Mutter hat mir's gesagt. 's ist furchtbar mit dem ewigen Geprebel!"

„'s geht um meine Kunst, Herma, da geb ich nicht haardick nach."

„Das sollst du auch nicht. Guck, Vater, ich bin kein Dimmeldeinchen mehr und weiß, was die Glocke geschlagen hat. Du und die Mutter, ihr seid himmelweit verschieden. Natürlich müßt sie mehr Rücksicht auf dich nehmen. Aber sie hat ihre Natur und wird sich nicht ändern. Und das macht viel aus: kollert sie, wischst du die Augen an ihrem Ärmel. Da hat sie keinen Respekt vor dir."

„Ich kann den Grobian nicht vornhin spannen."

„'s ist meine Herzensmeinung, Vater, du bist ein Künstler. Zeig, daß auch ein Mann in dir steckt!"

Der Meister stand auf.

„Ich kämpfe mit meinem Schicksal und kämpfe für meine Kunst!"

Herma betrachtete den Bettler, des Vaters neuestes Werk.

„Wunderbar!" rief sie, „wie das unter deinem Werkzeug herausgewachsen ist! Das macht dir so leicht keiner nach!"

Sie schaute ihrem Vater mit einem Blick voll inniger Liebe an, schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn auf beide Wangen.

Zweites Kapitel.

Hermann Hassenpflug, Vertreter für Galanterie-, Luxus- und Lederwaren, saß in seinem Kontor und stellte die Aufträge zusammen, die er im letzten Monat entgegengenommen hatte. Er konnte mit dem Ergebnis zufrieden sein. Das Geschäft, das eine Zeitlang gestockt hatte, begann sich wieder zu heben. Hassenpflug verstand den Handel. In der Stadt und in der Provinz verkaufte er nicht nur an Kleinhändler, sondern auch an Genossenschaften und Beamtenvereinigungen, wodurch seine Umsätze eine beträchtliche Höhe erreichten. Obwohl er imstande war, eine Frau zu ernähren, hatte er es vorgezogen, ledig zu bleiben. Er war in den besten Jahren und spielte bei Damen den angenehmen Schwerenöter.

Gestern war ihm auf der Kaiserstraße Frau Dortel Fabri begegnet, hatte ihm gesagt, sie würde ihn heut besuchen. Sie war keine Schönheit, aber wie aus dem Ei geschält und rassig. Sein Geschmack! Bei einer Festlichkeit, die der Taunusklub veranstaltete, hatte er sie als ausgezeichnete Tänzerin kennengelernt. Gegen Mitternacht hatte sie einen Schwips. Ein Schwarm Herren umlagerte sie. Einer wollte sie zum Stichblatt machen. Den führte sie ab, es war ein Hochgenuß, zuzuhören. Derweil stand ihr Mann

da, als ob er die Mundsperre hätte und guckte in die andre Woche.

Als Hassenpflug vor Jahren für ein Nürnberger Haus das Städtchen besuchte, hatte ihm ein Abnehmer erzählt, auf welch wunderliche Weise der Elfenbeinschnitzer und seine Frau zusammengekommen waren. Dortels Vater, der Pumpenmacher Wannig, hatte eines Abends bei Glatteis vor dem Hause der Witwe Schwengler, die als Vettel berüchtigt war, einen bösen Fall getan und brach ein Bein. Er versuchte, sich fortzubewegen, gab es aber, von Schmerzen gepeinigt, auf und rief laut um Hilfe. Die Schwengler öffnete ein Fenster, war rasch zur Hand. Da sie allein dem schweren Mann nicht Beistand zu leisten vermochte, sprach sie den jungen Fabri, der just vorüberging, an. Selbzweit schafften sie den Verunglückten ins Haus der Witwe. Dort wurde ihm der erste Verband angelegt. Zwei Krankenwärter brachten ihn auf einer Trage in seine Wohnung. Böse Gerüchte durchflogen die Stadt. Der Schreiner Winter verstieg sich in den „Drei Schwertern" zur Behauptung, der Beinbruch des Pumpenmachers sei ein Gottesgericht. Dieser unterhalte mit der Schwengler unerlaubten Verkehr. Der also Geschmähte reichte gegen den Schreiner Beleidigungsklage ein und setzte die Verurteilung des Ehrabschneiders durch. Der Elfenbeinschnitzer, der als Zeuge vernommen worden war, trat in freundliche Beziehungen zum Pumpenmacher und führte dessen Tochter zum Traualtar.

Die Heirat, das wußte man, war nicht besonders geraten. Es hieß, daß Dortel ihrem Mann das Brot mit Zankbutter strich. Kein Wunder, wo ihr, der Lebenslustigen, auferlegt war, sich mit so einem Motzkopf zu schleppen.

Hermann Hassenpflug nahm eine stramme Haltung an. Was mochte Frau Fabri von ihm wollen? Er hatte Glück bei den Weibern, das durfte er, ohne sich aufzublasen, sagen. Möglicherweise spann sich ein galantes Abenteuer an. Er war in der rechten Stimmung dazu. Wem da viel gegeben war, von dem wurde viel verlangt.

Gegen Mittag fand sich Dortel Fabri ein. Sie hatte ein blau und weiß getupftes Musselinkleid an und trug einen aufgeschlagenen schwarzen Strohhut, den ein blaues Band schmückte. Neugierig hielt sie im Arbeitsraum Hassenpflugs Umschau, bewunderte den schönen Schreibtisch, die behaglichen Klubsessel und las des Vertreters Wahlspruch, der an der Wand unter Glas und Rahmen hing:

„Groß Wesen mag ich nicht,
Der Falschheit bin ich feind,
Wer Redlichkeit und Treue liebt,
Der ist mein bester Freund."

„Heutzutag," sprach sie, „wo sich die Welt an soviel böse Schleifen hängt, tut einem das wohl!"

Hassenpflug versetzte mit Würde:

„Ich hab meine Grundsätze, Frau Fabri. Ich will ruhig schlafen!"

Er wies auf einen Sessel.

Sie setzte sich. Er ließ sich ihr gegenüber nieder.

Sie neigte den Oberkörper ein wenig vor.

„Stör ich Sie nicht?"

„Für Sie hab ich immer Zeit!" antwortete er ritterlich.

„Ich wollt Sie in einer geschäftlichen Angelegenheit sprechen, Herr Hassenpflug. Ich weiß nur nicht, ob ich Ihnen alles so schnell auseinanderlegen kann."

Sie lehnte sich zurück, zog die Stirn kraus.

„Haben Sie meinen Schwiegervater gekannt?"

„Nein, Frau Fabri."

„Er hat hier ein Kurzwarengeschäft gehabt, hat sich aber blutwenig drum gekümmert. Was er nicht tat, tat seine Frau. Er war Musiknarr. Er hat Geig' gespielt, hat Trompet' geblasen und hat einen Baß gebrummt wie eine Hummel hinter den Fensterscheiben. Stellen Sie sich vor, auf einem Spaziergang nach Ockstadt hat er von einem zerlumpten Zigeuner eine Geig' gegen seine neuen Stiefel eingetauscht. In bloßen Strümpfen ist er dann heimgemacht. Die Leut haben geglaubt, 's tät bei ihm im Oberstübchen rappeln. Man muß lang suchen, bis man einen findet wie meinen Schwiegervater. Ganz so verbaselt ist mein Mann nicht. Aber er hat eine Ader von seinem alten Herrn. Er mag ein guter Künstler sein, sein Handwerk, wie er's treibt, gibt keinen Speck in die Wurst. s' bleibt in den Wänden, Herr Hassenpflug: 's ist ein Bettelkram. Jetzt möcht' ich einmal probieren, ob ich das Geschäft in Zug bringen kann."

„Ich bin gespannt, wie Sie sich das ausgedacht haben", warf der Vertreter dazwischen.

Sie hatten das Haus in der Kaiserstraße, trug sie ihm vor, man konnte sich keine bessere Lage wünschen. Da sei ihr der Gedanke gekommen, wenn sie Schaufenster brechen ließen, daß die Leute von draußen sahen, was Fabri als Schnitzer leistete, wenn sie dabei die Artikel führten, für die sich Hassenpflug ins Zeug warf, mußte etwas zu verdienen sein.

„Die Idee ist nicht schlecht", gab der Vertreter seine Meinung ab. „Ist Ihr Mann damit einverstanden?"

„Ich hab ihm noch gar nichts gesagt", versetzte Dortel, „erst wollt' ich Sie um Rat fragen."

Er fuhr mit der Hand durch das Haar.

„Ich danke Ihnen für das Vertrauen, das Sie mir schenken. Die Hauptsache scheint mir, daß Sie aparte Neuheiten führen und hübsche Schaufensterauslagen machen."

Ihr Blick ruhte auf ihm.

„Da müssen Sie mir behilflich sein!"

Er nickte.

„Gern! Ich bin alter Praktikus. Das kommt meiner Kundschaft zugute. Sehen Sie sich gelegentlich mein Musterlager an. Je eher Sie sich einarbeiten, desto besser!"

Nun die Vorverhandlung zum Abschluß gelangt war, stieg Hassenpflug von der Höhe des gewiegten Kaufmanns herab und setzte eine schelmische Miene auf.

„Erinnern Sie sich, Frau Fabri, daß wir einmal miteinander getanzt haben?"

Ihre Augen glänzten.

„Eigewiß! Damals auf dem Fest vom Taunusklub."

„Ich hab's nicht vergessen, Frau Fabri, wie Sie tanzen. Ganz famos! Sie haben, wenn ich mich so ausdrücken darf, Ihren eignen Stil!"

„Ich tanz für mein Leben gern, Herr Hassenpflug! Ich bitt Sie, wann komm ich denn dazu?"

Er stemmte den Arm gegen die Hüfte.

„Ich bin Besitzer eines Grammophons. Das macht mir viel Spaß. Ich hab wunderschöne Platten. Ich bin im allgemeinen ein fideles Huhn, aber ich hab auch meine dunklen Stunden. Dann häng ich wie ein Eiszapfen an meiner Sauertöpfigkeit. Spielt das Grammophon, tau ich ripsraps auf und tanze solo, so wahr ich hier sitze!"

Sie wippte auf ihrem Sessel hin und her.

„'s zuckt mir schon durch alle Glieder", rief sie wie elektrisiert. „Sie brauchen nicht solo zu tanzen, Herr Hassenpflug, wir tanzen zusammen!"

Er sprang auf.

„Das können wir gleich!"

Er führte sie in das anstoßende Wohnzimmer, in dessen Einrichtung sich die Lebenshaltung des Junggesellen spiegelte. Der Boden war mit einem weichen Teppich belegt. Im Erker auf eigens dafür bestimmtem Tischchen stand das Grammophon.

Hassenpflug setzte eine Platte auf und drehte die Kurbel. Eine prickelnde Walzermelodie erklang.

Sie tanzten taktmäßig und gewandt, wobei Dortels schön gebauter Körper zur Geltung kam. Ihr Partner neigte schmachtend den Kopf zur Seite.

Dem ersten Walzer folgte ein zweiter. Sie tanzten, bis Dortel erschöpft innehielt.

Er lachte.

„Das macht das Ungewohnte, Frau Fabri!"

Er geleitete sie zum Sofa, das rings um den Erker lief und schob ihr ein weiches Kissen hinter den Rücken. Darauf holte er aus seinem Schränkchen eine Flasche feinen Likör. Sie trank zwei Gläschen hintereinander. Die erquickten.

Er nahm neben ihr Platz.

„Sehen Sie, Frau Dortel, so amüsiert man sich. 's ist Ihnen zu gönnen. Sie sind nicht auf Rosen gebettet!"

Er hatte recht, seufzte sie. Es ging ihr wirklich schlecht. Ihr Mann spann sich in seine Werkstatt ein wie eine Raupe in ihr Nest, und seine Frau verkümmerte. Sie aß gern gut. Das Haushaltungsgeld, das ihr Fabri gab, reichte eben hin, Gemüse und Kartoffeln auf den Tisch zu bringen. Am Sonntag erlaubten sie sich ein Stückchen Fleisch. Sie war immer hungrig. Hoffentlich sprang aus dem Ladengeschäft so viel heraus, daß ihr Magen aufhörte, um elf Uhr Mittag zu läuten.

„Sie müssen ein andres Leben anfangen," sagte er, „Sie müssen an Ihre Gesundheit denken, das sind Sie sich selber schuldig. Überlassen Sie mir mal die Disposition. Ich werde die Sache schon deichseln. Auf eins mach ich Sie aufmerksam: Wenn Sie das Geschäft eröffnen, werden Sie von Reisenden besucht. Die wollen verkaufen. Das ist ihre Pflicht. Nun fehlt Ihnen die Erfahrung. Ich befürchte, daß Sie überteuert werden, daß Ihnen Ware aufgehalst wird, auf der Sie hernach sitzenbleiben. Das muß unter allen Umständen verhütet werden. Am besten wird's sein, ich laß mir, was Sie bestellen, für meine Rechnung kommen und gebe Ihnen die Ware in Kommission. Sie bezahlen dann nur, was Sie tatsächlich abgesetzt haben. Freilich muß ich zur Bedingung machen, daß Sie Ihren Bedarf ausschließlich bei mir decken."

Sie reichte ihm die Hand.

„Das versprech ich Ihnen!"

Er rückte näher.

„No, da sind wir ja im reinen. Ich will mich nicht brüsten, aber ich darf wohl sagen, ich hab mir die Achtung und Liebe meiner Kundschaft erworben. Man rühmt mir nach, ich hätte Organisationstalent und kaufmännischen Geist. Und noch etwas: Ich bin verschwiegen. Als Geschäftsreisender sieht man in soviel Verhältnisse und Familien hinein. Vor allen Dingen, man wird Menschenkenner. Ich kann mir auch ein Bild von Ihnen machen. Für Einschränkung und Stille sind Sie nicht geboren. Sie wissen den Wert des Gelds zu schätzen. Sie brauchen eine gewisse Wohlhabenheit. Und Sie brauchen eine heitre Umgebung. Wer verdenkt's Ihnen? No und dann die Ehefrage! Ein Kapitel für sich. Wieviel Heiraten schlagen denn gut aus? Du lieber Gott, was ist mir da schon vorgejammert worden! Wenn zwei taub und blind sind, bleiben sie am längsten einig. Zum Heiraten gehört Courage. Seien wir mal offen. Was ist das Leben? Eine große Komödie. Man muß höllisch aufpassen, daß man keine lächerliche Rolle darin spielt. Ich hab meine Lehrzeit bei Lieberkühn Söhne in Gelnhausen bestanden. Großzügige Kaufleute! Das Geschäft ist in einem uralten Haus. Über der Tür steht ein Spruch:

»Es geht vorbei, was man hier macht,
Der eine weint, der andre lacht!«

Wir wollen's mit den Lachern halten, Frau Dortel. Wir werden jetzt öfter zusammen tanzen."

„Und das Leutgeschwätz?" wandte sie ein.

Er warf das Kinn auf.

„Kann uns völlig gleichgültig sein! Wir stehn in Geschäftsverbindung. Nichts natürlicher, daß Sie zu mir kommen."

Er erhob sich.

„Ich laß das Grammophon noch mal spielen. Ich hab da eine herrliche Platte: »Am Mühlbach«. Man hört die Vögel zwitschern, und die Mühle klappert."

Das Grammophon kam in Gang. Dortel lauschte, schwelgte in Entzücken.

„Großartig! Sie sind zu beneiden, Herr Hassenpflug. Sie haben die schönste Musik im Haus und brauchen nichts dafür zu bezahlen!"

Er legte die Platte auf die andere Seite.

„Ein Walzer: »Das ist zum Küssen die rechte Stund'«."

Der Walzer begann, lieblich, schmelzend. Dortel hüpfte das Herz in der Brust.

Er pisperte:

„In dem Text zum Walzer heißt's: »Den Kuß der Freundschaft drückt man auf die Wange. Den Kuß der Liebe auf den Mund.«"

Er beugt sich zu ihr nieder.

Sie wich errötend zurück. Doch faßte sie sich schnell, richtete sich auf und bot ihm lächelnd den Mund.

Als sie sich verabschiedet hatte, schmunzelte er:

„Man fängt nicht immer, was man jagt. Hier hab ich's und kann schon dran rupfen. Glück muß der Mensch haben!"

Drittes Kapitel.

Meister Fabri hatte von seinem alten Lehrer, dem Direktor der Fachschule in Erbach, einen Brief erhalten. Dem vortrefflichen Mann, der es verstanden hatte, seinen Schüler zu fördern, daß dieser Klarheit über sich selbst gewann, fühlte der Meister sich jetzt noch freundschaftlich verbunden. Von Stund' an, daß der Direktor die künstlerische Ausbildung junger Leute übernahm, hatte er seine ganze Kraft eingesetzt, der immer mehr um sich greifenden Stillosigkeit in der Elfenbeinschnitzerei entgegenzuwirken. In solchem Streben wußte er sich mit den Meistern eins, die nicht Gier nach Gewinnn beherrschte, die, das Altüberlieferte ehrend, in der Schnitzkunst neue Formen suchten. Gerhard Fabri hatte unter den Augen des Direktors mit Liebe und Begeisterung gezeichnet, modelliert und geschnitzt, hatte, wenn er eignen Gedanken Ausdruck lieh, des Lehrers ermunterndes Wort gehört. Der künstlerische Führer und Berater ward ihm zum väterlichen Freund. Ein Auftrag, den Gerhard Fabri heute durch Vermittlung des Direktors erhielt, rief dem Meister ein Erlebnis ins Gedächtnis, das ihn, während er die Fachschule in Erbach besuchte, beglückt und erschüttert hatte. Die Sammlungen im gräflichen Schloß hatten auf sein empfängliches Gemüt gewaltigen Eindruck gemacht. Das Kunstgewerbliche, das in seltner Fülle zusammengetragen war, zog ihn an. Unter den kostbaren Rüstungen sah er die Gestalten des Götz von Berlichingen und Georgs von Waldburg lebendig werden. Im Dämmerlicht der Kapelle trug ihn ein wundersames Gefühl empor. Die Atmosphäre umspann ihn mit all ihren Zaubern, befeuerte seine Phantasie. Als er eines Tages in den römischen Zimmern die Büsten des Cäsar und der Faustina in seinem Skizzenbuch festzuhalten versuchte, erblickte er ein junges Mädchen, dessen Betrachtung der alten Kunstwerke ein leidmütiger Zug beigesellt war. Sie mochte vierzehn oder fünfzehn Jahre zählen, hatte sanfte Augen und kleine, zarte Hände. Gerhard knüpfte ein Gespräch mit ihr an. Die Kunstschätze, die im Schloß eine Heimstätte gefunden hatten, kannte sie gut. Ihre klugen Bemerkungen darüber setzten ihn in Erstaunen. Nach dieser ersten Begegnung trafen sie sich öfter, und er verliebte sich leidenschaftlich in sie. Sie hieß Elsbeth Schübler und war die Tochter eines Geschäftsverwalters, der, nachdem er Gelder unterschlagen, sich ins Ausland geflüchtet hatte. Sein Vater, der verwitwete Handschuhmacher Schübler im Eck, ersetzte den Schaden und nahm die Enkelin, deren Mutter gestorben war, zu sich. Ängstlich wachte der Alte darüber, daß Elsbeth nichts von der Schmach des Vaters erführe, bat auch die Freunde und Nachbarn, zu schweigen. Das taten die auch. Der Vater galt Elsbeth als Märtyrer, der durch ein widriges Schicksal der Heimat ferngehalten wurde. Er schrieb ihr, und sie schrieb ihm mit Worten wieder, die ihr kindliche Liebe eingaben.

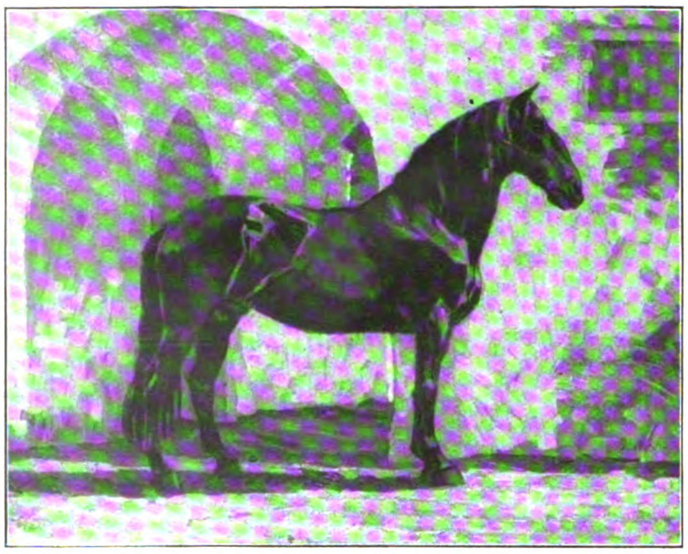
(Fortsetzung folgt.)



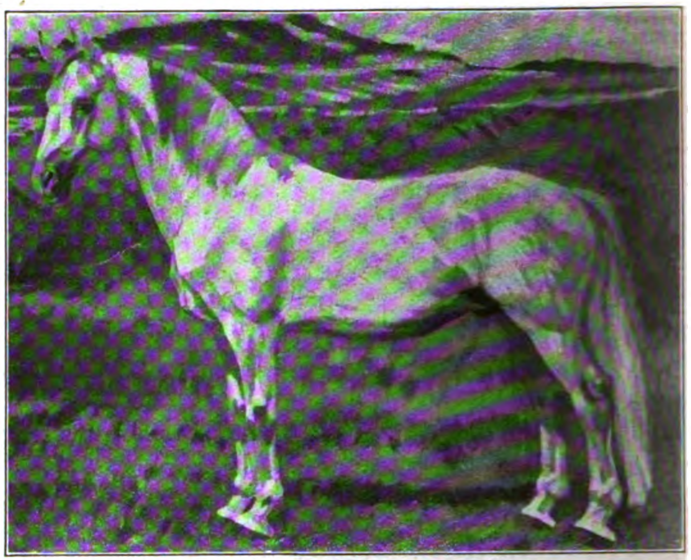
Rosen.

Nach einem Gemälde von Professor Theodor Hummel.

Aussterbende Pferderassen. / Von Prof. Dr. L. Heck.

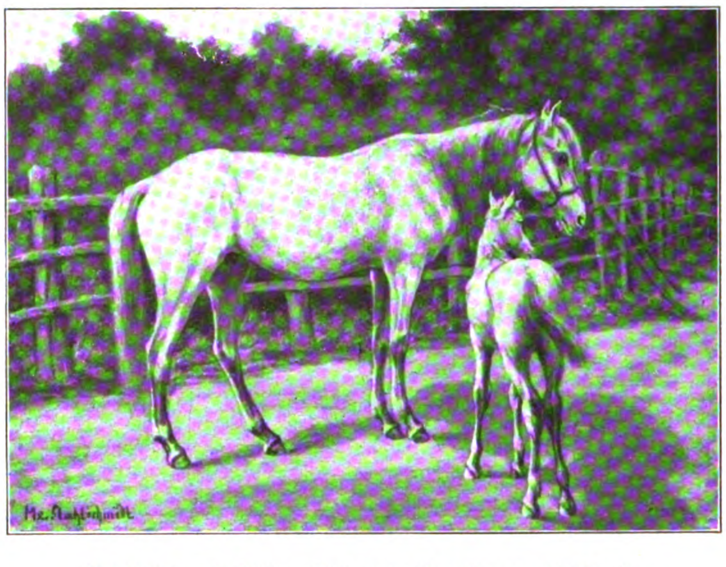


Kladruber Hengst. Nach einem Gemälde von Lebrecht.



Lippizaner Hengst. Nach einem Gemälde von Lebrecht.

Jede Zeit hat ihre Bedürfnisse und Eigentümlichkeiten und daher auch ihre eigentümlichen Pferderassen. Das wird bei näherer Überlegung ohne weiteres einleuchten, und dann ist es weiter ebenso verständlich, daß diese Pferderassen wieder verschwinden, wenn die Zeiten sich ändern. Nun haben sich aber neuerdings die Zeiten sehr geändert, namentlich im letzten Jahrzehnt, und damit ist auch das Schicksal der Pferdegestalten besiegelt, auf die wir hier noch sozusagen einen Abschiedsblick werfen wollen. Waren und sind es doch im wesentlichen höfische Pferderassen und -schläge, d. h. solche, die weniger einem allgemeinen Nutz- oder modernen Sportbedürfnis dienten als vielmehr höfischem Prunk und Glanz! Und damit ist es im 20. Jahrhundert wohl so ziemlich vorbei oder sicher ein gut Stück weniger geworden. Fürstliche Auffahrten und Lustfahrten kann es in Europa jetzt nicht mehr allzu viele geben, und die Zeiten der hohen Schule, des Quadrille- und Karussellreitens sind längst schon vorbei; ihre Zeiten waren das 17. und 18. Jahrhundert. Man braucht dieser entschwundenen und überwundenen Serenissimusherrlichkeit gerade keine blutigen Tränen nachzuweinen, darf sich aber doch freuen, daß das Schulreiten wenigstens sich in der Zirkusüberlieferung forterhalten und in der Spanischen Hofreitschule zu Wien sogar eine ständige amtliche Pflegstätte beibehalten hat. Auch heute noch, wenn ich recht berichtet bin.



Isabellenstute mit Fohlen. Nach einem Gemälde von Stahlschmidt.

Und daran tut man klug; denn von alters her edel gezogene und immer wieder regelrecht durchgearbeitete Pferde, die dem Reiter und Fahrer willig folgen, sind immer auch ein wertvolles Zuchtgut. Deshalb sind die Lippizaner Schimmel, diese geborenen Schul-, zugleich aber auch gängigen, ausdauernden Wagenpferde, kostbares Pferdeblut. Das wußten die Sachverständigen der italienischen Regierung sehr wohl zu schätzen: Als das frühere K. u. K. Hofgestüt Lippiza, bei Triest im kalkigen Karstgebirge gelegen, beim Friedensschluß an Italien fiel, verlangten und erhielten sie noch sechs durchgerittene Hengste aus der Wiener Hofreitschule. Das Schicksal der Lippizaner ist also doch vielleicht noch nicht endgültig besiegelt, zumal man ihnen auch im modernen Sinne durchaus nicht jeden allgemeinen Nutzwert abstreiten kann. Im Gegenteil: nicht nur, daß sie in vergangenen Zeiten sehr gute Post- und Reisewagenpferde lieferten; sie haben bei gesunden Knochen, insbesondere vortrefflichen Hufen und durch ihre edle Form und elegante Gangart bei befriedigender Ausdauer auch heute noch ihre Vorzüge, und Lippizaner Blut wird daher in den meisten Landespferdezuchten nur gut wirken. Namentlich als Gegengewicht gegen das immer mehr alles durchdringende englische Vollblut. Denn die Lippizaner sind, auf orientalischem Blute aufgebaut, im wesentlichen eine spanisch-italienisch-arabische Rasse, die auf dem harten Karstboden und der kalkreichen Karstweide sich feste Knochen und Hufe, widerstandsfähige Beine ausgebildet hat. Was das bedeutet, wird jeder, namentlich der städtische Pferdehalter, zu schätzen wissen.

Anders die großen, hohen Kladruber aus dem ebenfalls verflossenen K. u. K. Hofgestüt Kladrub an der Elbe, nicht weit von der Industriestadt Pardubitz in der jetzigen Tschechoslowakei. Das sind die reinen Renommierpferde für die Staatskarossen, die feierlichen Hofequipagen. Sie können mit ihrer steifen Grandezza, die sowohl in ihrer langbeinigen und langschweifigen Erscheinung als auch in ihrer langsamen, rund und hoch ausholenden Trabbewegung liegt, nicht viel mehr als imponieren. Das tun sie aber auch und haben sie mir gegenüber getan, als ich im Wiener Hofmarstall zu ihren großen Ramsnasenköpfen hinaufschauen mußte. Solchen Pferdekopf vergißt man nie; aber er und das ganze Tier nötigen einem heute nur noch ein staunendes Kopfschütteln ab, während man an der hohen Schule der Lippizaner in der Wiener Hofreitbahn auch heute noch seine helle Freude haben kann. Mit den Kladrubern wird es unter den heutigen Umständen wohl bald zu Ende sein, wenn nicht etwa die Tschechoslowaken sie als Imponierpferde für ihren Präsidenten fortzuerhalten suchen. Außerdem hat sie nur noch der Bischof von Olmütz, und für diesen Kirchenfürsten sind sie auch die richtigen Wagenpferde. Sie waren aber auch schon in der letzten Habsburger Zeit sozusagen von innen heraus am Aussterben. Die Fruchtbarkeit ließ schon sehr zu wünschen übrig, und die Stuten roßten oft nur so flüchtig, daß man gar nicht schnell genug mit dem Hengst herbeieilen konnte. Blutauffrischungen mit anderen Rassen, die der in Fachkreisen sehr geschätzte Gestütsleiter Motloch versuchte, befriedigten gar nicht. Es wurden wahre Pferdegespenster, wie einige Studien Lebrechts beweisen, der ein ebenso guter Pferdekenner wie Pferdemaler ist und viele Gestüte des In- und Auslandes bereist hat. Die Kladruber sind eben die reinen Nachkommen und letzten Reste der alten spanisch-neapolitanischen Rasse, die im 16. bis 18. Jahrhundert in ganz Europa für die vornehmen Kreise maßgebend war. „Wahrscheinlich haben die Urahnen dieser Pferde“, schreibt Schwarznecker in seiner „Pferdezucht“ sehr anschaulich, „den letzten Ritter zu Grabe getragen, die Prunkzüge von Kaisern und Fürsten verherrlicht, im Karussell und in der Quadrille ihren Reitern den Dank schöner Frauen verdient und sich sowohl in den Alleen von Versailles als auch in den großen Reiterballetten in Wien und Dresden getummelt.“ Es sind die reinen „Ridinger-Pferde“; sie muten einen an, wie aus solchem alten Stiche zum Leben erweckt. Gerade deshalb aber ist ihre Zeit unwiederbringlich vorüber.

Und nicht viel anders steht es wohl mit den edlen, hellgelben, weißmähnigen und weißschweifigen Isabellen. Sind sie doch gleichfalls das höfische Erzeugnis eines entschwundenen Fürstenhauses, und zwar des hannoverschen Königreiches, dessen Pferdezucht schon in hoher Blüte stand, als sie anderwärts noch mehr oder weniger im argen lag. Ich habe noch die letzte Isabelle und den letzten weißgeborenen Schimmel im verödeten Marstall von Herrenhausen vor den Toren der Stadt Hannover stehen sehen und die zugehörigen alten Prachtgeschirre, für die Isabellen blau mit Silber, für die weißgeborenen Schimmel rot mit Gold, bewundert. Das war wohl um die Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Niemand interessierte sich mehr dafür; die maßgebenden preußischen Pferdegewaltigen wohl am allerwenigsten. Das war in früheren Zeiten anders. Noch 1841 wurden nach Schwarznecker beispielsweise bei einer Stallparade in Hannover folgende Züge vorgestellt: „Hengstzug weißgeborene Schimmel und Hengstzug Isabellen, beides Staatszüge mit Langschweifen; dann Postzug von Falbhengsten, Postzug von Mausefalbhengsten, Postzug von braunen Hengsten, zwei Postzüge Rapphengste; dann ein Postzug von Braunen, zwei Postzüge von Rappstuten; außerdem zwei Leibpostzüge englischer Blauschimmel und ein Isabellstutenzug; schließlich noch ein Maultierzug für Arbeitsfuhren. Gewiß ein anständig besetzter Stall!“ Aus Hannover kamen die Isabellen auch nach Weimar, wo sie Stahlschmidt im Allstedter Gestüt studieren konnte, und bei den verwandtschaftlichen Beziehungen der Fürstenhäuser auch nach England, wo sie bis in die Zeit der Königin Victoria zu den feierlichen Auffahrten des Staatsoberhauptes benutzt wurden. Denn gerade in dieser demokratischen Monarchie hatte man sich erfreulicherweise den Sinn dafür bewahrt, daß das Staatsoberhaupt, wenn es amtlich auftritt, mit anders aussehenden Pferden fahren muß, als man sie gewöhnlich und überall sieht. „The Queens cream-coloured Hanoverian stallions“ waren denn auch in London sehr volkstümlich. Nach Graf Wrangels maßgebendem Pferdewerke stammten diese hannoverschen Isabellen „von Hengsten und Stuten spanischer Rasse her, jedoch dürften sie auch neapolitanisches Blut in ihren Adern gehabt haben“. Also auch in ihnen wiederum dieselbe Blutmischung, wie sie für alle edlen, höfischen Pferde des 17. und 18. Jahrhunderts bezeichnend ist.

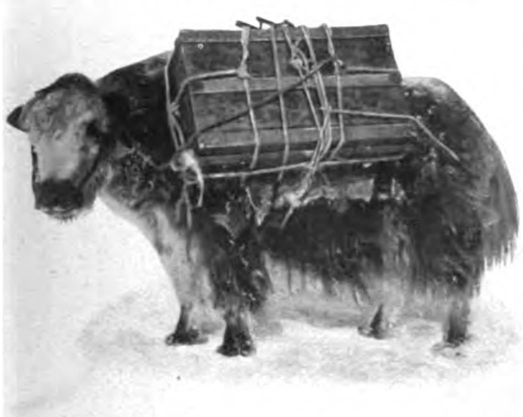


Isländischer Edelfalke (Bronze). Tukan oder Pfefferfresser (Holz). Pavian (Holz).

Moderne Tierplastik: Bildwerke von Anton Puchegger. (Phot. Alice Matzdorff, Berlin.)

Die Mongolei. / Von Hermann Consten.

Mit 14 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.



Ein beladener Jak, im verschneiten Hochgebirge den Weg suchend.

Fern im fernsten Asien, von der Welt beinahe ganz vergessen, liegt das Stammland der Mongolen, das Heimatland Dschingis-Chans, die äußere Mongolei, die noch heute von den Nachkommen seines Stammes, den Chalchas (sprich das ch wie in Bach), bewohnt wird. Das kaiserliche Rußland hatte in den letzten 20 Jahren vor Ausbruch des Weltkrieges die Pläne Peters des Großen wieder aufgenommen und wagte im Vollbewußtsein seiner Kraft im Jahre 1910, die äußere Mongolei von China loszureißen, um dann die freien Mongolen unter sein Protektorat zu bringen. Nun erst wurde man wieder auf dieses ferne Kolonialgebiet der Chinesen in Europa aufmerksam, und 1911 verstieg sich sogar der Deutsche Reichskanzler v. Bethmann Hollweg dazu, im Reichstage zu erklären, daß Deutschland im Falle einer Loslösung der Mongolei seine Handelsinteressen durch das Vorgehen Rußlands nicht geschädigt sehen wolle.

Es war am 5. Dezember 1912, wir hatten nur — 31° R. Ich stand mit meinen Leuten am Wege zum heiligsten mongolischen Tempel in Urga, dem Maidari, und wartete auf den Chutuchtu von Urga, der heute den Jahrestag seiner Erhebung zum Herrscher der Mongolen durch eine offizielle Krönungsfeier begehen wollte. „Er kann frühzeitig kommen, er kann spät kommen, er kann gar nicht kommen“, lautete die philosophisch-mongolische Antwort des kaiserlich russischen Konsuls Luba in Urga, eines der allerbesten Kenner der Mongolei und der mongolischen Frauen, auf meine hierauf bezügliche Frage. Daran mußte ich immerfort denken, als ich mit dem russischen Missionar — einem glänzenden Kenner der mongolischen Literatur — hinter einem mächtigen Löwenpfeiler gegen den eiskalten Wind einigermaßen geschützt, seit Stunden wartete und Dauerlauf, auf der Stelle getreten, ausführte, um die Knochen geschmeidig zu machen und die grimme, eisige Kälte durch eigene Wärme etwas auszuschalten. Vor uns wogte ein Gewimmel von zerlumpten mongolischen, mit dem Berdankagewehr bewaffneten, unter russischem Kommando stehenden Soldaten, dazwischen Wüstenräuber in glänzenden, von Gold und Silber strotzenden Seidenkleidern mit Mauserkarabinern. Sie bilden die Leibwache des Chutuchtu, jenes, wenn ich mich allgemein ausdrücken soll, lebenden Buddha von Urga, einer heiligen Wiedergeburt des Târanâtha, dessen politisches Wirken als mongolischer-lamaistischer Kirchenfürst oder Papst heute durch die weltliche Herrschaft über die Mongolei mit Hilfe der Russen gekrönt werden sollte. Ringsherum brandete und brodelte die Masse der rot und gelb gekleideten Lamas mit dem übrigen Volk, letzteres ausnahmsweise zu Fuß, da die tausend und abertausend Pferde sich heute irgendwo ihr Futter in der Steppe unter dem Schnee hervorscharren mußten. Es war wirklich ein farbenprächtiges, von Seide strotzendes Volksgewimmel, das in seiner Buntheit das Auge eines jeden Europäers entzücken mußte.



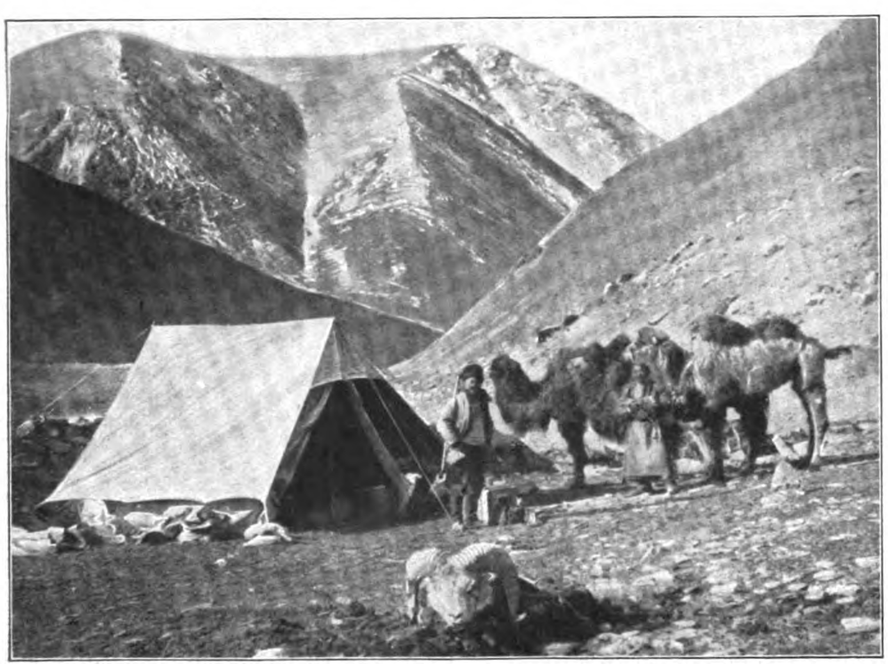
Die Karawane setzt auf einem Floß über die Katun.



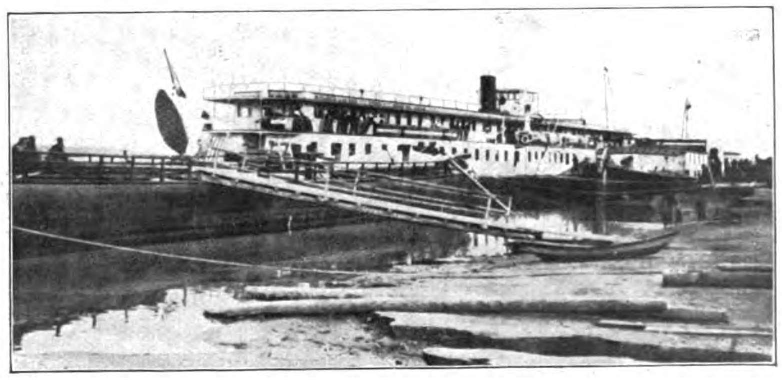
Eingang zum russischen Konsulat in Uljasutai. (Die runde Tür rechts war der Eingang zur Wohnung des Verfassers.)

Trotz des Weltkrieges hat sich das politische Spiel im fernen Asien um die Mongolei innerlich nicht geändert, nur die Spieler haben sich teilweise andere Namen zugelegt, und einige neue sind hinzugekommen. Der Einsatz ist der gleiche geblieben, es ist der Kampf um die äußere Mongolei. Rußland hat seinen Namen gewechselt, aber sein Interesse an der Mongolei, die den Chinesen im Jahre 1911 unter den nichtigsten Vorwänden durch das Anstiften einer Rebellion abgenommen wurde, nicht aufgegeben. Heute ist eben an Stelle des kaiserlich russischen Generalkonsuls Luba der Minister des Äußern der Republik des fernen Ostens Yourin getreten, der den Weisungen Moskaus zu gehorchen hat. Chang-Tso-lin, Generalgouverneur der Mandschurei, der sich von Peking unabhängig erklärte, wahrt ebenfalls sein Interesse. Als Mitspieler ist Amerika neu hinzugetreten, das durch seinen Konsul in Tschita neue Trümpfe ausspielt, um dem geschicktesten Spieler Ostasiens, Japan, das Spiel noch im letzten Augenblick zu verderben, wogegen die Generale Ungern-Sternberg, Ataman Semenoff, Anienkoff, Glebow, Werbitzki und Merkulow und wie alle diese untereinander uneinigen ehemaligen kaiserlich russischen Offiziere und Diplomaten heißen, als Bauern auf dem Schachbrett der japanisch-asiatischen Politik hin und her geschoben werden. Schon im Jahre 1910, als kaum einige Deutsche den Namen Urga kannten, war es den Eingeweihten klar, daß die äußere Mongolei, die die Amerikaner mit Kanada vergleichen, der Zankapfel des fernen Ostens bilden würde, hat doch erst jetzt vor kurzem der Japaner Kano auf der Londoner Wirtschaftskonferenz den scharfen Gegensatz zwischen Amerika und Japan betont und hervorgehoben, daß die mongolische Frage vor den Völkerbundrat gebracht werden müsse. Rußlands und Japans Interessen wurden von dem Tag an, da sich herausstellte, daß die Mongolei 1905 imstande war, die ganze sibirische Armee zu ernähren und mit Pferden zu versorgen, verschärft und wachgerufen. Rußland ist durch seine Grenzen eng mit der äußeren Mongolei verbunden, kann man doch auf den prächtigen Obdampfern bis Biisk fahren, von wo aus sich die politische Grenze nach einem Marsch von 550 km erreichen läßt, während man die ethnographische Grenze schon längst überschritten hat. Im Norden liegt die russische Grenze nur 300 km von Urga selbst entfernt. Von Biisk gelangt man über den smaragdgrünen Fluß Katun (die Fürstin), einen der Quellflüsse des Ob, nach Kosch-Agatsch. Dieses prächtige getreide- und goldhaltige Gebiet des Altais soll heute übrigens von 50000 vor dem Bolschewismus geflohenen Russen bevölkert sein.

Von Kosch-Agatsch aus dehnt sich schier unermeßlich die mongolische Steppe, durchzogen von kräftig anstrebenden Gebirgen, die teilweise mit ewigem Schnee bedeckt sind, großen Wüsten und herrlichen Weideplätzen nach Norden, Süden und Osten. Dieses ganze Gebiet ist der Tummelplatz des reinsten Nomadenvolks der Welt, der Chalcha-Mongolen. Hier weiden sie ihre zahllosen Pferde-, Schaf-, Ziegen- und Rinderherden. Von hier aus treiben sie diese, um dem fürchterlich kontinentalen Winter zu entgehen, in die wärmere Gobi, während bei Anbruch des Sommers Mensch und Tier diese, die dann zur Hölle werden kann, fluchtartig verlassen. Der Mongole gebraucht den Ausdruck „Gobi“ für jedes wasserlose, vegetationslose Gebiet, wo er seine Herden nicht weiden lassen kann, also auch für die Kiessteppen. Die besonderen Eigenschaften der Gobi hebt er durch Hinzufügen des Eigenschaftswortes hervor. Die sandige Gobi mit ihren singenden und klingenden Sandströmen ist im Sommer schlimmer als die Sahara; die vom Sandboden zurückgezahlte Hitze ist so stark, daß fallender Gewitterregen etwa 20 m in der Luft verdunstet, ohne den Boden zu berühren, wie dies auch der berühmte russische Reisende Prschewalski halb



Lager am Kutschulu. Im Vordergrund der Kopf eines Wildschafes.



Ladeplatz in Kamen am Ob mit Ob-Dampfer.



Dschal-Lama.



Die Steppe zwischen Churchutu, Ar-Dschirgalantu und Ubur-Dschirgalantu, aus 3385 m Höhe nach Norden zum Altai Changut hin gesehen.



Mongolen beim Plündern eines chinesischen Ladens in Kobdo.



Mongolische Pilger in der Kiessteppe auf dem Wege nach Urga.



Der Verfasser mit Fürst Zezen-Beese.



Mongolischer Ringkampf.



Der Riese Gombo-zurun, der größte Mann in der Mongolei.



Chinesische Kaufleute als Flüchtlinge in Kosch-Agatsch.



Am Nordtor von Uljasutai.

verdurstet erleben mußte. Transportmittel durch Steppen und Wüsten sind Pferde, Kamele und Jaks. Kamele werden nur im Winter, Jaks und Pferde im Sommer und Winter benutzt. Ich selber verdanke meine Rettung, nachdem meine ganze Kamel- und Pferdekarawane im Oktober 1912 beim Übergang über den Kölön-baba in Eis und Schnee zugrunde ging, nur diesen Grunzochsen, die uns sicher aus dieser kalten Hölle in tagelangen Wanderungen zu den Lagerplätzen der Mongolen zurückführten. In den unermeßlichen vegetationsreichen Weideplätzen der Mongolen liegen die Städte Kobdo, Uljasutai und Urga sowie eine größere Anzahl herrlicher Klöster eingebettet. Diese sind die einzigen Siedlungen in diesem gewaltigen Gebiet. Kobdo und Uljasutai sind fremde Siedlungen, sie wurden beinahe ganz von Russen und Chinesen bewohnt, während Urga, das „Lhassa" der äußeren Mongolei, eine reine Kloster- und Tempelstadt mit anschließender Handelsstadt ist. In diesen drei Städten sowie in den zahlreichen Klöstern konzentriert sich das geistige, geistliche, politische und handelspolitische Leben der Mongolen, Chinesen und Fremden. Man fühlt sich hier mit einem Schlage in das früheste Mittelalter zurückversetzt. Hier blüht der Nationalsport, der Ringkampf, wobei mit Ausnahme tödlicher Griffe jeder Griff erlaubt ist. Der aus diesen langwierigen Ringkämpfen als endlicher Sieger hervorgegangene Mongole — es kämpfen oft 200 bis 300 Paare solange, bis sich nur noch zwei unbesiegte Gegner gegenüberstehen, die dann um die Entscheidung zu kämpfen haben — wird durch die Eintragung in eines der jahrhundertealten Ringkämpferbücher als Sieger des Jahres geehrt. Kobdo wurde am 6. August 1912 von den aufständigen Mongolen zerstört, geplündert und die chinesischen Kaufleute niedergemacht, nur wenige entkamen nach Kosch-Agatsch. Bei diesem Aufstand spielten die abenteuerlichsten Gestalten eine Rolle, darunter Dschal-lama, ein vielgewanderter kalmückischer Mönch, der Rußland, Tibet, Lob-nor und Indien besucht hatte; er war die Seele der schrecklichen mongolischen Greuel bei der Belagerung von Kobdo, die durch die Menschenopferung chinesischer Gefangener ihren Höhepunkt erreichten. In Uljasutai residierte damals der mongolische Generalgouverneur von Kobdo und Uljasutai, Zezen-Beese, das Urbild des mit dem chinesischen Kaiserhause durch Mischheirat entstandenen mongolischen Fürsten. Im allgemeinen ist der Mongole untersetzt, breitschulterig, mit kurzen Reiterbeinen, die er zum Gehen nur höchst ungern gebraucht; und doch bringt auch die Natur unter den Mongolen Spielarten der Rasse hervor. Schon in den alten geschichtlichen Überlieferungen der Mongolen und Chinesen wird verschiedentlich klipp und klar die außerordentliche Größe einzelner mongolischer Männer erwähnt. So sah auch ich den Riesen Gombo-zurun in Urga, der, wenn ich zu Pferde saß, auf mich herabschaute und in Petersburg, wohin er die mongolische Gesandtschaft der mongolischen Fürsten zum Zaren Nikolaus II. begleitet hatte, als der größte Mann der Welt gefeiert wurde und so gewaltiges Aufsehen in den Straßen der Stadt erregte, daß Kosaken ausrücken mußten, um die Menschenmenge auseinanderzutreiben, damit die elektrischen Bahnen wieder fahren konnten. Er behauptete damals, seine Schwester sei noch größer als er, wogegen seine Eltern normale Größenverhältnisse hätten.

Nach den letzten Nachrichten aus der Mongolei ist die Lage dort so ohne weiteres nicht klar übersehbar. Die Sowjet-Republik Rußland hat mit rücksichtsloser Energie ihre bolschewistische Propaganda nach Asien getragen und mit Hilfe ihrer Kommissare von Tschita aus den Bolschewismus auch nach der Mongolei gebracht. Rußlands Macht und die Ideen Lenins und Genossen sind heute in Zentralasien ebenso mächtig, wie es das zaristische Rußland und der zaristische Gedanke einstmals waren. Politisch haben die Herren im Moskauer Kreml in Asien die Oberhand und bilden jetzt schon, genau wie das kaiserliche Rußland, eine Bedrohung Indiens, mit der England bereits heute rechnet. Die letzten Aufstände in Indien sind sicherlich von den buddhistisch-lamaistischen und islamischen Zentralen der Sowjet-Republik angestiftet worden. Ich persönlich sehe politisch in dieser wirklich großzügigen bolschewistischen Propaganda keine Lücke, wenn auch dem Bolschewismus, der Eigenart der asiatisch-mongolischen und asiatisch-islamischen Völker entsprechend, je nach Bedarf ein anderes Mäntelchen umgehängt wird. Jedoch habe ich das Gefühl, daß die führenden Männer die Lage nicht genug wirtschaftlich ausnützen können, und hier liegt die Gefahr für das asiatisch-bolschewistische System, das Riesensummen verschlingt, ohne Moskau eine wirtschaftliche Hilfe gegen die übrige Welt zu sein. Hier werden die Moskauer Herren sicher nach einem Ausweg suchen und ihn auch wohl finden. So verhandelte der Minister des Äußeren von Tschita Yourin über den Handelsvertrag mit China unter Rückgabe der Mongolei. In der Zwischenzeit aber hatten russisch-bolschewistische Kosaken Urga besetzt und Ungern-Sternberg vertrieben, ehe dieser die Baikal-Tunnels im Vormarsch Urga-Irkutsk, wobei er das von Semenoffs Truppen belagerte Tschita 600 km rechts rückwärts liegen ließ, erreichte. Hatte schon die Besetzung Urgas durch die roten Truppen die Chinesen, besonders den Generalgouverneur der Mandschurei Chang-Tso-lin, verschnupft, so wurden durch den Fall des Engländers Gray, der als russischer Kurier kofferweise bolschewistische Propaganda-Schriften nach China schmuggeln wollte und dabei abgefaßt wurde, die diplomatischen Verhandlungen abgebrochen. Übrigens wurde den Waichiaopu in Peking durch die chinesischen Großkaufleute klargemacht, daß Urga und die Mongolei nie und nimmer zu einem Kuhhandel benutzt werden dürften. Tschita hat nun nach den letzten Meldungen Urga mit seinen Truppen geräumt, dafür sind aber zwei Regimenter roter Truppen eingezogen. Diese haben das Rätesystem eingeführt und an die Spitze dieses Sowjetsystems Buräten gestellt, da keine hierzu geeigneten Mongolen vorhanden waren. Moskau wird seiner Kunst bedürfen, um seine bolschewistischen Ideen den Mongolen einzuimpfen, die ihm im Grunde genommen durch eine jahrtausendalte religiöse Tradition völlig wesensfremd sind. Die roten Truppen werden auf 10000 geschätzt, und es hatte lange den Anschein, als ob Chang-Tso-lin mit seinen vier für die Mongolei ausgebildeten Divisionen nichts unternehmen wolle. Jetzt, nach seiner Niederlage, wird er seine ganze Tatkraft auf die Mongolei richten müssen und mit den Sowjets zu einem Übereinkommen zu gelangen suchen, damit ihm die ungeheuren Hilfsmittel der Mongolei erhalten bleiben. Nachrichten aus Urga-Maimatschin besagen, daß die roten Truppen im Gegensatz zu den Truppen von Ungern-Sternberg die Chinesen ganz ausgezeichnet behandelt haben, um so für sich Stimmung zu machen; allen beteiligten Parteien kann nur daran liegen, daß endlich einmal einigermaßen geregelte Verhältnisse an der sibirisch-mongolisch-chinesischen Grenze herrschen, und das ist nur durch einen Handelsvertrag möglich, der die politisch-militärischen Erfolge der Sowjets in wirtschaftliche, die ihm dringend not tun, umsetzt. Für die rote Armee ist es von größter Wichtigkeit, Ungern-Sternbergs wieder habhaft zu werden, der auf ganz abenteuerliche Art seiner Gefangennahme entging und den Obersten Resuchin an seiner Stelle unterschob. Resuchin wurde als Ungern-Sternberg nach Novinikolajewsk transportiert, wo er durch Oberst Smolenikoff auf ebenso abenteuerliche Weise befreit wurde; denn scheinbar wird Ungern-Sternberg von dem Gedanken beseelt, die gesamte Mongolei und Tibet zu einem einzigen Staat auf religiöser Grundlage zusammenzufassen, was ihm um so leichter fallen würde, wenn die englische Nachricht stimmt, daß der Chutuchtu am 28. Mai 1921 gestorben sei und seine Frau als weibliche Chutuchtu dieses Ereignis geheimhalte.

Indische Sprüche.

Wenn der Edelstein am Fuße und das Glas am Haupte getragen wird, so bleibt doch der Edelstein Edelstein und das Glas Glas.

Suche einen Freund, den du nicht verlieren kannst, und finde ihn nur in Gott.

Die Brust des Weisen ist das Grab der Geheimnisse.

Lege den Zorn an die Kette, sonst legt er dich an die Kette.

Die Gedanken seines Herzens sind der Wohlstand eines Menschen.

Gute Taten werfen ihre Schatten aus der Menschenwelt in die Welt der Engel.

Die Seele sucht im Körper nur Obdach, aber keine Heimat.

Selbstbeherrschung versetzt den Menschen unter die Götter. M. H.

Aus Wissenschaft und Technik.

Das Pfropfen von Krautgewächsen. Nachdem für die wissenschaftliche Forschung Erwin Bauer und Hans Winkler schon früher bewiesen haben, daß eine solche Pfropfung möglich ist und dadurch neue fortpflanzungsfähige Mischrassen entstehen können, hat nun unlängst Professor Rudolf Lieske durch seine Versuche in Heidelberg gezeigt, wie sich bestimmte Arten zum Propfen eignen und einen Anbau im Freien gestatten. Er fand, daß besonders die Kürbisgewächse eine auffallend große Pfropfverwandtschaft besitzen. Es gelang ihm, nicht weniger als 25 ganz verschiedene Arten dieser Familie, Inländer und Ausländer, auf unsern gewöhnlichen Speisekürbis (Cucurbita pepo) zu pfropfen und reife Früchte zu erzielen. Interessant war die durch Pfropfung ermöglichte Umwandlung der für unser Klima meist zu empfindlichen Treibhaus-Melone (Cucumis Melo) in ein brauchbares Gartengewächs. Lieske benutzte zunächst auch den Speisekürbis als Stammpflanze. Er bedeckte die im Freien angebauten jungen Pflanzen mit so großen Glasglocken, daß ihr empfindlicher Wurzelbereich dauernd geschützt war. Bald entwickelten sich mächtige Ranken, die unter der Glaswand weg ins Freie krochen. Es kam auch zum Blühen und Fruchtansetzen, aber nicht zur Reife. Nach einiger Zeit konnte man leider deutlich beobachten, wie das Absterben begann, nämlich nicht bei dem Melonensproß, sondern bei der Kürbisunterlage, und zwar an den Wurzeln. Das war also nichts. Jetzt versuchte es Lieske mit der Gurke (Cucumis sativus) als Unterlage. Das gelang schon besser. Beide Pflanzen vertrugen sich gut miteinander, starben auch nach längstem Wachstum nicht ab und zeitigten gut ausgereifte Früchte; nur waren diese etwas klein, kleiner als die im Mistbeetkasten gezogenen Melonen. Nachdem noch die heimische wilde Zaunrübe (Bryonia dioica) als Unterlage sich nicht übel bewährt hatte, fand der Forscher in der ursprünglich aus Amerika stammenden und jetzt als verwildertes Unkraut zahlreich bei uns auftretenden Haargurke (Sicyos angulata) eine überaus günstige Nährpflanze für die Melone. Das Wachstum war andauernd kräftig, der Fruchtansatz groß und reichlich und die Reifung sehr rasch und zeitig. Am besten haben sich bis jetzt neben „Berliner Netz“ und „rotfleischiger Ananas“ die „Pfirsichmelonen“ bewährt. Wie hoch dieser Erfolg an einer jetzt so gut bezahlten Frucht wie der Melone anzuschlagen ist, beweist der Umstand, daß die nicht gepfropften Pflanzen dieser Sorten im Freien überhaupt keine Früchte ansetzten. Fast noch größer war der Erfolg, als Lieske Gurke auf Haargurke pfropfte. Hier tat sich neben der kleinen russischen Traubengurke besonders die „Erfurter mittellange“ hervor. Sprosse, Blätter und Blüten entwickelten sich schnell und kräftig. Die Haut der dunkelgrünen Früchte war hübsch glatt, das Innere sehr saftreich und wohlschmeckend und das Gewicht doppelt so groß wie bei ungepfropften. Arbeit und Kosten dieser Pfropfungen sind so unbedeutend, daß bei geeigneter Sortenwahl, wie Prof. Lieske versichert, selbst für rauhere Gegenden Versuche Erfolg versprechen. Hermann Rabestock.

Pflanzenschutz-Techniker. Man kann die Schädigungen, die die Kulturpflanzen jährlich erleiden, auf viele Milliarden bewerten. Diese Schädigungen können sowohl durch Naturereignisse (Hagelschlag, Schneebruch, Sturm, Frost usw.) hervorgerufen werden, und hiergegen ist die Menschheit ohnmächtig, als auch durch Befall von tierischen Schädlingen oder pflanzlichen Parasiten, Pilzen usw. Gegen diesen Befall muß die Menschheit mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln kämpfen, um den Verlust großer Werte zu vermeiden. Das Studium der Pflanzenkrankheiten und Schädlinge ist denn auch als eine Aufgabe der Allgemeinheit heute von den meisten Staaten aufgenommen worden, und durch die dadurch erlangte Kenntnis der Lebensweise der Krankheitserreger ist es möglich geworden, den Kampf gegen diese erfolgreich aufzunehmen. In der Bekämpfung der Pflanzenkrankheiten gilt mehr als sonst das Wort: „Vorbeugen ist leichter als heilen.“ Der Kampf gegen die verschiedenen Pflanzenkrankheiten ist zum besonderen Wissenschaftszweig geworden, der über eine internationale Organisation verfügt und in Deutschland seinen Zentralpunkt in der Biologischen Reichsanstalt in Dahlem bei Berlin hat. Die Technik der Schädlingsbekämpfung aber ist ebenfalls weitestgehend entwickelt worden. Bei falscher Anwendung der Bekämpfungsmaßnahmen kann man mehr schaden als nützen. Um das zu vermeiden und die Maßnahmen gegen die Schädlingsbekämpfung in richtiger Weise durchzuführen bzw. die Durchführung der Bekämpfungsmaßnahmen zu überwachen, ist man dazu übergegangen, besondere Techniker für die Schädlingsbekämpfung auszubilden und als solche staatlich anzustellen. Auch ist es ihre Aufgabe, die Durchführung der gesetzlichen Vorschriften für die Bekämpfung der Pflanzenschädlinge zu überwachen. Ein besonderes Gesetz für die Bekämpfung der Pflanzenschädlinge ist im Entstehen begriffen. Paul Lepkum.

Neue Auffassungen über die Nierenkrankheiten. Schon der älteren Krankheitslehre war bekannt, daß bei den Krankheitszuständen, die klinisch und anatomisch die unverkennbarsten Veränderungen in den Nieren finden lassen und deshalb als Nierenkrankheiten bezeichnet wurden (akute Nierenentzündung, chronische Nierenentzündung, Schrumpfniere), auch in anderen Körperprovinzen tiefgreifende Störungen nachweisbar sind, Herzüberdehnung, Zunahme der Herzmuskulatur, Blutdrucksteigerung, Erkrankungen der feinen Gefäße im Inneren der Augen usw. Man hat sich vergeblich bemüht, diese verschiedenen Veränderungen im Körper abzuleiten aus der geschädigten Nierenfunktion. Ganz neue Gesichtspunkte offenbaren sich der Forschung, wenn man die Veränderungen der Niere nur als Teilerscheinung auffaßt einer Erkrankung des gesamten Kapillarsystems, d. h. der feinen Gefäßschlingen, die zwischen den arteriellen und venösen Blutlauf eingeschaltet sind. Diese Gefäßschlingen sind bei Nierenleidenden überall im Körper erkrankt, erweitert und geschlängelt. Hierdurch wird die Flüssigkeit, die in den feinsten Spalträumen aller Organe des Körpers fließt, verändert. Die Wassersucht bei Nierenleiden läßt sich nicht allein aus der Störung des Nierenfilters erklären, es muß eine erhöhte Durchlässigkeit der Gefäßschlingen hinzukommen. Es ist experimentell nachgewiesen, daß ein erhöhter Kochsalzgehalt im Unterhautzellgewebe oder eine Ausscheidung von Eiweiß Wasser in die Gewebsspalten hineinzieht. Hieraus ergeben sich wichtige Hinweise für die Behandlung. Einseitige Nierendiät hat geringen Einfluß. Es läßt sich aber z. B. experimentell demonstrieren, daß warme Bäder im Gegensatz zu Glühlichtbädern die Säftemasse in die Spaltkanälchen abziehen, die Blutkonzentration in den Gefäßschlingen steigern, die Stoffwechselprodukte also aus dem Blute entfernen und mit der Schweißabsonderung zur Ausscheidung bringen. Ähnliche Erfahrungen liegen jetzt auch für andere Heilungsmaßnahmen vor. Diese Feststellungen haben wieder einmal den alten Hippokratischen Standpunkt bestätigt, daß man nie das erkrankte Organ behandeln soll, sondern stets den ganzen Körper zum Angriffspunkt des ärztlichen Eingreifens machen muß. Chefarzt Dr. Engelen, Düsseldorf.

Der tiefste Punkt Deutschlands. Der höchste Punkt Deutschlands ist ziemlich allgemein bekannt, es ist der Gipfel der Zugspitze, der sich 2963 m über die Nordsee erhebt. Welcher ist aber der tiefste Punkt des deutschen Bodens? Er ist am Grunde eines der vielen Seen zu suchen, deren Boden sich in manchen Fällen unter das Meeresniveau hinabsenkt. Der Ruhm, den tiefsten Punkt Deutschlands in sich zu bergen, gebührt dem sonst wenig bekannten Hemmelsdorfer See, der bei Travemünde fast in gleicher Höhe wie die benachbarte Ostsee liegt. Er reicht 45 m unter das Meeresniveau hinab, so daß der Höhenunterschied zwischen dem höchsten und dem tiefsten Punkte Deutschlands fast genau 3000 m beträgt. Andere deutsche Seen sind zwar viel tiefer, liegen aber höher, so daß sie doch nicht so tief hinabreichen. So ist der Bodensee 252 m tief, sein Spiegel liegt aber 399 m überm Meer, und so liegt

die tiefste Stelle seines Beckens immer noch 147 m höher als der Meeresspiegel. Noch eine zweite verborgene Merkwürdigkeit besitzt der Hemmelsdorfer See, wie Dr. Griesel entdeckte. Er enthält nämlich an seinem Grunde, von 35,5 m an, Salzwasser; aber die sehr scharfe Grenze zwischen ihm und dem darüberliegenden Süßwasser sinkt jährlich um 60 cm. Es handelt sich dabei offenbar um den Rest des Ostseewassers, das im Jahre 1872 durch eine furchtbare Sturmflut in den See hineingetrieben wurde und nun mehr und mehr ausgesüßt wird. Gbg.

Das Zeitalter des Aluminiums. Auch dem oberflächlichen Beobachter muß es auffallen, daß die Verwendung des Aluminiums ganz plötzlich große und früher ungeahnte Dimensionen anzunehmen beginnt. Dabei handelt es sich aber nicht nur um den schon durch die Ausstattung der Schaufenster in die Erscheinung tretenden Gebrauch des Hauses und der einzelnen Persönlichkeit, sondern auch ausgedehnte Zweige der Industrie ersetzen andere Metalle, vor allem aber das Eisen, durch das leichte und an der Luft so beständige Aluminiummetall. Es sei in dieser Hinsicht vor allem an die Automobilindustrie erinnert, die nicht nur Teile des Motors, sondern, wie dies zuerst in Amerika geschah, sogar ganze Rennwagen fast vollkommen aus Aluminium herzustellen beginnt. Die Maschinenindustrie folgt auf diesem Wege. Flugzeuge und Luftschiffe fertigt man in wesentlichen ihrer Teile, die Flugzeuge jetzt sogar ganz aus Aluminium bzw. Aluminiumlegierungen an. Das Aluminiumboot beginnt mit dem hölzernen Wasserfahrzeug in Wettbewerb zu treten, und so ließen sich diese Beispiele einer noch vor kurzem ungeahnten Verwendung des Aluminiums ganz beträchtlich vermehren. Geht man den Ursachen dieser Erscheinung nach, so ergeben sich deren eine ganze Anzahl: Zunächst einmal hat der Krieg die Aufmerksamkeit auf dieses Metall gelenkt und zahlreiche Gelegenheiten gegeben, seine wertvollen Eigenschaften unter besonders schwierigen Verhältnissen zu erproben. Dann aber spielt auch die Kohlenfrage eine Rolle. Die Kohle ist überall teuer geworden. Das Eisen erfordert bei seiner Herstellung beträchtliche Mengen davon. Die Gewinnung des Aluminiums kann aber unter nur sehr geringem Aufwand an diesem Brennstoff geschehen. Auch beim Transport liegen die Verhältnisse günstiger für das Aluminium, ist dieses doch rund dreimal so leicht wie das Eisen. Stellt man also den gleichen Gegenstand einmal aus Aluminium, das andere Mal aber aus Eisen her, so wird bei der Beförderung im ersteren Falle eine Kohlenersparnis eintreten, die sich theoretisch auf ein Drittel der für das Eisen gebrauchten Brennstoffmenge beläuft. Des weiteren ist es gelungen, das Aluminium jetzt in so reinem Zustande zu gewinnen, daß es vor allem sehr beständig geworden ist. Früher, als es nicht möglich war, gewisse Bestandteile, insbesondere das Silizium und das Eisen, nahezu restlos zu entfernen, hielt es sich schlecht an der Luft. Auch die Fabrikation selbst ist verbessert und in Deutschland zu einer einheimischen gemacht worden, während vor dem Kriege fast alles hier gebrauchte Aluminium aus dem Auslande kam. Der Rohstoff für die Herstellung des Aluminiums ist die Tonerde, von der aber nur bestimmte Sorten brauchbar sind. Diese Sorten hat man an verschiedenen Orten, vor allem am Vogelsberg in Mitteldeutschland, gefunden. Die Tonerde wird gereinigt und dann, nachdem man sie mit bestimmten Substanzen gemischt hat, der Wirkung des elektrischen Stromes ausgesetzt. Dabei findet eine Reduktion zum reinen Metall statt, das dann sofort in brauchbarem Zustande gewonnen wird, ohne daß es erst, wie dies für manche Verwendungsarten des Eisens der Fall ist, noch einem weiteren Reinigungs- oder Umwandlungsprozeß unterzogen werden muß. Sehr schön und einfach gestaltet sich auch die Bearbeitung des Aluminiums, das sich gießen, pressen, ziehen, feilen usw. läßt. Das zu Draht gezogene Aluminium wird jetzt vielfach zur Herstellung elektrischer Maschinen und Apparate, vor allem aber an Stelle des schwereren und teureren Kupferdrahts zu elektrischen Leitungen, insbesondere für die Fernleitungen der Überlandzentralen, verwendet. Besondere Beachtung verdienen auch seine Legierungen, d. h. seine Verbindungen mit anderen Metallen, von denen sich z. B. die Aluminiumbronze durch ihre goldähnliche Farbe, das sogenannte „Duralumin“ hingegen durch seine Härte und Widerstandsfähigkeit auszeichnet. Dr. Albert Neuburger.

Für die Frauenwelt.

Die große Bandmode. Erfahrungsgemäß begünstigt die Mode abwechselnd diese oder jene Materie, um sie restlos auszukosten und dann verschwinden zu lassen. Dadurch entsteht der reizvolle Reigen mit ständig interessanten Neuheiten, die Rätsel aufgeben, um im Augenblick, wo man sie gelöst, sie in den Hintergrund treten zu lassen. Eine Weile jedoch reizt es, der Materie soviel Interesse wie möglich abzuringen, denn das Spiel mit modischen Einfällen ist für jede Frau wertvoll und lehrreich. Jetzt hat man Bänder in den Vordergrund des Interesses gestellt und weiß diesem an und für sich einfachen Gegenstand zahllose Varianten abzuringen. Unsere Abbildungen zeigen das Thema „Band“ unter den verschiedensten Gesichtspunkten. Da ist zunächst ein Sommerkleid aus Crepe marocain, dessen runder Ausschnitt von kraus gezogenem Band eingefaßt ist, das sich am Abschluß des Kleides wiederholt. Eine originelle Vervollständigung dieses Anzuges erzielt das Cape aus silbergrauem, weich fließendem Seidenkrepp, an dem derselbe Bandabschluß angebracht ist, den das Kleid aufweist. Das Cape, denkbar einfach und schlicht in der Form, begnügt sich im Ausputz mit diesen Bandrüschen. Die Abbildung ist jedoch in bezug auf Band vielgestaltiger. Sie zeigt einen Hut aus weißseidenen Bändern, die dicht aneinandergereiht sind. Eine Seite ist ein wenig aufgeschlagen, während die andere sich verbreitert. Silbergraue Quasten hängen an einer Seite herab, sie sehen recht amüsant aus. In vollkommen abweichender Weise zeigt das jugendliche Kleid aus blauem Serge die Verwendung des Seidenbandes. Das Kleid, in ganz einfacher Form, ist von einem schottisch karierten Seidenband umgürtet, das seitlich zu einer breiten Schleife geknotet wird. Die Ärmel aus dem gleichen farbig karierten Band ergeben eine aparte Abwechslung, so daß auch dieses Kleid sich im Ausputz vollkommen auf Band stützt. Das Kleid aus weißem Crêpe de Chine illustriert eine außerordenlich aparte Form und weist auf die gerade anliegende, ungarnierte Taille hin. Auch bei diesem Kleide ist das mauvefarbene Band ein höchst origineller Schmuck. Das ein wenig kraus angesetzte, volantartige Band deckt den Rock und wiederholt sich als Abschluß am Ärmel und unterbricht einmal in der Mitte den Ärmel selbst. Auch um den Kopf des aus weißem Crêpe de Chine gespannten Hutes ist das mauvefarbene Band gelegt und seitlich zu einer Schleife gebunden. Man könnte eine Fülle verschiedener Kleider vorführen, an denen Band in stets unterschiedlicher Form angebracht ist. Vor allem beschäftigt sich auch die Hutmode außerordentlich viel mit Band, so daß man die verschiedensten Formen sieht, die vollkommen aus Band hergestellt sind. Stumpfe Grosgrainbänder wechseln mit glänzenden weichen Seidenbändern, einfarbige mit bunt bestickten, die wiederum von feinen Metallfäden eingefaßt sind. In einfarbige Bänder sind bunte Blüten gestickt oder Muster eingesteppt. Der weiche Bandhut entspricht dem augenblicklichen Geschmack in vollkommenster Weise. Man liebt weiche, schlichte Hüte, die sich auf ein geringes Maß von Ausputz beschränken, und die durch Form und Material allen Ansprüchen an Schick gerecht werden.

Die Frau in Hosen. Die Hosenrollen, die man der Frau im Leben zudiktiert, haben keinen willkürlichen Ursprung. Sie sind das Resultat von Notwendigkeiten oder einer Erkenntnis absoluter Zweckdienlichkeit. Ehe man diesem Thema nähertritt, ist es erforderlich, festzustellen, daß diese Frage nur unter zwei Gesichtspunkten gelöst werden kann, die sich nicht durchaus miteinander vertragen. Entscheidet man sich, Hosen zu tragen, so muß man sich klar darüber sein, ob man sich diesen „Luxus“ gestatten kann. Der moderne Frauentyp, schlank, elastisch, rassig, sieht in Beinkleidern ausgezeichnet aus. Fülligkeit verträgt sich nicht mit diesem Anzug. Darum müssen alle diejenigen, die sich entschließen, in Breeches zu reiten, zu kraxeln oder einen anderen Sport auszuüben, sich selbst mit schärfster Kritik begegnen. Man kann sich ja auf andere Weise aus der Affäre ziehen, erfüllt dieser Anzug nicht alle ästhetischen Anforderungen. Zugegeben, die Sportmode hat sich in den letzten Jahren mehr und mehr der Verwendung von Breeches zugewendet. Betrachtet man jedoch mit aller

Schärfe diejenigen, die sich Hosen gestatten, so bleibt nur ein geringer Bruchteil übrig, der im Grunde dazu berechtigt ist. Bei den meisten Beinen muß man zugeben, es wäre besser, sie blieben verhüllt. Diese Erfahrung macht man nicht nur, betrachtet man Reiterkavalkaden, sondern besonders beim Wintersport, bei dessen Ausrüstung die meisten Frauen eine wilde Farbenorgie anstimmen. So prallen zwei gewagte Möglichkeiten aufeinander, die Anlaß geben, das Tragen von Hosen in Bausch und Bogen zu verdammen. Eines ist jedoch so verfehlt wie das andere, und wie überall, trifft es auch hier zu, daß es auf das Wie ankommt und nicht auf das Was. Frauen, die ernsthaft Sport ausüben, haben meist das richtige Gefühl dafür, wann sie sich in Hosen zeigen können. Nun kommt es selbstverständlich auch darauf an, wie diese Hosen getragen werden. Mit einigem Geschmack lassen sich Unschönheiten verdecken. So ist es in den meisten Fällen zweckmäßig, zu Breeches eine Jacke mit langem Schoß zu tragen. Damit ist die Möglichkeit gegeben, sich in Hosen zu zeigen, selbst wenn man nicht mehr in der ersten Jugend steht und über ephebenhafte Glieder verfügt. Nun hat sich aus praktischen Erwägungen die Hosentracht auch bei der Berufskleidung der Frau eingeführt. Ob sie in allen Fällen nötig ist, bleibt unentschieden, denn für die Berufskleidung muß unbedingt gelten, was für den Sportanzug maßgeblich ist: daß niemals die mit allzu reicher Fülle Bedachte sich in Hosen zeigen darf. Auch bei rein praktischer Kleidung darf das ästhetische Moment nicht vollkommen unbeachtet bleiben; unter diesem Gesichtspunkte ist auch die neue Berufskleidung unbedingt zu wählen. Die Frau hat sich durch Generationen daran gewöhnt, Röcke zu tragen, und es liegt nur in wenigen Fällen ein zwingender Grund vor, von dieser Erkenntnis abzugehen. Auf jeden Fall kann die Hosenmode niemals zur Tracht werden, zu einer Tracht, der man sich ohne Bedenken anschließt. Ola Alsen.

Gehenlernen der Kinder. Das Gehenlernen der Kinder ist bedauerlicherweise auch eines jener Gebiete, auf denen sich elterlicher Ehrgeiz zuweilen zum Schaden des Kindes bemerkbar macht. Wenn nämlich das eigene Kind im Alter von einem Jahr noch nicht gehen kann und das Nachbarkind schon mit neun oder zehn Monaten allein laufen konnte, so wird das letztere alsbald für „gereifter", „fortgeschrittener", ja „gesünder" gehalten. In Wirklichkeit ist nichts unberechtigter als eine derartige Auffassung. Wie die Zähne bei den Kindern verschieden rasch zur Entwicklung kommen, ohne daß daraus ein Rückschluß auf die größere oder geringere Gesundheit des Kindes möglich wäre, ebenso darf aus der Verschiedenheit des Auftretens der ersten Gehversuche allein kein Rückschluß auf das Allgemeinbefinden und den Entwicklungszustand des Kindes gezogen werden. Im allgemeinen lernt das Kind zwischen ein und anderthalb Jahren gehen. Aber auch schon mit neun Monaten kann es zu gehen beginnen, oder es kann noch etwas später als anderthalb Jahre damit anfangen, ohne deshalb krank zu sein. Am späten Beginn sind zuweilen Umstände schuld, deren Zustandekommen selbst dem Auge einer aufmerksamen Mutter entgangen sein kann. Gar nicht selten kommt es beispielsweise vor, daß das Kind bereits zu laufen begonnen hat, und auf einmal fängt es wieder zu kriechen an und läuft viele Wochen überhaupt nicht mehr. Die Ursache dieses Rückfalls ist vielleicht darin zu suchen, daß das Kind bei einem ungeschickten Gehversuch schmerzhaft gefallen ist und nun aus Vorsicht weiteres Gehen vermeidet, solange es sich noch nicht sicher fühlt. Denn davon darf man in jeder Beziehung überzeugt sein: die kleinen Kinder wissen in der Regel am allerbesten, was für sie gut und zuträglich ist, und was umgekehrt eine Überlastung bedeutet! Darum ist es falsch, die Kinder gehen lehren zu wollen. Es ist falsch, sie kriechen zu lehren, sie in sitzende Stellung aufzurichten, wenn sie noch liegen. Das müssen sie alles ganz von selbst tun. Sobald sie sich kräftig genug fühlen, richten sie sich auf, kriechen umher, fangen zu gehen an. Ein Vergleich mit anderen Kindern des gleichen Alters, der gleichen Monatszahl ist untunlich. Alle Kinder sind verschieden. Richtet man die Kinder zu früh auf usw., so können leicht Verbiegungen von Knochen auftreten, zu denen es nicht gekommen wäre, wenn man in Ruhe und Geduld den natürlichen Entwicklungsgang abgewartet hätte. Wenn allerdings die Kinder mit 20 Monaten, zwei Jahren usw. nicht zu laufen beginnen, so ist es gut, den Arzt zu befragen, denn dann steckt häufig eine Krankheit dahinter. Dr. W. Schweisheimer.

Literatur und Kunst.

Kunst und Handwerk. Wir sprachen zusammen, ein Architekt, ein Künstler, der zum Handwerk neigt, und ein Schriftsteller; Kunst und Handwerk boten das Thema, und was den Ausführungen Interessantes zu entnehmen war, sei in diesen kurzen Zeilen zum Ausdruck gebracht. Das Gespräch ging aus von Goethes Wort in „Wilhelm Meisters Wanderjahren": „Allem Leben, allem Tun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beschränkung erworben wird." Dem fügte der Architekt den Gedanken hinzu, daß jedes Handwerk von einem Strahl der Kunst beseelt sein müsse, soll es in seiner Art Vollendetes hervorbringen. Nun kam das Gespräch in Gang und brachte ungefähr folgendes Ergebnis. Kunst und Handwerk hängen innig zusammen und haben in großen Zeiten immer aufeinandergewirkt. In der Antike, im gotischen Zeitalter, in der Renaissance und im 18. Jahrhundert zeigen sich die meisten Gebrauchsgegenstände von künstlerischem Formgefühl durchdrungen und die Kunstwerke vom selbstverständlichen Beherrschen des Handwerksmäßigen, das ist von Können, erfüllt. Im 19. Jahrhundert hat die Maschine mit gefährlicher Ausschaltung meisterlicher Eigenart die Liebe zum Werk dem Handwerker genommen und auch den Künstler verleitet, viel Schablonenmäßiges dem freien Entwurf vorzuziehen, wo es sich um die Kunst im Kunstgewerbe handelt. Zu allem,

(Fortsetzung auf Seite 664.)

Die junge Frau. Von Dr. Wilhelm Huber. Betrachtungen und Gedanken über Schwangerschaft, Geburt u. Wochenbett. Dritte, vermehrte Auflage. Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Auch in der jetzt vorliegenden dritten Auflage, deren Erscheinen durch den Krieg und seine Folgen um reichlich zwei Jahre verzögert wurde, hat der Verfasser sich bemüht, das überaus beliebte und gern gelesene Buch durch zahlreiche Erweiterungen und durch eine Reihe neuer Abschnitte — unter anderm über Kriegsamenorrhoe, Geschlechtsbestimmung, fieberhafte Erkrankungen in der Schwangerschaft, klinische Geburten — in seinem Inhalt weiter auszubauen und auf der Höhe der geburtshilflichen Wissenschaft zu erhalten. Durch die außerordentlich geschickte Form, in die der Verfasser seine Schilderungen aller einschlägigen Fragen kleidet und sie der Allgemeinheit zugänglich macht, wirkt er in vollendeter Weise wohltuend und persönlich. Seine Worte sind nicht nur diejenigen des belehrenden Arztes mit reichster Erfahrung; sie sprechen an wie der tröstende Zuspruch eines beruhigenden, mitfühlenden Freundes. Das schon in seinen beiden ersten Auflagen durch feinen Takt und sittlichen Ernst, durch strenge Sachlichkeit und glänzende Schreibweise rühmlich bekannte Buch wird auch bei seinem dritten Erscheinen weiteste Verbreitung finden und sich zahlreiche neue Freunde erwerben. Es wird jeder jungen Gattin und Mutter ein zuverlässiger Wegweiser und Ratgeber sein, der in keiner Familie fehlen darf.

Das Kind. Von Dr. Hans Risel. Seine Entwicklung und seine Pflege. Mit 39 Abbildungen. Verlag von J. J. Weber, Leipzig.

Auf der Jugend ruht Deutschlands Hoffnung und Zukunft. Sie muß sich gesund entwickeln und sie müssen wir erhalten. So ist Jugendfürsorge dringend notwendig. Sie muß aber mit allen Kräften einsetzen, weil uns auch heute noch über eine viertel Million Kinder in Deutschland sterben, ehe sie ein Jahr alt werden. Diese gehen zugrunde, weil in unserem Volk die für das junge Kind lebenswichtigsten Bedingungen nicht bekannt sind und seine Pflege und Ernährung von Gutdünken bestimmt wird. Jugendfürsorge muß daher Aufklärung sein, muß Wissen und Verständnis an Stelle von Meinungen setzen. Dazu will „Das Kind, seine Entwicklung und Pflege“ von Dr. Hans Risel, Verlag J. J. Weber, Leipzig helfen. Es lehrt das Aussehen und die Entwicklung des gesunden Säuglings und Kindes, seine Pflege und die Notwendigkeit der Ernährung an der Brust. Es zeigt den großen Unterschied zwischen Brustkind und Flaschenkind und arbeitet besonders heraus wie aus der Irrlehre der künstlichen Ernährung alles Unheil entspringt, das unsere Säuglinge trifft. Es weist darauf hin, wie auch das Kleinkind und Schulkind vor Ansteckungen behütet und in richtiger Erziehung gehegt werden kann, damit es sich zum arbeitsfreudigen und lebensfrohen Menschen entwickelt.

(Fortsetzung von „Literatur und Kunst“ auf Seite 662.)

was wir machen, gehört Liebe, sonst wird nie etwas Rechtes daraus, das dem Besitzer ans Herz wächst. Nur Dinge, die mit Liebe geschaffen sind, lösen Freude in der Werkstatt aus und befriedigen den Käufer, der sie erwirbt, um sie seinem Hausrat einzuverleiben. Was treibt in Wirklichkeit den Sammler, der Altsachen den Erzeugnissen der eigenen Zeit vorzieht, zu seinem Geschmack, abgesehen von jenen Leuten, die aus Sport, Mode und geschäftlichen Rücksichten Antiquitäten stapeln? Es ist die Seele, der Hauch des Persönlichen, der vom Schöpfer ins Material überging und dem Käufer die Überzeugung vermittelt, daß der betreffende Gegenstand von allen Gegenständen derselben Art ein wenig abweicht, also individuelles Gepräge hat, wie es die Menschen zeigen trotz aller Gleichmacherei. Eine Fabrik fertigt Tausende von Stühlen an, von Briefbeschwerern, von Mänteln, von Hosen, ein Stück wie das andere, lieblos, nach rein praktischen Erwägungen gezeichnet, kalkuliert und in Auftrag gegeben. Massenfabrikat, für die Masse hergestellt, ohne Wert an sich, für Taglohn gemacht, um im Alltag verbraucht zu werden. Angesichts solcher Gegenstände begreift man leicht, warum der Fabrikarbeiter rasch unzufrieden ist, wenn er noch so gut bezahlt wird. Er arbeitet seine Stunden ab, ohne innerlich teilzunehmen an den Dingen, die entstehen. Das ist psychologisch nur zu gut begründet. Um Abhilfe zu schaffen, muß man das psychologische Gebiet in Betracht ziehen und zuerst da, wo eine Änderung am leichtesten möglich ist, beginnen, bei der Herstellung von Hausrat und Kleidung. Die Revolution des Künstlers und Handwerkers wird sich gegen die Dutzendware richten, die alles überschwemmt, die Straße, den Laden, die Wohnung bis in die intimsten, heiligsten Räume. Wir wollen persönlich werden, wenn wir es noch nicht sind, im Empfinden und in allen Dingen, die uns umgeben, die tägliche Lebensgenossen sind auf dem Wege durch unsere Zeit. Damit bekämpfen wir das Unpersönliche, das die Gegenwart mit besonderem Nachdruck betont. Daß wir solchem Gehaben den persönlichen Geschmack, die persönliche Auswirkung des Lebens willensstark entgegenstellen, verträgt sich ganz gut mit der politischen Entwicklung, deren soziale Seite auch kulturfördernde Elemente birgt. Man vergegenwärtige sich nur, daß William Morris, einer der Gründer der ästhetischen Bewegung, von sozialen Gesichts-







punkten aus, ja, als überzeugter Sozialist, Schönheit und Eigenart ins Kunstgewerbe, in Wohnung, Garten und Leben trug. Hier muß angeknüpft, fortgesetzt und weiterentwickelt werden, wenn wir nicht einem Niedergang des gesamten, künstlerisch orientierten Zuschnitts unseres Lebens entgegentreiben wollen. Wer auch am geringsten und billigsten Gegenstand Sorgfalt in der Ausführung bei entsprechendem Material verlangt, dient dem allgemeinen Wohl besser als jemand, der minderwertiges Zeug in Menge auf den Markt wirft. Bei Auswahl unscheinbarster Dinge kann selbst der Einfachste kunstfördernd wirken, und er trägt damit zum Aufschwung bei, weil er auf die Kleinkunst, die Kunst im Handwerk überträgt, was Richard Wagner von der großen Kunst meinte, als er sagte: „Sie ist Freude an sich, am Dasein, an der Allgemeinheit.“ Ein guter Handwerker, der sich künstlerisch einstellt, hat nicht nur selbst Freude an der Arbeit, er strahlt Freude aus, wenn seine Gebilde in die rechte Hand kommen. Daß solche Schöpfungen überall die rechte Hand finden, ist Aufgabe der künstlerisch erzogenen, geschmackvollen Laienwelt, deren Auge sich immer mehr für das Schöne guter Arbeit und richtig ausgewählten Materials schärfen muß. — Greifen Kunst und Handwerk mit rechter Harmonie in das Leben der Zeit und gestalten seinen äußeren Rahmen, dann gewinnt es Stil und reift unbemerkt zu einer Höhe, die weithin ihr befruchtendes Wesen sichtbar macht.

Alexander v. Gleichen-Rußwurm.

Literaturgeschichte. Der ehemalige Berliner Literarhistoriker Waldemar Oehlke, der zur Zeit an der Universität Peking deutsche Philologie lehrt, hat gewiß ursprünglich die Absicht gehabt, Scherers unübertrefflich gebliebene deutsche Literaturgeschichte fortzusetzen; denn sein umfangreiches Werk „Die deutsche Literatur seit Goethes Tode und ihre Grundlage“ (Verlag von Max Niemeyer, Halle a. S.) beginnt dort, wo Scherer schließt. Manches in der Methodik deutet auch darauf hin. Aber das ist alles. Man gewinnt beim Lesen nicht den Eindruck eines originellen scharfsinnigen Gelehrten, der über Menschen und Dichtung des vergangenen Jahrhunderts viel neues Geistvolles zu sagen hat; der übliche literaturgeschichtliche Berichterstatterstil erscheint hier in etwas anderer Auflage, sachkundig und nüchtern. Eine Großtat ist diese Literaturgeschichte nicht, obschon man ihr die Brauchbarkeit für Informationszwecke nicht absprechen kann. Alfred Madernos Schrift über die

„Deutschösterreichische Dichtung der Gegenwart“ (Verlag Theodor Gerstenberg, Leipzig) trägt mehr den Charakter eines Lexikons als den einer Literaturgeschichte. Mit lückenloser Vollständigkeit werden die Vertreter deutscher Dichtung aus allen Gauen Österreichs aufgezählt und mit ein paar Worten charakterisiert. Als Nachschlagewerk ein nützliches Büchlein. Wenn heute jemand über die deutsche Romantik schreibt, da muß es schon etwas ganz Besonderes sein; denn seit Ricarda Huchs geistvoller Darstellung der Romantik dürfte es nicht leicht fallen, Ebenbürtiges zu sagen. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, bietet Alois Stockmanns „Deutsche Romantik“ (Verlagsbuchhandlung Herder & Co., Freiburg i. Br.) nichts Überraschendes. Man kann seine Schrift höchstens als ein kurzes Handbuch werten und auch nur für die Jugendzeit der Romantik; denn der Inhalt geht nicht über Novalis, Tieck und die Brüder Schlegel hinaus. Von literarhistorischen Einzelstudien erwähne ich zwei über Jean Paul. Die eine von Dr. Eduard Herold über die „Heimat Jean Pauls“ (Eiche-Verlag, München) ist ein gefällig geschriebener Beitrag zur Psychologie des großen Humoristen, die andere von Dr. Fritz Blatt: „Jean Paul als Verkünder von Frieden und Freiheit“ (Furche-Verlag, Berlin), will einen übersichtlichen Einblick in das Gedankengebäude Jean Pauls gewähren und zeigen, wie sich der Dichter politisch mit seiner Zeit auseinandersetzt. Alfred Meißners „Geschichte meines Lebens“ wird für die Beurteilung des vormärzlichen Schrifttums stets den Wert eines Quellenwerkes beibehalten. Besonders wertvoll sind seine Aufzeichnungen über Heine, die, aus den Erinnerungen herausgezogen, unter dem Titel „Die Matratzengruft“ bei Robert Lutz in Stuttgart erschienen sind. „Aus Theodor Storms Lebensgarten“ nennt Ludwig Bäte eine kurze Biographie, die er von Storms Tochter Gertrud entworfen hat. Es ist ein mit liebevoller Hand gezeichnetes Lebensbild. Eine sehr geschickt zusammengestellte Auslese von Aussprüchen Friedrich Theodor Vischers, die uns den Dichter, Denker und Streiter von verschiedenen Seiten beleuchten, bringt Rudolf Krauß auf den Büchermarkt (Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart). Dem 50jährigen Rudolf Herzog widmet Georg Sprengel einen Panegyrikus in Prosa („Rudolf Herzogs Leben und Dichten“; J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.). Über den Förderer der Freilichttheaterbestrebungen Ernst Wachler schrieb Curt Hotzel eine Studie (Edda-Verlag M. Ahnert, Cassel).

Unsere „Illustrirte Zeitung", von J. J. Weber in Leipzig, hat im vaterländischen Interesse Anspruch darauf, nicht bloß gelesen, sondern vor allen Dingen gegen die vierteljährliche Bezugsgebühr von 150 ℳ (Ausland 200 ℳ) auch ständig gehalten zu werden. Jeder gebildete Deutsche im In- und Ausland sollte dies tun.





Deutsche Gewerbeschau München 1922

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Schriftleiter Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Dr. Arthur Ploch; für den Anzeigenteil Ernst Medel; sämtlich in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3.
Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Generalvertreter für die Vereinigten Staaten von Nordamerika: Bertalan Barna, 42 Broadway, New York.